

Tage





Unsere Tage.

Blicke aus der Zeit in die Zeit.



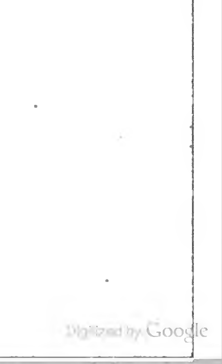
Dreiundfünfzigstes Heft.

Inhalt.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1863.



Unsere Tage.

Fünfter Band.

Zweite Folge. Erster Band.

Unsere Tage.

Blicke aus der Zeit in die Zeit.

Culturgeschichtliche Revue in zwanglosen Heften.



Fünfter Band.

Zweite Folge. Erster Band.

1863. 1864.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1864.

Inhalt des fünften Bandes.

(Zweite Folge. Erster Band.)



Namen- und Sachregister zum fünften Bande.

(Zweite Folge. Erster Band.)

Berichtigung:

Seite 607, Zeile 15 von oben lies: für **480** Mill. Fr., statt: 8 Mill. Fr.

Die

Bedeutung der Rheinischen Eisenbahn

für den Güterverkehr.

In der Handelsgeschichte Europa's nimmt Köln seit den ältesten Zeiten eine hervorragende Stellung ein. Als die Ubier zum ersten Male in der Geschichte auftraten, besaßen sie eine ausgebildete Landwirthschaft und einen ausgedehnten Handel, was schon aus der Thatsache hervorgeht, daß sie dem römischen Feldherrn Julius Cäsar eine Anzahl Schiffe zum Behufe seines Rheinüberganges zur Verfügung stellten. Nach ihrer Verpflanzung auf das linke Rheinufer traten sie mit Gallien in directe Handelsverbindungen, und die Bekanntschaft mit den Erzeugnissen der römischen Cultur trug dazu bei, dem mercantilen und industriellen Geist der Kölner einen neuen Anstoß zu geben. Mit der steigenden Bedeutung Kölns unter den Karolingern nahm seine materielle Thätigkeit einen weitern Aufschwung. Durch die Lage Kölns an einem gewaltigen Strome begünstigt und im Mittelpunkte eines großen von den Römern angelegten Straßennetzes befindlich, bildeten sich nach und nach verschiedene wichtige Handelswege aus, auf welchen die Kaufmannsgüter der ganzen im Mittelalter bekannten Welt der rheinischen Metropole theils zuströmten, theils durch ihre thätigen Kaufherren nach allen Richtungen versandt wurden. Durch Westfalen, Nassau und Hessen zogen sich Heer- und Handelsstraßen nach dem Norden, besonders nach Hamburg, Lübeck und Bremen, nach Münster, Magdeburg und Erfurt. Der Süden Deutschlands war von verschiedenen Handelsstraßen durchschnitten, die in Mainz und Frankfurt mündeten und entweder rheinaufwärts nach Straßburg und Basel, oder über Ulm, Augsburg, Regensburg, Linz und Wien nach Italien und der Levante führten. Ueber den Hundsrück ging eine vielbesuchte Straße nach Trier, Metz, Nancy und von dort in das Innere von Frankreich. Eine andere führte rheinabwärts über Nymwegen nach den niederländischen Handelsplätzen, ferner zogen die Saumrosse und Lastwagen der Kölnischen Kaufleute auf der Straße nach Aachen, Mastricht und Antwerpen.

Niederländische Producte, als Wollenzeuge, Tücher, Waffen u. s. w., wurden rheinaufwärts nach Mainz, Straßburg und Basel versandt. Der Norden lieferte Pelze, Felle und Bernstein über Erfurt und Frankfurt a. M. In Venedig, Wien und Regensburg wurden die Erzeugnisse des fernen Orients eingehandelt. Soest und Dortmund in Westfalen vermittelten die Beziehungen Kölns mit russischen und scandinavischen Handelsplätzen. Diese Handelsverbindungen erlangten durch Begründung der Hansa, deren thätigstes Mitglied die Stadt Köln war, größere Festigkeit und weitere Ausdehnung. Bald bedeckten Kölnische Handelsschiffe alle Meere. Einen wichtigen Handelsartikel nach England bildeten die Rhein- und Moselweine, die rheinabwärts über niederländische Häfen verführt wurden. Sowohl die Tuchweber Kölns wie seine Waffenschmiede galten im 12. und 13. Jahrhundert für die Könige der rheinischen Industrie. Wiederholte Aufstände der Weber und ihrer Anhänger unter den Zünften führten zu Hinrichtungen und Verbannungen, die Kölns Wohlstand schwere Wunden schlugen, indem sie die Grundlage eines beträchtlichen Exportshandels, die eigene Industrie, zum Theil vernichteten. Die Entdeckung Amerika's gab endlich dem Handel der rheinischen Städte eine andere Richtung. Als die Hansa verfiel, lösten sich zahlreiche Ver-

bindungen, wurden eine Menge Quellen des reichsten Erwerbes zum Versiegen gebracht. Hamburg, Lübeck und Bremen bemächtigten sich der Märkte, die seither hauptsächlich von Kölnischen Händlern versorgt worden waren. Im Jahre 1556 klagte Köln auf dem Städtetage zu Augsburg über die Holländer, welche die sogenannten Licentgebühren eingeführt hatten, und nur gegen Entrichtung dieser Abgaben den fremden Schiffen gestatten wollten, in den Häfen der spanischen Niederlande einzulaufen. Kaiser Rudolph versprach Abhilfe, that aber nichts, und so fuhren die Holländer fort, zu Gunsten ihrer Seehäfen dem rheinischen Handel schwere Wunden zu schlagen. Ja, sie erkühnten sich sogar, mit ihren Kriegsschiffen nach Köln und Andernach zu fahren, und sich auf eigene Faust Recht zu verschaffen.

Während der Stürme des dreißigjährigen Krieges konnte der herrschenden Unsicherheit in allen Gauen Deutschlands halber von großartigen Handelsunternehmungen der Kölner keine Rede mehr sein. Zwar enthielt die Münster'sche Friedensacte ausdrückliche Bestimmungen über die freie Rheinschifffahrt und den Handel der Rheinstädte, allein die Niederländer kehrten sich nicht an sie und fuhren in ihrem systematischen Bestreben consequent fort, den Rhein zu sperren, und sich selber alle Vortheile des Handels auf diesem Strome zu sichern. Endlich brach die französische Revolution aus, und die Heere der Republik überschwemmten das linke Rheinufer. Die freie, einst reichsunmittelbare Stadt wurde eine Municipalstadt Frankreichs und dadurch aus ihren Jahrhunderte hindurch bewahrten Verbindungen losgerissen. Das Grundeigenthum wurde total entwerthet; der Hafen und die Werfte waren verödet, denn rings um die Stadt dehnte sich ein Netz französischer Douaniers, die beide Ufer gegen einander absperrten, der Zwischenhandel ging fast ganz zu Grunde, und nur der Eigenhandel hob sich einigermaßen empor. Köln hatte im Jahre 1800 eine Bevölkerung von 39,000 Seelen. Nachstehende Tabelle gibt ein Bild der Handelsbewegung Kölns zur Zeit des Napoleonischen Kaiserreichs.

Angekommene Waaren in den Jahren:

	1807.	1808.	1809.
		Centner.	
Aus Holland	588,970	251,423	77,979
Von der Ruhr	476,452	571,250	476,462
Vom Niederrhein	27,213	7,736	27,026
Vom Mittel- und Oberrhein	1,190,469	1,009,007	816,058
Von der Mosel	417,419	315,517	323,453
Von der Lahn	7,888	6,557	2,719
Vom Main	76,299	9,293	1,349
Zusammen	2,798,450	2,190,109	1,737,609

Abgegangene Waaren in den Jahren:

	1807.	1808.	1809.
		Centner.	
Nach Holland	1,203,727	558,497	350,131
Nach der Ruhr	9,878	20,166	197,390
Nach dem Niederrhein	654,423	294,078	95,968
Nach der Mosel	48,499	18,589	13,858
Nach der Lahn	—	490	534
Nach dem Main	2,579	7,278	11,483
Nach dem Neckar	700	2,410	—
Zusammen	2,421,522	1,202,062	891,639

Im Jahre 1812 kamen an:
2,731,861 Centner,
gingen ab:
1,747,349 Centner.

Bei näherer Prüfung der im genannten Jahre zu Köln angekommenen und von dort abgegangenen Waaren ergiebt sich, daß die Einfuhr der Colonialwaaren aus Holland,

die sonst einen Hauptzweig des Rheinhandels bildete, ganz aufgehört hatte. Köln und die übrigen Städte des Niederrheins mußten ihren Bedarf an diesen Waaren vom Oberrhein beziehen. Es war dieses die Folge der Continentalsperre, die den Rheinhandel so sehr schwächte, daß die Zolleinnahmen bei der Bergfahrt, die 1807 noch 1,386,591 Francs betrugen, 1809 nur noch 380,870 Francs ergaben. Auf die wiederholten, aber unberücksichtigt gebliebenen Klagen der Handelskammern von Köln und Mainz über die traurige Lage des Handels und der Schifffahrt auf dem Rheine langte endlich von Paris der Bescheid an, die Handelskammern hätten zu schweigen und sich mit Verwaltungsangelegenheiten zu beschäftigen.

Mit dem Sturze Napoleon's und der Besitzergreifung der Rheinlande durch Preußen brach auch für den Handel Kölns und der andern größern Städte am Rhein eine neue Aera an. Auf Grund des 5. Artikels des Pariser Friedens wurden 1815 Berathungen über die Regulirung der Rheinschifffahrt begonnen. Mittlerweile suchte die preußische Verwaltung durch Förderung von Handel und Gewerbe, Anlegung neuer Straßen und Verbesserung der vorhandenen die materiellen Interessen ihrer neuerworbenen Gebietstheile zu heben. Unter ihrer segnenden Hand öffneten sich auf allen Seiten neue Quellen des Absatzes, gefördert durch neue Industriezweige, deren Producte ihren Weg auf die Weltmärkte fanden, und Vermehrung wie Verbesserung der vorhandenen Communicationsmittel. Als am 26. October 1824 das erste Dampfbot „Seeländer" von Rotterdam nach Köln fuhr, war für den Rheinverkehr eine folgenreiche That geschehen. Der erste Versuch, wenn auch noch so mangelhaft in seiner Ausführung, zeigte doch, welche Erfolge der Handelsstand von dieser Anwendung der Dampfkraft auf die Schifffahrt erwarten dürfe. Im Jahre 1827 trat in Köln eine auf Actien begründete Dampfschifffahrtsgesellschaft in's Leben. Ihre Bote fuhren anfangs zwischen Arnheim und Köln. Im Jahre 1832 wurden aber die Fahrten bis Mannheim und ein Jahr später bis Straßburg ausgedehnt. Der Kölnischen Dampfschifffahrtsgesellschaft folgten die Düsseldorfer und die niederländische. Je mehr die Dampfkraft in Aufnahme kam, desto näher lag der Gedanke, rheinaufwärts die Segelschiffe durch Dampfbote schleppen zu lassen, und so sehen wir denn im Laufe der Zeit verschiedene Schleppschifffahrtsgesellschaften auf dem Rheinstrome in Thätigkeit, die durch Ermäßigung der Frachten nicht wesentlich zur Hebung des Rheinhandels beitrugen.

Kölns Handelsblüthe hob sich unter diesen Verhältnissen mehr und mehr, namentlich seit der Zollverein begründet wurde, und die Beseitigung der Zollschranken im Innern Deutschlands eine größere Ausdehnung des Absatzkreises zuließ. Der Steigerung seiner Handelsthätigkeit entsprach der Aufschwung seiner Industrie, unter deren mannichfachen Zweigen die Zuckerraffinerie den ersten Rang einnahm. Die hohen Rheinzölle vertheuerten noch immer die über holländische Häfen bezogenen transatlantischen Producte, vor Allem Rohzucker, Kaffee, Tabak, Häute und Rohbaumwolle. Hatte schon die Einführung von Dampfschiffen in den Kreis der Transportmittel einen wesentlichen Umschwung in dem Verkehrswesen bewirkt, so mußte die Eisenbahn sich noch umgestaltender erweisen. Auch in dem benachbarten Belgien waren die altberühmten Handelsstädte unter dem Segen einer liberalen, alles Gute fördernden Regierung wieder aufgeblüht. Besonders war solches mit dem Seehafen Antwerpen der Fall, dessen Kaufleute von jeher den Kaufherren Kölns enge befreundet waren. Auch Antwerpen hatte die Periode des höchsten Glanzes erlebt — dafür war sein Fall auch um so tiefer gewesen, während sich Amsterdam und Rotterdam zu Seehäfen ersten Ranges erhoben. In Köln war die alte Verbindung mit Antwerpen nicht vergessen worden. Als der Gedanke auftauchte, eine Eisenbahn nach der belgischen Grenze zu bauen, um die Verbindung mit Antwerpen wieder zu eröffnen, und Köln zum Markte für die überseeischen Producte, zum Stapelplatz für einen großen Theil Deutschlands zu erheben, da rührte sich der alte Geist der Kölner. Es constituirte sich 1833 eine Actiengesellschaft zum Bau der Rheinischen Bahn von Köln bis zur belgischen Grenze, die sich dort an die belgischen Linien anschließen sollte und deren klar ausgesprochener Zweck war, die Jahrhunderte alte Verbindung Kölns mit der Nordsee sowie den Handelsstädten Belgiens wieder herzustellen, um den schwer auf der Schifffahrt lastenden Rheinzoll zu umgehen.

Es liegt nicht in unserer Absicht, die Entstehungsgeschichte der Rheinischen Eisenbahn im Detail zu besprechen. Große Schwierigkeiten waren zu überwinden, denn Schienenwege waren damals noch neu in Deutschland, und es hielt schwer, dem Publicum das nöthige Vertrauen in die Zukunft des Unternehmens und die Rentabilität der darin angelegten Capitalien beizubringen. Selbst der Staat lehnte die Gewährung einer Zinsgarantie ab. Allein der Handelsstand Kölns gab den Gedanken nicht auf, die Verbindung des Rheins mit der Nordsee durch eine Eisenbahn herzustellen. Das Actiencapital im Betrage von 1,800,000 Thalern in Actien von 250 Thalern wurde gezeichnet, und am 25. Juni 1835 constituirte sich die Gesellschaft durch Vollziehung ihres Statuts. Jetzt trat das Localinteresse der Stadt Aachen hindernd entgegen. Um eine große Anzahl durch das Terrain gebotener Kunstbauten zu vermeiden, sollte diese Stadt durch eine Zweigbahn mit der Hauptbahn verbunden werden. Erst im Jahre 1837 kam eine Einigung zu Stande, in Folge dessen für die Bahn die heute von ihr inne gehaltene Richtung festgestellt wurde. Unter Hansemann's umsichtiger und energischer Direction wurde das Werk begonnen. Am 2. August 1839 konnte schon eine kurze Strecke der Bahn bis Müngersdorf eröffnet werden. Am 6. September 1841 war die Strecke bis Aachen, und am 15. October 1843 jene bis zur belgischen Grenze zum Anschluß an die belgischen Eisenbahnen vollendet. Das Dampfroß sauste also durch die fruchtbaren Fluren des Kölnischen Landes, der alten Grafschaft Jülich und die Industriebezirke Stolbergs, Eschweilers und Aachens, den Bewohnern ein Zeichen, daß eine neue Epoche ihrer materiellen Entwicklung beginne. Zerschnitt auch die Bahn viele Existenzen, die auf dem seitherigen Personen- und Gütertransporte beruhten; wurden auch viele Straßen zeitweilig verödet, so eröffneten sich doch binnen Kurzem andere neue Quellen des Erwerbs, und wenn hier eine Anzahl Fuhrleute außer Thätigkeit traten, so fanden sie dort wieder reichlichen Verdienst, indem gute fahrbare Wege zu den Stationen gebaut wurden, und der Verkehr mit den seitwärts des Bahngebiets gelegenen Gegenden [illegible] Ortschaften von Monat zu Monat sich [illegible] gestaltete.

Die Rheinische Eisenbahn berührt von Köln bis zur belgischen Grenze vier, in der Industriegeschichte der Vergangenheit wie der Gegenwart bedeutsame Orte, und zwar: Düren, Eschweiler, Stolberg und Aachen. Die Stadt Düren, an den Ausgängen der Eifel und in einer fruchtbaren Ebene gelegen, war im 11. Jahrhundert eine Reichsstadt und vorübergehend Sitz der Kaiser, die ihr das Münzrecht, eigenes Maß und Gewicht und eine freie Verfassung verliehen hatten. Sie vermittelte den Handel der Eifelortschaften mit Köln, und erfreute sich einer eigenen regen Gewerbthätigkeit, so daß uns die Geschichte dieser Stadt viele glänzende Bilder rheinischen Bürgerlebens vor Augen führt. Aus den Kriegen und Verwüstungen hob sich Düren wie ein Phönix aus der Asche empor. Seine Fabriken verschaffen vielen fleißigen Händen lohnenden Erwerb, führen durch Hunderte von Canälen den Bewohnern die Mittel zu, sich alle Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Das äußere und innere Ansehen Dürens bekundet den hier herrschenden Wohlstand. Es befinden sich hier Streichgarnmaschinenspinnereien, Wollwebereien, Strumpfwirkereien, bedeutende Tuchfabriken, Färbereien, Tapeten- und Papierfabriken, Eisendrahtmühlen, Eisen-, Stahl- und Blechwaarenfabriken, ferner ein wichtiger Getreidehandel, da das jülicher Land von jeher als die rheinische Kornkammer berühmt war. Durch die Verbindungen mit den productionsarmen Eifelorten, sowie mit den von einer wohlhabenden Bevölkerung bewohnten Dörfern der nähern und entferntern Umgegend bezieht Düren eine bedeutende Quantität Güter aller Art, während sein eigener Consum, sei es nun zum täglichen Leben, sei es zu Zwecken der Gewerbthätigkeit, ferner der Absatz seiner Fabriken, nicht unbeträchtliche Factoren der Frequenz für die Rheinische Eisenbahn bilden.

Bei Eschweiler tritt uns eine großartige Montan- und Metallindustrie entgegen. Die Kohlenbergwerke werden schon vor mehreren Jahrhunderten urkundlich genannt. Im Jahre 1492 ließ der Herzog von Jülich die Bergmannsrechte von Eschweiler nach dem ältern Bergweisthum zu Call entwerfen. Im Jahre 1640 sind die dortigen Kohlenwerke im Besitze der Herzöge von Jülich. Seit in der Neuzeit Kohlen und Eisen so zu sagen die Grundlagen aller gewerblichen Thätigkeit

bilden, ist das Thal der Inde der Sitz einer rastlosen, Tag und Nacht die Erde nach ihren Schätzen durchforschenden, oder diese zum weitern Gebrauche verarbeitenden Thätigkeit geworden. Bei Eschweiler-Aue gewahrt man schon rings auf den Höhen die riesigen Kamine der Kohlenwerke, aus dem grünen Kranze der Bäume emporragend, während sich dicht neben der Bahn die rauchgeschwärzten ausgedehnten Gebäude eines Hüttenwerkes zeigen. Die der Actiengesellschaft Phönix gehörigen Etablissements arbeiteten 1861 mit 17 Puddel- und 14 Schweiß- resp. Glühöfen und fabricirten 18,872,887 Pfund Handels- und profilirtes Eisen, Bleche, Räder und Rädermaterial, Schmiedestücke und Gußstücke, wozu 23,750,169 Pfund Roheisen verarbeitet wurden.

In gewisser Hinsicht bildet Eschweiler und das 1½ Stunde entfernte Stolberg ein Ganzes. Auch dort befinden sich eine Menge Kohlenwerke, Drahtfabriken und andere gewerbliche Etablissements, die uns bei einer Wanderung durch das Indethal auf Schritt und Tritt fesseln. Stolberg ist besonders wichtig wegen seiner Messingfabriken, die ganz Europa, Amerika und die Levante versorgen. Hierzu kommen noch Tuch-, Nadel-, und Messerfabriken, Glashütten, eine Spiegelmanufactur, Zinkschmelzhütten u. s. w. Die in Stolberg vor einigen Jahren eingeführte Fensterglasfabrication liefert den Städten Aachen und Köln mit ihrer Umgebung allein jährlich 25—30,000 Kisten. Die Zinkwalzwerke sowie die Etablissements für Verarbeitung des Zinks zu architektonischen Zwecken bringen nicht minder bedeutende Mengen in den Handel. In **Hasselt** bei Eschweiler befindet sich ein Etablissement zur Fabrication von Rädern, Eisenbahnbrücken und Maschinentheilen. Auch hier genügt es, die Hauptindustriezweige anzugeben, um die gewerbliche Thätigkeit des Bahngebietes selbst zu charakterisiren. Die Gewinnung von Steinkohlen sowie die Verarbeitung der Erze und des Roheisens bilden den Schwerpunkt, auch in Aachen. Das Wurmthal ist nicht minder reich an Kohlenlagern, wie das Indethal, jedoch unterscheiden sich die des letztern von jenen des erstern dadurch, daß sie zu den schwefelreichen Fettkohlen gehören, die sich am besten in Eisenhütten und Gießereien verwenden lassen, während die Kohlen des Wurmreviers sogenannte Trockenkohlen sind, die sich besser zum Hausbrand eignen.

Aachen ist schon als Sitz der Bezirksregierung und vieler anderer Civil- und Militärbehörden, ferner als vielbesuchter Badeort für die Eisenbahn wichtig. Noch mehr ist dieses der Fall durch die dortige industrielle Thätigkeit und den ausgedehnten Handel nach allen Welttheilen. Aachens Tuchmanufacturen werden schon im 12. Jahrhundert urkundlich genannt. Seine Tuchhändler hatten große Freiheiten und hießen Mercatores regii. Friedrich der Rothbart gab der Stadt das Münzrecht und einen Jahrmarkt, welchen zu besuchen er den Fabrikanten und Handelsleuten von Brabant und Flandern erlaubte. Karl IV. ertheilte 1359 den Fabrikanten zu Aachen die Erlaubniß, mit ihren Tüchern und andern Erzeugnissen in ganz Deutschland Handel zu treiben, ohne eine Abgabe zu entrichten. Im 14. Jahrhundert hatten sie große Lagerhäuser in Venedig und Antwerpen. Im Jahre 1665 wurden die Protestanten ganz aus Aachen vertrieben. Da sie meistens aus Fabrikanten und Handwerkern bestanden, die sich im Jülich'schen, Bergischen und Clevischen ansiedelten, so ging Aachens gewerbliche Blüthe zurück, während die der genannten Gegenden aufkam. Heute nehmen seine Tuch- und Nähnadelfabriken wieder eine hervorragende Stellung im Zollverein ein. Außerdem besitzt Aachen eine große Zahl anderer Fabriken, darunter Eisengießereien, Maschinen- und Dampfkesselfabriken u. s. w., deren nähere Schilderung uns zu weit von dem vorgesteckten Ziele abführen würde.

Die wichtigsten Kohlengruben befinden sich bei Herzogenrath, sowie bei Bardenberg. Die Vereinigte Gesellschaft für Kohlenbergbau betreibt die Ausbeutung dieser Kohlenlager, während die Actiengesellschaft **Concordia** für Bergbau und Hüttenbetrieb mehr ihre Thätigkeit auf Gewinnung und Verhüttung von Erzen im Bergamtsbezirk Düren richtet. Das Associationswesen hat auch hier wie anderwärts viel zur Hebung und Förderung der Montan- und Metallindustrie beigetragen. Die vielen Eisen-, Zink-, Blei- und Glashütten, die Drahtziehereien und Messinghütten u. s. w. consumiren einen großen Theil der im Inde- und Wurmrevier geförderten Steinkohlen. Nach Vollendung der Tiefbauten, die nahe bevorsteht, hofft man,

mit Erfolg den Ruhrkohlen im Bahngebiete der Rheinischen Eisenbahn wie in der Eifel Concurrenz zu machen.

Vorstehende Angaben liefern in allgemeinen Umrissen ein Bild der gewerblichen Thätigkeit im Bahngebiete der Rheinischen Bahn von Köln bis Aachen, und zwar jener Thätigkeit, auf der hauptsächlich ihr Binnengüterverkehr beruht. Die Verbindung mit den belgischen und den in Köln mündenden Schienenwegen, deren nähere Betrachtung uns weiter unten beschäftigen soll, sichert ihr den directen Güterverkehr, dessen Ausdehnung Gegenstand der steten Sorgfalt der Direction ist. Belgiens industrielle und mercantile Bedeutung hat in den letzten zwanzig Jahren ungeheuer zugenommen. Im Besitze reicher Kohlen- und Eisenlager, sowie von Canälen und Eisenbahnen durchzogen, mußte sich in diesem glücklichen und von der Natur überreich bedachten Lande, nachdem es seine staatliche Selbständigkeit erlangt hatte, binnen Kurzem eine schwunghafte materielle Production und ein reges Verkehrswesen entwickeln. Dem Belgier ist Thatkraft, Ausdauer, Unternehmungsgeist und Klugheit in Benutzung der Umstände in hohem Grade eigen. Die weise Handelspolitik der Staatsregierung entfaltete zur schönsten Blüthe, was Jahrhunderte vorgebildet hatten. Im Besitze des Meeres, galt es, die Schifffahrt zu heben, durch Handelsverträge mit benachbarten Ländern, durch Gründung von Banken und Vermehrung der Communicationsmittel den heimischen Gewerbefleiß zu fördern und den Nationalwohlstand zu mehren. Ein ähnliches Bild finden wir im Rheinthale, dessen Kohlen- und Erzreichthum gleiche Verhältnisse bedingt wie in Belgien, während die Rührigkeit der Bevölkerung und ihre Neigung für den Handel Gemeinsamkeit der Abstammung verräth, die sich auch historisch und ethnologisch erweisen läßt.

Im Jahre 1842 transportirte die Rheinische Eisenbahn im Binnenverkehr 538,616 Centner Güter mit einem Geldertrage von 49,945 Thaler. Im Jahre 1843 betrug das Quantum schon 1,379,574 Centner und der Ertrag 108,232 Thaler. Am 2. November 1843 wurde der belgisch-rheinische Gütertransport eröffnet. Er entwickelte sich äußerst rasch, so daß bis Ende 1843 schon [illegible]00 Centner belgische Güter, darunter [illegible] Centner Roheisen, mittelst der Rheinischen Eisenbahn nach Rheinpreußen transportirt wurden. Von Antwerpen gingen täglich durchschnittlich 1400 Centner Handelsgüter nach Aachen und Köln, während nur 17,123 Centner von Köln und Aachen nach Belgien ausgeführt wurden. Allein diese geringen Anfänge dienten nur dazu, die Direction zu größerer Thätigkeit in Förderung dieses directen Güterverkehrs anzuspornen. Belgischerseits erkannte man ebenfalls die Wichtigkeit der Verbindung mit den Rheinlanden. Die Steigerung des Güterverkehrs überhaupt zeigt folgende Uebersicht:

	Centner.		Centner.
1841 .	47,730	1849 .	2,999,456
1842 .	538,614	1850 .	3,802,204
1843 .	1,379,574	1851 .	3,334,701
1844 .	2,755,148	1852 .	4,497,524
1845 .	3,246,668	1853 .	5,212,962
1846 .	3,809,131	1854 .	6,619,497
1847 .	6,033,504	1855 .	7,518,278
1848 .	2,702,322	1856 .	7,734,320

Mit dem Jahre 1857 wurde das Unternehmen der Rheinischen Eisenbahn durch Hinzutritt einer neuen Linie vergrößert, so daß ihre Verhältnisse von diesem Zeitpunkt an nach neuen Gesichtspunkten zu betrachten sind. Es wurde nämlich die Bahn von Köln nach Rolandseck erworben, und diese bis Bingerbrück zum Anschlusse an die Hessische Ludwigsbahn weiter gebaut. Ferner übernahm die Rheinische Eisenbahngesellschaft die Köln-Crefelder Bahn und baute diese bis Cleve aus. Während auf der einen Seite der uralte Handelsweg nach Süddeutschland und der Schweiz durch das Rheinthal wieder gewonnen wurde, bahnte sich auf der andern Seite eine Schienenverbindung mit den holländischen Seehäfen Amsterdam und Rotterdam über Nymwegen an. Da die holländische Regierung Schwierigkeiten machte, so wurde der Bau einer Zweigbahn von Cleve nach Elten mit einer Trajectanstalt bei diesem Orte und weiter nach Zevenaar, einer Station der Niederländischen Rheinbahn, beschlossen. Nach Vollendung dieser Linie ist jene Verbindung mit der Nordsee geschaffen und es wird dann möglich sein, die transatlantischen Güter zu Amsterdam oder Rotterdam direct aus den Seeschiffen in die Eisenbahnwaggons zu verladen und sie auf Grund der bestehenden Verträge, durch welche directe Verkehre gebildet wurden, beispiels-

weise ohne sonderlichen Aufenthalt bis Basel und Triest laufen zu lassen. Die Eigenthümer der Güterwaggons zahlten den betreffenden Bahnverwaltungen eine nach der Zahl der durchlaufenen Meilen zu berechnende Miethe. Da jede Zwischenexpedition wegfällt, und die Schnelligkeit des Transports mittelst Eisenbahn begreiflicherweise viel größer ist als auf den Flüssen; da ferner die genannten Eisenbahnverbände einen einheitlichen Tarif adoptiren, der geeignet ist, die auf einer bestimmten Route sich bewegenden Güter den Eisenbahnen zuzuwenden, andere ihr durch die Concurrenz entfremdeten Güter wieder zu verschaffen, so erklärt es sich, daß die directen Verkehre rasch große Frequenz gewinnen, weshalb auch die Eisenbahnverwaltungen der Ausbildung des Verbandswesens alle Sorgfalt zuwenden.

Es ist dieses besonders von Seiten der Rheinischen Eisenbahngesellschaft da geschehen, wo es galt, der Rheinbahn die Concurrenz mit der Rheinschifffahrt sowie mit benachbarten Bahnen zu erleichtern. In Folge der hohen Rheinzölle sowie der Durchgangszölle hatten sich im Laufe der Jahre Güter, die in Massentransporten rheinaufwärts befördert wurden, andere Routen gesucht und waren also dem Verkehre des Rheinthals förmlich entfrembet.

Die französische Ostbahn bot Alles auf, durch einen ermäßigten Tarif den Waarenzug von England nach Basel und Straßburg über Havre zu leiten. Dem Bremer Handelsblatte zufolge stieg der Verkehr von Havre nach Deutschland von 10,770 Centner im Jahre 1856 auf 35,528 Centner im Jahre 1857, und zwar meistens Rohbaumwolle und Kaffee, die früher auf dem Rheine transportirt worden waren. Die Spinnereien in Baden, Würtemberg, Baiern und der Schweiz empfingen auf diesem Wege ihren ganzen Bedarf an Rohbaumwolle. Selbst Ludwigshafen und Mannheim bezogen über Metz und Forbach von Havre Kaffee, Baumwolle und andere Colonialwaaren. Im Jahre 1857 konnten schon 20 Centner Baumwolle von Liverpool aus über Havre nach Basel zu 98 Francs 46 Centimen transportirt werden, während dasselbe Quantum früher 122½ Francs kostete. Neuerdings soll sich die Fracht noch niedriger stellen. Eine zweite Concurrenzroute bildete sich von Antwerpen über Luxemburg nach Straßburg oder Ludwigshafen aus, seit die Verbindung Belgiens mit dem Großherzogthum Luxemburg resp. mit Metz und Saarbrücken hergestellt war, während eine dritte von den Nordseehäfen mittelst der Eisenbahnen durch Baiern, Würtemberg und Baden nach der Schweiz führte.

Angesichts dieser Thatsachen mußten Ausnahmemaßregeln getroffen werden, sollte die Rheinbahn für den directen und internationalen Güterverkehr die ihr zustehende Bedeutung erlangen. Es wurde ein Differentialtarif eingeführt, der zwar bei dem rheinischen Handelsstande vielfache Anfechtung fand, sich aber für seinen Zweck als geeignet erwies, besonders für die Transporte aus Belgien rheinaufwärts nach Mainz oder Ludwigshafen, die ja sonst den französischen und belgischen Bahnen zugefallen wären.

Die Erfahrung lehrte auch hier, daß eine Eisenbahn ganz gut neben einem schiffbaren Strome bestehen könne. Wie eine Bahn von Wien nach Pesth neben der Donauschifffahrt, die Bahn durch's Loirethal neben der Schifffahrt existirte, so geschah es auch im Rheinthale. Im Winter war die Rheinschifffahrt ganz gehemmt. Dann fielen der Bahn von selbst die Güter rheinauf- und rheinabwärts zu. Allein auch solche Güter wurden per Eisenbahn befördert, bei denen es mehr auf Schnelligkeit als Billigkeit der Fracht ankam. Die durch den Rheinischen Eisenbahnverband gewährten Vortheile bestanden auch im Wegfall aller Zwischenspesen und des zeitraubenden Umladens. Während die Dampfschiffe beispielsweise Güter bis Mainz beförderten, die nun dort auf's rechte Rheinufer und auf die Taunusbahn zum Weitertransport geschafft werden mußten, verlud die Eisenbahn direct von Köln bis Basel, was für gewisse Güterclassen von großer Wichtigkeit war. Zudem schuf die Erleichterung des Verkehrs, die Heranziehung neuer Absatzkreise, die Erschließung neuer Quellen der Production und Consumtion, die rasche Verbindung entfernter Punkte unter sich und die Steigerung der Absatzfähigkeit früher unverkäuflich gewesener Bodenerzeugnisse eine gesteigerte Industrie- und Handelsthätigkeit, so daß sich die Rheinschifffahrt und die Eisenbahn gegenseitig in die Hände arbeiteten, ohne von der Concurrenz empfindlich berührt zu werden.

Statt einer Bahn von Köln bis zur belgischen Grenze, die circa 11 Meilen lang

war, sehen wir heute das Rheinische Eisenbahnunternehmen aus drei gleich wichtigen Linien bestehen, von welchen die eine nach dem Oberrhein und Süddeutschland, die andere nach Belgien und Frankreich, die dritte nach Holland reicht, während die stehende Brücke zu Köln die Verbindung mit dem rechtsrheinischen Schienennetze unterhält. Es lag in der Natur der Verhältnisse begründet, daß die Ausdehnung des Unternehmens auch eine Steigerung des Güterverkehrs zur Folge haben mußte. Anschließend an obige Zahlen geben wir im Nachstehenden eine Uebersicht des Gesammtgüterverkehrs seit 1856. Derselbe betrug:

1857 . . .	7,957,589	Centner.
1858 . . .	9,038,020	„
1859 . . .	7,727,687	„
1860 . . .	11,465,980	„
1861 . . .	15,957,080	„

Im Jahre 1860 wurde nicht bloß die Strecke Köln-Bingen in ihrer ganzen Ausdehnung dem Betriebe übergeben, es fand auch die Verschmelzung mit der Köln-Crefelder Eisenbahn statt, die von diesem Augenblicke an aller Vortheile theilhaftig wurde, welche eine einheitliche Verwaltung sowie die Verbindung mit einem großartigen Bahnsysteme gewähren kann. Die Steigerung des Güterverkehrs um das Doppelte ist aber auch gleichzeitig eine Folge der Einrichtung directer Verkehre mit den anstoßenden Bahnen und über diese hinaus bis Baiern, Oesterreich, der Schweiz und Thüringen. Während im Jahre 1855 der rheinisch-belgische Verkehr im Import 1,778,533 Centner, im Export 1,227,486 Centner, also im Ganzen 3,006,020 Centner mit 816,516 Francs oder 215,963 Thaler aufzuweisen hatte, gestaltete sich derselbe von 1858 ab in folgender Weise:

	Import. Centner.	Export. Centner.	Total. Centner.
1858 .	2,963,163	669,460	3,632,623
1859 .	1,628,402	768,399	2,396,801
1860 .	1,156,052	863,128	2,019,180
1861 .	1,038,900	1,187,273	2,226,173

Die hier zu Tage tretende Verminderung der Einfuhr aus Belgien ist in volkswirthschaftlicher Hinsicht von Wichtigkeit. Betrachten wir zunächst die Steinkohleneinfuhr, so ergiebt sich schon, daß belgische Gruben nach Preußen versandten:

1858 . . .	241,080	Centner.
1859 . . .	118,260	„
1860 . . .	1,500	„
1861 . . .	500	„

Der beste Beweis, daß die belgischen Steinkohlen den unsrigen keine Concurrenz mehr machen. Aber auch die Hütten des Nachbarlandes fanden bei uns nicht mehr den frühern Absatz, seit unsere eigene Eisenproduction einer bedeutenden Entwicklung entgegengeführt war. Belgien importirte:

	1858	1859	1860	1861
Roheisen	938,511 Ctr.	397,446 Ctr.	285,025 Ctr.	114,018 Ctr.
Guß- und Schmiedeeisen . .	339,704 „	161,842 „	3504 „	121,568 „
Eisenwaaren	3980 „	10,134 „	1702 „	1433 „
Schienen, Räder u. s. w. . .	3856 „	11,604 „	1283 „	—
Maschinen und Maschinentheile	20,823 „	12,788 „	9174 „	15,680 „

Die stärkste Reduction erlitt die Einfuhr von Roh- und Schmiedeeisen, die heute kaum mehr in Betracht kommt, dank den energischen Anstrengungen unserer Hüttenbesitzer, die durch zweckmäßige technische Einrichtungen ihre Selbstkosten ermäßigten und durch unausgesetzte Agitation die Beseitigung der Eisensteinabgaben, Ermäßigung der Bergwerkssteuern und Reduction der Kohlenfrachten erzielten. Leider können wir nicht mit derselben Zuversicht ein Erliegen der englischen Concurrenz behaupten, obgleich auch diese mehr und mehr an Kraft verliert.

Bei andern Waaren stellte sich die Einfuhr aus [illegible]

	1858. Centner.	1859. Centner.	1860. Centner.	1861. Centner.
Oel . . .	58,212	82,622	10,434	23,195
Rohbaumwolle u. Garne .	21,695	41,435	34,594	32,818
Kaffee . .	8841	12,362	5624	10,260

Seit 1859 ist der Baumwollimport im Abnehmen, was ohne Zweifel auf Rechnung der oben geschilderten Concurrenzrouten zu schreiben ist. Dasselbe ist mit Kaffee der Fall, der inzwischen 1861 wieder in stärkern Quantitäten zur Einfuhr gelangte.

Neben dem rheinisch-belgischen Verkehr existirt auch ein französisch-belgischer Verkehr im

directen Anschluß an die französischen Bahnen. In demselben gelangte zur Beförderung:

	Import.	Export.
1858 .	202,439 Ctr.	82,212 Ctr.
1859 .	149,529 „	88,637 „
1860 .	172,007 „	139,179 „
1861 .	184,617 „	185,534 „

Auch hier sind die Schwankungen in der Ein- und Ausfuhr Folge der wechselnden Handelsconjuncturen, wie dieses bei internationalen Beziehungen nicht anders sein kann. Anders gestaltet sich das Verhältniß im Binnengüterverkehr der Rheinischen Bahn, also auch auf den Strecken Köln-Herbesthal, Köln-Bingen und Köln-Crefeld. Wir haben erstere Route in ihren industriellen Beziehungen kurz geschildert. Zwischen Köln und Bingen liegen auf einer Strecke von circa 20 Meilen viele Städte mit einer reichen Handels- und Gewerbsthätigkeit, mit einer starken Production und Consumtion und allen sonstigen Vorbedingungen ausgerüstet, welche die Ertragsfähigkeit einer Eisenbahn sicher stellen können. Das platte Land bis dahin, wo das Gebirge nahe an den Strom tritt, ist stark bevölkert und eine blühende Agricultur sorgt für Erzielung der Bedürfnisse des täglichen Lebens, die neben den Rhein-, Ahr- und Naheweinen wesentliche Bestandtheile des Handels in Landesproducten bilden. Sowohl der rheinische Wein- als Getreidehandel sind uralt. Die Ubier kannten schon das Mergeln des Bodens, was eine vorgeschrittene Landwirthschaft voraussetzt, und Kaiser Probus sorgte für Anlegung von Weinbergen auf den sonnigen Höhen des Rheines und der Mosel. Bacharach, St. Goar und Remagen trieben im Mittelalter einen starken Weinhandel, besonders nach England. Sinzig besaß im achten Jahrhundert bedeutenden Weinbau, denn Hugo, der karolingische Bastard, begehrte 885 vom Kaiser Karl dem Dicken unter andern rheinischen Städten auch Sinzig, der Menge und Güte des hier gezogenen Weines halber; die vielen lombardischen Geldwechsler, die dort wohnten, sprechen für die Lebhaftigkeit der Handelsbeziehungen, die sich namentlich nach der Eifel erstreckten.

Brühl und Bonn vermitteln heute diese Beziehungen. Besonders gehen Ruhrkohlen von Brühl nach den Eifelortschaften. Bonn versorgt die Gegenden an der untern Sieg, im Siebengebirge, wie in der Vordereifel mit ihrem Bedarf an Gütern aller Art, die nicht selbst erzeugt werden können. Remagen, Sinzig, wo sich das Ahrthal öffnet, Andernach, gewissermaßen die Hauptstadt des gewerbreichen Maienfeldes, mit seinen ausgedehnten Mühlsteinbrüchen und der baierischen Bierbrauerei, Neuwied auf dem rechten Rheinufer, Koblenz an der Mündung der Mosel in den Rhein gelegen, Boppart, St. Goar, Bacharach, Oberwesel und Bingen, wo die Nahe mündet, und die Rhein-Nahebahn sich anschließt, brauchen nur genannt zu werden, um die Wichtigkeit der Bahn zur Vermittlung des Güterverkehrs im Rheinthale hervorzuheben. Jedes auf den Rhein sich öffnende Thal zu beiden Seiten des herrlichen Stromes führt dem Schienenwege kleine und große Quellen der Frequenz zu. Die Sorgfalt der Regierung für die Anlage guter Straßen kommt dem Eisenbahnverkehr wieder zu Statten, indem sie den Verkehr der auf dem Westerwalde, dem Hundsrück und in der Eifel gelegenen Ortschaften mit der Bahn gestattet. Coblenz besitzt verschiedene Fabriken, darunter Blech-, Maschinen-, Tapeten- und Tabacksfabriken, einen ausgedehnten Wein-, Getreide-, Spiritus- und Oelhandel. Im Jahre 1860 wurden dort auf dem Rheine angefahren 1,013,820 Centner, abgefahren 260,876 Centner; auf der Mosel angefahren 1,617,489 Centner, abgefahren 205,790 Centner. Ferner kamen in Coblenz an und wurden abgefertigt aus Häfen der Lahn, von Orten oberhalb Coblenz, Mainz, Mainhäfen und Orten am Neckar 269,337 Centner.

Seit Trier mit dem Großherzogthum Luxemburg, mit Belgien, Frankreich, der Rheinpfalz und dem Nahethal durch Eisenbahnen verbunden ist, hat sich der Güterverkehr der Mosel nach beiden Richtungen sehr gehoben. Ein großer Theil der Gütermengen wird per Eisenbahn nach und von Coblenz befördert, in sofern sie aus dem Rheinthal kommen oder dorthin bestimmt sind. Ferner führt die Rhein-Nahebahn der Rheinbahn Personen und Güter zu.

Auf der sieben Meilen langen Strecke Köln-Crefeld (seit Kurzem bis Cleve eröffnet) herrscht bis Neuß der landwirthschaftliche Betrieb im Bahngebiete vor. Diese Stadt ist der Sitz eines wichtigen Getreide- und Oelhandels, und in dieser Hinsicht maßgebend

für Gestaltung der Preise. Außerdem finden sich in Neuß Baumwoll-, Seiden-, Woll- und Leinenwebereien, Streichgarnmaschinen, Zwirn- und Garnspinnereien, Strumpfwirkereien, Tuch-, Wollzeug-, Baumwollzeug- und Seidenzeugfabriken, Zeugdruckereien, Wachstuch- und Tapetenfabriken, chemische Fabriken, Tabacksfabriken u. dgl. Oberkassel, Düsseldorf gegenüber, vermittelt den Anschluß der Rheinischen und Aachen-Düsseldorfer Bahn an die Bergisch-Märkische und die Köln-Mindener Eisenbahnen. Crefeld ist der Mittelpunkt der bedeutendsten Seidenzeug- und Sammetfabrication Preußens, welche circa 14,000 Menschen beschäftigt und jährlich Producte für vier Millionen Thaler liefert. Außerdem befindet sich hier eine Anzahl anderer Fabriken, namentlich Eisenbahnwagen- und Wagenfabriken, Band- und Posamentierwaarenfabriken, Färbereien und Druckereien u. s. w. Die benachbarten Städte Gladbach, Rheydt und Viersen sind industriell und commerciell nicht minder wichtig. Gladbach hat Baumwollspinnereien und Webereien, darunter eine auf Actien gegründete Anstalt, die für das verflossene Geschäftsjahr 18 Procent Dividende zahlte. Ferner finden sich hier Färbereien, Zeugdruckereien, Seidenwebereien u. s. w.

Der ganze Landstrich von Neuß bis Cleve ist überaus stark bevölkert, in gewerblicher und landwirthschaftlicher Hinsicht besonders blühend und daher wohlhabend. Ein Blick auf die Karte zeigt, wie sich dort Ortschaft an Ortschaft reiht, während statistische Tabellen die Dichtigkeit der Bevölkerung wie die große Anzahl der von ihnen betriebenen Gewerbe nachweisen. Unter diesen Umständen muß der Eisenbahnbetrieb ein in der Entwicklung stetig fortschreitender sein, besonders wenn eine umsichtige Verwaltung die so zahlreich vorhandenen Elemente der Prosperität zu pflegen und fortwährend neue Quellen zu erschließen sucht.

Im Jahre 1858 betrug der Binnenverkehr auf der Strecke Köln-Herbesthal 4,053,444 Centner mit einem Ertrage von 248,386 Thalern. Auf der Strecke Köln-Coblenz wurden 485,132 Centner transportirt, von denen 422,762 Centner dem Binnenverkehr und 62,370 Centner dem Verkehre mit Stationen des linksrheinischen Eisenbahnverbandes angehörten. Im Jahre [illegible]ief sich der Gesammtbinnengüterverkehr auf 4,736,980 Centner, im Jahre 1860 auf 6,372,305 Centner. Außerdem hatte die Köln-Crefelder Bahn, welche im genannten Jahre mit der Rheinischen Eisenbahn verschmolzen wurde, einen Güterverkehr von 1,167,322 Centner. Im Jahre 1861 standen die drei Linien in Betrieb und hatten im Binnenverkehre einen Gütertransport von 9,017,870 Centner mit einem Ertrage von 523,411 Thalern gegen 7,258,416 Centner und 459,886 Thaler im Vorjahre, mithin ein Plus von 1,759,454 Centner und 63,525 Thaler Ertrag. Hiervon kommen auf die Stationen:

	Versandt.		Empfang.	
Köln . . .	3,925,602	Ctr.	2,690,210	Ctr.
Düren . .	145,217	„	1,207,427	„
Eschweiler	1,015,261	„	670,187	„
Stolberg .	742,084	„	511,961	„
Aachen . .	1,238,770	„	1,104,308	„
Bonn . .	171,039	„	280,716	„
Coblenz .	118,577	„	267,710	„
Bingen .	125,620	„	253,720	„
Neuß . .	207,510	„	200,013	„
Crefeld . .	142,407	„	171,542	„

Unter diesen Gütermengen spielt der Kohlentransport eine wichtige Rolle, und zwar der aus dem Inde- und Wurmrevier bei Eschweiler und Aachen, wie jener aus dem Ruhrreviere. Die Ruhrkohlen gelangten über die stehende Rheinbrücke bei Köln auf die verschiedenen Linien der Rheinischen Eisenbahn. Dabei haben wir Gelegenheit zu sehen, wie letztere mehr und mehr Terrain gewannen und selbst ihren Concurrenten aus dem Inde- und Wurmreviere näher rückten. Es wurden befördert:

	Aus dem Wurmrevier. Centner.	Aus dem Inderevier. Centner.	Von der Ruhr. Centner.
1859.	348,130	426,030	—
1860.	395,038	497,958	1,382,666

Stolberg empfing schon 3400 Ctr., Eschweiler 4700 Ctr. und Düren 106,340 Ctr. Ruhrkohlen. Nach Brühl gingen 120,000 Ctr., hauptsächlich für die Hüttenwerke der Eifel bestimmt, nach Coblenz, wo die Saarkohlen auf der Mosel angeführt werden, 2400 Ctr., und nach Bingerbrück 22,950 Ctr. Im Jahre 1861 wurden von Köln Kohlen und Cokes versandt: nach Aachen 17,150 Ctr.; nach Stolberg 23,100 Ctr.; nach Eschweiler 6000 Ctr.; nach Düren 212,300 Ctr. Die Ruhrkohlen fanden also steigende Verwendung im Inde-

und Wurmrevier. Brühl hatte 160,570 Ctr.; Coblenz 2655 Ctr. und Bingen 8180 Ctr. empfangen. Dagegen versandte die Rhein-Nahebahn 377,000 Ctr. Saarkohlen auf die Rheinbahn, die zum großen Theil in die Berg- und Hüttendistricte des Lahnthales gingen.

Für die zukünftige Gestaltung des Kohlenabsatzes aus dem Ruhrbassin nach der Eifel, dem Mittel- und Oberrhein, nach dem Nassauischen und Holland wird die projectirte Osterrath-Essener Zweigbahn sich äußerst folgenreich erweisen. Diese soll später bis Münster, eventuell bis Bremen und Hamburg fortgesetzt werden. Osterrath ist eine Station der Köln-Crefelder Bahn. Die Bahn würde nach Uerdingen führen, wo eine Trajectanstalt die Verbindung zwischen beiden Rheinufern zu vermitteln bestimmt ist. Von Duisburg auf dem rechten Rheinufer soll sie dann nach Essen gehen, und die dort wie in der Umgegend gelegenen zahlreichen Kohlenzechen unter sich und mit der Hauptbahn durch Zweigbahnen verbinden. Der Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund hat dieser bedeutungsvollen Frage angelegentliche Förderung zu Theil werden lassen. Als sich eine Gesellschaft auswärtiger Capitalisten um die Concession einer Bahn von Venlo nach Wesel, Münster, Bremen und Hamburg bewarb, wandte sich der Verein in einer Vorstellung an den Handelsminister, in welcher es unter Anderm heißt:

„Die verschiedenen Anträge auf staatliche Concessionirung mehrerer für unser Kohlenproductionsgebiet hochwichtiger Eisenbahnlinien haben nothwendig unser Interesse um so mehr wach rufen müssen, da der Ueberproduction, an der wir schon seit längerer Zeit leiden, vorwiegend nur durch Minderung der noch immer überhohen, weil concurrenzlosen Eisenbahntarife für Rohartikel, insbesondere für Kohlen, Cokes, Erze und Eisen abgeholfen werden kann, weil nur dann sich das Absatzgebiet jener Artikel erweitert. Von besonders hoher Wichtigkeit erscheint es uns aus diesem Gesichtspunkte, daß der Direction der Rheinischen Eisenbahn die schon vor längerer Zeit beantragte Concession zur Weiterführung derselben, selbst bis an die östliche Grenze des Kohlenproductionsgebietes ertheilt werde. Erschließt sich den niederrheinisch-westphälischen Kohlengruben auf diese Weise der directe, nicht von verschiedenen Eisenbahnverwaltungen abhängige Absatz nach dem linken Rheinufer und nach Fertigstellung der Coblenzer Brücke auch nach dem an Erzen so reichen, den hiesigen Hochofendistrict stark versorgenden Nassauer Lande, so wird die Absatznoth, in der wir uns jetzt befinden, sich wesentlich vermindern."

Die stehende Brücke bei Coblenz ist im Bau begriffen. Sie verbindet diese Stadt und Festung mit Ehrenbreitstein, und schließt sich an die zu erbauende Bahn von letzterer Stadt nach Lahnstein, wo die Lahnbahn die Ruhrkohlen nach den Montan- und Metalldistricten Nassau's schaffen wird. Schon jetzt gehen alljährlich bedeutende Quantitäten Lahnerze nach den Hütten des Niederrheins, die in Zukunft ebenfalls mittelst Eisenbahnen transportirt werden können. Eine Bahn von Brühl oder Bonn nach Call in der Eifel ist projectirt; eine solche von Düren nach Call in der Ausführung begriffen. Dieser Ort liegt in den Bergwerksdistricten der Vordereifel, wo zahlreiche Blei- und Eisensteinlager einer größern Förderung harren. Voraussichtlich wird diese Eifelbahn bis Trier fortgesetzt werden, wodurch dann eine ununterbrochene Schienenverbindung zwischen der Nordsee und dem Mittelländischen Meere hergestellt wäre. Vergegenwärtigt man sich die oben angedeuteten Handelsstraßen des Mittelalters, die durch Westfalen nach Bremen und Hamburg, das Lahnthal aufwärts nach Wetzlar, Marburg und Cassel, das Rheinthal aufwärts nach Mainz, Frankfurt, Ulm, Regensburg, Wien, Basel und Straßburg, über Trier nach Metz, Toul und Verdun, über Aachen nach Mastricht und Antwerpen, und über Nymwegen nach den Seehäfen der Niederlande führten, so wird man einsehen, daß das Bahnsystem der Rheinischen Bahn nach seiner gänzlichen Vollendung jene uralten Handelsstraßen wieder herzustellen sucht.

Durch den Rheinischen Verband ist eine einheitliche Ausführung des directen Güterverkehrs rheinaufwärts bis zur Schweiz durch Süddeutschland bewirkt worden. In Bingerbrück schließt sich die Rheinische Bahn an die Hessische Ludwigsbahn an. Im directen Güterverkehr mit dieser wurden 1861 schon 856,153 Centner mit einem Ertrage von 135,604 Thlr. transportirt, was eine Durchschnittseinnahme von 53 Pfennigen pro

Ctr. zu Berg und von 36 Pfennigen pro Ctr. zu Thal ergab. Der directe Güterverkehr mit der Taunusbahn ergab 104,006 Ctr. mit 25,675 Thlr. Ertrag; der Verkehr mit den pfälzischen und badischen Bahnen 321,776 Ctr. mit 65,920 Thlr. Ertrag; der Verkehr mit der Rhein-Nahe- und der Saarbrücker Bahn 1,151,464 Ctr. mit 99,162 Thlr. Ertrag; der Verkehr mit den königlich baierischen Staatsbahnen, der erst am 1. März 1861 begann, 121,580 Ctr. mit 26,503 Thlr. Ertrag. Mit Ausnahme des Güterverkehrs mit der Nahebahn, in dem Saarkohlen und Erze die Massen bildeten, weisen sämmtliche directe Verkehre im Rheinthale ein Vorwiegen der Transporte zu Berg auf, und zwar stellte sich dasselbe im Durchschnitt auf 65 Procent zu 35 Procent. Die Ursache dieser Erscheinung wird von der Direction in ihrem Geschäftsberichte dahin präcisirt, daß thalwärts alle Güter fehlen, welche ohne besondere Rücksicht auf Lieferzeit dem geringsten Frachtsatze zufallen, während auf der Bergfahrt wenigstens ein Theil dieser Güterclasse transportirt wird.

Am 1. April 1861 wurde auch ein directer Güterverkehr der niederländischen Rheinbahn mit den Bahnen des Oberrheins eröffnet. Es gelangten 115,386 Centner mit einem Ertrage von 17,562 Thlr. zum Transporte. Davon bewegten sich 91,826 Ctr. oder 80 Procent zu Berg, und 23,560 Ctr. oder 20 Procent zu Thal. Dieser Verkehr berechtigt zu schönen Hoffnungen für seine Weiterentwicklung, wenn einmal die directe Verbindung mit Holland, sei es über Nymwegen, sei es über Elten-Zerenner, erlangt ist. Der Weg über Düsseldorf und Oberhausen nach Arnheim, Amsterdam und Rotterdam ist nicht bloß länger; der Transport bedarf auch mehr Zeit, da die vielen Personen- und Güterzüge auf der Köln-Mindener Bahn und die Kreuzungen in Oberhausen einen Verkehr oberrheinischer Bahnen mit niederländischen über die rechtsrheinischen Linien sehr hindern. Der Verkehr auf der Oberhausen-Arnheimer Bahn will zudem so recht kein Leben gewinnen. — Naturgemäßer ist der linksrheinische Schienenweg, der die Richtung der uralten Heer- und Handelsstraßen nach dem Lande der Bataver inne hält, und die Massen Güter, welche heute noch aus den niederländischen Häfen nach der Schweiz und Süddeutschland gehen, auf Grund eines niedrigen Tarifs und bei kurzer Lieferzeit rheinaufwärts befördert. Für die Bergfahrt wird sich in den meisten Fällen die Eisenbahn als das zweckmäßigste Beförderungsmittel erweisen. Im Winter bei aufgehobener Schifffahrt fallen ihr von selbst alle Güter zu. Schon in dieser Beziehung ist sie als die größte Wohlthat für den Handelsstand zu betrachten, da früher bei Anbruch der kalten Jahreszeit entweder bedeutende Quantitäten Güter unter erheblichem Zinsenverlust auf's Lager genommen, oder mit der Fuhre versandt werden mußten, was die Waare nahezu bis zur Unverkäuflichkeit vertheuerte.

Im Jahre 1861 ist auch ein directer Güterverkehr der Rheinischen Eisenbahn mit Stationen des Thüringischen Verbandes in's Leben getreten. Derselbe belief sich im Empfange auf 44,109 Ctr., im Versandt auf 13,750 Ctr. Fügen wir hierzu den Güterverkehr mit der Aachen-Düsseldorfer und Aachen-Mastrichter Bahn, so ist vorderhand ein ziemlich vollständiges Bild der Güterbewegung auf einer der wichtigsten Bahnen Westeuropa's geliefert. Ihre weitere Entwicklung bleibt der Zukunft vorbehalten. Der nunmehr genehmigte Bau einer Eisenbahn von Elberfeld nach Köln resp. einer zweiten Rheinbrücke bei dieser Stadt, ferner der Bau einer Köln-Soester Bahn zum Anschluß an die Leine-Buke-Kreienser, werden voraussichtlich zur Steigerung der Frequenz der Rheinischen Eisenbahn beitragen. In gleicher Weise dürfte eine Bahn von Venlo nach irgend einem Punkte der Letztern dieser von Nutzen sein, insofern später Vlissingen mit Venlo verbunden werden wird.

Wir haben im Eingange des Kölnischen Handels im Alterthum gedacht und seinen allmäligen Rückgang geschildert. Das rapide Anwachsen der Seelenzahl Kölns, das heute schon mehr als 110,000 Bewohner zählt, ist der beste Beweis seines materiellen Aufschwunges. An einem der schönsten Ströme Deutschlands und im Vereinigungspunkte von fünf verschiedenen Eisenbahnen gelegen, im Besitze eines ausgebreiteten Handels und einer blühenden Gewerbthätigkeit, geht Köln mehr und mehr wieder jenen Zuständen entgegen, die uns die Chronisten mit begeisterten Worten und den lebhaftesten Farben schildern. Ueber das gewaltige Häusermeer ragt der Dom als Zeichen der hohen Kunstliebe und Opferfreudigkeit der Kölner des 13. Jahr-

hunderts. Ueber den Strom spannt sich, beide Ufer verbindend, die feste Rheinbrücke, ein Symbol der riesig angewachsenen materiellen Production der Gegenwart, die sich des Dampfes wie des elektrischen Funkens zu ihren Zwecken bedient, und rastlos der Erde Tiefen nach ihren Schätzen durchwühlt. Der Romantik des Mittelalters stellt sich das reale Streben des 19. Jahrhunderts zur Seite: indem wir den Dom vollenden, neben ihm aber Eisenwege und Eisenbrücken bauen, geben wir zu erkennen, daß Kunst und Industrie ebenso unzertrennlich verbunden sein sollen, wie beten und arbeiten. Möge denn auch das von Jahr zu Jahr großartiger in den Weltverkehr eingreifende Eisenbahnunternehmen, dessen Central-Bahnhof sich im Angesicht der herrlichen Kathedrale Kölns erhebt, immermehr zunehmen an räumlicher Ausdehnung und pecuniären Ergebnissen! Schon jetzt sind nahezu 30 Millionen Thaler in dem vorhandenen Bahnsysteme angelegt. Nach Vollendung der noch projectirten Linien dürfte sich das Actiencapital auf mehr als 40 Millionen Thaler belaufen.

Julius Schnorr von Carolsfeld.

Die alten Bäume des unvergleichlich schönen Parkes, der zu dem am linken Elbufer liegenden alterthümlichen Schlosse „Siebeneichen" bei Meißen, unweit Dresden, gehört, haben gar verwundert dareinblicken müssen, als plötzlich an einem Nachmittage des vergangenen Sommers Gestalten längst zu Grabe getragener Jahrhunderte in glänzender Pracht, Kaiser und Fürsten, markige Helden und edle Frauen, Knappen und Reisige in ihm eingezogen. Wem galt denn diese Auferstehung alter Herrlichkeit? Wem galt diese Entfaltung künstlerisch-festlichen Lebens? Wem galten all' die schönen Lieder, die da erklangen, all' die begeisterten und geistvollen Worte, die da gesprochen wurden? Der Gefeierte war der, dessen Name das Stirnband dieser Skizze bildet, die Gefeierte war die hohe, heilige Kunst, welche in diesem einen ihrer vortrefflichsten Jünger besitzt.

Sei es uns hier vergönnt, einen kurzen Blick auf das Leben und Schaffen des Mannes zu werfen, dem in jenem Feste ein Zeichen der Liebe und Verehrung von Seiten des „Dresdener Künstlervereins" dargebracht hat werden sollen.

Schnorr ist den 26. März 1794 in Leipzig geboren, wo sein Vater, der aus Schneeberg gebürtige und zu seiner Zeit sehr renommirte Maler und Kupferstecher Hans Veit Schnorr (gestorben im Jahre 1840), Director der höhern Kunstschule war. Von diesem erhielt er auch mit seinen Geschwistern Ludwig (gestorben im Jahre 1853 als Custos der kaiserlichen Gemäldegalerie in Wien) und Ottilie den ersten Unterricht. Sein Talent trat frühzeitig zu Tage und bald konnte er mit seinem gleichfalls sehr begabten Bruder dem Vater gute Hilfe leisten, wie z. B. bei der Herausgabe der verkleinerten Stiche der Flaxmann'schen Blätter zu den Epen Homer's.

1811 ging unser junger Künstler nach Wien, um die dortige Malerakademie zu besuchen. An dieser herrschte damals noch jene äußerliche Nachahmung der Antike, jene leere Eleganz und Formenglätte, jenes Prunken mit der Ueberwindung von Schwierigkeiten, was zusammen als der üble Beigeschmack des Akademischen sich gar leicht einfindet, wo die Kunst nach der Schablone und Regel gelehrt werden soll. Bereits hatte sich aber schon eine Spaltung unter den Wiener Künstlern vollzogen und Overbeck war sogar mit noch einigen Andern von der Akademie ausgeschlossen worden, weil sie eigene Wege suchten; ihnen hatte sich Peter von Cornelius in Rom beigesellt, und mit diesem als ihrem Führer bildeten daselbst Overbeck, Schadow und mehre andere gleichgesinnte Maler die „deutsche Genossenschaft," deren erfolgreiches Streben sich dahin richtete, die alte deutsche Kunst wieder zu voller Kraft zu bringen. In der Ausbildung der eigenen Art und Weise, im liebevollen Studium der christlichen Kunst von ihren Anfängen an suchten diese Männer darzustellen, was ihnen das Herz bewegte, und namentlich für das religiöse Gefühl die einfache, aber empfundene Form zu gewinnen. Cornelius hatte sich früher schon einen Albrecht Dürer zum Muster erkoren, jetzt fanden sie an den großen Italienern ihre Vorbilder. Und zu diesem Künstlerkreise und seinen Arbeiten fühlte sich auch Schnorr hingezogen. Er nahm deshalb

auch in Wien an den im gräflich Karoly'schen Garten abgehaltenen Zusammenkünften solcher jungen Genies Theil, die ebenfalls nur ihren eigenen Weg verfolgen wollten, und schloß sich besonders an seine Collegen Joseph Koch und Ferdinand von Olivier freundschaftlich an. Aus dieser Zeit verdanken wir ihm schon einige sehr schöne Compositionen, wie besonders die „drei christlichen und drei heidnischen Ritter," die „heilige Familie" und die im Leipziger Museum befindliche „Almosenvertheilung des heiligen Rochus."

Darauf folgte aber schon ein sehr bedeutendes Werk, die von einem englischen Lord bestellte „Hochzeit zu Kana;" mit diesem Gemälde weihte nämlich der junge Meister seinen im Jahre 1817 beginnenden Aufenthalt in der Stadt der sieben Hügel würdig ein, wo er sich natürlich sofort der „deutschen Genossenschaft" anschloß. Hierbei ist jedoch das für ihn höchst charakteristisch, daß er, während die andern Anhänger dieser neuen Kunstrichtung zum Neukatholicismus übergetreten waren, seinem protestantischen Glauben treu blieb.

Aus der Zeit von Schnorr's Aufenthalt in Rom, wo sich auch bald mit dem damals als preußischen Gesandten daselbst lebenden Niebuhr, mit Bunsen und Quandt ein naher und vertrauter Umgang ausgebildet hatte, heben wir von seinen Schöpfungen ferner hervor: „Jakob und Rahel," die „Madonna mit dem Kinde," „Ruth auf dem Acker des Boas," die „Flucht nach Egypten" und die „Verkündigung Maria's." Hier lieferte er auch zu einem Cyklus von Bildern aus dem Leben Jesu, welchen Olivier, Philipp Veit und Eggers erscheinen ließen, einen herrlichen Beitrag in der Composition „Lasset die Kindlein zu mir kommen."

Der Marchese Massimi, welcher mit einer den Italienern seltenen Unparteilichkeit die Trefflichkeit der jungen deutschen Schule anerkannt, hatte die schönen Räume seiner ganzen Villa zur Verherrlichung der großen italienischen Dichter, Dante, Ariost und Tasso, durch die Hand deutscher Maler bestimmt. Während nun Philipp Veit und Joseph Koch mit der Verherrlichung Dante's — dieselbe hatte zwar Cornelius übernommen gehabt, war jedoch wegen weitumfassendern Plänen in Folge der Bekanntschaft mit dem feurigen und kunstliebenden Kronprinzen Ludwig von Baiern davon wieder abgetreten —, Overbeck mit der Tasso's beauftragt worden waren, behandelte schließlich Schnorr auch in hervorragendster Weise den Orlando Furioso des Ariost in 13 Frescobildern, die für immer eines der rühmlichsten Zeugnisse von deutscher Kunst im „ewigen" Rom abzulegen bestimmt sind.

Im Jahre 1827 verließ Schnorr diese Stadt, um einem Rufe des nunmehrigen Königs Ludwig zu einer Professur an der Kunstakademie in München, dem Mittelpunkte der neuen deutschen Kunst, zu folgen und neue großartige Werke zu schaffen. Jetzt waren es Gestalten deutscher Heldensagen*) und deutscher Geschichte, welche durch künstlerische Verlebendigung den Stoff zum Schmucke sowohl der Wände in den Prunkgemächern des Erdgeschosses in der Neuen Residenz (hier Darstellungen aus dem Nibelungenliede), als auch des sogenannten Festsaalsbaues (hier Darstellungen aus dem Leben Karl's des Großen, Friedrich's I. Barbarossa und Rudolph's von Habsburg, unter denen das anerkannt beste Bild „die Begründung des Landfriedens durch Rudolph von Habsburg ist) hergaben. Während er jene aber al fresco malte, so bediente er sich bei diesen mit günstigstem Erfolge des bisher noch nicht in so großem Maßstabe angewendeten enkaustischen Verfahrens, welches nicht lange erst von Fernbach erfunden worden war.**) Nicht minder glücklich

---

*) Namentlich durch das Schöpfen aus dieser waldfrischen Quelle deutscher Heldensage, zu der Cornelius und Schnorr unsere junge Kunst zuerst geführt haben, ist derselben jene Tugend der schlichten, gesunden Wahrhaftigkeit, der Keuschheit und Formenstrenge, wie die Energie des Ausdrucks und die Bewegtheit, die Gluth der Handlung, kurz die sittliche Hoheit und Männlichkeit wieder geworden, die von jeher die Charakterzüge des germanischen Geistes gewesen sind.

**) Enkaustik bedeutet streng genommen nur das im Alterthume übliche Verfahren, den Gemälden durch Einschmelzen und Einbrennen auf der Unterlage Dauerhaftigkeit zu geben. Hierbei spielt aber die Anwendung des Wachses eine wesentliche Rolle und deshalb hat man neuerdings die Bezeichnung auch auf diejenigen Malweisen übertragen, bei denen wachshaltige Gemische als Bindemittel der Farben, auch ohne Anwendung der Wärme, auftreten. Da die traditionellen Mittheilungen über das enkaustische Verfahren der Alten nun zu fragmentarisch sind, um danach arbeiten zu können, die Technik desselben jedoch seit dem 6. Jahrhundert abhanden gekommen ist und kein einziges antikes Gemälde dieser Art zur Vergleichung vorhanden ist, so war man bei dem

löste er die neue schöne Aufgabe, die Zeichnungen für die Saaldecke des königlichen Palastes in München zu entwerfen, welche mit Gemälden aus den Gesängen des Homer geziert werden sollte, und malte daneben für das im Münster'schen gelegene Schloß des Ministers von Stein, Cappenberg, das herrliche Oelbild: „Friedrich Barbarossa, der mit dem bei Iconium erworbenen Lorbeer um den Helm in den Fluthen des Kalykadnos seinen Tod findet."

Im Jahre 1846 vertauschte unser Künstler München, wo er auch 1832 den schon seit 1687 durch Kaiser Leopold I. in seine Familie gekommenen, von den Nachkommen seines Ahnherrn jedoch abgelegten Adel wieder angenommen hatte, mit der Residenz seines engern Vaterlandes. Hierher hatte er nämlich einen ehrenvollen Ruf als Professor der Kunstakademie und zugleich als Director der weltberühmten Gemäldegalerie erhalten, welche Stellungen er noch heute mit segensreichster Wirksamkeit inne hat. (Ein Sohn Schnorr's ist auch als ein vorzüglicher Tenorist am königlichen Hoftheater seit ein paar Jahren angestellt.)

In Dresden war sein erstes größeres Werk ein wundervolles Altarbild für die katholische Hofkirche, die er auch noch mit zwei Wandmedaillons schmückte. Während er dann zur Cotta'schen Prachtausgabe des Nibelungenliedes eine große Anzahl von kraftvollen Zeichnungen lieferte, ließ er bei Georg Wigand in Leipzig „die Bibel in Bildern" zu erscheinen anfangen, welche seit vorletztem Jahre mit der 30. Lieferung — die Gesammtzahl der Blätter in Querfolio beträgt 240 — mit einem erklärenden Texte vom Pfarrer Heinrich Merz in Schw.-Gmünd, vollendet vorliegt. In dieser Arbeit deutscher Sinnigkeit und Kunst, die schon allein hinreichend im Stande ist, den Vorwurf der Leere und Erfolglosigkeit von unserer Gegenwart zu nehmen, dürfte keine einzige Zeichnung zu finden sein, die den Freund der kirchlichen Kunst nicht durch Styl und durch tiefgedachten Gehalt wahrhaft anzöge. Schnorr hat damit nicht etwa beliebige Bilder zur Bibel geliefert, sondern, wie eben der Titel schon kund gibt, ein ganzes, geschlossenes Werk, das bei den ersten Anfängen der Menschengeschichte beginnt und über ihren Fortgang und Verlauf hin bis an die Dinge der Zukunft reicht, also einen vollständigen Bildercyklus aller von der Bibel umfaßten menschheitlichen Interessen. Was er damit bezweckt hat, das sagt er uns selbst in dem Vorworte: „Nachdem ich vielfach im Großen mich versucht, nachdem ich Königshäuser und Villen geschmückt habe, möchte ich nun noch Antheil nehmen an der Arbeit der Erziehung der Jugend und des Volkes, wenn ich die in der Bibel niedergelegte, heilige Weltgeschichte in einer Bilderreihe zur Anschauung bringe; denn keine andere Weltgeschichte zeigt wie die biblische jedem einzelnen Menschen seine Führung und Aufführung, die Geschichte seines Herzens, alle Vorkommnisse seines Lebens, seiner Verirrungen, Einbußen und Gewinnste in solchem Maße von plastischer Anschaulichkeit und Deutlichkeit. Daher vermag die Kunst immer von Neuem an diese Fundgruben zu gehen und sie auszubeuten."

Und Schnorr hat sie in der That trefflich auszubeuten gewußt, hat in diesem Werke einen unschätzbaren Baustein zu dem großen Gebäude der Menschenerziehung geliefert und sich namentlich die ganze deutsche Nation zu unendlichem Danke verpflichtet.

Wie schon jene Vorrede zu der „Bibel in Bildern" zeigt, so hat er auch anderweit an den Tag gelegt, daß er auf eine höchst geistvolle und gediegene Weise auch die Feder zu führen versteht. So hat er sich namentlich in neuerer Zeit mit dem Hofprediger Grüneisen in Stuttgart und dem Obertribunalrath Schnaase in Berlin zur Herausgabe eines für volksthümliche Kreise bestimmten „christlichen Kunstblattes" verbunden.

Es bleibt uns nun nur noch übrig, dieser biographischen Skizze einige Worte zur bestimmtern Charakteristik Schnorr's hinzuzufügen. Wir haben schon gesehen, wie sich vornehmlich mit an seinen Namen der große Entwicklungsgang der neuern deutschen Kunst

wiedererwachten Interesse der Neuzeit für die Wachsmalerei auf Conjecturen und Experimente angewiesen. Allein alle enkaustische Methoden, die in Vorschlag gebracht worden waren, hatten sich nicht bewährt, bis es endlich Fernbach gelang, den Ansprüchen völlig zu entsprechen. Nach dessen Methode wird der sorgfältig geebnete Mörtelanwurf mit einer wachshaltigen Masse durch Einschmelzen getränkt, darauf mit Farben, deren Bindemittel wahrscheinlich eine Lösung von Harz in flüchtigen Oelen ist, das Gemälde aufgetragen und nach dem Trocknen durch einen Firniß gegen äußere Einwirkungen geschützt. Dabei können manche brillante Farben, die der Oelmaler ausschließen muß, zur Anwendung gebracht werden.

knüpft. Er vertritt den Idealismus derselben, welches der Ausdruck und die höchste Verklärung unsers tiefsten Handelns und Empfindens ist, den Ernst und die Hoheit des monumentalen, des großen historischen Styls. Frei von jener krankhaft schwärmerischen, mystischen Auffassung des Religiösen aber, wie sie z. B. Overbeck und Schadow eigen ist, ist er auch von einem offenen Sinne für die Heiterkeit der Welt und die frohen Erscheinungen des Lebens beseelt; dies lehrt uns schon ein Blick auf seine „Hochzeit zu Kana“, bei welcher uns der ernste Styl des Ganzen und die weihevolle Wiedergabe der biblischen Scene eben so in die Augen fällt, wie die Schönheit der Gestalten und die maßvolle Betonung der Festesfreude. Auch in der Technik hat sich Schnorr weit entfernt von jenem Extrem gehalten, in welches die genannten Genossen verfallen sind, indem sie mit fast ausschließlicher Beachtung des Geistigen auf die Malerei des Körperlichen keinen Werth gelegt und dadurch sich oft einer unrichtigen und schwächlichen Zeichnung und matter Farbengebung schuldig gemacht haben. Welche Fülle gestaltender Kraft und schöpferischen Formensinnes aber unserm Meister inne wohnt, das lehren uns hauptsächlich seine romantischen Bildwerke in München.

Der Kampf auf dem Gebiete der deutschen Kunst ist übrigens noch nicht ausgekämpft, denn es haben sich neue entgegengesetzte Richtungen aufgethan, welche sie wieder auf andere Pfade zu lenken sich beeifern: namentlich hat jener platte Naturalismus in unsern Tagen wieder mehr denn je sein anmaßliches, aber kraftloses Haupt erhoben. Von diesem sagte Dr. Hettner bei Gelegenheit des im Eingange erwähnten Festes: „Er meint einen Fortschritt in Naturwahrheit und technischer Virtuosität gemacht zu haben und sieht dabei nicht, daß er aus aller echten Kunstidealität wieder herausfällt. Die Kunst ist immer und überall nur durch das wahrhaft Ideenvolle und darum in höchstem Sinne Ideale, durch das Historische und Monumentale groß geworden. Das Verlassen der Monumentalität, die ideenlose, nur auf unmittelbarste Naturwirklichkeit gerichtete Kunst erhebt Geist und Gemüth nicht und verwildert zuletzt auch immer in technisches Unvermögen.“

So ist es denn nur zu wünschen, daß das Streben Schnorr's, der jetzt mit der endlichen, durch frühere Umstände verzögerten Vollendung seines Freskencyklus der Nibelungendarstellungen im Königsbau zu München beschäftigt ist, in derselben Kraft auch in seinen Schülern fortlebe und fortwachse, ihnen selbst und Deutschland zum Ruhme!

Ernst Werner Siemens.

Deutschland gebührt nicht allein die Ehre, den Gedanken, mittelst der Elektricität zwischen zwei Orten eine Correspondenz zu führen, den man bereits im vorigen Jahrhundert vielfach hegte, aus dem Stadium der physikalischen Spielereien durch Sömmering in München (1808) auf den Boden der Wirklichkeit hinübergeführt zu haben, sondern es besaß auch in der That die ersten Telegraphenlinien. Die Professoren Gauß und Weber in Göttingen waren die ersten, welche 1833 eine telegraphische Verbindung durch galvanische Ströme wirklich herstellten, indem sie das neuerrichtete magnetische Observatorium in Göttingen mit der Sternwarte durch zwei Drähte verbanden, welche durch Stangen, Häuser und Thürme der Stadt getragen wurden. Die zweite telegraphische Drahtleitung in Deutschland, welche Steinheil in München 1837 vollendete, verband das Akademiegebäude in dieser Stadt mit der Sternwarte in Bogenhausen und nahm noch zwei andere mit telegraphischen Instrumenten versehene Stationen in ihren Kreis mit auf. Wenn auch der Zeitraum zwischen der Errichtung dieser beiden Linien nur ein sehr kurzer war, so hatte bennoch Steinheil bereits sehr wesentliche Verbesserungen ersonnen. Er führte graphische und akustische Signale ein, vereinfachte die Methode der Zeichengebung, verminderte zuerst die Zahl der Leitungsdrähte bis auf einen, indem er die Erde als andre Hälfte des Schließungskreises verwendete.

Trotz dieses vielversprechenden Anfanges hatte es doch damit zunächst sein Bewenden. Die weitere Ausführung der Sache wurde uns durch Nordamerika und England aus der Hand genommen. Zwar waren auch hier die ersten Strecken, mit denen man arbeitete,

nur sehr kurz (in Nordamerika betrug sie [1837] nur 2,4 geographische Meilen, und in England war der erste elektrische Telegraph 1838 auf einer Strecke der Eisenbahn zwischen London und Liverpool thätig), aber man begriff hier sofort die große Bedeutung der Sache und schritt bald zu einer Erweiterung. Ebenso übertrafen auch die Leistungen von Morse und Wheatstone bezüglich der Zeichen gebenden Apparate bei Weitem die unserer Gelehrten.

Die große Industrieausstellung zu London hat aber gezeigt, daß Deutschland bezüglich der Leistungen auf diesem Gebiete wieder aus dem Hintergrunde mit in die erste Reihe getreten ist. Diese ehrenvolle Stellung verdanken wir zumeist Siemens und Hipp; der Letztere hat aber seine Thätigkeit der Schweiz gewidmet.

Ernst Werner Siemens ist am 13. October 1816 zu Lehrte bei Hannover geboren. 1834 trat er als Freiwilliger in die preußische Artillerie ein und brachte es hier bis zum Officier. Da der einförmige Friedensdienst einen strebsamen Mann nicht befriedigt, so beschäftigte sich Siemens sehr ernstlich mit wissenschaftlichen Gegenständen, hauptsächlich mit Physik und besonders mit solchen Untersuchungen, die für das praktische Leben von Bedeutung waren. 1842 begab er sich mit seinem jüngern Bruder, Karl Wilhelm, nach England, um dort verschiedene Erfindungen (galvanische Versilberung, Differentialregulator u. s. w.) zu verwerthen. Siemens war auch Mitglied der physikalischen Gesellschaft in Berlin und hat verschiedene Berichte für die von derselben herausgegebenen Jahresberichte über die Fortschritte der Physik geliefert.

1845 schlug Siemens vor, an Stelle des elektrischen Stromes, welcher zuerst von der Artillerie-Prüfungs-Commission zu Berlin zur Messung der Bewegungsgeschwindigkeit der Geschosse benutzt worden ist, den elektrischen Funken zu setzen. Sein Bestreben ging hierbei dahin, alle mechanischen Zwischenmittel zwischen dem Geschoß und dem eigentlichen Zeitmesser zu beseitigen und wo möglich durch den Funken selbst auf letzterem Marken zu erzeugen, die das spätere Ablesen der Zeiten gestatteten. Die Schärfe der Zeitangaben dieses Instrumentes waren außerordentlich groß. Außer dem Vortheil der directen Bestimmung der Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse, welche für die Praxis von besonderem Nutzen ist, bietet es auch noch die Möglichkeit, die Geschwindigkeit der Kugel an verschiedenen Stellen im Rohre selbst zu messen, und dadurch zu genaueren Aufschlüssen über die Art und das Maximum der Wirkung des Pulvers zu gelangen, welche für die Theorie der Schießwaffen von großer Wichtigkeit sind.

Wegen seiner wissenschaftlichen Befähigung wurde Siemens 1847 zur Assistenz der Commission für Einführung der elektrischen Telegraphen in Preußen commandirt. Die Vorschläge von Siemens wurden auch von dieser Commission angenommen und er selbst später mit der Ausführung der ersten Telegraphenlinien in Preußen betraut. Als sich im folgenden Jahre die nordalbingischen Herzogthümer gegen das übermüthige Dänemark erhoben, eilte Siemens sofort auf den Kriegsschauplatz. Auch hier waren es wieder wissenschaftliche Leistungen, durch welche er sich hervorthat. Er legte nämlich in Gemeinschaft mit seinem Schwager, dem Professor der Chemie an der Kieler Universität, Himly, in dem Hafen dieser Stadt unterseeische Minen mit elektrischer Zündung an, um denselben gegen einen Einbruch der dänischen Flotte zu vertheidigen. Später wurde Siemens zum Commandanten von Friedrichsort, der am Eingange zum Kieler Hafen gelegenen Festung, ernannt, aber Lorbeeren waren in diesem unglückseligen Kriege nicht zu erwerben.

1849 schied Siemens ganz aus dem preußischen Militärdienste aus und gründete nun in Gemeinschaft mit dem Mechaniker J. G. Halske in Berlin eine Telegraphenbauanstalt, die binnen kurzer Zeit zu einem europäischen Rufe gelangte und sich von einem sehr bescheidenen Anfange der Art entwickelte, daß sie jetzt halb Europa mit ihren Erzeugnissen versorgt und diese gehören zu den besten, die es überhaupt gibt. Die Ausstellung dieser Firma auf der letzten großen Industrieausstellung zu London war sehr bedeutend und machte Deutschland große Ehre. Der Schnellschreiber zählte mit zu den vorzüglichsten Gegenständen, die überhaupt auf der Ausstellung vorhanden waren. Schon früher hatte die Anstalt einen Apparat construirt, welcher die Morse'sche Reliefschrift in wirklich farbige Schrift verwandelte. Schien derselbe auch allen Anforderungen zu entsprechen, so stellte sich doch bei dem Gebrauche heraus, daß bei schneller Er-

pedition, wenn sich die Depeschen angehäuft hatten, die Schrift beeinträchtigt wurde. Der neue Apparat ist frei von diesem Uebelstande und zwar hat man die außerordentliche Schnelligkeit und Sicherheit dadurch erreicht, daß statt der galvanischen Batterie Magnetelektricität in Anwendung kommt. Der Apparat besteht im Wesentlichen aus einem gußeisernen Gestelle mit Tritt und Schwungrad, ähnlich dem Gestelle einer Drehbank, auf dessen Tischplatte ein magnetoelektrischer Stromerzeuger, welcher durch das Schwungrad in Thätigkeit gesetzt wird, aufgesetzt ist. Durch die Achsenbewegung des Inductors bewirkt ein Rädersystem die Fortführung eines Setzkastens, in welchem besonders geformte Typen eingesetzt sind, zur Erzeugung einer der Morse'schen Telegraphenschrift gleichen in dunkler Oelfarbe auf einem weißen Papierstreifen. Da die Stromerzeugung durch den elektromagnetischen Inductor sehr ergiebig ist, so ist der Apparat fähig, direct ohne Vermittlung eines sogenannten Relais auf ungewöhnlich weite Distanzen sehr kräftig und schnell zu arbeiten. Es war aber daher nöthig, die gebräuchliche Form der Schreibapparate in dem Theile, welcher die Färbung der Schreibscheibe betrifft, so zu ändern, daß auch für die mit dem Auge nicht zu verfolgende Geschwindigkeit in der Erzeugung von Buchstaben, die Schwärze hinreichend an die Schreibscheibe abgegeben wird. Diese Aenderung besteht in Folgendem. Die Schwärzscheibe befindet sich am Ende einer Achse, welche durch ein Universalgelenk mit einem Rade des Laufwerks in Verbindung gebracht ist, daher leicht nach allen Richtungen beweglich. Diese Achse läuft in einer Verlängerung des Schreibankers und folgt nur den Bewegungen desselben. Die untere Hälfte der Schreibscheibe befindet sich in einem feststehenden Gefäße mit dunkler Oelfarbe. Sowie nun das Laufwerk in Bewegung gesetzt und der zu beschreibende Papierstreifen fortbewegt wird, dreht sich auch die Schreibscheibe, aber in einer dem Papiere entgegengesetzten Richtung, und färbt sich bei ihrem Durchgange durch das Gefäß mit einem feinen Farbenüberzuge. In einer kleinen Entfernung über dem Schreibzeuge bewegt sich schnell das Papier vorüber und erhält durch das Gegendrücken der Schreibscheibe, welche der magnetischen Bewegung des Ankers folgen muß, die entsprechenden Zeichen. Ein solcher Apparat hat längere Zeit zwischen Hamburg und Berlin mit dem besten Erfolge gearbeitet, so daß die preußische Telegraphendirection noch sechs weitere Apparate bestellt hat.

Die Werkstatt in Berlin beschäftigt durchschnittlich 150 Arbeiter, außerdem aber existiren noch Zweiganstalten in Petersburg, Wien und selbst in London.

Die Verbesserungen, welche die Anstalt von Siemens und Halske bei den telegraphischen Apparaten eingeführt hat, sind von großer Bedeutung.

Wie schon angeführt, wurden die ersten Telegraphenlinien in Preußen — sieben bedeutende Linien in einer Länge von mehr als 300 deutschen Meilen — nach den Vorschlägen von Siemens ausgeführt und zwar mit unterirdischer Leitung, nachdem sich eine Versuchsleitung von 2½ deutschen Meilen in der Nähe von Berlin gut bewährt hatte. Die Regierungen von Oesterreich und Sachsen nahmen dieses System der Leitung gleichfalls an. So große Vortheile diese Art der Leitung auf den ersten Anschein auch gewährt, so hat man sie später doch wieder aufgegeben, da es sehr schwer hielt, die Drähte genügend zu isoliren. Dagegen hat sich das 1851 gleichfalls von Siemens angelegte unterirdische Telegraphennetz für die Polizei und Feuerwehr in Berlin gut bewährt und ist noch in Thätigkeit. Für das Umpressen der Drähte mit Guttapercha hat Siemens eine eigene Maschine erfunden, die sehr gute Resultate liefert.

Siemens construirte auch einen neuen sehr zweckmäßigen Zeiger oder Buchstabentelegraphen, der binnen kurzer Zeit eine solche Verbreitung fand, daß bereits 1850 deren mehr als 150 in Norddeutschland thätig waren. Bei diesen Apparaten werden durch wechselndes Oeffnen und Schließen einer galvanischen Kette die Anker zweier Elektromagnete auf. zweckmäßige Weise in Thätigkeit gesetzt, so daß dadurch ein gezahntes Rädchen mit einem an seiner Achse befestigten Zeiger, der sich über einer Buchstabenscheibe befindet, in Drehung geräth. Jede Unterbrechung des Stromes führt den Zeiger um einen Buchstaben weiter. Dieser Apparat kann auch die Depesche auf beiden Stationen sogleich drucken.

Die großen Vortheile dieses Apparates bestehen darin, daß ein einziger Draht genügt und ebenso auf jeder Station nur ein einziger Apparat und ein einziger Beamter, um

die Zeichen zu geben und zu empfangen. Ist mit diesem Telegraphen nicht zugleich ein Druckapparat verbunden, so kann der Beamte, der die Zeichen empfängt, in jedem Augenblick das Wort dem, der es gibt, abschneiden, um dadurch die Zeit zu gewinnen, das empfangene Wort zu notiren, ohne daß er zu befürchten hat, es würden währenddessen neue Zeichen seiner Aufmerksamkeit entgehen. Mit Hilfe dieses Telegraphen kann auch eine der äußeren Stationen mit einer mittleren sprechen, ohne daß die dazwischen liegenden Stationen an dieser Unterhaltung theilnehmen. Auf ein gegebenes Zeichen entfernen die Beamten auf den Zwischenstationen den Telegraphen aus der Leitung und ersetzen ihn durch ein Glockenwerk, das während der Unterhaltung sich ruhig verhält, aber sogleich laut wird, wenn diese beendet und der Telegraph wieder einzuschalten ist. Alle diese Operationen sind im Augenblick ausgeführt und ebenso ist zur Handhabung des Telegraphen keine besondere Geschicklichkeit erforderlich. Mit diesem Telegraphen kann man in der Minute 50 bis 60 Zeichen oder Buchstaben geben. An Schnelligkeit wird er daher von anderen Apparaten wohl übertroffen, aber dafür fordert er nicht die geringste Vorbereitung; er kann in jedem Augenblick sofort in Thätigkeit gesetzt werden und dann erhält man auch die Depesche in gewöhnlichen Buchstaben, so daß sie nicht erst dechiffrirt zu werden braucht.

Von noch größerer Einfachheit und Leichtigkeit in der Behandlung ist der neue, in der Werkstatt von Siemens und Halske construirte magnetoelektrische Zeigerapparat. Veranlassung dazu gab das königlich baierische Telegraphenamt. Die Sicherheit des Betriebes auf den königlich baierischen Staatsbahnen, welche bei einer Länge von 126 Meilen und einer Gesammtzahl von 132 Stationen und Haltestellen nur ein Schienengeleise besitzen, erfordert nothwendig eine ausgedehnte und gut organisirte Telegrapheneinrichtung, die gestattet, von und nach allen Stationen nicht allein Signale, sondern vollständige Depeschen zu befördern. Bei der großen Zahl der hierzu nöthigen, verhältnißmäßig sehr nahe aneinander gerückten Apparate, erscheint die Abtheilung der Linien in kleinere Schließungskreise durch die Anforderungen des Dienstes bedingt, welcher, mehr ein localer, hauptsächlich den Gang der Züge betreffender, empfindlich benachtheiligt würde, wenn auf einer längeren Linie immer nur zwei Stationen gleichzeitig correspondiren könnten, während alle übrigen, vielleicht grade vom Lauf der Züge berührten, schweigen müßten. Die Verwendung von Schreibapparaten nach Morse's System ist aber schon aus dem Grunde nicht zweckmäßig, weil nach genügender Erfahrung die niederen Eisenbahnbediensteten, an den Haltestellen sogar Bahnwärter, in deren Hände nothwendigerweise die Handhabung der Apparate gelegt werden muß, neben der Besorgung ihres ordentlichen Dienstes nie die für alle Fälle nöthige Kenntniß und Uebung hierzu erlangen können.

Auf den älteren Bahnstrecken benutzte man seit 1850 die Stöhrer'schen magneto-elektrischen Zeigerapparate. Diese waren mit zahlreichen Mängeln behaftet, aber dennoch gaben sie Gelegenheit, die bedeutenden Vortheile zu erkennen, welche daraus erwachsen, daß zu ihrer Ingangsetzung keine gewöhnlichen galvanischen Batterien erforderlich sind. Dadurch entfällt eine ganze Reihe von Störungen, welche die Unterhaltung dieser Apparate in den Händen eines ungeübten und vielbeschäftigten Personals unvermeidlich herbeiführt. Dieser unbedingte Vorzug ließ die Beibehaltung dieser Apparate sehr wünschenswerth erscheinen und da man durch den Gebrauch die Mängel der Apparate hinreichend kennen gelernt hatte, so konnte man auch bestimmte Bedingungen vorschreiben, welche durch die neuen Apparate zu erfüllen wären.

Die Werkstätte von Siemens und Halske hat diese Aufgabe nach dem Zeugniß des königlich baierischen Telegraphenamtes meisterhaft gelöst. Die Apparate zeichnen sich durch außerordentliche Einfachheit ihrer Construction, sowie durch vollständige Erfüllung aller gestellten Bedingungen aus. Der Apparat nimmt nur einen kleinen Raum ein, ist daher überall leicht aufzustellen und eignet sich wegen des Wegfalls aller Batterien, Räderwerke und Gewichte besonders zu transportablen Telegraphen. Die Handhabung desselben ist für Jeden, der ohnehin lesen und schreiben kann, in wenigen Stunden zu erlernen und kann der Telegraphendienst von dem anderweit beschäftigten Personal stets nebenbei ausgeübt werden. Gleichzeitig kann man damit bei nur einiger Uebung, die sehr leicht zu erlernen ist, schneller sprechen, wie mit irgend einem andern Apparate.

Die Einstellung dieser Apparate erfolgte auf der baierischen Südnordbahn seit dem 15. September 1856, und da im Laufe eines halben Jahres bei einer sehr starken Benutzung durch das gewöhnliche Bahndienstpersonal weder eine Correctur noch eine sonstige Aenderung nothwendig war, so wurden diese Apparate von dem königlich baierischen Telegraphenamt jeder Bahnverwaltung auf das Angelegentlichste empfohlen.

Andere wichtige Leistungen der Werkstatt von Siemens und Halske sind verschiedene verbesserte Constructionen der Morse'schen Telegraphen, die später von Steinheil vervollkommnete, selbstthätige Uebertragung der Depeschen von einem Linienkreise auf den andern, die mechanische Depeschenbeförderung mittelst durchlochter Papierstreifen und die Inductions-Schreibtelegraphen.

Empfängt eine Station von einer andern eine Depesche, so kann sie gleichzeitig in demselben Drahte nicht noch eine Depesche nach dieser absenden, weil die Ströme einander entgegenlaufen und so sich wechselseitig neutralisiren oder verwirren würden. Der Telegraphendirector Dr. Gintl in Wien kam 1853 zuerst auf den Gedanken, daß, wenn dem Wesen der Elektricität gleich jenem des Schalles, der Wärme und des Lichtes, Vibrationen eigenthümlicher Art zum Grunde liegen, hier der ähnliche Fall, wie zum Beispiel bei der Fortpflanzung des Schalles eintreten müsse, von welchem es bekanntlich nachgewiesen ist, daß sich die Wellen desselben durch eine Röhrenleitung in entgegengesetzter Richtung gleichzeitig und unbeirrt auf weite Distanzen fortpflanzen. Wie wichtig die Entscheidung für den Telegraphenbetrieb sein mußte, liegt auf der Hand. In der That gelang es auch Gintl durch Versuche auf der Telegraphenlinie zwischen Wien und Linz, die Möglichkeit des Gegensprechens oder der Doppelcorrespondenz nachzuweisen, aber wenn auch Siemens durch verschiedene wichtige Verbesserungen den Beweis geliefert hatte, daß selbige praktisch durchführbar sei, so war diese Erfindung, so bedeutsam sie auch für die Praxis zu sein scheint, doch bis jetzt fast mehr nur eine theoretisch wichtige und wissenschaftlich interessante geblieben, indem die Erfahrung nachgewiesen hat, daß zur praktischen Durchführung derselben äußerst aufmerksame und gewandte Telegraphisten nothwendig sind. Erst in der letzten Zeit, wo der in stetem Zunehmen begriffene Depeschenverkehr selbst durch die Vermehrung der Leitungen nicht mehr bewältigt werden kann und man zu anderen Einrichtungen, die eine vermehrte Ausnutzung der Leitungen gestatten, seine Zuflucht nehmen mußte, hat auch das Gegensprechen auf manchen Linien eine zweckmäßige Verwendung gefunden.

Von ungleich größerer Bedeutung sind Siemens' Erfolge auf dem Gebiet der untermeerischen Telegraphie. Man kann wohl sagen, daß der Betrieb auf langen untermeerischen Linien nur erst durch die von Siemens construirten Apparate mit Wechselströmung und Selbstauslösung möglich geworden ist. Welche wichtige Autorität Siemens auf diesem Gebiete ist, zeigt deutlich das große Gewicht, welches man in England auf die Aussprüche unsers Landsmannes legt. Zu wiederholten Malen ist er dahin berufen worden, um die von der Regierung zur Lösung der auf diesem Gebiete noch zweifelhaften Fragen eingesetzten Untersuchungscommissionen mit seinem Rathe zu unterstützen.

Außer den bereits oben angeführten Telegraphenlinien in Preußen hat Siemens solche auch in Rußland von großer Ausdehnung ausgeführt; so 1853 die submarine Leitung von Petersburg bis Kronstadt und 1854 bis 1855 die Linien von der preußischen Grenze nach Warschau, Petersburg, Riga, Abo, Moskau, Kiew, Odessa und der Krim.

Die Werkstatt von Siemens und Halske beschäftigt sich auch mit der Anfertigung anderer Apparate, die sich gleichfalls durch ihre Eigenart auszeichnen. So hat Halske jüngst der polytechnischen Gesellschaft in Berlin einen Apparat zur Prüfung des Kupfergehaltes in Erzen und eine thermo-elektrische Säule vorgezeigt. Letztere besteht aus 2500 Eisen-Neusilber-Elementen, welche so angeordnet sind, daß sie einen hohlen compendiösen Cylinder bilden. Die zu erwärmenden Löthstellen befinden sich innerhalb und die Erwärmung geschieht durch Leuchtgas. Nach Verlauf einer Minute ist die elektrische Spannung so entwickelt, daß ein kleines elektrisches Weckerwerk laut tönt. Diese thermo-elektrische Säule ist wohl überhaupt die erste, mit der eine elektromotorische Wirkung erzielt worden ist.

Die von Siemens verfaßten wissenschaftlichen Abhandlungen, die sich zumeist auf die elektrische Telegraphie und verwandte Gegenstände beziehen, findet man in Dingler's

polytechnischem Journal, Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie, der Zeitschrift des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins, den Annales de Chimie et de Physique und in der englischen Zeitschrift The Engineer. Wegen seiner hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der elektrischen Telegraphie wurde Siemens 1860 bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Jubiläums der Berliner Universität von dieser zum Dr. phil. ernannt.

Glasgows Handel und Wandel.

Trotz seiner überaus günstigen natürlichen Lage, welche heute so oft der Lässigkeit der andern Länder zur Entschuldigung dienen muß, ist England doch erst spät in die Reihe der Handel und Industrie treibenden Staaten eingetreten. Während im Mittelalter bereits eine sehr ausgedehnte fabrikmäßige Gewerbethätigkeit, deren Erzeugnisse durch den Handel in alle Welt verführt wurden, in Deutschland, den Niederlanden und Italien vorhanden war, beschränkte sich die Thätigkeit der britischen Städte trotz der für den Handel so überaus günstigen Lage immer noch auf die Befriedigung der heimathlichen Bedürfnisse, ohne daß sie jedoch im Stande war, diese zu decken. Zu jener Zeit ging sogar den Engländern das mechanische Talent ganz und gar ab; keine Erfindung des Mittelalters ist von ihnen gemacht, während Deutschland so reich daran ist. Ja, man kann gradezu sagen, daß es nur die Thorheiten und Verkehrtheiten, die auf dem Festlande in so üppiger Blüthe standen, waren, welche den Grund zu der industriellen Macht Englands gelegt haben. Die Einwanderungen aus den Niederlanden während der Religionsverfolgungen des tyrannischen Herzogs von Alba und von Frankreich nach dem Widerruf des Edicts von Nantes förderten den Aufschwung des Handels und der Gewerbe in England wesentlich.

Die Engländer gestehen selbst zu, daß die Fremden den eigentlichen Grund zu ihrer Industrie, die heute Alles überflügelt, gelegt haben, aber ihnen selbst bleibt doch das Verdienst, das kleine Samenkorn zu dieser riesigen Entfaltung gebracht zu haben und hierbei haben ihnen wiederum die verkehrten Ansichten, die auf dem Festlande in der handelspolitischen Sphäre herrschten, sehr wesentliche Dienste geleistet. Schon unter Elisabeth und besonders seit Cromwell's Zeiten haben wir England als das classische Land der Volkswirthschaftslehre anzusehen. Noch heute kann Elisabeth von England vielen unserer Fürsten als leuchtendes Beispiel dienen. 1601, zwei Jahre vor ihrem Tode, erhob sich das Haus der Gemeinen in einer heftigen Opposition gegen die verehrte Herrscherin. Es forderte in einem nicht sehr ehrerbietigen Tone die Abschaffung der Handelsmonopole und wenn auch die Lobredner, welche die Gewalt stets findet, diese Forderung als einen Angriff auf die Acte königlicher Majestät erklärten, so ließ sich doch Elisabeth auf einen Streit mit dem Parlamente nicht ein, sondern stellte sich fortan selbst an die Spitze der Reform.

Bei alledem gehört aber doch der riesige Aufschwung der Gewerbthätigkeit und des Handels von Großbritannien, der alle Welt in Erstaunen setzt, der jüngsten Zeit an. In dem ersten Jahre unsers Jahrhunderts (1801) belief sich Englands Gesammthandel auf 66 Millionen Pfd. Sterl. (Einfuhr 46,97 Proc., Ausfuhr 53,03 Proc.) und 1857 war derselbe auf 412 Millionen Pfd. Sterl., das sind 2714 Millionen Thaler (Einfuhr 30,58 Proc., Ausfuhr 69,42 Proc.) gestiegen und zwar die Einfuhr um das 4fache und die Ausfuhr um das 8fache.

Unter den verschiedenen Ursachen, welche diese enorme Steigerung herbeigeführt haben, steht die Aufmerksamkeit, die man seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf die Verbesserung der Flüsse, der natürlichen Handelswege, gerichtet hat, obenan. Manche wichtige Ströme, welche früher vollkommen unwegsam, ausgenommen für bloße Ruderböte, waren, sind für große Fahrzeuge schiffbar gemacht und dadurch sind zugleich die armseligen Dörfer, die an ihren Ufern zerstreut lagen, und ein kümmerliches Dasein fristeten, in große und geschäftsreiche Städte verwandelt worden.

Unter den vielen Flüssen in den vereinigten Königreichen von Großbritannien, welche durch die Kunst der Ingenieure und durch eine weise Verwaltung große Heerstraßen des Handels und Verkehrs geworden sind, hat keiner in so kurzer Zeit so großartige Fortschritte in der Verbesserung des Fahrwassers gemacht, als die Clyde. Im Laufe von we-

niger als einem Jahrhundert ist dieser Strom, der zuerst jede Schiffahrt — mit Ausnahme von kleinen flachgehenden Barken und Leichterschiffen — durch eine Reihe von Untiefen und Sandbänken behinderte, zu der großen Straße von Glasgow in den Ocean geworden und trägt auf seinen Fluthen Schiffe von dem größten Tonnengehalte und mit den Flaggen aller Völker.

Wie dies zu Wege gebracht worden ist, welchen Aufschwung in Folge davon nicht allein die Stadt Glasgow, sondern auch die Industriezweige, die sich an den Ufern des Flusses entwickelten, genommen und welche volkswirthschaftlichen Vortheile dadurch dem gesammten Lande und Volke zu Theil geworden sind — darüber erhalten wir Aufschluß in einer Denkschrift des Stadtkämmerers von Glasgow, Dr. Strang. Wir können uns nicht versagen, auf diese höchst interessante Schrift näher einzugehen, zumal ja erst jüngst die traurigen Schifffahrtsverhältnisse, denen wir überall auf den deutschen Flüssen begegnen, in diesen Blättern zur Sprache gebracht worden sind.

Die Clyde entspringt unweit Leadhills-Village in den Leadsbergen, den Bergeinöden, welche Lanarkshire von Dumfriesshire trennen, etwa 1400 Fuß*) über der Meeresfläche und nahe bei den Quellen des Annan und des Tweed. Nach einem Laufe von reichlich hundert Meilen, wobei sie der Reihe nach ländliche, malerische und fruchtbare niedrige Gegenden durchfließt, fällt sie bei Greenok in das irische Meer, das durch den Georgs- und den Nordcanal mit dem atlantischen Ocean in Verbindung steht. Etwa 20 Meilen von der Mündung liegt die Stadt Glasgow, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts wenig mehr als ein Flecken war mit einem nur unbedeutenden Handel, während wir heute hier auf dieser kurzen Strecke eine Binnenschifffahrt und einen Flußhafen finden, wie sie vielleicht nicht wieder in Europa vorkommen.

Das Stromgebiet oberhalb Glasgow beträgt 736 Quadratmeilen und als größte Wassermasse, welche bei der höchsten Fluth abwärts floß, sind etwa 33,885 Cubikfuß pro Secunde ermittelt worden, während sonst kaum 1000 Cubikfuß abfließen. Vor 1758 befand sich der jetzt schiffbare Theil der Clyde noch ganz im Naturzustande. Die Ufer waren zur Fluthzeit Ueberschwemmungen ausgesetzt und nur bei Hochwasser konnten kleine Schiffe aufwärts gelangen, während man sonst den Fluß zwischen der Stadt und dem Meere an vielen Stellen mit Pferden und Wagen passiren konnte.

*) Die Maße sind durchweg englische.

Der berühmte Ingenieur Smeaton war einer der Ersten, die Vorschläge für eine Verbesserung des Fahrwassers der Clyde machten. Er wollte 1755 die Höhe des Wassers durch einen Damm und eine Schleuse bei Martinford vermehren, aber glücklicherweise ging man auf diesen Vorschlag nicht ein. 1768 fragte man den Ingenieur Golbourne um Rath. Als den besten und einzigen Weg, um eine genügende Tiefe zu erzielen, schlug er die Errichtung von Buhnen vor, um dadurch das Flußbett einzuengen und so dasselbe durch die Fluth und die Strömung des Flusses selbst auszutiefen. Schon vorher hatte James Watt, der allbekannte Vervollkommner der Dampfmaschine, der bekanntlich in Glasgow lebte, eine genaue Messung der Stromtiefe ausgeführt, wonach mehrere Stellen bis zwei Meilen unterhalb Glasgow weniger als zwei Fuß Wasser hatten.

1770 erlangte man eine Parlamentsacte, durch welche die Stadtgemeinde von Glasgow zu einer Schiffbarmachung des Flusses, mit dem Rechte, auf demselben Gebühren zu erheben, ermächtigt wurde, und sofort schloß man mit Golbourne einen Vertrag über die Austiefung des Flusses ab. Bis 1775 wurden zu beiden Seiten des Flusses 117 Buhnen errichtet und dadurch erzielte man, daß Schiffe mit voll 6 Fuß Tiefgang bei der Fluth Glasgow erreichen konnten.

Weitere Verbesserungen wurden 1799, 1806, 1824, 1833, 1835, 1844, 1851 und 1854 ausgeführt. Während zu Anfang unseres Jahrhunderts die Tiefe der Clyde bei Glasgow kaum 5 Fuß überstieg und die Schiffe, die bis zur Stadt gelangten, kaum über 30 bis 40 Tons (à 20 Ctr.) hielten, kamen 1820 bereits Schiffe mit 8½ Fuß Tiefgang mit der Fluth an. 1840 war die Tiefe bis zu 14 Fuß gesteigert und 1857 betrug sie bei gewöhnlicher Fluth 18 und bei Springfluthen 20 Fuß.

Golbourne's Einrichtungen blieben die Grundlagen, auf denen man weiter baute. Man verband die Köpfe der Buhnen durch

parallel laufende Dämme. Während die Buhnen bis 1804 eine Tiefe von ungefähr 8 Fuß hervorgebracht hatten, wurde diese durch die Dämme um weitere 3 Fuß erhöht. Allerdings haben zu diesem günstigen Resultate sicher auch die verbesserte Leitung, welche man dem Oberwasser und dem Gange der Ebbe und Fluth gegeben, sowie die Wirkung der Dampfer beigetragen. Die nächste Verbesserung bestand in der Erhöhung der Dämme von der halben bis zur vollen Fluthhöhe. Seitdem ist hieran nichts geändert; nur am oberen Theile des Stromes sind die Dämme weiter auseinander geschoben worden, um hier eine Erweiterung für den Hafen zu erzielen.

Gleichzeitig mit der Erhöhung der Dämme wurde 1824 auch die Dampfbaggermaschine eingeführt. Ure, der jetzige Ingenieur der Clyde, glaubt indessen nach den Erfahrungen von 1839 bis 1854 annehmen zu dürfen, daß die erzielte Verbesserung des Fahrwassers ebenso viel dem Verkehr der Dampfer, der sich von Jahr zu Jahr steigerte, als der Baggermaschine zuzuschreiben sei.

Das Verdienst, diese Arbeiten zuerst in einem großartigen Maßstabe aufgefaßt zu haben, gebührt Logan. Er schlug 1835 nicht allein vor, die Tiefe zu vergrößern, sondern auch, um eine allgemeine Erweiterung der Schifffahrt herbeizuführen, den Flächenraum zu vermehren und das Fahrwasser grade zu legen. Sein Bericht bildet die Grundlage, auf der alle Pläne für die weitere Flußcorrection gebaut sind. Die einzige Abweichung besteht nur in einer noch größeren Breite, um für die stets wachsende Zahl und Größe der den Fluß passirenden Schiffe Raum zu gewinnen.

Um die Tiefe des Fahrwassers zu erhalten und zu vermehren, sind zur Stunde 6 Baggermaschinen — 4 einfache und 2 doppelte — thätig; erstere mit Maschinen von 16 bis 24 und letztere mit solchen von 40 Pferdekraft. Die einfachen Bagger arbeiten 13 bis 18, und die doppelten 22½ bis 25 Fuß tief. Ferner sind 26 eiserne und 211 hölzerne Prahme damit beschäftigt, den ausgebaggerten Schlamm an's Ufer zu bringen und 7 Prahme, um die heraufgeholten Steine fortzuschaffen, während 2 Dampfer mit Maschinen von 40 bis 80 Pferdekraft die Prahme schleppen. Eine Taucherglocke wird benutzt, um die Steine aus dem Fahrwasser zu beseitigen. Die durch diese Maschinen ausgebaggerte Masse betrug während der 12 Jahre von 1845 bis 1856 27,87 Millionen Cubikfuß; 1862 wurden nicht weniger denn 4,55 Millionen Cubikfuß aus Fluß und Hafen herausgebracht. Die Erweiterung des Flusses durch die Fortschaffung des Materials aus dem Grunde durch die Kraft des Stromes selbst schätzt man auf 10,38 Millionen Cubikfuß.

Natürlich hat auch der Hafen von Glasgow seinem Aeußern nach in den letzten 50 Jahren die wichtigsten Veränderungen erlitten. Im Jahre 1800 hatte der ganze Quai, der vielleicht einige hundert Ellen lang war, kein Schiff aufzuweisen, das größer als ein Härings- oder Kohlenbot war. Zur Stunde ist der Quai 13,500 Fuß, also über 2½ englische Meilen lang, während Hunderte der größten Schiffe und Dampfer der englischen und auswärtigen Handelsmarine in drei und vier Reihen neben einander längs des Quais liegen. Dieser Anblick gehört sicher mit zu den großartigsten, die man haben kann. Auch uns wurde dieser Genuß zu Theil, als wir 1855 von einem Ausfluge in das Hochland, wohin wir geflüchtet waren, um der Langweiligkeit des Sonntags zu entgehen, mit dem Dampfschiffe von Dumbarton nach Glasgow zurückkehrten und mitten durch die lange Reihe der Schiffe, die zu beiden Seiten lagen, hindurchfuhren.

Die Quais sind mit geräumigen Schuppen für die Güter bedeckt und ebenso mit Krahnen und allen Erfordernissen eines Hafens erster Classe versehen. Unter den 19 Krahnen, von denen 4 durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt werden, befindet sich einer, der wohl riesig genannt werden kann, da er mit Leichtigkeit 1200 Ctr. hebt. An der Südseite ist der Hafen durch die General-Terminus-Eisenbahn mit der caledonischen und der schottischen Südwestbahn verbunden, so daß der Hafen also direct mit den großen Kohlendistricten und Eisenwerken in Verbindung steht. Der Hafen umfaßt einen Flächeninhalt von 60 Acres oder circa 95 preußischen Morgen. Jüngst hat man auch das nöthige Land erworben und eine Parlamentsacte erlangt, um auf beiden Seiten des Stromes große Docks zu erbauen.

Den riesigen Aufschwung der Schifffahrt in Folge der Verbesserung des Fahrwassers erkennt man am besten aus der nachstehen-

den detaillirten Uebersicht, welche neben der Zahl der Schiffe auch ihren Tonnengehalt angibt.

Jahr.	Unter 40 Tons	40—60	60—80	80—100
1828	2117	2847	4605	1399
1840	3256	4286	3945	2975
1850	4319	2245	2894	3204
1856	4901	2056	2703	4028

Jahr	100—150	150—200	200—250	250—300
1828	213	20	14	1
1840	722	326	191	284
1850	733	517	321	128
1856	1798	507	248	462

Jahr	300—350	350—400	400—450	450—500
1828	—	—	—	—
1840	107	118	90	2
1850	213	145	110	36
1856	90	502	96	41

Jahr	500—600	600—700	700—1000	1000 u. darüb.
1828	—	—	—	—
1840	4	—	—	—
1850	151	15	16	7
1856	44	23	58	27

Während 1828 kein Dampfer über 100 Tons im Hafen war, fahren heute solche Schiffe wie die Persia von 3600 Tons den Fluß hinab. Die Gesammtzahl der während dieser Periode in den Hafen von Glasgow gekommenen Schiffe nebst der gesammten Tonnenzahl erfahren wir aus der nachstehenden Tabelle:

Jahr	Segelschiffe Zahl	Segelschiffe Tonnengehalt	Dampfschiffe Zahl	Dampfschiffe Tonnengehalt	Total Zahl	Total Tonnengehalt
1828	4,405	214,315	7,100	481,946	11,505	696,261
1840	5,337	271,942	11,149	894,387	16,486	1,166329
1850	5,857	392,033	9,195	873,159	15,052	1,265,192
1856	5,762	439,409	12,808	1,173,182	17,960	1,612,681

Die Gesammtzahl der Schiffe ist also gegen 1828, im Laufe von noch nicht 30 Jahren, um 56,11 Procent, die Zahl der Segelschiffe um 30,81 Procent und die der Dampfschiffe dagegen um 80,4 Procent gestiegen, während die Zunahme der Gesammttonnenzahl 131,62 Procent beträgt. Von den Dampfschiffen waren 10,579 schottische, 887 irländische, 213 englische und 29 ausländische. Die Zahl der angekommenen ausländischen Segelschiffe belief sich 1856 auf 99, von denen 43 der nordamerikanischen Union, 18 Frankreich, 13 Spanien und Portugal, 8 Deutschland, 6 Schweden und Norwegen und 3 Neapel angehörten. Die Gesammtzahl der beladenen Schiffe, welche 1856 im auswärtigen Handel Glasgow's beschäftigt waren, betrug
bei der Einfuhr 491 mit 141,701 Tonnen,
bei der Ausfuhr 918 mit 247,482 Tonnen.

Wie vortheilhaft die Verbesserungen des Flusses auf die Einnahme des Glasgower Zollhauses seit 1796, wo die Gesammteinnahme sich auf nur 125 Pfd. Sterl. belief, gewirkt haben, ersehen wir aus der nachstehenden Zusammenstellung:

	Pfd. Sterl.		Pfd. Sterl
1801	469	1812	3,124
1806	1,323	1815	8,300
1820	11,000	1840	468,974
1825	41,154	1845	551,851
1830	59,013	1850	640,568
1835	210,667	1856	718,835

Die Zolleinnahmen sind also seit dem Anfange unseres Jahrhunderts, wo sie ungefähr 3130 Thaler betrugen, um das 1532fache gewachsen, trotzdem seit 1840 durch Sir Robert Peel's neuen Tarif manche bedeutende Veränderungen eingetreten, d. h. mancherlei Zollgefälle entweder ganz fortgefallen oder bedeutend heruntergesetzt worden sind.

Daß somit die Correction des Clydeflusses mächtig auf Glasgow und dessen nächste Umgebung einwirken mußte, liegt auf der Hand. Bevor man diese Unternehmungen begonnen hatte, war in Glasgow wenig oder gar kein Handel zu finden, während 1854 der gesammte Werth der Ausfuhr dieses Hafens sich auf 4,905,557 Pfd. Sterl. belief und seitdem noch gestiegen ist. Vor 1801 besaß Glasgow fast gar keine eigenen Schiffe, 1856 aber 563 mit 204,331 Tonnen. Von Schiffbau war zu jener Zeit eben so wenig die Rede, während wir jetzt an den Ufern der Clyde nicht weniger als 30 Schiffswerften und

mehrere großartige Fabriken für Schiffsdampfmaschinen finden. In dem Jahre 1853/54 wurden hier 266 Schiffe von zusammen 168,000 Tonnen und im Werth von 5 Millionen Pfd. Sterl., sowie Dampfmaschinen für Seeschiffe von 29,000 Pferdekraft gebaut. Noch vor wenigen Jahren gab es keine Docks, in denen die Schiffe ausgebessert werden, jetzt aber zählt man deren drei, und eben ist auch ein öffentliches Trockendock von 450 Fuß Länge und mit Schleusen von 55 Fuß Breite in der Ausführung begriffen. Früher wurde die Personenbeförderung nach der Küste einzig durch sogenannte Eilbote (Flyboats) ausgeführt, die aber ihrem Namen wenig Ehre machten, da sie zwei Tage für die kurze Strecke von Glasgow bis Greenok brauchten. Jetzt sieht man ganze Schwärme von Personendampfboten, die 12 Meilen in einer Stunde zurücklegen, auf der Clyde hinab- und hinaufgehen. Wie großartig der Personenverkehr trotz der zum Meere führenden Eisenbahnen ist, geht aus der einen Thatsache hervor, daß am letzten Feiertage im Juli vorigen Jahres nicht weniger als 134 Dampfer die Clyde auf- und abpassirten, von denen die meisten dicht mit Passagieren beladen waren.

Unter solchen Umständen mußte denn auch die Stadt selbst riesig wachsen und der Wohlstand in ihr zunehmen. Vor dem Beginn der Flußcorrectionen betrug die Einwohnerzahl von Glasgow kaum 24,000 und jetzt zählt man dort 420,000 Einwohner. Die Zählung von 1850 ergab nur 330,000 Einwohner, so daß das Wachsthum in der neuesten Zeit ein sehr bedeutendes ist. Glasgow rangirt somit unmittelbar hinter London. Das Einkommen der Stadt war 1750 nur einige Tausend Pfd. Sterl., während es sich in dem abgelaufenen Jahre auf nicht weniger als 1,319,720 Pfd. Sterl. belief.

Die Wirkung auf die Umgebung von Glasgow zeigt sich am deutlichsten in der Ausbeutung der reichen Minerallager, von denen die Stadt umgeben ist. Den Anstoß zur Eröffnung derselben gab aber die Correction der Clyde. 1855 wurden hier allein für 4,9 Millionen Pfd. Sterl. Eisen und Kohlen producirt, wobei 33,913 Personen beschäftigt wurden. Diese empfingen 1,975,907 Pfd. Sterl. an Lohn. Außerdem herrscht sowohl in der Stadt, wie in der Umgegend eine weit ausgedehnte Fabrikthätigkeit.

Wie wohlthätig der Aufschwung Glasgow's in nationalem Sinne gewirkt hat, ergibt bereits die obige Zusammenstellung der Zolleinkünfte von ehedem und jetzt. Ein anderes interessantes Beispiel liefert das Postamt. 1781 betrug die Einnahme desselben 4341 Pfd. Sterl., 1856 aber hatte sie trotz des Pennyportos eine Höhe von 64,958 Pfd. Sterl. erreicht. Vor der Ausführung der Flußcorrection war die Summe der Abgaben, welche Glasgow in den Staatsschatz lieferte, höchst unbedeutend; 1862 aber beliefen sie sich auf keine geringere Summe als 2,8 Millionen Pfd. Sterl. oder ungefähr 1/25 der gesammten Einnahme des Reiches.

Es bleibt uns noch übrig zu erörtern, mit welchem Kostenaufwande diese großartigen Verbesserungen und Erfolge erzielt worden sind. Gemäß den veröffentlichten Rechnungen beläuft sich die Gesammtausgabe in dem Zeitraum von 1770 bis zum Juli 1856 auf 2,527,199 Pfd. Sterl.; davon sind 572,111 Pfd. Sterl. (22,64 Proc.) für Land bezahlt, um den Hafen auszudehnen und den Strom zu erweitern, 236,565 Pfd. Sterl. (9,36 Proc.) für die Ausbaggerung und Vertiefung des Flusses und 609,081 Pfd. Sterl. (24,10 Proc.) für die Strandbauten. Der Rest (43,9 Proc.) kommt auf die Zinsen, die Verwaltung, Instandhaltung u. s. w.

Manche werden die Summe, welche man auf die Correction der Clyde verwendet hat, allerdings sehr hoch finden, aber ganz abgesehen von den schon aufgezählten Vortheilen und andern, die sich jeder Berechnung entziehen, war das Unternehmen selbst ein gutes Geschäft. Die directe Einnahme aus demselben während des Zeitraums von 1771 bis 1856 beläuft sich auf 1,603,209 Pfd. Sterl. (63,44 Proc. der gesammten Kosten). Die Schuld beträgt jetzt nur noch 920,000 Pfd. Sterl. (36,56 Proc. der gesammten Kosten), so daß also fast 2/3 des erforderlichen Capitals aus der Einnahme selbst bezahlt worden ist. Wie diese sich allmälig gesteigert hat, lehrt uns die folgende Zusammenstellung und daraus erkennen wir am besten den finanziellen Verlauf, welcher den Correctionen gefolgt ist.

	Pfd. Sterl.		Pfd. Sterl.
1771	1,044	1821	8,070
1781	1,721	1831	18,932
1791	3,175	1841	49,665
1801	3,400	1851	68,875
1811	4,755	1857	82,797

Seit den ersten Jahren nach dem Beginn der Correctionen haben sich demnach die Einnahmen aus der Schiffahrt auf der Clyde fast um das 80fache gesteigert. Diesen außerordentlichen Erfolg verdankt man dem gesunden Grundsatze, daß man, wie in ganz Großbritannien überhaupt, nur eine äußerst geringe Abgabe sowohl auf die Schiffe als auch auf die Ladung gelegt hat. Das Schiff zahlt nur 2 Pence per Tonne, Korn und Mehl aller Arten 1 Shilling, Steinkohle 2 Pence, Eisen 7 Pence und alle andern Artikel 1 Shilling 7 Pence pro Tonne. Zu so vernünftigen Ansichten ist man bei uns noch lange nicht gekommen, obgleich unsere Flüsse deutlich lehren, daß eine Steigerung des Verkehrs nur bei denjenigen Gütern eintritt, die entweder ganz zollfrei oder nur mit einem sehr geringen Zoll belegt sind, während die nicht begünstigten immer mehr verschwinden und auf die Eisenbahnen übergehen.

Die Verschiedenheit der Verhältnisse in England und bei uns tritt dadurch noch schlagender hervor, daß dieses großartige Werk lediglich durch die locale Verwaltung und durch Mittel, die an dem Orte selbst aufgebracht worden sind, ausgeführt worden ist. Man hat sich nicht einfallen lassen, von der Regierung nur die geringste Beihilfe und Unterstützung irgend einer Art zu fordern, obgleich doch die Ausführung dem ganzen Lande zum größten Vortheil gewesen ist. Ja man hat hier sogar die feste Ueberzeugung, daß, wenn man die Regierung um Unterstützung angegangen hätte, die Einmischung der Bureaukratie das ganze Unternehmen nur gelähmt haben würde. Die deutschen Flüsse liefern den bündigsten Beweis für die Unfähigkeit der Regierungen, den Anforderungen des Verkehrs genügen zu können, und doch setzt man solchen Erfahrungen zum Trotz bei uns immer noch große Hoffnungen auf die Hilfe seitens des Staates, weil man sich zur eigenen That nicht aufraffen kann. Möge daher diese kurze Schilderung des Aufschwunges von Glasgow und der Ursache, wodurch solches bewirkt worden ist, im Vergleich zu den betrübenden Resultaten, welche der Rhein, die Elbe und andere wichtige Verkehrsstraßen, die uns die Natur in unsern Flüssen geschenkt hat, beitragen zu einer immer weiteren Verbreitung der Er[illegible]niß, daß nur die eigene That, die Selbsthilfe uns von dem Jammer, der uns auf allen Gebieten in Deutschland entgegentritt, befreien kann. Und in diesem Punkte können uns die Engländer in der That als Muster dienen.

Die Kunst in den Gewerben.

Es geht ein tiefer Grundzug durch alle gewerbliche Thätigkeit der Menschen, die erzeugte Arbeit, wo und soweit es geht, zu verzieren, das heißt, dem unbedingt Nothwendigen das Schöne hinzuzufügen. Es liegt hierin, wenn man so sagen darf, die Poesie aller Gewerbthätigkeit, denn jede Verzierung an einem verfertigten Gegenstande bedingt ein Eintreten künstlerischen Gedankens, welcher dem einfachen prosaischen Dinge die Weihe der Kunst verleiht.

Aus der Kunst- und Culturgeschichte ersehen wir, daß in den Zeiten, wo die Kunst einen besondern Höhepunkt erreichte, auch die Gewerbe aller Art von ihr beeinflußt, geleitet und geweiht wurden. Der in diesen Epochen herrschende Kunststil spiegelt sich auch getreu in den Industriegegenständen wieder, so daß wir noch jetzt aus ihren Formen und Verzierungen mit ziemlicher Gewißheit die Zeit ihres Entstehens beurtheilen können, es mag nun ein Gegenstand aus der ältesten griechischen Kunstepoche, aus der arabisch-maurischen oder aus der des spätern Mittelalters sein. Wir lernen dabei zugleich aus der Geschichte, daß der mit der Bildung Hand in Hand gehende Einfluß der Kunst auf die Industrie den besten Maßstab für die geistige Höhe und Gesittung eines Volkes abgibt.

Wie der Wilde dem rohgeschnitzten Bogen durch das Messer noch Zierrathen hinzufügt und wie der Alpenbewohner seit den frühesten Zeiten schon Balken, Träger und Geländer an seinem Hause durch Schnitzereien verzierte, um dem Hause dadurch ein angenehmeres Ansehen zu verleihen, so geht dieser Trieb des Verschönerns durch alle Schichten der Völker wie durch alle Classen menschlicher Gewerbe. Das Nothwendige ist die Ursache des Erzeugens, der Kunstsinn und das Schönheitsgefühl tritt bewußt oder unbewußt hinzu, und indem man letzteren zu viel Spiel-

raum gewährt, geräth man in's Ueberflüssige. Der in allen Menschen mehr oder minder liegende Schönheitssinn und die Liebe zum Luxus, welche sich bis auf die unbedeutendsten Dinge erstreckt und bis in die untersten Classen der Gesellschaft reicht, ist die Triebfeder des Verzierens. Wenn streng genommen das reine Nützlichkeitsprincip der Feind des Künstlerischen ist, so ist es doch fast immer möglich, das rein Zweckmäßige mit dem Schönen zu vereinigen. Das Hinzutreten der Kunst zu dem Gewerblichen ist übrigens nichts Unwesentliches, Ueberflüssiges oder Entbehrliches, denn wie die Kunst selbst so erfreuen auch ihre Einwirkungen auf die Industrie das Auge und wirken bildend und veredelnd auf den Geist. Was auch manche Gegenstände durch diese Einwirkungen an materiellem oder praktischem Werth einbüßen, durch den ästhetischen Werth wird ein solcher Verlust reichlich ausgeglichen.

Wie fast die gesammte Industrie sich gegenwärtig Beistand und Unterstützung suchend an die Wissenschaft wendet, um deren Entdeckungen und früher wenig bekannte Hilfsmittel ihren Zwecken nutzbringend und dienstbar zu machen, so ist jetzt auch das Streben nach künstlerischer Ausschmückung mehr wie je in den Vordergrund getreten. Wissenschaft und Kunst begegnen sich in der Industrie, derselben hohe Vortheile bringend, obgleich sie selten bei ein und demselben Gegenstande gleich mächtig auftreten. Wo die Wissenschaft im Nützlichen vorherrscht, wie bei Maschinen, ist der Kunst ein sehr geringes Feld eingeräumt. Wenn sie aber nicht vermag, die Arbeitskraft einer Maschine zu vermehren, so sind ihr dafür zahlreiche Dinge übergeben, wo sie fast allein zu gebieten hat, wie in Schmucksachen, Uhrgehäusen, Tapeten, feinen irdenen Geschirren u. s. w.

Dabei ist die künstlerische Ausstattung, wo sie dem Zwecke des industriellen Gegenstandes keinen Eintrag thut oder diesen bedeutend vertheuert, stets nur Vortheil bringend für den Verfertiger, da ein jeder Käufer nach seinem Verständniß der schöneren Arbeit den Vorzug gibt vor der weniger schönen. Jeder Gebildete aber wird das Streben nach Veredlung gewöhnlicher Dinge mit Freude begrüßen, da ihm das Kunstschöne stets eine Quelle geistigen Genusses bietet.

Die heutige Anwendung der Kunst in den Gewerben ist von der früherer Zeiten ziemlich verschieden, da sie sich auf die Theilung der Arbeit, die Mitwirkung mechanischer Kräfte und die gegenwärtige reiche Auswahl in den Kunststilen, oder wenn man will, Stillosigkeit, basirt. Ehemals arbeitete ein und derselbe Meister, bisweilen mit Zuziehung von Gehilfen, an dem Stücke von dessen Anfang bis zur Vollendung, unbekümmert um den Preis, den es haben würde, der eben herrschenden Kunstrichtung folgend, ohne von früher dagewesenen Formen und Decorationen sich beirren zu lassen. Er war der alleinige Schöpfer seines Werkes. Indem er nur der einen zeitgemäßen Richtung huldigte, drang er tief in alle ihre Consequenzen ein und lieferte gediegene, einheitliche Arbeiten, in denen sein ganzes Wissen und Können lag. Alle Erfahrungen über den Stoff und die Behandlung desselben, wie über die Ausführung der Arbeit machte er meist selbst und die kostbaren Gold- und Silberarbeiten, die herrlichen Holzschnitzereien und Möbeln aus dem späteren Mittelalter z. B. legen Zeugniß ab, bis zu welcher hohen Vollendung jene Meister ihre Werke zu bringen wußten. Jetzt ist das anders und die drei Bedingungen: wohlfeil, schnell und viel zu arbeiten, vor Allem maßgebend. Die beiden letzten Bedingungen, bei welchen die Mechanik hilfreiche Hand leistet, gewähren die Möglichkeit der ersten. Sie sind sämmtlich der Kunst nicht günstig und doch muß diese hauptsächlich darnach streben, eine vierte wichtige Bedingung zu erfüllen, auch schön und geschmackvoll zu arbeiten. Wo die mechanischen Kräfte die Menschenhand ersetzen, das Wesen des Gewerbes verändernd, muß die Kunst das Modell schaffen, damit es jene Kräfte schnell und vielfach nachbilden können. Wenn die Theilung der Arbeit auch den Industriegegenständen den individuellen Charakter nimmt, welchen alte Meister ihren Werken aufprägten, so hat sie den großen Vortheil, daß an einem Stücke die verschiedensten Arbeitskräfte mitwirken und sich vom einfachsten Handwerker bis zum höchsten Künstler Viele betheiligen können, der Arbeit die größte Vollkommenheit zu gewähren.

Ein Gewerbsartikel, welcher Verzierungen erfordert oder selbst nur zuläßt, kann so lange nicht als fertig oder vollkommen bezeichnet werden, als ihm die Schönheit in Form und Ausstattung abgeht, welche die Kunst geben kann. Auch darf diese Einwir-

kung sich nicht bloß auf einzelne Theile erstrecken, sondern muß alle Einzelheiten zu einem harmonischen Ganzen verbinden. Es handelt sich hier aber um wahrhafte Kunst und die geeignetste Anwendung ihrer besten Erscheinungen. Wir finden vielfach an Gegenständen aus Zeiten, wo die Kunst auf niederer Stufe stand, oder auch an neueren, deren Verfertiger gar kein Kunstverständniß besaß, in dieser Beziehung arge Mißgriffe. Das Bedürfniß der Ausschmückung machte sich geltend und man versah unpassende und unschöne Formen mit widersinnigen, barocken und unverstandenen Verzierungen.

Der Geschmack und die Liebhabereien des kaufenden Publicums sind veränderlich; wie sich aber davon die wahre bildende Kunst nicht beirren läßt, so soll auch ihre Mitwirkung in den Gewerben nicht unbedingt der Mode huldigen, sondern letztere vielmehr schaffen und bedingen. Freilich schafft die Mode eine Menge neuer Dinge, nöthige wie unnöthige, aber grade solche neue Erzeugnisse öffnen der Kunst ein reiches Feld thätigen Einschreitens.

Wohl wird auch der künstlerische Gedanke oft durch Nebenumstände beschränkt oder in andere Bahnen gelenkt, was bei steigender Kunstbildung wegfallen wird. Es findet z. B. der Besteller oder Fabrikbesitzer, welcher nicht immer das für seine Arbeiten erforderliche Schönheitsgefühl besitzt und den Ansprüchen der eben geltenden Moderichtung entgegenkommen will, die bei einem Künstler gewünschte und von diesem gut erfundene Zeichnung nicht seiner Idee und Ansicht entsprechend oder mit dem augenblicklichen Geschmack des Publicums nicht im Einklange. Er nöthigt daher den Künstler vielleicht zu Aenderungen, welche dessen schöne und einheitliche Erfindung vernichten. Häufiger noch kommt es vor, daß der mit der Ausführung betraute Arbeiter der Aufgabe nicht gewachsen ist und das künstlerisch Schöne vernachlässigt oder verdirbt. Um so nöthiger ist es, um einer wohlthätigen Einwirkung der Kunst auf die Industrie ihre volle Geltung zu verschaffen, daß Stilkenntniß und die Lehren der Kunst ein Gemeingut Aller werden.

Wenn frühere Kunstweisen so in das Leben und die Arbeiten der Gewerbtreibenden eindrangen, daß sie beim Erfinden und Ausführen keine andern Formen und Verzierungen denken konnten als die herrschenden, und dadurch ihre Arbeiten so gleichartig im Stil wurden, so ist es jetzt unmöglich, einer bestimmten neuen Kunstrichtung zu folgen. Alle möglichen Ausdrucksweisen decorirender Kunst von den ältesten Zeiten bis auf die letzte selbständige Stilform sind, in Ermangelung eines reinen neuen Stils, jetzt zur Auswahl geboten und sowohl durch Anschauung der Originale selbst oder durch gute getreue Abbildungen kennen zu lernen. Die selbständigen Stile, welche noch vielerlei Abzweigungen haben, sind: der altgriechische, der altrömische, der byzantinische, der romanische oder Rundbogenstil, der arabische oder maurische, der altdeutsche oder gothische, auch Spitzbogenstil genannt, der italienische oder die Renaissance, und der französische unter Ludwig XV. oder sogenannte Rococcostil. Es gilt nun, zurückzugreifen zu einer dieser Ausdrucksweisen der Kunst, sich in dieselbe hineinzudenken, um sie richtig verstehen zu lernen, und sie dann mit neuer Deutung zu neuen Zwecken zu verwerthen. Die Wahl ist nicht immer eine leichte und das ganz richtige Erfassen sogar selten. Wie oft fehlgegriffen und falsch verstanden und benutzt wird, ist nur zu bekannt. Wohl wäre es wünschenswerth, daß eine unsern Ideen und Bedürfnissen sich genau anpassende Kunstrichtung allgemein befolgt würde, um nicht wie oft in Schauläden oder auf Industrieausstellungen einem Chaos der verschiedensten Stile zu begegnen, oder in einem Zimmer neben einem gothischen Ofen ausgeschweifte Rococcomöbeln, griechische Vasen, maurische Schmuckkästchen und eine Uhr im Renaissancegehäuse anzutreffen. Da dies aber unerreichbar ist und die Mannigfaltigkeit im Ausdruck und in der Form beschränken würde, so ist, wie schon erwähnt, das meiste Gewicht auf eine glückliche Wahl des Kunststiles und ein richtiges Verstehen desselben zu legen.

Die größte Anregung und zugleich den besten Unterricht für Arbeiter in der Kunstindustrie wie für das gesammte Publicum bieten die großen Industrieausstellungen, welche unter dem Namen Weltausstellungen schon zweimal zu London und einmal in Paris stattgefunden haben und deren nächste in Wien sein wird. In solchen Ausstellungen vereinigen sich die schönsten und gediegensten Arbeiten aus allen Gegenden der Welt, der Besucher sieht an zahllosen Gegenständen die verschiedenartigsten Auf-

fassungen und Anwendungen, die glücklich gewählten Formen, die passendsten Verzierungen, den gut und geschickt behandelten Stoff, die treffliche Ausführung und die günstige Wirkung. Indem er ein und denselben Gegenstand in den verschiedenen Abtheilungen auf die mannigfaltigste Weise behandelt und geschmückt erblickt, und indem er Vergleiche dabei anstellt, läutert und kräftigt sich sein Urtheil und gewinnt er einen Einblick in das Stoffliche wie in das Künstlerische, den ihm sonst nichts bieten kann. Er lernt zugleich, wie verschieden die verschiedenen Nationen den Gegenstand erfaßt und wiedergegeben haben. Indem er das Zweckmäßige und Schöne der vielfachen Arten der Ausführung im Geiste zu einem Ganzen vereinigt, gewinnt er die höchste Potenz des gegenwärtig Möglichen. Der Industrielle wird natürlich solche Gegenstände, welche er selbst verfertigt oder die seinem Gewerbe nahe liegen, am meisten beobachten, aber auch die andern werden nicht ohne Belehrung für ihn sein. Und wenn er auch bei der Rückkehr nach seiner Heimath keine bestimmten Formen, Verzierungen und Darstellungsweisen im Gedächtniß mit fortnimmt, wird sich doch bei seinen spätern Arbeiten das Gesehene und Begriffene geltend machen.

Ein Zeugniß dafür lieferte nach der ersten Londoner Ausstellung die später folgende zu Paris, besonders aber die letzte in London. Schwache Anfänge waren nach und nach zu vollendeten Artikeln geworden und Arbeiten eines und desselben Fabrikanten oder Gewerbtreibenden zeigten in der letzten Ausstellung große Fortschritte gegen die ersten. Es machte sich aber durch diese Ausstellungen noch besonders das Bedürfniß geltend, sogenannte Industriemuseen zu gründen, welche auch in der Zwischenzeit die Belehrung fortsetzten, und mit ihnen Kunst- und Gewerbeschulen zu verbinden, um zugleich junge Kräfte in der Anschauung und Nachahmung des möglichst Vollendeten zu bilden. In England errichtete man schon im Jahre 1851, gleich nach der ersten Weltausstellung das nun berühmt gewordene South-Kensington-Museum, wo die stufenweise Ausführung der Industriegegenstände vom Rohstoff bis zum vollendeten Kunstproducte vor den Augen der Beschauer aufgestellt ist, und verband damit eine Lehranstalt für Zeichner wie für Gewerbtreibende. In Deutschland bestanden zwar schon seit längeren Zeiten an vielen Orten Gewerbeschulen, welche im Verein mit den Sonntagsschulen und den polytechnischen Anstalten junge Arbeiter zu einer höheren Auffassung und geschickteren Ausführung der Gewerbsgegenstände vorbildeten; es ward diesen Anstalten aber, wie der Gründung neuer durch jene Weltausstellungen ein neuer Impuls gegeben, und namentlich sah man den Vortheil ein, welchen Industriesammlungen gewähren müssen. In Württemberg ist bereits ein Anfang von Kunstindustrie-Museen durch Director von Steinbeis gemacht worden, mit denen Zeichnen-, Modellir- und Webschulen verbunden sind. Auch in Berlin hat man dazu durch eine Bereicherung der Nationalgalerie im Akademiegebäude einen, wenn auch noch ungenügenden Anlauf genommen. Vom höchsten praktischen Werth ist jedoch die Anordnung der österreichischen Regierung zur Gründung eines Museums für Kunst und Industrie, welches seine ganze Großartigkeit und Bedeutung erst mit der Zeit entfalten, schon von der ersten Zusammenstellung an aber sehr nutzbringend sein wird. Wie von Seiten des Kaisers aus der Hofbibliothek, der Galerie des Belvedere, der Hofburg, aus den Schlössern Schönbrunn und Laxenburg, aus dem Antikencabinet, der berühmten Ambraser Sammlung und dem Arsenal die werthvollsten Kunst- und kunstgewerblichen Gegenstände zu diesem Zwecke dargeliehen werden, um sie nach Bedarf mit andern umzutauschen, so fordert die Regierung auch die Städte, die großen Grundbesitzer und andere Privatpersonen auf, sich in gleicher Weise zu betheiligen, um das Museum ganz für seine Zwecke auszustatten. Das Londoner Süd-Kensington-Museum, wo sich die schönsten Gegenstände der Kunstindustrie aus allen Zeiten vom 13. Jahrhundert an befinden und welches Möbeln aller Art, Schlosserarbeiten, Büchereinbände, Schmucksachen, kostbare Gefäße, Töpferarbeiten, Trinkgeschirre aus Rubin und Krystall, Majolicas und Halbmajolicas, Erzgüsse, Niellosachen, Schmelzarbeiten aus Limoges, mannigfaltige Denkmünzen u. s. w. umfaßt, kann allen ähnlichen Anstalten als gutes Vorbild dienen.

Die so reiche Ambraser Sammlung wird dem österreichischen Museum allein schon sehr zahlreiche gewerbliche und kunstreiche Kostbarkeiten zu liefern vermögen. Deutschland besitzt in unzähligen kleinern und größern

Sammlungen einen reichen Schatz der schönsten Vorbilder aller Zeiten für die Kunstindustrie, nur sind diese Schätze in öffentlichen wie in Privatsammlungen zu sehr verstreut und nicht immer leicht zugänglich. Was beherbergt hierin nur beispielsweise nicht allein das germanische Museum zu Nürnberg, das historische Museum in Dresden, das Städel'sche Kunstinstitut in Frankfurt u. s. f. Durch Gründung mehrerer Kunstindustriesammlungen in Hauptstädten Deutschlands, wo nach dem Londoner und dem österreichischen Vorgange die zweckdienlichsten und schönsten Gegenstände aus allen Sammlungen zusammenflössen, worin jedem Besitzer derselben sein Eigenthumsrecht gewahrt bliebe, um sie nach Belieben zurücknehmen zu können, würde man der deutschen Arbeit den werthvollsten Vorschub leisten und Bildungsstätten schaffen, welche wirklich zur Nothwendigkeit werden, wenn die deutsche Industrie nicht schließlich hinter der anderer großer europäischer Staaten zurückbleiben soll.

Wenden wir uns nun zu der Frage: Wie soll sich der Einfluß der Kunst auf die Gewerbe äußern? Die von allen Kunstgebildeten gekannte Antwort liegt in dem Nachstehenden.

Die Kunst tritt in der Industrie entweder unmittelbar auf, wie in wirklichen Malereien oder Sculpturgebilden von menschlichen Figuren, Thiergestalten, Pflanzen u. s. w., oder beeinflußt die Haupterscheinungen, die Form, die Verzierungen und die Farbengebung der Gegenstände.

Die Form muß bei aller Eleganz und Schönheit der Zeichnung vor Allem der Bestimmung des Gegenstandes und dem dazu verwendeten Stoffe entsprechen, und den wirklichen Zweck des Stückes auf den ersten Blick erkennen lassen. Hiergegen wurde in früheren Zeiten oft arg verstoßen und wird es noch jetzt. Wer ahnt wohl in den vielerlei geschnitzten und in Metall gearbeiteten Thiergestalten, Schiffen, Reiterfiguren u. s. w. aus dem Mittelalter Trinkgefäße oder Krüge und Tafelgeräthe, oder in den jetzt vielen Naturdingen nachgeahmten Attrappen den ihrer Erscheinung ganz entgegengesetzten Zweck? In Zeiten hoher Kunstblüthe verschmähte man solche Lüge. Gibt es nicht der schönsten Vorbilder für alle Zwecke genug, welche sich in neuer Auffassung, der obigen Bedingung des leichten Erkennens der Bestimmung gemäß, verwenden lassen und immer wieder Stoff zu neuen Ideen geben? In den Arbeiten der classischen griechischen und römischen Kunstepoche zeigt sich durchgehends ein feines Gefühl für schöne und geeignete Formen, welche in ihnen, wie in dem nöthigen Beiwerk und den Verzierungen klar und deutlich den Zweck verrathen. Dieses Beiwerk, seien es nun Knaufe, Griffe, Deckel, Henkel, Ausgießer, Piedestale oder Aehnliches, darf durchaus der Reinheit der Form keinen Eintrag thun, darf sie nicht verderben oder verbergen, und muß zugleich im richtigen Verhältniß zur Größe, Stärke und stofflichen Beschaffenheit des Gegenstandes sein. Es muß mit der Hauptform ein harmonisches Ganze ausmachen und jedes Ornament sich dem Hauptcontur unterordnen. Da es für die meisten bekannten Dinge der Industrie eine gewisse zweckentsprechende Größe gibt, so ist auch bei neuen Arbeiten diese Größe stets zu beachten und sie nur wenig, vermehrend oder verringernd, zu überschreiten. Nur wenige Gegenstände können in allen Größen gleich schön sein, wie etwa Vasen, Spiegel, Uhrgehäuse, Candelaber, Oefen, Consolen u. s. w.; viele verlieren bei vermehrter Größe ihr zierliches Ansehen, ihren richtigen Gebrauch, bei verminderter ihren praktischen Werth, zu Spielereien werdend.

Bei Angabe der Form tritt aber auch das zu nehmende Material entscheidend auf. Es ist ein großer Unterschied, ob ein Gegenstand von Marmor oder Alabaster, von Gold, Silber oder Eisen, von Kupfer, von Holz, von gebranntem Thon, von Glas oder Papiermaché hergestellt werden soll. Bei Dingen, welche mehrere Stoffe zulassen, wird, was Stärke und Ausarbeitung anbelangt, die Form ganz verschieden vom Stoff bedingt werden, theils der Haltbarkeit, theils des geeigneten Ansehens wegen. Der dickere Henkel eines Glaskruges wird ebenso der Haltbarkeit und dem Ansehen entsprechen, wie der feine eines Kruges von getriebenem Silber, und wie plump würde ein Gartenstuhl von Gußeisen werden, wollte man seiner Lehne und seinen Beinen die Dicke der eines hölzernen Stuhles geben. Schon in der Zeichnung liegt der Stoff angegeben, oder vielmehr muß der Stoff die Zeichnung bedingen. Nächst der Form hat das Material auch besondern Einfluß auf die Decorationen. Silber, Porcellan, gepreßtes Papier und Leder

bequemen sich zu viel feineren Verzierungen, als Stein, Eisen, Glas und Holz.

Was die Verzierungen selbst anbelangt, so müssen sich diese der Hauptform des Gegenstandes innigst anschmiegen, und drückt diese Form einen besondern Kunststil aus, sich auch ganz in diesem Stile bewegen. Man hat hierin Abweichungen versucht, man hat z. B. Vasen ursprünglich griechischer Form mit gothisirten Verzierungen versehen, aber stets zum Nachtheil des künstlerischen Ausdrucks. Es entsteht durch solche Veranstaltungen, auch beim schönsten Ebenmaß, etwas Zwitterhaftes, Ungehöriges, was selbst derjenige herausfühlt, der grade kein großer Kunstkenner ist. Die Verzierungen dürfen auch bei vielen Dingen nicht zu hoch über die Körperfläche heraustreten, wenn sie die Form nicht entstellen und ihr ein schwerfälliges Ansehen geben sollen. Ebensowenig dürfen, namentlich bei Hohlgefäßen, die Decorationen sich zu tief nach innen einsenken, wodurch sie das Gefühl einer Raumbeeinträchtigung und Verdünnung der Masse erwecken. Die meisten Verzierungen der verschiedenen Stile haben in den architektonischen Ornamenten ihren Ursprung, es würde aber höchst fehlerhaft sein, wenn man, wie dies früher oft geschehen und jetzt noch bisweilen vorkommt, reine Architektur-Ornamentik zum Verzieren kleiner Gewerbsgegenstände anwenden wollte, da deren erster Zweck andern Bedingungen unterlag. Es hat sich indeß eine den gewerblichen Zwecken entsprechende Modification aus jenen Ornamenten aller Stile ableiten lassen, welche die ursprüngliche Schönheit wahrt und sich doch dem Zwecke anpaßt. Gewisse Grundformen sind keinem bestimmten Stile unterworfen, wie z. B. das Rechteck von Bücherdeckeln, viereckige Kästchen, runde Dosen u. s. w. Hier ist denn auch die Wahl der Decorationen eine beliebige, doch eignen sich diese Formen mehr für die geometrischen Figuren und Linien des maurischen und gothischen Stiles als für die leichten lockeren Arabesken des griechischen und Renaissancestils.

Auch in der Farbengebung spricht sich der Einfluß der Kunst aus, da eine Farbe oder die schöne Wechselwirkung von mehreren die Form zu heben und die Verzierungen richtig wirken zu lassen vermag. Eine geeignete Farbenwahl zeigt ebenso von gutem Kunstgeschmack, wie die richtige Zeichnung von Form und Verzierungen, und vermag oft dem Gegenstande ein gewinnendes Aeußere zu geben. Etwaige Vorschriften oder selbst nur Andeutungen lassen sich wegen der Mannigfaltigkeit der Anwendungen nicht geben, doch vermeide man auch hierbei die oft begangenen Fehler, wie bei den Formen, so auch bei den Farben die Täuschung eines andern Stoffes hervorzubringen, wie man z. B. blechernen Wasserkannen einen holzfarbigen Anstrich mit Holzadern gibt. Ist das Material eines Gegenstandes schon selbst von schöner Farbe, wie beim Porcellan, weißem Holze, Elfenbein u. s. w., so lasse man dieser Stofffarbe ihr Recht und hebe sie nur durch entsprechende dunklere Farben oder durch Gold in schwachem Maßstabe. Eine schöne Urfarbe ganz und gar zu verbergen, kann und wird nie rathsam sein. So lasse man auch dem Kupfer seine glänzende rothe Farbe und gebe dem Eisen, wenn es nöthig ist, seiner Natur entsprechend, einen dunklen Anstrich, der nur wenig durch hellfarbige Linien oder Decorationen zu heben ist. Gußeiserne Säulen z. B. weiß oder mit einer andern hellen Farbe anzustreichen, um sie andern Gebäudetheilen im Ton ähnlicher zu machen, wird stets peinlich aussehen, da das Schlanke des Stoffes im Verhältniß zu Stein oder Holz doch stets das Material verräth und die Täuschung der Farbe kundgibt. Im Anbringen von Gold und Silber ist eher ein zu Wenig als Zuviel erlaubt und nur das richtige Ebenmaß zu Stoff und den andern Farben von günstiger Wirkung. Silber, welches als wirkliches Metall in Geschirren ein so brillantes Ansehen hat, wird, andern Farben zugesellt, nur in wenigen Fällen, wie beim Niello in dunklem Holze, günstig wirken; mit hellen Farben vereint aber nur ein graues, trübes Ansehen erhalten.

Erst wenn es tief in alle für die Industrie Arbeitenden eingedrungen ist, wie und womit die Kunst auf die Gewerbe richtig einzuwirken habe, wenn der Kunstsinn und das wahre Kunstverständniß zum Gemeingut geworden, wird die Kunst in den Industrieerzeugnissen ganz den Platz einnehmen, der ihr gebührt; dann auch wird die Industrie den rechten ästhetischen Werth erlangen, der ihr möglich ist. Daß wir auf dem besten Wege nach diesem Ziele sind, dafür zeugt das Vollkommenere, was in der Industrie die letzten Ausstellungen gegen die ersten zeigten, dafür

spricht das Abordnen von Gewerbtreibenden und Künstlern, sowohl von Seiten der Staaten als von Corporationen, um diese Ausstellungen anzusehen, darin zu studiren und ihren Geschmack zu läutern, dazu werden uns aber auch die bestehenden und zu begründenden Kunstgewerbeanstalten verhelfen. Wenn noch außerdem die Regierungen, wie dies bereits in Frankreich geschieht, ebenso wie die Wissenschaft und Kunst, so auch die Kunstgewerbe unterstützen werden, wird das schöne Ziel um so eher sich erreichen lassen.

Die Präsidenten

des preußischen Abgeordnetenhauses.

(Grabow. Behrend. v. Bockum-Dolffs.)

Die Cavaliere der Stuarts haben ihrer Zeit dafür Sorge getragen, daß die Namen der Pimm, Hampden, Coke unauslöschbar in die Annalen der englischen Geschichte eingegraben dastehen. Daß für die neueste Geschichte des preußischen Staates etwas Aehnliches von den Namen der Grabow, Behrend, Bockum-Dolffs gilt, an dem Resultate haben die Feudalpartei und Diejenigen nach Kräften gearbeitet, welche ihr Ohr dem unheilvollen Rath der Junker ausschließlich gefangen gegeben.

Zu Prenzlau, einer gewerbreichen und fleißigen Stadt der Mark, am 15. April 1802 als Sohn eines Kaufmanns geboren, verlor Grabow schon in dem zartesten Alter den Vater. Der Mutter allein blieb die Sorge für die Erziehung. Auf dem Gymnasium der Vaterstadt vorgebildet, bezog der Jüngling mit neunzehn Jahren die Universität Berlin. Für das innige Verhältniß zwischen Mutter und Sohn zeugt es, zugleich aber auch von der gewissenhaften Sorgfalt, mit welcher jene das Werk der Erziehung leitete und überwachte, daß die Mutter die Heimath verließ und dem Sohne nach der Hauptstadt folgte. Der damals üblichen Demagogenriecherei entging der Student glücklich, obschon er, wie alle edlern und bessern Kräfte, in die Burschenschaft eingetreten war. Nach dem absolvirten Triennium machte Grabow die erste und rasch auch die zweite juristische Prüfung in glänzender Weise; kurze Zeit fungirte er als Untersuchungsrichter bei den Commissionen in Spandau und Perleberg. Zufall wollte, daß dem eben ernannten Assessor die Untersuchung gegen die jüdischen Gauner von Löwenthal übertragen wurde, ein Proceß, der damals ungemeines Aufsehen erregte. Die glückliche Beendigung des verwickelten Processes trug ihm die Beförderung zum Justiz- und Stadtgerichtsrath in Berlin ein. Im Jahre 1836 wurde dem Rath der rothe Adlerorden verliehen und zugleich erfolgte sein Avancement zum Hofgerichtsrath und Universitätsrichter in Greifswald.

Nur kurze Frist blieb er in der letzteren Stellung. Seine Vaterstadt erwählte ihn 1838 zu ihrem Oberbürgermeister. Bis dahin hatte Grabow, ausschließlich seiner richterlichen Thätigkeit hingegeben, der Politik ferne gestanden. Unter dem stillen patriarchalischen Regiment Friedrich Wilhelm's III. war die Politik eben nur Domäne für einige wenige Auserkorene. Der Wirkungskreis, in welchen Grabow als das Haupt einer Stadtcommune eintrat, brachte, zumal seit dem Regierungswechsel im Jahre 1840, die Betheiligung an der Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten nothwendig mit sich.

Der militärische Feudalstaat der Hohenzollern war mit der Schlacht bei Jena zusammengebrochen. Von den Stein'schen Reformen datirt die preußische Gentry, der Kern der sogenannten altliberalen Partei. Eben diese Partei, welche aus der Bureaukratie und insbesondere aus den unabhängigen und bis zu einem gewissen Grade selbständigen städtischen Communalbeamten ihre zahlreichsten und besten Contingente zog, begann seit dem Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelm IV. die rührigste Thätigkeit zu entfalten, um Preußen auf die Bahnen der constitutionellen Staaten einlenken zu machen. Im Patent vom 3. Februar 1847 bewilligte der König den Zusammentritt des vereinigten Landtages. Man entsinnt sich des allgemeinen, weitreichenden Eindrucks, der tiefen moralischen Wirkung, welche die Verhandlungen dieser Körperschaft machten. Unter den damals gefeierten Rednern, deren Namen die Presse vielzüngig weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaustrug, unter den Vincke, Beckerrath, Milde, Camphausen, Hansemann, glänzte der Name Grabow's nicht, und doch war sein Einfluß

in der zweiten Curie so groß, wenn nicht noch größer, als derjenige irgend Eines der Genannten. Nicht bloß der oratorischen Rednertalente, auch der praktischen Organisationstalente bedarf eine parlamentarische Versammlung, und die letzteren sind vielleicht in einem noch höhern Grade nothwendig als die ersteren. Grabow hatte sich, schon von Natur mit einer bedeutenden Organisations- und Repräsentationsgabe ausgestattet, auf dem kleinen parlamentarischen Boden der märkischen Kreis- und Provinziallandtage, denen er von 1841 bis 1847 als Mitglied angehörte, den freien Ueberblick der Geschäfte einer debattirenden Versammlung, überhaupt die Erfahrungen im reichsten Maße angeeignet, welche in einem größern parlamentarischen Kreise die tactvolle Sicherheit des Auftretens garantiren. Sein gesetztes, leidenschaftsloses Temperament, die gefälligen und gewinnenden persönlichen Eigenschaften, die bei aller Männlichkeit und Entschiedenheit versöhnliche Milde und Urbanität seines Wesens konnten nicht unbemerkt bleiben. Es ist bezeichnend für die Stellung, die Grabow gleich anfangs im vereinigten Landtage einnahm, daß er die Mehrheit für seinen Vorschlag einer Petition an den König gewann, als Vincke das Nämliche in einem Protest an die Krone beantragte, die Erklärung nämlich, daß die Patentgesetzgebung vom 3. Februar keine Erfüllung der verheißenen landständischen Rechte und Institutionen sei. Beim Schluß des vereinigten Landtages wurde Grabow in die wichtigsten der bleibenden Commissionen als Mitglied gewählt, in die Staatsschulden-commission, in die Vorcommission zur Berathung des Criminalrechts, in den Ausschuß zur Berathung des Strafgesetzbuches.

Im April 1848 tagte der vereinigte Landtag zum zweiten und letzten Male. Die Versammlung hatte eben nichts weiter zu thun, als zu constatiren, daß den Anforderungen des Zeitgeistes das romantische Phantasiegebäude, welches Friedrich Wilhelm IV. mit der Schöpfung des vereinigten Landtags in das Leben gerufen, nicht entspreche, daß ein neuer Bau auf neuen Grundlagen aufgeführt werden müsse. Der vereinigte Landtag erließ das Wahlgesetz auf der Basis des allgemeinen Wahlrechts für die Nationalversammlung und löste sich alsdann auf. An dem Gesetze über das allgemeine Wahlrecht hatte Grabow den wesentlichsten Antheil; fast das ganze Gesetz rührte aus seiner Feder her.

Prenzlau sandte seinen Oberbürgermeister in die Nationalversammlung. Grabow hielt sich auf derselben zu dem rechten Centrum, auf welchem die Mitglieder der altliberalen Partei mit wenigen Ausnahmen ihren Sitz hatten. Als Milde, der erstgewählte Präsident, in das Ministerium trat, wurde Grabow sein Nachfolger in der Präsidentschaft des Hauses. Ein Ordnungsruf, den er im October über den damals zu der äußersten Linken zählenden Caplan von Berg verhängte, wurde die äußere Veranlassung, daß er die Präsidentschaft niederlegte. Das Haus hatte in namentlicher Abstimmung mit einer nur äußerst geringfügigen Majorität die Zulässigkeit des Ordnungsrufes erklärt. Der wahre Grund des Rücktritts war wohl in andern Verhältnissen, als in dieser äußeren Gelegenheitsursache zu suchen. Im October 1848 konnte sich bereits jeder denkende Kopf sagen, wohin die extreme Maßlosigkeit der Demokratie führen werde; die Stürme der kommenden Reaction lagen bereits in der Luft, und Grabow hatte für ihr Wehen ein feines Gehör. Für die leidenschaftliche Gewalt, die in der Nationalversammlung selbst damals Platz griff — es sei nur u. A. an den Beschluß erinnert, nach welchem die preußische Regierung dem Wiener Aufstande bewaffnete Hilfe leisten sollte — mochte Grabow fühlen, daß er als Präsident der Versammlung sich an einer falschen Stelle befinde.

Papa Wrangel führte die Garden wieder nach Berlin zurück und Graf Brandenburg octroyirte mit dem Freiherrn von Manteuffel die Verfassung vom 5. December 1848, welche zwei Kammern einsetzte. Grabow wurde wiederum während der kurzen Session im Frühjahr 1849 Präsident der zweiten Kammer. Bekanntlich vermochte Herr von Manteuffel mit dieser Kammer nicht zu regieren. Mit der Auflösung wurde zugleich die Aufhebung des allgemeinen Wahlrechts ausgesprochen und ein neues Dreiclassensystem octroyirt. Die Demokratie entschied sich dieser Octroyirung gegenüber zum passiven Widerstand, sie enthielt sich der Wahlen; die altliberale Partei dagegen blieb mit ein paar Ausnahmen auf dem Kampfplatz. Grabow gehörte zu diesen wenigen Ausnahmen der Partei. Von Prenzlau aus erklärte er die

Octroyirung des Wahlgesetzes als Verfassungsbruch; er schied von der parlamentarischen Arena. Der Erklärung entsprach sein weiteres Verhalten in der amtlichen Stellung als Oberbürgermeister. Gegen die immer dreister das Haupt erhebende Reaction energisch Front machend, verweigerte er der octroyirten Reactivirung der Kreis- und Provinziallandtage die Anerkennung. Unter Protest schied er aus dem Brandenburger Provinziallandtage aus. Erst als nachmals die Kreisstände gesetzlich durch die Kammern wieder hergestellt waren, nahm er an den Berathungen derselben wieder Theil. Das Ministerium Manteuffel hatte für diese Haltung Grabow's ein gutes Gedächtniß. Die Stadtverordnetenversammlung von Magdeburg wählte ihn zu ihrem Oberbürgermeister; die Regierung verweigerte der Wahl die Bestätigung. Grabow's Wahlperiode in Prenzlau war abgelaufen; die dortige Stadtverordnetenversammlung wollte der Anerkennung seiner Verdienste einen sprechenden Ausdruck verleihen und wählte ihn wieder auf Lebenszeit. Abermals erfolgte das Veto des Ministeriums. Nun beschränkte Prenzlau die Wahl auf die gesetzlich vorgeschriebene Periode von zwölf Jahren. Aber selbst diese Wahl konnte in neun Monaten keine Bestätigung erlangen. Plötzlich sanctionirte die Wahl der Machtspruch einer königl. Cabinetsordre, die kein Minister contrasignirt hatte. König Friedrich Wilhelm IV. liebte es, in der süßen Erinnerung an das frühere absolute Königthum auch nach der Emanation der Verfassung ab und zu dergleichen schlagende Beweise von der allerhöchsten Machtvollkommenheit zu geben. Welches eigenthümliche Spiel des Zufalls, welche für preußische Zustände wahrhaft drastisch bezeichnende Ironie, daß der Präsident des für das verfassungsmäßige Recht mit unerschütterlicher Treue einstehenden Abgeordnetenhauses in seiner Stellung als Oberbürgermeister der verfassungsmäßigen Grundlage entbehrt!

Jedes Ding hat seine Zeit. Die Zeit des Ministeriums Manteuffel-Westphalen war mit der Einsetzung der Regentschaft abgelaufen. In der Diät von 1858—61 bildete unter dem Ministerium Auerswald die altliberale Partei eine compacte Majorität. Ueber die beklagenswerthen Mißgriffe, welche die Partei [illegible]r der Führung des Freiherrn von Vincke [illegible] Schulden kommen ließ, wird besser in dem biographischen Abriß von Behrend die Rede sein. Wohl wegen der abweichenden Haltung, welche Grabow 1849 in Folge der Octroyirung des Wahlgesetzes nach dem Dreiklassensystem gezeigt, ernannte die Partei Vincke Simson zum Präsidenten und Grabow nur zum ersten Vicepräsidenten. Der Eigensinn des Freiherrn von Vincke führte am Schluß der Diät zur Bildung der Fraction Jung-Lithauen unter Behrend, die dann bei den Neuwahlen im Herbst 1861 in die deutsche Fortschrittspartei aufging. Als beim Beginn des Jahres 1862 das Abgeordnetenhaus zusammentrat, wurde Grabow fast einstimmig zum Präsidenten erwählt. In Folge der Annahme der Hagen'schen Anträge reichte das Ministerium einige Tage nach der Auflösung des Hauses seine Demission ein, und Herr v. d. Heydt versuchte die Lenkung des in's Schwanken gerathenen Staatsschiffes. Die Neuwahlen im Mai 1862 hatten jedoch die Physiognomie des Abgeordnetenhauses in Nichts geändert; wiederum war Grabow's Wahl zum Präsidenten eine fast einstimmige. Von der Fraction Vincke hatte er sich gleich bei Eröffnung der Session durch ausdrückliche Erklärung und durch Austritt losgesagt.

Welchen Verlauf seitdem der Parlamentarismus in Preußen genommen hat, lebt in Aller Bewußtsein. Ohne einen bewilligten Staatshaushalt wagte selbst Herr v. d. Heydt, der doch so viele Ministerien kautschukartig überdauert hatte, nicht weiter zu regieren. Der Wupperthaler Millionär überließ Herrn von Bismarck die Ehre, die Theorie von der Verfassungslücke zu erfinden. Citate aus der Geschichte des Landtags von 1863 können hier selbstverständlich keine Stelle finden. Grabow gebührt das Verdienst, daß er in dieser überaus schwierigen Session als Präsident des Abgeordnetenhauses dessen Würde und die Fahne des verfassungsmäßigen Rechts mit standhaftem und unerschütterlichem Muthe hochgehalten hat. Wenn es möglich war, die allgemeine Achtung, die hohe Verehrung, die Grabow bei Freund wie Feind genießt, noch zu steigern und zu vermehren, die von ihm während des letzten Landtages beobachtete Haltung hat das Ihrige zu dem Ergebniß beigetragen. Wo immer eine politische Versammlung von Wahlmännern, Vereinen, Corporationen tagte, sie verabsäumte selten, dem Präsidenten Grabow ihre Zustimmung zu votiren.

Wir wenden uns zu dem ersten Vicepräsidenten Behrend.

Danzig, die alte Königin der Hansa, ist Behrend's Heimath, und man muß gestehen, er selbst erscheint unter den Vertretern des Volkes und unter den Gesetzgebern des Staates als ein trefflicher Repräsentant des aufgeklärten und freien, des selbstbewußten und liberalen Geistes, der das Städtewesen des Mittelaltes so vortheilhaft auszeichnete. Aus einer alten Familie des Stadtpatriciats stammend, wurde Heinrich Theodor Behrend den 26. April 1817 geboren. Sein Vater, der Commercienrath Theodor Behrend, war Chef eines angesehenen Kaufmannshauses, das den Weizenexport Westpreußens nach England vermittelte. Im Jahre 1848 betheiligte sich der Letztere lebhaft an den politischen Vorgängen; mehrere Brochüren erschienen von ihm über Tagesfragen. Der Sohn war nach Schulpforta gethan worden und erhielt auf dieser berühmten Anstalt seine wissenschaftliche Vorbildung. Nach beendigtem Gymnasialcursus besuchte er die Universität Berlin, um alsdann in das väterliche Geschäft einzutreten, dem er einen erhöhten Aufschwung zu geben verstand. Auch ihm wurde der Titel eines Commercienrathes verliehen.

Schon die kurzen Notizen zeigen, daß Behrend nicht zu den alten Veteranen des preußischen Parlamentarismus gehört; in gewissem Sinne ist er ein homo novus auf der parlamentarischen Arena. Erst 1855 erhielt er von seiner Vaterstadt das erste Mandat zum Abgeordnetenhause. Die Verhältnisse, die er dort vorfand, lagen nicht sonderlich günstig für den Neuling. In der servilen Landrathskammer, welche zusammenzumaßregeln dem Herrn von Westphalen so trefflich gelungen war, konnte die kleine Opposition, welcher Behrend sich sofort anschloß, keine Geltung erreichen. Doch war ihm diese Zeit mit ihren Plänkeleien und Vorpostengefechten, die, so nachdrucksvoll und erbittert sie auch von der Minorität gegen die erdrückende Uebermacht der Regierungs- und Kreuzzeitungsmänner geführt werden mochten, niemals den Ausschlag geben konnten, keine verlorene Zeit. Der künftige Führer der liberalen Partei bildete sich in dieser Schule zum Führer. Seine Studien richteten sich vorzugsweise auf die communalen und commerciellen Angelegenheiten, dann aber auch vor Allem auf die Finanzfragen, in welchen er nachmals als Autorität eines begründeten Ansehens genießen sollte. Weiter bildete Behrend in jener Zeit seine Rede. Er spricht, von einer stattlichen, kraftvollen Persönlichkeit und einem klangvollen Organ wirksam unterstützt, lebhaft und gewandt in freier und sicherer Haltung, und seine Polemik ist objectiv und scharfsinnig. Das Haus wie die Zuhörertribüne sehen ihn gern auf der Rednertribüne. Auch lernte er wohl in jener sonst tristen Zeit der Lehrjahre die Lebhaftigkeit, das leicht Erregbare seines Naturells zügeln und mildern. Noch heute reißt ihn bisweilen in der Hitze der Debatte die Freimüthigkeit des Charakters, die schwunghafte Energie seines Wesens momentan über die Grenze hinaus, die zumal der Präsident der Versammlung einhalten und beobachten muß.

Man mag sich von jeder principiellen Animosität gegen die Gothaer oder Altliberalen frei wissen, welche seit der Einsetzung der Regentschaft im preußischen Abgeordnetenhause unter Vincke's Führerschaft dominirten, leugnen läßt sich trotzdem nicht, daß innerhalb der Partei eine schroffe Parteiabgeschlossenheit, ein doctrinärer Eigendünkel, eine aristokratische Fractionsvornehmthuerei sich geltend machte, welche neben der tyrannischen Rechthaberei Vincke's schließlich den völligen Ruin der scheinbar so mächtigen Partei herbeigeführt hat. Männer wie Behrend, Hoverbeck, Gneist, Forkenbeck hatten sich in der Diät 1858—61 der Fraction Vincke angeschlossen, aber nicht als alte Zunftgenossen legitimirt, waren sie mehr ein geduldetes, von dem Fractionsführer beargwöhntes Element, als daß sie in der Partei eine ihren Kräften angemessene Wirksamkeit hätten entfalten können. Schon 1859 gab es, wenngleich nicht auf der offenen Bühne der Plenarverhandlungen, sondern vorerst nur hinter den Coulissen der Fractionssitzungen, zwischen Herrn von Vincke und diesen malcontenten Eindringlingen bedenkliche Scenen, doch wurde der Bruch noch vermieden. Auch in der Session 1860, wo das Gespenst der Militärfrage auftauchte, gelang es, die widerstrebenden Elemente künstlich beisammenzuhalten, aber 1861 erwiesen sich alle Meisterstücke der Flickschneiderkunst als vergeblich. In nicht mißzuverstehender Weise hatte das Volk und das Land über die Politik des Herrn von Vincke gerichtet, welcher jede Opposition gegen

das Ministerium Auerswald auf's Strengste untersagte, obschon dasselbe nach den ersten matten und halben Anläufen zu einer liberalen Reform in eine passive Schlaffheit versunken war und sich zu Maßregeln mißbrauchen ließ, die allein im offenbaren Interesse seiner heimlichen Gegner von der Feudalpartei gelegen waren. In nicht mißzuverstehender Weise hatte das Volk und das Land sein Verdict über die Politik des Herrn von Vincke gefällt, welcher aus selbstmörderischer Liebe für seine Freunde auf der Ministerbank die neun Millionen über den ordentlichen Etat für die Armeereorganisation als ein Provisorium durch seine Partei hatte bewilligen lassen. Es ist die That Behrend's, daß nach diesen Vorgängen die selbständigeren Elemente aus der Fraction Vincke ausschieden und das bei jeder Gelegenheit von Herrn von Vincke arg verspottete Fractiönchen Jung-Litthauen bildeten. Numerisch war das Fractiönchen Behrend allerdings sehr schwach; es zählte, auch nachdem ihm Waldeck und Schulze-Delitzsch beigetreten, die erst 1861 bei Ergänzungswahlen für erledigte Mandate in das Haus gekommen waren, bloß 18 Mitglieder, aber dieser winzigen Minderheit sollte die parlamentarische Zukunst Preußens gehören. Durch Schultze-Delitzsch wurde Behrend als Führer Jung-Litthauens vermocht, sich bei den Neuwahlen im Spätherbst 1861 mit dem Programm der deutschen Fortschrittspartei einverstanden zu erklären, und eben dieses Programm erfocht an der Urne einen entscheidenden Sieg. Herr von Vincke mußte auf seinem Landsitze, auf welchem er, angeblich durch Vormundschaftspflichten zurückgehalten, wie der zürnende Achill in seinem Zelte saß, erkennen, was aus dem Fractiönchen geworden, als Behrend im Januar 1862 nach dreimaligem Kampfe gegen die verbündeten Katholiken, Feudalen, Polen und Vinckianer zum ersten Vicepräsidenten des Abgeordnetenhauses erwählt wurde. Die gleiche Würde erlangte er, und zwar ohne besondern Kampf, im Mai 1862 sowohl als im Januar 1863, und es leidet wohl schwerlich einen Zweifel, daß ihm das Amt eines ersten Vicepräsidenten in kommenden Sessionen gesichert bleibt, es müßte denn sein, daß Herr von Bismarck selbst mit dem Wahlgesetz nicht auszukommen vermag, mit welchem Herr von Manteuffel seine Triumphe er-[illegible]te.

Es erübrigt die Besprechung von Bockum-Dolffs.

Westphalen, das Land der alten Sassen und der Vehme auf rother Erde, erinnert durch die Kernigkeit, den freien Mannessinn und durch die Charakterunabhängigkeit seiner Bewohner noch heute vielfach an die Zeit, wo der sächsische Volksstamm mit zäher Ausdauer für die Erhaltung seiner Freiheit gegen den Franken Karl auf Tod und Leben focht. Zu allen Jahrhunderten hat der westphälische Stamm dem öffentlichen Leben Charaktere geliefert, welche durch die angedeuteten Vorzüge hervorragten. Auch Florens Heinrich Gottfried von Bockum-Dolffs ist nach Abkunft, nach seinem Familienbesitz und nach seinem amtlichen Wirkungskreise ein Sohn der rothen Erde. Ausdrücklich will hinzugefügt sein, auch nach den Vorzügen, die den Charakter des Mannes ausmachen.

Die confessionellen Unterschiede bewirken bei dem westphälischen Adel im Allgemeinen den Unterschied, daß der protestantische Adel meistens in den preußischen Staatsdienst, sei es in das Heer, sei es in die Civilverwaltung, einzutreten pflegt, während der katholische Adel insgemein den preußischen Staatsdienst verschmähend, sich entweder in stiller Zurückgezogenheit auf seinen Gütern hält oder den Dienst der Kirche aufsucht. Die jüngern nachgeborenen Söhne nehmen wohl Offiziersstellen in der österreichischen Armee an. Die Familie von Bockum gehört dem protestantischen Bekenntniß an, und ihre Mitglieder waren und sind zahlreich in der preußischen Armee vertreten. Auch Florens, auf dem Familiengute in der Nähe von Soest am 19. Februar 1802 geboren, war urspüglich für die militärische Laufbahn bestimmt. Er trat als einjähriger Freiwilliger in die Armee, aus der er aber als Landwehrofficier ausschied, da ihn überwiegende Neigung zu juristischen Studien trieb, die er in Heidelberg unter Thibaut, Rau, Mittermaier, Zachariä eröffnete und zu Berlin unter Savigny, Schmalz, Bethmann-Hollweg beendigte. In Heidelberg gehörte er gleichzeitig mit Stahl einer geheimen Studentenverbindung mit sehr freisinnigen Tendenzen an, einer Art patriotischen Tugendbundes.

Den praktischen Staatsdienst begann der junge Auscultator an dem Berliner Stadtgericht. Als Referendar ging er nach Münster. Der besondern Freundschaft des Freiherrn

von Stein und des Oberpräsidenten von Vincke gewürdigt, ließ er sich, zum Assessor aufgerückt, von jenen würdigen Männern überreden, zur Regierungsverwaltung überzutreten. Als Stellvertreter des Herzogs von Croy, wurde er Mitglied des westphälischen Provinziallandtages, und nach seiner Versetzung als Regierungsrath an die Regierung zu Merseburg hatte er Gelegenheit, auch die Landtagsverhandlungeu der Provinz Sachsen kennen zu lernen, indem ihm hier die Vertretung des Grafen Stolberg-Roßla übertragen wurde. Die Heimath mochte ihn jedoch nicht lange missen; der Kreis Soest wählte ihn zu seinem Landrath. An die Zeit dieser Wirksamkeit in Soest knüpfen sich vielleicht für Bockum die angenehmsten Erinnerungen. Pflichttreu und arbeitssam, von seltener Humanität und von dem freigebigsten Wohlwollen, wurde er von seinen Kreiseingesessenen gleichsam auf Händen getragen. Die landräthliche Verwaltung in dem Soester Kreise galt weit und breit für eine Musterverwaltung. Auf dem Provinziallandtage erweiterte und vermehrte Bockum seine politischen Erfahrungen, insbesondere waren hier die Gemeindeverfassung und das Landarmenwesen seine specielle Domäne. Inzwischen hatte er sich mit einer Gräfin Flemming verheirathet und den Grundbesitz seines Hauses durch diese Verbindung nicht unbeträchtlich vergrößert. Grundbesitz ist der Stolz eines Westphalen und zumal eines westphälischen Edelmannes.

Auf dem vereinigten Landtage von 1847 gehörte von Bockum zu der liberalen Opposition, zu den 138 Männern, welche das Februarpatent nur für eine ungenügende Abschlagszahlung des königlichen Versprechens einer landständischen Verfassung erklärten. Wegen seiner Betheiligung an dieser Erklärung wurde er auf Ministerialverfügung von seinem vorgesetzten Präsidenten zu Protocoll vernommen. Damals in dem absoluten Staate war noch eine glückliche Zeit für überzeugungstreue und gewissenhafte Beamte; es gab noch kein neupreußisch-constitutionelles Disciplinargesetz aus der Manteuffel'schen Retorte. Offen und ehrlich beantwortete der Landrath die Frage, ob er auch als Staatsbeamter vorkommenden Falls das Patent vom 3. Februar 1847 in Anwendung zu bringen sich weigerlich halten würde, dahin, daß er als Mitglied der Landesvertretung sich zur Beurtheilung ergehender Verordnungen für ebenso befugt als verpflichtet erachte, dagegen aber, so lange er Staatsdiener sei, die bestehenden Gesetze nie geflissentlich verletzen oder deren Handhabung ablehnen werde.

Mitglied der Nationalversammlung von 1848 war Bockum nicht, dagegen wurde er 1849 in die erste Kammer gewählt, die damals noch Wahlkammer war. Hier erwarb er sich das hauptsächlichste Verdienst um das Zustandekommen der trefflichen, freisinnigen Gemeindeordnung von 1850, welche die Manteuffel'schen Landräthe später stillschweigend in den Brunnen fallen ließen, indem sie dieselbe nicht einführten, obschon die betreffenden Beschlüsse des Landtages nach erhaltener königlicher Sanction zum Gesetz erhoben waren. Der Soester Kreis war der erste und einer der wenigen überhaupt, in welchem die Gemeindeordnung nicht ein todter Buchstabe auf dem Papier blieb. Das Ministerium Manteuffel lohnte den Diensteifer des Landraths damit, daß der Letztere im October 1852 „im Interesse des Dienstes" in den Ruhestand versetzt wurde. Umsonst petitionirte der Kreis um Belassuug Bockum's im Amte. Die Interessen des Dienstes litten das nicht.

Seit der unfreiwilligen Versetzung in den Ruhestand widmete sich von Bockum der Bewirthschaftung seines Landbesitzes; daneben gehörte er ununterbrochen während des ganzen Manteuffel'schen Regiments als Mitglied der Opposition dem Abgeordnetenhause an, obgleich gegen seine Wiederwahl die stärksten Hebel von Berlin in Bewegung gesetzt wurden. Seit 1858 war sein Sitz in der Volksvertretung unbestritten. Zu der allseitig gewünschten Reactivirung des verdienten Mannes im Staatsdienste konnte das Ministerium Auerswald sich erst nach einem mehr als dreijährigen Bedenken entschließen. Erst 1862 trug Graf Schwerin die Ehrenschuld der Regierung an Bockum durch die Ernennung zum Oberregierungsrath in Coblenz ab. Unter Herrn von Bismarck erfolgte unmittelbar nach dem Landtagsschluß von 1862 natürlich wieder „im Interesse des Dienstes" eine Strafversetzung nach Gumbinnen. War doch Bockum Vorsitzender der Budgetcommission gewesen, welche die Mehrausgabe für die Militärreorganisation von dem Etat abgesetzt hatte.

Werfen wir einen Blick auf Bockum's par-

lamentarische Leistungen. Von Bockum-Dolffs ist nichts weniger als ein glänzender Redner. Er nimmt selten das Wort und sein Vortrag erhebt sich nicht über das Gewöhnliche. Dennoch ist seine Wirkung auf der Tribüne eine überaus große, eine gradezu maßgebende, eben in Folge der Stellung und des Einflusses, den einmal die Treue und Unabhängigkeit seines Charakters, sodann aber die reiche Summe seiner politischen Erfahrungen ausüben. Sein eigentlichstes Feld sind die Commissionsarbeiten; hier steht er unerreicht und ohne Vergleich da. Ohne eine solche Stelle jemals gesucht oder erstrebt zu haben, ist er das Haupt und der Führer einer zahlreichen und mächtigen Partei geworden, welche nicht nur durch ihr numerisches Gewicht auf den beiden letzten Landtagen stets den Ausschlag in den entscheidenden Fragen gegeben hat, sondern die auch die bedeutendsten und gefeiertsten politischen Charaktere, wie Sybel, Gneist, Harkort u. A. in ihren Reihen aufweist. Als Präsident hat Bockum bei der Leitung der Verhandlungen des Hauses eine Umsicht, Sicherheit und Unparteilichkeit bewiesen, die jeder Anerkennung werth. Nicht wenig ist seine Popularität in den weiteren Schichten des Volkes durch die feste und männliche Energie gemehrt worden, mit welcher er in einer vielberufenen Sitzung der letzten Session die anmaßende Ungebühr des Kriegsministers von Roon zurückwies, welcher in einer Weise, die sich der Kritik entzieht, als Minister der Krone die Leitung der Debatte dem Präsidenten streitig machen wollte.

Die Artillerie

bis zum siebenjährigen Kriege.

Engländer, Amerikaner und theilweise die Franzosen überbieten sich gegenwärtig in Herstellung neuer und immer furchtbarerer Geschütze, sowie überhaupt in neuen Erfindungen im Gebiete der Artillerie; wir Deutschen, die Spanier, Niederländer und Italiener spielen bei diesem Wettkampf die traurige und kostspielige Rolle des Zuschauers, bleiben in der Bewaffnung zeitweise zurück und suchen uns bo[illegible]as dem, was die Nationen der That [illegible]gerufen haben, das Beste oder Billigste aus, um es bald darauf wieder verwerfen zu müssen, wollen wir nicht zurückstehen. Es ist dies, was uns Deutsche betrifft, eine Erscheinung wie so manche andere der Art; so waren, bis vor Kurzem, fremde Uhren bei uns die besten, während wir früher andere Nationen in der Uhrmacherkunst unterrichteten; ebenso waren einstimals die Hanseatischen Kriegsschiffe und die deutschen Geschütze, die deutschen Seekrieger und Geschützmeister die vorzüglichsten der Welt, aber jetzt blicken wir uns in allen diesen Dingen nach Lehrmeistern in der Fremde um. — Friedrich der Große war der letzte Deutsche, welcher wesentlich in die Organisation der Artillerie eingriff, deshalb können wir jetzt nur auf die Zeit vor ihm mit einigem Stolze zurückblicken und weil wir dies können, nehmen wir in „Unsere Tage" Veranlassung, durch den folgenden Aufsatz einmal aus der Gegenwart in die reiche Vergangenheit zu blicken.

Beim Betrachten des gegenwärtigen Geschützwesens kann sich gewiß mancher Artillerist oder Laie nicht des stolzen Gedankens erwehren, wir hätten unsere Vorfahren unendlich übertroffen und derartige Kolosse, wie die heute im Gebrauch befindlichen Geschütze, wären noch nicht dagewesen. Der weise Ben Akiba sagt zwar, es ist Alles schon dagewesen, und wir müssen gestehen, daß sein Ausspruch sogar auf die Artillerie paßt — wenigstens zum größten Theile. In etwas, räumen wir ein, hat jedoch die neuere Artillerie die alte weit überflügelt, nämlich in der Feuerwerkerei, in der schnellen Beweglichkeit der leichten (nicht der schweren) Geschütze und in Vorkehrungen zur Erleichterung des Zielens und sichern Treffens. Die Artilleriewissenschaft ist hoch gestiegen, aber über die alten, besonders die deutschen Artilleristen, welche ihr Geschütz mit Geist und Seele, wie ihr anderes Ich umfaßten, hat Niemand Ursache, sich erhaben zu dünken.

Wir Deutschen haben so manche welthistorische Erfindung gemacht, die uns aber trotzdem abgestritten wird, also darf es uns nicht wundern, daß uns dies auch hinsichtlich des Pulvers und der Geschütze widerfährt. Die Chinesen „sollen" das Pulver schon gekannt haben, als die Portugiesen nach Indien kamen, die Mauren Spaniens „sollen" ebenfalls eine entsprechende Composition besessen und angewendet haben. Wenn Beides der

Fall wäre, dann bliebe es immerhin ein großes Wunder, daß erstens die chinesische Erfindung nicht nach Ostindien, Persien, Arabien &c. zu den dortigen Culturvölkern gedrungen wäre, und zweitens bliebe es ein noch größeres Wunder, daß die hochgebildeten und tapfern Mauren im Besitze des Pulvers trotzdem den Spaniern erlagen, welche dasselbe nicht hatten. Gibt man indessen zu, daß Berthold Schwarz nicht der erste Erfinder des Pulvers überhaupt war, dann folgt wenigstens unwiderleglich, daß er der erste Erfinder des Schießpulvers und der Geschütze war, dies liegt schon in der oft beschriebenen Weise, in der er seine Erfindung gemacht haben soll, und darin, daß man bis jetzt nicht den ersten Erfinder der Geschütze ausfindig machen konnte, obwohl die bescheidenen Franzosen auch hier wieder die Ehre, die ersten Donnerbüchsen verfertigt zu haben, für sich in Anspruch nehmen. Sie stützen sich dabei auf ein nicht mehr vorhandenes Dokument der chambre des comptes, laut welchem ein Kriegszahlmeister, Monsieur de Drach an einen andern Monsieur, de Faumechom, für Pulver, Kugeln &c. zu den Kanonen, welche bei der Belagerung des Schlosses Puy-Guillaume im Jahre 1338 angewandt wurden, Gelder ausgezahlt hatte. In demselben Jahre wendeten aber schon die deutschen Ritter zur Bekämpfung der heidnischen Preußen Geschütze an und 22 Jahre später waren Donnerbüchsen schon ein Handelsartikel, denn man verkaufte deren 12 in der niederländischen Stadt Löwen; 1360 entstand zu Lübeck die erste große Pulvermühle; 1362 hatten die Erfurter Wall- und andere Büchsen, und 1365 mußte Herzog Friedrich von Thüringen die Belagerung des Schlosses Eimbeck, in welcher Albrecht von Braunschweig sich vertheidigte, aufgeben, weil die Belagerten aus einer Büchse so große Bleikugeln schossen, daß die 18,000 Belagerer den Muth gegenüber dem Ungethüm verloren, welches ihnen so vielen Schaden that — Aberglaube trieb sie gewiß nicht weg, denn Büchsen waren wohl den Meisten von Erfurt her bekannt. 1370 gehörten Büchsen (so war damals das deutsche Wort für Kanone) schon zum reisigen Zeug, denn Magnus von Braunschweig hatte bei seinem Heere „treibende Werke, Armbruste, Büchsen und Wehre.“ Die ersten Kanonen waren aus Eisen geschmiedet, erst späterhin kam man darauf, sie aus demselben Metall oder aus Bronze zu gießen. Wir sahen im Kopenhagener Alterthumsmuseum ein Schiffsgeschütz, das folgendermaßen aussah: Durchmesser des Rohres vorn 2¾ Zoll, hinten 3¾ Zoll, Länge des eigentlichen Rohrs 4½ Fuß, der oben offenen Verlängerung nach hinten (zur Aufnahme der Pulverkammer) 2 Fuß, Verschluß der Kammer und zugleich Richtstange 1¼ Fuß lang. Die Schildzapfen saßen 3 Fuß von der Mündung entfernt und gingen durch eine umgebogene Kramme, die unten wieder zusammengeschmiedet in einen eisernen Bolzen und mit diesem in einen Holzblock eingelassen war. Das Vorhandensein der Schildzapfen dieses Geschützes, das höchstens eine eiserne Kugel von zwei Pfund schießen konnte, deutet auf einen Ursprung aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts; es wurde von hinten geladen, indem man die Kammer heraushob, mit Pulver und Kugel füllte und dann vermittelst der schon erwähnten Richtstange (in der Axe des Rohrs) und eines Keils an einer Kette sehr dicht und einfach schloß. Eine Richtung war nur von oben nach unten oder umgekehrt, nicht aber seitwärts möglich. Größere Geschütze bestanden aus einem dünnen geschmiedeten Rohr, um welches man eiserne Stäbe der Länge nach setzte und diese vermittelst Eisenbänder und Keile festtrieb, wie die Dauben eines Fasses. Selbstverständlich war eine derartige Anfertigung eben so schwierig als unzweckmäßig, weshalb man bald auf Vervollkommnung sann. Erfurt und Augsburg streiten sich um die Ehre der Erstgeburt der gegossenen Kanonen — in ersterer Stadt sollen 1377 zwei Kanonen, eine eiserne und eine bronzene, um große Steine daraus zu schießen, gegossen sein, während in Augsburg 1378 Meister Arau 3 große Kanonen gegossen haben soll. Sicher ist, daß damals alle Vervollkommnung des Geschützwesens zuerst von den (fast immer!) reichen deutschen und später auch den italienischen Städten ausging, der arme Adel und die meist eben so armen Fürsten konnten mit dieser echt bürgerlichen, aber kostspieligen Waffe keine Experimente aufstellen, wohingegen die Städte mit einander wetteiferten, recht viele und recht große Geschütze anzuschaffen, tüchtige Büchsenmeister zu deren Bedienung anzulernen und an sich zu fesseln, sowie den Gebrauch der kleineren Büchsen (Gewehre) durch Einrichtung von

Schützengilden bei den Bürgern allgemein zu machen.

Die damaligen Artilleristen bilden eine eigenthümliche Erscheinung, die verdient, zuerst betrachtet zu werden. Wer sich dem Geschützdienste widmete, mußte in die Zunft der Büchsenmeister eintreten und war dann mit andern Worten ein ehrsamer und hochgeehrter Handwerker, der sich auf's Zerstören und Morden gelegt hatte. Die Zunftrechte dieser Leute zu untergraben, hat den Fürsten enorme Mühe und List gekostet, und trotzdem die Artillerie schon in Compagnien getheilt war, hielten sie noch nach dem siebenjährigen Kriege in einzelnen Theilen Deutschlands an ihren Privilegien fest. Die letzteren waren fast größer wie die der Janitscharen, deren Speisekessel als heilig galt und selbst Mördern Asyl gewähren konnte. Wenn nämlich Jemand im Lager Einen getödtet hatte, so konnte er, falls der Erschlagene nicht Oberst oder Hauptmann war, bei der Artillerie Schutz suchen und Niemand durfte ihn anrühren — ein Zuwiderhandeln gegen dieses Vorrecht entband sämmtliche Geschützleute ihrer eidlich eingegangenen Verpflichtungen und nur die Hinrichtung desjenigen, der ihre Privilegien gekränkt hatte, konnte den Eingriff sühnen. Der Schutzsuchende mußte 24 Schritte von einem ihm bezeichneten Geschütze bleiben und war dann vor Obrigkeit und Häschern sicher; ein solcher Mann hing gewiß (als Schanzbauer) mit Leib und Seele am Geschütz! Zank, Streit und Balgerei bei den Geschützen wurde mit dem Tode bestraft. Der Anführer des Geschützwesens einer Armee wurde Feldzeugmeister genannt und erhielt monatlich hundert Gulden Gehalt, sechs gewappnete Reiter, einen berittenen Troßbuben, einen Dolmetscher, einen Leibdiener, einen Caplan, sechs Trabanten, einen Koch, einen Kammer- und Küchenwagen mit acht Pferden und vier Dienern, einen Trommler, einen Pfeifer, einen Zeugschreiber, einen Gegenschreiber, einen Zeugzahlmeister, einen Wundarzt mit Wagen und Diener. Ward eine beschossene feindliche Stadt erobert, so gehörten alle Geschütze, Munition, Handwaffen und Rüstungen, die in derselben gefunden wurden, dem Feldzeugmeister, es sei denn, er hätte in seiner Bestallung ausdrücklich hierauf verzichtet. Im ersteren Falle mußte er dem Kriegsherrn die beschriebene sämmtliche Beute um zwei Drittheile ihres Werthes verkaufen. Der Büchsenmeister hatte außer andern Vorrechten auch dasjenige, daß ihm nach Einnahme einer beschossenen Stadt sämmtliche in den Geschützen gebliebenen Ladungen und alle angebrochenen Pulverfässer gehörten; diese Beute mußte ihm der Kriegsherr zum vollen Werthe abkaufen und ihm den Sold eines Monats als Geschenk geben; außerdem mußte die Bürgerschaft des eroberten Ortes von ihm die größte Glocke desselben auslösen. In der französischen Armee fielen dem Ingenieur- und Artilleriecorps bis zu Napoleon's Zeiten alle Glocken der eroberten Stadt zu. Wer bei der Artillerie eine Anstellung suchte, mußte sich durch schriftliches Zeugniß über die mitgemachten Schlachten und Belagerungen ausweisen, sowie ein mündliches und praktisches Examen bestehen. Die Feuerwerker mußten alle Geschütze richten und behandeln, sowie die dazu gehörige Munition, auch alles Kunstfeuerwerk anfertigen können. Die Büchsenmeister mußten mit Feldgeschütz sowie dem schweren Belagerungsgeschütz umzugehen und die nöthige Munition anzufertigen verstehen. Die Schlangen- oder Feldschützen brauchten nur Feldgeschütze zu bedienen. Die Stückmeister oder Schanzbauern verrichteten die Handlangerdienste am Geschütz und beim Schanzenbau.

Heutzutage wird ein Jeder Artillerist, wenn ihn das Loos dazu trifft und man kann die höchste Stelle in dieser Waffe, z. B. in Oesterreich die eines Feldzeugmeisters, erklimmen, wenn man den vorgeschriebenen Grad theoretischen Wissens und praktischer Kenntnisse oder, wie in einigen andern Ländern, einen reinblütigen Stammbaum besitzt. Nicht so damals. Ein Geschütz zu richten und zu handhaben, war in alter Zeit eine Kunst und die Feuerwerkerei ein Geheimniß, von dem der Laie glaubte und der Eingeweihte gern bestätigte, daß zum Besitze desselben ein Bündniß mit dem Bösen nöthig wäre. Unsere heutigen Jägerbüchsen und Zündnadelgewehre sind so vollkommen construirt, daß mit ihnen nach einiger Uebung jeder ohne Schützenberuf eine mittelmäßige Fertigkeit erlangen kann, ein tüchtiger Schütze wird mit ihnen jedoch nur der, welcher dazu berufen ist — und so war es von jeher. Mit den unvollkommenen Lunten- oder Steinschloßbüchsen der Vorzeit schossen die Freischützen von damals besser wie die Förster unserer Zeit, die Tscherkessen von heute schießen mit ihren unzweckmäßigen

Flinten so gut wie die besten schweizer oder deutschen Scharfschützen. Die Geschichte lehrt uns auch, daß die alten Büchsenmeister mit ihren Kanonen es wohl verstanden, die feindlichen Heerführer oder das Commandeurzelt mit tödtlicher Sicherheit zu treffen.

Von den Personen wenden wir uns wieder zu den Sachen, den Geschützen selbst. Mit diesen lag es, wie schon angedeutet, anfänglich sehr im Argen, denn die ersten Büchsen waren in allen Theilen Muster der Unvollkommenheit. Einige waren schlechtweg hohle Cylinder, andere hatten die Gestalt eines abgestumpften Kegels und die Seele (Höhlung) verengerte sich nach hinten, wieder andere bestanden aus einem Vordertheil und einem Hintertheil, welch letzteres in das erstere eingesetzt war; die Büchsen zum Steineschießen hatten am Boden eine Kammer, deren Durchmesser halb so groß war, wie jener der Seele. Die Beachtung eines Ebenmaßes in den Verhältnissen der Geschütze wurde nicht beliebt, jeder Geschützgießer oder Schmied verfertigte seine Büchse, wie es ihm gut dünkte, strebte auch wohl danach, etwas Apartes zu schaffen, wenn es auch nicht besonders zweckmäßig war. Die Schildzapfen scheint man erst im 15. Jahrhundert angebracht zu haben und dann setzte man sie noch lange nicht an den richtigen Ort, wohin sie gehören, um das Auf- und Abwärtsrichten des Rohrs zu erleichtern oder zu ermöglichen; oft war daher der Vordertheil des Geschützes schwerer wie der hintere und die Folge war, daß das Rohr sich beim Losfeuern senkte oder wie man damals sagte, „auf das Maul fiel." War der Hintertheil zu schwer, dann konnte man das Geschütz nur mit der äußersten Mühe beim Zielen regieren und zu einem Tief- oder Horizontalschuß kaum gelangen, abgesehen vom Zeitverlust, der das Ziel oft entfernte oder anderweit verrückte. Laffeten kannte man anfangs nicht, man half sich jedoch, indem man einen länglichen Kasten erbaute, auf dem das Geschütz zwischen zwei Bohlen lag; am Vordertheil des Kastens waren zwei senkrechte, durch Streben gestützte Balken und am Hintertheil zwei dergleichen, die einen Kreisausschnitt darstellten, die Balken vorn und hinten waren durchbohrt, wie die Schleusenthoraufzieher und so wie bei diesen dienten durchgesteckte Eisenstäbe zum Festhalten des Rohrs nach genommener Richtung. Sollte das Geschütz gefahren werden, dann legte man es auf einen dazu eingerichteten Wagen, und ein Gleiches geschah mit dem Gestell. Nach und nach wandte man jedoch wissenschaftliche Grundsätze bei der Herstellung der Geschütze an, erfand die Laffeten und machte die Kanonen durch Anbringung von Rädern an sich selbst beweglich und vom Wagentroß unabhängiger. Ludwig XI. von Frankreich ließ zwölf große Kanonen von Bronze gießen, die sogenannten zwölf Pairs von Frankreich, welche eiserne Kugeln schossen und schon recht gut construirt waren. Karl VIII., der Sohn des vorigen, wandte der Artillerie ebenfalls große Sorgfalt zu und verdankte ihr ungeheure Erfolge; sein Heer, welches Neapel erobern sollte, war so verschwenderisch mit Geschütz ausgerüstet, wie vordem keins in der Welt, und was das Wichtigste war, die Kanonen, welche theils auf Blockwagen, theils auf Karren (2rädrig) fortgeschafft wurden, hielten fast Schritt mit dem Marsche der Armee und die Bedienung war so geübt, daß sie in wenigen Stunden so viel Stücke, wie nöthig waren, auffuhren und so schnell und sicher schossen, daß die meisten angegriffenen Städte durch sie förmlich überrumpelt wurden. Auch zur See wendeten sie diese Geschütze an, die meistens 50pfündige eiserne Kugeln, mitunter auch nur 15- und 10pfündige schossen. So entschied die Galeasse Karl's VIII, welche sich dicht an's Ufer legte, wohl hauptsächlich die Schlacht bei Napello, welche Alphons von Neapel gegen den Herzog von Orleans (Karl XII.) verlor. — Karl V. ließ im Jahre 1534 in Malaga, Behufs seines Angriffs auf Tunis, die unter dem Namen der zwölf Apostel bekannten Mustergeschütze gießen, welche den unsern ziemlich ähnlich, als Vorbilder in allen habsburgischen und spanischen Ländern galten. Die betreffenden Geschützrohre wogen 70 Centner, schossen 45pfündige eiserne Kugeln und hatten 18 Caliber (Kugeldurchmesser) Länge. Herzog Albert, Gouverneur der Niederlande, ließ später eine Menge Kanonen gießen, die noch mehr wie die 12 Apostel wegen ihres Ebenmaßes und ihrer Zweckmäßigkeit gefielen und nachgeahmt wurden. Die größten derselben waren 40-, die kleinsten 10-Pfünder.

Ehe jedoch unsere Vorfahren zu solcher Vollkommenheit im Herstellen ihrer Zerstörungsmaschinen gelangten, mußten sie durch Geld-, Kraft- und Zeitverschwendung viel

Lehrgeld zahlen. Blicken wir daher wieder zurück auf das Ende des 14. und den Anfang des 15. Jahrhunderts, da finden wir ein Heer, das des Herzogs von Orleans, welches 1411 gegen Burgund rückte, mit nicht weniger als 4000 Feuerschlünden ausgerüstet, die „tant canons que couleuvrines" genannt wurden. Selbstverständlich war die Mehrzahl dieser Geschütze nichts weiter, als das, was man unter Haken- oder Wallbüchsen in Deutschland verstand und darf nicht mit „Kanonen und Schlangen" verwechselt werden. Einen Beweis hierfür finden wir in einer Rechnung des Kriegszahlmeisters des Herzogs der Bretagne von 1461, in der es heißt: „An den Capitän Philipp de Malestroit zur Vertheidigung des Schlosses Champtoin 2 Kanonen, 95 Pfund Kupfer schwer: 2 Serpentinenbüchsen, 133 Pfund Kupfer schwer; 4 Kanonenbüchsen, 160 Pfund Kupfer schwer; 300 Pfund Pulver, 400 Pfund Blei; 6 kleine Schlangen, zusammen 140 Kupfer schwer. — Demnach hätte eine Kanone gewogen $47\frac{1}{2}$ Pfund, eine Kanonenbüchse 40 Pfund, eine Serpentinenbüchse $62\frac{1}{2}$ Pfund, eine kleine Schlange $23\frac{1}{3}$ Pfund. Weil die Mehrzahl der Geschütze so leicht war, darf man jedoch nicht glauben, man hätte deren gar keine schwere gehabt, denn nach den speciellen Nachrichten früherer oder derselben Zeit, freilich andere Armeen betreffend, hatte man schon Monstrekanonen, zu deren Fortbringung 20 Pferde nöthig waren. So besaßen die Braunschweiger schon im Jahre 1408 ein Geschütz, das 100pfündige, nach anderen Angaben sogar 300pfündige Kugeln schoß und die „faule Mette" hieß. Auch das Geschütz, mit dem die kleine uckermärkische Stadt Straßburg 1419 das Heer der verbündeten Herzöge von Mecklenburg, Pommern, und Sachsen-Lauenburg zurückschlug, kann kein leichtes Geschütz gewesen sein, und die „faule Grete," welche bald nachher die 18 Fuß dicken Mauern der Burgen des märkischen Raubadels in Trümmer legte, muß mindestens 18pfündige Kugeln geschossen haben. Ueberhaupt findet man schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts Geschütze der verschiedensten Art als unerläßlichen Zubehör deutscher Armeen im Felde und bei Belagerungen; man hatte große Steinbüchsen, Terrasbüchsen, große Büchsen auf 4 Räder[illegible]nbüchsen, Stückbüchsen, Hakenbüch[illegible]ine Handbüchsen. Die Hansestädte, welche 1429 Kopenhagen bombardirten und in Trümmer legten, hatten schon eine Art schwimmender Batterien, die Stein- und Eisenkugeln schleuderten, und die Dänen antworteten den Angreifern mit eben solchen Waffen. Im Jahre 1431 verlor die von Fürsten, Grafen, Herren und Städten gegen die Hussiten aufgebotene deutsche Armee in der Schlacht bei Riesenberg nicht weniger als 150 Stücke groben Geschützes, ungerechnet der leichten und Handbüchsen. Das deutsche Reichsheer, welches 1475 zum Entsatze der rheinischen Stadt Nuys, die 11 Monate vergeblich von Karl dem Kühnen belagert wurde, herbeieilte, führte 28 große Kanonen auf 4 Rädern, 40 Karrenbüchsen (2 Räder), 3000 Haken- und Handbüchsen. Unter den großen Stücken waren einige von der Stadt Augsburg gegeben, welche von 20 Pferden gezogen werden mußten. Daß es dem reichen Feudalfürsten Karl nicht an Geschütz gemangelt haben wird, ist sicher anzunehmen, es scheint aber, daß seine Büchsenmeister nicht viel taugten oder wenigstens den deutschen nachstanden.

Die Schweizer, welche den kühnen Eindringling bei Murten gänzlich schlugen, waren 31,000 Mann stark und führten 10,000 Haken- und Handbüchsen mit sich.

Die Engländer beschossen schon 1428 Orleans während der Belagerung mit 15 schweren Kanonen, und die Belagerten konnten das Feuer beständig erwiedern, sie tödteten sogar durch einen Kanonenschuß den Grafen von Salisbury.

Wenn wir die Geschütze lediglich nach der Größe des Calibers betrachten und von ihrer Zahl absehen, dann finden wir folgende erstaunliche Thatsachen:

Der Ritter Tott fand 1770 in den Dardanellenschlössern eine Kanone, die unter Murad I. (1360 bis 1389) gegossen war und eine 1100 Pfund schwere Marmorkugel schoß. Die Türken wagten dies Geschütz nicht zu gebrauchen, weil unter ihnen eine Sage ging, der Knall beim Losfeuern werde Schloß und Stadt umstürzen. Tott vermochte die Betreffenden jedoch zur Erlaubniß, das Geschütz probiren zu dürfen und er lud es mit 350 Pfund Pulver, feuerte es ab und das Rohr hielt diese enorme Explosion wirklich aus. — Mahomed II. beschoß 1453 Konstantinopel mit Kanonen, deren Marmorkugeln noch über 1100 Pfund wogen; die Be-

bienung dieser Geschütze war so schwer, daß jedes täglich nur viermal zum Schusse kam. Außer diesen Ungeheuern, die jetzt nicht ihres gleichen haben, lehren uns in deutschen und anderen Städten, sowie Festungen gemachte Kugelfunde, daß 100- bis 300pfündige Geschütze damals nicht zu den Seltenheiten gehörten. 1712 fand man in Paris in einem Garten der Rue de St. Paul eine Menge Kugeln, von denen 25 steinerne, je 16 Pariser Zoll Durchmesser und 182 Pfund Schwere hatten, 15 maßen je 12½, 20 je 11 Zoll im Durchmesser, 3 eiserne wogen je 292 Pfund und waren 12½ Zoll stark. Ludwig XI. ließ in Tours eine Kanone gießen, welche eine 500pfündige eiserne Kugel eine Meile weit schoß (von der Bastille bis Charenton); beim zweiten Probeschuß verlor der Gießmeister sein Leben, indem das Pulver auflog, als er grade die Kugel aufsetzen wollte. — Die Marseiller schossen 1524 auf das belagernde Heer Karl's V. 100pfündige eiserne Kugeln ab; das betreffende Geschütz war jedoch so schwer, daß 60 Mann nöthig waren, um es nach jedem Schusse wieder an die Schießscharte zu rollen. Die Portugiesen gossen in Ostindien einen 100-Pfünder, dessen eiserne Kugel von 80 Pfund gemeinem oder 60 Pfund feinem Pulver geschleudert ward. Das Geschütz wurde später nach dem Fort San Jago bei Lissabon gebracht. In Malaga gab es zur selben Zeit eine 150 Centner schwere Schlange, die eine 80pfündige eiserne Kugel schoß und mit 48 Pfund feinem Pulver geladen ward. — Prinz Eugen fand bei der Eroberung von Belgrad eine türkische Kanone von 25 Fuß Länge, deren 110pfündige Kugeln eine Ladung von 52 Pfund Pulver erhielten. — König Friedrich I. von Preußen, der das Monströse liebte, ließ sich 1704 eine Kanone gießen, die er „Asia" taufte; sie wog 341 Centner, kostete mit allem Zubehör 14,641 Thaler und schoß eine 100pfündige eiserne Kugel. Sein genialer Sohn, Friedrich der Große, ließ das unnütze Ungethüm 1743 umgießen. — Die Italiener des 15. Jahrhunderts liebten die unbehülflichen kolossalen „Bombarden," welche steinerne Kugeln von solcher Größe schossen, daß jeder Schuß eine Festungsmauer durchschlug; ehe der folgende Schuß jedoch abgegeben werden konnte, verging so viel Zeit, daß die Belagerten den Schaden ausbessern konnten. Die Artillerie Karl's VIII. heilte die Italiener gründlich von ihrer Vorliebe zu den Bombarden. — Noch verdient Erwähnung die „Schlange von Nancy," welche Herzog Karl III. von Lothringen gießen ließ und die später in die Citadelle von Dünkirchen gebracht wurde. Sie schoß zwar nur eine 18pfündige Kugel, aber das Rohr war 21 Fuß 11½ Zoll lang und von solcher Eleganz, wie noch keins der Art. — In Kopenhagen sahen wir ein ähnliches, doch nicht so langes Rohr, aus jüngerer Zeit.

Zur Zeit der Erfindung des Pulvers und der Geschütze herrschte noch eine Art Poesie oder Blumensprache in der Bezeichnungsweise des Volkes, die freilich sehr häufig eine grenzenlose Roheit und Grausamkeit verbarg, wie z. B. die Sprache der damaligen gräßlichen Justiz beweist, bei der man die schändlichsten Martern und Todesstrafen in den witzigsten Umschreibungen auszudrücken beliebte. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß man sich in der Artillerie oder Arkelei,*) wie man sie nannte, der wunderlichsten Namen befleißigte. Man hatte daher unter den Geschützen Drachen, fliegende Drachen, Basilisken, Greife, Falken, Sperber, Löwen, wilde Sauen, Schlangen und anderes Gethier, man hatte ferner, nach der Wirkung: Mauerbrecher und Mauerstürzer und, nach dem Sausen der Kugel: Pfeifer, Nachtigallen, Sängerinnen und besonders Aufwecker; nach der Unbeholfenheit des Geschützes: Metzen, Scharfmetzen, faule Metzen und faule H—. Späterhin theilte man alles Geschütz in drei Classen, nämlich in das Schlangengeschlecht, wozu Drachen, Basilisken, Greife, Falken (Falkonets) und alle nach Raubthieren benannten Kanonen gehörten; dann das Karthaunengeschlecht, zu dem man Mauerbrecher, Stürzer, Pfeifer, Metzen, Greten rechnete, und in das Wurfgeschütz, das aus Steinbüchsen, Feuerbüchsen, Feuerböllern, Böllern (jetzt Mörsern) bestand. Bei dieser Eintheilung war die Gestalt und die Länge des Rohrs, nicht das Caliber maßgebend. Man hatte z. B. Schlangen und Karthaunen, die 50- oder 25pfündige eiserne Kugeln schossen, aber in beiden Fällen war die Schlange um sehr vieles länger als die Karthaune, welche sich der heutigen Haubitze näherte. Das Wurfgeschütz war das allerkürzeste und dem unsern schon ziemlich ähnlich, es lag auf Laffetten mit Rädern oder Klötzen ohne Räder und

*) Die Kunst, weit zu werfen.

wurde dann auf starken Wagen fortgeschafft. Man brauchte es von beiden Seiten bei Belagerungen, um steinerne oder Brandkugeln zu schießen. Sie waren meistens 4 Fuß lang und das Caliber oft einen Fuß im Durchmesser stark. Wie man annimmt, wurden die Böller 1508 in Herzogenbusch erfunden. Die Caliber wählte man ganz willkürlich oder es strebte vielmehr jeder Fürst, beziehungsweise Kriegsherr, mit Vorbedacht dahin, ein besonderes Caliber zu besitzen, damit der Feind weder Geschütz noch Munition, falls ihm eins von beiden in die Hände fiel, benutzen konnte. Daher erklärte sich der Umstand, daß man 100-, 96-, 75-, 50-, 48-, 45-, 33-, 25- und 16pfündige Schlangen und Karthaunen besaß.

In Deutschland hatte man unter Karl V. folgende Arten von Geschützen, die auf Lafseten (Affüten) mit Rädern lagen:

1. Die scharfe Metze, schoß eine 100pfündige eiserne Kugel.
2. Der Basilisk, 70-Pfünder.
3. Die Nachtigall oder Sängerin, 50-Pfünder.
4. Die Viertelbüchse, 25-Pfünder
5. Die Nothschlange, 16-Pfünder.
6. Die gemeine Schlange, 8-Pfünder.
7. Die halbe Schlange, 4-Pfünder.
8. Das Falkonet, 2-Pfünder (bleierne Kugel).
9. Die Serpentinbüchse, 1/2-Pfünder (bleierne Kugel).

Außerdem Doppelhaken-, Haken-, halbe Hakenbüchsen, Handröhren, Handbüchsen und Pirschbüchsen. Die zu denselben gebrauchten Kugeln waren von Blei und wogen in der angeführten Reihenfolge: 8, 4, 3, 2½, 2 und 1¾ Loth.

Die Doppelhaken hatten an beiden Seiten des Rohrs einen kurzen Haken, der die Stelle der Schildzapfen vertrat; man legte sie auf ein Gestell, das der Bock hieß, und an dem sie mit Hilfe der Haken befestigt wurden. Ein kräftiger Mann vermochte sie zu heben. Die Haken oder Hakenbüchsen hatten nur einen Haken, vermittelst dessen sie auf einem dreibeinigen Gestell, das oben in eine Gabel auslief, festgehalten wurden und, damit der hintere Theil des Rohrs beim Schusse nicht niedergehen konnte, ging von dem Gestell ein eiserner Arm erst wagerecht, dann aber senkrecht in die Höhe und diente dem Rohre hinten als Ruhepunkt. Zum Gebrauche der Handröhren, Hand- und Pirschbüchsen bediente man sich einer Stange, die in die Erde gestoßen wurde und oben eine zweizackige Gabel trug, auf welche der Vordertheil des Rohrs gelegt ward, während der hintere Theil desselben an die Brust gedrückt wurde. Aus den Hakenbüchsen entstanden schließlich die Musketen.

Im 17. Jahrhundert führte man in unserm Vaterlande fast durchgehends die Bestimmung ein, daß die ganze Karthaune eine 48-, die halbe eine 24-, die viertel eine 12- und die Achtelkarthaune eine 6pfündige eiserne Kugel schießen sollte. Die Feldschlangen schaffte man noch nicht gänzlich ab, eben weil man sich einbildete, daß sie wegen ihrer großen Länge weiter schößen wie andere Geschütze, doch bestimmte man ihr Caliber auf 16, 8 und 4 Pfund. Im 18. Jahrhundert wurden gar keine Schlangen mehr gegossen und den Feuerbüchsen gab man gegen Ende des 17. Jahrhunderts den Namen Haubitzen und bestimmte sie zu Hagelschüssen.

In Frankreich befahl König Karl IX. im Jahre 1572 zu Blois, daß fortan die Artillerie seines Reiches nur folgende Stücke gießen und führen sollte: 1) die Kanone (le canon), 33⅓-Pfünder, 2) die Schlange (couleuvrine), 16½-Pfünder, 3) die unechte Schlange (boutorde), 7½-Pfünder, 4) die mittlere Schlange (la moyenne), 2¾-Pfünder, 5) der Falke, 1½-Pfünder, 6) das Falkonet, ¾-Pfünder. Alle Kugeln von Eisen. — Ludwig XIV. befahl am 11. October 1732, daß in ganz Frankreich fortan nur 24-, 16-, 12-, 8- und 4-Pfünder im Gebrauch sein sollten und es blieb bei dieser Einrichtung bis Napoleon.

Bei der spanischen Artillerie der Niederlande theilte man die Schlangen in echte und unechte ein und rechnete zu den echten: 1) die doppelte Schlange oder den Drachen; sie wog 120 Centner, war 31 Caliber (circa 20 Fuß) lang und schoß mit 24 Pfund Feinpulver eine 40pfündige eiserne Kugel; 2) die ganze Schlange; 3) die halbe Schlange; 4) der große Falke oder die Viertelschlange; 5) der Falke oder die Achtelschlange; 6) der kleine Falke (Ribadoquin); 7) der Sperber. Die Längen derselben betrugen in der aufgestellten Reihenfolge; 32, 33, 34, 35, 36, 37 Caliber oder 16, 13, 11½, 8, 7½, 6 Fuß; ihr Gewicht: 70, 41, 25, 13, 7, 4, 2½ Centner (sämmtlich aus Bronze); ihre Kugeln wogen: 20, 10, 5, 2½, 1¼, 1 Pfund; die Pulverladung (fein) 12, 10, 5, 2½, 1¼, 1 Pfund. — Zu den echten Schlan-

gen rechnete man auch die große Muskete (Musqueton), die kleine Muskete und die Hakenbüchse (Arquebuse); diese waren die kleinsten von Metall gegossenen Stücke und wogen $2^1/_2$, $1^3/_8$, $^5/_6$ Centner, ihre Kugeln wogen 10, 5, 3 Loth, waren aus Eisen und wurden mit eben so viel Gewicht Feinpulver geschossen; die Länge des Rohrs war $4^1/_5$, $4^1/_3$, $3^1/_2$ Fuß.

Zu den unechten Schlangen, die kürzer waren, rechnete man folgende Arten: 1) den Basilisken oder die doppelte unechte Schlange; 2) die Serpentine oder die ganze unechte Schlange; 3) die Natter oder gemeine unechte Schlange; 4) den Pelikan oder die viertel unechte Schlange; 5) das Falkonet; 6) das unechte Ribadoquin; 7) den unechten Sperber. Ihre Längen waren 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32 Caliber oder 15, 13, $11^1/_2$, 9, 8, 6, $5^1/_2$ Fuß; die Kugeln wogen 48, 24, 12, 6, 3, $1^1/_2$, $^3/_4$ Pfund und die nöthige Ladung Feinpulver 30, 19, 12, 6, 3, $1^1/_2$, $^3/_4$ Pfund.

Außer diesen Schlangen hatte man noch **ungewöhnliche**, die zwar leichtere Kugeln schossen, aber ein unverhältnißmäßig längeres Rohr hatten, als die gewöhnlichen echten und unechten Schlangen; man glaubte nämlich irrthümlicherweise, daß je länger das Rohr, je weiter die Flugweite des Geschosses, unbeschadet seines geringeren Gewichts, und so goß man z. B. ungewöhnliche halbe Schlangen, die mit $7^1/_4$ Pfund Feinpulver eiserne Kugeln von 8 Pfund Schwere schossen, und deren Rohr 41 Caliber oder 15 Fuß lang war, während die gewöhnliche halbe echte Schlange eine 16pfündige Kugel schoß, nur 33 Caliber oder 13 Fuß lang war, aber viel weiter schoß, bei gleichem Verhältniß der Ladung zu jenem ungewöhnlichen Geschütz.

Folgende Nachrichten haben wir über die Schußweiten der gewöhnlichen echten Schlangen, des Drachen, der ganzen Schlange, der halben Schlange, der Viertelschlange, der Achtelschlange (Falke), des kleinen Falken, des Sperbers, der großen Muskete, der kleinen Muskete, der Hakenbüchse oder Arquebuse — bei **horizontaler Richtung** in der Reihenfolge: 714, 630, 470, 367, 279, 215, 165, 126, 97, 75 Schritte. Beim **Visirschuß** oder wenn das Geschütz so gerichtet wurde, daß der Punkt, den man treffen wollte, die Spitze des Korns (an der Mündung) und das Auge des Zielenden (beim Zündloch) in einer Linie lagen: 1430, 1260, 940, 733, 558, 430, 329, 252, 194, 150 Schritte. Bei **höchster Elevation** oder wenn das Geschütz hinten so weit niedergelassen wurde, als dies die Einrichtung der Laffete zuließ: 8504, 7500, 5550, 4360, 3320, 2560, 1940, 1500, 1150, 890 Schritte.

Die Karthaune und ihre Schußweiten verhielten sich folgendermaßen: 1) der Mauerbrecher (96-Pfünder, 40 Pfund Feinpulver), wog 128 Centner, war 17 Caliber lang und schoß horizontal 600, beim Visirschuß 1200 und bei höchster Elevation 7000 Schritte weit; 2) der Pfeifer oder Mauerstürzer oder ganze Karthaune, (48-Pfünder, 24 Pfund Pulver), wog 72 Centner, war 18 Caliber oder circa 12 Fuß lang und schoß horizontal 500, beim Visirschuß 1000 und bei höchster Elevation 6000 Schritte weit; 3) die halbe Karthaune, (24-Pfünder, 12 Pfund Pulver), wog 43 Centner, war 20 Caliber oder 10 Fuß lang und schoß horizontal 400, beim Visirschuß 800 und bei höchster Elevation 5000 Schritte weit; 4) die Viertelkarthaune, (12-Pfünder, 8 Pfund Pulver), wog 27 Centner, war 24 Caliber oder $9^3/_4$ Fuß lang und schoß horizontal 375, beim Visirschuß 760 und bei höchster Elevation 4500 Schritte weit; 5) die Achtelkarthaune, (6-Pfünder, 6 Pfund Pulver), wog 21 Centner, war 27 Caliber oder $8^1/_2$ Fuß lang und schoß horizontal 320, im Visirschuß 640 und bei höchster Elevation 3600 Schritte weit.

Nun haben wir noch eines besonderen Geschützes des dreißigjährigen Krieges zu erwähnen, nämlich der **ledernen** Kanone, welche Gustav Adolf bei seiner Armee einführte. Der Erfinder derselben soll nach einigen der Baron Wurmbrand sein, der den österreichischen Dienst verließ und in die schwedische Armee trat, nach anderen sollen die Schweden dies Geschütz schon vorher in ihrem Lande gekannt haben. Die lederne Kanone war folgendermaßen zusammengesetzt: das Rohr war ein kupferner Cylinder von $^1/_3$ der Dicke der Kugel und 16 Kugeldurchmesser Länge. Der Boden oder hintere Theil wurden in diesen Cylinder eingeschraubt, dann das Rohr in kleinen Abständen mit eisernen Ringen belegt, hierauf der Raum zwischen diesen Ringen mit einem herumgewundenen, stark angespannten Seile ausgefüllt und das Ganze mit Kitt überzogen, worauf abermals ein straff angezogenes Seil herumgewunden wurde.

Ueber dieses kam wieder Kitt und so dauerte das Umwinden und Bekitten so lange fort, bis die Dicke der Kanonenwände am Bodenstücke dem Durchmesser der Kugel und der übrige Theil 3/4 dieses Durchmessers gleichkam. Das Zündloch wurde hinten in den Boden geschraubt. Nachdem Alles fertig war, überzog man die Kanone mit Leder, um ihr eine gleichmäßige und glatte Oberfläche zu geben. Der größte Vorzug dieses Geschützes war seine Leichtigkeit, im Uebrigen taugte es nur zum Kartätschenschuß, weil man ihm nur eine Pulverladung von 1/4, höchstens 1/3 des Gewichts der Kugel geben durfte, also nur einen nahen und unsichern Schuß mit ihm ermöglichen konnte; außerdem erhitzte es sich so geschwind, daß man nur 10 bis 12 Schuß hinter einander daraus zu thun vermochte und es dann erst abkühlen mußte. Die Schweden bedienten sich der ledernen Kanonen nur von 1628 bis 1631, worauf sie leichte metallene Feldstücke einführten, die eben so bequem fortzubringen waren. Diese letzteren wurden auch von den Franzosen angenommen und hießen schwedische Stücke (pièces à la suédoise), waren unter Ludwig XIV. häufig und sogar noch bis 1756, wenn auch seltener, im Gebrauch.

Von den Geschützen wenden wir uns zur Feuerwerkerei, deren Aufschwung mit der der Chemie Hand in Hand geht. Man hatte zweierlei Kunstfeuer, solches, das aus Feuerbüchsen und Böllern, und anderes, das mit der bloßen Hand geworfen wurde. Zum letzteren gehörten Feuerlanzen, Sturmtöpfe, Sturmkränze oder Pechringe. Die Sturmtöpfe waren irdene mit Brandzeug gefüllte Krüge, welche man unter die Stürmenden warf; die Feuerlanzen waren eiserne Röhren mit raketenartiger Füllung, oft auch mit Mordschlägen versehen, die man an einer Stange befestigte. Die Sturmkränze unterschieden sich wesentlich von den damals und jetzt noch gebräuchlichen Pechkränzen, welche nichts als pechgetränkte kranzförmig zusammengelegte Stricke sind, denn sie bestanden aus einem langen mit Brandzeug gefüllten Sack, der außerdem eine Menge Mordschläge enthielt und auf einen hölzernen oder eisernen Reif gebunden, beim Sturme unter die Feinde geschleudert wurde. Die Mordschläge waren entweder kleine, vieredig geschmiedete Röhrenstücke aus Eisen oder aus zähem Leder fest zusammengenähte Kugeln, die mit Feinpulver und einigen Kugeln gefüllt waren; vermittelst eines Zünders platzten sie und schleuderten, je fester sie gemacht, mit desto größerer Gewalt ihren Inhalt umher. Außerdem hatte man Handgranaten oder Grenaden.*)

Aus Geschützen, nämlich aus Feuerbüchsen und Böllern, warf man Feuerballen, Grenaden und zuletzt Bomben. Die Feuerballen waren runde oder ovale Brandkugeln von starkem Leinenzeug, mit Pech, Harz, Schwefel, Salpeter und Feinpulver gefüllt, mit fingerdicken Schnüren umstrickt und mit Pech getauft oder überzogen; in die Zwischenräume der Schnurmaschen preßte man Mordschläge, um das Löschen gefährlich zu machen. Man machte auch Kugeln von zähem Holz auf dieselbe Art oder man setzte auf die flache Seite einer steinernen Halbkugel ein halbkugelförmig zusammengebogenes Gerippe eiserner Stäbe, mit starkem Drahte ausgeflochten, welches mit Brandzeug gefüllt wurde.

Die Grenaden werden zuerst genannt 1562, wo sie von Karl IX. bei der Belagerung von Rouen erfolgreich angewandt wurden, viel früher, nämlich in seinem 1558 gedruckten Kriegsbuch und Kriegsordnung, beschreibt sie unser Frundsberg, jedoch ohne ihren Namen zu nennen. Er sagt:

„Nimmb der hohlgegossenen oder geschmiedeten Kugeln von Eisen oder anderem Metall, so groß Du es haben magst, mit einem ziemlichen Zündloch, ungefährlich eines Fingers weit; füll die Kugel mit dem kräftigsten Pulver auf das härtest, so Du kannst; alsdann nimmb ein eisen Rohr, so dem Zündloch gleich gemacht sei, und zu äußerst einen Ansatz hab, damit er nicht gar in die gefüllte Kugel möge geschlagen werden, schlags in die Kugel, verwahr's auf's best, und behäb's, räumb das Rohr mit einem Holz fein sauber wieder aus und fill den angefeuchten brennenden Zeug einen auf das härtest hin-

*) Bei der Belagerung von Regensburg (1634) wurde aus dem schwedischen Heere eine Compagnie Musketiere ausgesucht, um während der Belagerung Handgranaten auf die feindlichen Sturmcolonnen zu werfen und danach Grenadiere genannt; dieser Name übertrug sich später auf alle ausgesuchte Infanterie. Die Musketiere haben ihren Namen von der Muskete, welche Schußwaffe am Anfang des 17. Jahrhunderts die Hakenbüchse verdrängte. Die Muskete soll ihren Namen von Mochetta, einer Meierei bei Feltri in Italien, woselbst das Gewehr zum ersten Male Anwendung gefunden haben soll, erhalten haben.

ein, so ist sie zum Schießen und Werfen bereit.

Und wenn Du sie brauchen willst, alsdann nimmb einen Stückbüchsen, so denn zu der Kugel gehört, lad sie wie sich's gebührt, thue hernach die eingefüllte Kugel mit dem Zündloch und dann angefüllten Rohre gleich auf das Pulver, damit das Rohr von dem Pulver Feuer empfah, schieß alsdann in einen Wall oder Thurn, so brennt das Gezeug in dem Rohr, bis auf das Pulver, und wenn dasselbe angeht, so zerspringt die Kugel und zerreist was sie trifft; ist aber gar sorglich mit umb zu gehen."

Demnach hatte man schon damals etwas, dessen Anwendbarkeit auf Mörser so nahe lag, aber worauf man doch nicht kam — nämlich Bomben, die im Grunde genommen doch auch nur Granaten sind. Das erstere gefährliche Geschoß wurde aber erst am Ende des 16. Jahrhunderts bekannt, indem sie, zufolge des Berichts des sehr glaubwürdigen Geschichtsschreibers Strada, ein Bürger von Venlo, kurz vor 1588 erfunden haben soll. Die Sache wird folgendermaßen berichtet: Ein Bürger der genannten Stadt, der sich viel mit Artillerie und Feuerwerkerei beschäftigte, erfand die Bomben und bald darauf kam der Herzog von Cleve, unter dessen Botmäßigkeit Venlo stand, dorthin. Die Bürger empfingen ihn mit großer Pracht und vielen Festen und baten schließlich, stolz auf die Erfindung und Geschicklichkeit ihres sinnreichen Mitbürgers, die erste Probe mit dieser eisernen Mine in seiner Gegenwart machen zu dürfen, wozu der hohe Herr natürlich gleich bereit war. Leider gerieth diese Probe besser als man gewünscht hatte, denn die Bombe fiel in ein Haus und setzte es in Flammen, die sich so schnell über die ganze Stadt verbreiteten, daß bald ⅔ derselben in Asche lagen. Ein so erprobtes Kunstwerk konnte nicht verfehlen, den Beifall aller Städtebestürmer zu erwerben, deshalb sehen wir schon im Herbst 1588 den Grafen Peter Ernst von Mansfeld, General Philipps II. von Spanien, die von Morästen umgebene Stadt Wachtendonk bombardiren und in Folge dessen einnehmen. — Die Franzosen bedienten sich dieser höllischen Erfindung erst im Jahre 1634, als sie Lamotte in Lothringen belagerten, doch waren sie im Bombenwerfen so unerfahren, daß Ludwig XIII. sich erst einen englischen Ingenieur Namens Maltus aus Holland verschreiben und ihm die Leitung desselben übertragen mußte. Dieser Maltus berichtet übrigens, daß die Bomben in Deutschland erfunden und von da nach Holland gekommen wären, daß man sie jedoch nicht vor 1634 angewendet hätte. Mit ihm in Widerspruch steht Blondel, der ausdrücklich in der „Kunst Bomben zu werfen" sagt: „Die Spanier und Holländer haben sich in den langen Kriegen, die sie mit einander geführt, der Bomben und Grenaden bedient." — Die Spanier scheinen jedoch nicht eben Meister oder große Kenner des Bombenwerfens gewesen zu sein, denn sonst hätten sie wohl nicht Ostende unter Spinola drei Jahre belagert und hierbei so entsetzliche Menschenverluste erlitten.

Merkwürdig ist, daß man erst in unserem Jahrhundert darauf gerieth, Bomben beim Seekriege zu schießen (nicht zu werfen). Napoleon I. regte die Idee an, doch blieb es Paixhans vorbehalten, sie zu verwirklichen.

Das Anwenden von Minen und Petarden ist so alt wie die Erfindung des Pulvers, ja es verliert sich sogar in das Sagenhafte, denn Pfalzgraf Heinrich bei Rhein (Sohn Heinrich's des Löwen) soll schon im Jahre 1200 die Mauern der Burg von Tyrus mittelst Pulver gesprengt, und die Bergleute im Harze sollen gar vor dem Jahre 1200 im Rammelsberge bei Goslar Pulver zur Sprengung des Gesteins verwendet haben.

Werfen wir nun noch einen vergleichenden Blick auf das Sonst und Jetzt, dann finden wir Folgendes: die Zahl der den Heeren und Festungen beigegebenen Geschütze hat sich seit Friedrich dem Großen und dann seit Napoleon unverhältnißmäßig gegen früher vermehrt; ohne Schußwaffe ist überhaupt kein Soldat; die Artillerie, welche sonst unbeholfen, gleichsam in künstlichen Hinterhalten, auf dem Schlachtfelde lag und dieses verlassen mußte, sobald der Kampf für einen Theil mißlich oder der Sieg fraglich schien, tritt jetzt zuerst auf und verschwindet zuletzt vom Kampfplatze — sie bereitet die Erfolge der anderen Waffen vor. Die zahlreichen kleinen Regimentsstücke, wie solche selbst die Preußen noch bis 1757 führten, sind ganz verschwunden, man hat gezogene Geschütze jeden Calibers und das schwerste Geschütz wird jetzt in so vielen Minuten zum Schuß gebracht wie sonst in Stunden. Die unzweckmäßigen Stein- und Hagelschüsse (Nägel, altes Eisen, gehacktes Blei, Steine, Ketten 2c. zusammen-

gethan und, zuletzt, aus Haubitzen geschossen) sind ganz abgekommen und ist statt der letzteren der Kartätschenschuß eingeführt worden. In der Feuerwerkerei ist alles Alte vervollkommnet und als besonders wichtig hinzugekommen Raketen und Shrapnels. Früher war die Geschütz- und Feuerwerkskunst das Geheimniß einer verhältnißmäßig geringen Zahl Menschen, jetzt ist sie Allgemeingut und von Jedem leicht zu erlernen, der dazu bestimmt wird. Wir haben also rüstig weiter gebaut auf dem, was uns die Alten hinterlassen, doch dürfen wir uns deshalb nicht im Mindesten überheben und, ziehen wir alle anderen Umstände in Betracht, dann müssen wir doch gestehen, daß die Vorfahren mehr Geist und Erfindungsgabe aufboten wie wir und verhältnißmäßig Größeres erreicht haben.

Johann Rudolph Thorbecke,

der holländische Reformer.

Obgleich Holland seiner natürlichen Beschaffenheit nach den größten Gegensatz zu der Schweiz bildet, so zeigt die Geschichte beider Völker doch eine große Uebereinstimmung. Wie die Eidgenossen der drei Waldstädte in ihren schwer zugänglichen Bergen, so haben auch die niederländischen Grafen in ihren Niederungen, die einst dem Meere abgerungen worden sind und unausgesetzt mit dem Aufgebot aller Kräfte gegen die plötzlichen Eingriffe der empörten Wellen vertheidigt werden müssen, allen Völkern die eindringliche Lehre gegeben, daß an einem einmüthigen Volke, sei es auch noch so klein, wenn es für die Freiheit zu sterben weiß, selbst die Macht der größten Staaten zerschellt. Mehr als die Schweizer hatten die Niederländer zu dulden, bevor sie ihre Freiheit errangen. Der Abfall dieser von der spanischen Herrschaft, von den holländischen Geschichtschreibern „der achtzigjährige Krieg" genannt, übertrifft Alles, was uns die Geschichte von den Freiheitskriegen anderer Völker erzählt. Hier zeigen sich die Niederländer in ihrer ganzen Zähigkeit, ihrem praktischen Sinn, ihrer todesmuthigen Religiosität und Freiheitsliebe. Aber leider blieb auch hier wie in der Schweiz die endliche Parteiung nicht aus.

Im 16. und 17. Jahrhundert standen die Niederlande groß da, aber im 18. Jahrhundert brach der kläglichste Verfall herein. In Folge des innern Zwistes zwischen der Staaten- und Oranienpartei, wozu sich noch religiöse Streitigkeiten gesellten, ging die Seeherrschaft an England verloren und am Ende des Jahrhunderts lag Holland eben so zu den Füßen des übermüthigen Korsen wie die Schweiz, nur war bei den Nachkommen der alten Geusen der Muth mehr gebrochen, wie bei denen der Helden von Sempach, Granson, Murten und Nancy.

Das Unglück hatte zwar, als der Sohn des letzten Erbstatthalters, der sich als König der Niederlande Wilhelm I. nannte, gegen das Ende des Jahres 1813 bei Scheveningen das Land betrat, einigermaßen die Parteien versöhnt. Allein die Folgen so vieler schwerer Jahre hat Holland selbst bis auf den heutigen Tag noch nicht verwunden. Noch heute zeigen sich die Spuren derselben nur zu deutlich in dem Volkscharakter und sogar in der Sprache. Die Macht des Reiches war durch den Verlust der Colonien am Kap und der reichen Insel Ceylon an England, dem alten Nebenbuhler, auf immer gebrochen und für den Verlust der alten Freiheit bot die Verfassung, welche der erste König dem Lande gab, keinen Ersatz. Wenn heute noch durchschnittlich in Holland ein größerer Wohlstand herrscht wie bei uns, so ist dieser nicht, wie in der Schweiz, ein Product der gegenwärtigen Thätigkeit, sondern die Erbschaft aus vergangenen großen Zeiten. Wie sehr sich auch der Handel seit den dreißiger Jahren gehoben hat, so läßt sich doch nicht leugnen, daß der holländische Großhandel von Hamburg und Bremen, die einst durch die Concurrenz der Niederländer von den Märkten verdrängt wurden, weit überflügelt worden ist. Viele große Handelshäuser in Rotterdam sind ganz oder theilweise in den Händen deutscher Einwanderer.

Trotz so schwerer Einbußen und bitterer Leiden, die das vorige Jahrhundert über Holland verhängt, hatte man hier doch nichts gelernt. Die alte Engherzigkeit machte sich sofort wieder gegen Belgien, das die Diplomatie bei dem Frieden von 1815 an den Norden gefesselt hatte, trotzdem es diesem durch Jahrhunderte durch Nationalhaß, der noch mehr angefacht wurde durch religiösen Fanatismus, entfremdet worden war, geltend

und so traf denn 1830 das kleine Land ein neuer furchtbarer Schlag durch den Abfall der südlichen Provinzen. Damit war denn der Traum einer Großmacht, der die Holländer noch immer erfüllte, für alle Zeiten in das Reich der Romantik verbannt. Die einst so stolze Republik wurde jetzt wie die Schweiz zu einem neutralen Staate erklärt, d. h. von Europa mediatisirt und unter den Schutz der Eifersucht aller Großmächte gestellt; der Unterschied aber ist der, daß die Schweizer den alten Sinn ihrer Vorfahren treu bewahrt und durch ein volksthümliches Wehrsystem nicht allein das eigene Selbstvertrauen bedeutend gesteigert, sondern sich auch Achtung nach außen hin geschafft haben. In Holland dagegen leben jene großen Männer, welche die ruhmreiche Vergangenheit hervorbrachte, nur noch auf den Gemälden der alten Meister in den Galerien des Trippenhuis und Mauritshuis. Das heutige Geschlecht hat den großen Sinn der alten Kaufherrn nicht geerbt. Wie es Achim von Arnim und Immermann vor 30 Jahren carikirt hatten, so lebte es immer noch in der volksthümlichen Vorstellung, die man bei uns von den Holländern hatte. Der Spiritus ist verflogen und nur das Phlegma ist übrig geblieben, hieß es auch hier.

Die Folge hat aber gezeigt, daß der Geist dieses rüstigen Stammes noch lange nicht gebrochen war, wie schwer er auch seine Fehler gebüßt hat. 1840 war es zuerst, wo man sich wieder ermannte und wenn auch das Jahr 1848 für Holland nicht so glücklich war, wie für die Schweiz, so ist doch jetzt alle Aussicht vorhanden, daß die Wiedergeburt des Staates dort eben so sicher ist, wie hier. Die Vorgänge in Holland verdienen um so mehr unsere Beachtung, als es allen Anschein hat, daß sie den Beweis liefern werden, daß es nicht, wie Viele wähnen, nur ein gutmüthiger Traum sei, wenn man glaubt, daß große und wohlthätige Umgestaltungen im Staatswesen auf friedlich-gesetzlichem Wege sich bewerkstelligen ließen. Ob es uns vergönnt sein wird, dieselbe Erfahrung zu machen wie Holland, steht freilich dahin, aber nichtsdestoweniger geben uns Holland und die Schweiz die feste Zuversicht, daß auch für Deutschland eine bessere Zeit anbrechen werde.

Den Anstoß zu diesen bedeutsamen Reformen, durch welche Holland endlich sich wieder der alten Freiheit nähert, hat Thorbecke gegeben und ebenso ist er auch der Führer in dieser Bewegung. Zwolle in der Provinz Overyssel ist der Geburtsort dieses niederländischen Staatsmannes und Publicisten, der lebhaft an die großen Männer der guten alten Zeit des niederländischen Staatswesens erinnert. Hier erblickte er im Jahre 1796 das Licht der Welt. Seine erste Bildung erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt; 1814 bezog er die Universität Leyden und 1820 erwarb er hier den Doctorgrad. Mit einem Reisestipendium Seitens der Regierung ausgestattet, besuchte Thorbecke Deutschland, wo er vier Jahre lang (bis 1824) an den vornehmsten Universitäten verweilte und sich eifrig mit dem Studium der deutschen Philosophie beschäftigte. Hierdurch kam er daheim in einen so schlechten Geruch, daß er keine Anstellung finden konnte.

Gleichsam von seinem Vaterlande verstoßen, wandte sich Thorbecke wieder nach Deutschland zurück und habilitirte sich in Gießen als Privatdocent. Später ging er nach Göttingen. Seine akademische Wirksamkeit und seine Thätigkeit als juristischer Schriftsteller waren aber der Art, daß das Vorurtheil gegen den deutschen Philosophen in seiner Heimath immer mehr schwand. Schon im Frühjahr 1825 erhielt er einen Ruf nach Gent als Professor der politischen Wissenschaften. Hier las er politische Geschichte, Statistik und Nationalökonomie. Durch die Revolution von 1830 wurde er aber aus seinem Lehramt vertrieben.

Thorbecke siedelte nun nach Leyden über und trat als Professor in die dortige juristische Facultät ein. Hier las er römisches Recht und Handelsrecht und später auch niederländische Staats- und Rechtsgeschichte, sowie auch über die keineswegs freisinnige Landesverfassung von 1815. Das wichtigste Verdienst, das sich Thorbecke in dieser Stellung erwarb, ist, daß er in seinen Zuhörern die Liebe zur Freiheit zu wecken wußte und zwar dergestalt, daß seine Schüler, als sie in das Leben traten, eifrig bemüht waren, die von Thorbecke entwickelten theoretischen Lehren in die Wirklichkeit einzuführen. Damit trat selbstverständlich der von allen seinen Schülern hochverehrte Lehrer an die Spitze der Reformpartei, die im Jahre 1840 die Holländer aus dem tiefen Schlummer aufweckte.

Kennzeichnen wir demnächst mit wenigen Strichen den Geist der alten Verfassung von 1815. Von einem Verantwortlichkeitsgesetz der Minister war keine Rede. Wilhelm I. erklärte es sogar sein Leben lang für überflüssig. Das Budget wurde auf zehn Jahre bewilligt. Als sich die Völker im Jahre 1830 erinnerten, daß ihnen von rechtswegen neben den Pflichten auch Rechte gegen die Krone zukämen, kam es in Holland doch nicht zu politischen Conflicten, da man genug mit Belgien zu thun hatte. Erst als man sich von diesem betäubenden Schlage erholt hatte und zur Einsicht gekommen war, daß die südlichen Provinzen für immer verloren waren, wandte sich das Volk mit Ernst seinen eigenen Angelegenheiten zu. Die Veranlassung zum Ausbruch der Unzufriedenheit der Holländer im Jahre 1840 gab das Vorhaben des Königs, sich mit der katholischen Gräfin Henriette d'Oultremont zu vermählen. Als hierzu ernstliche Anstalten getroffen wurden, erwachte der alte religiöse Fanatismus aus der Geusenzeit und es brach ein solcher Sturm los, daß der König abdankte und das Land verließ.

Sein Nachfolger Wilhelm II. nahm nun selbst die Umgestaltung der veralteten Verfassung in die Hand, aber wie bei allen dergleichen freiwilligen Reformen seitens der Fürsten wurde auch hier nur das Allernothdürftigste gewährt. In die zu diesem Zwecke zusammenberufenen Kammern wurde auch Thorbecke gewählt und zwar in die erste. Mehr aber war nicht zu erlangen, als ein zweijähriges Budget und die Verantwortlichkeit der Minister, letztere wurde jedoch nur im Princip ausgesprochen, von einem Gesetz, ohne welches das Princip illusorisch ist, war nicht die Rede. Sonst blieb Alles beim Alten, nur der einmal im Volke erweckte Freiheitsdrang wollte nicht wieder schlafen gehen. Die Reformpartei, mit Thorbecke an der Spitze, wirkte außerhalb der Kammern so eifrig durch Wort und Schrift, daß die liberale Bewegung mit jedem Jahre an Ausdehnung gewann. 1844 legte Thorbecke mit sieben anderen Abgeordneten den Kammern einen Revisionsentwurf vor, der aber vom Könige abgelehnt wurde.

Trotz aller Hindernisse steigerte sich die Reformbewegung der Art, daß 1847 die Majorität der zweiten Kammer mit Entschiedenheit auf Umgestaltung der Verfassung drang. Da brach der 24. Februar 1848 herein, aber er traf die Holländer nicht unvorbereitet. Dank den Bestrebungen Thorbecke's wußte das Volk, was es wollte. Es war bereits Alles gehörig vorbereitet und daher hat denn auch die Revolution, die ihren Umzug durch ganz Europa hielt, in keinem andern Lande, außer England, wo das Volk bereits Alles besaß, und in Rußland, wo die Freiheit ganz unbekannt war, weniger erschütternd gewirkt. Am 18. März ernannte der König Thorbecke zum Vorsitzenden einer Commission zur Revision des Staatsgrundgesetzes. Sie legte ihrer Arbeit den Entwurf Thorbecke's von 1844 zu Grunde und ohne große Schwierigkeit wurde die Verfassung in zeitgemäßer freisinniger Weise umgestaltet. Am 13. October 1848 erhielt die neue Verfassung die Genehmigung des Königs und am 3. November wurde sie veröffentlicht.

Bisher bestand die erste Kammer aus Pairs, die vom Könige auf Lebenszeit ernannt wurden, und die zweite aus Abgeordneten der Provinzialstände, die ihrerseits wiederum aus den Wahlen der Ritterschaft, obgleich außer in der Provinz Geldern im ganzen Lande keine ansehnlichen adligen Besitzungen mehr vorhanden sind, der Städte und Bauern hervorgingen. In den Städten waren die Wahlen sogar dreistufig und dazu sandte der Magistrat noch den Wählern die Stimmzettel in's Haus und ließ sie wieder abholen, wo sie meistens unausgefüllt waren. Jetzt bildeten die von den Provinzialständen Gewählten die erste Kammer und in die zweite wählte das Volk unmittelbar seine Vertreter.

Das Ministerium Donker-Curtius hatte zwar durch die alten Diplomatenkniffe des Retardirens und Moderirens einige Bestimmungen im Sinne des alten Polizeiwillkürstaates zu „retten“ versucht, aber es hatte davon keinen Gewinn. Damit war keiner Partei genügt; die alten Conservativen und die Liberalen griffen dasselbe mit gleicher Heftigkeit an, so daß sich König Wilhelm III. bei seiner Thronbesteigung am 17. März 1849 genöthigt sah, dasselbe zu entlassen. Verschiedene Verhandlungen mit andern Personen behufs Bildung des neuen Ministeriums schlugen fehl und es blieb nichts Anderes übrig, als am 30. October 1849 den Professor des Staatsrechts an der Universität Leyden, Thorbecke zu berufen. Er selbst übernahm das Ministerium des Innern und aus

dem alten Cabinet war nur der Finanzminister von Bosse geblieben.

Kurz nach der Uebernahme des neuen Ministeriums verfiel Thorbecke in eine ernstliche Krankheit und dadurch wurde bedauerlicher Weise die Thätigkeit des Cabinets so gehemmt, daß man sich genöthigt sah, die Generalstaaten zweimal, zuletzt bis zum 12. Februar 1850, zu vertagen. Darüber wurden selbst die Liberalen unzufrieden; sie versöhnten sich jedoch bald wieder mit ihrem alten Führer, als das Ministerium bei der Wiedereröffnung der Session mit einer langen Reihe von Reformmaßregeln vor die Kammern trat. Indessen nicht alle Vorschläge fanden hier Beifall. Von Seiten der Conservativen brach ein gewaltiger Sturm los gegen die Aufhebung der alten Schifffahrtsgesetze, die aber trotzdem siegreich durchgeführt wurde. In Folge dessen steht jetzt selbst die Küstenschifffahrt in Holland allen Flaggen frei. In Ostindien freilich wurde die Aufhebung der Differentialzölle durch das schädliche Monopol der niederländischen Handelsgesellschaft illusorisch gemacht.

Bei andern Fragen war indessen das Ministerium Thorbecke nicht so glücklich. Seine Pläne zur Umgestaltung der directen Steuern, die es 1851 und 1852 vor die Kammern brachte, erregten eine solche Opposition, daß sie zurückgezogen werden mußten. Eine neue Niederlage erlitt der Justizminister von Rosenthal mit seinem Entwurf der Justizorganisation. Mit diesem Minister zugleich trat auch der Kriegsminister, General Spengler aus, jedoch einzig nur aus Gesundheitsrücksichten. Durch die Ernennung des bei den Liberalen wenig beliebten Generals Forstner van Dambenay zum Kriegsminister wurde die Lage des Cabinets grade nicht verbessert. Dies zeigte sich deutlich bei den Debatten über das Budget. Die Opposition griff die Politik des Ministeriums heftig an und wenn letzteres in diesem Kampfe auch Sieger blieb, so erlitt es doch bei den Neuwahlen gegen Ende des Jahres 1852 mehrere Niederlagen. Dazu kam ferner, daß der Gesetzentwurf über die Organisation der Wohlthätigkeitsanstalten wegen des zu großen Hanges zur Centralisation im Volke selbst großen Widerwillen erregte. Und das Volk war es denn auch, welches das Ministerium Thorbecke zu Fall brachte.

Die neue Verfassung verhieß Freiheit für alle Bekenntnisse. Hierauf sich stützend, stellte Pius IX. die römisch-katholische Hierarchie in den Niederlanden wieder her. Er theilte Holland in fünf Sprengel und ernannte für jeden einen Bischof. 1850 hatte er dasselbe in England gethan und in Holland glaubte er um so mehr in seinem Rechte zu sein, als ²/₅ der Bevölkerung sich zu dem katholischen Glauben bekannten. Hiergegen hatte das Ministerium, da es eine rein kirchliche Angelegenheit, nichts einzuwenden, aber die Form, in der der Papst seine Rechte geltend machte, war so verletzend, daß das Cabinet von Haag seinen Gesandten vom Vatican hätte abberufen sollen. Dagegen begnügte sich Thorbecke nur mit einer Mißbilligung dieser Form vor den Kammern, wobei er zugleich die beruhigende Versicherung gab, daß er Uebergriffen der Kirche auf das bürgerliche Gebiet zu begegnen wissen werde. Da aber diese Erklärung in der Hauptsache nichts änderte, so verletzte sie das protestantische Gemüth des Volkes fast eben so sehr als die Ernennung der Bischöfe durch den Papst.

Acht Tage lang war das Volk wie betäubt durch diese Schläge; da zündete es aber in Utrecht und von dort aus flog der Funke nach allen großen Städten des Landes. Ein wahrer Petitionssturm brach im ganzen Lande los. In Rotterdam wurden die Petitionen in der groote Kerk aufgelegt; im Haag unterschrieben selbst Frauen und in Amsterdam schrie man sogar: „In's Wasser mit den Priestern.“ In wenig Wochen waren mehr als 20,000 Unterschriften zusammen. In den Kammern beschwichtigte Thorbecke zwar bald den Sturm, so daß eine ihm günstige motivirte Tagesordnung angenommen wurde. Gegen das aufgeregte Land aber mußte er unterliegen.

Wie alljährlich hatte sich der König gegen Ostern nach Amsterdam begeben, wo die Bewegung am höchsten gestiegen war, und hier ertheilte er am 15. April 1853 einer Abordnung, die ihm eine mit vielen tausend Unterschriften versehene Petition gegen die katholische Organisation überreichte, Audienz. Wilhelm III. empfing die Abgeordneten des Volkes mit großem Wohlwollen und beklagte sich lebhaft über die Schwierigkeiten, die ihm das Ministerium mache. Er bedauerte, daß seine Macht so beschränkt sei. Es verlautete aber, daß er weiter hinzugefügt hätte, er sei

gegen seinen Willen an die Verfassung gebunden und wenn er eine Klage über Etwas vernehme, was kraft dieser Verfassung eingetreten sei, halte er dieses für eine Befestigung des Bandes, welches das Haus Oranien mit den Niederlanden verknüpfe. In Folge dessen richtete das Cabinet, da der König schon früher eine von jenem angerathene, der antikatholischen Bewegung Schranken setzende Antwort zurückgewiesen hatte, sofort ein von sämmtlichen Ministern unterzeichnetes Schreiben an denselben, um den wahren Sinn seiner Worte zu erkunden. „Wenn Ew. Majestät," heißt es darin, „mit der Verfassung oder mit der von uns befolgten Politik nicht zufrieden ist, so wolle Ew. Majestät geruhen, uns unsere Entlassung zu geben." Nach einem kurzen Briefwechsel fiel das Loos der Entscheidung. Der König erklärte, daß er den geeigneten Augenblick zu einer Veränderung des Cabinets gekommen glaube — und Thorbecke trat ab. Am 20. April kam ein Ministerium van Hall und Donker-Curtius an's Ruder, das einer gemäßigten Fraction entnommen war. Durch Thorbecke's Entlassung war zwar nicht der Buchstabe der Verfassung verletzt, wohl aber der Geist des constitutionellen Staatslebens schwer beleidigt, da die zweite Kammer dem Ministerium ein Vertrauensvotum gegeben hatte. Dafür wurde sie aufgelöst.

Thorbecke hatte bewiesen, daß ein wahrhaft großer Staatsmann nur einer sehr kurzen Zeit bedarf, um segensreich zu wirken. Durch eine ganze Reihe glänzender Reformen hatte er das ganze Staatswesen von Grund aus umgebildet. Directe Wahlen, ein herabgesetzter Census, der in gleitender Scala für Amsterdam 120, für das platte Land 20 Gulden an directen Steuern beträgt, Selbstregierung der Gemeinden und Provinzen, Oeffentlichkeit aller Verhandlungen, Freiheit des Glaubens und Freiheit der Presse, das waren die sichern Grundpfeiler, auf denen Thorbecke den Rechtsstaat aufgeführt hatte. Ihm hat Holland zu danken, daß seine Verfassung nicht wie in manchen Ländern ein bloßes Stück Papier ist.

Sein Werk hat die Feuerprobe bestanden. Auch Holland blieb nicht frei von dem Einbruch der Reaction, die durch fast ganz Europa emporschoß, nachdem die Gesellschaft durc[illegible] [illegible] Staatsstreich vom 2. December [illegible]hen war. Diese Periode hat hier fast 10 Jahre gedauert bis zum 30. Januar 1862, aber die Verfassung hat dadurch keinen Schaden gelitten. Die Competenz der zweiten Kammer ist niemals bestritten worden, selbst die katholischen Bischöfe, wegen deren Thorbecke aus dem Amt vertrieben war, blieben unbehelligt. Die unmittelbaren Nachfolger Thorbecke's nahmen allerdings in ihrem Siegesrausche einen gar mächtigen Anlauf und brachten ein reactionäres Gesetz über Religionsgemeinden ein. Allein die Kammer, die bald sich wieder zurecht fand und Thorbecke's Grundsätzen getreu blieb, verwässerte die Vorlage so, daß der Volkswitz das Gesetz „Klaar water" nannte. Fünf bis sechs Ministerien folgten rasch aufeinander, aber alle hatten nur die eine Wahl, entweder keine Gesetze oder liberale einzubringen, obgleich sie selbst conservativ waren. Einen Nachtheil aber hat Holland gehabt, daß neun Jahre lang die Reformen, deren das Land bedurfte wie des täglichen Brotes, still standen, denn sämmtliche Ministerien brachten während dieser Zeit nur zwei oder drei wichtige Gesetze zu Stande, wie z. B. 1857 die Reform der Volksschulen, die entschieden liberal war, denn wie schon früher Staat und Kirche, so wurden jetzt Kirche und Schule vollständig getrennt.

Weder in dem Ministerium, noch in der conservativen Partei war irgend einige Thatkraft. Das gesammte Trachten der Minister ging einzig darauf hinaus, möglichst lange im Amte zu bleiben. Ohne den geringsten Widerstand ließen sie ihre Gesetzvorschläge von den Kammern bis zur Unkenntlichkeit verändern und ebenso taub waren sie gegen jedes andere Mißtrauensvotum. Bei alledem bezeugten sie aber doch der Verfassung so viel Achtung, daß jeder ohne Murren sein Amt niederlegte, sobald die Kammer sein Budget verworfen hatte. So verschwand denn ein Minister nach dem andern, ohne bedauert zu werden; aber freilich blieb Alles beim Alten.

Die Verfassung erwies sich als zu fest gegen diese Berennung; man schlug daher andere Wege ein, um sie zu unterminiren. Das neue große Eisenbahnnetz, welches Holland endlich erhalten sollte, wurde von den Ministern weidlich ausgebeutet, um die einzelnen Abgeordneten gefügig zu machen. Zwar rief Thorbecke, der einfach wieder der Führer der entschieden liberalen Partei in der zweiten

Kammer war, dem Minister van Hall zu: „Eisenbahnen sind keine Regierungsgrundsätze,“ aber dennoch hoffte die Reaction nur auf diesem Wege zu siegen. Sie versuchte die Stützen des durch Thorbecke gegründeten Rechtsstaates zu untergraben und glaubte dadurch das constitutionelle Leben in Mißcredit zu bringen. Aber man hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Allerdings gelang es dem Ministerium, die Abgeordneten zu demoralisiren und diese durch ihre schwankende Haltung der öffentlichen Geringschätzung bloß zu stellen. Aber dieser Streich traf nur den, der ihn führte. Die Anhänglichkeit des Volkes an die Verfassung war zu fest; nicht diese lernte das Volk verachten, sondern die Regierung, die reactionäre Partei. War es doch endlich dahin gekommen, daß der geistreiche Geschichtsforscher Groen van Prinsterer, der holländische Stahl, das Haupt der reactionären Partei (der Anti-Revolutionäre) ähnlich wie seine Genossen Gerlach und Wagner in Preußen, keinen Sitz in der Kammer mehr fand, denn es gab keinen Wahlkreis, dem er nicht zu extrem gewesen wäre.

Mehr als durch seine Unterlassungssünden, den gänzlichen Stillstand der Reformen, kam das Ministerium durch seine Intriguen mit dem Hofe und seinen Nepotismus in Mißcredit. Hier war der Unterschied gegen Thorbecke, der sich von Allem rein erhalten hatte, so grell, daß selbst ein rechtschaffener Führer der Conservativen in dieser Hinsicht der laute Lobredner des Ministeriums Thorbecke wurde. So füllte sich denn das Maß bis zum Ueberfließen und endlich schlug die Stunde der Vergeltung für die Reaction. Am 30. Januar 1862 berief Wilhelm III. den Professor Thorbecke zum zweiten Male an die Spitze des Cabinets und damit eröffnete dieser eine zweite Aera großartiger Reformen. Seitdem hat Thorbecke, der große niederländische Staatsmann, bereits folgende bedeutsame Reformen durchgeführt: Die Emancipation der Sclaven in Westindien, die Reorganisation des Staatsrathes (Raad van State), die Abschaffung des Zehnten und die Reduction des Zolltarifs.

Da die Zweckmäßigkeit der Sclavenemancipation noch vielfach bestritten wird oder wenigstens doch wahrscheinlich ist, daß dadurch die Einträglichkeit der auswärtigen Besitzungen für's Erste sich beträchtlich vermindern dürfte, so fand diese Maßregel auch hier die heftigste Opposition, aber sie ging dennoch durch. Alle Sclaven sind am 1. Juli 1863 frei und für jeden zahlt die Regierung eine Entschädigung von 700 Gulden (402½ Thaler). Die Freigewordenen bleiben einige Jahre unter Staatsaufsicht.

In den Staatsrath, der über alle Gesetzentwürfe sein Urtheil abzugeben hat, sind Männer von großer Amtserfahrung und Sachkenntniß berufen worden.

Der neue Zolltarif ist mit dem 1. November 1862 in Wirksamkeit getreten. Die Rohstoffe sind ganz frei; Fabricate und Halbfabricate zahlen einen Eingangszoll von 1 bis 5 Procent.

Weitere Reformen, die zum Theil schon den Kammern als Entwürfe vorliegen, zum Theil vorbereitet werden, sind: die Umgestaltung der Gerichtsverbände, die Reform der Sanitätspolizei, die Abschaffung des Stempels, vornehmlich des so verderblichen Zeitungsstempels, die Anlage großartiger Wasserstraßen, die Errichtung von Realschulen, die bis jetzt fast gänzlich fehlen, obgleich sie nirgend so dringend erforderlich sind, wie hier, da ganz Holland gleichsam als ein großes Handlungshaus anzusehen ist, Reform der polytechnischen Schule, Errichtung einer landwirthschaftlichen Anstalt, Reform der Gymnasien und Universitäten, ein neues Comptabilitätsgesetz und die Reform der Colonialpolitik.

Bei der Generaldiscussion über die Budgetvorlagen wurde die Lage des Ministeriums Thorbecke der zweiten Kammer gegenüber klar, denn hier mußten die allgemeine und Colonialpolitik, sowie die Finanzanschauung desselben die Feuerprobe bestehen. Die beiden tiefgreifendsten Reformen (die Reorganisation des Steuerveranlagungssystems und die Regelung der Colonialverhältnisse in einem milderen Sinne), welche das Cabinet in den Vordergrund gestellt hatte, mußten nothwendig die Parteiunterschiede stärker hervortreten lassen, die Böcke von den Schafen scharf sondern. Aber es zeigte sich, daß die lange Reactionsperiode insofern für Holland von großem Segen gewesen war, als sie wesentlich dazu beigetragen, daß das Volk den Werth seines Thorbecke erkannt hatte. Allerdings zeigte sich eine Opposition, und diese war nicht gewillt, wie zur Zeit der Reaction, der Regierung über die Klippen hinwegzuhelfen, indessen offenbarte sich sofort, daß

sie grade nicht sehr gefährlich sei. Sie bestand zumeist nur aus einigen wenigen Leuten, welche gekränkte Eitelkeit oder andere persönliche Motive in diese Stellung getrieben hatten.

Der Hauptgegner ist Groen van Prinsterer, der wiederum in der Kammer sitzt und schon Thorbecke unter dessen erstem Ministerium (1849 bis 1853) gegenübergestanden hatte. Reich und unabhängig gilt er für einen der ersten Stilisten des Landes. Er ist beredt und geistreich und nebst Thorbecke der Hauptredner der Niederlande. Am 11. November 1862 hielt er seine große Rede und hier konnte man erkennen, wie sehr bereits die liberalen, durch Thorbecke eingeimpften Grundsätze in das Fleisch und Blut der Holländer übergegangen waren. Nichts war in Groen's Rede mehr von der alten Leidenschaftlichkeit zu finden, so wohlwollend zeigte er sich gegen seinen alten Feind, daß er dessen Regierung ein „nothwendiges Uebel" nannte. Dagegen wandte er seine ganze alte Schärfe gegen die kaltblütigen Conservativen, die eben nicht Fisch noch Vogel sind.

Am folgenden Tage antwortete Thorbecke in einfach schöner, klarer, nirgends rednerischer Form, die einen bedeutenden Eindruck machte, denn überall blickte die unerschütterliche Festigkeit der Grundsätze, das ruhige Bewußtsein, auf dem rechten Wege zu sein und die maßvolle Offenheit durch, oder, wie es einst Thorbecke selbst gesagt hatte, das gute Gewissen, welches ein aufrichtig liberaler Minister hat. Denen, welche mit verrosteten Waffen die absolute Regierung, wenn auch bescheiden, vertheidigen wollten, rief er mit der ihm eigenen Würde zu, daß das Königthum nie höher gestanden als jetzt, wo die Verantwortlichkeit der Regierung auf einem liberalen Ministerium beruhe. Mit ironischer Ueberlegenheit schob er eine Reihe schwächlich befangener Angriffe bei Seite und erschien neben seinen Gegnern wie ein Riese unter Pygmäen.

Die großartigsten und dringendsten Reformen sind die der Schulen und der Colonialpolitik. Der Mangel der Realschulen machte sich der Art fühlbar, daß Thorbecke nichts Eiligeres zu thun hatte, als ein Gesetz für den „mittlern Unterricht" einzubringen. Hinsichtlich der Realschulen fand derselbe in dem Commissionsbericht, dem letzten Lebenszeichen der zweiten Kammer vor ihrer Vertagung gegen Ende December, den ungetheilten Beifall der Volksvertretung, aber man tadelte allgemein, daß die Regierung nicht auch die Gymnasien in diesen Kreis gezogen hatte, statt sie zu den Hochschulen zu stellen, und ebenso fand man widersinnig, daß der Entwurf die polytechnische Schule den Realschulen zuzieht, da diese Anstalten doch in andern Ländern als die Hochschulen der Industrie angesehen werden.

Trotz der bedeutenden Schulden des Landes, der beträchtlichen Ausgaben für große Wasserbauten, der Emancipation der Sclaven, die 17 Millionen Gulden in Anspruch nimmt, und der verkehrten Maßregel des früheren Ministeriums van Hall, das große Eisenbahnnetz, dessen Kosten auf 100 Millionen Gulden veranschlagt sind, auf Staatskosten auszuführen, wodurch das Budget jährlich um 15 Millionen Gulden vermehrt wird, stehen die holländischen Finanzen zur Stunde doch so günstig, daß die Amortisation der Staatsschulden nicht unterbrochen worden ist. Die Finanzen des Mutterlandes leiden allerdings an einem Deficit, aber dieses wird gedeckt durch eine Einnahme von 14 Millionen aus den indischen Colonien.

Das Bestreben der liberalen Finanzmänner geht nun dahin, Holland von dieser unsichern Einnahme unabhängig zu machen und das Mutterland auf seine eigenen Füße zu stellen. Allerdings kann Holland auf eine Reihe von Jahren diese Einkünfte nicht missen und deshalb ist die vorgeschlagene Reform des bekannten Cultursystems auf Java nicht eine durchgreifende und radicale, wodurch die Javanen mit einem Schlage zu selbständigen Arbeitern erhoben werden, sondern nur ein Compromiß. Bei Weitem die ergiebigste Erwerbsquelle für die Regierung fließt aus dem Kaffeebau und dieser soll auch besonders in Zukunft der Regierung vorbehalten bleiben, da die bisherigen Einkünfte dem Mutterlande erhalten werden müssen. Dagegen soll die freie Industrie sonst überall geschützt und geregelt werden und die zweite Ernte, die das tropische Klima gestattet, den Javanen zu gute kommen. Sobald die Zuckercontracte abgelaufen sind, also nach 10 Jahren, soll auch der Zuckerbau gänzlich freigegeben werden. Dann allerdings entsteht für die Staatscasse ein jährlicher Ausfall von 5 bis 7 Millionen, aber der Abgeordnete von Rotterdam, Fransen van de Putte, konnte schon jetzt auf zwei Deckungsmittel hinweisen, auf die Catastrirung des Bodens, der

jetzt absichtlich nach sehr laxer und niedriger Veranschlagung besteuert ist, und auf eine Gewerbesteuer, beide ausreichend, um die Einbuße zu decken. Weiter handelt es sich um Beschränkung der Privilegien des eingeborenen Feudaladels und um Erziehung der Javanen, die jetzt nichts sind als eine Art von Kronleibeigenen, zu freien Arbeitern.

Diese Reform wurde nach einer hitzigen, fünftägigen Debatte von der zweiten Kammer, aber nur mit einer sehr geringen Mehrheit (36 gegen 32), angenommen. Aber anders standen die Sachen in der ersten Kammer. Die meisten Redner erklärten zwar bei den Budgetverhandlungen, daß sie aus politischen Gründen gegen das liberale Cabinet keine Opposition machen würden, und in der That nahm die erste Kammer den Etat für das Innere, das Departement des Premiers (Thorbecke's), mit allen Stimmen gegen eine an, dagegen aber verwarf sie das Colonialbudget, und damit also auch die so gemäßigt freisinnige Colonial-Politik, am 29. December mit 30 gegen 4 Stimmen.

Diese Opposition galt nicht der Reform, sondern lediglich nur dem Colonialminister Uhlenbeck, ein homo novus, den Thorbecke aus der Dunkelheit hervorgezogen hatte. Einzelnes aus seiner Vorlage stieß selbst bei den Liberalen auf entschiedenen Widerstand. An Uhlenbeck's Rücktritt hat das Ministerium nichts verloren, da Jenem jede parlamentarische Fähigkeit abzugehen schien. Sein Nachfolger ist Fransen van de Putte, Mitglied der zweiten Kammer für Rotterdam, geworden, so daß dieser Stadt drei Minister — außer jenem noch der Finanzminister Betz und der Justizminister Oliver — angehören. In der Debatte über die Colonialreform zeichnete sich der neue Minister, der übrigens die ostindische Colonie aus eigener Anschauung kennt, am meisten aus. Die große Rede, die er in dieser Angelegenheit hielt, war seine Jungfernrede; nichtsdestoweniger aber hat ihn diese zum Minister *) gemacht. Sie vereinigte Energie und Besonnenheit in einem solchen Grade und war so tactvoll gehalten, daß die Liberalen mit dem Redner zufrieden waren, obgleich die Conservativen ihn für einen der Ihren halten.

Fransen van de Putte hat das Colonialgesetz sofort zurückgezogen, um es umzuarbeiten. Eine Annahme der Reform ist nicht zu bezweifeln. Was das Land darüber denkt, läßt sich am besten daraus erkennen, daß Jakob, der conservative Candidat für die Neuwahl in Rotterdam an Stelle des zum Minister aufgestiegenen Volksvertreters, obgleich ein Gegner der Colonialreform, in seiner „Stumpfrede" dieser brennenden Frage mit keinem Worte gedachte.

Die gesammte Opposition wurzelt in dem Eigennutz. Die Seele derselben bilden die Nabobs, die sich in Indien durch die Zuckercontracte bereichert haben. Deshalb hat auch der niederländische Humor die Ultraconservativen mit dem Namen „Zuckerpartei" getauft. Diese Contracte wurden ganz nach Gunst geschlossen und der Hauptzweck der Opposition ist nichts weiter, als sich und den Ihrigen die Früchte dieses Günstlingswesens zu erhalten.

Einen andern Grund zur Opposition finden einige Mitglieder der ersten Kammer in der beabsichtigten Reform der Steuergesetzgebung, in der Einführung der Einkommensteuer und in der Aufhebung aller indirecten Steuern, welche entweder die ersten Lebensbedürfnisse vertheuern oder den Aufschwung der Gewerbe verhindern. Wie dringend hier eine Abhilfe geboten ist, werden einige Beispiele lehren. Der Arbeiter leidet unter der Schlachtsteuer dermaßen, daß er nur an Festtagen ein Stück Fleisch auf den Tisch bringen kann. In künftigen Tagen wird der Volkswirth der Thatsache, daß in Rotterdam das Pfund dieses kräftigsten Nahrungsmittels das Doppelte von dem kostet, was man in Emmerich — einem Orte, der auf der Eisenbahn in 4 Stunden zu erreichen ist — dafür bezahlt, als einer Ungeheuerlichkeit des 19. Jahrhunderts erwähnen. Schon vor 15 Jahren hat der bekannte Chemiker Mulder, Professor an der Hochschule zu Utrecht, in einer eigenen Brochure auf die Unzulänglichkeit der Ernährung des Volkes in Holland aufmerksam gemacht, nachdem ihm eine kleine Schrift über denselben Gegenstand von un-

*) In Holland schnitzt man die Minister aus einem andern Holze wie bei uns. Das Ministerium Thorbecke besteht zumeist aus Bürgerlichen. Fransen van de Putte hat eine Zeit lang als Obersteuermann auf einem Ostindienfahrer gedient. Ungewöhnlich günstige Verhältnisse haben ihn in Indien, wohin er in seiner Jugend als Glücksjäger ging, zum reichen Mann gemacht. Uebrigens stammt er aus einer angesehenen Familie. Sein Vater ist Mitglied der ersten Kammer.

bekannter Hand zugeschickt worden war. Und schon 17 Jahre früher hatte das Handelsblatt die Sache angeregt. Es wird also Zeit, daß hier energisch geholfen wird. Mulder hat darauf hingewiesen, daß die unzureichende Ernährung eine von den vielen Ursachen sei, wodurch die Schnellkraft und das kräftige Streben nach Entwicklung, die früher in den Niederlanden bestanden, sich verringert haben, und daß es möglich sei, diesem Uebel, das das Volk bereits zum Theil überwältigt habe, zu steuern.

Eben so schlimm steht es mit dem Brennmaterial. In Amsterdam lasten auf den Steinkohlen eine Reichs- und Gemeindesteuer, die nicht weniger als 134 Proc. des Preises betragen.

Wie bei seinem ersten Ministerium, so läßt sich auch jetzt Thorbecke die Hebung des materiellen Wohls seines Vaterlandes angelegen sein. So hat er großartige Pläne behufs Erleichterung des Zuganges zu den beiden Haupthandelsplätzen Amsterdam und Rotterdam von der See aus den Kammern vorgelegt. Von jeher und noch heute ist die nordholländische Küste von den Seefahrern wegen ihrer Untiefen und Sandbänke gefürchtet. Um daher den nach Amsterdam bestimmten Schiffen die gefährliche Fahrt durch den Zuydersee zu ersparen, ließ Wilhelm I. den 14 Meilen langen nordholländischen Canal vom Y bei Amsterdam bis zum Helder, eines der größten Wasserbauwerke der neuesten Zeit, ausführen. Die Kosten betrugen gegen 14 Millionen Gulden, dafür erlangte man aber den Vortheil, daß die Seeschiffe aus der Texelstraße in 18 Stunden nach Amsterdam gelangten, während sie sonst durch den Zuydersee bei widrigem Winde 14 Tage dazu gebrauchten. Aber seit einem Jahrzehend hat man sich überzeugt, daß durch diesen Canal nicht alle Uebelstände beseitigt worden sind. Für die aus England, Nordamerika und Indien kommenden Schiffe ist die Fahrt durch den nordholländischen Canal ein mit vielen Hindernissen verbundener Umweg, der noch dazu oft sehr bedeutende Kosten verursacht. Selbst unter günstigen Umständen belaufen sich diese für ein Fahrzeug auf 500 Gulden.

Um den Klagen des Amsterdamer Handelsstandes abzuhelfen, hat das Ministerium Thorbecke einen Entwurf eingebracht, der nic[illegible]r bezweckt, als eine Durchstechung der Landenge zwischen dem Y und der Nordsee (Holland op zyn smalst, d. h. an seiner schmalsten Stelle), wodurch Amsterdam den nächsten, ungefährlichsten und billigsten Weg zur See gewinnen wird. Von der Bedeutung dieses Unternehmens ist man in Amsterdam so fest überzeugt, daß man dort seit 10 Jahren unablässig durch Wort und Schrift für die Verwirklichung desselben gewirkt hat, und da dies die einzige Bedingung ist, durch die der Handel von Amsterdam wieder in Flor kommen kann, so hatte die Agitation in der letzten Zeit den Charakter der Leidenschaft angenommen.

Wirft man einen Blick auf die Karte von Nordholland, so muß man sich wundern, warum man dieses Project nicht schon früher an Stelle des nordholländischen Canals ausgeführt hat. König Wilhelm I. soll in der That, als ihm der Plan für den letzteren vorlag, quer durch den Isthmus von Nordholland eine Linie mit Bleistift gezogen haben, wodurch er andeutete, daß er dort eine Verbindung Amsterdam's mit der Nordsee wünsche. Aber bei diesem königlichen Strich ist es geblieben, weil man glaubte, daß die Mündung wieder versanden werde. Erst heute, nach einem Menschenalter, soll der sehnlichste Wunsch Amsterdam's in Erfüllung gehen, und heute fürchtet man die mancherlei Schwierigkeiten nicht mehr, welche damals den Wunsch des Königs scheitern ließen.

Ebenso dringend bedarf auch Rotterdam, die zweite Haupthandelsstadt des Landes, der Hilfe. Kein größeres Schiff kann jetzt diese Stadt auf der Maas erreichen, ohne einen Theil seiner Ladung in Lichterkähne umzuladen. Selbst bei Hochwasser können weder die größten Indienfahrer noch die großen atlantischen Dampfer die Maas befahren. Das Fahrwasser soll daher so vertieft werden, daß in Zukunft Seeschiffe jeder Art direct bis in den Hafen von Rotterdam gelangen können.

Daß diese Pläne nicht allein für die Wohlfahrt der beiden Städte und des ganzen Landes, sondern auch für den deutschen Handel von der größten Bedeutung sind, liegt auf der Hand. Nach einer viertägigen heftigen Debatte ist der Gesetzentwurf in Betreff der Verbesserung dieser Wasserstraßen von der zweiten Kammer angenommen worden und ebenso am 23. Januar in der ersten Kammer mit 24 gegen 12 Stimmen. Die Re-

gulirung der Maas wird auf Staatskosten ausgeführt und für den Amsterdamer Canal übernimmt der Staat eine Zinsgarantie von 4½ Procent für 15 Millionen Gulden. Schon vor der Annahme des Gesetzes waren in Amsterdam 3 Millionen Gulden hierzu gezeichnet. Bedeutsam für diesen Canal ist noch, daß dadurch nebenbei noch ein anderes Riesenwerk vollendet wird, nämlich die Trockenlegung des Y. Hierdurch gewinnt man 1000 Bunder (3916 preußische Morgen) des fruchtbarsten Landes, welches durch die unmittelbare Angrenzung an Amsterdam sich sicher zu 3- bis 500 Gulden pro Bunder verkaufen wird.

Den 19. Januar, den Geburtstag des Königs, benutzten die Niederlande, um ihrem Herrscher den Dank des Landes für das segensreiche Gesetz über die Anlage der neuen Wasserstraße abzustatten. Zugleich wurde dabei an die bevorstehende 50jährige Feier der Befreiung der Niederlande vom französischen Joch gedacht. Von den größten Städten herab bis zu dem kleinsten Fischerdorfe gipfelte die Feier in eine Illumination, die sich besonders durch die allgemeine Betheiligung auszeichnete. Alle Straßen und beinahe jedes Gäßchen prangte in Lichtern, Grün, Ehrenbogen, Transparenten oder Trophäen; beinahe aus jedem Hause wehte das niederländische Banner und Groß und Klein sah man an diesem Tage mit dem orangefarbenen Bande geschmückt. Dieses schöne und glänzende Volksfest bekundet auf eindringliche Weise, daß es mit einem constitutionellen Könige doch nicht so ganz übel bestellt sei, denn von den rührenden Zeichen herzlicher Theilnahme, wie sie hier Groß und Klein so vielfach an den Tag legten, weiß man dort, wo das persönliche Regiment herrscht, nichts. Hatte sich doch selbst Rotterdam, von dem es heißt, daß es das Verdienst seines Fürsten nach der Krämerelle messe, von dem allgemeinen Jubel, der im ganzen Lande herrschte, mit fortreißen lassen. Und dabei ragt der jetzige König von Holland nicht etwa unter seinen Genossen durch große geistige Begabung hervor. Nicht er hat durch kräftige Initiative die Interessen des Volkes gefördert, sondern sein ganzes Verdienst besteht allein nur darin, daß er seinen eigenen Willen dem des Volkes untergeordnet und dadurch nicht den Ausbau der Verfassung von 1848 verhindert hat. Vergleichen wir die eisige Kälte, welche am 17. März in Berlin herrschte, wo an dem größten Ehrentage des Landes der König allein mit seinen Junkern und Soldaten stand, mit der wahrhaft tropischen Wärme, welche am 19. Januar die ganzen Niederlande durchströmte, wo das Volk gleich einer großen Familie den Thron einmüthig umgab und in dem Geburtsfeste des Fürsten zugleich die eigene Wohlfahrt feierte, so muß sich wohl Jedem die Erkenntniß aufdrängen, daß der eigene Vortheil den Fürsten gebietet, sich den König von Holland als Vorbild zu nehmen, denn nur durch Aufgabe des eigenen Willens, durch wohlwollendes Entgegenkommen sichern sie sich die echte Volksgunst und gründen sie ihrem Hause den festen Boden.

Werfen wir einen Blick zurück auf die Schilderung der holländischen Finanzen, so sind die aufgeführten Anstrengungen, welche dieser verhältnißmäßig kleine Staat, der noch nicht vier Millionen Einwohner zählt, unter dem Ministerium Thorbecke für die Förderung allgemeiner Interessen macht, für das große Deutschland sehr beschämend. Aber man sieht hier einmal recht deutlich wieder, was ein Staat zu leisten im Stande ist, wenn nicht das stehende Heer Millionen über Millionen verschlingt. Wie wenig dieser Krebsschaden der größeren Staaten in Holland gepflegt wird, erkennt man daraus, daß man in einem so wichtigen Platze, wie Amsterdam ohne allen Zweifel ist, nur eine Besatzung von 2000 Mann findet.

Und dazu ist Holland in gewissem Sinne das freieste Land in Europa. Wie wir gesehen haben, ist hier die Trennung von Staat und Kirche und Schule und Kirche vollständig durchgeführt. Die exclusive Zusammensetzung des Officiercorps, wie sie in England oder Preußen statt hat, ist hier völlig unbekannt. Wir finden hier zahlreiche Israeliten in allen Graden des Heeres und ebenso frei steht den Unterofficieren der Weg zu den Epauletten. Allerdings gibt es auch hier Junker, aber keine Junkerpartei, die den König von dem Volke trennt. Nur der Besitz gibt in Holland Geltung und deshalb hat hier auch der reiche Kaufmann vor den wissenschaftlich gebildeten Ständen den Vortritt. Der verarmte Adel schöpft seinen Einfluß aus den Aemtern des Hofes und der Diplomatie, da das Heer und die Flotte auf ein niedriges Maß zurückgeführt sind. Wohl stützt sich auch hier der Hofadel, der wie überall arm an staatsmännischen Talenten

ist, gelegentlich auf ein ultraconservatives Häuflein, das für die Zustände vor 1848, für ein persönliches Königthum von Gottes Gnaden schwärmt, doch hat dasselbe von der jüngeren Generation keinen Zuwachs mehr zu erwarten, so daß es auf dem Aussterbeetat steht. Der Führer dieser Fraction, Groen van Prinsterer, hat zwar vor Kurzem in einer dem Andenken Stahl's gewidmeten Schrift die alten nicht mehr lebensfähigen Lehren mit der Unklarheit, aber in dem beredten, schön gerundeten Stil, der ihm eigen ist, auf's Neue verfochten, um von Opzoomer in der diesjährigen meisterhaften Eröffnungsrede seiner Vorlesungen an der Universität Utrecht auf's Neue widerlegt zu werden. In der Kammer selbst aber wagt sich Groen van Prinsterer mit diesen Lehren nicht mehr hervor; hat er doch hier selbst, wie wir bereits gesehen haben, erklärt, daß Holland der Regierung Thorbecke's bedürfe. In England, das immer noch als Muster eines freien Staates aufgeführt wird, hat es nie einen israelitischen Minister gegeben, während hier Godefroi selbst in ein halbschlechtiges Cabinet als Justizminister eintrat.

Und dies Alles verdankt Holland zumeist seinem Thorbecke. Wahrlich, M. Culloch hat recht, wenn er sagt: „He is too great a man for such a smal country," denn Thorbecke's Schöpfungen lassen sich nur mit denen eines Stein und W. v. Humboldt vergleichen. Obgleich ein Professor, ist er doch keine Professoren-, sondern durch und durch eine organisatorische Natur. Er ist ein Mann aus einem Gusse, ein eben so scharfer wie umfassender Denker. Sein Charakter ist unbeugsam, etwas kühl, knapp und schroff, wie sich dies wohl in seinen Reden bekundet, denen man eine allzu knappe Kürze zum Vorwurf macht. Uns will aber bedünken, daß dies ein ebenso großes Verdienst ist, wie der andere Vorwurf, den man Thorbecke macht. Er versteht nämlich durchaus nicht die große Kunst der andern Diplomaten, seinen Rücken in die hoffähige Gestalt eines rechten Winkels zu beugen. Daß er es nicht verstand oder vielmehr nicht über sich vermochte, dem Könige und dessen Freunden zu schmeicheln, war einzig und allein die Ursache seines Sturzes im Jahre 1853. Solche Gradheit war am Hofe unbequem und darum mußte Thorbecke weichen.

Die Diphtheritis.

In der letzten Hälfte des Jahres 1862 trat fast durch ganz Deutschland epidemisch die brandige Rachenbräune auf, unter Kindern sowohl als Erwachsenen, und hat viele Opfer gefordert. Bekannt ist diese Krankheit zwar schon früher gewesen und erstrecken sich Mittheilungen darüber bis in Mitte des 16. Jahrhunderts; doch herrschen in diesen ziemlich viel Verwirrung und Unklarheit. Zuerst soll sie in Holland aufgetaucht sein, woselbst 1557 eine Epidemie herrschte (beschrieben von Forest), verbreitete sich dann weiter, namentlich über Spanien, wo die Affection Garotillo hieß, wenn sie den Rachen, Fegar, wenn sie die Mundhöhle befiel (beschrieben daselbst von Bonangelinus, Casales, Vasquez und Andern), über Frankreich (Chomel, dissertation sur le mal de gorge gangréneux 1749), über Italien (Carnevale, Scambatti, Ghisi lettere mediche 1749 und Andere), Deutschland (Schobinger, dissertatio de morbo strangulatorio 1750), England (Huxham, Krethy, W. Grant), Nordamerika (Samuel Bard). Die erste genauere Darstellung verdanken wir Bretonneau (des inflammations du tissu muqueux 1826) nach einer heftigen Epidemie in Tours 1818 bis 1820, der die anatomischen Verhältnisse klar darlegt, Neubildungen bei dieser Erkrankung nachweist und darauf eine geänderte Darstellungsweise basirt. Häufiger als im Norden kamen diese Seuchen in südlichen Gegenden (Syrien, Egypten, Südfrankreich, Italien, Spanien) vor, brachen meist an Orten aus, wo viele Menschen zusammenwohnen (Casernen, Schulen, Waisen-, Findelhäusern), eine Thatsache, welche sich in unserer Zeit, in Frankfurt am Main zum Beispiel, in ausgedehnter Weise wiederholte, so daß fast alle Schulen geschlossen werden mußten. In Beziehung auf Gefährlichkeit waren die einzelnen Epidemien verschieden, bald wurden nur Kinder, bald nur Erwachsene, bald alle Altersstufen ergriffen. Ob Fälle vereinzelt auftraten, ist fraglich.

Die Ursachen der Diphtheritis können verschiedener Art sein. Dazu disponirend ist namentlich das Säuglings- und das zartere Kindesalter wegen der zarten Beschaffenheit der Schleimhäute, ebenso Verweichlichung durch zu warme Bekleidung, zumal des Halses, als

auch Erkältung desselben. Ob bei scharfen Winden wie Nordost die vorhandene Epidemie sich weiter verbreitet, ist nicht nachgewiesen, wohl aber pflanzen directe Uebertragung wie beim Kuß die Krankheit von einem Menschen auf den andern fort. Häufig auch soll sie Begleiter des Typhus, der Pyämie, der Tuberculose höhern Grades, des Scharlach, der Pocken gewesen sein.

Die Rachen- oder Mandelbräune beruht auf einer entzündlichen Affection der Rachenhöhle, die sich je nach den einzelnen Epidemien und Einzelfällen bald auf dem Zahnfleische und Backen, bald auf den Mandeln, dem Gaumensegel, der hintern Rachenwand und von da aus an den tiefer gehenden Theilen, Schlund und Rachenhöhle zeigt, eine Entzündung, welche ihren sonst ziemlich leichten Charakter verliert, sich dem Zellgewebe, welches unter der oberflächlich gelegenen Schleimhaut liegt, mittheilt, auf diese Weise beträchtliche Anschwellungen und Verschließungen des hintern Theils des Rachens hervorruft und durch dessen brandige Zerstörung den Tod durch Erstickung bereiten kann.

Die Erkrankung selbst beginnt bald mit Frösteln oder Frost, bald allmälig mit allgemeinem Uebelbefinden, Mattigkeit, Eingenommensein des Kopfes, Appetitlosigkeit, Durst, Heiserkeit, Schlingbeschwerden und Erscheinungen eines mäßigen Fiebers. Am äußern Theile des Halses, den zu beiden Seiten etwas oberhalb des Kehlkopfes gelegenen Mandeln entsprechend, findet der untersuchende Finger eine ziemlich rundliche Geschwulst von den geschwollenen Mandeln herrührend, und klagt der Kranke bei Druck über Schmerz. Das Hauptaugenmerk aber ist auf den innern Theil des Mundes u. s. f. zu werfen. Hier zeigt sich häufig zuerst starke Röthung des Zahnfleisches, der Backen, und drückt man sodann, um den hintern Theil der Mundhöhle deutlich zu sehen, die Zunge nieder, so findet man deutlich geröthete, angeschwollene Mandeln. Mitunter ist nur die Mandel der einen Seite geschwollen, bald aber theilt sich die Entzündung auch der andern mit. In Folge der Anschwellung nun kann der Kranke nicht so frei wie vorher den Hals drehen; im Munde selbst zeigt sich große Trockenheit, stechender Schmerz, der entweder anhaltend sein kann, oder beim Sprechen, Husten, Niesen, namentlich beim Schlucken auftritt; die Stimme leidet verschiedene Veränderungen, bald wird sie rauh, heiser, klanglos, manchmal fast ganz unterdrückt, so daß man das Ohr nahe an des Kranken Mund bringen muß, um ihn zu verstehen. Häufig gesellt sich ein kurzer, bellender, anstrengender Husten hinzu, der den Kranken überaus peinigt, die Schmerzen vermehrt und große Athemnoth verursacht.

Auf diesem Punkte aber bleibt die Krankheit nicht lange stehen; bald bedeckt sich die geschwollene, geröthete Stelle, die große Neigung zum Bluten zeigt, mit einem trüben, weißlichen oder graulichen Anfluge, einem häutigen Ausschwitzungsproducte von speckartigem Ansehen etwa, das in kurzer Zeit dicker, ausgebreiteter wird und eine gelbliche, bräunliche, selbst schwärzliche Farbe annimmt. Im Anfange tritt es inselförmig auf, wie man deutlich an den einzelnen Vertiefungen der Mandeln sehen kann, fließt jedoch bald zusammen und ersetzt sich beim Auswerfen durch Husten oder Wegziehen vermittelst einer Pincette bald wieder. Beim Wegziehen dieser Ausschwitzungsschicht findet man je nach dem Grade der Affection die darunter gelegene Schleimhaut geröthet, blutend, oder aber einen größern Substanzverlust, ein Geschwür mit leblosen, zerfressenen Rändern, schmutzigem Grunde und eitrigem Secrete oder endlich sie brandig zerstört. Bei mangelnder Hilfe breitet sich dieser Proceß weiter über die benachbarten Schleimhäute aus, bis vor zu den Lippen, der gesammten Nasenhöhle, nach hinten bis zum Kehlkopf und zur Speiseröhre oft tief hinab. Bei dieser Ausbreitung aber tödtet die Krankheit fast stets durch Verschließung in Folge der größeren Anschwellung, durch Erstickung. Durch die vorhandenen Verschwärungen ist meist auch ein höchst übler Geruch aus dem Munde Begleiter der Affection; auch gehört Speichelfluß nicht zu den Seltenheiten. In Mitleidenschaft werden ferner Lungen, Magen und Darmcanal gezogen, doch sind die Symptome dieser Theile von untergeordnetem Werthe.

Erfolgt nun nicht, wie erwähnt, unter zunehmender Verjauchung der Tod, so mäßigt sich in günstigen Fällen, wo die Hilfe nicht zu spät kam, die Entzündung, die Ausschwitzungsschichten stoßen sich langsam ab, die Schleimhäute zeigen mehr und mehr ein normales, reines Aussehen. Waren aber die Verschwärungen von größerm Umfange, so zieht sich die Heilung immer ziemlich in die

Länge, wie überhaupt Folgekrankheiten bald leichterer, bald schwerer Art häufig genug vorkommen. So das Herabfallen des Zäpfchens und dessen Empfindungslosigkeit, nebst Lähmung des Gaumensegels, wodurch andere Störungen entstehen: näselnde Sprache, verhindertes Schlingen, ferner dadurch Athmungsbeschwerden, schlechte Verdauung und Blutbereitung und in Folge dessen Abzehrung und Blutarmuth oder Bleichsucht. Sehr leicht wird der Geschmack vernichtet oder doch wenigstens aufgehoben, ebenso der Geruch, wenn die Nasenschleimhäute sehr in Mitleidenschaft gezogen waren. Ein bleibender übler Geruch aus dem Munde gehört nicht zu den Seltenheiten. Andererseits sind aber Eitergeschwülste in den Mandeln oder ungemein hartnädige Verhärtung derselben, welche oft nur, da sie die Stimme beeinträchtigen, durch völlige oder theilweise Ausschneidung beseitigt werden könnnen, eben so quälend.

Aus dem Vorhergesagten erhellt, daß die Krankheit von verschiedener Dauer sein kann, in wenig Tagen tödtlich verlaufen, in wenig Wochen zur Heilung führen oder durch Nachkrankheiten sich Jahre lang hinziehen kann.

Die Aufgabe der Behandlung bei der Diphtheritis ist zuerst Behandlung und Beseitigung der Ursachen und Abhaltung neuer Schädlichkeiten, ferner Reinlichkeit und mechanische Entfernung der Ausschwitzungsproducte. Besonders nothwendig ist eine genauere, innere Untersuchung des Mundes, um das Vorhandensein der Entzündung, die Entwicklung und Weiterentwicklung der ausgeschwitzten Schichten zu beschränken und zu beseitigen. Zuerst kann man ein Brechmittel, wie Brechweinstein, versuchen, wodurch man mitunter die Krankheit abzuschneiden vermag; gelingt dieses aber nicht, so schreitet man zu örtlicher Behandlung. Außen um den Hals legt man Speck oder macht warme Breiumschläge; den Mund reinigt man durch Ausspülen mit Essigwasser, Malven, sodann durch zusammenziehende Mittel, als Citronensäure, Holzessigsäure, Betupfen mit Alaun, Salz-, Salpetersäure, Höllensteinlösung (ein Theil auf fünf bis zwölf Theile Wasser). Sind die Schichten stärker, so zieht man sie mit der Pincette ab und betupft die freigelegte Stelle, um die Weiter- und Wiederentwicklung möglichst zu heben, wenigstens zu beschränken, mit obengenannten Säuren oder Höllenstein in Substanz, welches Verfahren häufiger wiederholt werden muß. Allgemeine und örtliche Blutentziehungen, Schröpfköpfe, Blutegel haben keinen Nutzen gezeigt. Innerlich wendet man am liebsten chlorsaures Kali an, welches Mittel sich von den bisher gegebenen Medicamenten am besten bewährt hat. Von guten Diensten sind auch leichte Abführmittel, wie Senna, Tamarinden in Latwergen, Glaubersalz, Calomel. Die Nahrung sei leicht, Milch, Ei, Fleischbrühsuppen, zum Getränk dient überschlagenes Wasser mit Citronensaft u. dergl., kohlensaures Wasser. Erwähnt sei noch die Behandlungsweise des Dr. Tridan im Canton de Chaillant, der bei Behandlung mit Copaivabalsam und Styrax Heilung in vier bis sechs Tagen herbeigeführt haben will. Bei der eingetretenen Genesung leisten zur Besserung der Blutmischung Chinawein, Stahlwein, kräftige Nahrung den besten Dienst.

Friedrich Spielhagen.

Der Dichter der „Problematischen Naturen“ wurde am 24. Februar 1829 zu Magdeburg geboren. Sein Geburtstag erscheint, wenn man will, gleichsam literarisch prädestinirt. Der 24. Februar ist der Todestag Gutenbergs, des Erfinders der revolutionärsten aller Errungenschaften; die gregorianische Kalenderverbesserung datirt von dem Datum; an dem Tage wird der Dichter K. G. Brinkmann zu Stockholm und der Germanist Wilh. Grimm zu Hanau geboren; die Schicksalstragödie endlich knüpft sich mit dem gelungensten Stücke der Gattung von Zacharias Werner an den 24. Februar. Spielhagen's Vater war in der Geburtsstadt des Knaben, seines vierten Sohnes, Bauinspector; später im Jahre 1836 wurde er als Regierungs- und Baurath nach Stralsund versetzt. An Seele und Leib eine lebensfrohe, kerngesunde Natur, von dem strengsten Rechtlichkeitsgefühl und der liberalsten Gesinnung, fand der Vater die glücklichste Ergänzung seiner selbst in der Gattin, einer zarten, geistvollen Frau, deren herrliche Gaben indeß mehr durch das Leben, als durch eine sorgfältige Erziehung ausgebildet waren. Das innigste Einverständniß herrschte zwischen den Eltern; an den häuslichen Altären dieser Familie lagen nicht umgestürzte Laren und Penaten; Friedrich genoß das

Glück, inmitten einer Häuslichkeit aufzuwachsen, die schön und ungetrübt ein wirkliches Familienleben war. Ohne grade vermögend zu sein, war der Vater durch sein verhältnißmäßig reichliches Gehalt und seine sehr angenehme amtliche Stellung in den Stand gesetzt, seinen Kindern — nach Friedrich wurde noch ein fünfter Sohn und eine Tochter geboren — alle Vortheile zuzuwenden, welche in jeder Hinsicht die Kinder der Wohlhabenden und Reichen vor denen der Armen und Unbemittelten voraushaben. Die durchweg aufgeklärte und liberale Welt- und Lebensauffassung beider Eltern gestattete den Kindern eine fast unbeschränkte freie Entwicklung der physischen und psychischen Kräfte, und so verlebte Friedrich im Kreise der Brüder und deren und der eigenen Genossen, die sich an Sonn- und Festtagen zahlreich in dem gastfreien Spielhagen'schen Hause einzufinden pflegten, eine so fröhliche republikanische Jugend, wie sie verlebt zu haben ein Dichter sich nur wünschen kann. Auch an Excursionen zu Wasser und zu Lande fehlte es nicht, zumal seit der Uebersiedlung nach Pommern, da der Vater es liebte, auf seinen vielen Geschäftsreisen von dem einen oder andern seiner Knaben sich begleiten zu lassen. Namentlich oft wurde Rügen, das herrliche meerumbrandete Eiland, auf welches neuerdings wieder die Aufmerksamkeit in erhöhtem Grade durch die Autobiographie Arnold Ruge's hingelenkt worden ist, wiederholt von dem einen Ende bis zum andern durchforscht, und diese Fahrten, zu Wagen am Strande des weitaufrauschenden Meeres oder zu Schiff über die schäumende Wasserwüste, trugen Viel dazu bei, den empfänglichen Sinn des Knaben früh den Eindrücken der Natur zu erschließen und einen Samen in sein Gemüth zu streuen, dessen Früchten wir überall in seinen späteren Schriften begegnen. Die mannigfachsten gymnastischen Uebungen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Reiten, Turnen halfen den schon von Natur kräftigen Körper abhärten und stählen, und gaben so dem lebhaften Geiste ein wohlthätiges Gegengewicht, welches bei Friedrich Spielhagen um so nöthiger schien, als er zu jenen erregbaren, frühreifen Naturen gehörte, bei denen die Aufgabe der Erziehung nur darin bestehen kann, den unbändigen Wissenstrieb und blinden Lerneifer zu zügeln, um ihn nicht auf Kosten der körperlichen Organisation sich befriedigen zu lassen. In einem Alter, in welchem andere Kinder noch mit der Sprache zu kämpfen haben, konnte Friedrich schon lesen und schreiben; auf der Schule zählte er stets zu denjenigen Zöglingen, welche immer in allen Classen die jüngsten und doch geistig die hervorragendsten sind, und von deren Entwicklung sich deshalb die Einen Alles und die Andern gar Nichts versprechen.

Auch das poetische Talent zeigte sich früh bei dem frühreifen Knaben. Dichterwerke zu lesen, war von jeher seine höchste Freude, und ein überaus glückliches Gedächtniß ließ ihn von dem Vielen, was er las, freilich ohne Wahl und bunt durcheinander, einen nicht kleinen Theil auswendig behalten. Zu selbständigen poetischen Versuchen fühlte er sich vielfach angeregt; es entstanden Gedichte, Novellen, Dramen — poetische Keime, die, kaum beachtenswerth und auch von Niemand beachtet, von dem jugendlichen Verfasser so schnell vergessen wurden, als sie rasch in seiner fruchtbaren Phantasie emporgeschossen waren. Denn einer Förderung oder Anregung irgend welcher Art hatten sich seine literarischen Neigungen weder von Seiten der Eltern, noch von Seiten der Lehrer zu erfreuen, und das war, in einer Beziehung wenigstens, ein Glück. Der Dichter konnte sich später versichert halten, daß seine Liebe zur Poesie keine künstlich erzeugte Treibhauspflanze, sondern eine autochthone, aus dem Grunde seiner Seele emporgeschossene Blume war. Indeß war ihm selbst seine eigentliche Bestimmung eben so wenig klar, wie seinen Eltern oder sonstigen Rathgebern, als er im achtzehnten Jahre die Schule verließ und zuerst nach Berlin auf die Universität ging. Wie gleichgiltig ihm jeder andere Beruf war, geht am schlagendsten daraus hervor, daß er sich lange Zeit zwischen Arzneiwissenschaft, Jurisprudenz und Philosophie zu wählen nicht entschließen konnte, sondern auf gut Faustisch bald in dieser, bald in jener Facultät Vorlesungen hörte, bis er sich später in Bonn, wo Rietschel und Welcker ihn anzogen, mehr den classischen Studien zuwandte, ohne jedoch neuere Literatur und Philosophie auszuschließen. Von Bonn wandte er sich noch einmal nach Berlin. Beendigt wurden aber die akademischen Studien in Greifswalde, dessen Professorenthum nachmals in den „Problematischen Naturen" manche Züge zu allerliebsten Genre's hat herleihen müssen. Die

Folge übrigens eines solchen Irrlichterirens zwischen den verschiedenen Disciplinen und auf den verschiedenen Hochschulen war natürlich, daß er nach vier Jahren es in keinem Fache zu einem bestimmten Resultate gebracht hatte, und in Folge dessen in keines der Fächer paßte, in welche die Maschine des modernen Staates so überaus sinnreich eingetheilt ist. Den schönen Jahren eines harmlosen Naturgenusses und eines mehr durch den Zufall und durch die individuelle Neigung, als von einem strengen Plane geregelten Studiums folgten nun andere, wo dem auf sich angewiesenen jungen Manne (der Vater, welcher gegen den Sohn, dessen scheinbar ziel- und nutzloses Treiben ihm wenig zusagte und zusagen konnte, die Güte nie verleugnet hatte, war inzwischen gestorben) die Alternative gestellt wurde, in einem literarischen Zigeunerleben, das schon so manchem unserer Talente verderblich geworden ist, unterzugehen, oder sich zur Würde eines Schriftstellers, der es mit seinem herrlichen Berufe ernst nimmt, durchzuarbeiten. Spielhagen entschied sich für das Letztere, und entfaltete von dem Augenblicke an, wo er es wagte, öffentlich aufzutreten, eine nicht unbedeutende Thätigkeit. 1857 erschien seine Novelle „Clara Vere," 1858 „Auf der Düne," 1859 die „Amerikanischen Gedichte," 1860 die „Problematischen Naturen," 1861 die Fortsetzung dieses Romans „Durch Nacht zum Licht." Außerdem übersetzte er verschiedene Werke aus dem Englischen und Französischen, unter Andern Emerson's English traits (Hannover, C. Mayer); Roscoe's Lorenzo von Medici (Leipzig, C. B. Lord) und die neueren Werke von Jules Michelet: „Die Liebe," „Die Frau," „Das Meer" (sämmtlich Leipzig, J. J. Weber). Ueberdies war er vielfach an Journalen thätig, nicht bloß als Novellist und Erzähler, sondern auch als Kritiker. Seine Arbeiten der letztern Gattung widerlegen glänzend das Vorurtheil, als könne eine productiv angelegte dichterische Natur kein guter Kritiker sein; Spielhagen's Kritiken sind sehr bedeutende Leistungen. Es sei zum Beispiel an seine Besprechung der „Fabier" von G. Freytag erinnert, von diesem talentvollen, aber von dem Publicum maßlos überschätzten Schriftsteller, eine Kritik, welche in den „Stimmen der Zeit" von Kolatschek veröffentlicht wurde und die mit Lessing'scher Schärfe und Feinheit [illegible]ieben ist. Seit dem Herbst des Jahres 1860 redigirte er das Feuilleton der „Zeitung für Norddeutschland" in Hannover, und im December 1862 übernahm er die Redaction an einem in Berlin neubegründeten Unternehmen, an „Otto Janke's deutscher Wochenschrift," welche nach ihrem Programm ein belletristisches Organ der deutschen Fortschrittspartei werden will.

Es erübrigt ein kritischer Blick auf die Novellen und Romane Spielhagen's, ein Wort über seine Stellung und Bedeutung in der zeitgenössischen Literatur.

Was Spielhagen in einer verhältnißmäßig sehr kurzen Zeit zu einem Liebling der gebildeten Lesewelt gemacht hat, ist vorzugsweise die von ihm mit Ernst angestrebte und durchweg gelungene innige Verschmelzung des realistischen mit dem idealen Moment in seinen Dichtungen. Mit einem offenen und scharfen Blick sowohl für die psychologischen Entwicklungen, für die inneren Vorgänge des einzelnen Menschenherzens, als für den Inhalt und die Richtung der Zeit, für ihre Strömungen und Ideen begabt, geht der Dichter überall darauf aus, die Erscheinungen des Lebens, wie es ist, und seine Gesetze zu erforschen und darzulegen. Der gesunde Realismus, welchen er sich zum leitenden Princip gewählt und den er stets durch die ihm innewohnende hohe poetische Kraft zu vergeistigen versteht, läßt ihn immer vom Kleinen zum Großen, vom Einzelnen zum Allgemeinen fortschreiten. Von Gedanken zu Empfindung und von Empfindungen zu Gedanken wird der Leser bei Spielhagen in stetem Wechsel geführt, nicht sprunghaft, sondern wohlvermittelt, Alles in bester, harmonischer Ordnung. Die Probleme, an deren Lösung der Autor herantritt, werden in ihrem gesammten genetischen Entwicklungsprocesse mit einer Tiefe und Schärfe, mit einer Bestimmtheit und Klarheit vor unsern Augen, man möchte sagen anatomisch zerlegt, mit einer Anschaulichkeit, in welcher Spielhagen nur an einem zeitgenössischen Schriftsteller, an Otto Ludwig, den Verfasser von „Zwischen Himmel und Erde," einen ebenbürtigen Rivalen hat. Man merkt auf jeder Seite, mit welchem Vortheile Spielhagen die englischen Romandichter, namentlich Dicken's und Thackeray studirt hat. Dazu kommt die durchaus gebildete, aristokratische Haltung der Composition und Form, in welcher unser Dichter ein unübertroffener Meister ist. Der geistige

Inhalt, den seine Gestalten zu Tage fördern, überschreitet allemal die gewöhnlichen, mittleren Regionen des Denkens und Empfindens; wir befinden uns bei Spielhagen allemal in ausgewählter Gesellschaft. Er weiß seine Darstellung mit einem Schwung und Adel auszustatten, mit einer Schönheit zu umkleiden, die oft von hinreißender, bewältigender Wirkung. In der That es ist wahr, Spielhagen kann Nichts sagen, ohne es zugleich schön zu sagen, mag es sich um Höchstes oder um Gewöhnlichstes handeln. Gleich die erste Novelle, mit welcher er sein schriftstellerisches Debüt machte, „Clara Vere“ bekundet die angedeuteten Vorzüge der Darstellung. Die Erzählung fesselt im hohen Grade, ohne durch künstliche Lichter und Drücker zu blenden; sie spannt das Interesse durch die klare, ruhige Angemessenheit, mit welcher sich in ihr Handlung und Charaktere entwickeln. Der behandelte Stoff an sich ist unbedeutend; auch haftet nicht sowohl an ihm, als an der kunstvollen und geschickten Behandlung selbst das Interesse des Lesers. Mit einer größern epischen Breite gibt sich schon „Auf der Düne;“ man fühlt den Fortschritt des Dichters, fühlt, wie er im Begriff steht, zum Roman überzugehen. Die eingelegten Naturschilderungen sind von einer wirklich bezaubernden Kraft. Dagegen macht sich im Dialog und auch in der Charakteristik störend etwas wie Caprice bemerkbar, etwas von der unruhigen, dramatisch zugespitzten Manier der französischen Romanautoren. Die „Problematischen Naturen“ wollen mit ihrer zweiten Hälfte „Durch Nacht zum Licht“ als ein Ganzes aufgefaßt sein. Der Roman verweilt bei dem Conflicte einer besondern philosophischen Bildung und einer krankhaft excentrischen Naturanlage mit den Erfahrungen, Anforderungen und Erscheinungen des realen Lebens. Die farbigsten Schilderungen, eine reiche Fülle gedankenvoll combinirter und tief geistig gestalteter Situationen, die edle, erquickende Humanität, welche das Ganze durchweht, macht die Lectüre der acht Bände zu einer äußerst genußvollen. „Die von Hohenstein“ nennt sich der jüngste, noch unvollendete Roman Spielhagen's, mit dem er seine Wochenschrift eröffnet hat. Wie es scheint, fährt derselbe fort, wo „Durch Nacht zum Licht“ abschloß. Der Roman spielt inmitten der gewaltigen Bewegungen des Jahres 1848.

Tabatinga am Amazonenstrom.

Während in Nordamerika alle Ströme, Seen und nur einigermaßen schiffbaren Nebenflüsse von Dampfschiffen und andern Fahrzeugen wimmeln, die Ufer allenthalben mit großen oder im Emporwachsen begriffenen Städten besetzt sind, in denen Handel und Wandel bis zu den höchsten Dimensionen aufgestiegen, zeigen die Wasserstraßen Südamerika's, und selbst die größten desselben, im Verhältniß noch wenig von diesem regen Treiben, trotzdem, daß die nöthigen Bedingungen fast immer in sehr günstigen Verhältnissen vorhanden sind. Die Gründe, warum es so, liegen uns hier viel zu fern, als daß wir darauf eingehen könnten, und wollen wir die Aufmerksamkeit unserer Leser nur nach einem kleinen Punkte hin lenken, der alle die Vortheile besitzt, welche das schnelle und kräftige Emporblühen eines großen und lebhaften Handelsplatzes fordert, und vielleicht in wenigen Decennien einen großen Aufschwung genommen haben wird.

An der Grenze zwischen Brasilien und Peru an dem Ufer des größten Stromes des amerikanischen Continents, dem Amazonenstrom, oder Tunguragua, wie das obere Ende desselben genannt wird, etwa 750 deutsche Meilen von seiner Mündung entfernt, am Einflusse des Javary, mitten im grünen Urwald, liegt ein kleiner Ort, Tabatinga genannt, der sich nicht entblödet, sich Festung und Handelsplatz zu nennen. Gehen wir etwas näher auf seine Beschreibung ein, wie sie uns der Reisende Dr. Robert Avé-Lallemant liefert: Etwa 30 Fuß hoch über dem Strande, an welchem 10 — 12 Igarihés oder große Canos lagen und eine seltsam aussehende Menschenmenge, etwa 30 — 40 Köpfe, sich herumtrieb, lag nun Tabatinga selbst. Vor einem Soldatenquartier von unbedeutender Größe, welches indeß reichlich groß genug ist für die 36 Mann starke Besatzung, stand ein Flaggenstock, links von ihm eine Kanone, im Jahre 1714 in Genua gegossen, rechts vom Stock eine leere Laffette, zwischen beiden eine ungemein gütig aussehende Schildwache in der Uniform der Unschuld, in weißen Beinkleidern und weißer Jacke. Dicht daneben lag ein Karavanserei, welches die Regierung wegen Mangel eines Hotels in Tabatinga für Reisende hat errichten

lassen. Dann kam ein großer grüner Platz, auf dem 10 — 12 Rinder weideten; eine höchst kleine Lehmkirche stand an demselben; ein einfaches Commandantenhaus, ein größeres noch im Bau begriffen, dazu noch einige um Hilfe schreiende Lehmwohnungen und ein noch nicht fertiges Haus im Hintergrunde des Platzes, ferner noch hier und dort ein einzeln liegendes Lehmhaus mit Strohdach und um das Ganze der grüne Urwald als uneinnehmbarer Festungswall; das war das Bild, was die „Grenzfestung Tabatinga" darbot. Ein wackerer Geistlicher, ein gut erzogener und unendlich liebenswürdiger Officier als Commandant mit zahlreicher Familie, deren offene, herzliche Gastlichkeit an alte patriarchalische Zeit erinnert, einige Handelsleute und zwei Franzosen nebst einigen stillen Ticunasindianern, das sind die Menschen, mit denen man nach wenigen Stunden bekannt ist.

Diese einfache Beschreibung Tabatinga's erregt keine großen Erwartungen und doch ist dieser kleine Ort schon jetzt von ziemlicher Bedeutung für den Handel zwischen Brasilien und Peru, denn hierher bringen alle acht Wochen auf einigen Flußfahrzeugen den Strom herab peruanische Kaufleute aus Moyabamba mit ihren indianischen Begleitern seltsame Handelsartikel, um dafür andere Waaren einzutauschen, welche ein brasilianisches Dampfbot von Para den Strom heraufbringt, Wein für Sassaparille, seidene und sammtne Stoffe für Chilehüte u. dgl. Drei Tage lang findet dann eine ordentliche kleine Messe statt zwischen 15 — 20 Personen, die in deutscher, englischer, französischer, spanischer, portugiesischer und Kitchuasprache ihre Sachen verhandeln. Dann gehen die Schiffe wieder nach Osten und nach Westen, um in acht Wochen wiederzukehren.

Die brasilianische wie die peruanische Regierung haben die hohe Bedeutung dieses anscheinend geringen Waarenaustausches schon längst erkannt und hatte sogar auch die letztere Regierung 2 Dampfbote in Nordamerika gekauft und ließ den oberen Theil des Amazonenstromes mit seinen Nebenflüssen damit befahren. Doch die lockern politischen Zustände Peru's, die der brasilianischen Thätigkeit auf dem Amazonenstrom so hindernd oft in den Weg traten, ja sogar bis zu Conflicten führten, hatten eine Zeit lang die Fahr[illegible] der peruanischen Dampfer in's Stocken gebracht, neuere Verhandlungen aber haben wieder günstige Resultate herbeigeführt und die brasilianischen Dampfer fahren sogar nach Peru hinein. Sie gehen jetzt noch über Nauta hinauf, und den Huallaga aufwärts bis zur Mündung des Paranapura in den Huallaga, wo der Ort Yurimaguas schon lange einen kleinen Stapelplatz bildete. Von hier aus gehen kleine Flußfahrzeuge bis in den Cachiyacu hinauf bis zum Oertchen Balzas. Von hier aus beginnt eine freilich sehr schwierige Wanderung von 5 Tagen bis Moyabama, denn nur Menschen können jene weglosen Gegenden am Fuße der Cordilleren durchschreiten, kein Maulthier findet dort einen Pfad. 2 — 300 Indianer gehören zu einem mäßigen Waarentransport, von denen jeder bis 80 Pfund und seinen Mundvorrath trägt. Diese gefahrvolle Wanderung, namentlich durch den Paß von Pumayacu bildet aber dennoch das Glied einer Handelsstraße, welche in bequemerer Weise, da man sich wieder der Maulthiere bedienen kann, über die Cordilleren und zumal über Caxamarquilla nach dem Hafen Truxillo am stillen Ocean führt.

Wenn auch ein sehr heißes Klima, große Kraftanstrengungen längs der Ufer des Riesenstromes im Wege stehen mögen, und Ansiedlungspunkte nur mit großer Umsicht gewählt werden dürfen, so ist es von dem nimmer rastenden Erwerbungstriebe der kaukasischen Race doch wohl zu erwarten, daß sie nicht mehr lange anstehen wird, sich die köstlichen Reichthümer, welche die Natur an den Ufern jenes kolossalen Stromes freiwillig darbietet, zu Nutzen zu machen. Erinnern wir nur an zwei Producte, Cacao und Kautschuk, für welchen Para der größte Markt der Welt ist. — Dann wird es auch nicht mehr lange anstehen und der Amazonenstrom mit seinen vielen bedeutenden Nebenflüssen wird wie seine nordischen Collegen wimmeln von schwer beladenen Dampfern, die die Verbindung herbeiführen zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Stillen Weltmeere; dann wird die Zeit kommen, wo jener heute noch so einsame Waldpunkt am Amazonenstrom eine imposante, Achtung gebietende und Schutz gewährende Citadelle sein wird und ein großartiger Handelsplatz mitten im südamerikanischen Continent an den Grenzen von Peru und Brasilien, Tabatinga am Amazonenstrom!

Der Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen.

Wie bestimmte Culturepochen früherer Zeiten nach den in ihnen hervortretenden großartigen Erscheinungen benannt zu werden pflegen, — man spricht z. B. von einem „Zeitalter der Kreuzzüge," einem „Jahrhundert der Reformation," von der „Aufklärungsperiode," von den Zeiten der „Befreiungskriege," des „deutschen Parlaments" —, so hat man wohl unsere Zeit das „Jahrhundert der Eisenbahnen" genannt. Und in der That gehören die Eisenbahnen zu den gewaltigsten und bedeutungsvollsten Erscheinungen unseres modernen Culturlebens, dessen wesentliche Wirkung und zum großen Theil Ursache zugleich sie sind. Die neue Zeit kennzeichnet sich durch das Hinneigen zu realen Bestrebungen im Gegentheil zu der mehr ideellen und abstracten Richtung vergangener Culturperioden; Physik, Chemie, Technik und Mechanik mit ihren materiellen Grundsätzen und Aufschlüssen, überhaupt die Naturwissenschaften geben dem ganzen Streben der Menschen eine neue Richtung. Kaum war es den ernsten und beharrlichen wissenschaftlichen Forschungen und Versuchen gelungen, über die Elementarkraft des Dampfes zu triumphiren, so benutzte auch schon der menschliche Scharfsinn diesen Sieg für die Zwecke der allgemeinen Wohlfahrt.

So überraschend die Erfindung der Locomotive, ebenso erstaunlich sind die Wirkungen derselben als Werkzeug für Vermittlung des Verkehrs. Die Eisenbahnen heben bis zu einem gewissen Grade gleichsam den Unterschied des Raumes und der Entfernung auf; sie bringen die entlegensten Länder und Völker sich nahe und gestalten dadurch das Culturleben derselben, das materielle wie das intellectuelle, rasch und eingreifend um. Ist die wunderbare Hast unserer Zeitgenossen, das Eilen bei Behandlung der Tagesgeschäfte, das Geizen mit der Zeit, ist das Drängen und Treiben, das Rennen und Jagen ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit, so äußerten und äußern hierauf auch die Eisenbahnen einen nicht geringen Einfluß. „Es geht mit Dampf," sagt der Volksmund, wenn er das hervorstechende Merkmal der Jetztzeit bezeichnen will.

Die mehr oder minder klare Ueberzeugung und der Instinct des Volkes, daß die Eisenbahnen heut zu Tage eine der wichtigsten Grundlagen des gesammten Wirthschafts- und Culturlebens sind, hat dieses neue Verkehrsmittel, nachdem es die kurzsichtigen Vorurtheile durch seinen glänzenden Erfolg bald beseitigte, rasch zum populärsten Institut gemacht. Während noch vor wenigen Jahrzehnten hier und da der Anlage von eisernen Schienenwegen Widerstand entgegengesetzt wurde, giebt es heute wohl kaum eine Gegend, die nicht um den Bau neuer Linien oder um Vermehrung der vorhandenen petitionirt.

Die ersten Eisenbahnen baute und betrieb England (1825); dann folgten die vereinigten Staaten von Nordamerika (1827); im folgenden Jahre (1828) legte Oesterreich die Bahn zwischen Linz und Budweis an, jedoch ohne Locomotive und nur für Pferde — dergleichen Eisenwege, auf denen große Lasten durch Pferde transportirt wurden, bestanden zu jener Zeit auch in Rheinpreußen, auf dem Steinkohlenrevier der Ruhr und Saar. Die erste für den öffentlichen Verkehr eingerichtete Locomotivbahn in Deutschland ist die am 7. Februar 1835 eröffnete zwischen Nürnberg und Fürth. In demselben Jahre baute auch Belgien seine erste Eisenbahn; im Jahre 1838 entstanden die Bahnen Dresden-Leipzig, Berlin-Potsdam, Düsseldorf-Elberfeld und die österreichische Kaiser-Ferdinands-Nordbahn. Frankreich eröffnete seine erste Bahn von Paris nach St. Germain im Jahre 1837. Hiernächst folgten Neapel (1839), Holland (1848), Spanien, Dänemark und die Schweiz (1849), Schweden (1852), Britisch-Indien (1853), Portugal und Britisch-Australien (1854), der Kirchenstaat (1859).

Im Jahre 1856 betrug die Gesammtlänge der vollendeten Eisenbahnen auf der ganzen Erde 11,004 deutsche Meilen; hiervon besaßen die

Vereinigten Staaten Nordamerika's	5322 M.
Großbritannien	1500 „
Deutschland	1162 „
Frankreich	878 „
Oesterreich	420 „
Britisch-Nordamerika	369 „
Belgien	231 „

Der Bestand der Eisenbahnen aller Länder der Welt im Jahre 1860 wird dahin angegeben: Es besaßen:

	eröffnete Linien: englische Meilen.	Anlagekosten: Pfund Sterling.
Großbritannien mit seinen Colonien	14,277	417,335,054
Frankreich . . .	6147	184,440,000
Oesterreich (mit Ausnahme von der Lombardei und Central-Italien . . .	3165	45,243,460
Preußen . . .	3162	44,080,060
Das übrige Deutschland	3239	59,302,000
Spanien . . .	1450	26,000,000
Italien	1350	25,000,000
Rom	50	1,000,000
Rußland . . .	1289½	43,185,000
Belgien . . .	955	18,000,000
Schweiz . . .	600	10,000,000
Holland . . .	308	6,000,000
Schweden . . .	288	5,000,000
Dänemark . . .	262	3,000,000
Norwegen . . .	63	700,000
Portugal . . .	80	1,600,000
Türkei	80	1,000,000
Egypten . . .	204	4,000,000

Die Continentalstaaten besitzen also überhaupt 22,692½ engl. Meilen Eisenbahnen, deren Baucapital etwa 476,550,460 Pfund Sterling beträgt.

Die Länge der Eisenbahnen in Nord- und Südamerika mit Ausschluß der englischen Colonien wird auf 32,102½ engl. Meilen mit einem Anlagecapital von 257,264,932 Pfund Sterling berechnet; davon treffen 22,384½ engl. Meilen auf die vereinigten Staaten und 3784 engl. Meilen auf die conföderirten Staaten, der Rest auf Cuba, Chili, Brasilien, Peru, Neu-Granada, Mexiko, Paraguay. Dermalen wird sich der wirkliche Bestand an Meilen in der Welt auf über 70,000 engl. Meilen mit einem Kostenaufwande von etwa 1,170,000,000 Pfund Sterling belaufen. — Vergleichen wir die Eisenbahnkarte Deutschlands mit der anderer Länder, z. B. Frankreichs, so nehmen wir einen charakteristischen Unterschied in der Construction des Eisenbahnnetzes wahr. Obwohl man in beiden Ländern bei Anlage der Eisenbahnen von vornherein nicht von einem bestimmten ausgearbeiteten, einheitlichen Plan ausging, vielmehr dort wie hier erst nach und nach das Netz entstand, wie es jetzt über beide Länder sich ausspannt, so wurden doch dessen einzelne Theile nach wesentlich verschiedenen Gesetzen oder Gesichtspunkten angelegt und eingefügt. Das französische Eisenbahnnetz ist mit einem Spinngewebe verglichen worden, von dessen Mittelpunkt, Paris, strahlenförmige Linien nach allen Provinzen führen, dessen Hauptfäden die Linien nach Rouen, Boulogne, Amiens, Rennes, Chartres, Orleans, Dijon, Troyes und Chalons bilden. Deutschlands Eisenbahnen dagegen stellen gleichsam ein Fischernetz dar, ein quadrirtes Maschengewebe, zwar mit vielen starken Knotenpunkten, aber ohne Centrum.

Dieser Unterschied ist nicht etwa zufällig oder willkürlich, sondern in der politischen Geschichte beider Nationen tief begründet, eine natürliche und nothwendige Folge der staatsrechtlichen Verhältnisse derselben. Dort ein Einheitsstaat mit starker Centralgewalt in der das Reich beherrschenden Hauptstadt — er schuf wie aus einem Gusse ein concentrirtes und solid ausgeführtes Netz von Eisenbahnlinien, welches eben so sehr den commerciellen, wie den administrativen und strategischen Interessen zu dienen bestimmt und fähig ist. Zu dem Ende wurden auch die früher bestandenen einzelnen Bahnlinien zu wenigen großen Betriebsverwaltungen (der Ost-, Nord-, Westbahn, der Paris-Orleans-, der Südbahn und Paris-Lyon-Mittelmeerbahn) verschmolzen, und dadurch die Entwicklung und Conformität wesentlich befördert. Im deutschen Staatenbunde dagegen, welcher einer einheitlichen und leitenden Centralgewalt entbehrt, rief die souveräne Gewalt des Einzelstaats je nach ihren speciellen — dynastischen und particularistischen — Interessen und ohne Rücksicht auf die Interessen vom Gesammtdeutschland Eisenbahnen in's Leben. So bestrebte man sich, die Haupt- und Residenzstadt des Einzelstaats, welcher Eisenbahnen baute, zum Mittelpunkt des Verkehrs zu machen, wenn auch die nothwendigen Vorbedingungen dafür fehlten, wenn auch die wirthschaftlichen und commerciellen oder strategischen Interessen eine andere Linien klar vorzeichneten. Daneben äußerten dann die Emporien unseres Binnenhandels hin und wieder genug Einfluß und Attractionskraft, daß sie als Hauptausgangs-, beziehungsweise Mittelpunkte der neuen Verkehrsstraßen sich zu behaupten vermochten.

So ist es denn erklärlich, daß und warum das deutsche Eisenbahnnetz vom französischen sich wesentlich unterscheidet, daß wir für Ge-

sammtdeutschland ein ebenso systemloses als complicirtes Eisenbahngebiet besitzen. Auf demselben sich zu orientiren wird noch durch den Umstand erschwert, daß in einzelnen Staaten nicht nur Staats- und Privatbahnen neben einander bestehen, sondern daß auch in demselben Staate verschiedene Gesellschaften Eisenbahnen verwalten, so daß die räumliche Ausdehnung der Verwaltungsgebiete der verschiedenen Anstalten oft nur schwer zu erkennen ist. Es dient daher zur Erleichterung der Uebersicht über die deutsche Eisenbahnkarte, wenn man die bedeutendsten Centralpunkte fixirt, um welche sich die verschiedenen Eisenbahnen gewissermaßen naturgemäß gruppiren.

Als solche Knotenpunkte, um welche sich der deutsche Eisenbahnverkehr hauptsächlich concentrirt, erscheinen vorzugsweise neun, nämlich folgende:

Im Nordosten Deutschlands gruppiren sich um Berlin als den Mittelpunkt fünf preußische und vier außerpreußische Bahnen. Südlich davon verbreiten sich die sehr verzweigten Eisenbahnen Schlesiens um dessen Hauptstadt Breslau. Daran schließen sich die österreichischen Eisenbahnen mit dem Centralpunkte Wien. In Baiern bildet München den Mittelpunkt der baier'schen Bahnen; im übrigen Süden und Südwesten von Deutschland aber gruppiren sich die würtembergischen, badischen und pfälzer Bahnen um Stuttgart. Für Mitteldeutschland, insbesondere für den Mittelrhein ist Frankfurt, für die niederrheinische Gruppe Köln der Mittelpunkt. In Thüringen und Sachsen finden die Eisenbahnen ihren natürlichen Centralpunkt in Leipzig, während solcher für die nordwestdeutschen Bahnen Hannover sein wird.

Noch mehr vereinfachen läßt sich das Netz der deutschen Eisenbahnen, wenn man die Gruppen um Berlin und Breslau, ferner die hannover'sche, die sächsische und die rheinische Gruppe, endlich die baier'sche und südwestliche Gruppe zu größern Ganzen sich zusammengelegt denkt.

Als in Deutschland der Bau der Eisenbahnen begann und jeder Staat seine Schienenwege nur nach seinen Sonderinteressen anlegte, ohne zu berücksichtigen, welche große Bedeutung das neue Verkehrsmittel für den gesammten Handel und friedlichen Verkehr, für das Kriegs- und Vertheidigungswesen nicht nur des Einzelstaats, sondern auch von Gesammtdeutschland habe, erhob Friedrich List seinen Mahn- und Warnruf; er sprach im Jahre 1836 sogar die Hoffnung aus, es noch zu erleben, daß der Bundestag eine Specialcommission für das Zustandekommen eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems ernennen werde. Er hat es aber nicht erlebt, und lebte er noch heute, er würde um eine Täuschung reicher sein. Freilich ist die Bundesversammlung durch die Bundesgrundgesetze (Bundes-Acte Art. 19 und Wiener Schluß-Acte Art. 64, 65) verpflichtet, des Handels und Verkehrs sich anzunehmen. Aber eine fast fünfzigjährige Erfahrung hat gelehrt, daß das Bundesorgan weder den Willen noch die Fähigkeit besitzt, die wirthschaftlichen Interessen von Deutschland zu wahren. Und in jener Zeit, wo der gläubige List vom Bundestage die Gründung eines Eisenbahnsystems hoffte, hatte jene hohe Behörde überdies keine Muße für dergleichen Dinge; ihre kostbare Zeit war vollauf in Anspruch genommen durch die Hetzjagd gegen die „Demagogen," gegen die freie Presse, überhaupt gegen jede freie Aeußerung auf irgend einem Gebiete des Lebens.

Wir haben inzwischen auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens in Deutschland manches ebenso Erstaunliche als Unerfreuliche erlebt: bis in die neueste Zeit verblieben deutsche Festungen ohne Eisenbahnverbindung, obwohl der begehrliche gallische Nachbar seine Eisenstraßen bis an die Grenzen Deutschlands führte; erst in den letzten Jahren traf man Bestimmungen über die Verwendung der Eisenbahnen zu kriegerischen Zwecken — Preußen erließ ein Reglement über den Transport von preußischen Truppen und Armeematerial auf den Eisenbahnen, und der deutsche Bund läßt von Zeit zu Zeit die deutschen Eisenbahnen mit Rücksicht auf deren Benutzung durch Militär inspiciren; selbst nahe an einander grenzende Bundesstaaten hatten verschiedene Fahrbreiten, so daß die Wagen des einen auf die Schienen des andern nicht überlaufen konnten; handelt es sich um Durchführung von Eisenbahnen durch mehrere Länder, um Herstellung von Anschlüssen zwischen verschiedenen Bahnen, so pflegen höchst widerwärtige Eisenbahnkriege geführt zu werden; Verwaltungsgrundsätze, Reglements, Tarife waren lange Zeit verschieden auf den einzelnen Bahnen.

Je mehr nun Handel und Verkehr sich ausbreiteten — insbesondere mit Ausdehnung des deutschen Zollvereins und mit jeder Anlage eines neuen Schienenweges —, um so fühlbarer wurden die Unbequemlichkeiten und Störungen, welche aus dem Mangel der Einheit und Uebereinstimmung im Eisenbahnwesen entsprangen, um so dringender wurde das Verlangen nach Reform. Die Staatsgewalten ergriffen aber ebensowenig auf diesem Gebiete die Initiative, wie auf den übrigen, wo die öffentliche Meinung eine Regelung der Verhältnisse nach Maßgabe des wirklichen Bedürfnisses verlangte. Auch hier half endlich der natürliche Regulator aus: die unwiderstehlichen Interessen und Bedürfnisse des mit ungeahnter Kraft sich aufschwingenden Verkehrs in Verbindung mit dem zum Bewußtsein gelangten Drang nach einheitlicher Gestaltung des Handels- und Verkehrswesens für Gesammtdeutschland, mit einem Worte der gemeinschaftliche Wille der deutschen Nation bewirkte die Reform im Eisenbahnwesen. Er nöthigte die einzelnen Bahnverwaltungen, aus ihrer Abgeschlossenheit heraus und in Verbindung mit einander zu treten, um ein großes Eisenbahnverkehrsgebiet mit wesentlich einheitlichen und gemeinschaftlichen Verwaltungsgrundsätzen herzustellen.

Wie in allen übrigen die Gesammtinteressen Deutschlands betreffenden Angelegenheiten, so führte auch im Eisenbahnwesen die föderative Form des deutschen Staatsorganismus zum Abschluß von Verträgen mit gleicher Berechtigung der Contrahenten und ohne Rücksicht auf die realen Machtverhältnisse derselben. Der Zollverein, der Telegraphenverein, der Postverein, der Münzverein, der Eisenbahnverein — sie alle ruhen auf freier Vereinbarung, auf Association; sie alle wahren ängstlich die „unbeschränkte Souveränetät" der einzelnen Bundesstaaten, wenn auch darunter die Interessen der Einzelnen und Gesammtheit leiden. Denn die Souverstnetät, der Dynasticismus und Particularismus der deutschen Regenten und Völker will sich nicht einem über ihm stehenden Willen, sondern nur in so weit fügen, als er sich dazu vertragsmäßig verpflichtet.

Der erste Schritt zur Eisenbahnreform geschah in Preußen. Die geographische Lage dieses Staates, die Größe seines Gebiets, die Verkehrsbedürfnisse seiner Bevölkerung drängten bald dahin, daß die zahlreichen Eisenbahnverwaltungen sowohl in ihrem eigenen Interesse, als auch in dem des Publicums zu einem dauernden gemeinschaftlichen Verbande sich vereinigten. Am 10. November 1846 constituirten sich in Berlin zehn preußische Privat-Eisenbahn-Directionen: Berlin-Anhalt, Berlin-Hamburg, Berlin-Potsdam-Magdeburg, Berlin-Stettin, Breslau-Schweidnitz-Freiburg, Düsseldorf-Elberfeld, Magdeburg-Leipzig, Niederschlesisch-Märkische, Oberschlesische, Rheinische Eisenbahn auf Grund eines Statuts von demselben Tage als „Preußischer Verband," zunächst mit der vorwiegenden Tendenz, sich gegenüber der preußischen Staatsregierung zu Petitionen und Beschwerden in allen die preußischen Eisenbahngesellschaften im Allgemeinen berührenden Angelegenheiten zu verbinden. Diese Richtung machte jedoch sehr bald einer andern Platz.

Nachdem nämlich inzwischen die Anzahl der Mitglieder des preußischen Verbandes auf zwanzig gestiegen war, beschloß die zweite Versammlung in Köln am 28. Juni 1847, daß in den Verband auch die sämmtlichen deutschen Eisenbahnverwaltungen, namentlich die hannover'schen und braunschweigischen aufzunehmen seien. Demgemäß wurden die Statuten entsprechend abgeändert und alle deutschen Eisenbahnen zum Eintritt eingeladen, zugleich Einleitung getroffen zur Ausarbeitung eines Geschäftsreglements für den Verband, sowie eines Reglements für den Personen- und Güterverkehr sämmtlicher Bahnen.

Bis Ende des Jahres traten weitere zwanzig deutsche Eisenbahnverwaltungen dem Verbande bei und auf der ersten Vereinsconferenz zu Hamburg (29. November bis 2. December 1847) nahm der Verband den Namen „Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen" an. Damit und mit den sonstigen Beschlüssen erweiterte sich der ursprünglich specifisch-preußische Verband zu einem allgemeinen deutschen Verein, dessen Hauptzweck nach dem Vereinsstatut und dem Uebereinkommen über das Vereinsreglement für den Güterverkehr auf Erzielung von Verständnissen ging, dergestalt, daß keine Verwaltung durch die in der Generalversammlung gefaßten Beschlüsse gebunden ist und daß der Verein als solcher

nicht (wie dies die späteren sogenannten Verbände thun) Transportverträge abschließt. Die für den Personen- und Gütertransport aufgestellten Reglements sollen hinsichtlich des von mehreren Vereinsverwaltungen (im directen Verkehr) ausgeführten Transports unmittelbar maßgebend sein; sie äußerten aber eine weitere wohlthätige Wirkung auch dadurch, daß die Special-Reglements der einzelnen Bahnen revidirt und dem Vereins-Reglement möglichst conform redigirt wurden. Ferner gründete die Hamburger Conferenz eine Vereins-Casse; auch stellte sie ein Geschäftsreglement für die Generalversammlungen fest; endlich nahm sie die Stuttgarter Zeitung zum Organ des Vereins an.*)

Mit dem 1. Mai 1848 begann auf dem Vereinsgebiete der directe Güterverkehr nach Maßgabe des Vereinsreglements, welches sich auf den directen Verkehr zwischen Stationen verschiedener Vereinsverwaltungen (internationaler Verkehr im Gegensatz zum internen Verkehr) bezieht, und hiermit war der Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen auf Grundlage der Kölner und Hamburger Beschlüsse in's Leben getreten. Periodische Conferenzen, Generalversammlungen dienen zur Ausbildung des Vereins und Förderung der Zwecke desselben.

Neben diesem für das Allgemeine wirkenden Centralverein haben sich engere Verbände für einzelne längere Eisenbahnstrecken gebildet. Auch bei diesen Eisenbahnverbänden zeigt sich ein wesentlicher Unterschied von dem Vorbild im praktischen England. Dort entstanden aus vielen kleinen Bahnen die großen North-Western-, Great-Northern-, South-Eastern- und Great-Western-Bahnverbände, centralisirte einheitliche Verwaltungen; auch in Frankreich entwickelten sich aus mehreren Bahnen wenige große Bahnverwaltungen der chemins de fer du Midi, de l'Est, de l'Ouest und du Nord. Unsere deutschen Bahnverbände lassen aber die vielen einzelnen Eisenbahnverwaltungen als selbstständige fortbestehen und haben vorzugsweise Concurrenzbestrebungen zur Grundlage. Gleichwohl verdankt ihnen der deutsche Verkehr viele und wichtige Erleichterungen, insbesondere die, daß das solchergestalt verbundene Schienennetz für das verkehrtreibende Publicum eine einzige, nach den nämlichen Principien behandelte Verkehrsanstalt bildet — alle einigermaßen erheblichen Stationen des vereinten Bahngebiets stehen unter sich im directen Verkehr, wodurch sichere und raschere Beförderung auf größern Entfernungen ermöglicht und zugleich eine Kostenminderung beim Transport bewirkt wird.

Dergleichen Verbindungen mehrerer Eisenbahnverwaltungen unter einander beziehen sich theils auf die Verwaltungs-, theils auf die Rechtsverhältnisse der betreffenden Bahnen. Insbesondere ermöglichen sie das Durchlaufen der Wagen auf dem gesammten Verbandsgebiet, ferner das Durchadressiren der Güter über die sämmtlichen verbundenen Linien, endlich die Abgabe gemeinschaftlicher Personenbillets für die durchreisenden Passagiere, so daß bei einer Beförderung über verschiedene Bahnen von einer Verbandstation zu einer andern, den Bestimmungsort bildenden Verbandstation für diese ganze Strecke ein Personenbillet, beziehungsweise ein Frachtbrief genügt, auch unterwegs, wenn irgend thunlich, ein Wagenwechsel, eine Umladung oder Umspedition nicht stattfindet.

Innerhalb des Vereins bestehen nun folgende acht beziehungsweise sechs Eisenbahnverbände:

1. Der norddeutsche Verband, seit 1848, mit dem Verwaltungssitze in Köln. Er umfaßt die Cöln-Mindener, die hannoverschen und braunschweigischen Staatsbahnen, die Magdeburg-Halberstädter, Magdeburg-Leipziger, Leipzig-Dresdener und Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn;

2. Der mitteldeutsche Verband, seit 1852, mit dem Verwaltungssitze in Erfurt, umfaßt die Berlin-Hamburger, Lübeck-Büchener, mecklenburgischen, Magdeburg-Wittenberger, Magdeburg-Leipziger, Berlin-Anhalter, Leipzig-Dresdener, die thüringische, die Kurfürst-Friedrich-Wilhelms-Nordbahn, Berlin-Potsdam-Magdeburger, Magdeburg-Halberstädter, die hannover'schen und braunschweigischen, Main-Weser, Main-Neckar, die badischen und würtembergischen Bahnen;

3. Der rheinisch-thüringische Verband, seit 1853, mit dem Verwaltungssitze in Kassel, umfaßt die Eisenbahnen zwischen den Endpunkten Aachen, Cöln und Rheine

*) Seit dem 1. Juli 1861 hat der Verein ein eigenes Organ, die „Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen" in Leipzig in's Leben gerufen, welches vorzugsweise die Interessen der Eisenbahnen vertritt.

einerseits und Halle, Leipzig, Lichtenfels andererseits;

4. Der ostfriesisch-thüringische Verband, seit 1856, mit dem Verwaltungssitze in Kassel, umfaßt die hannover'schen Staatsbahnen, die westfälische Staatseisenbahn, die thüringische und Kurfürst-Friedrich-Wilhelms-Nordbahn;

5. Der ostfriesisch-rheinische Verband, seit 1856, mit dem Verwaltungssitze in Münster (Westfälische Eisenbahndirection), umfaßt die hannover'schen, die Köln-Mindener und Bergisch-Märkische, sowie die westfälische Staatseisenbahn;*)

6. Der westdeutsche Verband, seit 1860, mit dem Verwaltungssitze in Kassel (Direction der Main-Weserbahn), umfaßt von den hannover'schen Staatsbahnen, von der Main-Weser- und Main-Neckarbahn, sowie von den würtembergischen und badischen Staatseisenbahnen nur einzelne Stationen;

7. Der hannover'sch-baierische Verband, seit 1859, mit dem Verwaltungssitze in Kassel, umfaßt die hannoverschen und braunschweigischen Staatsbahnen, die Kurfürst-Friedrich-Wilhelms-Nordbahn, die thüringische, die Werrabahn und die baierischen Bahnen.

Dazu kommt noch demnächst der süddeutsche Eisenbahnverband, welcher am 10. März 1863 von den Vertretern sämmtlicher süddeutscher Eisenbahnverwaltungen in Wien berathen und beschlossen ist. Es soll derselbe am 1. Mai 1863 in's Leben treten. Er umfaßt ein zusammenhängendes und geschlossenes Schienennetz von mehr als 500 Meilen und eröffnet die Möglichkeit eines directen Verkehrs zwischen Oesterreich und Frankreich. Als besonderer Zweck dieses Verbandes wird die Herstellung eines directen Güterverkehrs von Baden und Würtemberg mit Baiern und Oesterreich — welcher Verkehr von Frankfurt und Mainz aus mit Baiern und Wien schon besteht —, und sodann Herstellung eines Uebereinkommens hinsichtlich der Concurrenzpunkte Lindau, Friedrichshafen und Bruchsal resp. Kehl, Mannheim und Mainz bezeichnet. Mitglieder dieses neuen Eisenbahnverbandes sind: die baier'schen Staats- und Ostbahnen, die würtembergische Staatsbahn, die österreichische Kaiserin-Elisabeth-Bahn, die hessische Ludwigs-Bahn, die Main-Neckar- und Frankfurt-Hanauer Bahn. —

*) Die unter Nr. 3, 4, 5 bezeichneten Verbände verschmelzen vom 1. April 1863 an zu einem einzigen Verband unter der Bezeichnung: „Westfälischer Eisenbahnverband;" als geschäftsführende Verwaltung dieses Verbandes fungirt die königl. Direction der westfälischen Eisenbahn zu Münster. Nach dem neuen Tarif werden mehrere Güter (Getreide, und überhaupt Bodenerzeugnisse ꝛc.) auf bestimmten Strecken zu ermäßigten Preisen befördert.

Wie bei dem Post- und Telegraphenverein, so machte sich auch beim Eisenbahnverein das Bestreben geltend, das gemeinschaftliche Verkehrsgebiet über die Grenzen von Deutschland auszudehnen und einen continentalen Verband herzustellen. Nachdem nämlich die Generalversammlung des Vereins im August 1861 zu Cöln mit Stimmenmehrheit beschlossen hatte, daß es der Generalversammlung vorbehalten bliebe, ausnahmsweise auch solche nicht deutsche Eisenbahnverwaltungen in den Verein aufzunehmen, welche zu den deutschen Bahnen im gegenseitigen directen Transportverkehr stehen, sowie daß die nächste Versammlung in Amsterdam abgehalten werde, genehmigte letztere im Jahre 1862 diesen Beschluß einstimmig. Es ist hiermit der erste Schritt zur Umgestaltung des deutschen Eisenbahnvereins zu einem europäischen Eisenbahnverband geschehen.

Mitglieder des Eisenbahnvereins sind dermalen folgende 63 Verwaltungen:*)

		Betriebslänge. Meilen.
1.	Aachen-Düsseldorf-Ruhrorter .	17,03
2.	Aachen-Mastrichter	12,40
3.	Albertsbahn	5,11
4.	Altona-Kieler	14,08
5.	Außig-Teplitzer	2,5
6.	Badische Staatseisenbahn . .	62,0
7.	Baierische Ostbahnen . . .	61,14
8.	Baierische Staatseisenbahn .	168,20
9.	Bergisch-Märkische	46,48
10.	Berlin-Anhaltische	47,40
11.	a. Berlin-Hamburger . . .	37,57
	b. Hamburg-Bergedorfer . .	2,09
12.	Berlin-Potsdam-Magdeburger	19,74
13.	Berlin-Stettiner	45,20
14.	Böhmische Westbahn . . .	25,5
15.	Braunschweigische Staatseisenbahn	27,0
16.	Breslau-Schweidnitz-Freiberger	22,89

*) Es sind dies theils Staatsbahnen (13), theils Privatbahnen (50), von letztern stehen einige (9) unter Staats-, die meisten (41) unter Privatverwaltung.

	Betriebslänge. Meilen.
17. Brünn-Rossitzer	3,0
18. Buschtěrader (in Böhmen)	10,93
19. Cöthen-Bernburger	4,0
20. Frankfurt-Hanauer	5,46
21. Galizische Karl-Ludwig-Bahn	46,59
22. Glückstadt-Elmshorner	4,5
23. Graz-Kopflacher	5,24
24. Hannoversche Staatseisenbahn	118,76
25. Hessische Ludwigs-Eisenbahn	20,43
26. Hamburger Eisenbahn	2,5
27. Kaiser-Ferdinands-Nordbahn	82,5
28. Kaiserin-Elisabeth-Bahn	73,5
29. Cöln-Mindener	68,86
30. Kurfürst-Friedrich-Wilhelms-Nordbahn	19,81
31. Leipzig-Dresdener	16,64
32. Ludwigs-Eisenbahn (Nürnberg-Fürth)	0,8
33. Lübeck-Büchener	6,30
34. Magdeburg-Cöthen-Halle-Leipziger	19,5
35. Magdeburg-Halberstädter	11,5
36. Magdeburg-Wittenbergische	14,28
37. Main-Neckar-Eisenbahn	11,82
38. Main-Weser-Eisenbahn	27,0
39. Mecklenburgische Eisenbahn	19,27
40. Mohacs-Fünfkirchener (in Ungarn)	8,5
41. Nassauische Staatseisenbahn	24,9
42. Neiße-Brieger	6,18
43. Niederländische Rhein-Eisenbahn	23,24
44. Niederschlesisch-Märkische	51,62
45. Niederschlesische Zweigbahn	9,5
46. Oberschlesische	94,35
47. Oesterreichische Staatseisenbahn	174,5
48. Oppeln-Tarnowitzer	10,15
49. Ostbahn, preußische	108,60
50. Pfälzische	26,32
51. Rendsburg-Neumünster'sche	4,6
52. Rheinische	39,35
53. Saarbrücker	34,47
54. Sächsische östliche Staatseisenbahn	33,82
55. Sächsische westliche Staatseisenbahn	48,58
56. Südbahn, österreichische	230,12
57. Süd-Norddeutsche (mit dem Sitz in Wien)	26,18
58. Taunus-Eisenbahn	5,84
59. Theiß-Eisenbahn	77,46
60. Thüringische Eisenbahn	60,02
61. Westphälische Eisenbahn	27,10
62. Wilhelmsbahn (mit dem Sitz in Ratibor)	23,46
63. Würtembergische Staatseisenbahn	66,2
Summa in Meilen	2424,64

Das Vereinsgebiet fällt daher nach seiner äußeren Ausdehnung ungefähr zusammen mit dem deutschen Bundesgebiete*) sammt den außerdeutschen österreichischen Eisenbahnen in Galizien, Ungarn und Italien; dazu kommt denn noch die Niederländische Rheinbahn, welche ein kurzes Stück auf preußischem Gebiete läuft. Von den auf deutschem Bundesgebiete befindlichen, zu Personen- und Gütertransport zugleich dienenden Locomotivbahnen gehören dem Vereine dermalen nur zwei Bahnen noch nicht an, nämlich die Großenhainer Zweigbahn der Leipzig-Dresdener Bahn, sowie die luxemburgische Wilhelms-Bahn. Als Grenzpunkte des Vereins sind zu bezeichnen: Kiel und Rendsburg im Norden; Arad, Kaschau (in Ungarn), Lemberg (in Galizien), die russische Grenze bei Myslowitz, Thorn und Eidtkuhnen im Osten; Friedrichshafen, Lindau, Mantua, Venedig, Triest, Bazias (an der Donau) im Süden; Emden, Amsterdam, Rotterdam, die preußische Grenze bei Vervier, Trier und Saarbrücken, Straßburg, Basel im Westen.

Vergleicht man die deutschen Eisenbahnkarten aus dem letzten Jahrzehnt mit einander, so ergibt sich, daß sich die grellsten Lücken des Schienennetzes nach und nach schließen und daß für den Handel mehr und mehr grade Wege gebaut werden.**) Solchergestalt erobern die deutschen Eisenbahnen die Vermittelung des großen Güterdurchgangs-

*) Bloß sechs kleinere deutsche Staaten, nämlich Oldenburg, beide Schwarzburg, Waldeck, Lippe-Detmold und Lichtenstein, zusammen mit etwa 198☐ Meilen und 637,540 Einwohnern, sind ohne Eisenbahnen.

**) Auf je 1 Million Einwohner kommen gegen 40 Meilen Eisenbahnen. Bei der Zersplitterung Deutschlands in viele einzelne selbständige Staaten würde sich das Eisenbahnnetz nicht so schnell und dicht ausgebreitet haben, wenn nicht der Zollverein durch Entfernung der innern Zollbarrieren und Zollschlagbäume ein großes Verkehrsgebiet geschaffen hätte, auf welchem sich das neue Verkehrsmittel, ohne Rücksicht auf die Landesgrenzen, frei bewegen kann. Dadurch wurden und werden neue Verkehrsquellen eröffnet und die steigenden Verkehrsbedürfnisse erzeugen neue Schienenwege.

verkehrs im Welthandel zurück. Und grade hierin liegt eine der wichtigsten Aufgaben für den Eisenbahnverein: Deutschland bezüglich des Weltverkehrs zwischen dem europäischen Norden, Süden und Osten, zwischen England und Amerika einerseits, und den Ländern des Mittel- und Schwarzen Meeres, Vorderasien, Afrika und Ostindien andererseits in die ihm nach seiner geographischen Lage natürlich zukommende Stellung wieder einzusetzen. Bereits sind die Häfen der Nord- und Ostsee mit denen des Adriatischen beziehungsweise Mittelländischen Meeres durch Schienenstränge verbunden. Nun handelt es sich um Herstellung von Schienenstraßen theils nach Osten bis zum Schwarzen Meere, also um Fortsetzung der österreichischen östlichen Bahnen, theils über die Alpen Tyrols und der Schweiz, theils von Holland aus längs der Seeküste über die Hansestädte nach den Ostseeprovinzen und Petersburg. Auf den Bau dieser Linien weisen die wirthschaftlichen Interessen von Deutschland, die Verkehrsbedürfnisse des Continents, die eigenen Interessen des Eisenbahnvereins hin, und es darf wohl behauptet werden, daß deren Ausführung nur noch eine Frage der Zeit ist. —

So zahlreich auch die Betriebsmittel der Vereinsverwaltungen sind, so hat sich doch schon hin und wieder ein Mangel fühlbar gemacht.*) Um wenigstens ein annäherndes Bild vom Wagenpark der deutschen Eisenbahnen zu geben, dazu mögen nachstehende Notizen dienen. Im Jahre 1861 hatten zum Beispiel:

	Personenwagen.	Lastwagen.	Ladungsfähigkeit. Centner.
Die baierischen Ostbahnen	265	1601	305,600
Die Köln-Mindener . .	171	4346	704,420
Die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn	376	5334	727,346
Die Kaiserin-Elisabeth-Bahn	351	1163	230,200
Die Kurfürst-Friedrich-Wilhelms-Nordbahn . .	56	315	29,250
Die Leipzig-Dresdener . .	114	883	113,710
Die Magdeburg-Leipziger .	123	1108	148,900
Die Rheinische Eisenbahn .	193	1581	253,760
Die Taunusbahn . . .	102	292	21,355
Die thüringische Eisenbahn	106	1146	119,822
Die Werrabahn . . .	40	307	30,000

Bei Benutzung des ganzen Wagenparks aller 63 dem Vereine angehörigen Bahnen und bei voller Belastung desselben können auf einmal 9,822,415 Centner transportirt werden.*)

Die Personenwagen haben in der Regel drei Classen; auf einzelnen Bahnen findet sich auch eine vierte Wagenclasse, z. B. auf der Aachen-Düsseldorf-Ruhrorter, Bergisch-Märkischen, Berlin-Hamburger, Stargard-Cöslin-Colberger, Cöln-Mindener, Oberschlesischen, Rheinischen, Stargard-Posener, Wilhelmsbahn und versuchsweise vom 15. Mai 1863 ab auf der Berlin-Potsdamer Bahn. Die Graz-Kuflacher dagegen hat nur zwei Wagenclassen. Ob nicht wenigstens für den Localverkehr überhaupt, oder mindestens in Gegenden von geringerer Wohlhabenheit für die ärmeren Classen die Einrichtung einer vierten Classe oder aber die Ermäßigung des Fahrgeldes für die dritte Classe angezeigt sei, darüber scheinen die Bahnverwaltungen noch nicht zu gleichen Ansichten und Grundsätzen gelangt zu

---

*) Namentlich bei den großen Getreidetransporten der letzten Jahre aus Ungarn durch Deutschland nach Frankreich und der Schweiz. Auch wird über Unzweckmäßigkeit einzelner Lastwagen, insbesondere für den Viehtransport geklagt. In Baiern sind daher neuerlich besser construirte Wagen für die Beförderung des Viehs gebaut worden.

*) Ende 1859 besaßen die Vereinsverwaltungen 3626 Locomotiven, 7079 Personenwagen mit 296,028 Plätzen und 61,736 Lastwagen mit 8,670,578 Centner Ladefähigkeit, welche beförderten 61,115,765 Personen und 523,487,199 Centner Frachtgüter. Im Jahre 1860 waren 3847 Locomotiven thätig. Um dasjenige durch Pferde verrichten zu lassen, was diese Locomotiven leisteten, dazu wären 369,232 Pferde oder 184,616 Zweigespanne nöthig gewesen, wobei jedoch zu beachten ist, daß letztere nur die gewöhnliche Geschwindigkeit der Personen und Güterfuhrwerke auf den Landstraßen, nicht aber die außerordentliche Geschwindigkeit der Locomotive prästiren. Welche Ersparniß an Geldaufwand durch die Locomotive bewirkt wird, ergibt sich aus folgenden Ziffern: die jährlichen Kosten eines Pferdes für Fütterung, Pflege, Geschirr und Amortisation belaufen sich durchschnittlich auf 300 Thaler, mithin würde der Transport durch Pferde im Jahre 1860 einen Aufwand von 110,769,600 Thaler verursacht haben, während die Gesammtausgaben der Vereinsbahnen nur 68,125,722 Thaler betragen. Es haben also die deutschen Eisenbahnen in einem Jahre wenigstens $47\frac{1}{2}$ Million Thaler erspart, nicht zu gedenken des weiteren Gewinns, daß die Arbeitskraft so vieler Pferde für anderweite Leistungen disponibel war und benutzt werden konnte, sowie des in der Zeitersparniß liegenden unschätzbaren Gewinns. Dabei sind die Unfälle auf den Eisenbahnen weniger zahlreich, als beim Landfuhrwerk. Von den 60,500,560 Reisenden, die im Jahre 1860 im Vereinsgebiete 336,260,460 Personenmeilen zurücklegten, sind im Ganzen 5 getödtet und 13 verletzt worden — selbst verschuldet waren 4 Todes- und 7 Beschädigungsfälle. Vom Arbeiter- und Dienstpersonal wurden 225 beschädigt (davon 40 unverschuldet) und 115 getödtet (davon 10 unverschuldet).

sein. Jedenfalls wird durch eine solche Verkehrserleichterung das Contingent der Eisenbahnreisenden erheblich vermehrt werden, zumal in immer weitere Schichten der Gesellschaft die Erkenntniß des Satzes dringt: Zeit ist Geld. Wollen die Eisenbahnen den an sie mit Recht zu stellenden Anforderungen gerecht werden, so muß es dahin kommen, daß Jedermann, auch der Arme, dieses Verkehrsmittels sich bedient, wenn er sich in dessen Gebiete von Ort zu Ort bewegt.

Was das Verhältniß in der Benutzung der einzelnen Wagenclassen betrifft, so ist dasselbe im Allgemeinen durch die speciellen Verkehrsverhältnisse der einzelnen Linie bedingt. Neben der Dichtigkeit der Bevölkerung und dem Stande ihrer Cultur, dem Grade ihrer Verkehrsbedürfnisse, hängt sehr viel von der Eigenschaft der Bahnlinie ab, ob letztere nämlich eine Welt- oder Durchgangsbahn für den großen eigentlichen Reiseverkehr — alsdann werden die beiden höheren Wagenclassen mehr benutzt werden —, oder ob sie eine Bahn mehr für den Local- und Binnenverkehr ist — alsdann wird die dritte Classe vorwiegen. Bei Bahnen, die hauptsächlich dem internationalen Verkehre dienen, wie z. B. die badische, die baierischen und braunschweigischen Staatsbahnen stellt sich das Verhältniß zwischen der 1., 2. und 3. Classe etwa wie zu 9, 6, 3.

Zur Erleichterung des Verkehrs haben einzelne Verwaltungen Abonnementsbillets zu ermäßigten Preisen eingeführt; auch kommen hin und wieder Retourbillets vor. Dergleichen Einrichtungen fördern den Verkehr und zugleich die finanziellen Interessen der Eisenbahncassen. Sie sollten daher in ausgedehnterem Maße und gemeinschaftlich für den ganzen Verein angewendet beziehungsweise weiter entwickelt werden. Einen Anfang dazu machten nach dem Vorgange in England, wo Kinder nicht selten mehrere Stunden weit mit der Eisenbahn zur Schule fahren, die Bergisch-Märkische und die österreichische Südbahn im Jahre 1862, indem sie Abonnementsbillets für Schulkinder zu ermäßigten Preisen*) ausgeben.

Ebenso wichtig ist die Beförderung der Arbeiter zu ermäßigten Preisen, um nicht nur die Bewegung der Handarbeitskräfte zu befördern und zu beschleunigen, sondern auch deren entsprechende Vertheilung nach dem jeweiligen Bedürfnisse zu ermöglichen. Hier ist eine große volkswirthschaftliche Aufgabe durch den Eisenbahnverein zu lösen. —

In Ansehung der den Reisenden zu gewährenden Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten sind noch mancherlei Desiderien zu erfüllen. Die Frage der Heizung der Wagen scheint für viele Bahnverwaltungen noch gar nicht zu bestehen, von andern wurde sie mehr oder weniger vollständig beziehungsweise mangelhaft erledigt; die Einführung der schönen und sichern Gasbeleuchtung der Wagen anstatt der Oelbeleuchtung läßt schon lange auf sich warten. Wagen mit Schlafcoupés, wie solche in Amerika schon seit geraumer Zeit bestehen, kommen unseres Wissens im deutschen Eisenbahnverein nicht vor, während sie doch als ein Bedürfniß zu betrachten sind. Nur die wenigsten Personenwagen enthalten Aborte, und wo sie vorhanden sind, entsprechen sie nicht; diese Mängel sind um so unleidlicher, als auch die Aborte auf den Stationen oft theils unbequem gelegen und deshalb nicht leicht zu finden sind, theils in der wünschenswerthen Reinlichkeit nicht erhalten werden.

Es darf als eine Thatsache behauptet werden, daß grade in unserer Zeit die wirklichen Verkehrsbedürfnisse und die Erkenntniß des Werths der Eisenbahnen in volkswirthschaftlicher Hinsicht die Reform des Eisenbahnwesens erheblich förderten. Dahin gehört vor Allem das Bestreben, theils das bereits vorhandene Gebiet der Schienenwege vollständig auszubauen, Lücken auszufüllen und Anschlüsse an Hauptverkehrscentren, seien dies deutsche oder außerdeutsche, herzustellen, theils neue rationelle Bahnsysteme auszuführen, um bisher noch nicht berührte Gebiete in's Eisenbahnnetz hereinzuziehen oder um die directeste Linie für den Hauptzug des Verkehrs zu bauen. Alle neueren Eisenbahnprojecte fallen unter einen der angedeuteten Gesichtspunkte.

In Verbindung mit dieser Richtung des

---

*) Zum Zwecke des Schulbesuchs hat die erstgenannte Bahn eine Fahrpreisermäßigung von 50 Procent der 3. Wagenclasse gestattet, die andere Bahn den in der Umgebung von Wien wohnenden Familien zugestanden, daß ihre Kinder, welche die Schulen von Wien besuchen, für 1 Gulden monatlich pro eine Meile Entfernung und für 50 Kreuzer für jede folgende Meile hin und her in der 3. Classe befördert werden.

deutschen Eisenbahnwesens steht die immer mehr hervortretende Neigung zur Fusion bereits vorhandener Bahnen, wodurch die Nachtheile der verderblichen Zersplitterung der vielen Bahnen in fast eben so viele leitende selbständige Verwaltungen einigermaßen beseitigt werden. Die unwiderstehlichen Interessen des Verkehrs verlangen eine größere Centralisation, als auf dem Wege der Fusion in Deutschland voraussichtlich hergestellt werden kann; indessen erscheint doch dieser Weg bis dahin, wo das zu steckende Ziel erreicht werden kann, als der natürliche der Reform.

Von weittragendem Einfluß auf die Eisenbahnen ist auch das deutsche Handelsgesetzbuch*) bereits gewesen und wird es noch für die Zukunft sein. Es gilt dasselbe schon in einigen Staaten (Preußen, Baiern, Sachsen, Nassau); in andern wird es demnächst in Kraft treten (in Oesterreich, Bremen, Hannover) und die übrigen werden bald nachfolgen. Eine nächste Wirkung dieses gemeinschaftlichen Handelsrechts war die Revision des Vereinsreglements für den Güterverkehr vom Jahre 1856 und die Annahme des „Reglements für den Vereinsgüterverkehr auf den Bahnen des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen“ vom 1. März 1862, durch welches namentlich die Grundsätze des Handelsgesetzbuchs über die Haftpflicht der Eisenbahnen in Verlust- und Beschädigungsfällen zur Anwendung gebracht werden sollen, und eine gleichmäßige Behandlung des Gütertransports auf allen deutschen Eisenbahnen angebracht wird. Die Umänderung des auf der Münchener Conferenz am 27. Juli 1857 beschlossenen Vereinsreglements für den Personenverkehr steht bevor.

Bestehen auch noch Abweichungen in den Reglementstarifen der verschiedenen Eisenbahnverbände, so drängt doch das täglich sich wiederholende Bedürfniß nach Erleichterung, Vereinfachung und einheitlicher Gestaltung des Verkehrswesens dahin, gemeinschaftliche und gleiche Grundsätze einzuführen. Diese Erscheinung zeigt sich auch in der fortschreitenden Erweiterung directer Beförderung von Personen und Sachen über die Grenzen der einzelnen Verbände und des Vereins, ja über die des Continents hinaus. Nachdem einmal, freilich spät, der Anfang gemacht ist, läßt sich erwarten, daß das bisher Versäumte um so schneller nachgeholt werden wird.

Auch auf dem Gebiete der Eisenbahntechnik sind Fortschritte überhaupt und in der Richtung auf Annahme und Durchführung einheitlicher Principien bemerkbar. Insofern die angedeuteten Bestrebungen und Erfolge zugleich die Sicherheit des Dienstes erhöhen und die Kosten des Betriebs vermindern, leisten sie der Gesammtheit große Dienste. Denn bei einer ökonomischen rationellen Verwaltung ist es am ersten möglich, die Transportgebühren auf den geringsten Satz herunterzusetzen, mithin die Eisenbahnen als Verkehrsanstalten auch den Aermsten zugänglich zu machen, ohne die finanziellen Rücksichten zu beeinträchtigen, sowie auch auf weniger belebten Routen Eisenbahnen zu betreiben, ohne daß Zuschüsse aus Staatsmitteln nöthig werden.

Hat der Eisenbahnverein durch seine organisatorische Thätigkeit bereits auch Erhebliches geleistet für Herstellung einer einheitlichen Grundlage im Eisenbahnbetriebswesen, insbesondere durch Einführung gemeinschaftlicher Grundsätze über Personen- und Güterspedition,*) so ist es doch noch nicht gelungen, einen zufriedenstellenden Tarif zu schaffen. Zwar sind im letzten Jahre Ermäßigungen der Frachttarife für einzelne Producte, namentlich Kohlen, Getreide, Kartoffeln ꝛc. erfolgt; aber die Hauptklage des Handelsstandes besteht noch fort. Es verlangt derselbe nämlich Gleichstellung der Localtarifsätze mit den Tarifsätzen des Transitverkehrs durch Einführung eines gleichen Einheitssatzes pro Cent-

---

*) Die deutschen Eisenbahnverwaltungen führten einen lebhaften und zähen Krieg gegen den Entwurf dieses Gesetzbuchs und versuchten in mehreren Druckschriften den Beweis zu führen, daß die vorgeschlagenen Bestimmungen auf den Eisenbahntransport nicht paßten und den Verkehr erschweren, zum Theil ruiniren würden. In Folge davon wurde dann dem Abschnitte über das Frachtgeschäft (Buch IV. Titel 5) ein besonderer Abschnitt hinzugefügt, welcher „von dem Frachtgeschäft der Eisenbahnen insbesondere“ (§ 422 bis 432) handelt. Die Befürchtungen, welche auch hiergegen Seitens der Eisenbahnen laut wurden, haben sich bisher als unbegründet erwiesen. Freilich verstanden es die Eisenbahnen, das Reglement so einzurichten, daß das Publicum noch immer mehr oder weniger in ihr [illegible]gegeben ist.

*) Es hat derselbe auch ein gemeinschaftliches Gewicht und Maß angenommen, nämlich das Zollgewicht, und auf der Generalversammlung in Amsterdam den Meter als einheitliches Maß für die Vereinsbahnen.

ner und Meile innerhalb des gesammten Vereinsgebiets. Bei den dermaligen öffentlich-rechtlichen Verhältnissen der Vereinsglieder, bei den Concurrenzbestrebungen der verschiedenen Eisenbahnverbände und bei dem vorwiegenden Gesichtspunkte, daß die Eisenbahnen, wie auch die Posten und Telegraphen mehr als Finanz- denn als volkswirthschaftliche Anstalten behandelt werden, ist es allerdings schwierig, die Tarifreform durchzuführen. Dazu gehört auch eine durchgreifende Herabsetzung der Transportgebühren. Betrachtet man die jährlichen Ueberschüsse der Eisenbahnen,*) so scheint der Eisenbahnbetrieb hauptsächlich den Zweck zu haben, der Staatscasse möglichst viel Reingewinn und beziehungsweise den Actionären eine möglichst hohe Rente zu liefern. Dermalen stellt sich der Eisenbahntarif nach seinen Erfolgen als eine ungleichmäßige und ungerechte Besteuerung dar, welche um so verwerflicher ist, als dadurch der Verkehr gehemmt und erschwert wird, während er doch erleichtert werden sollte. Nach ihrer Stellung und Aufgabe im modernen Staate haben die Eisenbahnen dem Verkehre zu dienen, demgemäß aber den Tarif so zu stellen, daß die Erträgnisse neben Deckung der Selbstkosten und Alimentation des Reservefonds zwar eine entsprechende Rente des Anlagecapitals abwerfen, nicht aber darüber hinaus der Staatscasse Mittel zur Bestreitung anderweiter Bedürfnisse oder den Actieninhabern unter dem Namen von Dividenden Procente gewähren, welche bei andern Geschäften als Wucherzinsen angesehen würden.

Billige Eisenbahnfrachten hat unsere deutsche Industrie nöthig, wenn sie die Concurrenz mit der unserer westlichen Nachbarn, namentlich Frankreich, Belgien und England aushalten soll, zumal Deutschland weder so zahlreiche, noch so billige Wasserstraßen besitzt, als die genannten Länder. Für die Eisenproduction, überhaupt für alle größeren Etablissements ist billiger Kohlentransport eine wesentliche Voraussetzung. Gelangt eine liberale Handelspolitik im Zollverein zum Sieg, so daß wir billiges Eisen zu den Schienen verwenden können, d. h., wird der Zoll auf fremdes Eisen gemildert oder gar aufgehoben, so ist eine ausgiebige Tarifermäßigung um so mehr zu verlangen und zu erwarten. Diese Frage wird wohl ihre Lösung finden zugleich mit der Entscheidung über den deutsch-französischen Handelsvertrag und beziehungsweise über die Fortdauer und Reform des Zollvereins.

Wie alle übrigen großen deutschen Vereine zu wirthschaftlichen Zwecken, so steht auch der deutsche Eisenbahnverein außerhalb des deutschen Bundes und auf Kündigung. So lange die Kräfte fortwirken, welche diese Einigung in's Leben riefen, die materiellen und geistigen Interessen, die Bedürfnisse des Verkehrs, scheint auch die Erhaltung des Vereins gesichert zu sein. Indessen wird auch hier, wie beim Zoll-, Post- und Telegraphenverein eine dauernde Vereinigung erstrebt. Die Einen verlangen Wiederherstellung der Reichsverfassung vom 28. März 1849, welche im Abschnitt II., Art. VI., § 28, 29, 30 die deutschen Eisenbahnen der Reichsgewalt unterordnet. Die Andern halten dermalen und auf friedlichem Wege die politische Reorganisation Deutschlands auf Grundlage der Reichsverfassung nicht für durchführbar, wohl aber eine wirthschaftliche Reform durch Gründung eines Parlaments für die Zwecke des deutschen Handels und Verkehrs. Eine Theilnahme des Volkes an den Berathungen und Beschlüssen über das Eisenbahnwesen ist aber um so dringender, als auf den Generalversammlungen der Abgeordneten der Vereinsmitglieder — sie werden unter dem Vorsitze des Directors der Berlin-Anhalter-Bahn als der „geschäftsführenden Direction" in der Regel jedes Jahr abgehalten — erfahrungsmäßig weniger die Interessen des verkehrenden Publicums, als die der Eisenbahncassen gewahrt werden. Noch heute krankt die Entwicklung und Fortbildung des Eisenbahnwesens an der engherzigen Auffassung Seitens der Verwaltungen und an deren büreaukratischen Auswüchsen. Insbesondere bleibt die gemeinnützige Seite der Anstalt fast überall zu sehr außer Acht, während sie doch ihrem Berufe nach eine Volksanstalt sein soll, welche Allen mit gleicher Bereitwilligkeit dient, welche Jedermann zugänglich ist.

Bilden die Eisenbahnen einen wesentlichen Factor in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt, und der Gesittigungs-

*) Die preußischen Staatsbahnen lieferten im Jahre 1862 einen Ueberschuß von fast $6^1/_4$ Millionen Thalern (gegen 4,905,781 Thaler im Vorjahre); das Nettoerträgniß der baierischen Staatsbahnen beläuft sich schon seit Jahren über 4 Millionen Gulden jährlich.

zustände unserer Zeit insbesondere, so ergibt sich die hohe Aufgabe des Eisenbahnvereins von selbst — er hat die Eisenbahnen als Weltanstalten zu behandeln und demgemäß ihren Wirkungskreis zu bestimmen. Millionenarmig greifen sie ohne Unterlaß in alle Verhältnisse des menschlichen Lebens, der Staaten wie der Individuen; in fortwährender Wechselwirkung stehen sie mit der Cultur aller civilisirten Völker; überall arbeiten sie dem Stillstande entgegen, überall wecken sie die schlummernden Kräfte zum regen Leben. Hat die deutsche Post, wie deren warmer Vertheidiger sich ausdrückt, den Handel aus seiner Wiege gerissen und in seinem Jünglingsalter treulich begleitet, so reisten ihn die Eisenbahnen rasch zum Manne, und schon jetzt erscheint er uns als ein Riese, der alle Welttheile mit seinen gewaltigen, segenspendenden Armen umfaßt. Förderte die Post in relativ engen Grenzen die Ausbreitung jeglicher Cultur und allgemeiner Bildung, so leisten diesen Dienst die neuen Verkehrsmittel in unendlichen Dimensionen und mit erstaunlich rascher Wirkung. Oder würde etwa ohne Eisenbahnen in Deutschland der materielle Wohlstand so allgemein, würde der Bildungszustand im mittleren Durchschnitt so weit verbreitet, würde der Sinn für Humanität, Toleranz, Sittlichkeit, Freiheit so erstarkt sein?

Grade weil dieses moderne Verkehrsmittel, wie kein anderes vor und neben ihm, eine gewaltige reformatorische Macht besitzt, ist es Pflicht der Reform, alle ihre volle Wirksamkeit beeinträchtigenden großen und kleinen Hindernisse zu beseitigen, oder wenigstens im Namen der Eisenbahnen die Wegräumung dieser Hindernisse immer und immer von Neuem zu verlangen.

Man streitet über die Frage, ob der Eisenbahnbetrieb durch Private oder durch den Staat vorzuziehen sei. Betrachtet man den Eisenbahnbetrieb als Gegenstand der Industrie, so fällt er im Princip außerhalb der Thätigkeit des Staats; denn der Staat soll Privatindustrie nicht selbst treiben. Aber diesen Gesichtspunkt halten wir für falsch; die Eisenbahnen sollen nicht sein ein industrielles Erwerbsgeschäft, sondern eine öffentliche gemeinnützige Verkehrsanstalt zur Vermittlung der materiellen und intellectuellen Verkehrsbedürfnisse. Diesem Berufe widerstreitet die Auffassung, daß die Eisenbahnen eine Finanzquelle für die Staatscasse bilden; und bei dem Schwanken der Regierungsansichten nehmen die Eisenbahnen eine Zwitterstellung im Staatsorganismus ein. Aufgabe des modernen Staates ist es, die Befriedigung der materiellen und geistigen Bedürfnisse seiner Angehörigen zu vermitteln, ohne dabei vorwiegend finanzielle Zwecke, einen Geschäftsgewinn zu verfolgen. Indem der Staat die Eisenbahnen als eine nationale Institution zur Verkehrserleichterung des Volks behandelt, baut und betreibt er nicht nur die bestrentirenden Linien, sondern auch die schlecht rentirenden, an welche sich die Privatspeculation nicht heranwagt. Mit Ausnahme von Sachsen, Hannover, Braunschweig, Würtemberg, Baiern, wo der Staatsbau fast ausschließlich herrscht, wiegt in den übrigen deutschen Staaten der Privatbau vor. In jenen Staaten stehen die verschiedenen Bahnen regelmäßig unter einer einheitlichen Oberleitung, häufig zugleich mit den übrigen Verkehrsanstalten, Posten, Telegraphen und Schifffahrt. Wo aber der Bau und Betrieb theils durch den Staat, theils durch Private erfolgt, zersplittert sich die Leitung der vielen Bahnen in fast eben so viele leitende Verwaltungen. Zu diesem Uebelstande der mangelnden einheitlichen Leitung tritt dann noch der weitere, daß alle Bahnen, wenn es sich um Verkehrserleichterungen und um anscheinend mit finanziellen Opfern verknüpfte Reformen handelt, ihren Privatvortheil vorzugsweise in's Auge fassen, jedenfalls auf gleiche Linie mit dem eigentlichen Hauptzweck der Eisenbahnen stellen. Diese das ganze Verkehrswesen und die davon betroffenen Verhältnisse in ihrer natürlichen und möglichen Ausbildung hemmenden Mißstände können wohl nur dadurch gründlich beseitigt werden, daß die einzelnen Staaten den Eisenbahnbetrieb, ebenso wie die Posten und Telegraphen, als Staatsanstalt betreiben und sodann ihr eigentliches Wesen als Verkehrsanstalt zur vollen Geltung bringen.*) Die Verschmelzung aller dieser Verkehrsinstitute dergestalt, daß ein jedes derselben je nach seiner Natur und Leistungsfähigkeit dem öffentlichen Bedürfnisse der Gesammtheit gemeinnützig dient, ergibt sich dann von selbst als Forderung der Reform.

*) Während in einigen deutschen Staaten die Eisenbahnverwaltungen unter dem Ministerium des Handels und Verkehrs stehen, sind sie in andern unter das Finanzministerium gestellt.

Als ein weiteres Hinderniß ist der Umstand zu bezeichnen, daß die Eisenbahnen durch den sogenannten Postzwang am Transport bestimmter Gegenstände verhindert sind. Fast gleichzeitig mit der Gründung und Entwicklung der deutschen Posten nöthigte der Staat das Publicum, bei gewissen Arten von Versendungen ausschließlich der Posten sich zu bedienen und jeder andern Art des Transports sich zu enthalten. Hierdurch wurden dem freien Verkehre drückende Fesseln angelegt, welche das gesammte Publicum unmittelbar belästigen. Mag auch dieses, dem gemeinen Rechte widerstreitende Fahrpostmonopol, der Postzwang, seiner Zeit zweckmäßig gewesen sein, so verlangt doch die Volkswirthschaftslehre nicht allein im Interesse der Posten, sondern des gesammten Verkehrs Freigebung des letzteren durch Aufhebung des Postzwanges, insbesondere seitdem die Eisenbahnen als das wirksamste Werkzeug des Handels und Verkehrs zugleich mit den Posten demselben Zwecke: Beförderung und Erleichterung des Verkehrs dienen. Die richtige Erkenntniß dieser Lehre und deren heilsame Folgen führten dahin, daß im Laufe unseres Jahrhunderts der größere Theil des deutschen Verkehrsgebiets — seiner Ausdehnung und dem Umfange nach — vom Postzwang bezüglich der Frachtgüter befreit wurde;*) aber die in mehreren Postgebieten noch giltigen zahlreichen und mannigfaltigen Bestimmungen über Postzwangspflichtigkeit — sie bestimmt sich theils nach dem Gewichte, theils nach dem Inhalte der Sendung — sind doch noch hinreichend, um den Güterverkehr auf den Eisenbahnen zu stören und zu belästigen. Es ist kaum glaublich, wie es das Publicum duldet, daß dergleichen unzeitgemäße und widersinnige Einrichtungen gleich einer erblichen Krankheit, deren Heilung doch die Wissenschaft möglich macht, noch immer fortdauern. Der Güterverkehr ist die eigentliche Nahrungsquelle der Eisenbahnen; sollen sie ihre großartigen Dienste unverkümmert leisten, so müssen die Beschränkungen fallen, welche die freie Bewegung des Güterverkehrs hemmen.

*) Dies gilt namentlich von Oesterreich, Baiern, Preußen, Sachsen, Nassau und den freien Städten Bremen, Hamburg, Lübeck, Frankfurt a. M. Die betreffenden Vorschriften in den anderen Staaten sind eben so curios wie complicirt; vergl. darüber Leipziger Eisenbahnzeitung vom Jahre 1862 S. 215. 315.

Grade in unsern Tagen scheinen die Eisenbahnen berufen zu sein, der wirthschaftlichen Entwicklung Deutschlands einen großen Dienst zu leisten — in der Zollvereinskrisis. Der Eisenbahnverkehr duldet keine Binnenzollgrenzen; hätten die Eisenbahnen zur Zeit ihrer Einführung in Deutschland das Binnengrenzzollsystem der Vorzollvereinszeit vorgefunden, sie würden es gewiß gestürzt haben. Denn die Eisenbahnen sind die unwiderstehlichen und siegreichen Apostel des Freihandels. Wenn nun wirklich das Ungeheuerliche geschehen, der Zollverein gesprengt werden sollte, so werden doch die Eisenbahnen mit ihrer volkswirthschaftlich-reformatorischen Gewalt die ausscheidenden Vereinsglieder in den Zollverein bald wieder zurückführen. Dem Geiste unseres Jahrhunderts widerstrebt die Abschließung der Völker durch Einrichtung künstlicher Grenzen, und diesem Geiste dienen grade die Eisenbahnen, wie kein anderes Verkehrsmittel vor und neben ihnen, indem sie die Annäherung und Uebereinstimmung der Nationen durch den ausgedehnten friedlichen Verkehr befördern. Auch hier gilt das Wort: auf eisernen Bahnen rollt hinfort die Weltgeschichte und ein jeder neue Schienenweg ist eine Bahn des Fortschritts in höherer Bedeutung des Worts.

A. H. W. Hagen.

Wenn überhaupt selten, wiederholt sich vielleicht auf keinem anderen Gebiete so selten, als auf dem parlamentarischen Gebiete, das berühmte Wort Cäsar's: Kam, sah, siegte Haben schon vor jede Arbeit die Götter den Schweiß der Mühe und der Anstrengung gestellt, so dürfte auf die parlamentarische Arbeit das Gesagte doppelt zutreffen. Nicht plötzlich und über Nacht, nicht in einem Winter oder Sommer reifen die Lorbeeren, welche auf dieser Arena gewonnen werden; sie wollen in jahrelangen, unverdrossenen Mühen erarbeitet sein. Wo oder wenn einmal eine seltene Ausnahme vor der Regel eintritt, wird dieselbe sich aus dem Zusammenwirken außerordentlicher Umstände erklären.

Dergleichen außergewöhnliche Umstände haben denn auch in der That zusammengewirkt, um gleich das erste parlamentarische Debüt

des preußischen Abgeordneten Hagen zu einem besonders bemerkenswerthen zu machen. Sein Name, der bisher in weiteren Kreisen noch völlig unbekannt gewesen, war wirklich plötzlich und über Nacht zu einem überall genannten und gekannten geworden, und nicht bloß die Tagespresse, welche sich mit den laufenden Begebenheiten beschäftigt, hatte diesen Namen in ihre vergänglichen Spalten einzuregistriren, auch die Geschichtschreibung wird nicht umhin können, dieses Namens zu erwähnen.

Ueber die äußeren Lebensverhältnisse Hagen's ist nur Weniges zu bemerken. Adolf Hermann Wilhelm Hagen gehört nach seiner Abstammung derjenigen Provinz an, von welcher in neuerer Zeit die gesammte liberale Bewegung und Entwicklung des preußischen Staats ausgegangen ist, der Provinz Ostpreußen. Geboren zu Königsberg am 23. September 1820, studirte er auf der Albertina Jurisprudenz, und trat 1843 als Referendar zur Regierungsverwaltung über. Die Märzereignisse des Jahres 1848 wurden von ihm in Berlin erlebt, wo er sich eben aufhielt, um sein Assessorexamen zu machen. Ein Lustrum später bewarb er sich um die Stelle eines Stadtkämmerers von Berlin, und die außerordentliche Befähigung, welche er bereits in Bezug auf die Verwaltung des Rechnungswesens an den Tag gelegt, bewirkte, daß der junge Bewerber alle Concurrenten aus dem Felde schlug, und 1854 zum Stadtrath und Kämmerer der preußischen Residenz ernannt wurde, ein Amt, ungleich bedeutungsvoller, als die Stellung eines Finanzministers in einer Menge deutscher Vaterländer. In diesem seinem Wirkungskreise hatte er vollauf Gelegenheit, das ihm angeborene Talent in einer Weise zu bekunden, welche ihm die höchste, allseitigste Anerkennung eintrug. Als der Finanzminister von Patow an seiner Vorlage über die Grundsteuerregulirung arbeitete, beeilte er sich, Hagen zur Unterstützung der verwickelten und schwierigen Aufgabe heranzuziehen. Denn der Letztere hatte nicht allein auf dem praktischen Gebiete seine ungewöhnliche Tüchtigkeit bewiesen, nicht bloß gezeigt, daß er den büreaukratischen Mechanismus der Finanzverwaltung wie ein Meister handhabe; Hagen hatte sich auch auf dem wissenschaftlichen Gebiete der Finanzwirt[illegible]t als eine Autorität ersten Ranges [illegible]roßes Werk, eine comparative Darstellung der Steuerverhältnisse in Preußen, ausgewiesen, eine Arbeit, welche von Sachkennern als eine That des Herkules bezeichnet wird. Daß er während seiner amtlichen Berufsarbeiten und während der finanzwissenschaftlichen Privatstudien scharfen Blicks den politischen Vorgängen in seinem Vaterlande gefolgt war, darüber läßt sein späteres Auftreten in dem Abgeordnetenhause keinen Zweifel, doch hatte er es vermieden, sich nach dieser Seite hin öffentlich bemerkbar zu machen. Er war völlig homo novus, als ihm ein entlegener Wahlkreis Randow-Greiffenhagen in Pommern für die erste Session von 1862 ein Mandat ertheilte.

Für das richtige Verständniß der vielgenannten Hagen'schen Anträge in dieser Session, an welche sich die Celebrität des Mannes knüpfen sollte, ist es unerläßlich, sich über die damalige Situation des Ministeriums Auerswald, und speciell über die Stellung des Finanzministers von Patow zu dem Abgeordnetenhause zu orientiren.

Horaz meint, die Menschen zögen mit neuen Kleidern häufig neue Gesinnungen an. Herr von Patow war unter dem Ministerium Manteuffel einer der hervorragendsten Führer der liberalen Kammeropposition gewesen, und hatte insbesondere durch seine energischen und sachgemäßen Angriffe der Regierung in Betreff des Rechts der Volksvertretung zur Prüfung der Staatsausgaben dem damaligen Finanzminister von Bodelschwingh manche heiße Stunde bereitet. An seine Uebernahme des Portefeuilles knüpften sich deshalb bedeutende Erwartungen, die jedoch nicht in Erfüllung gehen sollten, eben weil Herr von Patow am Ministertisch ein Anderer war, als auf der Oppositionsbank. Dem liberalen Finanzminister Herrn von Patow, von dem man Reformen und Concessionen an das verfassungsmäßige Recht des Abgeordnetenhauses zur scharfen Controle der Staatsfinanzen gehofft hatte, war es vorbehalten, die preußischen Finanzen, die sich von Alters her als wohlgeregelte eines begründeten Rufes erfreuten, in Zustände zu versetzen, auf welche jenes ehrende Epitheton nicht mehr in Anwendung gebracht werden konnte, und zwar war dieses unerfreuliche Resultat wesentlich und hauptsächlich dadurch herbeigeführt worden, daß Herr von Patow auf das Zuvorkommendste auf die kolossalen Anforde-

rungen an die Staatsfonds Seitens des Militärcabinets für die Armeereorganisation einging. Herr von Patow verstand es, Ueberschüsse und Deficits, Mehreinnahmen, Steuer- und Kriegszuschläge, Ersparnisse aus einzelnen Ressorts und Reste von Staatsanleihen so bunt und wirr in seinen Etats durcheinander zu rechnen, daß er stets als Facit „einen befriedigenden Zustand" erhielt, während er in demselben Athem neue Steuern forderte, „weil die Einnahmen zugenommen hätten."

Die angedeuteten Zustände waren möglich gewesen während der Diät von 1858 — 61, so lange Herr v. Vincke mit der hinter ihm stehenden unbedingt willfährigen Majorität seinen schützenden Schild jedem etwaigen Angriff auf den Ministertisch entgegenhielt. Die Wahlen im November 1861 indeß stürzten die Alleinherrschaft Vincke's und seiner Partei. Die Fortschrittspartei in dem neuen Abgeordnetenhause, welche zu Anfang des Jahres 1862 zusammentrat, hatte keineswegs die Absicht, das Ministerium der neuen Aera zu beseitigen. Die Opposition, auf welche das Gouvernement bei dieser Partei stieß, bezweckte nur, dasjenige Element in dem Cabinet, welches für das mehr liberale galt, die Herren von Auerswald, Graf Schwerin und von Bernuth, zu einer Auseinandersetzung mit demjenigen Elemente zu veranlassen, von welchem jeder Initiative im liberalen Sinn Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Als die Vertreter des letztern Elements galten vor Allen General von Roon, von der Heydt und dann auch von Bethmann-Hollweg. Ein bestimmter Operationsplan über die zu eröffnende Offensive lag noch keineswegs vor; es will durchaus hervorgehoben und festgehalten sein, daß über einen solchen die Fraction sich noch nicht vereinigt hatte, als Hagen am 6. März beantragte, daß „der Staatshaushaltsetat in seinen Titeln durch Aufnahme der wesentlichen Einnahme- und Ausgabepositionen aus den denselben zu Grunde liegenden Verwaltungsetats mehr specialisirt, und diese Specialisirung schon bei der Feststellung des Staatshaushaltsetats für 1862 und zwar im Anhalte an die Titel und Titelabtheilungen der für 1859 gelegten Specialrechnungen bewirkt werde." Der Antragsteller machte ausdrücklich geltend, daß sein Antrag nicht im Entferntesten ein Mißtrauensvotum gegen den Finanzminister involvire; der Antrag wäre lediglich eine Aufforderung an die Staatsregierung, dem verfassungsmäßigen Rechte des Abgeordnetenhauses zu entsprechen. Ohne Specialisirung der Etats sei das Steuerbewilligungsrecht des Hauses vollkommen illusorisch und eine Controle der Finanzverwaltung unmöglich. Es lag auf der Hand, wie wahr beide Behauptungen. Es konnte vorkommen, daß von der Summe, welche für ein bestimmtes Ressort bewilligt war, willkürlich Ersparnisse gemacht wurden, um die auf diese Weise gewonnenen Gelder für besondere Positionen in einem anderen Ressort zu verwenden, welche ausdrücklich von dem Abgeordnetenhause gestrichen waren. Gesetzt z. B., dem Cultusminister waren 50,000 Thaler zu außerordentlichen Bedürfnissen, zur Unterstützung von Lehrern, Künstlern u. d. m. bewilligt worden. Nur die Hälfte wurde für den Zweck verwandt, und die andere Hälfte als Ersparniß dem Kriegsministerium überwiesen, damit dieses die vom Hause verweigerten Mittel etwa zum Bau eines neuen Cadettenhauses erhielt. Das Budget, wie es Herr von Patow vorlegte, ließ dergleichen Manipulationen freilich nicht erkennen, weil die Specialisirung der einzelnen Positionen fehlte.

Niemand im Hause oder im Lande ahnte anfangs die principielle Tragweite des Hagen'schen Antrages, da Herr von Patow denselben zunächst als eine Bagatelle behandelte und auffaßte. Mit dem Princip des Antrages mußte er sich allerdings schon übel oder wohl einverstanden erklären, eben weil er früher als Abgeordneter ganz das Nämliche vor dem Ministerium Manteuffel wiederholt und nachdrücklich gefordert hatte; er begnügte sich, mit lächelnder Nonchalance die Nothwendigkeit der Specialisirung für den schon aufgestellten Etat von 1862 zu bestreiten. Im späteren Verlauf der Debatte, die einen hitzigen Charakter gewann, entfiel aber dem Finanzminister die als Drohung hingeworfene Bemerkung, es sei fraglich, ob das Ministerium auch nach Annahme des Antrags, der ein Eingriff in die Executive, mit dem Hause werde weiter regieren können. In dem Abgeordnetenhause, welches von 1858 — 61 tagte, hätte das Wort hingereicht, den Antrag sofort zu begraben; das Haus von 1862 war ein anderes. Grade jene Bemerkung des Finanzministers

machte die Fortschrittspartei sowohl als die selbständigeren Mitglieder der altliberalen Partei darauf aufmerksam, daß es sich in dem concreten Falle nicht bloß um einen einzelnen Antrag handle, sondern um ein Princip, mit dem man stehen oder fallen müsse. Der Abgeordnete Kühne, der bereits einmal das Ministerium in der Militärfrage durch sein Amendement über das Extraordinarium gerettet hatte, mochte auch in diesem Moment Angesichts der bedenklichen Wendung, welche die Sache genommen, vor der Wiederholung des gleichen Experiments ein gleiches Resultat erhoffen; er brachte das Amendement ein, die Specialisirung des Etats von 1862 nicht unbedingt zu fordern, sondern dem Ministerium beliebig anheimzustellen. Der Liebesdienst erwies sich als unwirksam; der Hagen'sche Antrag wurde bei namentlicher Abstimmung mit 171 gegen 143 Stimmen angenommen.

Was weiter folgte, ist bekannt genug. Die Minister riethen der Krone zur Auflösung des Hauses, eine ganz constitutionelle Maßregel. Eine Woche später und die Herrn von Roon und von der Heydt complimentirten ihre liberalen Collegen, mit denen sie sich noch eben erst in einer der letzten Sitzungen des aufgelösten Hauses als untrennbar und solidarisch verbunden hatten erklären lassen, aus dem Cabinette heraus. Der Mohr hatte seine Dienste gethan, der Mohr konnte gehen. Herr von der Heydt bereitetete sich auf Kosten des abgetretenen Finanzministers das ironische Vergnügen, daß er die Specialisirung der Etats nach den Hagen'schen Anträgen sofort ausführen ließ, indem er damit das von dem angeblich liberalen Herrn von Patow angefochtene constitutionelle Recht des Abgeordnetenhauses als ganz unzweifelhaft hinstellte.

In beiden Sessionen, welche der ersten von 1862 gefolgt sind, hat Hagen durch Reden oder Anträge eine besonders hervorragende Rolle nicht gespielt. Daß aber hier seine Anwesenheit im Hause für die Fortschrittspartei von einem unschätzbaren Werthe, wird allseitig anerkannt. Die Partei besitzt in ihm ein Mitglied, dessen Einsicht und Erfahrung, dessen Autorität in Steuer- und Finanzfragen eine unbestrittene ist.

Karl Twesten.

Eine biographische Skizze Twesten's muß einige sehr bedeutsame Momente aus der neuesten Geschichte Preußens in den Kreis ihrer Besprechung ziehen.

Karl Twesten gehört nach Abstammung und Geburt den nordalbingischen Herzogthümern an. Sein Vater, ein Schüler des berühmten Schleiermacher, war in Kiel Professor der Theologie, und wurde nachmals nach Berlin berufen. Gegenwärtig ist derselbe Consistorialrath und einer der gefeiertsten Senioren der theologischen Facultät. Als der Senat der Berliner Akademie im April 1862 den Reigen der zahlreichen Proteste gegen das Wahlrescript des Justizministers Grafen zur Lippe mit einer männlichen und freimüthigen Erklärung eröffnete, befand sich der Consistorialrath Twesten an der Spitze der Unterzeichner.

Sein Sohn hatte die juristische Carrière eingeschlagen, und war Rath bei dem Stadtgerichte der Residenz, als er durch eine cause celèbre die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Der Stadtgerichtsrath Twesten, meldeten eines Tags im Sommer 1861 die Zeitungen, hat in der Nähe von Potsdam ein Duell mit dem General von Manteuffel gehabt, in welchem dem Ersteren durch die Kugel des Gegners der rechte Unterarm zerschmettert worden. Veranlassung zu dem Rencontre habe eine Broschüre Twesten's gegeben „Was uns noch retten kann."

Natürlich stürzte nun Alles über die Flugschrift her, die ohne den erwähnten Umstand höchst wahrscheinlich, wie so vieles Gute, das der Tag gebiert, mit den Wellen des Tages gekommen und wieder mit den Wellen des Tages gegangen wäre. Man fand sich ungemein angezogen und höchlichst befriedigt von dem Inhalte der Broschüre; man fragte und forschte weiter nach dem Verfasser, der plötzlich eine populäre Figur geworden war, griff auch wohl auf seine publicistischen Leistungen älteren Datums zurück, die bis dahin unbeachtet geblieben waren, und wunderte sich sehr, daß man so treffliche Arbeiten, wie u. A. eine Broschüre über die italienische Frage und eine längere Abhandlung „Schiller im Verhältniß zur Wissenschaft" in Oppenheim's deutschen Jahrbüchern

(die Studie ist seitdem als Separatabdruck erschienen) so ganz hatte übersehen können.

Verweilen wir einen Augenblick bei der Broschüre „Was uns noch retten kann.“ Der allgemeine und lebhafte Freudenrausch, mit welchem in Preußen der Beginn der neuen Aera begrüßt worden war, hatte nur zu bald einer schalen Entnüchterung Platz gemacht. Immer significanter stellte es sich heraus, immer fester begann die Einsicht zu wurzeln, daß das angeblich liberale Reformministerium kaum etwas Anderes sei, als Staffage, als Decoration. Seit den unheilvollen Tagen von Jena und Auerstädt hatte das militärische Element keine so hervorragende Stellung in dem Staate der Hohenzollern eingenommen, als dies unter König Wilhelm der Fall war. In Preußen sind die Könige zwar stets Soldaten gewesen, zugleich aber auch immer Bürger. Man empfand mit einem Unmuthe, der an intensiver Stärke wuchs, als die ungeheuren Anforderungen auftauchten, welche für die Zwecke der beabsichtigten Militärreorganisation den Schultern des Volkes aufgebürdet werden sollten, die Thatsache, daß die dringend gebotenen Reformen auf dem gesammten Gebiete der Civilverwaltung, denen das Land nach einer zehnjährigen Reactionsherrschaft mit Spannung und Ungeduld entgegensah, an dem Widerspruch des feudalen Herrenhauses die eine nach der andern scheiterte, während für die Armee nicht nur unausgesetzt die ängstlichste Fürsorge der Regierung bis herunter auf neue Achselklappen und andersfarbige Hosennäthe der Paradeuniform bethätigt wurde, sondern auch die Beutel der Steuerzahler in einer bisher ungekannten Weise in Anspruch genommen werden sollten. Der politische Instinkt, der die Volksmassen insgemein sehr richtig leitet, machte für diese Zustände vornehmlich das Militärcabinet verantwortlich, an dessen Spitze der General von Manteuffel stand, ein Kreuzzeitungsmann vom reinsten Wasser, der an reactionären Gesinnungen seinen Bruder, den früheren Ministerpräsidenten, noch bei Weitem überbot.

Den angedeuteten Gefühlen des Unmuths und der Antipathie, welche von den Massen einstimmig getheilt wurden, verlieh Twesten's Broschüre mit präciser Schärfe und in classischer Formenvollendung beredten Ausdruck. Die exceptionelle Stellung des Militärcabinets wurde mit der kaltblütigsten Energie angegriffen; General von Manteuffel, der seine Carrière am Hofe gemacht, stehe in dem Rufe, die Personalien des Officiercorps in zu hohem Maße aus der Perspective des Hofes zu behandeln; das Institut des Militärcabinets leiste der Laune und dem Nepotismus Vorschub; intelligente und vielversprechende Officiere, wie General von Griesheim, die Herren von Voigts-Reetz und von Hartmann seien beseitigt worden, weil sie als selbständige und energische Charaktere im Kriegsministerium unbequem gewesen. Schließlich hieß es: „Herr von Manteuffel ist bei einem großen Theil der Armee wenig beliebt; er wird vielfach betrachtet wie Graf Grünne in Wien, der das Commando in Italien dem Grafen Giulay übergab. Wird es auch bei uns einer Schlacht bei Solferino bedürfen, um einen unheilvollen Mann aus einer unheilvollen Stellung zu entfernen?“ Die letztern Worte waren die officielle Veranlassung des Duells gewesen. General von Manteuffel hatte einen Widerruf der über seine Person ausgesprochenen Urtheile verlangt, und als dieser verweigert wurde, Twesten gefordert. Wie gesagt, die Genugthuung, welche der Letztere mit der Pistole in der Hand dem General gegeben, wurde als eine im Namen des Volkes geleistete angesehen, und Twesten's Popularität eine allgemeine. Gelegenheit, dieses Gefühl der Anerkennung und Dankbarkeit zu bethätigen, fand sich bei den Neuwahlen im Herbst 1861; Berlin wählte Twesten zu einem seiner Vertreter in dem Abgeordnetenhause. In Parenthese sei gleich hier bemerkt, daß die sechsmonatliche Festungshaft, zu welcher Twesten wegen des Duells verurtheilt wurde, durch die Amnestie bei Gelegenheit der Krönung im October 1861 ihre Erledigung fand. General von Manteuffel war schon früher unter der Hand begnadigt worden.

Es ist unverkennbar, daß nicht allein die unleugbar sehr bedeutende geistige Begabung, welche Twesten mitbrachte, ihn bei seinen parlamentarischen Debüts wirksam förderte, sondern daß ihm vielleicht in einem noch höheren Grade bei dem Prestige, welches er rasch als Politiker erlangte, die außer dem Abgeordnetenhause erworbene Popularität zu statten kam. Volksgunst ist ein veränderliches Ding; auch Twesten sollte das erfahren. Schon im Herbst 1862 genügte

seine Haltung der radicalen Majorität seines Wahlkörpers wenig, und während der Session von 1863 ist dieses Mißfallen, häuptsächlich durch Twesten's Stellung zu den Forkenbeck'schen Amendements in der Militärfrage, in einer Weise gesteigert worden, daß Viele den vor Kurzem noch so gefeierten Volksliebling nicht mehr als Mitglied der Fortschrittspartei gelten lassen wollen. Das Urtheil ist leidenschaftlich und ungerecht. Die Anerkennung kann Twesten nicht vorenthalten werden, daß er sich als einer der befähigtsten Köpfe in dem an Talenten wahrlich nicht armen gegenwärtigen preußischen Abgeordnetenhause ausgewiesen hat. Gleich glänzend und hinreißend als Redner auf der Tribüne, gleich erfahren und gewiegt als Arbeiter in den Commissionen, würde dieser Mann sich in jeder parlamentarischen Versammlung eine hervorragende Stellung zu erwerben wissen. Was ihm die leicht erregbare aura popularis einigermaßen entzogen hat, ist die Selbständigkeit seines Charakters, welche sich der Parteidoctrin ebensowenig als der Fractionsdisciplin gefangen geben mag. Der Muth und das Geschick, mit welchem Twesten wiederholt in einschneidenden und wichtigen Fragen die von seinen Parteigenossen abweichende Ueberzeugung vertreten hat, scheinen uns weit eher des Beifalls als des Tadels werth. Was Twesten mit dem Gros der Fortschrittspartei mitunter in Collisionen gebracht hat, liegt klar zu Tage. Die Fortschrittspartei weist sehr verschiedene Nüancen auf, eben weil sie aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, aus Führern und Mitgliedern der alten Demokratie vor 1848, aus den selbständigeren Anhängern der vorgerückten Altliberalen, aus der jüngeren Generation endlich der Demokratie, welche sich politisch unter dem Ministerium Manteuffel herangebildet hat. Das, was als der Gesammtausdruck dieser Partei erscheint, ist nicht selten erst das Resultat zahlreicher Compromisse und mühseliger Vorverhandlungen, und bisweilen vermögen sogar alle Bemühungen in diesem Sinne den klaffenden Riß zwischen den disparaten Elementen nicht zu verbergen. Ein solcher unvermittelter, weil unmöglich zu vermittelnder Zwiespalt der Meinungen bestand beispielsweise in der Militärfrage. Die eine Hälfte der Fortschrittspartei, welche in der Waldeck'schen Resolution ihren Ausdruck fand, wollte von einer Verständigung mit dem Ministerium Bismark nichts wissen und die Militärnovelle pure verwerfen, während die andere Hälfte, die Anhänger der Forkenbeck'schen Amendements, den Roon'schen Gesetzentwurf als eine Grundlage für verbessernde Amendements anzunehmen entschlossen waren. Es kann nicht befremden, wenn Angesichts derartiger Verhältnisse, die einmal thatsächlich bestehen, Twesten nicht immer mit dem Werke der Compromisse und Vorverhandlungen, der gegenseitigen Concessionen und der einseitigen Transactionen sich und sein Handeln in Uebereinstimmung zu setzen vermochte, wenn er in solchen Fällen als ein Wilder seine eigenen Pfade wandelte. Uns deucht, eben dadurch habe er sich als Politiker und Staatsmann bewährt.

Die preußisch-belgischen Verträge

vom 28. März 1863.

Es ist eine ebenso charakteristische als erfreuliche Erscheinung unserer Zeit, daß der riesige Aufschwung des Verkehrs die verschiedenen Nationen rasch näher rückt und deren friedliches Zusammenleben befördert, daß das Streben und die Erfolge auf dem Gebiete des Verkehrswesens zugleich die gegenseitige Verpflichtung zum Bewußtsein der Völker bringen, sich zu fördern in der Erreichung einer höhern Stufe der Gesittung für Alle. Soviel aber auch in dieser Beziehung während der letzten Jahrzehnte gethan worden ist — man denke nur an die Regelung des zwischenstaatlichen Post-, Eisenbahn-, Telegraphen- und Handelsverkehrs —, so stoßen wir doch noch immer auf viele Ueberreste von Barbarei früherer Jahrhunderte, wenn es sich um ein gemeinschaftliches Zusammenwirken für höhere Culturzwecke handelt.*) Die un-

*) Die antiken Völker, insbesondere Römer und Griechen, waren in ihren Verhältnissen zu einander vollständige Barbaren und vermochten den Gedanken, durch ein gemeinschaftliches Zusammenwirken mit andern Völkern höhere Culturzwecke zu erstreben, weder zu fassen noch auszuführen. Der Römer gestand dem Ausländer und Fremden — peregrinus und hostis war ihm gleichbedeutend — kein Recht zu; er strebte, den Erdkreis in Rom hineinzuzwingen und vernichtete die Völker, welche sich seinem Willen nicht unbedingt unterwarfen, sich nicht widerstandslos

verständigen Paßplackereien sind noch nicht überall beseitigt; die widerlichen Zollkriege werden noch offen und geheim geführt; unter der Närgelei bei Anschlüssen verschiedener Verkehrsanstalten leidet noch immer das Publicum. Diese und andere Abnormitäten erinnern uns nur zu unzweideutig daran, daß das Verständniß der internationalen Pflichten und Beziehungen noch nicht allgemein und tief genug verbreitet ist, daß unsere Gesittung in dieser Richtung noch zurücksteht.

Eigenthümlich unserer Zeit ist das System der umfassenden Handelsverträge zwischen Völkern, die durch viele Jahrhunderte feindlich sich gegenüberstanden, die ihre internationalen Beziehungen nur durch Friedensverträge zu regeln pflegten, nachdem sie in blutigen Kriegen sich erschöpft hatten. Lag in vergangenen Jahrhunderten die völkerverbindende Kraft im kriegerischen Verkehr und im Feudalwesen, so führt in der Gegenwart der wissenschaftliche Aufschwung, die großartige Entfaltung des Verkehrs, mit einem Worte die bürgerliche Arbeit zur Annäherung der Völker in friedlicher Weise. Es ist der Geist des Bürgerthums der modernen Zeit, welcher die Handelsverträge erzwingt. Und diese Allianzen legen den Grund einer festgefügten Verbindung der materiellen und intellectuellen Interessen der Nationen; sie fördern die Culturentwicklung derselben, die Institutionen bürgerlicher und staatlicher Freiheit; sie festigen, weil der bürgerliche Verkehr zwischen den durch Handelsverträge verbundenen Völkern eine gewaltsame Störung nicht duldet, den Frieden sicherer, als die „auf ewige Zeiten" abgeschlossenen Friedensverträge.

Es sind nun grade die Handelsverträge der letzten Jahre, welche ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen, weil sich in ihnen der Fortschritt abspiegelt, welchen unsere Gesittung bei Fragen des internationalen Verkehrs gemacht hat. Dergleichen Verträge kamen binnen wenigen Jahren und in rascher Folge zu Stande zwischen Frankreich, Großbritannien, Belgien und der Schweiz; weitere Verträge zwischen Frankreich, Italien und Spanien stehen in Aussicht. Auch der deutsche Zollverein und Namens desselben Preußen schloß bekanntlich einen solchen Handelsvertrag im Laufe des Jahres 1862 mit Frankreich ab, der die äußere Veranlassung zu der Krisis geworden ist, in welcher der Zollverein sich noch befindet.

Alle diese Verträge ruhen auf dem Grundsatze der friedlichen Theilung der Arbeit zwischen den Völkern, auf der Lehre des Freihandels: gleiches Recht für alle Gewerbe, keine Begünstigung eines Gewerbes oder vielmehr einer Capitalanlage auf Unkosten der übrigen Lebenserwerbe.*) So sehr diese Lehre auch von den Mercantilisten, den Anhängern des Schutzzollsystems angefochten wird, so ist ihre Richtigkeit doch durch eine Reihe von Erfahrungen bestätigt worden. Als England vor etwa sechzehn Jahren durch die Korngesetze zum Freihandel überging, prophezeiten die monopolisirten Grundbesitzer, welche alle übrigen Classen der Bevölkerung durch die Kornzölle sich robotpflichtig gemacht und dadurch die Rente ihres Grundbesitzes vermeintlich gesteigert hatten, den Verfall der Landwirthschaft, Hungersnoth, Verlust an Arbeitsgelegenheit und andere schreckliche Uebel mehr. Aber die Rente der Grundeigenthümer in England ist seitdem nicht gefallen, sondern gestiegen; auch haben sich die Kornpreise so ziemlich auf der damaligen Höhe seither gehalten; überdies beziehen die Engländer seitdem ihre Cerealien reichlicher, besser und wohlfeiler, und die Consumtionskraft ist erstaunlich gewachsen; endlich entwickelte sich die englische Landwirthschaft zu einem Grad von Blüthe und technischer Ausbildung, daß sie den ersten Rang in beiden Welttheilen einnimmt.

Auch in Frankreich haben sich die Befürchtungen der Schutzzöllner wegen der schlimmen Folgen der durch die Verträge mit Großbritannien und Belgien angenommenen liberalen Handelspolitik als unbegründet herausge-

---

ausbeuten lassen wollten. Anstalten und Einrichtungen zur Vermittlung des zwischenstaatlichen Verkehrs fehlten in der antiken Zeit überhaupt.

*) Cavour leitete nach der Niederlage Piemont's bei Novara Piemont zum Freihandel über. Auch Oesterreich gab sein Prohibitivsystem auf und nahm ein sehr gemäßigtes Schutzzollsystem an, welches durch den Vertrag mit dem deutschen Zollverein vom Februar 1853 noch gemildert wurde, und die dermaligen leitenden Staatsmänner, Rechberg und Schmerling, bekennen sich zum Princip des Freihandels, indem sie die Herabsetzung des Tarifs für nöthig und sich zur Annahme des Zollvereinstarifs bereit erklären.

stellt.*) Unter der einjährigen Herrschaft des Vertrages stiegen Ein- und Ausfuhr in Frankreich erheblich. Während nämlich in den letzten Jahren vorher (1857 bis 1861) durchschnittlich die Einfuhr 1183 Millionen Franken, die Ausfuhr 2044 Millionen Franken betrug, belief sich im Jahre 1862 die erstere auf 2172 Millionen Franken und die letztere auf 2189 Millionen Franken, obwohl dieses Jahr in Folge des amerikanischen Krieges — Verlust des Marktes in Amerika und Baumwollennoth in Frankreich — als ein ungünstiges sich darstellt. Noch ungünstiger aber würden jene Folgen des amerikanischen Krieges gewesen sein, wenn nicht grade der Handelsvertrag mit England seine segensreichen Wirkungen geäußert hätte. Allerdings brachte letzterer einige Industriezweige in Frankreich zu Fall, aber nur die künstlichen; so mußten z. B. mehrere Hochöfen die Gluth ausblasen, als englisches Eisen wohlfeiler auf den französischen Markt kam. Aber gleichwohl hob sich die französische Eisenproduction im Ganzen und Großen trotz der britischen Einfuhr im Jahre 1862 von etwa 8½ Million auf etwa 10½ Million metrische Centner — die Tarifermäßigung steigerte also die Erzeugungs- und Verbrauchsfähigkeit.

Aehnliche günstige Erfolge hat der französisch-belgische Handelsvertrag geliefert.

Trotz dieser handgreiflichen Beweise für die Richtigkeit der Lehre vom Freihandel gibt es in Deutschland eine zahlreiche Partei, welche dagegen ankämpft und die Verwerfung des deutsch-französischen Handelsvertrages leidenschaftlich verlangt, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch der Zollverein gesprengt werde. Unter den verschiedenen Mitteln zur Erreichung ihres Zweckes machte sich neulich die Behauptung bemerklich: Preußen kann die Staaten nicht entbehren, welche gegen den Handelsvertrag sich ausgesprochen haben (Baiern, Württemberg, Darmstadt); wenn Preußen erklärt, in der Ablehnung des Handelsvertrages liege eine Kündigung des Zollvereins, so ist das nur ein „preußischer Pfiff;" Preußen muß uns kommen, wenn wir nur festhalten: es ist nicht sein Ernst, ohne uns den Zollverein fortzusetzen und zugleich beim Handelsvertrag zu beharren.

Inzwischen hat nun Preußen am 28. März 1863 einen Handelsvertrag mit **Belgien** abgeschlossen und letzteren das Abgeordnetenhaus in seiner Sitzung vom 18. April 1863 mit allen gegen zwei Stimmen angenommen.*) Diese Thatsache ist an sich und in Ansehung der Zukunft des Zollvereins beziehungsweise des Schicksals des französischen Handelsvertrages von großer Bedeutung. Wird auch durch die Haltung des Ministeriums Bismark die Ausführung der durch den französischen Handelsvertrag erstrebten handelspolitischen Reform in Deutschland sehr erschwert, so legt doch der belgische Handelsvertrag Zeugniß davon ab, daß Preußen die Absicht und den Willen hat, die angebahnte Reform durch den Anschluß an das westeuropäische System der Handelsverträge durchzuführen, den Standpunkt festzuhalten, auszubilden und zu festigen, den Preußen durch den französischen Handelsvertrag vom 2. August 1862 für das zollvereinte Deutschland eingenommen hat.

Indem sodann Preußen bei Abschluß des belgischen Vertrages die Zustimmung der renitenten Vereinsregierungen (der sog. Würzburger) dadurch entbehrlich gemacht hat, daß es die Gegenleistung für die belgischen Zugeständnisse lediglich auf sich genommen, ist die Krisis des Zollvereins thatsächlich in ein neues und zwar dem Fortbestande des Vereins günstiges Stadium getreten. Durch diese Modalität veranlaßt nämlich Preußen den Zollverein, in den Genuß des belgischen Handelsvertrages sofort einzutreten, und an den namhaften Vortheilen desselben Theil zu nehmen; bis zum Ablauf der Vereinsverträge

---

*) Mit dem britisch-französischen Handels- und Schifffahrtsvertrage vom 23. Januar 1861 beginnt eine neue Periode in der Geschichte der europäischen Handelspolitik. England beseitigte das Schutzzollsystem und führte seinen Tarif allgemein auf den Grundsatz der Besteuerung einer geringen Zahl finanziell wichtiger (außereuropäischer) Handelsartikel zurück. Frankreich brach mit seinem Prohibitivsystem und betrat den Weg des Ueberganges zu einem System mäßiger Schutzzölle, welche zwar zunächst nur England gegenüber gelten, aber durch weitere Verträge zum Inhalt des allgemein geltenden französischen Tarifs gemacht werden sollen.

*) Zeitungsnachrichten zufolge billigte der Centralausschuß der belgischen Deputirtenkammer den Vertrag vom 30. April 1863, jedoch mit dem Vorbehalt, daß der belgisch-preußische Zolltarif nicht eher in Wirksamkeit komme, bis der preußisch-französische Handelsvertrag in Kraft getreten ist. Treten die Kammern dieser Ansicht bei, so würde damit der hauptsächlichste politische Werth dieses Vertrages für Preußen und beziehungsweise den Zollverein hinwegfallen. Am 18. Mai 1863 hat die belgische Deputirtenkammer den Vertrag einstimmig angenommen.

(31. December 1865) wird aber der Genuß dieser Verkehrserleichterung voraussichtlich zum gewohnheitsmäßigen Bedürfniß werden, welches auch im Jahre 1866 und später Befriedigung verlangt. Die Fortdauer dieser Vortheile über jenen Zeitpunkt hinaus hängt jedoch nicht allein von der Erneuerung des Zollvereins, sondern auch von der Genehmigung des französischen Handelsvertrages ab.

Diese Wendung der Zollvereinsangelegenheit kommt der österreichisch-würzburger Coalition zu ungelegener Zeit, und das Rechberg'sche Organ, die Donauzeitung in Wien, meldet neuerlich (April 1863) mit einer gewissen Ostentation, daß die dermalen in München tagende Generalconferenz des Zollvereins demnächst die österreichischen Vorschläge vom Juli 1862, betreffend die Zolleinigung mit Oesterreich, in Berathung nehmen werde. Von der „Baierischen Zeitung" in München, dem officiellen Regierungsblatt, wird diese Nachricht mit der Bemerkung bestätigt, daß das baierische Ministerium die Zollvereinsregierungen aufgefordert habe, ihre Abgeordneten zur Zollconferenz mit Instruction über die österreichischen Vorschläge zu versehen,' damit letztere im Laufe des Monats Mai 1863 verhandelt werden können. Zu gleicher Zeit bringen gewisse Zeitungen die Nachricht von Bundesreformvorschlägen, die Oesterreich demnächst in Frankfurt machen werde.

Ist auch mit einem dichten Schleier verhüllt, was im Kreise der in München nun schon seit Monaten versammelten Vereinsbevollmächtigten bisher berathen wurde, oder was künftig beschlossen werden wird, so dürfte doch soviel feststehen, daß die Zollvereinsconferenzen überhaupt nicht das Organ sind und auch nicht sein können, welches die Frage über die Fortdauer oder Sprengung des Zollvereins endgiltig erledigt. Die öffentliche Meinung verhält sich der Münchener Conferenz gegenüber ganz theilnahmlos; Niemand spricht von ihr, Niemand fragt nach ihr; die öffentliche Meinung stellt die Zollvereinsdiplomaten in München auf gleiche Linie mit den Staatsweisen im Frankfurter Bundespalais. Daran ändert auch nichts der Schachzug der Wiener-Würzburger Diplomatie, um die Frage der Zolleinigung mit Oesterreich auf die Tagesordnung der Zollconferenz zu bringen. Preußen betrachtet den Handelsvertrag mit Frankreich als eine vollbrachte Thatsache, welcher die Vereinsglieder die Zustimmung gewähren oder versagen können, an der aber die Generalconferenz nichts ändern kann; die preußische Regierung erklärte wiederholt, daß sie über die künftige Stellung zu Oesterreich nicht eher verhandeln werde und könne, als bis der französische Handelsvertrag vom Zollverein genehmigt ist. Will man in dieser Erklärung auch jetzt noch, nach Abschluß des preußisch-belgischen Handelsvertrages, nur einen Schreckschuß, nur eine Finte sehen?

Der deutsche Zollverein hatte schon am 1. September 1844 einen Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Belgien vereinbart und denselben durch die Convention vom 18. Februar 1852 bis zum Ende des Jahres 1853 verlängert. Es hörten aber diese vertragsmäßigen internationalen Verhältnisse mit dem Jahre 1854, da eine neue Uebereinkunft nicht zum Abschluß gelangte, rechtlich auf. Gleichwohl führten die gegenseitigen Handels- und Verkehrsverhältnisse, welche im vorhergehenden Jahrzehnt theils gefestigt worden, theils neu entstanden waren, zum factischen Fortbestand jenes Vertrags in seinen wesentlichen Bestimmungen, mit Ausnahme jedoch des den eigentlichen Schwerpunkt bildenden Theils des Vertrages, nämlich der Bestimmungen über gegenseitige Tarifbegünstigungen. In der That machte der Zollverein in seiner handelspolitischen Stellung einen Rückschritt, welcher die Interessen der vereinsländischen Gewerbsamkeit gefährdete, und durch die Folgen des französisch-belgischen Handelsvertrages vom 1. Mai 1861 noch nachtheiliger wurde. Belgien milderte nämlich durch diesen Vertrag den größern Theil seines Tarifs im Sinne der Verkehrsfreiheit zu Gunsten Frankreichs, indem für beinahe alle französischen Erzeugnisse Zollermäßigungen gewährt wurden, welche in ihrem Maße und bezüglich der Einfuhrartikel über die früher eingeräumten Befugnisse weit hinausgingen. Noch bedenklicher gestaltete sich die Lage für die deutsche Industrie, als Belgien den Weg der betretenen Reform weiter verfolgte, einmal im Vertrage mit Großbritannien vom 23. Juli 1862, sodann in dem mit der Schweiz am 11. December 1862 verabredeten Vertrage. Denn so concurrenzfähig auch die deutsche Industrie in vielen Zweigen ist, so wird ihr Wettkampf doch ohne Zweifel sehr erschwert, zum Theil gradezu un-

möglich gemacht, wenn die britische, französische und schweizerische Industrie auf dritten Märkten erhebliche Zollbegünstigungen voraus hat.

Im Laufe des Jahres 1862, zur Zeit als die Verträge mit Großbritannien und der Schweiz unterhandelt wurden, offerirte nun Belgien dem Zollverein, beziehungsweise Preußen den Abschluß eines Handelsvertrags auf Grundlage der von ihm angenommenen Tarifreform, vorbehaltlich der durch besondere Interessen etwa veranlaßten Modificationen, um den gegenseitigen Erzeugnissen beiderseits die nämliche Behandlung wie den Erzeugnissen Frankreichs zu sichern. Damals schwebten noch die Unterhandlungen Preußens Namens des Zollvereins mit Frankreich wegen Abschlusses eines Handelsvertrages und es war ein Verfolgen der belgischen Offerte nicht thunlich. Inzwischen regte Belgien die Ablösung des Scheldezolles an und diese Frage gestaltete sich zu einer Grundlage für die gleichzeitige Behandlung der Reform des Tarifs, um dem Zollverein den westeuropäischen Markt zu sichern, beziehungsweise die der deutschen Industrie drohende Gefahr abzuwenden. Wenn nämlich der Zollverein von den Begünstigungen ausgeschlossen bleibt, deren Großbritannien, Frankreich und die Schweiz auf dem belgischen Markte genießen beziehungsweise genießen werden, so würde dadurch ein großer Theil der vereinsländischen Ausfuhr Schaden leiden — es sind dabei die meisten Stapelartikel des einheimischen Gewerbfleißes und eins der wichtigsten Bodenproducte des westlichen Vereinsgebietes (der Wein) betheiligt, und bei den bestehenden Concurrenzverhältnissen kann der Absatz fast aller dieser Gegenstände ebenso leicht durch differentielle Begünstigung der gleichartigen Erzeugnisse dritter Länder ausgeschlossen,*) als durch Einfuhrerleichterungen gefördert werden.

Wie auf der einen Seite Belgien nicht nur den Verkehr zwischen dem Zollverein und der See vermittelt, sondern auch einen vortheilhaften Markt für vereinsländische Erzeugnisse darbietet, so ist auf der andern Seite der Zollverein ein starker Abnehmer belgischer Erzeugnisse und das Land der Durchfuhr zwischen Belgien und Osteuropa.

Bei Regelung der mannigfaltigen gegenseitigen Verkehrsbeziehungen und Interessen kam es nun Preußen vorzugsweise darauf an, seinen Ausfuhren nach und seinen Einfuhren aus Belgien die von letzterem an andere Staaten zugestandenen Begünstigungen sofort und ohne die zur Zeit unmögliche Gewährung von Tarifconcessionen zuzuwenden und zu sichern. Belgien verlangt dagegen, daß die gegenseitige Behandlung auf dem Fuße der meist begünstigten Nation als Grundlage für die künftige definitive Gestaltung der gegenseitigen Handelsbeziehungen anerkannt, einstweilen aber der Ausschließung Belgiens von denjenigen Tarifbegünstigungen vorgebeugt werde, welche Preußen dritten Ländern etwa zugestehen möchte. Ferner verlangt Belgien, daß die Tarifbegünstigungen, welche Großbritannien in Belgien genießt (und zwar bei der Einfuhr ohne Beschränkung, bei der Ausfuhr mit einer Ausnahme), auf die Erzeugnisse, beziehungsweise die Bezüge Preußens und seiner Zollverbündeten in Anwendung kommen.

England ging bei Unterhandlung des Vertrags mit Belgien auf die von letzterem angeregte Verbindung der Ablösung des Scheldezolls mit dem Zolltarif formell nicht ein, und konnte das wohl auch nach seiner handelspolitischen Stellung. Denn England behandelt alle Nationen gleichmäßig; es erhebt Schutzzölle gar nicht, und Verbrauchszölle, die nicht das Aequivalent innerer Steuern sind, entweder nur zu geringen Beträgen oder nur von überwiegend außereuropäischen Erzeugnissen. Deshalb konnte und kann England wohl darauf bestehen, daß es auf dem Continent auch ohne Zugeständnisse von seiner Seite auf dem Fuße der meistbegünstigten Nationen behandelt werde. Bei Preußen und beziehungsweise dem Zollverein treffen aber diese Voraussetzungen nicht zu; mithin war eine Gegenconcession für die von Belgien gewährte Begünstigung an sich und mit Rücksicht auf die Förderung der industriellen Interessen nicht zu umgehen.

Diese Gegenleistung liegt nun in der Theilnahme Preußens an der **Ablösung des Scheldezolls** nach dem zwischen Belgien und Holland verabredeten, von England und Preußen genehmigten Maßstabe. Gegen diesen Maßstab erhebt man aber in den

*) Mit den neuerlichen Handelsverträgen der westeuropäischen Industriestaaten, deren Grundsätzen der Zollvereinstarif sich anschließen muß, wenn nicht die deutsche Industrie concurrenzunfähig gemacht werden soll, wird wohl dem Differential-Zollsystem ein für alle Mal ein Ende gemacht werden.

Hansestädten Einwendungen. Man findet es nämlich unbillig, daß der Ablösungsmaßstab nicht unbeträchtlich höher sein soll, als in den internationalen Präcedenzfällen, nämlich beim Sundzoll (1857) und beim Stader Zoll (1861), zumal es sich nicht, wie in diesen beiden Fällen, um die Abschüttelung einer wirklichen Last, sondern nur um die Abwehr einer künftig möglicherweise eintretenden handelt, insofern bisher nämlich Belgien, um Antwerpen nicht veröden zu lassen, den ganzen Zoll erlegte. Deshalb taucht in der hanseatischen Presse (insbesondere im Bremer Handelsblatt und in der Hamburger Börsenhalle) der Vorschlag auf, daß Hannover, Oldenburg und Mecklenburg mit den beiden Hansestädten an der Nordsee gemeinschaftlich sich gegen den jetzt angenommenen hohen Maßstab widersetzen. Denn der Nachtheil eines solchen Widerstandes werde für die Rhederei dieser Länder ungleich erträglicher sein als für den belgischen Handel, und Belgien werde sich daher bald veranlaßt finden, eine viel billigere Ausgleichung mit Dank hinzunehmen.

Von den sogenannten Großdeutschen wird sodann der preußisch-belgische Vertrag ebenso wie der deutsch-französische Handelsvertrag aus dem Grunde angefochten, weil diese Verträge einer allgemeinen deutschen Zolleinigung, namentlich einer Zolleinigung Deutschlands mit Oesterreich entgegenstehen. Dabei gehen die Gegner von der unrichtigen Voraussetzung aus, daß Deutschland, beziehungsweise der Zollverein rechtlich verpflichtet sei, Oesterreich in den Zollverein aufzunehmen. Der Zollverein ist aber keine Einrichtung, kein Organ des deutschen Bundes; er steht außerhalb desselben und nach dem Bundesrechte liegt keine Verpflichtung zur Aufnahme Oesterreichs in den Verein vor. Uebrigens hat Oesterreich durch seine Gesammtstaatsverfassung, durch die Aufhebung seiner innern Zollschranken auch unmöglich gemacht, daß die in der Bundesacte hingestellten Ziele — Berathung gemeinschaftlicher Grundsätze über Handel und Verkehr zwischen den verschiedenen Bundesstaaten — erreicht werden.

Jene angebliche Verpflichtung läßt sich ferner auch nicht aus dem mit Oesterreich abgeschlossenen Handelsvertrage vom 19. Februar 1853 herleiten, wie gleichwohl Oesterreich und seine Vasallen im „Reiche" versuchen, indem sie sich auf Artikel 25 berufen.

Dieser Artikel lautet nun wörtlich folgendermaßen:

„Die Dauer dieses Vertrages wird auf zwölf Jahre, also vom 1. Juni 1854 bis 31. December 1865 festgestellt. Es werden im Jahre 1860 Commissare der contrahirenden Staaten zusammentreten,*) um über die Zolleinigung zwischen den beiden contrahirenden Theilen und ihrem Zollverbande alsdann angehörigen Staaten, oder falls eine solche Einigung nicht zu Stande gebracht werden könnte, über weiter gehende, als die am 1. Januar 1854 eintretenden und durch die im Artikel 3 erwähnten commissarischen Verhandlungen festzustellenden Verkehrserleichterungen, und über möglichste Annäherung und Gleichstellung der beiderseitigen Zolltarife zu unterhandeln."

Im Eingange des Vertrags äußern die Contrahenten auch die Absicht, durch den abgeschlossenen Vertrag die „allgemeine deutsche Zolleinigung anzubahnen." Diese Absicht und die Vertragsbestimmung über zu pflegende Unterhandlungen wegen Herstellung einer Zolleinigung legen eine rechtliche Verpflichtung zum Eingehen der letzteren überhaupt nicht auf.

Eine Zolleinigung mit Oesterreich ist dermalen auch volkswirthschaftlich unmöglich, weil letzteres den dermaligen Zollvereinstarif beibehalten wissen will, während die Mehrheit der Zollvereinsbevölkerung die Tarifreform nach der Seite des Freihandels hin für eine Lebensfrage der Vereinsindustrie ansieht und jenen Tarif nicht länger beibehalten will. Davon abgesehen stehen aber auch triftige Gründe der Politik der Zolleinigung mit Oesterreich entgegen. Eine Zolleinigung politisch selbständiger Staaten, wie Preußen und Oesterreich, ist überhaupt ein Widerspruch in sich — zwei Großmächte können ihre Politik nicht identificiren, ohne sich selbst aufzuheben. Anders verhält es sich beim

*) Trotz wiederholter Aufforderung Seitens Preußens im Jahre 1860 hat Oesterreich einen Commissar nicht abgeordnet, über ein Jahr lang jene Aufforderung gar nicht beantwortet. Auch hat Oesterreich seine im Vertrag vom Jahre 1853 übernommenen Verpflichtungen nicht erfüllt — es hat zwar die Regelung seiner Valutaverhältnisse bis zum Jahre 1859 versprochen, aber bis zur Stunde noch nicht bewirkt, und es kann die Erfüllung dieses Versprechens selbst bis zum Jahre 1865, d. h. bis zum Ablauf des Vertrages von 1853 wohl kaum erwartet werden.

deutschen Zollverein. Es besteht derselbe zwar aus einer Mehrheit selbständiger Staaten, aber ihre politische Sonderung ist eben eine Anomalie; sie gehören politisch zusammen und die einzelnen Staaten bilden gewissermaßen nur Glieder, Provinzen eines großen Ganzen; der Zollverein ist das äußere sichtbare Band und Zeichen der Zusammengehörigkeit trotz der Territorialgrenzen. Im Zollverein sind die materiellen Voraussetzungen der nationalen Einheit vorhanden; in Oesterreich aber besteht die Einheit der Gesammtmonarchie nur in der Dynastie, mit ihr fällt jeder Zusammenhang zwischen den verschiedenen, vom Hause Habsburg beherrschten Völkerschaften. Deutschland erstrebt und kann nur erstreben eine nationale Handelspolitik, eine nationale Einigung; die Zolleinigung mit Oesterreich bedeutet aber für Deutschland Verzicht auf diese Bestrebungen, Unterwerfung unter die Habsburgische Dynastie.

Dagegen führt schon das beiderseitige mercantile Interesse dahin, nicht nur die durch den Februarvertrag begründeten Beziehungen zwischen dem Zollverein und Oesterreich auch nach Ablauf der Vertragsperiode fortdauern zu lassen, sondern durch die möglichst ausgedehnten Verkehrserleichterungen auf Grundlage eines neuen Handelsvertrags zu erwirken und zu befestigen. Dies ist der für beide Theile natürliche, für Deutschland aber der allein zulässige Weg.

Der preußisch-belgische Vertrag erstreckt sich nun auf verschiedene Verhältnisse und enthält im Wesentlichen vier Verträge, nämlich einen Schifffahrtsvertrag, einen Vertrag über Ablösung des Schelbezolls, einen Vertrag über das literarische Eigenthum und gegen Nachahmung der Waarenbezeichnungen, endlich einen Vertrag über wechselseitige Behandlung als meistbegünstigte Nationen in Zollsachen.

Im Schifffahrtsvertrage sichern sich Preußen und Belgien wechselseitig die Behandlung der Schiffe ihrer Angehörigen wie die des eigenen Landes zu.

Anlangend den Schelbezoll, so erhebt diesen Holland von den nach und von der belgischen Schelde gehenden Schiffen, und Belgien vergütet diesen holländischen Wasserzoll im Interesse seines Seehandels und um seine Städte an der Schelde, namentlich Antwerpen nicht veröden zu lassen, den Schiffen aller Nationen aus Staatsmitteln zurück, ohne jedoch dazu verpflichtet zu sein. Seit Ablösung des Sundzolles bemühte sich indessen Belgien, die fremden Seemächte zu einer Ablösung auch dieses Wasserzolles zu veranlassen, und im Januar 1863 schloß es zunächst mit England ein Uebereinkommen ab, nach welchem Belgien ein Drittheil des 36 Millionen Franken betragenden Ablösungscapitals übernimmt und an den andern zwei Drittheilen (von 24 Millionen Franken) England die verhältnißmäßige Rate der betreffenden britischen Schifffahrt bis auf die Capitalsumme von 8,782,320 Franken bezahlen will, unter der Bedingung, daß Belgien die Tonnengelder von den britischen Schiffen in sämmtlichen belgischen Häfen aufhebt, die Lootsengelder bei der See- und Schelbeschifffahrt ermäßigt und die öffentlichen Handels- und Schifffahrtsabgaben in Antwerpen herabsetzt. Der preußisch-belgische Vertrag ist diesem englischen Uebereinkommen nachgebildet, so daß die preußischen Schiffe gleiche Befreiung beziehungsweise Erleichterung von allen diesen Lasten genießen, und zwar, der Zahl der betreffenden preußischen Schiffe entsprechend, gegen ein Ablösungscapital bis zur Summe von 1,670,640 Franken.

Der dritte Vertrag über den Schutz des literarischen Eigenthums ist ähnlich dem über denselben Gegenstand mit Frankreich gelegentlich des französischen Handelsvertrages getroffenen Uebereinkommen.

Am wichtigsten erscheint der vierte Vertrag über die Landzollverhältnisse. Das Protocoll vom 18. März 1863, welches nach §. 6 dieselbe Kraft und Wirksamkeit haben soll, als wenn es den Theil eines Vertrages bildete, sagt darüber im §. 1: „Die Regierungen Sr. Maj. des Königs von Preußen und Sr. Maj. des Königs der Belgier, von dem Wunsche geleitet, für den gegenseitigen Verkehr beider Länder die gleiche Behandlung mit demjenigen der meistbegünstigten Nation zu sichern, werden in Unterhandlungen treten, um auf dieser Grundlage einen Handelsvertrag abzuschließen, durch welchen ihre Handelsbeziehungen in umfassender und endgiltiger Weise festgestellt werden sollen. Einstweilen und so lange als Preußen, vorbehaltlich in Wirksamkeit stehender Verträge, die aus Belgien stammenden Waaren gleich den Erzeugnissen der meistbe-

günstigten Nation behandeln wird, wird Belgien den aus Preußen und aus den mit Preußen zollverbündeten deutschen Staaten stammenden oder dorthin bestimmten Waaren die nämliche Behandlung zu Theil werden lassen, deren, auf Grund des Vertrages vom 23. Juli 1862, die aus Großbritannien stammenden oder dorthin bestimmten Waaren genießen oder genießen möchten. Diese Behandlung, welche sich auch auf den Wein erstrecken wird, soll mit dem zehnten Tage nach dem Austausch der Ratificationen des Schifffahrtsvertrages beginnen. Sie soll nur rücksichtlich der auf Lumpen aller Art, Papiermasse und altes, getheertes und ungetheertes Tauwerk bezüglichen neuen Tarifbestimmungen eine Ausnahme erleiden."

Durch diesen Vertrag erlangen die deutsche Industrie und Landwirthschaft große Vortheile, insbesondere in Folge der wesentlichen Herabsetzung der Zölle für Wollgewebe und Wein. Während gegen den preußisch-französischen Handelsvertrag namentlich die Weinproducenten Widerspruch erhoben wegen mangelnder Gleichstellung der deutschen Weine mit den französischen, setzt der preußisch-belgische Vertrag den gesammten Steuerertrag fast auf die Hälfte herab (von 44 Franken 80 Centimen auf 25 Franken per Hectoliter). Eine beträchtliche Zollermäßigung tritt ferner ein namentlich für gefärbtes Baumwollengarn, nämlich von 16 Thlrn. 28¾ Sgr. vom Centner auf 4 Thlr. 28 Sgr. bis zu 10 Thlr., für bedruckte Baumwollenwaaren von 52 Thlrn. auf 20 Thlr., und für Wollengewebe, den Gewichtssatz zum Grunde gelegt, von 40 bis 60 Thlrn. auf 24 Thlr. Bei einzelnen Arten dieser Gewebe wird dieser ermäßigte Eingangszoll den für französische Waaren giltigen Werthzoll von 15 Procent nicht übersteigen. Uebrigens soll die angeführte Ermäßigung für die drei genannten Artikel erst mit dem 1. October 1864 eintreten, wie das auch im Vertrage Belgiens mit Frankreich und der Schweiz stipulirt worden ist, und zwar aus Veranlassung der in der belgischen Baumwollenindustrie herrschenden Krisis und der Besorgnisse, welche sich deshalb an die unvermittelte Anwendung des Tarifs vom 1. Mai 1861 auf die britischen Baumwollenfabrikate knüpfen.

Die Stadt Chicago.

Wenn man in die Entwicklungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika blickt und sich berufen fühlt, ein Beispiel anzuführen, daß es bisher kein Land gab, welches sich mit ähnlicher Schnelligkeit entfaltete, so dürfte die Stadt Chicago, am Michigansee gelegen, wohl den reichhaltigsten Stoff dazu bieten. Die Macht unserer gesetzlichen Einrichtungen, die Ausbreitung unseres Handels, die zähe Verfolgung des gewählten Ziels durch unsere Geschäftsleute, die Größe ihrer Betriebsamkeit, Geschäftskenntniß und ihres kühnen Unternehmungsgeistes, sowie ihre Geschicklichkeit, nach Gegenständen des Handels zu haschen und verborgene Erwerbsquellen aufzufinden, dies Alles wird durch die Stadt Chicago klar und auf Zahlen gegründet dargethan.

Vor dreiundzwanzig Jahren zählte Chicago 4479 Einwohner; im Jahre 1850 besaß es 29,963; — 1860: 109,260 Köpfe und wird heute auf 140,000 Einwohner geschätzt, wovon circa 50,000 die deutsche Zunge sprechen. In den letzten zehn Jahren, von 1850 bis 1860, wuchs die Einwohnerzahl um 79,279 Köpfe, also 364,6 Procent, und stellte sich dadurch als die achte in die Reihe der amerikanischen Städte. Chicago liegt in einer unabsehbaren Prairie, die auf der einen Seite nur vom Meere begrenzt wird, jedoch hoch genug, um vor Sturmfluthen geschützt zu sein. Leichte Schwellungen des Bodens sind, wie bekannt, charakteristisch für diese Flachländer.

Die Stadt macht auf das Auge des Reisenden einen großartigen Eindruck; zugleich zeigt sie sich aber auch als ein malerisches Bild und wird zu den schönsten Städten des amerikanischen Continents gezählt. Ein meilenlanges Werft streckt sich längs dem Meere hin, gefüllt mit Schiffen jeder Größe; im Norden mischen sich die Wasser des Michigansees mit dem Horizont und lassen das Auge immer neu auftauchende Segel entdecken. Wir erfreuen uns herrlicher breiter Straßen, eingefaßt mit riesigen Waarenhäusern oder palastähnlichen Privatwohnungen und gefüllt mit einer rastlosen Menschenmenge, der man die Gier, mit der sie ihre verschiedenartigsten Geschäfte verfolgen, in den Augen lesen kann.

Endlose Züge der hier einmündenden sieben Haupteisenbahnen kommen von den Prairien und bringen die Erzeugnisse dieser unerschöpflichen Felder und Wiesen, sowie die Frachten von dem Vater der Ströme, dem Mississippi, herüber. Nach der neuesten Schätzung kommen und gehen täglich über hundert Eisenbahnzüge. Auch ein Canal ist uns tributpflichtig, der unsere Hafen mit dem Illinoisfluß, also durch diesen auch mit dem Mississippi zu Wasser in Verbindung setzt. Die Menge der ein- und auslaufenden Schiffe wird der Leser selbst nach der weiter unten beschriebenen Handesflotte Chicago's einreihen können.

Wenn durch den Krieg auch einige Länder der Union dem Handel Chicago's theilweise entzogen wurden, wie Missouri, Kansas, Kentucky u. s. w., eröffneten auf der anderen Seite neue Eisenbahnen neue Hilfsquellen. Viele der am oberen Mississippi gelegenen Städte, welche früher New-Orleans zu ihrem Stapelplatz gewählt hatten, befrachten jetzt die nach Chicago führenden Eisenbahnen. Entfernt, wie diese Stadt vom Kriegsschauplatze gelegen ist, erfreut sie sich auf der einen Seite ihrer Sicherheit; Capitalisten werfen ihre Millionen nach diesem Orte, um für sie im Grundbesitz Sicherheit zu finden. Nicht selten konnte man in den Zeitungen lesen: „Man wünscht 100,000 Dollars östliches Kapital in Chicago-Grundeigenthum anzulegen ꝛc." Andererseits zeigt sich der Bürger als guter Patriot; die Handelskammer von Chicago stellte im vergangenen Herbst drei Regimenter und eine Batterie Freiwilliger der Administration in Washington zur Verfügung. Das Handgeld für diese Leute, die jedoch nicht zur Elite der Bürgerschaft gehörten, betrug durchschnittlich 100 Dollars für den Mann; aber auch für die zurückgelassenen Familien wurde von Seiten der Bürgerschaft gesorgt.

Wenn ein Farmer aus dem Westen Chicago besucht, ist es ihm, als ob er in eine neue Welt trete. Es scheint ihm, als ob die weit ausgedehnten Länderstrecken von Iowa, Missouri, Illinois u. s. w. hier in einen Knotenpunkt vereinigt wären und diese herrlichen Länder ohne dergleichen Versammlungspunkte, wie Chicago einer ist, nutzlos daliegen würden. Er sieht ein, daß diese ausgedehnten Ländereien einst der wahre, längst geträumte Hauptttummelplatz männlicher Thatkraft sein werden. Hunderttausende von Quadratmeilen sind bereits mit Eisenbahnen und Canälen durchschnitten; sie enden für die Gegenwart alle in Chicago. Von hier aus segeln Schiffe und fahren Eisenbahnzüge zu jeder Tages- und Nachtstunde nach dem Osten, um den atlantischen Ocean zu erreichen, gefüllt mit den Erzeugnissen des nordwestlichen Amerika.

Im Jahre 1836 wurde Chicago durch ein paar Schooner, die einem Hafen am Eriesee angehörten, mit Gegenständen versehen, die das Oertchen und die Umgegend für's Haus brauchten; heute jedoch verfügt es über eine Handelsflotte. Sie zählt sieben Schaufelrad-Dampfschiffe, einige davon mit über tausend Tonnen Tragfähigkeit. Ferner fünfundsechzig Propeller von 36,500 Tonnen, siebenundsechzig Barken von 34,978 Tonnen, zweiundfünfzig Brigs von 17,626 Tonnen und fünfhundert und neunundvierzig Schooner mit einer Tragfähigkeit von 150,862 Tonnen: im Ganzen siebenhundert und vierzig seetüchtige Fahrzeuge, mit einem Gehalte von 246,960 Tonnen, die Chicago alle sein Eigenthum nennt. Im vergangenen Jahre kamen und gingen jedoch im Ganzen 1363 Schiffe mit einem Gehalte von 361,997 Tonnen, außer 367 Canadischen Schiffen mit einem Gehalte von 88,896 Tonnen nach und von unserem Hafen.

Zum Ein- und Ausladen dieser Tonnenzahl langte schon seit längerer Zeit die einfache Menschenhand nicht mehr zu. Man construirte Elevatoren, die mit Dampf betrieben werden. Mit diesen sinnreichen Maschinen können nahezu eine Million Bushel an einem Tage aus den Canalbooten und Eisenbahnwagen aufgenommen und wieder in die Schiffe verladen werden; oder wenn sie bloß mit Ausladen beschäftigt wären, zwei und eine halbe Million täglich unter Dach bringen.

Es gibt keinen Hafen in der Welt, der sich in fünfundzwanzig Jahren zu dieser Größe emporgeschwungen hat. Mehr als das: nicht viele Häfen der neuen und alten Welt können sich mit dem unsern messen, abgesehen von der Zeit seiner Entwicklung. So manche der Seestädte, welche seit Jahrhunderten den Namen einer Handelsseestadt führen und wirklich mit der ganzen Welt durch Handel in Verbindung stehen, können sich mit unserer Stadt, weit über tausend Meilen vom Ocean

entfernt, nicht vergleichen. Ihre Schiffe erreichen nicht die Zahl derer, die wir uns in weniger als einem Menschenalter geschaffen haben.

Es ist dem menschlichen Geiste nicht zu erforschen gegönnt, weshalb diese großartigen Seen im Herzen des großen amerikanischen Continents unausgefüllt geblieben sind; so viel aber steht fest, daß unser Volk den Vortheil, den sie bieten, schnell erkannt und richtig benutzt hat. Die stolzen Gewässer des Superior, Michigan, Huron, Erie und Ontario bieten dem Handel einen unermeßlichen Spielraum dar; außerdem üben sie einen mächtigen Einfluß auf die Temperatur und bewahren uns vor einem sibirischen Klima, soweit unsererseits thierisches und Pflanzenleben in Anspruch genommen wird. Diese Seen, ihrer Oberfläche nach verglichen, haben fast die Größe des Mittelländischen Meeres; ihre Ufer sind jedoch, den St. Lorenz inbegriffen, an Länge bedeutend größer, und ist ihre Ausdehnung auf 6240 englische Meilen abgeschätzt worden. Werfen wir unsern Blick auf die Karte des Mittelländischen Meeres, so staunen wir, nur einen Hafen zu finden, der sich an Ausdehnung im auswärtigen Handel mit der der Stadt Chicago messen darf. Trotzdem, daß die Ufer des Mittelländischen Meeres seit Jahrtausenden von civilisirten Völkerschaften bewohnt wurden, so wird doch keine ihrer Seestädte Chicago's Handel überflügeln. Marseille ist die dritte Stadt in Frankreich und steht in Bezug auf Größe nur Paris und Lyon nach. Nach den letzten Zählungen hat jene Stadt nur circa 30,000 Einwohner mehr als Chicago, obwohl es schon sechshundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung existirte und im Jahre 1226 schon eine freie Handelsstadt war. Seine Schiffsfrachtfähigkeit betrug nach den letzten Consularausweisen im vergangenen Jahre 180,000 Tonnen, während, wie oben nachgewiesen, die unsrige nahe an 250,000 Tonnen betrug. Eben so ist es mit Genua, der stolzen Hafenstadt Italiens. Ihre Einwohnerzahl erreicht nicht die von unserer Stadt, und ihre Schiffsfrachtfähigkeit bleibt weit hinter der unserigen zurück. Die geschäftliche Thätigkeit einer Stunde von Chicago würde dort für den Ausbruch einer Revolution gehalten werden.

Die Handelskammer von Chicago, welche alljährlich einen sehr ausführlichen Bericht über den Handel unserer Stadt bekannt macht, gibt auch zum Vergleiche die Zahlen vorangegangener Jahre, von denen wir hier einige anführen werden.

Das Getreidegeschäft nimmt den ersten Platz unter den verschiedenen Zweigen der Geschäftsthätigkeit ein.

		Zugeführt	Versandt
		Barrels.	Barrels.
Mehl:	1855	320,312	163,419
	1861	1,479,284	1,603,920
	1862	1,927,371	1,828,164
		Bushel.	Bushel.
Weizen:	1855	7,535,097	6,298,155
	1861	17,385,002	15,835,953
	1862	13,978,116	13,808,898
Mais:	1855	8,523,379	7,517,625
	1861	26,369,989	24,372,725
	1862	29,574,328	29,452,610
Hafer:	1855	2,947,188	1,888,538
	1861	2,067,018	1,633,237
	1862	4,688,722	3,112,366
Roggen:	1855	68,166	—
	1861	490,989	393,813
	1862	1,038,825	871,796
Gerste:	1855	201,895	92,011
	1861	449,488	226,534
	1862	872,053	532,195

So viel über den Handel in den verschiedenen Getreidesorten. Von dem verbrauchten und verschifften Mehl wurden im Jahre 1862 260,980 Barrel in unserer Stadt fabricirt.

Die ungewöhnlich großen Ernten in Illinois und Iowa von 1860 und 1861 gestalteten das Maisgeschäft zu solch einer Ausdehnung, daß nur der Mangel an Lagerraum einen noch größeren Umsatz verhinderte.

Der Handel im Hafergeschäft wurde durch den großen Bedarf unserer Armeen in diesem Jahre um 2,621,704 Bushel gegen das vergangene erhöht.

Von dem hier eingebrachten Roggen verarbeiteten unsere Destillationen 193,475 Bushel, und unsere Brauer von der zugebrachten Gerste 353,791 Bushel.

Schweine wurden:

	Zugeführt.		Versandt.	
	Lebende.	Geschlachtete.	Lebende.	Geschlachtete.
1858	416,225	124,216	159,181	32,832
1861	549,039	126,863	216,982	72,112
1862	1,110,973	273,919	446,506	44,629

Schlachtvieh (Beef Cattle):

	Zugeführt.	Versandt.	
1858	140,534	42,638	Stück.
1861	204,579	124,146	„
1862	209,655	112,745	„

An Schmalz und Talg betrug die Einfuhr 26,744,957 Pfund, die Ausfuhr jedoch 62,600,654 Pfund.

An Bauholz wurde 1862 zugeführt:

Bauholz	305,674,045	Fuß.
Schindeln	131,255,000	Stück.
Latten	22,880,000	„

und verschifft:

Bauholz	189,277,079	Fuß.
Schindeln	55,761,630	Stück.
Latten	16,966,600	„

An Salz in demselben Jahre:

Zugeführt	612,003	Faß.
Verschifft	520,227	„

An Häuten:

	Zugeführt. Pfund.	Verschifft. Pfund.
1861	9,962,723	12,277,518
1862	12,747,123	15,315,359

Ferner wurde von Branntwein zugeführt:

1861	89,915	Barrels.
1862	61,703	„

und verschickt:

1861	111,240	Barrels.
1862	100,170	„

Fast aller seit September eingeführte Branntwein wurde zu Alkohol verarbeitet.

Von Fischen wurden 1862 112 ganze, 27,647 halbe und 127 Viertelfässer hier inspicirt.

An Kohlen wurden zugeführt 218,423 Tonnen und verschifft 12,917 Tonnen.

Das Geschäft in Blei ist hier auch kein unbedeutendes, welches Metall uns meistens über den Michigansee zugeführt wird.

Es wurden 12,706,488 Pfund Blei importirt und 6,516,796 Pfund exportirt. Vorrath an Hand am 1. Januar 1863: 7,812,923 Pfund.

Wolle wurde zugeführt im Jahre 1862: 1,523,571 Pfund und verschifft 2,101,544 Pfund.

Das Samengeschäft nimmt stetig zu und übertrifft das von 1861 um 435,000 Pfund. Es wurden 8,176,349 Pfund in 1862 eingeführt und 6,190,221 Pfund ausgeführt.

Der Wollhandel wächst jedes Jahr an Wichtigkeit und die Einfuhr von Wolle ist in den letzten zwei Jahren bedeutend gestiegen, eben so der Preis in Folge der hohen Preise der Baumwolle. Die Veredelung der Schafzucht zieht jetzt größere Aufmerksamkeit auf sich, worin sich besonders die deutschen dort angesiedelten Landwirthe vor allen anderen Farmern hervorthun.

Baumwolle ist im vorigen Jahre zum ersten Male unter den directen Einfuhr-Artikeln von Chicago erschienen. Es ist genug davon im südlichen Illinois gezogen, um die Errichtung einer Baumwollenpresse hier zu veranlassen, und verschiedene Ballen sind hier grade so verpackt, wie in den Baumwollenpressen an der Levee von New-Orleans. Sollte die Einfuhr zunehmen, so wird eine Baumwollenreinigungsmaschine (Cotton-Gin) in Anwendung kommen müssen.

Noch wichtiger erscheint für die Zukunft Chicago's die Nachbarschaft bedeutender Metalllager. In seiner Nähe befinden sich die reichsten Kohlen-, Blei-, Kupfer- und Eisenlager, mit den besten und billigsten Verbindungen zu Wasser und zu Lande, mit dem billigsten Markt für Lebensmittel in den Vereinigten Staaten. Wäre es dann ein Wunder, wenn Chicago außer einer Handelsstadt, die es bereits ist, sich auch noch den Ruf einer Fabrikstadt erwürbe? Ihre Mühlen, Holzschneidewerke, Eisengießereien und Walzwerke sind bereits zu gewaltigen Geschäften geschwollen. Die Anfertigung von Armeeuniformen, Cavallerie - Equipirungsgegenständen u. s. w. hat bereits in den letzten zwei Jahren den Beweis geliefert, daß Chicago eben so billig fabriciren kann als der Osten.

Besonderer Erwähnung verdient die Vollendung der Chicago- und Northwestern-Eisenbahn bis Green-Bay in Wisconsin. Die Weizen- und Bauholzregion eines neuen und wichtigen Theiles von Wisconsin ist dadurch in directe Verbindung mit Chicago gesetzt, und der Umstand, daß ein Sechstel der kolossalen Mehleinfuhr auf dieser Northwestern-Bahn nach Chicago kam, beweist die Größe dieser neuen Errungenschaft, die in der That selbst die Stadt Milwaukee aus seiner Ruhe aufgeschreckt und ihr die Gefahr klar gemacht hat, durch Chicago-Eisenbahnen sich mehr als die Hälfte von Wisconsin's Handel entrissen und sich zur Isolirung verurtheilt zu sehen.

Die drohendste Gefahr für unsern Handel

lag in der Entwerthung des Papiergeldes. Die Vereinsregierung warf hunderte von Millionen Dollars Papiergeld auf den Markt, wodurch das Geld außerordentlich im Werthe stieg. Die unerschöpfliche Thätigkeit unseres Handelsstandes hat den Verlust von Millionen verschmerzen lassen, der übrigens zugleich durch den Zusammenbruch des Illinois-Banknotensystems und damit der meisten unserer Bankiers herbeigeführt wurde. Durch die Beseitigung jener Illinois-Banknoten wurde aber wenigstens der Ausbeutung der westlichen Geschäftsleute durch den hohen östlichen Wechselcours ein Ende gemacht und dadurch eine Art Ersatz gegeben. Nunmehr hat sich die früher verdeckte Thatsache herausgestellt, daß die Handelsbilanz zu Gunsten des Westens steht, daß Chicago mehr Producte ausführt, als Waaren einführt. Zum ersten Male nämlich während des Aufblühens unserer Stadt hat der Cours östlicher Wechsel unter pari gestanden oder, mit anderen Worten, New-York hat Chicago mehr geschuldet, als Chicago New-York.

Im Monat Mai 1862 begann die Entwerthung des Papiergeldes und fiel zu einer außerordentlichen Tiefe, während Gold bis auf 49 Procent stieg. Die Preise der westlichen Producte stiegen nicht in dem Verhältnisse, und der Westen erlitt empfindliche Verluste. Dennoch erreichte das Geschäft die kolossalste Ausdehnung, und wir haben deshalb von keiner finanziellen Katastrophe zu berichten.

Möge nun der gegenwärtige Bruderkrieg auf die eine oder andere Seite ausschlagen, möge eine Wiedervereinigung oder Trennung des Südens und vielleicht noch anderer Staaten für ewige Zeiten stattfinden: Chicago wird, wenn auch mit kleineren oder größeren Zuckungen, seinen stolzen Schritt zu Macht und Vollkommenheit beibehalten und die Königin der großen nordwestlichen Länderstrecken für die kommenden Zeiten bleiben.

Heinrich von Sybel.

Sybel wurde im Jahre 1817 zu Düsseldorf geboren. Sein Vater war der 1857 verstorbene, als Parteiführer der preußischen Liberalen geachtete Regierungsrath von Sybel. Früh bezog Sybel das Gymnasium zu Düsseldorf, kam schon mit 17 Jahren an die Universität Berlin, wo er Böckh, Ritter, Rössel, den Chemiker Mitscherlich u. A. hörte. Entscheidend wirkte auch auf ihn Leop. Ranke ein, der ihn für das historische Studium und seine historische Gesellschaft gewann. In der letzteren untersuchte er im Vereine mit G. Waitz, W. Giesebrecht, Dönniges, A. Schmidt, Köpke u. A. vorzugsweise die Geschichtsschreiber der Kreuzzüge. Aus diesen Studien ging seine Geschichte des ersten Kreuzzugs 1841 hervor, nachdem schon früher (1838) die Doctordissertation de Jordanis vita et scriptis erschienen war. In dem Werke über den ersten Kreuzzug, das in den Abhandlungen über den zweiten Kreuzzug, über das Königreich Jerusalem (in Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft), über die Sagen der Kreuzzüge (in Roß' und Schwetschke's deutscher Monatsschrift 1855), sowie in den 1855 zu München gehaltenen Vorlesungen über die Kreuzzüge, seine Fortsetzung fand, sprach besonders die scharfe Kritik und geistvolle Darstellung an.

Sybel war 1839 Docent geworden, 1842 außerordentlicher Professor zu Bonn. Daselbst arbeitete er 1844 außer der Schrift: Ueber die Entstehung des deutschen Königthums,*) die ihn in eine Fehde mit G. Waitz brachte, zugleich mit Gildemeister ein populäres Büchlein unter dem Titel: Der heilige Rock in Trier und die anderen ungenähten Röcke Christi. Diese scharf und humoristisch abgefaßte Schrift wurde von dem Kurfürsten von Hessen gelesen, der, ein heftiger Feind des Ultramontanismus, Sybel alsogleich zum ordentlichen Professor in Marburg machte. Fast bereute er dieses später, da er Sybel's Schrift zu der ihm aus politischen Gründen verhaßten deutschkatholischen Bewegung rechnete. Sybel lehrte mit Eifer und Erfolg in Marburg, nahm an den Germanistenversammlungen Antheil und schrieb für gelehrte Zeitschriften, z. B. für die Mittheilungen des Vereins für den Oberrhein. In jene Zeit fallen auch seine Reisen, unter andern nach Paris, wo er die Archive benutzte und in Folge seiner Studien über neuere Geschichte einige Abhandlungen (Burke und die französische Revolution, Burke und Irland u. a.) schrieb,

*) Erschien 1845.

die von durchaus liberalen und würdigen Gedanken erfüllt sind. Es kam die Zeit der Bewegung heran, jenes krampfhafte Jahr 1848. Sybel entzog sich den schweren Arbeiten dieser Zeit keineswegs, zwar gelang es ihm nicht, nach Frankfurt als Abgeordneter zu kommen, wohl aber wurde er in die kurhessische Kammer gewählt, zu deren bedeutendsten Mitgliedern er gehörte, er erschien auf dem Universitätencongresse zu Jena als Vertreter Marburg's und im Jahre 1849 als Präsident der deutschen Vereine in Frankfurt a. M., die der Mittelpartei eine Stütze bieten sollten. 1850 wurde Sybel von der kurhessischen Kammer in das Staatenhaus nach Erfurt gewählt, wo er als der Jüngste unter den Abgeordneten doch die Stelle eines Berichterstatters in der Verfassungsfrage erhielt, eine Eigenschaft, in der er sich auf das Entschiedenste für die Annahme des Verfassungsentwurfes vom 26. Mai 1849 aussprach. Schon hier ging er mit der gothaischen Partei und sprach schon damals, wie seitdem immer mit warmer Ueberzeugung und staatsmännischem Blicke von der großen Mission Preußens, das deutsche Einigungswerk zu beginnen.

Doch auch er ward enttäuscht, wie die Besten damals. Auch er suchte in der treuen Durchforschung der Vergangenheit den Trost, den ihm die traurige Gegenwart nicht bieten konnte. Reisen und Studien beschäftigten ihn. Als Frucht beider erschien 1853 die Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795, Düsseldorf.*) Sybel hat Memoiren, Massen von Briefen, Depeschen von Staatsmännern und Feldherrn, außerdem die vielen französischen Departementalgeschichten benutzt, er durchforschte die Archive zu Paris, das niederländische, gothaische Archiv, das State-paper Office in London, sowie die preußischen Archive. Aus einer solchen Beherrschung des Materials ist kein erdrückend breit geschriebenes Werk hervorgegangen, wohl aber eins, das man mit Recht das beste deutsche Werk über die französische Revolution genannt hat und das Sybel in die Reihe der berühmtesten Geschichtsschreiber stellte. Der gewaltige Stoff wurde unter drei Hauptgruppen geordnet. Die Geschichte des Umsturzes des französischen Königthums durch die demokratische Revolution, der Vernichtung Polen's durch die beiden letzten Theilungen, und der Auflösung des deutschen Reiches durch den ersten Krieg gegen Frankreich erweisen nach Sybel's Ansicht, wie überall der Feudalstaat zu Gunsten des modernen Militärstaats gestürzt wird. Sybel's Werk brachte neues Material und neue Aufschlüsse, es zeigte uns die Franzosen einmal vom deutschen Standpunkt, zeigte die ganze Gemeinheit und Kopflosigkeit der früher mit schaudernder Bewunderung angestaunten Terroristen in Paris, wies scharf die in der Natur der Sache liegenden Gründe der Theilung Polen's nach und hielt sich vor Allem an die Schilderung der bisher vernachlässigten deutschen Verhältnisse während jener gewaltigen Zeit. Mit Recht hat man Sybel — was seinen staatsmännischen Blick, seinen universalhistorischen Standpunkt und die vollendete Form betrifft, mit seinem Lehrer L. Ranke verglichen, „was aber Sybel und mit ihm viele der Jüngeren vor dem Meister voraushaben — dank der Aenderung in unsern öffentlichen Verhältnissen — das ist die Größe des sittlichen Urtheils, das nicht mehr vor der technischen Erwägung in den Hintergrund tritt."

Sybel selbst hielt eine für seinen Standpunkt bezeichnende Rede (am 18. August 1856 in der Aula der Universität Marburg) über den gegenwärtigen Stand der deutschen Geschichtsschreibung. Er sprach seine Freude über den hoffnungsreichen Fortschritt der deutschen Geschichtswissenschaft seit 1848 aus, und zeigte, wie die letztere eine enge Beziehung zum politischen Leben unterhalte, die sittliche und Charakterseite des Mannes hervortreten lasse und einen durchaus liberalen Geist athme. Sybel wurde 1856 von König Maximilian von Baiern als ordentlicher Professor der Geschichte nach München gerufen, wo er kurz darauf Akademiker wurde und den Maximilianorden für Kunst und Wissenschaft erhielt. Von allem Anfange an intriguirten ultramontane und altbaierische Kreise heftig gegen den preußischen Professor, dessen großer Einfluß bei der studirenden Jugend, dessen Anziehungskraft für die weitesten Kreise der Münchener Gesellschaft jenen nicht entging. Und sie mußten auch wirklich zu ihrem Aerger wahrnehmen, daß Sybel in des Königs Gunst sich befestigte, daß er sich in der von ihm gegründeten historischen Schule tüch-

*) Zweite Auflage 1859. 1860 in das Holländische übersetzt.

tige Schüler und Anhänger erzog und sein Hörsaal auch von Beamten, Officieren, Gelehrten, Künstlern, ja — trotz des ausdrücklichen Verbotes — auch von jungen Theologen fleißig frequentirt wurde. Ja noch mehr, Sybel wurde vom Könige beauftragt, eine Geschichte Baiern's zu schreiben. 1859 gründete er in München, die historische Zeitschrift. Die historische Zeitschrift — seither das berühmteste Organ der deutschen Geschichtswissenschaft — machte es sich zur Aufgabe, die wahre Methode der historischen Forschung zu vertreten. Hervorgehoben mögen hier die folgenden trefflichen Sätze des Vorworts werden, die uns über ihren Standpunkt Aufschluß gewähren: „Der geschichtlichen Betrachtung erscheint das Leben jedes Volkes unter der Herrschaft der sittlichen Gesetze, als natürliche und individuelle Entwicklung, welche mit innerer Nothwendigkeit die Formen des Staates und der Cultur erzeugt, welche nicht willkürlich gehemmt und beschleunigt, und nicht unter fremde Regel gezwungen werden darf. Diese Auffassung schließt den Feudalismus aus, welcher dem fortschreitenden Leben abgestorbene Elemente aufnöthigt, den Radicalismus, welcher die subjective Willkür an die Stelle des organischen Verlaufes setzt, den Ultramontanismus, welcher die nationale und geistige Entwicklung der Autorität einer äußern Kirche unterwirft." — An der historischen Zeitschrift betheiligten und betheiligen sich die ersten Meister der historischen Wissenschaft, Ranke, J. Grimm, Pertz, Giesebrecht, Droysen, Waitz, Häusser, Bluntschli, Mommsen, Strauß u. A., sie hat manche rühmliche Fehde ausgefochten, gar viele Punkte neu beleuchtet, vor Allem aber weist sie allen Genossen der historischen Kunst den einzig richtigen Weg der Forschung stets treulich auf. Sybel selbst brachte im 1. Bande einen Aufsatz über den bekannten Restaurationsdoctrinär de Maistre. — Bei der durch König Max 1858 gestifteten historischen Commission wurde Sybel ständiger Secretär und mit der Herausgabe der deutschen Reichstagsacten betraut. Im Winter 18⁵⁹/₆₀ hatte er vor einem großen Publicum 3 Vorlesungen über die „Erhebung Europa's gegen Napoleon" gehalten, die 1860 im Druck erschienen. In ihnen wurden die Freiheitskämpfe in Spanien, Oesterreich und Preußen geschildert und dabei auf das Treffendste Wellington, Stadion, Stein charakterisirt. Seine Absichten sprach Sybel selbst mit den Worten aus: „Ich wünsche ein warmes Bild der Gesinnungen zu zeichnen, durch welche Europa, durch welche vor Allem unser Vaterland sich aus tiefem Sturze wieder auf die Höhe der Ehren emporschwang." Diese Schrift wirkt so begeisternd auf den Leser ein, daß man einer Besprechung derselben vollkommen beipflichten muß, die sagt: Niemand, der ein Herz hat für die gute Sache, sollte die treffliche Schrift ungelesen lassen. — 18⁶⁰/₆₁ hielt er Vorträge über den großen österreichischen Feldherrn und Staatsmann Eugen von Savoyen, die 1861 auch in den Buchhandel kamen. Doch sollte nimmer lange sein Verbleiben in München dauern. Die ultramontanen Tendenzen — in keiner deutschen Stadt so mächtig wie dort vertreten — siegten endlich doch und brachten, indem sie Sybel sowohl als Bluntschli und Brater, den drei Engverbundenen, die Stellung unmöglich machten, die Münchener Universität um ihre Zierden. Sybel erhielt eine Berufung an des eben verstorbenen Dahlmann's Stelle nach Bonn. So verließ Sybel München, in dem er 4 Jahre zu Nutz und Frommen seiner Hörer und Schüler gelehrt hatte. Sybel selbst war man losgeworden, doch der Einfluß seines Geistes, der gar viele begabte junge Männer anregte und heranzog, wie W. Maurenbrecher, Kluckhohn, v. Weech u. A., läßt sich nicht verwischen. Was Sybel, Bluntschli, wie Brater in Baiern für die nationale Sache und den Liberalismus gewirkt, wird auch die größte Bemühnng ihrer Gegner nicht mehr ersticken können. —

Am 28. November 1859 hatte Sybel zu München als Akademiefestrede zur Feier des Geburtsfestes König Max' über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit gesprochen. Sybel wendete sich gegen Giesebrecht, den letzten und bedeutendsten Vertreter der rosigen Auffassung der deutschen Kaisergeschichte, und fragte um die Berechtigung, mit welcher die Geschichtsschreiber bei der Schilderung der Zeit des sächsischen, des salischen und hohenstaufischen Kaiserhauses, die Sache des Kaiserthums mit voller Sympathie beschenkten. Bei aller Anerkennung für die einzelne Herrlichkeit der Gestalten unserer Kaiser schien Sybel die Idee der Kaiserwürde und die daraus resultirende Richtung eine schädliche Verirrung zu sein. Er richtete

seine Angriffe gegen die halbgeistliche und antinationale Universalmonarchie eines Karl und Otto des Großen und lobte die gesunde und echt nationale Politik Heinrich's I., die Realpolitik der Wittelsbacher des 14. und 15. Jahrhunderts. — Dieser Vortrag fand vielfache Zustimmung und vielfachen Widerspruch. In ganz eigenthümlicher Weise zeigte sich der letztere in der Schrift des gelehrten Insbrucker Professor's Ficker, „Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen“ (1861). Ficker meinte, Sybel's Darstellung solle dazu dienen, neuesten politischen Bestrebungen eine geschichtliche Stütze zu verleihen, und zog den Streit auf das politische Gebiet. Die Sache machte ungewöhnliches Aufsehen, als Sybel darauf durch die berühmt gewordene Schrift: Die deutsche Nation und das Kaiserreich 1862 (2. Auflage 1862) antwortete. Er bekannte sich in dieser Schrift zu den schon früher geäußerten Ansichten über die deutsche Kaiserzeit, führte aber seine Behauptungen weiter aus, auch in Bezug auf die politischen Consequenzen. Ficker, auf ganz entgegengesetztem Boden stehend, sieht in der Kaiseridee die großartigste Erscheinung des staatlichen Lebens der Deutschen, Sybel dagegen findet, daß jeder große Aufschwung des Kaiserthums nach kürzester Frist mißlungen, daß seine ganze Laufbahn in ein großes Unheil der Nation ausgegangen ist. Meist in Opposition gegen die Idealpolitik der Kaiser entwickelt sich aus der trübsten Zeit heraus der nationale Gedanke, Sybel zeigt, wie die habsburgisch-burgundische Universalmonarchie Karl's V. — der alles Andere im Auge hatte und seiner Erziehung und Entwicklung nach auch haben mußte, als das Wohl der deutschen Nation — die schönen Hoffnungen auf Realpolitik und gesunde Einheit Deutschland's zu nichte machte. Ficker — als Großdeutscher — fand in Oesterreich die Fortsetzung des alten Kaiserthums, und schloß daraus, daß dieser Staat auch in unserer Zeit Deutschland alle die Vortheile bringen würde, die das mittelalterliche Kaiserthum dem mittelalterlichen Deutschland gebracht. Sybel kann eben aus Ficker's Voraussetzung nur den Schluß ziehen, den auch sonst Historiker und Realpolitiker anerkennen, daß die österreichische Spitze weder für Deutschland noch für Oesterreich selbst ein Glück wäre. Es ist interessant zu sehen, wie Sybel, den man doch als so argen Feind Oesterreichs ausgeschrien, das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland betrachtet. Sybel hat an der Hand der Geschichte ein nüchternes, aber solides Programm aufgestellt, dem man nur wünschen möchte, daß es einen österreichischen Minister zum Freunde und Ausführer fände. Hier wird erwiesen, das Oesterreich seinem Herkommen und seiner Beschaffenheit nach nicht in dem Falle sei, auf einer Linie und auf gleiche Bedingungen mit den übrigen deutschen Staaten zu einer neuen Reichsverfassung zusammenzutreten, auch hier wird ein weiterer Bund Deutschlands, des geeinigten Deutschland's mit Oesterreich gewünscht, gegründet auf „volle Gegenseitigkeit des Rechtes und der Pflichten, so daß im Inneren Oesterreich keinen größeren Einfluß in Deutschland beansprucht, als Deutschland in österreichischen Dingen, und daß nach außen beide Bundesglieder zu wechselseitiger Hilfe auf alle Zeiten zusammenstehen.“ Sybel glaubt fest an die Fortdauer und Zukunft Oesterreichs, er ist nicht gemeint, in der Auflösung der Monarchie ein Glück zu finden, ihm wäre eine solche der kolossalste Bruch mit der Vergangenheit und der Eintritt in eine schreckhafte Zukunft. Der Deutsch-Slawen-Magyarenstaat steht nach ihm und allen denkenden und aufrichtigen Historikern außer Deutschland, aber er gehört zu Deutschland, er ist dessen natürlicher Bundesgenosse, ein Bundesgenosse, der bei einer aufrichtigen liberalen und reellen Politik eine große Zukunft hat. — Selten hat eine wissenschaftliche Schrift so ungemeines Aufsehen gemacht, wie diese. Alle politischen Blätter brachten Beurtheilungen und Auszüge. Sybel erhielt viel Lob und Zustimmung, aber er mußte es auch auf sich nehmen, den Tadel und die Wuthausbrüche politisch Unmündiger zu hören, die Klagen der in ihren Träumen gestörten Romantiker und die gemeinsten Invectiven gewisser Coterien auszuhalten. Ueber alles dieses konnte ihn G. Waitz' Billigung seines Principes, die Zustimmung aller echten Historiker und Politiker, sowie das Bewußtsein trösten, durch seine Schrift für die Behandlung der deutschen Kaiserzeit epochemachend gewirkt zu haben. Bald folgten auch die Gegenschriften und die durch ihn veranlaßten Bücher von Ficker, Wydenbrugk's, v. Höfler, und endlich die plumpen Schriften O. Klopp's. — Ueberblicken wir kurz den ganzen Streit,

so werden wir finden: Es ist natürlich und liegt im Wesen des tiefen deutschen Gemüthes und der dichterischen Anlage unserer Nation, daß Phantasie und Herz gern bei den glänzendsten Heldengestalten jener Kaiser weilen, die vom Danewirk bis nach Neapel, von den Enden Polen's bis tief in das jetzige Frankreich hinein ihr Machtwort sprachen, daß wir gern uns daran erinnern, welch' mächtige Streite damals das deutsche Volk ausfocht, welch' gewaltige Heere aus deutschen Landen zogen und siegten allüberall. Das ist wohl begreiflich, aber bei jedem gesund Organisirten muß auch der Rückschlag eintreten, muß auch der Verstand zu Rathe gezogen werden. Und der wird sprechen: Ja, das war Alles recht gut und schön, aber weise und nützlich war es nicht! Oder will man in dem Hineinziehen der Deutschen in die Höhle des Löwen nach Italien, aus der keine Spuren herausleiten, will man in den vielen Eroberungen, die meist nur äußerlich waren und sich an das Leben eines mächtigen Kaisers banden, ein Nationalglück finden? Wäre die vernünftige milde Germanisirung, die Verbesserung der inneren Einrichtungen, die Schonung z. B. der Italiener nicht weiser gewesen? Solche Fragen mag und wird sich jeder Denkende aufwerfen. Er wird deswegen Jene nicht verdammen, die dem Zuge ihrer Zeit folgend nach Italien zogen oder alle Herrlichkeit in der Idee des imperium romanum fanden oder sich der Gewalt des Papstes blindlings unterwarfen. Er wird sie vielmehr zu verstehen suchen und ihre Zeit aus ihren Bedingungen und nicht aus den Ansichten unseres Jahrhunderts beurtheilen. — Man sagte nun: Was damals geschehen ist, läßt sich nicht ändern. Einer, der nun den Erfolg und die Consequenzen jener Politik sieht, kann leicht meistern und sagen: so oder so hätten es die deutschen Kaiser damals machen sollen. Aber was sei damit gewonnen? Jedenfalls viel! Es ist Pflicht des Historikers zu prüfen, welche Folgen ein Schritt, eine Regierungshandlung, ein Krieg gehabt hat, um so größere Pflicht, ein großes Princip, das Jahrhunderte hindurch das Leben einer Nation beherrscht hat, mit der Natur dieses Volkes zu vergleichen und es seiner Wesenheit nach zu untersuchen, ob es sich für die Entwicklung jener Nation eignete oder nicht. Zeigt es sich — wie Sybel's Untersuchung bewies — daß jenes Princip ein fremdes, dem Nationalen entgegenstrebendes gewesen, so lassen sich die üblen Folgen, die aus jenem Irrwege resultirten, freilich nicht mehr unmöglich machen, denn ihre Ursachen ruhen in weiter Vergangenheit. Wohl aber sollen wir jetzt Lebende uns vor neuen, jenen ähnlichen Irrwegen hüten, durch welche die staatliche Entwicklung auf's Neue für Jahrhunderte hinaus gehemmt und geschädigt würde. Es ist das hohe Verdienst und die Bedeutung der Sybel'schen Schrift, uns nach sorgsamer Durcharbeitung des historischen Stoffes gezeigt zu haben, wie verhängnißvoll jene Kaiserbestrebungen waren, es ist ihr Verdienst, uns davor gewarnt zu haben, im Großdeutschthum ähnliche Irrwege zu betreten. —

Sybel konnte Dahlmann's Lehrthätigkeit nicht recht fortsetzen, denn schon November 1861 wurde er in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt, an dessen Sitzungen er aber durch Krankheit verhindert wurde. Doch 1862 wurde er wieder gewählt und nahm für Crefeld seinen Sitz im Abgeordnetenhause, zu dessen ersten Rednern und reinsten Männern er zählt. Er gehört der nationalen und constitutionellen Partei an, wurde in viele Ausschüsse gewählt und trat besonders in der letzten Zeit oftmals gegen die Junkerpartei auf, die für den Augenblick leider die Zügel in ihren Händen hat. In seinen Ansprachen als Candidat, seinen Parlamentsreden, z. B. über die polnische Frage — die selbst von politischen Gegnern eine an die englischen Parlaments-Speeches erinnernde Meisterrede genannt wurde, in dem beherzten so durchaus männlichen und energischen Auftreten gewissen Persönlichkeiten gegenüber, in seinem Benehmen als Berichterstatter in der Militärfrage, zeigt sich uns Sybel überall als derselbe Mann, der er uns als Lehrer und Schriftsteller erschien. Gewaltige Belesenheit, reiches Wissen, staatsmännischer Blick, Nüchternheit und Schärfe, eine hinreißende Eloquenz und bedeutende Energie sind die Eigenschaften des Mannes, dessen Charakter fleckenlos dasteht, dessen ganzes Trachten und Sinnen aber auf des Vaterlandes Größe und Wohlfahrt gerichtet ist. Sybel sagte einmal: „Ich weiß sehr wohl, daß die Wissenschaft nicht bloß zum Dienste der Politik geschaffen ist, aber wenn sie in ruhiger Einsamkeit ihre Schätze gesammelt hat, soll sie sich nicht zu gut halten, ihren Reichthum als fruchtbringendes Capital in den

Verkehr der Menschen, in den Verkehr des Vaterlandes zu werfen." Die vorliegende Skizze wünschte zu zeigen, daß Sybel diese Gedanken nicht bloß in Worte faßte, sondern auch durch sein ganzes Leben darzustellen, emsig und redlich bemüht war.

Theodor Mommsen.

Haben die Engländer durch ihre Gillies und Mitford, ihren Thirlwall und vorzüglich durch Sir Grote sich die Meisterschaft in der griechischen Geschichte errungen, so mögen wir Deutsche mit Recht seit Niebuhr's bahnbrechendem Werke (Römische Geschichte) den ersten Platz unter den Schriftstellern über römische Geschichte beanspruchen. Bekannt ist, wie Niebuhr an den Quellen der römischen Geschichte zuerst jene bewunderungswürdigen Gesetze scharfer Kritik anwendete, die seit ihm — dem eigentlichen Vater der deutschen Geschichtswissenschaft — Kanon aller Historiker geworden sind. — Seit Niebuhr's Vorgange hat in ähnlicher gelehrter und kritisch bedächtiger Weise der berühmte leider zu früh der Wissenschaft entrissene A. Schwegler römische Geschichte behandelt, sein Werk, für Gelehrte unentbehrlich, ist aber nicht in das Publicum gedrungen. Das Verdienst, die gewaltige und grade für die Strebungen unserer Zeit so hochbedeutsame und lehrreiche römische Geschichte dem großen Publicum auf Grundlage der gelehrtesten Vorarbeiten in höchst spannender Weise und vollendeter Form vermittelt zu haben, ist des Mannes, dessen Leben und Wirken das Nachfolgende zu schildern versucht.

Auch der am 30. November 1817 zu Gerding im Holsteinischen geborne Theodor Mommsen war der Sohn eines Pastors, wie es so Viele seiner Fachgenossen, z. B. Droysen, Häusser und Andere sind. Das reine Pastorhaus zog neben unserm Theodor auch noch andere wackere Söhne heran, Tycho, jetzt als Uebersetzer des Pindar und seiner Kenner des Shakspeare geachtet; August, durch seine Studien über römische Chronologie mit seinem Bruder Theodor in eine Polemik verwickelt, ein tüchtiger Gymnasiallehrer. — Die Knaben studirten am Gymnasium zu Altona, Theodor besuchte dann die Universität Kiel und Berlin, wo er rechtswissenschaftlichen und philosophischen Studien oblag. Von den Jahren 1838 bis 1843 blieb er zu Kiel, wo er sich an seinen Lehrer der Alterthumswissenschaft O. Jahn auch als Freund auf's Innigste anschloß. In Berlin aber fesselte ihn K. Lachmann, den er den „größten deutschen Sprachmeister" nannte. Früh schon hatte er sich auch mit Moritz Haupt befreundet. Als Studenten zeichnete Mommsen sein energischer Fleiß und sein eiserner Wille aus, mit dem er sich in schon frühem Alter in den Besitz erstaunlichen gelehrten Materials setzte. Doch die Phantasie hatte den jungen Gelehrten nicht verlassen; in jener Zeit erschien von ihm, seinem Bruder Tycho und dem nachmals bekannten Dichter Julius Storm ein Bändchen Gedichte. Was von Theodor Mommsen ist, „ist charaktervoll, gedankentief, gleichwohl ohne jene Grazie des Ausdruckes, die keine dichterische Schöpfung, auch nicht die kleinste, entbehren kann; zum Dichter im edelsten Sinne des Wortes war Mommsen nicht geschaffen." — Für seinen Freund K. V. Müllenhof (nun Professor in Berlin) sammelte er damals die Sagen und Märchen seiner Heimath, die dieser in seinen Sagen und Märchen aus Schleswig-Holstein veröffentlichte. Nach seiner juridischen Doctorpromotion privatisirte Mommsen in Altona; 1843 erschien zu Kiel seine erste gelehrte Schrift de collegiis et sodaliciis Romanorum. Accedit inscriptio Lanuvina, 1845 „die römischen Tribus in rechtlicher und administrativer Bedeutung," 1846 „Umbrische und oskische Sprachdenkmäler." Gleichzeitig veröffentlichte Mommsen vornehmlich in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft (von Th. Bergk und J. Cäsar 1849) eine Reihe von Aufsätzen und Kritiken, die wegen ihrer Schärfe und Strenge gefürchtet waren, und legte der Berliner Akademie der Wissenschaften einen Plan zur Herausgabe eines großen römischen Inschriftenwerkes vor, das die Akademie auf das von Böckh, später von Franz, zuletzt von Curtius besorgte Corpus Inscriptionum Graecarum folgen lassen wollte. Mommsen's Plan fand Genehmigung, er ging 1846 mit Unterstützung der Akademie auf zwei Jahre nach Italien, das er ganz bereiste. Inschriften sammelnd, das Land studirend, die alten Revolutionen überdenkend, erlebte er daselbst die neue Revolution 1848. Schnell kehrte er in seine Hei-

math zurück, als auch hier die Bewegung losbrach, er kam nach den Märzereignissen in Deutschland an. Hier übernahm er, der Gelehrte, die Redaction der in Glücksstadt erscheinenden Zeitung, Mommsen war Journalist geworden aus Liebe zum Vaterlande und schrieb fulminante Leitartikel. Es war freilich die Zeit, in der ein Gervinus, ein Droysen, ein Häusser und Andere die Gelehrtenstube mit dem Journalistencomptoir vertauschten, da sie sahen, daß man in jener Zeit damit viel wirken konnte und sie nicht alle Posten an die schlechte und bornirte Presse fallen lassen wollten. Da berief ihn plötzlich der vom Professor der Pandekten zum sächsischen Staatsminister gewordene v. d. Pfordten als Professor des römischen Rechts nach Leipzig. Michaelis 1848 zog Mommsen dorthin und las daselbst Institutionen und Geschichte des römischen Rechts, römische Alterthümer sowie Pandekten unter dem größten Beifalle. Mit den Professoren Albrecht, Moritz Haupt, O. Jahn, seinem Kieler Freunde, stand er in innigster Beziehung, mit ihnen kämpfte er mannhaft für die Reichsverfassung gegen jedes anarchische Gebahren. Im Mai 1849 traten die deutschen Vereine in Sachsen, das Organ der Mittelpartei, dem Mommsen und seine Freunde angehörten, mit ihren bisherigen Feinden, den Radicalen, in berathenden Unterhandlungen zusammen, die zwar zu nichts führten, aber die Regierung bestimmten, eine Anklage gegen Mommsen, Haupt und Jahn zu erheben. Ostern 1850 wurden sie trotz Freisprechung ab instantia von ihren Aemtern suspendirt, 1851 um Ostern ohne Gehalt abgesetzt und zwar, wie es hieß, wegen des Einflusses, den sie 1848 auf das Volk ausgeübt. Mommsen befand sich hierauf in der schlimmsten materiellen Lage, auch seine beiden Brüder hatten wegen ihrer Theilnahme an der schleswig-holsteinischen Bewegung ihre Aemter verloren, sie konnten ihm nicht helfen; zugleich aber hatte er sich zur Herausgabe eines großen Inschriftenwerkes über Neapel, und zwar ohne Honorar verpflichtet. Außerordentliches, dann ordentliches Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig geworden, ließ er in den Verhandlungen der Gesellschaft Abhandlungen über einzelne italische Stadtrechte, über den Chronographen von 354, vor Allem aber epigraphische Analekten drucken, die eine Menge Streitfragen lösten. 1850 erschien sein Werk über „die unteritalischen Dialekte," das die festen Grundlagen zu einer Geschichte der lateinischen Sprache bot. 1852 aber verlegte G. Wigand Mommsen's Riesenwerk, das Corpus inscriptionum regni Neapolitani. *) Im Frühling 1852 traf Mommsen endlich ein Ruf nach Zürich, als Professor der Pandekten. Während seines Aufenthalts daselbst ließ er durch seine Abhandlung „Helvetien unter den Römern" viele belehrende Blicke in die römische Kaiserzeit fallen; er zeigte aber auch darin, daß ihn die politische Verfolgung weder verbittert, noch sonst beschädigt habe. Mommsen war mittlerweile Mitglied der Akademien zu Berlin, München, Paris, Wien, Petersburg, Turin geworden, seine Ueberlegenheit sowie seine kühne Kritik ließ schon damals ahnen, daß von ihm eine wissenschaftliche Revolution zu erwarten sei, ähnlich der, die Niebuhr 1811 durch seine römische Geschichte hervorgerufen. Gelegenheit gab ihm dazu der Antrag Haupt's und Lauppe's, sich an der Ausarbeitung von Realwerken über das classische Alterthum durch eine römische Geschichte zu betheiligen. 1854 berief die preußische Regierung Mommsen an die Universität Breslau, und hier vollendete er auch den ersten Band seines Meisterwerks, der römischen Geschichte, die 1854 bei Weidmann erschien (1854 — 56 erste, 1856 und 57 zweite, 1862 dritte Auflage). Bisher sind drei Bände erschienen, die bis Cäsar's Alleinherrschaft reichen, demnächst steht der vierte zu erwarten, der in die Kaiserzeit führen soll. Der erste Band schildert in meisterhafter detaillirter Darstellung die altitalische Cultur, das Emporkommen der Urbs, ihren Kampf mit den einzelnen italischen Städten und Stämmen bis zu ihrem endlichen siegreichen Hervortreten als Beherrscherin von Italien. Der zweite Band führt uns mitten in den ewig spannenden und interessanten Kampf um die Gleichberechtigung der Stände, er führt uns zu den Katastrophen, die die Weltherrschaft Rom's zur Thatsache machten; er zeigt, wie eben dadurch, daß die Herrschaft über die Halb-

*) Damals publicirte er 1851 das Edict Diocletian's de pretiis rerum venalium vom Jahre 301, ein für Handelsgeschichte und Waarenkunde sehr interessantes Denkmal. 1853 erschien zu Zürich seine durch gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichnete Schrift „die vorderetruskischen Alphabete auf Inschriften und Münzen."

insel der Herrschaft über dem Erdball Platz machte, fremde Sitten und Gewohnheiten eindrangen allüberall in die Rauhheit, aber Reinheit des italischen Kriegsvolkes. Er zeigt, wie die Romantiker, die Altrömer und Conservativen in Rom sich stemmen gegen die feinen hellenisirten radicalen Neurömer; er zeigt, wie der Geist des Hellenenthums nun auch die Römer bezwingt, läßt uns einen Blick in die Reformen, die die Staatsmänner versuchen und ausführen (die Gracchen, Sulla), thun, und sehen, wie das Uebel eigentlich nur mit Palliativmitteln beschwichtigt wird. Der dritte Band endlich bringt die Geschichte der Begründung der Militärmonarchie und weist besonders glückliche Charakteristiken auf, der Kampf zwischen Cäsar und Pompejus um die Herrschaft wird treffend und spannend geschildert, zwischen Demokratie und Adel, und endlich Cäsar's Reformen und Pläne in wahrhaft großartiger Weise einer eingehenden Betrachtung unterzogen. — Mommsen's Werk machte gewaltiges Aufsehen, v. Sybel nannte es die bedeutendste Leistung auf dem Gebiete der ganzen neuesten deutschen Historiographie; 1856 betheilte es König Max II. von Baiern mit dem Preise für das beste deutsche Geschichtswerk; 1857 erhielt der Verfasser einen glänzenden Ruf nach München, den er aber ausschlug, da er nach Berlin versetzt war. Das Buch fand namentlich auch in England großen Anklang, es wurde in's Englische übersetzt, ein Erfolg, auf den hinzuweisen ist. Dagegen fand es manchen Widerspruch, so z. B. von Bröcker, Kirchhoff, Gerlach betonte das Staatsgefährliche (!) in Mommsen's Buche, seine Einwendungen machten aber kein Glück. (Eine sehr gediegene Recension des Buches ist die von Wilh. Zütsch in Jahn und Klotz' Jahrbüchern 1858.) Es war natürlich, daß das frische und freie Buch an allen Philistern geschworene Feinde fand, aber auch manchen gelehrten wackern Mann ärgerte ein wirklicher Schaden des Buches, der Mangel an der gelehrten Begründung; es fehlen die Citate und Noten, und grade bei einer Schrift, in der es an gewagten und neuen Behauptungen nicht fehlt, wäre es doch sehr nöthig, und den Jünger der Wissenschaft führen die Citate am leichtesten in das Quellenstudium ein. Doch bei dem sonstigen Publicum fand das Buch das freundigste Entgegenkommen, die achtungsvollste Bewunderung und mit Recht. Es ist niemals ein Werk mit so viel gelehrtem Material erbaut worden, das dennoch so lesbar, so verständlich und so lehrreich für den größten Leserkreis gewesen. Mommsen's Werk ist ein großer Beitrag zum schönen Werke der Versöhnung der Wissenschaft mit der allgemeinen Bildung. Das Werk ist mit „genialer Verwegenheit geschrieben und athmet eine Sprache der Leidenschaft, die seit Schiller nicht wieder in dieser Gewalt dagewesen war und unwiderstehlich fortriß.“ Das war es eben: Mommsen hatte die Gelehrsamkeit, die allgemeine Bildung, die staatsmännische Auffassung, den ethischen Standpunkt und die Phantasie, die der echte Historiker haben muß; er gleicht darin Macaulay. „Die äußere Bewegung, die man darstellen will, muß im eigenen Innern lebhaft und stark nachzittern, sonst wird man sie nicht verstehen. Mommsen hat einen hohen sittlichen Ernst, einen Haß gegen alles Gemeine und Niedrige, der ihm die richtigen Verhältnisse vermittelt.“ ... Mommsen's Buch ist eine geharnischte Streitschrift gegen alle Sorten der Philister, gleichviel, ob sie sich in der Akademie, oder in der Kammer bewegen (Jul. Schmidt). Das Interessante an dem Werke liegt auch darin, daß es beständig aufweist, wie im alten Rom tout comme chez nous war, auch dort Adel, Bürger und Bauern, auch dort Pfaffen, Junker, Journalisten, Börsenleute, auch dort Literaten, Proletarier, Bureaukraten, auch dort endlich Polizisten!

Er gebraucht fortwährend moderne Ausdrücke, wir glauben mit gutem Rechte, denn grade durch die Schlagwörter, bei denen uns augenblicklich eine sinnliche concrete Vorstellung vorschwebt, lernen wir die römischen Zustände um so besser verstehen, wir leben uns um so mehr in sie hinein, wie in unsere eigenen. Dabei wird aber, wo es nöthig, auf die vielen und großen Unterschiede zwischen dem römischen Leben und dem unsern aufmerksam gemacht. Und dennoch liegt einige Gefahr in jenem Gebrauche unserer Schlagworte. Diese modernen Ausdrücke verführen nämlich den Verfasser, was er in unserm Leben haßt, „auch in den Schattenbildungen der Vergangenheit zu verfolgen.“ Die Römer müssen es dann entgelten, was die Zeitgenossen in ähnlicher Weise gesündigt. Dadurch wird Mommsen mitunter parteilich. Das Schwache und Lächerliche findet keine Gnade vor seinen Augen, dagegen treibt er

gern einen Cultus des Starken, des Energischen, er liebt Charaktere, die ihre Handlungsweise in sich tragen und unbekümmert vorwärts schreiten, einem großen Gedanken gehorchend, darum verzeiht er Sulla Fehler und Verbrechen, weil dieser eine glänzende Verwaltungsreform durchgeführt, darum ist sein Ideal, sein Heros Jul. Cäsar. Der große Imperator hat gewiß keine wunderbarere Beurtheilung, kein begeisterteres Lob empfangen, als die Mommsen's. Ihm ist die Monarchie Cäsar's nicht eine orientalische Despotie von Gottes Gnaden, sondern eine Monarchie, wie Perikles und Cromwell sie gründeten, es war „die Vertretung der Nation durch ihren höchsten und unumschränkten Vertrauensmann.“ Die Gedanken Cäsar's aber, noch mehr die Großheit, mit der er sie ausführte, werden wohl Jeden mit tiefer und tieferer Bewegung und Bewunderung ergreifen und ewig ergreifen. „Cäsar hat, wo er zerstörend auftrat, nur den ausgefällten Spruch der geschichtlichen Entwicklung vollzogen, die Keime der Cultur aber geschützt, wo und wie er sie fand, in seinem eigenen Lande so gut, wie bei der verschwisterten Nation der Hellenen. Er hat das Römerthum gerettet und erneuert, aber auch das Griechenthum hat er nicht bloß geschont, sondern mit derselben sichern Genialität, womit er die Neugründung Rom's vollbrachte, auch der Regeneration der Hellenen sich unterzogen und das unterbrochene Werk des großen Alexander wieder aufgenommen, dessen Bild, wohl mag man es glauben, niemals aus Cäsar's Seele wich.“ Und dennoch, so hoch Mommsen seinen Helden schätzt, er verkennt keineswegs die bittere Kritik der modernen Autokratie, die in Cäsar's Geschichte liegt, denn „nach dem gleichen Naturgesetze, weshalb der geringste Organismus unendlich mehr ist, als die kunstvollste Maschine, ist auch jede noch so mangelhafte Verfassung, die der freien Selbstbestimmung einer Mehrzahl von Bürgern Spielraum läßt, unendlich mehr, als der genialste und humanste Absolutismus, denn jene ist der Entwicklung fähig, also lebendig, dieser ist, was er ist, also todt.“ — Von Mommsen's Parteilichkeit, die aus einer solchen Theilnahme des Schriftstellers an den behandelten Persönlichkeiten begreiflich wird, haben Caj. Gracchus, dem er bewußtes Streben nach der Tyrannei zuschreibt, Pompejus, dessen Handlungsweise er aus niedrigen und lächerlichen Motiven erklärt, Cicero, dem er politische Achselträgerei, und Cato, dem er Don Quixoterie vorwirft, zu leiden. — Doch wie verschwinden diese Schattenseiten gegenüber der kolossalen Gelehrsamkeit, der universalhistorischen Auffassung, der scharfen Charakteristik, der genialen Darstellung. Wir können uns freudig rühmen, in Mommsen's Werk eine der ersten Zierden unserer Literatur zu besitzen. Treffend hat Julian Schmidt von Mommsen gesagt: „Sein Verstand dringt mit eiserner Schärfe in das Gewirr der Thatsachen, kein Blendwerk täuscht ihn, keine altehrwürdige Meinung verbirgt ihm die Thorheit und das Laster, um seine Lippen spielt zuweilen das bittere Zucken des Hohns, wenn er eine neue Schlechtigkeit entlarvt, aber sein Herz ist zugleich warm und rasch bewegt, und wo er eine wirkliche Größe entdeckt, da bricht er in einen freudigen Jubel aus, der um so hinreißender wirkt, weil er sich in den feinsten Formen der Bildung ausspricht.“ — Mommsen's Buch hat auch wie eine Streitschrift in politischer Beziehung gewirkt; phrasenvolle, ungesunde Radicale, der Pöbel, ebenso aber auch die Junker und Pfaffen, bekommen ihre Hiebe, und die goldene Mittelstraße findet auch nur dann Lob, wenn ihre Betreter energisch sind.

Nach diesen großen Erfolgen reiste Mommsen nach Siebenbürgen und den Donaulandschaften, um Inschriften zu sammeln, 1856 gab er die römische Chronologie heraus, durch die er in viele gelehrte Fehden gerieth, 1860 erfreute er schon wieder die gelehrte Welt mit einem neuen Meisterwerke, dem römischen Münzwesen, für das er von der Pariser Akademie den Preis erhielt. Dieses Werk veranlaßte eine wissenschaftliche Revolution auch über die Gebiete der Numismatik hinaus, und bietet sowohl dem Juristen wie dem Philologen, dem Historiker wie dem Nationalökonomen vielfache Aufschlüsse. Kleinere Abhandlungen erschienen in Welker's Rheinischem Museum (1858, 1859, 1860) und in v. Sybel's historischer Zeitschrift (1859: Das römische Gastrecht und die römische Clientel). Nochmals 1862 unternahm er eine Reise nach Italien, um für das Inschriftenwerk sowie für den vierten Band der Geschichte Studien zu machen. In diesem Jahre ist denn auch das Corpus Inscriptionum erschienen. In der letzten Zeit versuchte Mommsen auch an den politischen

Kämpfen Theil zu nehmen, es gelang ihm aber nicht, mit seiner Candidatur für das preußische Abgeordnetenhaus durchzudringen. — Werfen wir noch einen Blick auf das Vorhergesagte, so sehen wir: Reich, tüchtig und inhaltsvoll ist Mommsen's Leben, sein Wirken ruhmvoll für ihn, von hoher Bedeutung und großem Werthe für unser Geistesleben! Er hat durch seine römische Geschichte das Zopfsystem gewisser gelehrter Coterien gestürzt, indem er, einer der ersten und tüchtigsten Gelehrten, gezeigt hat, wie man nun für das Volk schreiben müsse, welche geistige Nahrung das deutsche Volk wünsche. Frisch, elegant, leidenschaftlich, voll politischen Gehaltes und reich an Lehren für das Staatsleben ward das Werk Mommsen's; es ist darum Volksbuch geworden!

Mommsen ist, wie schon erwähnt, von leidenschaftlichem Interesse für seinen Stoff erfüllt, darum ist seine Charakteristik so frisch und lebendig, seine Gestalten so markig und gelungen. Aber die Leidenschaft ist beherrscht vom staatsmännischen Blick. Mit diesem sind die großen Erscheinungen der Geschichte scharf und groß beurtheilt, das politische Interesse, überaus mächtig in ihm, hat denn auch die politischen Lehren, die sich aus Rom's Geschichte ergeben, zu Nutz und Frommen der Leser, klar und faßlich hingestellt. Dieser staatsmännische Blick, der Alles zu deuten weiß, dieser politische Sinn, der an Alles anknüpft und überall das Lebendige und Bildungsfähige im Leben des Staates und im Treiben der Parteien aufsucht, er hätte Mommsen zweifelsohne zu einem vortrefflichen Staatsmann gemacht. Doch die Stelle des praktischen Staatsmannes, der Viele seiner Fachgenossen gewachsen schienen, ist für einen Mann von solcher Subjectivität und von der Intensität der Sympathien und Idiosynkrasien wie Mommsen, nicht passend. Wer so sehr den Pöbel und die Junker haßt, wer so gegen jegliche Bornirtheit und Beschränktheit donnert wie Mommsen, kann sich niemals einer Vereinbarung fügen, wird durch zu energisches leidenschaftliches Wesen allüberall verletzen, abstoßen. Man wird schließlich von allen minder gebildeten Seiten über den modernen Coriolan, den ungestümen Aristokraten schreien. — Und nach dieser Richtung hin läßt sich auf Mommsen der Satz anwenden, den er selbst über C. Grachus aussprach: „Durch diese Leidenschaft seines Gemüthes ist er der erste Redner (wir mögen sagen Schriftsteller) geworden .... ohne sie würden wir ihn wahrscheinlich den ersten Staatsmännern aller Zeiten beizählen dürfen."

Die Camorra.

Obgleich die Camorra durchaus keine Schöpfung der neuesten Zeit ist, sondern seit langer Zeit in Italien ihr oft sehr unheilvolles Wesen getrieben hat; obgleich dieselbe in der neuesten Zeit so oft genannt worden ist, so ist doch die Zahl der Deutschen, welche wenigstens einen ziemlich richtigen Begriff von der Sache haben, sehr beschränkt, was theilweise schon darin seinen Grund hat, daß sich in Deutschland durchaus nichts Analoges findet, da die Camorra ganz in dem Charakter und den Sitten des italienischen Volkes wurzelt und sich noch überdies, um nicht mit der Gerechtigkeitspflege allzuoft in Conflict zu gerathen, in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen verstanden hat. Dieses Dunkel zu durchdringen, war eine ziemlich schwierige Aufgabe, die viel Zeit und Mühe kostete, ist aber jetzt von einem seit einer Reihe von Jahren in Neapel lebenden Franzosen, Marc Monnier, der sich das Studium des Volkes zur ganz besonderen Aufgabe gestellt hat, in einem soeben veröffentlichten Werke: „La Camorra, Mystères de Naples" vollkommen gelöst worden und da von dieser geheimnißvollen Camorra auch in der nächsten Zeit sicher noch gar oft und viel die Rede sein wird, so dürfen wir wohl mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen, daß unsern Lesern ein Aufschluß über diese geheime Verbindung willkommen sein wird. Doch zur Sache!

Die Camorra, die man in zwei Worte als die „organisirte Erpressung" definiren kann, ist eine im Interesse des Bösen besonders unter den niedern Classen des südlichen Italiens gebildete Art von Geheimbund, in mancher Hinsicht der Freimaurerei, nur leider nicht in ihren Zwecken, ähnlich, welcher sich besonders in den Städten findet und dort um so sicherer sein Unwesen treibt, je größer dieselben sind. Deshalb ist diese Camorra so vorzüglich stark in der Stadt Neapel selbst vertreten, wo sie sich überall bemerkbar macht.

Der Fremde und selbst der Italiener, welcher noch vor kurzer Zeit in Neapel landete, war oft ganz überrascht, wenn er, sobald er das Land berührte, einen kräftigen Lümmel seinen Botsmann anreden sah, der ihm verstohlen eine oder ein paar kleine Scheidemünzen in die Hand drückte. War der Fremde neugierig und erkundigte er sich, wer dieser in der Regel weit besser gekleidete Mann als die gewöhnlichen Lazzaroni und oft mit Ringen und goldenen Treffen bedeckt, sei, der sich als Gebieter näherte und ohne ein Wort zu sagen, den Preis des Fährlohns mit dem demüthigen Botführer theilte, so antwortete man dem eben Angekommenen: „Es ist der Camorrist!"

Wenn der Fremde, dem ein Facchino mit seinem Gepäck voranschritt, an seinem Hotel ankam, entdeckte er gewöhnlich einen zweiten ebenso geheimnißvollen und schweigsamen Erpresser, der von dem Lastträger einige Kupfermünzen erhielt. Hatten zwei Facchini sich in das Gepäck getheilt, so ließ Jeder derselben heimlich sein Geldstück in die Hand des gebieterischen Unbekannten gleiten. Wenn nun der Fremde, welcher diese zweite Abgabe bemerkte, von Neugierde getrieben wieder die Frage stellte, wer dieser neue Empfänger sei, so lautete die Antwort wieder: „Es ist der Camorrist!"

Der Reisende verließ sein Hotel und nahm Platz in einem Fiaker. Sobald er aus demselben wieder ausstieg, und kaum seinen Fuß auf den Tritt des Wagens gesetzt hatte, so stand schon ein Dritter neben dem Kutschersitz und der Kutscher neigte sich demüthig zu ihm herab und drückte ihm einen Grano in die Hand. „Ist das wieder der Camorrist?" fragte der Reisende, dessen Erstaunen immer mehr wuchs, weil er überall auf Leute stieß, die ihm keinen Dienst geleistet hatten und die doch stets einen Theil des Geldes empfingen, das er zu bezahlen hatte. Der Kutscher antwortete melancholisch: „Es ist der Camorrist!"

Wenn nun der Reisende nicht zu den gewöhnlichen Touristen gehörte, welche glauben, Neapel zu kennen, wenn sie das Museum, den Vesuv und Pompeji gesehen haben und die sich wenig um die Menschen kümmern, sondern sich bestrebte, das Volk in seinen alltäglichen Geschäften zu beobachten, so stieß er bei jedem Schritte, ebensowohl in den von den Armen bewohnten Stadtvierteln, wie an den Eisenbahnstationen, den Stadtthoren, auf den Märkten, in den Wirthshäusern auf den unvermeidlichen Bravo, der mit stolzem Auge, hoch getragenem Haupte, in weiten Pantalons, die Hand mit einem Knittel bewaffnet, der die Börse oder das Leben zu verlangen schien, sich in die Geschäfte und Vergnügungen der armen Leute, besonders in sündhafte Vergnügungen und zweideutige Geschäfte mischte, und wechselsweise den Börsenagent, den Makler, die Mittelsperson, ja zuweilen sogar den Polizisten spielte und es ganz wie die großen Mächte machte, die sich gern in Alles mischen, was ihnen gar nichts angeht.

Fragte er nun: „Was sind denn eigentlich die Camorristen?" so antwortete man ihm sofort: „Es sind die Mitglieder einer Secte, die sich Camorra nennt." Wollte er aber dann wissen, was denn das für eine Secte sei, so erhielt er nur eine verwirrte, sich oft widersprechende Auskunft, allgemeine Ideen oder sehr verwickelte Einzelheiten, und er kehrte mit der entmuthigenden Meinung in sein Vaterland zurück, daß die Neapolitaner selbst nicht wüßten, was in Neapel vorgeht. In der Wirklichkeit ist die Camorra eine Verbindung gemeiner, verdorbener und gewaltsamer Menschen, welche durch Einschüchterung von Andern Geld zu erpressen wissen. Das ist die Camorra in der wahren engeren Bedeutung des Wortes, doch die Neapolitaner nehmen es allerdings auch noch in einer weiteren Bedeutung, in welcher sie in allen Classen der Gesellschaft Verzweigungen hat, denn sie verstehen darunter jeden Mißbrauch des Einflusses, und der Macht. In Folge dessen haben manche schlecht unterrichtete Schriftsteller eine hohe und eine niedrige Camorra, die in weißen Handschuhen und die in der Straße unterschieden, während sie als geheime Verbindung nur in der niedrigen Classe besteht.

Camorrist wird in Neapel allerdings auch der einflußreiche Mann genannt, der sich für die Gunst, welche durch seine Vermittlung erlangt wird, bezahlen läßt; der Deputirte im Parlamente, der für einen geleisteten wichtigen Dienst ein Geschenk annimmt; der höhere Officier, der sich von denen, welche die Epauletten zu erlangen wünschen, seinen Schutz bezahlen läßt; der hohe Beamte, welcher gewissenhafte Untergebene, die sich seinen Wünschen nicht fügen wollen, mit Absetzung bedroht; der Glücksritter, welcher als geschickter

Fechter wie ein Ritter des goldenen Vließes geehrt werden will; kurz alle Großen der Welt, welche kraft des Rechts des Stärkeren die Schwächeren unterdrücken. Solche Camorristen finden sich aber mehr oder weniger überall und sie bilden keine zusammengehörige Gesellschaft und eben so wenig einen Geheimbund. Ein solcher besteht, wie gesagt, nur in der niederen Classe und wenn wir uns hier mit der Camorra beschäftigen wollen, so ist es mit dieser Secte, die sehr stark organisirt und durch das ganze frühere Königreich beider Sicilien verzweigt ist. Diese Camorra erpreßt besonders Geld von den Lasterhaften; sie herrscht daher auch besonders an den Orten, wo eine traurige Nothwendigkeit diese zusammenhäuft, wie in den Gefängnissen.

Ehe wir übrigens untersuchen, was die Camorra macht, wollen wir erst anzudeuten suchen, was sie ist. Ehe wir ihre verschiedenen Gewerbe studiren und zwar zuerst in den Gefängnissen und dann in der Stadt, wollen wir erst ihre innere Organisation kennen lernen.

Fragen wir zunächst nach den Ursachen, aus denen die Camorra hervorging und welche das Bestehen und die Ausbreitung derselben begünstigten, so wird uns die Antwort, daß die wichtigste derselben die große Unwissenheit ist, in welcher die neapolitanische Regierung das Volk absichtlich aufwachsen ließ. Eben so sehr wie die Bevölkerung des Königreichs Neapel von Seiten der Natur und des Klimas begünstigt wird, eben so sehr werden die Kinder der Armen durch Dummheit, Unwissenheit, Elend und die Tyrannei der Menschen mißhandelt. Sobald das Kind des Armen die Mutterbrust verläßt — ja oft schon früher, denn in Neapel saugen sie ihre Nahrung aus derselben bis in ihr drittes Jahr — streckt es seine Hand gegen die Vorübergehenden aus, zerfließt in Thränen und schwört bei allen Heiligen im Paradiese, es sei vater- und mutterlose Waise und sterbe vor Hunger. Es gab im Lande weder Schulen, noch Kinderbewahranstalten und die tägliche Nahrung war viel zu wohlfeil, als daß die Eltern sich gezwungen gesehen hätten, ihren Kindern die Nothwendigkeit der Arbeit begreiflich zu machen. Der kleine Tagedieb blieb daher Bettler, wurde nach und nach zum Diebe und erwachte eines Morgens im Gefängniß. Nun fragte es sich, ob er Muth hatte oder nicht. Hatte er keinen, so ließ er sich von der Camorra ausbeuten, hatte er aber welchen, so war sein ganzes Streben darauf gerichtet, selbst Camorrist zu werden. Ehe er aber dieses Ziel erreichte, hatte er mehrere Stufen der Einweihung zu bestehen. Die erste derselben war, daß er garzone di mala vita (Bursche von einem schlechten Leben) wurde. Als solcher hatte er sich dem strengsten und dem am wenigsten einträglichen Dienste zu unterwerfen und er war bloß der einfache Knecht, der Diener der Camorristen. In diesem Zustande blieb er, bis er genügende Beweise von Eifer und Muth gegeben hatte, worauf er dann von der dritten Stufe, der Candidatur, in die zweite, das eigentliche Noviciat, übertrat und picciotto di sgarro wurde, was wörtlich „ein junger Bursche des Irrthums“ bedeutet, doch bei den Camorristen wohl eine andere Bedeutung haben mag.

Andere behaupten, der Bewerber um die Aufnahme in die Camorra habe nicht zwei, sondern drei Stufen zu durchschreiten gehabt, ehe er als Mitglied aufgenommen worden sei. Zuerst sei er tamurro gewesen, dann picciotto di onore geworden und erst, wenn er auf diese Weise ein ganzes Jahr lang anhaltende, gefährliche und mühsame Dienste geleistet, sei er picciotto di sgarro geworden. Das mag früher so gewesen sein, ist aber jetzt nicht mehr der Fall. Da die Camorristen in der Regel nicht lesen können, so haben sie auch keine geschriebenen Gesetze, die sie sich unter einander nur mündlich mittheilen und sie so erhalten und an denen von den Anführern oder den Verbindungen auch zuweilen Aenderungen vorgenommen werden.

Der picciotto ist schon eine wichtige Person, denn er gehört zur Verbindung, wenn er auch erst, nachdem er sich des ersten Grades würdig bewiesen hat, wirklicher Camorrist wird. Ursprünglich waren die Bedingungen der Aufnahme sehr streng und sie zeigten sogar eine Art von Moralität in der Verbindung an. Man darf ja nicht glauben, daß die Camorra früher von dem Volke verachtet war; sie ist es nicht einmal jetzt, da sie streng genommen nur das Recht des Stärkeren zur Geltung bringt, das in den Augen der Völker von geringer Geistesbildung jetzt noch ebenso anerkannt wird, wie

es ja leider in der höheren Politik gar oft noch bis zur Stunde gilt.

Die Camorra war aber nicht bloß in einem gewissen Grade geachtet, sondern sie achtete sich auch selbst, was sie dadurch bewies, daß sie von den Landstreichern und Tagedieben, die sie aufnahm, doch eine gewisse Ehrlichkeit verlangte. So waren früher Diebe von den Verbindungen ausgeschlossen. Ebenso wurden die Bewerber zurückgewiesen, deren Frau oder Schwestern öffentlich ein ausschweifendes Leben führten. Matrosen in der königlichen Marine, Sbirren, selbst verabschiedete Gensdarmen und ebenso heimliche Polizeidiener wurden nie in die Camorra zugelassen. Jetzt ist man bei der Aufnahme weniger streng und es genügt, wenn der Bewerber Aufopferung und Muth bewiesen hat, wenn er ein Geheimniß zu bewahren weiß und das Messer nicht fürchtet.

Der Bewerber um den Grad des picciotto erbot sich, ein blutiges Urtheil der Verbindung auszuführen, Jemandem einen Hieb oder Stoß zu versetzen oder auch wohl ihn zu tödten. War dazu aber keine Gelegenheit, so mußte er sich der Probe der tirata unterziehen, d. h. das Messer gegen einen bereits aufgenommenen und dazu durch das Loos bezeichneten picciotto ziehen, den er aber höchstens am Arme verwunden durfte. Sobald das Blut erschien, umarmten sich die Kämpfer und der Candidat war als Novize aufgenommen.

Früher war die Prüfung eine andere. Die Camorristen vereinigten sich um eine große, an der Erde liegende Kupfermünze und auf ein gegebenes Zeichen bückten sie sich sämmtlich, um sie mit ihrem spitzigen Messer zu durchbohren. Der Candidat mußte sich zwischen die Messer stürzen und die Münze wegreißen, wobei ihm zuweilen die Hand durchbohrt wurde, aber er hatte sein Ziel erreicht, er war nunmehr picciotto di sgarro.

Als solcher hatte er ein Noviciat von zwei bis drei, zuweilen aber auch von sechs bis acht Jahren zu bestehen, während welcher Zeit er alle Beschwerden der Gesellschaft zu ertragen hatte, ohne ein Recht auf deren Vortheile zu besitzen. Er gehörte gewöhnlich einem Camorristen, für den er alle Arbeiten zu besorgen hatte, während er von ihm nur von Zeit zu Zeit aus Mitleiden eine Hand voll Kupfermünzen erhielt. Die anstrengendsten, sowie die gefährlichsten Frohndienste wurden stets dem picciotto übertragen. Sobald es sich darum handelte, Blut zu vergießen, wurde er jedesmal gewählt. Er übernahm aber, ohne je zu murren, alle Anstrengungen, Demüthigungen und die Gefahren dieser Knechtschaft, denn er erblickte ja am Ende seines Noviciats den hohen Rang, nach welchem er seit seiner Kindheit gestrebt, und der ihn zum Bösen verleitet hatte. Daher beeilte er auch mit aller Macht den Augenblick, wo er seinen Titel „picciotto“ mit dem eines Camorristen vertauschen konnte. Deshalb wich er nicht bloß vor keiner Anstrengung zurück, sondern er eilte auch freiwillig der Gefahr entgegen. Wurde ein Dolchstoß anbefohlen, so wollten alle picciotti ihn versetzen, und war er versetzt, so erboten sich alle, die Schuld auf sich zu nehmen und sich an Stelle des wirklich Schuldigen der Gerechtigkeit zu überliefern. Um Keinen eifersüchtig zu machen, mußte das Loos entscheiden, wer die Ehre haben sollte, das Verbrechen zu begehen, und wem der Ruhm zu Theil werden sollte, dafür zu büßen. Der vom Glück begünstigte picciotto gewann dabei zuweilen sechs bis zwanzig Jahre Kettenstrafe, aber dafür wurde er auch sofort Camorrist. Und diese picciotti waren keine gemeinen Verbrecher, die das Böse um des Bösen oder des Gewinnes willen begingen, sie thaten es bloß um der Ehre willen, weil der Titel Camorrist ihr heißester Wunsch, ihr einziger Ehrgeiz war.

Vermittelst eines Dolchstichs oder der Galeerenstrafe den Grad eines Camorristen zu erlangen, glückte indessen nur Wenigen. Die meisten picciotti erwarben ihn nur allmälig durch ihren Eifer und ihre Unterwerfung während der Jahre ihres Noviciats, indem sie das Vertrauen ihrer Anführer immer mehr und mehr verdienten, von denen sie dann in die Geheimnisse der Verbindung eingeweiht wurden. Auf diesem Punkte angekommen, durfte der Novice es wagen, vermittels einer an Einen der Anführer gerichteten Bittschrift um den Titel „Camorrist“ anzuhalten. Hierauf rief der Empfänger der Bittschrift die Mitglieder der ihm untergebenen Gesellschaft zusammen und es begann dann eine lange Berathung über die Moralität und die Fähigkeit des neuen Candidaten. Im Fall der Zulassung fand die Aufnahme mit großen Ceremonien statt, mit denen sich

früher eine Art von pseudo-freimaurerischer Phantasmagorie vermischte. Die Mitglieder der Gesellschaft saßen um einen runden Tisch herum, auf dem sich ein Dolch, ein geladenes Pistol, ein angeblich vergiftetes Glas Wasser oder Wein und dann noch eine Lancette befanden. Man führte den picciotto ein, dem ein zur Verbindung gehörender Barbier folgte. Der Letztere, welcher wie alle Barbiere in Neapel zugleich das Aderlassen besorgt, öffnete dem Candidaten eine Ader und entfernte sich, nachdem er diese Operation vorgenommen hatte. Von diesem Augenblick an hieß der Patient tamurro, tauchte eine Hand in sein Blut und während er dieselbe gegen die Camorristen ausstreckte, schwor er, bis zum Tode alle Geheimnisse der Gesellschaft zu bewahren und zu jeder Stunde ihre Befehle mit treuer Unterwürfigkeit auszuführen. Hierauf nahm er den Dolch und stieß ihn in den Tisch, dann das Pistol, dessen Hahn er spannte, zuletzt führte er das Glas an den Mund.

Damit zeigte er, daß er bereit sei, auf ein Zeichen des Anführers sich den Tod zu geben. Der Chef streckte aber seine Hand aus, um den Selbstmord zu verhindern, verließ seinen Platz und ließ den tamurro, dem er befohlen hatte, das Pistol und das Glas wieder auf den Tisch zu setzen, vor dem Dolche niederknieen. Er legte nun seine linke Hand auf den Kopf desselben, während er mit der rechten das Pistol ergriff und es in die Luft abfeuerte; dann veränderte er die Hände, legte die rechte auf den Kopf des tamurro und mit der linken faßte er das Glas, welches einen vergifteten Trank enthalten sollte, warf es auf die Erde und zerbrach es in Stücke. Nachdem dies geschehen war, riß er den Dolch aus der Tischplatte, steckte ihn in die Scheide und machte ihn dem neuen Kameraden der Verbindung zum Geschenk, den er umarmte und der nunmehr aufstand und die Runde um den Tisch machte, um sich von allen Anwesenden umarmen zu lassen. Von diesem Augenblick an galt der tamurro als Camorrist und nahm als solcher an allen Vorrechten, allen Rechten und allen Vortheilen und Gewinnen der Verbindung Theil. Seine Ernennung wurde den verschiedenen Abtheilungen und Zweigvereinen angezeigt und der Chef sagte, indem er ihn vorstellte, zu Allen: „Erkennt den Mann an!“

So war vielleicht das Ceremoniel zu einer früheren Zeit und in manchen Orten, doch ein politischer Gefangener, welcher einer solchen Aufnahme in einem Gefängnisse in der neueren Zeit beiwohnte, hat weder Aderlaß, noch Pistol oder Dolch oder sonst etwas von dem oben erzählten theatralischen Schauspiel gesehen. Nachdem die versammelten Mitglieder die Aufnahme des Candidaten votirt hatten, stellte das Haupt der Verbindung denselben allen Mitgliedern vor und sagte zu ihm: „Von jetzt an bist Du unser Kamerad; Du wirst die Gewinne der Gesellschaft mit uns theilen. Weißt Du, welches die Pflichten des Camorristen sind?“ Der Candidat antwortete: „Ich kenne sie; ich muß eine tirata (das oben erwähnte Messerduell) mit einem meiner Kameraden ausfechten; schwören, meinen Genossen treu, den öffentlichen Behörden Feind zu sein, darf keine Verbindung mit Leuten haben, die zu der Polizei in irgend einer Beziehung stehen, meine Kameraden, welche stehlen, nicht angeben, muß im Gegentheil sie mehr als die Andern lieben, weil sie ihr Leben in Gefahr setzen.“

Sobald er dies gesagt hatte, leistete der neue Kamerad den Eid über gekreuzten Messern, schlug sich mit einem Mitgliede, das durch das Loos dazu bestimmt war, umarmte den Chef und dann die übrigen und wurde als Camorrist anerkannt.

Gewöhnlich folgt der Aufnahme ein Gastmahl und je nachdem das neue Mitglied in eine Gesellschaft freier oder gefangener Camorristen aufgenommen worden ist, entweder auf dem Lande oder im Gefängnisse, bei denen es äußerst heiter hergeht.

Was nun die Organisation der Camorra betrifft, so ist dieselbe sehr schwierig zu studiren, denn über dieselbe sind sehr viele einander widersprechende Angaben verbreitet, die sehr große Uebertreibungen enthalten. So soll z. B. die Camorra eine riesenhafte Verbindung sein, welche die ganze Bevölkerung Neapels in sich faßt, und die als eine verborgene Regierung auf alle Acte des öffentlichen und bürgerlichen Lebens einwirke. An der Spitze der ganzen Camorra stehe ein einziger Chef, der aus der Wahl aller Abtheilungen der Verbindung hervorgehe und den Titel General führe. Während aber Einige wissen wollten, daß der General auf der Insel Ponza unter den wildesten Deportirten gewählt werde, übertrugen Andere diesen Posten einem adligen Herrn aus

Neapel, ja sogar einem königlichen Prinzen aus dem Hause Bourbon.

Ob die Camorra früher je eine Ausdehnung gehabt hat, wie die eben erwähnte Angabe behauptet, ist wenigstens sehr zu bezweifeln, jetzt hat sie dieselbe nicht. Sie findet sich gegenwärtig in allen Arresthäusern und Gefängnissen des früheren Königreichs beider Sicilien und sie constituirt sich überall, wo eine gewisse Zahl Gefangener vereinigt sind. Sie ist in kleinen Gruppen organisirt, die von einander unabhängig, aber nicht ohne Beziehung zu einander sind. Sie steht nicht unter den Befehlen eines einzigen Häuptlings, ist aber einer gewissen traditionellen Hierarchie unterworfen, welche die eine Verbindung der andern unterordnet. So sind z. B. alle Gefängnisse in Neapel dem Castel Capuano und das Castel Capuano den Galeeren in Procida untergeordnet. Die Hauptstadt hat keine Autorität über die Provinzen; aber der in einer Stadt aufgenommene Camorrist wird auf die Empfehlung der Chefs, die sich zu diesem Zweck von einem Ende des Königreichs bis zum andern wechselseitig zu Rathe ziehen, überall ohne die geringste Schwierigkeit aufgenommen.

Aber die Camorra besteht nicht allein in den Gefängnissen, es gibt auch wenigstens in den Städten freie Camorristenverbindungen, die aber mit den in den Gefängnissen Befindlichen im Verkehr bleiben und ohne deren Zustimmung niemals ein neues Mitglied zulassen; was aber die finanziellen Verhältnisse betrifft, so haben sie nichts mit ihnen zu schaffen. La piazza (der Platz) hat nichts von den Gefängnissen zu fordern, aber die Gefängnisse eben so wenig etwas von der piazza. In Neapel bestanden zwölf Verbindungen, in jedem Quartier eine, von denen aber jede wieder in Unterabtheilungen, paranze, zerfiel, von denen dann jede ihre besondere Industrie und Arbeiten betreibt und ihre besondere Casse hat. Jede jener zwölf Verbindungen hat ihren eigenen Chef und alle Chefs in Neapel erkannten den in dem Quartier Vicaria — zu dem das Castel Capuano gehört — als ihren Oberen an.

Der Chef jeder Verbindung wird von den Mitgliedern derselben gewählt. Er hat eine große Gewalt, kann aber dennoch keine wichtige Entscheidung ohne die Zustimmung seiner Untergebenen fassen. Jeder Camorrist, der nicht eben eine Strafe zu bestehen hat, hat eine berathende und beschließende Stimme. Es läßt sich kaum etwas Groteskeres denken, als diese Versammlung von Männern, von denen die meisten weder ein Wort lesen noch schreiben können, die mit einer unstörbaren Fehlerhaftigkeit über die unbedeutendsten Kleinigkeiten ernst discutiren; nichts schrecklicher, als wenn sie mit derselben Ruhe über Lebens- und Todesfragen verhandeln.

Der Chef war mächtiger durch seinen persönlichen Muth als durch die Wichtigkeit der ihm zustehenden Befugnisse und die Camorristen wählten für diesen Posten stets den Muthigsten und Gebieterischesten, doch nicht um sich von ihm leiten zu lassen. Der Erwählte wurde Präsident der Versammlungen und Cassirer der Verbindung. Als Präsident hat er nur das Recht der Zusammenberufung der Gesellschaft; als Cassirer erfreut er sich einer bedeutenden Macht, denn als solcher vertheilt er die Camorra. Camorra ist nämlich zunächst der Name der Gesellschaft im Allgemeinen; dann werden aber auch die Gelder in der gemeinschaftlichen Casse mit demselben Namen bezeichnet, die man aber auch mit dem Worte barattolo benannte. Alles durch die Erpressung gewonnene Geld wird dem Chef als Cassirer der Gesellschaft überantwortet, der sich einen contarulo zur Seite gegeben hat, welcher mit der Buchführung betraut ist und ganz besonders bemerken muß, wieviel jedes Mitglied zum barattolo eingeliefert hat. Mitunter hält der Chef sich noch einen capo carusiello, der die Casse zu führen hat, und einen Secretär, der aus der Zahl der wenigen Mitglieder, welche lesen und schreiben können, gewählt wird, und der auf ein Kreuz oder auf gekreuzte Messer schwören muß, Niemandem, nicht einmal den Brüdern, zu offenbaren, was ihm der Chef dictirt hat.

Die Vertheilung des barattolo findet jeden Sonntag von dem Chef selbst statt, der die den Mitgliedern auferlegten kleinen Geldstrafen von ihrem Antheil in Abzug bringt und die kleinen Privatangelegenheiten seiner Untergebenen ordnet. Nachdem dies geschehen, wird der Ertrag der Camorra unter die Brüder vertheilt, wobei aber der Chef den Löwenantheil für sich behält.

Daß die Camorristen sich bei ihrer Unterhaltung, wie alle geheimen Gesellschaften, einer Art von Diebessprache bedienen, bedarf kaum der Erwähnung.

Unter den Brüdern mußte jeder Streit auf den Befehl eines Dritten aufhören, der dem Chef den Grund des Streites berichtete. Dieser trat dann als Schiedsrichter ein; wenn aber seine Entscheidung die Parteien nicht befriedigte, so nahmen sie zur Entscheidung des Messers ihre Zuflucht. Der Zweikampf war dann ernster als bei der tirata, der Prüfung der picciotti. Man stach sich in die volle Brust.

Der Camorrist konnte auf seine Eigenschaft verzichten, aber er verließ die Secte nie vollständig. Er betheiligte sich nicht mehr an ihren Pflichten und an dem Gewinne; er war nicht mehr der Disciplin derselben unterworfen, doch trotz allebem behielt er etwas von seinem Einfluß und seiner Beachtung. Er behielt das Recht, Rathschläge zu ertheilen, und die Macht, sie anhören zu lassen; sein Rücktritt wurde als eine Abdankung, nicht als völlige Verzichtleistung betrachtet. Die Gesellschaft ehrte in ihm fortwährend den früheren Kameraden.

Die alten Camorristen wurden unterstützt. Die Wittwe und die Kinder dessen, der im Dienste der Secte unter den Waffen umgekommen war, bezogen ihre Pension, die ihnen pünktlich ausbezahlt wurde. Für die Kranken wurde Sorge getragen; die Todten wurden gerächt.

Alle diese Gebräuche und viele andere zeigen die mächtigen Bande, durch welche die Camorristen unter sich verbunden waren. Nichts beweist aber die starke Organisation der Secte besser, als die schrecklichen Rechte, die sie sich über ihre Mitglieder anmaßte und die ihr keine menschliche Macht je zu entreißen vermocht hat. Sie hatte ihr eigenes Gesetzbuch und sie richtete sich selbst. Dieses Gesetzbuch war aber nicht geschrieben, was schon aus dem Grunde überflüssig war, weil die meisten Mitglieder der Secte gar nicht lesen konnten, sondern es beruhte in mündlichen Ueberlieferungen, wobei jedoch dem gesunden Menschenverstande der Oberen ein großer Spielraum überlassen war. Doch dieselben beriefen sich bei ihren Urtheilen stets auf das, was ihnen von denen, die sie in die Geheimnisse der Secte eingeweiht hatten, gelehrt worden sei.

Daß von den Camorristen Urtheilssprüche gegen ihre Kameraden gefällt worden sind, und noch werden, ist eine unbestreitbare Thatsache. Auf den Befehl des Chef bildete sich die Verbindung als Gerichtshof und fällte sogar nöthigenfalls Todesurtheile, deren Ausführung nicht lange auf sich warten ließ. Mildere Urtheilssprüche lauteten auf einen zeitweiligen Ausschluß oder auf eine definitive Ausstoßung aus der Secte. Die Todesstrafen wurden gegen den unredlichen Bruder ausgesprochen, welcher die Gesellschaft betrogen oder verrathen hatte, mochte das durch Betrügereien und Diebstähle, die zu ihrem Nachtheil begangen worden waren, durch den Versuch des Ehebruchs mit der Frau eines Camorristen, oder durch eine Denunciation geschehen sein.

Die Todesstrafe wurde nach einer ganz formrechten Debatte ausgesprochen, wo der Angeklagte, der entfernt gehalten wurde, seinen Urtheilsspruch erwartete und bei der ein Kamerad die Stelle des öffentlichen Ministeriums als Ankläger, ein anderer die des Vertheidigers versah, während alle Mitglieder der Verbindung einberufen waren, um zu gleicher Zeit als Zeugen, Geschworene und Richter zu dienen. Sobald das Urtheil gültig gefällt war, wurde irgend ein picciotto, den gewöhnlich das Loos bestimmte, mit der Ausführung desselben beauftragt. Wenn er diese Ehre durch eine Art von Wunder ablehnte, so verfiel er selber der Strafe, die an einem Andern zu vollziehen er verweigert hatte, und keine Flucht konnte ihn davor beschützen, denn die Thatsache wurde sofort allen Obern in der Stadt und in den Provinzen mitgetheilt und er konnte mit Sicherheit darauf rechnen, daß sich an irgend einem Orte, in irgend einem Gefängnisse ein Messer gegen ihn erheben werde. Nur ausnahmsweise geschah es zuweilen, daß diese Strafe gemildert und erlassen wurde, doch mitunter wurde sie auch in Ausstoßung aus der Verbindung verwandelt.

Uebrigens war es den Camorristen streng verboten, einen ihrer Kameraden, ohne daß ein Todesurtheil über ihn gefällt war, zu tödten.

Schließlich wollen wir nur noch Einiges über den Gelderwerb der Camorristen, und sowohl der Vereine in den Gefängnissen, wie derer in den Städten mittheilen, doch uns dabei möglichst kurz zu fassen suchen.

Beginnen wir mit den Gefängnissen. Ueber das Treiben in denselben unter der Regierung Ferdinand's II., des Vaters von Franz II., hat Alessandro Avitabile, ein fruchtbarer dramatischer Dichter und entschiedener Patriot,

der um seiner letzten Eigenschaft willen gar oft in's Gefängniß wandern mußte, wo er Monate lang eingesperrt blieb und dann wieder freigelassen wurde, und der die eine Hälfte seines Lebens in dem Theater, die andere im Gefängnisse verlebte, und der jetzt bei der Quästur in Neapel einen höheren Posten bekleidet, sehr genaue Angaben veröffentlicht.

Sobald ein Verhafteter in das Gefängniß im Castel Capuano, gewöhnlich Vicaria genannt, gebracht wurde, trug ein Beamter zunächst seinen Namen in die Listen ein und dann führte ihn ein Gefangenwärter in den Saal, den er als Gefangener mit vielen Andern bewohnen sollte. Gleich bei seinem Eintritt in denselben fiel er in die Hände der Camorristen. Die erste Person, die ihm entgegentrat, war ein Camorrist, der ihm die Hand entgegenstreckte und um Geld für die Lampe der Madonna bat. Das Bild der heiligen Jungfrau fehlt in Neapel eben so wenig in einem öffentlichen, wie in einem Privathause; es findet sich sogar in der gemeinsten Kneipe und in allen verrufenen Häusern und somit ist es ganz natürlich, daß auch die Camorristen und die Verbrecher in den Gefängnissen vor der Madonna eine Lampe brennend erhalten, wozu sie den Beitrag aller Gefangenen verlangen und damit so viel Geld zusammenbringen, daß sie nöthigenfalls die ganze Stadt erleuchten könnten. Mit der Zahlung dieser ersten Abgabe an die Camorra war der neue Gefangene aber keineswegs den Händen derselben entschlüpft, im Gegentheil bleibt er in ihren Händen bis zu seiner Freilassung. Bei jedem Schritte, den er that, folgte ihm ein solcher lästiger Mensch, der eine unermüdliche Wachsamkeit über ihn ausübte. Selbst die wenige Freiheit, die dem Gefangenen im härtesten Kerker bleibt, wurde ihm durch die Camorristen entrissen, welche nicht bloß den geringsten seiner Acte überwachten, sondern auch besteuerten; ohne die Einwilligung der Camorristen konnte er weder essen, noch trinken, noch spielen, noch rauchen. Er mußte denselben den zehnten Theil des Geldes, das durch seine Hände ging, geben; er bezahlte für das Recht, etwas zu kaufen oder zu verkaufen, er bezahlte für das Unentbehrliche eben so gut, wie für das Ueberflüssige; er bezahlte dafür, wenn es sich darum handelte, Gerechtigkeit zu erlangen, und ebenso, wenn er sich gewisse Vorrechte sichern wollte. Diejenigen, welche sich weigerten, die verlangte Steuer zu bezahlen, setzten sich der Gefahr aus, mit Knütteln todtgeschlagen zu werden. Die meisten Gefangenen ergaben sich in diese Knechtschaft und ließen sich nach und nach ihr ganzes Geld von Einem der Camorristen abnehmen, der sein Opfer aber auch, wenn er es ausgeplündert hatte, gegen die übrigen Gefangenen in Schutz nahm.

Die Camorra gewann besonders viel Geld durch den Taback, den Wein und das Spiel, welche drei Dinge sie als ihr Eigenthum betrachtete, den Gewinn aber mit dem Gefängnißinspector theilte.

Früher fand die Camorra sich nur in den Gefängnissen, in die Städte hat sie sich erst seit 1830 verpflanzt, wo Camorristen, die ihre Strafe in den Gefängnissen bestanden hatten, eine Verbindung untereinander stifteten, um auch in der Freiheit, wie früher in dem Gefängniß, auf Unkosten ihrer Mitmenschen zu leben. Da wir bereits oben erwähnt haben, wie sie jedes Geschäft auszubeuten verstanden, so wollen wir den Gegenstand nicht weiter verfolgen, sondern nur noch bemerken, daß die italienische Regierung in dem letzten Jahre gegen die Mitglieder der Camorra in Neapel und anderen Städten sehr streng eingeschritten ist, viele derselben hat verhaften und auf eine Insel deportiren lassen, um diesem Unfug ein Ende zu machen. Der Grund dieser Maßregel war übrigens weit mehr ein politischer als ein moralischer, denn es handelte sich für die Regierung darum, in den Camorristen Anhänger der Regierung des Königs Franz II. zu beseitigen. Die Folgen dieser Maßregel sind in jeder Hinsicht erfreulich, denn während in Neapel im October 1861 292 Vergehen begangen wurden, belief sich die Zahl derselben im October 1862, nachdem jene Maßregeln ergriffen worden waren, nur auf 160, während sich der Ertrag des Octroi im October 1862 gegen den October 1861 verdoppelt hatte.

Es fragt sich übrigens sehr, ob es der neuen Regierung gelingen wird, die Camorra ganz zu vertilgen. Dazu ist vor Allem eine bessere Schulbildung, als sie der neapolitanischen Jugend bis jetzt zu Theil wurde, erforderlich, und es muß erst ein ganz neues Geschlecht heranwachsen, ehe an ein gänzliches Erlöschen der Camorra zu denken ist.

Die Nibelungenfrage.

Wie im öffentlichen Leben, in Staat und Gemeinde, so gibt es auch in der Wissenschaft „Tagesfragen.“ An einzelne wissenschaftliche Thaten und Ereignisse knüpft sich das Interesse der Fachgenossen in höherem Grade, als es sich sonst den geräuschlosen Arbeiten zuzuwenden pflegt. Es erscheint ein Buch, welches plötzlich neue Gesichtspunkte eröffnet, sich in Widerstreit setzt mit fest angenommenen Principien, es entstehen Parteien, beide gehen mit neuen Schriften in's Feld, und wer es nicht unternimmt, mit der That an dem Kampfe Theil zu nehmen, behauptet doch seinen Platz innerhalb der einen Anschauungsweise. Da lassen sich auch vermittelnde Stimmen hören, welche den alten und den neuen Glauben zu verbinden suchen: kurz, binnen wenig Jahren hat jene wissenschaftliche Frage eine ganze Literatur hervorgerufen und sie bleibt so lange im Vordergrunde, bis sie durch ein anderes ähnliches Ereigniß verdrängt wird.

Auch die deutsche Philologie erlebte in jüngster Zeit eine solche „Tagesfrage.“ Es schien, als ob der Kampf beendet sei und die unversöhnten Parteien der Ruhe bedürften. Da aber wurde durch eine im vorigen Jahre herausgegebene Schrift die Erinnerung an den Streit wieder erweckt und so ist die Nibelungenfrage noch nicht dem Gesichtskreise der Gegenwart entrückt. — Noch hat die deutsche Alterthumskunde nicht den Einfluß auf die Gebildeten der Nation, den andere Disciplinen, Geschichte, Literatur- und Culturgeschichte, vor allen aber die Naturwissenschaft längst gewonnen haben. Noch ist sie das Eigenthum eines kleinen Kreises von Fachgenossen und besonderen Freunden, aber dennoch zeigt sich auch schon fast unmerklich, wie dieser Kreis sich nach und nach erweitert, wie die Theilnahme des größeren Publicums sich einzelnen Punkten aus dem Gebiete jener Wissenschaft zuwendet. Universität und Schule konnten sich dem neuen und echt vaterländischen Streben nicht verschließen und so wird eine Same ausgestreut, der erst in Zukunft reiche Ernte verheißt. Bei dem Kampfe, der um das Nibelungenlied entbrannte, konnte man deutlich sehen, daß ihn nicht bloß die gelehrten Anhänger, sondern auch einzelne Fr[illegible] deutschen Literatur und des deutschen Volksthums mit Spannung verfolgten. Welches Literaturerzeugniß verdiente aber auch mehr solche Beachtung als grade das Nibelungenlied. Das Nibelungenlied ist die herrlichste Schöpfung unserer älteren Nationalliteratur, es ist ein Epos, welches, wenn auch nicht auf gleicher Höhe mit den Homerischen Dichtungen stehend, doch die Vergleichung mit diesen nicht zu scheuen braucht, es ist ein Heldenlied, wie es unbestritten andere moderne Nationen nicht aufzuweisen haben. Jeder Gebildete kennt es oder sollte es wenigstens kennen. Die Literaturgeschichte widmet ihm die größte Beachtung, die Schule sorgt jetzt dafür, daß der deutsche Jüngling diese Krone der altdeutschen Poesie in ihrem ursprünglichen Glanze kennen lerne, und überdies haben treffliche Uebersetzungen das durch seine Sprache noch vielfach unzugängliche Gedicht zu einem Gemeingute der Gebildeten gemacht. Darum hat auch der wissenschaftliche Kampf, welcher vor einigen Jahren sich erhob über die Entstehung und die charakteristische Auffassung des Nibelungenliedes gegründeten Anspruch auf die Theilnahme weiterer Kreise. Die Einzelheiten natürlich, die philologisch genauen Erörterungen bleiben immerhin den Fachmännern überlassen, die Hauptsache aber, die Hauptfrage, um die es sich handelt, die zu wissen, gehört nothwendig zur Würdigung des Gedichtes selbst. In diesem Sinne dürfen wir hier die Nibelungenfrage zum Gegenstand einer Betrachtung wählen, um so mehr eine endgiltige Entscheidung noch nicht getroffen wurde und an eine Versöhnung und Vereinigung der Parteien für's Erste nicht zu denken ist. Unsere Aufgabe wird sein, sich an die betreffenden Streitschriften anzuschließen, sie der Reihe nach, wie sie erschienen, anzuführen, ihren Inhalt kurz zu referiren und zu charakterisiren. Bei einer solchen Ueberschau, die bloß den Thatbestand im Auge behält und deren Hauptzweck es ist, den Lesern Anregung zu geben, der Frage nun selbst weiter nachzugehen, muß naturgemäß die Darstellung möglichst objectiv verfahren.

Ehe wir zum Kern der Frage gelangen, vorher eine kurze Darlegung über die Handschriften, in welchen uns das Nibelungenlied überliefert ist. Die Handschriften spielen nämlich bei dem Streite eine sehr wichtige Rolle und deshalb ist es unumgänglich geboten, wenn es auch Manchem etwas trocken

vorkommen mag, sie vorher zu berücksichtigen.

Vom Nibelungenliede gibt es eine große Anzahl Handschriften, die ältesten stammen aus dem 13. Jahrhundert, die jüngsten reichen bis in das 16. Jahrhundert. Es sind mit Einschluß aller Bruchstücke beinahe 30 solcher handschriftlichen Ueberlieferungen bekannt geworden. Diese Handschriftenmasse theilt sich in verschiedene Gruppen, an deren Spitze eine der hervorragenden Handschriften steht. Dieser Gruppen sind es hauptsächlich drei, auf die wir hier allein Rücksicht nehmen können. Die schönste und älteste Handschrift aus dem Anfange des 13., vielleicht schon aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, befand sich ehedem in Hohenems, gelangte dann in verschiedene Hände, später in den Besitz des Freiherrn von Laßberg und ist gegenwärtig die Zierde der fürstlichen Bibliothek in Donaueschingen. Laßberg veranstalte im vierten Bande seines Liedersaales einen urkundlichen Abdruck und gab überdies ein gelungenes Facsimile. Die Handschrift wird gewöhnlich die Hohenems-Laßbergische, auch schlechtweg die Laßbergische genannt, nach philologischer Ausdrucksweise aber mit dem Buchstaben C bezeichnet. Bemerkenswerth ist es, daß diese Handschrift mit ihren Nebenhandschriften im Schlußverse das Gedicht der Nibelunge liet, „der Nibelungen Lied“ nennt, während es in denen der beiden anderen Gruppen heißt: der Nibelunge Nôt, „der Nibelungen Noth.“ Eine andere Bearbeitung liegt in einer viel größern Handschriftenclasse vor, daher man ihren Text auch die „gemeine Lesart“ oder die „Vulgata“ zu nennen pflegt. Die Hauptvertreterin dieser Gruppe ist die St. Galler Handschrift (B), welche Friedrich Heinrich von der Hagen seinen Ausgaben zu Grunde legte. Die dritte hauptsächliche Handschrift ist ebenfalls eine ehemalige Hohenemser, welche sich jetzt in der Münchener Bibliothek befindet. Sie ist ebenfalls noch im 13. Jahrhundert geschrieben, aber wohl erst am Ende, und ist an sich flüchtig und unschön. Diese Hohenems-Münchener Handschrift (A) legte Karl Lachmann seiner berühmten Ausgabe zu Grunde, von welcher wir hier allein Notiz nehmen, da sie die Leistungen von Hagen überbot und bis vor kurzer Zeit allein Geltung hatte.

Was die Einführung von Buchstaben zur Bezeichnung der Handschriften betrifft, die hier auch nicht unberührt bleiben darf, so leuchtet ein, daß man sich jener der Kürze wegen bedient. Namentlich bezeichnet man eine Handschrift gern nach dem Orte, an dem sie aufbewahrt ist, und wählt deshalb den Anfangsbuchstaben des betreffenden Wortes oder Namens. Also danach würde die St. Galler Handschrift G, die Hohenemser H, die Münchener M genannt werden, und dieser Gebrauch wird auch vielfach noch eingehalten, namentlich wenn es der Handschriften nicht zu viele sind. Lachmann bediente sich aber in sehr sinniger Weise der Buchstaben des Alphabets, indem er durch die „Reihenfolge“ den Werth, das heißt nicht den äußerlichen, graphischen, historischen oder antiquarischen, sondern den inneren, philologischen Werth auszudrücken suchte. Die jüngeren, dem 15. Jahrhundert erst angehörenden Handschriften, meist Papierhandschriften, benannte er mit kleinen Buchstaben a, b, c u. s. w. Wie angedeutet, legte Lachmann seiner Ausgabe die Hohenems-Münchener zu Grunde, systemgemäß heißt sie darum bei ihm A, der gemeine Text in der St. Galler Handschrift, der in der Mitte steht zwischen A und der Laßbergischen heißt B, und die Laßbergische selbst C. Diese Benennungen sind durch langen Gebrauch eingewurzelt, man hält auch noch an ihnen fest, seitdem man an Lachmann's Ansicht vom Werthe der Handschriften zu zweifeln begonnen hat.

Zehn Jahre vor dem Erscheinen seiner Ausgabe legte Lachmann schon seine Grundsätze über die Entstehung und ursprüngliche Gestalt unseres Nationalepos in einem kleinen Schriftchen nieder, betitelt: „Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth“ (Berlin 1816). Angeregt durch Wolf's Untersuchungen über Homer, suchte Lachmann die Liedertheorie dieses Gelehrten auch auf die Nibelungen zu übertragen, indem er die Ansicht aussprach, „daß das Nibelungenlied aus einer noch jetzt erkennbaren Zusammensetzung einzelner romanzenartiger Lieder entstanden sei,“ und zwar müsse die Entstehung der einzelnen Lieder in der jetzigen Ausbildung, wo nicht gänzlich, doch meistentheils in das zwölfte Jahrhundert gesetzt werden.

Im Jahre 1826 erschien Lachmann's Ausgabe: „Der Nibelunge Noth und die Klage“ (Berlin). Er nennt den Text der Hohen-

ems-Münchener Handschrift (A) gegen den der sämmtlichen anderen den „offenbar älteren“ und deutet an, daß diese ebenso oft absichtliche als zufällige Veränderungen dieses älteren Textes aufzuweisen hätten. Die Wahl der Handschrift A, von welcher Lachmann selbst sagte, daß der größte Theil von zwei wenig sorgfältigen Händen nicht schön geschrieben wäre, hängt auf's engste zusammen mit der Ansicht, daß nicht ein Dichter der Verfasser, sondern daß das Epos aus Volksliedern entstanden sei. Die kürzeste Handschrift — und dies ist A im Vergleiche zu B und C — wird am ehesten zu einer solchen Anschauung passen. In den Anmerkungen „Zu den Nibelungen und zur Klage“ (Berlin 1836) gab Lachmann außer dem Variantenapparat auch seine Ansichten im Einzelnen kund über die Entstehung des Gedichtes, wie über Echtheit und Unechtheit der Strophen. Praktisch wurden diese in der zweiten Auflage der Ausgabe verwerthet, *) indem er die Strophen, welche ihm unecht erschienen, cursiv drucken ließ. Das ganze Gedicht theilte er in 20 Abschnitte, die er nach seinem Principe mit Fug und Recht „Lieder“ nennen konnte. Zur 400jährigen Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst erschienen in prachtvoll ausgestatteter Ausgabe diese „zwanzig alten Lieder von den Nibelungen“ besonders gedruckt. Für die Lectüre auf Schule und Universität glaubte K. A. Hahn durch eine Zusammenstellung der echten Lieder von den Nibelungen nach Lachmann's Kritik sorgen zu müssen; während er aber trotz des Zusatzes auf dem Büchlein „als Manuscript für Vorlesungen“ nichts mehr oder weniger unternahm als einen Nachdruck, so hat er doch unbewußt zur Bereicherung der Wissenschaft beigetragen, indem die von jeder anderen Zuthat befreiten Lieder, die jetzt dem Auge und der Beobachtung zugänglicher waren, auf ein Kriterium hinleiteten, welches Lachmann nie geäußert hatte, nämlich auf die Eintheilung der Lieder in Heptaden, in eine Siebenzahl von Strophen. Jakob Grimm war es, der die Heptaden entdeckte und sich entschieden gegen dieses Verfahren erklärte.

Lachmann's hervorragendes kritisches Talent sicherte ihm auch eine bedeutende Autorität. Seine Ausgabe wurde viermal aufgelegt, in allen Schulen und Universitäten, wo man diese Studien betrieb, wurde die vollständige Ausgabe oder wenigstens Lachmann's Text im Auszug benutzt, die Liedertheorie fand allgemeine Zustimmung, man kann sagen: Lachmann's Kritik war zu etwas Selbstverständlichem geworden, zumal die Literaturhistoriker fast ohne Ausnahme sich an sie anschlossen und dadurch die Lehre auch bei solchen verbreiteten, denen eine eingehendere Beschäftigung mit der Sache fern liegt. Auch die Uebersetzer folgten der Ausgabe Lachmann's, wenn sie auch die von ihm für unecht erklärten Stellen nicht ausschlossen. — Da erschien im Jahre 1854 wie ein Blitz aus heiterem Himmel eine Schrift von Holtzmann, welche mit einem Schlage die ganze Liedertheorie und überhaupt die Lachmannische Nibelungenkritik verwarf. Begreiflicherweise machte sie allgemeines, in den deutsch-philologischen Kreisen ganz ungeheures Aufsehen. Sie ist der Beginn eines wissenschaftlichen Kampfes, der noch heute nicht zum friedlichen Abschluß gelangt ist, mit ihr hebt die „Nibelungenfrage“ an, denn man fragte früher nicht, man glaubte. Der Titel dieses epochemachenden Buches ist folgender:

„Untersuchungen über das Nibelungenlied von Doctor Adolf Holtzmann.“ (Stuttgart 1854.)

Wenn wir grade dieser Schrift eine genaue Würdigung zu Theil werden lassen, so rechtfertigt sich dies von selbst, die andern, welche ihr, sei es von befreundeter, sei es von gegnerischer Seite aus, folgten, mögen dann nur nach ihren Hauptzügen berücksichtigt werden. Holtzmann's Schrift, welche Friedrich Heinrich von der Hagen gewidmet war, einem Manne, dessen Verdienste von Lachmann leider nicht recht anerkannt wurden, zerfällt in drei Hauptabschnitte: der erste hat es mit dem Handschriftenverhältnisse zu thun, der zweite bespricht die Entstehung und geht hier auf die verschiedenen Einzelheiten näher ein, auf die Reime, auf die Sprache, auf den Dichter und so weiter, der dritte endlich entwickelt die Sage. Wir berühren nur im Einzelnen die wichtigsten Punkte, welche dem allgemeinen Interesse nahe liegen. Schon die

*) Der Nibelunge Noth und die Klage. Nach der ältesten Ueberlieferung mit Bezeichnung der unechten und mit den Abweichungen der gemeinen Lesart herausgegeben von Karl Lachmann. Zweite Ausgabe. Berlin 1841. — Dritte Ausgabe. Berlin 1851. — Vierter Abdruck. Berlin 1859.

Vorrede läßt den Standpunkt des Verfassers, den er gegen die Lachmannische Lehre einnahm, deutlich erkennen: „Es ist überall eine mißliche Sache," heißt es dort, „eine Ansicht, die zu allgemeiner Geltung gelangt ist, für einen Irrthum zu erklären, und ihr die Wahrheit entgegenzusetzen, zumal wenn der Irrthum selbst noch jung ist und noch mit dem lebhaften Eifer, den man einer neugewonnenen Wahrheit zuwendet, verkündet und festgehalten wird, und wenn er sich an Namen knüpft, die ein Gegenstand unserer Verehrung geworden sind. Dies alles ist in hohem Maße der Fall bei den Ansichten über die Entstehung des Nibelungenliedes, denen hier entgegengetreten werden soll." Indem Holtzmann die allgemeine Verbreitung und Anerkennung der Lachmannischen Kritik überhaupt und der Nibelungenkritik insbesondere, die sich mehr auf das gesunde Gefühl als auf den Verstand beruft, hervorhebt, fährt er fort: „Und nun — diese Ausgabe für eine von Grund aus verfehlte, und jene triumphirenden Ansichten für Irrthümer zu erklären, heißt das nicht einem rennenden Rosse in die Zügel fallen, und den brausenden Wagen mit der Hand aufhalten wollen?" Holtzmann will aber keine Kritik der Leistungen Lachmann's versuchen, will den herrschenden Ansichten ihren ungehemmten Lauf lassen, aber er wagt es, eine neue Ansicht daneben zu stellen und nicht auf das Gefühl, sondern auf den Verstand zu gründen. Auch eine Seite, gewissermaßen eine persönliche Seite berührt er, die wir hier nicht außer Acht lassen dürfen, weil in dem folgenden Kampfe auch nicht immer die Sache allein verfochten wurde. Was hier Holtzmann erklärte, war Manchem aus der Seele gesprochen, die treuen und persönlichen Anhänger Lachmann's aber mußten sich durch diese offene Sprache tief verletzt fühlen. Im Buche selbst scheute sich Holtzmann ebensowenig, am geeigneten Orte schonungslos gegen Lachmann's Irrthum aufzutreten. Es heißt also weiter in der Vorrede: „Vielleicht scheint es Manchem, daß ich gegen einen so bedeutenden Mann, wie Lachmann war, zumal nach seinem Tode, die schuldige Rücksicht verletzt habe, indem ich den Widerspruch trocken hinstelle, ohne ihn mit den herkömmlichen Lobeserhebungen und Ausrufungen der Bewunderung einzuhüllen. Aber ich sehe keinen Grund, jetzt zurückzuhalten, was ich viel lieber und dann viel schärfer dem Lebenden gegenüber ausgesprochen haben würde: und ich gestehe es, daß ich bei Lachmann, dessen Verdienste meiner Anerkennung nicht bedürfen, einen Ton herrschend finde, der mein Gefühl (um auch einmal vom Gefühl zu sprechen) verletzt. Wie ein Unfehlbarer aufzutreten, in geheimnißvollen Winken seine Weisheit errathen zu lassen, statt der Beweise Schmähungen vorzubringen, das sollte nie und nirgends, auch dem größten Gelehrten nicht gestattet sein; und daß es unter uns möglich war, einen solchen Ton auch nur anzuschlagen und gar Erfolge damit zu haben, das gereicht der Bildung unserer gelehrten Welt nicht zur Ehre."

Holtzmann hält es für nöthig, über die Anschauung vom Epos, wie sie seiner Betrachtung des Nibelungenliedes zu Grunde liegt, sich zu verbreiten, sodann beleuchtet er zu seinem Zwecke das Verhältniß der Kelten zu den Germanen. Uns interessirt nur zunächst die Hauptfrage, die Handschriftenfrage, in welcher der Verfasser grade zu dem entgegengesetzten Resultate gelangt wie Lachmann. Seine Deduction ist in Kurzem folgende: Es ist nothwendig, daß man hinsichtlich der verschieden überlieferten Texte eine Entscheidung treffe, welcher der älteste und echteste sei: davon hängt die Ansicht über die Art der Entstehung und der ursprünglichen Gestalt des Werkes wesentlich ab. „Alle Herausgeber und Kritiker des Gedichtes scheinen darin übereinzustimmen, daß die Hohenems-Münchener Handschrift (A) allen anderen Handschriften mit dem kürzesten, ältesten und ursprünglichen Texte gegenüberstehe, daß ferner die Sanct Galler Handschrift (B) und die zahlreichen Handschriften, die sich ihr anschließen, eine erste Ueberarbeitung enthalten, welche dann in der Hohenems-Laßbergischen (C) noch einmal erweitert und verbessert worden sei." Diese Ansicht hat allgemeinen Beifall, ist aber nirgends bewiesen. Darum will Holtzmann das Verhältniß der Handschriften unter einander einer Prüfung unterwerfen. Handschrift A ist der Zeit nach später als B geschrieben, ferner ist A flüchtig und fehlerhaft, ferner steht sie fast allein, während sich um die anderen beiden Haupthandschriften, namentlich um B, eine Anzahl anderer Ueberlieferungen gruppiren, und endlich bietet A den kürzesten Text. „Vielleicht ist es grade die Kürze und nichts als die Kürze, was die Ansicht von der größeren Echtheit

dieses Textes veranlaßt hat. Man ging von der Voraussetzung aus, daß das Nibelungenlied aus dem Munde des Volkes geschöpft sei; solche Volksgesänge aber, meinte man, erhalten fortwährend Erweiterungen; diejenige Aufzeichnung, welche sie in der kürzesten Gestalt darbietet, steht ihrem Ursprunge am nächsten." Keine Handschrift ist aber eine unmittelbare Aufzeichnung von Volksgesängen, alle sind nur Abschriften älterer Handschriften. „Beim Abschreiben nun zeigt sich grade umgekehrt, daß ein Text nicht länger wird, sondern immer kürzer, je öfter er abgeschrieben wird." Die Meinung, daß Handschrift C aus B entstanden sei, ist nicht minder unbewiesen. Der Text von C, der an sich besser ist, sei durch absichtliche Besserung zu seiner vorliegenden Gestalt gelangt, der weniger gute Text von B sei nichtsdestoweniger ursprünglicher, älter, echter. Es ist von vornherein unwahrscheinlich, daß die älteste und beste Ueberlieferung dennoch die jüngste und schlechteste sein soll. Vergleichungen im Einzelnen ergeben: daß B absichtlich kürzt und ändert. Das Ergebniß ist also: C kommt dem ursprünglichen Texte am nächsten, wenn es auch das Original nicht selbst ist, B gibt einen abgekürzten, überarbeiteten und entstellten Text, A ist eine nochmalige Abkürzung und mit zahllosen Fehlern vermehrte Entstellung von B. „A gibt den schlechtesten Text." Lachmann's Ausgabe ist also unbrauchbar, eine neue kritische Ausgabe, welche Handschrift C zu Grunde legt, macht sich nöthig. — Steht dies neue Lehrgebäude auf festem Grunde, dann fällt folgerichtig das andere von der Liedertheorie danieder. Ist das Gedicht nicht aus Volksliedern entstanden und zusammengesetzt, dann rührt es von einem Dichter her. Wer dieser Dichter sei, darüber ist schon viel nachgedacht und gestritten worden. Zu den vielen bereits bestehenden Hypothesen stellte Holtzmann eine neue; er nahm an, daß der Schreiber Konrad, der nach dem Berichte der Klage, des unstrophischen erzählenden Gedichtes, welches nach dem Untergange der Burgunden am Hofe des Königs Etzel die erschlagenen Helden von den überlebenden Etzel, Dietrich und Hildebrand beklagen läßt, im Auftrage des Bischofs Pilgrim von Passau auf Grund alter Sagen ein Buch verfaßte und niederschrieb, daß dieser Konrad der Dichter des Nibelungenliedes gewesen sei. Wir können gleich hier anführen, daß sich diese Hypothese gar keiner Zustimmung erfreute, auch nicht von Seiten derer, die sonst auf Holtzmann's Behauptungen einzugehen geneigt waren. So viel über das Buch von Holtzmann, dessen Hauptinhalt wir darlegten.

Es mußte in der gelehrten Welt auf's Neue Aufsehen erregen, daß kurz nach dem Erscheinen jener Untersuchungen über das Nibelungenlied von Zarncke, einem Schüler Lachmann's, im literarischen Centralblatt eine Recension zu lesen war, in welcher die Zustimmung zu dem negativen Urtheile Holtzmann's ausgesprochen wurde und zwar mit der ausdrücklichen Erklärung, daß der Recensent durch eigene Forschungen zu dem gleichen Resultate gelangt sei. Bald darauf wurden diese selbständigen Untersuchungen veröffentlicht in einer kleinen Schrift, ursprünglich einem Vortrage, mit welchem Zarncke seine Professur an der Leipziger Universität antrat, betitelt: Zur Nibelungenfrage. Ein Vortrag gehalten in der Aula der Universität Leipzig am 28. Juli von Friedrich Zarncke. Nebst zwei Anhängen und einer Tabelle (Leipzig 1854).

Der Verfasser behauptet, daß nach äußern und inneren Gründen der Handschrift C der höhere Werth zustehe und verlangt, daß die Anhänger von A dagegen ihrerseits den noch nicht gelieferten Beweis nachträglich beizubringen hätten, daß eben diese jüngere und schlechte Ueberlieferung den besten und ältesten Text enthalte. Ohne jedoch die Führung jenes Beweises abzuwarten, will der Verfasser schon jetzt den Gegenbeweis versuchen. Die Einzelheiten des Schriftchens sind sehr lehrreich und für den, der von der Liedertheorie eingenommen war, mußten sie manchmal wahrhaft überraschend sein.

So waren auf einmal zwei Gegner aufgestanden, welche die hergebrachte Schulmeinung zu untergraben drohten. Man glaubte allgemein, daß der Mann, welcher als der erste Schüler Lachmann's galt und ganz in dessen Geiste wirkte und schaffte, daß Moritz Haupt nun die Lehrsätze seines Meisters zu vertheidigen und auf's Neue zu befestigen unternehmen würde. Leider verschmähte er es, sich offen in einen Kampf einzulassen, dafür fand Lachmann andere Kämpen. Heinrich Rückert schrieb eine Recension gegen Holtzmann's Buch, Karl Müllenhoff lieferte einen großen Aufsatz in die Allgemeine Mo-

natsschrift für Wissenschaft und Literatur, dann in einem besonderen Abdrucke erschienen unter dem Titel: „Zur Geschichte der Nibelunge Not von Karl Müllenhoff,“ (Braunschweig 1855), in welchem er gegen beide Gegner, Holtzmann und Zarncke, wie mit Keulenschlägen losdonnerte. Mäßiger trat Max Rieger gegen die neue Lehre und deren Vertreter auf (dabei aber auch geistig nicht so gewichtig wie sein Vorkämpfer Müllenhoff), in der kleinen Schrift: „Zur Kritik der Nibelunge von Max Rieger,“ (Giessen 1855). Müllenhoff's Schrift hat leider durch den unanständigen Ton, in welchen der Verfasser verfiel, nicht die Beachtung gefunden, die wenigstens ihr erster allgemeiner Theil verdient. Auch hat sie dem größeren Publicum den ganzen Streit als einen widerwärtigen erscheinen lassen, sie hat also mehr geschadet als genutzt. Müllenhoff beharrt auf dem Lehrsatze Lachmann's, über dessen Richtigkeit gar nicht zu streiten sei. Rieger, der nur hie und da gegen Holtzmann eine sittliche Entrüstung durchblicken läßt, versucht im Einzelnen nachzuweisen, daß A den besten Text biete, B und C aber Verschlechterungen seien. Eine Beurtheilung des Müllenhoff'schen Werkes von W. Müller in den Göttingischen gelehrten Anzeigen suchte die dort zu Gunsten der Liedertheorie beigebrachten Beweise zu widerlegen, zugleich rügte sie in verständiger Weise die pasquillartige Haltung jener Streitschrift. Eine Replik gegen Rieger und Müllenhoff war dann folgendes Schriftchen: „Kampf um der Nibelunge Hort gegen Lachmann's Nachtreter. Von Dr. Adolf Holtzmann,“ (Stuttgart 1855). Leider verfiel der Verfasser auch an vielen Stellen in einen Ton, der seiner persönlichen Erregtheit zu viel Spielraum gewährte. Dagegen erschienen wieder zwei Schriften von Anhängern Lachmann's: „Reste der Alliteration im Nibelungenliede von O. Vilmar“ (Marburg 1855) und „Ueber die Nibelungenhandschrift C. Sendschreiben an Herrn Geh. Hofrath Professor Dr. Goettling in Jena von R. von Liliencron“ (Weimar 1856). Vilmar suchte in der Alliteration, welche sich an vielen Stellen des Nibelungenliedes vorfindet, den Beweis zu finden, daß das Gedicht aus alten Volksliedern entstanden sei, deren ursprüngliche alliterirende Form die spätere Gestaltung nicht völlig verwischen konnte. Auf die Handschriftenfrage geht der Verfasser nicht ein. Daß diese aber in Liliencron's Schrift im Vordergrunde steht, lehrt schon der Titel. Liliencron unternahm den Beweis, daß Handschrift C besser, d. h. relativ besser sei als B und A, indem die Schreiber oder Umarbeiter die ehedem volksmäßige Ausdrucksweise in die edlere, den Hofkreisen des dreizehnten Jahrhunderts entsprechende Form zu bringen beflissen waren und daß man dieses Verfahren von A aus durch die Handschriften des gemeinen Textes bis zu C hindurch verfolgen könne. Der Verfasser hat hierfür mit einem wahren Bienenfleiße die bezüglichen Stellen zusammengesucht. Die Schrift ist in ruhigem Ton gehalten und wird von vielen Anhängern der neuen Lehre als die beste anerkannt, welche überhaupt im Sinne Lachmann's geschrieben wurde. Holtzmann beurtheilte sie in Pfeiffer's Germania aber leider wieder von allzu persönlichem Standpunkte aus.

Binnen wenig Jahren also eine polemische Nibelungenliteratur! Viele Universitäts- und Gymnasiallehrer, die sich zu Holtzmann's und Zarncke's Ansichten bekannten, fühlten das dringende Bedürfniß einer kritischen Ausgabe des in C überlieferten Textes. Die andere Partei hielt natürlich mit Lachmann's Theorie auch an dessen Ausgabe fest, also an der Nibelunge Noth. Ehe man eine genügende Ausgabe des Nibelungenliedes beschaffen konnte, griff man zu den billigen Ausgaben der Laßbergischen Handschrift — der Liedersaal ist selten und theuer und wegen Einhaltung des Urkundlichen für die Anfänger nicht wohl zu gebrauchen — welche Schönhuth früher veranstaltet hatte. Im Jahre 1856 erschien von Zarncke eine Ausgabe des Nibelungenliedes, nach kritischen Grundsätzen hergestellt, aber ohne den gesammten gelehrten Apparat. Sie bietet aber doch so viel, daß sie auch den Gelehrten sehr nützlich ist, wenn der Herausgeber auch bescheiden bemerkt, daß diese ihrer entrathen könnten. Für den Schulgebrauch empfiehlt sie sich durch zwei dankenswerthe Zugaben, durch eine kurzgefaßte Darstellung der mittelhochdeutschen Metrik und durch ein für Anfänger bestimmtes Glossar. Im folgenden Jahre erschien die längst erwartete kritische Ausgabe von Holtzmann: „Das Nibelungenlied in der ältesten Gestalt mit den Veränderungen des gemeinen Textes. Herausgegeben

von Adolf Holtzmann" (Stuttgart 1857). Auch eine Schulausgabe rührt von demselben Herausgeber her, sie unterscheidet sich von der großen Ausgabe nur dadurch, daß in ihr der gelehrte Variantenapparat hinweggelassen ist. — Nun haben wir zwei Nibelungenliedausgaben, zwei Anschauungen über die Entstehung unseres Nationalepos, zwei unversöhnte Parteien! Grade durch die Ausgaben ist es fühlbar, daß wir auf diesem Gebiete, auf dem so lange Zeit Eintracht und Einhelligkeit geherrscht, Gegensätze und Spaltung errungen haben. Auf den ersten Blick erscheint dies trostlos, denn hier handelt es sich ja nicht um ein antiquarisches Ueberbleibsel, dem nur die Gelehrsamkeit eine Neigung entgegenzutragen vermag, hier betrifft es einen der edelsten Schätze unserer Literatur, welcher ein Gemeingut des ganzen Volkes ist. Aber wenn auch eine Klage über solche Zersplitterung dem Herzen des Vaterlandsfreundes entsteigt, so müssen wir es auf der anderen Seite als ein Glück bezeichnen, daß im Dienste der Wahrheit der Zweifel an der gewohnten Anschauungsweise nicht unterdrückt wurde. Vor der Hand freilich werden die beiden Heerlager noch gerüstet einander gegenüberstehen, aber wir hoffen mit Zuversicht, daß einst der Friede geschlossen werde. Nach unserer Ueberzeugung bedarf es aber hierzu der verschiedenartigsten Vorarbeiten, die sich für's Erste um den vorliegenden Fall nicht im mindesten zu kümmern hätten. Um nur eine derselben namhaft zu machen, so denken wir vor allen an eine kritische und vergleichende Handschriftenkunde.

Nach dem Erscheinen der Ausgabe von Holtzmann schien ein Waffenstillstand geschlossen zu sein. Nur einzelne Plänkeleien fielen noch vor. Zarncke gab „Beiträge zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenliedes" (aus den Berichten der K. S. Gesellschaft d. W. zu Leipzig, 8. Bd. 1857), welche zwar nicht unmittelbar an die Streitfrage anknüpften, aber doch in Beziehung zu ihr standen. Er gab dann Fortsetzungen dieser Beiträge in Pfeiffer's Germania, die zum Theil gradezu polemischer Natur waren. In dieser Zeitschrift sowohl wie auch in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum wurden hin und wieder einmal Schlachtrufe erhoben, aber eine selbständige Schrift erschien längere Zeit nicht. Da aber kam nach zwei Jahren doch wieder ein bisher auf deutsch-philologischem Gebiete unbekannter Schriftsteller als Kämpfer hervor und legte eine Lanze für Holtzmann ein. Die Schrift betitelt sich: „Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Eine Streitschrift von Heinrich Fischer," (Hannover 1859). Der Verfasser sucht zuerst die von Vilmar benutzten Reste der Alliteration als ungenügend zum Beweise darzustellen, beleuchtet die von Lachmann zur Herstellung des echten Textes angewandten Kriterien, verfolgt Lachmann's Kritik durch alle zwanzig Lieder hindurch, kommt am Schlusse auf die Liedertheorie und die Handschriftenfrage zu sprechen und gelangt zu dem Ergebnisse: „Das Nibelungenlied ist das Werk *eines* Dichters und die Handschrift C enthält, von einzelnen Verderbnissen abgesehen, den ursprünglichen Text."

Wieder vergingen einige Jahre, ehe das Nibelungenlied wieder eine wissenschaftliche Monographie hervorrief. Bei dem Streite wurde bisher vor allen die Handschriften erörtert, dann die Liedertheorie. Seit Holtzmann den Schreiber Konrad zum Dichter der Nibelungen machte, ist die Frage nach der Person des Dichters nicht aufgeworfen worden, bis endlich im vorigen Jahre auch diese Frage zu lösen unternommen wurde. Der bekannte Franz Pfeiffer, der Herausgeber der Zeitschrift Germania, stellte eine Hypothese auf, welche in ihrem Ergebnisse überraschend ist, aber völlig zu überzeugen, dazu ist auch sie nicht angethan. Wichtiger noch als das Resultat scheint uns das Mittel zu sein, welches Pfeifer zu seiner Untersuchung benutzte, von diesem Standpunkte aus lassen sich vielleicht noch höhere Ziele erreichen. Da diese Schrift die letzte aus der Literatur der Nibelungenfrage ist und unseren Tagen am nächsten liegt, so dürfen wir sie wie die erste einer genaueren Betrachtung würdigen. Ihr Titel lautet: „Der Dichter des Nibelungenliedes. Ein Vortrag gehalten in der feierlichen Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften am XXX. Mai MDCCCLXII. von Franz Pfeiffer" (Wien 1862).

Es leuchtet von vornherein ein, daß nur der die Frage, wer der Dichter des Nibelungenliedes gewesen sei, stellen kann, welcher von der Ansicht ausgeht, daß das Epos einen einzigen Dichter habe, mit anderen Worten, welcher ein Gegner der Liedertheorie ist. „Die Verfasser der einzelnen Lieder ausfindig zu

machen," sagt Pfeiffer von seinem Standpunkte mit Recht, „ist eben so unmöglich, als der Name dessen, der die angeblichen Volkslieder gesammelt, geordnet und zu einem Ganzen vereinigt hat, im Grunde gleichgiltig ist." Lachmann's Anhänger haben danach auch nie geforscht. Wer dagegen die Ueberzeugung hegt, daß das Gedicht eine dichterisch einheitliche Schöpfung sei, hat natürlich auch das Recht, sich nach dem Namen des Dichters zu erkundigen. So viel nun auch schon in dieser Hinsicht Vermuthungen geäußert und zu begründen versucht wurden, so hat doch keine Bestand gehabt, auch Holtzmann's nicht ohne Wissenschaftlichkeit vorgebrachte Ansicht hat sich, wie bemerkt, keiner Zustimmung erfreuen können. Pfeiffer geht, indem er die Frage nach dem Verfasser des Nibelungenliedes abermals aufnehmen will, von sicheren bestimmten Grundlagen aus und macht die metrische Form nicht allein zum Ausgangspunkte, sondern auch zum Mittel- und Angelpunkte seiner Untersuchung. Andere haben diesen Weg zwar auch schon betreten, sind aber alle auf halbem Wege stehen geblieben. Pfeiffer's Untersuchung hat zwei Theile. Zuerst ist die Frage zu beantworten: „War die Nibelungenstrophe eine unmittelbar aus dem schöpferischen Geiste des Volkes hervorgegangene, althergebrachte, zu gewisser Zeit allgemein übliche Form für das Volksepos oder doch einzelne Theile desselben, oder aber ist sie das Werk bewußter vorgeschrittener Kunst?" Und zweitens: „Ist sie letzteres, ist sie das Kunstwerk eines Einzelnen, wer war der Urheber oder Erfinder?"

Die deutsche Literaturgeschichte lehrt uns, daß die metrische und namentlich die strophische Form, welche zunächst nur der Lyrik zukommt, sich dann aber auch auf die Epik erstreckt, in unserem Mittelalter immer Eigenthum des erfindenden Dichters ist. Die strophischen Formen des Volksepos weichen in der früheren Zeit alle von einander ab, erst später wird die Nibelungenstrophe, aber auch sie nicht in ihrer ursprünglichen Reinheit, für eine ganze Reihe von Heldengedichten angewendet. Nationaleigenthum war sie von vornherein nicht, sie gehörte einem Dichter an, und dieser Dichter ist der Kürenberger, von dem uns eine Anzahl Lieder eben in der Nibelungenstrophe überliefert sind; in einem derselben wird ausdrücklich gesagt, ein Ritter habe „in Kürenberges wise" gesungen. Ein Bedenken aber ist vorhanden. Zwischen den Liedern dieses Dichters und der ältesten Ueberlieferung des Nibelungenliedes liegt ein Zeitraum von 60 bis 80 Jahren. Deshalb nimmt Pfeiffer an, daß wir es in dem Nibelungenliede mit keinem Originalwerke zu thun haben, sondern nur mit einer spätern Umarbeitung, welche die ursprüngliche Form des Werkes nicht völlig zu tilgen vermocht hat. Daher im Nibelungenliede neben der Anwendung der reinen Reime, wie sie dem Geschmacke der verfeinerten Welt des 13. Jahrhunderts entsprachen, der ungenaue Reim und sonstige Alterthümlichkeiten. Nach der Ansicht des Verfassers ist des Dichters Quelle ein lateinisches Buch gewesen, eben jenes Buch, welches der Schreiber Konrad im Auftrage des Bischofs Pilgrim niedergeschrieben haben soll. Trotz der Anlehnung an diese Vorlage hat der Dichter auch einzelne Züge und Gestalten frei aus sich geschaffen. Im Spielmann Volker hat sich der Dichter selbst schildern wollen, um den Sängerstand in den Augen seiner vornehmen Standesgenossen gleichsam zu adeln. Einzelne Wendungen hat das Nibelungenlied mit den Liedern des Kürenberger's gemein. Im Gegensatze zu den höfischen Romandichtern hat der Dichter seinen Namen verschwiegen, und nach ihm halten daran alle Dichter fest, welche Stoffe aus der deutschen Volkssage behandeln. Die einzelnen Momente der Untersuchung wurden von Pfeiffer folgendermaßen zusammengefaßt: „Die Nibelungenstrophe ist nicht das Product des schaffenden Volksgeistes, ist kein Nationaleigenthum, sondern das Kunstwerk einer bestimmten Person. Der Erfinder der Strophe ist auch der Dichter des Liedes. Dieser ist der Kürenberger, dessen Heimath Oberösterreich, dessen Hauptquelle ein lateinisches Buch war. Der Kürenberger ist wie der älteste lyrische, so auch der erste höfische Dichter adeligen Standes, er ist der Schöpfer des volksmäßigen strophischen Epos und zugleich der größte epische Dichter unseres Volkes. Sein Werk ist die erste herrliche Frucht der Betheiligung des Ritterstandes an der Poesie. Von ihm hat die nationale Epik für alle Zukunft Form und Gestalt, Richtung und Ziel empfangen." —

Ueberschauen wir noch einmal die gesammte Literatur über die von Holtzmann angeregte Nibelungenfrage, so fehlt es nicht an tüchtigen Vertretern und Verfechtern beider

Richtungen. Natürlich leistete der eine mehr, der andere weniger. Keinem der von uns angeführten Werke fehlt Wärme und wissenschaftliche Strenge. Der Unparteiische darf dies constatiren, wenn es auch die, welche sich persönlich am Kampfe betheiligten, sicher nicht von allen zugeben werden. Wenn sich im Einzelnen persönliche Gereiztheit offenbarte, die bisweilen das Maß anständiger und zulässiger Polemik überschritt, so ist dies an sich freilich nicht zu loben. Aber es zeigt sich doch hierin, daß es dem, der sich verging, auch wirklich Herzenssache war, seine Ansicht auszusprechen. Der deutsche Gelehrte wird leicht grob und ungeschliffen, sobald er die objective Ruhe verliert. Das mag den Laien zum Troste gesagt sein, welche sich wegen jener Ausschreitungen verstimmt von der Sache hinwegwandten. Die höflichen Menschen sind nicht immer die besten und ehrlichsten. Von diesem Gesichtspunkte aus wird man den „Kampf um der Nibelunge Hort," wie ihn Holtzmann schalkhaft nannte, selbst mit objectiver Ruhe betrachten und würdigen können. Fragen wir nach der Gesammtheit der deutschen Philologen, von denen doch verhältnißmäßig nur wenige das Wort ergriffen, so gibt es außer denen, welche sich entschieden für das Alte oder Neue erklären, auch sehr viele Schwankende. Diese grade geben Zeugniß, daß der Kampf noch unentschieden ist, daß es sogar wünschenswerth erscheint, wenn er nicht einschläft. Nur aus dem Streite geht die Wahrheit siegreich hervor.

Und das größere Publicum? Soweit wir hier eine Beobachtung anstellen konnten, so scheint es uns, als ob der Gedanke, daß das Nibelungenlied das Werk eines bestimmten Dichters sei, dem Gefühle des dichterisch Genießenden am meisten entspreche. Dieses Gefühl mögen die Kritiker nicht zu gering anschlagen!

Ob dem Schriftchen von Pfeiffer andere Versuche über denselben Gegenstand folgen werden, wissen wir natürlich nicht zu sagen. Gegenwärtig hat sich wieder eine andere Frage in den Vordergrund gedrängt, welche vorzugsweise das Interesse gefangen nimmt, nämlich die nach der Heimath, nach Namen und Geschlecht Walther's von der Vogelweide. In kürzester Zeit sind hierüber verschiedene Untersuchungen angestellt worden. Da Walther neben dem Nibelungenliede das meiste Anrecht auf die Theilnahme nicht bloß der Gelehrten, sondern aller Gebildeten hat, so möge es gestattet sein, auch einmal diese „Tagesfrage" in diesen Blättern zur Sprache zu bringen.

Sonora.

In einem Rapport an den spanischen Vicekönig in Mexiko über die westlichen Provinzen Sonora und Sinaloa, gleich nachdem sich die Spanier hier festgesetzt hatten, heißt es: „Eine wissenschaftliche Erforschung der Provinz Sonora in mineralogischer Hinsicht würde ohne Zweifel, wenn damit zugleich eine Einwanderung verbunden wäre, die Entdeckung so außerordentlicher Gold- und Silberlager herbeiführen, wie sie in der Welt noch nicht gesehen worden sind." Und doch haben die habgierigen Spanier wenig Gewinn aus diesen unermeßlichen Schätzen gezogen und ebensowenig die Mexikaner, nachdem sie das verhaßte Joch der Spanier abgeschüttelt. Noch liegen sie fast unberührt da und um so mehr stechen sie den Franzosen in die Augen, die sich schon als die rechtmäßigen Erben derselben ansehen. Die große ruhmreiche Nation, oder vielmehr der Leiter derselben, hat ein Haar darin gefunden, Krieg nur um der Idee willen und nicht um irdischen Lohn zu führen. Der Wohlstand ohne gleichen, zu dem Frankreich unter dem neuen Kaiserreiche gelangt sein soll, ist eben nur eine Phrase, wie viele andere. Ueberhaupt hat die mexikanische Expedition viel dazu beigetragen, das blinde Vertrauen zu der Weisheit des Kaisers gewaltig zu erschüttern. Die Gloire, der allgemeine Götze der großen Nation, scheint ihre Zugkraft verloren zu haben; es bedarf anderer Mittel, um die Unzufriedenen zu versöhnen.

So hat man denn jenen alten Rapport hervorgesucht, und alle französischen Zeitschriften sind voll der Schilderungen jenes neuen Dorado's, das die Fülle seines Segens über das neue Kaiserthum schütten soll. Zwar hat die Sphinx auf dem französischen Throne noch nicht gesprochen, man kennt noch nicht die Absichten, welche der schweigsame Mann gegen Mexiko hegt, aber dennoch rüstet man bereits sehr lebhaft, um Ingenieure und Arbeiter auszusenden, welche jene

unermeßlichen Schätze aus dem Schoße der Erde heraufholen sollen. Das alte Sprichwort der Nürnberger, „Niemand zu hängen, den man nicht habe,“ scheint den Franzosen nicht bekannt zu sein. Obgleich der Kampf in Mexiko noch lange nicht entschieden ist und der Vergleich der Leistungen der Franzosen mit denen der Nordamerikaner entschieden zu Ungunsten der ersteren ausfällt, so bilden dennoch die reichen Gold- und Silberlager in der Provinz Sonora, an denen man sich schadlos halten will, das allgemeine Tagesgespräch in Frankreich. Schon lange hat man sehnsüchtig danach ausgeschaut und allerlei Intriguen spielen lassen, ohne dadurch dem Ziele auch nur um einen Schritt näher zu kommen.

Unter diesen Umständen haben die Studien über dieses Gebiet, die jetzt so eifrig jenseits des Rheins betrieben werden, auch wohl für unsere Leser Interesse.

Sonora ist der westlichste Staat der mexikanischen Republik. Er stößt unmittelbar an das ungeheure Gebiet der nordamerikanischen Union. Die Grenze zwischen beiden ist durch den am 30. December 1853 zu Mesilla abgeschlossenen Vertrag festgestellt worden. Sonora liegt zwischen dem 26° 40′ und 32° 42′ nördl. Br. und dem 109 bis 116° westl. L. von Paris. Im Norden wird es von dem District Arizona, der jetzt zur nordamerikanischen Union gehört, begrenzt. Im Osten trennt es die unter dem Namen Tarahumara bekannte Bergkette der Sierra Madre von dem mexicanischen Staat Chihuahua und im Süden der Rio del Fuerte von dem Staat Sinaloa, während Sonora im Westen von dem californischen Golf bespült wird.

Die größte Längenausdehnung des Staates Sonora von Norden nach Süden beläuft sich auf 67¾ geograph. Meilen und die größte Breite von Osten nach Westen auf 64½ Meile. Das Gesammtgebiet wird, ganz abgesehen von den Territorien, die an die nordamerikanische Union bereits abgetreten sind, auf 3013 Quadrat-Meilen angegeben. Der Staat Sonora ist also fast ⅓ so groß wie Frankreich.

Der östliche Theil des Landes ist sehr gebirgig, da er von den Zweigen der Sierra Madre durchsetzt wird. Im westlichen Theile sieht man dagegen ausgedehnte Ebenen, aus denen einzelne Berge (cerros) oder nicht sehr hohe Gebirgsrücken (cordilleras) von geringer Ausdehnung hervorragen, so daß das Land hier ein ganz anderes Aussehen hat wie in dem östlichen Theile. Die höheren Berge sind mit Tannen, Fichten, Cedern und andern Bäumen bedeckt, die wir auch in unsern europäischen Wäldern finden. Je mehr man sich der großen Bergkette der Sierra Madre nähert, nehmen die Ebenen an Ausdehnung ab, aber sie gewähren einen sehr angenehmen Anblick.

Das Thal von Sonora, zwischen zwei Bergketten belegen, ist ein sehr schönes Land. Es wird von einem Fluß mit klarem Wasser durchflossen, an dessen Ufern auf einer Länge von noch nicht 17 geograph. Meilen 7 Städte liegen und zwischen diesen schöne Haciendas mit zahlreichen Heerden. Nur in der Nähe der Küste, wo das Wasser fehlt, ist das Land öde und dürr. Im Norden ist die Küste sandig; eine Dünenreihe trennt hier das bebauungsfähige Land von dem Meere. Im Süden, von der Insel Tiburon bis zum Rio del Fuerte, ist die Küste uneben. Sie bietet den Schiffen nur einen einzigen guten Hafen, zu Guaymas, an der Mündung des Rio San-José.

Die vorzüglichsten Flüsse sind: der Rio Sonora, der aus der Sierra de la Camanaa herabkommt und zuerst von Norden nach Süden fließt, dann sich aber nach Westen wendet und sich nach einem Laufe von ungefähr 45 Meilen im Sande gegenüber der Insel Tiburon verläuft. Auf den französischen Karten führt dieser Fluß den Namen Rio de los Urès oder Rio Arispe. Sein bedeutendster Zufluß ist der Rio San-Miguel de Horcasitas oder Rayon, der von der Sierra Antune herabkommt.

Der Rio del Altar, dessen Quellen in der Sierra de la Arizona liegen, verliert sich gleichfalls, nach einem Laufe von 59 Meilen, wobei er den Rio Magdalena und mit diesem den Rio Louces aufgenommen hat, im Norden im Sande. Der Rio Mayo, aus der Sierra Madre kommend, bewässert auf einer Länge von 45 Meilen den südlichen Theil des Staates und geht bei 26° 50′ nördlicher Breite in den californischen Golf. Der größte Fluß ist jedoch der Rio Yaqui oder Buenavista, auch Rio grande genannt. Nach einem Laufe von mehr als 80 Meilen fällt er gleichfalls in den californischen Golf. Bei Hochwasser kann er durch kleinere Schiffe be-

fahren werden. An der Küste findet man zahlreiche Sümpfe mit Salzwasser, die von Caimans bewohnt werden.

Wie überall in Mexico hängt auch hier das Klima von der Höhe und der Gestaltung des Bodens ab. An der Küste wehen im Sommer heiße Winde, wodurch die Bewohner nicht wenig belästigt werden. Sonst ist das Klima wohl warm, aber doch gesund, da frische Winde eine zu große Hitze verhindern. Die Regenzeit beginnt im Juni und dauert bis zum September; dann regnet es bis zum März zeitweise und während dieser Zeit ist die Temperatur nicht so niedrig, daß sie lästig wird. Mit dem März beginnt die trockene Jahreszeit, in der aber die Hitze, wenigstens binnenwärts, niemals übermäßig groß ist.

Die zahlreichen Wälder liefern Bau-, Möbel-, und Farbehölzer in Menge, ebenso ist Ueberfluß an Früchten. Das Land ist fruchtbar; man baut besonders Mais und Bohnen, aber auch Zuckerrohr, Taback, Indigo und Wein. Unter den Medicinalpflanzen ist besonders Sarsaparilla zu nennen.

Das Thierreich ist nicht weniger reich vertreten. Die Jagd gibt gute Beute. Besonders zahlreich sind die Vögel, und unter diesen sind wieder die Papageien mit glänzendem Gefieder hervorzuheben. Der californische Golf wie auch die Flüsse sind reich an Fischen, die den Indianern eine nicht unwichtige Hilfsquelle darbieten.

Die Bevölkerung von Sonora schätzt man auf 147,133 Köpfe, so daß auf die Quadrat-Meile noch nicht 49 Bewohner kommen. Auf die Eingeborenen kommen davon ³/₄ und nur ¹/₄ auf die weiße Race. Die Yaquis und Mayos, die an den gleichnamigen Flüssen wohnen, sind die Hauptstämme der Indianer. Sie sind von hohem Wuchs und ihre Gesichtszüge sind regelmäßig. Der Cultur sind sie zugänglich; sie treiben Ackerbau, Bergbau und allerlei nützliche Gewerbe, jedoch bewahren sie sorgfältig ihre Traditionen und Gebräuche. Jeder Stamm bewohnt einen eigenen District und in jedem derselben findet man acht Pueblos (Dörfer). Die Zahl der Yaquis rechnet man auf 14,000.

Noch mehr befreundet mit den Weißen und überhaupt von diesen wenig zu unterscheiden sind die Opotas. Ihr Charakter ist zwar sehr sanft, aber dennoch fehlt ihnen der [illegible] nicht. Ihre Hauptbeschäftigung sind Ackerbau und Viehzucht. Man findet sie auch in den Goldwäschereien. Ihre Zahl schätzt man auf 35,000, die in den Districten Ures, Arispe, Apoyura, San Ignacio und Sahuaripa 29 Dörfer bewohnen.

Die Pimas, deren Zahl 15,000 beträgt, sind im Allgemeinen arbeitsam und stehen in ihrem Charakter den Opotas, mit denen sie früher auch zusammenwohnten, nahe. Sie bewohnen zwei besondere Districte, Pimeria-Alta an der Nordwestgrenze, und Pimeria-Bassa, in der Mitte des Staates. In dem ersteren Districte haben sie jedoch vier Niederlassungen der Räubereien der Apachen wegen aufgegeben.

Die Papagos — der Zahl nach 8000 — gehören einem kriegerischen Stamm an. Sie leben von der Jagd und dem Fellhandel. Sie bauen jedoch auch Früchte und flechten zierliche Körbe. Desgleichen haben auch die Seris ihren wilden Charakter bewahrt. Man begegnet ihnen auf der Insel Tiburon und in der Nähe derselben auf der Küste. Sie leben vom Fischfang und besonders vom Viehdiebstahle. Sie machen Gebrauch von vergifteten Pfeilen. Früher war dieser Stamm sehr zahlreich, aber der Krieg und der Branntwein haben ihn dem Untergange nahe gebracht. Die Zahl dieser Indianer beträgt nur noch 200. Weit mehr gefürchtet sind die Apachen, deren Zahl sich auf 10- bis 12,000 beläuft. Sie sind eine wahre Geißel für den Staat, denn ihre ganze Beschäftigung besteht im Rauben, Plündern und Morden. Seitdem sie sich aus den nordamerikanischen Freistaaten Feuerwaffen verschafft haben, sind sie noch weit furchtbarer geworden als früher.

Die Weißen leben im ganzen Staate zerstreut. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, Weberei, Gerberei und Metallbergbau. Auf einigen Haciendas fabricirt man einen vortrefflichen Käse, der weit und breit berühmt ist.

Der ganze Staat wird in neun Departements und zwei Districte eingetheilt. Die Production des Pflanzenreichs schätzt man auf 1,188,500 Pesos und die des Thierreichs auf 503,000 Pesos, zusammen gleich 2,249,425 Thaler.

Man zählt im Staate 4 Städte, 10 Flecken, 77 Dörfer, 24 Bergwerks- und Hüttenanlagen und 110 Haciendas. Bis 1839 war Arispe die Hauptstadt des Staates, aber da diese

Stadt fast unaufhörlich von den Apaden überfallen wurde, so sah man sich genöthigt, den Sitz der Regierung nach Urès zu verlegen. Diese Stadt zählt ungefähr 7000 Einwohner. Sie liegt 342 geograph. Meilen nordwestlich von der Hauptstadt Mexico, in einem schönen Thale auf dem östlichen Ufer des Rio Sonora. Die ganze Stadt enthält kein bemerkenswerthes Gebäude. Das Regierungsgebäude ist aus lufttrockenen Lehmziegeln (abodes) aufgeführt und hat ein höchst ärmliches Aussehen. Außer dem Getreide baut man hier noch Zucker und Baumwolle von guter Qualität. Die Umgegend ist häufigen Ueberschwemmungen des Flusses ausgesetzt und in Folge davon herrschen hier epidemische Krankheiten, die aber weit weniger gefürchtet werden, als die räuberischen Ueberfälle der blutgierigen Apachen.

Hermosillo mit 12,000 Einwohnern und ungefähr 17 Meilen von der Küste gelegen, ist der Mittelpunkt des Handels und aller Reichthümer des Staates. Man fabricirt hier baumwollene Gewebe und Branntwein, außerdem führt man Getreide, Mais, getrocknete Gemüse, Orangen, Citronen und Baumwolle aus. Der Hafen von Hermosillo ist Guaymas mit 2160 Einwohnern, wie schon angeführt, der einzige Hafen des Staates und zugleich auch der beste der ganzen Westküste von Mexico. Der Grund der Bucht, in der die Schiffe gegen alle Winde geschützt sind, ist so schlammig, daß die Schiffe, die hier längere Zeit verweilen, wenigstens alle vierzehn Tage ihre Anker aufziehen müssen. Die Fluth ist wegen der Winde hier sehr unregelmäßig; sie variirt zwischen 2 bis 3½ Fuß. Die Stadt besteht nur aus wenigen ärmlichen, ohne alle Ordnung aufgeführten Häusern. Trinkwasser fehlt hier gänzlich und muß weit hergeholt werden. Die Ausfuhr beläuft sich auf ungefähr 1⅓ Millionen Thaler. Zum Schutz dient ein Fort auf einer Höhe, das aber zerfallen ist.

Nördlich von Guaymas liegt das Land wüst. Man begegnet hier nur einigen elenden Indianerhütten und der alten Mission Caborca unter dem 31° nördlicher Breite. In den Ortschaften, die in den Bergen an der Nordostgrenze liegen, unterhält die Regierung kleine Besatzungen, um die Angriffe der Apachen abzuwehren, aber dessen ungeachtet wird die Bevölkerung durch diese decimirt. Aus diesem Grunde haben viele Bewohner keinen festen Wohnsitz. Auch viele andere Umstände geben häufig Anlaß, daß der Theil der Bevölkerung, der nicht an den Boden gefesselt ist, seine Hütten verläßt und solche an einem andern Orte wieder aufbaut.

Was wir bis jetzt angeführt haben, ist es nicht, was die Franzosen lockt, sondern einzig und allein nur der Reichthum Sonora's an Gold und Silber, der in ganz Nordamerika sprichwörtlich geworden ist. Darüber laufen Erzählungen in Menge um, bei denen aber die Einbildung und der Hang zum Wunderbaren eine große Rolle spielen. Wie diese Fabeln schon so Manchen lüstern gemacht haben, so scheint sie auch der französische Gesandte in Mexico, der bekannte Graf Dubois de Saligny für baare Münze zu nehmen, wenigstens träumt man in Folge seiner überschwenglichen Berichte am Pariser Hofe, daß man durch die Besitzergreifung von Sonora die ungeheure französische Staatsschuld gänzlich auslöschen könne. Wir wollen aber daran erinnern, daß das Gold zu allen Zeiten grade den Findern, denen es in großen Mengen zufloß, keinen Segen gebracht hat. Das lehrreichste und abschreckendste Beispiel liefert uns Spanien. Trotz der für die damalige Zeit unermeßlichen Schätze, welche Jahr aus Jahr ein die Silberflotte aus der neuen Welt herzuführte, war Philipp II., der stolzeste Monarch, nicht im Stande, die Zinsen für die Summen, die man ihm geliehen hatte, zu zahlen, so daß dieser Günstling des Glücks, der sagen konnte, daß in seinem Reich die Sonne niemals unterginge, vor aller Welt bankerott machte. Noch heute hat sich Spanien nicht von dem Elende erholt, welches das Gold der neuen Welt über das Land und die Menschen gebracht hat. Wenn Brasilien Anspruch darauf hat, ein reiches Land zu heißen, so ist es nicht wegen seiner Goldlager, obgleich diese doppelt so ergiebig waren, als die des gesammten spanischen Amerika's. Ebensowenig liegen die unerschöpflichen Hilfsquellen Californiens und Australiens in den Goldfeldern, obgleich diese Alles, was das Mittelalter aufzuweisen hat, weit hinter sich zurücklassen, und wie es mit den Finanzen Rußlands und Oesterreichs, den Goldländern Europa's, bestellt ist, weiß Jedermann. So wird denn auch die Verheißung Dubois de Saligny's ebenso wenig in Erfüllung gehen, als die überschwenglichen Hoffnungen, die der Cre-

dit mobilier bei seinem Inslebentreten erweckte.

Dem Anschein nach schenken auch die Franzosen den blendenden Verheißungen Dubois de Saligny's keinen rechten Glauben, wenigstens scheinen sie der mexicanischen Expedition immer noch keinen Geschmack abzugewinnen. Freilich sind sie durch den Mund dieses Propheten, der ihnen verkündete, daß die Mexicaner die Franzosen mit offenen Armen als Befreier aufnehmen würden, auf das Aergste getäuscht worden. So glänzend Fiasko wird Dubois de Saligny diesmal aber nicht machen, denn ganz aus der Luft gegriffen sind seine Berichte über den Gold- und Silberreichthum Sonora's nicht. Ganz genaue Nachrichten lassen sich aber ebensowenig darüber geben, da uns dieses Land fast so gut wie ganz unbekannt ist.

Für den Zeitraum von 1835 bis 1850 schätzt man die jährliche Production der Edelmetalle auf zwei Millionen Thaler. Gegenwärtig gibt man den gesammten Ertrag aus dem Mineralreich zu 1,355,330 Thaler an, eine Summe, die kaum den 73. Theil dessen ausmacht, was Frankreich 1860 für seine Schuld an Zinsen zu zahlen hatte. Diese Ausbeute steht allerdings in keinem Verhältniß zu dem Reichthum an edlen Metallen, der in Sonora wirklich vorhanden ist. Viele Gruben, die noch bis 1810 eine reichliche Ausbeute gaben, sind heute verlassen. Zum Theil sind sie jetzt mit Wasser angefüllt oder auch eingestürzt, da die Gambusinos, die Abenteurer, welche nach den Schätzen graben, einen wahren Raubbau treiben und oft die stützenden Pfeiler fortschlagen. Zur Stunde liegt der Bergbau fast ganz darnieder, da die Habgier der Regierungen, die sich in so großer Zahl in Mexico gefolgt sind, und von denen die eine um kein Haar besser war als die andere, die Unternehmer abschreckte. Ein weiteres Hinderniß sind die Raubzüge der Apachen und außer der Sicherheit fehlen zu einem gedeihlichen Betriebe des Bergbaus auch die Arme und die Wege.

Nach alten und neuern Berichten soll kein Land der Erde so reich an Gold und Silber sein wie Sonora. Der ganze Westabhang der Sierra Madre soll im eigentlichen Sinne des Wortes nur ein ungeheures Gold- und Silberlager sein. Das Gold findet man zum Theil in Gängen im Innern der Erde, zum Theil wird es, wie in Californien und Australien, aus dem angeschwemmten Erdreich ausgewaschen. Nach großen Regengüssen findet man es in den Bergschluchten entblößt.

Das Silber tritt in sehr reichen Gängen auf, auch findet man es in Körnern und kleineren Stücken, ja selbst in solchen von einem beträchtlichen Gewicht. Von den vielen Erzählungen, die im Munde des Volkes über außerordentliche Funde umgehen, wollen wir nur einen Bericht der Jesuiten anführen. 1769, heißt es hier, wurde durch einen Jaqui-Indianer, der einem Kaufmann als Wegweiser diente, an der Grenze der Apachen an einer Stelle, die Arizona genannt wird, an einem Abhange ein reiches Lager von gediegenem Silber entdeckt. Auf die Kunde davon lief Alles herbei und man fand in der Tiefe von wenigen Fußen Massen von gediegenem Silber, die in der Regel 25 bis 50 Pfund wogen. Einige erreichten ein Gewicht von 500 Pfund und ein Stück, welches ein Mann aus Guadalajara fand, wog sogar 3500 Pfund. Viele Personen rafften hier große Reichthümer zusammen, aber viele gingen auch gänzlich leer aus.

Nach Berton ist keine Gegend so reich an Gold- und Silberadern wie San Ildefonso de la Cieneguilla. Eine Grube lieferte Erze, die in den ärmsten 0,55 bis 0,77 und in den reichsten 1,33 bis 1,66 Mark im Centner enthielten. In noch nicht vier Jahren zog der Besitzer, Don Enriquo de Castro, 2⅔ Million Thaler Gewinn daraus. Im fünften Jahre aber gelangte man in taubes Gestein, man traf ein Pferd (caballo), wie die Arbeiter sagen, und alle Anstrengungen, die Fortsetzung der Silberadern aufzufinden, waren vergebens. Hierbei ging ein großer Theil dessen, was die Grube vorher geliefert hatte, wieder drauf, und um sich einigermaßen zu entschädigen, nahm der Eigenthümer die Pfeiler fort und ersetzte diese durch Holzconstructionen und Mauerwerk. Hieraus gewann er noch ⅔ Millionen Thaler. Später drangen Gambusinos in diese Grube ein, um die Nachlese zu halten, und brachten sie in wenigen Jahren zum Einsturz.

Viele Minen sind seitdem in dieser Gegend entdeckt worden, aber keine war so reich. Nur hinsichtlich der Beschaffenheit der Erze wurde sie von der 3½ Meile östlich entdeckten Grube Cerro-Colorado übertroffen. Die Sil-

beradern waren hier so mächtig und so leicht zu bearbeiten, daß ein einziger Mann mit einer Hacke täglich 300 Centner Erze gewinnen konnte.

Nach Barton gibt es vom Rio del Fuerte, der Sonora vom Sinaloa trennt, bis zum Gila im Norden, und vom Colorado im Nordwesten bis zur Sierra Madre im Osten kein settlement oder rancho, wo nicht Gold-, Silber-, Kupfer- oder Bleiadern vorkämen. Im Innern des Landes sind die placers weniger häufig, aber längs der Grenze im Norden und Westen sind sie äußerst zahlreich.

Eine genaue Aufzählung aller Minen, die hier ausgebeutet worden sind, zu geben, hält sehr schwer. Berton gibt Nachrichten über einige, die noch in neuerer Zeit im Betriebe waren. Von großer Bedeutung sind die Gold- und Silbergruben von San Xavier, 21 Meilen östlich von Hermosillo; sie befinden sich aber in den Händen der Gambusinos. Die Silbergrube von Subiate, 6²/₃ Meilen südlich von Hermosillo, ist zum Theil ersoffen. Hier findet man Erze, die 8 bis 12 Mark Silber im Centner enthalten. Die Minen von Bayoreca sind berühmt wegen ihrer Ausbeute an Silber; sie sind heute noch in gutem Zustande, aber es fehlen die Arme zu ihrer Bearbeitung. Auch ist das zur Gewinnung des Silbers erforderliche Quecksilber nur äußerst schwierig zu beschaffen.

Alamos ist der Mittelpunkt einer ausgedehnten Minenregion, in der die 6000 Einwohner der Stadt Beschäftigung finden. Ungefähr 5 Meilen von der Stadt liegt die schon erwähnte Grube Cerro-Colorado, die aber bereits zum Theil wieder eingestürzt ist. Hier soll in einer Tiefe von 60 bis 75 Fuß eine Erzkammer vorhanden sein, deren Wände so reich mit Adern von gediegenem Silber durchsetzt sind, daß sie beim Fackelschein flunkern, als wären sie mit Diamanten besäet.

Die Grube von Barbinacaro, ungefähr fünf Meilen südsüdöstlich von Arispe, befindet sich in den Händen von Gambusinos und diese müssen stets auf ihrer Hut sein vor den Ueberfällen der Apachen. Dasselbe ist der Fall bei den Minen von Alameda, vier Meilen östlich von Xacomeri, die sonst Silber in großer Menge liefern könnten. Die Minen von Zomi sind wenig bekannt. Man weiß nur, daß hier reiche Silberadern dicht unter der Oberfläche vorkommen sollen.

Viel erzählt man sich von einer Gegend, Placques d'Argent genannt, deren Reichthümer geradezu unberechenbar sein sollen. Dieser galt auch die verunglückte Expedition des Grafen de Raousset-Boulbon, der sich genaue Kenntniß über dieses Dorado aus alten Urkunden und Karten, die in den mexicanischen Archiven auf das Eifersüchtigste überwacht werden, verschafft hatte.

Außer Gold und Silber findet man hier auch Kupfer und Blei in reichlicher Menge. Weiter liefert das Mineralreich Marmor in verschiedenen Färbungen, Alabaster und Jaspis. An den Gestaden des californischen Golfes sollen Soda und Salpeter vorkommen.

So groß nun auch die natürlichen Schätze dieses Staates sein mögen, leicht soll es sicherlich den Franzosen nicht werden, sie zu erlangen. Nach dem Widerstande, den sie bis jetzt erfahren haben, ist sicher nicht anzunehmen, daß sie von der Hauptstadt Mexico aus bis hierher vordringen werden. Der einzige Weg, durch welchen jetzt Sonora mit der übrigen Welt in Verbindung steht, ist der Golf von Californien; aber auch von hier aus ist der Zutritt in das Innere des Staates nicht leicht. Allerdings spricht man in Frankreich von der Anlage einer Eisenbahn, die von Guaymas nach Hermosillo, Urès und Arispe gehen und von hier bis zu den Schienenwegen in Texas fortgeführt werden soll, aber dazu gehören Jahre und bis dahin wird wohl die nordamerikanische Union, in so kläglichen Umständen sie sich auch zur Stunde befinden mag, dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Den Traum, mit den Schätzen Sonora's die Schulden Frankreichs tilgen zu können, wird man wohl aufgeben müssen.

Das Aquarium.

Ein sehr charakteristischer Zug unserer Zeit, der ihr im hohen Grade zur Ehre gereicht, ist das Streben, immer tiefer in die Geheimnisse der Natur einzudringen, und dazu ist unter Andern auch eine vollständigere Kennt-

niß der Geschöpfe, ihrer Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten erforderlich. Wenn nun auch durchaus nicht in Abrede zu stellen ist, daß die seit Jahrtausenden fortgesetzten Beobachtungen und Forschungen von Menschen grade in der letzten Beziehung einen reichen Schatz des Wissens aufgehäuft haben, so finden sich doch selbst jetzt noch eine Menge Thiere, von denen wir schon in Folge ihres Aufenthalts außer ihrer Figur sehr wenig kennen. Dazu gehören vor Allem die Geschöpfe, welche im Wasser — sowohl in süßem wie im Meerwasser — leben, die sich in ihrem Elemente dem menschlichen Auge allzusehr entziehen. Doch auch für die Ausfüllung dieser Lücke im menschlichen Wissen sind in der neueren Zeit Schritte gethan worden, die in ihren Erfolgen lohnend zu werden versprechen und daher wohl Beachtung und eine nähere Besprechung verdienen. Wir fühlen uns zu einer solchen durch die Rede veranlaßt, welche der gelehrte Director des Jardin d'acclimatisation in Paris, Doctor Rufz de Lavison, in der letzten öffentlichen Sitzung der Société d'acclimatisation über das in diesem Garten angelegte Aquarium hielt, welches eben die Mittel bieten wird, zu einer genauern Kenntniß der im Wasser lebenden Thiere zu gelangen.

Das Aquarium ist eine Schöpfung unseres Jahrhunderts, ein Erzeugniß der Wissenschaft der jetzigen Zeit. Viele Personen bilden sich ein, um die Seefische und die übrigen Bewohner des Salzwassers zu studiren, genüge, eine große mit Seewasser gefüllte Vertiefung, worin die in fernen Oceanen gefischten Gefangenen aufbewahrt würden. Diese anfängliche Verfahrungsweise war höchstens für jene Fischbehälter geeignet, welche die Römer in den an die See stoßenden Thälern graben ließen, damit das Meer sie direct mit Wasser versehen konnte, und in denen Römer des entarteten Reiches wie Lucullus, zahllose Legionen von Fischen unterhielten, die für ihre prachtvollen und kostspieligen Gastmahle bestimmt waren. Doch trotz des Umfangs dieser großen Fischbehälter würde es schwierig gewesen sein, die Sitten der Bewohner des Salzwassers zu studiren. Um die Lebensart eines Fisches oder eines anderen Seethieres zu beobachten, hätte man es nicht in einen Teich, sondern in ein gläsernes Gefäß stellen und Sorge tragen müssen, das Wasser, welches durch das Athemholen und den Aufenthalt eines lebenden Geschöpfes in demselben schnell verdorben wird, beständig zu erneuern.

Das that in unserm Jahrhundert ein reicher schottischer Baronet lange Zeit. Sir John Graham Dalyell unterhielt von 1790 bis 1850 mit großen Kosten in seinem Hause in Edinburg eine ganze Menagerie von lebenden Fischen, die er seinen Besuchern und Freunden als einen Luxusgegenstand neuer Art zu zeigen Vergnügen fand.

Aber in Edinburg hatte Sir John Graham das Seewasser in Folge der Leichtigkeit des Transports ohne besondere Schwierigkeiten zu seiner Verfügung. Auf diesen Vortheil mußten die Naturforscher in Paris verzichten, die sich nach dem Beispiel des schottischen Barons vorgenommen hatten, die Sitten und Metamorphosen der Seegeschöpfe zu studiren. Als Herr de Quatrefages sein schönes Werk: „Souvenirs d'un Naturaliste" schreiben wollte, mußte er sich mit einem großen Apparat von Netzen, gläsernen Gefäßen und Mikroskopen an die Küste der Bretagne begeben, um dort die Seethiere in ihrem Element gründlich kennen zu lernen.

Erst gegen das Jahr 1840 kam man auf die Idee, zu diesem Zweck ein Aquarium anzulegen. Vor allen Dingen war es nothwendig, ein Verfahren aufzufinden, um das Seewasser lange Zeit benutzen zu können, ohne gezwungen zu sein, es oft erneuern zu müssen, ein Mittel, welches erlaubt, in demselben Wasserbehälter Fische, Schalthiere und Mollusken lange Zeit leben zu lassen. Das Mittel, welches erdacht wurde, um die Reinheit des Wassers zu erhalten, ist an und für sich sehr merkwürdig, denn es ist die praktische Anwendung einer der reinen Wissenschaft entlehnten Beobachtung. Es besteht nämlich einfach darin, in demselben Wasserbehälter neben den Fischen auch Wasserpflanzen zu unterhalten.

Diese sinnreiche Idee war auf die Kenntniß einer Naturerscheinung gegründet, deren Entdeckung bereits im vorigen Jahrhundert gemacht worden ist. Seit jener Zeit weiß man, daß das Athmen der Thiere und das der Pflanzen kraft einer Art von freiem Austausch, der zwischen den beiden organischen Naturreichen stattfindet, sich einander beinah genau ersetzen oder ausgleichen. Indem die Thiere athmen, saugen sie den Sauerstoff der Luft in sich ein, den sie in Kohlensäure oder Stickstoff umgestalten. Die Pflanzen hingegen saugen

bei dem Athmen, wenn sie von dem Sonnenlicht beschienen werden, den Stickstoff ein, welcher dem thierischen Leben schädlich ist und sie athmen dagegen den für das Athmen der Thiere nothwendigen Sauerstoff aus. In dieser Art reinigen die Pflanzen die durch das Athmen der Thiere verdorbene Luft. Dieses Phänomen geht in der Luft eben so gut wie unter dem Wasser vor sich; es ist sogar in dem letzten Stoffe unter dem Einflusse des Sonnenlichts noch weit thätiger als in der Luft. Dieser merkwürdige Gegensatz wurde gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Arbeiten Priestley's, Inghenous, Sennebier's, Theodore de Saussure's als Thatsache nachgewiesen und im Jahre 1833 durch Daubeny bestätigt, welcher bewies, daß die Blätter der Wasserpflanzen unter dem Einflusse des Lichtes den Stickstoff mit einer außerordentlichen Thätigkeit zersetzen.

Dieses bewundernswerthe natürliche Gleichgewicht zwischen den Erzeugnissen des thierischen und denen des vegetabilischen Lebens war, wie man gesehen hat, seit langer Zeit bekannt; doch Niemand hatte bis auf unsere Tage daran gedacht, es für die Reinigung des Wassers anzuwenden, das bestimmt war, Seethiere in sich zu erhalten. Dieses Mittel ist in diesem besondern Falle um so schätzbarer, weil die Menge der im Wasser enthaltenen Luft sehr beschränkt ist, so daß die künstliche Luftzuführung nur ein sehr unzureichendes Mittel dargeboten hätte, um die in dem Wasser befindliche verdorbene Luft zu verbessern.

Ein französischer Naturforscher kam zuerst auf die Idee, sich der Pflanzen zu bedienen, um die Luft in dem Wasser, worin sich Seethiere befanden, zu reinigen. Nach den Angaben des Herrn de Quatrefages machte der Professor an der Facultät der Wissenschaften in Toulouse, Dujardin, seit dem Jahre 1838 Gebrauch von diesem sinnreichen Mittel. Er erhielt die Reinheit des Wassers, worin er Wasserthiere leben ließ, dadurch, daß er in die Gefäße, welche das Wasser enthielten, Zweige der Ulva lactuca setzte. Dujardin verlegte später sein Seemuseum nach Rennes; in einem seiner Gefäße beobachtete und verfolgte er die Entwicklung der Medusen.

Gegen das Jahr 1841 machten zwei englische Naturforscher, die Doctoren Ward und Johnston, ähnliche Versuche. Ward ließ in Gefäßen, die mit süßem Wasser gefüllt waren, Fische und Pflanzen — Doraden und die Valisneria — zusammen leben. In derselben Art überzeugte sich Johnston, daß die Coralline (das Corallenmoos) wirklich zum Pflanzenreiche gehöre.

Im Jahre 1846 veröffentlichte Thyme und im Jahre 1850 Warrington den Erfolg von Versuchen, bei denen sie Fische und Pflanzen — es waren Cypris und Vallisneria — lange Zeit in süßem, nicht erneuerten Wasser hatten leben lassen. Gosse und Bowerbanks wiederholten denselben Versuch mit Erfolg.

Das Geheimniß, Seethiere während langer Zeit leben zu lassen, war gefunden, weil man das Mittel entdeckt hatte, das Athmen der Geschöpfe, die im Wasser leben, zu sichern. Die Theorie ging bald in die Praxis über. Man fing in London an, nach diesem Grundsatz kleine Zimmeraquarien herzustellen; in dieser Art nahm das Wort Aquarium seinen Platz in wissenschaftlichen Wörterbüchern ein.

Man sah indessen in der ersten großen Ausstellung in London im Jahre 1851 noch kein Aquarium. Erst im Jahre 1853 wurde ein solcher Apparat im großen Maßstabe in London hergestellt. Der Secretär der dortigen zoologischen Gesellschaft, Mitchell, ließ in den Gärten von Regents Park ein Aquarium mit einer wahrhaften Pracht erbauen, das in London einen enthusiastischen Erfolg hatte. Die Engländer, welche sich für Alles, was mit der See im Zusammenhang steht, im hohen Grade interessiren, waren über die Schöpfung Mitchell's vor Verwunderung ganz außer sich. Dieses Aquarium war indessen weit davon entfernt vollkommen zu sein. Man war fast jede Woche genöthigt, das Wasser in dem Wasserbehältnisse frisch zu ersetzen, was natürlich sehr kostspielig war.

Das in England gegebene Beispiel wurde fast sofort in Nordamerika nachgeahmt. Der bekannte Barnum, der es in einem so hohen Grade verstanden hat, die Schaulust seiner Mitbürger auszubeuten und dessen Aufmerksamkeit ununterbrochen auf alles Neue, was das Publicum anziehen konnte, — ganz einerlei ob Humbug oder, wie in diesem Falle, etwas Gediegenes —, gerichtet war, ließ in Boston mit Hilfe eines Herrn Cutting sehr große Aquarien errichten.

Nach America betraten Brüssel, Hamburg und Paris nach und nach denselben Weg.

Jetzt werden in Wien, Berlin und Petersburg öffentliche Aquarien vorbereitet.

In Paris wurde der erste Antrieb dazu von dem Grafen d'Eprémesnil, gegeben. Der ursprüngliche Plan des Pariser Aquarium ist der des verstorbenen Mitchell, er wurde aber von Lloyd, den man als den wahren Stifter dieses Aquarium betrachten muß, vollendet und vervollkommnet.

Das Aquarium im Boulogner Wäldchen ist unter allen jetzt bestehenden das größte und vollkommenste. Der Bau ist vierzig Meters lang und zehn Meters breit; er enthält vierzehn verschiedne Abtheilungen mit Zwischenwänden von Glas, welche es erlauben, das Innere zu beobachten. Jedes Behältniß ist mit malerischen Felsen versehen; der Grund ist mit Sand und Strandsteinen bedeckt, damit so viel wie möglich der Meeresgrund nachgeahmt wird. Zehn Behältnisse sind für Seethiere, vier für Thiere, die im süßen Wasser leben, bestimmt.

Die Organisation des Aquarium in Paris ist der Ursprung großer Vervollkommnungen geworden, die mit dieser Art von Apparaten vorgenommen worden sind. Der in einem so großen Maßstabe unternommene Versuch hat bald den Beweis dafür geliefert, daß die Anwendung der Wasserpflanzen allein für die gänzliche Reinigung der Atmosphäre, die man eine submarinische nennen könnte, nicht hinreichend sei. Man mußte diesem natürlichen Mittel der Luftreinigung noch ein künstliches hinzufügen, nämlich die Lüftung, die man durch die Bewegung des Wassers erhält, und grade dabei hat man außerordentlich sinnreiche mechanische Vorrichtungen erdacht und angewandt. Man hat sich gleichfalls Mühe gegeben, die Pflanzen kennen zu lernen, die sich am besten zur chemischen Reinigung der Luft eignen. Die Wahl der Wasserpflanzen, die man zu diesem Zweck benutzt, ist nichts weniger als gleichgiltig. Die Flora des Meeres bildet eine Stufenleiter nach den Zonen der Höhe, welche der verschiedenen Tiefe des Meeres entsprechen. Die Pflanzen in der größten Tiefe sind braun, die der mittleren Regionen roth; dagegen sind die der oberen Regionen, welche mit der Luft in Berührung kommen, grün. Man hat erkannt, daß die Chlorospermeen oder grünen Pflanzen, die den obern Wasserschichten angehören, für die Unterhaltung des thierischen Lebens am geeignetsten sind. Diese Pflanzen bilden an der Oberfläche des Meeres oder längs der Küsten desselben oft große Triften.

Wenn diesen Pflanzen aber die beständige Einwirkung der Sonne zu Theil wird, so wird ihre Vegetation so üppig, daß eine derselben, die Anacharis canadensis, die vor einigen Jahren an einem Schiffskiel durch Zufall in die Themse gebracht wurde, jetzt droht, die Gewässer des Flusses zu überfüllen und der Schifffahrt ernste Hindernisse zu bereiten. Diese schnelle Entwicklung der Wasserpflanzen wird in einem gläsernen Aquarium höchst lästig, man ist gezwungen, sie durch eine zweckmäßige theilweise Entziehung des Lichts zu unterdrücken. Diese Ermäßigung des Lichts ist im Allgemeinen in einem Aquarium eine unumgänglich nothwendige Bedingung; man muß den Wasserpflanzen und Thieren nur soviel Sonnenlicht zu Theil werden lassen, wie sie in ihrem natürlichen Zustande zu empfangen gewöhnt sind. Die Wasserbehälter des Aquarium im Boulogner Wäldchen liegen gegen Norden und nur von dieser Seite kann ihnen Licht zugehen. Durch diese Vorsicht und vermittelst Schirmen, die sich über jedem Behältniß finden, erlangt man Frische und den Grad des wünschenswerthen Lichts.

Man hat jetzt auf die frühere Gewohnheit, ganz entwickelte Pflanzen in die Aquarien zu setzen, verzichtet. Es genügt, eine sich unter der Sonne aus den in dem Wasser enthaltenen Keimen von selbst bildende Vegetation entstehen zu lassen. Die Wasserbehältnisse des Pariser Aquarium sind mit einer üppigen Flora ausgeschmückt, deren Uebermaß man durch die Schirme, welche das Licht abhalten, zu mäßigen sucht.

Herr Warrington hat ein andres Mittel aufgefunden, um die Entwicklung der Pflanzen, die sich ganzer Wasserbehälter bemächtigen, zu beschränken. Dasselbe besteht darin, daß er gewisse kleine Mollusken, die sich an der Küste von Wasserpflanzen nähren, in das Wasser des Aquarium setzt. Er wurde auf diese Entdeckung durch die Beobachtung geleitet, daß eine gewisse Zahl dieser Mollusken, die er in sein Aquarium aufgenommen hatte, einen Theil dieser üppigen Pflanzen verzehrte. Er ertheilte in Folge dessen den Rath, in die Aquarien solche pflanzenfressende Mollusken zu setzen. Ganz besonders eignet sich zu diesem Zwecke die gewöhnliche Strandmond-

schnecke Littorina littorea, eine Moluske mit einem runden und braunen Schneckengehäuse, die sich vorzüglich häufig an den Küsten der Meerenge von Calais findet, und deren Zunge, wenn sie durch ein Mikroskop betrachtet wird, wie ein kleines Wunder, ein Schneideinstrument erscheint.

Trotz aller dieser künstlichen Mittel hat man, wie bereits erwähnt, zu der durch Bewegung bewirkten künstlichen Lüftung des Wassers seine Zuflucht nehmen müssen, um in etwas die Art nachzuahmen, wie die Gewässer der Meere durch die Bewegung der Ebbe und Fluth oder durch Winde und Stürme gelüftet werden. Die in dem Pariser Aquarium enthaltenen 25,000 Litres Seewasser werden durch den Mechanismus, den wir jetzt beschreiben wollen, ununterbrochen mit Luft vermischt.

Eine reiche Wasserströmung, die der großen Leitung, welche das Boulogner Wäldchen mit Wasser versorgt, entlehnt ist, wird in der Art benutzt, um durch ihr Gewicht eine gewisse Luftmasse zusammenzupressen. Diese zusammengepreßte Luft wirkt auf das in einem unter dem Niveau des Aquarium liegenden Cylinder befindliche Seewasser ein, und drängt das Wasser in einem dünnen Strahl in jeden der Wasserbehälter hinein. Nachdem das Seewasser einen Theil der Luft, welcher dazu diente, es zusammenzupressen, in sich aufgenommen hat, zieht sich dieselbe mit in die Wasserbehälter, deren Atmosphäre in dieser Art erneuert und gereinigt wird. Das überflüssige Wasser fließt durch eine in einer Ecke des Wasserbehälters angebrachte Oeffnung ab, geht durch einen Filtrirapparat, und von da in ein unterirdisches Behältniß, aus dem es in den geschlossenen Cylinder eindringt, um sich dort von Neuem der Zusammenpressung der Luft zu unterwerfen und den frühern Weg von Neuem zu beginnen. Durch diesen fortwährenden Kreislauf befindet sich in dem Wasser stets eine große Menge Luft. Man versichert, vermittelst dieses Systems könne dasselbe Wasser zehn Jahre ohne irgend eine Erneuerung erhalten werden; gewiß ist, daß es sich seit achtzehn Monaten in einem vollkommen normalen Zustande erhalten hat.

In Folge der großen Oberfläche der Wasserbehälter vermindert die Verdunstung unaufhörlich das Volumen des Wassers, was natürlich den Salzgehalt desselben vermehrt. Ein Areometer zeigt den Grad dieser Concentration an und man hilft derselben ab, indem man von Zeit zu Zeit, um das verdunstete Wasser zu ersetzen, in die Wasserbehälter Regenwasser, das von dem Dache des Hauses herkommt, zufließen läßt. Dieses fast reine Wasser ersetzt das, welches durch die Verdunstung verschwunden ist.

Da der verschlossene Cylinder, welcher das Seewasser enthält, unter der Erde vergraben ist, so erlaubt das, darin eine beständige Temperatur von ungefähr 16 Grad C. (12,8 Grad R.) zu erhalten. Außerdem wird das Aquarium im Winter geheizt. In dieser Art kann das Wasser im Winter weder zu kalt, noch im Sommer zu warm werden.

Die meisten Wasserthiere sind in Folge der Ebbe und Fluth des Meeres gewöhnt, abwechselnd in's Wasser versenkt oder der Luft ausgesetzt zu sein. Um diese natürlichen Bedingungen nachzuahmen, hat man einen Mechanismus eingerichtet, welcher erlaubt, das Wasser im Aquarium nach Belieben sinken zu lassen. Man leert die Gefäße bei Nacht theilweise und am Tage füllt man sie wieder. Die Thiere, welche das Bedürfniß haben, sich des beständigen Aufenthalts im Wasser zu entziehen, nehmen dann ihren Platz auf den kleinen Felsen und den Strandsteinen, die im Bassin vertheilt sind und bleiben dort der Luft ausgesetzt, wie sie es am Strande sein würden. Diese Felsen und Muschelgrotten, welche das Aquarium verzieren, sind demnach nicht bloß als eine Zierde da; ihre Krümmungen und Vertiefungen dienen einer großen Zahl Wasserthiere zum Zufluchtsort und Schutz und sie erlauben ihnen in einer allerdings beschränkten Stufenleiter die Wassertiefe zu wählen, die ihnen am besten zusagt.

Alle diese Vorsichtsmaßregeln und noch manche andere, die wir mit Stillschweigen übergehen, machen aus dem Pariser Aquarium ein wahres Meisterwerk, bei dem man in einem Jahre glücklicherweise die Erfahrungen benutzte, die man in den Anstalten derselben Art, welche früher in andern Ländern errichtet worden sind, gemacht hat.

Die Behälter des Aquarium werden in einer ganz besondern Art beleuchtet. Das Licht kommt nur von dem obern Theil des Wassers; alle übrigen Seiten sind im Schatten. Man sieht daher die Thiere von

der Seite und nicht von Oben nach Unten, wie man sie in einem Flusse oder Teiche erblickt. In dieser Art zwischen das Licht und das Auge des Beobachters gestellt, werden sie in der günstigsten Weise beleuchtet. Das auf sie fallende Licht hebt in einer bewundernswerthen Art ihre Formen, ihre glänzenden Farben, ihre geschmeidigen, anmuthigen Bewegungen, hervor. Das Aquarium stellt sie uns so dar, daß sie wirklich dem Maler als Modell dienen können, und erst hier hat man bei den Seegeschöpfen Formen und Ansichten unterscheiden können, die man früher gar nicht vermuthete. Die Meerasseln oder Meeranemonen bieten, wenn man sie nur außerhalb ihres natürlichen Elementes und so wie die Fischer sie kennen, gesehen hat, blos eine unförmliche, klebrige Masse dar. Erst in dem Aquarium offenbart sich die volle Eleganz ihrer Formen. Durch den doppelten Krystall der Gewässer und des durchsichtigen Behälters sieht man Seethiere, welche lebend von sehr wenigen Personen erblickt worden waren, sich belustigen, mit Grazie schwimmen, sich in dem flüssigen Elemente erheben und senken, und so entdeckt man Formen, welche zu ersinnen die Einbildungskraft zu ohnmächtig gewesen sein würde. Selbst an den am besten bekannten Thieren entdeckt man neue charakteristische Züge, weil man sie in Situationen überrascht, die man im Meere oder in Flüssen zu verwirklichen außer Stande gewesen sein würde. Mit einem Worte, wenig Schauspiele sind so mannigfaltig, so malerisch, und es gibt deren wenige, welche den Stoff zu so vielen Betrachtungen darbieten und die uns die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Hilfsmittel der Natur besser enthüllen.

Das Aquarium gehört unbedingt zu den schätzbaren Errungenschaften der neueren Zei- und wird sich für die Wissenschaft und die materiellen Interessen in gleicher Weise als höchst vortheilhaft herausstellen. Der Beobachter, sei er Naturforscher, oder nicht, verlebt ganze Stunden höchst angenehm in der Betrachtung dieses Schauspiels, die mehr werth ist als irgend eine Beschreibung.

Daß die Wissenschaft aus dem Aquarium große Vortheile zu ziehen im Stande sein wird, bedarf keines weiteren Beweises für unsere Behauptung; dafür daß sie den materiellen Interessen große Vortheile bereiten werde, können wir gleich den Beweis liefern. Doctor Rufz de Lavison nannte das Aquarium die „Egeria der Fischzucht.“ In der That gelangte Herr Costé durch seine Studien über die vergleichende Embryogénie, die er vor seinem Aquarium im Collège de France anstellte, zu der wunderbaren Kunst, mit welcher er die künstliche Fischzucht in Frankreich organisirt hat. Diesem Naturforscher ist es zu verdanken, daß die französischen Seeküsten jetzt im Zuge sind, sich in große Fabriken von Nahrungsstoff umzugestalten. Tausende von Arbeitern, die bisher zu den Proletariern gehörten, finden an der Seeküste eine leichte und einträgliche Industrie, welche in einem Augenblicke die sociale Lage der ganzen Küstenbevölkerung umgestaltet und deren Wichtigkeit von Tag zu Tag zunehmen wird. Die Concessionsgesuche für die Ausbeutung künstlicher Austernbänke vervielfältigen sich unaufhörlich und man fühlt bereits die Nothwendigkeit, diese neue Eroberung der Wissenschaft, welche große Mittelpunkte der Industrie in's Leben rufen wird, gewissen Regeln zu unterziehen. In dieser glücklichen Aussicht verspricht das Studium des Aquarium viele Erfolge zu geben, die sofort auf die Industrie anwendbar sind. Das Aquarium wird die Vorbereitungsschule für die künftigen Fischzüchter sein.

Es ist im Allgemeinen ganz unmöglich, im Voraus zu berechnen, was aus der genauen Beobachtung einer natürlichen, dem Anscheine nach ganz unbedeutenden Thatsache eines Tages für die menschliche Gesellschaft hervorgehen mag. Holland verdankt einen Theil seines Reichthums dem Manne, dem es gelang, gewisse Eigenthümlichkeiten in den Sitten des Herings zu entdecken, deren Kenntniß den Heringsfang erleichterte. Nur muß man, um gut zu sehen und um zu lernen, mit Nutzen zu sehen, oft sehen. Das Aquarium muß daher von dem Naturforscher recht oft wie ein wahrhaftes Studircabinet besucht werden, und es ist recht gut möglich und wahrscheinlich, daß der Erfolg der Beobachtung der in dem eben beschriebenen sinnreichen lebenden Museum versammelten Wasserthiere für die Ausdehnung und die Regularisation des Fischfangs an den Seeküsten von großem Nutzen sein wird.

Das
Goldland Victoria in Australien.

Unter den englischen Colonien, welche die Londoner Ausstellung vom Jahre 1862 beschickten, hat das Goldland Victoria die meiste Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gelenkt. Die mit seinen Ausstellungsgegenständen angefüllte Abtheilung zählte zu den besuchtesten des Industriepalastes, und nicht das Gold allein, allerdings das verlockendste Erzeugniß der Colonie, und die Art, wie von den Ausstellern die Gewinnung desselben veranschaulicht wurde, waren es, welche so viele Besucher anlockten, sondern der Reichthum, den überhaupt die montanistischen, landwirthschaftlichen und industriellen Erzeugnisse dieser Colonie bekundeten. Rechnen wir hinzu, daß die Schaffung dieser Werthe, die natürlich im steten Wachsen begriffen, das Werk eines verhältnißmäßig so kurzen Zeitraums von 25 Jahren ist, so ergibt sich hieraus, daß sich der Fortschritt keines Landes der Erde mit jenem der Colonie Victoria messen kann, und daß sie, ganz abgesehen von dem Erze, ein „Goldland" im wahrsten Sinne des Wortes genannt zu werden verdient, wobei freilich das Zusammenwirken aller Kräfte für ein gemeinsames Ziel, und die Einwirkung einer auf der Höhe der Zeit stehenden Regierung in Anschlag gebracht werden müssen.

Vor fünfundzwanzig Jahren betrug die Bevölkerung der jetzt „Victoria" genannten Bezirke — wir berufen uns hier auf Mittheilungen des Herrn William Henry Arober, Chefs des statistischen Bureaus von Victoria — nicht mehr als 177 Seelen und zwar 142 männliche und 35 weibliche. Nach der letzten Zählung (1862) ist diese auf 328,651 Personen männlichen, und 211,671 weiblichen Geschlechts, also auf eine Ziffer von zusammen 540,322 Seelen gestiegen. Von der Gründung der Colonie an ist das männliche Geschlecht numerisch überwiegend gewesen, von der Regierung wurde aber das Hauptaugenmerk bei Unterstützung der Einwanderung, auf die Verringerung dieses Mißverhältnisses gerichtet.

Der totale Flächeninhalt von Victoria ist 86,381 Quadratmeilen, also fast so groß als der von England und Schottland zusammen, die Bevölkerung ist indessen gegenwärtig nur auf einem Raum angesiedelt, der kleiner als Schotttand, 31,324 Quadratmeilen groß und nirgends mehr als 100 Meilen von der Seeküste entfernt ist. Während aber in Schottland durchschnittlich 92 Personen auf die Quadratmeile kommen, gibt es selbst im dichtest bevölkerten Theile von Victoria nur 18 Personen auf der Quadratmeile. Die Goldentdeckungen, welche erst später erfolgten, haben zu einer innern Colonisation geführt, indem sich nämlich die Bevölkerung von den Küstenbezirken den Goldfeldern zuwendete, in deren Nähe die bedeutendsten Städte der Colonie entstanden. Melbourne, ihre Hauptstadt und zugleich die volkreichste Stadt Australiens, die einen Kreis von sechs Meilen Halbmesser bedeckt und in 14 Stadtbezirke eingetheilt ist, zählt 123,000 Einwohner. Die zweite Stadt der Colonie ist Geelong mit 23,000, die dritte Ballaurat mit 22,111 Einwohnern. Außer diesen zählt die Colonie noch zwölf größere Städte und drei gut bevölkerte Hafenplätze, Portland, Belfast und Wernambool. In diesen Städten wohnen zwei Fünftheile der Gesammtbevölkerung Victoria's. Die Gemeindeautonomie steht in diesen Städten auf der höchsten Stufe, und hat jede ihre selbständige locale Verwaltung. Der Gesammtertragswerth der steuerpflichtigen Eigenthümer ist 2,300,000 Pfd. St. jährlich. Die Besteuerung darf nach dem Gesetze zwei Schillinge vom Pfund nicht übersteigen, da sie sich indessen durchschnittlich auf nur einen Schilling beläuft, so ergab sich trotz der Zuschüsse von Seiten der Regierung in den letzten Jahren ein kleines Deficit. Mehr als ein Drittheil der Gesammtbevölkerung Victoria's lebt in Folge der klimatischen Verhältnisse in Zelten. Die mittlere Temperatur beträgt in Melbourne 57,8 Fahrenheit, ist also beiläufig um 7 Grade höher als in London, und diesen klimatischen Verhältnissen sind auch die günstigen Sanitätsverhältnisse der Colonie zuzuschreiben, welche sogar die Englands übertreffen. So beläuft sich z. B. die Zahl der Todesfälle in Victoria durchschnittlich auf 1,94, in England auf 2,2 Procent, die Zahl der Geburten in Victoria auf 3,8, in England auf 3,4 Procent. Die physische Kraft der Bevölkerung ist eine vorzügliche und vertheilt sich die letztere in Betreff ihrer Beschäftigung so, daß auf die in den Goldbergwerken Beschäftigten 20,07, auf die

durch Industrie und Handwerk Beschäftigten 11,33, auf die Viehzucht und Ackerbau Treibenden 9,01, auf die Handeltreibenden, Beamten und den Lehrerstand 5,58, auf die dienende Classe 9,27, auf die gar nicht, oder nur nebenbei Beschäftigten (Weiber und Kinder) 44,74 Procent kommen.

Wenden wir uns nun, indem wir die Schilderung des Goldbergbaues für den Schluß unserer Darstellung versparen, der Production Victoria's im Allgemeinen zu, so müssen wir vor Allem über die hohe Stufe staunen, auf welcher die Viehzucht in dieser Colonie steht, auf welchem Gebiete die Schafzucht wieder den ersten Rang einnimmt. Der Viehstand betrug nach der letzten amtlichen Zählung 5,794,127 Schafe, 683,534 Stück Hornvieh und 69,288 Pferde. Von Erzeugnissen der Viehzucht steht Wolle und Talg obenan, zwei Producte Victoria's, die sich auch bereits den europäischen Markt erobert haben. Ganz besonders hat die australische Wolle, zunächst aber die von Victoria kommende Port-Philipp-Wolle bereits wesentlichen Einfluß auf die europäische Wollwaarenfabrication gewonnen, und hat ihre Verarbeitung auch bereits in Oesterreich, besonders in Reichenberg und Brünn Eingang gefunden. Die Wollproduction erreichte in Victoria im Jahre 1860 bereits eine Höhe von 24,273,910 Pfunde im Werthe von 2,025,066 Pfd. St., und die bisherige Gesammtproduction an Wolle betrug in Victoria 290,804,287 Pfunde im Werthe von 18,805,704 Livre. Diese Ziffern rechtfertigen unsere Behauptung, daß die Colonie auch abgesehen von ihrem Erzreichthum ein „Goldland" genannt zu werden verdiente.

Der Ackerbau lag zwar in den ersten Jahren nach den Goldentdeckungen darnieder, und machte Rückschritte, weil sich der größere Theil der Bevölkerung der Goldförderung zuwendete. Gegenwärtig hat er sich aber schon wieder derart erholt, daß beiläufig eine halbe Million Acres angebaut sind, so daß der Bedarf der Colonie an Roggen, Hafer, Gerste, Kartoffeln und Heu, durch ihre eigene Production gedeckt erscheint. In neuerer Zeit hat man es auch mit dem Weinbau versucht, und sind gegenwärtig 1,183 Acres Land in Weinberge verwandelt, welche nach amtlichen Mittheilungen außer 8000 Centner Trauben, 11,643 Gallonen Wein und 260 Gallonen Cognac producirten.

Bei dieser großen landwirthschaftlichen Thätigkeit ist es natürlich, daß der größere Theil der Fabriksindustrie der Colonie entweder der Landwirthschaft dient, oder wenigstens mit ihr im Zusammenhange steht.

Der Holzreichthum begünstigte die Anlage von Fabriken, deren Victoria gegenwärtig 474 zählt. Unter diesen befinden sich nicht weniger als 86 Dampfmühlen, mit welchen eine Hafermehl- und drei Brot- und Zwiebackfabriken in Verbindung stehen. Zwanzig Fabriken beschäftigen sich mit der Erzeugung landwirthschaftlicher Maschinen, 67 Fabriken dienen zur Verarbeitung von Rohmaterialien und Erzeugnissen der Viehzucht, 127 der Bearbeitung von Baumaterialien und nicht weniger als 77 befassen sich mit der Erzeugung von Getränken. Bemerkenswerth ist es, daß sich unter diesen 25 Sodawasserfabriken, zwei Dampfmühlen für Kaffee und zwei Eisfabriken befinden. Mit Ausnahme der Producte der letzteren haben wir Erzeugnisse sämmtlicher Fabriken von Victoria gesehen, und mußten über deren Vorzüge staunen. Daß der Erfindungsgeist unter den Bewohnern der Colonie sehr rege sei, erhellt aus der Zahl der ihnen verliehenen Patente, von welchen gegenwärtig 328 in Kraft sind.

Eine so hohe Blüthe aller Zweige wirthschaftlicher Production steht natürlich mit dem Reichthum der Bewohner, der sich durch die Ergiebigkeit der Goldfelder von Jahr zu Jahr mehrt, im innigsten Zusammenhange, allein er würde nicht erreicht worden sein, wenn nicht eine intelligente Verwaltung für die Herbeischaffung aller Vorbedingungen einer wirthschaftlichen Entfaltung, für die nöthigen Verkehrs- und Bildungsmittel gesorgt haben würde, deren Vermehrung freilich, ebenso wie sie früher Bedingung, jetzt Folge des steigenden Wohlstandes ist.

Noch vor acht Jahren stand das Straßenwesen auf der niedrigsten Stufe; außerhalb Melbourne's war nicht eine Meile chaussirter Landstraße vorhanden. Erst 1853 wurde eine Centralbehörde für Straßenbauten ernannt, und durch eine weise Steuereinholung die Herstellung eines Straßennetzes über die ganze Colonie ermöglicht, welches von Seiten der Regierung in den letzten zehn Jahren einen Kostenaufwand von Pfd.St. 5,272,620 erheischte.

Der erste Telegraph, es war überhaupt der erste der südlichen Hemisphäre, wurde von Melbourne nach Williamstown 1853

gelegt, und jetzt, 10 Jahre später, sind in der Colonie 1504 Meilen Telegraphendräthe in Gebrauch.

Auch die Eisenbahnen datiren erst aus dem Jahre 1853, durchziehen aber jetzt bereits die ganze Colonie und stellen sowohl die Verbindung der Städte unter einander, als der Goldfelder mit den Küsten her. Letztere sind Staatsbahnen, die erst zu Ende des Jahres 1862 vollendet wurden, die ersteren kleineren, sind Privatunternehmungen. Die erste in Victoria errichtete Bahn war die von Melbourne nach Hobsons Bay, welche die Waarenlager Melbourne's mit dem Hafen verbindet, und was Vorzüglichkeit der Einrichtungen betrifft, von keiner englischen Bahn übertroffen wird. Die andern Privatbahnen verbinden Melbourne mit den Vorstädten und den Städten St. Kilda, Brigthon, Richmond, Prahrau u. A., die Staatsbahnen (Victoriabahnen) Melbourne mit Geelong, Williamstown, Woodend und letztere Städte unter einander.

Die Einfuhr betrug in Victoria im letzten Jahre im Ganzen einen Werth von 15 Millionen Pfd. St. und überstieg die Ausfuhr (13 Millionen) um 2 Millionen. Ausfuhrartikel bildeten außer dem Golde die oben erwähnten landwirthschaftlichen Producte. Eingeführt wurden außer Kleidungsstücken größtentheils die in Victoria nicht in hinreichendem Maße erzeugten Lebensmittel, namentlich Bier, Wein und spirituose Getränke.

Wir haben bereits oben erwähnt, daß für den intellectuellen Fortschritt durch zahlreiche Bildungsanstalten gesorgt sei. Unter diesen nimmt die Universität von Melbourne den ersten Rang ein. Sie ist erst vor sechs Jahren gegründet worden. Dieselbe ertheilt nur Grade auf dem Gebiete der Jurisprudenz, besitzt aber auch Lehrstühle für die angewandten Künste, das Ingenieur- und Vermessungswesen, sowie an derselben auch Vorlesungen über alle Gebiete der Wissenschaft gehalten werden. Sie war im letzten Jahre von 104 Hörern besucht. Neben der Universität bestehen auch mehrere Gymnasien, welche mit den verschiedenen Kirchen in Verbindung stehen, wie die letztern überhaupt auch die Leitung der Schulen mit dem Staate theilen. Die Zahl der Elementarschulen ist bis zum letzten Jahre auf 886 gestiegen, in welchen 51,668 Schüler unterrichtet wurden. Außer diesen gibt es in Victoria zahlreiche, die Erhöhung der Bildung bezweckende Gesellschaften und Institute, deren Melbourne allein 50 zählt. Der Bildungsförderung dient übrigens auch ein Nationalmuseum, das unter der Leitung des Professors Mc. Coy steht, dem wir interessante Mittheilungen über die Naturgeschichte Victoria's verdanken, und eine öffentliche Bibliothek, die bereits 29,120 Bücher zählt. Dieselbe ist täglich von 10 bis 4 und 6 bis 9 Uhr geöffnet, und sowohl ihre Errichtung — die mitsammt dem prächtigen Gebäude bis jetzt schon über 60,000 Pfd. St. gekostet hat — als ihr Besuch — es hatten sich im letzten Jahre über 162,000 Leser eingefunden — sind beachtenswerthe Zeugnisse sowohl für den Bildungstrieb, als die bereits erlangte Bildungsstufe der Melbourner Bevölkerung. Derlei Mittheilungen, die Manchem vielleicht uninteressant und minutiös erscheinen dürften, sind aber grade von großer Wichtigkeit, weil sie am meisten geeignet sind, die falschen Vorstellungen zu zerstreuen, welche im größern Theile des Publicums über die Cultur der Colonie überhaupt herrschen. Mit dieser geistigen Regsamkeit geht auch der Aufschwung der Journalistik Hand in Hand. In Melbourne allein erscheinen drei große Tageblätter, 31 Wochen-, 10 Vierzehntags-, 10 Monats- und 2 Vierteljahrsschriften- und Jahresschriften, im ganzen beiläufig 50, in der ganzen Colonie ungefähr 100 periodische Druckschriften.

Dem Gottesdienste sind 874 Plätze gewidmet, an welchen 340 Geistliche 17 verschiedener und vollkommen gleichgestellter Confessionen fungiren. Mit diesen stehen theilweise auch die Wohlthätigkeitsanstalten der Colonie, als 18 Hospitäler, 6 Zufluchtsorte für Arme, 4 Waisenhäuser und ein Irrenhaus, in Verbindung, zu welchen sich noch das Institut zur Unterstützung von Eingewanderten gesellt.

In derselben ausgiebigen Weise ist in Victoria für das Creditwesen gesorgt. Es befinden sich daselbst zehn Sparcassen, in welchen das Guthaben von ca. 11,000 Sparern beiläufig 600,000 Livre betrug.

Auch das Bankwesen ist in Victoria ausgebreitet. Die Stadt besitzt drei locale Banken, nämlich:

1) die Bank of Victoria,
2) die Colonialbank of Australasia,
3) die Nationalbank of Australasia,

welche ihre Sitze in Melbourne haben. Außer diesen besitzen die Bank of New-South-Wales von Sydney und fünf Londoner Banken, nämlich:

1) die Bank of Australia,
2) die Unionbank of Australia,
3) die London Chartered Bank of Australia,
4) die English, scottish and Australian Chartered Bank und
5) die Oriental Bank Corporation

Filialen in Victoria. Unterstützt durch solche Anstalten ist sowohl der Staat als der einzelne Staatsbürger in der Lage, seine Einnahmen mit seinen Ausgaben in Einklang zu bringen. Wenn der Staat ein kleines Deficit aufzuweisen hat, so mag dies dem Umstande zuzuschreiben sein, daß die Colonie eben noch jung ist und jährlich sehr viel von Seiten des Staates geschehen muß, um ihr weiteres Emporblühen zu fördern.

Die Staatsausgaben beliefen sich im letzten Jahre auf 3,228,468, die Einnahmen auf 3,066,220 Pfd. St., unter welchen die Zölle, 1,494,593 Pfd. St. die höchste und zwar in Anbetracht der Bevölkerungsverhältnisse sehr hohe Ziffer ausmachen.

Es dürfte vielleicht unsere Leser interessiren, Einiges aus dem Zolltarife von Victoria zu erfahren, und wir theilen deshalb mit, daß spirituose Getränke einen Eingangszoll von 10 Schillingen, Wein 2 Schillinge, Bier 6 Schillinge per Gallone, Opium 10 Schillinge, Taback 2 Schillinge, Cigarren 3 Schillinge, Thee $\frac{1}{2}$ Schilling und Kaffee $\frac{1}{6}$ Schilling per Pfund unterworfen sind. Gold zahlt $2\frac{1}{2}$ Schilling Ausgangszoll per Unze.

Was den Haushalt des Einzelnen betrifft, so litt Victoria allerdings in den ersten Jahren an dem Erbübel aller Colonien, an der Schwankung der Löhne und einer für unsere Begriffe ganz unerhörten Preishöhe der Consumtionsgegenstände. Noch 1854 erhielt ein Bauarbeiter 1 Pfd. St. 8 Sh. bis 12 Sh., also nach unserm Gelde 14—16 Gulden täglich, brauchte aber für die Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse 7 Pfd. St. gleich 70 Gulden wöchentlich, konnte also höchstens $1\frac{1}{2}$ Pfd. St. wöchentlich zurücklegen, was bei den hohen Preisen der Consumtionsgegenstände sehr wenig war. Jetzt, wo derselbe Arbeiter täglich nur 10 Schilling (5 Gulden) Lohn erhält und wöchentlich 2 Pfd. St. 7 Sh. 4 D. braucht, kann er 1 [illegible] St. 4 Sh. 6 D. (12 Gulden 25 Kreuzer) zurücklegen, was aber sehr viel ist, weil die Preise der Consumtionsgegenstände bedeutend gesunken. Nach unserm Gelde kostet z. B. ein Pfund Brod in Victoria 10 Xr., ein Pfund Fleisch 15 Xr., ein Pfund Mehl 5 Xr., ein Pfund Kartoffeln $2\frac{1}{2}$ Xr., Zucker 20 Xr., Butter 75 Xr., Licht 25 Xr. und die Miethe wöchentlich 25 Xr.

In derselben Weise wie die bisher geschilderten Verhältnisse ist auch die Vegetation der Colonie geeignet, ihre Volkswirthschaft einer glänzenden Zukunft entgegen zu führen, denn sie bietet alle hierfür erforderlichen Hilfsmittel. Wir verdanken über diese dem Mitglied der königlichen Gesellschaft in London, Dr. med. Ferdinand Müller, auf eingehende Forschungen gestützte Mittheilungen. Die hohen Bergketten der tasmanischen Insel schützen das Land gegen die Winde und warme Luft- und Meeresströmungen mildern das Klima des Winters. Die südlichen Küstenstrecken sind von einer sehr reichen Vegetation bedeckt. Die Tiefländer sind fast durchweg für die Cultur geeignet und nur zuweilen von jenen Hügeln und Thälern unterbrochen, welche die unterirdischen Schätze der Colonie bergen. Wir haben bereits früher des Holzreichthums gedacht und es würde uns hier zu weit führen, wollten wir auf die einzelnen Gattungen näher eingehen. Wenden wir uns lieber jenen Reichthümern zu, welchen die Colonie zunächst den Namen des Goldlandes verdankt.

Ob zwar der Goldreichthum der Colonie Victoria — wie der Bezirk Port Philipp seit seiner Trennung von Neu-Süd-Wales am 1. Juli 1851 zu Ehren der Königin von England genannt wird — erst wenige Tage nach jener Trennung entdeckt worden, besitzen wir doch bereits eine vollständige Goldstatistik von dem Secretär des Departements für Bergbauangelegenheiten in Victoria, Mr. R. Brough Smyth, und ein tabellarisches Verzeichniß der merkwürdigsten daselbst gefundenen Klumpen von gediegenem Golde nebst dem Datum ihrer Auffindung, ihrem Gewichte, ihrer specifischen Schwere und dem reinen Goldgehalte von William Birkmyre. Diese Arbeiten, welche unserer Schilderung zu Grunde liegen, sind zugleich die Beweise, daß man in dieser Colonie neben den praktischen Bestrebungen die Interessen der Wissenschaft nicht außer Acht gelassen hat.

Der Bergbau auf Gold in Victoria, wel-

cher die ausschließliche bergmännische Beschäftigung der Bevölkerung ist und alle Arbeitskräfte absorbirt, hat das Interesse für die übrigen Mineralschätze der Colonie, an welchen sie reich ist, wie z. B. Antimon, Eisenerz und Kohlen, in den Hintergrund gedrängt. Die Schiefer- und Sandsteinfelsen der Colonie, welche einen Flächenraum von 28,000 Quadratmeilen einnehmen, sind beinahe überall von mächtigen Quarzadern durchsetzt, so daß man die Ausdehnung der quarzhaltigen Felsbildungen nach Smyth auf ein Drittel des Gesammtflächenraums der Colonie veranschlagen kann. Wer der erste Goldfinder in Victoria gewesen, ist noch nicht ermittelt. So viel ist indessen gewiß, daß das Jahr 1851 das eigentliche Entdeckungsjahr war. Die ersten Erlaubnißscheine zum Goldgraben wurden am 1. September 1851 ertheilt und es wurden in kurzer Zeit zwei so große Funde bekannt, daß die Colonisten bald ihre übliche Beschäftigung aufgaben und sich dem Goldsuchen zuwendeten. Smyth, der, wie es scheint, Augenzeuge war, schildert die Umwälzung, welche das Goldfieber in den gesellschaftlichen Verhältnissen hervorgerufen, als eine der wunderbarsten Revolutionen.

„Juristen," erzählt er, „verließen die Gerichtshöfe, Kaufleute die Comptoirs, Commis ihre Pulte und Arbeitsleute und Tagelöhner flohen über Hals und Kopf von halb aufgebauten Häusern und theilweise gegrabenen Fundamenten. Selbst Geistliche wurden zu der fortreißenden Scene gezogen. Der Preis der Arbeit stieg zu einer erstaunlichen Höhe und die Lebensmittel erreichten die unerhörtesten Preise. Das Eigenthum in Melbourne sank fast zur Werthlosigkeit herab und erst als der Sturm der Einwanderung begonnen, kehrte die Gesellschaft zu ihrem normalen Zustande zurück. In den Jahren 1851—54 waren die großen Mittelpunkte des Bergbaubetriebes mit baumwollenen Zelten bedeckt, sogar die Beamten der Regierung wohnten in Zelten und die Banken betrieben ihre Geschäfte in kleinen Häuschen von Segeltuch, in welche ein Bankdirector von heute kaum sein Pferd stellen würde." Jetzt sind große Städte an die Stelle dieser Lagerplätze getreten, und auf dem durchwühlten Boden wimmelt bei herrlicher Gasbeleuchtung durch gut gepflasterte, rechts und links an Palästen vorüberführende Straßen eine wohlhabende Bevölkerung.

In die Goldgewinnung ist ein System gebracht worden. Die Gewinnung des Goldes zerfällt

1) in die **Obenaufarbeit**, d. h. das Auswaschen der dünnen Bodendecke auf den Spitzen und Abhängen der Hügel in der Nähe von goldhaltigen Quarzgängen;

2) das **Grubensenken**, d. h. es werden in Thälern und Bächen Aushöhlungen gemacht, um die Wascherde von der Oberfläche der alten Schiefer und Sandsteine zu erhalten.

3) das **Schleußenmachen**, d. h. ein Auswaschen der goldhaltigen Erde durch fließendes Wasser, das in die Schluchten und Thäler geleitet wird;

4) in den **Schacht- und Stollenbau**, wie er bei allen Bergwerken vorkommt und

5) in die **Quarzbereitung** oder Gewinnung des Goldes aus den Adern, welche die primitiven Gesteine durchziehen.

Die Ausbeute betrug im letzten Jahre 2,156,660 Unzen im Gesammtwerthe von 8,626,642 Pfd. St. Die Ziffer ergibt sich indessen nur aus den Nachweisen der Zollämter und muß angenommen werden, daß noch eine beträchtliche Menge von Privathänden mit Umgehung des Zollamtes aus den Goldfeldern entnommen worden. Bei dieser Förderung sind 110,220 Menschen beschäftigt, welche 776 Dampfmaschinen mit 11,713 Pferdekräften benutzen.

Aus dem oben angeführten Verzeichnisse der merkwürdigsten Klumpen Gold, welche gefunden worden, von Birkmyre, welches 150 Nummern zählt, ersehen wir, daß in Victoria Gold sowohl auf der Oberfläche, als auch in einer Tiefe von 400 Fuß gefunden wurde und zwar auch solches, welches vollständig rein, ohne die geringste Beigesellung von Quarz oder einem andern nicht metallischen Körper erschien. Der größte Goldklumpen, der überhaupt je entdeckt worden, doppelt so schwer und werthvoll, als die ganze russische Goldmasse, die im Jahre 1842 gefunden, und viermal größer als der berühmte „Korn Goldes" von Hayti im Jahre 1502, wurde in Victoria 1858 entdeckt und zwar am 11. Juni von einer Gesellschaft von 24 Personen am Rokery Hill bei Balaarat in einer Größe von 180 Fuß von einem Grobgewicht von 184 Pfund oder 2,217 Unzen, nach der Probe 99,20 Procent Gold enthaltend. Der Klumpen hatte eine Länge

von 20, Breite von 12 und Höhe von 7 Zoll. Er wurde in Balaarat für 10,500 Pfd. St. verkauft und 1859 in London eingeschmolzen.

Da dieser Klumpen erst 6 Jahre nach Entdeckung der Goldminen überhaupt gefunden worden, so kann man es den Colonisten wahrlich nicht übel nehmen, wenn sie sich durch die Hoffnung auf ähnliche Funde, zu welcher das Birkmyre'sche Verzeichniß berechtigt, zu eifrigem Suchen verlocken lassen.

Sämmtliche Goldfelder Victoria's sind unter das Departement für Bergbauangelegenheiten gestellt, dessen Chef einen Sitz in der gesetzgebenden Versammlung und im Ministerium hat, und welcher alle berggerichtlichen und bergpolizeilichen Functionen zu vollziehen hat. Seit dem Jahre 1860 wurden von der Regierung bedeutende Summen (1860 selbst 30,000 Pfd. St.) für das Aufsuchen neuer Goldfelder bewilligt, welche bereits zu namhaften Entdeckungen geführt haben. Der Betrieb des Goldbergbaues durch Actiengesellschaften, zu welchen die günstigen Erfolge kleinerer Associationen den Impuls gaben, datirt erst aus den drei letzten Jahren. In dem amtlichen Coursberichte der Melbourner Effectenbörse sind zwanzig solcher Gesellschaften, welche Dividenden zahlen und auf deren Actien ein Capital von 300,000 Pfd. St. eingezahlt ist, und 37 Gesellschaften, welche zwar Gold produciren, aber noch keine Dividende zahlen, verzeichnet. Dieselben stehen in Betreff ihrer Verwaltung nicht in dem besten Rufe und scheint man besonders in London, dem einzigen europöischen Markte für derlei Effecten, für ihre Papiere nichts weniger als eingenommen zu sein. Bei der Londoner Börse, wo die in Victoria gefundenen Klumpen ihre letzte Metamorphose erleben, wollen auch wir von dem Goldlande für heute Abschied nehmen. Vielleicht führt uns eine Betrachtung der Technik der Goldgewinnung gelegentlich wieder auf die so kostbare Saaten bergenden Felder dieser Colonie zurück.

Johann Gustav Droysen.

Wenn Einer unserer Geschichtschreiber der deutschen Einheitsstrebung seine nachhaltige Hülfe leiht, wenn Einer das geistige Eigenthum der Nation vermehren hilft, so ist es Droysen. Heraustretend aus der Abgeschlossenheit des bloßen Gelehrten, vertritt er die jetzige Geschichtswissenschaft in ihren charakteristischen Richtungen: in der emsigen und gewissenhaften Durchdringung des historischen Materials, der Anwendung der Resultate des Forschens auf die Gegenwart und ihrer Verwerthung für das große Publicum. Eine Schilderung seines Lebens und Wirkens kann also nie zu früh kommen. Die folgenden Andeutungen können in keiner Weise erschöpfend sein, schon der in einem Unternehmen, wie das vorliegende, knapp zugemessene Raum hindert weitere Ausführung; das hier Gegebene soll es aber versuchen, zur Lectüre der Werke des verehrten Geschichtschreibers anzuregen. — Droysen wurde am 6. Juli 1808 zu Treptow in Pommern geboren, wo sein Vater Pastor war. Der äußerst frische und lebendige Knabe genoß zu Stettin unter Leitung des bekannten Dichters und Historikers L. Giesebrecht den Gymnasialunterricht, bezog dann 1826 die Universität Berlin, wo er die folgenden Jahre hindurch philosophischen, geschichtlichen und philologischen Studien unter der einflußreichen Lehre Hegel's (dessen große Anschauung ihn für alle Zeiten gewonnen hat) und Ranke's oblag. In diese Jahre fällt sein anregender und bewegter Verkehr mit den berühmten Freunden F. Mendelssohn-Bartholdy und F. Kugler. Schönwissenschaftliches Treiben hatte einen Kreis edler und feuriger Jünglinge zusammengeschlossen, in den Dichtkunst und Musik die reinsten Anregungen brachten. Und doch war dies nicht ohne Gefahr für den jungen Historiker, der freilich durch die ernste und strenge Disciplin Ranke's bald ganz und gar der Wissenschaft gewonnen ward. Schon 1829 wurde er Lehrer am Gymnasium des grauen Klosters zu Berlin, wo er durch Schwung der Rede und reichen Fluß der Gedanken seine Schüler begeisterte. *) 1832 erschien als Frucht seiner philologischen und antiquarischen Studien die „Uebersetzung des Aeschylus" (2. Aufl. 1841) 2 Bde., 1833 aber das Werk, das seinen Namen zuerst berühmt machte, die „Geschichte Alexander's des Großen." Das Werk des jungen Privatdocenten (seit 1833) erregte ungemeines Aufsehen, denn die Auffassung, die sich hier geltend machte,

*) 1831 erschien seine Abhandlung „de Lagidarum regno Ptolemaeo VI. Philometore rege".

war jener rüden entgegengesetzt, die an Alexander's Heldengestalt das spießbürgerlichste Maß anlegend, ihn als gemeinen Eroberer und frechen Räuber hinstellte und demgemäß verdammte. Hier aber sollte gezeigt werden, daß Alexander's Eroberungen nicht eine „Laune des Schicksals, ein abenteuerliches Zwischenspiel der Geschichte war, sondern daß auch hier das Walten der Vorsehung nicht unbezeugt geblieben." *) — 1835 lieferte er in der „Uebersetzung des Aristophanes" (3 Bde.) ein Meisterstück, durch das der alte Komiker auch dem modernen Leser verständlich wurde. Das gelungene Werk wimmelt von Anspielungen auf die Gegenwart und fesselte durch den frischen Humor, der überall zu Tage tritt, so sehr, daß schon 1838 die zweite Auflage nöthig schien. Nach diesem Versuche auf philologischem Gebiete folgte in der „Geschichte des Hellenismus" (I. Bd.: Geschichte der Nachfolger Alexander's 1836; II. Bd.: Geschichte der Bildung des hellenischen Staatensystemes 1843) die würdige Fortsetzung der Geschichte Alexander's. Eine Zeit voll wüster Kämpfe, Intriguen und Verbrechen, hat die Epoche nach Alexander's Tode mit den Plagen, die sie über die unglücklichen Völker des Ostens verhängte, von jeher durch ihr chaotisches Aeußere die Historiker in der Bearbeitung verwirrt, die Leser aber von der Lectüre abgeschreckt. Hier aber sah der tiefe historische Blick Droysens alsobald den leitenden Gesichtspunkt, er sah die innere Nothwendigkeit, die hohe Bedeutung dieser Entwicklung für die Geschichte der Menschheit und schuf in dem oben Erwähnten kein geringeres Kunstwerk, als in der Geschichte Alexander's. Wie er diese Epoche auffaßt, wollen wir ihn selbst sagen lassen: „Die Vermischung des abend- und morgenländischen Lebens hat einen unendlichen Reichthum neuer Erscheinungen hervorgerufen, hat in dem Zerstören der altnationalen, mit dem heimischen Boden verwachsenen Zustände den Untergang des Heidenthums vermittelt, hat in das Leben der Völker jenen Bruch gebracht, aus dem sich das Bedürfniß des Trostes und eine Religion, die über das traurige Hinieden emporhob, entwickeln mußte. . . . . So tief ist das von den Macedoniern und Griechen vermittelte neue Wesen in das Leben der Völker hineingewachsen, daß es seine staatliche Existenz überlebt, um als Bildung und Mode, als Philosophie und Aufklärung, als Wissenschaft und Aberglaube fortzudauern und selbst die römische Welt zu beherrschen, daß es sein gottloses Heidenthum der Theokrasie überlebt, um das beginnende Christenthum durch endlosen Dogmenstreit und Häresie durchzuarbeiten, daß es endlich bis auf die Sprache todt Jahrhunderte hindurch, wie ein Gespenst umgeht, um dann in der neuen Zeit des Morgenlandes und des Mohamedanismus ganz zu verschwinden." — 1840 erhielt Droysen einen Ruf als ordentlicher Professor der Geschichte nach Kiel, nachdem er 1835 außerordentlicher Professor zu Berlin geworden war. Bald erkannte er, daß von hier aus die deutsche Frage entschieden werden müsse, daß in der Frage der Herzogthümer mehr als eine locale vorliege. Mit allem Eifer und aller Begeisterung stürzte er sich in die Bewegung, die er in Schrift und Wort unterstützte. Im Winter 1842 zu 1843 hielt er zu diesem Zwecke Vorlesungen über die deutschen Freiheitskriege. Die Liebe zum Vaterlande und der Glaube an dasselbe bestimmten ihn dazu, die „Hoffnung und die Besorgnisse der Zeit, in der er sie hielt, hatten wohl ihren stillen Antheil an denselben." — Es ist ein großes Glück, daß der Trost und die Erhebung, die diese „Vorlesungen" zu erzeugen vermögen, daß ihr edler Gehalt nicht auf einen relativ kleinen Kreis beschränkt blieb, sondern dem ganzen deutschen Volke durch die Herausgabe derselben im Drucke (1846, 2 Bde., Kiel) ermöglicht ist. Wir stehen nicht an, in diesem unvergleichlichen Werke, zu dem philosophische Tiefe, historischer und staatsmännischer Blick, wie ein wahrhaft rhetorischer Schwung gleichmäßig beisteuerten, eine der besten Schöpfungen auf dem Gebiete der Geschichtschreibung zu erblicken. Oder vielmehr auf dem Gebiete der **Geschichtsphilosophie**! Mit Recht sagt Julian Schmidt (Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert) über dieselben: „Der Gedanke der Freiheit drängt sich mit einer fast poetischen Gewalt in dieser geistvollen Skizze vor die Seele." Wir empfan-

*) Bezeichnend für Droysen's Auffassung der Geschichtswissenschaft sind seine damals geäußerten Worte: „Die historische Kunst hat eine ungleich höhere Aufgabe; Kritik und Gelehrsamkeit sind nur ihre Technik; ihr Wesen ist, daß sie die Gedanken geschichtlicher Entwicklungen erkennt, und in Beziehung auf sie den Verlauf des äußerlich Factischen begreift."

gen durch Droysen's Schilderung die Bürgschaft: „Durch jene Heldenkämpfe hat der Geist der Freiheit sich ein Bürgerrecht in dem Herzen der Menschen erworben, der Kampf ist nicht mehr ein bloß äußerlicher, wer jetzt sich noch verstockt gegen die Macht des Geistes, muß sich selbst betrügen, er ist kein voller Gegner mehr, er kämpft mit halbem Herzen." — Droysen war durch die emsige Forschung im Concretesten, damals, wo der Begriff der Freiheit ein sehr vager war, dennoch bewahrt vor der Mißdeutung desselben. Er war davon überzeugt, daß „das wahre Vernunftrecht nichts gemein hat mit jenem faden Radicalismus, der in jedem Augenblicke den Staat und das Recht von Neuem anfangen und aus utopischer Abstraction ableiten zu können meint, sondern daß in dem Gewordenen selbst und in dem Wege, wie es geworden, dem forschenden Auge sich die ewige Vernunft jenes Werdens offenbart, das zu begreifen Trost und Erhebung, das mitwirkend weiter zu führen des thätigen Mannes höchster Beruf ist." Aber auch gegen das andere Extrem kehrt sich Droysen mit den Worten: „Das historische Recht ist nicht die Herstellung der Vergangenheit, sondern die lebendige Fortbildung ihres großen Resultates, — der Gegenwart." Es ist unmöglich, aus der reichen Fülle von Ideen auszulesen, es soll nur Einzelnes hervorgehoben werden, was mit zu dem Trefflichsten gehört. Wir machen nach dieser Richtung aufmerksam (im I. Bde.) auf die Partien über Staatsidee, über die englische und preußische Monarchie, auf das Capitel über die materiellen Interessen, über die geistige Entwicklung, die schwunghaften Worte über die nordamerikanische Verfassung (aus dem II. Bde.), die Charakterisirung Napoleon's (341 ff.), Stein's Legislation (403) und endlich auf die Betrachtung über die „heilige Allianz." — Traurig scheint das Resultat des Umblicks. Nach einem Kampfe voll der größten Opfer sieht die Nation, daß sie in den auswärtigen Unterdrückern sich selbst besiegt habe, daß ihre einheimischen Herren nicht allein das Versprochene nicht halten, sondern sich sogar verbünden, den Drang in den Völkern zu unterdrücken. Doch tröstend schloß Droysen schon damals die Vorlesungen mit den Worten: „Aber die neuen Kräfte erstarben nicht, nur um so tiefer, einigender, adelnder durchdrangen sie die Massen; Volk auf Volk lernte sich selbst, seinen Beruf und sein Recht erkennen!" Eine Reformbewegung wünscht, der dieses gesprochen, aber schon ahnt er die kommende, gefahrvollere Bewegung. Sie nahm auch seine ganze Kraft in Anspruch. In kleinen publicistischen Arbeiten ließ sich Droysen damals vernehmen: „Ueber das Patent vom 3. Februar 1847;" „Preußen und das System der Großmächte." Die berühmte Kieler Adresse der Professoren 1844 war von ihm verfaßt, 1846 betheiligte er sich an der Ausarbeitung der Schrift der neun Kieler Professoren „über das Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig." Durch das Patent vom 28. Januar 1848 stellte die dänische Regierung eine Gesammtstaatsverfassung in Aussicht, da schlug Droysen in einer Broschüre die gemeinsame Berathung dänischer und schleswig-holsteinischer Vertreter vor. Die Ereignisse hatten aber zu schnellen Fortgang, es folgte die Umwälzung in Kopenhagen und so blieb sein Vorschlag unwirksam. Die am 24. März 1848 in Kiel eingesetzte provisorische Regierung der Herzogthümer schickte ihn aber nach Frankfurt, um die Hilfe des Bundestages anzurufen, bei dem er Vertrauensmann wurde. Hierauf wählte ihn der schleswig-holsteinische Bezirk Lützenburg zum Abgeordneten für die Nationalversammlung, an deren Verhandlungen er bis Mai 1849 theilnahm. Natürlich gehörte er zu der constitutionellen erbkaiserlichen Partei. Droysen war, wie die Besten der Nation überhaupt, einer der thätigsten Kämpfer für das Gagern'sche Programm, das Preußen an die Spitze des deutschen Bundesstaates gestellt, Oesterreich aber im weitern Bunde, mit dem so geeinigten Deutschland wissen wollte. Nach der jetzigen Benennung war er also schon damals Kleindeutscher, wie er es noch ist. Er wurde in den Verfassungsausschuß gewählt, an dessen Debatten er sich auf das Lebendigste betheiligte und dessen „Verhandlungen er als Material für eine endliche Inangriffnahme des Verfassungswerkes eines künftigen deutschen Einheitsstaates" 1849 herausgab. (1. Bd.) Droysen erkannte in der deutsch-österreichischen Frage die wichtigste; klar sprach er es im Verfassungsausschusse aus: „In Oesterreich ist man über die Summe dieser Verhältnisse unklar, voller Wünsche und allgemeiner Empfindungen, hier ist die Wetterscheide, an der sich die Nebel zerstreuen und das scharfe Tageslicht durchdringen kann." Wenig sprach er in der Nationalversammlung

selbst, zuerst schloß er sich an das „Casino" (rechtes Centrum) und später an den „Weidenbusch" an. Es ist interessant zu hören, welchen Eindruck Droysen auf ein beobachtendes Mitglied der Versammlung machte, aus H. Laube's vortrefflicher Geschichte des ersten deutschen Parlaments (Leipzig 1849. II. Bd. Seite 35) möge eine auf Droysen bezügliche Stelle herausgehoben werden: „Droysen war fast täglich im Lager der Linken zu sehen, und bewies hier, spottete dort, schalt hier und beredete da, um eine Uebereinstimmung zu bewirken. Ein solches parlamentarisches Talent ohne Rednerbühne, ein Talent im Parlamentiren, ist selten verbunden mit einer so festen Ansicht, wie Droysen sie hat und geltend macht. . . . Mit voller Seele waren diese beiden Männer (Beseler und Droysen), welche man fast immer neben einander sah, bei dem schweren Werke für unser Vaterland; das Gelingen des Werkes war ihnen das Gelingen ihres Lebens, und man kann wohl sagen, daß vom Mai 1848 bis zum Mai 1849 nur die kurzen Stunden ihres Schlafes leer blieben vom Dichten und Trachten, vom Reden und Treiben, vom Versöhnen und Verbinden für das Zustandekommen eines deutschen Reiches." — So war das Wirken des Mannes, der nach der traurigen Katastrophe nicht verzagte, der endlich auch zur Gothaerversammlung (28. Juni 1849) schriftlich seinen Beitritt erklärte. Als auch dieses letzte Opfer ohne Erfolg blieb, zog sich Droysen keineswegs in hoffnungsloser Verbitterung oder Ermattung zurück, sondern fort und fort wirkte er für das, was er für recht erkannt hatte. In jener Zeit (1850) erschien die zweite Auflage seiner mit Professor Samwer gemeinsam gearbeiteten Schrift „Die Herzogthümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark" (actenmäßige Geschichte der dänischen Politik seit 1806), veranlaßt durch die böswilligen Entstellungen der dänischen Presse und Publicistik, besonders der Schrift des dänischen Hofhistoriographen Wegener. In ihr versuchten die Herausgeber durch eine auf Staatsurkunden und urkundliche Mittheilungen nahe Betheiligter gestützte Darlegung zum Nutzen der Herzogthümer den wahren Sachverhalt darzustellen. — Die Geschichte des Staates, an den sich die Hoffnungen der Patrioten knüpfen, die Geschichte des preußischen Staates, war von da ab seine Aufgabe. 1851 trat sein „Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg" (3 Bände) in die Oeffentlichkeit. Dem Verfasser kam es darauf an, Einen aus dem tüchtigen Kreise zu schildern, der damals Preußen aus dem tiefsten Sturze zur Höhe emporhob. In dem gewaltigen knorrigen Soldaten, dem „alten York" aber, gab er ein Bild des strammen, ernsten Preußenthums, gab ein Bild des ganzen schweren Ringens im Felde, ein Seitenstück zu der Geschichte des Wiederaufbaues der Monarchie im Inneren durch den großen Freiherrn v. Stein. Man konnte zweifeln, ob Droysen den einfachen Ton treffen würde, Droysen, den man eben erst als Geschichtsphilosophen kennen gelernt; aber der Zweifel war ohne Grund. Denn die Sprache des Buches ist durchaus anspruchslos, in dem soldatischen frischen Tone geschrieben, wie er sich für das Leben des preußischen Generals eignete. Droysen wurde 1851 an die Universität Jena berufen, wo er ein musterhaftes Seminar für Historiker einrichtete und durch jährliche Preisaussetzung aus eigenen Mitteln einen regen Wetteifer erzeugte. Zu dem Ruhme des Gelehrten und Patrioten gewann er hier noch den des gewandten und liebevollen Lehrers. In der Zeit seines Jenaer Aufenthaltes schrieb er außer kleineren Artikeln und Abhandlungen in der königlich sächsischen Akademie der Wissenschaften *) sein Hauptwerk: „Die Geschichte der preußischen Politik" (Leipzig, 1855 bis 1861, bisher 3 Bände). Man erwartet nach dem Titel eine Geschichte der auswärtigen Politik; aber man trifft hier eine Geschichte des gesammten Regierungswesens Preußens, eine Geschichte der Preußen zu Grunde liegenden Idee. Eine Geschichte des Staates nicht im gewöhnlichen Sinne, sondern eine Geschichte der einzelnen Momente, durch die auf ungleichartigem Boden, aus verschiedenen Volksstämmen, mit innerer Nothwendigkeit dort im Norden ein Staat erwuchs, gepflegt und vergrößert durch ausgezeichnete Regenten, der in vielen deutschen Entwicklungen für dieselben eintrat, dessen letzte große Entwicklung noch in der Zukunft verborgen ist. — Es war eine schwierige Aufgabe, die leitenden Principien dieses Staatswesens zu erkennen, aber Droysen's

*) 1857 erschien auch eine kleinere Abhandlung über Karl August's deutsche Politik, eine über Eberhard Windeck u. s. w.

Scharfblick ist es gelungen, die bestimmenden Ideen, wie zum Beispiel die Markverfassung, auf's Genaueste nachzuweisen. — In diesem Werke tritt Droysen's festes Halten an einer ethischen Auffassung des Lebens, sein inniges Vertrauen auf die Vorsehung gegen rohen Materialismus auf: „Jedes Blatt der Geschichte," sagt er, „gibt Zeugniß von dem Walten der sittlichen Mächte, das allein das Leben lebenswerth macht, und denen, die Alles und endlich auch ihr Denken aus der ewigen Materie und dem Spiele der Stoffe ableiten zu müssen glauben, tritt unsere Wissenschaft mit der ganzen Wucht ihres Inhaltes entgegen." —

Durch seine „Geschichte der preußischen Politik" hatte sich Droysen natürlich auf Seiten der ultramontanen und großdeutschen Partei sehr viele Gegner gemacht; in letzter Zeit erfuhr er die Ehre, von einem klerikalen Schmähblatte „der Unbedeutendste der Geschichtsmacher des Nationalvereins" genannt zu werden. Im November 1858 wurde er zum ordentlichen Mitgliede der von König Max von Baiern gegründeten historischen Commission ernannt, an deren Verhandlungen er sich lebhaft betheiligte, und die er auch zur Sammlung und Herausgabe der historischen - Volkslieder aufforderte. 1859 wurde er an die Universität Berlin berufen. Als Meister historischer Forschung kehrte er an den Ort zurück, wo er als junger Docent begonnen; an der Seite seines Lehrers L. Ranke wirkt er daselbst für die Geschichtswissenschaft durch treffliche Vorlesungen und die höchst anregende Leitung des historischen Seminars. An den verfassungsmäßigen Bestrebungen des Staates, dessen Geschichte er schon früher erforscht und verherrlicht, nimmt er nun auch als dessen Bürger Antheil. Zu bedauern ist nur, daß er selbst nicht als Candidat für den Landtag aufgetreten und dieser schwierigen Aufgabe seine erprobte Kraft geweiht. Doch auch so wirkt er als Lehrer und Schriftsteller eifrigst für Preußens Zukunft. — Wer sich an Droysen in wissenschaftlichen Dingen wendet, wird an ihm den allzeit bereiten und gefälligen Rathgeber, den für jede tüchtige Bestrebung interessirten Mann finden. In letzter Zeit ist ihm die Freude geworden, eine wackere Erstlingsarbeit seines Sohnes Gustav in die Oeffentlichkeit treten zu sehen.

Mit dem Wunsche, daß es dem preußischen Staate nie an solchen Männern fehlen, die deutsche Nation aber solche Geistesarbeit dankbar aufnehmen und beherzigen möge, sei dieser Bericht beschlossen.

Diesterweg.

Der Todestag eines berühmten Pädagogen, der Todestag von Friedrich Gabriel Resewitz, sollte der Geburtstag eines anderen Pädagogen werden, der als der tüchtigste Jünger Pestalozzi's, als der muthigste und geistvollste Vorkämpfer des humanen und aufgeklärten Volksschulwesens einen nicht geringeren Ruhm sich erworben hat, der Geburtstag von Friedrich Adolf Wilhelm Diesterweg. Der Sohn eines geschickten Advocaten ist Diesterweg den 29. October 1790 zu Siegen geboren, einem Städtchen in dem heutigen Regierungsbezirk Arnsberg, das aber damals noch zu Nassau gehörte. Die Natur hatte dem Knaben reiche Anlagen verliehen, und bei der ungemeinen Lernbegierde, die sich schon frühe bei ihm zeigte, erkannte der Vater sehr wohl, daß die mangelhafte Stadtschule zu Siegen den strebsamen Jüngling nur ungenügend für die Universität vorbereiten könne. Diesterweg kam daher zuerst nach Harborn, nach einer sogenannten Hochschule im Nassauischen, bevor er nach Tübingen abging, um dort Theologie zu studiren. Im Jahre 1812 treffen wir den jungen Candidaten der Gottesgelahrtheit als Lehrer und Erzieher in einer adeligen Familie zu Mannheim; an dem Unterricht nahmen auch die Kinder des unglücklichen Obersten von Dörnberg Theil, der die verfehlte Schilderhebung von 1809 geleitet hatte. Die Stellung in jener Familie muß aber dem Hauslehrer keine besonders angenehme gewesen sein, denn noch in demselben Jahre vertauschte er sie gegen eine Lehrerstelle an der Secundärschule zu Worms, wo ihn jedoch die Verhältnisse auch nicht zu fesseln vermochten. Schon 1813 folgte er einer Berufung an die Musterschule zu Frankfurt a. M. Hier fand er einen Wirkungskreis, auf dem sich für seine Talente und Neigungen ein günstigeres Terrain darbot. Diesterweg war es, dem damals in der Mainstadt die Begründung der Gesellschaft für Beförderung der nützlichen Künste gelang, ein Insti-

tut, das sich in vielfacher Hinsicht als äußerst segensreich erwiesen hat. Die allgemeine Anerkennung, welcher seine Leistungen und Bestrebungen in Frankfurt begegneten, machte den Pädagogen Wilberg in Elberfeld auf seinen Collegen aufmerksam, einen überaus regen und empfänglichen Kopf, der im hohen Maße von Pestalozzi's Geist erfüllt war. Vorzugsweise auf seine Veranlassung geschah es, daß Diesterweg, an welchem er einen rüstigen Mitstreiter für seine Sache zu gewinnen hoffte, 1818 als Subdirector in Elberfeld angestellt wurde. Die Hoffnung schlug nicht fehl. Beide Männer, begeistert für die Aufgabe ihres Berufes, schlossen sich innig an einander, ein Verhältniß, welches fortdauerte, als der kaum Berufene nach kürzester Frist als Director an das Schullehrerseminar zu Mörs, nach einer kleinen rheinischen Stadt im Regierungsbezirke Düsseldorf, versetzt wurde.

Klein, still und entlegen war der Ort, an welchem die äußeren Lebensverhältnisse Diesterweg gestellt hatten. Aber die zwölf Jahre, welche unser Pädagoge in Mörs wirkte, sollten reiche und reife Früchten zeitigen, grade diese Epoche diejenige sein, in welcher Diesterweg vornehmlich die Verdienste sich erwarb, für die das preußische und deutsche Volksschulwesen ihm für alle Zeiten dankbar verpflichtet bleibt. Die Stellung als Seminardirector war eine ziemlich unabhängige und ermöglichte es ihm, ohne die bureaukratische Einmischung von Vorgesetzten, ohne Behinderung vom grünen Tische aus nach seinen Ideen und Grundsätzen zu arbeiten. Mit jenem rastlosen Eifer, mit jener eisenfesten Zähigkeit des westfälischen Volkscharakters, der festhält, was er einmal ergriffen, um das Ergriffene, das für wahr und recht Erkannte niemals fahren zu lassen, suchte Diesterweg — nach seinem eigenen Ausdruck — „die ihm anvertrauten jungen Leute zu lebendigem Streben zu erregen, in ihnen die Bildung zu begründen, sie mit Liebe zu dem Amt und zu den Kindern zu erfüllen, als Kern der Bildung sittlich-religiöse Gesinnungen und Grundsätze hervorzurufen, sie zu Werken der Volkskraft zu stempeln und vernünftig zu machen." Die einstigen Lehrer der Volksschulen müßten, um sich in ihrem späteren Berufe als tüchtig zu bewähren, das war der Grundzug in dem Systeme Diesterweg's, eine wahrhaft menschliche Bildung erhalten, d. h. ihr Geist sei durch Kenntnisse fruchtbar zu bereichern, ihr Herz durch eine freie Sittlichkeit zu veredeln, und ihr Wille durch eine vernünftige Erziehung zur männlichen Selbstthätigkeit und zur männlichen Selbständigkeit zu kräftigen. Die Theorie mit der Praxis verbindend, leitete Diesterweg nicht allein in dem Sinne die ihm übergebene Anstalt; er war zugleich durch die Herausgabe einer Zeitschrift, der „Rheinischen Blätter," bestrebt, sein System zu popularisiren, ihm in den weitesten Kreisen Eingang, Achtung, Freunde zu verschaffen.

Und an einem erfreulichen und lohnenden Erfolge fehlte es denn auch nicht. Das rührigste Leben, dem Diesterweg Halt und bestimmte Ziele gab, entstand unter den Schulmännern, namentlich der Rheinprovinz. Die glänzenden Resultate seiner Pädagogik ließen die Denunciationen der Demagogenriecherei, an denen es nicht fehlte, als sei Mörs eine Brutstätte der Umsturztheorien geworden, unbeachtet verhallen. Der Geist der Eichhorn und Hengstenberg, der Raumer und Stiehl hatte damals noch nicht seinen siegreichen Einzug in das preußische Cultusministerium gehalten: im Gegentheil, man war damals in den höheren Regionen der preußischen Regierung der neuen Richtung des Volksschulwesens überaus günstig gestimmt und suchte dieselbe nach Möglichkeit zu fördern. Mochte auch in der Politik der Geist der Stein und Hardenberg, der Schön und Humboldt aus dem Cabinette Friedrich Wilhelm's III. gewichen sein, insoweit wirkte dieser Geist bei den Räthen des Königs doch noch fort, die Erinnerung an die große Zeit der Freiheitskriege, wo es mit zwingender Evidenz erwiesen war, daß die Wiederherstellung des Staats zum überwiegenden Theil den Opfern des dritten Standes, den heldenmüthigen Anstrengungen des Volkes zu danken gewesen — die Nachwirkung dieser Erinnerung und dieses Geistes bewirkte es, daß die Staatsmänner des Königs eine Ehre darein setzten, Preußen zu dem Staate der Intelligenz zu machen. Man empfand mit Stolz in diesen Kreisen den Ruhm der Thatsache, den Werth und die Bedeutung der Thatsache und des Ruhmes, daß Preußen für andere Staaten das Muster in der Einrichtung seiner Schulen wurde. Wohl mußte es einen gar niederschlagenden Eindruck machen, wenn etwa ein Menschenalter später Diesterweg im Hause der Abgeordneten sich in der Erinnerung an

jene bessere, schöne Zeit mit gerechtem Unmuth gegen den Geist der jetzt herrschenden Schulregulative erhob: „Das Schulwesen bildet die Ehrenkrone Friedrich Wilhelm's III. Unter diesem Könige stand das Schulwesen in solcher Blüthe, daß aus aller Welt Enden, aus allen Ländern, civilisirte und uncivilisirte Männer nach Preußen gekommen sind, um sich unsere Schulen anzusehen. Wenn der Herr Minister mir ein Land nennt mit besseren Volksschulen, als sie damals Preußen gehabt hat, so will ich den Herrn Minister wegen meiner Interpellation um Verzeihung bitten."

Der Cultusminister Altenstein berief, indem er durch eben diese Berufung den besten Beweis für die Gesinnungen und Principien ablegte, die zu jener Zeit bei der preußischen Regierung noch die maßgebenden waren, Diesterweg im Jahre 1832 nach Berlin und übertrug ihm das Directorat des Seminars für die sämmtlichen Stadtschulen. In der Residenz selbst, auf dem größeren und schwierigeren Arbeitsfelde sollte der Pädagoge die gedeihliche und gesegnete Wirksamkeit fortsetzen, welche er mit so vielem Erfolge in der kleinen Provinzialstadt entwickelt hatte. In der That gelangte Diesterweg in der neuen Stellung auf den Höhepunkt seines Ansehens und seines Ruhmes. Mit einer Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, welcher Ermüdung oder Zögern ein unbekannter Begriff, mit wahrer Jünglingsfreudigkeit und Jugendfrische gab er sich der Verbesserung und Veredelung des Volksschulwesens hin. Als Pflanzstätten seines Geistes stiftete er die „pädagogische Gesellschaft" und den „jüngeren Berliner Lehrerverein;" zugleich kämpfte er unermüdet und emsig mit Wort und Schrift für seine Ideen. Eine Menge von Leitfaden, von Lehr- und Handbüchern wurde von ihm abgefaßt, zahllose Flugschriften und Journalartikel in die Welt geschickt. Nach einer statistischen Angabe hatte er bereits im Jahre 1846 nicht weniger als 42 selbständige Werke und 260 Aufsätze veröffentlicht, in denen er „für strenge Erziehung und entwickelnden Unterricht, für relative, der Sache entsprechende Selbständigkeit der Schule, für Befreiung der Schule von der Beaufsichtigung durch Nichtsachkenner, für eine tiefer zu begründende und praktische Ausbildung der Lehrer, für ein auskömmliches Gehalt derselben, für freie Fortbildungsanstalten und freie Vereine der Lehrer und andere dringende Bedürfnisse der Schule und der Lehrer" mit immer größerm Nachdruck, mit immer größerer Reife kämpfte. Zusehends wuchs sein Einfluß, zugleich aber auch mit diesem die Reaction der Regierungskreise gegen jenen, gegen den Geist, dessen entschiedene Vertretung Diesterweg eben den Einfluß eingetragen hatte. Man war in die Regierung Friedrich Wilhelm's IV. getreten. Obschon einer der vielgebildetsten und geistvollsten Herrscher der Neuzeit, war doch diesem Könige die Erziehung und Bildung, zumal der Unterricht und die Aufklärung der unteren, der eigentlichen Volksschichten, keineswegs eine Herzenssache. Seine Neigungen und Wünsche gehörten der feudalen Romantik des Mittelalters an, und wie nach diesem Programm die politische Freiheit, homöopatisch verdünnt, allein einem exclusiven Kreise zu Gute kommen sollte, so sollte sich auch die moderne Aufklärung auf eine auserlesene Crême der Gesellschaft beschränken. Für die Erziehung des beschränkten Unterthanenverstandes mochte die lichtscheue und servile Theologie der Orthodoxen und Pietisten sorgen, denen die Aufsicht über die Volksschulen als Domäne zugewiesen wurde. Die unter dem Vorgänger angestrebte Aufklärung und Hebung des Volkes durch tüchtige Schulen schlug in das vollste Gegentheil um; die Regierung suchte die Bewegung und den Fortschritt nach dieser Seite zu hemmen und zu unterdrücken. Es konnte nicht fehlen, daß Diesterweg angesichts derartig veränderter Verhältnisse gar bald mit den Behörden in Conflicte gerieth, um so mehr als sein unerschrockener Muth das Einseitige, Verkehrte einer Politik, welche, auch ohne es jetzt schon auszusprechen, thatsächlich die Umkehr der Wissenschaft zu ihrem Schiboleth gemacht hatte, mit schonungsloser Schärfe anzugreifen, kein Bedenken trug. Die pädagogische Demokratie Diesterweg's erschien dem Minister Eichhorn als Aergerniß und schwerer Stein des Anstoßes, und als vollends Diesterweg die Behandlung socialer und praktisch-politischer Fragen in den Kreis seiner Arbeiten zog, als er, durch das materielle wie sittliche Elend des hauptstädtischen Proletariats veranlaßt, in Berlin einen Localverein zur Unterstützung der Armen in's Leben gerufen, als er in seinen „Beiträgen zur Lösung der Lebensfragen der Civilisation" ganz in dem philanthropischen Geiste eines Rousseau und Pestalozzi mit gewandter Dia-

lektik die Irrthümer der Regierungspolitik bloßgelegt und auf die Nothwendigkeit der von der Kirche emancipirten Erziehung der unteren Classen zu dringen gewagt hatte, da war die Entfernung des Gefährlichen aus der preußischen Beamtenhierarchie eine unweigerlich beschlossene Thatsache. Im Juli 1847 erhielt Diesterweg die Entlassung aus seinem Amte.

Er konnte ruhig scheiden und mit gutem Bewußtsein. Der Same, den er ausgestreut, was er erstrebt und gewirkt hatte, es lebte fort, auch nachdem der Meister in die Stille des Privatlebens zurückgetreten war. Die von ihm zur ersten Säcularfeier seines großen Vorbildes im Jahre 1846 angeregte Begründung von Pestalozzistiftungen erwies sich als ein sehr glücklicher Gedanke; es wurden diese Vereine, die zahlreich über ganz Deutschland entstanden und kräftig aufblühten, feste Bollwerke des freien pädagogischen Geistes gegen die dreisten An- und Uebergriffe seiner Gegner. Uebrigens vermochte Diesterweg es nicht, die ihm unfreiwillig gewordene Muße müßig zu ertragen. Seine Amtsentsagung sollte die Gegner von dem Gegner nicht befreien. Er erachtete sich durch seine Vergangenheit gleichsam für verbunden, den Kampf gegen die Feinde des volksthümlichen Schulwesens mit alter Energie neu aufzunehmen. Es geschah dies in den „Jahrbüchern für Lehrer und Schulfreunde," welche Zeitschrift er zur Verfechtung seiner Grundsätze begründete. Als im März 1848 Graf Schwerin für einige Zeit das Cultusministerium übernahm, wurde Diesterweg als Hilfsarbeiter in dieses Ministerium gezogen, die Reaction indeß, welche die Märzminister zu beseitigen verstand, wußte auch den Hilfsarbeiter zu beseitigen. Diesterweg ward pensionirt.

In die Annalen der preußischen Geschichte hat der Cultusminister von Raumer seinen Namen durch den Erlaß der von Stiehl ausgearbeiteten „Schulregulative" unaustilgbar eingegraben. Ein schrofferer Gegensatz, als der Geist, welchen diese Regulative athmen, die — ähnlich wie in Oesterreich das Concordat — für Preußen das Bündniß der feudalen und der pietistischen Reaction gegen das Volk bedeuten, und der Geist, der aus den Diesterwegischen Principien spricht, läßt sich nicht denken. Wollte das Diesterwegische System das Volk zur Selbständigkeit und Vernünftigkeit erziehen, so gehen die Schulregulative mit unverhüllter Tendenz auf das Ziel hinaus, das Volk mit beschränkteren Anschauungen zu erfüllen, die geistigen und idealen Momente aus der Schule zu entfernen, und dafür den todten Mechanismus einer officiellen Religiosität zu setzen. Bis zu Errichtung der Regentschaft war bei den Preßverhältnissen, überhaupt bei dem gesammten Rechtszustande in Preußen, ein offenes Ankämpfen gegen die Regulative eine Unmöglichkeit, kaum aber war der lastende Druck des Ministeriums Manteuffel-Westphalen von dem Lande genommen, als Diesterweg, von der Hauptstadt mit einem Mandat für das Abgeordnetenhaus betraut, als der Erste gegen den neuen Cultusminister von Bethmann-Hollweg auftrat, weil dieser, obgleich sonst ein Mann von umfassender Bildung und auch von freisinnigen politischen Grundsätzen, sich doch nicht von den Einflüssen der kirchlichen Partei so weit zu emancipiren vermochte, daß er der allgemeinen Forderung nachgegeben und die Schulregulative aufgehoben hätte.

Daß Diesterweg gegenwärtig in dem Kampfe des Abgeordnetenhauses gegen das Feudalministerium Bismark-Roon auf Seiten der Fortschrittspartei steht, braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden.

Die Wahlen und der Ministerwechsel in Frankreich.

Es ist für den Deutschen, der sein Vaterland aufrichtig liebt und der gern mit Stolz auf dasselbe blicken möchte, nichts weniger als erfreulich, daß er nicht in Abrede stellen kann, Frankreich übe ganz besonders seit der Regierung Ludwig's XIV., den zu hassen die Deutschen so gewichtige Gründe hatten, einen ganz ungewöhnlich großen Einfluß auf Deutschland aus, ja es tyrannisire dasselbe zuweilen förmlich. Welchem ehrliebenden Deutschen steigt nicht die Schamröthe in's Gesicht, wenn er sich daran erinnert, daß es eine Zeit gab, wo die deutsche vornehme Welt sich ihrer Muttersprache schämte und es vorzog, lieber Französisch zu radebrechen; wo deutsche Fürsten ihren Stolz hineinsetzten,

den französischen Hof in seiner Verschwendung und Mätressenwirthschaft nachzuahmen; wo ein großer Theil des deutschen Volkes sich bloß deshalb dem religiösen Unglauben hingab, weil derselbe durch Voltaire in Frankreich Mode geworden war? Allerdings liegt die Zeit der Perrücken und Reifröcke weit hinter uns, doch unsere Vorfahren verzichteten doch erst dann auf diese erbärmlichen Moden, als sie in Frankreich außer Cours gekommen waren. Und daß unsere jetzige Generation durchaus nicht berechtigt ist, unseren Urgroßeltern einen Vorwurf wegen ihrer Nachäffung der Franzosen zu machen, zeigt sich am besten darin, daß die Damenwelt die neue Auflage des Reifrocks, — die Crinoline der Kaiserin Eugenie — jetzt ebenso leidenschaftlich nachahmt wie die Urgroßmutter ihrer Zeit den Reifrock. Die schöne Kaiserin ist vollkommen berechtigt, mit Stolz um sich zu blicken, wenn sie daran denkt, daß die ganze europäische Damenwelt ihrem Scepter huldigt, und ihr Gemahl mag sie wohl manchmal in seinem Innern darum beneiden, daß sein Commandostab nicht in derselben Ausdehnung anerkannt wird. Doch wir würden uns einer großen Unwahrheit schuldig machen, wenn wir den Einfluß, den Frankreich auf seine Nachbarn ausübt, nur auf Sachen des Geschmacks und der Mode beschränken wollten. Sein Einfluß ist in politischer Stellung fast nicht weniger mächtig, und sicher wird es Niemand in Abrede stellen, daß dieser politische Einfluß, seitdem Napoleon III. an der Spitze Frankreichs steht, bedeutend zugenommen hat.

Je bedeutender und einflußreicher aber die Stellung ist, welche Frankreich jetzt in der europäischen Staatenfamilie einnimmt, um desto mehr ergibt sich für einen Jeden, der sich für Politik interessirt, die Nothwendigkeit, allen Phasen der weitern Entwicklung der innern und auswärtigen Politik jenes Landes, dessen politische Erschütterungen in der Regel einen großen Theil Europa's in Mitleidenschaft ziehen, seine volle Beachtung zu schenken. Das fühlt man, wir möchten fast sagen instinktmäßig, allgemein, wenn auch bei Weitem nicht Jedermann der Gründe dieses Gefühls sich bewußt ist, und eben deshalb sah man dieses Jahr dem Ausfall der Neuwahlen der 283 Mitglieder des gesetzgebenden Körpers — soviel zählt derselbe seit der Einverleibung Savoyen's und Nizza's in Frankreich — mit einer großen Spannung entgegen. Dies war um so natürlicher, weil alle Maßregeln, die von der französischen Regierung getroffen wurden, um sich einen ihr günstigen Erfolg der Wahlen zu sichern, sehr deutlich zeigten, daß sie durchaus nicht ohne Besorgniß über den Ausfall der Wahlen war, weil das allgemeine Stimmrecht unter ganz andern Verhältnissen in Anwendung gebracht werden mußte, als in den Jahren 1852 und 1857. Bei den ersten Wahlen im Jahre 1852 hatte die Regierung leichtes Spiel, denn so kurze Zeit nach dem Staatsstreiche vom 2. December 1851 mochten weder Republikaner, noch Orleanisten, noch Legitimisten als Candidaten auftreten, oder sich an den Wahlen betheiligen und folglich fiel es den Präfecten gar nicht schwer, überall die Wahl der Regierungscandidaten durchzusetzen, und es verstand sich ganz von selbst, daß die in einer solchen Weise zusammengesetzte Kammer der Regierung keine Schwierigkeiten bereitete, sondern sich fast immer mit derselben einverstanden erklärte.

Etwas anders gestaltete sich die Sachlage bei den zweiten allgemeinen Wahlen im Jahre 1857 in Folge dessen, daß die Republikaner beschlossen, — trotzdem, daß ein Jeder, welcher als Wahlcandidat auftreten wollte, in der betreffenden Präfectur die geschriebene Erklärung niederlegen mußte: „Ich schwöre dem Kaiser und der Verfassung Treue!“ was eine indirecte Verzichtleistung ihrer republikanischen Ansichten war, — sich an den Wahlen zu betheiligen, und ungeachtet aller Anstrengungen war die Regierung nicht im Stande, die Wahl der fünf Republikaner — Jules Favre, Emile Ollivier, Ernest Picard in Paris, Hénon in Lyon und Darimon in Marseille — zu verhindern, die allerdings von den damaligen 276 Deputirten nur einen sehr kleinen Bruchtheil bildeten, dennoch aber in den Berathungen des gesetzgebenden Körpers während der letzten sechs Jahre eine sehr wichtige Rolle spielten, was nicht bloß dem Umstande zuzuschreiben war, daß sie als Redner fast alle ihre Collegen bei Weitem überragten, sondern eben so sehr den Grundsätzen, die sie vertraten, denn sie drangen wiederholt darauf, daß der Kaiser seinem bei dem Erlaß der Constitution gegebenen Versprechen, „sein Werk solle allmälig durch eine weit größere politische Freiheit gekrönt werden,“ nachkommen möge. Die Kühnheit, mit der sie

die kaiserliche Politik angriffen und die Mißgriffe derselben ganz besonders in finanziellen Fragen und theilweise auch in der auswärtigen Politik bloßlegten, verlieh sogar Deputirten der klerikalen Partei, die aber als Regierungscandidaten erwählt worden waren, den Muth, die von der kaiserlichen Regierung in Italien und zwar hinsichtlich der dem Papste von dem re galantuomo entrissenen Provinzen befolgte Politik anzugreifen und in einzelnen Fragen mit der Opposition zu stimmen.

Den Anstrengungen der Fünf — mit diesem Namen bezeichnete man sie gewöhnlich in Frankreich — hat Frankreich es vorzüglich zu verdanken, daß der Kaiser sich entschloß, den beiden großen Staatskörpern — dem Senat und dem gesetzgebenden Körper — das Recht einzuräumen, in einer Antwortsadresse auf die Thronrede ihre Ansichten über die kaiserliche innere und auswärtige Politik auszudrücken, und Minister ohne Portefeuille — die sogenannten Sprechminister — mit der Aufgabe zu betrauen, in den betreffenden Berathungen die Regierung zu vertreten und den Kammern die nöthigen Aufschlüsse zu geben. Mit dem kaiserlichen Decrete vom 24. November 1860, welches diese Zugeständnisse in's Leben führte, trat das constitutionelle Leben Frankreichs in eine neue Phase der weiteren Entwicklung ein, die nicht ohne großen Einfluß auf die diesjährigen Wahlen geblieben ist. Der Umstand nämlich, daß seit jenem Decret die Verhandlungen im gesetzgebenden Körper eine weit größere politische Bedeutung erhielten, hat sicher nicht wenig dazu beigetragen, hervorragende Mitglieder der orleanistischen und legitimistischen Partei, von denen wir nur Thiers, Dufaure, Berryer, Odilon Barrot nennen wollen, die sich bisher fortwährend schmollend der kaiserlichen Regierung fern gehalten hatten, zu bestimmen, als Wahlcandidaten aufzutreten. Grade dieser Umstand gab den diesjährigen Wahlen eine ganz besondere Wichtigkeit, und wie sehr die Regierung sich dadurch selbst beunruhigt fühlte, zeigt sich am deutlichsten aus den Anstrengungen, die sie machte, um die Wahl grade dieser Männer zu verhindern. Graf Persigny, der als Minister des Innern die Wahlangelegenheiten zu überwachen hatte, der Präfect des Seinedepartements, Hausmann, und die officiösen Blätter und unter denselben ganz besonders der Constitutionnel, strengten sich ganz unglaublich an, um die Bevölkerung von Paris und Frankreich zu überzeugen, daß die Wahl dieser Männer ein öffentliches Unglück sein und dem Handel und Verkehr den Todesstoß versetzen würde, um den Arbeitern bange zu machen. Als „La France," das Blatt des Herrn de Laguerronière, der im italienischen Kriege öfter die ihm von dem Kaiser inspirirten Gedanken in Flugschriften auszusprechen hatte, ebenso wie die radicalen Blätter „Siecle" und „Opinion nationale" neben der Liste der Regierungscandidaten auch die der Opposition veröffentlichte und namentlich den Behauptungen des Constitutionnel in Betreff des Herrn Thiers entgegentrat, ließ sich Graf Persigny von seinem Unwillen so weit fortreißen, daß er im Ministerrath bei dem Kaiser darauf antrug, ihn zu ermächtigen, La France auf zwei Monate zu unterdrücken, und es ist gar nicht unmöglich, daß der Kaiser seine Einwilligung dazu gegeben hätte, wäre Herr de Laguerronière nicht klug genug gewesen, durch das Fürwort der Kaiserin, deren Schutzes er sich erfreute, weil La France die weltliche Macht des Papstes vertheidigt, diesen Schlag von sich abzuwenden. Dieses feindselige Auftreten des Grafen Persigny gegen Thiers war unbedingt der größte Mißgriff, den er sich bei den diesjährigen Wahlen hat zu Schulden kommen lassen, denn er beförderte dadurch die Wahl, die er zu verhindern wünschte, sehr wesentlich. Thiers steht als Verfasser der „Histoire du Consulat et de l'Empire," worin er mehr für die Verherrlichung Napoleon's I. und des für gloire schwärmenden französischen Volkes gewirkt hat als irgend ein anderer Schriftsteller und den selbst Napoleon III. als den nationalsten Schriftsteller Frankreichs anerkannt hat, viel zu hoch in der Achtung des französischen Volkes, als daß sich dasselbe von den Angriffen, denen er von Seiten des kaiserlichen Ministers des Innern ausgesetzt war, nicht selbst hätte verletzt fühlen sollen.

Dieser Mißgriff rächte sich um so empfindlicher an der Regierung, weil sie damit thatsächlich bewies, daß es ihr mit der im gesetzgebenden Körper von dem Sprechminister abgegebenen Erklärung, „die Regierung werde den Wahlen die größte Freiheit lassen," keineswegs voller Ernst gewesen sei. Die Fünf hatten nämlich gegen den Schluß der Sitzungen beantragt, die Regierung möge gänzlich auf

das Aufstellen von Regierungscandidaten verzichten, damit die neue Kammer ganz der reine Ausdruck des Volkswillens werde. Diesen Antrag bekämpfte die Regierung, indem sie die obige Erklärung abgab, und bei der Abstimmung darüber wurde er wie andere Anträge der Fünf mit allen Stimmen gegen fünf verworfen.

Dann hatte sich die Regierung auch dadurch Gegner gemacht, daß sie diejenigen Deputirten, welche bei den gelegentlichen Verhandlungen über die römische Frage Partei gegen die Regierung genommen, nicht wieder als ihre Candidaten aufstellte, wodurch sie mit dem katholischen Episkopat brach. In Folge dessen veröffentlichten sieben Bischöfe ein förmliches Manifest, worin sie allen Katholiken zur Pflicht machten, bei den Wahlen für die Candidaten der katholischen Partei zu stimmen. Der Unterrichts- und Cultusminister Rouland ertheilte denselben hierauf einen öffentlichen Verweis und erklärte, die Bischöfe hätten damit ihre Befugnisse überschritten und er werde die Sache als einen Mißbrauch ihrer Gewalt dem Staatsrathe zur Beurtheilung vorlegen, doch auf jene Veröffentlichung dieses Verweises trat der Bischof von Tours in einem Schreiben auf, worin er nachwies, daß die Bischöfe nichts weiter gethan hätten als ihre Pflicht, und der Cultusminister habe gar kein Recht, ihnen einen öffentlichen Verweis zu ertheilen.

Berücksichtigt man nun noch, daß alle Candidaten der Opposition nachwiesen, wie dringend nothwendig es sei, die mit jedem Jahr sich steigernden Staatsausgaben zu überwachen, die seit 1815 von 1500 Millionen auf 2200 Millionen gestiegen seien, während die Schuldenlast sich ebenfalls in dieser Zeit um ein paar Milliarden vermehrt habe, und daß Frankreich vollkommen berechtigt sei, ein größeres Maß von Freiheit in Anspruch zu nehmen, als es jetzt besitze, welche beide Ziele nur erreicht werden könnten, wenn die Wähler von ihrem Rechte Gebrauch machten und Männer zu ihren Vertretern wählten, welche von der Regierung unabhängig seien, so kann man sich über den Ausfall der diesjährigen Wahlen durchaus nicht wundern. Für die Regierung war das Wahlergebniß eine höchst empfindliche Niederlage, denn anstatt 5, wie 1857, gingen dieses Jahr 34 Candidaten der Opposition den Wahlen als Sieger hervor. Am schmerzlichsten war es der Regierung, daß in den neun Wahlbezirken von Paris nicht ein einziger Regierungscandidat den Sieg davon trug und daß die neun Candidaten der Opposition — Havin, Thiers, Em. Ollivier, Jules Favre, Ad. Guéroult, Darimon, Jules Simon, Eugène Pelletan, E. Picard — fast alle mit großer Majorität gewählt wurden. Auch Lyon und Marseille wählten dieses Jahr je zwei Oppositionscandidaten und zwar Lyon Hénon und Jules Favre und Marseille Berryer und Marie, welcher Letztere zur Zeit der Republik Minister war. Dagegen gelang es der Regierung, in Bordeaux die Wahl Dufaure's, in Straßburg die Odilon Barrot's, in Valenciennes und Aix die Wahl des Herrn Thiers, der seine Candidatur an drei Orten gestellt hatte, zu verhindern, doch fast überall mit großer Noth. Die Wahlen würden übrigens für die Regierung noch weit ungünstiger ausgefallen sein, wenn nicht sehr viele Präfecten von dem Einschüchterungssystem einen übertriebenen Gebrauch gemacht hätten, um den Namen des Regierungscandidaten aus der Wahlurne hervorgehen zu lassen. Schon jetzt ertönen viele Proteste gegen einzelne Wahlen, die sich jedenfalls sehr vermehren werden, wenn der neue gesetzgebende Körper sich auf kurze Zeit versammelt, um die getroffenen Wahlen zu verificiren, was wahrscheinlich im December dieses Jahres der Fall sein wird. Erst dann wird sich auch mit Sicherheit herausstellen, wieviel Wähler oppositionell gewählt haben. Daß die Zahl derselben sich gegen 1857 mehr als verdoppelt hat, weiß man schon jetzt.

Das definitive Ergebniß der Wahlen stellt sich übrigens erst nach der Verification der Mandate der Gewählten heraus, wenn auch unter den 283 nur zwei Doppelwahlen, die der beiden Republicaner Jules Favre und Guéroult, sind, die erst nach der Verification zu optiren brauchen, wodurch zwei neue Wahlen und aller Vermuthung nach in Paris werden nothwendig werden. Dann sagt man aber auch, daß gegen zwanzig Wahlen von Regierungscandidaten für ungültig erklärt werden müßten, weil sie als frühere Deputirte unterlassen hätten, den von der Constitution vorgeschriebenen schriftlichen Eid bei dem Präfecten einzureichen. Sollte sich das bestätigen, so ist es recht gut möglich, daß die Zahl der Oppositionsmitglieder noch höher steigt, doch selbst den Fall angenommen, daß

es bei der Zahl 34 bliebe, so ist die Opposition, wenn man die Stimmen nicht bloß zählt, sondern abwägt, gegen die Majorität doch im sehr großen Vortheil, da sie die ausgezeichnetsten Redner Frankreichs — Berryer, Thiers, Jules Favre, Ollivier zc. — in ihrer Mitte zählt, denen die Majorität nicht einen einzigen ebenbürtigen Mann gegenüberzustellen hat. Daß die Regierung den Ausfall der Wahlen als eine Niederlage betrachtet, daraus hat sie gar kein Hehl gemacht; auf den Sieg der Opposition können übrigens weder die Legitimisten, noch die Orleanisten stolz sein, denn er gehört einzig und allein der Demokratie und das ist ein außerordentlicher wichtiger Umstand, der mehr als alles Andere Beachtung verdient. Wir haben vor Kurzem in dem Artikel „Scheinconstitutionalismus" die Worte mitgetheilt, in denen Napoleon III. sich in seinen Idées napoléoniennes über die Bedeutung und Meinung der Demokratie ausgesprochen hat, daß in derselben die Macht einzig und allein in den Händen eines Mannes beruhen müsse.

Um alle Macht in seinen Händen concentriren zu können, bedurfte der Kaiser eines gesetzgebenden Körpers, der ganz nach dem Willen der Regierung aus lauter Jaherren zusammengesetzt war, die er aber nur mittelst einer gefesselten Presse und der Centralisation aller Macht in den Händen seiner Beamten erlangen konnte. Um den Mangel an innerer Freiheit das Volk weniger fühlen zu lassen, wurde durch den Krim- und den italienischen Krieg und die Expeditionen nach China, Cochin-China und Mexico der Durst des französischen Volkes nach gloire möglichst befriedigt, während gleichzeitig die Umgestaltung von Paris in die schönste Stadt der Welt theilweise der Eitelkeit der Franzosen schmeicheln, theilweise die Pariser Arbeiter mit Sympathie für den Kaiser und dessen Dynastie erfüllen sollte. Trotz alledem ist die Demokratie oder die arbeitende Classe bei den jetzigen Wahlen als Opponent aufgetreten, hat in Paris den Beweis dafür geliefert, daß sie daselbst die große Majorität besitzt, und eben so hat sie auch bereits jetzt schon in den Departements eine sehr imponirende Minorität, die sehr leicht bis zur Zeit der nächsten Wahlen, welche spätestens in sechs Jahren stattfinden müssen, zur Majorität anschwellen mag, und sollte das der Fall sein, so möchte der Kaiser sich sehr leicht davon überzeugen, daß der von ihm gemachte Versuch mit dem suffrage universel, dem allgemeinen Stimmrechte, das manche Politiker auch gern in Deutschland einbürgern möchten, selbst für einen Napoleon bedenklich zu werden vermag. Die jetzigen Wahlen haben den Beweis dafür geliefert, daß das Urtheil über das allgemeine Stimmrecht noch nicht als abgeschlossen zu betrachten ist und daß wir den weitern Verlauf der französischen Geschichte abwarten müssen, ehe von einem Endurtheile darüber die Rede sein kann.

Daß das Ergebniß der Wahlen in den Tuilerien sehr verletzte, in Frankreich und ganz Europa die größte Sensation machte, ist bekannt und ebenso ist es kein Geheimniß, welche Hoffnungen die Reaction namentlich in Preußen darauf baute. Hätte der Kaiser der Franzosen den Wünschen derselben gemäß handeln wollen, so hätte er sofort dem bisherigen Scheinconstitutionalismus durch einen neuen Staatsstreich ein Ende gemacht und sich offen zu der Maxime Ludwig's XIV: „L'empire c'est moi" bekannt und den Absolutismus offen wieder zur Geltung gebracht.

Glücklicherweise hat die Klugheit Napoleon's III. jene Hoffnungen der Reactionspartei zu nichte gemacht indem er der öffentlichen Meinung, die sich bei den Wahlen so offen und so entschieden ausgesprochen hatte, Rechnung trug und anstatt zu einem neuen Staatsstreiche zu schreiten, der gar leicht seiner Krone hätte Gefahren bereiten können, sich lieber zu Zugeständnissen entschloß, vermittelst derer er die öffentliche Stimme für sich zu gewinnen hofft und die unbedingt als Fortschritte des constitutionellen Lebens in Frankreich zu betrachten sind. Das erste und wichtigste Zugeständniß, das er dem französischen Volke machte, war der Ministerwechsel. Wir wissen recht gut, daß ein Ministerwechsel in Frankreich nicht die Bedeutung hat, wie in England, denn die französischen Minister sind nur dem Kaiser gegenüber verantwortlich, dessen Willen sie auszuführen haben, trotzdem war aber dieser Ministerwechsel eben sowohl für die innere, wie für die auswärtige Politik Frankreichs von großer Wichtigkeit.

Bekanntlich bestand der Ministerwechsel darin, daß der bisherige Staatsminister Graf Walewski, der Minister des Innern Graf

Persigny, der Minister der Justiz Delangle, der Minister des öffentlichen Unterrichts und der Culte Rouland und der Minister des Ackerbaues, des Handels und der öffentlichen Arbeiten Rouher ihrer Portefeuilles enthoben wurden, während der Minister des Auswärtigen Drouyn de Lhuys, der Kriegsminister Marschall Randon, der Finanzminister Fould und der Minister des kaiserlichen Hauses Marschall Vaillant ihre Stellen behielten.

Die erledigten Stellen wurden in folgender Art besetzt: der bisherige Minister ohne Portefeuille Billault wurde zum Staatsminister; Boudet, bisheriger Präsident der Section des Staatsraths für streitige Sachen, zum Minister des Innern; der bisherige Präsident des Staatsraths Baroche zum Justiz- und Cultusminister; Professor Duruy zum Unterrichtsminister und der Director der Schiffsbauwerfte in la Seyne bei Toulon und der Messageries impériales, Béhic, zum Minister des Ackerbaues, des Handels und der öffentlichen Arbeiten ernannt, während sein Vorgänger Rouher an Stelle des Herrn Barroche zum präsidirenden Minister des Staatsrathes ernannt wurde.

Mit diesem Ministerwechsel nahm der Kaiser gleichzeitig große Veränderungen in Betreff der denselben übertragenen Obliegenheiten vor. Die administrativen Geschäfte in Bezug auf Künste, Theater, Schulen ꝛc., welche Graf Walewski als Staatsminister unter seiner Leitung gehabt hatte, gingen theils an das Ministerium des kaiserlichen Hauses, das von jetzt ab „Ministerium des kaiserlichen Hauses und der schönen Künste" heißt, theils an das Ministerium des öffentlichen Unterrichts über. Dagegen behält der Staatsminister Billault, der als das Haupt des neuen Ministeriums zu betrachten ist, — einen sogenannten Premierminister gibt es in Frankreich nicht, denn in der Wirklichkeit ist das der Kaiser selbst, wenn auch nicht dem Namen nach — seine bisherigen Functionen als Sprechminister bei, d. h. er hat auch künftig die Politik der Regierung und die Vorschläge derselben im Senat und im gesetzgebenden Körper zu vertreten und zwar in Gemeinschaft mit dem präsidirenden Minister des Staatsraths, Rouher, und gelegentlich einiger Räthe des Staatsraths.

Diese Bestimmung ist höchst wichtig und man erblickt in Frankreich darin einen ersten Schritt zur Anbahnung der Ministerverantwortlichkeit dem Senat und dem gesetzgebenden Körper gegenüber, die allerdings, wie der Kaiser selbst in seinem Decret bemerkt, nur durch einen besondern Senatusconsult hergestellt werden könnte, an dem es aber nicht fehlen wird, sobald der Kaiser einen solchen wünscht.

Die zweite bereits erwähnte Hauptveränderung besteht darin, daß das Ministerium der Culte mit dem Justizministerium verbunden worden ist, während es bisher fortwährend sich in den Händen des Ministers des öffentlichen Unterrichts befand. Der Grund dieser Maßregel kann ein doppelter sein. Die Befugnisse und Arbeiten des neuen Unterrichtsministers wurden sehr erweitert, indem ihm von den früheren Befugnissen des Staatsministers die Verwaltung folgender Anstalten übertragen wurde: das französische kaiserliche Institut; die Akademie der Medicin; die Schule der Landkarten; die kaiserliche, die Mazarin-, die Arsenal-, die Sainte Genevieve-Bibliothek; das Journal des savants; die Unterzeichnungen für wissenschaftliche und literarische Werke; die Ermuthigungen und Unterstützungen für Gelehrte und Literaten; die wissenschaftlichen und literarischen Missionen.

Es scheint ganz der Ordnung der Dinge gemäß, daß dem Minister, sobald ihm viele neue Geschäfte, wie es in diesem Falle geschehen ist, zugewiesen werden, ein Theil der früheren Befugnisse abgenommen wird; in Paris will man aber in dieser kaiserlichen Maßregel doch noch etwas Anderes erblicken. Während der Kaiser durch die Beseitigung Rouland's als Unterrichts- und Cultusminister offenbar dem Klerus Genugthuung geben wollte, dem Rouland, wie erwähnt, besonders in der Wahlfrage sehr schroff entgegengetreten war, soll er nämlich gleichzeitig beabsichtigt haben, dem Klerus dadurch, daß er das Portefeuille des Cultus dem Justizminister überwies, zu wissen zu thun, daß er sich von Seiten desselben keinen Uebergriff werde gefallen lassen und daß der Justizminister die der kaiserlichen Regierung der Kirche gegenüber zustehenden Rechte zu schützen wissen werde. Ob diese Vermuthung gegründet ist oder nicht, lassen wir dahingestellt sein, dagegen unterliegt es in unsern Augen durchaus keinem Zweifel, daß die Entfernung des Grafen Persigny aus dem Ministerium des Innern ebensowohl der

öffentlichen Meinung zum Opfer gebracht wurde, wie Rouland dem Klerus, der vollkommen berechtigt war, mit der Art und Weise, wie er von dem Minister behandelt worden war, unzufrieden zu sein. Der Kaiser Napoleon hat dabei nur von Neuem den Beweis dafür geliefert, daß er durchaus nicht gleichgiltig gegen die öffentliche Meinung ist und daß nach seiner Ueberzeugung auch der mächtigste Monarch „dieser sechsten Großmacht Europa's" nicht Trotz bieten darf.

Auch in der Wahl seiner neuen Minister hat sich Napoleon III. als einsichtsvoller Regent bewiesen, denn er wählte Männer von Fach, von denen er zu vermuthen berechtigt ist, daß sie ihre Stellung als Fachminister ehrenvoll ausfüllen werden. Da die Herren Boudet, Duruy und Béhic selbst den Parisern homines novi waren, so vermuthen wir, daß unsern Lesern einige biographische Mittheilungen über dieselben nicht unwillkommen sein werden, und das um so mehr, weil der Wahrscheinlichkeit nach ihre Stellung in der französischen Regierungsmaschinerie von einer langen Dauer sein kann.

Der neue Minister des Innern, Boudet, wurde im Jahre 1800 zu Laval im Departement Mayenne als Sohn einer protestantischen Familie geboren und als Protestant in einer Gegend erzogen, wo die Zahl der Protestanten sehr unbedeutend war. Im Jahre 1821 ließ er sich im Barreau von Paris als Advocat einschreiben und 1834 wurde er in seiner Geburtsstadt zum Deputirten erwählt, was er vierzehn Jahre lang bis 1848 blieb. Er war ein aufrichtiger, doch zuweilen unabhängiger Anhänger der Julimonarchie, stimmte selten mit der Opposition und schloß sich später ganz dem Ministerium an und zwar im Jahre 1839, wo der Justizminister Teste ihn zum Generalsecretär im Justizministerium ernannte, welche Stellung er unter Thiers ebenfalls beibehielt.

Während der Dauer seines langen Mandats sahen seine Wähler ihn immer beschäftigt, den Einfluß, den er sich erworben hatte, zum Nutzen der freisinnigen Ideen und Institutionen anzuwenden und bei allen Schwierigkeiten, die ihm in den Weg gelegt wurden, behauptete er ununterbrochen die Ruhe, welche den Grundzug seines Charakters zu bilden schien. So unterstützte er die Fortschritte des Elementarunterrichts in einer der alten Provinzen Frankreichs, wo derselbe am weitesten zurückgeblieben war, sehr kräftig. Nach der Revolution von 1848 wurde Boudet in die constituirende Versammlung gewählt, doch bei den Neuwahlen 1849 scheiterte er vor der legitimistischen Reaction, die im westlichen Frankreich organisirt worden war, er wurde aber dadurch den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes nicht entrissen, denn bei der Reorganisation des Staatsraths, zu dessen Mitgliedern er bereits früher gehört hatte, wurde er von der Constituante wieder für diesen Posten gewählt und blieb auch Staatsrath nach dem 2. December, obgleich er zu der Minorität gehörte, welche gegen den Staatsstreich protestirt hatte. Im Jahre 1852 wurde er zum Präsidenten der Section des Staatsraths ernannt, welche mit der Entscheidung streitiger Fragen zwischen den Behörden oder auch zwischen den Behörden und Bürgern beauftragt ist. Daß er in dieser Stellung seine Unabhängigkeit und Freisinnigkeit zu behaupten verstand, bewies er noch kurz vor den Wahlen, wo er die Frage zu entscheiden hatte, ob ein Präfect berechtigt sei, einem Wähler zu verbieten, eine Abschrift von der Wählerliste zu nehmen und wo sein Urtheil gegen den Präfect des Loire- und Cher-Departements lautete.

Die Personen, welche ihn näher kennen, rühmen seine einfachen und wohlwollenden Manieren; seine Collegen und Untergebenen loben seinen Arbeitseifer, seine praktischen Kenntnisse, seinen rechtlichen Sinn und seinen beharrlichen und entschlossenen Charakter.

Duruy, der neue Minister des öffentlichen Unterrichts, wurde 1811 zu Paris in einer Künstlerfamilie geboren, die in der Gobelinsfabrik beschäftigt war. Er war anfangs für dieselbe Laufbahn bestimmt und begann in Folge dessen seine classischen Studien erst spät 1823 im College Rollin, das damals den Namen College Sainte Barbe führte, 1830 wurde er in die Normalschule aufgenommen, aus der er 1833 austrat, um die ihm im College zu Reims angebotene Geschichtsclasse zu übernehmen. Er bekleidete diese Stelle nur zwei Monate, weil er nach Paris zurückberufen wurde, wo man ihm am College Henri IV. dieselbe Classe mit dem Titel „Professor" anvertraute. Auf den Geschichtsunterricht in Frankreich haben seine zahlreichen Geschichtswerke, die einen vollständigen Cursus der Geschichte bilden und

sich eines wohlverdienten Rufes erfreuen, sehr großen Einfluß gehabt. Man berechnet die Zahl der Exemplare, die bereits davon in die Hände des Publicums gekommen sind, auf 600,000. Auch geographische Werke hat er verfaßt, die ebenso wie seine Geschichtswerke in den Lyceen als Lehrbücher eingeführt sind. Wahrhaft gelehrte Werke von ihm sind l'Histoire des Romains und l'Histoire grecque, die möglichst zusammengedrängt doch von einem unbestreitbaren Werthe sind und ihrem Verfasser einen Platz unter den besten Geschichtschreibern sichern. Im Jahre 1845 wurde er zum Ritter der Ehrenlegion und 1853 zum docteur ès lettres ernannt, im Uebrigen aber blieb seine Stellung bis gegen Ende des Jahres 1860 stationär und erst von diesem Zeitpunkte an schritt seine Beförderung mit einer ausnahmsweisen Schnelligkeit voran. Der Kaiser hatte nämlich Duruy's römische Geschichte gelesen und um den Verfasser derselben kennen zu lernen, ließ er ihn zu sich einladen. Nachdem der Kaiser sich mit ihm unterhalten hatte, sprach er gegen den Minister des öffentlichen Unterrichts den Wunsch aus, daß er Duruy zum Generalinspector ernennen möge. Da Duruy nur einfacher Professor war, so mußte er erst das akademische Inspectorat bekleiden. Im Februar 1861 erhielt er seine Ernennung als inspecteur d'académie und ein Jahr später als inspecteur général. Kurz nachher wurde ihm der Posten als Professor der Geschichte an der polytechnischen Schule übertragen, wo seine Eröffnungsrede, dem Gebrauche entgegen, von den Zöglingen sehr lebhaft applaudirt wurde.

Anfangs dieses Jahres ließ der Kaiser ihn zu sich rufen und legte ihm die Correcturbogen des Bandes seiner Histoire de César vor, der nächstens erscheinen wird, und bewilligte ihm zehn Unterredungen, wo die Freiheit der historischen Discussionen zwischen dem Kaiser und dem Professor der Geschichte Beziehungen des Vertrauens und der Zuneigung veranlaßte, die für Beide gleich ehrenvoll sind. Dann unternahm Duruy als Generalinspector seine amtliche Rundreise und er hatte seit vier Monaten keine Mittheilung von dem Secretariat des Kaisers empfangen, als das Decret, das ihn zum Minister des öffentlichen Unterrichts ernannte, zugefertigt werden mußte. Man mußte erst Nachforschungen anstellen, um zu erfahren, an welchen Ort seine Inspicirungsrundreise ihn in diesem Augenblicke hingeführt habe. Das Decret fand ihn in Moulins, wo es ihm einige Stunden nach der Veröffentlichung seiner Ernennung in dem Moniteur von dem Präfecten überreicht wurde.

Die Universität hat die Ernennung dieses Mannes, der aus ihren Reihen hervorgegangen und als Professor und Geschichtschreiber eine sehr mühsame Laufbahn bestanden hat und nur stufenweise in die Höhe gestiegen ist, mit um so größerer Sympathie aufgenommen, weil sie seinen festen Charakter und seine erprobte Einsicht seit langer Zeit kennt.

Was seine erhabenen und freisinnigen Ideen anbetrifft, so lassen sich dieselben gleich aus der ersten Maßregel, die er nach der Uebernahme seiner Stellung unternommen hat, erkennen. Im Jahre 1852 wußte die Reaction es bei dem Kaiser durchzusetzen, daß durch eine Anordnung des Unterrichtsministers Fortoul vom 10. April in den Lyceen die Classe der Philosophie unterdrückt und durch eine Classe der Logik ersetzt wurde. Der Minister des öffentlichen Unterrichts Duruy hat jetzt durch eine Verordnung vom 29. Juni der Philosophie wieder zu ihrem früheren Rechte verholfen; die Classe der Philosophie ist in allen Lyceen wieder hergestellt, was für die Ultramontanen ein Todesschrecken gewesen sein mag. Im Jahre 1860 erschien eine anonyme Flugschrift unter dem Titel: Les Papes et les princes italiens, die sich entschieden gegen die weltliche Herrschaft der Päpste aussprach, für deren Verfasser Duruy ebenfalls gehalten wird. Kurz er ist ein Mann, von dem man sich viel verspricht und der seinen neuen Posten sicher ehrenvoll ausfüllen wird.

Der neue Minister des Ackerbaues, des Handels und der öffentlichen Arbeiten, Armand Béhic, wurde 1808 in Bayonne geboren. Er trat frühzeitig in die Finanzverwaltung ein, wo er sich sehr bald auszeichnete. Er war erst 22 Jahre alt, als er 1830 der Expedition gegen Algier als Zahlmeister beigegeben wurde. Nach seiner Zurückkunft von da wurde er in der Finanzinspection angestellt und unter dem Ministerium des Herrn von Madau erhielt er den Auftrag, an der Reorganisation der Comptabilität der Marine mitzuarbeiten, welche damals den

Gegenstand sehr lebhafter Discussionen in den Kammern bildete. Der wichtige Antheil, den er an dieser großen Arbeit nahm, eröffnete ihm den Eintritt in die Kammer, in welcher er mehrmals Dünkirchen vertrat. Im Jahre 1846 wurde er in Avesne zum Deputirten, 1848 zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt. In Folge der Februarrevolution 1848 war er aus der Marineverwaltung ausgetreten, doch als die Ordnung in Frankreich sich wieder herzustellen anfing und der Staatsrath wieder eingerichtet und die Ernennung der Mitglieder desselben der Constituante übertragen wurde, erhielt Béhic durch die Wahl seiner Collegen einen Platz in demselben, den er ehrenvoll ausfüllte. In Folge des Staatsstreichs vom 2. December 1851 trat er aus dem Staatsdienste in's Privatleben zurück, um die Direction der Eisenhämmer in Vierzon zu übernehmen. Seine großen Eigenschaften als Administrator zeigte Béhic ganz besonders in der Organisation des Seedienstes der Gesellschaft der Messageries impériales. Als Generalinspector, Administrator dieses Dienstes, Präsident der Gesellschaft gab er dem Seetransport die größte Thätigkeit. Ihm verdankt das großartige Etablissement in la Seyne, zwei Stunden von Toulon, in welchem die Gesellschaft ihre Dampfer erbauen läßt, sein Entstehen. In der neuesten Zeit hat er sich um die Organisation des indo-chinesischen Dampfschifffahrtdienstes, der eine regelmäßige Verbindung vermittelst der Dampfschiffe seiner Gesellschaft zwischen Suez, Saïgon in Cochinchina, Shanghai und Hongkong in's Leben gerufen hat, große Verdienste erworben.

Unter seiner Direction dehnten die Paquetboote der Messageries impériales, die sich anfangs auf das mittelländische Meer beschränkten, ihren Dienst nach und nach einerseits bis Brasilien und andererseits bis Cochinchina und China aus. Diese Erfolge, die ganz besonders seiner Thätigkeit und Umsicht zu verdanken sind, bezeichneten ihn der Wahl des Kaisers, und dem Rufe, den er sich in der Leitung eines so großartigen Unternehmens erworben hatte, verdankt er seine Ernennung für den Ministerposten, den der Kaiser ihm jetzt übertragen hat. In Anerkennung seiner vielfachen Verdienste hatte der Kaiser ihn schon früher zum Commandeur des Ordens der Ehrenlegion ernannt.

Das sind die Männer, denen der Kaiser durch sein Decret vom 24. Juni die Leitung sehr wichtiger Angelegenheiten des Landes anvertraut hat und ein Jeder, der den Werth des Mannes nach seinem Können und Wissen und seinem Charakter, nicht nach dem Range der Eltern schätzt, wird mit uns die Ueberzeugung theilen, daß die getroffene Wahl der Regenteneinsicht des Kaisers sehr zur Ehre gereicht. So wie die Ernennung der drei Minister Boudet, Duruy und Béhic offenbar den Zweck hatte, die öffentliche Meinung, welche eine liberalere Regierung und mehr Freiheit verlangt, zu befriedigen, ebenso liegt in dem Umstande, daß die Minister des Auswärtigen, des Krieges und der Finanzen — Drouyn de Lhuys, Marschall Randon und Fould — ihre Posten beibehalten haben, eine Demonstration in Bezug auf die auswärtige Politik, die beruhigend lautet, denn die entschiedensten Anhänger einer kriegerischen Politik zu Gunsten Polens — Persigny und Walewski — sind entlassen und nur diejenigen früheren Minister beibehalten worden, von denen man weiß, daß sie Anhänger einer friedlichen Politik sind. Allerdings gibt es Personen, welche glauben, das Alles sei Verstellung und der Krieg sei dennoch von Napoleon III. fest beschlossen, doch wir theilen diese Meinung nicht und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil wir ihn für einen viel zu einsichtsvollen und vorsichtigen Politiker halten, als daß wir glauben können, er wisse nicht zu berechnen, daß ein Krieg zu Gunsten Polens sich nicht isoliren lasse und unvermeidlich zu einem europäischen Kriege führen müsse, den er sicher nicht in's Leben rufen mag.

Napoleon III. hat den Ruhmesdurst des französischen Volkes einstweilen gestillt, jetzt liegt es ihm am Herzen, das Volk durch innere Reformen zu befriedigen und ein sehr wichtiger Schritt, den er in den letzten Tagen in dieser Richtung gethan, ist sein Schreiben an den präsidirenden Minister des Staatsraths, worin er dem Staatsrath den Auftrag ertheilt, Mittel und Wege für die Decentralisation der Macht aufzusuchen, weil die Centralisation derselben sehr große Nachtheile mit sich führe, da nach den bestehenden Einrichtungen und Vorschriften irgend eine Gemeindeangelegenheit von ganz untergeordneter Bedeutung und gegen welche von keiner Seite irgend ein Einspruch erhoben werde, eilf ver-

schiedene Instanzen zu durchlaufen habe und zu ihrer Erledigung volle zwei Jahre in Anspruch nehme. Dieser Weitläufigkeit müsse im Interesse des Staates und des Volkes abgeholfen werden. Auch darin zeigt sich deutlich, daß Napoleon III. es als nothwendig erkennt, seinem bisherigen Absolutismus unter constitutionellen Formen ein Ende zu machen und seinem Volke den Antheil an der Regierung einzuräumen, der demselben in der Constitution zugesichert worden ist. Die Zeit des Absolutismus ist für Europa vorüber und wer denselben wieder zu beleben sucht, macht sich eines großen Anachronismus schuldig, der sich in der Regel an dessen Urheber am schwersten bestrafen wird. An Versuchen, wieder zu demselben zurückzukehren, wird es allerdings in den nächsten Jahren noch nicht fehlen, doch so lange Napoleon III. sich zu diesem Mißgriff nicht fortreißen läßt, steht denselben keine lange Dauer in Aussicht. Und grade in dieser Beziehung betrachten wir den neuen Ministerwechsel in Frankreich als etwas Erfreuliches und als ein Unterpfand, daß trotz aller Reaction der Constitutionalismus, der allein die Wohlfahrt der Regenten und der Völker zu sichern vermag, in nicht ferner Zeit zur Wahrheit werden wird.

Der Brigantismus in Italien.

Zu den Ländern, in denen Mißstände wuchern, gehört vor allen Italien. Wir wollen uns hier nicht mit der Frage beschäftigen, ob die alten Regierungen oder die jetzige italienische Regierung die Hauptschuld an dem Unglück tragen, das jetzt auf einem großen Theile des italienischen Volkes lastet; nur so viel wollen wir nachweisen, daß die Zustände im frühern Königreich Neapel in den letzten paar Jahren sehr traurig gewesen und es noch sind, gleichviel ob diese Sachlage die Schuld der Regierung oder des Volkes ist. Jedenfalls trägt der so viel genannte Brigantismus die Hauptschuld und da über das eigentliche Wesen, ja sogar über die Bedeutung des Wortes große Mißverständnisse verbreitet sind, so wollen wir unsere Mittheilung mit einer Feststellung des Begriffs [illegible]

Die Veranlassung zu jenem Mißverstehen hat das französische Wort **brigand**, Räuber, gegeben, dessen Sinn und Bedeutung man auf das italienische Wort brigante übertrug. Im Italienischen ist aber un bandito ein Straßenräuber, un brigante dagegen ein Aufwiegler, Ruhestörer, woraus folgt, daß unter Brigantismus kein Raubwesen, sondern ein Aufstand und fortdauernde Ruhestörungen zu verstehen sind, wie sie bekanntlich seit dem Anschlusse Neapels an das Königreich Italien fortwährend stattgefunden haben. Um nun die dort stattgefundenen Ereignisse richtig aufzufassen, muß man eine richtige Vorstellung von dem Lande und seiner Bevölkerung haben. Es ist besonders wichtig, die Neapolitaner selbst zu kennen.

Es gibt in Neapel zwei ganz verschiedene Classen von Einwohnern, die wissenschaftlich Gebildeten und das Volk. Früher fand sich auch noch der Adel dort, doch dieser besteht nicht mehr da, sondern hat sich nach Paris oder nach Rom zurückgezogen. Eben so wenig findet sich in Neapel ein Bürgerstand.

Die wissenschaftlich Gebildeten zeigen durch ihre Zahl und ihren Werth, was dieses Land werden wird, wenn es eine Zeit lang unter einem Gesetz des Fortschritts, der Sittlichkeit und der Gerechtigkeit gelebt haben wird. Schon bisher lieferte Neapel der Halbinsel Italien die größte Zahl ausgezeichneter Männer in allen Berufsarten. Selbst vor der Revolution nahmen die Geächteten in Oberitalien den höchsten Rang ein; die neapolitanische Emigration lieferte die gesuchtesten Advocaten und Aerzte; ihr gehörten die vorzüglichsten Richter und Beamten an; sie besetzte die Lehrstühle an den Universitäten. Es ist nothwendig, daran zu erinnern, denn man hat es nur allzubald vergessen. Während der zwölf Jahre, welche diese Männer in der Verbannung, in den Bagnos oder in einer angeblichen Freiheit, welche mehr überwacht, isolirter als das Leben in dem Gefängnisse war, verlebten, haben die wissenschaftlich gebildeten Neapolitaner der Mehrzahl nach das Beispiel der Würde, der Beharrlichkeit und des Opfers gegeben. Und was dabei wohl zu berücksichtigen ist, sie hatten sich unter einer Reihenfolge schlechter Könige, ohne Schulen, ohne Nacheiferung, ohne eine mögliche Association ganz allein gebildet. Von dem übrigen Europa getrennt,

blieben sie deshalb doch nicht hinter demselben zurück; sie boten der Civilisation ihren Tribut an literarischen Werken und ihr Contingent an Soldaten und Officieren; einige von ihnen waren Helden, alle Märtyrer. Die wissenschaftlich Gebildeten haben die Briganti weder herbeigerufen, noch die Reihen derselben verstärkt. Der Brigantismus ging vom Volke aus, das ohne Erziehung und Unterricht aufgewachsen ist und dessen Religion nichts weiter als die Furcht vor dem Teufel ist, wie seine Politik in der Furcht vor dem Könige besteht. Die Regierung und der Klerus unterhielten diese Gesinnungen, welche sie allmächtig machten und Unordnungen verhüteten. Man bekämpfte das Elend und die Unwissenheit nicht; man beugte den Verbrechen nicht durch Werkstätten und Schulen vor, sondern durch Drohungen: die Drohung der Galeere und die der Hölle.

Die Furcht ersetzte demnach das Gewissen und die Liebe zur Pflicht. Um die Ordnung zu erhalten, erniedrigte man die Charaktere, anstatt sie zu erheben. In diesem für die Gleichheit geschaffenen Lande, wo der Nationalgeist so außerordentlich dehnbar und gesellig ist, wurden die Hierarchien nur durch dieses Mittel aufrecht erhalten; der Soldat fürchtete die Tressen seines Unterofficiers; der Kutscher des Fiakers fürchtete das Kleid seiner Fahrgäste und ließ sich von denselben schlagen, derselbe Mann, der um eines Sou willen mit Einem Seinesgleichen einen Zweikampf auf Leben und Tod ausgefochten haben würde. Dieser Punkt ist von großer Wichtigkeit und darf bei der Beurtheilung der Neapolitaner nicht übersehen werden, wenn man ihnen nicht Unrecht thun will. Das neapolitanische Volk war keineswegs ein verworfenes, sondern nur ein erniedrigtes, weil man seinen moralischen Sinn verfälscht hatte. Diejenigen, welche es feig nennen, täuschen sich. Um sein Haus oder seine Kirche, seine Familie oder seinen Glauben zu vertheidigen, hat es oft Wunder der Tapferkeit verrichtet. Daß in Neapel die Inquisition nie eingeführt wurde, hatte es bloß den Lazzaroni zu verdanken, welche von ihr nichts wissen wollten.

In Folge dieser socialen Verhältnisse sah man überall, wie die Furcht von den Gewaltsamen ausgebeutet und das Recht des Stärkern praktisch ausgeübt und anerkannt wurde. In dieser Weise wurde Neapel das Land der Banditen oder Straßenräuber. Energische Männer vereinigten sich zu Banden und unterdrückten die Furchtsamen, was, wie wir kürzlich nachgewiesen haben, die Veranlassung zur Entstehung der Camorra gab. Die Räuber sind noch viel älter, denn deren hat es in Neapel zu allen Zeiten gegeben. Man braucht nur die Geschichtsbücher zu öffnen, um sich zu überzeugen, daß es Banditen unter allen Regierungen, unter allen Dynastien, von den Zeiten der Saracenen und Normannen an bis auf unsere Tage gegeben hat. Zwischen Rom und Neapel waren die Straßen zu allen Zeiten unsicher und man kann daraus leicht einen Schluß ziehen, wie es in dem weniger besuchten Innern des Landes ausgesehen haben mag. In manchen Provinzen war es niemals klug zu reisen, sogar in Uniform war es ein gewagtes Unternehmen.

Alles begünstigte das Raubwesen. Zunächst that das die Formation des Landes, das überall von Bergketten durchzogen ist. Dann kamen die Fehler der Regierung, welche diese Gebirge ganz sich selbst überließ, ohne sie durch Landstraßen zugänglich zu machen. Es gibt ganze Districte, die nie zu Wagen bereist worden sind; es gibt Straßen, auf welche selbst Maulthiere sich nicht wagen. Darauf folgte dann das in Apulien herrschende Ackerbausystem; das Nomadenleben der Hirten auf den Bergen, wo sie in der Mitte ihrer Heerde ohne Familie in einer wilden Isolirung leben. Von Seiten der Reisenden, die sich in diese Einöden wagten, war es stets sehr unklug, das zu thun.

Personen, welche sich veranlaßt sahen, durch das Gebirge zu reisen, ließen sich von Banditen escortiren. Im Jahre vor der Revolution wollte ein Reisender den Matese ersteigen; er nahm einen Führer, dem er sich vollkommen anvertraute. Das Ersteigen des Berges war mühsam, der Weg führte aber durch ein wunderschönes Land. Als sie zwei Drittel des Weges zurückgelegt hatten, gelangten sie in der Tiefe eines wilden Thales an einen See; die verschiedenen Felsenspitzen umher waren mit Gruppen von Tannen bedeckt; von dem Gipfel des Berges sah man am Horizont nach beiden Seiten das Meer. Der Reisende und sein Führer waren dieser großartigen, aber beinahe beunruhigenden Natur gegenüber ganz allein. Sie trafen auf ein Kreuz.

„Das habe ich gepflanzt,“ sagte der Führer.

„Weshalb?“

„Ich habe ein Gelübde gethan.“

„Zu welchem Zweck?“

„Für ein Unglück, das mir hier passirt ist.“

„Welches Unglück?“

„Ich habe einen Menschen getödtet.“

„Du?“

„Ja, mein Herr, an dieser Stelle.“

Und er zeigte ihm das Kreuz. Derselbe Mann hatte deren noch neunundzwanzig auf andern Punkten des Gebirges gepflanzt.

Alle Gerichtshöfe in Europa würden nicht hinreichen, um die auf diesen Anhöhen begangenen unbekannten Verbrechen zu richten. Die Regierung ließ sie begehen.

Die Straflosigkeit veranlaßte die Kühnsten, sich zu kleinen Banden zu vereinigen, die sich dann in irgend einem dunkeln Walde niederließen, von wo aus sie ihre Expeditionen unternahmen. Am meisten bedroht waren stets die Reisenden; doch die Gutsbesitzer in berüchtigten Gegenden hatten ebenfalls Ursache, auf ihrer Hut zu sein. Wenn ihre bewaffneten Bauern nicht sehr wachsam waren, so konnten sie leicht in einer Nacht entführt und in's Gebirge gebracht werden. Dann wurde ihnen die Zahlung einer Lösesumme auferlegt. Der Gefangene schrieb an seine Familie und Banditen überbrachten derselben den Brief. Die Familie bezahlte.

Solche Scenen ereigneten sich ganz häufig. Vor nicht langer Zeit wurde ein Mann in der Provinz entführt; seine Eltern waren in Neapel. Zu ihnen kam ein von den Entführern Abgesandter, der 1000 Ducati für die Freilassung des Gefangenen verlangte. Die Eltern boten ihm ein Drittel der verlangten Summe. Der Bote kam mit dem einen Ohre des Gefangenen zurück und erklärte, er werde das zweite Ohr mitbringen, wenn er mit einer dritten Aufforderung zurückkommen müsse. Die öffentlichen Blätter theilten den Vorfall mit dem Namen und Wohnort mit. Die Eltern bezahlten die verlangte Summe und sind selbst dem Hungertode nahe.

Jedermann kennt den Vorfall, welcher erst im vorigen Jahre in der Nähe der Hauptstadt vorfiel, wo der Director der Bank in Neapel aus seinem Landhause von Banditen entführt wurde und seine Freiheit nur erst dann wieder erhielt, als ein von ihm auf die Bank ausgestellter Wechsel über eine hohe Summe, welcher von einem der Banditen an der Bank präsentirt wurde, honorirt worden war.

Solche Erscheinungen würden in jedem andern civilisirten Lande unmöglich sein, in Neapel ermuthigt die Furcht der Bewohner dazu. Man wagt es nicht, die Boten zu denunciren, zeigt ihnen ein gutes Gesicht und bezahlt die verlangte Summe. Ein Mann reicht hin, um die ganze Bevölkerung eines Ortes in Schrecken zu jagen.

Selbst die Behörden zitterten vor diesen Menschen. Man hatte allerdings eine städtische Garde zum Schutz der Dörfer errichtet, aber die bewaffneten Bauern waren oft mit den Räubern im Einverständniß. Wenn endlich die Banden zu stark wurden, so faßte die Regierung den Entschluß, sie zu bekämpfen. Dann begannen die Gebirgskriege, wie sie im jetzigen Augenblick gegen die Briganti geführt werden, Expeditionen gegen einen Feind, welcher immer dem Gefechte auszuweichen verstand, in den Wäldern versteckt war, wenn man ihn auf den Bergen suchte, sich hier im Gebüsch, dort in den Getreidefeldern niederlegte, kurz unfaßbar, unsichtbar blieb und immer weiter und höher flüchtete, bis der König zuletzt, des Krieges müde, Allen, die sich freiwillig ergeben würden, Amnestie verhieß. Und der König hielt zuweilen sein Versprechen, doch kam auch mitunter das Gegentheil vor. So bewilligte z. B. einmal der General Amato der Bande unter Vandarelli, welche Apulien verwüstete, nicht nur Vergebung und Vergessenheit, sondern versprach derselben auch, sie mit einem reichen Solde als eine besondere Légion in den Dienst des Königs aufzunehmen, dem sie Treue schwören sollte. Nach dem Abschluß dieser Uebereinkunft kam die Bande nach Foggia, um sich zu ergeben, wurde aber hier auf Befehl des Generals entwaffnet und dann niedergeschossen.

Der König Ferdinand II. sah sich eines Tages gezwungen, mit Josaphat Talarico zu unterhandeln, der ihm Trotz bot und seit langer Zeit die königlichen Truppen aus der Tiefe der Sila in Calabrien schlug. Es ist dies ein sehr dichter Wald, welcher den Räubern stets Schutz geboten hat. Man kam überein, daß Talarico und seine Leute, wenn sie sich freiwillig ergäben, nicht bloß ihr Leben und ihre Freiheit behalten, sondern auch noch von dem Könige eine Pension em-

pfangen sollten. Ihre einzige Strafe bestand darin, daß sie sämmtlich nach Ischia, der reichsten und schönsten Insel Neapels, gebracht wurden, wo sie internirt sind und theilweise, so weit der Tod nicht bereits unter ihnen aufgeräumt hat, ihre Pension noch jetzt beziehen.

So war das Raubwesen im Königreich Neapel zu gewöhnlichen Zeiten und es hat nie aufgehört zu bestehen. In der letzten Zeit des Königs Ferdinand II. war an der Grenze ein ganz regelmäßiger Dienst für den Transport gestohlener Pferde eingerichtet. In gewissen Entfernungen waren Etappenorte, die bis in's römische Gebiet führten, wo die gestohlenen Pferde verkauft wurden.

Bei solchen Zuständen fehlte es zur Zeit politischer Krisen natürlich unter der Bevölkerung nicht an Elementen, um daraus Kämpfer für politische Zwecke zu gewinnen. Die Anhänger der Bourbons führten zur Zeit der Franzosenherrschaft in Neapel einen ebenso lebhaften Guerillakrieg gegen den König Josef Bonaparte und später gegen Murat, wie sie es jetzt gegen die Piemontesen thun. Ganz natürlich waren sie in der Auswahl ihrer Leute damals eben so wenig bedenklich wie jetzt und unter den Kämpfern fanden sich neben sehr achtbaren Leuten, welche für ihren angestammten König fochten, der Abschaum der geöffneten Gefängnisse, Landstreicher und Verbrecher jeder Art. Selbst den Beistand der eigentlichen Banditen verschmäht man in einem solchen Kampfe nicht und grade darin liegt der Grund, daß der Kampf oft in Scheußlichkeiten ausartet, die der Sache, für die man eintritt, wenig Ehre machen. In den blutigen Expeditionen des Cardinals Ruffo im Jahre 1799 spielten die Banditenhauptleute Fra Diavolo, die Mammone, Proni, Sciarpa und de Cesari eine sehr hervorragende Rolle und der Geschichtschreiber Carlo Botta sagt in Bezug darauf, er beklage die Sache der Bourbons, diese Männer zu Vertheidigern gehabt zu haben. Von den Scheußlichkeiten, deren sich dieselben schuldig gemacht haben, wollen wir hier schweigen; dagegen wollen wir Einiges über den Brigantismus mittheilen, wie er zur Zeit Josef Bonaparte's und Murat's stattfand. Ein von Pietro Colletta über diesen Gegenstand geschriebenes Werk sagt:

„Was war jener Brigantismus? Wir wollen ihn nach den Männern, die ihn bildeten, und nach deren Ziel einer Prüfung unterwerfen. In den Jahren 1806 und 1807 widmeten sich demselben die frühern Kämpfer von 1799, Fra Diavolo, die Pizza, Gueriglia, Furia, die Stoduti und andere eben so berüchtigte Männer. Aber sie wurden in denselben Jahren getödtet oder gefangen genommen oder durch die Furcht verjagt; denn die leichten Manöver von 1799 taugten im Jahre 1806 nichts mehr. Es war ein schwierigeres und unheilvolles Gewerbe, in das man sich nur von der Verzweiflung dazu getrieben stürzte. Deshalb leerten sich in Sicilien die Gefängnisse und die Galeeren und man warb die Neapolitaner an, welche eines Verbrechens wegen sich aus ihrem Vaterlande geflüchtet hatten. In den zwei ersten Jahren wurden zahlreiche Banden in's Königreich Neapel geschickt, theils um die Belagerung Gaëtas aufzuhalten, theils um die Expeditionen gegen Maïda und Mileto zu unterstützen. Später wurden die Unternehmungen des Brigantismus beschränkter; man landete wenig Leute an einer öden Küste und meistens in der Nacht, die dann in's Innere des Landes zu bringen versuchten. Waren sie glücklich, so mordeten, stahlen sie, zerstörten Häuser, Ernten, Heerden; wurden sie verfolgt, so schifften sie sich wieder ein und zogen sich, reicher an Beute und Schandthaten, nach Sicilien oder nach Ponza zurück, das damals von dem Prinzen Canosa besetzt war, wo sie mit Lobsprüchen und Geld belohnt wurden. Die Lorbeeren, die sie sich errangen, bestanden darin, daß sie Franzosen, die ganz unvermuthet überfallen wurden, gefangen nahmen und tödteten, einen kleinen Posten aufhoben, einen Courier meuchelmordeten, sich eines Briefbeutels bemächtigten. Da diese Handlungen unnatürlich waren und das Verbrechen zur Heldenthat gestempelt wurde, so ergriff das Verderben das Königreich; Verbrecher, Müßiggänger, Leute, die Begehren nach den Gütern des Andern hatten, schlossen sich den Briganti an, vergrößerten die Banden derselben oder bildeten für sich selbst Banden. Das Ziel Aller war der Diebstahl und das Gemetzel."

Während der beiden Regierungen von Josef Bonaparte und Murat gab es fast im ganzen Königreich Neapel Briganti. In jeder Provinz standen ein oder mehrere Führer an der Spitze derselben, von denen wir nur einige erwähnen wollen.

Antonelli, aus Fossaceca, nicht weit von Lanciano gebürtig, hielt das ganze Gebiet von Chieti in den Abbruzzen besetzt. Josef Bonaparte war gezwungen, mit ihm auf gleichem Fuße zu unterhandeln. Er hatte zwei Bevollmächtigte an ihn geschickt, den französischen General Merlin und den Baron Nolli aus den Abbruzzen, der später Finanzminister wurde. Antonelli wollte als Obrist behandelt sein und man bewilligte ihm diese Forderung; man schickte ihm sogar die Uniform und die Epauletten dieses Grades. Die beiden Bevollmächtigten reisten ihm selbst einige Meilen weit von Chieti entgegen und kehrten mit ihm beinahe triumphirend in die Stadt zurück, über welche Ovation das Volk vor Erstaunen fast außer sich war.

Als Murat den Thron bestiegen hatte, machte Antonelli einen neuen Versuch, das Volk zum Aufstande zu bewegen, vielleicht um bei dieser Gelegenheit für sich den Generalsrang zu gewinnen. Er wurde gefangen genommen und nach Chieti zurückgebracht, wo sein Einzug aber von dem eben erwähnten sehr verschieden war. Er saß nämlich rückwärts auf einem Esel und hatte anstatt des Zaumes den Schwanz des Esels in der Hand. Auf seinem Rücken hatte man die Inschrift befestigt: „Das ist der Meuchelmörder Antonelli.“

Taccone, welcher die Basilicata verwüstete, zog eines Tages in Potenza, die Hauptstadt der Provinz, ein. Alle Behörden waren ihm in Procession entgegengezogen. Er begab sich mit ihnen in die Kathedrale und ließ daselbst für den Erfolg seiner Waffen ein Tedeum singen. Hierauf suchte er sich des Abends ein junges Mädchen aus einer der ersten Familien aus, die er mit Gewalt mit sich fortnahm.

Als Taccone Potenza verließ, belagerte er zuerst den Baron Labriola Frederici in seinem Schlosse und zwang denselben, indem er das Schloß mehrere Tage blockirt hielt, sich mit seiner Familie unter dem Versprechen, daß ihm kein Leid zugefügt werden sollte, zu ergeben. Kaum in das Schloß eingedrungen, erlaubten die Briganti sich daselbst die ärgsten Schandthaten und steckten das Schloß dann in Brand.

Ein anderer Anführer der Briganti, Bizzarro genannt, hatte große Hunde zur Menschenjagd abgerichtet, die er nach einem Ge[illegible] auf die Verfolgung der Flüchtigen ausschickte und bei einer solchen Gelegenheit wurde ein Officier von dem Generalstabe des Generals Partouneaux von ihnen aufgefressen.

Basso Tomeo, den man den König der Felder nannte und der ebenfalls in den Abbruzzen befehligte, ließ eine Gensdarmeriecaserne niederbrennen und die Kinder und Frauen der abwesenden Gensdarmen in die Flammen werfen.

In Calabrien befehligte Parafante die Briganti. Eines Tages nahm derselbe in dem Walde von San Eufemia einen Franzosen Namens Astruc, der bei der Verwaltung der königlichen Domainen angestellt war, gefangen. Für dessen Freilassung verlangte er, daß alle Familien der Briganti, welche in Gefängnissen saßen, freigegeben und mit Lebensmitteln und Kleidungsstücken versehen werden sollten. Nun verfügte die Regierung über 60,000 Bajonette. Im Lager bei dem nicht fernen Piale standen 25,000 Mann, um eine Landung zurückzuschlagen, die in Sicilien vorbereitet wurde, und diese 25,000 Mann wurden von dem König selbst befehligt und die von Parafante gestellten Bedingungen wurden dennoch angenommen und erfüllt.

Noch eine Anekdote. Ein vollständiges Bataillon, das von einem höhern Officier befehligt wurde, der den Briganti besonders verhaßt war, sollte von Cosenza abmarschiren. Parafante hatte die Kühnheit, ihm durch eine Art von Herold sagen zu lassen: „Ich werde Sie auf der Landstraße von Cosenza nach Rogliano an der Stelle, welche Lago heißt, angreifen.“ Der Officier verachtete diese Nachricht und marschirte ab. Genau an der angegebenen Stelle stürzten die Briganti sich plötzlich auf ihn, schlugen sein Bataillon und trieben es in die Flucht. Zwei Lieutenants, Filangieri und Guarasci, wurden mit 25 Soldaten gefangen genommen. Die Briganti eröffneten einen Kriegsrath ganz mit den üblichen Formen, welcher das Urtheil fällte, daß die beiden Officiere von ihren eigenen Leuten erschossen werden sollten. Unter dieser Bedingung sollte den Soldaten das Leben geschenkt sein. Alle weigerten sich, das zu thun, doch die Officiere befahlen ihnen zu gehorchen, um in dieser Art das Leben der Soldaten zu retten. Nach langem Widerstreben thaten die Soldaten endlich, was ihnen auferlegt war.

Filangieri und Guraści commandirten selbst: Feuer! doch kaum waren sie todt niedergestürzt, als die Soldaten ebenfalls niedergemetzelt wurden.

Zuletzt gelang es dem französischen General Manhès, durch seine außerordentliche Strenge den Brigantismus zu bewältigen. Ein Zug seines Verfahrens gegen die Briganti soll den Schluß unserer Mittheilung über den Brigantismus zur Zeit des Königs Murat bilden.

In den Schlünden des Aspromonte liegen die von undurchdringlichen Waldungen umgebenen Städte Serra und Mongiana. Dort herrschten die schrecklichsten Briganti, Calabresen ohne Furcht, welche die Bataillone angriffen, von denen sich die Generale escortiren ließen, wenn sie die Eisenhämmer in Mongiana besuchten.

Eines Tages meldeten diese Briganti den Behörden in Serra, sie seien bereit, sich zu unterwerfen, doch ihre Anführer wollten sich nur des Nachts und in einem von ihnen bezeichneten Hause einfinden. Zur festgesetzten Stunde begaben sich der Syndikus, der Befehlshaber der Bürgergarde und der französische Lieutenant Gerard von der königlichen Gensdarmerie in dieses Haus. Die vier oder fünf Anführer der Briganti fanden sich pünktlich zu dem festgestellten Stelldichein ein und um Zeit zu gewinnen, debattirten sie die Bedingungen, unter denen sie sich unterwerfen sollten, sehr weitläufig. In der Zwischenzeit wurde das Haus von den Briganti umringt, dann plötzlich überfallen und der Syndikus, der Befehlshaber der Bürgergarde und der französische Officier wurden niedergemetzelt.

Der Schandthat war weder vorgebeugt, noch war sie bekämpft oder bestraft worden; der Schrecken hatte alle Einwohner von Serra gelähmt. Sobald der General Manhès von der Thatsache unterrichtet worden war, befahl er die Niederreißung des Hauses, in dem die Metzelei stattgefunden hatte; das Haus wurde nicht zerstört. Manhès fragte den König, welche Züchtigung er den Einwohnern auferlegen sollte und Murat antwortete ihm:

„Thun Sie, was Sie wollen, aber thun Sie es selbst. Begeben Sie sich persönlich nach Serra, sehen und strafen Sie.“

Manhès eilte sofort mit sechzig Lanciers dahin und die Bewohner von Serra erfuhren erst durch die Trompeter seiner Escorte, daß der Rächer angekommen sei. Die Bevölkerung erschrak. Manhès wollte an diesem Tage Niemand vor sich lassen, schloß sich in sein Zimmer ein und dachte die ganze Nacht über die den Einwohnern der Stadt aufzulegende Züchtigung nach.

Die Sache war schwierig. Man konnte nicht die ganze industrielle Bevölkerung niedermetzeln, die in den Eisenhämmern beschäftigt war, welche die Geschütze und Kugeln für das ganze Land lieferten und um so weniger, weil in einer nicht großen Entfernung ein großer Theil des Heeres lagerte, um die bedrohte Küste zu vertheidigen. Er mußte die Einwohner verschonen und gleichwohl ein abschreckendes Beispiel aufstellen.

Die Bewohner von Serra machten sich auf die Zerstörung ihres Ortes gefaßt und sie transportirten während der Nacht ihre besten Habseligkeiten in den Wald.

Am folgenden Morgen befahl der General, daß die ganze Bevölkerung sich auf dem Marktplatze einfinden solle. Jedermann erschien. Manhès trat unter die zitternde Menge und erklärte derselben in kräftigen Worten, daß sie sich als muth- und ehrlose Männer betragen hätten, daß nicht Einer von ihnen schuldlos sei, aber auch Keiner von ihnen verschont werden solle. Alle glaubten, es sei um ihr Leben geschehen, als er fortfuhr:

„Ich befehle, daß alle Kirchen in Serra geschlossen werden und daß alle Priester es sofort verlassen und sich nach Maïda begeben. Eure Kinder werden ungetauft bleiben, Eure Greise ohne Sacrament sterben, Ihr werdet in Eurer Stadt eingeschlossen bleiben. Ihr werdet meiner Gerechtigkeit nicht entfliehen, indem Ihr Euch in eine andere Gegend begebt. Ihr bleibt für immer in Eurem Orte isolirt und in demselben eingeschlossen; die Einwohner der benachbarten Flecken werden Euch wohl bewachen und wenn ein Einziger von Euch wagt, herauszugehen, so wird er wie ein Wolf getödtet werden.“

So hatte er förmlich das Interdict über den Ort verhängt und man muß das Land kennen, um zu begreifen, welche Trostlosigkeit und Niedergeschlagenheit diese Maßregel in der ganzen Bevölkerung verbreitete. Manhès verließ noch denselben Tag mit seiner Escorte Serra. Als er fortritt, war die ganze Stadt verlassen; doch kaum war er außer-

halb derselben, als er auf eine Procession von Phantomen stieß; es war die ganze Bevölkerung in weißen Hemden, baarfuß, mit einem Haargürtel auf der Stirn, die vor ihm auf die Kniee fiel, sich heftig auf die Brust schlug und ausrief: Man möge uns lieber tödten; es ist besser zu sterben! Der General spornte sein Pferd und zeigte eine unerbittliche Energie.

Und seltsam! trotz des Klerus, der besonders in seinen höhern Sphären mit der Maßregel des Generals unzufrieden war, wurde der Urtheilsspruch ausgeführt; alle Priester, selbst ein achtzigjähriger Greis, der sich nicht mehr auf seinen Beinen halten konnte, wanderten in Masse nach Maïda aus.

Die Wirkung dieses Interdicts war bewundernswerth. Vico hat geschrieben: „Da, wo die menschlichen Gesetze nichts mehr vermögen, ist das einzige Mittel, um die Menschen zu beugen, die Religion.“ Die Einwohner von Serra erhoben sich in Masse auf den Ruf eines Grundbesitzers der Gegend und begannen eine ununterbrochene, erbitterte Jagd gegen die Briganti, die erst dann aufhörte, als der letzte jener Mörder vor Hunger gestorben war; nicht ein Einziger derselben entging seiner Strafe.

Diese Expedition dauerte kaum einige Tage und sobald sie beendigt war, wurde das Interdict aufgehoben. Die Bevölkerung von Serra begab sich in Masse nach Maïda, um von dort ihre Priester zurückzuführen. Und von dieser Zeit an hatte die Gegend zu ihrer Vertheidigung keine Truppen mehr nöthig. Die Nationalgarde besetzte ein kleines an einem Engpasse erbautes Fort und hielt sich darin tapfer. Anstatt ihres gewöhnliches Ausrufes: Santo Diavolo! bedienten sich die Bergbewohner dieser Provinz von dieser Zeit an des Santo Manhès!

Vom October bis zum December 1810 wurden 1200 Briganti in die Gefängnisse in Calabrien gebracht. Diejenigen, welche sich nicht ergeben hatten, fanden nach und nach in den Wäldern ihren Tod. In den ersten Tagen des Jahres 1811 war die Ordnung wieder hergestellt.

Wir wissen jetzt, was der Brigantismus in den Zeiten von Josef Bonaparte und Murat war. Jetzt erlebt das südliche Italien eine Wiederholung ähnlicher Scenen unter ähnlichen Umständen. Damals war das angest[illegible]te Königshaus nach Sicilien geflüchtet, jetzt ist es in Rom. Darin liegt der Grund, daß der Schauplatz des Brigantismus sich verändert hat. Von Ferdinand I. von Sicilien aus unterhalten, hatte derselbe seinen Hauptsitz in Calabrien, während jetzt, wo Franz II. in Rom ist, die an das römische Gebiet anstoßenden Grenzen der Abruzzen und der Terra di Lavoro am meisten und im Anfange ganz allein von ihm verwüstet wurden.

In den Abruzzen begann die Contrerevolution gleich nach dem Anfangs September 1860 erfolgten Einzug Garibaldi's in Neapel. Während der Intendant von Teramo, Pasquale de Virgilij, sich für die Partei der Anhänger eines einigen Italiens erklärte und von Garibaldi zum Prodictator ernannt, die Städte und Dörfer in der Ebene für die italienische Bewegung fortgerissen hatte, waren die Bergbewohner dem König Franz II. treu geblieben und die Royalisten hatten das Fort Civitella del Tronto besetzt, das nicht zu erobern war, aber von wo aus die Provinz Teramo in Besorgniß und in beständiger Aufregung gehalten werden konnte. Mehrere hundert Gensdarmen hatten sich darin eingeschlossen, um sich dort der Rache der Bevölkerung zu entziehen, und von hier aus wurden die ersten Contrerevolutionen gegen das neue System vorbereitet.

Der erste Aufstand brach am 19. October 1860, am Tage vor dem Plebiscit, das die Vereinigung des Königreichs der Beiden Sicilien mit dem künftigen Königreich Italien votiren sollte, aus. Die Gensdarmen verließen mit bourbonischen Fahnen das Fort und auf das gegebene Signal stürzten sich alle Bergbewohner der Apenninenkette, welche Teramo von Aquila trennen, in die Ebene herab, um den Abfall des Landes von dem Könige zu verhindern. Sie waren einen Augenblick die Stärkern und drangen bis in die Nähe von Teramo vor. Sie schlugen die Nationalgarde zurück, welche der Gouverneur gegen sie geschickt hatte, doch endlich gelang es den Freiwilligen aus den Abruzzen unter Curci und einem Bataillon Linientruppen, sie in die Berge zurückzutreiben. Sie wurden aus einem Thale nach dem andern und zuletzt bis Valle-Castellana, auf dem höchsten Gipfel der Apenninen, welcher drei Provinzen beherrscht, gejagt. In dieser natürlichen Festung konnten sie noch lange Widerstand leisten. Sehr häufig machten sie

Ausfälle nach den Dörfern und Flecken, um sich auf's Neue mit Proviant zu versorgen.

Um sie zur Unterwerfung zu zwingen, schickte die italienische Regierung den General Pinelli gegen sie ab, der vergebliche Versuche machte, um sich des von den Gensdarmen besetzten und vertheidigten Forts Civitella del Tronto zu bemächtigen und der dann die berüchtigte Proclamation gegen die Briganti in Valle Castellana erließ, worin er erklärte, daß ein Jeder, der mit den Waffen in der Hand ergriffen werde, erschossen werden solle, was auch zur Ausführung kam. Diese Proclamation erregte in ganz Europa die größte Entrüstung und auf die dringenden Vorstellungen fremder Mächte sah die italienische Regierung sich genöthigt, Pinelli von dort abzurufen, der allerdings in Valle Castellana die Ruhe hergestellt hatte, aber freilich in einer sehr blutigen Weise.

Was Civitella del Tronto anbetrifft, so hielt sich dessen Besatzung tapfer und sie ergab sich erst nach dem Fall von Gaëta, als der König Franz II. bereits sein Land verlassen und sich nach Rom begeben hatte, und kam erst am 20. März 1861 in die Hände der Piemontesen.

Während der König sich noch in Gaëta hielt, traten verschiedene Parteigänger für ihn auf, unter denen sich ein General Scotti, ein Deutscher, Namens Kleist, der sich aber de Lagrange nannte, und ein gewisser Giorgi auszeichneten, deren Unternehmungen aber deshalb mißglückten, weil Scotti mit seinen 800 Mann in die Hände der Piemontesen fiel. Auch der Legitimist de Christen, der später von den Piemontesen gefangen genommen wurde und noch jetzt im Gefängnisse ist, führte schon damals für Franz II. die Waffen, als aber der König am 13. Februar 1861 Gaëta übergab, entband er alle seine Parteigänger und namentlich auch de Christen ihrer fernern Dienste, da dieselben für ihn von keinem Nutzen mehr sein würden, doch die Thronentsetzung des Königs hatte seine Anhänger keineswegs entmuthigt und besonders zeigten die Bauern in den Abruzzen ihre Anhänglichkeit an die Bourbons mit einer wahren Wuth, die für die Garibaldianer und Piemontesen oft sehr verderblich wurde und sie zuweilen einer höchst grausamen Behandlung aussetzte.

In derselben Zeit zeigten sich aber auch die traurigen Folgen der von Garibaldi ergriffenen Maßregel, alle Gefangenen, nicht bloß die politischen, sondern auch die Verbrecher freizulassen, denn die Letztern benutzten die unruhigen Zeitumstände, um sich zu kleinen Banden zu bilden und während sie sich für Anhänger des verjagten Königs ausgaben, in der Wirklichkeit Krieg gegen die Reisenden und das Eigenthum ruhiger Bürger zu führen. Weit gefährlichere Gegner fanden die Piemontesen in den frühern neapolitanischen Soldaten, denen bei der Uebergabe von Gaëta und Civitella ein zweimonatlicher Sold und Urlaub für diese Zeit ausbedungen war und die, wofern sie nicht in Folge ihres Alters frei waren, dann in's italienische Heer eintreten sollten, von denen aber viele es vorzogen, in den Reihen der Anhänger des Königs Franz II. für dessen Sache gegen die Piemontesen zu kämpfen.

Am meisten trug zur Verbreitung der Aufstände gegen die neue Regierung der Klerus bei, der anfangs ganz im Stillen, bald aber ganz laut Partei gegen den excommunicirten König Victor Emanuel nahm, als dessen Regierung die Klöster aufhob und auch andere Maßregeln ergriff, worin die Geistlichkeit eine Gefährdung ihrer materiellen Interessen erblickte.

Uebrigens wirkten noch manche andere Ursachen zu demselben Zweck mit, von denen wir wenigstens einige kurz anführen wollen.

Die Neapolitaner hatten Garibaldi und die Garibaldianer mit Enthusiasmus aufgenommen und das Verfahren der italienischen Regierung, welche Garibaldi auf seine Insel Caprera zurückschickte und die Garibaldianer Hunger leiden ließ, während sie doch durch dieselben in den Besitz von Sicilien und Neapel gesetzt worden war, erschien ihnen als ein großer Undank und das legte den ersten Grund zu ihrer Abneigung gegen den re galantuomo, der sich in der Politik, welche er gegen seinen nahen Verwandten, den König Franz II., befolgt, als das Gegentheil bewiesen hatte, und gegen dessen Regierung. Selbst der Besuch, welchen Victor Emanuel Neapel abstattete, trug nichts dazu bei, die Lazzaroni mit ihm zu versöhnen und ihm deren Liebe zu gewinnen.

Auch die große Verschiedenheit des Volkscharakters zwischen der Bevölkerung des nördlichen und der des südlichen Italiens, die weit größer ist, als die zwischen dem Nord- und dem Süddeutschen, trug viel zur Ver-

mehrung der Unzufriedenheit über den gemachten Regierungstausch im Königreich Neapel bei, welche sich immer höher steigerte, als die öffentlichen Posten mehr und mehr mit Piemontesen besetzt wurden und sich die materiellen Nachtheile herausstellten, welche der Hauptstadt Neapel daraus erwuchsen, daß es aus einer Residenz sich plötzlich in eine Provinzialhauptstadt umgewandelt sah, wodurch manche Einnahmsquellen versiegten, während doch die Staatsabgaben unter der neuen Regierung fortwährend stiegen.

Auch die Ausdehnung der Conscription machte in Neapel viel böses Blut und auf der Insel Sicilien, wo man sich zu allen Zeiten gegen die Einführung derselben gesträubt hatte, führte dieselbe zu förmlichen Excessen, während in Neapel die widerspenstigen Militärpflichtigen sehr oft in die Reihen der Briganti eintraten, um gegen die neue Regierung zu kämpfen und wo möglich die frühere wieder herzustellen, zu deren Sturz man nur allzu bereitwillig die Hand geboten hatte.

Zu den vielen unzufriedenen Elementen im Inlande gesellten sich aber auch noch zahlreiche Ausländer, die aus Frankreich, Spanien, Malta, selbst theilweise aus Deutschland und der Schweiz kamen, welche ihr Schwert der Sache Franz' II. theils aus Kampfeslust, theils weil sie in dessen Sache Thron und Altar zu vertheidigen glaubten, widmeten und die zum größten Theil von Rom aus sich nach dem Königreich Neapel begaben, die aber stets mit leichter Mühe unschädlich gemacht worden sein würden, wäre ihnen der Beistand der Bevölkerung nicht gesichert gewesen. Unsere Leser würden uns es wenig Dank wissen, wollten wir ihnen nur die Namen der Anführer dieser Parteigänger hier aufzählen, deren gänzliche Niederlage, ja sogar Tod so oft in Turiner Blättern gemeldet wurde und die trotzdem immer wieder auf der politischen Bühne erschienen. Für unsern Zweck genügt es, zu erwähnen, daß der Kampf gegen die neue Regierung, der sich im Anfange auf die Abruzzen und auf Terra di Lavoro beschränkte, bald an einzelnen Punkten in allen Provinzen ausbrach und daß es weder dem General Cialdini, noch seinem Nachfolger, dem General de la Marmora, trotzdem daß ihnen 90,000 Mann Truppen zu diesem Zweck zur Verfügung standen, gelang, die sociale Ordnung und einen regelmäßigen Regierungsgang wieder herzustellen, obwohl sie es nicht an sehr strengen Maßregeln fehlen ließen und unter der neuen Regierung mehr Leute in Zeit von ein paar Jahren erschossen worden sind, als unter der vorigen Regierung in einem ganzen Menschenalter. Selbst die von der Deputirtenkammer ernannte Commission, welche in Neapel an Ort und Stelle den Brigantismus untersuchen und Mittel vorschlagen sollte, um dieser traurigen Sachlage ein Ende zu machen, scheint nicht im Stande zu sein, diese Aufgabe zu lösen, denn ihr Bericht wurde in der Kammer bei verschlossenen Thüren verlesen und berathen und die Regierung hat dafür Sorge getragen, daß über den Inhalt desselben im Publicum nichts bekannt wurde.*) In der letzten Zeit scheinen die Kämpfe allerdings sehr abgenommen zu haben, was als ein sehr erfreuliches Zeichen betrachtet werden könnte, wenn nur nicht gleichzeitig aus Neapel gemeldet würde, daß kein Mensch es wagen kann, ohne Revolver auszugehen, wolle er sich nicht der Gefahr aussetzen, ausgeplündert zu werden.

Kurz, durch die Annexion des Königreichs beider Sicilien an das Königreich Italien sind weder Victor Emanuel noch dessen Regierung auf Rosen gebettet worden, und es wird wahrscheinlich noch einer längern Zeit bedürfen, ehe die Neapolitaner den Piemontesen als Italiener und Landsmann betrachten und sich unter der neuen Regierung zufrieden und glücklich fühlen; doch erst, wenn dieser Zeitpunkt eingetreten sein wird, werden der sogenannte Brigantismus und die damit verbundenen traurigen Folgen gänzlich aufhören und eine bessere Zeit mag dann für Italien beginnen. Im Interesse dieses classischen Landes wünschen wir aufrichtig, daß diese Zeit nicht allzulange auf sich warten lassen möge!

Marquis von Normanby.

Wiederum ist ein, dem höhern Adel Englands angehörender Staatsmann, der lange Zeit hindurch, mit nur geringen Unterbrechungen, hohe Stellungen in der Regierung

*) Der Bericht der Commission, welcher so lange geheim gehalten worden ist, wurde am 21. August in den Turiner Journalen nachträglich veröffentlicht, ob vollständig oder verändert und verstümmelt, wissen wir nicht zu sagen.

der vereinigten Königreiche einnahm und der, wie die Times sagt, seine überaus glückliche Laufbahn namentlich seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und seinen socialen Eigenschaften verdankte, durch den Tod abberufen worden. Constantine Henri Phipps, ältester Sohn des ersten Grafen von Mulgrave, von Mulgrave in Yorkshire, den 15. Mai 1797 geboren, hatte seine Bildung auf der lateinischen Schule in Harrow und im Trinity-college zu Cambridge erhalten. Kurz nach seiner Volljährigkeit trat er als Abgeordneter für Scarborough in's Haus der Gemeinen, wo er, obgleich seine Familie zu den strengen Tory's gehörte, sich den Whigs anschloß und bis zu den Radicalen sich hinüberneigte. In seinen Reden vertheidigte er namentlich die Katholikenemancipation und die Parlamentsreform. Durch seine radicale Richtung mit seiner Familie in Zwiespalt gerathen, legte er bald sein Mandat nieder und ging nach Italien auf Reisen, von wo er 1822 schon wieder zurückkehrte, um auf's Neue für Highamsfarrers in's Unterhaus zu treten. Seiner liberalen Richtung blieb Viscount Normanby, wie er bis zum Tode seines Vaters 1831 hieß, treu und unterstützte namentlich George Canning. 1832 schickte ihn die Whigregierung als Statthalter nach Jamaika, von wo er aber schon im nächsten Jahre zurückkehrte, um Großsiegelbewahrer zu werden, welchen Posten er bald mit dem eines Vicekönigs von Irland vertauschte. Seine Unterstützung der Katholikenemancipation verschaffte ihm einen enthusiastischen Empfang auf der grünen Insel und eine warme Vertheidigung durch Daniel O'Connell. Namentlich wußte er auch durch seine persönliche Liebenswürdigkeit die Irländer zu fesseln und ward er für seinen Erfolg zum Marquis erhoben. Nach wenigen Jahren, 1839, wurde Lord Normanby nach London zurückgerufen und zum Staatssecretär der Colonien ernannt, doch nach wenigen Monaten schon übernahm er das Ministerium des Innern. Nach dem Sturze der Whigs 1841 zog sich Normanby in's Privatleben zurück, bis er 1846 durch John Russel zum Botschafter in Paris ernannt wurde, welche Stelle er bis 1852 bekleidete. In diesen höchst ereignißvollen Zeitraum fielen die Periode der spanischen Heirathen, die Februarrevolution und der Staatsstreich. In der ersten Angelegenheit erlitt er, wie bekannt, eine bedeutende Niederlage; über das zweite dieser Ereignisse schrieb er ein zweibändiges, etwas breit gehaltenes Werk, wie er überhaupt sich schon früher mit literarischen Arbeiten beschäftigt und einige Novellen der Welt überliefert hatte. Daß Lord Palmerston den Staatsstreich billigte, trennte Normanby gänzlich von seinem Chef, und kehrte er deshalb, Kränklichkeit vorschützend, von seinem Posten in Paris zurück. Unter Lord Aberdeen ging er zwei Jahr später als Gesandter nach Florenz, wo er sich den Vorwurf zuzog „sich bei notorisch österreichischen Tendenzen betheiligt zu haben," gegen welchen Vorwurf ihn zwar Lord Clarendon vertheidigte, was diesem aber wohl sehr schwer gefallen sein mag. Beim nächsten toryistischen Ministerium rief der Minister des Aeußern, Lord Malmesbury, Normanby sofort von Florenz ab, worauf er seinen Sitz im Parlament wieder einnahm, aber, zum großen Erstaunen Aller, zur Torypartei übergehend, neben Lord Malmesbury, von wo aus er seiner frühern Partei fortwährend Opposition machte.

Seit 1818 war Lord Normanby mit einer Tochter des Lord Ravensworth vermählt, die ihm einen einzigen Sohn gebar, der jetzt die Titel und Güter seines Vaters erbt. Neben andern Ordensauszeichnungen, war ihm im Jahre 1841 auch die Auszeichnung zu Theil geworden, zum Ritter des Hosenbandordens ernannt zu werden. Erneuerte Schlaganfälle endeten am 28. Juli dieses Jahrs schnell sein Leben.

Der englisch-brasilianische Streit.

In Folge der vielen schwebenden europäischen Fragen und Wirren, welche die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes in einem außerordentlich hohen Grade beschäftigen, ist die Streitfrage, welche seit dem vorigen Jahre zwischen dem mächtigen England und dem verhältnißmäßig schwachen Brasilien im Gange ist und die zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Regierungen geführt hat, weit unbeachteter geblieben, als es unter andern politischen Verhältnissen der Fall gewesen sein würde. In England, wo die materiellen Interessen davon gar sehr

berührt wurden, ist das natürlich anders und der Gegenstand ist im Laufe dieses Jahres mehrmals im Parlamente zur Sprache gekommen und die Regierung ist in Folge der Vorlegung des Blaubuchs, welches die über die bestehenden Streitfragen gewechselten diplomatischen Actenstücke enthielt, sehr scharf angegriffen und ihr an's Herz gelegt worden, selbst die nöthigen Schritte zu thun, um die frühern freundschaftlichen Verhältnisse zwischen den beiden Ländern wieder herzustellen. Das geschah erst noch ganz kürzlich am 14. Juli im Oberhause und am 16. Juli im Unterhause, wo die Frage sehr ausführlich verhandelt wurde, und daß die Regierung in dieser Debatte, trotz aller Anstrengung ihr Verfahren zu vertheidigen, doch den Kürzern gezogen hat, ergibt sich am besten aus der entschiedenen Art und Weise, wie die „Times" endlich Partei gegen die Regierung nimmt, während sie sich früher stets bemühte, das Verfahren der Regierung in dieser Frage zu rechtfertigen.

Da der Streit, trotz des kürzlich von dem König von Belgien als Schiedsrichter in demselben gefällten Wahrspruches noch keineswegs beendigt ist und in den öffentlichen Blättern wahrscheinlich noch manchmal zur Sprache kommen wird, so dürfen wir wohl mit Recht annehmen, daß unsern Lesern eine kurze Auskunft über die Veranlassung und den jetzigen Stand der Streitfrage willkommen sein wird.

Was zunächst die Veranlassung zum Streite betrifft, so ist dieselbe eine doppelte und ganz verschiedene, nämlich ein Schiffbruch und die Verhaftung einiger englischer Marineofficiere in Rio de Janeiro. Ein englisches Handelsschiff, „Prince of Wales" genannt, das von einem gewissen Herrn Stephens mit Kohlen, Feuersteinen, Glas, irdenen Waaren, Fässern mit Nägeln, Gußeisen, Fässern mit Bier, Soda rc. befrachtet war, scheiterte in einer Entfernung von drei englischen Meilen oder mehr als einer Stunde von der Küste von Albardao im südlichsten Theile Brasiliens im Juni oder Juli 1861, demnach für den dortigen Breitengrad mitten im Winter. Als der englische Consul Vereker von diesem Schiffbruch vernahm, begab er sich an Ort und Stelle und man zeigte ihm vier Leichname von Matrosen, über welche bei der Todtenschau das Urtheil gefällt worden war, daß sie ertrunken seien. Die Leichname der sechs oder sieben übrigen konnten nicht vorgezeigt werden, sei es, daß sie von den Wellen nicht an's Land geschwemmt worden waren, oder daß man sie an jener sehr wenig bewohnten Küste im Sande vergraben hatte und die Stelle nicht wieder auffinden konnte. Ein Schiffbruch ist bekanntlich eine so alltägliche Erscheinung, daß der Verlust dieses Schiffes ganz unbeachtet vorübergegangen sein würde, wären nicht dem Eigenthümer desselben Gerüchte zu Ohren gekommen, daß bei der Bergung der an die Küste getriebenen Gegenstände von demselben nicht Alles ganz richtig zugegangen sei, ja, daß sogar möglicherweise Matrosen desselben ihr Leben durch Mord verloren haben könnten. Auf dieses Gerücht den Plan bauend, sich für seinen Verlust, den er anfangs zu 5500 Pfd. Strl. angab, von der brasilianischen Regierung entschädigen zu lassen, wandte er sich deshalb an den Staatssecretär des Auswärtigen, Earl Russell, welcher dem britischen Minister am brasilianischen Hofe, Herrn Christie, den Auftrag ertheilte, die Sache näher untersuchen zu lassen und dann den Umständen gemäß von der brasilianischen Regierung die gebührende Genugthuung zu verlangen. In Folge dessen begann zunächst eine Untersuchung an Ort und Stelle, bei der man Gerüchte und Vermuthungen als Thatsachen annahm und demzufolge wurde dann eine Entschädigungsforderung an die brasilianische Regierung gestellt, welche zu einem Notentausch zwischen der brasilianischen Regierung und dem Herrn Christie Veranlassung gab, worin der Letztere keine besonders ehrenvolle Rolle spielte. Während die brasilianische Regierung in einer würdigen Weise nachwies, daß sie unmöglich verpflichtet sein könne, für ein an ihrer Küste gescheitertes Schiff Entschädigung zu zahlen, und daß von Seiten der Behörden Alles geschehen sei, um die an die Küste getriebenen Güter zu bergen, wenn auch nicht in Abrede gestellt werden solle, daß einzelne Kisten in unrechte Hände gefallen, ausgeplündert und deren Inhalt über die Grenze gebracht worden sei, so beharrte Christie doch in seinen Forderungen und in welchem Tone seine Noten geschrieben waren, läßt sich am deutlichsten aus dem Urtheil des Sir J. Cairns ersehen, der sich in der Sitzung des Unterhauses am 16. Juli in folgenden Worten darüber aussprach:

„Ich glaube, Niemand, welcher die Correspondenz zwischen unserm Vertreter und der brasilianischen Regierung unparteiisch durchgelesen hat, kann zu einem andern Schlusse gekommen sein, als zu diesem, daß die Correspondenz und die Unterhandlungen von unserm Vertreter in einem Tone und in einer Stimmung geführt wurden, welche möglicher Weise zu nichts Anderm führen konnten als zur Erzürnung, Verstimmung und Entfremdung der brasilianischen Regierung. Niemand würde sich in den Geschäften des bürgerlichen Lebens dem geringschätzigen, verächtlichen, groben, ich möchte fast sagen ungentlemanly (eines anständigen Mannes unwürdigen) Tone unterworfen haben, in dem diese Correspondenz geführt wurde; und ich bin durchaus nicht darüber erstaunt, daß die brasilianische Regierung sich davon sehr verletzt und beleidigt gefühlt hat ...“ Dieses im Unterhause von einem Engländer ausgesprochene Urtheil wird Jeder unterschreiben, der sich die Zeit nicht hat verdrießen lassen, die über den Gegenstand zwischen der brasilianischen Regierung und Christie gewechselten Noten zu lesen.

Ein zweiter Vorfall sollte den Streit noch mehr verwickeln. Drei oder vier Officiere des englischen Kriegsschiffes „Forte,“ das im Hafen von Rio de Janeiro vor Anker lag, begaben sich eines Tages in Civiltracht an's Land und dinirten in einer der Vorstädte von Rio de Janeiro in einer Restauration, bei welcher Gelegenheit sie jedenfalls sich den Wein hatten zu gut schmecken lassen, denn als sie die Restauration verlassen hatten, machten sie auf der Straße so viel Scandal, daß die Polizei sich gezwungen sah, zu ihrer Verhaftung zu schreiten, was sie geschehen ließen, ohne zu sagen, daß sie englische Officiere seien. Erst als sie vor den Polizeidirector der Hauptstadt geführt wurden, sprachen sie sich gegen denselben über ihren Stand und ihre Nationalität aus und sobald sich ihre Aussage als wahr herausgestellt hatte, wurden sie sofort in Freiheit gesetzt, um an Bord des „Forte“ zurückkehren zu können. Als Christie von diesem Vorfall Kenntniß erhielt, erklärte er denselben für eine Beleidigung der englischen Flagge und verlangte nichts weniger, als daß die brasilianische Regierung sich deshalb entschuldige, oder wenigstens die betreffenden Polizeibeamten, die nichts weiter als ihre Pflicht gethan hatten, ihrer Stellen entsetzen und den Officieren wegen der erlittenen Verhaftung eine Entschädigung auszahlen solle.

Alle diese Forderungen wurden, als gänzlich unberechtigte, von der brasilianischen Regierung zurückgewiesen und namentlich erklärt, daß sie sich nie dazu verstehen werde, Beamte ihrer Stellen zu entsetzen, die nichts weiter gethan hätten, als ihre Pflicht gewissenhaft zu erfüllen. Der weitere Verlauf der Angelegenheiten bewies nur allzudeutlich, daß es dem Herrn Christie allzusehr am Herzen lag, der brasilianischen Regierung seine schwere Hand fühlen zu lassen, und unbegreiflich ist nur, wie Staatsmänner von einer Einsicht, wie sie dem Lord Palmerston und Earl Russell nicht abzusprechen ist, das Verfahren ihres diplomatischen Agenten in Rio de Janeiro nicht nur billigen, sondern auch der brasilianischen Regierung gegenüber und im Parlamente vertheidigen konnten. Der ganze brasilianische Streit erinnert ganz unwillkürlich an die berüchtigte Pacificogeschichte, wo Lord Palmerston um dieses portugiesischen Juden willen, der eine hohe Forderung an die griechische Regierung stellte, deren Richtigkeit von dieser bestritten wurde und welche wirklich zuletzt auf ein paar hundert Pfund Sterling zusammenschmolz, die ganze griechische Küste blockiren ließ und dem griechischen Handel einen Schaden, der nach Millionen berechnet wurde, verursachte.

Doch wir kehren zu unserm Gegenstande zurück. Christie beharrte bei seinen Forderungen, welche Lord Malmesbury im Oberhause als extravagant, exorbitant und absurd (übertrieben, unmäßig und unverständig) bezeichnete, der brasilianischen Regierung gegenüber, was zu einem weitläufigen Notenwechsel die Veranlassung gab, und am 5. December 1862 ließ er derselben eine Note zugehen, die er sein Ultimatum nannte und welche der Möglichkeit einer friedlichen Verständigung über die Streitfrage ein Ende machte. Anstatt der brasilianischen Regierung die Gelegenheit zu bieten, die Angelegenheit einer unparteiischen Macht zur schiedsrichterlichen Entscheidung vorzulegen, forderte er von ihr zunächst, daß sie den Grundsatz, zur Zahlung einer Geldentschädigung verpflichtet zu sein, anerkennen solle. Den Betrag dieser Entschädigung möge dann eine schiedsrichterliche Macht bestimmen. Grade aber jenen Grundsatz durfte die brasilianische

Regierung nicht anerkennen. Am 29. December ertheilte hierauf Christie dem englischen Admiral Warren, Befehlshaber der englischen Marinestation in den brasilianischen Gewässern, den Befehl, brasilianische Handelsschiffe aufzubringen, um die Regierung zur Nachgiebigkeit zu bewegen, wozu es vollkommen hinreichend gewesen sein würde, wenn er ein brasilianisches Schiff im Hafen von Rio de Janeiro mit Beschlag belegen ließ. Der Admiral schickte noch denselben Abend ein Kriegsschiff aus dem Hafen in die offene See, dem am nächsten Morgen ein zweites folgte, die gleich den ersten Tag fünf brasilianische Handelsschiffe als Prisen aufbrachten. In einem Schreiben an die brasilianische Regierung, das aber erst am 30. December des Morgens in die Hände des Premierministers, Marquis d'Abrantes, gelangte, erklärte Christie, in Folge des Verfahrens der brasilianischen Regierung sei es für ihn durchaus nothwendig, zu Zwangsmaßregeln seine Zuflucht zu nehmen, um die verlangte Genugthuung zu erhalten. Als Christie nun die Nachricht erhielt, daß mehrere brasilianische Schiffe genommen seien, also nach seinem eigenen Ausdruck „der brasilianischen Regierung eine Lection ertheilt worden war,“ theilte er dem brasilianischen Banquier Baron Marra mit, daß er von London die Instruction erhalten habe, den Vorschlag einer schiedsrichterlichen Entscheidung, wenn derselbe von der brasilianischen Regierung gemacht werde, anzunehmen und er erlaubte gleichzeitig dem Baron, die Minister davon in Kenntniß zu setzen. Hätte er sich zweimal 24 Stunden früher zu dieser Mittheilung entschlossen, so wäre der Bruch zwischen den zwei Regierungen vermieden worden und Zwangsmaßregeln wären ganz überflüssig gewesen, ihm lag aber am Herzen, der brasilianischen Regierung eine derbe Lection zu ertheilen und deshalb verschob er diese Mittheilung, bis die Eigenliebe der Brasilianer sehr gekränkt und ihr Ehrgefühl im hohen Grade verwundet war.

Ein Schrei der Entrüstung erhob sich in ganz Brasilien, als man vernahm, welche Zwangsmaßregeln der englische Minister angeordnet habe, und die Regierung erklärte sofort, daß sie dem Zwange nachgeben müsse, da sie zu schwach sei, um sich gegen die englische Seemacht vertheidigen zu können. Sie überlasse daher die Bestimmung der Entschädigungssumme für das gestrandete Schiff „Prince of Wales“ der englischen Regierung, welcher die Summe von dem brasilianischen Minister in London unter Protest ausbezahlt werden würde, dagegen beantrage sie, daß die Angelegenheit der Officiere von dem Kriegsschiffe „Forte“ von einem unparteiischen Monarchen schiedsrichterlich entschieden werde, wozu sie Se. Majestät den König Leopold von Belgien in Vorschlag bringe. In Folge dieser Erklärung wurden die Zwangsmaßregeln eingestellt und die aufgebrachten Schiffe herausgegeben, womit aber die Entrüstung des brasilianischen Volkes über die erlittene Behandlung kein Ende nahm. Das brasilianische Volk hat selten einen so lebhaften Patriotismus und ein solches kriegerisches Feuer wie in diesem Falle gezeigt. Von allen Seiten boten sich Freiwillige für den Fall, daß es zu einem Kriege mit England komme, an und eben so gingen von allen Seiten Geldsendungen und Geldanerbietungen zu Vertheidigungszwecken ein und die Revuen der Truppen und die Inspicirung der Forts von Seiten des Kaisers gaben dem Volke stets Gelegenheit, seinen Enthusiasmus über die Haltung des Kaisers auszusprechen. Selbst die meisten und angesehensten englischen Handelshäuser in Brasilien hielten es für ihre Pflicht, in einer Adresse sich für das Recht der brasilianischen Regierung in der schwebenden Streitfrage und gegen das Verfahren Christie's öffentlich auszusprechen, und wenn es auch Christie gelang, eine Gegenadresse zu seinen Gunsten zu Stande zu bringen, so trug dieselbe doch nur wenig Unterschriften und sein Verfahren in der eigentlichen Streitfrage wurde darin ganz mit Stillschweigen übergangen.

Von diesem Zeitpunkte an hatte die brasilianische Regierung nichts mehr mit dem Herrn Christie zu thun, denn die Entscheidung über den Betrag der Entschädigungssumme war der englischen Regierung überlassen und somit war London der Schauplatz, wo das Stück weiter spielte. Ueber den wahrscheinlichen Verlauf desselben sah sich das Publicum sehr getäuscht. Nicht bloß in Brasilien, sondern auch in Europa erwartete man allgemein, der erste Schritt des englischen Staatssecretärs des Auswärtigen, Earl Russell, werde sein, daß er, um der brasilianischen Regierung und Volke eine schwache Genugthuung zu geben, den Herrn

Christie von seinem Ministerposten in Rio de Janeiro abberufen und ihm einen Nachfolger geben werde, doch anstatt das zu thun, übernahm er im Oberhause die ganze Verantwortlichkeit für das, was Christie in dieser Angelegenheit gethan, und ließ denselben ruhig auf seinem Posten, konnte aber dennoch nicht verhindern, daß Christie, der sich in Rio de Janeiro unmöglich gemacht hatte, um seinen Urlaub einkommen mußte, der ihm auch sogleich gewährt wurde. Earl Russell übertrug sofort dem Rechtsbeistande der Krone, dem Queen's Advocate, die Aufgabe, die Entschädigung zu bestimmen, welche Brasilien für den gescheiterten „Prince of Wales" zu zahlen habe. Die Art und Weise, wie das von demselben geschah, bot sowohl im Ober- wie im Unterhause die Hauptveranlassung und den wichtigsten Grund zum entschiedenen Tadel des Verfahrens der Regierung. Der Advocat der Königin begnügte sich nämlich kurzwegs damit, die Behauptungen Christie's, daß das Schiff von den Küstenbewohnern ausgeplündert und die Mannschaft ermordet worden sei, trotzdem daß nicht ein einziger giltiger Beweis für diese Behauptungen herbeigebracht werden konnte, als vollkommen begründet anzusehen und dann in Bausch und Bogen — er selbst nennt es eine „roughly" estimation, die sie in der That war — festzusetzen, Brasilien habe 840 Pfd. Strl. für „mögliche" Ermordungen (possible murders), 290 Pfd. Strl. für den Verlust des Lohnes und der Effecten der Matrosen und 2360 Pfd. Strl. für die Ladung mit Abrechnung der wahrscheinlichen und nothwendigen Beschädigung, die sie erlitten haben werde, zu zahlen. Wahrscheinlich schlug man die letztere zu 290 Pfd. Strl. an, denn der brasilianische Minister am englischen Hofe ließ dem Earl Russell als Zahlung für die von England aufgestellten Entschädigungsansprüche 3200 Pfd. Strl. unter Protest auszahlen. Dieser letztere war um so nothwendiger, da Brasilien bei der großen Ausdehnung seiner Küste in keinem Falle das Princip anerkennen kann, für das Scheitern von Schiffen an seinen Küsten und die daraus entspringenden Verluste verantwortlich zu sein, weil dasselbe nur allzu leicht von gewissenlosen Rhedern mißbraucht werden könnte.

Die ganze Angelegenheit würde doch vermuthlich ohne die erwähnten Interpellationen am 14. und 16. Juli im Ober- und Unterhause vorüber gegangen sein, hätte die brasilianische Regierung nicht durch ihren Minister am englischen Hofe darauf antragen lassen, daß die englische Regierung das beleidigende Verfahren des Herrn Christie Brasilien gegenüber desavouiren solle. Earl Russell weigerte sich, das zu thun, und in Folge dessen verlangte Herr Moreira seine Reisepässe, womit die diplomatischen Beziehungen zwischen Brasilien und England abgebrochen waren. Daß Lord Russell das Verlangen der brasilianischen Regierung abschlug, war aber um so auffallender, weil der König von Belgien als Schiedsrichter in Sachen der britischen Marineofficiere den Ausspruch gethan hatte: „Wir sind der Meinung, daß in der Art und Weise, wie die brasilianischen Gesetze gegen die britischen Officiere angewandt wurden, weder eine Beleidigung beabsichtigt wurde, noch eine solche stattgefunden hat." Somit war es laut ausgesprochen, daß das Unrecht in Betreff dieses Punktes ganz auf der Seite Englands war, und hätte Lord Russell sich dazu entschlossen, seinen begangenen Irrthum anzuerkennen, so war der Abbruch der diplomatischen Beziehungen vermieden.

Dem Lord Chelmsford und dem Earl of Malmesbury im Oberhause und den Herren Fitzgerald und Sir H. Cairns im Unterhause wurde übrigens durch die vorliegenden Thatsachen der Angriff gegen den Staatssecretär des Auswärtigen sehr erleichtert. Zunächst sprachen sie es offen aus, das Verfahren des mächtigen Englands gegen das schwache Brasilien sei ein durchaus unwürdiges und das Ministerium des Auswärtigen würde sich weder gegen Frankreich, noch gegen Nordamerika etwas Aehnliches erlaubt haben. Das von Sir H. Cairns gefällte Urtheil über den Ton in den Noten des Herrn Christie haben wir bereits erwähnt, doch das spätere Verfahren der englischen Regierung wurde eben so lebhaft getadelt. Besonders wurde hervorgehoben, da die brasilianische Regierung der englischen die Festsetzung der Entschädigungssumme überlassen habe, so sei es um so mehr Pflicht gewesen, nur solche Ansprüche geltend zu machen, die als begründet hätten nachgewiesen werden können. Von der Schiffsladung, deren Werth der Eigenthümer Stephens anfangs zu 5500 Pfd. Strl. angegeben, der in der Wirklichkeit aber nur

3500 Pfd. Strl. gewesen sei, habe man jedenfalls von der brasilianischen Regierung nur einen Ersatz für denjenigen Theil verlangen können, der möglicher Weise an die Küste getrieben sein könne und der nicht mehr als 810 Pfd. Strl. werth gewesen sei, und selbst hinsichtlich dieser Summe sei erst noch die Frage zu beantworten gewesen, ob Stephens dafür nicht bereits ganz oder theilweise von einer Versicherungsgesellschaft entschädigt worden sei. Nach dem Allen, was jeder Schiffsmakler wisse, habe der gelehrte Queen's Advocate nicht gefragt und nach einer roughly estimation fast das Vierfache als Entschädigungssumme verlangt. Ganz ungerechtfertigt nach dem Seerechte sei die Forderung für den Lohn und die Effecten der Matrosen, das größte Erstaunen aber errege unbedingt die Forderung von 840 Pfd. Strl. für „mögliche" Morde. Man habe allerdings von einer Wahrscheinlichkeitsberechnung gehört, doch noch nie von einer Möglichkeitsberechnung und der Queen's Advocate könne für sich die Ehre in Anspruch nehmen, zuerst eine solche aufgestellt zu haben. Daß die Regierung sich damit entschuldige, es sei die Schuld der brasilianischen Regierung, die Höhe der Forderung nicht bestritten zu haben, sei lächerlich; nach der frühern Erklärung, welche die brasilianische Regierung über diesen Punkt abgegeben, sei ihr nichts weiter übrig geblieben, als zu zahlen; der englischen Regierung mache es aber keine Ehre, solche Ansprüche erhoben und geltend gemacht zu haben.

Ganz natürlich gaben Earl Russell im Oberhause und der Unterstaatssecretär im Ministerium des Auswärtigen, Layard, im Unterhause sich alle mögliche Mühe, ihr Verfahren zu rechtfertigen, doch ihre Vertheidigung machte ganz den Eindruck des Plaidoyer eines Anwalts in einer Sache, die von Jedermann im Voraus verurtheilt ist, vor Gericht. Die edeln Herren mußten sich es mehr als einmal gefallen lassen, auf in den Documenten klar vorliegende Worte und Thatsachen verwiesen zu werden, die sie in einem ganz falschen, ihnen günstigeren Lichte darzustellen versucht hatten.

Ganz besonders lebhaft wurde hervorgehoben, wie nachtheilig es für die commerciellen und politischen Interessen des Landes sei, wenn der bestehende Bruch zwischen England und Brasilien fortdauere, und es wurde dem Earl Russell sehr lebhaft an's Herz gelegt, recht bald Schritte zu thun, um die frühern freundschaftlichen Verhältnisse, die so lange zwischen den beiden Ländern bestanden, wieder herzustellen. Zu diesem Zweck wurden zwei Wege vorgeschlagen, auf denen dieses Ziel sehr schnell zu erreichen sein werde und die wir schließlich hier noch kurz erwähnen wollen.

Das erste Mittel wurde von dem Earl of Malmesbury vorgeschlagen und bestand darin, daß England sich bereit erklären möge, das ihm durch einen von dem Lord Aberdeen abgeschlossenen Vertrag zustehende Recht, selbst in den brasilianischen Gewässern brasilianische Schiffe, die des Sclavenhandels verdächtig erschienen, von englischen Schiffen untersuchen zu lassen, das aber seit 1852 bereits suspendirt sei, gänzlich aufzuheben. Lord Aberdeen habe den Abschluß jenes Vertrages später selbst bedauert und eingestanden, darin unrecht gehandelt zu haben. Lord Russell's Antwort war, der portugiesische Minister am englischen Hofe habe ihm mitgetheilt, daß der König von Portugal seinem Minister am brasilianischen Hofe den Auftrag ertheilt habe, Schritte zu thun, um das gute Einverständniß zwischen Brasilien und England wieder herzustellen. Er halte es für das Beste, abzuwarten, was dieser Schritt für Folgen haben werde, und er werde erfreut sein, wenn das gute Vernehmen zwischen den beiden Ländern bald wieder hergestellt werde.

Das zweite Mittel wurde von Sir H. Cairns im Unterhause beantragt. Derselbe erinnerte daran, daß durch die Forderungen, welche englische Kaufleute an die brasilianische Regierung und vice versa Brasilianer an die englische Regierung zu stellen hätten, oft Verdrießlichkeiten zwischen den beiden Regierungen entstanden seien. Um dem ein Ende zu machen, habe man sich 1858 darüber geeinigt, eine gemischte Commission zu ernennen, um die gegenseitigen Ansprüche zu erledigen, was in Zeit von zwei Jahren, von 1859 bis 1861, beendigt werden sollte. Es habe sich um 51 britische und 108 brasilianische Ansprüche gehandelt. Im Laufe des ersten Jahres habe die Commission fünf britische und acht brasilianische Ansprüche geordnet, doch am 23. März 1860 habe der englische Minister Scarlett von London die Weisung erhalten, die fernern Sitzungen der

Commission einstellen zu lassen, weil sich herausgestellt habe, daß die Ansprüche der Brasilianer an England die der Engländer an Brasilien weit überstiegen. England habe sich auch in diesem Falle ein Verfahren gegen Brasilien erlaubt, das nicht zu rechtfertigen sei und das gut gemacht werden müsse.

Der Solicitor-General übernahm hierauf nochmals die Vertheidigung gegen alle Anklagen, die im Laufe der Debatten gegen die Regierung in Bezug auf ihr Verfahren der brasilianischen Regierung gegenüber erhoben worden waren, ohne daß es ihm gelungen wäre, das Haus von der Wahrheit seiner Behauptungen zu überzeugen, doch die ganzen Verhandlungen gaben zu keiner Abstimmung Veranlassung, weil die Regierung sowohl im Ober- wie im Unterhause erklärte, es sei ihr wünschenswerth, die freundlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern wieder hergestellt zu sehen, da aber der König von Portugal jetzt mit dem Versuch beschäftigt sei, das zu bewirken, so müsse man erst den Erfolg davon abwarten.

Es wird sich bald herausstellen, ob dieser Versuch glückt. Jedenfalls hat der König von Portugal keine ganz leichte Aufgabe übernommen, da der Kaiser von Brasilien, der sich nicht mit Unrecht für den beleidigten Theil hält, schwerlich den ersten Schritt zur Versöhnung wird thun wollen, die englischen Minister dazu aber gleichfalls keine Lust zu haben scheinen.

Auf den unbefangenen Beobachter haben indessen die ganzen Verhandlungen dadurch einen wohlthuenden Eindruck gemacht, weil sich dabei recht deutlich herausstellte, daß sich in beiden Parlamentshäusern Ehrenmänner genug finden, die bei allem Patriotismus die fremde Macht, der nach ihrer Ueberzeugung Unrecht geschehen ist, gegen ihre eigene Regierung in Schutz nehmen und es der letztern zur Pflicht machen, Alles zu vermeiden, was der Ehre und Würde des Landes schaden könne. So lange aber eine solche Gesinnung herrschend bleibt, wird England die hohe Stellung, die es gegenwärtig einnimmt, sich bewahren und da die Sache der Freiheit dadurch nur gewinnen kann, so wünschen wir von ganzem Herzen, daß die Zeit, wo England auf seine hohe politische Stellung verzichten muß, noch sehr fern sein möge.

Leopold Ritter von Hasner.

Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses.

Unter den leitenden Personen in Oesterreich ist nächst dem Staatsminister wohl Keinem eine für die Umgestaltung und den Fortschritt Oesterreichs so hochwichtige Rolle zugetheilt als dem gegenwärtigen Präsidenten des Abgeordnetenhauses, wir meinen in seiner Eigenschaft als Präsident des **Unterrichtsrathes**, den er erst kürzlich erlangt hat. Der Präsident des Unterrichtsrathes bekleidet als oberster Leiter des Unterrichtswesens in Oesterreich factisch den Posten eines Unterrichtsministers, und wenn wir Ursache hätten, die Aufhebung dieses hochwichtigen Fachministeriums um so mehr zu beklagen, als die Organisation des neuen Unterrichtsrathes, die noch immer keine vollendete Thatsache ist, so lange hinausgeschoben worden, so mag uns die Ernennung Hasner's zu dessen Präsidenten einigen Trost und die Aussicht in eine bessere Zukunft gewähren. Die Regierung hat mit der Erhebung Hasner's auf diesen Posten jedenfalls eine gute Wahl getroffen und dieselbe ist auch von allen Seiten freudig begrüßt worden. Wir sind bei Hasner nicht bloß von seinem guten Willen, das Unterrichtswesen einer bessern Zukunft entgegenzuführen, überzeugt, sondern wir haben auch Ursache zu glauben, daß er die Kraft besitze, sein Vorhaben durchzuführen. Die Aufgabe ist keine kleine, wenn man bedenkt, welche Rückschritte das Unterrichtswesen in Oesterreich seit dem Augenblick gemacht, in welchem Graf Leo Thun, der, als er Unterrichtsminister geworden, einen entschieden guten Anlauf zur Verbesserung der Zustände genommen, sich der Concordatspartei in die Arme geworfen und alles von ihm selbst Geschaffene entweder wieder zerstörte oder wenigstens in seiner naturgemäßen Entwicklung hemmte. Ja selbst seit dem Rücktritt des Concordatministers war es bis zum Beginn dieses Jahres dem alter ego Thun's, dem Unterstaatssecretär Helfert, dem die Leitung des Unterrichtswesens übertragen blieb, selbst unter den Augen Schmerling's gestattet, in derselben Weise wie unter Thun fortzuwirthschaften. Es sind auf diesem Gebiete viele alte Sünden gut zu machen und muß, wenn das Feld wieder ein fruchtbares

werden soll, noch viel Unkraut ausgejätet werden. Hasner, der als Professor unter dem bisherigen Regime selbst viel zu leiden hatte, der selbst auf einen Platz gestellt war, der ihm nicht recht zusagte, wird am besten wissen, wo und welche Reformen nothwendig sind, um so mehr, als er das österreichische Unterrichtswesen überhaupt genau kennt. Daß Hasner zugleich das Amt eines Präsidenten des Abgeordnetenhauses bekleidet, welches ihn allerdings während der Session von der Leitung des Unterrichtswesens abzieht, möchten wir eher für nützlich denn für schädlich für das Unterrichtswesen halten. Als Präsidenten des Abgeordnetenhauses bietet sich ihm ja die beste Gelegenheit, aus dem Munde der Volksvertreter die Wünsche der Bevölkerung kennen zu lernen und zugleich kann er da, wo der Reichsrath selbstthätig einzugreifen hat, eine wohlthätige Wirkung ausüben. — Fassen wir seine Stellung als Präsident des Abgeordnetenhauses in's Auge, dem er schon während der ersten Session als Vicepräsident öfter in Vertretung des Dr. Hein präsidirte und zwar in einer Weise, die ihm die Achtung und Anerkennung des Hauses im vollsten Maße erwarb, so ist die Regierung mit seiner Ernennung dem Wunsche des Hauses zuvorgekommen und es ist nur unbegreiflich, warum sie dem Abgeordnetenhause nicht das Recht, den Präsidenten selbst zu wählen, zugestanden, da sie doch mit Bestimmtheit vorhersehen konnte, daß auch aus der Wahl des Hauses kein anderer als der eben ernannte Präsident hervorgehen würde. Als solcher besitzt er hervorragende Eigenschaften, welche ihn ganz besonders zur Uebernahme dieses schwierigen Amtes eignen, eine seltene Ruhe, ungewöhnliche Geschäftskenntniß und Routine und sowohl logische Schärfe als Präcision im Ausdruck. Seinem politischen Glaubensbekenntnisse nach gehört er selbstverständlich als Centralist, als welcher er jedoch die vollste Wahrung der Landesautonomie wünscht, der Mittelpartei an, jedoch mehr zur Linken hinneigend. Sein ganzes Wesen ist vermittelnd und versöhnend. In seinem parlamentarischen Auftreten verleugnet er den Gelehrten und Professor nicht, seine äußere Erscheinung ist elegant und fein, seine Tournüre gewinnend. Parlamentarische Erfolge, die er besonders seiner scharfen Dialektik verdankt, erzielte er im Reichsrathe während der ersten Session mit seiner Rede gegen Smolka nach Auflösung des ungarischen Landtages aus Anlaß der Adresse, die an den Kaiser gerichtet werden sollte, und im böhmischen Landtage während der zweiten Session mit seiner Rede gegen Slavkowsky. Ein Meisterwerk war seine vor Zusammentritt des böhmischen Landtages im Convictsaale zu Prag gehaltene Candidatenrede, in welcher er sein politisches Glaubensbekenntniß ablegte, dem er treu geblieben und welcher er seine Wahl in den Landtag von Seiten des Altstädter Wahlbezirks in Prag zu verdanken hatte, die von Seiten beider nationalen Parteien fast einstimmig erfolgte. Während des Landtages versuchte er die Bildung eines neutralen Clubs, trat aber selbst bald, nachdem er eingesehen, daß es Angesichts des czechischen Gebahrens nur ein Entweder Oder gäbe, dem deutschen Club bei, dem er ohnehin seiner Gesinnung nach angehörte. In neuester Zeit wurde er von den czechischen Stimmführern, die darüber wütheten, daß man über ihr Wegbleiben aus dem Reichsrathe zur Tagesordnung übergegangen und ihre Mandate für erloschen erklärte, ohne daß ihnen ein effectvoller Abgang gestattet wurde, besonders aber von Dr. Rieger in eine unerquickliche Polemik verwickelt, die er, endlich zur Ueberzeugung gelangt, daß man mit diesen Leuten überhaupt nicht polemisiren könne, mit einer gerechten Abfertigung der gegen ihn geschleuderten Verdächtigungen abbrach.

Ritter von Hasner ist von sehr jungem Adel, den erst sein Vater bei seiner Versetzung in den Ruhestand erhielt. Sein Bruder ist Professor der Augenheilkunde an der Prager Universität und ein berühmter Operateur. Leopold Ritter von Hasner ist 1818 in Prag geboren, beendete daselbst die juridischen Studien und trat 1842 nach erlangter Doctorwürde in den Staatsdienst als Beamter bei der Hofkammerprocuratur. Im Jahre 1848 übernahm er die Redaction der amtlichen Prager Zeitung, die unter seiner Leitung — er selbst schrieb in dieser kritischen Zeit die meisten Leitartikel — das bestredigirte Regierungsblatt Oesterreichs war. Als Redacteur hielt er an seinen constitutionellen Grundsätzen, denen er nach wie vor treu geblieben, fest. 1849 wurde er außerordentlicher und 1852 ordentlicher Professor der Rechtsphilosophie an der Prager Universität. Während dieses Fach aber sein

eigentliches Gebiet war, fühlte er sich in dem Lehrstuhle für politische Oekonomie, der ihm später übertragen worden, nie recht heimisch. Er wurde zweimal zum Decan und einmal zum Rector magnificus gewählt und 1854 zum Präsidenten der rechtshistorischen Staatsprüfungscommission ernannt. 1860 wurde er in den Prager Gemeinderath, in den böhmischen Landtag und von diesem in das Abgeordnetenhaus gewählt, dessen Vicepräsident und später, nach der Ernennung Hein's zum Justizminister, Präsident er wurde. Im Mai 1863 wurde er zum Präsidenten des Unterrichtsrathes mit dem Range eines Sectionschefs erhoben. Von selbständigen Werken, welche sich die ungetheilte Anerkennung der Fachgelehrten erworben, besitzen wir von ihm „Die Philosophie des Rechts und ihre Grundlinien“ (Prag 1851. Calve) und ein „System der politischen Oekonomie“ (Prag 1861. Credner). Außer diesen Werken finden sich zahlreiche größere Arbeiten aus seiner Feder in „Kubler und Tomaschek's Zeitschrift für Rechtsgelehrsamkeit,“ in der „Vierteljahrschrift für Rechts- und Staatswissenschaften“ und in „Haimerls Magazin.“ Als junger Mann arbeitete er auch auf andern Gebieten und besonders dem der Kunstkritik und haben die ehemals von Schmiedl herausgegebenen „Oesterreichischen Blätter für Literatur“ vielfache werthvolle Arbeiten, wie zum Beispiel eine Kritik von Hotho's Geschichte der niederländischen Kunst und derlei mehr aufzuweisen.

Die japanische Landwirthschaft.

Lange Zeit hat Europa, oder sagen wir es lieber gradeheraus, die europäische Naseweisheit mit der selbstgenügsamsten Ueberhebung und Spottsucht auf Alles, was die Völker Ostasiens betraf, herabgesehen und deren Sitten, Gewohnheiten und sonstige Einrichtungen als längst überwundenen, zurückgebliebenen Standpunkt lächerlich zu machen gesucht.

Erst als man diese Völker näher kennen lernte, als man sah, daß der größte Theil unserer Erfindungen der früheren Jahrhunderte, auf deren Priorität wir sicher pochten, ihnen lange, lange Zeiten früher bekannt war, als man gewahrte, daß eine ganze Reihe socialer und wirthschaftlicher Institutionen wahrhaft mustergiltig sich erwies, als man sich eingestehen mußte, man habe ein unzweifelhaft hochbegabtes Volk von Denkern vor sich, welches, komisch aber vielsagend für die Relativität menschlicher Anschauungen, wiederum uns, die Europäer „Barbaren“ nannte, da wurde man endlich bescheidener. Und dies ist man immer mehr ihnen gegenüber geworden, je mehr die Kenntniß derselben durch den Handelsverkehr zugenommen hat, welchen der Kanonendonner oder seine drohende Gewalt mit diesen sich bisher hermetisch abschließenden Völkern eröffnete und anbahnte.

In China fand man das Musterbild des Straßen- und Canalbaues sowie eine Entwicklung der Landwirthschaft, gegen die selbst die englische zurücktritt, und die französische Regierung hielt es deshalb auf die genaueren Berichte von Reisenden hin nicht für unwerth, eine eigene Commission nach dem fernen Ostasien abzusenden, um die chinesische Landwirthschaft sorgfältig studiren zu lassen, d. h. von ihr zu lernen. Das mögen etwa 10 Jahre her sein.

Seit jüngerer Zeit ist Japan erschlossen, jenes Inselreich, welches sich zwischen dem 30. und 45. Grad nördlicher Breite ziemlich schmal hinstreckt. Noch nicht lange ist die preußische Expedition von da zurück und es liegen dem Publicum zwei größere Werke über dieses Reich und Volk vor, welche beide bereitwillig die hohen Fähigkeiten desselben und die theilweise ebenso hohe Entwicklung einzelner Wirthschaftszweige offen bekennen. Unter diesen ist es wiederum die bedeutende Rangstufe, welche die Landwirthschaft in Japan einnimmt und über welche uns ein sachkundiges Mitglied der Expedition, Dr. Maron, einen sehr interessanten Bericht erstattet hat, dessen Wichtigkeit unser größter Agriculturchemiker, Liebig in München, dadurch sicherlich am besten ausgesprochen hat, daß er ihn nach seinem ganzen Inhalte der neuesten Auflage seiner Agriculturchemie beidrucken ließ. (Es hängt dieses Letztere eng zusammen mit seinen Ansichten über die Gefahren des europäischen Ackerbaues als Raubbau, dem wir später einmal einen besonderen Aufsatz widmen werden, da der große Chemiker gradezu Hungerjahre späterer Geschlechter voraussagt, wenn dieses con-

sequente, ebenso unwissende als rohe System des heutigen Raubbaues nicht aufhöre.)

Das Klima Japans durchläuft alle Wärmeabstufungen zwischen Mitteldeutschland und Oberitalien und eine tropische Palme steht neben der nordischen Kiefer, der Reis und die Baumwollenstaude neben unsrer heimathlichen Gerste. Das Land ist ganz von Gebirgszügen durchkreuzt und in den tiefen Thälern ist deshalb die geschützte Vegetation ganz südlich, neben dem Reis und der Baumwollenstaude stehen wiederum Yams, Bataten, Lorbeeren, Cypressen, Thuyen und die glanzblättrige Camelie. Der Boden, der seinen vulcanischen Ursprung überall verräth, gehört dem Tuff und Diluvium an, die Erde ist eine schwarze, lockere, tiefe Gartenerde, unter welcher eine undurchlassende Thonschicht liegt. Das hat die große Wichtigkeit, daß der Japaner für seine Reisfelder überall künstliche Sümpfe anlegen kann. Die heftigen und häufigen Regengüsse und zahlreichen Quellen lassen daneben überall leicht eine künstliche Bewässerung zu und diese Gunst der Umstände in Verbindung mit dem fruchtbaren, halb von Natur gesegneten, halb durch den unermüdlichen Fleiß der Bewohner so ergiebig gemachten Boden sind zunächst die eine Grundlage der dortigen blühenden Landwirthschaft. Die Bedingungen sind also gegeben. Sie würden aber allein noch lange nicht eine bewundernswerthe Landwirthschaft zur Folge gehabt haben, wenn nicht vor Allem ein mustergiltiges Wirthschaftssystem in Japan herrschend wäre, dessen nähere Darlegung jetzt unsere Hauptaufgabe sein soll.

Arbeitstüchtig und nüchtern denkend, dabei geschickt und genügsam, hat das japanische Volk, obwohl es keine großen Oekonomen mit bedeutenden Landcomplexen besitzt, keine landwirthschaftlichen Akademieen und Vereine, keine chemischen Versuchsstationen, Musterhöfe, Ausstellungen mit Prämien und keine Presse, welche bei uns sofort jede neue Verbesserung bis in die entferntesten Höfe meldet, Japan hat ohne alle diese Instutionen dennoch die Landwirthschaft zur höchsten Stufe der Vollkommenheit geführt. Und dies mit einer kleinen Summe positiven Wissens, welches einfach in der höchsten Sorgfalt der Düngerbereitung und dem Erfahrungssatze, der vielleicht seit Jahrtausenden vererbt wird, besteht, daß man ohne fortlaufende Düngung keine fortlaufende Production habe. Dazu sind die japanischen Landwirthe etwa keine gebildeten Leute im europäischen Sinne des Worts — der japanische Vornehme treibt nie Landwirthschaft —, im Gegentheil, es sind Bauern und kleine Leute, die erst in der sechsten Rangordnungsclasse, d. i. in der vorletzten des dortigen Kastenwesens, also tief unten rangiren. Es gibt also hier nicht wie bei uns erbitterte Federfehden über Stickstoff- und andere Theorien, welche doch meist nur zu dem aufrichtigen Bekenntniß drängen, wie gering im Ganzen noch unser wirklich positives, unantastbares Wissen ist. —

Vorauszubemerken ist, daß nach Angabe Maron's dem Japaner die Religion den Genuß von Fleisch verbietet und hiermit schon ein Factor unsrer europäischen Landwirthschaft aus der japanischen herausfällt, der bei uns das Bewirthschaftungssystem in dem Wiesen- und Futterbau so bedeutend beeinflußt, — der Factor der Viehzucht. Die üppigen Wiesen, der enorme Futterbau, die unvergleichlichen Mastviehheerden Englands, dieses landwirthschaftlichen Eldorado's für unsere Landwirthe — man sucht sie hier vergebens. Dafür aber folgt hier Frucht auf Frucht in üppigster Fülle und zwar, was eben das Staunenswerthe ist, ohne Einführung von auch nur einem Pfunde Guano, Knochenmehl, Salpeter oder Rapskuchen!

Unsere stolze europäische Landwirthschaft, sie würde, wenn heut die Guanolager erschöpft wären, schon morgen in allgemeine aufregende Besorgniß gerathen und schon in zwei bis drei Jahren von ihrer künstlich hinaufgetriebenen Höhe herabzusteigen begonnen haben.

Der Japaner hält einfach, aber mit lebendiger Ueberzeugung an dem Satze fest: Was der Boden durch die Bebauung, durch die Ernten, die ich ihm abgewinne, verliert, das ersetzt ihm zu einem Theil die Natur durch Sonnenschein, Luft und Regen, zum andern muß ich ihm das selbst wiederersetzen; also, wie wir schon oben erwähnten: ohne fortlaufende Düngung keine fortlaufende Ernten. In der Düngerbereitung liegt der Schwerpunkt des Landbaues. Vieh aufzuziehen und zu halten, meint der Japaner, ist eine viel zu mühsame und kostspielige Arbeit, der Dünger läßt sich leichter und besser ohne Vieh bereiten, das ja erst die mühvoll erbauten Futterkräuter fressen, „animalisiren" muß.

Die Religion der beiden Hauptsecten, der Sintoisten sowohl als der Buddhaisten, ver-

bietet nun ihren Anhängern nicht bloß den Genuß des Fleisches, sondern selbst Alles dessen, was vom Vieh kommt, also auch den Genuß der Milch, Butter, Käse. Es wird also für den Landwirth alle Viehzucht beseitigt und der Spatencultur die Stelle von Pflug und Egge eingeräumt, damit aber von selbst der intensiven Bewirthschaftung schon die Bahn geöffnet. Natürlich, daß hier, ähnlich wie beim Gartenbau, die dem Einzelnen zugewiesenen Flächen meist nur klein sind und bleiben konnten, nämlich meist nur zwei bis fünf Morgen groß. Das gesammte Land ist Eigenthum der Fürsten, welche dasselbe an die Adligen verlehnen. Diese verafterlehnen es wiederum an die Bauern. Sein kleines Areal ist nun der Fleck, auf welchen der Bauer seine ganze Arbeit und sein ganzes Denken richtet. Bei dieser Arbeit legt er nun auf die Bewässerung, Tiefcultur und Düngerbereitung das Hauptgewicht. Da er selbst nun der einzige Düngererzeuger ist, so widmet er vor Allem — naturalia non sunt turpia — den Excrementen eine große Sorgfalt und die große Sauberkeit der Abtritte, welche Maron selbst bei der ärmsten Classe fand, hängt damit zusammen. Der Abtritt ist sorgfältig gegen Wind und Wetter, namentlich gegen eindringenden Regen geschützt — (wir Europäer respectiren diesen landwirthschaftlich hochwichtigen Ort noch immer viel zu wenig) —, unter dem Lochbrett steht ein hölzernes oder thönernes Gefäß, unten mit Streu oder Häckſel bestreut, zum leichteren Ausleeren in die größeren Sammeltöpfe (von oft acht bis zwölf Cubikfuß Größe). Diese sind gewöhnlich entweder im Hofe oder, entfernter im Felde bis zum Rande in die Erde eingegraben. In diesen Düngerbehältern erfolgt nun die eigentliche Düngerbereitung in sorgfältigster Weise. Die Excremente werden nämlich ohne allen sonstigen Zusatz mit Wasser verdünnt und so lange umgerührt, bis die ganze Flüssigkeit eine dünne feinzertheilte Masse ist, bei Regen durch ein danebenstehendes schiebbares Dach zugedeckt, sonst aber Wind und Sonne ausgesetzt, wobei das Wasser allmählich verdunstet, die festeren Theile aber in Gährung übergehen und sich zu Boden setzen. Mit jeder Zufüllung frischen Düngers wird nun dieser Proceß wiederholt und so lange fortgefahren, bis der Sammelbehälter voll ist. Nach der letzten vollständigen Durchrührung bleibt derselbe noch zwei bis drei Wochen stehen und wird alsdann verwendet. Frischen Dünger auf die Felder zu thun, würde der Japaner für allen Regeln der Landwirthschaft zuwider ansehen. Er thut das nie. Unbekannt und unbekümmert mit und um die Stickstofftheorie, über deren leidenschaftlichen Streit in Europa zahlreiche Bände geschrieben worden sind, legt er das Hauptgewicht auf die *festen* Bestandtheile des Düngers, giebt das Ammoniak sorglos der Zerlegung durch die Sonne und der Verflüchtigung durch den Wind preis, schützt aber desto mehr die festen Bestandtheile vor Auswaschung und Wegschwemmung. Um nun noch Zuschüsse zu seinem selbsterzeugten Dünger zu erlangen, der doch schließlich nicht genügen würde, den Boden vor allmäliger Erschöpfung zu bewahren, hat er an allen Wegen Töpfe zum Gebrauch für das Publicum eingegraben, und es ist nach Maron das beste Zeugniß für die hohe Würdigung des Düngerwerths Seitens aller Gesellschaftsclassen im japanischen Volke, daß nirgends auch um die elendeste Hütte sich menschliche Excremente auf dem bloßen Boden verschleppt finden, während wir in Europa in dieser Beziehung Unverstand und Unreinlichkeit Hand in Hand gehen sehen.

Die zahlreichen Fische, Krebse und Schnecken, deren Genuß die Religion nicht verbietet, vermehren direct, neben den Abfällen, unstreitig auch die Qualität des Düngers.

Da kein Vieh vorhanden ist, so kommen nun von den Feldfrüchten alle Abgänge, vor Allem quantitativ das Stroh zur Düngerbereitung hinzu. Der japanische Bauer bereitet aus denselben Composte und zwar auf eine im Ganzen sehr einfache Weise.

Sie besteht in einer Concentration der Stoffe. Sämmtliche Wirthschaftsabgänge, die Köpfe von Kraut und Rüben, Schalen der Yams und Bataten, werden mit etwas Erde vermischt angefeuchtet. So fault der Haufen unter Einwirkung der Sonne rasch durch. Hat der Japaner den Dünger eher nöthig, so verbrennt er auch das Stroh und nimmt die Asche als Dünger! Der japanische Landwirth düngt nur mit flüssigem Dünger; er kennt ferner nur Kopfdüngung.

Sobald er den Samen in die Furchen gestreut hat, begießt er denselben aus Eimern mit verdünntem Dünger, nachdem er vorher eine Lage gut vertheilen Compostes auf den

Samen gestreut hatte. Eben weil der Dünger in den obenbeschriebenen großen Behältern der Gährungsproceß durchgemacht hat, schadet er den Saamen nicht nur nicht, sondern unterstützt gleich die erste Wurzelbildung.

Zunächst können wir in Europa von diesen alten Praktikern in Japan, die bei der Stabilität asiatischer Verhältnisse vielleicht seit Jahrtausenden ihr Verfahren als Summe gleichlanger Erfahrung erprobt haben, erlernen:

1) die möglichste Concentration des Düngers;

2) die Kopfdüngung, die freilich an Reihencultur gefesselt ist.

3) die flüssige, feinvertheilte Düngung mit gegohrenem Dünger.

4) den Cardinalsatz: ohne Düngung keine Frucht zu bauen.

Dem Japaner ist es nicht, wie bei uns, um nachhaltige Düngung zu thun, sondern er zielt zunächst nur auf die nächste Erndte. Den Begriff Brache kennt er nicht. Das ganze System bedingt den höchsten Fleiß in der Düngerbereitung und weise Vertheilung, die abermals nur bei der Reihensaat und Kopfdüngung, wie sie hier herrscht, möglich ist. Der Dünger der Städte kommt auf langen Kahnreihen in Eimern bis tief in das Land; kein Kahn, kein Saumklepper, welcher am Morgen Früchte des Bodens oder Seide, Oel und Backwaaren zur Stadt geschafft, der nicht Abends Dünger mit zurücknehme. So gibt also die Stadt dem Acker in einem Kreislauf einen guten Theil zurück, was sie in Früchten von ihm empfangen. Und wie ist dies bei uns? Wir verkaufen unser Korn, Rüben, Kartoffeln, Getreide, Vieh, Butter, Milch, Wolle in die Städte und wie wenig kommt uns zurück, wie verhältnißmäßig gering ist unsere eigene Düngerbereitung und die vom Vieh erhaltene Düngerquantität im Vergleich zu der Größe der concentrirten Bodenkraft, die wir in Vieh und Früchten verkaufen!

Wir verkaufen, wie schon v. Liebig nachgewiesen hat, mit den Früchten auch zugleich einen Theil des **Bodencapitals**, der Japaner beansprucht nur den **Zins**. Nun helfen wir oder suchen dem Boden zu helfen durch künstliche Düngung. Wer aber bürgt uns für die ewige Dauer der Guanovorräthe! Wir heben eine Notiz aus einem erst jüngst erschienenen Consularbericht über Peru heraus, die auf diese Frage ein genügendes Licht wirft.

Die erste Ladung Guano kam im Jahre 1841 in England an, und seitdem hat sich der Begehr darnach reißend schnell vermehrt. Man stellte Berechnungen über die zur Ausfuhr noch benützbare Menge an, und war einmal der Meinung daß die Chinchainseln 250,000,000 Tonnen Guano enthielten, so daß man, bei dem Preis, um den er werde verkauft werden, 3000,000,000 Pfund Sterling daraus zu erlösen hoffte. Bei einer von der peruanischen Regierung im Jahre 1846 vorgenommenen sorgfältigen Vermessung wurde die damals auf den Inseln noch vorhandene Menge Guano auf ungefähr 33,170,795 Tonnen angeschlagen, was, bei einem Gewinn von 4 Pfund per Tonne für die Regierung eine Summe von 132,688,984 Pfund Sterling repräsentirt. Herr Markham glaubt, indessen, daß die vorhandene Gesammtmasse des Guano's auf den drei Chinchainseln, von wo im Jahre 1853 12,376,100 Tonnen ausgeführt worden sind, im Jahre 1861 nur noch etwa 9,538,735 Tonnen betragen haben möge, welche bei dem jetzigen Verbrauchsverhältniß bis 1883 dauern werden. Weitere Vorräthe lassen sich dann nicht mehr erwarten.

Was alsdann mit der europäischen Landwirthschaft werden soll, daran haben sicherlich die Landwirthe selbst am allerwenigsten gedacht.

Derartige Sorge kennt der Japaner so wenig wie den Guano. Er hat keine Treibcultur, keinen Raubbau, keine mannshohen Strohwälder, keine hundertpfündigen Rüben — wohlzumerken mit 99 Pfund Wasser, — aber er hat gleichmäßige, er hat sichere Ernten seit Jahrtausenden, die nicht nur trotz der gebirgigen Beschaffenheit des Landes reich genug sind, die Bewohner zu ernähren, sondern auch noch einen nicht unbedeutenden Export ermöglichen. Und doch hat dieses Japan bei ungefähr gleicher Größe mit England mehr Einwohner als dieses, welches alljährlich für Millionen fremdes Getreide kaufen muß.

Was nun die **Bearbeitung des Bodens** anlangt, so ist in Japan das System der **Tiefcultur** in einer Weise durchgeführt, wie wohl nirgends sonst wo, allerdings unterstützt von dem großen Reichthum und der Lockerheit des Bodens, sodann durch das Verfahren, die Früchte in Reihen zu bauen. Letzteres ist bei den Japanern gradezu Wirth-

schaftssystem geworden und er hat sich dadurch von der Fruchtfolge und Zwangsjacke der Schlagwirthschaft vollständig emancipirt; er ist in Wahrheit Herr seines Feldes geworden. Er wendet seinen Acker in für uns, die wir dies ohne viel Düngervorrath gar nicht wagen würden, erstaunlicher Weise um, wie etwa der Schneider einen gebrauchten Rock.

Ist jetzt — etwa Mitte October — Buchweizen auf einem Stück, in Reihen von 24 bis 26 Zoll Entfernung, nachdem vorher schon Wasserrüben geerntet sind, so bearbeitet der Japaner nun den Zwischenraum so tief wie möglich, einen Theil der Erde an den Buchweizen heranziehend. Er säet nun die graue Wintererbse oder Raps in die Furche, düngt sie flach und bedeckt sie mit Erde. Es folgt allmählich die Erndte des Buchweizens, auf denselben sofort die Umgrabung und Düngung und in wenig Tagen sind an seiner Stelle wieder Weizen oder Winterrüben gesäet, es sei denn, daß der Dünger fehlt. So folgt sich Frucht auf Frucht und ihre Wahl entscheidet nicht die Vorfrucht, sondern das Bedürfniß der Wirthschaft. Fehlt der Dünger, so bleibt die Furche brach liegen. Dünger und Erndte, also Einnahme und Ausgabe des Bodens steht in einem richtigen Verhältniß, in stetiger Balance.

Um zu diesen einfachen Vernunft- und Erfahrungssätze wird die hochgelehrte europäische Landwirthschaft wieder zurück müssen, wenn sie nicht allmählich das Grab selbst graben will, in welches spätere Geschlechter wegen erschöpfter Fluren unter großen socialen Kämpfen rasch hinabsteigen sollen.

Fast Alles, was wir an der Landwirthschaft Japan's sehen, fordert zu ernstem Nachdenken und Prüfen auf. Sicher liegt in ihrem System eine Summe goldeswerther Erfahrungen von Jahrtausenden, aus der wir Vieles, Vieles für uns schöpfen können zu eifriger Nachahmung!

Istrien.

Eine in Deutschland am wenigsten bekannte Provinz Oesterreichs ist die istrische Halbinsel; denn wenn auch deren Küsten und namentlich die Westküste, seit einiger Zeit regelmäßig von Dampfschiffen befahren werden, so berühren diese doch immer nur die hauptsächlichsten Küstenorte, wie Capodistria, Pola und einige andere kleinere, in's Innere der Halbinsel selbst verirrt sich aber höchst selten der Fuß eines Reisenden. Und doch ist es wohl der Mühe werth, dieses Land näher kennen zu lernen, es dem Publicum bekannter zu machen, und namentlich die Aufmerksamkeit einer das Wohl der ganzen Monarchie berathenden Versammlung darauf hinzulenken, damit durch dieselbe dieser bis jetzt so weit hinter ihren Schwestern zurückgebliebenen Provinz eine hilfreiche Hand gereicht werde, an der sie sich aus ihrem gegenwärtigen traurigen Zustande emporrichten kann, um nach und nach wieder ihren alten Wohlstand zu erreichen.

Die Ureinwohner Istriens, ob pelasgischer oder celtischer Abstammung, ist nicht genau zu bestimmen, wurden im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt von den Thraciern verdrängt, welche wiederum, als verwegene Seeräuber den Römern immer lästiger werdend, nach mehrfachen Kämpfen von letzteren 178 vor Christi Geburt besiegt wurden; das Land wurde römische Provinz, colonisirt und hob sich unter römischer Herrschaft immer mehr und mehr, bis es in den Zeiten Trajan's seinen Höhepunkt erreichte. Von dem damaligen Wohlstande zeugen noch die Trümmer großartiger Bauten zu Triest, Pola, Parenzo rc. Cassiodorus entwirft in seinen verschiedenen Briefen ein reizendes Bild von der Fruchtbarkeit Istriens, von dem Reichthum an Olivenbäumen, von den rebenbekränzten Geländen, nennt es die Speisekammer des königlichen Palastes zu Ravenna, nennt es einen reizenden und üppigen Wohnsitz! — Doch dieses schöne Bild wurde bald durch die Verwüstungen der Longobarden und Slawen verwischt. Istrien ging im Laufe der Zeiten in den Besitz der Gothen, der byzantinischen Kaiser, der Longobarden und endlich unter Karl dem Großen in den der deutschen Kaiser über.

Im zehnten Jahrhundert ward Istrien ein besonderes Markgrafenthum und die Markgrafenwürde ging durch Erbfolge auch an deutsche Familien, wie die Sponheim, Eppenstein und Andech, über. Gleichzeitig wußten auch die Bischöfe ihre Macht nach und nach zu vergrößern und sich durch kaiserliche Schenkungen in den Besitz der schon

unter Kaiser Constantin den Municipien weggenommenen Gebiete zu setzen, bis schließlich der Patriarch Wolcher von Aquileja vom Kaiser Otto dem Großen (1230) das Markgrafenthum Istrien zu Lehn erhielt. Bei diesen fortwährenden Regierungswechseln hatte sich das Feudalsystem immer mehr und mehr eingebürgert und waren die noch von den Römern herstammenden freiern Institutionen nach und nach verschwunden. Bischöfe und Dynasten kämpften um einzelne Besitzungen, zerstörten und verwüsteten, ohne wieder aufzubauen, und sogen das Land immer mehr aus. Zwar versuchte die Stadt Capodistria, die von der Macht der Bischöfe und Dynasten frei geblieben war, in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts sich an die Spitze der Provinz zu stellen, doch schlug das Unternehmen fehl und die Folge davon war, daß sich nach und nach die meisten Küstenstädte, zuerst Parenzo (1267), Capodistria (1278), Pola (1331) der Republik Venedig ergaben. Weiterm Vordringen der Venetianer in's Innere des Landes widersetzten sich die Grafen von Istrien kräftig; Triest befreite sich von der Herrschaft der Bischöfe und unterwarf sich 1382 dem Herzoge von Oesterreich, der in Folge eines Familienvertrages 1374 Graf von Istrien geworden. Somit kam bis auf die neuere Zeit Istrien in den Besitz von zwei Potentaten; die Küste besaßen die Venetianer, das Innere die Herzöge von Oesterreich. Die Eifersucht Venedigs, welche die verschiedenen Gemeinden streng isolirt hielt, ließ ein Emporblühen der Küstenstädte nicht zu, dazu kamen fortwährende Reibungen mit den Bischöfen, Einfälle der Genuesen und endlich wiederholte Verheerungen durch die Pest, so daß schließlich selbst die sonst blühendsten und volkreichsten Städte, wie Parenzo und Pola, als unbedeutende Flecken auf die Neuzeit übergingen.

Nach dem Sturze Napoleon's kam Istrien, wieder vereinigt, unter österreichische Herrschaft und suchte seitdem die Regierung durch den Bau neuer und guter Straßen, durch regelmäßige Post- und Dampfschifffahrtsverbindungen, durch Durchführung der Grundentlastung, Aufhebung der Zollschranken, Verbesserungen in der Gerichtsbarkeit und Verwaltung, den Bedürfnissen dieser Provinz möglichst Rechnung zu tragen. Auch wurde in neuester Zeit Istrien die Autonomie ein Landtag gewährt, mit dem Rechte, zwei Deputirte für den Reichstag zu wählen. Pola ist wieder ein ansehnlicher Kriegshafen geworden und fängt an, Dank den gemeinnützlichen Unternehmungen, Anlagen und Verschönerungen des österreichischen Marineministeriums, wieder eine freundliche Stadt zu werden; kurz Istrien scheint wieder einer Zukunft entgegenzugehen, wie sie ihm nur die Verbindung mit einer großen Weltmacht, die ihre Herrschaft über das Adriatische Meer behaupten muß, sichern kann.

Die einer Traube oder einem Dreieck ähnlich gebildete Halbinsel Istrien grenzt mit ihrer Basis nordwestlich an das Stadtgebiet Triest, nördlich an Krain und theilt mit ihrer Spitze das Adriatische Meer in zwei Theile, den Golf von Triest und den Golf von Fiume oder Quarnero. Die Westküste, dreiundsechzig Meilen lang, den ersteren begrenzend, ist die bevorzugtere, hat eine sanftere Abdachung, niedrigere Ufer mit schönen bequemen Buchten und Häfen, eingeschlossen von sanft aufsteigenden Hügeln und Anhöhen, die meist mit Reben und immer grünen Olivenhainen bedeckt sind, zwischen denen Villen und einzelne Häuser malerisch zerstreut liegen. Eine Menge kleiner Städte und freundlicher Dörfer, von denen mehrere die höchsten Anhöhen krönen, machen diese Küste zu einem herrlichen Panorama, und da sie meist frei von Klippen und kleinen Inseln, auch der äußerste Rand des Ufers sich nicht ganz verflacht, sondern ziemlich hoch bleibt, so gewähren fast alle Flußmündungen und Häfen bequeme und hinreichend tiefe Einfahrten für die Schiffe. Dagegen ist die Ostküste, vierzig Meilen lang, vom Quarnero bespült, steil und schroff, schnell aufsteigend zu den höchsten Gipfeln des Hauptgebirgszuges, einer Verzweigung der Julischen Alpen, und fast meist mit Buschwerk bedeckt. Die Ufer, reich an Klippen, kleinen Inseln nnd Untiefen, erschweren dem Schiffer das Einlaufen in die an und für sich schmalen uud engen Häfen und Buchten; auch ist diese Küste weit mehr den schädlichen Wirkungen der beiden herrschenden Hauptwinde, des Nord-Ost (die Bora) und des Süd-Ost (Scirocco), ausgesetzt, als die Westküste. Daher ist es wohl erklärlich, daß an der Westküste sich schon von den Römern gegründete Städte, wie Capodistria, Pirano, Umago, Cittanova, Parenzo, Rovigno, Fasana und Pola finden, so wie auch zerstreut die Denkmäler römischer

Macht und Cultur, venetianischer Herrschaft und Kunst: Tempel, Amphitheater, Kirchen, Paläste, Castelle. Die Ostküste kann keine dergleichen Städte aufweisen, denn Albona, Fianora sind von der Küste entfernt und auch die im Innern liegenden, wie Pinguente, Montana, Dignano und Pisino (Mitterburg), die Kreishauptstadt, können sich mit jenen nicht messen.

Längs der ganzen Basis und dem größten Theil der östlichen Küste zieht sich ein von wenigen schmalen Einsattlungen unterbrochener Gebirgszug hin, die letzte Stufe der Julischen Alpen, dessen Gipfel sich 1016 bis 4410 Wiener Fuß über den Meeresspiegel erheben und dessen Hauptknotenpunkte der Scio bei Siane und der Monte Maggiore sind. Der die Basis der Halbinsel bildende Gebirgszug wird das Venagebirge, der längs der Ostküste hinlaufende, das Caldenagebirge genannt. Was die Bodenbeschaffenheit Istriens betrifft, so ist der Kalkboden der überwiegende. Ein istrischer Schriftsteller theilt in Bezug der Vegetation Istrien in drei Zonen oder Regionen, indem er paralell mit der Kette des Venagebirges sich zwei Linien gezogen denkt. Die erste oder Ocherregion liegt zwischen den Gipfeln und untersten Abhängen der Vena und erhebt sich 1500 bis 3900 Fuß über dem Meere, dacht sich von Osten gegen Nord-Westen ab und ist rauh und unfruchtbar. Die mittlere Region, unterhalb der Vena zwischen dem Monte Maggiore und dem Golf von Triest, bildet ein weniger hohes, in regelmäßige Bergketten und Thäler, welche quer auf die Vena fallen, getheiltes Terrain. Die untere oder Seeregion, zwischen Salvone, Albona und Pola begriffen, bildet ein immer niedereres, verworrenes Gebiet, welches vom Mittelpunkte der Halbinsel sanft gegen das Meer hin abdacht. Die Ocherregion umfaßt circa 176, die mittlere 336, die Seeregion 486 italienische Quadratmeilen. In der ersten und dritten herrscht entschieden der Kalkstein, in der zweiten der Sandstein vor. Das Ochergebiet ist wüstes, nacktes, steiniges, unwirthbares Haideland und umfaßt den Karstboden von Duino, Triest, St. Pietro und Raspo. Zur Seeregion gehören die fruchtbaren Landschaften von Umago, Parenzo, Rovigno, Pola und bieten einen mannigfaltigen, freundlichen, gefälligen Anblick. Die mittlere Region bildet das Mittelglied zwischen beiden Extremen, nähert sich aber mehr der See- als Ocherregion. Durch die Verschiedenheit des Bodens ist auch die Verschiedenheit der mittlern Temperatur bedingt und variirt diese in den nicht zu erhöhten Theilen zwischen + 18 und — 4° R., in den höchsten Regionen bis zu — 8° herabgehend und an der Küste selten bis über + 25 und 28° R. steigend. Die beiden schon oben erwähnten Winde, die Bora und der Scirocco, bringen im Frühjahr und Herbst aber oft einen ganz plötzlichen Temperaturwechsel hervor und steigt und fällt der Thermometer oft von einer Stunde zur andern um 4, 6 auch 8° R. Diese große Veränderlichkeit der Temperatur übt auf das Leben der Menschen, Thiere und Pflanzen natürlich einen großen, oft sehr nachtheiligen Einfluß aus, doch ist das Klima im Winter, wenn auch streng und kalt, gesund, im Sommer, wegen großen Mangels an Regen, sehr trocken, doch im Allgemeinen gemäßigt. Die Fauna ist eine überaus zahlreiche und in der Seeregion sogar sehr üppige. Einen traurigen Contrast bildet natürlich der gebirgige Theil Oberistriens, der nur hin und wieder mit Weiden und dem welken Laub verkrüppelter Eichen bedeckt ist, in den sogenannten Karststrecken aber ganz nackt und rauh ist. Nach Procentsätzen sind die Culturverhältnisse Istriens ungefähr folgende: 48 % Wiesen und Weiden, 25 % Wald, 24 % bebautes und 3 % gänzlich unfruchtbares Land; immerhin kein allzu schlechtes Verhältniß, was sich gewiß noch weit besser gestalten würde, wenn die Bewohner sich mehr des Ackerbaues und namentlich der Viehzucht befleißigen wollten; aber es herrscht in diesen beiden Beziehungen eine große Indolenz und Unwissenheit unter ihnen; hierauf bessernd einzuwirken, ist namentlich Pflicht der Regierung. In einem traurigen Zustande befinden sich auch die Waldungen, mit Ausnahme der ärarischen, und geschieht zu deren Verbesserung gradezu gar nichts, obschon eine weitere Ausdehnung und größere Cultur derselben von wesentlichem Nutzen für die Wasserverhältnisse des Landes sein würde. Analog dem Ackerbau und der Viehzucht ist auch die Industrie, sie befindet sich auf einer eben so niederen Stufe und liegt der Grund hauptsächlich in dem Mangel an Wasser, dem Mangel an Capital, geringer Productivität des Bodens und in dem Mangel an Arbeitskräften. Hauptsächlich beschränkt

sich die industrielle Erzeugung auf Verarbeitung von Naturproducten, namentlich auf Gewinnung von Seesalz in den Bezirken von Capodistria und Pirano; Verfertigung von Holzwaaren zum Schiffbau zc. in den Bezirken Volasco, Pola und Pinguente; Seidenbauzucht in Pisino und Capodistria. Am meisten bietet den Uferbewohnern der Fischfang Erwerb und verwerthen sie den Ertrag desselben theils frisch, theils gesalzen. — Da die Küstenbewohner meist muthige und geschickte Seeleute, so könnte die Schifffahrt ein wichtiger Erwerbszweig für dieselben sein, aber auch hier stoßen wir auf Mangel an Capital, ernstlichem Wollen und Mangel an den nöthigen Kenntnissen. Eine Ausnahme bildet die Insel Lussin, die allein eine größere Anzahl Hochseeschiffe besitzt, als ganz Dalmatien. Schiffsbauwerfte gibt es zwar fast in allen Küstenstädten, doch sind sie alle unbedeutend, mit Ausnahme der der Bucht von Muggia, wo sich die größten industriellen und maritimen Etablissements der Monarchie befinden: die Dampfmaschinenfabrik einer Triester Gesellschaft, das herrliche Loydarsenal, das Etablissement des Herrn Tonello mit einer Maschinenfabrik und großen Schiffswerften, und der Pola's, welches seit ungefähr fünfzehn Jahren zum Hauptkriegshafen der kaiserlichen Marine umgeschaffen wird.

Für die Landcommunication hat zwar die österreichische Regierung durch Anlegung von Poststraßen und durch einen regelmäßigen Postverkehr schon viel gethan, doch fehlen namentlich gute Communicationswege zwischen den kleineren Ortschaften und ist dieser Mangel oft Schuld an der Armuth und Noth mancher Gemeinden. Der Hauptstraßenknoten ist die Hauptstadt Pisino (Mitterburg), von wo aus Poststraßen nach Triest, Fiume, Pola, Capodistria, Rovigno, Parenzo zc. führen. Eben so bestehen auch einige Telegraphenlinien. Die Hauptverbindung der Küstenstädte mit Triest und anderen Ländern unterhalten die Dampfschiffe des österreichischen Loyd, doch befahren diese nur die Küsten des Adriatischen Meeres, nicht die des Quarnero, dessen Fahrwasser zu gefährlich ist. — Die Flüsse, wie der Quieto, St. Barbara, Ansa, Risano, Dragogna, sind nur an ihren Mündungen schiffbar, sonst meist sehr wasserarm, ja einzelne verschwinden sogar stundenweit ganz unter der Erdoberfläche. Landseen existiren dem Festlande nur einer, der Cepichsee, ungefähr eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit, auf den Quarnerischen Inseln dagegen mehrere, von denen der bedeutendste der See Krana auf der Insel Cherso, gegen zehn italienische Meilen lang.

Der größte Theil der Bevölkerung sind Slawen, fast mehr als zwei Drittel, doch gehören sie nicht einer und derselben Familie an und sprechen auch verschiedene Dialekte; sie verbreiten sich über die ganze Halbinsel. In den Küstenstädten überwiegt das italienische Element, sowohl in Sprache wie in Sitte, überhaupt scheint sich die italienische Sprache immer mehr und mehr über die ganze Halbinsel verbreiten zu wollen. Zwischen Pinguente und Triest, an den Abhängen der Vena und auf dem Karst, lebt ein von den benachbarten Völkerschaften ganz verschiedenes Bergvolk, die Tschitschen, welche von den alten Scythen abstammen sollen. Sie sind von großem Schlage und kräftigem Körperbaue, stehen aber auf dem untersten Grade der Cultur. Sie sind meist Kohlenbrenner, fertigen Faßdauben, hüten ihre wenigen Schafe und bebauen ein ärmliches Stückchen Feld. Die Weiber werden fast nur wie Lastthiere betrachtet.

Eine romanische Colonie von circa 5000 Seelen, die sich untereinander noch der lateinischen Sprache bedienen, hat ihren Wohnsitz am Fuße des Monte Maggiore und an den Ufern des Cepichsees. — Sich in Tracht und Sprache von den Slawen wie von den Küstenbewohnern italienischer Mundart wesentlich unterscheidend, lebt in dem Bezirke Dignano ein kleiner Volksstamm, der ohne Zweifel süditalienischen Ursprunges sein muß und wahrscheinlich von den Römern bei der Besitznahme Pola's hierher verlegt wurde. Er spricht einen ganz eigenthümlichen italienischen Dialekt und zeichnet sich von der andern italienischen Bevölkerung durch seinen kräftigen Körperbau aus. — In demselben Bezirke, im Dorfe Peroi befindet sich eine kleine Gemeinde, die griechischen Ursprunges ist und im Jahre 1658, nach der großen Pest, vom Dogen Giovanni Pesano von Cattaro dahin versetzt wurde. Trotz vielen Verfolgungen ist sie der griechischen Kirche und ihren alten Sitten treu geblieben. — Im Allgemeinen ist die Nahrung des Istrianers eine sehr frugale und selten kommt Rindfleisch auf seinen Tisch, meist besteht sie aus Polenta, Maisbrot, Gemüse, Milch und

Käse. Das Hauptgetränk ist Wein, womit auch das schlechte Wasser vermischt wird.

Zwischen den Slawen und dem italienischen Theil der Bevölkerung herrscht natürlich auch in Betreff der Sitten und Gebräuche ein großer Unterschied, während sich dieser ganz nach dem Vorbilde Venedigs richtet, sind erstere den allgemeinen Gebräuchen ihres Stammes treu geblieben, wenn auch in den einzelnen Seitenzweigen einige Verschiedenheit herrscht. Namentlich sind die Hochzeiten und Begräbnisse noch charakteristische Feste, wobei hauptsächlich tagelange Gelage stattfinden. Kirchenfeste werden stets auch mit großem Gepränge gefeiert und ist der Slawe namentlich bei Innehaltung der Fasttage sehr streng.

Die Kleidung der Slawen, meist aus selbstgefertigten Wollstoffen bestehend, variirt nach Schnitt und Ausschmückung im Verhältniß der verschiedenen Dialekte, eben so die Kopfbedeckungen und der Schnitt der Haare. Die Städter folgen der Tyrannei der Mode.

Die öffentliche Verwaltung Istriens ist der der übrigen österreichischen Provinzen gleich. Die k. k. Statthalterei zu Triest führt die höchste politische Landesverwaltung und die Administration. Istrien zählt bei einem Flächenraume von 85,4 Quadratmeilen, 234,872 Einwohner mit 139 Orts- und 353 Steuergemeinden, 21 Städte, 6 Marktflecken und 492 Dörfer mit 44,229 Häusern. Eingetheilt wird es mit seinen Inseln in folgende 16 Bezirke: Capodistria, Pirano, Castelnuovo, Buje, Montana, Pinguente, Volasco, Parenzo, Mitterburg, Albona, Rovigno, Dignano, Pola, Cherso, Veglia und Lussin. — Gleich den andern österreichischen Ländertheilen hat auch Istrien seinen Provinziallandtag, bestehend aus dreißig Mitgliedern und zwar aus den drei Bischöfen von Triest, Parenzo und Veglia, fünf gewählten Großgrundbesitzern, zehn Abgeordneten der Städte und Handelskammern und zwölf der übrigen Gemeinden. Das Mandat ist ein sechsjähriges. Die Wahl zum Landtage ist theils eine directe, theils eine indirecte. Die fünf Abgeordneten des großen Grundbesitzes und die zehn der Städte und Handelskammern werden direct, die der Landgemeinden indirect, d. h. durch Wahlmänner gewählt. Der Census richtet sich nach verschiedenen gesetzlichen Bestimmungen. Der gesammte Landtag wählt zwei Abgeordnete zum Reichsrathe.

Gehen wir auf die kurze Beschreibung einiger der hauptsächlichsten Städte und ihrer Bezirke über. Bezirk Parenzo (3,7 Quadratmeilen mit 8000 Einwohnern), an das Adriatische Meer grenzend, bildet ein Hochplateau, das sich nach dem Meere hin abdacht, von kleinen Thälern durchschnitten; der kalkige, wasserarme Boden ist nur an den Abhängen nach dem Meere zu der Cultur günstig. Die Industrie ist im ganzen Bezirke gleich Null. Die Hauptstadt gleichen Namens, am Meere gelegen, ist der Sitz eines Bischofs und des Provinziallandtages. Sonst wecken nur die Denkmäler alter Größe und Baukunst Interesse. Obenan steht der Dom, dessen Erbauung nach neueren Forschungen bis auf Theoderich den Großen, 524 n. Chr., zurückgeführt wird, und scheint diese Annahme die ganze Form des Baptisteriums mit seinem achteckigen Taufbecken, der Bischofsstuhl mit dem Symbol des Delphin, die Aspis mit den Domherrnstühlen und ihrem römischen Ziegeldache, die Spuren des älteren Mosaikfußbodens und die achtzehn Säulen mit ihren Capitälen zu bestätigen. Die alten Theile des Doms sind noch ziemlich gut erhalten und einer Restauration fähig. Außerdem besitzt Parenzo nach Denkmäler römischen Ursprunges, wie Reste des Comitiums, des Forums und zweier Tempel. — Der Hafen, gut und sicher, kann nur Schiffe von fünfzehn Fuß Tiefgang aufnehmen.

Bezirk Capodistria (5,6 Quadratmeilen mit 28,160 Einwohnern), einer der begünstigsten Bezirke des Landes, vom Meere gegen die letzten Abhänge der Vena aufsteigend, hat den Vorzug, daß mehrere kleine Gewässer seine Thäler durchfließen und somit die Cultur des Bodens sehr begünstigt wird. Der Landmann ist auch hier zu größerer Thätigkeit angeregt und baut viel Wein, Oel, Obst, Getreide, Mais und Gemüse, welche Producte er namentlich nach Triest ausführt. Auch befleißigt er sich der Viehzucht. Die Industrie beschäftigt sich namentlich mit Seidenbauzucht und Gewinnung von Seesalz. Die Salzgärten bei Capodistria nehmen einen Flächenraum von 709,134 Quadratklafter ein.

Die Stadt Capodistria mit 8000 Einwohnern ist vielleicht eine der ältesten der ganzen Halbinsel, denn hier soll der Sage nach die Schaar Kolcher, welche Medea und Jason verfolgte, gelandet sein und eine Stadt Namens Palladia erbaut haben. Plinius nennt

sie Aegida, auch führte sie die Namen Capnis oder Capneria. Der Name Capodistria (Caput-Istria) rührt aus den Zeiten der Patriarchen her, in welcher Periode es einen hohen Rang unter den Städten Istriens einnahm, ja sich sogar, wie schon erwähnt, an die Spitze der ganzen Halbinsel stellen wollte, was aber fehl und zu seinem Verderben ausschlug.

Die Stadt liegt auf einem Inselfelsen in einer tiefen Bucht und ist mit dem Festlande durch einen breiten Steindamm verbunden. Das Trinkwasser bringt eine unter den Lagunen hingeführte Röhrenleitung. Bemerkenswerth sind einige alterthümliche Gebäude wie die Kathedrale, das Rathhaus mit dem Marcuslöwen, das Zeughaus, das Aerar, das Pfandhaus.

Bezirk Pisino (9,4 Quadratmeilen mit 23,442 Einwohnern) mit seiner Hauptstadt Mitterburg, liegt ziemlich in der Mitte der ganzen Halbinsel an der nordwestlichen Abdachung des Monte-Maggiore. Die gebirgige Beschaffenheit des Bodens und der fast gänzliche Mangel an Wasser setzen der Cultur große Schwierigkeiten entgegen und drücken den Stand der Viehzucht sehr herab. Seidenzucht ist der hauptsächlichste Industriezweig.

Mitterburg, von den Italienern Pisino genannt, ist die alte Residenz der Markgrafen, gegenwärtig der Sitz verschiedener Regierungsbehörden, hat ein deutsches Untergymnasium und eine deutsche Normal-Hauptschule, welche unter der Leitung der Franciscanermönche stehen, die hier ein Kloster besitzen. Es befindet sich auch hier eine Haupttelegraphenstation und gehen von hier aus nach allen Hauptorten der Halbinsel gute Poststraßen mit regelmäßiger Postverbindung.

Von einer weiteren detaillirten Beschreibung der übrigen Bezirke absehend, da sie uns zu weit führen und sich ziemlich gleich bleibend werden würde, verweisen wir auf das allgemein Gesagte und schließen unseren Bericht mit einer möglichst speciellen Beschreibung der Stadt Pola, als des in der Vergangenheit und vielleicht auch in der Zukunft wichtigsten Ortes der ganzen Provinz. Dabei halten wir es nicht für überflüssig, einen Abriß der Geschichte und eine Beschreibung des alten Pola vorauszuschicken, uns dabei auf die Schilderungen des Dr. Kandler und Kohl stützend.

Die Römer, die Wichtigkeit Pola's, einer schon in uralten Zeiten bedeutenden Stadt, erkennend, nahmen es gegen das Jahr 171 v. Chr. in Besitz, machten es zu einer Grenzfeste gegen die Liburnier und Dalmaten und gaben ihm die Einrichtungen der römischen Colonien. Bei weiterer Ausdehnung des römischen Reiches bis an die Donau und dem immer Weitergreifen seines Handels, stieg auch der Wohlstand Pola's, namentlich deshalb, weil es am Kreuzungspunkte zweier Hauptverkehrslinien lag, nämlich der von Rom über Ancona und das Meer bis an die Donau, und der von Britannien über Aquileja nach Byzanz. Mit dem Bestand des römischen Reiches war auch der Wohlstand und die Blüthe Pola's gesichert und dehnte sich diese glückliche Zeit auch noch bis unter den Gothenkönig Theoderich (524 n. Chr.), der ihm auch seinen ersten Bischof gegeben haben soll, und bis unter die byzantinische Herrschaft aus. Wie schon erwähnt eroberte 789 Karl der Große Istrien, und die Zeit von da bis zur Zeit der venetianischen Herrschaft 1331 theilt man am besten in drei Perioden ein. Die erste: die der gewählten Markgrafen bis 1177; die zweite: die der erblichen Markgrafen bis 1230; die dritte: die der Patriarchen von Aquileja. Schon in der ersten dieser Perioden fing der Wohlstand Pola's an zurückzugehen, da die Venetianer, sich die Kämpfe der Dynasten und Gemeinden zu Nutzen machend, den Handel und die Schiffahrt auf dem Adriatischen Meere nach und nach an sich rissen. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts gerieth Pola deshalb mit Venedig in Streit und wurde unter dem Dogen Dominik Morosini erobert und verheert und somit der erste Schritt zum späteren Verfall gethan, denn wiederholte Streitigkeiten mit Venedig, in Verbindung mit Genua und Pisa führten zu erneuten Eroberungen und Zerstörungen. Von den Markgrafen erhielt Pola bei diesen Kämpfen gar keine Unterstützung, verlangte sie wohl auch nicht, da deren Macht nur sehr gering war. Auch die Patriarchen hatten, wie auch über die anderen Städte, keine große Macht über Pola und befreite es sich zuletzt von denselben gänzlich durch Entrichtung eines Tributes von 2000 Lire jährlich, der, weil höchst selten bezahlt, mehrmals die Reichsacht herbeiführte. In dieser Zeit bildeten sich zwei Parteien, die um die Herrschaft rangen, eine demokratische unter der Familie

Jonatasi und eine autokratische unter der Familie der Sergier. Die Sergier gewannen die Oberhand, bemächtigten sich des Schlosses, des ehemaligen Capitols, von welchem sie den Namen Castropola annahmen, und gaben sich den Anschein, im Namen der Patriarchen zu herrschen. Die Polensen, diese Herrschaft mit Widerwillen ertragend, nahmen, da sie sich zur offenen Gegenwehr nicht stark genug fühlten, zum Verrath ihre Zuflucht und ermordeten am Charfreitage 1271 die Glieder der Familie bis auf einen Knaben, der durch einen treuen Diener gerettet wurde. Durch diesen Knaben wurde die Familie zwar fortgepflanzt, ihre Glieder aber später auf Verlangen der Polensen von den Venetianern gänzlich aus Istrien, Friaul und Slawonien verbannt.

Obgleich 1328 sich von Neuem mit Genua gegen Venedig verbindend, sah Pola doch bald ein, daß ihm hierdurch nicht gehörig Schutz gewährt werde, und folgte daher dem Beispiele der sieben anderen Küstenstädte und unterwarf sich 1331 der Herrschaft Venedigs. Doch diese Unterwerfung büßte Pola schwer, denn nun wurde es der Zankapfel zwischen den Genuesern und Venetianern, wurde 1354 von Ersteren erobert, von Letzteren wieder genommen und gerieth 1379, nach Besiegung der venetianischen Flotte, wieder in den Besitz der Genueser, die nun ihre ganze Wuth gegen die unglückliche Stadt ausließen und sie fast ganz zerstörten. Obgleich in den späteren Zeiten verschiedentlich neue Ansiedlungen von den Venetianern versucht wurden, so blieb doch Alles vergebens, namentlich da zu wiederholten Malen die Pest den unglücklichen Ort heimsuchte, zuletzt 1631. Von einer ursprünglichen Bevölkerung von circa 35,000 Menschen zählte Pola beim Aufhören der Republik Venedig 1797 noch ungefähr 600.

Unter der Herrschaft der Römer muß Pola einen großartigen Eindruck gemacht haben. Um einen Hügel, dessen Gipfel das Capitol krönte, dessen ovale Form mit Mauern und Thürmen umgeben war und das die Tempel der capitolinischen Gottheiten, die öffentlichen Gebäude und Wohnungen für die Besatzung enthielt, dehnte sich die übrige Stadt aus, durchschnitten von den vom Capitol strahlenförmig ausgehenden Straßen, von denen die vier hauptsächlichsten nach den Thoren von Gemina, Arena, der Porta Aurata und dem Hafenthore führten. Die Stadt, von einer kreisförmigen Mauer umgeben, barg, nach dem Meere zu gelegen, das Forum, an dessen Hintergrund sich zwei Tempel lehnten, der eine zu Ehren Roms, der andere zu Ehren des Augustus erbaut. Außerhalb der Mauern dehnten sich die weiten Vorstädte aus, in denen an der Straße von Parenzo das Amphitheater, in der Nähe des Hafens das Theater und an der Straße nach Modolino das Campus Martii lagen. Eine große Wasserleitung versorgte von weiter Ferne her den oberen wie den unteren Stadttheil mit dem nöthigen Wasser, auch zeigte eine Art Leuchtthurm von Ferne den Schiffern den Hafen von Pola. Da Pola ein Lieblingsaufenthalt der Römer war, namentlich solcher, die sich aus irgend einem Grunde aus Rom zurückzogen, so war natürlich die Zahl prächtiger Privatgebäude keine geringe.

Von der ersten christlichen Kirche, der des St. Thomas, welche wahrscheinlich im Capitol stand, ist keine Spur mehr vorhanden. Unter der byzantinischen Regierung waren im Bereiche der Stadt sowohl, wie der Vorstädte mehrere Kirchen, Abteien und Klöster mit reichen architektonischen Arbeiten entstanden, so der Dom auf dem Platze des jetzigen, die Kirche St. Michael neben dem Theater, die Abtei St. Andrea auf der Insel Serra im Hafen, von denen allen aber gegenwärtig sich nur noch sehr wenige Spuren vorfinden.

Trotz der wiederholten Belagerungen, Zerstörungen, Wegschleppungen und anderweitigen Verwendungen werthvoller Baustücke, hat sich Pola noch einen reichen Schatz der schönsten alten Baumonumente bewahrt, um deren Erhaltung und Auffindung sich in neuester Zeit namentlich Dr. Kandler sehr verdient gemacht hat. — Unter den alten römischen Tempeln zeichnet sich namentlich der des Augustus, um das Jahr 135 erbaut, durch seinen leichten, gefälligen Baustil aus; er steht auf dem Hauptplatze der Stadt und an ihn lehnt sich ein Tempel der Diana, von dem aber nur noch der hintere Theil vorhanden. Von dem Tempel des Augustus sind die Façade und die vier korinthischen Säulen seiner Vorhalle noch fast ganz erhalten, auch ist die Inschrift: „Romae et Augusto Caesari Divi filio Patri Patriae“ (Der Roma und dem Augustus Cäsar, dem Sohne des Göttlichen, dem Vater des Vaterlandes) noch deutlich zu lesen. Der erwähnte Theil des Dianentempels ist mit in

den Stadtpalast eingebaut worden und bildet dessen Rückseite.

Der Dom, aus dem vierzehnten Jahrhundert stammend, ist meist aus den Trümmern römischer Bauten errichtet, die dem damaligen byzantinischen Baustil angepaßt wurden. So namentlich der Thurm, zu dem alle mit Inschriften versehenen Steine verwendet wurden. Die bronzenen Thore, welche 1379 die Genueser von Pola fortschleppten, scheinen diesem Dome angehört zu haben.

Das Hauptthor der alten Stadt, die Porta Gemina, führte vom Capitol zum Amphitheater und zur Militärstraße nach Arsa und Albona und besteht aus zwei Abtheilungen, hat schöne Verzierungen, von denen die bronzenen aber leider geraubt wurden; durch dasselbe führte auch eine Wasserleitung in die Stadt. Am Herkulesthor, einem der ältesten, findet man noch den kolossalen Kopf und die Keule des Herkules, so wie die Namen der Decemviren, unter denen es erbaut worden. Zum Marsfelde führte eine dreifache Pforte, deren mittelste Wölbung zur Durchfahrt für Wagen, die beiden Seitenpforten für die Fußgänger dienten. Dieses Thor, weil es vergoldete Gitter gehabt haben soll, wird Porta aurea oder aurata genannt. Es war der Minerva gewidmet, deren Bildniß am Schlußstein des Mittelbogens eingemeißelt ist. Die innere Façade des Thores ließ unter Trajan, etwa 100 Jahre n. Chr., zur Erinnerung an ihren Gatten und zweier anderer berühmten Männer ihrer Familie, die Wittwe eines gewissen Lucius Sergius Lepidus aus eigenen Mitteln (sua pecunia, wie die Inschrift sagt) mit einem herrlichen Bogen schmücken, der bis heute noch wohl erhalten und den Namen Arco dei Sergi führt. Von diesen Sergiern, die eine reiche, angesehene römische Familie waren, sollen die Grafen Pola von Treviso abstammen. In der Nähe dieses Thores zeigt uns der halbkreisförmige Ausschnitt eines Berges die Stelle, wo das Theater gestanden, dessen hinterer Theil sich an diesen lehnte; außerdem sind von diesem Gebäude nur noch einige Bogen vorhanden, die auf einen schönen Bau schließen lassen und dessen halbkreisförmige Stufen wohl gegen 10,000 Menschen fassen mochten. Die Salute-Kirche zu Venedig hat ihren Hochaltar mit vier kostbaren Marmorsäulen geschmückt, welche diesem Theater entnommen sind.

Dem Einfluß eines Weibes verdankt wahrscheinlich Pola den größten Schatz seiner Alterthümer, das Amphitheater. Cemide, eine einflußreiche Favoritin des Kaisers Vespasian, lebte in Pola und ließ er ihr zu Ehren wahrscheinlich diesen Prachtbau ausführen. Von diesem Riesenbau stehen noch wohl erhalten die äußeren Rundmauern, die aus drei Stockwerken, von denen zwei aus Bogen, das dritte aus viereckigen Fenstern bestehen. Die Höhe beträgt 75, die Breite 272 Fuß und die Zahl der Arcaden 144. Die kreisförmigen Steinsitze sind nicht mehr vorhanden und verschwanden wahrscheinlich im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts, wo zur Zeit der größten Widerwärtigkeiten die Steine zur Ausbesserung der Mauern verwendet wurden. „Die römischen Architekten, welche dieses Gebäude aufführten," sagt Kohl, „gaben sich nicht die Mühe, den Bauplatz zu ebenen. Sie haben vielmehr das Gebäude dem im Wege stehenden Hügel angepaßt, den Abhang in die Mauern mit verwebt und diese hinten so viel erniedrigt, als vorn der Boden aus der wagerechten Lage wich. Das Gebäude hat so nach vorn eine Bogenreihe mehr bekommen und seine übrigen Theile mußten deshalb hinten ganz anders als vorn eingerichtet werden. Vorn steht nämlich als unterste Etage eine große Reihe schöner Bogen und Pfeiler ringsherum. Nur in der Mitte haben diese Bogen und Pfeiler hohe Piedestale. Zuletzt verschwinden sie gänzlich und die Pfeiler erheben sich ohne Piedestal aus der Erde. Da wo der Boden auf beiden Seiten herum noch höher wird, werden auch die Pfeiler kürzer, die Bogen niedriger und sie hören am Ende, gegen den Hügel stoßend, völlig auf, so daß auf der hinteren Seite diese untere Etage gänzlich fehlt.

Die zweite Etage oder Bogenreihe, welche vorn auf der ersteren ruht, steht hinten auf dem Boden des Hügels und mußte daher ganz anders gebaut werden, und zwar massiver, weil sie so zu sagen erster Stock war, während ihre Fortsetzung nach vorn, die auf der ersten Etage als zweites Stockwerk ruht, leichter gebaut werden konnte. Auf der zweiten Bodenreihe erhebt sich ein drittes Stockwerk, das aber nur eine Reihe von großen viereckigen Licht- und Luftöffnungen zeigt. Diese oberste Etage, die Attika, ist die einzige Abtheilung des Gebäudes, welche wie ein Kranz rings um das ganze Oval läuft."

Prächtig ist der Anblick des Gebäudes bei Mond- oder Fackelbeleuchtung.

Den verschiedenen Kirchen ist in den Zeiten der Verwüstung wenig von ihren Schätzen und Schönheiten gelassen worden; die schönste derselben ist die auf dem Capitolberge liegende Klosterkirche St. Francesco, sie besteht aus einem einzigen Schiff, ist aus Quadersteinen gebaut und die Steinhauerarbeiten bieten ein interessantes Muster gothisch-arabischer Ornamentik.

Das Castell, 1630 unter den Venetianern von dem Franzosen Deville erbaut, ist in neuester Zeit vollständig restaurirt und nach den Regeln der neuesten Befestigungskunst verstärkt worden.

Wer Pola vor fünfzehn Jahren gesehen, erkennt es kaum wieder, denn während dieser Zeit ist es der erste Kriegshafen der Monarchie und die Hauptstation der österreichischen Flotte geworden. 1848 wurde der erste Grundstein zum Seearsenal gelegt und seitdem entstiegen, nebst umfassenden Befestigungen, dem Boden großartige Gebäude wie die Marinecasernen, das große Militärhospital, das Stabsgebäude, die Officierpavillons, die Schiffswerften und die schwimmenden Docks auf der Oliveninsel.

Schon die Brionischen Inseln an der Einfahrt in den Canal von Pola sind mit Befestigungen versehen. Diese Einfahrt befindet sich zwischen dem Cap Compare, südlich, und der Punta di Christo, nördlich, in einer Breite von drei Viertelmeilen. Der Canal erstreckt sich zwei und eine Viertelmeile bis zur Stadt und wird in der ersten Hälfte durch zwei gegeneinander vorspringende Landspitzen bis auf 450 Fuß verengt, erweitert sich dann wieder zu einem großen Bassin, in welchem vier Inseln liegen. Hinter diesen Inseln kommt der eigentliche Hafen, ein großes Bassin von beiläufig drei und einer halben Meile im Umfang, begrenzt von reizenden Abhängen, in welchem auch die schon erwähnte Oliveninsel liegt. Auf dieser Insel, die seit 1848 in ein großartiges Marineetablissement umgeschaffen ist, befinden sich die verschiedenen Docks. Diese bestehen in einem neuen großartigen Linienschiffstapel mit eiserner Ueberdachung, dem ein zweiter bereits zugefügt wird; ferner in einem Balancedock, der hinter dem Dockbassin liegt, und von wo aus mittelst hydraulischer Pressen mit großer Leichtigkeit die größten Schiffe auf die sogenannten Schleifstapel gezogen werden können. Diese Schleifstapel liegen vor dem Dockbassin und vier Schiffe ersten Ranges können zu gleicher Zeit von ihnen aufgenommen werden. Innerhalb achtzehn Monate wurden hier siebenundzwanzig Schiffe gedockt. Längs des Stabsgebäudes ist ein prächtiger Quai angelegt, der mit der Zeit ein schöner Boulevard zu werden verspricht.

Um dem großen Wassermangel in Pola abzuhelfen, ist auch in neuester Zeit eine großartige Wasserleitung angelegt worden. Aus dem einzigen Bach in der ganzen Umgebung Pola's hebt mit starken Pumpen eine Dampfmaschine das Wasser in ein Reservoir am Castell, von wo aus mittelst Schleusen und Röhren es in der ganzen Stadt vertheilt wird. Zur Vorsicht ist noch ein zweites Reservoir im Spital angebracht und können, bei etwaigen Stockungen der Maschine, beide zusammen die Stadt noch immer auf dreißig Tage mit Wasser versorgen. Ein neues nettes Theater und einige gute Gasthöfe, so wie verschiedene, namentlich durch Deutsche errichtete Etablissements zeichnen Pola vor den andern istrischen Städten vortheilhaft aus und liefern den Beweis von dem Vorherrschendwerden des deutschen Elements. Möge es auch immer mehr und mehr an Ausdehnung und Macht gewinnen in allen slawischen Provinzen, zum allgemeinen Heil der ganzen Monarchie! —

Einen Rückblick auf das Ganze werfend, möge dem Leser nachfolgende kurze Skizze eines istrischen Schriftstellers noch einen bleibenden Gesammteindruck gewähren:

„Hohe, jähe, rauhe Alpen mit gar keiner oder nur dürftiger Vegetation, nackte, felsige durchhöhlte Hochebenen wechseln mit gesegneten, lachenden Fluren, reizenden, reben- und olivenreichen Hügeln, mit freundlichen Gestaden und anmuthigen Eilanden, wo die Agave blüht, die Dattelpalme ihre schöne Krone wölbt und die würzige Myrthe ihren immer grünen Wipfel in die milden, reinen Lüfte streckt. Dieselben Gegensätze bietet der Mensch und seine Werke. Pracht, Wohlstand, Bildung, Gesittung bilden grelle Contraste zu allgemeiner Dürftigkeit, Rohheit und Unwissenheit. Der elegante Städter bezieht seine Kleider aus weiter Ferne, dem Landmanne liefern seine Schafe die Wolle, die er selbst spinnt, webt und zu seiner selbstverfertigten Kleidung verwendet, so wie er seine Bund-

schuhe selbst bereitet; herrliche Denkmäler des Alterthums, um die das stolze Venedig Pola beneidet, blicken auf elende Hütten herab, die nicht einmal einen Schornstein haben und von Menschen und Thieren gemeinschaftlich bewohnt werden; prachtvolle Kirchen, stattliche Gemeindepaläste zieren die Städte, ehrwürdige Burgruinen und freundliche Landhäuser die Landschaften; in den Häfen sieht man große schmucke Schiffe und hin und wieder ausgehöhlte Baumstämme, die als Kähne dienen. Menschen verschiedener Raçen, Abkömmlinge von Venetianern, Istrier mit venetianischem oder eigenthümlichem Dialekt, Krainer, Morlaken, Croaten, Walachen, Zigeuner und Stämme, die nicht einmal mehr ihren Ursprung kennen, leben hier in buntem Gemisch zusammen — so daß das ethnographische Gesammtbild dem landwirthschaftlichen vollkommen entspricht."

Die Pacific-Eisenbahn.

Seitdem der goldene Staat, Californien, sich dem Bunde der Vereinigten Staaten anschloß, und Menschen über Menschen nach diesem gelobten Lande strömten, ging man mit dem Plane einer Eisenbahnverbindung zwischen dem Osten und Westen um; man beabsichtigte, quer durch den großen amerikanischen Continent eine Eisenbahn zu bauen, um das kleine Stückchen Schienenweg von Aspinwall, am Flusse Chagres gelegen, nach Panama, aber auch zugleich die großen Seereisen auf dem Atlantischen und Stillen Ocean zu vermeiden.

Schon Ende der dreißiger Jahre wurden bedeutende Forschungen in den großen Felsengebirgen vorgenommen. Später trat Colonel Fremont daselbst auf und untersuchte die Felsengebirge, die großen Salzebenen, die Sierra Nevada und Californien selbst; da dieser Forscher jedoch von Seiten der amerikanischen Regierung ausgesandt worden war, richtete er sein Augenmerk nicht besonders auf die eine oder andere Wegsstrecke, wie es wohl der Fall gewesen sein würde, hätte ihn z. B. eine New-Yorker oder eine New-Orleans-Companie ausgesandt. Derartige Forschungen traten aber später auch auf, sobald Californien mehr und mehr wuchs. Die Nordländer wollten einen nördlichen, die Südländer einen südlichen Weg eingeschlagen sehen; aber die centrale Verbindungslinie behielt doch die meisten Augen auf sich gerichtet, weil sich die über Land nach Californien Reisenden fast alle in St. Louis sammelten und von da an ihren langen, mühe- und gefahrvollen Weg antraten.

St. Louis liegt nahe dem 39. Breitengrade; unter diesem Breitengrade liegt Kansas City und San Francisco westlich, Cincinnati aber und Baltimore östlich von St. Louis. Letztere Städte sind bereits mit mächtigen Schienenwegen verbunden; was Wunder, wenn diese Linie den meisten Anklang fand und der Volkswille zuerst dort die Verbindung des Atlantischen und Stillen Ocean mittels der Locomotive herstellen wird.

In den letzten amerikanischen Zeitungen ist eine Aufforderung für Eisenproducenten zu lesen, ungefähr folgenden Inhalts:

Der Unterzeichnete nimmt Angebote entgegen, um eine Lieferung von 4000 Tonnen Eisenbahnschienen abzuschließen. Dieselben sind für die Vereinigte Staaten Pacific-Eisenbahn, erste Section, bestimmt und sind entweder in Leavenworth oder Kansas-City abzuliefern. Nur Angebote von amerikanischem Eisen werden berücksichtigt u. s. w.

J. C. Fremont,
Präsident der Unions-Pacific-Eisenbahn.

Aus dieser Anzeige geht hervor, daß man im Osten ernstlich an das große Werk geht; man hat aber auch im fernsten Westen, in Californien ebenso energische Schritte gethan, mit dieser Eisenbahn nach Osten vorzubringen. Dadurch bilden sich drei große Sectionen: die östliche, von St. Louis bis zu einem bis jetzt unbestimmten Punkte, nahe an den Felsengebirgen gelegen, doch unter oder nahe dem 39. Breitengrade; die westliche Section, unter denselben Bedingungen von San Francisco östlich vorschreitend, was eine Centralsection übrig läßt, die den späteren Zeiten zu bestimmen und zu bebauen vorbehalten bleibt.

Horace Greeley, der Herausgeber der New-Yorker „Tribüne" und hervorragender Bannerträger einer politischen Partei, gibt auf eigne Anschauung gegründet, eine Beschreibung von den zu durchschneidenden Länderstrecken, die bisher nur von Durchreisenden, Indianern und Büffeln betreten wurden. Er sagt unter Anderm:

Ich reiste im Jahre 1859 quer über den Continent, mir vollkommen Zeit nehmend, um ein Urtheil über die günstigsten Punkte zu erlangen, welche einst von der Pacific-Eisenbahn berührt werden dürften. Ich durchreiste zuerst den Staat Kansas und berührte im Westen desselben Denver, so wie die jüngst entdeckten Goldregionen der östlichen Felsengebirge. Dann zog ich mich 200 Meilen weit an den östlichen Abhängen dieser Gebirge hin, um die Poststraße beim Fort Laramie, am Nordplattestrom gelegen, zu erreichen. Von hier folgte ich diesem Strome aufwärts bis zum Einfluß des Sweetwater und diesem bis zum Südpaß, durch den ich die westlichen Abhänge der Felsengebirge erreichte. Nun schlug ich die gewöhnliche Auswandererstraße ein, die mich über den Greenfluß nach Fort Britger und nach dem Salzsee führte. Dann berührte ich Fort Floyd und folgte der jetzt gekürzten Simpsontour, 300 und einige Meilen in Länge, wendete mich nördlich und erreichte den alten Emigrantenweg, den Humboldtstrom hinab, nach Gravelly-Fort, und bis zum Verschwinden des Humboldt, die unterirdischen Schleußen (canons) genannt. Nun überschritt ich die 40 Meilen breite Sandwüste, die zwischen dem Verschwinden des Humboldt und dem des Carsonflusses liegt, folgte letzterem Flusse aufwärts, berührte Virginia-City und Genoa, und folgte ihm weiter bis zum Fuße der Sierra-Nevada. Dieses Gebirge überschritt ich auf dem meist betretenen Pfade der Auswanderer bis nach Placerville in Californien, kam nach Sacramento-City und endlich nach San-Francisco. In Californien machte ich, besonders in den mittleren Gegenden, anhaltende Reisen, und habe von diesem Staate jedenfalls mehr gesehen, als die Meisten von denen, die seit Jahren in diesem Goldlande gelebt haben.

Ueber die Anlegung der Pacific-Eisenbahn äußert sich Horace Greeley ungefähr folgendermaßen:

Vom Missouri, beim Einfluß des Kansas, bis an die Felsengebirge ist eine Entfernung von ungefähr 600 Meilen in einer graden Linie. Eine Eisenbahnlinie dürfte die Gebirge in einer Länge von weniger als 700 Meilen erreichen und so wenig Schwierigkeiten in der Ausführung bieten, als irgend eine andere Bahn in Bezug auf Brückenbau, Steigen oder Fallen des Bahnbetts und Herbeischaffung der Schwellen geboten hat. Es gibt hier nur wenig und schmale Flüsse; der Grund schwillt und fällt immer nur sanft; Holz jeder Gattung wächst in den Niederungen der Flüsse genügend, um den ersten Bau zu bestreiten, und kann dann in spätern Zeiten vom Plattestrom in jeder Menge bezogen werden; auch Wasser kann leicht längs der ganzen Strecke geschafft werden. Das Thal des Platte liegt hoch, und nur wenige Nebenflüsse ergießen sich in denselben. Sollte eine Eisenbahn von Missouri nach den Gebirgen gebaut und nicht weiter geführt werden, sogar dann würde sie sich durch die mannigfache Industrie, die bald längst derselben und an ihrem Endpunkte zur Blüthe kommen würde, selbst erhalten können. Bis jetzt verhinderten die schweren Kosten des Transports den Aufschwung des Goldbergbaus in jenen Gebirgen; Maschinerien, Nahrungsmittel, überhaupt alle Lebensbedürfnisse können jetzt nur mit Aufopferung vielen Geldes und vieler Zeit dorthin geschafft werden. Der Werth des Goldes, so wie in der That jedes andern Artikels, hängt einzig von den Kosten ab, mit denen er erzeugt wird. Jedes Pfund Gold, das dort gewonnen, würde der Eisenbahn eine Tonne Fracht verschaffen, und eine dahin führende Eisenbahn die Gewinnung des edlen Metalls auf lange Jahre hinaus vervielfältigen. Wäre in jener Gegend eine Million Menschen hauptsächlich mit Bergbau beschäftigt, dann würde ein doppeltes Schienengleis vonnöthen sein, um alle Bedürfnisse herbeizuschaffen und den hin und her Reisenden entsprechend zu dienen.

Der Uebergang mit einem Schienengleise über die Felsengebirge bietet keine ungewöhnlichen Schwierigkeiten dar. Was Ausgrabungen, Anfüllungen und Ueberbrückungen anbelangt, so haben wir im Osten unsers Continents viele Eisenbahnen, die gleiche und größere Schwierigkeiten zu bewältigen hatten, als eine Bahn hier in den Gebirgen. Die 30 oder 40 Meilen Bahn durch den Südpaß möchten leichter und billiger herzustellen sein, als die Delaware-Section an unsrer Erie-Eisenbahn. Jedoch glaube ich, daß noch eine kürzere Tour eingeschlagen werden könnte, und zwar diejenige, welche unter dem Namen „Cherokee-Trail" bekannt ist, aufwärts den Cache-le-Poudre-Fluß; oder den noch nördlicheren, den man unter dem Na-

men „Cheyennepaß" kennt. Keiner dieser Uebergänge über den Kamm des Gebirgs würde besondere Schwierigkeiten bieten.

Der voraussichtlich schwierigste Theil für die Erbauung der Bahn liegt zwischen dem Greenflusse, — ungefähr 50 bis 100 Meilen in Länge und westlich von dem westlichsten Abhange des Felsengebirgs, — und dem Salzsee, über und um die Uintahgebirge. Die Höhe über dem Meere steigt hier von 5- bis 8000 Fuß; der Salzsee selbst ist 4900 Fuß hoch gelegen. Holz könnte wohl von den Felsengebirgen bis zum Greenfluß herunter geflößt werden, aber für weitere 200 bis 300 Meilen ist dieses Material selten und schwer zu beschaffen. Auch die Verengungen und das plötzliche Verschwinden (canons) der Flüsse sind hier häufig, sie sind meist in enge Schluchten eingepreßt. Der Greenfluß, wo ich ihn überschritt, liegt dort in einem tiefen Thale, zwei bis drei Meilen breit; folgt man aber seinem Laufe weiter nach unten, so zieht er sich zu einer engen Schlucht zusammen und kann dort an mehreren Stellen mit Leichtigkeit überbrückt werden. Nicht allein das Hinabsteigen in das Thalbett mit der Bahn würde jedenfalls durch die wilden Frühjahrswasser höchst gefährlich sein, sondern auch das Wiederheraufkommen auf die mittlere Höhe des ganzen Niveaus wäre äußerst schwierig. Um die Uintahgebirge zu umgehen, möchte es rathsam sein, dem Bear- oder Weberflusse abwärts zu folgen, bis an das nördliche Ufer des Salzsees; möglicherweise könnte aber dieses Thal auch auf dem Wege des Timpanagos und des Utahsees erreicht werden, und die Bahn südlich vom Salzsee vorübergehen, wahrscheinlich nahe dem „Camp Floyd."

Die Ebene zwischen Camp Floyd und dem Humboldtflusse ist häufig durch Bergrücken unterbrochen, welche nicht sehr hoch sind und sich meistens von Südwest nach Nordost hinziehen. Diese häufig getheilte Ebene würde einer sehr sorgsamen Aufnahme bedürfen, um den vortheilhaftesten Durchgang ausfindig zu machen, dürfte aber trotzdem viele Krümmungen in der Bahn veranlassen. Das hier zu Gebote stehende Holz ist die rothe Ceder des Gebirgs, leider meistens schwach im Stamme, würde aber doch zu Schwellen verwendet werden können. Auch wächst hier eine Fichte, die „die Gebirgsfichte" schlechthin genannt wird, doch scheint sie kaum für Bahnbauten zu gebrauchen. In einigen tiefen „canons" zeigt sich eine von dieser verschiedene Gattung Fichte, „die Indianerfichte" benannt, welche wohl allen Anforderungen des Ingenieurs entsprechen dürfte, doch habe ich diese Gattung nur an wenigen Orten bemerken können.

Das Humboldtthal ist ungefähr 2000 Fuß tiefer gelegen, als das umgebende Land im Osten und Süden, und wird es viel Geschicklichkeit verlangen, in dieses Thal hinabzusteigen. Möglicherweise könnte aber doch eine Richtung eingeschlagen werden, dieses Thal überhaupt ganz zu vermeiden, und zwar indem man der sogenannten „Simpsonsroute" folgte, welche weit südlicher liegt und die Bahn auch um ein Bedeutendes verkürzen würde. Diese „Simpsonsroute" ist vom Salzsee nach dem Carsonthale gut 100 Meilen kürzer, als irgend eine, die mit Benutzung des Humboldt, eingeschlagen werden könnte; jedoch bietet dieses Thal auf der andern Seite so große Erleichterung im Bahnbau selbst, daß man die Bahn so leicht wie in New-Jersey oder im südlichen New-York ausführen könnte. Im Thale des Humboldt ist sehr wenig Holz zu finden, doch dürfte dieses Material genügend von den Goos-Creek-Gebirgen zu beziehen sein, indem man es von da herabflößen kann. Obwohl der Humboldtfluß 350 Meilen lang, ist er doch nur ein bescheidenes Mühlengewässer, ausgenommen im Frühjahre, und enthält bei seinem Ursprung beinahe eben so viel Wasser, als dort, wo es sich in den Salzsee ergießt, aus welchem es als ein geschwollener Strom heraustritt und langsam bis zu jener unterirdischen Schleuse (canon) dahingleitet, um hier zu verschwinden. Zwischen diesem Punkte und dem Carson (vierzig Meilen) liegt eine öde Sandwüste, welche so leicht mit einer Eisenbahn durchschnitten werden kann, wie Long-Island.

Den Carson hinauf bietet der Bau einer Eisenbahn ebenfalls keine Schwierigkeit. Die Strecke beträgt achtzig Meilen. Reichliches und vorzügliches Schwellenholz kann auf demselben Flusse von der Sierra Nevada herabgeflößt werden, und an Wasser ist hier überall Ueberfluß. Wenn dieses auch im westlichen Utah manchmal selten zu sehen ist, so kann es doch, wie in allen gebirgigen Gegenden, leicht und in geringer Tiefe in den Thälern durch Grabung von Brunnen erreicht werden. Artesische

Brunnen sind in solchen Gegenden immer anwendbar und würden hier gewiß häufig das künstliche Pumpen des Wassers ersparen. Auch Steinkohle ist neuerdings in dem Utahgebiete an zwei oder drei Punkten aufgefunden worden, nahe dem großen Salzsee, ebenso wie in Colorado bei Denver. Ueberhaupt dürfte dieses Eisenbahnbedürfniß, die Kohle, auf vielen Strecken der ganzen Bahn aufgefunden werden.

In Bezug auf Mineralien dürften die Gegenden, welche einst von der Pacific-Eisenbahn durchschnitten werden, einer großen Zukunft entgegengehen. Gold ist bereits auf beiden Seiten des Felsengebirgs gefunden worden, ebenso in den Schluchten des Gebirgs selbst; möge nun die Bahn hundert Meilen nördlicher oder südlicher angelegt werden, überall wird sie mineralreiche Länder berühren. Fast jeden Monat laufen Nachrichten ein, die von neuen Entdeckungen reden. Auch Utah hat an mehreren Orten den Charakter des goldführenden Gebirgs wie Colorado; nicht bloß an den östlichen Abhängen der Sierra Nevada, sondern auch eine gute Strecke den Humboldt hinauf; dort treiben sich bereits die Goldsuchenden umher und schließen einen Fundort nach dem andern auf. Noch sind es keine vier Jahre, als ich diesem Strome abwärts folgte; damals träumte Niemand, daß diese wüste Gegend mit ihren öden Felsmassen dem Goldjäger ein erwünschtes Feld bieten würde, und doch sind seit der Zeit schon so manche glänzenden Adern erschlossen worden, wenn das Suchen auch erst begonnen hat. „Ruby-Valley," das Rubinenthal, halbwegs zwischen dem Salzsee und dem Carson gelegen, hat seinen Namen von den Edelsteinen, die von Zeit zu Zeit dort aufgefunden werden. Der Berg, den ich auf der nördlichen Seite des Südpasses auf dem Kamme des Felsengebirgs erklomm, ist mit jenen Quarzstücken bestreut, welche die gewöhnlichen Vorboten, ja oft die sichern Zeichen des Goldes im Innern der Gebirge sind.

Der Boden in den Thälern von Colorado, Utah und Nevada, welche von der Eisenbahn durchschnitten werden, ist im Allgemeinen gut, oft vorzüglich. Leider ist derselbe oft wegen Mangel an Sommerregen unfruchtbar, gibt aber doch die zeitigen Früchte des Frühjahrs unsrer gemäßigten Zone, sobald der Vegetation durch Bewässerung nachgeholfen wird. Salt-Lake-City liegt auf einer Anschwellung des nicht ganz flachen Bodens, der, bis er künstlich bewässert wurde, einer Wüste gleich kam; jetzt stehen dort prachtvolle Bäume und Gebüsche, herrliche Gärten zieren die Gegend und Obstgärten sind in Menge vorhanden, während der Weizen aus den hiesigen Thälern von bester Güte ist. Kleine Flüßchen, die hin und wieder ausdauernd von Quellen genährt werden und sich zwischen den Bergen durchschlängeln, können leicht regulirt und zu künstlicher Bewässerung benutzt werden, was dahin führen würde, die Ausgänge der Thäler in Gärten zu verwandeln. Das Carsonthal kann leicht für Ackerbau, Gemüse und Viehzucht gewonnen werden, indem man Dämme durch den Strom wirft und Bewässerungen herstellt. Der Boden ist günstig und sobald ihm die nöthige Feuchtigkeit geboten wird, fruchtbar. Fleisch und auch viele Getreidearten und Hülsenfrüchte würden der schnellwachsenden Bevölkerung dieser Territorien aus den fruchtbaren Thälern des Missouri und Mississippi zugeführt werden; ihr Gemüse jedoch, ihre Früchte und ihr Futter wird mit der Zeit auf ihrem eignen Grund und Boden wachsen und gedeihen.

Die freigebigen Bewilligungen und Zugeständnisse unsers Congresses zur Herstellung der Pacific-Eisenbahn werden die Kosten der Erbauung sehr verringern, möglicherweise ganz decken; es ist sehr wahrscheinlich, daß mit dem Fortschreiten der Bahn, noch lange vor ihrer Vollendung, die Unternehmer durch gute Procente belohnt werden. Das größte Unternehmen der Jetztzeit ist die Pacific-Eisenbahn; denn mit ihrem Voranschreiten trägt sie Civilisation in unbewohnte Länderstrecken, die sie zugleich bevölkert und dem weißen Manne zugänglich macht.

Freiherr von Stockmar.

Am 9. Juli 1863 starb zu Coburg einer der größten Staatsmänner der Gegenwart, der, wenn auch keine öffentliche Stellung bekleidend, doch durch sein intimes Verhältniß zu einigen regierenden Häuptern und im Besitz von deren vollsten Vertrauen, indirect

seit einer längern Reihe von Jahren auf die politischen Verhältnisse Europa's einwirkte; wir meinen den königlich belgischen Geheimrath und Hofmarschall Christian Freiherr von Stockmar.

Aus dem mittlern Bürgerstand entsprossen, hatte Stockmar in seiner Jugend Medicin studirt, auch einige Zeit als Arzt practicirt und war während der Freiheitskämpfe Deutschlands dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg mit in's Feld gefolgt, während welcher Zeiten er durch seine Treue und Bravheit, so wie durch seine Begabung und Tüchtigkeit, sich die volle Zuneigung und Achtung des Prinzen erwarb und denselben auch auf seinen späteren Reisen nach England als Leibarzt begleitete. Hier fand er Gelegenheit sich eine genaue Kenntniß der englischen Verhältnisse zu verschaffen, wodurch er in den Stand gesetzt ward, später der Herzogin von Kent und deren Tochter, Victoria, die wesentlichsten Dienste zu leisten. Bei der Erwählung des Prinzen Leopold zum König der Belgier sowohl, wie bei dessen Thronbesteigung 1831 hatte Stockmar durch sein geschicktes Eingreifen in den Gang der Ereignisse sich die nie endende Dankbarkeit desselben erworben. Ebenso gelang es ihm einige Jahre später, wie schon angedeutet, die Herzogin von Kent und ihre Tochter zum festen Aushalten bei allen Kämpfen um die Thronfolge zu vermögen, wodurch Letzterer der Thron erhalten blieb. Nie hat Königin Victoria aufgehört, ihm hierfür dankbar zu sein, und stets schenkte sie ihm ein unbegrenztes Vertrauen und übersah alle seine gesellschaftlichen Schroffheiten, die, bei dem steifen Ceremoniell des englischen Hofes, oft zu ergötzlichen Anekdoten führten.

Nach Leopold's Thronbesteigung zog sich Stockmar zwar in den Kreis seiner Familie nach Coburg zurück, blieb aber fortwährend im directen Verkehr mit seinem königlichen Gönner, dessen steter vertrauter und zuverlässiger Rathgeber er blieb. Auch auf die jüngern Glieder der herzoglichen Familie hatte er einen mächtigen Einfluß, und mag dieser namentlich ein bedeutender mit bei der Vermählung seiner königlichen Freundin mit dem Prinzen Albert gewesen sein. —

Stockmar war ein in allen wissenschaftlichen Kreisen des Lebens vielseitig gebildeter Mann und stand mit allen Koryphäen der Wissenschaft in mündlichem und schriftlichem [illegible], auch wußte er sich die rege Theilnahme an allen Fortschritten auf diesem Gebiet bis in sein hohes Alter, er stand im 76. Lebensjahre, zu erhalten. Sein Haus war der Sammelplatz aller hervorragenden Geister, die nicht verschmähten, von ferne hier ihn aufzusuchen; auch die Königin Victoria und ihr Gemahl suchten ihn mehrmals in seiner Häuslichkeit auf. In dem intimsten Verhältniß stand er zu seinem Altersgenossen Friedrich Rückert.

Stockmar hinterläßt zwei Söhne, von denen der ältere der preußischen Kronprinzeß als Secretär attachirt ist, während der jüngere als Officier im preußischen Heer dient.

Die polnische Frage.

Daß unter den vielen jetzt schwebenden Fragen keine einzige dem europäischen Frieden größere Gefahren droht als die polnische, läßt sich eben so wenig in Abrede stellen wie die Behauptung, daß keine zweite Frage von dem großen Publicum so verschiedenartig und in den meisten Fällen so unrichtig aufgefaßt wird als die polnische. Die letztere Erscheinung erklärt sich sehr natürlich und die Haupschuld daran trägt die Tagespresse, welche die Ereignisse in Polen stets in dem Lichte, das ihrem politischen Standpunkte entspricht, mit allen Uebertreibungen und Entstellungen mittheilt, ohne sich in den meisten Fällen Rechenschaft darüber zu geben, ob die Nachricht wahrscheinlich ist oder nicht. Nun ist aber die Zahl der Zeitungsleser, in deren Augen die von ihrem Blatte mitgetheilten Nachrichten über jeden Zweifel erhaben sind, eine sehr große, und sobald diese Blätter die Sachlage von einem unrichtigen Gesichtspunkte auffassen, so verbreiten sich die von demselben aufgestellten unrichtigen Ansichten in immer größeren Kreisen. In der polnischen Frage kommt nun noch der sehr wichtige Umstand dazu, daß den beiden kämpfenden Parteien in sehr vielen Fällen daran liegen muß, die Wahrheit nicht bekannt werden zu lassen, weshalb hier etwas verschwiegen, dort eine Thatsache erfunden und sehr vieles übertrieben und entstellt berichtet wird, um die öffentliche Meinung irre zu leiten und für sich zu gewinnen. Die

Geschichte wird schwerlich je ein ganz wahrheitsgetreues Bild der seit sechs Monaten in Polen stattgefundenen Kämpfe aufzustellen im Stande sein, doch jedenfalls wird es sich in einer nicht fernen Zeit als eine unbestreitbare Thatsache herausstellen, daß die Polen sehr häufig zu Uebertreibungen und Entstellung der Ereignisse ihre Zuflucht genommen haben, um sich die Sympathie Europa's zu gewinnen und dagegen Rußland in immer größeren Mißcredit zu bringen, weil sie recht gut fühlten, daß ihnen der Beistand Europa's nothwendig sein werde, wenn sie in ihrem Kampfe gegen Rußland nicht schließlich den Kürzern ziehen sollten.

Den Polen kam dann noch ein anderes Moment zu Statten, das für sie außerordentlich günstig wirkte, aber gleichzeitig für sehr viele Personen die Veranlassung wurde, die ganze Sachlage parteiisch, nicht wahrheitsgemäß aufzufassen. Es ist dem Menschen gewissermaßen angeboren, für den Schwächeren Partei zu nehmen und das um so mehr, wenn derselbe als der Unterdrückte erscheint. Diese Theilnahme steigert sich in einem sehr hohen Grade, wenn der schwächere Theil ein als edel und tapfer anerkanntes Volk ist, das für seine Befreiung von einem fremden Joche, für das höchste Gut, „die nationale Unabhängigkeit," kämpft und das zu allen Opfern bereit ist, um dieselbe zu erringen, wie es bei den Polen unleugbar der Fall ist. So erklärt sich die Theilnahme vollkommen, die den Polen in ihrem Kampfe so vielseitig und nicht bloß von den Völkern, sondern selbst von den Regierungen zu Theil geworden ist und noch zu Theil wird. Diese Sympathie ist der Grund, weshalb man sich recht lebendig des schreienden Unrechts erinnert, das den Polen im vorigen Jahrhundert durch die dreimalige Theilung ihres Vaterlandes zugefügt wurde, dabei aber ganz übersieht, daß die Hauptschuld an dieser Theilung auf ihnen selbst ruht, da dieser durchaus nicht zu rechtfertigende Act nie hätte stattfinden können, hätte es nicht unter ihnen Verräther gegeben, welche das Vaterland für fremdes Gold verriethen und verkauften und hätten sie nicht theils durch ihre Verfassung, theils durch innere Spaltungen und Zänkereien diese Theilungen möglich gemacht. Wenn wir nun aber auch die Theilung Polens als einen der unheilvollsten und schimpflichsten politischen Acte des vorigen Jahrhunderts betrachten, so müssen wir doch, um gerecht zu sein, berücksichtigen, daß in der damaligen Zeit in der Politik der Gewinn von Quadratmeilen und Seelenzahl als etwas so Hohes galt, daß jedes Mittel, welches einen solchen Gewinn als möglich erscheinen ließ, von vornherein gutgeheißen wurde. Hätte aber Katharina II. ahnen können, welche Drachensaat für ihren Urenkel aus der von ihr erstrebten und erreichten Vergrößerung ihres Reiches durch einen Theil Polens dereinst hervorkeimen würde, so möchte sie doch wohl vor diesem Act zurückgeschreckt sein.

So entschieden wir aber auch die Theilung Polens, aus welcher bereits so viel Unheil hervorgegangen ist, verurtheilen, so würde man sich doch sehr irren, wollte man daraus den Schluß ziehen, daß wir folglich die jetzigen Bestrebungen der Polen gut heißen, ja sogar, so weit es dem Publicisten möglich ist, dazu beitragen müßten, um ihnen ihr Streben zu erleichtern. In der Politik hat man sich gar sehr davor zu hüten, den Eingebungen seiner Sympathien zu folgen. Hier gilt es vor Allem, den faits accomplis Rechnung zu tragen und eben so die aus einer Maßregel wahrscheinlich entstehenden Folgen nicht außer Auge zu lassen. Welcher Deutsche beklagt nicht tief, daß Elsaß und Lothringen Deutschland entrissen und Frankreich einverleibt worden sind? Trotzdem wäre es nicht etwa bloß Unklugheit, nein förmlicher Wahnsinn, wenn irgend ein deutscher Regent es unternehmen wollte, diese schönen Provinzen dem deutschen Reiche wieder zu gewinnen, denn, wenn auch die Namen der Ortschaften noch deutsch klingen und in mancher derselben die deutsche Sprache noch vorherrschend ist, so sind die Einwohner in ihrem Herzen doch Franzosen und Nichts würde sie bestimmen, sich von Frankreich loszureißen und sich einem deutschen Staate anzuschließen. Unter diesen Umständen bleibt also den Deutschen nichts weiter übrig, als sich in den Verlust dieser herrlichen Provinzen zu ergeben.

Nun sind die Verhältnisse Polens allerdings denen der uns verloren gegangenen zwei Provinzen nicht ganz analog, aber trotzdem ist es doch auch nicht in Abrede zu stellen, daß die innere und äußere Lage der frühern Provinzen des polnischen Reiches sich in einem so hohen Grade verändert hat, daß schon deshalb die Wiederherstellung des polnischen

Reiches in dem Umfange, den dasselbe vor seiner ersten Theilung im Jahre 1772 hatte, um uns gelinde auszudrücken, ein sehr kopfloser Gedanke ist. Man übersieht dabei ganz, welche unermeßlich großen Veränderungen und Umgestaltungen seit der großen Theilung in vielen der frühern polnischen Provinzen sich vollzogen haben. Um nur bei den Theilen des frühern Polens stehn zu bleiben, die jetzt im Besitze Preußens sind, so kann und darf Preußen das Weichselthal mit Thorn, Culm, Marienburg und Danzig, selbst wenn die Bewohner dieser Städte nach Sprache und Sitte noch Polen wären, was glücklicherweise nicht der Fall ist, dennoch unter keiner Bedingung an Polen abtreten, weil sonst Ostpreußen von Westpreußen ebenso durch fremdes Gebiet von einander getrennt wären, wie es hinsichtlich der alten Provinzen und der Westprovinzen der Fall ist. Hinsichtlich des Großherzogthums Posen findet allerdings dieser Grund nicht statt, doch in dieser Provinz steht die deutsche Bevölkerung an Zahl der polnischen ziemlich gleich, dagegen ist sie der polnischen an Besitz, Bildung und Thätigkeit weit überlegen, und schon daraus ergibt sich für die preußische Regierung die Pflicht, diese Provinz unter keiner Bedingung in andere Hände übergehen zu lassen, während sie allerdings verpflichtet ist, ihren polnischen Unterthanen in Sprache und Sitte volle Rechnung zu tragen und ihnen alle Rechte einzuräumen, die jeder preußische Staatsbürger besitzt. Das ist von der preußischen Regierung geschehen und wären die Polen nicht durch ihren bekannten, aber ganz unberechtigten Haß gegen die Deutschen blind gemacht, so würden sie eingestehen, daß die preußische Regierung für die Wohlfahrt ihrer polnischen Unterthanen weit mehr geleistet hat, als die frühern polnischen Regierungen.

Ebensowenig wie Preußen kann und wird Rußland seine Einwilligung zur Herstellung des Königreichs Polen in dessen frühern Grenzen geben, weil ihm dadurch ein sehr großer Gebietsverlust verursacht werden würde und es auf Provinzen verzichten müßte, die es seit fast hundert Jahren nicht mehr als polnische, sondern als ganz russische betrachtet und behandelt hat. Handelte es sich bei der jetzigen Insurrection einzig und allein um das sogenannte Congreßpolen, so hätte die ganze Sache vielleicht eine andere Wendung genommen und nehmen können, und die russische Regierung hätte sich vielleicht entschlossen, demselben eine ganz getrennte Regierung unter einem Vicekönige zu geben, um in dieser Art den polnischen Nationalstolz zu befriedigen. Ganz anders gestaltete sich aber die Sache durch die Ansprüche der geheimen polnischen Nationalregierung auf die Herstellung des polnischen Reiches in seinen Grenzen von 1772, wo es einen Umfang von 13,400 Quadratmeilen hatte, 12 bis 14 Millionen Einwohner zählte, an die Ostsee und Livland, Rußland, die Türkei, Ungarn, Schlesien, die Mark Brandenburg und Pommern grenzte. Schon der bloße Gedanke, daß das möglich zu machen sei, scheint an Wahnsinn zu grenzen, denn um das möglich zu machen, müßten zunächst Rußland, Preußen und ebenso Oesterreich bis zur Ohnmacht besiegt sein, denn auch die letztre Macht wird schwerlich geneigt sein, zu Gunsten der Polen auf den Besitz von Galizien und Krakau zu verzichten und deshalb, wenn es zum allgemeinen europäischen Kriege käme, der unvermeidlich ist, wenn irgend eine Macht für diese Ansprüche Polens eintreten wollte, würde Oesterreich sich gezwungen sehen, mit Rußland und Preußen gemeinschaftlich Front gegen Polen und dessen Alliirte zu machen. Es handelt sich aber bei der erstrebten Herstellung eines ganz unabhängigen Königreichs Polen — fände diese selbst in engern Grenzen als die von 1772 statt — keineswegs bloß um das Wohl Rußlands, Preußens und Oesterreichs, im Gegentheil handelt es sich dabei um etwas viel Höheres, um das Wohl Europa's, das durch nichts mehr gefährdet werden könnte, als durch die Verwirklichung dieses Planes, dessen Folgen einzig und allein sein könnten, die Macht Frankreichs auf den Punkt zu erheben, den Napoleon I. erstrebte.

Ein Königreich Polen könnte und würde nämlich naturgemäß nichts Anderes sein als ein Vasallenstaat Frankreichs, wie das Königreich Italien es in der Wirklichkeit, wenn auch dem Anscheine nach souverän, ist. Daß Italien an die französische Politik gebunden ist, so lange es das venetianische Gebiet mit seinem Festungsviereck und den Besitz Roms noch nicht erlangt hat, unterliegt für den, welcher die politischen Verhältnisse unparteiisch überblickt, keinem Zweifel. Allerdings würde Italien von Frankreich unabhängiger werden, wenn es sein Ziel in Betreff Venedigs und Roms erreicht hätte, obgleich Napoleon III.,

der recht gut weiß, daß man in der Politik nichts von Dankbarkeit wissen mag, durch die Einverleibung von Savoyen und Nizza in Frankreich schon im Voraus dafür Sorge getragen hat, der italienischen Regierung die Lust zu benehmen, ihm gegenüber das Beispiel Oesterreichs nachzuahmen, wo Fürst Schwarzenberg erklärte, Rußland für die Hilfeleistung bei der Unterdrückung des ungarischen Aufstandes durch seine Undankbarkeit überraschen zu wollen, was in dem Krimkriege auch wirklich geschah. Das selbständige Polen würde dagegen sich fortwährend an die französische Politik anschließen und das zwar aus einem doppelten Grunde. Als ein Staat zweiter Ordnung bedarf es nämlich eines mächtigen Verbündeten, um sich nöthigen Falls gegen jeden möglichen Angriff eines seiner drei Nachbaren geschützt zu sehen, und das könnte nur Frankreich sein. Der zweite Grund ist die Vorliebe des polnischen Volkes für Frankreich, die zur Zeit Napoleon's I. auch dann unerschüttert blieb, als die Polen, die man nicht ganz mit Unrecht die Franzosen des Nordens nennt, sich längst davon überzeugt hatten, daß sie von dem mächtigen Eroberer die Herstellung der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes nicht zu erwarten hätten.

Man denke sich nun die Lage Deutschlands nach Herstellung eines unabhängigen Königreichs Polen, wenn es dann dem Kaiser der Franzosen einfiele, Frankreichs Grenzen bis an und über den Rhein zu erweitern? Gleichzeitig im Westen von französischen Heeren, im Osten von den Polen angegriffen, während Oesterreich vielleicht vollständig von Italien beschäftigt würde, welches Loos würde dann wohl Deutschland bevorstehen? Wir befürchten gar sehr, daß in einem solchen Falle die Wiedererrichtung eines Rheinbundes nicht unter die Unmöglichkeiten gehören würde, und sobald Napoleon III. in einer solchen Art sich zum Souverän eines großen Theils von Deutschland gemacht hätte, so wäre er ziemlich auf dem Punkte der Macht angelangt, auf dem sein Onkel stand, als er glaubte, nur noch einen Schritt thun zu brauchen, um Gebieter von ganz Europa — England ausgenommen — zu sein.

Wenn nun auch nach unserer Ueberzeugung die Herstellung eines unabhängigen Königreichs Polen zunächst Deutschland im hohen Grade bedroht, so werden doch dadurch gleichzeitig Europa selbst große Gefahren bereitet, für dessen Ruhe und Stabilität es unbedingt als nothwendig erscheint, daß die Macht Frankreichs in Europa nicht weiter vergrößert wird. Wir betrachten jede Machterweiterung Frankreichs in Europa für das bestehende Gleichgewicht als verderblich; doch eine Erweiterung dieser Macht auf Kosten Deutschlands würde diesem Gleichgewicht sofort ein Ende machen, woraus dann zahllose Kriege entstehen und Europa in's Unglück stürzen würden.

Wir mögen und können die Polen nicht deshalb verurtheilen, daß sie einen Kampf für eines der höchsten Güter jedes ehrenwerthen Volkes, für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes, begonnen und sich zu diesem Zwecke die größten Opfer auferlegt und sie willig auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt haben, dagegen verdammen wir die Männer, welche besonders von Paris und dem Palais royal aus die Polen zu diesem Schritte ermuntert und dazu aufgereizt haben, ohne vorher die ganze politische Lage Europa's zu Rathe zu ziehen, und die für das viele in den letzten sechs Monaten in Polen vergossene edle Blut die Hauptverantwortlichkeit tragen. Wir wissen recht gut, daß die russische Regierung durch die tadelnswerthe Art, in der sie die Conscription in Polen ausführte, den letzten Anstoß zum Ausbruch der Insurrection gegeben hat; wir sind aber der Meinung, daß dieselbe, welche schon seit längerer Zeit vorbereitet war, auch ohne Conscription zum Ausbruch gekommen sein würde, wenn vielleicht auch um einige Wochen später, daß aber die Conscription den eigentlichen Leitern des Aufstandes um so erwünschter kam, weil sie ihnen ein scheinbares Recht zu ihrem Schritte gab, und sie dadurch in die Lage versetzt wurden, Rußland die ganze Schuld davon aufbürden zu können, und sich in der Art der Sympathie Europa's um so mehr zu versichern.

Fast nicht weniger Tadel als die eigentlichen Anstifter des Kampfes, einerlei ob sie in Warschau oder in Paris ihren Sitz hatten, verdienen ganz besonders die französische und die englische — weit weniger die österreichische — Regierung, welche durch alle ihre Schritte wesentlich dazu beigetragen haben, die Polen in dem Glauben zu bestärken, daß sie schließlich nöthigenfalls selbst mit bewaffneter Hand

einschreiten würden, um die Forderungen und Ansprüche der Polen zur Geltung zu bringen. Unsere Behauptung stützt sich auf unleugbare Thatsachen: namentlich auf die Documente, welche über diesen Gegenstand von Paris, London und Wien aus nach Petersburg geschickt worden sind. In diesen Documenten ergriffen die drei Regierungen lebhaft die Partei der Polen gegen Rußland, und während sie als Kläger gegen dasselbe auftraten, hatten sie kein Wort des Tadels für das Verfahren der Polen, die selbst zum Meuchelmord und Gift ihre Zuflucht nahmen, um ihren Feinden zu schaden, und wenn die drei Mächte auch die von den Polen erhobenen Ansprüche auf ihre Grenzen von 1772 nicht direct gut hießen, so haben sie es wenigstens indirect gethan, indem sie dieselben mit keinem Worte als unausführbar bezeichneten. Allerdings scheint in den sechs Punkten, deren Bewilligung sie in Petersburg beantragten, eine stillschweigende Verurtheilung der Ansprüche der Polen begriffen zu sein, doch wer dem Gange der Verhandlungen aufmerksam gefolgt ist, der konnte die Polen durchaus nicht tadeln, wenn sie in den ganzen Verhandlungen nichts weiter erblickten, als ein Mittel, um zu einem offenen Bruche mit der russischen Regierung zu gelangen und dieser die Schuld davon aufbürden zu können. Zu diesem Glauben waren die Polen um so mehr berechtigt, wenn sie die Sprache der Morning Post und Daily News, welche bekanntlich als die Organe des Lord Palmerston und des Earl Russel betrachtet werden, und in Paris der als officiös bekannten Patrie vernahmen, die einander in ihren kriegerischen Artikeln überboten. Wenn nun die beiden englischen Minister auch keineswegs für die in jenen beiden Blättern veröffentlichten Artikel verantwortlich sind, so hat doch jedenfalls selbst die von ihnen im Parlamente geführte Sprache sehr viel dazu beigetragen, die Polen in der Einbildung zu bestärken, daß die beiden Westmächte schließlich Rußland bekämpfen würden, um ein unabhängiges Königreich Polen wieder herzustellen, und wir tadeln es entschieden, daß Staatsmänner in einer solchen Stellung kopflos oder gewissenlos genug waren, zunächst die Insurrection indirect zu ermuntern und erst dann, nachdem viele tausend kräftige edle Polen für die Befreiung des Vaterlandes ihr Leben aufgeopfert, noch viele andere Tausende das noch weit härtere Loos sich dadurch zugezogen haben, in öde Gegenden als Verbannte transportirt worden zu sein, zur Einsicht gelangen, daß das Ziel, nach dem sie strebten, unvermeidlich zu einem europäischen Kriege führen, und daß England demzufolge sich darauf beschränken müsse, durch seine diplomatischen Verhandlungen in Petersburg das Loos der Polen zu verbessern. Dasselbe Ziel war sicher und mit weit geringern Opfern zu erreichen, als bis jetzt nutzlos dafür gebracht worden sind.

Weit weniger Tadel als England trifft Frankreich. Es war vom Anfang an allgemein bekannt, daß dem Kaiser der Franzosen ein Krieg zu Gunsten der Polen gegen Rußland höchst willkommen sein werde, doch nur unter der Bedingung, daß England und Oesterreich sich daran als seine Verbündeten betheiligten. Das hat sich ganz deutlich aus dem Gange der bisherigen Unterhandlungen herausgestellt. Das fühlte man in Wien bereits recht gut vor der Absendung der ersten Noten nach Petersburg und noch weit mehr stellte es sich bei den Unterhandlungen mit Frankreich und England über die Haltung der Noten, welche Rußland mit den Forderungen der drei Mächte zu Gunsten der Polen bekannt machen sollten, heraus, wo es besonders der österreichischen Regierung zu verdanken war, daß die betreffenden sechs Punkte nichts enthielten, was Rußland zu einem sofortigen Bruche mit den drei Mächten hätte Veranlassung geben können. Daß die französische Regierung dabei eine so nachgiebige Rolle spielte, lieferte einen neuen Beweis von der großen politischen Einsicht des Mannes, der jetzt auf dem französischen Throne sitzt, der nur auf diese Weise das gemeinschaftliche Handeln der drei Mächte fortgesetzt sehen konnte. Ueberdies bot die Sprache der englischen Note dem Kaiser der Franzosen noch immer die Aussicht, daß im weitern Verlaufe der Unterhandlungen Ereignisse stattfinden könnten, welche England und Oesterreich nöthigen würden, von Worten zu Handlungen zu schreiten, kurz, sie in den unvermeidlichen Krieg zu verwickeln, ohne den an eine Herstellung des unabhängigen Polens von 1772 nicht zu denken ist.

Natürlich vermögen wir nicht den Schleier zu lüften, der über den Verhandlungen ruht, welche seit dem Einlaufen der russischen Antworten auf die drei Noten vom 17. Juni zwischen Paris, London und Wien im Gange

gewesen sind, um sich nicht bloß über die Form und den Inhalt der zu ertheilenden Erwiederung, sondern auch über das gemeinschaftliche weitere Verfahren im Fall einer neuen abschläglichen Antwort des Fürsten Gortschakoff — Rußland gegenüber — zu verständigen, doch aus dem Umstande, daß die Unterhandlungen sich auch auf den letzten Fall erstreckt haben sollen, und aus der Sprache der französischen officiösen Blätter, welche den Hauptaccent auf die Weigerung Rußlands legt, den gewünschten Waffenstillstand zu bewilligen, der doch gar nicht zu den sechs Punkten gehörte, ließ sich leicht erkennen, daß es in den Plänen der französischen Politik lag, die beiden Verbündeten ganz allmälig und unbemerkt zu weitern diplomatischen Schritten zu veranlassen, um in dieser Art zu dem ersehnten gemeinschaftlichen Kriege zu gelangen. Jetzt erst scheint den englischen Staatsmännern ein Licht über die eigentlichen Pläne der Tuilerien aufgegangen zu sein, und sie scheinen jetzt eben so entschlossen, sich nicht über die diplomatischen Verhandlungen hinaus zu einem Kriege fortreißen zu lassen, wie Graf Rechberg in Wien diesen Punkt bereits bei den frühern Unterhandlungen sich zur gewissenhaften Aufgabe machte, die er zu lösen verstanden hat.

Für uns, die wir persönlich die Erhaltung des europäischen Friedens wünschen, ist die Sachlage dadurch, daß weder England noch Oesterreich sich in einen Krieg um Polens willen verwickeln lassen wollen, eine beruhigende geworden, denn wir trauen dem Kaiser der Franzosen politische Einsicht genug zu, um unter diesen Umständen auf den Gedanken, auf eigene Hand, vielleicht mit dem Beistande Italiens und Schwedens, einen Krieg mit Rußland zu beginnen, gänzlich zu verzichten, so viel Mühe die revolutionäre und die polnische Partei sich auch geben mögen, ihn zu einem solchen fortzureißen. Hoffentlich wird sich das Gerücht recht bald verwirklichen, nach welchem Napoleon III. in einem Schreiben an den Staatsminister Billault, das im „Moniteur" zur Kenntniß Polens und Europas gebracht wird, auseinandersetzt, von welchen lebhaften Sympathien er für Polen belebt sei, welche Anstrengungen er gemacht habe, um England und Oesterreich zu einer gemeinschaftlichen Action zu Gunsten der Polen zu bestimmen; da ihm das aber nicht gelungen sei, so bleibe ihm nichts weiter übrig, als auf den Gedanken, nöthigenfalls selbst zu den Waffen zu greifen, um Polens Schicksal zu verbessern, zu verzichten. Im Interesse der Polen, die wir gleichzeitig achten und bemitleiden, möchten wir wohl wünschen, daß der Kaiser der Franzosen sich recht schnell zu diesem Schritte entschließen möge, weil wir darin die einzige Hoffnung erblicken, daß die Polen endlich zu der Einsicht gelangen werden, wie nutzlos jedes weitere Blutvergießen sein müsse, sobald sie von Frankreich auf keinen bewaffneten Beistand zu hoffen haben. Allerdings hat die heimliche Nationalregierung — eine der räthselhaftesten Erscheinungen in den Annalen der Geschichte — laut erklärt, daß der Kampf Polens gegen Rußland erst mit der Anerkennung des selbständigen Polens in den Grenzen von 1772 oder mit der Vernichtung des polnischen Volkes stattfinden werde, doch wir mögen nicht glauben, daß diese ebenso geheimnißvolle, wie unerklärbare Regierung bei diesem Beschlusse beharrt, sobald sie sich gezwungen sieht, auf die Hoffnung des französischen Beistandes definitiv zu verzichten.

Doch selbst angenommen, das Personal der Nationalregierung bestehe aus lauter politischen Fanatikern, die den gänzlichen Untergang des Volkes der Fortdauer ohne ein unabhängiges, selbständiges Polen vorzögen, so würde in einem solchen Falle die gesunde Einsicht des Volkes diesen Fanatikern gar bald den Gehorsam verweigern und auf die Herstellung der Ordnung dringen und das zwar um so mehr, je früher die russische Regierung sich beeilt, die von ihr zu Gunsten Polens verlangten sechs Punkte zu bewilligen und diese Zugeständnisse durch einen internationalen Act unter die Bürgschaft ganz Europa's zu stellen.

Im Interesse nicht nur Polens, sondern selbst der Menschheit ist es höchst nothwendig, daß diesem langen brudermörderischen Kampfe ein möglichst schnelles Ende gemacht wird, und dieses Ziel wird sich am sichersten erreichen lassen, wenn die drei Mächte in Separatnoten, ohne die Bedingung des Waffenstillstandes, die beantragten sechs Punkte:

1) Eine vollständige und allgemeine Amnestie;

2) eine nationale Vertretung, welche an der Gesetzgebung des Landes Antheil nimmt

und die Mittel einer wirksamen Controle besitzt;

3) Berufung der Polen zu den öffentlichen Aemtern, so zwar, daß eine besondere nationale und dem Lande Vertrauen einflößende Verwaltung gebildet wird;

4) vollständige und ganze Gewissensfreiheit und Aufhebung der bei der Ausübung des katholischen Cultus stattfindenden Beschränkungen;

5) ausschließlicher Gebrauch der polnischen Sprache als officieller Sprache der Verwaltung, der Rechtspflege und des Unterrichts;

6) Bildung eines regelmäßigen und legalen Recrutirungssystems;

von Neuem und zwar so schnell wie möglich von der russischen Regierung als Zugeständnisse für Polen verlangen.

Das Interesse der russischen Regierung verlangt, jetzt, wo die Besorgniß vor einem Kriege mit den Westmächten verschwunden ist, sofort ihre Bereitwilligkeit, den Polen das Alles zu gewähren und eben so die Einberufung einer Conferenz der Vertreter der acht Mächte, welche die Wiener Schlußacte unterzeichnet haben, zu bewilligen und in dieser Weise die Angelegenheit durch einen internationalen Act zu erledigen, der ebenso wohl den Polen ihre Rechte wie der russischen Regierung den rechtlichen Besitz von Congreßpolen für die Zukunft sichert. Es versteht sich ganz von selbst, daß von der Errichtung einer nationalen Armee, wie sie unter Alexander I. in Congreßpolen bestand, ebenso wenig die Rede sein kann, wie von der sofortigen Ausführung des dritten Punktes, die natürlich erst dann eintreten kann, wenn die staatliche Ordnung ganz hergestellt und namentlich die geheime Nationalregierung gänzlich beseitigt und verschwunden ist, was aber um so schneller geschehen wird, je früher und bestimmter die Polen zu der Erkenntniß gelangen, daß die europäischen Mächte fest entschlossen sind, sich mit jenen sechs Punkten für Polen zu begnügen und daß sie das Volk seinem Schicksal überlassen werden, wenn es in seinen bisherigen Ansprüchen beharrt und diese mit Waffengewalt durchzusetzen suchen will. Im letztern Fall wird allerdings noch viel Blut fließen, ehe die Ordnung wieder hergestellt sein wird, doch dann lastet die Verantwortlichkeit dafür nicht auf den europäischen Mächten, sondern [illegible] und allein auf den Polen, die es sicher schwer zu bereuen haben würden, ihre eignen Kräfte überschätzt und im Vertrauen auf fremden Beistand entweder von Seiten der Westmächte oder von Seiten der Revolution den Kampf gegen Rußland fortgesetzt zu haben, der sich, wenigstens menschlichem Ermessen nach, schließlich als vollständiger Sieg Rußlands herausstellen wird.

Doch auch in dem Falle, daß die russische Regierung sich gezwungen sehen sollte, sich Polen mit Waffengewalt wieder zu unterwerfen, gebietet die Klugheit ihr, die Besiegten nicht zu streng und Polen nicht als erobertes Land zu behandeln, sondern demselben lieber die sechs Punkte aus eignem Antriebe zu bewilligen, um den Polen jeden Grund zu entziehen, sich Europa gegenüber über die Grausamkeit Rußlands beschweren zu können. Der bekannte milde Sinn Alexander's II. berechtigt zu der Hoffnung, daß das von seiner Seite geschehen wird.

Nachschrift. Unsere gegen den Schluß des vorstehenden Artikels ausgesprochenen Ansichten über die möglichst schnelle Beilegung der polnischen Frage mögen sich leicht schneller verwirklichen, als wir es zu hoffen gewagt haben. Das „Journal des Débats" enthält in seiner Nummer vom 13. August einen von dem Secretär der Redaction, Camus, unterzeichneten Artikel, der wie alle ähnlichen Artikel sicher halbofficiellen Ursprungs ist und deshalb doppelte Beachtung verdient. Derselbe berichtet, daß der Redaction vom 9. August datirte Correspondenzen aus Wien zugegangen seien, welche eine Combination mittheilten, die von bedeutenden österreichischen Staatsmännern herrühre, welche in der Annäherung und der Verschmelzung der von den Cabineten in Paris, London, Wien und Petersburg ausgedrückten Ideen eine praktische Lösung der polnischen Frage aufzufinden versucht hätten. In Wien glaube man, diese Combination möge in der Kürze den Gegenstand einer wichtigen Discussion zwischen den vier Mächten werden.

In Betreff dieser Combination spricht sich Einer der angeblichen Wiener Correspondenten in folgender Art aus:

„Die Staatsmänner, deren Werk diese Combination ist, gehen von dem Punkte aus, daß Frankreich, England und Oesterreich mit Rußland weit einiger sind als sie sich von ihm unterscheiden; daß die Eintracht über die wesentlichen Bedingungen, über die, welche

von einem dauernden Interesse sind, bestehe und daß man sich nur über Formfragen noch nicht verständigt habe, die man über ihr Maß vergrößere und unglücklicher Weise damit sehr gewagte Erwägungen der Ehre und der nationalen Würde vermische. Diese Personen sagen, das Einverständniß würde bald vollständig sein, wenn beide Parteien mehr Vertrauen zu einander hätten; wenn Rußland überzeugt wäre, daß man es nicht mehr thun lassen wolle, als man von ihm fordert; wenn Frankreich, England und Oesterreich überzeugt wären, daß Rußland keine Hintergedanken habe und daß es seine Verpflichtungen gegen Polen und das polnische Volk zu allen Zeiten und in allen Fällen in einer loyalen Weise ausführen werde. Wenn man daher dahin gelange, in einer definitiven Form die Punkte festzustellen, über welche das Einverständniß im Princip bereits hergestellt ist und zwar mit den gegenseitigen Bürgschaften, um die Ausführung der spätern Bestimmungen zu sichern, so daß man sich so viel wie möglich gegen Ausflüchte, Doppelsinn und mißbräuchliche Auslegungen geschützt und jeden Betrug beinah unmöglich gemacht hätte, so würde man gewiß mehr als die Hälfte der noch bestehenden Schwierigkeiten haben verschwinden lassen. Das erscheint nun in Wien nicht als unmöglich; man behauptet sogar dort, daß es leicht sein müsse, wenn man nur von beiden Seiten ein wenig guten Willen zeige.

Die Discussion hat jetzt schon Fortschritte genug gemacht, um sofort das, was bereits gegenseitig bewilligt ist und was mit Recht als unwiderruflich erreicht betrachtet werden kann, der weitern Berathung zu entziehen. So haben die drei Mächte Rußland das Programm der Zugeständnisse übermacht, die es Polen machen müsse, was man die sechs Punkte zu benennen übereingekommen ist. Diese sechs Punkte sind dem Cabinet in Petersburg überreicht und empfohlen worden und man hat ihm gesagt, es dürfe nicht zögern, sie als Grundlagen der Berathungen anzunehmen, denn diese sechs Punkte könnten von Seiten Rußlands auf keinen Einwurf stoßen. Das Petersburger Cabinet hat sie angenommen, ohne sich durch gewisse Sprachformen, welche einige Erklärungen hätten nothwendig machen können, aufhalten zu lassen. Eine solche Stelle ist z. B. die, wo Earl Russell an den Lord Napier schreibt:

„In der gegenwärtigen Sachlage scheint es der Regierung Ihrer Majestät, daß man als Grundlagen der Pacification nichts weniger als die Auseinanderstellung der folgenden Motive annehmen könne. . . . . Diese sechs Punkte könnten dazu dienen, die nach einer reifen und ruhigen Berathung zu ergreifenden Maßregeln anzudeuten. Aber es ist schwierig und fast unmöglich, in der Mitte dieser von Tag zu Tag wachsenden Gährung, dieses Hasses, der immer tödtlicher wird, dieses mehr und mehr unerschütterlichen Entschlusses, zu triumphiren oder unterzugehen, das nothwendige Vertrauen und die nöthige Ruhe zu erzeugen.“ . . . .

Mehr oder weniger ermächtigte Dolmetscher der Acte der laufenden Diplomatie haben unglücklicher Weise diesen Worten eine für Rußland wenig beruhigende Auslegung gegeben, indem sie versicherten, daß das vorgeschlagene Programm, das den Unterhandlungen als Grundlage dienen sollte, nur das Minimum der Opfer in sich einschließe, die ihm im Laufe der Unterhandlungen auferlegt werden würden, und indem sie ein unbekanntes und unbegrenztes Maximum von Zugeständnissen vorhersehen ließen. Wie dem nun auch sein mag, das Petersburger Cabinet hat jenen sechs Punkten seine Zustimmung gegeben; über diese wichtige Thatsache kann sich nach der kategorischen Erklärung, welche der Fürst Gortschakoff am 18. Juli dem Lord Napier und dem Herzog von Montebello gemacht hat und welche Lord Napier in seiner Depesche von dem nämlichen Tage an den Earl Russell in den Worten wiedergibt:

„Der Vicecanzler antwortete mir, den Ausgangspunkt der Discussion würden die von den drei Mächten vorgeschlagenen sechs Punkte bilden, welche nichts enthielten, was den Ansichten des Kaisers zuwider sei“
kein Zweifel mehr erheben.

Der Fürst Gortschakoff hatte in seinen Depeschen vom 13. Juli schon eine ähnliche, obgleich weniger förmliche Erklärung gemacht, und man liest in der an den Baron von Budberg, welche dem Herrn Drouyn de Lhuys mitgetheilt werden sollte, die folgenden Zeilen, die sich von selbst empfehlen:

„Nichts würde dem Werke der Ordnung und der Versöhnung, welches die Aufmerksamkeit der Cabinete auf sich zieht, nachtheiliger sein als eine Uneinigkeit unter ihnen; nichts könnte demselben besser dienen

als ihr Einverständniß. Deshalb haben wir der Regierung Sr. Maj. des Kaisers der Franzosen den Wunsch ausgedrückt, durch freundschaftliche Erklärungen zu diesem Einverständniß zu gelangen. Die Schattirungen, welche unsere gegenseitigen Ansichten trennen, sind nicht so stark, daß wir auf diese Hoffnung verzichten müßten."

Nach der Versicherung der Correspondenten, betrachten die betreffenden österreichischen Staatsmänner den Grundsatz einer Conferenz der Mächte, in der man nöthigenfalls über die beste Art der Ausführung der sechs Punkte berathen würde, ohne sich von den Bestimmungen der Schlußacte des Wiener Congresses zu entfernen, als erlangt.

Somit würde die provisorische Pacification noch übrig sein, welche nach der Behauptung des Tuileriencabinets der Conferenz vorhergehen müsse, wenn die Berathungen fruchtbar sein sollten, doch da Frankreich diese Pacification nur gewünscht und nicht als eine Bedingung des Einverständnisses gefordert hat, und die Gründe, welche Fürst Gortschakoff gegen die Bewilligung eines Waffenstillstandes angeführt hat, stichhaltig sind und nicht widerlegt werden können, so würde man sicher von Seiten der beiden Westmächte auf diesen Wunsch verzichten, wenn sich nur Mittel auffinden ließen, um bald zur Herstellung der Ordnung in Polen zu gelangen. Dieses Ziel soll nun auf folgendem Wege erreicht werden. Um die obenerwähnten gegenseitigen Besorgnisse zu beseitigen, welche die Ursache sind, daß Niemand den ersten Schritt thun will, soll man sich gegenseitig vermittelst eines Depeschenaustausches durch die Uebernahme vorläufiger Verpflichtungen beruhigen. Die österreichischen Staatsmänner sind überzeugt, daß das geschehen könne und daß man auf diesem Wege zu einem guten Schluß gelangen werde. Sie glauben, daß man in folgender Art verfahren müsse:

„Rußland würde an Frankreich, England und Oesterreich eine neue Note richten, worin es nochmals förmlich erklärte, es nehme die sechs Punkte als die Grundlagen der neuen Organisation an, die es sich vorgenommen habe, dem Königreich Polen zu geben; sein Wille sei unwiderruflich und es werde denselben ausführen, sobald die Insurrection unterdrückt und die Ordnung wieder hergestellt sein werde, oder sogar ohne zu warten, bis die Insurrection wieder unterdrückt sei, sobald nur die französische, die englische und die österreichische Regierung ihrerseits ihm erklärt haben würden, daß Rußland durch seine Annahme der sechs Punkte und die Ausführung der sich daraus ergebenden Maßregeln ihren Wünschen und den auf die Verträge gegründeten Rechten Polens vollkommen genügt haben werde.

Frankreich, England und Oesterreich würden ihrerseits in einer Collectivnote oder in getrennten Depeschen erklären, sie seien von der Aufrichtigkeit und der Ehrlichkeit der Absichten Rußlands überzeugt; sie nähmen Act von seiner Annahme der sechs Punkte, die der künftigen Reorganisation Polens als Grundlage dienen sollten, und sobald diese Reorganisation zweckmäßig vorgenommen sein werde, habe Rußland ihrem Wunsch entsprochen, weil es den Rechten Polens eine auf die Verträge gegründete Genugthuung gegeben haben werde.

Nach diesen Präliminarien würde die russische Regierung sofort und ihren Verpflichtungen gemäß Polen reorganisiren. Wenn die Auslegung einiger der sechs Punkte Veranlassung zu Schwierigkeiten gebe, so würden die fünf Großmächte sich sofort in einer Conferenz vereinigen, um sie zu lösen, und wenn das Werk geendigt sei, so würde man es den Mächten, welche die Schlußacte des Wiener Congresses unterzeichnet haben, mittheilen.

Die Urheber dieses Plans sind überzeugt, daß die Insurrection ein Ende nehmen werde, sobald sie von der definitiven Erklärung der Mächte unterrichtet sei.

Wie dem nun auch sein mag, diese Combination macht in Wien ihren Weg und man versichert, daß viele ausgezeichnete Geister sich derselben schon angeschlossen haben sollen."

Daß wir einem Plane, der mit unsern Ansichten und Wünschen so vollkommen übereinstimmt, unsern ganzen Beifall schenken, versteht sich von selbst. Wir wünschen, daß es der österreichischen Regierung gelingt, denselben zur Annahme zu bringen, denn sie würde dadurch zunächst sich selbst, dann aber auch ganz Europa und vor Allen den Polen einen sehr großen Dienst erzeigen, welche Letztern auf diesem Wege am schnellsten von für sie unheilvollen Illusionen geheilt würden, die dem armen Volke schon so viele edle Söhne geraubt haben.

Die Galvanoplastik.

Nächst der Dampfkraft, der elektro-magnetischen Telegraphie und der Photographie hat kein Zweig der angewandten Physik eine so außerordentliche Bedeutung erlangt, als die Galvanoplastik, auch Elektrotypie, Elektrometallurgie genannt. Wenn der Dampf und die Telegraphie mächtige Hebel des Welt- und Geschäftsverkehrs geworden sind, wenn die Photographie eine bedeutende Umwälzung in der Kunst hervorgerufen und die ausgedehnteste Verbreitung gefunden hat, so stellt die Galvanoplastik der Kunst wie der Gewerbthätigkeit Mittel zur Verfügung, Gegenstände aus Metall zu erzeugen und zu vervielfältigen, von denen man früher keine Ahnung hatte, deren völlige Verwerthung und Ausbeute einen großen Theil der Industrie in neue Bahnen zu leiten und ihm eine äußerst praktische Hilfe zu gewähren geeignet sind. Schon bis jetzt hat die Anwendung der Galvanoplastik zu den glänzendsten Erfolgen geführt, welche die früheren Erwartungen weit übertreffen und unendliche Vortheile bieten, obschon wir uns gestehen müssen, daß wir bei allen bis jetzt erlangten Erfahrungen und Vervollkommnungen noch bei den Anfangsgründen der Kunst stehen und deren gänzliche Ausdehnung und Tragweite noch nicht zu bemessen ist.

Wie schon der Name Galvanoplastik andeutet, besteht diese Kunst darin, mit Hilfe des galvanischen Stromes plastische Arbeiten in Metall herzustellen. Es geschieht dies dadurch, daß man die elektrische Strömung einer galvanischen oder voltaischen Batterie durch eine Metallauflösung gehen läßt und sie zu hineingetauchten metallischen Gegenständen oder metallisirten Formen leitet, wodurch sich das in der Lösung befindliche Metall als feste glänzende Masse auf jene Gegenstände oder Formen niederschlägt, und alle der Strömung freigegebenen Stellen derselben genau nachbildet. Wie sich schon jetzt der Gold- und Silberarbeiter wie der Gürtler dieser Kunst bedient, um Schmucksachen und allerhand andere Dinge entweder in Gold und Silber oder in Metall geringerer Art herzustellen und letztere dann zu vergolden, zu versilbern oder zu bronziren, so benutzt sie der Numismatiker, um seltene Münzen, Medaillen und Siegelabdrücke zu copiren und zwar in äußerster Treue des Originals und erstere auch mit demselben metallischen Aussehen. In größerem Maßstabe wird die Galvanoplastik zur Nachbildung von Gypsreliefs, von Wachsmodellen und anderen zerbrechlichen Originalen in festem Metall verwendet, werden Büsten, Statuen, Vasen und allerhand Geschirre in Metall erzeugt oder solche von verletzbarem Material mit einem Metallüberzuge versehen. Bereits ist man dahin gelangt, Kupferstich- und Stahlstichplatten mit Hilfe galvanoplastischen Verfahrens abzuformen und zu vervielfältigen, von Daguerreotypen geätzte Druckplatten zu erhalten, und trachtet nun auch, die Kunst durch Herstellung von Platten und Stöcken mit erhabener Zeichnung für den Buchdrucker noch besonders nutzbar zu machen. Wie weit die Anwendung der Galvanoplastik noch ausgedehnt werden wird, läßt sich selbst nicht ahnen, da schon gegenwärtig der elektrische Strom benutzt wird, Rohmetalle zu schmelzen, zu läutern, Eisen zu Stahl zu härten und selbst metallische Auflösungen zu bewirken.

Um die Art und Weise der galvanoplastischen Thätigkeit und ihrer Wirkungen verständlich zu machen, ist es nöthig, vorher die physikalischen Grundregeln zu berühren, auf denen die Kunst beruht. Galvanismus oder voltaische Elektricität nennt man bekanntlich jene Art der Erzeugung eines elektrischen Stromes, welche Professor Galvani zu Bologna im Jahre 1790 entdeckte und welche etwa zehn Jahre später von Volta tiefer ergründet wurde. Letzterer erfand dabei jenen Apparat, der unter dem Namen der voltaischen Säule bekannt geworden ist. Er wird durch ein bestimmtes Verbinden von Metallen und Flüssigkeiten gebildet. Befestigt man z. B. ein Stück Zink und ein Stück Kupfer an je einem Ende eines metallischen Drahtes und taucht dann beide Metallstücken in ein Gefäß, in welchem sich Wasser und etwas Schwefelsäure befinden, so entwickelt sich eine elektrische Strömung und man erhält ein einfaches voltaisches Paar in Thätigkeit. Diese Thätigkeit bewirkt die verschiedene chemische Verwandtschaft der Flüssigkeit mit jedem der Metalle. Es hat indeß die Erregungsflüssigkeit mit dem einen Metalle eine größere Verwandtschaft, als mit dem anderen, weshalb man ersteres das positive, letzteres das negative Metall nennt. Als positives Metall

wird fast allgemein das reine oder amalgamirte Zink, als negatives aber Kupfer verwendet, letzteres jedoch auch durch platinisirtes Silber, durch Platina oder andere Metalle, selbst durch Holzkohle ersetzt. Holzkohle ist der einzige nichtmetallische Stoff, welcher sich hierzu eignet. Jede chemische Thätigkeit der angegebenen Art erzeugt eine Störung des elektrischen Gleichgewichts, welche eine bestimmte Richtung annimmt und eine laufende oder strömende Kraft entwickelt. Die Richtung dieser strömenden Kraft bestimmt sich dahin, daß die Electricität vom positiven Metalle oder Pole, dem Zink, aus durch die Flüssigkeit nach dem Kupfer geht und von diesem aus durch den Verbindungs- oder Leitdraht ihren Lauf fortsetzt und zu dem Zink zurückkehrt. Diese feststehende Grundregel ist genau zu merken, da sie namentlich in der Galvanoplastik entscheidend und das maßgebende Princip ist. Unterbricht man die Drahtverbindung, so entsteht auch eine Unterbrechung des elektrischen Stromes und es tritt ein Aufhören der chemischen Thätigkeit ein, soweit solche die elektrische Kraft berührt. Hierauf gründet sich das Momentane oder Fortdauernde der galvanoplastischen oder elektrolytischen Kraft, wie sie durch Dr. Faraday genannt wurde.

Nimmt man eine oder mehrere Batterien oder voltaische Paare (Zink, Flüssigkeit, Kupfer) und läßt man ihre Verbindungsdrähte von Platina in ein Gefäß tauchen, in welchem sich durch Schwefelsäure geschärftes Wasser befindet, so wird das Wasser durch die Elektricität zersetzt. Nach dem am negativen Ende befestigten Drahte hin entwickelt sich Wasserstoffgas, nach dem Drahte am positiven Ende aber Sauerstoff, und zwar zu gleicher Zeit in dem Verhältniß von zwei Theilen Wasserstoffgas auf einen Theil Sauerstoff. Sind jedoch in dem gesäuerten Wasser einige Krystalle von schwefelsaurem Kupfer aufgelöst worden und der elektrische Strom wird hindurchgeleitet, so geschieht zwar die Zersetzung ebenfalls, es wird aber nur Sauerstoff gewonnen, da der Wasserstoff in dem Grade, in welchem er sich vom Wasser trennt, die Stelle des Kupfers einnimmt, welches sich in der Lösung freimacht und sichtbar auf den negativen Draht niederschlägt. Diese Erscheinung kann man so lange fortwirken lassen, bis das ganze Kupfer der Auflösung erschöpft ist. Ersetzt man dagegen den Platinadraht durch einen Kupferdraht, so wird bei der Zersetzung gar kein Gas sichtbar. Auch hier nimmt das Wasserstoffgas die Stelle des freigegebenen Kupfers ein, der Sauerstoff hingegen verbindet sich mit dem Kupfer des Drahtes, um Kupferoxyd zu bilden, dessen Vereinigung mit der Schwefelsäure schwefelsaures Kupferoxyd erzeugt. In dem Grade nun, in welchem durch das Niederschlagen auf den negativen Draht das Kupfer aus der Auflösung gezogen wird, ersetzt sich dieser Verlust vom Kupfer des positiven Drahtes.

Aus diesen Erfahrungen bildet sich die Kunst der Galvanoplastik heraus. Das Verdienst, diese interessante Erscheinung zuerst entdeckt oder vielmehr benutzt zu haben, gebührt den Engländern Jordan und Spencer und dem Professor Jacobi in St. Petersburg. Fast gleichzeitig und getrennt von einander erfanden diese Männer der Wissenschaft das Verfahren, Modelle oder Formen am negativen Drahte zu befestigen und diese in die Lösung zu tauchen, dabei die Batterie so zu veranstalten, daß sich das Metall der Lösung in fester Gestalt auf die eingetauchten Formen niederschlage. Diese Erfindung erregte in der gelehrten Welt großes Aufsehen, fand aber bei allen Forschern und Freunden der Physik und Chemie die willkommenste Aufnahme. Man forschte weiter, suchte, wo es ging, zu vervollkommnen und die Erfindung praktischen Zwecken nutzbar zu machen. Vor Allem galt es, nächst der besten Bereitung der verschiedenen metallischen Lösungen, der leitbarsten und entsprechendsten Formen und der praktischsten Veranstaltung der Apparate, Mittel zu finden, üble Nebenwirkungen zu entfernen, welche einem guten Erzielen des galvanoplastischen Niederschlages hinderlich waren. So hängen sich z. B. Bläschen des Wasserstoffgases, welche sich an der Kupferblatte bilden, an dieselbe an und hindern diese Theile des Kupfers an der unmittelbaren Berührung mit der Flüssigkeit, was eine Schwächung der Kraft zur Folge hat. Eine andere Verminderung der voltaischen Kraft entsteht dadurch, daß sich das aufgelöste Zink mit auf das Kupfer oder die negative Platte niederschlägt, wodurch sich eine Strömung in entgegengesetzter Richtung erzeugt. Das Kupfer selbst wird durch die saure Lösung angegriffen und schlägt auf den Zink nieder, eine locale Thätigkeit herbeifüh-

rend und eine zerstörende Wirkung auf den Zink übend. Besonders mußte es auch darum zu thun sein, die Lösung so lange ergiebig und die Strömung dadurch so ausdauernd zu erhalten, daß man die gewünschte Dicke des Niederschlages erreichen konnte.

Das beste Mittel, die angegebenen Uebelstände zu beseitigen und dadurch ein gutes Resultat des Niederschlages zu gewinnen, ward von Professor Daniell durch Erfindung seiner Batterie mit fortdauernder Wirkung erreicht. Das Niederschlagen des Zinks wird darin durch Anwendung von zweierlei Flüssigkeiten vermieden, welche unter sich durch ein Diaphragma oder poröse Scheidewand getrennt werden. Das Zink wird mit dem gesäuerten Wasser, das Kupfer aber mit einer Auflösung von schwefelsaurem Kupfer in Berührung gebracht, wodurch sich das freigegebene Kupfer statt des Wasserstoffgases auf die negative Platte niederschlägt. Die fortdauernde Wirkung der Batterie erhält man dadurch, daß man den Zink amalgamirt, um ihn vor der chemischen zerstörenden Wirkung der Säure zu bewahren, und die Kupferauflösung durch Krystalle von schwefelsaurem Kupfer speist, um eine Verminderung der Stärke der Lösung zu vermeiden, von Zeit zu Zeit jedoch das gesäuerte Wasser erneuert.

Auf dieses Princip basirend hat man die für die Galvanoplastik nöthigen Apparate, je nach den verschiedenen Zwecken oder der erforderlichen Stärke des elektrischen Stromes verschieden veranstaltet. Sie theilen sich hauptsächlich in zweierlei Einrichtungen: in einfache Apparate mit einfachem Plattenpaare, in welchem die Erregung des elektrischen Stromes und der metallische Niederschlag auf die eingetauchten Formen zugleich stattfindet; und in zusammengesetzte Apparate, in welchem das Erregungsgefäß oder die Batterie von dem Zersetzungsgefäß oder Niederschlagsgefäß getrennt und durch Leitdrähte verbunden ist. Letztere erlauben bei nöthiger größerer Stromstärke die Verbindung mehrerer Plattenpaare und die Erzeugung vieler galvanoplastischer Gegenstände wie Medaillen oder Schmucksachen u. s. w. zu gleicher Zeit.

Beide Arten der Apparate sind unendlich vielfachen Veränderungen unterworfen worden, theils um den sehr verschiedenartigen Vornahmen zu genügen, theils um den mannigfachen Modificationen der Batterien zu entsprechen. Die einfachen Apparate, welche unmittelbar nach der Daniell'schen constanten Batterie construirt sind, bestehen aus einem runden kupfernen Gefäß, in welchem sich innerhalb ein viel schmäleres poröses Cylinderdiaphragma befindet. In dieses Diaphragma, welches das durch Schwefelsäure geschärfte Wasser enthält, kommt ein amalgamirter Zinkstab zu hängen, welcher oben vermittelst einer Druckschraube den Metalldraht festhält, an dessen anderem Ende eine Form in die Kupferlösung eintaucht, womit der Raum zwischen Diaphragma und äußerem Gefäß angefüllt ist. Oberhalb der letzteren Kupferlösung hängt ein Sieb oder durchlöchertes Kästchen, welches die Ergänzungskrystalle von schwefelsaurem Kupfer enthält. Erst nachdem beide inneren Räume mit den beiderlei Lösungen gefüllt sind und der Apparat zur sofortigen Verrichtung der galvanoplastischen Thätigkeit hergerichtet ist, wird die Form in die metallische Lösung hineingehangen und dadurch die sogenannte galvanische Kette geschlossen. Sogleich beginnt vom Zink aus der elektrische Strom und legt sich das in der durchströmten Lösung freiwerdende Kupfer auf die Form, erst in feinen mattglänzenden Atomen, dann sich nach und nach verdickend und zu fester Masse verbindend. Hat der Niederschlag die erforderliche Dicke erreicht, so wird der Draht mit der Form herausgezogen, der Kreislauf unterbrochen und Strömung und Zersetzung hören auf. Die niedergeschlagene Metallmasse löst sich, je nach dem Stoffe oder der Vorbereitung der Form mehr oder minder leicht von dieser los und zeigt eine getreue Abformung des Originals. Wie aber die Erregungsflüssigkeiten und die Metalllösungen für den Niederschlag sehr verschieden sind, so sind auch die Stoffe zum Gefäß dieser einfachen Apparate sehr vielfache. Bald nimmt man Porcellangefäße, bald Gläser, bald irdene Krüge, sie können selbst aus innerlich gut lackirten viereckigen Holzkästen bestehen, welche durch eine dünne poröse Wand von Lindenholz in zwei ungleiche Hälften getheilt sind, von denen die weitere die Metalllösung und die Formen aufnehmen soll, während die schmälere mit einer halbgesättigten Auflösung von Salmiak oder Kochsalz gefüllt und in diese eine mit der Form durch Leitdraht verbundene Zinkplatte gehangen wird.

Die ersten galvanoplastischen Arbeiten wurden sämmtlich mit einfachem Plattenpaare in

einfachem Apparate hergestellt, wie solche noch heutzutage für gewisse Zwecke allein brauchbar sind. Doch schon in der Kindheit der Kunst theilten Professor Jacobi und Mason in London das Verfahren mit, den Apparat aus getrennten Gefäßen bestehen zu lassen, von denen eines die Batterie für sich ausmacht und das andere zur Herstellung galvanoplastischer Arbeiten verwendet wird, welche durch die Verbindung von Leitdrähten zwischen beiden Gefäßen hier ungestörter vor sich gehen. Letzteres, das Zersetzungs- oder Niederschlagsgefäß kann ebenfalls aus jeder beliebigen Masse bestehen, wenn diese nur vor dem Angriff der Säure geschützt ist. Von der Batterie läuft der elektrische Strom an dem einen Leitdrahte in das Zersetzungsgefäß und kehrt von dem anderen Leitdrahte zum Zink der Batterie zurück. Am Ende des Drahtes, welcher vom Kupfer der Batterie ausgeht, hängt eine Kupferplatte, in dieser Vorrichtung gewissermaßen die Stelle der Ergänzungskrystalle ersetzend, am andern Drahte, welcher mit dem Zink in Verbindung steht, hängt die Form. Kupferplatte wie Form oder ein anderer mit Metall zu überziehender Gegenstand befinden sich im Zersetzungstrog gegenüber. Um einen solchen Apparat zu laden, gießt man erst die betreffenden Lösungen, wie oben angegeben, in die Batterie und füllt dann das Zersetzungsgefäß mit der Metalllösung, welche den Niederschlag geben soll, befestigt dann die Drähte in der angeführten Weise und hängt zuletzt die Form der Metallplatte gegenüber in die Metalllösung. Es ist dabei genau darauf zu achten, die Form nicht eher in die Niederschlagsflüssigkeit einzutauchen, als bis der Apparat in der vorgeschriebenen Art ganz vorbereitet ist, den Kreislauf der Strömung sogleich beginnen zu lassen, da sonst die Auflösung chemisch auf die Form wirkt, ehe die Strömung in Gang kommt, und einen schmutzigdunklen Niederschlag darauf ablagert. Diese Art der Apparate gewährt noch den Vortheil, daß man den Zersetzungströgen jede beliebige Gestalt und Größe geben und um mehr galvanische Kraft zu erlangen, zehn, zwanzig und mehr Plattenpaare zur Batterie vereinigen kann.

Die Vereinigung dieser Plattenpaare nach Daniell'scher Weise geschieht dadurch, daß man z. B. bei zehn Paaren zwei aneinanderstoß[illegible] je fünf dicht neben einander, in einem Holzgehäuse befestigt, aufstellt, den Draht vom Kupfer des ersten Paares in den Zersetzungstrog führt, um dort die Kupferplatte daran zu hängen, den Draht vom Zink aber zum Kupfer des zweiten Paares führt, den Draht vom Zink des zweiten Paares zum Kupfer des dritten und so fort, bis der Draht vom Zink des zehnten Paares wieder in den Zersetzungstrog geführt wird, um dort an seinem Ende die Form einzutauchen. Der in allen zehn Paaren erzeugte und fortgeleitete Strom wird demnach die zehnfache Stärke von dem eines Plattenpaares haben.

Außer der Daniell'schen Batterie, wo das äußere von Kupfer geformte Gefäß das negative Metall selbst bildet und ein cylindrisches Diaphragma von porösem Töpferzeug umschließt, in welchem der amalgamirte Zinkstab hängt, während die Lösungen darin die bereits angegebenen (Wasser mit einem Zehntel Schwefelsäure innerhalb und eine gesättigte Auflösung schwefelsauren Kupfers außerhalb des Diaphragma) sind, besitzt man noch zwei besondere Systeme der Erregung des galvanischen Stromes, die Batterie Smee's und die Walker's. Alle anders benannten Batterien sind nur theilweise Abänderungen dieser drei Systeme, besonders des Daniell'schen.

Die chemisch-mechanische Batterie Smee's, wie er sie selbst genannt hat, erfordert nur eine Erregungsflüssigkeit, gesäuertes Wassers. Die dabei verwendeten Metalle sind amalgamirtes Zink und platinisirtes Silber, d. h. Silber, auf welches auf galvanischem Wege Platina als schwarzes Pulver niedergeschlagen worden ist. Dieser Ueberzug erleichtert die Befreiung des Wasserstoffgases, welches mit lautem Gezisch entweicht. In diesen Batterien hängt eine platinisirte Silberplatte zwischen zwei Zinkplatten. Von ersterer geht der Leitungsdraht zur Kupferplatte, von den letzteren der Draht zu den Formen im Zersetzungstroge.

Die platinisirte Graphitbatterie Walker's bietet mancherlei Vortheile, besonders wegen der Wohlfeilheit und der Leichtigkeit, sie herzustellen. Die Batteriegefäße derselben bestehen aus Steinkrügen, welche etwa ein Quart oder eine Pinte halten und, einander gegenüber, schmale Plattenstreifen von platinisirtem Graphit und amalgamirtem Zink umschließen, wobei die letztern in einem mit Quecksilber gefüllten Schuh von Guttapercha stehen.

In diese Krüge wird mehr oder weniger Säurewasser gegossen, je nach dem Gegenstande und dessen Größe, welcher bewerkstelligt werden soll. Eine solche Batterie wird auch dadurch hergestellt, daß man innerhalb des Steinkruges einen Cylinder von Zink anbringt und innerhalb letzteren einen etwas dicken Graphitstab stellt.

Da aber bei mancher galvanoplastischen Vornahme eine der vielfachen Abänderungen des Daniell'schen und Smee'schen Systems verwendet und genannt wird, diese Abänderungen zum Theil auch als besondere Batteriearten gelten, so mögen die hauptsächlichsten derselben hier in Kürze Erwähnungen finden.

Die Grove'sche Batterie besteht aus einer Platinaplatte als negatives Element, und einer dünnen um das Platina gekrümmten Zinkplatte. Beide Metalle trennt ein poröses Diaphragma, welches concentrirte Salpetersäure enthält. Dieses Erregungspaar wird in ein Glasgefäß gestellt, welches mit Schwefelsäure oder verdünnter Hydrochlorsäure gefüllt ist. Diese ziemlich kräftige Batterie hat den Uebelstand, daß das entweichende salpetersaure Gas sehr schädlich beim Einathmen ist und alle metallischen Körper in der Nähe angreift.

Die sogenannte Resterbatterie Smee's verwerthet alle Ueberbleibsel von Zink, welche in anderen Batterien nicht weiter benutzt werden können. Diese Uebereste werden auf den Boden eines Gefäßes gelegt und mit Quecksilber bedeckt, in welches ein von einer Glasröhre umgebener Silberstab taucht, während das Gefäß selbst mit verdünnter Schwefelsäure gefüllt ist. Wie von der Druckschraube oben am Silberstabe der positive Leitungsdraht ausgeht, so hat auch die platinisirte Silberplatte, welche über dem Quecksilber in der Flüssigkeit angebracht ist, eine Druckschraube für den negativen Draht. Diese sinnreiche Batterie kann acht bis zehn Tage und länger noch in Thätigkeit erhalten werden.

Die sehr einfache Wheatstone'sche Batterie besteht aus einem kleinen Gefäße von gebranntem Ton oder Holz, welches mit flüssigem Zinkamalgam gefüllt und in die Mitte eines glasurten viereckigen Gefäßes gestellt wird. Der zwischen ihnen bleibende Raum erhält eine Lösung von schwefelsaurem Kupfer, in welche eine rundgerollte Kupferplatte hineingehangen wird und durch eine kleine Zunge mit dem einen Leitdrahte verbunden ist, indeß der andere in das Amalgam taucht.

Becquerel's Abänderung der Daniell'schen Batterie wird durch ein viereckiges kupfernes Gefäß gebildet, in welchem ein oval geformtes Diaphragma von Segeltuch eine flache Zinkplatte umschließt.

Sturgeon veränderte die Daniell'sche Batterie dahin, daß er statt des Kupfergefäßes ein gußeisernes nahm, im Ganzen aber nur eine schwache Wirkung erzielte.

Rockline und Dr. Schubert in Würzburg benutzen in ihren Batterien statt des Zinkes Eisenblech und Gußeisen.

Professor De la Rive in Genf hat in den aus Zink und Platina gebildeten Batterien die Salpetersäure durch Bleioxyd ersetzt und dadurch die Kraft derselben fast verdoppelt. Doch bleibt die Kraftvermehrung bei der Vereinigung mehrerer Paare zu einer Reihe nicht dieselbe.

Die Kohlenbatterie Bunsen's, welche bei den Fabrikanten viel Lob und Verwendung gefunden hat, ist eine veränderte Grove'sche, in welcher Kohle die Stelle des Platina vertritt. Ein Glasgefäß umschließt hier einen Cylinder von präparirter Kohle, welcher am oberen Theile mit einem Ringe von Zink versehen und durch einen Stab mit dem Leitdrahte verbunden ist. In's Innere dieses Kohlencylinders stellt man ein Diaphragma von unglasurtem Porcellan und hängt in letzteres den amalgamirten Zink, der oben ebenfalls mit dem Drahte in Verbindung steht. Als Erregungsflüssigkeit dient im Glasgefäß Salpetersäure, im Diaphragma gesäuertes Wasser. Sie hat jedoch den Nachtheil, daß schädliche Gase entweichen, und nicht immer constant zu sein.

Einen eigenthümlichen Apparat hat Wynn construirt, in welchem eine darüber angebrachte Fasche ebenso mit verdünnter Schwefelsäure wie das innere Erregungsgefäß gefüllt ist, und dadurch, daß durch eine Vorrichtung das Wasserstoffgas durch den Hals in die Flasche aufsteigt, das gesäuerte Wasser daraus in demselben Maße verdrängt, um die erschöpfte Flüssigkeit im Cylinder zu ersetzen.

Außer diesen genannten Batterien sind nur noch etwa Sorel's Kupfer- und Zinkcylinderbatterie ohne Diaphragma, Spencer's patentirter galvanoplastischer Apparat zur Metalli-

sirung von Statuetten u. a., Mason's Apparat, Fabre de Lagrange's sehr constante Kohlenbatterie, Gros' Batterie zum Vergolden und Versilbern, die Zinkkohlenbatterie Worlée's zu nennen.

Um auf die in den Apparaten nöthigen Gegenstände überzugehen, seien zuerst die Diaphragmen erwähnt. Diese Scheidewände zwischen den zweierlei Erregungsflüssigkeiten können von jedem porösen Material verfertigt werden, sobald dasselbe nur die Strömung nicht hindert und die Flüssigkeiten sich berühren, aber nicht vermischen läßt. Ueber die Wahl des Stoffes dazu und ob dieser oder jener für eine besondere Vornahme der geeignetste sei, herrscht unter den Galvanoplastikern große Meinungsverschiedenheit. Diaphragmen aus dickem, weichem Papier sind sehr leitbar, aber nur für Experimente von kurzer Dauer anwendbar, da sich in ihre entstehenden Falten Metall niederschlägt. Dr. Fau empfiehlt Scheidewände von Segeltuch, aus welchem Feuereimer und Schläuche gefertigt werden, als die wohlfeilsten und noch deswegen, weil sie sich für den Wiedergebrauch leicht reinigen lassen. Für Vornahmen von längerer Dauer findet Walker die Diaphragmen von porösem Töpferzeug oder gebranntem Pfeifenthon rathsam, aber auch solche aus Gyps und weichem Holz werden empfohlen. Gypsscheidewände haben das Mißliche, daß sie leicht zerweichen und zerbrechen. Becquerel schlägt selbst gegerbtes, aber fettfreies Leder zu solchem Zwecke vor und empfiehlt die davon bereiteten Diaphragmen in Salzwasser zu kochen und vor dem Gebrauch nicht trocken werden zu lassen. Endlich macht das Mechanics Magazine auf kupferne Diaphragmen, welche auf der Seite nach der angreifenden Flüssigkeit zu vergoldet oder platinisirt sein müssen und auf solche aus Gußeisen aufmerksam.

Wenn vom Amalgamiren des Zinkes die Rede war, so ist dies bei einer Batterie mit constanter Wirkung deshalb nöthig, weil außer der elektrischen Wirksamkeit, in welche das Zink eintritt, es auch die Säure in chemischer Wirkung angreift. Mag nun erstere Wirksamkeit im Spiele sein oder nicht, die chemische Wirkung dauert fort, so lange Zink und Säure vorhanden sind. Das Amalgamiren geschieht auf die Weise, daß man mit Wasser und Schwefelsäure angefeuchtetes Quecksilber mit einer Bürste so über das Zink verbreitet, daß dessen ganze Oberfläche einen glänzenden Ueberzug von Quecksilber erhält, welches Verfahren man mehrmals wiederholt, bis die Quecksilberschicht das Zink vollständig bedeckt.

Zum Gelingen der galvanoplastischen Arbeiten tragen nicht wenig die gute Herstellung, der Stoff und die aufmerksame Behandlung der Formen bei. Das zu verwendende Material hängt eben so wohl von der Beschaffenheit des abzuformenden Gegenstandes, als auch von dessen Größe und oft selbst von dem Werthe des niederzuschlagenden Metalles ab. Die Wahl des Formenmaterials richtet sich auch besonders noch darnach, ob die Formen nur einmal oder öfterer gebraucht werden sollen. Für kleinere Dinge, wie Münzen, Medaillen, Siegel, Schmucksachen und dergleichen eignet sich am besten leicht schmelzbares Metall, Wachs, Stearin. Man kann solche kleinere Originale auf galvanoplastischem Wege gleich in solidem Metall abformen, es ist dies aber nur in Fällen anzurathen, wo diese Originalmodelle keinen besondern Werth haben und deren mögliche Beschädigung beim Abheben der Form nichts ausmacht. Bei Dingen von irgend welchem Werthe, die man unverletzt zu erhalten wünscht, ist das Abformen in weicheren Stoffen unbedingt nöthig.

Das leicht schmelzbare Metall besteht aus einer Mischung von Wismuth, Zinn und Blei, welche man in gut geschmolzenem Zustande auf eine Marmortafel oder Porcellanplatte ausgießt. Nachdem man diese Mischung noch zweimal geschmolzen, um die verschiedenen Bestandtheile recht mit einander zu vereinen, läßt man nach einem dritten Ausgießen aus geringer Höhe den Gegenstand mit der abzuformenden Seite auf die noch flüssige Mischung fallen. Wenn dies mit einer gewissen Geschicklichkeit geschieht und die Medaille u. s. w. recht kalt gewesen ist, wird sich ein scharfer Abdruck erzeugen und die Form leicht vom Originale ablösen lassen. Stumpfe oder überhaupt undeutliche Formen sind für galvanoplastische Zwecke nicht tauglich.

Will man Formen von weißem Wachs herstellen, so gießt man dies in flüssigem Schmelzzustande über die vorher mit Baumöl bestrichenen Modelle. Wachs oder auch Stearin oder besser noch eine Mischung von Wallrath, Wachs und Schöpstalg wendet man vorzüglich gern zum Abformen von Gyps-

modellen an, da sie ebenfalls jede erhöhte Zeichnung dieses weichen Stoffes wiedergeben. Besonders zu empfehlen sind sie für feine Reliefs und gewähren das Mittel, in fester Metallmasse die schönen Arbeiten nachzubilden, welche oft dem zerbrechlichen und vergänglichen Gyps anvertraut sind.

Für schon einigermaßen größere Gegenstände bereitet man auch Formen von Gyps selbst und werden diese wie andere bekannte Gypsformen hergestellt. Hat das Original tief unterschnittene Stellen, so läßt man die Form aus mehreren Theilen bestehen, die man dann mit einander vereinigt und an den entstehenden Nähten verputzt. Solche Formen müssen nach dem Metallniederschlage zerbrochen werden, um das galvanoplastische Erzeugniß davon zu trennen.

Für Rundkörper oder solche Hautreliefs, welche durch die bis jetzt angegebenen Stoffe sich schwierig abformen lassen würden, eignen sich am besten elastische Formen, welche man aus Theriak und Leim oder aus Gelatine mit etwas Wachs, am vortheilhaftesten aber aus Guttapercha herstellt. Letzterer sehr biegsame Stoff, welcher ein ausgezeichnetes Hilfsmittel der Galvanoplastik bietet, erlaubt nicht nur das Abformen jedes Gegenstandes, sondern läßt auch am leichtesten das niedergeschlagene Metall in der schwierigsten erhobenen Arbeit von der Form trennen.

Da nun außer dem leicht schmelzbaren Metall das Wachs, der Gyps und die Guttapercha, wie alle anderen nichtmetallischen Stoffe nicht leitungsfähig sind und den elektrischen Strom nicht fortzupflanzen vermögen, so muß ihnen diese Eigenschaft verliehen werden. Das einfachste und sicherste Mittel hierzu ist, die nachzubildende Oberfläche solcher Formen mit Wasserblei zu überziehen. Es ist dies das technisch genannte Kohlenstoffeisen oder gekohlte Eisen, welches im Handel unter dem Namen Reißblei, Wasserblei oder Graphit vorkommt. Ein gleichmäßig gutes Anhaften des Metallniederschlages kann auf solche leitbar gemachte Formen nur dann erfolgen, wenn der genannte Leitstoff recht gut auf ihnen vertheilt und gleich stark aufgetragen ist.

Wünscht man Glas leitungsfähig zu machen, um auf dessen Fläche zu chemischen Zwecken Kupfer niederzuschlagen, so setzt man dasselbe den Dämpfen von Flußsäure aus, wodurch es rauh wird, überstreicht es mit Lack und bereibt es dann mit Wasserblei.

Um den Niederschlag allein auf die Form oder den Gegenstand, welcher ihn erhalten soll, zu beschränken, ist es nöthig, alle Theile der Form, welche nicht nachgebildet werden sollen, gut mit Lack oder Firniß zu überziehen, eben so die Befestigungen an den Leitdraht und diesen selbst, so weit er in die Lösung taucht, da während des Stromes das in der Lösung freiwerdende Metall sich auf alle darein getauchte nackte Metallgegenstände niederschlägt. Man bedient sich zu diesem Firnissen gewöhnlich in Weingeist aufgelösten feinen Siegellackes, bei Cyanitauflösungen aber des Wachses und Peches.

Schon ziemlich große Dinge, wie Statuen, galvanoplastisch nachzubilden, hat man schon viele Versuche gemacht und es am besten gefunden, die hohle Form selbst als Zersetzungsgefäß anzuwenden, indem man die Form mit dem Zinkende, eine hineingehangene unauflösliche Metallplatte hingegen mit dem Kupferende der Batterie verband. Den Uebelstand, daß sich bei solchen Vornahmen der Niederschlag ungleichmäßig vertheilte, besiegte das patentirte Verfahren Johnsons. Dieser macht eine hohle Form von Guttapercha, Wachs, Gelatine oder ähnlichem Stoff im Innern leitungsfähig, verbindet sie mit dem Zinkende der Batterie, und bringt innerhalb derselben ein Gestell von Platinadrähten an, welches nach keiner Seite hin die leitende Fläche berührt, aber die Eigenschaft hat, ein sehr gleichmäßiges Vertheilen des Niederschlages zu bewirken, da es mit dem Kupferende der Batterie verbunden ist. Die auf solche Weise vorbereitete Form wird in ein weites Zersetzungsgefäß gebracht, in welchem sich die Lösung von schwefelsaurem Kupfer befindet, und durch hinreichende Reservekrystalle von Kupfersalz vor dem Erschöpfen bewahrt ist. —

Wenn von dem Amalgamiren des Zinkes die Rede war, so ist diese Vornahme, eine Batterie mit fortdauernder Wirkung zu erhalten, deshalb nöthig, weil außer der elektrischen Wirksamkeit, in welche das Zink eintritt, es durch die Säure auch in chemischer Wirkung angegriffen wird. Mag nun die erstere Thätigkeit vor sich gehen oder nicht, die chemische Wirkung dauert so lange fort, als Zink und Säure vorhanden sind. Das Amalgamiren bewerkstelligt man dadurch, daß man Quecksilber in Wasser und Schwefelsäure vermittelst einer Bürste so über das Zink verbreitet, der Oberfläche desselben einen glän-

zenden Ueberzug von Quecksilber zu geben, welches Verfahren mehrmals wiederholt wird, um diesen Ueberzug dicht und gleichmäßig zu machen. Wo es der Apparat und die Gestalt des Zinks erlaubt, läßt man das Zink auch noch mit dem unteren Ende in Quecksilber stehen. —

Der metallische Niederschlag auf die Form wird, je nach der relativen Stellung der Form und der ihr gegenüberstehenden Metallplatte eine verschiedenartige Dicke zeigen. Bei paralleler Stellung beider wird diese Dicke eine ziemlich gleiche sein. Eine gewöhnliche Erscheinung ist die, daß das Kupfer wegen der specifischen Schwere der Schwefelsäure am untern Theile der Form dicker anhaftet, als am obern, da die Schwere der Säure den untern Theil der Lösung leitbarer macht als den obern. Ein gelegentliches Umrühren der Flüssigkeit wird demnach viel zu einem gleichmäßigeren Niederschlag beitragen. Für mancherlei Gegenstände, namentlich solche mit tiefem Relief, ist es zur Erreichung gleichmäßiger Dicke des Niederschlages vortheilhaft, ein flaches Zersetzungsgefäß zu nehmen, und die Form in demselben unten, die Kupferplatte aber über derselben anzubringen. Diese Platte der Form gegenüber hat den Zweck, daß sie sich, wenn durch die galvanische Thätigkeit das Kupfer aus der Lösung auf die Form übertragen wird, auflöst und mit der Schwefelsäure wieder schwefelsaures Kupfer bildet, wodurch die Stärke der Lösung erhalten bleibt. Das Experimentiren mit einem abgesondertem Zersetzungstrog dauert etwas länger, als jenes mit einfachem Apparat; in allen Fällen trägt Anwendung von Wärme viel zu einem schnelleren Niederschlage bei. Kann man die Lösung durch Ofenwärme oder eine Spirituslampe heiß erhalten, so ist die Vornahme eine kurze. Wenn mehrere Formen zugleich in dieselbe Auflösung gehangen werden, so erhalten sie auch in derselben Zeit einen gleich dicken Niederschlag. Man kann aber auch zugleich mehrere Zersetzungsgefäße an einander reihen und sie durch Leitdrähte mit einander verbinden, um mehrere Gegenstände zu gleicher Zeit nachzubilden; nur muß dann im Verhältniß zur Zahl der Gefäße die Stärke der Lösung durch Zugießen von Wasser verringert, die Leitungsfähigkeit jedoch durch Zusatz von Säure vermehrt werden. Je dichter in solchen Fällen Kupferplatten und Formen einander gegenüber gehangen werden, ohne sich zu berühren, desto besser. Das Copiren mehrerer Formen zu gleicher Zeit ist eine große Ersparniß, indem für je eine Unze Kupfer, welche in der Batterie freigegeben wird, sich auf jede Form eine Unze Kupfer niederschlägt, während sich zugleich fast eine Unze Zink verzehrt. Mag man nun eine, zwei oder zwanzig Formen zugleich mit Niederschlag bedecken lassen, immer wird nur dieselbe Menge Zink erforderlich sein.

Wenn eine Form von leicht schmelzbarem Metall beim Eintauchen in die Metalllösung sich sofort mit Kupfer überzieht, so daß sie nicht Zeit hat, naß zu werden, so ist der Niederschlag auf mit Graphit überzogene Formen von nichtmetallischem Stoff kein so augenblicklicher, sondern nur ein allmäliger. Er beginnt zuerst in der Nähe des Leitdrahtes und vertheilt sich nach und nach über die Form. Diese hat Zeit, naß zu werden, und es wird sich beim Abheben des Niederschlages Graphit an demselben anhaftend zeigen, welcher jedoch leicht zu entfernen ist.

Die Behandlung und Regelung des Batterieapparates erfordert Erfahrungen und große Aufmerksamkeit auf die gegenseitigen Verhältnisse. Die Batterie darf weder zu viel noch zu wenig zu thun haben. Ist die Batterie zu groß oder die Kupferplatte im Zersetzungsgefäße zu groß, so wird Wasserstoff mit dem Kupfer freigegeben und der Niederschlag ist dunkles Pulver. Dieselbe Erscheinung zeigt sich, wenn die Lösung im Troge zu viel Säure und zu wenig schwefelsaures Kupfer enthält. Der entgegengesetzte Fall, zu schwache Batterie, zu kleine Platte, zu wenig Säure und zu viel Kupfer, erzeugt einen sehr zerbrechlichen stumpfrothen Niederschlag. Nur wenn in Allem ein richtiges Ebenmaß erzielt ist, erhält man jene glänzende, helle, kupferfarbene Oberfläche der Nachbildung und jenen soliden festen Metallkörper, wie er gewünscht wird.

Obgleich das Kupfer dasjenige Metall ist, welches sich zu galvanoplastischen Vornahmen am besten behandeln läßt, am meisten verwendet wird und gewissermaßen als Norm gilt, daher sich auch zu ersten Versuchen als das praktischste empfiehlt, so erzielt man doch auch schöne und solide Niederschläge von Legirungen, besonders von Messing und von Bronze, aber auch von Gold, Silber und allen andern Metallen. Gold und Silber

werden nur in seltenen Fällen und dann nur bei kleinen Gegenständen zu massiven Nachbildungen verwendet. Gewöhnlicher wird von diesen edlen Metallen auf bereits galvanoplastisch hergestellte Dinge von Kupfer, Messing u. s. w. nur ein schwacher Ueberzug niedergeschlagen, welcher ihnen ein goldiges oder silbernes Ansehen verleiht. Kupfernen Sachen kann man leicht durch Auftragen und Bürsten eines metallischen Pulvers oder durch Wasserblei ein schön bronzenes Ansehen geben.

Die ersten Versuche galvanischer Vergoldung reichen bis in das Jahr 1805 zurück, in welcher Zeit schon Brugnatelli mit Hilfe des elektrischen Stromes silberne Medaillen vergoldete. Diese Versuche scheinen jedoch in jener Zeit nicht ernstlich fortgesetzt worden zu sein, denn die nächst bekannten Vergoldungen auf diesem Wege sind die des Professors de la Rive zu Genf im Jahre 1841.

Die chemische Herstellung der verschiedenen Metalllösungen anzugeben, würde hier zu weit führen, da diese Auflösungen unendlich mannigfaltig sind. Ausführliches darüber findet man in den Lehrbüchern über die Kunst der Galvanoplastik, besonders speciell in dem empfehlenswerthen Werke Walker's, welches von Dr. Fau in Paris mit Zusätzen versehen worden und bereits in zwei deutschen Ausgaben erschienen ist.*) Es konnte sich hier nur darum handeln, einen möglichst verständlichen Ueberblick des Wesens der Galvanoplastik selbst zu geben.

Ein eigenthümliches Instrument, welches beim Vergolden und Versilbern große Dienste zu leisten vermag, ist der von de la Rive erfundene voltaische Condensator, welcher die Eigenschaft besitzt, dem einfachen Plattenpaare einer Batterie die Stärke von zwei oder drei Paaren zu geben und dadurch die nöthige Kraft des Stromes auf Kosten nur eines Aequivalents Zink zu erzeugen. Es zeigt sich nämlich die Erscheinung, daß bei der Wirksamkeit der Batterie, wo der Hauptstrom seine bekannte Richtung läuft, ein zweiter Strom von momentaner Dauer in entgegengesetzter Richtung in den Draht geleitet wird, welcher in dem Augenblicke, wo die Berührung der Leitung unterbrochen wird, seine Richtung ändert und die des ausgesetzten Hauptstromes annimmt. Darauf hin veranstaltete de la Rive eine hundertfache Umwickelung von drei starken Kupferdrähten um einen dazwischen angebrachten weichen Eisenstab und verband diese spindelartige Vorrichtung mit den beiden Enden einer Daniell'schen oder Smee'schen Batterie, diese Verbindung bis in das Gefäß der Gold- oder Silberlösung verlängernd. Die Veranstaltung der Drähte und Spule erhält dadurch die Form einer ∞, in welcher die Batterie zur Rechten, der Zersetzungstrog zur Linken ist. Da sich hierdurch dem elektrischen Strome beim Ausgange aus der Batterie zwei Wege darbieten, einer durch die Spule, der andere durch die Lösung, die Flüssigkeit dem Strome aber mehr Widerstand entgegensetzt, als die Metalldrähte, so wird der größere Theil des Stromes durch die Spule, ein geringerer nur durch die Lösung gehen. Der durch die Spule laufende Strom verwandelt das darin befindliche Eisen in einen Magnet, welcher sogleich ein Stück Eisen an sich zieht, das die Verbindung der Drähte und somit den Hauptstrom aufhebt und so die Strömung allein durch die Lösung führt, dabei aber den secundären Strom in dieselbe Richtung lenkt und mit dem andern vereinigt, worauf beide Ströme durch die Lösung gehen und dadurch die Kraft der Batterie bedeutend verstärken. Da aber bei der Unterbrechung des Hauptstromes in der Spule das Eisen seine magnetische Kraft verliert, so sinkt das Eisenstück wieder und stellt die Drahtverbindung und den Hauptstrom wieder her. Die Erscheinung des Magnetismus und die Unterbrechung wiederholt sich und so geht es fort, unausgesetzt eine momentane secundäre Strömung erzeugend, welche, wie angegeben, mit Vortheil benutzt wird.

Eine andere Vorrichtung, den elektrischen Strom zu regeln und nach Belieben einen größern oder geringern Widerstand in seinen Umlauf zu bringen, ist der Wheatstone'sche Rheostat, welcher ebenfalls bei galvanoplastischen Herstellungen mit großem Nutzen angewendet wird. Er besteht aus einem Cylinder von trocknem Holz, der ungefähr einen Fuß lang und zwei Zoll dick ist und eine schraubenförmige Auskehlung besitzt. In letzterer Vertiefung liegt ein Kupferdraht,

*) Ch. Walker's Galvanoplastik. Deutsch bearbeitet von Dr. C. H. Schmidt. Weimar bei Voigt und Die Galvanoplastik von Ch. Walker, und Dr. J. Fau, frei bearbeitet von L. Thiele. Gotha bei Opetz. (Noch unter der Presse.)

dessen Dicke sich nach der vorzunehmenden Anwendung richtet. Vermittelst eines Drehlings bewegt man den Cylinder um seine Achse, wodurch ein metallischer Schieber, welcher an einer dem Cylinder parallelen Kupferstange gleitet, beständig auf den Draht drückt und ihn, je nach dem Gange der Schraubenwindung vor- oder zurückrückt. Da sowohl die Leitdrähte mit dem Cylinderdrahte als auch mit dem Schieber durch Druckschrauben verbunden sind, verlängert oder verkürzt man den Draht auf diese Weise um so viel, als Umdrehungen gemacht werden. Und indem man dann den Schieber, die Nadel dieses Galvanometers, auf der erforderlichen Stelle erhält, kann man den Strom in dem Grade der gewünschten Stärke so lange man will ohne bemerkbare Veränderung erhalten. —

Wie man schon die Formen beim Eintauchen in die Lösungen rein von Allem halten muß, was den Niederschlag hindern oder ungleich vertheilen würde, so müssen auch solche metallische Oberflächen, welche galvanisch vergoldet oder versilbert werden sollen, höchst aufmerksam vorbereitet und gereinigt werden. Es gibt eine doppelte Weise, Metalle für die Aufnahme anderer Metalle vorzubereiten, der trockne und der nasse Weg. Letzterer gilt als der vorzüglichere, obschon nicht ganz zu vermeiden ist, daß sich in der kurzen Zeit zwischen dem letzten Wasserbade und dem Eintauchen in die Lösung durch die Einwirkung der Luft ein feines Oxydhäutchen bildet. Der nasse Weg besteht in einem Säurebad, um die Oxyde von der Oberfläche des zu überziehenden Metalles zu entfernen, und dann in einem alkalischen Bade, um alles Fettige wegzubringen. Die trockne aber nur selten anwendbare Reinigung geschieht durch Abreiben mit Ziegelmehl, Sand, Glas oder Schmirgelpapier, oder auch mit Bimssteinpulver vermittelst einer Bürste. Ein Auftragen oder Amalgamiren von Quecksilber befördert das Anhaften des Niederschlages und trägt viel zum guten Aussehen der Vergoldung oder Versilberung bei. Man taucht die Gegenstände, nachdem sie gereinigt sind, in eine Lösung von salpetersaurem Quecksilber, wäscht sie dann reichlich in Wasser und reibt sie darauf mit Leder, um das Quecksilber recht gleich zu vertheilen. Dies wiederholt man bis zu völlig guter Bedeckung. Ist das Quecksilber mit dem Leder bloß richtig vertheilt worden, so wird der Niederschlag matt erscheinen; ist jedoch durch längeres Bereiben des Metalles eine glänzende Politur auf demselben entstanden, so wird auch der Niederschlag schön glänzend. Auf diese Art kann man matte und glänzende Vergoldung und Versilberung beliebig erzeugen.

Die matte galvanische Versilberung nimmt an der Luft nach einiger Zeit leicht eine gelbe Farbe an. Diesen unschönen Ton entfernt man dadurch, daß man das Silber mit einer dicken Lage von aufgelöstem Borax bedeckt und es dann einer Hitze aussetzt, welche vermögend ist, den Borax zu calciniren. Hat man es hierauf eine Weile in mit Schwefelsäure geschärftes Wasser getaucht und es dann in reinem Wasser abgewaschen, so erhält man jene schöne weiße Farbe des matten Silbers, welche bei Kunst- und Schmuckartikeln so sehr gesucht ist.

Um dagegen dem Golde das bisweilen vorkommende messingartige Ansehen zu benehmen, und ihm die bekannte glühende Goldfarbe zu geben, überzieht man es mit einer Lage von sogenanntem Glüh- oder Vergoldewachs und erwärmt es so stark, bis es zu rauchen beginnt. Außer der bekannten Anwendung galvanischer Vergoldung für Schmucksachen wird dieselbe fast allgemein jetzt auch zu goldigem Ueberzug an Federn, Weisern und andern Theilen der Uhren benutzt. Ein Herr Perrot hat sogar zu gleicher Zeit alle Theile einer Uhr und zwar in zusammengesetztem Zustande vergoldet, während das Werk im Gange war. Andrerseits hat der Kupferstecher Hamann in Genf einen Ueberzug von Gold statt des Firnißgrundes zu seinen Kupferstichplatten verwendet und auf diesem Goldgrunde seine Zeichnung mit großer Genauigkeit ausgeführt.

Wie man die galvanische Versilberung zur Anfertigung von Daguerreotypplatten verwerthet, so wendet man auch mit gutem Erfolg einen ganz dünnen Niederschlag von Gold an, die Daguerreotypbilder zu schützen und dauernd zu befestigen. Dieser feine Goldüberzug ist ganz durchsichtig und benimmt dem Bilde nichts von seiner Schönheit. Für den Kupferstich ist die Galvanoplastik besonders nutzbar geworden. Man ätzt die gestochenen Platten nicht nur sicherer und besser als in der gewöhnlichen Weise, indem man sie mit dem Firnißgrund an den negativen Leitdraht in den Zersetzungstrog

hängt und dadurch ein schnelles und gleichmäßiges Angreifen des Kupfers bewirkt, wobei man nach Belieben die Platte nachsehen und wieder einhängen kann, sondern man kann auch solche Kupferstichplatten leicht vervielfältigen. In letzterem Falle nimmt die Stichplatte die Stelle der Form ein, wodurch man eine metallene Gegencopie erlangt, welche wieder als Form verwendet, genaue Nachbildungen der ursprünglichen Stichplatte ergibt. Ist die geätzte Gravirung der ursprünglichen Platte eine sehr tiefe und kräftige, so wird auch die Zeichnung auf der Gegencopie sich sehr erhoben darstellen und als Druckstock dienen können. Auf ähnliche Weise stellt man jetzt schon statt der gewöhnlichen weichen Abklatsche solide Druckstöcke in fester Masse dar, welche sich ebensosehr für den Farbendruck auf gewebte Zeuge als auch für den Buchdruck empfehlen. Obgleich diese Verwerthung der Galvanoplastik noch nicht unfehlbare Resultate geliefert hat, ist man doch auf dem besten Wege, sie zu einer höchst werthvollen und praktischen Anwendung für den Buchdruck, den Zeugdruck wie den Stempeldruck auf Leder, Papier u. s. w. zu machen.

An solche Erzeugnisse der sogenannten Galvanographie schließt sich die von Dr. Elsner mitgetheilte Herstellung des galvanoplastischen Niello an, welche den Goldarbeiter, den Kunstschlosser, Kunsttischler u. A. befähigt, auf Metallplatten oder Stücken Zeichnungen von einem andern eingetieften Metall anzubringen, welche bei mattem Aussehen oder glänzender Politur des Ganzen eine kostbare Wirkung hervorbringen. Man kann au; diese Weise Zeichnung von Gold und Silber in Kupfer, Gold und Kupfer in Silber u. s. f. herstellen. Es braucht zu diesem Zwecke die betreffende Grundplatte nur gefirnißt, radirt und geätzt zu werden, worauf man sie an die Stelle der Form in das Zersetzungsgefäß bringt und das Metall, welches die Zeichnung bilden soll, auf das Radirte niederschlagen läßt. Haben sich die Vertiefungen ausgefüllt, so nimmt man die Platte heraus, wäscht sie, spült sie ab und schleift sie, worauf das die vertiefte Radirung ausfüllende Metall die nielloartige Zeichnung darstellt.

Noch war bis vor Kurzem kein Verfahren bekannt, den Stahl sicher und festhaltend zu vergolden. Aber auch dieses Ziel hat Herr Grattom in Cork mit Hilfe des Schwefelcyangolds erreicht, und das nach seiner Methode auf Stahl niedergeschlagene Gold haftet so fest, daß es nur durch Abschaben oder Abfeilen zu beseitigen ist. — Der Niederschlag von Aluminium und Silicium liefert so günstige Erfolge wie der andrer Metalle und wird in Zukunft uns noch besonders schöne Erzeugnisse zuführen. Thon, besonders Pfeifenthon ist das Oxyd des Aluminium, Sand das des Silicium. Beide Metalle sehen silberweiß, haben aber das edle Aussehen des Goldes. — Galvanischer Niederschlag von Zink auf Eisen schützt letzteres vor den Einwirkungen der Atmosphäre. Der galvanische Strom reinigt nicht bloß Erze von fremden Bestandtheilen, wenn er während des Schmelzens im Ofen stark auf dieselben geleitet wird, sondern vermag auch bei mäßiger Hitze einen Stab weichen Eisens in Stahl zu verwandeln.

Um noch einmal das galvanische Aetzen zu berühren, sei noch mitgetheilt, daß Herr Grove ein Verfahren gefunden, Daguerreotypplatten zu ätzen, welches, wenn es auch noch nicht so weit gediehen ist, dem Kupferdrucker völlig brauchbare Platten zu liefern, doch dem Galvanographen hierzu einen Anhalt bietet. Es wird bekanntlich die dunkle Zeichnung dieser Lichtbilder vom Silber des Grundes, die Lichter vom Quecksilber erzeugt. Werden nun solche Platten in eine Lösung gebracht, deren befreiter Stoff auf eines dieser beiden Metalle, aber nicht auf das andre wirkt, oder der Gehalt der Lösung verbindet sich mit dem einen Metall, nicht aber mit dem andern, so erfolgt eine erhöhte oder geätzte Zeichnung.

Eine wunderbare schöne Erscheinung gewinnt man in den sogenannten Metallochromen auf Stahlplatten, wenn man diese in den Zersetzungstrog legt und eine Lösung von essigsaurem Blei dazu gießt. Man befestigt dabei die Stahlplatte an einen Leitdraht, welcher mit dem positiven Ende einer Reihe von drei bis vier Daniell'scher Batterien in Verbindung steht, und läßt den negativen Leitdraht frei, aber mit der Spitze dicht über die Platte, in die Lösung tauchen. Alsbald erscheint unter dieser Drahtspitze auf der Platte ein farbiger Kreis, anfänglich klein, bald aber in Farbenringen von höchster Schönheit vom Mittelpunkte der Platte sich bis an deren Ränder verbreitend. Mit

einem Silberscheine beginnend gehen diese Farbenringe in vielerlei Abstufungen in's Rehfarbene, Violett, Blau, Gelb, Orange, Roth, Bläulichroth zum Grün über, um von da zum Grünorange, Rosaorange, Grünviolett wieder über Grün hinweg in Rothgelb und Carmoisin nach Außen zu verlaufen. Statt farbiger Ringe kann man allerhand andre Figuren erzeugen, wenn man an das Ende des negativen Drahtes ein kleines Kreuz oder anders gestalteten Gegenstand der Platte gegenüber anbringt.

Es bleibt nur noch übrig, der magnetogalvanischen Maschine Erwähnung zu thun, welche zum Vergolden und Versilbern in England benutzt wurde. Da ein Magnet die Eigenschaft besitzt, den elektrischen Strom allen Metallen mitzutheilen, welche sich innerhalb seines Einflusses in Bewegung befinden, so bediente man sich eines kräftigen Hufeisenmagnetes und verfertigte lange Spulen von silberbedecktem Kupferdraht um einen eisernen Kern, welche den magnetischen Polen gegenüber durch eine kleine Dampfmaschine in umdrehende Bewegung gesetzt wurden. Man leitete dabei die Ströme, die an dem Ende des aufgewickelten Drahtes aufgefangen wurden, in den Trog, welcher die Metalllösung enthielt. Dr. Braun, welcher während seines Aufenthaltes in Italien galvanoplastische Formen von den schönsten antiken Sculpturen abgoß, womit später die Herren Elkington galvanoplastische Nachbildungen jener Kunstwerke erzeugten, versuchte auch eine dieser Maschinen in Rom zur Herstellung der erwähnten Formen. Die Maschinen scheinen sich jedoch nicht recht praktisch erwiesen zu haben, denn man hat mehrfach ihre Anwendung wieder aufgegeben.

Es sind gewisse technische Ausdrücke aus dem Verzeichnisse Faraday's in die Kunstsprache der Galvanoplastik aufgenommen worden, welche zwar in vorstehender Abhandlung nicht angewendet, oft aber in andern Artikeln über den gleichen Gegenstand zu finden sind. Damit sie dort von den Lesern richtig verstanden werden, möge hier deren Deutung folgen.

Elektroden, nach Ampère auch Rheophoren, sind die Leitungsdrähte.

Anode, Leitungsdraht, in dem der elektrische Strom ausgeht,

Kathode, Leitungsdraht, durch welchen der Strom in die Batterie zurückkehrt.

Anion, das Element, welches sich nach der Anode begibt,

Kation, das Element, welches sich nach der Kathode zieht.

Elektrolyt, der Körper, welcher der Zersetzung unterworfen ist. Schwefelsaures Kupfer z. B. ist ein Elektrolyt, und ist es der galvanischen Wirkung ausgesetzt, so wird es elektrolysirt. —

Wie jede neue Erscheinung, welche einflußreich in Kunst oder Gewerbe eingreift, in Deutschland einen guten Boden findet und von Deutschen bis in die geringsten Einzelheiten ergründet und für praktische solide Anwendung tauglich gemacht wird, so auch die Galvanoplastik. Wenn England und Frankreich viele hervorragende Namen nennen können, welche sich mit Ernst und Eifer dem Studium und der Vervollkommnung dieser Kunst hingegeben haben, so kann dies Deutschland mit gleichem Rechte, da schon einer der Erfinder, Prof. Jacobi, ein Deutscher war und wohl die Mehrzahl der deutschen Physiker und Chemiker die Bedeutung der Galvanoplastik durch ernste Forschungen gewürdigt, eine bedeutend größere Anzahl Industrieller aber ihre Vortheile praktisch zu benutzen und, soweit dies bis jetzt möglich war, auch auszubeuten gewußt haben. Fast jeder Tag bringt uns neue Belege von der ungewöhnlich mannigfaltigen Anwendbarkeit des galvanoplastischen Bildens und neue Erfahrungen über die Ausdehnung der Kunst; in England und Frankreich sind die Patente auf neue Erfindungen in derselben zu Hunderten angewachsen, ohne an der Theorie, der wissenschaftlichen Grundlage, etwas zu ändern, da sie nur unbedeutende Abänderungen der Apparate, neue Lösungen, neue Anwendungen zum Gegenstand haben; und wenn auch in Deutschland mehrere Patente genommen wurden, so bezeugen doch unsre Gewerbszeitschriften, wie uneigennützig deutsche Gelehrte und Industrielle gemachte Wahrnehmungen und praktische Erfolge der Oeffentlichkeit übergeben.

Major Beitzke.

Die Stätte seiner Heimath und die eigenen Jugendeindrücke haben den Geschichtschreiber der deutschen Freiheitskriege zu diesem seinem gefeierten Werke gleichsam prädestinirt. Hein-

rich Ludwig Beitzke wurde am 15. Februar 1798 zu Muttrin, einem Flecken des Belgarder Kreises in Pommern, geboren, wo sein Vater Pastor war. Früh verwaist, denn sein Vater starb schon 1803, kam Heinrich, der jüngste von fünf Brüdern, 1811 auf die Realschule zu Kolberg, nach jener Stadt, welche inmitten der allgemeinen Misere, der Feigheit und des Verraths, die auf eine so abschreckende Weise bei dem Zusammenbruch des preußischen Staates nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt in die Erscheinung traten, ein erhebendes, leuchtendes Vorbild gegeben hatte. Von Gneisenau und Nettelbeck war in Kolberg die Ehre der preußischen Waffen und die Ehre des preußischen Bürgerthums unter den heldenmüthigsten Anstrengungen und zahllosen patriotischen Opfern bethätigt und gerettet worden; in Kolberg und in der nächsten Nachbarschaft hatte der kühne und verwegene Volksheld Schill die Berühmtheit seines Namens erworben. Das Andenken an diese jüngste ruhmvolle Vergangenheit lebte in ganzer Kraft zu der Zeit in der Stadt fort, als Beitzke ihre Schule bezog; in ganzer, ungeschwächter Kraft war in Kolberg der patriotische Geist lebendig, das stolze Selbstbewußtsein, daß in den Mauern dieser Stadt der allgemeinen Erschlaffung und Versumpfung gegenüber das erste Beispiel gegeben worden, wie die wahre Macht eines Staates nicht in einem aus aller Herren Länder zusammengerafften Söldnerheere, sondern in der Tüchtigkeit und in dem Adel der Gesinnung zu suchen ist, welche das Volk selbst erfüllt und beseelt. Eben deshalb begreift sich auch leicht, daß in dieser entlegenen Gegend der preußischen Vendée, die sonst nach sehr anderer Richtung hin nicht mit Unrecht berufen genug ist, die zeitgemäßen und liberalen Reformen die begeistertste Aufnahme fanden, durch welche die Stein, Schoen, Hardenberg den zertrümmerten Feudalstaat auf modernen und humanen Grundlagen aufzurichten bemüht waren.

An der Quelle selbst, in unmittelbarster Nähe und aus eigener Anschauung hatte Beitzke als Knabe, mithin in einer Zeit, in welcher empfangene Eindrücke unauslöschbar fest zu haften pflegen, den Geist kennen gelernt, der 1813 den Volkskampf und die Volksarmee ermöglichte, mit welchem der deutsche Freiheitskrieg geführt worden ist. Nicht die Garden, seine Lieblinge, die König Friedrich Wilhelm III. nur auf einen Augenblick in das Gefecht führen ließ, um diesen oder jenen Prinzen des königlichen Hauses mit dem Nimbus des Pulverrauches auszustatten, nicht die Linienregimenter mit ihren Officieren aus den Cadettenhäusern, sondern die improvisirte Armee des Volkes, die Landwehr, welche die lorbeergekrönten Soldaten des Empire fast überall geschlagen, hat sich in diesem Kriege als die Säule und Seele des Staates ausgewiesen, und darum sind bis auf die heutige Stunde, wo — Dank den Roon'schen Reorganisationsplänen! — von der herrlichen und bewährten Institution der Landwehr kaum etwas anderes übrig geblieben ist, als der todte Namen auf dem Papiere, darum sind die Thaten der Landwehr in dem Befreiunskriege und ist sie selbst dem Volke so ewig denkwürdig und theuer als ein heiliges Vermächtniß, das die Väter mit ihrem Blute erkauft haben.

Seine körperliche Entwicklung erlaubte es Beitzke erst im Frühjahr 1815 nach der Rückkehr Napoleon's von Elba, in die Armee einzutreten. Als freiwilliger Jäger im Füsilirbataillon des ersten pommer'schen Regiments kam er zu dem Corps, welches unter dem Prinzen August von Preußen gegen die französischen Nordfestungen operirte. Er nahm Theil an der Belagerung und Eroberung von Maubeuge und Philippeville. Noch auf französischem Boden war er im September 1815 als Portepee-Fähnrich dem vierten pommer'schen Infanterieregiment überwiesen worden. Das Officierspatent, die Ernennung zum Secondelieutenant, brachte ihm erst das Jahr 1818, nachdem er zuvor in Mainz und Kolberg in Garnison gestanden, und auf Kriegsschulen den Umfang seiner Kenntnisse erweitert hatte. Das Avancement ging damals sehr langsam von statten. Man hatte eine übergroße Anzahl Officiere aus dem Kriege in den Frieden überkommen; die Lasten des stehenden Heeres forderten nach der übermäßigen Anspannung während der Kriegsjahre gebieterisch ihre Verminderung, und übel oder wohl mußte man sich dem System finanzieller Sparsamkeit accommodiren. Die Anerkennung kann und soll übrigens dem Könige Friedrich Wilhelm III. nicht vorenthalten werden, daß derselbe, obschon nach den erblichen Familientraditionen der Hohenzollern ein enthusiastischer Liebhaber von möglichst zahlreichen und möglichst wohl-

gedrillten Garnisons- und Paraderegimentern, seine Neigungen nach dem gebotenen Maße beschränkte, und zum Beispiel, in Parenthese sei es bemerkt, seine Forderung einer dreijährigen Präsenzzeit bei den Fahnen fallen ließ, als der Finanzminister nicht des constitutionellen, sondern des absoluten Königs die durch eine solche Maßregel hervorgerufene Ueberbürdung der Steuerkraft des Landes als Abwehr gegen das Project hervorhob.

Gleich vielen Andern, welche Zeugen und Mitkämpfer der großartigen Erhebung gewesen, durch welche das preußische Volk die Schmach und den Schimpf von seinem Namen abgewaschen, welche das Junker- und Söldnerheer mit dem Tilsiter Frieden über das Vaterland gebracht, hatte Beitzke lange Jahre zu warten, bis er eine höhere Sprosse auf der Leiter der militärischen Hierarchie erkletterte. In Folge der gediegenen Kenntnisse, die er sich erworben, war der Secondelieutenant als Lehrer an die allgemeine Kriegsschule commandirt worden; von 1823 bis 1827 beschäftigte man ihn mit Arbeiten im topographischen Bureau, worauf er als Lehrer der Geographie an die vierte Divisionsschule in Stargard versetzt wurde. In dieser Eigenschaft unternahm er 1832 und 1835 zu wissenschaftlichen Zwecken zwei Reisen nach Süddeutschland und den Alpenländern, doch ist nachmals von dem großen geographischen Werke, welches sich als Resultat der Reisen ergeben sollte, nur ein Fragment über die Alpen erschienen. Nach vierundzwanzigjähriger Dienstzeit, im Jahre 1839, wurde ihm der Hauptmannsrang und eine Compagnie, doch die höheren Regionen, die Carriere der Stabsofficiere blieb ihm verschlossen — sicher nicht aus dem Grunde, weil er zu wenig wissenschaftliche und Fachkenntnisse besaß. Alles Andere eher. Der Hauptmann Beitzke, der sich noch gegenwärtig, fast zwanzig Jahre später, körperlich und geistig einer Rüstigkeit und Frische erfreut, die ihm erlauben würde, sofort wieder in das Feld zu ziehen, ward 1845 als Major pensionirt. Es gibt eben in Preußen kein Gesetz, welches die Pensionirung der Officiere regelte; die Machtvollkommenheit des höchsten Kriegsherrn auch in diesem Punkte, oder vielmehr derjenigen, die in seinem Namen die Sache entscheiden, ist eine unbeschränkte. Das verhängnißvolle „außer Dienst" erschallt, und die Fonds der Pensionscasse sehen sich durch eine Mehrforderung in Anspruch genommen. Die angedeuteten Verhältnisse wollen festgehalten sein, um für die räthselhafte Thatsache eine Lösung zu finden, daß trotz der zahlreichen und tüchtigen Contingente, welche der Bürgerstand dem Officiercorps der preußischen Armee stellt, die Stellen der Stabsofficiere sich fast ausschließlich in den Händen des Adels befinden.

Der siebenundvierzigjährige Titularmajor außer Dienst hatte Muße vollauf und, eben erst auf die Mittagshöhe seiner Lebenskraft angelangt, Lebenskraft die Fülle, um die Muße zu verwerthen. Um nach der üblichen Art vieler Standesgenossen, die ein ähnliches Schicksal betroffen, mit Hunden und Jagd, oder bei der Flasche und mit der Karte die Pension im dolce far niente klein zu bekommen, dazu besaß Beitzke weder die glückliche Organisation des Temperaments noch den erforderlichen Grad von eigenthümlicher Bildung. Er begab sich nach Cöslin, und begann hier die Ausarbeitung seiner Geschichte des Befreiungskrieges von 1813 und 1814. Wenn Jemand, war Beitzke für dieses Unternehmen befähigt. Auf die Erinnerungen seiner Jugend ist schon hingewiesen worden; ernste und gewissenhafte Studien ließen ihn das einschlagende Material vollkommen beherrschen; der volksthümliche Sinn war ihm während seiner militärischen Dienstzeit nicht abhanden gekommen. Mit eigenen Augen hatte er den begeisterten, heroischen Aufschwung des Volkes geschaut, persönlich an den kriegerischen Operationen Theil genommen; es konnte nicht fehlen, seine Arbeit mußte eine gediegene Leistung werden. Als eine solche ist sie denn auch sowohl nach der militärischen als nach der geschichtlichen Seite hin von Freund wie Feind anerkannt worden. Obschon uns eben erst ein halbes Jahrhundert von jener großen Zeit trennt, scheint doch die Erinnerung an dieselbe und an die Lehren, welche die Ereignisse der Epoche so beredt predigen, bereits an vielen Orten verblaßt und verwischt, es sind von höfischen und nach Höfen schielenden Geschichtschreibern die Menschen und Dinge jener Epoche vielfach in einem so falschen und verdrehten Lichte dargestellt worden, als wäre der ureigene und freiwillige Impuls, den sich damals das Volk selbst zur Befreiung von der Fremdherrschaft gab und zur Wiederherstellung seiner Ehre, der einfache Ausfluß des könig-

lichen Willens gewesen, der den bekannten Aufruf an sein Volk erlassen, während doch notorisch umgekehrt die nicht mehr zurückzudämmende Begeisterung des Volkes den zaghaft und unschlüssig hin- und herschwankenden König sehr wider dessen Willen und Neigung zwang, der Bewegung nachträglich zu folgen: so daß eine unverfälschte und aufrichtige Schilderung, eine Darstellung jener Begebenheiten, welche weder nach Links noch nach Rechts blinzelt, welche sehr unbekümmert um den etwaigen Anstoß, den es hier oder dort erregen könnte, wenn ehrlich und gewissenhaft die Dinge bei dem rechten Namen genannt und die Verhältnisse ohne Schönfärberei und ohne Liebäugeln mit dieser Tendenz oder jenem Princip auseinandergesetzt werden, leicht begreiflich ihren hohen Werth haben muß. Dazu kommt, daß Beitzke neben seinem historischen Wahrheitssinn und der unbeirrbaren Gerechtigkeitsliebe einen viel zu erleuchteten Blick besitzt, um in seinem lebensfrischen und farbenreichen Buche sich engherzig in einem specifischen preußischen Particularismus zu gefallen; jene Erhebung war keine ausschließlich preußische, sie war eine Erhebung des deutschen Volkes, und von dem Stand- und Gesichtspunkte aus versteht sie Beitzke zu würdigen. Von dem Berliner Magistrat ist jüngst bei Gelegenheit der officiellen fünfzigjährigen Feier der Erhebung wider die Fremdherrschaft ein nicht unbeträchtlicher Preis auf das populärste Buch über jene Ereignisse ausgesetzt worden, das noch geschrieben werden soll. Die Preisconcurrenz erscheint völlig müßig, denn das populäre Geschichtswerk, wie es die Preisconcurrenz in das Auge faßt, liegt bereits mit der grade nach der populären Seite hin unübertrefflichen Arbeit von Beitzke vor. Um es gleich hier zu erwähnen, unser Autor hat später noch zwei andere achtbare Studien, ergänzende Werke zu seiner Geschichte des Befreiungskrieges veröffentlicht, eine Geschichte des russischen Feldzuges von 1812 und eine Geschichte des Feldzuges von 1815.

Besser als die Communalbehörde der preußischen Residenz, für welche, wie bemerkt, Beitzke's populäres Geschichtswerk gar nicht vorhanden gewesen zu sein scheint, haben seine Mitbürger in Cöslin für die bedeutende Leistung zu danken gewußt. Als nach dem Fall des Ministeriums Manteuffel-Westphalen die illoyale und gesetzwidrige Beeinflussung der Wahlfreiheit Seitens des Gouvernements fortfiel, wurde Beitzke im Herbst 1858 für das Abgeordnetenhaus gewählt, und er hat seitdem dem letztern in allen folgenden Legislaturperioden angehört. Während der Diät von 1858—61 gehörte er zu der großen Phalanx der liberalen Partei, deren Verderben die Führerschaft Vincke's werden sollte; seit der Sprengung der Fraction zu Anfang des Jahres 1862 trat Beitzke, wie von ihm nicht anders erwartet werden konnte, zur Fortschrittspartei über. Durch oratorische Talente zu glänzen, ist ihm nicht beschieden, und auch für die Commissionsarbeiten können seine Fähigkeiten und Kenntnisse nur innerhalb einer bestimmten Sphäre verwerthet werden, dennoch war ihm ein sehr bemerkenswerther und hervorragender Einfluß in dem Kreise der Abgeordneten vorbehalten, eben weil das Gebiet, welches Beitzke als seine Domäne ansehen und auf dem er als competente Autorität betrachtet werden durfte, in den parlamentarischen Sessionen, denen er beiwohnte, von Seiten der Regierung über Gebühr und vor Allem betont wurde.

Daß um 1860 die Erinnerungen an 1813 wirklich an verschiedenen Stellen — wenngleich nicht im Bewußtsein des Volkes! — völlig verblaßt und verwischt waren, bewies sehr deutlich und schlagend das in jenem Jahre zum ersten Male auftauchende Project der Militärreorganisation. Die im Freiheitskriege geschaffene und bewährte Landwehr bot dem preußischen Staate ein Volksheer, geeignet, die schlecht begrenzten Territorien der Monarchie zu vertheidigen, geeignet, derselben alle Mittel zu verschaffen, eine ehrenvolle Stellung zu behaupten, und war dennoch dazu angethan, die Lasten eines stehenden Heeres zu vermindern. Aber der Landwehr klebte in den Augen Derer, welche sich für die Paragraphen des Exercierreglements wie für ein Evangelium, für einen gelben oder schwarzen Hosenbesatz statt des rothen oder weißen, für das Aufhauen des Gewehrkolbens an die linke Seite des Körpers statt an die rechte, für solche und ähnliche hochwichtige Fragen enthusiastisch zu begeistern vermögen, der Makel an, daß der Parademarsch der Landwehr an das Ideal der militärischen Ausbildung drahtpuppiger Garden nicht heranreichte; der Landwehr klebte weiter in den Augen Derer, auf welche

sich der junkerliche Officiersdünkel der ruinirten preußischen Armee von 1806 vererbt hatte und die in den Officierspatenten, zumal der höheren Chargen, ein Monopol für die eigenen nachgeborenen Söhne zu haben vermeinten, der Makel an, daß die Landwehr trotz der tiefen Schnitte, die man seit Jahrzehnten in ihr Fleisch gethan, immer noch eine gewisse Selbständigkeit besaß, daß ihre Subalternofficiere — denn die höheren Chefs bis herunter auf die Mehrzahl der Compagnieführer wurden nach den neueren Bestimmungen aus der Linie genommen — nicht den exclusiven Charakter der Linienofficiere zeigten, mit einem Wort, der Makel, daß die Landwehr, Dank der unverwüstlichen Gesundheit ihrer ursprünglichen Organisation, immer noch etwas von dem Charakter eines Volksheeres an sich trug. Dem Namen nach ließ die Roon'sche Militärreorganisation das Institut der Landwehr bestehen, aber es ist ein Verdienst grade von Beitzke, daß er zuerst in einem gediegenen Exposé, welches er als Mitglied der Militärcommission verfaßte, mit Schärfe den Nachweis lieferte, wie die intendirte Reorganisation die Landwehr wirklich und thatsächlich aufhebe: „Wenn von Seiten der Regierung noch von einer Landwehr, sogar ersten und zweiten Aufgebots, die Rede ist, so dürfte eine solche, wenn die neue Formation bleibt, schwerlich jemals in's Leben treten. Die Mobilmachung der Linie erfordert nach dem neuen Plan ohne die Ersatztruppen 340,000 Mann, mit den Ersatztruppen über 400,000 Mann. Wo nähme Preußen wohl die Mittel her, über diese Zahl hinaus, die es immer vollzählig erhalten müßte, noch Truppen als Landwehr zu bewaffnen, zu bekleiden, zu besolden?" Nicht etwa fertig und gerüstet mit Schild und Speer, wie die Minerva aus dem Haupte Jupiter's, sprang die Militärreorganisation aus dem Militärcabinet hervor; diese Geburt trat vielmehr verschämt und sehr bescheiden, noch überdies von den Vätern, oder doch von denjenigen, welche vor den Abgeordneten die Vaterschaft der Vorlage übernehmen mußten, durch ein Zurückziehen des ersten, ursprünglichen Entwurfes schmählich verleugnet, im Jahre 1860 an die Landesvertretung kaum erkennbar in ihrem Wesen, als provisorische Kriegsbereitschaft, für welche auf ein Jahr — nicht auf die Dauer! — ein Zuschuß von neun Millionen erforderlich sei. Mit Speck fängt man Mäuse. Beitzke gehörte schon damals zu der Opposition gegen die Vorlage, doch votirte er mit der Majorität die begehrten neun Millionen. Was ein Blinder voraussehen mußte, war inzwischen geschehen, als die gefügige Fraction Vincke sich 1861 wieder beisammen sah. Die vollendete Thatsache der Armeereform lag fertig vor; von einem Provisorium, von einer Kriegsbereitschaft war nicht weiter die Rede, sondern von einer definitiven und bleibenden Militärreorganisation. Ein Militärgesetz legte das angeblich liberale und angeblich verfassungsmäßige Ministerium gar nicht vor; die Herren der neuen Aera forderten einfach und erhielten das geforderte Geld von der Fraction Vincke. Ihr Gewissen beschwichtigte die Majorität durch die geniale Erfindung des Extraordinariums. Dem aus den Neuwahlen im Spätherbst hervorgegangenen Abgeordnetenhause, welches Anfangs 1862 tagte, fiel die Ordnung und Lösung der heillosen Verwirrung, welche die absolute Willfährigkeit der Fraction Vincke in der Militärfrage angestiftet hatte, als unwillkommene Erbschaft zu. Die Hagen'schen Anträge auf Specialisirung der Etats hatten wesentlich die Regulirung und Controle des Militäretats im Auge. Die Kammerauflösung und der Ministerwechsel im März 1862 veränderten nicht die Majorität des Hauses; die Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeiten im Mai 1862 führte zu keiner Verständigung, obschon die Militärcommission unter v. Bockum-Dolffs, deren Mitglied Beitzke natürlich auch war, eine solche durch die Sonderung zwischen Ordinarium und Extraordinarium im Militäretat anstrebte. Der Minister v. d. Heydt erklärte, die für die Militärreorganisation geleisteten Ausgaben seien von dem Ministerium bona fide gemacht; als der Beschluß des Hauses die Positionen für die Reorganisation ausdrücklich gestrichen, so daß eine derartige jesuititische Reservation ferner unmöglich, trat v. d. Heydt aus dem Cabinet, und überließ Herrn von Bismark den Vorsitz in demselben. In der Session von 1863 konnte und sollte es vielleicht zu einer Verständigung über die nunmehr vom Kriegsminister eingebrachte Militärnovelle nicht kommen, welche die sämmtlichen Grundlagen und Grundgedanken der Reorganisation, bis in die äußersten Consequenzen hinein, stricte auf-

recht erhielt; während der Berathung der Novelle erfolgte der Schluß der Session auf eine sehr äußere, vielbesprochene Veranlassung, welche einer Etikettefrage entnommen war. Wieder wird wie in dem Vorjahre in Preußen ohne ein Etatgesetz gewirthschaftet, und wiederum kann man trotz der Zustände, die ein entsprechendes Analogon in keinem constitutionellen Staate der Welt haben, von dem Ministerium Bismark hören, dasselbe regiere durchaus constitutionell und die Verfassung sei nicht verletzt. Die Minister selbst sagen es und auch ihre aus dem Staatssäckel bezahlten Preßorgane versichern, der Ansicht zu sein.

Es leuchtet ein, daß bei der einschneidenden Wichtigkeit der Militärfrage ein freisinniger Fachmilitär wie Beitzke der Fortschrittspartei nicht bloß, sondern dem ganzen Hause ein sehr erwünschtes Mitglied sein mußte. Er gehörte zu den wenigen Militärs, denen ein Wahlkreis sein Mandat anvertraut hatte, und welche, wie General Stavenhagen und Baron von Vaerst, entschiedene Gegner der Roon'schen Reformen, die gediegensten Fachkenntnisse zur gründlichen Erörterung der technischen Seite der Militärfrage mitbrachten. Beitzke ist in dem schon erwähnten Memoire mit lebhaftem Nachdruck für die Erhaltung der Landwehr eingetreten: „Bei dem reinen Liniensystem werden wir wegen der Kostspieligkeit derselben bald auf die Mittel zurückgebracht sein, die eine nicht reiche Bevölkerung von achtzehn Millionen gewährt; nur bei der starken Reservestellung durch die Landwehr, wodurch unsere Mittel geschont werden, nähern wir uns der Macht der großen Reiche Europa's an. Wir müssen die jetzt reponirten, aber durch drei glorreiche blutige Feldzüge wohlverdienten Fahnen und Standarten der Landwehr wieder hervorholen und unsere Landwehren wieder formiren; dagegen können die neuen ganz jungfräulichen Paniere der reorganisirten Regimenter reponirt werden." — Das ist der leitende rothe Faden, der sich durch sein ausführliches technisches Gutachten hindurchzieht.

Albert von Carlowitz.

Für Heraldiker und Genealogen hat die Geschichte des Hauses Carlowitz unfehlbar viel Anziehendes. Die Familie leitet ihren Ursprung von dem Herzog von Durazzo, einem Sohne Karl Anjou's ab, der von Papstes Gnaden König von Neapel wurde und den letzten Hohenstaufen Conradin hinrichten ließ. Wie die Carlowitz aus Italien nach Ungarn gekommen sind, ist unbekannt; dort saßen sie bis zum Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, dann siedelten sie nach Deutschland über, und namentlich lagen ihre neuerworbenen Besitzungen im Sächsischen. Die Geschichte nennt einen Carlowitz, der als Feldhauptmann in der Schlacht bei Aussig gegen die Hussiten fiel, und einen andern, der um 1550 Bischof von Meißen war. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges theilte sich das Geschlecht in die beiden Linien Kreischa und Rabenstein, die sich nachmals wieder in verschiedene Kreise spalteten. Albert von Carlowitz, der preußische Abgeordnete, mit dem diese Zeilen sich beschäftigen, ging aus der Linie Kreischa hervor. Am 1. April 1802 zu Freiberg als Sohn des spätern königlichen sächsischen Staatsministers Hans Georg von Carlowitz geboren, besuchte er die Fürstenschulen zu Meißen und Grimma, und bezog mit achtzehn Jahren die Universität Leipzig, um hier die Jurisprudenz zu studiren. Zur Verwaltung übergetreten, ward er 1828 Regierungsreferendar zu Dresden. Zwei Jahre später wählte ihn die Meißen'sche Ritterschaft zu ihrem Mitdirector, und in dieser Eigenschaft wurde er Mitglied der sächsischen Stände. Aristokrat ebensowohl nach seiner Gesinnung wie nach seiner Geburt, hat Carlowitz in der sächsischen Ständeversammlung eine dem entsprechende Stellung eingenommen. Freilich hatte seine Aristokratie nichts gemein mit dem üblichen Junkerübermuth, der so häufig auf eine abschreckende und widerliche Weise bei vielen Edelleuten in die Erscheinung tritt, welche durch Geburt und sociale Lebensstellung begünstigt, von der Sprosse auf der Leiter der Civilbureaukratie oder der Militärhierarchie, auf welche sie mehr der Zufall der Geburt, als das eigene Verdienst und die eigene Tüchtigkeit gestellt hat, mit anmaßendem Dünkel auf die misera contribuens plebs herabsehen. Albert von Carlowitz war ein Aristokrat, ein Aristokrat vom Wirbel bis zur Zehe, aber ein Aristokrat in dem bessern, edlern Sinne des Worts. Nach ihm hatte der Adel eine stolze Mittelstellung zwischen Krone und Volk einzunehmen, sich ebenso unabhängig und selbständig nach Oben wie nach Unten hin zu verhalten. Ein Ruf des

Herzogs berief ihn 1832 nach Gotha, wo er als Regierungsrath die Geschäfte des Ländchens leitete. Das vielfach Beengende und Beschränkte des Wirkungskreises konnte seiner rastlos thätigen und strebenden Natur, seinem mehr auf das Große und Ganze, als auf das Detail gerichteten Blick auf die Dauer wenig behagen; es kam ihm durchaus erwünscht, daß 1833, als der erste constitutionelle Landtag nach der neuen Verfassung in Sachsen zusammentrat, das fürstliche Haus Schoenburg, in dessen Gebiet seine Familiengüter lagen, ihn zum Abgeordneten erwählte. Die Stellung in Gotha ward zum lebhaften Bedauern des Herzogs quittirt. In der zweiten sächsischen Kammer gehörte er zu den entschiedensten Aristokraten, mit Eifer für die Privatrechte seiner Standesgenossen kämpfend, aber gleichzeitig auch mit der nämlichen Energie und mit dem nämlichen Nachdruck gegen die Regierung auftretend, wo und wenn ihm deren Maßregeln mit der beschworenen Verfassung und mit den Rechten der Landesvertretung nicht im Einklange sich zu befinden schienen. 1836 nahm er wieder eine Anstellung im königlich sächsischen Staatsdienste an; er wurde als Regierungsrath nach Zwickau geschickt. Als 1843 sein Vater starb und ihm die Herrschaft Oberschönau zufiel, zog er sich nach diesem Gute, gleichsam nach seinem Tusculanum zurück; classische Studien allein beschäftigten ihn außer der Landwirthschaft. Aus dieser Zeit datirt von ihm eine metrische Uebersetzung der Ilias. In Folge der Erbschaft erreichte sein Einkommen den für die erste Kammer vorgeschriebenen Census von 4000 Thalern; 1845 trat er zum ersten Mal in diese Körperschaft. Das Vertrauen des Königs ernannte ihn zum Präsidenten der ersten Kammer, eine Stellung, in welcher er nicht ohne Erfolg vor Allem beflissen war, die überaus schroffe Stellung zu mildern und auszugleichen, welche damals zwischen der sehr liberalen zweiten und der sehr aristokratischen ersten Kammer bestand. Die Unabhängigkeit seiner Gesinnung und seines Charakters bethätigte er durch eine kräftige Opposition, welche er, fast der Einzige unter allen seinen Standesgenossen, dem Ministerium in zwei wichtigen Fragen machte; er schloß sich der Beschwerde des sächsischen Landtages über das undeutsche und zwecklose Wirken des Bundestages an, und gleich lebhaft ging er dem Ministerium zu Leibe, als dieses die Einführung des öffentlichen Gerichtsverfahrens ablehnte. Die zweite Frage bestimmte im Jahre 1846 den Justizminister von Könneritz zum Rücktritt, und Carlowitz wurde zu seinem Nachfolger berufen.

Die Einführung des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens, sowie eine zeitgemäße und humane Reform der alten sächsischen Strafproceßordnung waren die beiden Lieblingsaufgaben, an deren Lösung der neue Justizminister sich eiligst heranmachte. Um das mündliche Verfahren aus eigener Anschauung kennen zu lernen, begab er sich selbst 1847 nach Berlin, wo der große Polenproceß verhandelt wurde. Seine Vorarbeiten und Entwürfe beseitigten die Märzereignisse von 1848; Carlowitz machte mit den übrigen Ministern andern Männern Platz, um sich wieder auf sein Tusculanum zurückzuziehen. Bis zum Spätherbst desselben Jahres lebte er auf seinen Gütern in völliger Zurückgezogenheit von den öffentlichen Angelegenheiten. Die Muße war lediglich eine scheinbare. In Wirklichkeit machte Carlowitz in jenen Monaten einen innern, geistigen Entwicklungsproceß durch, der für sein gesammtes späteres Leben maßgebend und entscheidend werden sollte. Nicht theilnahmlos, nicht als passiver Zuschauer ließ er die Vorgänge der stürmischen Epoche an seinem Blick vorübergleiten, vielmehr vertiefte er sich mit der contemplativen Schärfe des denkenden Staatsmannes in den Geist jener Zeit. Er machte sich mit ganzem Ernst an das Studium der Ursachen der gewaltigen Erschütterungen, welche jene verhängnißvollen Tage über Deutschland brachten. Seine Lebens- und Weltauffassung, der Inhalt seines Denkens und seines Handelns erhielt durch eben diese kritischen Studien eine veränderte Richtung. Wenn bisher die mehr particularistischen Bestrebungen für das engere Vaterland seine Zeit und Kraft in Anspruch genommen, wenn er bisher im Widerspruch mit dem Zeitgeist, der auf Gleichberechtigung Aller gebieterisch hindrängte, die Vorrechte und Privilegien seines Standes aufrecht zu erhalten bemüht gewesen, so erkannte nunmehr Carlowitz, daß einmal diese aristokratische Opposition gegen die Mächte des Zeitgeistes fallen müßte, sodann aber, daß die geistige Befreiung von den Standes- und von den localen Einseitigkeiten zu Gunsten des allgemeinen, des nationalen Besten,

zu welcher er sich hindurchgearbeitet hatte, ihn auf einen größern Schauplatz der Thätigkeit rufe, als der es war, dem er bis dahin seine Kräfte geweiht. Das Ringen der deutschen Geister nach einem Vaterlande, nach einer politischen Einheit, nach der heiß ersehnten nationalen Wiedergeburt, die Erkenntniß schlug in der Ueberzeugung des Mannes feste Wurzeln, sei nur durch einen engen Anschluß an Preußen zu befriedigen, und demgemäß zeigte er sich 1849 in der sächsischen Kammer als der eifrigste Vorkämpfer der Unionspolitik. Als Sachsen im October 1849 von dem Dreikönigsbündnisse vom 26. Mai desselben Jahres sich lossagte, schied Carlowitz, der von der preußischen Regierung neben Radowitz mit der Vertretung Preußens in dem Verwaltungsrath der Union beim Erfurter Parlament betraut worden war, aus der sächsischen Kammer nicht nur aus, er erwarb zugleich nach dem Ankauf mehrerer Güter in Schlesien das preußische Indigenat, Alles in der bestimmten Absicht, sich fortan an dem politischen Leben dieses Staates und damit an der Lösung der deutschen Frage betheiligen zu können. Mit stolzer Genugthuung entgegnete er in der Session von 1861 auf einen plumpen Angriff des Herrn von Blankenburg, des damaligen Führers der feudalen Kammerfraction, der ihm mit der ausländischen Abstammung unpreußische Gesinnung vorwarf, er sei Preuße geworden, um für Deutschland kämpfen zu können.

Wie man weiß, haben sich bis jetzt wenigstens die Ideale, welche Carlowitz von Preußen für die Lösung der deutschen Frage erhoffte, nicht verwirklichen wollen, und wie die Dinge augenblicklich liegen, ist eine Lösung der Frage durch Preußen ebensowenig denkbar als wünschenswerth. Das Ministerium Bismarck trennt Preußen von Deutschland mit einer Kluft, welche, um geschlossen zu werden, noch ganz andere Forderungen stellt, als die bloße Beseitigung eben dieses Ministeriums. Während des kurzen Traumes der neuen Aera, so lange noch ein Funken von Hoffnung vorhanden war, das Programm mit der preußischen Spitze könnte verwirklicht werden, hat Carlowitz mit Ausdauer und Muth für diese seine Lieblingsgedanken in der parlamentarischen Arena und außerhalb derselben gekämpft. In der jüngsten Session, in welcher die deutsche Frage und die auswärtige Politik gegen den innern Verfassungsconflict mehr in den Hintergrund trat, hat er mannhaft für das verfassungsmäßige Recht der Landesvertretung als Mitglied der Fraction Bockum-Dolffs gestritten. Seine Stellung in dem Abgeordnetenhause ist eine sehr hervorragende. Eine hohe stattliche Gestalt, von imponirender, militärischer Haltung, macht er mit dem scharf und fein geschnittenen Gesicht auf der Tribüne einen überaus günstigen Eindruck, und die Wirkung steigert sich, wenn er, der Rede vollkommen mächtig, mit dem wohlklingenden und dialektfreien, obschon etwas schwachen Organ, mit einschneidendem Witz und satirischem Humor, fortgerissen von der Bedeutsamkeit seines Gegenstandes, in eine leidenschaftlichere Wärme geräth. Insgemein sind es die Fragen der sogenannten hohen Politik, welche ihn auf die Tribüne rufen, und in gewissen derartigen Fragen, namentlich in solchen, welche wie z. B. die kurhessische mit der deutschen zusammenhängen, hat er sich gleichsam als der Redner par excellence ein Vorzugsrecht erworben. Unvergessen ist ihm die energische, kraftvolle Philippika, mit welcher er grade in der kurhessischen Frage während der ersten Session von 1862 den Grafen Bernstorff, den damaligen Minister des Auswärtigen, in keinen gelinden Schrecken versetzte: „Ich meine, nachdem die preußische Regierung zehnmal vergeblich die kurhessische Sache auf einen andern Weg zu bringen versucht hat, wäre es Zeit, daß der Minister des Auswärtigen seine Notenmappe endlich geschlossen dem Kriegsminister übergäbe mit den Worten, ich habe das Meinige gethan, thun Sie jetzt das Ihrige!"

Isthmuswege und Projecte im Weltverkehr.

I. Die Canalisirung des Isthmus von Korinth.

Kurz vor der griechischen Revolution der jüngsten Zeit kam uns die ebenso interessante als wichtige Nachricht zu, daß eine englische Gesellschaft zur Durchstechung des Isthmus von Korinth sich gebildet und von der griechischen Regierung die Concession erhalten habe.

Das Unternehmen hat, wie schon ein einziger Blick auf die Karte zeigt, wie noch mehr

eine Durchsicht der Jahresausweise des Triester Lloyd's und der österreichischen Südbahn darthun wird, eine hohe mercantile Wichtigkeit und es steht zu erwarten, daß, wenn erst die politischen Verhältnisse Griechenland's sich wieder consolidirt haben werden, ernst wieder an die Aufnahme des Projects gegangen werden wird.

Vielleicht wird das Interessante und Wichtige des Unternehmens durch Nichts so sprechend dargethan, als wenn wir sagen, daß schon seit über zwei Jahrtausende zu verschiedenen Geschichtsperioden die Canalisirung des Isthmus projectirt, begonnen, durch politische Ereignisse oder religiösen Aberglauben wiederum fallen gelassen, von einem neuen Geschlechte wiederum aufgenommen und abermals aufgegeben wurde.

Den alten Griechen folgten die alten Römer, dann schlief der Plan, wenn nicht die Venetianer ihn auf kurze Zeit einmal wieder aufgenommen haben, wohl ein Jahrtausend, bis er in neuester Zeit von den Engländern auf's Neue hervorgezogen und zur Ausführung bestimmt wurde. Dieses thatkräftige und mit einem mercantilen Scharfblick ausgerüstete Volk erkannte zu gut die Nothwendigkeit der Schiffsstraße durch den Saronischen Meerbusen für den ganzen Verkehr mit den Ländern des schwarzen Meeres, den unteren Donauländern, der europäischen Türkei, mit dem Inselreich des Archipels, Kleinasien und Syrien einerseits und den verschiedenen Plätzen des adriatischen Meeres, sowie für den Ueberlandverkehr aller dieser Plätze mit England andererseits.

Bei den alten Griechen und Römern hatte der Isthmus zuerst eine strategische Bedeutung. Die natürliche Vertheidigungsfähigkeit der schmalen Landenge wurde noch durch eine künstliche, durch eine Mauer verstärkt, und zwar auf der Linie, auf welcher der Isthmus am schmalsten ist. Die Ueberreste dieser Mauer sind heute noch in verschiedenen Quadern erkennbar, ohne daß die Geschichtsforschung eigentlich die Zeit der Entstehung dieser Befestigung genau anzugeben vermag. Nur so viel weiß man, daß zur Zeit des Heranbringens der Persermassen eiligst eine Schutzmauer aufgeführt ward, die aber später wiederum verfiel. Als in späterer Zeit vom Norden her neue Einfälle drohten, besserte man die Mauer mehrfach wieder aus und verstärkte sie, so daß sie selbst in der spätesten byzantinischen Zeit noch als ein Bollwerk für den Peloponnes gegen Feinde vom Norden her angesehen wurde.

Erst mit der wachsenden Handelsflotte der griechischen Städte und italischen Plätze am adriatischen Meere griff die Idee der Canalisirung des Isthmus mehr und mehr in die Oeffentlichkeit und staatsleitenden Kreise ein. Da man Capitalassociationen und Actienvereine damals noch nicht kannte, so konnte allein der Staat das Werk ausführen.

Periander, Herrscher von Korinth, einer der sogenannten sieben Weisen von Griechenland (627 bis 584 vor Christus), soll zuerst die Durchführung der Canalisation der Landenge näher in's Auge gefaßt haben. Wahrscheinlich haben ihn die inneren Unruhen seines Staates — er war Tyrann — nicht dazu gelangen lassen.

Die Landenge wurde besonders in den Kriegen für die Bewegungen der Flotte hinderlich und es klingt heute bei der freilich gegen das Alterthum enorm gewachsenen Größe und Schwere der Schiffe unglaublich, wenn wir die historische Thatsache anführen, daß mehrmals ganze Flotten über diese Landenge hinweggeschoben worden sind, nach Angaben der alten Schriftsteller an der schmalsten Stelle. Als nach der Erzählung des großen Historikers Thucydides zuerst die Lacedämonier die Absicht hatten, eine Flotte über den Isthmus zu schaffen, wurden sie daran nur von den in dem Saronischen Meerbusen kreuzenden Athenern gehindert. Aber im Jahre 414 vor Christus wurden wirklich einundzwanzig peloponnesische Schiffe hinüberbefördert!

In späterer Zeit ließ auch Octavian nach der Schlacht bei Actium seine liburnischen Schiffe über die Landenge von Korinth ziehen. Doch fanden diese Beförderungen nur von dem korinthischen Meerbusen aus statt, weil das im Westen aufsteigende Ufer nach Osten sanft abfällt.

Der kühne Demetrios Poliorketes (337 bis 285 vor Christus) nahm das Project des Periander auf, ohne ebenso wie dieser zur Ausführung zu kommen. Die fortwährenden Kriegszüge dieses bedeutenden, talentvollen Feldherrn und Königs machen dies erklärlich; sie füllten so ziemlich sein ganzes Leben aus. Möglich auch, daß die Berichte des Architekten, welchen Demetrios Poliorketes mit dem Nivellement des Isthmus betraut hatte, ab-

schreckend wirkten, denn dieser wollte gefunden haben, daß das Niveau des korinthischen Meerbusens bedeutend höher als das des Saronischen läge. Hier findet sich also ganz dieselbe Fabel, welche lange Zeit in Betreff des mittelländischen und rothen Meeres gespukt hat, zwischen denen später nach Durchstechung der Landenge von Suez ja ebenfalls Fahrzeuge hin- und hergehen sollen. Man war damals vor Allem für die Insel Aegina und deren Nachbareilande besorgt, von denen man glaubte, daß sie mit Durchbruch der Landenge überfluthet werden und im Meere verschwinden würden.

Auch Julius Cäsar, der große Feldherr, Staatsmann und Geschichtschreiber (von 100 bis 44 vor Christus), weiter der furchtbare Caligula (37 bis 41 nach Christus) ließen von dem Canalplan, mit dem sie sich einige Zeit beschäftigten, wieder ab. Herodes Atticus, jener unsterbliche Patriot, der seine unermeßlichen Schätze dazu verwandte, Griechenland mit den großartigsten Bauten auszustatten, deren Ueberreste theilweise heute noch vorhanden sind, dachte ebenfalls daran, das alte Unternehmen auszuführen. Er starb jedoch (180 nach Christus) wie die Anderen, ohne das Werk auszuführen.

Nero endlich (37 bis 68 nach Christus), jenes Scheusal unter den römischen Cäsaren, geistig aber hochbegabt und vor Allem ruhmsüchtig, nahm das Project ebenfalls auf und mit großer Feierlichkeit sich an Ort und Stelle begebend, that er selbsteigenhändig den ersten Spatenstich. Der Geschichtschreiber Dio Cassius nun erzählt wunderliche Geschichten, warum das Project nicht zu Stande kam. Erscheinungen von unheimlichem Charakter wurden bemerkt, stöhnende Töne kamen aus dem Innern der Erde herauf, aus dem Erdboden quoll Blut und schreckte die Arbeiter hinweg, so daß das Werk kaum begonnen, wiederum liegen blieb.

Seitdem schlief wahrscheinlich das Werk 18 Jahrhunderte!

Vor nicht allzu langer Zeit hat ein Franzose, Mr. Grimaud de Caux, sich auf den Isthmus begeben, um dort an Ort und Stelle zu untersuchen, wie weit wohl die vom Kaiser Nero begonnenen Arbeiten gekommen sein möchten. Das Resultat seiner Untersuchungen hat er später der Pariser Akademie der Wissenschaften in einer besonderen Schrift vorgelegt. Nach derselben ergiebt sich, daß doch diese Arbeiten unter Nero viel weiter vorgeschritten sind, als man nach den Angaben des Dio Cassius erwarten sollte. Die höchste Erhebung der Landenge in der Linie, welche von den römischen Bohrlöchern bezeichnet wird, ist fast 82 Meter; ihre Längenausdehnung beträgt 6563 Meter. Eine zweite Linie ist in der größten Erhebung fast 76 Meter, sie weicht wenig von der ersten ab und ist die kürzeste, nämlich von einem Meere zum anderen 5940 Meter lang. Dieser größte Erhebungspunkt liegt 2700 Meter von Kalamaki und 3240 Meter vom Korinthischen Meerbusen entfernt. Auf der Seite des Saronischen Meerbusens, also auf der westlichen Seite, bemerkte Grimaud de Caux zunächst eine vom Meere gegen das Land gerichtete Schlucht in der regelmäßigen Breite von 2 Kilometern, zuletzt an einem zerklüfteten Kalkfelsen endend. Daneben laufen noch mehrere kürzere Schluchten. Im Ganzen war man hier an der Westseite, der Saronischen, auf 2180 Meter bereits vorgedrungen. Es erweisen aber auch die Spuren auf der entgegengesetzten Seite, auf der Korinthischen, daß hier ebenfalls gleichzeitig die Arbeiten begonnen worden sind und zwar auf 1156 Meter. Es haben demnach bei einer Breite des Isthmus von 5900 Meter nur 2664 Meter zum Ganzen gefehlt.

Zwischen den von beiden Seiten einander entgegenlaufenden Schluchten sind 14 Schachte in die Erde getrieben, theils viereckig, theils oval, theils rund, meist ziemlich verschüttet. Die obere Erdschicht ist Kalkstein. Nach Fiedler (Reise in Griechenland Bd. I., S. 233) gehört der Isthmus geologisch den jüngsten tertiären Bildungen an und besteht zumeist aus Geröllе mit Erde untermengt, worin sich namentlich viele calcinirte große Austerschalen und allerhand Conchylien befinden. Auf der Saronischen Seite reichen die Arbeiten so ziemlich bis an die höchste Stelle des Isthmus heran. Der Durchstich ist in nach dem Meere herabfallenden Stufen gearbeitet, an einigen Stellen bis zu 60 Meter Breite. Er endet auf der an das Meeresufer stoßenden Ebene, deren Breite 800 Meter beträgt.

Aehnlich ist es auf der Korinthischen Seite, wo erst 792 Meter Ebene sind und alsdann die Schlucht, 40 Meter breit, in einer Länge von 300 Metern in den Felsen eindringt.

Interessant ist der Umstand, daß sich die Sage von dem Hervorquellen von Blut aus

dem Boden, welche Dio Cassius von der Zeit der Arbeiten unter Nero erzählt, jetzt noch unter den Landleuten erhalten hat, nur mit einer allerdings bedeutenden Verschiebung in eine nähere Vergangenheit, nämlich in die Zeit der Venetianer. Die heutige Sage erzählt, daß die Venetianer zuerst an der Korinthischen Seite mit dem Durchstich begannen — Blut drang aus der Erde und sie wandten sich an die Saronische Seite. Aber auch dort geschah dasselbe. Ein panischer Schrecken erfaßte jetzt die Arbeiter und sie flohen entsetzt, alle Werkzeuge am Felsen zurücklassend.

Eine bestimmte, historisch verbürgte Nachricht, daß die Venetianer den Durchstich wieder aufgenommen hätten, liegt allerdings nicht vor, nahe aber liegt allerdings die Conjectur, daß die Venetianer doch einmal eine kurze Untersuchung der altrömischen Anfangsarbeiten vielleicht vorgenommen haben und, durch irgend welche, vielleicht politische Kämpfe abgehalten, wiederum von dem Project abgelassen haben. Es bedarf nur eines Hinweises auf die große Machtausdehnung dieser Republik, um zu erkennen, ein wie bedeutendes Interesse die Venetianer am Durchstich der Landenge haben mußten. Venedig hatte ja lange Zeit die unbestrittene Herrschaft auf dem adriatischen und mittelländischen Meere, es besaß die wichtigsten Städte der Lombardei, Istrien, Dalmatien und mehrere jonische und archipelagische Inseln, Zante, Kephalonia, Cypern und Niederlassungen in allen größeren Handelsplätzen Griechenland's und der Levante; die Handelsbeziehungen waren die lebhaftesten und Venedig füllte sich mit den Reichthümern des Orients.

Indessen, wie erwähnt, haben wir keine Nachricht, welche jene Sage verbürgte.

Schon Plinius nennt die Umschiffung des Südcaps des Peloponnes, Matapan, langwierig und gefährlich („longus et anceps navium ambitus") für die adriatische Schifffahrt nach dem Aegäischen und Schwarzen Meere, und dieses Wort gilt heute noch.

Der Weg von Triest nach Athen, resp. nach der Levante, würde durch die Canalisirung um nicht weniger als 246 Kilometer oder 183 Seemeilen, von Marseille und Genua um 156 Kilometer oder 84 Seemeilen, von Gibraltar und Spanien um 70 Kilometer, das sind 38 Seemeilen, abgekürzt werden.

Ein Segelschiff legt in einer Stunde ungefähr 6 Kilometer, ein Dampfschiff in derselben Zeit ungefähr 16 Kilometer zurück. Die Canalisirung der Landenge würde demnach für die Segelschiffe ungefähr 41 Stunden Zeit, für die Dampfer ungefähr 15 Stunden ersparen, und da Zeit Geld ist, von sehr erheblicher Bedeutung erscheinen.

Für Griechenland selbst bei seiner noch geringen wirthschaftlichen Entwicklung ist die Wichtigkeit mehr eine zukünftige. Wohl aber hat Griechenland eine sehr bedeutend entwickelte Flotte, die für die europäische und asiatische Türkei den Speditionsdienst zu einem überwiegend großen Theile versieht. Es zählt nicht weniger als 3920 Schiffe mit 270,000 Tonnen Gehalt. Eine gleichgroße Wichtigkeit hat das Project für die englische, französische, spanische, italienische und österreichische Schifffahrt. Wir brauchen dabei nur daran zu erinnern, daß die kolossalen Getreidemassen aus Südrußland, den Donaufürstenthümern und der Bulgarei, deren Werth man auf gegen 10 Millionen Thaler veranschlägt, insgesammt diesen abgekürzten Weg nehmen und bedeutende Frachtspesen ersparen, es braucht ferner nur angedeutet zu werden, daß auch die für die nördliche Levante, die für Georgien (Tiflis) und einen Theil Persien's bestimmten Güter alle durch den Isthmus segeln würden.

Es ginge weit über den uns vergönnten Raum hinaus, wollten wir aus der Verkehrsstatistik der englischen, spanischen, französischen, italienischen und österreichischen Häfen die Güter und Massencentner zusammenstellen, die nach Wahrscheinlichkeit aus dem Canal Nutzen ziehen würden. Jedenfalls erreicht deren Umfang eine sehr hohe Summe. Wie groß das deutsche Interesse an dem Unternehmen ist, mag aus einigen wenigen Zahlen hervorleuchten. Die großartige Schifffahrtsactiengesellschaft, der österreichische Lloyd, hatte nach dem neuesten eben erschienenen Rechenschaftsbericht, von seinen 60 Schiffen die meisten auf solchen Linien gehen, welche durch den Canal führen würden. Nur nach den Plätzen der Levante allein wurden 232 Fahrten mit 772,249 Centner Fracht, 76,478 Passagieren und 54,699,862 Gulden Geldsendungen; nach der Donau und dem Schwarzen Meere 154 Fahrten mit 401,740 Centner, 41,234 Reisenden und 14,493,078 Gulden Geldern und 157 Fahrten im Archipel gemacht.

Was Triest anlangt, so wollen wir anführen, daß z. B. im Jahre 1857 von den ein- und ausgelaufenen Schiffen
287 Schiffe mit Griechenland,
146 „ „ der Moldau und Walachei,
68 „ „ Südrußland,
565 „ „ der Türkei
verkehrten.

Und fragen wir nach den Ein- und Ausfuhrwerthen dieses Jahres nach Gulden, so betrug die

	Einfuhr. Gulden.	Ausfuhr. Gulden.
nach Griechenland .	3,010,395	3,063,689
nach der Moldau und Walachei . . .	1,259,702	188,335
nach Rußland . .	2,116,721	598,987
nach der Türkei . .	8,634,620	19,386,326

Seitdem hat aber die Getreideausfuhr aus Südrußland und den südlichen Donauländern sich ungeheuer gesteigert und wir brauchen nur anzuführen, daß im November 1861 in Kustendsche, dem Hafenorte der kleinen Bahn Czernawoda-Kustendsche, welche vorwiegend dem Getreidetransport dient, auf einmal 34 Schiffe lagen, welche Cerealien luden.

Sicherlich würde die Durchstechung des Isthmus von Korinth der ganzen Schifffahrt zwischen dem Schwarzen, Aegäischen und dem westlichen Theile des Mittelmeeres einen großen Vorschub leisten und es ist anzunehmen, daß eine Zeit, welche den Canal von Suez unternommen, welche drei Canalprojecte über den Isthmus von Panama, welche einen Canal durch die Iberische Halbinsel zur Verbindung von Ost- und Nordsee in Aussicht genommen hat, das dreitausendjährige ungleich kleinere Project der Durchstechung des Isthmus von Korinth über kurz oder lang ausführen wird.

Was der edle alte Grieche, was der große Römer, was — vielleicht — der stolze Venetianer aufnahm und wieder fallen ließ, das vollendet vielleicht eine germanische Nation, ausgerüstet mit größerer Thatkraft und Energie, eine Nation, mächtiger als alle Völker der Geschichte der Vergangenheit, weil ihre Macht in der Macht der Arbeit und Intelligenz liegt, nicht in der rohen Gewalt über unterjochte Völker und Sclaven!

Eugène Delacroix.

Zu den vielen schmerzlichen Verlusten, welche die Kunstwelt in Frankreich in den letzten Jahren erlitten hat, gesellte sich am 13. August 1863 Morgens 7 Uhr ein neuer, denn Eugène Delacroix, das Haupt der neuen romantischen Malerschule, dessen Verlust als Privatmann nicht weniger wie als Künstler tief bedauert wird und der in jeder Beziehung ein wahrer Gentilhomme der Kunst war, starb in Folge einer heftigen Brustkrankheit. Bei diesem Todesfall zeigte es sich recht deutlich, daß unsre Zeit den Vorwurf des Skepticismus und der Kälte, den man ihr von gewisser Seite macht, nicht verdient. Als ein Beweis für unsre Behauptung dient die schmerzliche und lebhafte Theilnahme, von welcher bei der unerwarteten Nachricht von dem Ableben dieses großen Malers Jedermann ergriffen wurde. Ein Jeder fühlte den Tod dieses Mannes, auf den Frankreich stolz war, als sei er für ihn ein persönlicher Schlag; und bei einem so großen und schmerzlichen Verluste erloschen in dem allgemeinen Gefühle des Schmerzes und des Bedauerns alle Schul- und Parteirivalitäten.

Eugène Delacroix wurde am 20. April 1799 in der Bannmeile von Paris zu Charenton-Saint-Maurice geboren. Sein Vater Charles Delacroix war unter dem Directorium Minister des Auswärtigen und später Präfect in Marseille und in Bordeaux gewesen. Die Anlagen zum Zeichnen, welche sich bei dem Knaben frühzeitig zeigten, verhinderten ihn nicht, im College Louis-le-Grand sehr fleißig die regelmäßigen wissenschaftlichen Studien zu treiben, die er in der Mitte der Zerstreuungen der Welt und seiner großen Arbeiten ununterbrochen zu vervollkommnen fortfuhr und die seinem Geiste diese solide und verschiedenartige Bildung gaben, wie sie sich bei den Künstlern nicht sehr häufig findet. Im Jahr 1817 trat er in das Maleratelier Guérin's ein, welches der um 8 Jahr ältere Géricault seit mehreren Jahren verlassen hatte, wo er aber Ary Scheffer, Leon Cogniet und Paul Huet zu Mitschülern und Freunden hatte. Der Kreuzzug gegen die Schule David's, als dessen Haupt sich Eugène Delacroix nach dem Tode Géricault's erblicken sollte, hatte bereits seinen Anfang genommen.

Als Delacroix im Jahr 1822 und 1824 seine zwei ersten Gemälde, la Barque de Dante und le Massacre de Scio ausstellte, war die romantische Schule in ihrem ersten Feuer, und man kann sich jetzt nur schwierig eine Idee von dem Erstaunen und dem Scandal machen, welche jene beiden Bilder bei dem Publicum erregten. Der Kampf war überall, im Theater eben so gut wie in den Gemäldeausstellungen. Die romantischen Dramen und die Gemälde von Géricault und Delacroix wurden mit derselben Erbitterung angegriffen und vertheidigt. Man muß allerdings gestehen, daß die beiden ersten Gemälde des jugendlichen Malers ganz dazu geeignet waren, den Zorn seiner Gegner aufzureizen und die Hoffnung der Anhänger der neuen Schule zu ermuthigen. Sie waren unter dem directen Einflusse des Malers der Medusa, Géricault, ausgeführt worden und trotz der Jahre ihrer Entstehung bieten sie doch schon in einem hohen Grade die meisten der Eigenschaften dar, durch welche Delacroix sich bis zum Ende seiner Laufbahn auszeichnete. Sie brachen in der deutlichsten Art mit den Traditionen der Schule David's. Die Anhänger der neuen Ideen bewunderten in diesen Gemälden die Kraft, Größe, Originalität und Auffassung, den Reichthum, die Harmonie, die Wärme des Colorits, die Stärke und Freiheit seiner Pinselführung, das übersprudelnde Leben in der Pantomime der Personen, und obschon Eugène Delacroix in diesen beiden Gemälden die Ideen, welche wir uns von der Schönheit machen, über den Haufen stürzt, so können wir uns doch jetzt noch nicht der Verführung entziehen, welche diese pathetischen Compositionen auf eine junge und aufgeregte Einbildungskraft ausübten. Die Wirkung war ungeheuer. Delacroix stellte Schlag auf Schlag eine sehr große Zahl von Gemälden aus. Marino Falieri; Christus am Oelberg, das in der Kirche Saint Paul ist; der Tod des Bischofs von Lüttich; der Gefangene in Chillon; Medea. Dann unternahm er eine Reise nach Marocco, von wo er eine reiche Ernte von Studien und Erinnerungen zurückbrachte, die er zu seiner jüdischen Hochzeit und seinen algierischen Frauen im Museum des Luxemburg, sowie zu einer großen Zahl anderer Gemälde derselben Art benutzte. Von 1840 an führte er einige seiner wichtigsten und besten Werke aus, wie die Gerechtigkeit des Trajan, die Einnahme Constantinopels von Seiten der Kreuzfahrer. Als unruhiger und forschender Geist wandte er sich an alle Länder und Zeiten, um Sujets für seinen Pinsel zu finden. Mythologie, alte und heilige Geschichte, Mittelalter, Vorwürfe, welche Dante, Shakspeare, Goethe, Walter Scott und Lord Byron, der revolutionären Zeit entlehnt sind, nichts entging ihm. Er hat Lithographien und Caricaturen gemacht. Ueberall entfaltete er Leidenschaft, Begeisterung, Aufregung, eine reiche Einbildungskraft, einen ergreifenden, unerwarteten, dramatischen Charakter, eine glänzende, reizende Farbe, welche Eigenschaften trotz der auffallenden Uncorrectheit, die verheimlichen zu wollen, kindisch sein würde, seine ärgsten Gegner verführen.

Gewöhnlich drücken seine Persönlichkeiten heftige Gesinnungen, tiefe Gefühle, starke, geheimnißvolle oder kränkliche Affecte der Seele aus, wie Verzweiflung, Haß, Wuth, Rache; Hamlet, Ugolin, Macbeth, Medea, das Gemetzel auf Scios, der Schiffbruch Don Juan's. Er ist mit einer merkwürdigen Beharrlichkeit auf einige sehr aufregende Vorwürfe zurückgekommen. Man hat mehrere Wiederholungen von seinem Christus im Grabe; Christus am Oelberg 2c. Sein Genie ist vor Allem pathetisch und auf diesem Wege geht er bis zum Uebermaß; er ist im vollen Romantismus aufgewachsen und er ist seiner Jugend treu geblieben.

Die milden und zärtlichen Gemüthsbewegungen sind von ihm fast nie dargestellt worden. Das plastische Gefühl des Gesichts und des menschlichen Körpers fehlt ihm. Er hat aber eine energische Bewegung, eine beredte Stellung und Gesten, eine Art von Gesammtausdruck, der eine brennende Aufregung erzeugt. In einem seiner schönsten Gemälde, la mort de Valentin, sieht man z. B., wie Margarethe mitten in einer dunkeln Straße in der Nähe des Sterbenden stehend, die Arme krampfhaft windend. Man hört gleichsam ihr Geschrei; der Eindruck ist schrecklich. In jener reizenden, durch die Lithographie sehr bekannt gewordenen Landschaft „un Berger blessé buvant dans une mare“, welch poetisches Gefühl der Natur spricht sich darin aus! Und welch ein pathetischer Schmerz zeigt sich in seiner Marie de la pietà in der Kirche Saint Denis am Marais, welche sich rückwärts fallen läßt, während sie die

Arme ausstreckt. Delacroix macht indessen, um die dramatischesten Gedanken in Scene zu setzen, nur von einer kleinen Zahl Stellungen und Gesten Gebrauch, die sich bei ihm oft wiederholen. Sein immer glänzendes und harmonisches Colorit ist ebenfalls nicht sehr verschiedenartig. Neben den Partien von einer ganz ausgesuchten Feinheit findet man tockirte Farbentöne, die nebeneinander gestellt sind und die er systematisch wiederholt.

Er hat einige merkwürdige Landschaften gemalt, wie Ovid bei den Scythen und Apollo als Sieger über die Schlange Python im Louvre, aber die Natur ist vor Allem für ihn ein Vorwand, um Farbe zu machen. Ein Nichts genügt ihm dazu: eine röthlichgelbe Stelle — Löwe, Tiger oder Panther — auf ganz grünen Gefilden mit dunkelblauen Gebirgen im Hintergrunde, ein grauer Himmel und rothgelbe Wolken am Horizont, ein blasses, kaltes Licht, das gleichmäßig verbreitet ist; das ist eine seiner liebsten Schattirungen, die er vorzüglich gern wiederholt hat.

Diese Menge von Gemälden der Staffelei, welche Delacroix zu jeder Pariser Gemäldeausstellung einsandte, stellen indessen die höchsten Seiten seines Talents nicht dar. In den bedeutenden Wandgemälden, mit denen er zu verschiedenen Zeiten seines Lebens einige Kirchen und Paläste geschmückt hat, zeigen sich die Fruchtbarkeit, die Geschmeidigkeit seines Geistes und die Hilfsmittel seiner bewundernswerthen Palette ganz besonders. Er besaß ein ganz vorzügliches Talent für die Decoration. Er verstand in einem bewundernswerthen Grade die Verwandtschaft zwischen der Malerei und der Architektur, von welcher die Künstler des sechzehnten Jahrhunderts uns unerreichbare Muster hinterlassen haben. Diese Art der Malerei hat ihn erhoben und in der Höhe erhalten. Sie entwickelte in ihm Eigenschaften, die sich bei Gemälden von einem kleinen oder mittlern Umfang gar nicht zeigen können. Während sich in den Gemälden Delacroix' öfters Mangel an Zusammenhang, Unrichtigkeiten, ja selbst Gemeinheiten bemerkbar machen, findet man in seinen Wandgemälden im Palais-Legislatif, im Luxembourg, im Apollo-Plafond im Louvre Schönheiten der ersten Ordnung, welche ein ganz ausgezeichnetes und kräftiges Talent bekunden.

Der Vorwurf der Gemälde in dem Thronsaale im Palaste des gesetzgebenden Körpers ist sicher einer der bedeutendsten, an den ein Künstler sich wagen kann, denn er stellt die Geschichte der antiken Civilisation seit den fabelhaften Zeiten bis zum Einfall der Barbaren in Italien dar. Delacroix zeigte sich dieser großen Aufgabe, die er sich gesetzt, vollkommen gewachsen. In einer Reihe von Gemälden, welche die fünf kleinen Kuppeln des Saales schmücken, hat er eine gewisse Zahl von Thatsachen dargestellt, welche die alte Welt charakterisiren; dann hat er in den zwei großen Compositionen der Hemicyklen „Orpheus, den Griechen die Künste des Friedens lehrend“ und „Attila, Italien und die Künste mit Füßen zertretend“ das ganze Alterthum kurz zusammengefaßt. Dieser großartige Gedanke ist in einigen seiner Theile sehr glücklich ausgeführt. Ganz besonders ist „Orpheus,“ eine der rührendsten und dichterischsten Compositionen Delacroix'. In der Mitte der schönsten Landschaft lauschen halbnackte Schäfer, Frauen, Kinder, Nymphen, Centauren, alle wirklichen oder eingebildeten Geschöpfe, welche die Erde im Ursprung der Geschichte bevölkerten, entzückt den Tönen des Sohnes Apollo's. Minerva und Ceres schweben in dem leichten Azur des Himmels. Die Typen, die Anzüge einiger dieser Persönlichkeiten sind nichts weniger als mit den classischen Traditionen übereinstimmend und dennoch duftet aus dieser ganzen Scene ein gewisser Parfum des Alterthums. Im Attila ist dagegen Alles Gewaltsamkeit, Bewegung, Unordnung. Hier ist der Maler ganz in seinem Element. Dieser letzte krampfhafte Zustand der römischen Civilisation ist mit der wildesten Energie ausgedrückt. Es ist sehr fraglich, ob ein ähnlicher, in dieser Art aufgefaßter Vorwurf dem Gebiet der Kunst angehört, doch in dem vorliegenden Falle liefert diese Composition einen weitern Beweis, wie lebhaft und tief das Gefühl Delacroix' für die historische Wahrheit war. Der Maler konnte sich verirren, der Mann zeigte wiederum den Scharfblick und die Ausdehnung seines Geistes.

Jeder Andre als Declaroix würde vor der Schwierigkeit zurückgeschreckt sein, die Bibliothek des Luxembourg mit Gemälden zu decoriren. Die Kuppel wird nämlich nur von unten nach oben durch ein Fenster erleuchtet, das mit dem Fußboden in gleicher Höhe steht,

und in der Mitte dieser erbärmlichen Bedingungen hat der Maler das Mittel gefunden, diejenigen seiner Compositionen auszuführen, worin sich Schönheiten der erhabensten Ordnung finden. Der Vorwurf derselben ist dem vierten Gesang der Hölle entlehnt. Virgil stellt den Dichtern, Kriegern und Weisen des Alterthums den Dichter Dante vor.

Hier wie in seinem Orpheus im legislativen Palaste ist die Scene ruhig und Delacroix mußte darauf verzichten, seine dramatischen Eigenschaften hervortreten zu lassen. Er bequemte sich mit einer vollkommenen Ungezwungenheit zu Bedingungen, die seiner Natur ganz zuwider waren, und er ersetzte die Energie durch eine Eleganz, die verhältnißmäßig zu den bemerkenswerthesten gehört. Sein Homer, sein Ovid, sein Alcibiades haben eine außerordentliche Gewalt, Grazie und einen großen Reiz. Seine Aspasia ist entzückend und Delacroix hat die weibliche Schönheit nie glücklicher dargestellt, als es ihm bei der üppigen Figur der Geliebten des Perikles gelungen ist.

Es war daher ein Glück für Delacroix, daß er diese großen Räume zu decoriren hatte, welche keine der Kleinigkeiten der Staffeleimalerei zulassen, wo er seiner fruchtbaren und glänzenden Einbildungskraft ganz freien Lauf lassen und einige seiner hervorragendsten Eigenschaften entwickeln konnte. Trotzdem, daß Delacroix als Maler Großes geleistet hat, drängt sich dem Kenner, welcher mit dem Entwicklungsgange desselben bekannt ist, doch die Frage auf, was wohl geschehen sein würde, wenn er, anstatt im Anfange seiner Laufbahn als Künstler der einzige Vertreter der äußersten romantischen Reaction zu bleiben, den festen Geist und die sichere Hand Géricault's fortwährend oder wenigstens noch eine längere Zeit zur Seite gehabt hätte, um ihn zu mäßigen und zu leiten. Der Raum, der ihn von den classischen Traditionen und besonders von Ingres trennt, ist zu groß, als daß es ihm möglich gewesen wäre, ihn zu überschreiten. Der verfrühte Tod Géricault's war für ihn ein unersetzliches Unglück. Er würde dem Maler der Medusa, den er als seinen Meister betrachtete, gern in dem erhabnen Naturalismus gefolgt sein, den er in den erwähnten beiden ersten seiner Gemälde, la Barque de Dante und le Massacre de Scio, in einem gewissen Maße zu erreichen sich angestrengt hatte. Nach dem Tode Géricault's wandte er sich, während er seine glänzenden natürlichen Eigenschaften in einem sehr hohen Grade bewahrte, mehr und mehr der Seite zu, welcher seine Natur sich zuneigte. Er hatte nur noch mit absoluten Verleumdungen oder fanatischen Bewunderungen zu thun. Seine Erziehung als Künstler war nicht vervollständigt. In manchen Augenblicken hätte er strenger und sympathischer Rathgeber bedurft, die er nicht fand. Die Natur genirte ihn; er bediente sich derselben immer weniger und kam auf diesem Wege zu Schöpfungen, denen es sicher weder an Originalität, noch an Reiz, noch an Größe fehlt, die sich aber nicht fest genug auf die Wirklichkeit stützen. Von der Erbschaft Géricault's behielt er nur die dramatische Auffassung, das Gefühl des Lebens und der Bewegung bei. Er ordnet Alles der Farbe unter, welche in dieser Art das Ziel wird, anstatt das Mittel zu bleiben. Wir glauben der Achtung des kaum Verstorbenen nicht zu nahe zu treten, indem wir die Schatten an seinem unleugbar großen Talent nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Organisation Delacroix' war reich und glänzend, doch man würde die Wahrheit verletzen, wenn man nicht eingestände, daß sie sehr unvollkommen war. Daher ist auch das Gefühl, welches die wichtigsten und gelungensten Werke Delacroix' einflößen, keineswegs ein ganz befriedigendes. Vor diesen unvollkommenen Schönheiten fühlt der Geist sich beunruhigt, weil er, zwischen der Bewunderung, von der er sich vor so viel Glanz ergriffen fühlt, und dem ganz natürlichen Widerwillen vor auffallenden Incorrectheiten getheilt, das reine und ungemischte Vergnügen nicht fühlen kann, welches der Anblick des Vollkommenen in uns erzeugt.

Obgleich von einer nervösen und zarten Leibesbeschaffenheit war Delacroix doch von einer ganz ungewöhnlichen Thätigkeit. Er hat fast bis zum letzten Augenblicke seines Lebens gearbeitet. Sein letztes Werk, das er vollendet hat, ist eine Wiederholung seiner Medea im Museum zu Lille und als der Tod ihn aus diesem Erdenleben abrief, legte er eben die letzte Hand an vier große Felder, welche die Nymphen im Bade darstellen, so wie an ein bedeutendes Gemälde: Botzaris, welcher beim Eintritt der Morgenröthe das Lager der Türken überfällt.

Delacroix liebte und suchte den Ruhm, was indessen ein Ehrgeiz ist, den man eingestehen kann. Durch seinen sehr ausgebildeten Geist, durch seine glänzende Unterhaltung, durch seine ausgezeichneten Manieren übte er auf die, die sich ihm näherten, eine Art von Verführung aus. Sein Geschmack, selbst in Betreff der Kunst, war classisch und seine Portefeuilles sind voller Studien und Skizzen nach der Antike und den Mustern der Renaissance. In der Revue des Deux Mondes hat er einige sehr bedeutende Artikel über Michel Angelo, Nicolas Poussin, Géricault, veröffentlicht, welche in einem ausgezeichneten, ruhigen und abgefeilten Stile geschrieben sind, der einen ganz eigenthümlichen Contrast mit der übertriebenen Fülle seiner Malerei bildet. Er bewies zu allen Zeiten, wie sehr die Interessen der Kunst ihm am Herzen lagen. Während einer langen Zeit hatte er nur fanatische Bewunderer und Verleumder, doch seit einigen Jahren ließ Jedermann, trotz der vollkommen berechtigten Vorbehalte, seinem unbestreitbaren Talent Gerechtigkeit zu Theil werden. In Folge der Ausstellung im Jahre 1855 hatte er die große Ehrenmedaille erhalten. Im Jahre 1857 wurde er an Stelle des verstorbenen Paul Delaroche in's Institut gewählt. Glücklicher, als es so viele Andre waren, ist daher für ihn der Tag der Gerechtigkeit erschienen. Er hat Großes geleistet und was er demselben noch hätte hinzufügen können, würde ohne Zweifel nicht der Art gewesen sein, um das Urtheil, das die Nachwelt über ihn fällen wird, in einer wichtigen Art zu verändern. Sein Tod war aber insofern ein verfrühter, weil er sich der ruhigen Jahre, welche ein so thätiges und aufgeregtes Leben stets endigen sollten, nicht erfreut hat und weil er den Ruhm, den er erstrebt und sich gewünscht hatte, nur kurze Zeit genießen konnte. Doch dieser Ruhm wird seinem Namen bleiben, der in den Annalen der Kunst für immer eine ehrenvolle Stelle behalten wird.

Freiherr von Hallberg-Broich.

Wer bis zu Ende der vierziger Jahre in München gelebt, dem wird öfters ein Mann aufgefallen sein, der durch das Außergewöhnliche seiner Tracht und seiner Equipage den Eindruck eines Sonderlings machte. Dieser Mann trug stets einen kurzen altdeutschen Rock von Sammet oder Tuch, darüber einen seidenen Shawl als Gürtel gebunden, kurze Beinkleider, hohe Stiefeln und auf dem Kopfe einen Fez oder eine Lederkappe. Auf der Brust, um den Hals und in jedem Knopfloch hingen verschiedene Ordenssterne, Bänder und Decorationen. Seine Equipage bestand aus einer sogenannten Wurst, deren Räder und Kasten nie gewaschen werden durften, und von 4 bis 6 plumpen Bauerpferden oder 6 Eselinnen gezogen wurde, deren Geschirr nur aus Stricken bestand. Zwei Jockaien, in Sammet mit Silberbordirungen gekleidet, ritten je vor- und rückwärts; ein eben so gekleideter bärtiger Kutscher saß auf dem Bock, der Herr selbst innen, im Sommer wie Winter in weiße Bärenfelle gehüllt und eine Zipfelhaube von grobem Tuch über den Kopf gezogen, neben sich einen Schleppsäbel und ein paar Pistolen.

Die Gestalt des Mannes, von mittlerer Größe, war schlank und äußerst hager, doch von rüstiger Formation; der sehr kleine Kopf, dessen Schläfe und Hinterhaupt wenige graue Haare umgaben, zeigte eine hohe gewölbte Stirn: die Nase war edel und sanft gebogen; das ganze Gesicht hager und scharf geschnitten, war mit Sommersprossen und zahlreichen Runzeln und Falten bedeckt; der Mund, klein und fein geschnitten, zeigte blasse festgeschlossene Lippen, von denen ein langer weißer Bart entsprang, der sich mit einem noch längeren am Kinn verband; die kleinen, graublauen Augen hatten einen stechenden, düsteren, nirgend weilenden Blick. Die ganze Gestalt und das ganze Benehmen dieser sonderbaren Erscheinung machte den Eindruck eines strengen Charakters. Jeder Gassenjunge kannte den Namen dieser auffallenden Persönlichkeit. Es war Karl Theodor Maria Hubert Freiherr von Hallberg-Broich, genannt der Eremit von Gauting.

Wir folgen in nachstehender Skizze des Lebens dieses merkwürdigen Mannes der Biographie seines Freundes, des Professor Joh. Gistel, genannt Tilesius.

Der Vater des Eremiten, Peter Tillmann Freiherr von Hallberg zu Broich, ein Mann von ernster und strenger Gemüthsart, galt als einer der liberalsten und loyalsten, aber auch wunderlichsten Männer, der durch die Grundsätze alter unverfälschter Ritterlich-

keit sich vortheilhaft von seinen Standescollegen abzeichnete. Er besaß im damaligen kurbaierischen Herzogthum Jülich den Rittersitz Broich, wo ihm seine Gemahlin Rosa, aus dem gräflichen Hause Quadt-Wykradt auf Alsbach stammend, in der Nacht vom 7. zum 8. September 1768 unseren Theodor gebar. Von Haus aus sehr schwächlicher Natur, bildete er sich bald zu einem unbändigen, muthigen Buben aus, der schon frühzeitig großen Gefallen an allem Wunderbaren, Barrocken und Abenteuerlichen zeigte. Vorherrschend war bei ihm der Geist des Widerspruchs und ein ungeheurer Ehrgeiz beseelte den Jungen.

Um seiner Unbändigkeit etwas die Zügel anzulegen, wurde er in seinem 9. Jahre nach Köln auf das Gymnasium geschickt, doch die fortwährenden Händel mit seinen Mitschülern zeigten von wenig Erfolg und schließlich machte ein Ungefähr seinen Studien ein plötzliches Ende. Bei einem Vortrag über allgemeine Weltgeschichte nämlich, nannte der betreffende Professor Karl den Großen einen Räuber und Tyrannen, was unseren Theodor so empörte, daß er ihm sei dicksteѕ Buch an den Kopf warf und aus der Schule lief.

Ohne weitere Ueberlegung und aus Furcht vor seinem Vater, ließ er sich von einem holländischen Rheinschiffer anwerben, der ihn mit nach England nahm. Acht Monate lang diente er hier als Schiffsjunge, bis er bei einem heftigen Wortwechsel mit seinem Vorgesetzten von diesem erfuhr, daß er als Ausländer nie Aussicht habe, in der englischen Marine Officier zu werden. Sofort schnürte er sein Bündel und ging an Bord eines eben nach Triest segelnden Schiffes. Hier lernte er einen k. k. österreichischen Officier kennen, der an dem kecken, lebhaften elfjährigen Jungen Wohlgefallen fand, und der durch seine Schilderungen des Türkenkrieges und der Siege Laudon's den Ehrgeiz desselben so anstachelte, daß er nach Wien eilte und sich da als gemeiner Soldat anwerben ließ. Da aber Hallberg nach einigen Jahren noch nicht zum Officier befördert worden war, so nahm er seinen Abschied und ging zu seinem Vater zurück, der ihn mit offenen Armen aufnahm und seinem 15jährigen Abnaten vom Kurfürsten von Köln eine Lieutenantsstelle im Regiment Jülich kaufte.

In der kleinen Festung Jülich bemächtigte sich des neubackenen Lieutenants plötzlich ein besonneneres Wesen; er fing an zu studiren, machte sich Freunde und erwarb sich allgemeine Achtung. Sein Eifer, allem Großen, Nützlichen und Schönen nachzustreben, ließ ihm bald das Leben eines Garnisonsofficiers zu eng, beschränkt und inhaltslos erscheinen, daher suchte er beim Kurfürsten um einen längeren Urlaub nach, um auf dem Militärcolleg zu Metz sich weiter auszubilden. Der Urlaub wurde ihm genehmigt und drei Jahre lang pflegte er mit allem Eifer der Studien, namentlich der Mathematik, auch benutzte er Urlaubsreisen, um in Paris und Wien als medicinischer Praktikant in den Militärhospitälern, und als Student zu Oxford und Heidelberg seine Kenntnisse zu erweitern.

1789, zweiundzwanzig Jahre alt, verließ Hallberg als Hauptmann den kurfürstlichen Dienst, und übernahm als Majoratserbe das ihm von seinem Vater hinterlassene Stammgut Broich. Sein Vater Peter Tillmann war bereits vor sechs Jahren gestorben, noch einen zweiten Sohn Franz zurücklassend. Auch hatte schon 1782 Theodor's Vetter, Johann Karl Freiherr von Hallberg, zu dessen Gunsten auf das Kanonikat und die Präbende am Dom zu Regensburg verzichtet, so daß er nun ein reichliches Einkommen besaß. Die Mutter empfing den Sohn mit offenen Armen.

Bald wurde die Burg Broich der Thron und das Hoflager aller lustigen Schwänke und Possen, bei Tag und Nacht, und das absonderliche, barrocke Wesen Hallberg's trat immer mehr und mehr hervor. Die lächerlichsten Anekdoten von ihm fingen an zu coursiren. So ging z. B. unser Majorats- und Burgherr wie ein Bettler in Lumpen gehüllt umher, die kleinsten Löcher seines Flauses mit Siegellack verklebt und sein freiherrliches Wappen darauf gedrückt. Seiner Narrheiten zu Folge wurde er in Köln, während der Fastnachtssaturnalien, zum Doctor der Narrheit von der Universität Dülken promovirt, zum Ritter der berittenen Künste geschlagen und zum Mitgliede der Akademie des Wahnsinns erhoben.

Die Begierde, die Welt zu sehen, trieb Hallberg plötzlich auf Reisen. Zuerst besuchte er England, Schottland und Irland, segelte von da über die Nordsee nach Dänemark, Schweden und Norwegen, drang durch Lappland bis an's Nordcap vor, durchschiffte das weiße Meer, besuchte Petersburg, die Ostsee-

provinzen, Polen, Preußen, Galizien, die Donaufürstenthümer, Slavonien, Croatien und gönnte sich erst in Constantinopel einige Ruhe. Von hier aus durchstreifte er Anatolien, Syrien, die Inseln Cypern und Rhodus, besuchte das himmlische Griechenland, wendete sich nach Italien, streifte die afrikanische Küste bei Tunis, durchsteuerte das Mittelmeer und stieg endlich in Spanien wieder an's Land, wo unterdessen sein jüngerer Bruder Franz Militärdienste genommen hatte. Die damaligen Zeitereignisse kümmerten ihn noch wenig, er hatte einen vollen Beutel und daher war seine Existenz sonnenklar, dazu ließen seine heitere Gemüthsstimmung, die Jugend, die ihn umstrahlte, Alles zu, was sinnig konnte genannt werden und bildeten bald, wie sein Biograph sagt, den modernsten Demokritos in ihm aus, der sich im Alter seines absteigenden Lebens so ziemlich plötzlich in einen Heraklites verwandeln mußte. Vorzüglich scheint er auf dieser Reise auch schöngeschlechtliche Studien gemacht zu haben, wenigstens wird dies discret angedeutet. — Müde von der langen Wanderung zieht sich Hallberg auf einige Jahre nach Broich zurück, führt ein ganz isolirtes Leben, sich vorzüglich mit historischen Arbeiten beschäftigend und die damaligen politischen Verhältnisse Deutschland's und Frankreich's sich zu fleißiger Untersuchung und Reflexion erwählend.

Die Folgen der französischen Revolution mit den daran sich schließenden Rheinfeldzügen erregten den Patriotismus unseres Helden und veranlaßten ihn, dem damaligen Kurfürsten von Köln, Erzherzog Maximilian, den dringenden Vorschlag zu machen, das Volk zu bewaffnen und gegen den Feind zu führen. Er reiste deshalb auch nach Wien, wo man aber sein Project, ohne militärischen Rock Franzosen schlagen zu wollen, für so überspannt hielt, daß man ihn auf 8 Tage in den Narrenthurm steckte.

Von diesem Schreck suchte er sich auf einer Reise nach Ungarn zu erholen, wurde aber bald durch Napoleon's Auftreten zu neuem Zorn gegen die Republik Frankreich aufgestachelt und ging deshalb nach Constantinopel und Aegypten, um da seine Pläne einer allgemeinen Nationalbewaffnung in's Werk zu setzen. Da er aber gar keinen Anklang fand, ging er nach Italien, wo er wenigstens bei den Lazzaronis so lange Sympathien fand, als er Geld unter sie vertheilte.

Das Fehlschlagen seiner Pläne, so wie die Wünsche seiner Mutter, führten ihn endlich auf seinen Rittersitz zurück, auf dem ihn seine Mutter durch die zarten Bande der Liebe zu fesseln suchte. Die Enkelin des Gouverneurs der Niederlande, des Grafen von Essern, Karoline Freiin zu Olne, aus dem Hause Birk in Brabant, war bestimmt, hinfüro mit ihm vereint durch's Leben zu wandeln. Beim Beginn des neuen Säculums schloß er, nach vorhergegangener Procuration, mit ihr den festen Herzensbund. Als echte ablige Dame und Gemahlin ist Karoline ihrem Gatten bis zu ihrem Tode treu geblieben.

Freifrau Karoline von Hallberg war eine hohe schlanke Blondine von erheblicher Schönheit, voll Milde und Herzensgüte im Ausdruck ihres stets blassen, stark holländischen Gesichts, das blaue, große Augen belebten. Ihr ganzes eheliches Leben war eine ununterbrochene Ergebung und ihre Thaten waren Wohlthun und reine Menschenliebe. Längere Zeit lebte Hallberg still und zurückgezogen im süßen Genuß seiner geliebten Gattin, und seinen Kohl bauend, als ihn ein unerwartetes Geschick plötzlich aus seinen süßen Träumen riß. In einer Nacht wurde er plötzlich von französischen Soldaten aus seinem Bette gerissen und als Gefangener nach Paris geschleppt, wo er erst nach 36 Tagemärschen ankam. Er war angeklagt: „des tentirten Mordes und gewaltsamen Ueberfalles französischer Beamten mit einer verkleideten Räuberbande." — Monate lang schmachtete Hallberg hoffnungslos im Kerker. Plötzlich öffnete sich dessen Thür und die geliebte Gattin umfing ihn mit ihren Armen. Ein Fußfall der schönen Frau hatte Napoleon's Herz erweicht und dem Gatten Begnadigung gewährt. Auf der Heimreise wurden sie zwar nochmals aufgehalten, doch gelangten sie endlich glücklich in ihre Heimath. In Bonn nämlich wurde Hallberg abermals verhaftet, da der Präfect Lamot eher an eine Flucht, als an eine Begnadigung Hallberg's glaubte. In Paris gestellte Anfragen brachten ihm endlich die volle Freiheit.

Nach diesen Begebenheiten findet sich in Hallberg's Manuscripten eine große Lücke; plötzlich finden wir ihn, ohne alle angegebenen Ursachen, in Tunis wieder. Er schreibt darüber folgendermaßen: „Ungesäumt schiffte ich mich nach Tunis ein, wo ich nach einem glücklich überstandenen, gefährlichen Sturme

ankam. — Der Bey von Tunis nahm mich Fremdling freundschaftlich auf und ich beredete sofort den Corsaren, mir 6000 Mann zu geben, um in Italien zu landen, das Volk zu bewaffnen und sich gegen die Franzosen zu schlagen. Ich versprach dem Bey das Königreich Italien, zeigte ihm die allgemeine Unzufriedenheit der Italiener ꝛc. Der Bey schenkte meinen Angaben allen Glauben, ließ in aller Eile Truppen anwerben, machte mich selbst zum Generalissimus darüber, trug mir eine seiner holden Töchter als Gattin an, und machte mir zugleich das Offert, die Landesreligion anzunehmen, um sich meiner ganz zu versichern. Ich glaubte den Gipfel des Glücks erreicht zu haben, als plötzlich ich die Ordre erhielt, augenblicklich Tunis zu verlassen. — Ein segelfertiges Schiff sollte mich nach Griechenland bringen und da an's Land setzen; auf der Ueberfahrt fingen mich aber die Engländer und führten mich nach London. Sechs Monate schmachtete ich da im Kerker und man behandelte mich als einen Spion von Frankreich, bis man sich des Gegentheils überzeugte. Ich wurde freigelassen und erhielt 600 Carolinen, um nach Hause zu reisen." —

Napoleon's Stern war unterdessen dem Erbleichen nahe gekommen und die Ufer des Rheins sahen die Fersen der fliehenden Franzosen. Schnell bewaffnete Hallberg die Bauern zwischen der Maas und dem Rhein und führte sie gegen die fliehenden Feinde. Bald erhielt er auch von den Alliirten den directen Befehl dazu und wurde zum Feldobristhauptmann ernannt. Als Adjutant folgte ihm seine Gattin, die sanfte Caroline, in Männertracht hoch zu Pferde, nicht zurückbebend vor den Gefahren und den Schrecken des Kampfes.

Was diese Bauernschaaren den fliehenden Franzosen für Abbruch thaten, ist bekannt; aber namentlich wirkte Hallberg nutzbringend für das Land, indem er bei dem Durchzug der verschiedenen Truppen, namentlich der Russen, soviel wie möglich die Quartierangelegenheiten und übrigen Leistungen der an den Etappenstraßen gelegenen Orte zu reguliren versuchte, denn die Russen betrachteten anfangs die Rheinprovinzen, da sie unter französischer Herrschaft gestanden, wie französisches Land. Namentlich ist ihm in dieser Beziehung die Stadt Siegburg zu großem Danke verpflichtet. — Für seine aufopfernden Leistungen wurde er 1815 vom Kaiser Alexander von Rußland mit dem St. Annenorden 2. Classe und vom Könige von Preußen mit dem rothen Adlerorden 3. Classe, sowie mit mehreren Militärdenkmünzen ausgezeichnet. Schon früher hatte ihn der König Max von Baiern zum Comthur des baierischen Hausordens vom heiligen Michael ernannt. Auch hatte man ihm die Leitung der Generalpolizei aller Armeen in Paris unter dem Generalgouverneur Justus Gruner übertragen.

Dem Schwedenkönige Gustav nachahmend, der wie bekannt dem Könige von Preußen den schwarzen Adlerorden zurückschickte, weil dieser denselben auch an Napoleon vergeben, schickte Hallberg den rothen Adlerorden ebenfalls zurück, mit dem Bemerken, daß er diesen Orden nicht annehmen und tragen könne, weil derselbe häufig an bonapartistische Beamtete vergeben worden sei. In Folge dessen sah sich unser Freund, der unterdessen preußischer Unterthan geworden war, sowie als Verfasser einer Schrift „das politische Kochbuch, oder die vornehme Küche für Leckermäuler und Guippons," genöthigt, einem freundschaftlich gegebenen Winke sofort Folge zu leisten, und seiner Heimath den Rücken zu kehren, denn der gute König Friedrich Wilhelm III. hatte die pikante Schrift sehr übel aufgenommen und den Befehl gegeben, den Verfasser zu verhaften.

Im Jahre 1817 besuchte Hallberg zum zweiten Male, in Gesellschaft seiner Gemahlin, Dänemark, Norwegen und Schweden. In Stockholm ließ er sich, wie er in seiner „Reise durch Scandinavien" erzählt, von einigen Malcontenten zu einer Verschwörung bereden, die nichts weiter bezwecken sollte, als Bernadotte vom Throne zu jagen und sich selbst, da er durch die Schwester seiner Großmutter, einer Freiin von Erka, mit dem Hause Wasa verwandt sei, desselben zu bemächtigen. Er wurde in Folge dessen unter polizeiliche Aufsicht gestellt und aus Schweden verwiesen.

Zwei Jahre später erhielt er durch den König Maximilian, der ihm sehr zugethan gewesen zu sein scheint, Schutz und gastliche Aufnahme in Baiern, auch wurde seine Gemahlin zur St. Annens-Ordensdame ernannt. Hallberg kaufte sich das am Ausflusse des Würm- oder Starenberger Sees, unfern des Dorfes Gauting, gelegene Schloß Fußberg für 20,000 Gulden. Die Bauern dieses Dorfes nannten ihn wegen seines langen Bartes

den Eremiten, er selbst unterschrieb, als Mitarbeiter des in München von Regol redigirten Journals „der Volksfreund," seine zahlreichen Aufsätze mit „der Eremit von Gauting."

Gegen sieben Jahre lebte er hier als Landmann und Privatgelehrter, nicht etwa einsiedlerisch, sondern höchst gesellig im Schooße seiner Familie, die noch aus einem Sohne von 8 und einer Tochter von 7 Jahren bestand. Oefters machte er allein oder in Gesellschaft seiner Frau Ausflüge durch sein neues Vaterland, ja sogar mit dieser und seinen beiden Kindern 1821 eine Fußtour nach Rom. Hier erhielt er sowohl, wie sein Sohn, vom heiligen Vater Pius VII. den Orden vom goldenen Sporn mit der Befugniß, denselben auch an Andere in des Papstes Namen zu verleihen. Auch die Schweiz und Holland durchwanderte er 1822 bis 1824 in Gesellschaft seiner Familie zu Fuß.

In dieser Periode schrieb er mehrere lesenswerthe Schriften, eine „Reiseepistel durch den Isarkreis," „Reise in Italien" und zahllose Artikel politisch-historischen und staatsökonomischen Inhalts für die „Eos" (München 1820 bis 1822), den „baierischen Volksfreund" und das „Münchener Wochenblatt." Auch verfaßte er die unter dem Namen der „Gautinger Adresse" bekannte Adresse der Bauern an den König von Baiern.

1824 unterbreitete Hallberg dem Könige Max einen Plan zur Trockenlegung und Cultivirung eines Theils des Erdinger Moors, den der König nicht nur genehmigte, sondern Hallberg dabei wesentlich unterstützte, indem er ihm 300 Morgen dieses Moors und das in demselben gelegene alte Jagdschloß Birkeneck schenkte.

Wie in seinem Anzuge, so auch in der Einrichtung seiner Häuslichkeit, zeigte sich Hallberg als närrischer Kauz und Sonderling. In Fußberg wie in Birkeneck ähnelten Wohnungen und Ameublement der einer Farmerswohnung am Ohio. Sein Biograph schildert dieselbe folgendermaßen: „Sämmtliche Mobilien, respective ein langer Eßtisch und ein Dutzend Stühle, aus gemeinem Fichtenholz gezimmert, jedoch wegen der Schiefer säuberlich abgehobelt, waren, mit alleiniger Ausnahme zweier polirter Commoden von Kirschbaumholz im freifraulichen Apartement, schön zinnoberroth angestrichen, ingleichen auch die Thüren, Fensterstöcke und Fensterrahmen. Man glaubte bei einem Henker zu sein. Diese Idiosynkrasie für eine so grelle Farbe, deren Anwendung sich sogar bis auf den Wagen, in dem Hallberg fuhr, erstreckte, mußte allmänniglich frappiren; um so weniger fiel es auf, daß des Freiherrn Bett oder Ruhestätte aus einer auf dem Estrich des Zimmers wie zufällig liegenden Matratze gefunden wurde, nur von einer Wildschur überbreitet, deren weißes Bärenfell die Doppeldienste eines Mantels und einer Bettdecke zu versehen gezwungen war. — Die Freifrau und Baronesse Fregie Amalie, ihre Tochter, hatten für sich — vielleicht nach heftigen Kämpfen — zwei Bettstellen ausgewirkt, wie sie bei der civilisirten Welt gang und gäbe waren. Von einer standesgemäßen Mobiliarschaft war keine Spur." — Die Barrockheit unseres Edelmannes ging noch weiter: eigenhändig beklebte er alle Wände seiner Zimmer mit allen möglichen Papierfetzen, Landkarten, Theaterzetteln, Festungsplänen, Kupferstichen aller Art, Porträts, Ansichten von Städten und Caricaturen darstellend. Als diese Art von Tapeten sich nach und nach ablösten, ließ er die Wände al fresco in erschreckend-kolossalen Dimensionen mit Figuren bemalen, die die verschiedensten Persönlichkeiten vorstellen sollten. Als auch diese Kunsterzeugnisse zu erbleichen begannen, gab er den Befehl, alle Zimmer zu täfeln. — In jedes einzelne Quadrat ließ er auf silberfarbigem Grunde mit Goldschrift den Namen irgend einer großen Persönlichkeit schreiben, aber in chaotischer Verwirrung durch einander, gar keine Rücksicht darauf nehmend, ob die neben einander stehenden Namen in irgend einer Beziehung zu einander paßten. Obgleich er immer nach allen Himmelsgegenden hin großartige Einladungen aussandte, so war sein Haus nicht grade, wie sich wohl denken läßt, von Besuchern überfüllt, denn der Ausstattung seiner Zimmer ähnlich war auch seine Tafel. Nebenbei hatte er die Marotte, seine Damen allen Besuchern so viel als möglich zu entziehen. Ob dabei zuweilen Eifersucht mit im Spiel war, läßt sich wenigstens aus folgendem Vorfall vermuthen. Die Herzogin von Leuchtenberg, Gemahlin Eugen Beauharnais', kam einst Frau von Hallberg zu besuchen und da sie dieselbe nicht antraf, so erkundigte sie sich, wohin sie gegangen, um sie aufsuchen zu können, konnte aber keine bestimmte Antwort erhalten, bis endlich eine der Mägde ihr gestand, daß, da der Baron

abwesend, er die gnädige Frau bereits schon den ganzen Tag im Taubenschlage gefangen halte. Entrüstet über diese Tyrannei, ließ die Herzogin sofort eine Leiter an den Taubenschlag legen, durch die Magd mit Gewalt die Thür aufsprengen und befreite so die arme Gefangene, die den ganzen Tag über geweint und gehungert hatte. Diese Blaubartgeschichte entrüstete die benachbarte Damenwelt so, daß sie ihre Männer aufstachelten, den ungalanten Ritter zur Rechenschaft zu ziehen und einige derselben verlangten sein Blut, doch hatte er keine Lust dazu, dieses zu verlieren und ließ sich lieber in öffentlichen Blättern „Mangel an Courage" vorwerfen.

Noch grausamer und ein Zeichen seines zeitweiligen geistigen Paroxismus war der folgende Fall: Eines schönen Tages verlangte er nämlich von seiner Frau, ihm ihre Liebe auf's Neue dadurch zu beweisen, daß sie aus der ersten Etage des Schlosses Birkeneck, eine Höhe von 12 bis 16 Fuß, hinabspringe. Caroline that dies sofort und kam glücklich, ohne sich zu verletzen, auf dem Fußboden an, doch fing sie von dieser Zeit zu kränkeln an und nach nur wenigen Jahren endete der Tod im Bade Adelholzen bei Traunstein, wo sie Genesung gesucht hatte, im Alter von 36 Jahren, ihre mit Ruhe und stiller Ergebung getragenen Leiden.

Die Tochter Hallberg's, Fregie Amalie, war eine amazonenhafte Schönheit, ungemein heiteren Charakters und großen persönlichen Muthes, eine kecke und verwegene Reiterin, was sie auch bei einem Octoberfest in München bewies, indem sie drei Mal mit den Rennern den Circus umritt und stets die Erste blieb. Sie war der Stolz ihres Vaters, die er mit Argusblicken bewachte und hütete. — Die in der Nähe garnisonirenden Cürassierofficiere schienen dem liebenden Vater einige Besorgniß für die Herzensruhe seines Töchterchens einzuflößen, weshalb er beschloß, sie dieser Gefahr zu entreißen, indem er schnell eine Convenienzheirath mit einem schwäbischen Edelmanne und Gutsbesitzer, dem Freiherrn von Gemmingen, zu Stande brachte. Diese Ehe dauerte aber gar nicht lange und wurden die beiden Ehegatten unerwartet aus „subtilen" Gründen öffentlich und gerichtlich getrennt. — Bald darauf heirathete sie einen Baron Uso Künsberg-Thurnau, mit dem sie glücklich lebte, starb aber schon 1842 im Kindbett.

Hallberg's Sohn, Herrmann, geboren 1814, hatte sich nie der Gunst seines Vaters zu erfreuen, weil ihn die Mißgunst des Geschicks mit einem kleinen Verdruß zwischen den Schultern behaftet hatte; er war ein gebildeter, liebenswürdiger junger Mann, der, nachdem er eine Zeit lang Schloß Fußberg bewirthschaftet hatte, von einem Onkel das Gut Chammeregg auf Lebenszeit ererbte, wohin er sich nach dessen Erwerb zurückzog, hier aber frühzeitig (1851) in Folge eines Sturzes vom Pferde starb. Anfänglich verweigerte der liebenswürdige Vater seinem Sohne durchweg ein Begräbniß, respective die Kosten für Funeralien und wollte von Bezahlung der ärztlichen Kosten durchaus nichts wissen. —

Während seiner Residenz in Birkeneck sandte Hallberg folgende Schriften in die Welt: „Das Stammbuch der eisernen Hand des Götz von Berlichingen" (1828), „Der Soldat," (1828), „Ueber den alten Handelsweg nach Indien und den Rhein-Donaucanal" (1829), „Ueber den Verstand der Thiere" (in Gistel's „Taunus," München 1834), eine Menge Beiträge in die Journale „Volksfreund," „Nationalcorrespondent," „Jahreszeiten," „Reisender Teufel," „Münchener Tageblatt," „Freysinger Wochenblatt" &c. 1836 erschien von ihm zu München „Frankreich — Algier" mit einem lateinischen Schreiben an den Papst; in demselben Jahre ein „Gebetbuch" für das Hallbergmoos, wofür er vom Papste den Georgiusorden erhielt.

In die Zeit seiner Residenz zu Birkeneck fällt noch eine Anekdote, die wir nicht unterlassen können zu erwähnen und theilen wir sie mit seinen eigenen Worten dem geehrten Leser mit: „Einmal, es war vor der Erbauung der Kirche zu Hallbergmoos, in Birkeneck, wurde ich sehr bedenklich krank. Kaum mehr im Stande, auf meinen Füßen zu stehen, schleppe ich eine Menge Flambeaux, welche ich vorräthig besaß, zusammen, höhle sie aus und fülle sie mit Schießpulver an. Es schlägt die Schloßuhrglocke die elfte Stunde und Alles schläft. Ich werfe mich in meine Gallauniform, stecke die wichtigsten Papiere in meine Brusttasche, begebe mich in die Küche, ergreife da eine Essigflasche und stürze deren vollen Inhalt in gierigen Zügen in meinen strohtrockenen Rachen hinab. Ich wanke nun, als ich den letzten Rest verschluckt hatte, der Hauscapelle zu; dort warf ich mich auf den kalten Pflasterboden nieder, den Ausgang meines Lebens erwartend.

Des Morgens fand man mich — wie todt. Die Glocken schlugen zusammen, die sonst die Mittagsstunde nur verkündigten und den Feierabend; die Mägde und Knechte liefen durch einander und in den Zimmern der Baronin fand die angstvollste Bewegung statt. Die zum Tod erschreckte Frau ist so eben im Begriff die Treppe hinab zur Capelle zu eilen: da öffnet sich die Pforte derselben und der für todt Gehaltene schreitet, zwar sehr bleich, jedoch gesund ein.

Die Flambeaux hatte ich deshalb mit Pulver geladen, damit bei meiner Leichenfeier sich eine Explosion als ein lustiges und gespenstisches Intermezzo ereignen möge."

Die Trockenlegung des Birkeneder Moors ging nicht so ganz nach Wunsch von Statten und mag dabei seine Unstätigkeit mit Schuld gewesen sein.

Einmal fiel es ihm ein, das Project ganz fallen zu lassen und dafür die toskanischen Maremmen auszutrocknen; doch mag er wohl dahintergekommen sein, daß er nicht der Mann dazu war. Verstimmt darüber, trat er eine Fußreise durch Tyrol und Oberitalien an, von der er als Treiber von 6 Eselinnen wieder zurückkam; in seinem phantastischen Anzuge zog er mit ihnen in München ein.

Einstmals wurde Hallberg auf der Straße in München von einem armen Menschen um einen Rock angesprochen, sofort zog er seinen Ueberrock aus und gab ihn dem Bettler; dabei hatte er sich den anderen Rock zerrissen, schleunigst zog er auch diesen aus, warf ihn in einen Schneiderladen zum Flicken und ging in Hemdenärmeln nach seinem Gasthof.

1835 hatte Hallberg abermals eine Reise nach Algier gemacht, die er in dem erwähnten Buche: „Frankreich — Algier," einem planlos durcheinandergewürfelten Machwerk, beschrieb. Bald darauf verkaufte er Birkeneck für 36,000 bis 40,000 Gulden, da er sein Werk dort für geschlossen ansah, und nahm wieder den Wanderstab, um zu Fuß, nur ein Hemd in der Tasche, die Welt zu durchstreifen. Er richtete seine Schritte nach dem Orient und trieb sich ziemlich drei Jahre dort herum. Ein vierbändiges Werk überlieferte der Welt seine Erlebnisse auf dieser Reise und mögen diese oft höchst pikanter Natur gewesen sein, wenn man seinen Worten trauen darf.

Lange hatte der unruhige Geist keine Ruhe und namentlich von langer Weile getrieben, rüstete er sich zu einer neuen Reise nach Persien. Vorher aber wollte er den guten Münchnern noch zum Abschiede, wie er sich ausdrückte, einen „Jux zum Besten geben" und ließ in die Münchner Blätter eine Aufforderung an das schöne Geschlecht ungefähr folgenden Inhalts rücken: Seines Wittwerthums überdrüssig, habe er sich endlich entschlossen, wieder in den heiligen Ehestand zu treten. Das Mädchen, dem er seine Hand reichen würde, brauche an Gut und Geld nicht das Geringste zu besitzen, desto mehr aber geistige und physische Reichthümer. Es müsse Geist besitzen, Schönheit des Antlitzes per se, Schönheit der Hände, Zähne und Füßchen, ringsum Liebenswürdigkeit, die Sanftmuth eines Lammes, ein edles Herz mit Hochgefühlen, wie die Mutter der Gracchen, ferner blonde Haare, himmelblaue Augenpupillen, einen hohen und schlanken Wuchs und eine Jugend von nicht mehr, aber weniger als 16 Jahren! Er verhieß dagegen als Gegenmitgift seine Patriarchialität sammt dem Himmel auf Erden, d. h. als Versprechen.

Das Resultat dieser Aufforderung war aber nicht so, wie es der Freiherr erwartete, der gehofft hatte, alle Schönen würden sich ihm persönlich vorstellen; dies geschah nicht, nur alte Kupplerinnen erschienen, und eine Unmasse von Briefen, die nicht immer die süßesten Schmeicheleien enthielten. — In allen Bilderläden und Conditoreien erschienen Caricaturen des Eremiten, „des Bräutigams aus dem Moose," wie er genannt wurde.

Nach dem in einem Werke, „Deutschland, Rußland, Kaukasus, Persien" Erzählten, hatte unser ewiger Jude, wenn man seinen Worten einigermaßen Glauben schenken darf, auf dieser Reise 1842 bis 1844, merkwürdige Fata erlebt. Ueberall war er auf's Glänzendste empfangen und aufgenommen worden, namentlich von Schah Mahomed von Persien, dem er sich als einen Gesandten des Königs von Baiern vorstellte, um mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß abzuschließen. Der Schah hatte ihn auf's Glänzendste und seiner Würde gemäß empfangen und ihm die Insignien des Sonnen- und Löwenordens in Brillanten, im Werthe von 10,000 Gulden, verliehen. Den Ferman über diese Ordensverleihung mit des Schahs eigenhändiger Unterschrift in der rechten oberen Ecke, und beglaubigt vom russischen Gesandten in Teheran, brachte natürlich Hallberg zur Bescheinigung mit.

Das eben benannte Werk wollte Hallberg auf einmal, vom Geize gestachelt, nicht mehr wie seine frühern, umsonst losschlagen, sondern verlangte ein Honorar von 2000 Gulden dafür, und bat seinen Freund und Biographen Dr. Gistel um dessen Hilfe dabei. Gistel wußte die Sache einzuleiten und als er Hallberg die erste Ratenzahlung einhändigte, rief dieser begeistert aus: „Für alle meine opera der erste Kreuzer! Wie schön ist's, honorirt zu werden!" Er würde wohl weniger entzückt gewesen sein, wenn er die Stipulationen des Contractes genau gekannt hätte, welche lauteten: 2000 Gulden Honorar, wovon 500 Gulden bei Uebergabe des Manuscripts, 500 Gulden bei beendigtem Druck und 1000 Gulden nach vergriffenen 6000 Exemplaren Auflage — zahlbar.

Die Anstrengungen dieser letzten großen Reise hatten die Kräfte des 76jährigen Greises ziemlich angegriffen, auch hatte er ein Augenübel aus Persien mitgebracht, das Erblindung befürchten ließ. Seine rastlose Natur gestatte ihm aber keine Ruhe, so machte er wenigstens kleinere Ausflüge durch Würtemberg, die Rheingegenden, besuchte auch, nach des Königs von Preußen Tode, seine Geburtsstätte Broich, ja warf sich 1847 noch einmal zu des Papstes Füßen, und erhielt von diesem den Orden des heiligen Grabes.

Der Münchner Verein für Naturkunde und höhere göttliche Erkenntniß ernannte Hallberg 1849 zu seinem Ehrenmitgliede, die einzige Gesellschaft, mit Ausnahme der Narrenzunft in Köln, die den betagten Reisenden einer Aufnahme würdigte. Nach langem Suchen und Mäkeln kaufte sich im December 1850 Hallberg in der Nähe von Landshut das alte, ruinenhafte Schloß Hermannsdorf, um für den Rest seiner Tage einen Ruhesitz zu haben. Und daran hatte er sehr wohl gethan, denn sein Augenübel nahm mehr und mehr überhand und gegen Ende des Jahres 1853, nach einer unglücklichen Operation, erblindete er vollständig. Noch 9 Jahre verlebte der alte Mann in diesem traurigem Zustande. Seine Umgebung bestand aus zwei jungen Mädchen, deren eine den Dienst als Haushälterin, die andere den als Vorleserin versah, während ein alter Gärtner als Koch fungirte.

Endlich, am 17. April 1862, machte der Tod den langen Leiden des 93jährigen Greises ein Ende. Die letzten Jahre mögen diesem, nie ruhenden Geiste, oft zur furchtbaren Qual geworden sein. In seinem Testamente setzte er die drei eben genannten Personen und einen Freiherrn von Künsberg zu seinen Universalerben ein. Das Testament ließ er, der größeren Sicherheit und der Ersparung der Gerichtskosten wegen, kurze Zeit vor seinem Tode im „Courier von Niederbaiern" publiciren.

Hallberg war durch und durch Sonderling, dabei im höchsten Grade Egoist. Er war von sanguinisch-cholerischem Temperament, besaß eine große Willenskraft, aber auch einen grenzenlosen Eigensinn. Eitelkeit und Geiz waren die hauptsächlichsten Laster, die ihn beherrschten; Härte des Gefühls gehörte seinem Naturell als wesentliche Eigenschaft an. Unversöhnlich bis zur Grausamkeit, vergaß er eine Beleidigung, sei sie direct oder indirect geschehen, verschuldet oder nicht, nie.

Der Drang, etwas Großes und Nützliches zu erzielen, ist Hallberg, namentlich in seinem Mannesalter, nicht abzusprechen, und hat er durch seine Thätigkeit während der Kriegsperiode und durch die Trockenlegung des Hallbergermoos viel Gutes erreicht. Seine literarischen Arbeiten wurden aber nur gedruckt, weil er theils die Kosten selbst trug, theils dem Verleger sie umsonst überließ. Sein Stil war unangenehm und macht sein Biograph davon die folgende Schilderung: „Sein Stil gleicht einem Gassenjungen, der barfuß auf der Straße herumläuft, im Sommer mit Koth und im Winter mit Schneebällen um sich wirft, wenn er einen Juden sieht: „hepp, hepp!" schreit, und dann aus Furcht, Prügel zu bekommen, schnell ausreißt, und wenn er sich sicher glaubt, die Zunge herausstreckt, Rübchen schabt und hohnlächelnd: „etsch, etsch!" ruft." — In sprachlicher Beziehung beschränkten sich Hallberg's Kenntnisse auf Französisch und Englisch, was er beides geläufig sprach.

Präsident von Kirchmann.

Eigenthümlich ist es, daß der erste Staatsanwalt in Preußen auch der einzige Staatsanwalt geblieben, dem es gelungen, trotz des Gehässigen, welches einem öffentlichen Ankläger immer anhaftet, die ungetheilteste Po-

pularität seinem Namen zu gewinnen. Kirchmann, dem diese Functionen zum ersten Mal übertragen wurden, bildet die einzige Ausnahme, daß es einem Staatsanwalt gelungen, in die Reihe der beliebtesten Volksmänner einzutreten. Der Sohn eines sächsischen Stabsofficiers, wurde derselbe im Jahre 1802 zu Schabenstedt bei Merseburg geboren. Nachdem er das Gymnasium der letzteren Stadt durchgemacht, studirte er Jura auf der Universität Halle, und kam 1823 als Auscultator nach Magdeburg. 1829 ward er Assessor in Naumburg, dann Kreisgerichtsrath in Halle, endlich Stadtgerichtsdirector in Querfurt und nachmals in Torgau. In der letzteren Stellung erhielt er von der Regierung ein Commissorium zur Regelung der Hypotheken der kleineren Grundstücke in der Provinz Sachsen, eine überaus verwickelte und schwierige Aufgabe, deren geschickte Lösung ihm 1846 einen Ruf als Staatsanwalt nach Berlin eintrug, wo König Friedrich Wilhelm IV. auf Anlaß des großen Polenprocesses den ersten Versuch mit dem öffentlichen und mündlichen Verfahren zu machen gedachte. Gleichzeitig mit Kirchmann, der als öffentlicher Ankläger dem Stadtgericht überwiesen wurde, kam der spätere Präsident Wentzel als Staatsanwalt an das Kammergericht. In seiner Eigenschaft als Staatsanwalt hatte Kirchmann Gelegenheit, sowohl seine sehr bedeutende oratorische Befähigung noch mehr zu entwickeln, als auch bot ihm der politische Proceß der Polen, denen die Sympathie der öffentlichen Meinung sich mehr oder minder zuwandte, vielfach Veranlassung, eine humane Milde und nachsichtige Gerechtigkeit zu beweisen, welche in eben so auffallender als vortheilhafter Weise von der kleinlichen, polizeimäßigen Verfolgungssucht abstach, die sonst wohl untersuchungsführende Richter an den Tag gelegt hatten. Eben diese Haltung lenkte die Aufmerksamkeit der liberalen Kreise der Hauptstadt auf ihn, und die rasch erworbene Beliebtheit stieg noch durch eine Reihe von Vorträgen, welche Kirchmann in der juristischen Gesellschaft hielt, und die ihn auch als einen entschiedenen Reformer auf dem Gebiete des Rechtswesens charakterisirten. Es konnte nicht fehlen, daß er 1848 zum Mitglied der preußischen Nationalversammlung gewählt wurde. In derselben schloß er sich mit Rodbertus, Stein, Schulze-Delitzsch u. A. der Linken an, derjenigen Fraction, welche der äußersten Linken unter Waldeck am Nächsten stand und sich später auch völlig mit derselben identificirte. Kirchmann kam noch vor der Eröffnung der Versammlung in den Ruf eines radicalen Republikaners, was er trotz seiner sehr bewußten und sehr ausgeprägten demokratischen Richtung niemals gewesen ist. Um gerecht gegen ihn zu sein, darf man nicht vergessen, wie in jenen turbulenten Tagen die Ideen von der unumschränkten Volkssouveränetät die Herzen und Geister aufregten und verwirrten. Unter dem unmittelbaren Eindruck jener Tagesströmung hatte Kirchmann in einer Versammlung den Antrag gestellt, die Mitglieder der Nationalversammlung möchten, da die Eröffnung im Hause des Königs eine Art Mißachtung der Volkssouveränetät sei, der Berufung in das Schloß keine Folge leisten, wohin sie zur Eröffnung beschieden waren. Der Antrag fiel, aber Kirchmann wohnte mit etwa fünfzig anderen Mitgliedern dem Acte nicht bei. War er schon durch diesen Schritt in Hofkreisen persona ingrata geworden, so steigerte er seine Mißliebigkeit in jener Sphäre nicht allein durch den allerdings starken und lebhaften Ausdruck, den er seinen demokratischen Gesinnungen bei den parlamentarischen Verhandlungen gab, noch ungleich schwerer ward es ihm angerechnet, daß er in seiner amtlichen Stellung als Staatsanwalt die häufig einlaufenden Denunciationen einfach zu den Acten legend, die vielen sogenannten Majestätsbeleidigungen ignorirte, zu denen die Leidenschaftlichkeit der Zeit die Unbesonnenheit fortriß. Um nach dem Sprichwort zwei Fliegen zugleich mit einem Schlage zu treffen, ward Kirchmann ganz plötzlich von dem Ministerium Hansemann zum Vicepräsidenten des Appellationsgerichts zu Ratibor befördert, ein verhängnißvolles Danaergeschenk, durch welches man nicht allein für eine andere, mehr erwünschte Besetzung der Staatsanwaltschaft an dem Stadtgericht der Residenz Raum gewann, sondern eben in Folge der Beförderung war auch der Beförderte genöthigt, sein Mandat niederzulegen und aus der Nationalversammlung auszuscheiden. Aber schon zwei Monate später saß der Gefürchtete auf seinem Sitze wieder, da ihm von der Tilsiter Niederung bei einer Ergänzungswahl ein neues Mandat geworden. Die Dinge neigten damals bereits der Katastrophe zu. Was nützte

die Interpellation Kirchmann's wegen des Armeebefehls Wrangel's; der neugeschaffene Commandeur der Marken hatte Vollmacht, sich mit den Garden in den Straßen Berlins, in denen angeblich nach dem officiellen Ausdruck Gras wachsen sollte, die Lorbeeren zu holen, die er in Schleswig-Holstein nicht hatte pflücken können, und der Rumpf der Nationalversammlung, welcher dem Verlegungsdecret nach Brandenburg nicht Folge leisten wollte, sondern unter Unruh's Präsidium weiter forttagte und den Steuerverweigerungsbeschluß faßte, ward gewaltsam von der Militärmacht aus einander gesprengt. Kirchmann war das Referat über den Antrag der Steuerverweigerung zugefallen; zugleich mit diesem Bericht stellte er den Antrag, durch einen Beschluß die Armee ihres Eides gegen die Regierung zu entbinden.

Als der Freiherr von Manteuffel in Brandenburg erschien, lediglich um die Auflösungsordre der Nationalversammlung vorzulesen, ging Kirchmann in sein Amt nach Ratibor. Der eben stattgehabte Umschwung der Dinge sollte sich ihm fühlbar machen. Das Richtercollegium zu Ratibor, dem bei der Ernennung seines Chefs zu protestiren nicht beigefallen war, gab sich jetzt dazu her, einen solchen Protest, zu dem es nicht im Mindesten berechtigt oder befugt war, gegen den Eintritt des Demokraten in seine Reihen zu erheben. Der Protest blieb natürlich ein Protest auf dem Papier; er figurirte in der Kreuzzeitung und damit war einstweilen seine Wirkung erledigt. Die Dauer der Session, welche zu Anfang 1849 tagte, war eine viel zu kurze, als daß Kirchmann oder ein Anderer sich in derselben durch besonders erwähnungswerthe Leistungen hätte bemerkbar machen können. Ohne den Belagerungszustand in Berlin war Herr von Manteuffel zu regieren außer Stande, und als die Kammer die Aufhebung dieses exceptionellen Zustandes beschloß, wurde sie aufgelöst und das Wahlgesetz nach dem Census in drei Classen octroyirt. Kirchmann gehörte zu den Führern der Demokratie, welche am Entschiedensten die Ansicht vertraten, daß der Rechtsverletzung gegenüber, welche das neue Wahlgesetz involvire, die Partei passiven Widerstand zu beobachten und sich von der Theilnahme an dem öffentlichen Leben zurückzuziehen habe. Daß der Entschluß ein folgenschwerer Irrthum, ist später von der Partei selbst eingesehen und zugestanden worden; wir schreiben hier indeß keine Kritik, nur eine objective geschichtliche Darstellung der politischen Ansichten und Thaten Kirchmann's, mit denen wir uns in wichtigen Punkten keineswegs einverstanden wissen, und eben deshalb sei jene Thatsache ohne weiteren Zusatz einfach berichtet. Desgleichen beschränken wir uns mit Zurückdrängung jedes naheliegenden Raisonnements auf die bloße Erzählung der Verfolgungen, denen Kirchmann nach seinem freiwilligen Rücktritt von der parlamentarischen Arena Seitens der Reaction ausgesetzt war. Im Herbst 1849 leitete die Regierung, wie gegen andere Mitglieder der Frankfurter Nationalversammlung, welche nach Stuttgart gegangen waren, auch gegen den schlesischen Grafen Hugo von Reichenbach einen Hochverrathsproceß ein. Das Kreisgericht zu Oppeln, zu dessen Competenz der Fall gehörte, lehnte die Untersuchung ab, indem es die gesetzliche Unverantwortlichkeit der Abgeordneten anerkannte. Die Staatsanwaltschaft erhob Reclamation bei dem Criminalsenat des Appellhofes zu Ratibor, dem Kirchmann präsidirte; das Urtheil der zweiten Instanz bestätigte lediglich das Urtheil, welches der erste Richter gefunden hatte. Das Obertribunal, an welches sich jetzt die Regierung wandte, befahl den schlesischen Gerichten, den Proceß auf Hochverrath gegen den Grafen Reichenbach unverzüglich einzuleiten. Kirchmann gab damals ein erhebendes Beispiel von der Unabhängigkeit des preußischen Richterstandes; er ließ den Befehl des Obertribunals unbeachtet. Dafür ereilte ihn die Strafe auf dem Fuße. Das mittlererweile geborene Disciplinargesetz bot ja eine bequeme Handhabe. Im Januar 1850 wurde er von seinem Amte suspendirt, und im December desselben Jahres erging gegen ihn das Urtheil des Disciplinargerichtshofes, daß er wegen Ungehorsams mit noch drei ferneren Monaten Suspensation von seinem Amte zu bestrafen sei. Als die Frist verstrichen war, trat Kirchmann seine amtlichen Functionen wieder an. Man wußte ihm dieselben gründlichst zu verleiden. Dem Vicepräsidenten wurden alle Rechte und Befugnisse entzogen, die mit seiner Stellung verbunden waren; er sah sich zu der Stellung eines einfachen Raths degradirt, und nicht einmal Das. Das Recht der Stellenbesetzung wurde ihm entzogen, er erhielt fast gar keine Arbeiten, in der ver-

letzendsten Weise wurde er wiederholt über seine Haltung im Jahre 1848 zu Protocoll vernommen, und um das Maß der Kränkungen voll zu machen, man überging ihn, als die Präsidentenstelle erledigt war, auf welche er nach Herkommen und Anciennetät den Anspruch hatte, und vergab diese an einen ihm unterstehenden Rath. Nachdem solche Dinge vorausgegangen, machte ihm der Justizminister Simons den Vorschlag, einen fünfjährigen Urlaub anzutreten. Es kann nach dem Angedeuteten nicht befremden, wenn Kirchmann den Vorschlag annahm, und sich auf ein kleines Besitzthum bei Dresden zurückzog. Philosophische Studien beschäftigten ihn dort ausschließlich neben der Landwirthschaft. Als 1860 das Lustrum verstrichen war, wandte er sich an den Justizminister der neuen Aera, an denselben Herrn Simons, mit dem Ersuchen, ihn wieder in sein Amt zu Ratibor einzuführen, das letztere aber wieder mit den zustehenden Attributen auszustatten, widrigenfalls er vorziehe, um Verlängerung des Urlaubs einzukommen. Augenblicklich erfolgte von Seiten des Herrn Simons die Bewilligung eines neuen Urlaubs auf fünf Jahre. Bei den Neuwahlen im Spätherbst 1861 lenkte sein ehemaliger Fractionsgenosse Stein, der die Redaction der einflußreichen Breslauer Zeitung übernommen, die Aufmerksamkeit dieser Stadt auf Kirchmann, und wirklich übertrug Breslau das eine seiner Mandate dem beurlaubten Präsidenten. Nach seiner gesammten Vergangenheit war es nicht anders möglich, als daß Kirchmann sich der Fortschrittspartei anschloß, zu deren besten und tüchtigsten Rednern er mitgezählt werden kann. Mag auch das aufbrausende jugendliche Feuer von 1848 in ihm gemildert und gemäßigt sein, gebrochen haben seine Kraft die kleinlichen Verfolgungen nicht, unter denen er für seine politische Ueberzeugungstreue zu leiden gehabt.

Das Versicherungswesen,

insbesondere die Lebensversicherungsanstalten

in Deutschland.

Es gibt heut zu Tage wohl kaum eine Stadt oder ein Städtchen in Deutschland, worin sich nicht eine oder mehrere Agenturen irgend einer der verschiedenen Versicherungsgesellschaften *) finden. Werden diese segensreichen Anstalten vom Publicum auch noch nicht in dem Umfange benutzt, zu welchem die Gefahr plötzlicher Wechselfälle des Lebens durch jähen Umschlag von Wohlstand in Bedrängniß oder Armuth Jedermann auffordern sollte, so läßt doch die Ausdehnung des heutigen Versicherungswesens im Vergleiche zu dem, was in dieser Beziehung vor fünfzig oder gar hundert Jahren bestand, die großartigen Fortschritte erkennen, welche die moderne Zeit auf diesem, für die menschliche Wohlfahrt so wichtigen Gebiete gemacht hat.

Die politischen und socialen Verhältnisse Deutschlands im vorigen Jahrhundert bis tief in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts schufen eine große Menge ökonomisch unselbständiger und unsicherer Existenzen in den Mittelclassen, für welche der plötzliche Wechsel in den Vermögens- und Subsistenzverhältnissen um so fühlbarer sein mußte, als Anstalten zur Sicherung gegen solche Calamitäten theils noch gänzlich fehlten, theils nur in den ersten und ganz unvollkommenen Anfängen vorhanden waren. Betrachtet man aber dasjenige, was das vorige Jahrhundert auf diesem Gebiete hervorgebracht hat, so beschränkt es sich im Wesentlichen auf vereinzelte, unzusammenhängende, überdies oft schlecht berechnete und daher bald wieder eingehende oder gar ihrem Zwecke widersprechende Versuche. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem Mangel des Verständnisses von dergleichen Einrichtungen in der großen Masse des Volkes. Selbst in den sogenannten gebildeten Kreisen hatte man noch nicht überall klare Vorstellungen von der außerordentlichen Ausdehnung und der wohlthätigen Wirksamkeit, deren die Association, das Princip der Gemeinsamkeit

*) Für eine Vergeltung (Prämie) kann jede Art von Gefahr (casus, periculum, force majeure, Zufall, Ereignisse oder Handlungen dritter Personen, welche außer dem Bereiche menschlicher Einwirkung liegen) übernommen werden, welche an sich einen Dritten trifft — casum sentit dominus. In gewöhnlichen Vertragsverhältnissen pflegt die Uebernahme der Gefahr (das Risico, eine Garantie für Unglücksfälle) ausgeschlossen zu sein, nur daß die Post nach dem Postvereinsvertrage für allen Schaden, mit alleiniger Ausnahme des durch Krieg oder unabwendbare Folgen von Naturereignissen herbeigeführten Schadens, und die Eisenbahn auch für Feuerschaden haftet. Die Versicherungsanstalten übernehmen nun grade das Risico, indem sie den durch Zufälle bewirkten Schaden ersetzen.

und Gegenseitigkeit, überhaupt und insbesondere in seiner Anwendung auf die Linderung unvorhergesehener Unglücksfälle, auf die Abwehr von Nahrungssorgen und die Förderung des Wohlstandes der Einzelnen fähig ist. Sociale Selbsthilfe war ein so unbekannter Begriff, daß die Unterthanen, wenn es sich um die Regelung und Sicherstellung ihrer socialen Interessen und Verhältnisse handelte, auf den Befehl der Regierung warteten, so daß letztere die Benutzung von Assecuranzanstalten nicht selten erzwingen mußten. Mit der Einführung des Versicherungswesens ging der protestantische Norden Deutschlands dem katholischen Süden voran; insbesondere waren es die freien Städte an der Nord- und Ostsee, wo der alte deutsche Gemeinsinn und Associationsgeist sich lebendig erhalten hatten und darauf ruhende Einrichtungen in's Leben riefen; dazu kamen die vielfachen Berührungen des Nordens mit den damals schon weit vorangeschrittenen Culturstaaten, England und Holland, wo dergleichen sociale Einrichtungen wurzelten; auch wirkte das Genie des großen Friedrich II. in Preußen mehr auf den Norden als Süden Deutschlands. Wenn auch einzelne Städte des Binnenlandes, namentlich Frankfurt und Nürnberg, in dieser Beziehung mit ihren nördlichen Schwesterstädten wetteiferten, so blieben doch ihre Schöpfungen hinter denjenigen zurück, wie solche z. B. die patriotische Gesellschaft zu Hamburg oder die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit zu Lübeck in's Leben gerufen hat.

Die ersten Versicherungsanstalten in Deutschland, gegründet auf das Princip der Gegenseitigkeit behufs Ersetzung des durch Elementarkräfte verursachten Schadens, sind die gegen Feuersgefahr, namentlich Brandversicherungen für Gebäude. Dergleichen kommen vor in Sachsen seit 1729, in Preußen seit 1742, in Braunschweig und Hannover seit 1750, und nach dem siebenjährigen Kriege in Hildesheim 1765, in Darmstadt 1777; für Schwaben regte die Reichsritterschaft des Cantons Neckar-Schwarzwald die Errichtung einer Brandcasse an. In der Regel sind diese Anstalten auf landesherrlichen Befehl oder doch unter landesherrlicher Autorität und Aufsicht entstanden. Bei Einführung der allgemeinen Brandversicherungsanstalten wirkte vorzugsweise auch das fiscalische Interesse, insbesondere das Bestreben mit, dadurch die Steuererlasse und sonstigen Unterstützungen, welche sonst bei dergleichen Calamitäten vom Landesherrn gefordert zu werden pflegten, für immer zu beseitigen. Deshalb wurde auch die Betheiligung an solchen Anstalten in der Regel als Zwangspflicht auferlegt, wenigstens den grundsteuerpflichtigen Bauern, während dem steuerfreien Adel und wohl auch den städtischen Hausbesitzern der Beitritt zur Anstalt freigestellt war. Das Herzogthum Baiern hatte im Jahre 1784 noch keine Brandcasse, wie denn überhaupt im südlichen Deutschland die Fürsorge der Regierungen, namentlich in den geistlichen Territorien, für diese Angelegenheit geringer war als im Norden. Es bestand in Baiern der Brauch, daß bei Feuerschäden der Landesherr den Abgebrannten ein Darlehn zum Wiederaufbau gab, welches hiernächst vom Kreise oder Lande mittels einer nach dem Grundsteuerfuß auferlegten Brandsteuer zurückerstattet werden mußte. Hiermit war zugleich ein Finanzgeschäft zum Vortheil der landesherrlichen Casse verknüpft, indem nämlich die Brandsteuer in einem höhern Betrage ausgeschrieben und erhoben wurde, als das dargeliehene Capital betrug.

Wo Brandversicherungsanstalten nicht bestanden, gestattete die Landesregierung den durch eine Feuersbrunst Beschädigten, Brandcollecten im Lande zu veranstalten und durch Sammeln milder Gaben das unverschuldete Unglück zu mildern. Die Hausbesitzer wurden sich „beim Mahnruf des rothen Hahns" ihrer Solidarität bewußt und gaben bereitwillig und reichlich Almosen.*)

Auch Anstalten zur Versicherung des beweglichen Eigenthums gegen Feuerschaden kamen schon im vorigen Jahrhundert vor, seit Mitte desselben in England und Frankreich, etwa dreißig Jahre später in Deutschland, zunächst in Hamburg (1779), dann in Kursachsen (1784). Eine erhebliche Ausbreitung und Wirksamkeit erlangten übrigens diese Versuche damals noch nicht.

Noch unbedeutender als die Brandassecuranzen waren die Versicherungsanstalten

*) Heut zu Tage in dergleichen Fällen zu sammeln, heißt den Zeitpunkt hinausschieben, an dem Alle all' ihr Hab und Gut, die Störungsverluste eingeschlossen, versichert haben werden. Da ein ausgebreitetes Versicherungswesen es Jedermann möglich macht, sich für die Calamität von Feuersbrunst, Viehseuche, Hagel ꝛc. vorzusehen, sollten die Regierungen dergleichen Collecten grundsätzlich nicht mehr gestatten.

jener Zeit gegen andere Naturereignisse. In Schlesien entstand auf königlichen Befehl eine Viehversicherungsanstalt, namentlich gegen Schaden durch Seuchen (1765); in Mecklenburg wurde eine Hagelschadenassecuranz gegründet (1797); Seeassecuranzen bestanden in Hamburg, Lübeck, Bremen; das preußische Seerecht von 1727 enthält eine Assecuranz- und Havereiordnung für sämmtliche preußische Staaten und das preußische Landrecht (Th. II, Tit. 8, §. 1934 bis 2358) handelt von dem Assecuranzwesen; Schifffahrtsassecuranzen entstanden in Berlin 1765 und 1792, in Triest 1789, in Hamburg 1792.

Neben diesen Vorkehrungen zur Sicherung des unbeweglichen und beweglichen Eigenthums gegen Unglücksfälle kommen gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts besonders in Norddeutschland — wohin sie aus England übertragen wurden*) — auch Lebensversicherungsanstalten im weitesten Sinne vor, nämlich sogenannte Sterbecassen, Todtenpfennig-, Sterbethaler- oder Sterbebeisteuergesellschaften. Die Mitglieder, deren Anzahl gewöhnlich eine beschränkte und geschlossene war (von 150 bis zu 400), verpflichteten sich zur Zahlung eines Beitrages von etwa ½ bis 1 Thaler, welcher beim Tode eines Mitgliedes erhoben wurde, um dann insgesammt (also etwa 150 bis höchstens 400 Thaler) den Hinterbliebenen des Verstorbenen übergeben zu werden. Dergleichen Gesellschaften bestanden z. B. in Bremen, Hildesheim, Stade, Lüneburg und Berlin. Eigentliche Rentenanstalten, wie solche bereits in England und Holland existirten, treten in Deutschland erst gegen Ende des Jahrhunderts auf; dagegen hatten einige größere Städte (z. B. Hamburg, Nürnberg) Tontinen, die jedoch weniger Sparanstalten als Lotterien waren. Die sogenannten Tontinen entstanden im siebzehnten Jahrhundert. Ganze Gesellschaften kauften dabei die Rente und vertheilten und beerbten solche so unter sich, daß die Gesellschaft sich in Altersclassen eintheilte [z. B. in neun Classen, in die erste Classe Personen von 1 bis 5 Jahren, in die zweite Personen von 5 bis 10 Jahren und so fort bis zur neunten Classe, welche Personen von 50 Jahren und darüber enthält] und nun jeder Classe einen Antheil an der Rente anwies, der in den unteren Classen weniger, in den oberen aber mehr betrug, als der Theilnehmer der Tontinenanstalt erhalten haben würde, wenn er sein Capital anderweitig zum gewöhnlichen Zinsfuße verliehen hätte. Die Verhältnisse der Beamten und Diener, namentlich deren Wittwen und Waisen riefen Einrichtungen in's Leben, welche deren Versorgung durch fortlaufende Pensionen bezweckten. Fast nirgends gab es gesetzliche Vorschriften über die Alimentation dienstunfähiger Beamten und der Hinterlassenen derselben,**) weshalb es zu vielen Processen kam. Der unter dem Stande der Beamten herrschende Gemeinsinn oder Corpsgeist schuf dann, um jene Lücke thunlichst auszufüllen, Wittwen- und Waisenverpflegungsanstalten. Auch Privatstiftungen wirkten dafür. Namentlich die Lehrer und Geistlichen bildeten solche Vereine — in Berlin gab es im Jahre 1779 neun solcher Vereine und fünf Privatanstalten. Die protestantischen Geistlichen in Preußen waren zur Theilnahme an solchen Vereinen gezwungen. Auch in anderen Ländern entstanden während der letzten dreißig Jahre des vorigen Jahrhunderts dergleichen Verpflegungsanstalten für „Civilbediente," für Hof- und Militärbeamte, für „nichtadelige Civilstaatsdiener," für Wittwen. Allen diesen Anstalten fehlte aber mehr oder weniger die feste Grundlage zuverlässiger Berechnungen über die Sterblichkeitsverhältnisse; ein großer Theil derselben fristete nur ein kurzes Leben. Endlich kannte man im vorigen Jahrhundert auch schon die Aussteuergesellschaften unter dem Namen Heiraths-, Junggesellen- und Jungferncassen, welche jedoch ebenfalls an der Mangelhaftigkeit ihrer Einrichtung, insbesondere ihrer fehlerhaften Berechnung und der darauf gegründeten Ansätze nach kurzem Bestehen scheiterten.

Eine erfreuliche Ausnahme machte die im Jahre 1787 durch die „patriotische Gesellschaft" in Hamburg in's Leben gerufene „allgemeine Versicherungsanstalt," indem sie sich als die besteingerichtete, viel-

*) Die erste auf Gegenseitigkeit beruhende Lebensversicherungsgesellschaft wurde 1696 zu London gegründet.

**) Die späteren Pensionsgesetze und sogenannten Dienstpragmatiken wurden wesentlich im fiscalischen Interesse erlassen, um die Pensionslast, welche sich nach der Natur des Dienstvertrages für den Dienstherrn von selbst ergibt und vom Reichskammergericht anerkannt war, von der landesherrlichen, bezüglich Staatscasse abzuwälzen oder doch zu erleichtern.

seitigste und dauerhafteste bewährte — sie besteht in ihren Grundzügen noch heute und vereinigte in sich eine Sparcasse, sechs verschiedene Leibrentengesellschaften, eine Wittwen-, eine Waisencasse und eine Beerdigungsanstalt. Ihren Bestand sicherte sie durch Benutzung bewährter Sterblichkeitstabellen, auf welche sie zuerst ihre Berechnungen hinsichtlich des Verhältnisses der Beiträge zu den Pensionen gründete, sowie durch Heranziehung auch der weniger Bemittelten, indem sie den Ankauf sehr kleiner Renten ermöglichte.

Die Lebensversicherungsanstalten im engeren Sinne*) sind eine Schöpfung unseres Jahrhunderts, eine eigenartige Frucht der modernen Zeit, eine Folge und Bedürfniß unserer Culturepoche. Sie wurzeln wesentlich in der richtigen Erkenntniß von der großen Bedeutung derartiger Anstalten für die Wohlfahrt des Einzelnen und der Gesammtheit, sowie in dem lebendigen Gefühle der Pflichten, welche das Familienleben und die gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit dem Familienhaupte auferlegen. Der Tod des Ernährers einer Familie ist eine wirthschaftliche Calamität; sie kann aber durch wirthschaftliche Behandlung abgewendet oder wenigstens gemildert werden. Dies verdanken wir den Fortschritten der Wissenschaft. Die Verwerthung dieser Resultate mittelst des Versicherungswesens setzt nun aber bei dem Volke nicht allein das Verständniß dafür, sondern auch das Vorhandensein bestimmter Eigenschaften des Geistes und Gemüthes voraus. In dieser Beziehung äußert sich das „Bremer Handelsblatt“ vom 22. November 1862,**) „daß das deutsche Volk im reichen Maße die Tugenden besitzt, auf deren Uebung die fleißige Benutzung der Lebensversicherung beruht. Es ist dies der Sinn für häusliche Ordnung und Sparsamkeit, die Opferwilligkeit für Andere, die werkthätige Liebe zu Denen, die uns nahe stehen. Die Lebensversicherung gedeiht nicht da, wo der Egoismus herrscht, wo nur Jeder an sich selbst denkt und sich so viel Genuß als nur möglich zu bereiten sucht, unbekümmert um das Schicksal Derer, die nach ihm sein werden. Die Triebfeder der Lebensversicherung ist die Sorge für Andere; wo sie gedeihen soll, muß die Tugend der Entsagung geübt werden. Sie legt Demjenigen, der sie benutzt, die Pflicht auf, jährliche Ersparnisse zu machen, dieselben aber nicht für sich selbst, sondern für Andere anzulegen, aus ihnen eine Erbschaft für die Hinterbleibenden zu bilden, die er selbst bei Lebzeiten nicht angreifen kann. Indem diese Art des Sparens auf der einen Seite bewirkt, daß das aus kleinen Vermögenstheilen, die in ihrer Vereinzelung unwirksam geblieben oder der sterilen Verzehrung anheim gefallen wären, größere nutzbare Capitale sich bilden, befördert sie den materiellen Wohlstand Derjenigen, welche die Capitale empfangen. Indem sie aber auf der andern Seite die Triebfeder ist, daß von Seiten Derjenigen, welche die Capitale begründen, Fleiß und Enthaltsamkeit geübt, daß größere Anstrengungen gemacht werden, um die nothwendigen jährlichen Beiträge zu erübrigen und sie der Dankbarkeit, der Liebe und der Fürsorge für Andere zum Opfer zu bringen, dient sie den moralischen Interessen der Menschheit zur Förderung. Sie übt in Tugenden, welche die Grundlage eines achtbaren und soliden Familienlebens sind. Mögen immerhin hie und da Ausschweifungen des Luxus und der Genußsucht, die Erbfeinde jener Tugenden, auch in Deutschland überhand genommen haben, so haben sie doch jene Tugenden nicht zu verdrängen, oder in der großen Masse des Volkes wesentlich abzuschwächen vermocht. Dieselben werden noch immer fleißig geübt, und es liegt darin der Grund, daß unser deutsches Vaterland ein so dankbarer Boden für die Lebensversicherung ist. Allein wie jeder andere Boden, so bedarf auch dieser, um Früchte zu liefern, der Bearbeitung; es ist Aufgabe der der Lebensversicherung dienenden Anstalten, die Elemente, aus denen sie Früchte ziehen wollen, gehörig zu cultiviren.“

Das ganze Versicherungswesen verdankt

*) Die geistige und körperliche Thätigkeit des Menschen ist ein Capital, welches nicht nur mit dem Eintritt des Alters sich nach und nach vermindert, sondern das auch der Gefahr plötzlicher Vernichtung ganz besonders ausgesetzt ist. Für beide Fälle will die Lebensversicherung Ersatz gewähren — es gibt Versicherungen gegen Erwerbsunfähigkeit, Verunglückung und außerordentliche Zufälle, gegen Mangel im höheren Alter. Die Lebensversicherung im engeren Sinne bezweckt, die durch den Tod ihres Ernährers beraubten Hinterlassenen gegen Noth und Mangel zu schützen, die wirthschaftlichen Folgen des Todesfalles weniger drückend zu machen.

**) Als Verfasser dieses Artikels wird der als Autorität auf dem Gebiete des Versicherungswesens bekannte Finanzrath Hopf in Gotha, Director der Versicherungsbanken daselbst, genannt.

seine Entstehung und gegenwärtige Ausbreitung dem einem jeden Menschen innewohnenden Bestreben, sich und sein Hab und Gut, sowie die Seinigen gegen die Wechselfälle des Glückes sicherzustellen. Mit Ausnahme der eigentlichen Lebensversicherung stellen alle übrigen Versicherungen das eigene und mehr persönliche Interesse des Versicherers selbst sicher — die Transportversicherung schützt den Kaufmann gegen Verluste an seinen Gütern während des Land- und Wassertransports; den Hauseigenthümer schützt die Immobiliarfeuerversicherung vor Verlusten durch Brandschaden und die Mobiliarversicherung leistet dem Eigenthümer Ersatz für die Zerstörung seiner beweglichen Habe durch Feuersbrunst; der Landwirth versichert seine Ernte gegen Hagelschaden, sein Vieh gegen Seuchen. Ueberall ist es hier die materielle Grundlage des Wohlstandes, welche der Eigenthümer in seinem Interesse garantiren läßt, es ist der Egoismus, die Sorge um die eigene Wohlfahrt, welche zum Abschluß des Versicherungsvertrages bestimmt. Wesentlich davon verschieden ist die eigentliche Lebensversicherung, welche nicht das persönliche Interesse des Versicherers betrifft, sondern die Sicherstellung seiner Angehörigen nach seinem Tode bezweckt. Ist nun der Mangel an Entsagung ein vorherrschender Zug unserer Zeit, so ist es um so charakteristischer, daß trotz dieser selbstsüchtigen Richtung die Lebensversicherungen immer zahlreicher werden. Die in den letzten Jahrzehnten gesteigerte Thätigkeit der Industrie, welche immer neue Schöpfungen und Verbesserungen hervorruft, und dabei die Erzeugnisse zu möglichst billigen Preisen liefert, ermöglicht es auch der großen Masse, an den Genüssen theilzunehmen, welche früher nur den Wohlhabenden gestattet waren; die vermehrten Communicationsmittel erleichtern den Verkehr aller Gesellschaftsclassen und bringen die Menschen einander näher — möglichst viel genießen zu können und weniger ängstlich sparen zu brauchen, das paßt unserem Geschlechte vortrefflich. Aber deshalb sind die Menschen unserer Zeit nicht etwa schlechter geworden, wie die in der „guten alten Zeit;“ im Gegentheil, auf allen Lebensgebieten und in allen Gesellschaftsclassen hat ein großer sittlicher Fortschritt stattgefunden, weil die Menschen überall einsichtiger, thätiger, wohlhabender, freier wurden. Und trotz der nicht wegzuleugnenden Genußsucht und Selbstsucht unserer Zeit gewinnen die Lebensversicherungsanstalten von Jahr zu Jahr mehr Theilnehmer; denn bei denselben finden eben bestimmte, sittliche und wirthschaftliche Eigenthümlichkeiten des gegenwärtigen Geschlechtes ihre Befriedigung. Und deshalb sind die Lebensversicherungsanstalten eine charakteristische Erscheinung unserer Culturepoche.

Die heutige Zeit stellt an das Individuum, wenn es im großen und eifrigen Ringkampfe der täglich mehr erwachenden Kräfte nicht unterliegen will, größere Anforderungen als früher. Ohne geistige Selbständigkeit wird sich der Einzelne nur schwer vorwärts bringen; die Grundlage der Selbständigkeit aber ist die sittliche Selbsthilfe. Wo Bureaukraten und Pfaffen das Volk bevormunden und auf Schritt und Tritt eine jede Aeußerung von Selbstdenken und Selbstbestimmen ängstlich überwachen, den Trieb dazu ersticken, wo die Menschen in geistiger Trägheit die Hilfe in der Noth gläubig vom Herrgott erwarten, weil sie nicht wissen, daß Gott nur dem hilft, der sich selbst hilft, da fehlt das Verständniß und das Bedürfniß von Lebensversicherungsanstalten. Je mehr aber die Einzelnen zur Selbstbestimmung, zum Selbstregieren sich heranbilden, desto mehr machen sie Gebrauch von der socialen Selbsthilfe, und alsdann gedeiht auch das Versicherungswesen.

Die Versicherungsanstalten handeln gewiß nicht allein in ihrem Interesse, sondern auch in dem der Gesammtheit, wenn sie durch ihre Agenten „den Boden bearbeiten,“ das Publicum über die segensreichen Wirkungen des Versicherungswesens belehren. Es reicht das aber nicht aus. Vielmehr muß schon in der Schule der Sinn und das Verständniß für solche und ähnliche Einrichtungen geweckt werden; sind dann die öffentlichen Verhältnisse des Staates im Uebrigen dergestalt, daß sie die Entwicklung selbständiger, geistig unabhängiger, gebildeter und denkender Menschen gestatten, dann, aber auch nur dann wird darauf zu rechnen sein, daß die große Masse an jenen Einrichtungen sich betheiligt. Es mag sein, daß der dermalige Bestand der deutschen Lebensversicherungsanstalten auch in Ansehung der Theilnehmer als ein nicht ungünstiger bezeichnet werden darf — Ende 1861 waren bei sämmtlichen deutschen Anstalten 152,121 Personen versichert. Aber was sagt diese Ziffer gegenüber den 45½

Millionen Menschen, die in Deutschland leben?

Allerdings hängt der Deutsche erfahrungsmäßig zähe am Alten und Hergebrachten, und es hält schwer, ihn für neue Einrichtungen zu gewinnen. Nachdem aber eine Reihe von Lebensversicherungsanstalten über dreißig Jahre bestehen und ihre segensreichen Wirkungen in vielen Fällen sichtbar geworden sind, erscheinen diese Anstalten eben nicht mehr als etwas Neues. Die Ausdehnung des Versicherungswesens sowohl bezüglich der Zahl der Anstalten als der der Theilnehmer steht im Wechselverhältniß mit der Entwicklung der socialen Reform. Hat das deutsche Volk im Laufe des vorigen und dieses Jahrhunderts die humane Wiedergeburt aus der Tiefe des Volkslebens vollendet, daß es fähig wurde, die „Tugenden zu üben, worauf die fleißige Benutzung der Lebensversicherung beruht," so befinden wir uns namentlich seit den letzten 15 Jahren in dem Processe der socialen Wiedergeburt, welche den zweiten wichtigen Factor für das Versicherungswesen abgibt. Nach der politischen Katastrophe des Jahres 1849 ging der deutsche Liberalismus an die sociale Reform und suchte die seitherige Schwäche seiner Bestrebungen auf dem Wege des Volksunterrichtes und der nationalökonomischen Aufklärung zu heben. Grade in unseren Tagen zeigen sich die ersten bedeutsamen Wirkungen dieser doppelten Reformaction. Wir erinnern nur an die volkswirthschaftlichen Congresse, an die Arbeiter- und Arbeiterbildungsvereine, namentlich an den im Juni 1863 zu Frankfurt a/M. abgehaltenen Congreß der Arbeitervereine, welchen ein französisches Blatt ein in den Annalen der Völkergeschichte bis jetzt noch nicht da gewesenes Ereigniß nennt; eine solche Vereinigung von den Arbeiterstand repräsentirenden Elementen habe selbst in England noch nicht stattgefunden. Diese sociale Wiedergeburt ist gleichsam das Vorspiel des politischen Erwachens von Deutschland, die wesentliche Grundlage und Voraussetzung der politischen Einigung Deutschlands. Sie äußerte auch auf dem Gebiete des Versicherungswesens sichtbare Wirkungen. Oder wäre etwa ohne diese socialen Reformactionen das möglich gewesen, was der Arbeiterverein zu Stettin im Juni 1863 gethan hat? Derselbe schloß nämlich mit der Lebensversicherungsgesellschaft „Germania" einen Vertrag ab, wonach der Vorstand des Vereines sich verpflichtet, alle Lebensversicherungen von Vereinsgliedern, zu welchen seine Vermittelung in Anspruch genommen wird, bei der Germania zu bewirken; den einzelnen Mitgliedern (Arbeitern) werden bei der Versicherung besondere Vortheile und Erleichterungen gewährt, und bezieht die Vereinscasse die Agentenprovision. Es ließen sich sofort vierzehn Mitglieder zum Gesammtbetrage von 2600 Thalern versichern, und dermalen (Anfangs Juli 1863) ist die Anzahl auf achtzig Mitglieder mit einer Gesammtversicherungssumme von 14,000 Thalern gestiegen. Dieser Vorgang verdient ernste Beachtung und Nachfolge Seitens der Arbeiter und Versicherungsgesellschaften. Richten die letzteren ihre Aufmerksamkeit mehr als bisher auf die arbeitende Classe und betheiligen sich die Arbeitervereine für ihre Mitglieder, so wird das einen gewaltigen Umschwung für das Versicherungswesen herbeiführen und den Wohlstand der Arbeiter wesentlich befördern.

Auch für andere Gesellschaftsclassen wäre zu erwägen, ob nicht eine massenhafte Betheiligung in Form von Vereinen angehe. Was insbesondere das zahlreiche Heer der deutschen Staatsdiener vom Civil und Militär anlangt, so lohnt es sich wohl der Mühe, gründlich zu untersuchen, ob nicht eine Aenderung der für die Staatscassen so lästigen Pensionsgesetzgebung im angedeuteten Sinne vortheilhaft und durchführbar sein werde, z. B. dahin, daß für jeden pensionsberechtigten Beamten die Verpflichtung ausgesprochen werde, sein Leben zu versichern und die Prämien durch Gehaltsabzüge zu bezahlen; nach seinem Tode erhielten seine Hinterbleibenden (so weit sie pensionsberechtigt sind) das Versicherungscapital, nicht aber eine Pension aus der Staatscasse. Es scheinen Modalitäten anwendbar zu sein, welche diese angedeutete Art der Sicherstellung der Wittwen und Waisen für diese selbst und für die Steuerpflichtigen im Princip als vortheilhaft erkennen lassen.

Aus dem Umfange und der Ausdehnung des Versicherungswesens gegen jederlei Gefahr leuchtet die eigenthümliche Kraft und Tüchtigkeit unseres Zeitalters hervor. Das deutsche Volk des neunzehnten Jahrhunderts erringt sich immer mehr die Fähigkeit, die Elemente geistiger und körperlicher Stärke, welche es in reicher Fülle besitzt, zu gemeinnützigen Zwecken zusammenwirken zu lassen. So lange

die Assecuranzen den Fortschritten des Gemeinsinns entsprechen, so lange sind die Fortschritte nach der Seite der Gütergemeinschaft, des Gemeinhabens und Gemeinthuns hin wohlthätig.

Die Geschichte des deutschen Versicherungswesens liefert den Beweis für die Richtigkeit der eben aufgestellten Gesichtspunkte, daß dasselbe nur dann und da prosperirt, wann und wo das Volk einen gewissen Grad geistiger Reife und Selbständigkeit, den Trieb der Selbstbestimmung besitzt. Beschränken wir uns auf die Lebensversicherungsanstalten in Deutschland, so ist es Thatsache, daß bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts die Versuche zu deren Einführung scheiterten — das deutsche Volk litt noch materiell und intellectuell unter den Folgen der großen politischen Revolutionen und der langen Kriege, und die Regierungen hielten ängstlich Alles fern, was die Erschlaffung des Volkes hätte heben können. Aus kleinen Anfängen hob sich verhältnißmäßig rasch zu einiger Blüthe die erste Anstalt dieser Art, die im Jahre 1827 gegründete „Lebensversicherungsbank für Deutschland,“ welche noch heute die größte und weitverzweigteste Anstalt dieser Art ist. Ruhend auf Gegenseitigkeit, erwarb sie sich das Vertrauen des Publicums, welches sich überzeugte, daß nicht ein Geschäftsgewinn der Unternehmer, sondern der wirkliche Nutzen der Theilnehmer bezüglich deren Angehörigen, daß die Beförderung des Volkswohlstandes Motiv und Zweck des Unternehmens sei. Der Bestand der Gesellschaft zeigte sich gesichert durch die Anwendung richtiger Mortalitätstabellen, auf welche sich die Ermittlung der jährlichen Einzahlungen nach ihrer Größe gründet. Vermittelst der zu verschiedenen Zeiten in England, Frankreich, Deutschland und anderen Ländern vorgenommenen thunlichst genauen Untersuchungen über die Sterblichkeit der Menschen hat man möglichst sichere Anhaltepunkte über die Frage gewonnen, wie viel von einer gewissen Anzahl von Personen eines und desselben Alters nach Ablauf des ersten, zweiten ꝛc. Jahres noch am Leben sind. Eine weitere Garantie bietet der Reserve- oder Sicherheitsfond; es wird derselbe auf Grund mathematischer Berechnungen gebildet, um stets die Mittel vorräthig zu haben, welche erforderlich sind zur Erfüllung der Verbindlichkeiten, die für die Anstalt durch das fortschreitende Alter der versicherten Mitglieder und durch die dadurch bedingte vermehrte Sterblichkeit derselben eintreten.

Wenige Jahre später (1830) wurden zwei Lebensversicherungsanstalten, ruhend auf Gegenseitigkeit, in Leipzig und Hannover gegründet.*) Nachdem sich das neue Institut insbesondere in Folge seiner wesentlichen Grundlagen, nämlich Verfolgen eines gemeinnützigen Zweckes und Gegenseitigkeit dergestalt, daß sich alle Mitglieder untereinander für die pünktliche Erfüllung der übernommenen Zahlungsverbindlichkeit unbedingte Gewähr leisten, mehr und mehr eingebürgert hatte, wurden auch Actienvereine in's Leben gerufen, welche einen Geschäftsprofit zu Gunsten der Actionäre im Auge haben. Bei diesen Anstalten verbürgt sich die Gesellschaft solidarisch für die Erfüllung der eingegangenen Bedingungen, vertheilt aber auch die Ueberschüsse oder den Gewinn, ganz oder zum Theil unter die Actionäre, während bei den auf Gegenseitigkeit beruhenden Gesellschaften die Ueberschüsse den einzelnen Mitgliedern (in Form von Dividenden) zu Gute kommen.

Mit wenigen Ausnahmen hatte wohl eine jede Versicherungsanstalt eine mehr oder minder schwere Schule der Erfahrungen durchzumachen und Krisen zu bestehen. Letztere wurden jedoch glücklich überwunden, wo die Geschäfte mit Sachkenntniß geleitet wurden, wo insbesondere die Annahme der Versicherungen nach erprobten Erfahrungen erfolgte und bei Regulirung der Schäden Recht und Billigkeit die Norm bildeten. Nach den bestehenden Gesetzen ist bei allen Versicherungsanstalten mit besonderer Rücksicht auf die Ausdehnung des Geschäfts öffentliche Bestätigung der Statuten, bezügl. Concession erforderlich, welche aber für sich allein eine Verpflichtung des Staats, für den etwaigen Ausfall zu haften, nicht begründet. Die Garantie des Staats gibt im Zweifel nur Corporationsrechte, ohne für die Fehler des inneren Calculs einzustehen. Auf der andern Seite beeinträchtigt die öffentliche Einrichtung und Aufsicht des Staates die Privatrechte der einzelnen Theilhaber nicht.

Während der ersten 25 Jahre (von 1827 bis 1852) wuchs die Anzahl der Mitglieder und Anstalten nur langsam — im Jahre

*) Auch in unserem Jahrhundert wurden die Versicherungsanstalten im Norden Deutschlands früher als im Süden in's Leben gerufen.

1852 bestanden 12 Anstalten mit etwa 50 Millionen Thaler Versicherungssumme, wovon mehr als die Hälfte auf die Mutteranstalt in Gotha fällt. Die Zunahme während des folgenden Jahrzehnts ergibt sich aus folgender Uebersicht. Es bestanden

Im Jahre	Anstalten	Neuer Zugang im Laufe des Jahres		Bestand am Ende des Jahres	
		Personen	mit Thalern	Personen	mit Thalern
1852	12	5236	5,892,909	46,980	57,568,913
1853	13	5558	6,578,979	50,019	61,251,670
1854	14	5224	5,890,211	52,816	64,056,193
1855	18	9366	9,531,975	61,832	72,880,842
1856	18	12,778	11,432,902	71,169	80,412,407
1857	19	13,601	13,514,540	81,348	90,251,601
1858	20	14,645	16,382,098	90,128	100,681,100
1859	20	13,122	14,491,114	101,785	110,471,901
1860	24	24,730	24,925,002	129,589	137,542,277
1861	25	35,246	28,535,904	152,121	154,666,745

Es haben sich also die Lebensversicherungsanstalten während dieses Jahrzehnts um mehr als das Doppelte (nämlich auf 29, wie aus der am Schlusse folgenden Tabelle ersichtlich wird) vermehrt,*) und der Bestand der Versicherungen stieg auf das Dreifache. Mit Ausnahme der beiden Kriegsjahre 1854 und 1859 steigerten sich die neuen Versicherungen. Besonders groß ist die Steigerung im Jahre 1862 — die Leipziger Gesellschaft berichtet, daß der Zugang an neuen Mitgliedern größer gewesen sei als in irgend einem vorhergehenden Jahre, und die Gothaer Lebensversicherungsbank weist das ziffermäßig nach. Es betrug nämlich der Durchschnitt des jährlichen Zugangs an neuen Versicherungen bei ihr:

	Personen	Vers. Summe. Thlr.
im ersten Jahrzht. (18²⁹/₃₈)	1065	1,838,720
im zweiten „ (18³⁹/₄₈)	1040	1,669,200
im dritten Jahrzht. (18⁴⁹/₅₈)	1238	2,095,900
im Triennium 18⁵⁹/₆₁	1384	2,614,166
im Jahre 1862	1559	3,179,100

Der Zugang vom Jahre 1862 übertrifft mithin den Durchschnitt der vorausgegangenen drei Jahre um 12⅔ Procent in den Personen und um 21½ Procent in den Summen. Aus der stärkeren Steigerung der Summen läßt sich erkennen, daß jetzt bedeutendere Beträge als sonst auf ein Leben zur Versicherung kommen — 2039 Thaler im Jahre 1862 gegen 1889 Thaler in den drei Vorjahren. Diese Steigerung der Versicherungssummen deutet auf den wachsenden Wohlstand der Bevölkerung. Der in den letzten Jahren, namentlich im Jahre 1862, erheblich gesteigerte Zutritt neuer Mitglieder aber ist eine der segensreichen Folgen der durch den Liberalismus beförderten Verbreitung volkswirthschaftlicher Kenntnisse in allen Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft, eine sichtbare Frucht der regen Wirksamkeit eines Schulze-Delitzsch und anderer Apostel der socialen Reform.

Zum Schluß fügen wir nachstehende übersichtliche Tabelle bei, welche die Entwicklung und den dermaligen Stand des deutschen Versicherungswesens wenigstens in allgemeinen Umrissen und der Hauptsache nach anschaulich macht.*)

*) In Norddeutschland bis zur Mainlinie bestehen 18, in Süddeutschland (einschließlich Zürich) 11 Lebensversicherungsanstalten. Es wäre der statistische Nachweis von Interesse, in welchem Verhältnisse die Bevölkerung des protestantischen Nordens und bezügl. des katholischen Südens sich betheiligt, um zu ersehen, auf welcher Seite das größere Maß des Verständnisses für diese Anstalten vorhanden ist. Auch andere Versicherungsanstalten finden sich zahlreicher im nördlichen Deutschland, so z. B. Transportversicherungsgesellschaften, nämlich die Agrippina in Köln, die allgemeine Versicherungsgesellschaft in Dresden, die Nationalversicherungsgesellschaft in Stettin, die Union daselbst, die Seeassecuranzgesellschaft daselbst und in Berlin die Fortuna, die Eisenbahnversicherungs- und die Berliner Land- und Wasserversicherungsgesellschaft; im Süden bestehen die Würtemberger Land- und Wasserversicherungsgesellschaft in Heilbronn und die Helvetia in St. Gallen.

*) Während in Deutschland auf 300 bis 400 Bewohner ein Versicherter kommt, trifft in England, wo 200 Versicherungsanstalten bestehen, welche 300,000 Personen mit 170 Millionen Pfund St. versichert haben, ein Versicherter auf 80 bis 90 Bewohner.

Jahr der Gründung	Name der Anstalt	Sitz derselben	Versicherungsbestand am Ende des Jahres 1861		Actiencapital
			Personen	Thaler	Thaler
1827	Lebensversicherungsbank für Deutschland	Gotha	23,537	38,793,900	gegenseitig
1828	Deutsche Lebensversicherungsgesellschaft	Lübeck	13,181	10,936,835	510,000
1830	Leipz. Lebensvers.-Gesellſ.	Leipzig	5692	6,260,100	gegenseitig
1830	Hannov. Lebensvers.-Gesellſ.	Hannover	2385	1,762,300	gegenseitig
1834	Assicurazione Generali Austro-Italiche	Triest	10,000*	14,476,255	2,800,000
1836	Berlin. Lebensvers.-Gesellſ.	Berlin	9066	11,493,500	1,000,000
1836	Lebensvers.-Anstalt d. Hypotheken und Wechselbank	München	2992	2,393,300	d. Fonds d. Hypothekenbank
1839	Allgemeine wechselseitige Capitalien- u. Rentenversicher.-Anstalt	Wien	12,920	3,978,030	gegenseitig
1842	Allgem. Versicher.-Anstalt	Braunschweig	1299	729,100	gegenseitig
1844	Frankf. Lebensvers.-Gesellſ.	Frankfrt. a/M.	2227	3,105,855	1,714,285
1847	Lebens- u. Pensionsvers.-Gesellschaft „Janus“	Hamburg	9196 Polic.	6,962,310	500,000
1852	Erste österr. Versicher.-Ges.	Wien	5110	2,305,321	2,000,000
1852	Allgem. Renten-, Capital- u. Lebensversicherungsbank „Teutonia.“	Leipzig	12,600	1,361,511	600,000
1853	Riunione Adriatica di Sicurtà	Triest	8092	4,563,321	2,666,666
1853	Kölnische Lebensvers.-Gesellſ. „Concordia“	Köln	6500*	11,040,443	6,098,000
1853	Lebensvers.- u. Sparbank	Schwerin	428 Polic.	567,200	100,000
1854	Lebens-, Pensions- u. Leibrentenvers.-Gesellſ. „Iduna“	Halle	3491 Polic.	2,274,636	gegenseitig
1854	Lebensvers.- und Ersparnißbank	Stuttgart	3435	4,083,405	gegenseitig
1855	Lebensversicherungsanstalt d. allgem. Rentenanstalt	Darmstadt	1252	566,686	d. Fonds d. Rentenanstalt
1856	Magdeb. Lebensvers.-Gesellſ.	Magdeburg	3510	3,637,814	1,974,000
1856	Vers.-Gesellſ. „Thuringia“	Erfurt	2006	2,164,390	2,500,000
1857	Lebensvers.-Actiengesellschaft „Germania“	Stettin	5463	6,536,818	3,000,000
1857	Frankf. Versicherungsgesellschaft „Providentia“	Frankfrt. a/M.	1315 Polic.	1,940,035	4,571,429
1857	Schweiz. Renten- (u. Lebensvers.-) Anstalt	Zürich	1348	1,896,122	d. Fonds d. Schweizer Creditanstalt
1858	Der „Anker,“ Lebens- und Rentenvers.-Gesellſ.	Wien	5076	10,836,558	666,666
			152,121	154,666,745	
1861	Allgem. Rentenanstalt, Abtheilung für Lebensvers.	Stuttgart			
1861	Allgemeine Eisenbahnvers.-Gesellſ., Abtheilung für Lebensvers.	Berlin			

Außerdem bestehen noch Abtheilungen für Lebensversicherung bei der Azienda Assicuratrice in Triest (seit 1851) und bei der Nuova Società Commerciale in Triest seit 1857.

Der Feldmarschall Lord Clyde.

Am 14. August c. starb in Chatham der in seinem 71. Lebensjahre stehende Feldmarschall Lord Clyde, in welchem England den ausgezeichnetsten unter seinen jetzigen Feldherren verloren hat, weshalb diese Todesnachricht auch im ganzen britischen Reiche mit tiefer Trauer vernommen worden ist. Da der eben Verstorbene sich als der damalige Sir Colin Campbell sowohl in dem Krimkriege und noch weit mehr zur Zeit der großen Verschwörung in Ostindien in einem so hohen Grade ausgezeichnet und sich einen europäischen Namen gemacht hat, so wird die folgende Mittheilung über das Leben dieses Mannes unseren Lesern sicher willkommen sein und das um so mehr, weil dieselbe zugleich einen Einblick in englische Verhältnisse gewährt, die von den unsrigen höchst verschieden sind und deren Kenntniß unumgänglich nothwendig ist, wenn man über dieselben ein richtiges Urtheil fällen will. England, das von einem höchst geistreichen Manne, Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, nicht mit Unrecht das Land der Erbweisheit genannt wurde, hat dennoch in seinen inneren Einrichtungen noch gar manche, welche dringend der Abhilfe bedürfen und sie sicher im Laufe der Zeit auch finden werden. Dazu gehört unter manchen anderen auch die Einrichtung, daß die Patente der Officiere käuflich sind und nur in sehr wenig Fällen die Promotion durch die Anciennetät oder durch geleistete große Dienste erlangt wird, und was noch weit schlimmer ist, daß sogar bei Uebertragung des Obercommandos im Kriege die Begünstigung den Sieg über das wirkliche Verdienst davonträgt. Während in Deutschland der Grundsatz, daß nur eine adlige Geburt zur Erlangung des Officierpatents berechtige, schon längst aufgegeben ist und zunächst der Besitz der erforderlichen Kenntnisse nachgewiesen werden muß, um darauf Ansprüche machen zu können, spielen in England noch jetzt dabei zwei Factoren — Reichthum und Familienverbindungen — eine sehr wichtige Rolle. Allerdings haben die Aspiranten nach Officiersstellen in der Artillerie und im Geniecorps, die in besonderen Militärschulen ausgebildet werden, zur Erlangung ihrer Commission — so heißt in England das Officierspatent — erst die dazu erforderlichen Kenntnisse nachzuweisen, doch bei den übrigen Waffengattungen werden die Commissions verkauft und da in der Regel mehr Bewerber als vacante Plätze vorhanden sind, so ergibt sich daraus, daß gleichzeitig Familieneinfluß und Empfehlung eine wichtige Rolle spielen. Da nun aber die Fähnrichs-Commission wenigstens nicht vor sehr langer Zeit in einem gewöhnlichen Infanterieregimente 600 Pfund Sterling, bei den Horseguards aber 900 Pfund Sterling kostete und der Preis für die höheren Chargen stieg, so ergibt sich daraus, daß nur Reichthum zu dem Officierstande den Weg bahnt. Allerdings ist vorgeschrieben, daß der Obrist des Regiments jeden neu eintretenden Fähnrich einer Prüfung zu unterwerfen hat, doch wenn dieselbe vorgenommen wird, so geschieht es in der Regel nur pro forma und der Inhaber der Commission behält seinen Platz, wenn seine Kenntnisse auch noch so oberflächlich sind. In England sind darüber schon viele Klagen laut geworden, doch bis jetzt ist der Uebelstand noch nicht völlig beseitigt. In Folge dieser Einrichtung fällt es daher einem jungen, talentvollen, aber mittellosen Manne sehr schwer, wofern es ihm nicht ganz unmöglich wird, im Militär eine glänzende Laufbahn zu machen, während einem solchen als Rechtsgelehrten oder Geistlichen die Aussichten zu den höchsten Stellen im Staate offen stehen. Grade, daß es dem Lord Clyde trotz dieser Schwierigkeiten gelang, sich bis zu dem Posten eines Feldmarschalls emporzuschwingen und sich einen Sitz im Oberhause zu verdienen, gibt den Mittheilungen über den Lebensgang dieses ausgezeichneten Mannes ein ganz besonderes Interesse und ist gleichzeitig ermunternd, weil sich darin zeigt, wie ein männlicher Charakter selbst unter ungünstigen Verhältnissen sich geltend zu machen vermag. Doch wir gehen nun zu der Lebensbeschreibung dieses Mannes selbst über.

Am 20. October 1792 wurde in Glasgow oder in der Nähe dieser Stadt ein Knabe geboren, dessen Mutter eine Hochländerin und dessen Vater ein Mechanikus aus dem Unterlande war, und dem in seiner dürftigen Wiege Niemand vorausgesagt haben würde, daß er bis zum höchsten Range in der Militärhierarchie und zum englischen Peer aufsteigen werde. Sein Name war Colin M'Eivor, doch in Folge dessen, daß aus Versehen

seine Fähnrichs-Commission auf den Namen seines Onkels von mütterlicher Seite ausgestellt wurde, führte er seit seinem Eintritt in's Heer den Namen Colin Campbell. Er verließ sein elterliches Haus schon früh, da er nach englischer Sitte einer sogenannten boarding school oder Pension anvertraut wurde, aus der er später in eine Militärschule in Gosport übertrat. Dem Umstande, daß sein dem Militärstande angehöriger Onkel, der Major Campbell, dem Herzoge von York gut bekannt war, hatte er es zu verdanken, daß ihm, ehe er noch sechzehn Jahr zählte, im Jahre 1808 die Commission als Fähnrich ertheilt wurde. Nach dem Willen jenes Oheims hatte er Gosport sofort zu verlassen und sich in London einzufinden, um dort equipirt zu werden, doch kaum war das geschehen, so mußte er sich sogleich in seiner neuen Uniform nach Canterbury begeben, um dort in das neunte Regiment zu Fuß einzutreten, das am folgenden Tage nach Margate abmarschirte, um sich dort nach Portugal einzuschiffen, wo eben die mehrjährigen Kämpfe ihren Anfang nahmen, welche zuletzt die pyrenäische Halbinsel von der Herrschaft der Franzosen befreiten. Colin Campbell hatte die Schulbänke in Gosport kaum seit drei Wochen verlassen, als er in der Nähe von Vimeira bereits den Franzosen gegenüberstand. Dem jungen Fähnrich war das Kriegsglück anfangs gar nicht hold, denn das Truppencorps, bei dem er stand, sah sich gezwungen, sich vor den Colonnen unter dem Marschall Soult nach Corunna zurückzuziehen und als sein Regiment, das von dort nach England zurückschiffte, kaum den heimathlichen Boden wieder betreten hatte, erhielt es den Befehl, sich 1809 an der unglücklichen Expedition nach Walcheren zu betheiligen, bei welcher keine Ehre zu erwerben war und Colin Campbell überdies von dem Fieber ergriffen wurde, das ihm hart zusetzte und jährlich wiederkehrte, bis er dreißig Jahre später nach China ging. Von Walchern wurde Colin Campbell, der im Jahre 1809 zum Lieutenant avancirt war, 1810 nach Spanien zurückgeschickt, wo er mit mehr Glück im März 1811 an der Schlacht bei Barossa und am 5. Januar 1812 an der Vertheidigung von Tarifa Theil nahm. Seine Versetzung zu einem spanischen Armeecorps im Jahre 1812 gab ihm Gelegenheit, die spanischen Soldaten gründlich kennen zu lernen und sein Urtheil über dieselben lautet viel günstiger als das vieler Anderer. Ganz besonders rühmte er die Unermüdlichkeit derselben bei anstrengenden Märschen, sowie ihre Nüchternheit und Mäßigkeit. Im Jahre 1813 schloß er sich wieder der englischen Armee unter Wellington an und bei den verschiedenen Gefechten, die in diesem Jahre geliefert wurden, zeigte er fortwährend die größte Unerschrockenheit und Kampfeslust. Der jetzt 21 Jahr alte Lieutenant Colin Campbell hatte sich durch seine Thätigkeit, Unerschrockenheit und seinen Muth im ganzen Heere einen ehrenvollen Namen erworben. Aus der Schlacht bei Vittoria, nach Waterloo der größte Sieg, den die Engländer in jenem Kriege erfochten haben, ging Colin Campbell unverwundet hervor, doch bei der Erstürmung von San Sebastian, wo er den Stürmenden zur Unterstützung eilte, war er weniger glücklich, denn er trug zwei Wunden davon. Am 9. November 1813 wurde der Held von San Sebastian, der bei dem Uebergange über die Bidassoa noch einen Schuß durch den Schenkel erhalten hatte, durch ein Brevet, d. h. nicht durch Kauf zum Capitain ernannt und in diesem Range blieb er volle zwölf Jahre, weil ihm kein Geld zu Gebote stand, sich den Majorsrang zu kaufen, während eine große Zahl seiner jüngeren Kameraden, die in ihrer ganzen Dienstzeit noch kein Pulver gerochen hatten, vermittelst ihres Reichthums ihn übersprang und in höhere Stellen einrückte.

Daß einem Officier, der so viele Wunden im Dienste seines Vaterlandes davongetragen hatte und der sich seines Werthes recht gut bewußt, dies öfters kränkend erschien, bedarf wohl keiner Erwähnung, doch trotzdem blieb sein Diensteifer derselbe. Als er 1814 Frankreich verließ, mußte er sich mit dem 60. Schützenregimente, zu dem er versetzt worden war, nach Nordamerika begeben, um in dem kurzen Kriege, den England damals gegen Nordamerika führte, zu dienen. 1823 diente er als Brigademajor der Truppe, welche den Auftrag erhalten hatte, den Aufstand der Schwarzen in Demerara zu unterdrücken. Von dieser Zeit an erfreute England sich eines längeren Friedens und so bot sich ihm keine Gelegenheit an, neue Beweise seiner Bravour zu geben. Dagegen fiel ihm ein sehr unangenehmer Dienst zu, denn er wurde nach Irland versetzt, wo das Militär damals benutzt wurde, um die Ausführung gerichtlicher

Urtheile in Betreff der Pächter, welche ausgepfändet oder aus ihrem Pachte ganz herausgeworfen werden sollten, zu beschützen und möglich zu machen. Ein so lästiger Dienst und seine Unzufriedenheit über seine so äußerst langsame Promotion wurden die Veranlassung, daß er sich die Frage vorlegte, ob es nicht für ihn am zweckmäßigsten sei, als Major mit Halbsold gänzlich den Dienst zu quittiren. Wäre der Plan, den er schon halb und halb beschlossen hatte, zur Ausführung gekommen, so wäre er als ein unbekannter Veteran gestorben und sein Vaterland seiner Dienste verlustig gegangen, doch zum Glück für ihn und England gestaltete die Sache sich anders. Er kam nämlich ziemlich unerwartet in den Besitz der Summe, deren er bedurfte, um sich die Commission als Obristlieutenant zu kaufen. Seine Unschlüssigkeit, ob er das thun solle, dauerte nicht lange. Im Jahre 1832 erhielt er den Rang als Obristlieutenant und somit blieb er dem Militärdienste erhalten, was ihn zu so hohen Ehren führte und sich für England so vortheilhaft herausgestellt hat.

Seine kriegerische Laufbahn begann indessen erst im Jahre 1842 wieder, als England China den ersten Krieg erklärte. Daß ein Krieg gegen Chinesen keinem Officier die Gelegenheit bietet, sich durch Tapferkeit auszuzeichnen, ist bekannt, dagegen konnte Colin Campbell, der als Obrist des 98. Regiments sich ganze elf Monate mit seinem Regimente am Bord eines Linienschiffes befand, wo die Sorge für die Gesundheit und den Comfort der Officiere und Mannschaft gar sehr vernachlässigt wurde, von Neuem den Beweis liefern, wie abgehärtet er gegen Strapazen sei. Aus China kehrte Obrist Campbell nach Ostindien zurück, wo ihm in Hindostan kurze Zeit Ruhe gegönnt war, die aber durch den Krieg gegen die Sikhs bald von Neuem unterbrochen wurde. In Folge der Anciennetät wurde ihm in diesem Kriege das Commando über die dritte Division der Armee im Pendschab übertragen und erst jetzt bot sich ihm die Gelegenheit, den Beweis dafür zu liefern, daß er ein eben so geschickter General wie guter Soldat sei. Er führte seine Soldaten mit einer solchen Geschicklichkeit an, daß seine Division in den Schlachten mit den muthigsten Feinden, welche die Engländer je in Ostindien zu bekriegen gehabt haben, gewöhnlich den Sieg entschied. Bei Ramnugger, bei Chillianwallah, wo er bei der Ausführung der wichtigsten und zeitgemäßesten Bewegung von Neuem verwundet wurde, und bei Googerat erntete er den Ruf eines sehr geschickten Generals, der doch gleichzeitig das Leben seiner Mannschaft zu schonen verstand. In den Jahren 1851/52 entfaltete er in seinen Operationen gegen die sogenannten Hill Tribes, Bergstämme, seine Geschicklichkeit mit der gewohnten Thätigkeit, doch seine Stellung zu der Regierung in Ostindien, an der er Vieles auszusetzen hatte, wurde unhaltbar; in Folge dessen erhielt er in seinem Commando einen Nachfolger und kehrte nach Europa zurück, wo ihn indessen nur eine kurze Ruhe erwartete. Im Jahre 1854 begann nämlich der Krieg zwischen England und Frankreich einerseits und Rußland andererseits und Colin Campbell, der an der Spitze dreier Regimenter Bergschotten stand, gewann in der Krim an der Alma mit wenig Verlust große Ehre und beinahe eben so viel Ruf ohne irgend einen Verlust an dem berühmten Tage bei Balaclawa, wo das 93. Regiment der russischen Cavallerie gegenüberstand. Der englische Oberbefehlshaber, Lord Raglan, dem Sir Colin Campbell nur gerüchtsweise als ein eben so wachsamer wie unermüdlicher Soldat bekannt war, übertrug ihm und seiner Brigade Hochländer die Deckung des Heeres an der rechten Flanke und die Ueberwachung Balaclawa's und dessen sämmtlicher Forts, wo er allerdings wenig Schlachtenruhm einzuernten hatte, wo aber eine ununterbrochene Wachsamkeit erforderlich war und ein sehr anstrengender Dienst seiner wartete. Als Lord Raglan starb, kam der Oberbefehl an Sir James Simpson, der aber seine Unfähigkeit für diesen Posten selbst anerkannte und sich aus dem Dienst zurückzog. Jetzt erwartete das Heer allgemein, daß Sir Colin Campbell mit dem Oberbefehl über das englische Heer betraut werden würde, doch zur Verwunderung Aller entschied man selbst in diesem so wichtigen Falle, wo es sich eben so sehr um die Ehre und den Waffenruhm Englands wie um die Sorge für das Heer handelte, die in dem Krimfeldzuge nur allzu sehr vernachlässigt worden war, nicht nach Verdienst, sondern nach Gunst und übertrug diesen Posten einem jungen Officier von der Garde, der an der Alma zum ersten Male einem Feinde gegenüberstand, während man Sir Colin Campbell, der seit 40 Jahren sich

als tüchtiger Soldat bewährt und zur Zeit, wo der neue Oberbefehlshaber Codrington sich seine Commission als Obrist kaufte, sich schon als guter General gezeigt hatte, übersprang. Von diesem Verfahren tief verletzt, zog er sich nach England zurück, doch auf das Verlangen eines hochstehenden Mannes, dessen Wunsch für ihn Gesetz war, kehrte er wieder in die Krim zurück, um dort ein Commando zu übernehmen, von dem er aber keinen weiteren Gebrauch machen konnte, weil der Friede ganz unerwartet abgeschlossen wurde. Uebrigens hatte der Krimfeldzug doch die Veranlassung dazu gegeben, das Avancement Sir Colin Campbell's sehr zu befördern, denn im Jahre 1854 wurde er zum Generalmajor und im October desselben Jahres zum Obrist des 67. Regiments ernannt. Seine Ernennung zum Generallieutenant erfolgte am 4. Juni 1856. Sir Colin Campbell war selbst überrascht, daß ihm diese Beförderung zu Theil wurde, während man ihn in der Krim der Gelegenheit beraubt hatte, sich dieselbe durch dem Lande erwiesene Dienste zu verdienen. Wahrscheinlich war man von Seiten der Regierung zur Einsicht gelangt, daß man sich durch die Zurücksetzung Sir Colin Campbell's gegen denselben ein großes Unrecht hatte zu Schulden kommen lassen und der ihm übertragene hohe Rang sollte dafür als Entschädigung dienen. Kurz nachher gestalteten die politischen Verhältnisse für England sich so, daß Sir Colin Campbell sich nicht nur der ihm zu Theil gewordenen hohen militärischen Stellung würdig beweisen, sondern gleichzeitig seinem Vaterlande den größten Dienst leisten und ein wahrhaft großes Werk ausführen konnte. In Ostindien war ganz unerwartet eine große, weit verzweigte Verschwörung zum Ausbruch gekommen, die dem englischen Besitze dieser eben so großen, wie reichen Colonie die ernstlichsten Gefahren drohte. Der Verschwörung stand ein Heer von 150,000 Mann gut einexercirter Landeseingeborener zu Gebote, dem nur 15,000 Mann europäische Truppen gegenüberstanden. Unter solchen Umständen konnte und durfte man bei der Wahl des Oberbefehlshabers nicht die Gunst entscheiden lassen, eben so wenig konnte man für diesen Posten einen Mann brauchen, der seinen Rang bloß seinem Gelde verdankte, denn wenn die wankende Colonie dem Mutterlande erhalten werden sollte, so konnte es nur durch einen Feldherrn geschehen, der nicht nur Land und Leute genau kannte, sondern gleichzeitig sich auch als Soldat und General bereits bewährt hatte. Ganz England fühlte, daß Sir Colin Campbell allein der Mann der Situation sei, und als man vernahm, daß ihm dieser Oberbefehl übertragen und er 24 Stunden nach seiner Ernennung bereits für seine neue Bestimmung abgereist sei, verbreitete sich eine allgemeine Freude und Zufriedenheit und man sah mit Ruhe den weiteren Ereignissen entgegen. Es stellte sich recht bald heraus, daß man sich in den Hoffnungen, die man auf diese Ernennung baute, nicht getäuscht hatte. Sir Colin Campbell hatte sich in Ostindien kaum an die Spitze der ihm zur Verfügung stehenden Truppen gestellt und seine Colonnen in Bewegung gesetzt, als der Aufstand erlahmte und erstarb. Er zeigte sich als Obergeneral so umsichtig, daß keine einzige seiner Truppenabtheilungen überfallen, kein einziger der von ihm ausgestellten Posten aufgehoben wurde. Als sein Heer erst in Bewegung gesetzt war, so ergoß es sich so regelmäßig über das Land, wie die See zur Zeit der Fluth den Meeresstrand überzieht, bis er zuletzt an den Ufern des Raptee ankam und nun auf das weite Gebiet Hindostan's mit der freudigen Ueberzeugung blicken konnte, seiner Königin die Suprematie über Ostindien gerettet zu haben.

Als seine Arbeiten in dem Felde geendigt waren und er nach seiner Rückkehr in das Vaterland die Anerkennung des ganzen Landes, den Dank des Parlaments, die Billigung seiner Souveränin und die Ehren, die er als Soldat so sehr schätzte, empfangen hatte, war es ihm nicht vergönnt, auf den erworbenen Lorbeeren auszuruhen. Es handelte sich jetzt für die Regierung darum, dem Militärsysteme, das bisher in Ostindien giltig gewesen war und das dem Mutterlande so große Gefahren bereitet hatte, ein Ende zu machen und das eingeborene und das europäische Heer miteinander zu verschmelzen, und wer wäre wohl geeigneter dazu gewesen, für diese Aufgabe zweckmäßige Rathschläge zu ertheilen, als der zur Belohnung seiner großen Dienste zum Lord Clyde ernannte bisherige Sir Colin Campbell? In Folge dessen wurde der alte Soldat förmlich mit Berichten, Vorschlägen, Besuchen, Berathungen und Denkschriften bestürmt und zuletzt fühlte er sich so angegriffen, daß ihm Ruhe und Erholung

zum Bedürfniß wurde. Um sich diese zu verschaffen, ging er mit einem seiner Waffenbrüder aus dem Krimkriege, dem General Vinoy, nach Vichy in's Bad. Er litt aber nicht bloß an Ermattung, sondern auch von Zeit zu Zeit an Brustschmerz, der die Folge eines Sturzes mit seinem Pferde in Ostindien war. Sein letztes Auftreten als Soldat fand bei der diesjährigen Revue der Freiwilligen in Brighton statt, bei welcher er auf den Wunsch des Herzogs von Cambridge das Commando übernahm. Beim Schlusse derselben erklärte er, das sei sein letzter Tag im Dienste gewesen und noch denselben Tag ließ er sich seinen Schnauzbart abscheeren, um zu zeigen, daß er auf den activen Dienst verzichtet habe. Vor einigen Monaten erkrankte er schwer und Lunge und Herz waren dabei gleichzeitig im Spiele, doch sein abgehärteter Körper widerstand den Angriffen der Krankheit und zur großen Freude seiner Freunde erholte er sich wieder und war fast eben so wohl und kräftig, wie er es in seinen letzten Jahren gewesen war. Zuletzt aber erkrankte er von Neuem und am 14. August 1863 starb er in Chatham — er selbst war unverheirathet und ohne Familie — bei einer ihm befreundeten Familie, in der ihm eine liebevolle und sorgfältige Pflege zu Theil geworden war. Es war ihm nicht vergönnt, sich der beiden höchsten Ehrenbezeugungen, die ihm als Soldat zu Theil wurden — seiner Ernennung zum Obrist der Coldstream-Guards im Jahr 1860 und der zum Feldmarschall im Jahr 1862 — lange zu erfreuen.

Lord Clyde hatte sich für den Militärstand, den er mit Vorliebe gewählt, vollkommen ausgebildet; er wurde selbst von denen, die ihm im Wege standen, als ein Meister in seinem Fache anerkannt und er liebte denselben so sehr, daß sogar Vernachlässigung von Seiten seiner Vorgesetzten und das Gefühl erlittenen Unrechts ihn nicht veranlassen konnten, seine Pflichten weniger treu zu erfüllen. Für ihn war die Erfüllung derselben ein tief gefühlter, warmer Grundsatz, nicht ein kaltes, leidenschaftloses Idol, und als erste Regel der Pflicht galt in seinen Augen „Gehorsam." Je mehr er sich vernachlässigt sah, um desto größer wurde seine Anhänglichkeit an seine Soldaten. Nie studirte wohl Jemand den Charakter, die Tugenden und Fehler seiner Untergebenen ernster und vollständiger, als Lord Clyde. Seine Stirn runzelte sich und sein Auge sprühte Feuer, wenn er ein Wort der Herabsetzung der Soldaten oder von irgend einer Benachtheiligung derselben hörte. Er nannte sie nicht seine Kinder, aber sie waren dem kinderlosen alten Manne theuer, und wenn er sie anredete, so war er so beredt und seine Worte so liebevoll, wie er sich nie zeigte, wenn er sich mit anderen Personen unterhielt. Deshalb war er aber auch von seinen Soldaten geliebt und das volle Vertrauen, das sie in ihren Anführer setzten, trug nicht wenig zum Gelingen seiner Pläne in seinen Feldzügen bei.

Nachdem wir den Lebensgang dieses nach dem englischen Ausdruck self made man, der das, was er wurde, nicht günstigen Verhältnissen, sondern seiner eigenen Thatkraft zu verdanken hatte, kurz mitgetheilt haben, bleibt uns nur noch übrig, Einiges über seine Persönlichkeit zu sagen.

Lord Clyde war ein kräftig und symmetrisch gebauter, sehr hübscher Mann. In seinen letzten Jahren waren seine Schultern ein wenig gebeugt, obschon er von der Thätigkeit, die bei einem Greise von seinem Alter so bemerkenswerth war, wenig verloren hatte. Da er noch im vollen Besitz seiner Zähne und seines vollen, wenn auch ergrauten Kopfhaares war und sein Auge noch eben so scharf wie in der Jugend in eine weite Entfernung blickte, so machte sich in seinem Aeußern sein hohes Alter wenig bemerkbar. Er verstand es, Männer und Frauen durch seine Unterhaltung zu bezaubern, sobald er nur guter Laune war.

Die Times widmet dem Krieger, dessen Leichnam am 17. August aus dem Gouvernementsgebäude in Chatham, in dem er gestorben war, nach London in seine Wohnung geschafft wurde, um von dort feierlich beerdigt zu werden, einen schönen Nachruf, worin sie erklärt, in England sei nie ein besserer Soldat geboren worden. Schließlich sagt sie:

„Wenn England Jemandes bedarf, um seine Flagge zu vertheidigen, seine Ehre zu rächen oder den Ruf seiner Waffen aufrecht zu halten, möge es dann stets einen so zuverlässigen, so reinen und wahren Kämpfer wie Colin Campbell Lord Clyde finden!"

Die römisch-irischen Bäder
in Deutschland.

Unsere Zeit, die so reich ist in der Erfindung und Vervollkommnung von Mitteln, die weiter keinen Zweck haben, als Leben und Gesundheit der Menschen zu zerstören, hat doch andrerseits das Gute, der Pflege der Gesundheit im Allgemeinen und dem Bestreben, das menschliche Leben zu verlängern, mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit zuzuwenden, als während der letzten zwei Jahrhunderte, wenigstens soweit Deutschland in Betracht kommt. — Wenn wir sagen, mehr wie in den letzten zwei Jahrhunderten, so meinen wir damit die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege, dessen unheilsvoller Friedensschluß dem deutschen Freiheits- und Volksleben den Gnadenstoß gab, es in einen stumpfsinnigen Schlummer versenkte, aus dem es nicht die französische Revolution, sondern erst die Schmach französischer Fremdherrschaft zu einem halben Erwachen bringen konnte. Selten hat die Vernichtung der staatlichen Bedeutung einer Nation so unheilvolle Folgen auf das Einzelleben der Betreffenden gehabt, wie jene Deutschlands nach dem westphälischen Frieden. Vor jenem unheilvollen Augenblicke konnten wir mit Stolz sagen, es gab keine körperlich und geistig rührigere Nation als die deutsche, sowohl in ihrer Gesammtheit wie als Einzelheit betrachtet — unsere Vorfahren pflegten leidenschaftlich alle Arten von Leibesübungen, sie waren die ausgezeichnetsten Turner, ohne sich diesen Namen beizulegen, und badeten, daß es eine Lust war. In letzterer Hinsicht ging man so weit, das tägliche Baden zu den Bedürfnissen zu rechnen, ohne welche man, wie ohne Essen und Trinken, nicht leben kann. Jedes Städtchen hatte seine öffentlichen Bürgerbäder, sowie Armen- und Fremdenbäder, außerdem gab es in jedem Hause eine Badestube oder eine Vorkehrung zum Baden. Man hatte die verschiedensten Anwendungen des Bades, wie Kopf-, Glieder- und Leibbäder, benutzte sie einzeln, paarweise oder in Gesellschaft, verband mit ihnen unschuldige und weniger unschuldige Vergnügen oder Geschäfte, ja, es gehörte zum nöthigen Wissen einer Hausfrau und zu den Bedingnissen guter Lebensart, die nöthigen Manipulationen aller Badeweisen ertheilen bez. hinnehmen zu können. Der dreißigjährige Krieg zerstörte den Wohlstand und den Rest deutschen Städtelebens, die öffentlichen Bäder gingen ein und bald auch die privaten, die Leibes- und Waffenübungen ließen nach und hörten schließlich ganz auf, weil sie überflüssig oder mißliebig waren — der Bürger und Ritter hatte als solcher nichts mehr zu vertheidigen, auch nicht mehr das Recht des Tragens *wirklicher* Waffen; die souverän gewordenen Fürsten wollten Unterthanen, nicht wachsame und schlagfertige Patrioten, dafür hatten sie ihre stehenden Heere, diese beständigen Lazarethe, welche immer aus den Kräftigsten des Volkes neue Zufuhr erhielten und verschlangen — verschlangen, weniger durch Tod in den Schlachten, als in Folge des von dem preußischen Könige Friedrich Wilhelm I. eingeführten Zopfes, Puders, Corporalstocks und der mörderischen Uniformen, welche Erfindungen sich verderblich von Preußen über ganz Deutschland ausbreiteten. Eine körperliche Erschlaffung trat ein, der eine geistige folgte, die uns beim Auslande den Beinamen der Schläfer verschafft hat. Anders seit den Befreiungskriegen. Das, was noch vor 50 Jahren als ungeziemende Kinderei, als muthwillige Schädigung der Gesundheit galt, nämlich Turnen und Baden, ist in allen Schichten der Gesellschaft zu Ehren gekommen, gilt wieder als Lebensnothwendigkeit. Die Neigung zum Baden war eine nothwendige Folge des Turnens und der Wehrhaftmachung überhaupt, in der uns die Fremden überlegen waren, denn z. B. französische Truppen überschwammen breite Ströme und bereiteten dadurch Heeresübergänge vor; Deutsche mußten auf Kähne warten oder von dem Wagniß abstehen. — Jetzt ist das Baden bei uns wieder Allgemeingut, selbst der wasserscheue Bauer wirft sich im heißen Sommer in die kühlende Fluth und der Soldat ist seit 30 Jahren gezwungen, jährlich mehrere Male zu baden oder gar das Schwimmen zu erlernen.

Nun ist aber das Baden im Freien oder das kalte Baden zwar das beste Mittel, um den Starken noch kräftiger und den Gesunden noch gesünder zu machen, doch eignet es sich nicht für Kranke, ja, es kann denselben sogar gefährlich werden, deshalb holte man, außer warmen Wannenbädern, die in Deutschland längst vergessenen (obschon ursprünglich heimischen!) Dampfbäder aus Rußland her-

über. Gichtbrüchige, Hautkranke, Hals- und Lungenleidende, Erkältete fanden durch sie Heilung oder wenigstens Linderung, trotzdem die Einrichtung derselben nichts weniger als gut war. Aus einer Feuerstelle ließ man durch pausenweise Oeffnung von Klappen eine sengende Hitze und ein gutes Theil Rauch in den Baderaum, dann wurden glühend gemachte Steine mit Wasser begossen, bis das Zimmer von heißen Wasserdämpfen undurchsichtig wurde.*) Seit längerer Zeit hat man Dampfkessel, aus deren Ventilen die Dämpfe brüllend in das Badezimmer strömen, während die kunstvollsten Douchen kaltes Wasser geben, doch gehört das Nehmen eines Dampfbades trotzdem zu den entschieden Ueberwindung kostenden Genüssen. Abgesehen von der ungleichmäßigen durch Oeffnen oder Schließen der Hähne bedingten Hitze und dem verbrühenden Gefühle auf der Haut, welches zur Ausdünstung zwingt, läßt die mit Wasserdämpfen übersättigte Atmosphäre eine solche nicht zu, es findet also eine Nervenüberreizung statt, die durch die gelegentlichen kalten Douchen noch vermehrt wird, während die hierauf folgende dreiviertelstündige Einwicklung in wollene Decken eine vollständige Erschlaffung hervorruft, die durch das schließliche Abseifen und kalte Douchen nicht entfernt wird. Heftiges Kopfweh und Unfähigkeit, nach dem Bade noch geistig oder körperlich zu arbeiten, ist die häufige Mitgabe eines russischen Dampfbades.

Andere Verbesserungen, als die vorhandenen, ließen sich leider nicht mehr anbringen und keine derselben vermochte die heißen Dämpfe bei gleicher Wirksamkeit erträglicher zu machen und doch blieben die Schwitzbäder eine unentbehrliche Nothwendigkeit. Dies sah man auch in England ein, woselbst der Comfort stets mit dem Nützlichen verbunden werden muß, soll das letztere Anklang finden. Dem Briten Urquhard, einem um die Menschheit hochverdienten Manne, blieb es vorbehalten, uns auf das zu weisen, was die Dampfbäder nicht bloß ersetzte, sondern bei Weitem übertraf. Im Orient fand er die Bäder, welche die verfeinerte Römerwelt einstmals erfreuten und stärkten. Diese führte er mit den nöthigen Abänderungen in Irland ein und nannte sie zu Ehren der ersten Erfinder und um das anstößige „Türkisch“ bei seinen prüden Landsleuten zu vermeiden: altrömische Bäder.

Das Princip des altrömischen Bades in seiner jetzigen Gestalt ist, durch heiße trockne (nicht wassergesättigte) Luft die Haut zur vermehrten Ausdünstung zu zwingen. So leicht war es übrigens nicht, das Vorurtheil der Gebildeten und der Masse gegen diese Auffrischung des Alten zu besiegen. Man sah in der Anwendung alle möglichen Gefahren für die Gesundheit, besonders fürchtete man, Hals- und Lungenkrankheiten, sowie Blutandrang durch dieselbe zu verschlimmern, ja, man glaubte sogar an Erkältungen! Urquhard ließ sich jedoch nicht irre machen, sondern wandte sich an den irischen Arzt Dr. Barter, und bewog diesen, nach seinen Angaben ein altrömisches Bad für seine in St. Ann's Hill bei Cork belegene Heilanstalt zu errichten. Die wunderbaren Erfolge, welche Barter mit ihrer Hilfe erzielte, veranlaßten eine allgemeine Nachahmung derselben in ganz Großbritannien und von dort aus gelangten sie nach Deutschland, woselbst sie der Dr. Luther einführte, indem er ein römisch-irisches Bad in Rudersdorf bei Wittenberg errichtete. Jetzt gibt es kaum eine große Stadt in Deutschland, welche nicht ein derartiges Etablissement aufzuweisen hätte, sogar kleine beliebte Badeorte, wie Freienwalde a. d. O. haben eins. — Ehe wir den Heilwerth dieser Bäder in's Auge fassen, werden wir erst auf ihren eigentlichen Ursprung und ihre jetzige Einrichtung eingehen.

Uranfänglich hatten die Römer zum Baden nichts weiter als die Tiber; in dieser konnten sie sich baden, wenn ihnen keine Sclaven zur Verfügung standen, die das Wasser in die Häuser trugen. Es gab außerdem noch einige Quellen, wie die der Egeria am Fuß des Aventinus, und die des Mercurius, doch schöpften sie aus diesen wohl nur Trinkwasser. 441 Jahre hatte die Stadt schon gestanden, da erst legte Appius Claudius eine Wasserleitung von der Tiber an, der nach und nach 6 bis 7 neue hinzugefügt wurden, welche Wasser aus vielen Meilen Entfernung und in solcher Menge nach Rom brachten, daß dasselbe, wie wohl keine andre Stadt außer ihr, im Ueberfluß damit versorgt wurde. Mit ungeheuren Kosten wurden diese Leitungen hergestellt, auf gemauerten Bogen

*) In der preußischen Hauptstadt existirt noch [illegible] ingerichtetes Bad!

über Thäler, und in gesprengten Gängen durch Felsen nach riesenhaften Becken (castella) geführt, von wo das Wasser vermittelst bleierner Röhren in die ganze Stadt abfloß. Nachdem das Wasser auf diese Weise nicht mehr kostbar war, entstanden eine Unmasse öffentlicher und privater Bäder, Anfangs einfach, nur auf den eigentlichen Zweck der Stärkung und Reinigung bedacht, auch nur mit kaltem Wasser versehen, später, unter Augustus, und nach ihm, verschwenderisch prachtvoll, mehr für Kranke als Gesunde eingerichtet und fast dem Vergnügen oder gar der Ausschweifung mehr dienend wie der Leibespflege. Man nannte sie nunmehr Thermae oder auch wohl Calores, obschon kalte Bäder so gut in ihnen waren wie warme; ihrer gab es etwa 800, von denen die vornehmsten natürlich die kaiserlichen waren, wie die des Agrippa (beim Pantheon), Nero, Titus, Domitian, Caracalla, Antonius und Diocletian, deren Pracht noch aus den Trümmern spricht.

Die innere Einrichtung und das Wesen der Bäder war folgendermaßen: Man hatte in jedem Bade acht Abtheilungen, nämlich das große, kalte Becken, Baptisterium oder Natatio, auch wohl Piscina genannt, dann das kalte Badezimmer (cella frigidaria) mit dem Frigidarium, das lauwarme Zimmer (cella tepidaria), das warme Zimmer (cella caldaria), das Schwitzzimmer (sudatorium), das Salbezimmer (unctuarium), das Entkleidezimmer (apodyterium) und das Ofenzimmer (hypocauston oder vaporarium). An das Ofenzimmer, das durch einen unterirdischen Ofen (propigneum oder praefurnium) geheizt wurde, stießen die Schwitzzimmer; in ihnen sowie in den Entkleide- und Salbezimmern gab es kein nasses Bad. Die Römer fingen mit dem lauwarmen an, gingen dann vom warmen zum Schwitzbade über und nächstdem vom warmen Wasserbade zurück zum kalten. Nachdem dies durchgemacht war, übergaben sie sich den Händen der salbenden Sclaven (aliptae oder unctores) und von diesen gingen sie zu den Sclaven, welche die Kleider bewahrten und Capsarii genannt wurden. Der letzteren gab es sehr viele und sie standen wie die Aliptae unter Aufsicht des Bademeisters (balneator). Außerdem gehörten zum Bade noch salbenbereitende Sclaven oder Unguentarii. Die Aliptae bedienten sich zu ihrer Verrichtung einer Striegel (strigilis) von Horn, Bronze, Silber oder auch Gold, mit der sie den Schweiß sowie die Hautschinnen der Badenden abschabten, dann hatten sie Tücher zum Reiben (lintea) und ein Oelfläschchen (guttus) von Horn, einen Krug oder eine Flasche (ampulla) und noch ein kleines Gefäß, das Lenticula hieß. Selbstverständlich erforderte ein römisches Bad viel Zeit und viele Sclavenhände, die damals freilich sehr billig gewesen sein müssen. Mit dem bloßen Baden war es jedoch nicht abgemacht, erstens ging demselben gewöhnlich das Sonnen (sole uti) voraus und folgte das Bummeln nach, besonders in den Monaten Juli und August, welche die damalige Badesaison bildeten, wenn wir uns so modern ausdrücken dürfen. Zu jener Zeit strömte das Volk massenhaft in die Badelocale und die Dichter benutzten diesen Andrang, um ihre Gedichte öffentlich vorzulesen, während Politiker oder Stellenjäger (candidati) daselbst Anhänger warben oder öffentliche Meinung machten. Unter den Kaisern wurden Turnplätze (gymnasia und palaestrae), sowie Bibliotheken den öffentlichen Bädern gleich zugefügt; es konnte demnach ein geistreicher Taugenichts oder ein wohlhabender Sonderling sehr gut den ganzen Tag über in einem solchen Locale aushalten ohne Langeweile zu verspüren, Gelehrte pflegten auch während des Badens etwas, das Kopfzerbrechen machte, auszuarbeiten, zu dictiren oder anzuhören. — Nach dem Baden kleideten sich die Römer zur Coena oder Hauptmahlzeit an, indem sie die Synthesis oder Vestis coenatoria, sowie Pantoffeln (soleae) anzogen. Während der nun folgenden Mahlzeit zogen sie die Pantoffeln aus und streckten sich behaglich auf Ruhebetten; wahrscheinlich aßen sie im Liegen, um den vom Baden und Turnen, wenn auch erfrischten, so doch etwas ermatteten Körper ruhen zu lassen, und das Baden wäre demnach die Ursache zu dieser sehr platzraubenden aber gewiß gesunden Speiseeinnahme gewesen.

Diese Bäder mit all' ihrer Herrlichkeit und ihren entwürdigten Sclaven verschwanden fast spurlos unter dem Einfall der sogenannten Barbaren, welche Westrom überschwemmten und dauernd besetzten, im Oströmischen hingegen hielten sie sich bis zum Einfalle der Türken, die aus religiöser Rücksicht und Wohlgefallen an der Sache die Bäder vor Zerstörung schützten und sich die Badeweise an-

eigneten. Sie baden heute noch ziemlich so wie die alten Römer, nur gebrauchen sie Bimsstein statt der Striegel und lassen sich etwas mehr kneten, wie wohl jene sich thun ließen, in Einem stimmen sie jedoch vollkommen mit den römischen überein, nämlich im Ertragen der schlechten, einem Europäer unerträglichen Luft in den Baderäumen.

Man sieht wohl auf den ersten Blick, daß die Bäder des Orients, sowie sie heute sind, und die Altroms, sowie sie waren, für uns Nordländer nicht taugen — wir haben keine Sclaven, wollen auch dergleichen nicht, brauchen keine Salben- und Striegelknechte, müssen vor allen Dingen gute Luft haben (sonst könnten wir bei den verbesserten Dampfbädern bleiben!) und wollen uns durch ein Bad stärken, nicht aber um desselben willen den Tag vergeuden. Urquhard traf demnach andere Einrichtungen, und brachte vor allen Dingen Ventilation an; das von ihm verbesserte und nun noch in Deutschland vervollkommnete Bad verdient daher mit Recht den Namen des „altrömisch-irischen," dessen Einrichtung, wie sie in den, nach unserer Meinung, vier vorzüglichsten Bädern Deutschlands (Rudersdorf, Freienwalde a. d. O., Eckartsberg bei Stettin und Friedrichsstädtisches Gartenbad in Berlin) vorhanden ist, wir nunmehr beschreiben wollen.

Unsere Bäder haben nur vier Abtheilungen: ein Entkleidezimmer, ein Tepidarium, ein Sudatorium und ein Lavacrum oder eigentlich Frigidarium. Im Entkleidezimmer findet der Badende ein Ruhebett hinter Vorhängen; die sonstige Einrichtung verdient keiner besonderen Erwähnung. Nachdem er sich vollständig entkleidet, einen Schurz um den Leib gebunden und hölzerne Sandalen unter die Füße gezogen hat, um diese gegen den glühenden Fußboden zu schützen, begibt er sich in das Tepidarium, woselbst eine Hitze von 30 bis 35 Grad Reaumür herrscht. Die Farbe dieses Zimmers ist dunkelblau und durch eben so gefärbte Scheiben in der Kuppel fällt ein mattes Dämmerlicht herein; der Fußboden besteht wie im Sudatorium aus gebranntem, vielfach durchbrochenem Thon, von unten her strömt die Hitze in das Zimmer und entweicht mit der verdorbenen Luft nach oben durch die beständig geöffneten Ventile. An den Wänden entlang stehen geflochtene Rohrstühle, auf welche man sich setzt oder im Zimmer auf- und abwandelt, das Thermometer und die Uhr beobachtet und dabei fleißig mit einem Tuche die Haut reibt. Nach 10 bis 15 Minuten, wenn die Ausdünstung begonnen hat, begibt man sich in das Sudatorium, welches seinen Namen nicht umsonst führt, denn es herrscht im demselben eine Hitze von 45 bis 55 Grad Reaumür. Dieses Zimmer, sowie die Scheiben in der Kuppel, sind dunkelroth gefärbt, das Licht also noch viel schwächer wie im vorhergehenden und deshalb noch weit beruhigender auf die Nerven wirkend. Die Einrichtung ist im Uebrigen dieselbe wie im Tepidarium, soweit Sitze und Ventilation in Betracht kommen, doch sprudeln in den vier Winkeln Wasserstrahlen in untergestellte Schalen, was einigermaßen die Einbildungskraft über die große Hitze beruhigen hilft. Hier beginnt der Schweiß wirklich stromweise zu fließen und der Verdunstungsproceß geht so rasch vor sich, daß sich die Haut beständig kalt anfühlt. Durch Trinken von kaltem Wasser und Reiben mit dem wollenen Tuche wird die Transpiration noch mehr gefördert und nach 10 bis 15 Minuten verläßt man das Sudatorium, geht zurück in das Tepidarium und legt sich auf die dort angebrachte hölzerne Pritsche. Hier nimmt nun der Bademeister das Streichen und Kneten der Haut und Muskeln vor, welches Kranken sehr wohlthuend sein soll, für Gesunde aber ziemlich gefühllos ist. Ohne die vorhergehende Ausdünstung, welche den ganzen Körper zu erweichen scheint, müßten die angestellten Manipulationen schmerzhaft oder unerträglich sein, das Vorhergegangene hat jedoch den Badenden völlig verwandelt. Nach dem Kneten kommt man in das Lavacrum, wird dort mit warmem Wasser übergossen, abgeseift, dann warm und nach und nach immer kälter gedoucht, bis daß ein instinctartiges Gefühl dem Badenden sagt, es sei genug des Kalten. Hierauf begibt man sich zurück in das Entkleidezimmer, streckt sich behaglich auf das Ruhebett und überläßt es der von allen Unreinigkeiten und abgestorbenen Resten befreiten Haut, den nöthigen Sauerstoff begierig einzusaugen. Das eigene Gefühl sagt dem Ruhenden, wann es Zeit ist zum Ankleiden und Verlassen der Baderäume. Hier sei noch gesagt, daß man gut thut, beim Ankleiden von unten anzufangen, nämlich zuerst die durchwärmten Strümpfe, nach einem Weilchen die Beinkleider, dann erst das Hemd und nun schnell

hintereinander die übrigen Kleidungsstücke anlegt und ungesäumt das Local verläßt, da dessen Temperatur sich nicht zum Aufenthalt in voller Kleidung eignet.

Unbeschreiblich erquickt fühlt man sich nach überstandenem Bade; der Kopf ist frei, die Glieder leicht, die Haut frisch und glänzend, ein gelinder Appetit stellt sich ein und nach Befriedigung desselben kann man seinen Verrichtungen mit neuer Kraft nachgehen. Das Bad bedingt höchstens einen Zeitverlust von $1^1/_2$ Stunden und ist an sich selbst ein Genuß, denn sogar im Sudatorium ist es keineswegs unbehaglich, da die Luft in demselben vollkommen athembar ist. Dies hat die folgende Bewandtniß: Aus einem unterirdischen Feuerraum strömt die glühend heiße, ihres Sauerstoffes beraubte und deshalb unathembare Luft unter den durchbrochenen Fußboden hin; hier ist ein Berieselungssystem, dessen kaltes Wasser die Hitze etwas bindet und, sowie die durch Röhren von Außen zuströmende frische Luft, den nöthigen Sauerstoff abgibt; hierzu kommt das Ventilationssystem oberhalb, welches die ausgeathmete Luft wegführt, so daß eine beständige Ergänzung von unten nach oben hin stattfindet.

Es kommt nun darauf an, welchen Nutzen die römischen Bäder im Allgemeinen und Besondern haben, und da sehen wir aus eigner Erfahrung, daß Leute, welche angestrengt geistig thätig sein müssen und an Abspannung leiden, nicht leicht ein auffrischenderes und gesünderes Mittel als diese Bäder finden können. Was nun den Heilwerth derselben im Besonderen betrifft, so kann man nicht viel auf die für Laien bestimmten Reclamen geben, welche fast über jedes derartige Bad erscheinen — nach ihnen zu urtheilen kann ein Gichtlahmer in 24 Stunden geheilt werden ꝛc. Wir müssen uns an das halten, was Aerzte gegenüber Aerzten in der Medicinischen Central-Zeitung oder anderen Fachblättern berichten und da fanden wir bis jetzt nur eine Auslassung der Art, nämlich die des Dr. Blaschko in Freienwalde, der aus eigner Erfahrung und nach sehr gewissenhafter Prüfung Folgendes einräumt.

Es sind durch Anwendung des römisch-irischen Bades geheilt worden: chronische, schmerzhafte Gicht in Händen und Füßen (sog. peripherische Lähmung); Rückengicht oder Hexenschuß; gichtische Seitenlähmung und in Folge dessen entstandene Schwerhörigkeit; Schreibekrampf; Gelenkrheumatismus mit Geschwülsten verbunden; Skropheln; nasse Flechten; Hackenschmerz verbunden mit Schlaf- und Appetitlosigkeit bei einer Frau im klimakterischen Stadium; Blutandrang nach Unterleib und Kopf: Ueberfüllung der Lungencanälchen (Bronchien) mit Schleim; Katarrhe; nervöses Leiden; Blutverderbniß (Dyscrasia); Blutspeien; Fluor albus; Hypochondrie; Blutüberfülle. In allen den erwähnten Krankheiten lagen Fälle vor, die hartnäckig andern Mitteln getrotzt hatten. — Außer diesen hat der Dr. Guyot die Bäder bei chirurgischen Krankheiten mit Glück angewandt zur Heilung von Wunden, Geschwüren und lymphatischen Geschwülsten (sog. harten Geschwüren). — Auf die Wundercuren englischer Aerzte wollen wir nicht eingehen, doch steht so viel im Urtheile der Sachkenner fest, daß wenn auch die römisch-irischen Bäder kein Universalmittel sind, so werden sie doch für viele bisher schwer zu heilende Krankheiten eine wirksame Arznei bilden, dies liegt schon in ihrer physiologischen Wirkung, hervorgerufen durch den Einfluß der erwärmten Luft auf die Haut, zur Ausscheidung unbrauchbarer Stoffe und Einsaugung von Sauerstoff. Während bei Wasserbädern eine Aufsaugung von Wasser und Ausscheidung durch die Nieren stattfindet, wird hier dem Körper vermöge der Haut eine viel größere Fläche zur Absonderung geboten, überdies bewirkt die gleichmäßige Wirkung der Wärme eine gleichmäßige Blutvertheilung an der Körperoberfläche, wohingegen die folgende Abkühlung dann die Capillargefäße, sowie die Hautmuskeln reizt und den Stoffwechsel anregt.

W. A. Lette.

Derjenige Mann, der unter den öffentlichen Charakteren des heutigen Preußens der beste und aufrichtigste Freund des Bauernstandes ist, gehört durch seine Abstammung selber diesem Stande an. Der Vater des gegenwärtigen Präsidenten am Revisionshofe und Abgeordneten Wilhelm Adolf Lette, geboren den 10. Mai 1799 zu Kienitz im Soldiner Kreis der Neumark, war ursprünglich ein kleiner Landwirth, so ausgezeichnet durch Thätigkeit und Tüchtigkeit, daß er sich allmälig

ein Rittergut zu kaufen vermochte, mit dessen Besitz die Kreisstandschaft verbunden war. Von der Umsicht und von dem Geschick des Mannes liefert es einen schlagenden Beweis, daß seine Mitstände den ehemaligen Bauern zu ihrem Landrath wählten, ein Fall, der, soll man sagen Dank Jena und Auerstädt, soll man sagen Dank den Stein'schen Reformen in Preußen möglich geworden war. Sein Sohn erhielt bereits im vierzehnten Lebensjahr ein Officierspatent bei dem Landsturm, der sich zur Zeit der Schlachten von Großbeeren und Dennewitz in seinem heimathlichen Kreise organisirte. Als die Gefahr mit den beiden gewonnenen Schlachten vorüber war, hing der junge Lieutenant die Uniform an den Nagel, um wieder Ovid und Virgil auf dem Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin zu tractiren. Zur Universität entlassen, trieb er juristische Studien in Heidelberg, Göttingen und Berlin. Der flottesten Burschen Einer, interessirte er sich mit Wärme für die heiligen Ideale der damaligen akademischen Jugend; die erbärmliche Rücksicht auf ein möglichst schnelles Einspringen in ein nährendes Amt war damals noch nicht in dem Grade, wie es leider heute der Fall geworden, das Alpha und Omega der Studenten. Lette ließ sich Zeit mit dem Auscultatorexamen. Seine Zeit und Kraft gehörte der Burschenschaft, die er sowohl in Heidelberg als in Berlin mitbegründen half. Als Theilnehmer des Wartburgfestes verfiel er natürlich der Vehme der Demagogenriecher doch entschlüpfte er ungeschädigt den Fingern der Inquisitoren. Er hatte das Glück, zu der Minderheit der Schwarzen und Gefleckten zu gehören, die man als bloß verführt und sonst unschädlich laufen ließ. Als wohlbestallter königlicher Auscultator konnte er 1821 an das Oberlandesgericht zu Frankfurt a. O. abgehen.

Als guter Unterthan, dessen Devise der Satz, nach welchem Ruhe erste Bürgerpflicht, machte der Auscultator seine Laufbahn. Die Ideale von der Hochschule waren am grünen Tisch über Acten und Protocolle in Vergessenheit gerathen. Im Jahre 1825 zum Assessor ernannt, kam er als Hilfsarbeiter zu der Generalcommission für die Neumark und die Lausitz nach Soldin, um bald darauf in gleicher Eigenschaft an die Generalcommission nach Stargard in Pommern geschickt zu werden. Das Jahr 1835 brachte ihm die Ernennung zum Oberlandesgerichtsrath in Posen. Vier Jahre später wurde er zum Director der Generalcommission in Stargard befördert, der er früher als Hilfsarbeiter angehört hatte, und als jene Behörde mit der Regierung zu Frankfurt a. O. vereinigt wurde, kam er als Oberregierungsrath und Dirigent der landwirthschaftlichen Abtheilung an dieses Collegium.

Das praktische sowohl als das wissenschaftliche Studium der landwirthschaftlichen Verhältnisse lag Lette gleichsam als eine väterliche Erbschaft im Blute. Dazu kam das Studium der Fichte'schen Philosophie und der Pestalozzi'schen Pädagogik, die der Oberregierungsrath zu seinem Steckenpferde gemacht, eine leidenschaftlich ergriffene Beschäftigung ferner mit Statistik und Nationalökonomie, endlich der Einfluß der modernen liberalen Zeitideen, welche die Erinnerung an die verwischten Universitätsideale wieder wach riefen, genug der musterhafte Büreaukrat, dessen Personalacten kein schwarzes Blatt entstellte, begann für einen unruhigen Kopf zu gelten, der vielleicht doch nicht so ganz unschädlich sei, als einst die Demagogenrichter gemeint hatten. In dem damaligen absoluten Preußen waren noch andere, mildere Sitten üblich, als sie heute durch das Manteuffel'sche Disciplinargesetz in dem constitutionellen Hohenzollernstaate die herrschenden geworden sind. Damals wurde ein Beamter, der den höchsten Mandarinen mißliebig oder verdächtig geworden, nicht im Interesse des Dienstes auf eine Strafstation versetzt oder zur Disposition gestellt; dergleichen Dinge kannte die sanfte Praxis jener Tage noch nicht. Im Gegentheil, solche Beamten pflegte man zu höhern und einträglichern Aemtern zu befördern, der philosophischen Dichterweisheit folgend, daß neue Kleider nicht selten neue Menschen machen. Ueberdies war der Liberalismus in den ersten Jahren nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. in gewissem Sinne courfähig und keine allzu arg verpönte Sache; jeder halbweg anständige Mensch hielt sich für verpflichtet, mindestens liberal angelaufen zu erscheinen, der Liberalismus lag einmal in der Luft. Solche Beamten endlich, welche die geheime Conduitenliste als bewegliche Köpfe notirte, mußten jedenfalls, und dem wurde Rechnung getragen, wirklich Kopf und Fähigkeit besitzen, man beförderte durch ihre Beförderung in

einen weitern Wirkungskreis die Interessen des Staats, die damals noch höhern Werth besaßen, als die Interessen einer Partei. Schließlich bekam man durch eine Beförderung der Notirten diese unter eine verschärfte Controle, da man sie meistens als Räthe und Hilfsarbeiter in die Ministerien zog. Dieses letztere Schicksal wurde auch Lette zu Theil. Graf Arnim-Boytzenburg, gegenwärtig der erste Hauptbanner- und Standartenträger der feudalen Percyheißsporne in dem Herrenhause, machte damals als Minister des Innern in liberalisirendem Bureaukratismus, offenbar ein Vorbereitungsstadium für seine spätere Entwicklungsphase im Jahre 1848, wo die bekannte Erklärung von eben diesem Minister ausging, daß jede gute Regierung der revolutionären Bewegung stets um einen Schritt voraus sein müßte. Graf Arnim-Boytzenburg las die geheime Conduitenliste aus Frankfurt und die Lecture hatte zur Folge, daß Lette als Geh. Ober-Regierungsrath in dem Ministerium des Innern und zwar bei dem Departement für die Verwaltung der Landesculturfachen angestellt wurde. Damit war der Letztere in das Fahrwasser gekommen, dessen sein Fahrzeug bedurfte. Die Agrargesetzgebung und das Studium der rusticalen Verhältnisse ist die specielle Domäne Lette's. Die Gesetzentwürfe, welche von ihm ausgearbeitet wurden, wie z. B. die Verordnung vom 22. November 1844 wegen Errichtung des Revisionscollegiums für Landesculturfachen, das Gesetz vom 3. Januar 1845 über Dismembration von Grundstücken und Gründung neuer Ansiedelungen, die Feldpolizeiordnung ferner vom 1. November 1847, bewiesen hinreichend sowohl seine hohe Befähigung auf dem Gebiete, als auch den echt humanen, freisinnigen Geist, der den Autor beseelte. Die preußische Landwirthschaft bleibt Lette für jene Verordnungen wesentlich zum Danke verpflichtet. Seitens der vorgesetzten Chefs ward seine Tüchtigkeit gebührend anerkannt. Zum Mitgliede des Landesökonomie-Collegiums und dann auch des Staatsraths ernannt, erhielt er 1845 die Bestallung als Präsident des von ihm organisirten Revisionscollegiums für Landesculturfachen.

Gleichzeitig mit der legislatorischen Thätigkeit als Bureaukrat entwickelte Lette eine nicht minder große und nützliche Thätigkeit als Privatmann nach der praktischen und wissenschaftlichen Seite hin. Er ist als der erste Vorläufer von Schulze-Delitzsch in der Entwicklung des Associationswesens anzusehen, nur mit dem Unterschiede, daß Lette, obschon nicht ausschließlich, so doch vorwiegend die Verhältnisse der Bevölkerung auf dem platten Lande in das Auge faßte, während Schulze-Delitzsch seine Arbeit mehr den Genossenschaften der Handwerker und Gewerbtreibenden in den Städten zuwandte. Noch zu Frankfurt war von ihm für diesen Regierungsbezirk ein landwirthschaftlicher Hauptverein gestiftet worden; als 1844 die erste deutsche Gewerbeausstellung in Berlin stattfand, regte er die Begründung eines Centralvereins für die arbeitenden Classen an, dessen Präsident er 1849 wurde; 1845 veranlaßte er die Constituirung eines Vereins zur Beförderung des Seidenbaues in der Mark Brandenburg, dessen Vorsitzender er bis zum Jahre 1858 blieb. Seine publicistischen Arbeiten veröffentlichte er meistens in Hitzig's Zeitschrift für die Criminalrechtspflege, Beiträge, die von Juristen wie von Laien gleich gern gelesen wurden. Auch zwei seiner Brochüren, „Beleuchtung der preußischen Ehereehtsreform," die 1842 erschien, und „die ländliche Gemeinde- und Polizeiverfassung in Preußens östlichen und mittleren Provinzen nebst Gesetzentwürfe dazu," welche im Januar 1848 ausgegeben wurde, machten ein bedeutendes Aufsehen. Nach der Märzrevolution von 1848 nahm Lette in bemerkenswerther Weise an den Bestrebungen des constitutionellen Clubs in Berlin Antheil, welchem unter den Auspicien des Ministers von Auerswald als Sprecher Robert Prutz vorstand. Der Letztere dankt den Beziehungen des Clubs zu Herrn von Auerswald seine Hallenser Professur in partibus; Lette wurde als hervorragendes Mitglied auf die Candidatenliste gesetzt, welche der Club für die Wahlen aufstellte, und auch wirklich durch die Urwahlen glücklich durchgebracht, ging er im Mai 1848 als Abgeordneter nach der Frankfurter Nationalversammlung. Die Paulskirche war aber kein Terrain für Lette. Zu einer Bethätigung seiner Kenntnisse der Rusticalverhältnisse bot sich hier keine Gelegenheit, und die Bestrebungen der äußersten Linken degoutirten ihn in einer Weise, daß er, kopfscheu geworden, wie die große Mehrheit der Altliberalen zu Frankfurt in das Lager der Rechten überging. Auch der Schwenkung der Gothaer, welche Herrn von

Manteuffel nach der Emanirung der octroyirten Verfassung und des octroyirten Wahlgesetzes Handlangerdienste zur Unterdrückung der Demokratie leisteten, folgte Lette; er war um 1850 so reactionär und unpopulär geworden, wie alle Altliberalen, bis diese Situation durch Olmütz und nach der Reactivirung des Bundestages eine völlige Umgestaltung durch die definitive Auseinandersetzung zwischen dem Ministerium Manteuffel und den Gothaern erhielt.

Es dürfte nicht undienlich sein, unsere biographische Scizze an dieser Stelle auf einen Moment zu retardiren und ein paar Sätze einzuschalten, welche Verhältnisse berühren, die zur näheren Orientirung über die Stellung der parlamentarischen Parteien in Preußen einen Anhalt gewähren. In Lette und in Vincke besitzt die Partei der Altliberalen die beiden am Meisten charakteristischen Repräsentanten der beiden sehr verschiedenen Elemente, aus denen die Partei sich herausgebildet hat. Zwei Stände waren es vornehmlich, welche dem Liberalismus, welche der Preußischen Gentry, aus der sich die eigentlich constitutionelle Partei der Gothaer entwickeln sollte, die Contingente lieferten, einmal der ostpreußische und westphälische County-Squire, der unabhängige Landedelmann, der, ein aristokratischer Wigh, den Eintritt in den unmittelbaren Staatsdienst verschmähte, den seine Standesgenossen so eifrig aufsuchten, sodann aber die Intelligenz der Bureaukratie aus der Stein-Hardenberg'schen Schule, Gerichtsdirectoren und Regierungsräthe, Präsidenten und Professoren. Der charakteristische Vertreter des ersten Elements ist, wie gesagt, der Freiherr von Vincke, während das andere Element seinen getreuen Ausdruck in dem Präsidenten Lette findet. Wie der Freiherr von Vincke trotz seiner unleugbar hohen Begabung sich nicht zu einem wirklichen Staatsmann hat herausarbeiten können, weil ihm wiederholt zu sehr unglücklicher Stunde der aristokratische Junkerzopf eines westphälischen Autochthonen in den Nacken geschlagen, so gilt ganz das Nämliche von Lette in Folge des bureaukratischen Zopfes, von dem er nicht loskommen kann. Beiden Männern, weil beiden Elementen derselben Partei, welche sie repräsentiren, ist eine wirkliche und aufrichtige Tendenz auf liberale Reform, auf politischen und volkswir[illegible]lichen Fortschritt eigen; das verkennen oder in Abrede stellen, heißt ungerecht urtheilen. Aber die Altliberalen, die Bureaukratie sowohl der Partei, als der Grundbesitz, wollen, daß Reform und Fortschritt ausschließlich von ihnen ausgehe, ausschließlich durch sie vermittelt werde; die sogenannten Liberalen sind illiberal im höchsten Grade, sobald es sich um andere Parteien, namentlich um die Demokratie und um die Fortschrittspartei handelt, gegen welche die Gothaer eine instinctive Antipathie empfinden, die sich bei nicht wenigen Mitgliedern bis zum blinden Haß versteigt. Das Verhältniß will zum Verständniß der reactionären Periode Lette's von 1848 — 1851 festgehalten sein. Er kämpfte, wie die Partei, auf Seiten Manteuffel's, so lange es darauf ankam, die wehrlose Demokratie niederzuwerfen, aber die Entente cordiale mit dem Ministertisch erreichte ein Ende, und Lette stand mit den Auerswald, Patow, Schwerin an der Spitze der parlamentarischen Opposition, als die Reactionspolitik der Verwaltung Manteuffel-Westphalen sich nach der Restauration des Bundestags nackt und unverhüllt zu geben begann. Lette wurde Februar 1851 von Köln in die erste Kammer geschickt. Er gehörte dort mit dem greisen Oberburggrafen von Brünneck und mit Vincke-Olbendorf zu der kleinen Linken, welche insbesondere die Gemeindefreiheit gegen die tiefen Schnitte, mit welchen die Reaction derselben zu Leibe ging, in einem muthigen, obschon vergeblichen Kampfe zu vertheidigen suchte. Im folgenden Jahre 1852 von Halle mit einem Mandat für die zweite Kammer betraut, streifte Lette vollends den letzten Rest der reactionären Haut ab; grade diese Zeit bis zur Einsetzung der Regentschaft ist seine parlamentarische Glanzperiode, die seinen Namen wieder populär machen sollte. In der That gebührt der unbeirrten, männlichen Energie, mit welcher Lette in jenen Sessionen die Verfassungsdurchlöcherer, die ministeriellen Landräthe und die feudalen Ultras unter Gerlach, Wagener und Blanckenburg bekämpfte, die lebhafteste Anerkennung. Seine Opposition concentrirte sich vor Allem auf einen Punkt, auf die Befreiung der ländlichen Gemeinden von der gutsherrlichen Vormundschaft. In Gemeinschaft mit Patow und Auerswald brachte er den berühmt gewordenen Entwurf einer neuen Gemeindeordnung ein, welcher Antrag zwar von der gouvernementalen Majorität

verworfen wurde, welcher aber 1854 unter dem Titel „Entwurf einer Landgemeindeordnung für die sechs östlichen Provinzen der preußischen Monarchie“ und eines „die ländliche Polizeiverwaltung betreffenden Gesetzes“ im Druck erschienen ist, und auf den alle spätern Reformversuche auf diesem Gebiete wieder zurückgegriffen haben. Noch eine zweite Specialität erkor sich Lette in jener traurigen Epoche; er trat Jahr aus Jahr ein mit unermüdlicher Geduld für die Rechte der kirchlichen Dissenters gegenüber den kleinlichen Vexationen in die Schranken, mit denen die fanatische Orthodoxie, von der Regierungsgewalt unterstützt, eine neue Illustration zu dem bekannten Worte Friedrich's des Großen lieferte, daß in seinen Landen ein Jeder nach eigener Facon selig werden könnte. Erwähnung finde endlich die große treffliche Arbeit, welche in eben dieser Zeit Lette mit seinem Freunde Rönne abfaßte, „die Landesculturgesetzgebung Preußens,“ ein Werk, das sich gleichfalls mit Schärfe gegen die Tendenzen der feudalen Reaction richtete. Daß die letztere ihren ganzen erbitterten Haß dem Gegner entgegentrug, kann bei den vielen ähnlichen Erscheinungen der Periode Manteuffel-Westphalen nicht weiter befremden. Die Mitgliedschaft des Staatsraths sowie der Vorsitz in der Examinationscomission für Verwaltungsbeamte wurde ihm entzogen, und ihm sogar das Ansinnen gestellt, auf die Stelle als Präsident des Revisionshofes zu verzichten.

Die neue Aera ließ Lette's parlamentarischen Ruhm erbleichen. Seine guten Freunde saßen in dem Ministerium; er begegnete sich mit Vincke in dem Gedanken, daß den guten Freunden an den grünen Tischen um keinen Preis Opposition gemacht werden dürfte.

In der Diät von 1858—61 gehörte er zu jener großen Gothaer-Majorität, deren schlaffe Mattherzigkeit die Partei im Lande ruinirte. Nur mit höchster Mühe, bei einer Nachwahl, da die erste Wahl für ungiltig erklärt werden mußte, konnte Lette im Mai 1862 in das Abgeordnetenhaus hineinschlüpfen. Eine seinen Kenntnissen und Fähigkeiten entsprechende Stellung in diesem Hause sich zu erwerben, war er außer Stande. Grollend mit Vincke, dessen herrisches Wesen und unerträgliche Rechthaberei diesen so begabten Geist in den letzten Sessionen völlig vereinsamt und isolirt haben, trat er aus der Fraction aus, aber die alten, vorhin angedeuteten Traditionen der Gothaer und der alte bureaukratische Zopf waren viel zu mächtig, als daß er es über sich vermocht hätte, etwa durch Anschluß an die ihm zunächststehende Partei Bockum-Dolffs einen seinen Kräften angemessenen Einfluß zu gewinnen. Mit Rönne und noch einigen wenigen anderen ehemaligen Mitgliedern der Partei Vincke bildete er eine Fraction auf eigene Faust, die man scherzweise die „freie Gemeinde“ taufte. Einen irgend entscheidenden oder auch nur mitwirkenden Ausschlag konnte die verschwindende numerische Minorität des Fractiönchen in keiner Frage geben; das unstreitig bedeutende Talent Lette's war in der jüngsten Session verzettelt und verloren. Als Redner zählt er zwar nicht zu den ersten Größen des Hauses, doch spricht er gewandt und fließend, und — überaus häufig. Auch den Zug hat er mit Vincke gemein, daß er häufig zu nicht geringem Aerger des Hauses auf die Tribüne eilt, bloß um zu zeigen, daß er seinen eigenen Kopf auf seinen eigenen Schultern trägt, bloß um in stundenlanger Auseinandersetzung seine Privatmeinung über die untergeordnetsten und gleichgiltigsten Dinge abzugeben. Sonst hört man ihn im Allgemeinen gern sprechen, denn der alte Herr sprudelt nicht selten von schalkhafter Naivetät und einem frischen, erquickenden Humor förmlich über.

Die Pfahlbauten in Mecklenburg.

Mecklenburg, welches mit lebenden Reminiscenzen aus der frühesten Zeit des Mittelalters so überschwemmt ist, daß man sehr oft nur durch die veränderte Kleidung seiner Bewohner, durch das Vorhandensein einer das Land quer durchschneidenden Eisenbahn und die Dampfer in seinen Häfen daran erinnert wird, man lebe innerhalb seiner Grenzen nicht in der frühesten Feudalzeit, sondern wirklich im neunzehnten Jahrhundert — dieses selbige Land ist auch unendlich reich an Erinnerungen aus vorgeschichtlicher Zeit, die beständig aus seinem Boden gegraben und, Dank der Gesellschaft für Kunde der mecklenburgischen Vorzeit und ihres tüchtigen Leiters, des Archivraths Lisch, sorgfältig gesammelt und in einem großartigen Museum zu Schwerin ausgestellt werden. Zu den auffälligsten

unter den dort gemachten Funden gehören jedenfalls die **Pfahlbauten**, welche in diesem Sommer entdeckt wurden und deren Besprechung dieser Aufsatz gewidmet ist.

Zuerst müssen wir erörtern, welchen Zweck Pfahlbauten einstmals gehabt haben können, und da finden wir, daß sie wohl nur eine vorübergehende Benutzung, nämlich zu Vertheidigungszwecken, haben konnten. Für diese Annahme sprechen folgende Umstände: die Art und der Ort ihrer Anlage, ihr beschränkter Raum und die Beschaffenheit der unter ihnen gefundenen Sachen.

Die Pfahlbauten, zuerst nur als in der Schweiz vorhanden bekannt, werden immer im Wasser oder auf ehemaligem Seeboden und stets in der Nähe des noch vorhandenen oder früheren Ufers gefunden, daraus folgt, daß ihre Besitzer sich durch Aufenthalt in denselben vom Lande oder von gewissen Feinden zu isoliren wünschten, denn das Wasser machte die Annäherung eines Unbefugten jedenfalls unbequem oder gefährlich und man konnte dieselbe jederzeit bemerken; ein gewaltsamer Angriff (Sturm) konnte nur auf Flößen oder Boten erfolgen, war daher unbeholfen, setzte die Angreifer ohne jede Deckung den Pfeilen und Schleudersteinen der Belagerten aus und seine Möglichkeit hing überdies vom Vorhandensein hinreichender Fahrzeuge ab. Die vorhandenen Pfahlroste sind jetzt meistens bis dicht über den Boden abgefault, doch wissen wir, daß die ehemaligen Pfähle den höchsten Wasserstand um einige Fuß überragt haben müssen, denn sonst wäre es nicht möglich gewesen, Feuer in ihnen zu unterhalten und zu kochen und zu braten, wovon hinlängliche Spuren in den Speiseresten vorhanden sind. Ueberdies kann man annehmen, daß die Bewohner das Spritzwasser der darunter plätschernden Wogen nicht an ihren Füßen und in ihrem Lagerstroh geliebt haben werden, und dies wäre doch bei zu großer Nähe des Fußbodens am Wasserspiegel hineingedrungen, denn der Boden kann nur aus quer über die Pfähle gelegten Stangen und Pfählchen bestanden haben, da Bretter jedenfalls zu schwierig herstellbar waren, wofür wenigstens die unzweckmäßige Gestalt der Kiesel- wie der Bronzesägen spricht. Zu hoch dürfte der Fußboden jedoch auch nicht vom Wasserspiegel entfernt gewesen sein, wenigstens nicht höher als ein gewöhnliches Bot aus dem Wasser ragen konnte, damit nicht der Feind ein solches, mit brennendem Fichtenholz gefüllt, gleich einem Brander, von Schwimmern oder vom Winde darunter treiben lassen konnte. Gegen diese Möglichkeit mag man sich überdies durch senkrecht und wagerecht um den Umfang des Baues gebundene Stangen geschützt haben. — Bei den schweizer Pfahlbauten hat man sehr oft die Spuren eines über Pfählen vom Lande nach der Wasserburg führenden Weges entdeckt und die vielen Lücken in demselben mögen wahrscheinlich von den Belagerten selbst gemacht sein, um sich besser zu isoliren.

Die mecklenburger Pfahlbauten, von denen wir bis jetzt sprechen können, liegen in dem Schlammboden des ehemaligen Gägelower See's bei Wismar, und bestehen aus einem doppelten Ringe (concentrischen Kreise) von 4 bis 5 Zoll dicken Pfahlstümpfen; die darauf befindliche Wohnung war also rund und hatte demgemäß höchst wahrscheinlich ein kegelförmiges Dach, wie dies noch heutzutage bei den Hütten der Crofters auf den Hebriden angetroffen wird.

Daß die Errichter der Pfahlbauten nur vorübergehend und im höchsten Nothfalle in denselben Zuflucht suchten, bedingt schon der sehr beschränkte Raum derselben, das unbequeme Aus- und Eingehen und vor allen Dingen die nothwendige Trennung von ihrer besten Habe, nämlich ihren Viehheerden. Diese letzteren des Nachts, wenn auch nicht ganz unter einem und demselben Dache, so doch ganz in der Nähe zu haben, liegt in dem Charakter aller halbwilden Völker der Jetztzeit und es lag auch in der Weise der wilden Germanen und Kelten, also noch wahrscheinlicher in der der vorhistorischen oder wenigstens unbekannten Pfahlbauer. Nur nach schwerem Kampfe mögen diese ihre Heerden dem Feinde überlassen oder sie auf gut Glück in die Wälder getrieben haben, aber im Frieden werden sie brüderlich mit denselben unter einem Dache oder wenigstens in einem und demselben Zaune am Lande gelebt haben.

Für eine vorübergehende Benutzung der Pfahlbauten spricht ferner die Beschaffenheit der unter ihnen gefundenen Sachen und die Art ihrer Zerstörung — immer durch Feuer. Wir haben bis jetzt unter ihnen oder auf ehemaligem Seegrunde, der Hauptsache nach, folgende Gegenstände gefunden: Getreide jeder Art und zwar stets in verkohltem Zustande, eben so Senf, Haselnüsse, Buchnüsse

und sogar Pflaumen; gespaltene Knochen von Thierarten, die noch vorhanden sind, wie Hunde, Rinder, Hirsche &c., und von solchen, die in unseren Gegenden längst ausgestorben, wie Auerochsen, Elennthiere und Riesenhirsche; dann rauchgeschwärzte Topfscherben, Mahlsteine, Reibekugeln, Schleifsteine, Kieselsplitter, Kieselmesser, Steinäxte, Pfeilspitzen, Speerspitzen, Bernsteinperlen, durchbohrte Hundezähne, gravirte Knochen und Stücke wollenen Gewebes. Selten bronzene Waffen oder Schmucksachen.

Betrachten wir diese Sachen näher, so finden wir Folgendes: der Anbau von Getreide war damals sehr unvollkommen und unergiebig; wenn man das Pflügen schon verstand, hatte man statt eines Pfluges nur das Horn des Stiers, doch brauchte man vermuthlich bloß die Hacke, nämlich einen eben so einfach als sinnreich in einen gabelförmigen Ast oder in den wagerechten Zacken eines Hirschgeweihes getriebenen Steinkeil; zum Ernten hatte man nur 5 Zoll lange gekrümmte Bronze- oder Kieselmesser; man konnte daher wie bei den Caledoniern (und auch Egyptern) mit einem Schnitt nur immer eine Hand voll Aehren dicht am Stroh abschneiden. Diese wurden dann in Laden gepackt und der tägliche Bedarf mit den Fingern ausgehülst, worauf Weiber das unvollkommene Mahlen derselben vornahmen.*) Aus allem diesem folgt, daß Getreide damals einen hohen Werth besessen haben muß, also jedenfalls nicht aus Fahrlässigkeit in's Wasser gekommen ist, sondern durch eine gewaltsame Katastrophe, für welchen Umstand außerdem seine Menge und sein verkohlter Zustand spricht.

Die Steinsachen sind meistens sehr rohe Aexte, von verschiedener Größe, Messer, die aus Kieselsplittern bestehen und in ein Stück Holz oder Hirschhorn eingelassen sind, so daß man sie beim Rücken anfassen mußte, um mit ihnen schneiden zu können. Die Topfscherben sind gewöhnlich 1/2 Zoll dick, mit eingeritzten schraffirten Dreiecken verziert und aus einem röthlichen Thon. Die Ueberreste einiger Gefäße sind groß genug, um 8 bis 10 preußische Quart fassen zu können. Im Uebrigen verweisen wir hinsichtlich der Steinsachen auf unsern Artikel: „Das Stein-, Bronze- und Eisenalter des nördlichen und mittleren Europa's," in Bd. 4, Seite 560 ff. dieser Zeitschrift.

Die Bernsteinsachen sind entweder Perlen von Gestalt und Größe einer Haselnuß oder Dattel, oder Scheiben von der Größe eines Thalerstücks. Lagen sie im Wasser, dann ist ihre Außenfläche klar und durchsichtig, haben sie dagegen im Schlamm oder in der Erde gelegen, dann sind sie mit einer gelblichen Kruste überzogen.

Die Hundezähne sind dicht an der Spitze durchbohrt und wurden vermuthlich an Schnüren um den Hals getragen. Die gravirten Knochenstücke von 1 bis 2 Zoll Länge und 1/2 Zoll Durchmesser waren vielleicht Theile einer Pfeife, wenn sie nicht als Gürtelzierde dienten, wie ähnliche Stücke aus Bronze. Die knöchernen Kämme haben selten mehr wie vier sehr dicke Zähne, eine sehr saubere Toilette ließ sich daher schwerlich mit ihnen bewerkstelligen. Diese Knochensachen mögen, als Nachahmungen ähnlicher eingeführter Bronzewaaren, die ersten eigenen Erzeugnisse jenes Urvolkes gewesen sein.

Man hat aus dem rohen Zustande der gefundenen Alterthümer mit Unrecht auf einen sehr rohen Zustand der Pfahlbauer geschlossen und dieselben in eine Zeit zurückgesetzt, die Tausende von Jahren vor der geschichtlichen liegt. Dies kommt wohl daher, daß man den einen wichtigen Umstand, nämlich die stete Ursache der Zerstörung der Pfahlbauten durch Gewalt und durch Feuer, zu wenig beachtet hat. Ein Volk, das wollene Gewebe anzufertigen verstand, alle Arten Getreide baute, Knochen und Zähne in der Weise, wie geschehen, bearbeitete, sich mit Bernstein schmückte und Wasserburgen baute, hatte sicherlich den Grad von Cultur, den die Helvetier und Germanen zu Cäsar's Zeiten besaßen. Kannten sie nicht, wenn auch nur in den Anfängen, Ackerbau, Handel, Gewerbe und Viehzucht, ja sogar ein wenig Kunst? Man bedenke schon dies eine, mit Steinkeilen gewaltige Baumstämme fällen und aus ihnen Bote höhlen, die in der Mitte einen oder zwei Sitze (aus dem Ganzen) hatten, wie wir dies an Trümmern sehen, die in dänischen Morästen gefunden worden, und dann starke Pfähle vermittelst Schläger von Boten aus in symmetrischer Ordnung in's Wasser treiben, um auf ihnen ein Haus

*) Es geschah dies auf einem großen Sandsteine mittelst steinerner Reiber; durch den häufigen Gebrauch erhielt der erstere eine halbkugelförmige Aushöhlung und die letztern eine völlige Kugelform.

die sehr geschmackvolle Waffe keinen Barbaren zum Verfertiger haben konnte, sondern am Sitze der Cultur, an den Küsten des Mittelmeeres, fabricirt sein mußte, dessen Anwohner schwächlicher gebaut waren, wie die Nordmenschen. Vielleicht, daß die Kelten eben so kleine Hände hatten wie jene, um das Schwert bequem fassen zu können, doch war dies nicht einmal nöthig, da die Hauptwaffe der Barbaren stets in Streitaxt, Speer und Keule bestand. Das zierliche Bronzeschwert war wohl nur eine Schmucksache reicher Häuptlinge, die es bezahlen konnten. Auch die grobe Beschaffenheit des wollenen Gewebes deutet auf heimischen Ursprung und sagt uns Pytheas (etwa 350 vor Christo) überdies bei Beschreibung der Zinninseln, daß deren Bewohner lange schwarze Gewänder trugen (keine Felle).

Die Religion dieser Kimbern mochte ein von den Phöniziern oder Carthagern eingeführter Baals- beziehungsweise Herkulescultus sein, wenigstens sprechen für einen derartigen Ursprung die bei ihnen beliebten Menschenopfer, welche Strabo beschreibt, und die vom Archivrathe Lisch gemachten Entdeckungen.

In drei dicht bei einander liegenden Hügeln bei Peccatel in Mecklenburg ließ der genannte Forscher im Jahre 1843 Nachgrabungen anstellen, die Folgendes zu Tage förderten: einen bronzenen Kesselwagen mit 4 Rädern, von 9 Zoll Länge, 9 Zoll Breite und 5½ Zoll Höhe, der getriebene Kessel war 7½ Zoll hoch und oben 15 Zoll im Durchmesser; die Gestalt des Ganzen entsprach genau der Beschreibung, welche uns die Bibel (1. Könige, Capitel 7) von den erznen Wagen des Hiram liefert, die dieser für den Salomonischen Tempel anfertigte. Hier sei gleich gesagt, daß man vor einigen Jahren in einem Teiche bei Ystadt (Südschweden) einen anderen Bronzewagen fand, der jenem so genau glich, als wäre er aus derselben Form hervorgegangen, nur der Kessel war verloren. Diese Wagen können nur zu religiösen Zwecken gedient haben, eben so wie die bronzenen Frameen und Celte. Es scheint demnach in Südschweden und Mecklenburg in der Vorzeit eine und dieselbe Religion geherrscht zu haben, folglich auch im dazwischenliegenden Schleswig-Holstein und Dänemark.

Im Jahre 1845 fand Lisch mitten in einem der bezeichneten Hügel einen Steinhaufen, unter dem ein verbranntes Gerippe und daneben ein Haufen Bronzesachen lagen; außerdem enthielt der Hügel in der Richtung von Westen nach Osten, einen aus mehreren Abtheilungen bestehenden Opferaltar. Ostwärts bestand derselbe aus einem 5 Fuß hohen Würfel, an diesen schloß sich nach Westen eine ähnliche Erhöhung, in der ein 2 Fuß tiefer und 3 Fuß im Durchmesser haltender Kessel stand, dessen Rand etwa 1 Fuß aus dem Altar hervorragte. An diese Abtheilung schloß sich wieder ein 5 Fuß hoher, 10 Fuß langer und eben so breiter Opfertisch. Das Ganze bestand aus einer mit Sand gemischten Lehmmasse und der Kessel war mit seinem Standorte durch eine Schicht von Ruß, verbranntem Harz oder Blut förmlich verkittet und schwarz gefärbt. Auf ebener Erde, dicht an der westlichen Seite des Altars stand ein 6 Fuß langer, 3 Fuß breiter und 1 Fuß tiefer Sarg mit 3 Zoll dicken Wänden, ebenfalls aus schwarz gebranntem sandigen Lehm; in ihm lag das Gerippe einer unverbrannten Leiche mit dem Haupte nach Westen und den Füßen nach Osten gegen den Altar gekehrt. Mit dem Berichte Strabo's über die kimbrischen Menschenopfer stimmt die Ansicht Lisch's, daß das Ganze ein Altar zu Menschenopfern war und daß die große westliche Abtheilung dazu diente, den Gefangenen festzuhalten und seinen Kopf über den Rand des Kessels zu strecken, worauf dann der Priester, auf dem östlichen Würfel stehend, ihm den Kopf abschlug, so daß das Blut in den Kessel strömte. Der Sarg nahm vielleicht die Leiche des Geopferten auf. Merkwürdig ist das Vorkommen verbrannter und unverbrannter Leichen in nächster Nähe an dieser Stelle.

Die Entdeckung von Pfahlbauten im Gägelower Seegrunde wird jedenfalls nicht alleinstehend bleiben, denn nun, nachdem das Vorhandensein solcher Wasserburgen im Norden nachgewiesen ist, dürfte man dergleichen überall von Friesland bis Pommern und von der Elbmündung bis Cap Skagen finden, ihre Entdeckung in den dänischen Schaalenhaufen würde freilich wieder der in Dänemark gepredigten Theorie vom Stein-, Bronze- und Eisenalter einen argen Stoß versetzen, doch um so besser für die Wissenschaft. In jedem Falle ist die mecklenburgische Entdeckung eine sehr wichtige, auch wenn ihr nicht sofort andere nachfolgen.

Die Entwicklung
des Brief- und Telegraphenverkehrs in Frankreich.

Während des ersten Viertels unseres Jahrhunderts gab es in Frankreich nur in den Hauptorten der Cantone und den wichtigsten Gemeinden Postanstalten. Auf das Land erstreckte sich die Thätigkeit der Postanstalten erst 1829. Jeder Brief, der auf das Land zu befördern war, mußte außer der betreffenden Taxe 10 Centimen (0,8 Sgr.) Aufschlag zahlen. Die Zahl der Briefe, welche die französische Post im Jahre 1829 beförderte, belief sich auf 72,502,000 Stück und die Einnahme auf 30,709,000 Franken (8,188,533⅓ Thlr.), wovon 14,240,000 Franken (3,797,333⅓ Thlr. oder 46,37 Procent) als reine Einnahme in den Staatsschatz flossen.

Mit dem 1. Januar 1847 traten zwei neue wichtige Verordnungen in Wirksamkeit: der Fortfall des Zuschlages auf die Landbriefe und die Herabsetzung der Taxe für Geld- und Werthsendungen von 5 auf 2 Procent. Die Taxe für den einfachen Brief variirte zwischen 20 Centimen und 1,2 Franken oder 1,6 bis 9,6 Sgr. je nach der Entfernung. Die Zahl der beförderten Briefe belief sich 1846 bereits auf 116,596,000 und die Einnahme der Post auf 54,197,000 Franken (14,452,533⅓ Thaler), wovon 20,847,000 Franken (5,592,533⅓ Thaler oder 38,47 Procent) als Ueberschuß der Staatscasse zufielen. Der Geldsendungen waren 1,094,685 im Werthe von 22,863,806 Franken (6,097,015 Thlr.), wofür die Staatscasse 1,143,190 Franken (304,850⅔ Thlr.) einnahm.

Mit diesen Verbesserungen war man aber in Frankreich wenig zufrieden. Emile de Girardin forderte am 18. April 1847 in der Deputirtenkammer ein einheitliches Porto von 20 Centimen für ganz Frankreich, da ein solches von 40 Centimen bereits in Rußland, von 27 Centimen (2,16 Sgr.) in Spanien und von 10 Centimen in England bestand. Im Hinblick auf den beträchtlichen Ausfall, welchen die englische Postverwaltung durch die Reform von 1840 erlitten hatte, widerstand die Regierung dem Antrage der Deputirtenkammer, obgleich vorauszusehen war, daß bei dem doppelt so hohen Porto wie in England vier Jahre ausreichen würden, um die Reineinnahme des Jahres 1846 wieder zu erreichen.

Erst in der Sitzung am 24. August 1848 wurde der einheitliche Portosatz von 20 Centimen durch die Vertreter des Landes angenommen. Das folgende Jahr (1849) brachte einen erheblichen Ausfall in der Einnahme der Postverwaltung. Die Zahl der Briefe war allerdings bis auf 158,268,000 gestiegen (gegen 1846 eine Vermehrung von 35,65 Procent), aber die Einnahme war um 22,44 Procent gefallen. Sie belief sich nur auf 42,034,857 Franken (11,209,295 Thlr.), und davon fielen dem Staatsschatz als Reineinnahme nur 6,444,747 Franken (1,718,599 Thaler oder 15,33 Procent) zu, da sich die Ausgaben wegen der Vermehrung der Briefe gegen 1846 um 6,72 Procent vermehrt hatten. Die Reineinnahme war also um mehr als die Hälfte (54,04 Procent) geringer als im Jahre 1829.

Obgleich an diesem über alle Maßen beträchtlichen Ausfall die augenblickliche Stockung des Handels in Folge der politischen Ereignisse wohl mehr Schuld hatte als die Herabsetzung des Briefportos, so wurde letzteres dennoch durch das Gesetz vom 15. Mai 1850 auf 25 Centimen für den einfachen Brief gesteigert. Diese Aenderung rief aber so viele Beschwerden hervor, daß man sich 1853 genöthigt sah, den Aufschlag für die frankirten Briefe von und für Paris wieder aufzuheben. Seit dem 1. Mai 1854 galt wieder die alte Taxe von 20 Centimen für ganz Frankreich, aber nur für die frankirten Briefe, während die unfrankirten Briefe 30 Centimen zahlen mußten. Zwei Jahre später traten für Drucksachen, Proben, Handelscirculare, sobald sie frankirt waren, wesentliche Erleichterungen ein, da bereits mit dem Jahre 1854 die Reineinnahme von 1847 (17,818,336 Franken oder 4,751,556 Thaler) erreicht worden war.

1856 beförderte die französische Post

252,014,800 Briefe, also mehr als das Doppelte (116,14 Procent) gegen 1846, mit einer Bruttoeinnahme von 55,843,227 Franken (14,891,527 Thaler). Die Reineinnahme belief sich auf 19,674,616 Franken (5,245,642²/₃ Thaler oder 35,32 Procent), blieb also immer noch um 5,62 Procent gegen die von 1846 zurück, wenn schon sie die von 1847 bereits um 10,42 Procent überstieg.

Am 1. April 1859 erschien ein Gesetz, wonach man den Briefen Werthpapiere bis zu 2000 Franken gegen einen Aufschlag zu dem einfachen Porto von 10 Centimen für jede 100 Franken beilegen konnte, wofür die Postverwaltung die Garantie übernahm. 1861 wurde das Gewicht eines einfachen Briefes von 7¹/₂ auf 10 Grammen erhöht und 1862 die Taxe für Werthsendungen von 2 auf 1 Procent herabgesetzt. Diese wichtigen Verbesserungen machten sich sehr bald in dem Postverkehr bemerklich. 1862 belief sich die Zahl der beförderten Briefe auf 300 Millionen, darunter waren 976,047 Briefe mit einem declarirten Werthinhalt von circa 6000 Millionen Franken, und 1,820,000 Franken recommandirte Briefe, die sicher einen dreimal größeren Werth enthielten. Die Gesammteinnahme der Postverwaltung betrug 1862 69,906,000 Franken (18,641,600 Thaler), sie war also gegen 1826 um mehr als das Doppelte (127,64 Procent) und gegen 1846 um 29 Procent gestiegen. 1861 betrug die Gesammteinnahme 66,781,363 Franken (17,808,363 Thaler) und davon flossen 24,032,990 Franken (6,408,797¹/₃ Thaler oder 35,91 Procent der Gesammteinnahme) in die Staatscasse.

Das Verhältniß der Reineinnahme würde sich ohne die Freisendungen der Behörden noch viel günstiger stellen. Diese beliefen sich im Jahre 1861 auf mehr als 72 Millionen Stück mit einem Gewichte von mehr als 5 Millionen Kilogramm, wofür die Postverwaltung mehr als 41 Millionen Franken würde eingenommen haben. Die Zahl der Beamten, die Portofreiheit genießen, betrug 1862 113,740.

Wie bekannt, war der optische Telegraph ein Kind der französischen Revolution und dieser Umstand erschwerte später sehr die Einführung des elektrischen Telegraphen. Noch im Monat Juni 1842, wo schon alle Welt voll war von den bewundernswerthen Leistungen dieser großen Erfindung, die seit 1838 ihre Thätigkeit in England begonnen hatte, und nachdem bereits vier Jahre früher der Amerikaner Morse vor der Akademie der Wissenschaften in Paris mit einem elektrischen Telegraphen experimentirt hatte, legte die französische Regierung der Deputirtenkammer eine Gesetzvorlage vor, welche eine Bewilligung von 8000 Thalern zur Anstellung von Versuchen behufs Vervollkommnung des optischen Telegraphen, damit dieser auch seine Dienste bei Nacht verrichten könne, verlangte. Berichterstatter war der berühmte Physiker Pouillet. Das Dasein des elektrischen Telegraphen ganz zu verschweigen, war nicht gut möglich, aber wie einst Napoleon, als er 1809 durch Larrey, den Oberinspector des Medicinalwesens der französischen Armee, mit dem durch Sömmering in München erfundenen elektrischen Telegraphen bekannt wurde, diesen eine „deutsche Idee," das heißt Unsinn, nannte, so erklärte auch Pouillet, daß dieses Hirngespinnst durchaus nicht lebensfähig sei.

Eine so schroffe Verurtheilung, noch dazu herrührend von einem scheinbar Berechtigten, mußte allerdings jede Hoffnung der Einführung des elektrischen Telegraphen in Frankreich vernichten. Indessen fand Pouillet seinen Mann. Arago trat muthig für die Wissenschaft ein. Er zeigte auf das Schlagendste, daß die von der Regierung geforderte Summe rein fortgeworfen sei, denn was man jetzt versuchen wolle, habe schon vor langer Zeit nicht befriedigende Erfolge gegeben, und überdies seien die Tage des optischen Telegraphen gezählt, denn bereits seien andere da, welche die Depeschen mit viel größerer Geschwindigkeit in alle Entfernungen entsenden, wie auch das Wetter beschaffen sein möge, bei Tage oder Nacht. Arago widerlegte seinen Gegner so schlagend, daß sich ein schallendes Gelächter erhob, als er diesen seinen ehrenwerthen Collegen nannte.

Wer weiß, wie lange ohne diese glänzende Rede die Einführung des elektrischen Telegraphen in Frankreich noch verzögert worden wäre. Wie sehr auch bis dahin die Regierung bemüht gewesen war, die Augen vor den bereits in England erzielten und so viel versprechenden Erfolgen der elektrischen Telegraphie zu verschließen, Arago's Worte konnte sie nicht unbeachtet lassen. Sie schickte den damaligen Chef der Telegraphenlinien nach England, um den Stand der Dinge in Au-

genschein zu nehmen. 1844 wurden bereits 44,000 Thaler für Versuche mit dem elektrischen Telegraphen verwendet und in der Sitzung vom 29. April 1845 verkündete Arago bei Gelegenheit einer weiteren Creditbewilligung in der Deputirtenkammer, daß man am nächsten Sonntage ohne Zweifel den elektrischen Strom durch einen Metalldraht von Paris nach Rouen leiten und damit den Grund zu einer wirklichen Telegraphenlinie legen werde, die bestimmt sei, dem Lande die wichtigsten Dienste zu leisten.

Am 18. Juni 1846, als es sich darum handelte, das Geld für die Einrichtung einer Linie zwischen Paris und Lille zu bewilligen, mußte Arago in der Deputirtenkammer wiederum das Wort ergreifen, um die Zweifel sehr vieler seiner Collegen zu beseitigen, welche zu den Leistungen dieses wunderbaren Communicationsmittels kein Vertrauen hatten. Als er hier anführte, daß die sehr lange Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika Zeile für Zeile von Washington nach Baltimore telegraphirt und hier schon innerhalb dreier Stunden, nachdem sie gehalten, gedruckt ausgegeben worden sei, — wagte ein Berryer auszurufen: „Man hatte sie im Voraus drucken lassen!"

Aber leider hatte nicht Arago, sondern Foy, der Chef der früheren Telegraphenlinien, obschon beide Arten der Zeichengebung in die Ferne nicht das Mindeste miteinander gemein haben, das erste Wort bei der Einführung der elektrischen Telegraphie zu reden. Foy ging seinen eigenen Weg und kümmerte sich nicht um die Erfolge und die verschiedenen Systeme in Nordamerika, England, Deutschland und Rußland, sondern verlangte von dem neuen Telegraphen, daß er dieselben Zeichen geben solle, wie der alte optische. Daß diese Idee bei den übrigen Mitgliedern der Commission Beifall finden konnte, ist unbegreiflich, — genug, nach langen Versuchen wurde in Frankreich das unvollkommenste System, das man je hätte erfinden können, eingeführt.

Aber trotz dieser Unvollkommenheit war dennoch die Feindschaft, die in Frankreich immer noch gegen den elektrischen Telegraphen herrschte, nicht gerechtfertigt. Freilich war der optische Telegraph eine französische Erfindung und daher mußte es die Eitelkeit der großen Nation schmerzlich berühren, über ihren Liebling nach kaum fünfzig Jahren das Todesurtheil auszusprechen.

Erst 1851 wurde der elektrische Telegraph in Frankreich dem Publicum zum Gebrauch überlassen und in den beiden ersten Monaten wurden von Paris nur 500 Depeschen entsendet, — eine Arbeit, die zu jener Zeit der Telegraph in London an einem einzigen Tage verrichten mußte.

Seitdem hat man sich auch hier mit dem elektrischen Telegraphen ausgesöhnt. Je mehr man die Taxen für die Depeschen ermäßigte, um so mehr ist auch der Depeschenverkehr gestiegen und um so größern Vortheil hat, wie die nachstehende Zusammenstellung zeigt, die Staatscasse daraus gezogen.

	Zahl der Privatdepeschen.	Einnahme. Franken.
1851	9,014	76,722
1852	48,105	542,891
1853	142,061	1,511,901
1854	236,018	2,064,983
1855	254,532	1,487,159
1856	360,299	3,191,102
1857	413,616	3,333,695
1858	463,973	3,516,633
1859	598,701	4,022,799
1860	711,652	4,188,065
1861	903,610	4,919,737
1862	1,521,000	5,316,000

1851 betrug also die Beförderungsgebühr für eine Depesche im Durchschnitt 8,5 Franken (68 Sgr.), 1862 dagegen nur 3,5 Franken (28 Sgr.). Unter den 1862 beförderten Depeschen befinden sich aber 14,91 Procent internationale Depeschen. Nach Abzug dieser beträgt der Durchschnittsertrag für eine Depesche innerhalb Frankreich nur 2,31 Franken (18,48 Sgr.).

Zu der oben angegebenen Zahl der Depeschen für 1862 haben wir noch 80,000, die auf den Eisenbahntelegraphen befördert worden sind, mit einer Einnahme von 135,000 Franken hinzuzurechnen. Die Zahl der officiellen Depeschen betrug mehr als 500,000, die mehr als 2 Millionen Franken hätten bezahlen müssen.

1862 hatten die Telegraphenlinien in Frankreich eine Länge von 3691 geographischen Meilen (Vermehrung gegen 1861 7,9 Procent) und die Drähte darauf eine solche von 11,480 Meilen (Vermehrung gegen 1861 27,23 Procent). Stationen waren 500 vor-

handen, 51 mehr als im Vorjahre. Das Telegraphennetz auf Corsica umfaßt 88 Meilen mit 150 Meilen Drähten und 8 Stationen; befördert wurden 11,196 Depeschen, wovon aber 3725 auf die Telegraphencompagnie des mittelländischen Meeres kommen.

Auf Paris mit seinen 29 Stationen kommen 365,067 Depeschen (darunter 29,51 Procent internationale) oder 24 Procent der Gesammtzahl; auf Marseille 92,092 (28,94 Procent internationale), Lyon 74,478 (20,18 Procent internationale), Havre 60,122 und Bordeaux 56,220 Depeschen. Die höchste Einnahme (1,951,090 Franken oder 36,7 Procent der Gesammteinnahme) fällt auf das Seinedepartement und die geringste Einnahme (2618 Franken oder 698 Thaler) auf das Departement Lozère.

In der letzten Sitzung des Corps législatif (im Mai 1863) hat derselbe seine Zustimmung zu einem Gesetz gegeben, das für den telegraphischen Verkehr in Frankreich sehr wichtig ist. Der italienische Physiker Casalli in Florenz hat nämlich einen Telegraphen *) erfunden, der nicht allein die Depeschen in die Ferne schreibt und zwar das getreueste Facsimile der aufgegebenen geschriebenen Depesche, sondern auch Musikstücke, sowie Porträts oder irgend eine andere Zeichnung auf das Genaueste wiedergibt. Dieser Apparat soll, nachdem er sich Monate lang auf der Linie Paris-Marseille bewährt hat, eingeführt werden.

Zweitens sind die optischen Telegraphen an der Küste, die den Schiffen das Herannahen eines Sturmes verkündigen, bereits mit Zeigertelegraphen versehen und in Verbindung mit dem Telegraphennetz gesetzt worden. Diese Stationen sind nun ermächtigt, von den Schiffen, sobald sie in Sicht kommen, Nachrichten, die durch Flaggen gegeben werden, zur Weiterbeförderung anzunehmen.

Die Regierung hat die Erlaubniß nachgesucht, die Taxe für beide Neuerungen für die ersten drei Jahre selbständig festsetzen zu dürfen, weil dafür jede Erfahrung fehlt. Nach Ablauf der Zeit soll sie aber der gesetzgebenden Versammlung zur Genehmigung vorgelegt werden.

*) Diese Erfindung gehört zu den merkwürdigsten unserer Zeit und verdient wohl, daß wir später darauf zurückkommen.

Die Steinkohle.

Am 26. August dieses Jahres begannen in Newcastle-on-Tyne die diesjährigen Sitzungen der British Association for the advancement of Science mit einer außerordentlich gehaltreichen Eröffnungsrede des diesjährigen Präsidenten der Gesellschaft, Sir William Armstrong, Mayor von Newcastle, der als einer der geschicktesten Ingenieure Englands anerkannt ist und sich als Erfinder der Armstrong-Kanonen einen europäischen Namen gemacht hat. Der Hauptgegenstand seiner Rede war die Steinkohle, an der die Gegend von Newcastle so außerordentlich reich ist, und darüber theilte er so viel Lehrreiches mit, daß der Inhalt seiner Rede bei der großen Wichtigkeit, welche die Steinkohle jetzt in unserer Industrie und in den Verkehrverhältnissen spielt, außerhalb Englands nicht weniger interessiren wird, als in dem Vaterlande des Redners selbst, und wir glauben, den Wünschen vieler unserer Leser zu begegnen, wenn wir ihnen das Wichtigste daraus mittheilen.

Nachdem der Redner die Association bewillkommnet hatte, fuhr er fort:

„Ein Vierteljahrhundert ist entflohen, seitdem die Association sich in dieser Stadt versammelte, und in keiner frühern Periode von gleicher Dauer ist in physischen Kenntnissen ein so großer Fortschritt gemacht worden, als in dieser. In der Mechanik und besonders in den Zweigen derselben, welche in der Anwendung der Dampfkraft, um zwischen entfernten Orten eine schnellere Verbindung herzustellen, betheiligt sind, hat der seit 1838 gemachte Fortschritt keine Parallele in der Geschichte. Damals war das Eisenbahnsystem noch in seiner Kindheit und das große Problem der transatlantischen Dampfschifffahrt hatte erst in dem vorhergegangenen Jahre seine vollständige Lösung gefunden. Seit jener Zeit haben die Eisenbahnen sich über jeden Continent ausgebreitet und Dampfschiffe den Ocean bedeckt. Diese Betrachtungen nehmen bei dieser Gelegenheit unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, weil der Ort, in dem wir unsere Zusammenkunft halten, der Geburtsort der Eisenbahnen ist, und weil die Kohlenminen in diesem Bezirke weit mehr als die in irgend einem andern dazu bei-

getragen haben, die bewegende Kraft zu liefern, durch welche die Dampfverbindung zu Wasser und zu Lande in einem so riesenartigen Maßstabe hergestellt worden ist. Die Geschichte der Eisenbahnen zeigt, daß große Erfolge ihren Ursprung in einem sehr kleinen Anfang haben können. Als in der hiesigen Gegend Steinkohlen zuerst von den Gruben zum Einschiffungsplatze an der Tyne befördert wurden, war das Packpferd, das eine Last von 3 Centnern trug, die einzige angewandte Transportart. Sobald als Straßen, für Fuhrwerk mit Rädern versehen, tauglich, hergestellt worden waren, wurden Karren eingeführt und dieser erste Schritt in der Anwendung der Mechanik, um den Transport zu erleichtern, hatte die Wirkung, daß das Pferd anstatt 3 Centner von da an 17 Centner befördern konnte. Die nächste Verbesserung bestand darin, daß für die Räder der Karren eine Art von hölzernen Schienen gelegt wurde, auf denen die Räder liefen, und sobald das geschehen war, ersetzte man die zweirädrigen Karren durch vierrädrige Wagen, vermittelst welcher ein Pferd 42 Centner befördern konnte. Das waren sehr wichtige Erfolge, doch man erlangte sie nicht ohne den Schiffbruch wenigstens eines vermöglichen unternehmenden Mannes, dessen Ideen der Zeit, in welcher er lebte, vorausgeeilt waren. In einem Bericht vom Jahre 1649 wird erzählt, ein Herr Beaumont habe sich mit 30,000 Pfd. St. in die Kohlenbergwerksbezirke von Northumberland gewagt, und viele seltene Maschinen mit sich gebracht, die damals in dieser Grafschaft nicht bekannt gewesen seien, und Wagen für ein Pferd, um die Kohlen nach dem Flusse zu transportiren. Nach einigen Jahren habe er sein Capital zugesetzt gehabt und er sei ganz verarmt in seinen Geburtsort zurückgekehrt.

Der nächste Schritt in dem Vorangehen zu den Eisenbahnen bestand darin, daß man die hölzernen Schienen mit eisernen Streifen bekleidete. Dann folgte der eiserne Tramway, der aus Stangen von Gußeisen im winkligen Abschnitt bestand; bei dieser Einrichtung diente das aufrechte Seitenstück der Stange als ein Führer, um das Rad im Geleise zu halten. Hierauf kam der sehr wichtige Fortschritt, daß das führende Seitenstück von den Schienen auf die Räder übertragen wurde; diese Verbesserung machte es möglich, sich der Randschienen von Gußeisen zu bedienen. Endlich wurden im Jahre 1820, nach dem Verlauf von beinah 200 Jahren nach der ersten Anwendung der hölzernen Barren, getriebene eiserne Schienen, die in großer Länge gewalzt und von der passenden Richtung waren, in der Gegend von Newcastle-on-Tyne gefertigt, die dann alle andern Formen der Bahnen beseitigten. So hat sich das Eisenbahnsystem, wie alle großen Erfindungen, durch eine Reihe von Schritten zu seiner gegenwärtigen Wichtigkeit emporgehoben; und der Fortschritt zu demselben ist so stufenweise vorangegangen, daß es zu seiner vollen Entwicklung von den ersten hölzernen Schienen bis zu seiner jetzigen Gestalt volle zweihundert Jahre bedurfte. Zuletzt von Allen kam die Locomotive, die Krone der mechanischen Wissenschaft, die uns in den Stand setzt, eine Last von 200 Tonnen mit Hülfe von Brennstoff zu befördern, dessen Preis kaum den des Hafers und Heues übersteigt, mit denen das Packpferd sich ernährte, welches 3 Centner Kohlen in eine gleiche Entfernung zu transportiren hatte. Das Eisenbahnsystem entwickelte sich ganz besonders in dem hiesigen Orte von seiner frühesten Kindheit zur völligen Reife und unter den vielen Namen, die sich dem Wachsthume desselben zugesellt haben, nimmt der von George Stephenson eine sehr hervorragende Stellung ein. In diesem kurzen Blick auf die Geschichte der Eisenbahnen zeigt es sich recht deutlich, wie der scharfsichtige Geist des Menschen eine Erfindung vervollständigt, welche von den Umständen erfordert wird. Kaum ist die Straße hergestellt, welche sich für Fuhrwerke mit Rädern eignet, als auch die Karre an die Stelle des Packsattels tritt. Kaum ist für einen hölzernen Schienenweg gesorgt, als die einrädbrige Karre durch den vierrädrigen Wagen ersetzt wird; und kaum ist ein eiserner Schienenweg vorhanden, der schwere Lasten zu befördern im Stande ist, als auch die Locomotive sich findet, um ihre Laufbahn zu beginnen. Wie in dem Reiche der Pflanzenwelt die erforderlichen Bedingungen des Bodens und Klimas schnell die Veranlassung zur Erscheinung geeigneter Pflanzen gaben, ebenso rufen in der intelligenten Welt passende Zeit und Umstände schnell die nothwendig gewordenen Erfindungen hervor. Es ist ganz so, als ob die Samenkörner der Erfindung in der Luft existirten, und es bedarf gar keines ge-

setzlichen Einschreitens, um ihr Wachsthum in der für sie passenden Zeit zu sichern. Die mit dem Eisenbahnsystem, sowohl in seinem Ursprung wie in seiner Unterhaltung so innig verbundenen Kohlenfelder in diesem Bezirk werden ohne Zweifel von Seiten der Association in ihrem diesjährigen Meeting große Beachtung finden. Für Personen, welche bestreiten, daß alle geologischen Phänomena Ursachen zugeschrieben werden müssen, welche in ihrer Beschaffenheit und ihrem Grade mit denen, die jetzt noch wirken, identisch sind, muß die Bildung der Steinkohle eine besondere Schwierigkeit darbieten. Die Ueppigkeit der Vegetation, welche zur Zeit, wo die Steinkohlen sich bildeten, bestanden haben muß, und die Gleichheit des Klimas, welche beinah von den Polen bis zum Aequator vorherrschend gewesen zu sein scheint, zwingt eine höhere Temperatur der Erdrinde und eine weit reichlicher mit Feuchtigkeit und Kohlensäure versehene Atmosphäre, als sie gegenwärtig ist, vorauszusetzen. Doch welches auch die geologischen Bedingungen sein mögen, welche den Ursprung der Steinkohlen veranlaßten, so können wir die Lager dieses Minerals jedenfalls als große Magazine von Kraft betrachten, die in unermeßlich entfernten Perioden für unsern Gebrauch aufgespeichert worden sind. Der Grundsatz der Erhaltung der Kraft und die jetzt zwischen Hitze und Bewegung festgestellte Verwandtschaft setzt uns in den Stand, die Wirkungen, die wir jetzt von den Kohlen ziehen, gleichen wirkenden Kräften beizumessen, die in der Periode ihrer Bildung in Thätigkeit waren. Der philosophische Geist George Stephenson's sah ganz richtig, ohne daß ihn dabei theoretische Kenntnisse unterstützten, daß die Kohle eine Verkörperung von Kraft war, welche ursprünglich von der Sonne herstammte. Der schmale Streifen von Sonnenstrahlen, welcher von unserm Planet aufgefangen wird und der nur den 2000millionsten Theil der von der Sonne ausgesandten Gesammtkraft bildet, muß als die Kraft betrachtet werden, welche die Pflanzen in der Zeit, wo die Steinkohlen sich bildeten, in den Stand setzte, den Kohlenstoff, den sie verlangten, von dem Sauerstoff, mit dem er verbunden war, zu befreien und ihn muthmaßlich als das feste Material der Steinkohlen niederzusetzen. In unsern Tagen stellt die Vereinigung des Kohlenstoffs mit Sauerstoff die in dem frühern Proceß verwandte Kraft wieder her und so werden wir in den Stand gesetzt, die Kraft nutzbar zu verwenden, welche ursprünglich von dem Lichtmittelpunkte unseres Planetensystems herrührte. Aber die Wirksamkeit der Sonne bei dem Erzeugen von Kohlen macht an diesem Punkte keinen Stillstand. In jeder Periode der geologischen Geschichte sind die Gewässer des Oceans durch die Einwirkung der Sonne als Dünste in die Höhe gezogen worden, um als Regen wieder auf die Erde herabzufallen. Das hat Veranlassung zu allen jenen Niederschlagungen von Stoffen gegeben, wodurch sich an besondern Localitäten mineralische Substanzen angesammelt haben, die in einer aufgeschichteten Form niederschlugen und mit einer Schutzdecke versehen wurden, um sie für den künftigen Gebrauch aufzubewahren. Die Phase der Existenz der Erde, welche für die Bildung der Steinkohlen in einer so großen Ausdehnung geeignet war, scheint für immer verschwunden zu sein; aber die Menge dieses unschätzbaren Minerals, das zu unserm Besten überall auf der ganzen Erde aufgespeichert worden ist, genügt, wenn damit behutsam verfahren wird, um den Zwecken des Menschengeschlechts für viele Jahrtausende zu dienen. In der That darf man die ganze Kohlenmenge als wirklich unerschöpflich betrachten. Wenden wir aber unsere Blicke allein auf England und betrachten wir die Art, in welcher wir die Kohlenlager ausbeuten, welche uns den besten Brennstoff liefern und die mit den wenigsten Kosten bearbeitet werden können, so finden wir große Ursachen zur Besorgniß. Die Größe Englands hängt im hohen Grade von der Ueberlegenheit seiner Kohlen an Wohlfeilheit und Güte im Vergleich zu denen anderer Nationen ab; wir haben aber bereits aus unsern besten Minen eine weit größere Menge Kohlen gezogen, als in allen andern Ländern der Erde zusammen gewonnen worden sind, und die Zeit ist nicht sehr fern, wo wir mit den Nachtheilen der vermehrten Arbeitskosten und dem verminderten Werth des Products zu kämpfen haben werden. Es sind zu verschiedenen Perioden Schätzungen vorgenommen worden, innerhalb welcher Zeit die zugänglichen Kohlenlager auf den britischen Inseln gänzlich erschöpft sein würden. Diese Schätzungen stimmen gar nicht mit einander überein; aber diese Widersprüche haben ihren Grund

nicht in irgend einem wichtigen Unterschiede in Betreff der Schätzung der benutzbaren Kohlenmenge, sondern in der ungeheuern Verschiedenheit des Verbrauchs zu den verschiedenen Zeiten, wo diese Schätzungen vorgenommen wurden, und dann auch in der abweichenden Ansicht in Betreff der wahrscheinlichen Zunahme des Kohlenverbrauchs in der Zukunft. Die Kohlenmenge, welche jährlich aus den britischen Minen zu Tage gefördert wird, hat sich in den letzten zwanzig Jahren beinah verdreifacht und seit dem Beginne des jetzigen Jahrhunderts wahrscheinlich verzehnfacht; da aber diese Zunahme während der Einführung der Dampfschifffahrt und des Eisenbahndienstes und unter ausnahmsweisen Bedingungen der Entwicklung der Fabrikthätigkeit stattgefunden hat, so ist nicht anzunehmen, daß der Verbrauch künftig in gleicher Schnelligkeit voranschreiten wird. Die von dem Herrn Hunt in dem Bergamtsbureau gesammelten officiellen statistischen Berichte weisen nach, daß im Laufe des Jahres 1861 die in dem Vereinigten Königreiche gewonnene Kohlenmenge die enorme Summe von 86,000,000 Tonnen erreicht hatte und daß die jährliche durchschnittliche Zunahme während der letzten acht Jahre sich auf 2,750,000 Tonnen belief. Lassen Sie uns daher die Frage stellen, wie lange unsere Kohlenfelder noch dauern werden, wenn dieser gemäßigtere Grad der Zunahme beibehalten wird. Wenn wir die Mächtigkeit der verschiedenen Kohlenfelder, die bearbeitet werden können, zusammenstellen und den Umfang der Oberfläche, unter der sie liegen, berechnen, so gelangt man mit Leichtigkeit zur Schätzung der Gesammtmasse von Kohlen, die sich in unsern Kohlenlagern findet. Angenommen, daß 4000 Fuß die größte Tiefe ist, bis zu welcher die Operationen des Kohlengrabens betrieben werden können, so beträgt der Kohlenreichthum Großbritanniens, wenn man die Kohlenlager, die keine zwei Fuß mächtig sind, nicht in Anschlag bringt, 80,000 Millionen Tonnen, welche, wenn der jetzige Verbrauch beibehalten würde, in 930 Jahren erschöpft sein würden; wenn der jährliche Verbrauch dagegen auch ferner fortwährend sich um 2¾ Millionen Tonnen höher stellte, so würde der ganze Vorrath nur noch 212 Jahre dauern. Es ist klar, daß England, lange bevor die vollständige Erschöpfung eingetreten ist, aufgehört haben wird, ein im großen Maßstabe kohlenerzeugendes Land zu sein. Andere Nationen und besonders die Vereinigten Staaten Nordamerika's, welche Kohlenfelder besitzen, die 37mal so ausgedehnt wie die unsrigen sind, werden dann ihre Kohlenfelder, mit geringeren Kosten als England die seinigen, bearbeiten und sie werden im Stande sein, die englischen Kohlen von allen Märkten zu verdrängen.

Die Frage ist nicht, wie lange unser Kohlenvorrath dauern wird, ehe er gänzlich erschöpft ist, sondern wie lange diese vorzüglichen Kohlenlager dauern, welche Kohlen von einer Beschaffenheit und zu einem Preise liefern, die das Land in den Stand setzen, seine jetzige Ueberlegenheit in der Fabrikindustrie aufrecht zu halten. Was nun den hiesigen Kohlenbezirk anbetrifft, so nimmt man allgemein an, daß innerhalb 200 Jahren die vorzüglichsten Kohlenlager erschöpft sein werden, wenn auch nur die jetzige Art sie zu bearbeiten beibehalten wird. Wenn dagegen die Kohlenproduction fortwährend zunimmt, wie es jetzt geschieht, so wird die Dauer unserer Kohlenlager nicht die Hälfte jener Periode erreichen. Wie die Sachlage in andern Kohlenbezirken sich verhält, vermag ich nicht zu bestimmen; da aber die besten und am leichtesten zugänglichen Kohlen immer mit Vorliebe vor andern werden bearbeitet werden, so befürchte ich, daß die schnelle Erschöpfung unserer schätzbarsten Kohlenlager überall Platz greifen wird. Ernteten wir den vollen Vortheil von allen Kohlen, die wir verbrennen, so ließe sich gegen die Größe unseres Kohlenvorraths kein Zweifel aufbringen, wir verbrauchen sie aber in allen ihren Anwendungen in einer verschwenderischen und ausschweifenden Art. Es ist wahrscheinlich, daß vollkommen der vierte Theil der Kohlen, die in unsern Minen gewonnen werden, für die Erzeugung von Hitze als bewegende Kraft benutzt wird; doch so sehr wir uns auch daran gewöhnt haben, die Kraft der Dampfmaschine zu bewundern, so zeigt uns unsere gegenwärtige Kenntniß der mechanischen Kraft der Hitze doch, daß wir in dieser Maschine nur einen kleinen Theil der Wirkung der Wärme des Brandstoffs verwerthen.

Daß ein Pfund Kohlen in unsern besten Dampfmaschinen eine Wirkung erzeugt, welche ein Gewicht von einer Million Pfund einen Fuß hoch zu heben vermag, ist ein Erfolg,

welcher den Charakter des Wunderbaren an sich trägt und jeder weitern Verbesserung Trotz zu bieten scheint. Die Untersuchungen in den letzten Jahren haben aber die Thatsache herausgestellt, daß die mechanische Kraft, die einem Pfund Kohlen inne wohnt und welche durch das Verbrennen entwickelt wird, im Stande ist, das Zehnfache dieses Gewichts eben so hoch zu heben. Obgleich aber die Kraft unserer sparsamsten Dampfmaschinen die Grenze einer Million Pfund, die von einem Pfund Kohlen einen Fuß hoch gehoben werden, erreicht, oder vielleicht noch etwas überschritten hat, so können wir, wenn wir die durchschnittliche Wirkung, welche durch die Dampfmaschinen verschiedenen Baues, die jetzt im Gebrauch sind, erlangt wird, berechnen, dieselbe mit Recht doch nicht höher als zu einem Drittel jenes Betrages annehmen. Es folgt daraus, daß die durchschnittliche Menge von Kohlen, welche wir verbrauchen, um eine gegebene Wirkung zu Stande zu bringen, gegen dreißigmal größer ist, als sie bei einer ganz vollkommenen Dampfmaschine erforderlich sein würde. Die Ursachen, welche die Anwendung der Hitze in der Dampfmaschine so unökonomisch machen, sind durch die Entdeckung der dynamischen Theorie der Hitze bekannt geworden; und jetzt ist es die Aufgabe der Mechaniker, von dem Lichte, das sie so empfangen haben, geleitet, verbesserte praktische Methoden zu erfinden, um die Hitze des Feuers in nutzbare Kraft umzusetzen. Maschinen, in welchen die bewegende Kraft durch die Hitze erregt wird, welche man Flüssigkeiten mittheilt, die bereits in einer luftartigen Beschaffenheit bestehen, wie in denen von Stirling, Ericsson und Siemens, stellen Erfolge in Aussicht, welche denen sehr überlegen sind, die man vermittelst der Dampfmaschinen erlangt. Sie sind sämmtlich auf den Grundsatz basirt, Brennstoff anzuwenden, um eine starke Hitze zu erzeugen, mit Ausschluß der gebundenen Hitze, was nur ein anderer Name für Hitze ist, welche unter den Theilen der Flüssigkeit, auf welche sie verwendet wird, die Form von nutzloser Bewegung angenommen hat. Sie schließen auch das sogenannte „Regenerativ-Princip“ in sich ein — ein Ausdruck, gegen welchen mit Recht Einwendungen erhoben worden sind, weil er die Wiederherstellung verbrauchter Hitze in sich einschließt. Der sogenannte „Regenerator“ ist ein Apparat, um unbenutzte Hitze, welche von der Dampfmaschine ausgestoßen wird, aufzuhalten und sie zu veranlassen, als Beistand des Brandstoffes und der daraus sich ergebenden Verminderung desselben zu wirken. Man macht allgemein die Bemerkung, ehe die Steinkohlenlager erschöpft seien, werde irgend ein anderes bewegendes Agens entdeckt sein, um die Stelle der Kohle einzunehmen, und die Elektricität wird von allen Seiten als die künftige Kraft erwähnt. Die Elektricität mag wie die Hitze in bewegende Kraft verwandelt werden, und Theorie wie Praxis haben beiderseits bewiesen, daß die mechanische Anwendung derselben nicht eine solche Verschwendung von Kraft in sich einschließt, wie eine solche bei der Dampfmaschine stattfindet; wir mögen aber Hitze oder Elektricität als bewegende Kraft benutzen, so müssen wir uns doch in gleicher Weise auf die chemische Verwandtschaft als Quelle der Verstärkung verlassen. Der Act der Vereinigung, um ein chemisches Product zu bilden, befreit eine Kraft, welche die Form der Hitze oder der Elektricität annimmt, und jeder dieser beiden Zustände läßt sich in mechanische Kraft verwandeln. Wenn wir daher die Elektricität als bewegende Kraft in Erwägung ziehen, so dürfen wir dabei nicht aus den Augen lassen, daß wir dabei immer suchen, chemische Verbindungen zu bewirken und daß wir dazu Stoffe verwenden müssen. Aber wo können wir für diesen Zweck so ökonomische Stoffe finden, wie die Kohle, die wir aus der Erde gewinnen, und den Sauerstoff, den wir aus der Luft erhalten? Der Letztere kostet uns durchaus gar nichts; und jedes Pfund Steinkohlen, das vermittelst des Acts der Verbrennung in eine chemische Verbindung eintritt, liefert uns mehr als 2½ Pfd. Sauerstoff, der als Kraft zu verwenden ist. Wir können das Wasser nicht als eine praktische Quelle des Sauerstoffs betrachten, denn in demselben findet er sich in einem gebundenen Zustande und fordert die Anwendung von chemischer Kraft, um ihn von dem Wasserstoff zu trennen. Ganz allein in der Atmosphäre kann der Sauerstoff in dem freien Zustande gefunden werden, in dem wir ihn verlangen, und nach meinem Ermessen ist nicht die entfernteste Aussicht dazu vorhanden, von einem ökonomischen Gesichtspunkte aus im Stande zu sein, auf den Sauerstoff der Luft als eine Quelle entweder der thermodynamischen oder der elektro-dynamischen

Wirkung verzichten zu können. Um aber diesen Sauerstoff benutzen zu können, müssen wir irgend eine oxydirbare Substanz verbrennen und Steinkohle ist die wohlfeilste, die uns zu Gebote steht.

Es gibt noch eine andere Quelle der bewegenden Kraft, die ich noch erwähnen muß, da sie ein weiteres Beispiel darbietet, wie der Einfluß der Sonne die Mittel gewährt, von leblosen wirkenden Kräften mechanische Wirkungen zu erlangen. Ich rede von der Wasserkraft, die von Anhöhen herabfällt, auf die das Element durch die Kraft der Sonne, Wasser in Dünste zu zersetzen, gehoben worden ist. Um den großen Vortheil nachzuweisen, den es hat, Wasser in hohen Lagen anzusammeln, um es als Kraft zu benutzen, brauche ich mich bloß auf die Wasserwerke in Greenock zu beziehen, wo die Wasserbehälter 512 Fuß über dem Flusse Clyde liegen. Diese Wasserbehälter sollen täglich beinah 100,000 Tonnen Wasser liefern, das von dem Regenfall auf einer Fläche von 5000 Acker Landes stammt. Die Kraft, welche von dieser Menge Wasser zu erlangen ist, gleicht der einer Dampfmaschine von ungefähr 2000 Pferdekraft und der ganze Nutzen davon ließe sich am Rande eines Flusses verwerthen, wenn man das Wasser in einer Röhre von hinlänglichem Rauminhalt herunterstürzen und als eine Wassersäule auf eine zweckmäßig eingerichtete Maschine am Fuße des Falls wirken ließe. Aber die hydraulische Leistungskraft der Wasserbehälter in Greenock sinkt zur Unbedeutenheit herab, wenn man sie mit denen in andern Localitäten vergleicht, wo die von der Natur auf großen Flächen gesammelten Gewässer von großen Anhöhen in schnellströmenden Flüssen oder in senkrechtem Sturz herabfallen. Die Alpengegenden haben einen Ueberfluß an Wasserfällen, welche mit Hülfe künstlicher Werke, um das überflüssige Wasser einzuschließen und den Wasservorrath gleichmäßig zu vertheilen, Tausende von Pferdekraft liefern würden; und es gibt wenigstens einen großen Fluß in der Welt, der in einem einzigen Sturz hinreichende Kraft entwickelt, um alle fabrikmäßigen Operationen der Menschheit, wenn sie in seiner Nachbarschaft concentrirt wären, zu treiben. Die industrielle Bevölkerung hat sich kaum bis zu jener Gegend verbreitet, welche diesen Ueberfluß an bewegender Kraft darbietet. Die Zeit aber, wo diese natürlichen Wasserfälle nützlich verwendet werden, mag vielleicht nicht mehr sehr fern sein. Von diesem Tage an wird die Sonnenhitze, indem sie das Wasser in eine Höhe erhebt, von der es in Stromschnellen und Cascaden herabfällt, das Mittel werden, die kostbaren Vorräthe der bewegenden Kraft sparsamer zu verwenden, welche die in einer verschiedenen Art geleitete Sonnenkraft in einer weit entfernten Periode der geologischen Geschichte aufgehäuft hat, und welche, wenn sie einmal verbraucht worden sind, wahrscheinlich nie wieder werden ersetzt werden.

Bisher habe ich von der Steinkohle bloß als der Quelle mechanischer Kraft gesprochen, sie wird aber auch in einem ausgedehnten Grade für die verwandten Zwecke benutzt, jene zusammenhängenden Kräfte zu lösen, welche unsern Anstrengungen Widerstand leisten, und festen Substanzen neue Formen und Bedingungen zu geben. Bei diesen Anwendungen, die meistentheils metallurgischer Beschaffenheit sind, ist überall derselbe verschwenderische Gebrauch des Brandstoffes bemerkbar. In einem gewöhnlichen Schmelzofen, dessen man sich bedient, um feste Substanzen zu schmelzen oder zu erweichen, wird allein der höhere Hitzgrad über den des erhitzten Körpers für den beabsichtigten Zweck nutzbar gemacht; die übrige Hitze — und in den meisten Fällen ist das der weit größere Theil — läßt man nutzlos durch den Schornstein entfliehen. Das Heizen auch in gewöhnlichen Oefen ist so unvollkommen, daß Wolken von gepulvertem Kohlenstoff in der Form von Rauch unsere Fabrikstädte anfüllen und Gase, welche in dem Feuer vollständig in Sauerstoff verwandelt werden sollten, erheben sich mit zwei Drittel ihrer unentwickelten Hitze in die Luft. Es steht zu hoffen, daß ein Hilfsmittel gegen diese Sachlage in den kürzlich von Herrn Siemens eingeführten gas regenerative furnaces gefunden worden sein mag. In diesen Oefen wird die ausgestoßene Hitze, wie in Stirling's Luftdampfmaschine, durch den sogenannten Regenerator aufgehalten und dem neuen Brennstoff mitgetheilt, ehe sie in den Schornstein gelangt. Der Brennstoff besteht aber nicht in festen Kohlen, sondern in Gas, das vorher aus Kohlen entwickelt worden ist. Ein Strom von diesem Gas, das durch die ausgestoßene Hitze des Feuers in eine hohe Temperatur versetzt worden ist, wird in den Ofen zugelassen und trifft dort auf einen Strom atmosphärischer Luft, welche durch die-

selbe wirkende Kraft ebenfalls in eine hohe Temperatur gebracht worden ist. In der darauf stattfindenden Verbindung wird die durch das Feuer entwickelte Hitze der früher durch die Gase erlangten Hitze noch hinzugefügt. In dieser Art wird, in Hinzufügung zu dem Vortheil der Ersparniß, eine größere Intensität der Hitze erlangt, als durch das Feuer von unerwärmtem Brandstoff. Da die in dem Ofen entwickelte Hitze oder so viel von ihr, als nicht den ihrer Wirksamkeit ausgesetzten Körpern mitgetheilt wird, fortwährend zurückkehrt, um die Wirkung des neuen Brandstoffs zu vermehren, so scheint in der That keine Grenze für die zu erlangende Temperatur vorhanden zu sein, die Widerstandskraft der Stoffe ausgenommen, aus denen der Ofen zusammengesetzt ist. Was den Rauch anbetrifft, welcher zu gleicher Zeit eine Verschwendung und etwas Lästiges ist, so kann ich, da ich mit Dr. Richardson und Herrn Longridge selbst an einer Reihe von Versuchen Theil genommen habe, die in den Jahren 1857/58 in der Nachbarschaft von hier gemacht wurden, um die Ausführbarkeit, bei dem Brennen bituminöser Steinkohlen in Dampfmaschinenöfen den Rauch zu verhüten, zu untersuchen, mit vollkommenem Vertrauen versichern, daß der Rauch, insofern es sich um die Bildung von Dampf handelt, nicht nothwendig und nicht zu entschuldigen ist. Die Versuche, auf die ich mich eben bezogen habe, ließen gar keinen Zweifel darüber übrig, daß bei einer leichten Feuerungsmethode, verbunden mit der erforderlichen Zulassung der Luft und einer geeigneten Einrichtung des Rostes, die gar keine Schwierigkeit macht, das Ausströmen des Rauches vollkommen vermieden werden kann und daß das Verhüten des Rauches den ökonomischen Werth des Brandstoffs und die dampfbildende Kraft des Dampfkessels vermehrt. Als Regel ist anzunehmen, daß sich aus dem Feuer in Dampfmaschinen mehr Rauch entwickelt als aus irgend einem andern, während es grade bei demselben am leichtesten zu verhüten ist. Dagegen ist in den Oefen, deren man sich für die meisten Operationen in den Fabriken bedient, das Verhüten des Rauchs weit schwieriger und wahrscheinlich wird es erst dann möglich zu machen sein, wenn in dem System der Verwendung des Brennstoffs für solche Operationen eine radicale Veränderung vorgenommen r[illegible] ist. Nicht weniger verschwenderisch und ausschweifend ist unsere Art der Verwendung der Kohlen für häusliche Zwecke. Man schätzt den Kohlenverbrauch in englischen Wohnhäusern jährlich auf eine Tonne per Kopf der ganzen Bevölkerung, so daß jährlich in Großbritannien mehr als 29 Mill. Tonnen Steinkohlen allein für den häuslichen Bedarf erforderlich werden. Wenn man nun erwägt, daß 1 Pfund Kohlen, die in einer gut gebauten Dampfmaschine verwendet werden, 10 Pfund oder eine Gallone Wasser in Dünste auflöst und dann diese Wirkung mit der unbedeutenden Wassermenge vergleicht, welche durch 1 Pfund im gewöhnlichen Küchenfeuer verbrannte Steinkohlen in Dampf versiedet wird, so wird man sich in den Stand gesetzt sehen, die enorme Verschwendung zu begreifen, welche bei der gewöhnlichen Methode des Kohlenfeuers für Küchenbedarf stattfindet. Die einfachste Vorrichtung, um die Hitze nicht entfliehen zu lassen und sie für die beabsichtigte Operation zu concentriren, würde hinreichend sein, um diese tadelnswerthe Verschwendung zu verhüten. Ebenso verbraucht man in England bei dem Heizen der Wohnung in den offenen Kaminfeuern fünf Mal soviel Kohlen, als erforderlich sein würde, dieselbe Wärme zu erzeugen, wenn sie in einem verschlossenen und zweckmäßig gebauten Ofen verbrannt würden. Ohne den Luxus eines sichtbaren Feuers aufzuopfern, würde es leicht sein, mit Rücksichtnahme auf die Grundsätze des Ausstrahlens den größern Theil der Hitze, die jetzt durch den Schornstein entflieht, nutzbar zu machen. Das sind häusliche Betrachtungen, die vielleicht für eine Versammlung wie die gegenwärtige nicht ganz geeignet sind, ich vertraue aber, daß ein Mißbrauch, der eine nutzlose Ausgabe in sich einschließt, deren Betrag der Höhe der englischen Einkommensteuer gleicht, und welcher abgeholfen werden kann, sobald die wissenschaftlichen Grundsätze berücksichtigt werden, der Beachtung Einiger unter den Anwesenden nicht für unwürdig wird gehalten werden.

Die Zunahme der Temperatur im Innern der Erde, je tiefer wir unter die Oberfläche derselben hinabsteigen, ist ein Gegenstand, der in den Versammlungen der British Association schon öfters verhandelt worden ist. Derselbe hat ein wissenschaftliches Interesse, weil er mit der Schätzung der Dicke der Erdrinde zusammenhängt, welche die geschmolzene Masse

bedeckt, die nach der allgemeinen Vermuthung die inneren Theile der Erde bildet, und es ist auch von großer praktischer Wichtigkeit, die Tiefe zu bestimmen, bis zu welcher es möglich sein wird, die Ausbeutung von Kohlen und andern Mineralien fortzusetzen. Die tiefste Kohlenmine in dem hiesigen Bezirk ist der Monkwearmouthschacht, welcher eine Tiefe von 1800 Fuß unter der Erdoberfläche und beinah ebenso viel unter dem Spiegel der See erreicht. Die beobachtete Temperatur der Schichten in dieser Tiefe stimmt beinah vollkommen mit der überein, die sich in andern Localitäten als zuverlässig herausgestellt hat, und sie zeigt, daß die Zunahme der Wärme im Innern der Erde mit je 60 Fuß Tiefe um 1 Grad Fahrenheit steigt. Angenommen nun, daß die Temperatur der geschmolzenen Masse im Innern der Erde 3000 Grad beträgt und daß die Zunahme der Wärme in einer größeren Tiefe gleichmäßig fortschreitet — was übrigens durchaus nicht sicher ist, im Gegentheil sich bezweifeln läßt —, so beträgt die Dicke der Erdrinde, welche uns von dem feurigen Ocean unter uns trennt, gegen 34 englische Meilen, eine Dicke, welche verhältnißmäßig mit der Schale einer Pfirsiche zu dem saftigen Fleische der Frucht, die sie bedeckt, verglichen werden kann. In der Tiefe von 4000 Fuß, bis zu welcher man angenommen hat, daß Kohlenlager möchten bearbeitet werden können, würde die Zunahme der Hitze wahrscheinlich so bedeutend sein, daß kein Mensch sie ertragen könnte. In dem Monkwearmouthschachte, der noch nicht die Hälfte der angenommenen 4000 Fuß Tiefe hat, ist die Temperatur der Luft in den Gängen, die bearbeitet werden, gegen 84° F., also beinah so hoch, wie sie bei der großen körperlichen Anstrengung, welche die Arbeiten der Bergleute erfordern, zu ertragen ist. Die Schätzungen über die Dauer der Kohlenlager werden daher wahrscheinlich eine bedeutende Verminderung erfordern, weil man die Tiefe, bis zu welcher sie zu bearbeiten sein möchten, viel zu groß angenommen hat."

Von da an ging der Redner zu andern neuern Erfindungen über, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen, weil es uns jetzt besonders darum zu thun war, die Angaben über die Steinkohlen mitzutheilen, aus denen sich ersehen läßt, welche große Aufgaben für Mechaniker zu lösen sind, um dem verschwenderischen Gebrauch der Kohlen ein Ende zu machen.

Schließlich wollen wir nur noch erwähnen, daß jene Rede des Sir William Armstrong die Veranlassung dazu gegeben hat, daß man sich jetzt in England ernstlicher mit der Frage beschäftigt, in welcher Art ein anderer Brennstoff als Steinkohlen zu gewinnen sei. In der „Times" wird zu diesem Zwecke der Gebrauch der magneto-elektrischen Maschinen für die Erzeugung des „brennbaren Gases" aus Wasser empfohlen. Der elektrische Strom, der sich durch Maschinen dieser Art entwickelt, wie sie gefertigt worden sind, seitdem man sie zuerst in Birmingham zum Galvanisiren bei der Vergoldung der Metalle anwandte, genüge, um Wasser mit einer Schnelligkeit zu zersetzen, die ein Chemiker bedeutend nennen würde. Die bewegende Kraft, welche erforderlich sei, um diese Maschinen in Thätigkeit zu setzen, könne von der Fluth, von Flüssen oder Seen gewonnen werden. Ohne Zweifel werde die Wirksamkeit der Fluth nutzbar verwendet werden können, um große elektrische Maschinen zu treiben, mit deren Hilfe man „brennbares Gas," Hydrogen oder Wasserstoff aus dem Wasser zu entwickeln vermöge. Ein Correspondent versichert, eine Maschine von 80 Pferdekraft, welche 10 Stunden arbeite, werde wahrscheinlich 1500 Cubikfuß brennbares Gas, d. h. Wasserstoff erzeugen. Man schätzt nun das Gewicht von 1 Cubikfuß Hydrogen ungefähr zu 57 Gran und 1500 Cubikfuß würden dann 8 Pfund avoirdupois (Schwergewicht zu 16 Unzen im Gegensatz zum troyweight, Apothekergewicht) wiegen. Ein Gewichtstheil Hydrogen wird bei vollkommenem Verbrennen mit Sauerstoff die Temperatur von 34,000 Gewichtstheilen Wasser um 1 Grad C. erhöhen, oder was dem ganz gleich ist, wird 340 Gewichtstheile Wasser von dem Gefrierpunkte bis zum Siedepunkte erhitzen. Demnach werden 8 Pfund Hydrogen, wenn sie vollkommen verbrennen, ohne daß ein Theil der Hitze in irgend einer Art verloren geht, genügen, um die Temperatur von 272 Gallons oder 2720 Pfund Wasser von dem Gefrierpunkte bis zum Siedepunkte zu erhöhen.

Es handelt sich hierbei sicher um einen Gegenstand, der bis jetzt noch im Stande der Kindheit sich befindet, der aber dem Chemiker und dem Mechaniker ein weites Feld, sich

um die Menschheit ein großes Verdienst zu erwerben, in Aussicht stellt, wenn es ihren vereinten Anstrengungen gelingt, das Hydrogen in einer so einfachen und wenig kostspieligen Weise herzustellen, um sich dieses brennbaren Gases mit Nutzen anstatt jedes andern Brennstoffes bedienen zu können. Mögen dann die Kohlenlager früher oder später erschöpft sein, so kann dadurch keine Störung in irgend einer Unternehmung, für welche künstliche Wärme unentbehrlich ist, eintreten, sobald erst der neue Brennstoff aufgefunden ist, welcher Holz und Steinkohlen zu ersetzen geeignet ist.

Isthmuswege und Projecte im Weltverkehr.

II. Die große Eisenbahn in den Pampas von Süd-Amerika.

In der letzten Woche des Monats April dieses Jahres feierte man in Rosario, einer Stadt am Flusse Parana, wie der Rio de la Plata im Innern des Landes genannt wird, die Eröffnung einer Eisenbahn, welche bestimmt ist, einst Südamerika mit der Locomotive zu durchkreuzen. Sie wird die Pampas der argentinischen Conföderation durchschneiden, die großen Reichthümer dieser Ländereien zu Tage bringen, und zuletzt Chili von den östlichen Staaten in wenigen Tagen erreichen lassen.

Die Feierlichkeit entsprach vollkommen der hohen Bedeutung des Unternehmens. Der erste Spatenstich wurde von General Mitre, dem Präsidenten der argentinischen Republik, gemacht, in Gegenwart der obersten Behörden des Landes, sowie der Vertreter fremder Nationen. Glänzende militärische Aufzüge, Triumphbogen und dergleichen verherrlichten den Tag, und wohl hatte das Land Ursache, die Feierlichkeit so glänzend als möglich zu machen. Unter den Amerikanern, welche gegenwärtig waren, befand sich W. Wheelwright, von Massachusetts gebürtig, der friedliche Kämpfer für Wohlstand und Gedeihen jener Länderstrecken, dessen Zauberstab es in Chili zu Stande brachte, daß die Locomotive die Anden erklomm, und welcher nun in den f[illegible]baren Gefilden der Pampas ein neubelebendes Werk für die spanisch-amerikanischen Bewohner in Angriff genommen hat. Wheelwright hat für diese Eisenbahn von Rosario nach Cordova, eine Entfernung von 250 englischen Meilen, von der argentinischen Regierung bedeutende Concessionen erlangt, welche unzweifelhaft vom nächsten Congreß werden bestätigt werden. Ein solcher Mann aber verdient besonderer Erwähnung, ehe wir der vorliegenden Eisenbahn einige Zeilen widmen, da er sein ganzes Leben der Wohlfahrt von Chili und andern südamerikanischen Staaten dargebracht hat.

Wheelwright ist ein Sohn von Newburyport, Massachusetts, wohin seine Familie in den frühesten Tagen der Colonien auswanderte. Als junger Mann, — Brasilien hatte eben erst seine Unabhängigkeit erlangt, — segelte er in dem Schiffe „Rising-Empire" von den Vereinsstaaten nach jenem Tochterstaat der Portugiesen. Von hier, der Ostküste von Südamerika, ging er nach den spanisch-amerikanischen Republiken auf der Seite des Stillen Meeres, und errichtete sich hier durch seine Wohlthätigkeit und Industrie, seine weitreichenden Pläne und großartigen Unternehmungen unvergängliche Denkmäler. Im Jahre 1833 gründete er die Pacific-Dampfschifffahrts-Compagnie und erhielt von Chili und Peru ausschließliche Privilegien. Aber Jahre der Anstrengung und Sorge vergingen, bevor es ihm gelang, englische Capitalisten dahin zu bringen, ihre Capitalien bei Unternehmungen zu verwenden, welche von spanisch-amerikanischen Regierungen abhängig waren. Endlich hatte er das Glück, den Lord Abinger in England dafür zu gewinnen, obschon auch dieser nur zaghaft auf Wheelwrights Pläne einging. Doch, einmal begonnen, wurde das Unternehmen von dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Ganz richtig bemerkte der englische Ingenieur Hadfield: „Wahrscheinlich hat Nichts so viel zu dem Fortschritt, der Wohlfahrt und dem Gedeihen der peruanischen und chilenischen Republik beigetragen, wie die Schöpfung der Dampfschifffahrt an den Küsten dieser Länder, wo daher auch der Name des Don Guilliermo Wheelwright in noch kommenden Zeiten gesegnet sein wird." Heutigen Tages sind die Dampfschiffverbindungen an diesen Küsten ein unentbehrliches Bedürfniß für alle jene Länderstrecken.

Für eine Reihe von Jahren widmete sich

Wheelwright der Entwicklung der innern staatlichen Hilfsquellen von Chili. Er entwarf und vollendete auch die Copiapo-Eisenbahn mit dem glänzendsten Erfolge, durch welche er die Gebirgsgegenden der Anden aufschloß, woselbst bisher die reichsten Silber- und Kupferminen unberührt geruht hatten. Caldeira, der Seehafen, wo ein gigantischer Steindamm aufgeworfen werden mußte, war zu jener Zeit eine vollkommene Wildniß. Er erklomm die Anden mit der Locomotive auf Steigungen, die unsern europäischen Eisenbahnmännern unglaublich erscheinen. Ein Fuß in vierzig ist wohl eine der steilsten Steigungen in Europa und Indien. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika kennen wir keine beträchtlichere Steigung als 1 in 25. Aber die Fortsetzung der Capiapobahn, welche den Namen „Pabillon-“ und „Charnacillo-Eisenbahn“ führt, hat für zehn Meilen Länge eine Steigung von 1 in 24, und das Maximum in dieser Strecke ist 1 in 20!

Wir übergehen die vielen Wohlthaten dieses Ehrenmannes und seine reichen Opfer, die er der Wissenschaft brachte; die „Seaman's Friend Society,“ sowie das Washingtoner Observatorium werden gern Zeugniß hiervon geben.

Sobald Wheelwright die Copiapo-Eisenbahn zu einem Ertrage von 10 Procent gebracht hatte, entwarf er ein noch größeres Unternehmen, und zwar das, den Atlantischen mit dem Pacifischen Ocean mittelst Eisenbahn zu verbinden, welche Bahn einen Paß in den Anden zu überschreiten hat, höher als der Montblanc! Hier bietet sich kein Isthmus, wie der von Panama oder von Tehuantepec, aber tausend Meilen von Land, von dem ein großer Theil aus den üppigen Pampas der argentinischen Republik besteht, welche mit den Prärien von Texas verglichen werden können. Der westliche Theil jedoch, die Verbindung mit der Copiapo-Bahn, sind jene luftigen Höhen, welche zu überbauen ein Menschenalter in Anspruch nehmen wird. Der Punkt, welcher bis jetzt zum Uebergang für die Bahn gewählt wurde, ist unter dem Namen „San Franciscopaß“ in Chili bekannt und liegt unter dem 26. Grade südlicher Breite, nicht weit von der Grenze vom Staate Bolivia. Die ganze Strecke ist bereits vermessen worden, und Wheelwright hielt vor einigen Jahren in London vor der königlichen geographischen Gesellschaft einen höchst interessanten Vortrag über jene Arbeiten. Der englische Admiral Fitzroy verlebte viele Jahre in jenen Gegenden und erklärte sich bei dieser Gelegenheit ebenfalls für den San Franciscopaß, obgleich dieser höher ist, als die weiter südlich gelegenen Pässe in der Gegend von Mendoza, welche letztere noch den Vorzug hätten, daß sie Buenos Ayres näher gelegen sind. Der San Franciscopaß wird jedoch, trotz seiner Höhe, nie zugeschneit, während die andern südlicheren Pässe drei Monate im Jahre gänzlich durch Schnee geschlossen sind.

Wheelwright hatte seine Pläne von dieser Bahn schon vor mehreren Jahren ausgearbeitet und bekannt gemacht, doch erst jetzt fangen sie an, wirklich in's Leben zu treten. Im Monat April wurde die östliche Section dieses großen Unternehmens, wie angedeutet, mit großem Pomp eröffnet. Der erste Spatenstich wurde in der Gegend von Rosario gemacht. Die Reden, welche von dem Präsidenten, dem Erzbischof und den Ministern gehalten wurden, entsprachen vollkommen der Gelegenheit und deuteten alle darauf hin, daß dem Lande eine neue Zukunft bevorstehe. Die Entwicklung dieses Landes war so langsam vorgeschritten, daß noch bis zum Jahre 1852 Ochsengespanne längs dem La Plata von Buenos Ayres nach Rosario alle Güter schleppten; eine Entfernung von 250 Meilen, während der stolze und mächtige Strom, auf dem sich die größten Kriegs- und Dampfschiffe wiegen konnten, langsam längs der Ochsenbahn dahinrollte. Jetzt endlich laufen Dampfschiffe regelmäßig nach Rosario, Paraguay und nach dem fernen Cuiba in Brasilien. Die eben begonnene Eisenbahn wird die fruchtbaren Prärien durchschneiden, welche zwischen Rosario und Cordova, dem zeitweiligen Endpunkte der Bahn, ausgebreitet sind, und wo schon jetzt eine reichliche Bevölkerung mit Weizenbau und Viehzucht beschäftigt ist. Die Regierung verbürgt nicht unbedeutende Procente, außer Ländereien längs der Bahn, deren Fläche sich auf mehrere tausend Quadratmeilen belaufen. Die ganze Gegend ähnelt sehr dem Staate Texas, nur daß hier das Klima besser ist als dort. Ausgezeichnete Baumwolle kann hier gezogen werden, und schon in den Zeiten vor dem Eindringen der Europäer wurde Baumwolle von den Ureinwohnern geerntet. Durch die freigebige Schenkung von Land hat die

Compagnie die Mittel, den Strom der Einwanderung von Europa unter Aussicht des besten Erfolges hierher zu leiten.

Allen Campbell, der amerikanische Ingenieur, welcher diese Bahn auslegte, zeigt in seinen Berechnungen, daß sie nur den vierten Theil von dem kosten wird, was die brasilianischen Eisenbahnen pro Meile gekostet haben, während die Fracht von den reichen Prärien eine sichere Einnahme in Aussicht stellt. Wheelwright ist gegenwärtig in Europa, um die Compagnie zu vervollständigen und Maschinen u. s. w. herbeizuschaffen. Nur wenige Jahre werden vorübergehen, bis die 250 Meilen der östlichen Abtheilung der großen südamerikanischen interoceanischen Eisenbahn vollendet sein werden. Ein Volk, bisher vom Fieber der Revolutionen erschüttert, wird einen Markt für seine Cerealien, Wolle, Thiere und Mineralien haben und lernen, friedlich zusammenzuleben, mit einem Worte, der höhern Civilisation zuzuschreiten. Achtzig Meilen sind bereits jenseits der Anden auf der Copiapobahn fahrbar, und sicherlich lebt schon das Kind, welches einst in reiferen Jahren vom Atlantischen nach dem Stillen Meere von der Locomotive gezogen werden wird, und zwar über Gebirgsrücken, welche der wissenschaftliche De Saussure in den Alpen maß. Ein solches Unternehmen verlangt Geschicklichkeit, unermüdliche Thatkraft und das Vertrauen der Zeitgenossen. Alles dies besitzt William Wheelwright; lächelt ihm ferner noch die Gnade des Allmächtigen, so wird er auch dieses große Werk, eine Wohlthat für Südamerika, zu einem gesegneten Ende bringen.

Der Staatsminister Billault.

Der 13. October 1863 war für den Kaiser der Franzosen ein verhängnißvoller Tag, denn er verlor an demselben zwei treue Anhänger, in dem Marschall d'Ornano, Gouverneur des Invalidenhotels, den letzten der noch von Napoleon I. ernannten Divisionsgeneräle, und in dem Staatsminister Billault seinen größten Staatsmann und ersten Redner, dessen Verlust für ihn um so schmerzlicher ist, weil er in ihm eine Stütze seiner Macht erblickte und ihn zum Vertheidiger seiner Politik vor dem gesetzgebenden Körper und dem Senat bestimmt hatte, welche in dem erstern Staatskörper ganz besonders in der polnischen, dann aber auch in der mexicanischen Frage ziemlich heftige Angriffe erfahren und eines so geschickten Vertheidigers, wie Billault es unstreitig war, bedürfen mag. Darüber, daß Billault in dieser Beziehung unersetzlich ist, herrscht in Paris nur eine Stimme, ja es wurde sogar im ersten Augenblicke von der officiösen France laut eingestanden, wenn sie sich auch am folgenden Tage bemühte, ihr erstes Wort zurückzuziehen, und daher ist es vollkommen glaublich, daß die eben so plötzliche wie ganz unerwartete Nachricht von dem Tode Billault's den Kaiser tief erschüttert und ihm viele Thränen gekostet haben soll. Jetzt, wo sich kaum das Grab über dem Verstorbenen geschlossen hat, ist es natürlich noch nicht an der Zeit, eine vollständige Lebensbeschreibung von demselben zu liefern, überhaupt möchte es auch in Frankreich nicht gut möglich sein, den schneidenden Gegensatz zwischen dem Demokraten Billault während des Ministeriums Guizot und dem absoluten Billault als Minister des Innern Napoleon's III. hervorzuheben, so interessant dieses Bild mit dem Janusgesichte auch sein würde, doch jedenfalls verdient der Mann, der in seinen letzten Jahren für Frankreich eine so große politische Wichtigkeit erlangt hatte, in seinem Lebensgange näher gekannt zu werden und dazu soll das Folgende unsern Lesern dienen.

Billault erblickte am 12. November 1805 in Vannes das Licht der Welt. Er bestimmte sich zum Rechtsgelehrten, absolvirte in Rennes seine juristischen Studien und ließ sich dann in Nantes als Advocat nieder. Gleich bei seinem ersten Auftreten als Vertheidiger eines streitigen Rechtes gelang es ihm, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, und im Folge dessen wurde er im Alter von 25 Jahren bereits zum Mitglied des Gemeinderaths und einige Zeit nachher zum Batonnier oder Stabträger des Advocatenstandes in Nantes gewählt und im Jahre 1834, als er kaum 29 Jahr alt war, trat er bereits in den Generalrath des Departements ein. Von dieser Zeit an bereitete er sich durch ein gründliches Studium aller Tagesfragen für das öffentliche Leben vor, und um sich in einem weitern Kreise bekannt zu machen, veröffentlichte er mehrere Flugschriften, unter denen

sich besonders eine über die Organisation der Gemeinde in Frankreich auszeichnete. Er erreichte seine Absicht vollkommen, denn bei den nächsten allgemeinen Wahlen im Jahre 1837 wurde er im Departement der Loire-Inférieure in den drei Wahlkreisen Nantes, Paimboeuf und Ancenis gleichzeitig für die Deputirtenkammer erwählt. Er entschied sich für die Annahme des Mandats von Ancenis, das er bis zum Jahre 1846 in der Kammer vertreten hat.

Als Deputirter zur Zeit der Julimonarchie gehörte er während des Ministeriums Thiers zu den Anhängern der Regierung, doch unter dem Ministerium Guizot gehörte er zu ihren entschiedensten Gegnern und als solcher nahm er in den Reihen der Demokraten eine sehr hervorragende Stelle ein. Anfangs zeichnete er sich in der Deputirtenkammer nicht besonders durch seine Beredtsamkeit aus, die zu viel Declamatorisches an sich hatte, wohl aber durch seine unermüdliche Thätigkeit und ein seltenes Geschick für die Geschäfte. An der Berathung der Gesetzesvorschläge von einem öffentlichen Interesse nahm er, theilweise als Redner, theilweise als Berichterstatter einen wichtigen Antheil; die Commission, welche die der Kammer vorliegenden Pläne für die Errichtung von Eisenbahnen zu prüfen hatte, zählte ihn zu ihren fleißigsten Mitgliedern und wählte ihn zu ihrem Secretär.

Im Dictionnaire des Contemporains wird erzählt, Thiers habe, als er berufen wurde, das Ministerium vom 2. März zu bilden, die Absicht gehabt, Billault das Portefeuille des Handels und des Ackerbaus anzuvertrauen. Der Plan kam nicht zur Ausführung und anstatt dieses Portefeuille wurden ihm die neuen Functionen eines Unterstaatssecretärs überwiesen, welche Stelle bei dem Sturz des Ministeriums am 29. October wieder unterdrückt wurde.

Billault, der sich hiermit wieder in die Opposition zurückgeworfen sah, ließ sich hierauf bei dem Barreau in Paris als Advocat einschreiben. Sein Talent als Redner hatte sich weiter ausgebildet. Herr de Cormenin, der die parlamentarische Beredtsamkeit sehr richtig zu beurtheilen verstand, sagte von Billault, um die Stärke und Beharrlichkeit seiner Angriffe zu charakterisiren, derselbe sei „die Art der Reden Guizot's." Ein Beweis für die Popularität, die er sich in Paris erworben hatte, ist, daß er bei den Wahlen im Jahre 1846 zu Einem der Vertreter der Hauptstadt in der Deputirtenkammer ernannt wurde.

Obschon Billault einer der schärfsten Gegner Guizot's war und mit Heftigkeit gegen die Wahlcorruption protestirt hatte, weigerte er sich doch, sich an der Organisation der Reformbanquets zu betheiligen, weil sein politischer Tact ihn die Gefahren derselben erkennen ließ.

Nach der Februarrevolution wurde Billault im Departement der Loire-Inférieure mit 88,858 Stimmen zum Vertreter in der constituirenden Versammlung ernannt, ließ sich aber in derselben weder von der Linken, noch von der Rechten mit fortreißen, sondern unterstützte mit Mäßigung die demokratischen Meinungen, ohne irgend einen Exceß gut zu heißen. In die legislative Versammlung wurde er in Folge dessen nicht wieder erwählt, doch er blieb der Sache, der er sich gewidmet hatte, treu und vertheidigte mit großem Talent vor dem Assisenhofe das Journal Evénement, welches gerichtlich verfolgt wurde, weil es das Gesetz vom 31. Mai angegriffen hatte, das unter dem reactionären Einflusse, dem die gesetzgebende Kammer gehorchte, zu dem Zwecke beschlossen worden war, das allgemeine Stimmrecht zu verstümmeln, um dem Prinz-Regenten zur Zeit der Wiederwahl Stimmen zu entreißen, während man sich des Vorwands bediente, dasselbe nur reinigen zu wollen. Bei den verschiedenen Plänen der ministeriellen Combinationen, zu denen die Zurückziehung dieses Gesetzes die Veranlassung gab, wurde Billault's Name mehrmals ausgesprochen, er wies aber klüglich alle Anträge zurück, um sich nicht in einer späteren Zeit für das Kaiserreich unmöglich zu machen, dessen baldiger Eintritt sich recht gut voraussehen ließ, und er trat wirklich erst nach dem Staatsstreich vom 2. December wieder in's öffentliche Leben ein. In Saint Girons im Departement des Ariège zum Deputirten erwählt, hatte er die Ehre, als Präsident die erste Sitzung des gesetzgebenden Körpers zu eröffnen, welcher sich der Proclamation des Kaiserreichs anzuschließen hatte. Hiermit begann der zweite Theil des öffentlichen Lebens Billault's, in dessen Verlaufe er bis zu seinem Tode von Stufe zu Stufe höher stieg. Der Kaiser ernannte ihn am 23. Juli 1854 zum Minister des Innern, welchen Posten er bis zum 8. Februar 1858 bekleidete und

in welcher Stellung er auch im Jahre 1857 die allgemeinen Wahlen zu leiten hatte, was er mit solchem Erfolg vollbrachte, daß unter den 276 Deputirten im gesetzgebenden Körper die Opposition nur fünf Mitglieder stark war. Seine Ernenung zum Senator datirte vom 4. December 1854. Am 1. November 1859 vertraute der Kaiser ihm zum zweiten Mal das Portefeuille des Innern, allein in Folge des berühmten kaiserlichen Decrets vom 26. November 1860, das den Kammern politische Rechte einräumte, die ihnen bisher vorbehalten worden waren, bedurfte die Regierung in den Kammern geschickte Vertheidiger ihrer Politik, und weil sich Billault dazu am besten eignete, so ernannte der Kaiser am 27. November 1860 den Grafen von Persigny zum Minister des Innern und Billault und Magne zu Ministern ohne Portefeuille oder sogenannten Sprechministern, von welchen Beiden dem Ersten die Vertheidigung der Politik der Rerierung vorzugsweise übertragen war.

Als der Kaiser in Folge des Ausfalls der diesjährigen Wahlen sich von Neuem bewogen fand, Veränderungen in seinem Ministerium vorzunehmen, erschuf er für Billault, wenigstens nach den damit verbundenen Functionen, wenn auch nicht dem Namen nach, ein ganz neues Ministerium, denn mit der Ernennung Billault's zum Staatsminister machte er ihn in der Wirklichkeit zum Ministerpräsident, während derselbe gleichzeitig das ihm seit dem 27. November 1860 übertragene Amt als Sprechminister in den Kammern auch ferner ausüben sollte. Während nun die Regierung in der nächsten Periode der am 5. November zu eröffnenden Sitzung der Kammern ziemlich lebhaften Angriffen, besonders wegen ihrer Politik in der polnischen und in der mexicanischen Frage, entgegen zu sehen hat, entreißt der Tod den noch nicht 58 Jahre alten Billault, auf den der Kaiser sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, plötzlich dem Kreise der Lebenden.

Billault wurde im Jahre 1840 von Ludwig Philipp zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Napoleon III. erhob ihn durch ein Decret vom 8. December 1852 zum Commandeur, am 30 December 1855 zum Großofficier und kürzlich hat er ihm das große Band dieses Ordens verliehen.

Seine Beerdigung fand am 17. October Morgens in Paris, wohin der Leichnam des auf seinem Gute Grésillière bei Nantes gestorbenen Staatsministers gebracht worden war, auf Kosten des Staats mit wahrhafter kaiserlicher Pracht statt, deren näherer Beschreibung wir uns hier um so mehr entschlagen können, da die ausführlichen Berichte darüber in den meisten öffentlichen Blättern zu lesen sein werden. Für unsern Zweck genügt es, hier anzudeuten, wie sehr es dem Kaiser der Franzosen am Herzen lag, die von dem Verstorbenen ihm geleisteten großen Dienste laut anzuerkennen und ihn dafür noch nach seinem Tode zu ehren.

Nachschrift. Der „Moniteur" vom 19. October veröffentlichte die in Folge dieses Todesfalles nothwendig gewordenen Ernennungen. An Billault's Stelle wurde der Minister-Präsident des Staatsraths Rouher zum Staatsminister und der Minister a. D. Rouland zum Minister-Präsidenten des Staatsraths ernannt. Die gleichzeitige Anordnung des Kaisers, daß künftig im Staatsrath anstatt ein Vicepräsident, wie bisher, deren drei fungiren sollen, daß diese drei Vicepräsidenten — de Parieu, Forcade de Roquette und Chaix d'Est-Ange — und der Ehren-Vicepräsident des Staatsraths, der Gouverneur der französischen Bank, Vuitry, mit dem neuen Staatsminister Rouher gemeinschaftlich vor den Kammern die früher Billault allein übertragene Vertheidigung der Politik der Regierung zu besorgen haben, gab an dem Tage, wo diese neue Einrichtung an der Börse bekannt wurde, zu dem für die Ernannten nicht besonders schmeichelhaften Witz die Veranlassung: „C'est la monnaie de Mr. Billault."

Die Schlosserei neuerer Zeit
in Deutschland, England und Frankreich.

Auf dem Gebiete der Schlosserei hat sich in neuerer Zeit eine große Umwälzung vollzogen und man kann das ungefähre Alter eines Gebäudes oder Möbels mit einiger Sicherheit nach den Schlössern beurtheilen. Die Schlösser haben also geradezu eine culturhistorische Bedeutung.

Der Gegenstand ist in unseren Tagen vielfach besprochen worden und verdient unter den Fortschritten der Zeit auch unsere Aufmerk-

samkeit. Wir tragen deshalb hier Sammelnotizen zu einem Gesammtbilde zusammen, um von dem gegenwärtigen Stande dieses interessanten Industriezweiges, der sich in England zu einer imponirenden Großartigkeit entwickelt hat, Bericht zu erstatten.

Die älteren und noch heutigen Tages in Deutschland gewöhnlich vorkommenden Schlösser sind das sogenannte deutsche oder Halbtourschloß und das französische oder Ganztourschloß. Das erstere ist das unvollkommnere und daher auch weniger sichere; jedoch auch dem gewöhnlichen französischen Schlosse muß man den Vorwurf einer sehr großen Unzuverlässigkeit machen. Um die Sicherheit der Schlösser, das ist, die Schwierigkeit, dieselben ohne die dazu gehörigen Schlüssel zu öffnen, zu vergrößern, wandte man nach und nach verschiedene Mittel an. Prüft man die Bedingungen, die ein Schloß erfüllen muß, wenn es Anspruch auf größtmögliche Vollkommenheit machen soll, so ergeben sich folgende: Ein Schloß muß vor Allem genügende Festigkeit besitzen, um einem gewaltsamen Oeffnen den nöthigen Widerstand entgegenzusetzen; ferner darf das Oeffnen nur mit dem dazu gehörigen Schlüssel möglich sein, dessen Form aus der Einrichtung des Schlosses nicht von außen erkennbar sein darf; sollte aber ein Oeffnen des Schlosses auch mit einem andern Instrumente als dem dazu gehörigen Schlüssel nicht unmöglich sein, so muß dies doch mit so großem Zeitaufwande verknüpft sein, daß es in diebischer Absicht nicht ausführbar ist. Für den Besitzer des Schlüssels jedoch muß das Oeffnen leicht und bequem und selbst im Dunkeln ausführbar sein. Ferner ist es eine Hauptbedingung, daß die Einrichtung eines Schlosses einfach und dauerhaft sei, so daß der Preis desselben sich niedrig stellt und seine allgemeine Benutzung möglich wird. Damit aber diese Bedingung erfüllt werde, muß es möglich sein, die Theile des Schlosses in fabrikmäßigem Betriebe zu erzeugen, ohne daß die Sicherheit, die in der Individualität des Schlosses liegt, darunter leide.

Die verschiedenen Wege, die man einschlug, um das unbefugte Oeffnen eines Schlosses zu erschweren, waren folgende: Man gab zuerst dem Schlüsselbarte, dem Schlüsselrohre und dem entsprechenden Schlüsselloche eine complicirtere Form. Ein anderes Mittel fand man in den sogenannten „Besetzungen" im Inneren des Schlosses, worunter man kreisförmig gebogene Metallstreifen versteht, welche, concentrisch zum Schlüsselloche, sowohl auf das Schloßblech als auch auf die Deckplatte aufgenietet sind. Dieselben erlauben nur dann ein Umdrehen des Schlüssels und also auch ein Bewegen des Riegels, wenn der Schlüsselbart entsprechende Einschnitte besitzt, die den entgegentretenden Besetzungen den Durchgang erlauben. Alle diese Mittel erfüllen aber ihren Zweck nur sehr unvollkommen. Berücksichtigt man nämlich die beiden zuerst erwähnten Sicherheitsmittel, so ergibt sich leicht deren Unzulänglichkeit, wenn man bedenkt, daß die Form des in das Innere des Schlosses einzuführenden Instrumentes, welches das Bewegen des Riegels bewirken soll, sehr leicht an der äußern sichtbaren Form des Schlüsselloches und des Dornes, auf welchen der Schlüssel aufgesteckt wird, erkennbar ist. Im letzteren Falle war es dem Sachkundigen aber auch leicht gemacht, den hinderlichen Besetzungen aus dem Wege zu gehen, indem man sich nur von der Lage derselben zu unterrichten brauchte, um das Oeffnen mittelst eines besonders geformten Instrumentes, des sogenannten Hauptschlüssels, zu bewirken. Da man die Unzulänglichkeit der erwähnten Sicherungsmittel bald erkannte, so suchte man das gewünschte Ziel auf andere Weise zu erreichen, gerieth aber dabei auf Abwege, indem man das Oeffnen eines Schlosses von allerlei Künsteleien abhängig zu machen suchte; es waren dies die sogenannten Vexirschlösser. Dieselben sind aber auch größtentheils unpraktisch, weil sie einestheils wegen ihrer kunstreichen Construction zu theuer sind, anderentheils aber auch dem Besitzer selbst das Oeffnen mühsam und beschwerlich machen.

Da nun das Ziel, ein möglichst vollkommenes Schloß herzustellen, auf den bisher eingeschlagenen Wegen nicht zu erreichen war, ging man auf ein anderes Princip zurück, welches bereits im Alterthum zur Anwendung gekommen war. Es ist dies das Princip, auf dem die sogenannten Combinationsschlösser beruhen. Ein solches schon den alten Aegyptern bekannt gewesenes Schloß ist das Buchstabenschloß, welches auch heute noch zuweilen in Anwendung gebracht wird. Das den Combinationsschlössern zu Grunde liegende Princip läßt sich folgendermaßen in Worten ausdrücken. Das Oeffnen des Schlosses beruht auf einer ganz bestimmten gegenseitigen Einstellung einer gewissen Anzahl beweglicher Theile, von deren richtiger Einstellung die

Bewegung des Riegels abhängig gemacht ist. Da nun eine sehr große Anzahl verschiedener Stellungen der beweglichen Theile möglich ist, so ist es sehr unwahrscheinlich, daß man bei einem zum Zwecke des Oeffnens angestellten Versuche grade die richtige Stellung trifft.

Das Jahr 1778 bezeichnet den Anfang einer neuen Epoche in der Kunst, sichere Schlösser zu fertigen. Der Engländer Barron war der Erste, der seine Aufmerksamkeit auf das Princip der Zuhaltungen richtete, und letzteren noch das Schloß mit den Besetzungen beifügte. Unter einer Zuhaltung versteht man aber eine Feder, welche bei gewissen Stellungen des Riegels denselben festhält, durch das Herumdrehen des Schlüssels aber durch den Schlüsselbart gehoben wird und so eine Bewegung des Riegels ermöglicht. Bei Barron's Schloß ist entweder die Zuhaltung mit einem Ansatze versehen, der in einen Schlitz des Riegels hineinragt, oder der Riegel ist mit einem Ansatze versehen, der in eine Oeffnung der Zuhaltung paßt.

Indem nun ferner Barron mehrere in dieser Weise construirte Zuhaltungen in Anwendung brachte, welche alle in verschiedener Höhe gehoben werden mußten, damit ein Verschieben des Riegels möglich wird, so war damit das Oeffnen des Schlosses bedeutend erschwert.

Auf Barron's Erfindung fußen übrigens alle späteren Erfinder, die in dieser Richtung auftraten, und sein Princip liegt überhaupt allen Combinationsschlössern zu Grunde. Das am meisten bekannte und angewendete aller Combinationsschlösser ist das Bramahschloß. Bramah trat mit seinem Patente im Jahre 1798 vor die Oeffentlichkeit.

Ein anderes ebenfalls vielfach in Anwendung gekommenes Combinationsschloß, welches sich ganz an Barron's Erfindung anschließt, ist dasjenige von Chubbs, welches im Jahre 1852 in England patentirt wurde.

Wenn man die Möglichkeit des Oeffnens dieser Schlösser ohne im Besitz des dazu nöthigen Schlüssels zu sein näher untersucht, so stellt sich allerdings heraus, daß zwar ein Oeffnen nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, daß es aber äußerst mühsam ist. Das Oeffnen dieser Schlösser beruht darauf, daß nicht alle die Verschiebung des Riegels hindernden Theile (die Zuhaltung) gleichzeitig und mit gleicher Stärke gegen den zu einer Verschiebung gedrängten Riegel andrücken. Uebt man auf den Riegel einen Druck aus, der ein Verschieben desselben anstrebt, und probirt man gleichzeitig an den Zuhaltungen, so wird man stets eine finden, die sich am stärksten der Bewegung des Riegels widersetzt. Bewegt man diese Zuhaltung vorsichtig in der entsprechenden Richtung, so wird man leicht merken, wenn dieselbe so eingestellt ist, daß sie außer Wirksamkeit kommt. Auf diese Weise bringt man nach und nach alle Zuhaltungen außer Wirksamkeit und der Riegel kann bewegt werden. Man hat zu diesem Zwecke verschiedene Instrumente ersonnen und in Anwendung gebracht. Großes Aufsehen erregte vorzüglich das durch Hobbs ausgeführte Oeffnen eines Bramaschlosses zur Zeit der großen Londoner Ausstellung im Jahre 1851. Hobbs ist der Begründer und Mitbesitzer einer sehr großen und schön eingerichteten Schloßfabrik in London. Er verfertigt die Schlösser mittelst Maschinenarbeit, beschäftigt aber trotzdem noch 150 Arbeiter jeden Alters. Am Schaufenster von Bramah & Co. in London hing bereits seit etwa 50 Jahren ein Schloß, und daneben die Aufforderung, dasselbe zu öffnen, ohne es zu beschädigen, wofür ein Preis von 200 Guineen ausgesetzt war. Hobbs versprach, dieses Schloß zu öffnen, und es gelang ihm auch, aber erst nach 16 Tagen.

Fabrikmäßig werden die gewöhnlichen Sorten Schlösser und Schloßtheile, welche in Menge gebraucht werden, namentlich in den Fabrikbezirken Remscheid und Vörde, in Schmalkalden, Ruhla, Steinbach, Königsbronn in Schwaben, Wien, Prag, Saatz, Steyr, Nürnberg, München gearbeitet.

In Frankreich ist besonders Eu in der Obernormandie durch seine Schlosserarbeiten im ganzen Lande und anderwärts berühmt. Alle Dörfer um diese Stadt sind mit Schlossern angefüllt, die eine außerordentliche Menge ihrer Arbeiten nach der Hauptstadt und allen Gegenden Frankreichs liefern. Auch der Absatz in den französischen Colonien ist ansehnlich. Saint-Dizier in der Champagne steht ebenfalls auf einem hohen Standpunkt in diesem Fache; seine Schlosserarbeiten sind weit und breit gesucht. Die aus Forez sind nur von ordinärer Art. — Die französischen Schlösser unterscheidet man überhaupt in Serrures forrées und bernardes. Die erstern sind diejenigen, wo der Schlüssel durchbrochen ist und die inwendig nicht geöffnet werden können. Die letzteren kann man auf beiden

Seiten öffnen; sie haben auch keinen durchbrochenen Schlüssel.

In England ist die bedeutendste Fabrication für diesen Gewerbszweig das durch seine großartig entwickelte Schloßfabrication berühmt gewordene Wolverhampton. *) Diese Stadt liegt in der englischen Grafschaft Stafford, drei deutsche Meilen nordwestlich von Birmingham an mehreren Canälen und an Eisenbahnen. Mit den beiden Nachbarstädten Bilston und Willenhall bildet Wolverhampton in gewerblicher Beziehung ein Ganzes. Das Schlosserhandwerk wird in diesen drei Orten in einer Ausdehnung betrieben, die in der ganzen Welt sonst nirgends vorkommt. Willenhall, wo 310 Meister leben, fertigt gewöhnliche Schlösser und Fallen, Schraubenbolzen, Bratroste, Striegeln und Ketten; in Wolverhampton, wo neben 110 Meistern größere Fabriken arbeiten, beschäftigt man sich auch mit feinern Schlössern. Die letztgenannte Stadt ist zugleich der Hauptsitz des Handels mit Schlössern und besitzt viele wohlhabende Fabrikverleger und Kaufleute. Sie betreibt mit fast allen Theilen der gebildeten Welt ein ausgedehntes Geschäft. Einige Fabriken arbeiten vorwiegend für ganz bestimmte Gegenden und Bedürfnisse.

Willenhall hat die Zahl seiner Bevölkerung seit 1801 verfünffacht und wird gegenwärtig von 15,000 Menschen bewohnt. Beide Städte werden durch den außerordentlichen Reichthum der Umgegend in Steinkohlen und Eisen ungemein begünstigt. In ganz Willenhall leben nur zweierlei Classen Menschen, nämlich Bergleute und Schlosser. 1844 hatte der Ort nur zwei Einwohner, die nicht bei jenen Gewerken betheiligt waren — seine beiden Geistlichen. Die Fabrication bewegte sich dort im Gebiete der Hausindustrie und wurde bis in die neueste Zeit nur durch die einfachsten Werkzeuge und Handbetrieb ausgeführt; erst in den letzten Jahren fing man an, an die Einführung von Maschinen zu denken. Die gleichförmige und einseitige Arbeit drückt den Bewohnern der genannten Städte ein eigenthümliches Gepräge auf, so daß die Wolverhamptoner und Willenhaller Schlosser in England zu manchem Sprüchwort Veranlassung gegeben haben. — Die Schloßfabrication erstreckt sich auf Einsteck-, Kisten-, Cassenschlösser, Schlösser mit Umschweif und Messinggehäuse, Cabinets-, Riegel- und Vorlegeschlösser von Eisen und Messing.

In Deutschland haben die Eisenbahnwerkstätten und Telegrapheneinrichtungen dem Schlossergewerbe einen bedeutenden Aufschwung verschafft, sowohl nach der Seite der Arbeitstüchtigkeit als nach der der Lohnverhältnisse.

Die Fortschritte in der Schlosserei kennzeichnen sich vielleicht durch Nichts so einfach und deutlich als durch die Größe der Schlüssel, welche selbst beim größten Thorschloß heutzutage oftmals nicht größer als 2 Zoll sind, während ein alter Hausschlüssel noch groß genug ist, um einen Menschen todt zu schlagen.

*) Siehe die ausführlichere Beschreibung von Wolverhampton in Bd. 1, S. 108 ff. dieser Zeitschrift.

Haiti.

1. Der Westen.

Geschichtliche Uebersicht bis 1847. Faustin Soulouque. Fabre Geffrard.

Haiti, das Land der heftigsten und gräuelvollsten Racenkämpfe, wurde von Columbus auf seiner ersten Fahrt gegen Ende des Jahres 1492 entdeckt und von ihm Española, d. h. spanische Insel genannt. Bald aber dehnte die im Südosten gegründete Hauptstadt San Domingo ihren Namen über das ganze Eiland aus, den jetzt jedoch nur die größere Osthälfte führt, während der Westen die alte nationale Benennung Haiti wieder angenommen hat. Ein schwächliches, friedliches Völkchen bewohnte die reich gesegnete Insel, erlag aber bald den harten Frohnarbeiten in den Bergwerken, welche die goldgierigen Fremden ihm auferlegten. Um diese Lücke an Arbeitskräften auszufüllen, wurden Congoneger eingeführt und da sich die Schwarzen zum Bergbau nicht eigneten, wandte man der Zucht tropischer Pflanzen durch großartige Plantagenwirthschaft reichlich lohnende Sorge zu. Jedoch wollte trotz ihrer Fruchtbarkeit die Insel zu keiner dauernden Blüthe kommen, die Bodencultur begann zu stocken, als die spanischen Creolen im Genusse ihren mühelos erworbenen Schätze erschlafften. Die Regierung sah dem Verfalle unthätig zu und so war es möglich, daß an der Nord- und Westküste und auf Tortuga, der kleinen, durch eine schmale Wasserstraße von Haiti getrenn-

ten Insel, sich verwegene Schaaren von Corsaren festsetzten, die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts das ganze spanische Amerika erzittern machten. Mit Hilfe dieser Eisenmänner gelang es den Franzosen zuerst, in Westindien festen Fuß zu fassen. Schon gegen 1670 finden wir Letztere in thatsächlichem Besitze von Haiti's kleinerer Westhälfte, deren Grenzen jedoch erst 1777 endgiltig geregelt wurden. Bald schwang sich der Westen auf eine so glänzende Stufe der Entwicklung, daß sie in der Geschichte der Colonien nicht wieder übertroffen ist. Die großen Plantagen versorgten halb Europa mit ihren Erzeugnissen, für 150 Millionen brachten sie 1788 nach Frankreich, dessen Handel etwa für vier Fünftel davon wieder in den Norden Europa's ausführte. Dagegen hatten sich auf Haiti wie nirgend anders sociale Mißverhältnisse gebildet, die den Stoß zu den folgenden Revolutionen gegeben haben und in ihren Zuckungen noch heute sich blutig fühlbar machen. Allmälig hatte sich die Bevölkerung in drei streng geschiedene Gruppen gespalten, die Hautfarbe hatte jedem seine sociale Stellung aufgeprägt. Die weiße Race bildete den herrschenden Stand und vertrat in strenger Abgeschlossenheit die Aristokratie. Auf die Weißen folgten die Farbigen, Mulatten, hervorgegangen aus der Vermischung der Ersteren mit Negerinnen. Schon in Bezug auf Staatslasten ungünstig gestellt, waren sie auch durch den spröden Hochmuth der Weißen von jeder Theilnahme an Politik und Gesellschaft, von allen Staatsämtern ausgeschlossen, obwohl Männer von feiner Bildung und hoher Begabung, die in den Pariser Kreisen gern gesehen waren, zu ihnen zählten. Hinter beiden Ständen erhob sich dann drohend als dritte Classe die rohe dumpfe Masse der Sclaven, schmachtend in dem empörendsten Elend; über eine halbe Million war 1789 dem harten Loose preisgegeben. Als die große Bewegung in Frankreich ausbrach, zündete daher auch die Idee der Freiheit auf der Insel und am 15. Mai 1791 erließ die Nationalversammlung ein Decret, welches den freien Farbigen den Zugang in das active Bürgerrecht eröffnete. Aber die Mulattenemancipation regte die schon gährende Insel auf das Tiefste auf, die Weißen wollten lieber sterben, als ihre Rechte mit „einem entarteten Bastardgeschlechte" theilen, die Farbigen ihr nunmehr gesetzlich bekräftigtes Recht um jeden Preis verwirklichen. So mußte das Schwert entscheiden und während die Mulatten im Süden und Westen die Weißen in die Städte drängten, standen im Norden plötzlich die Schwarzen auf, die, geleitet von einsichtigen Führern aus ihrer Mitte, fanatisch begeistert durch ihre Fetischpriester, unter den gräßlichsten Unmenschlichkeiten in kürzester Zeit 1200 reiche Pflanzerfamilien aus Glanz und Pracht in das nackteste Elend stießen. Da sandte der Convent zur Herstellung der Ruhe drei Commissäre hin, ungestüme eiserne Jakobiner, beseelt von tiefstem Hasse gegen die stolzen Creolen; empört zugleich durch die am 10. August 1792 decretirte Absetzung Ludwig's, hatten Letztere im Cap Français, der Hauptstadt des Nordens, Maßregeln zu offnem Widerstande gegen die Regierung vorbereitet und so kam es am 22. Juni 1793 dort zu einem wüthenden Kampfe; schon waren die Commissäre im Unterliegen, da riefen sie unter dem Versprechen der Freiheit und der Plünderung des reichen Caps die nächsten Häuptlinge der empörten Schwarzen herbei und zerschmetterten den Feind und damit das Uebergewicht der Creolen im Norden; in den südlichen Städten dagegen hielten sie sich trotz der von den Commissären decretirten Emancipation der Schwarzen und übergaben, als die französische Republik an England und Spanien den Krieg erklärte, die festen Seestädte den Briten, während die spanische Regierung durch Geld, Titel und Orden die Negerchefs gewann. Schon wollte man sich über die Theilung der Insel einigen, da rettete Toussaint Louverture die französisch-republikanische Partei, die sich kaum noch in einigen Plätzen zu halten vermochte. Dieser, der größte Sohn der schwarzen Race, der, verkannt von den Spaniern, voll heißen Thatendranges in gerechtem Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit nach einem Schauplatz selbständigerer Thätigkeit lechzte, riß durch sein Ansehen zahlreiche Schlachthaufen seiner Brüder mit sich und führte die französischen Waffen von Sieg zu Sieg. Bald war kein Feind mehr auf der Insel, deren territoriale Einheit er sogar durch die vollständige Vertreibung der Spanier bewirkte. Dann benutzte er das Emancipationsdecret als eine Brücke zur Unabhängigkeit, indem er sich nur zum Scheine für die Republik erklärte und nicht nur das Land unter seine

Oberleitung nahm, sondern sich dem französischen Einflusse sogar ganz entzog. Ehe er jedoch seine großartigen Pläne für das Wohl der Insel, die unter seiner kurzen Dictatur mächtig aufzublühen begann, verwirklichen konnte, landete 1802 Leclerc mit einer ausgesuchten französischen Streitmacht, der nach schweren Kämpfen die Herrschaft Frankreichs wieder aufrichtete, Toussaint durch Verrath gefangen nahm und ihn nach Frankreich schickte, wo der Schwarze gramverzehrt am 27. April 1803 in der feuchten Zelle eines Kerkers endete. Da brach unter dem Occupationscorps das gelbe Fieber aus, bei den furchtbaren Verheerungen in den Reihen der Franzosen erhoben sich die Neger abermals unter dem wilden Dessalines, der die Trümmer zwang, am 30. November 1803 den Westen zu räumen, und dann feierlich die Unabhängigkeit Haiti's proclamirte. Dieser regierte darauf zuerst als Präsident, dann als Kaiser, ließ die letzten Weißen ermorden, erlag dann aber selbst einem Aufstande des Heeres. Nach seinem Tode trat eine Theilung des Westens ein und zwar führte den Norden der schwarze General Christoph, der den Präsidententitel mit dem eines Königs vertauschte, einen merkwürdigen Feudalstaat schuf, aber 1820 gestürzt wurde. Im Süden hatten sich die Farbigen um Pétion geschaart, der als Präsident bis 1818 die kleine Republik leitete. Pétions Nachfolger war der farbige General Boyer, der nach Christoph's Tode nicht bloß den Norden mit dem Süden vereinte, sondern auch den Osten gewann und bei den Seemächten die Anerkennung der Unabhängigkeit Haiti's durchsetzte. Der Mulattenstaat sank 1843 zusammen. Wirrenreiche Kämpfe um die höchste Würde, in denen der vormals spanische Theil sich losriß, entstanden, und viermal wechselte in vier Jahren nach Boyer's Falle das Staatsoberhaupt. —

Am 1. März 1847 trat der Senat zur Wahl eines neuen Präsidenten zusammen und dieselbe fiel auf den schwarzen General Faustin Soulouque, einen unbedeutenden und wie es schien, lenksamen, harmlosen Soldaten, grau geworden im Casernendienst. Als verachtetes Sclavenkind hatte 1787 Soulouque das Licht der Welt erblickt und eine harte Jugend verlebt. Frei geworden durch die Emancipation 1793 war er in das Heer getreten und von Pétion zum Lieutenant in seiner Garde ernannt worden, bei dessen Tode er als ein Erbstück des Präsidialpalastes an seinen Nachfolger überging. Mehr als 20 Jahre blieb er in dieser Charge, dann aber hob ihn jede Revolution und kurz vor seiner Wahl war er Divisionsgeneral geworden. Jetzt stand er in dem Alter von 61 Jahren und besaß nach einem äußerst enthaltsamen Leben noch die ganze Fülle männlicher Kraft. Völlig unkundig der Geschäfte, der nothdürftigsten Kenntnisse baar hatte er dennoch durch den täglichen Verkehr mit den gebildeten Ständen den Werth der Bildung schätzen gelernt; er behielt daher das Ministerium seines Vorgängers, lauter fähige, meist farbige Männer bei und überließ ihrer Erfahrung die Leitung des Staates, gern sein Ohr liberalen Vorschlägen zur Hebung des öffentlichen Wohles leihend. Leider änderte sich dies bald. Der Grundzug seines Wesens war eine seltene, im rohesten Aberglauben wurzelnde Furchtsamkeit. Aeußerlich Katholik war er im Stillen auf das Eifrigste dem Geheimbunde des Gottes Vaudoux, einer Congoschlange, zugethan, deren Verehrung schon in den ersten Negeraufständen die Massen zu fanatischer Begeisterung entflammt hatte. Alle, die sich auf Beschwörungen und ähnliche Gaukeleien gründlich verstanden, fanden nun im Präsidialpalaste als Zauberer einen ergiebigen Boden und beherrschten unumschränkt das Staatsoberhaupt. In vorzüglicher Gunst stand „Bruder Joseph," der Prophet der Pfahlmänner, einer Bande, die durch communistische Ideen die niedere Masse aufwiegelte und nach Boyer's Sturze namentlich im Süden arg gehaust hatte. Bruder Joseph fungirte äußerlich als katholischer Priester, insgeheim aber wirkte er unter den tiefsten Schichten der Schwarzen für den Fetischdienst. Allmälig gewann der roheste afrikanische Aberglaube die Oberhand über den Präsidenten, und als sein heimliches Orakeln in die Oeffentlichkeit drang, wurde er die Zielscheibe lauten Spottes in den gebildeten Kreisen der Farbigen. Ein dumpfer Groll bemächtigte sich darauf seines Herzens und trieb ihn dem schwarzen Pöbel in die Hände. Und wenn sich im ersten Jahre seiner Regierung häufig bessere Gefühle noch regten und den wilden Gluthen tropischer Rachsucht entgegenkämpften, so hörte seine ultra-afrikanische Umgebung, unter der sich besonders der schwarze Gene-

ral Similien, ein roher, gewaltthätiger Trunkenbold, hervorthat, nicht auf zu hetzen und ließ alle Leidenschaften, Haß und Rache, Habgier und Ehrgeiz in seiner Brust arbeiten, unaufhörlich aufregende Gerüchte von den Spottreden der Farbigen und ihren drohenden Umsturzplänen ihm zutragend, bis er der Ihre ward. Ein beißender Zeitungsartikel bot dem in seiner grenzenlosen Eitelkeit Verletzten endlich Gelegenheit, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen; am 29. August 1847 hatte der farbige Senator Courtois offen und freimüthig sich über die mit der Herrschaft der Masse drohende Tenbenz der Regierung ausgesprochen; dafür ließ der Präsident den Unglücklichen, als der eingeschüchterte Senat ihn nach seiner Ansicht zu milde bestraft hatte, vor ein Kriegsgericht stellen, welches gefügig das Todesurtheil aussprach. Nur den ernstlichen Bemühungen des französischen Consuls, der den eiteln Neger richtig anzufassen wußte, gelang es, die ungerechte Maßregel zu hintertreiben und ewige Verbannung dafür auszuwirken. Das war das Vorspiel zu dem furchtbaren Drama, das nun beginnen sollte. Keiner der letzten Präsidenten war über das erste Regierungsjahr hinausgekommen; eine tiefe Angst, auch seiner warte dies Loos, hatte sein Gemüth für und für befangen gehalten und allen Besprechungen Bruder Joseph's zum Trotz nicht weichen wollen. Als die verhängnißvolle Frist herum war, athmete er tief auf und erwachte zu neuer Thatkraft; mit Einem Schlage sollten seine tückischen Gegner zermalmt werden. Am 16. April 1848 rasselte in seiner Residenz Port au Prince der Generalmarsch, unter Similien warf sich die Garde auf die Mulatten und drang raubend und mordend in ihre Häuser; zu einem endlosen Blutbad hätte das Gemetzel geführt, hätte sich nicht abermals der edle französische Consul in's Mittel gelegt und durch beredte Vorstellungen den Sinn des Wütherichs umgelenkt. Drei Tage hatte dieses von Haß und Habsucht geleitete und zuletzt standrechtlich betriebene Würgen gedauert.

Härter noch und schwerer wurde der Süden heimgesucht. Hier war das communistische Gesindel der Pfahlmänner wieder zusammengeströmt. Sie zog der Präsident jetzt an sich, als er zur Vernichtung „der farbigen Rebellen des Südens" abmarschirte. Und so raseten hier in noch grauenhafterer Weise die Blutscenen der Residenz, da Niemand da war, der den entfesselten Leidenschaften hätte wehren können. Aechtungen, Confiscationen, Hinrichtungen folgten einander in rascher Reihe, es gab keinen Proceß, keine Begnadigung, bleischwer lastete der dumpfe Schrecken auf dem Lande, sogar die Flucht war so erschwert, daß schwache Frauen sich in leichte Kähne warfen, um den rettenden Strand Jamaikas zu erreichen. So blutig hatte der schreckliche Neger sich für den herben Spott der Farbigen gerächt und jeden Nadelstich mit einem Dolchstoß vergelten können und nachdem er so, wie er nachher in plumper Prahlerei dem Senate erklärte, das Land von allen hindernden Fesseln und fremdartigen Elementen gesäubert hatte, kehrte er in seine Residenz zurück, die jetzt, gesinnungstüchtig geworden, durch glänzende Freudenfeste um das Geschenk seiner Gnade buhlte. Eine Kirchhofsruhe lag auf dem Lande.

Allein es währte nicht lange, da wandte die Nemesis seinen Mordstahl gegen die Schwarzen und die Verhaftung des Gardecommandanten Similien wurde das Signal einer zweiten Reaction. Dieser hatte die Verwegenheit gehabt, den starken, aufgeklärten Geist zu spielen und zwanglos seinen Gedanken über die Congoschlange in nicht sehr feinen Ausdrücken Luft gemacht, ja sogar in dem Wahne, der Liebling der Garden zu sein, den künftigen Präsidenten hervorgekehrt. Das war aber doch seinem eiteln Herrn zu arg geworden; trotz aller Freundschaft, die noch von der Wachtstube her datirte, ließ er bei feierlicher Parade den Uebermüthigen ergreifen, ohne daß auch nur Einer sich rührte, und nach leichter Haft in ein schauriges Gefängniß werfen, in dem der Unglückliche des Hungertodes starb. Bald erfuhren auch die Pfahlmänner, die seine Pläne im Süden so trefflich verstanden, die Schärfe seines Schwertes. Anstatt die Waffen niederzulegen und jetzt friedlich den Zielen bürgerlichen Lebens zuzustreben, hatten sie sich als Raubbanden organisirt und machten sich furchtbar weit und breit, so daß endlich der Präsident, von den fremden Consuln aufgefordert, blutig gegen sie einschritt, ihre Häupter erschießen ließ und als dies eine Verschwörung gegen ihn zur Folge hatte, mit aller Energie unter ihnen aufräumte. Im Ganzen aber schonte er seine Schwarzen, um das reine Negerthum nicht allzusehr zu schwächen.

Aber auch mit kriegerischen Lorbeeren wollte der eitle Zögling der Caserne sich bedecken. Deshalb verweigerte er hartnäckig der östlichen Republik seine Anerkennung und schwur, die territoriale Einheit der Insel wiederherzustellen. Allein hier fand sein Ehrgeiz die Grenze. Fast wäre ihm 1849 der durch inneren Hader zerrüttete Nachbar zur Beute geworden, da war es Don Pedro Santana, „der Löwe von Seybo," der mit einer kleinen heldenmüthigen Schaar den Angreifer und sein schlecht disciplinirtes Heer zurücktrieb. Doch kehrte der Geschlagene im December 1855 wieder und versuchte nochmals das Waffenglück, jedoch wiederum ohne Erfolg. Mit Schimpf und Schande mußte er abziehen. Indessen wußte er sich zu trösten. Gleich nach seiner ersten Niederlage stürzte er die Verfassung und gab eine neue, die ihm die erbliche Kaiserwürde verlieh; die innere Nothwendigkeit, welche die französische Republik der Militärdespotie Louis Napoleon's entgegentrieb, hatte sich hier längst geltend gemacht, nur das formelle Eingeständniß des neuen Systems hatte bisher gefehlt. Faustin I. von Gottes Gnaden und durch die Constitution des Reiches Kaiser hieß der gegensätzliche Titel. Das Volk zauderte nicht, in jubelndem Wahnsinn seine Freude kundzugeben, die es in Loyalitätsadressen, Illuminationen und Deputationen äußerte. Einer der nächsten Schritte des hohen Herrn, der sich in pygmäenhafter Verrücktheit den großen Napoleon zum Vorbilde genommen, war die Creirung eines neuen Erbadels, der weniger von historischer Erinnerung getragen, als bestimmt war, dem Hofe die nöthige Staffage zu geben. Vierhundert', von denen viele schon die Bänke der Galeere geziert oder als Pfahlmänner sich Ruhm erworben, bildeten das neue Elitencorps; da gab es wunderliche Titel, wie zu Christoph's Zeit, Herzöge von Marmelade, von Limonade, Grafen von der Spritze, von gefrorenen Bonbons, Barone von Arlequin u. s. w., aber Christoph's Junker hatten vom Könige doch noch die Mittel erhalten, würdig den Stand repräsentiren zu können, Faustin aber hielt das für überflüssig und so mußten die Großwürdenträger der Krone hinabsteigen in die Sphäre des alltäglichen Lebens und durch Handwerke, Kleinhandel, Unterschleif sich die nöthigen Gelder schaffen. Für den militärischen Ehrgeiz schuf der Kaiser den Orden des heiligen Faustin und der Ehrenlegion und vertheilte freigebig ihre Sterne, Großcordons und Kreuze, errichtete für sich einen Hofstaat nach dem Muster des Ancien Regime und bestimmte sich eine Civilliste von 800,000 Francs, etwa 1/7 der ganzen Staatseinnahme, ungerechnet einen jährlichen Zuschuß von fast 3 Millionen, der als besondere Abgabe von der Kaffeeernte erhoben wurde. Das ganze Werk krönte die Constitution, ein Durcheinander aus allen möglichen Verfassungen, die ihm das Recht vorbehielt, bei wichtigen Fragen nach eignem Ermessen zu verfügen. Aber während er sich so mit Pracht und Herrlichkeit umgab und einen prunkenden Hof hielt, dessen Glanz in so schneidendem Widerspruch mit der rings herrschenden Barbarei stand, wußte er seinen Unterthanen nicht einmal die Grundlagen des Wohlstandes zu erhalten, sondern ließ stumpfsinnig das Staatsschiff dem erschöpfenden Ruin zutreiben. Vielleicht von der dunkeln Ahnung ergriffen, einst würde das Gebäude seiner nichtswürdigen Tyrannei zusammenbrechen, fing er an, für diesen Fall die Vortheile seiner Stellung gründlich auszubeuten und Schätze auf Schätze zu häufen. Daher ließ er nach und nach die meisten geprägten Münzen in seine Cassen wandern, während ein Zwangscours von Papier das Reich überfluthete, so daß einmal der haitische Piaster von 1/5 des Nominalwerthes auf 1/18 desselben fiel; die erpreßten Summen wurden in Häuser angelegt, die eine hohe Miethe abwarfen, oder in Grundstücke, zu deren Anbau ganze Regimenter commandirt wurden. Das Heer erhielt nur wenig zugemessen; ein sechsfach überzähliger Generalstab, zerrissene Uniformen, unbrauchbare Waffen, lockere Disciplin, dürftige Kenntnisse, das war sein Charakter; 4 bis 5 schlechte, von Infanteristen befehligte Galeeren bildeten die Marine. Ebenso wenig war von einem geordneten Justiz- und Unterrichtswesen die Rede; zwar gab es ein Reichsgesetzbuch, nach dem Code Napoleon angelegt, allein jedes Gesetz unterlag der subjectiven Interpretation Sr. Majestät, welche jedes Urtheil von Bedeutung ihrer höchsteigenen Bestätigung unterbreiten ließ. In der peinlichen Rechtspflege liebte Faustin scharfe und rasche Erkenntnisse auf Tod und Verbannung; Gefängnisse ließ er der Kosten halber ungern besetzen, obwohl er die schaurigsten Verließe

besaß, und zwang dann die Verwandten, sich des Verurtheilten anzunehmen, ihn sonst mitleidslos den Qualen der Entbehrung preisgebend. Jämmerlich war das Schulwesen, nur ein kleines Sümmchen den Bildungsanstalten bewilligt; auch gar nichts hat der Barbar gethan, um Gesittung unter seine Stammesgenossen zu verbreiten, vielmehr in dem allmäligen Zurückversinken in Verdumpfung und Rohheit das Heil seiner Krone gefunden. Verworfen, wie der Herr, waren daher auch die Beamten, gewissenlos, in sittlicher Fäule jedem dienstbar, der ihre Taschen füllte. Endlich schlug auch seine Stunde. Nach einer Handelskrisis 1858 erreichte Mangel und Elend in dem ausgesogenen Lande eine solche Höhe, daß das Volk offen zu murren anfing. Die unverhohlen geäußerte Unzufriedenheit führte namentlich die alten Führer der Pfahlmänner wieder zusammen, die, dem letzten Blutbade entronnen, in ohnmächtiger Wuth dem Tage der Abrechnung entgegensahen, zumal da der reich gewordene Kaiser in seiner Abneigung gegen den Communismus sie einer sorgsamen Ueberwachung unterworfen hatte. Gonaïves wurde der Heerd der Verschwörung, deren Fäden bald durch den ganzen Westen liefen; der farbige General Fabre Geffrard, welcher durch seine Vergangenheit und durch seine Geburt berufen schien, die widerstrebenden Elemente zum Frieden und zur Eintracht zu versöhnen, ihr fähiges Haupt. Geboren 1806 zu l'Anse à Veau im südlichen Haiti, drei Monate nach dem Tode seines Vaters, der in den Revolutionskämpfen als tüchtiger Feldherr sich einen Namen gemacht, kam er unter die Obhut des Generals Fabre, der ihn adoptirte und sorgfältig erziehen ließ, trat dann in das Heer, brachte es aber unter Boyer's friedlicher und knausernder Regierung erst 1843 zum Capitän. In diesem Jahre wurde der Präsident gestürzt; Geffrard aber, der in diesen Parteikämpfen zuerst sein militärisches Talent auf eine etwas abenteuerliche und theatralische Weise entwickelte, hatte das Meiste zum Erfolge beigetragen und durch Gewandheit, kaltblütige Tapferkeit und Organisationsgabe die Augen der Armee auf sich gezogen und besonders die Liebe des gemeinen Soldaten gewonnen. Rasch erstieg er daher die Leiter der militärischen Ehren und wurde Divisionsgeneral; da erweckte dies glänzende Avancement den Neid der älteren Officiere, man stellte ihn vor ein Kriegsgericht, das ihn einstimmig jedoch freisprach. Bedeutend trat er wieder hervor in den Kriegen mit Domingo und bedeckte sich abermals mit kriegerischen Lorbeeren; in dem ersten Kriege mit der Republik commandirte er eine Division und warf den Feind nach siegreichem Andrange bei Tabarra zurück; in dem zweiten mußte er die Nachhut decken und löste die schwierige Aufgabe so geschickt, daß von der ganzen Artillerie auf dem Rückzug den nachsetzenden Feinden kein Geschütz in die Hände fiel. Mehrfach wurde er hier schon von den erbitterten Truppen angegangen, sich an ihre Spitze zu stellen und den Tyrannen zu enthronen. Längst war diesem die warme Ergebenheit, womit der Soldat an seinem erprobten Führer hing, Gegenstand eifersüchtiger Sorge: Geffrard sollte deshalb spurlos verschwinden, und schon war seine Verhaftung und Hinrichtung verfügt, als der Bedrohte, zeitig gewarnt, sich schleunig nach Gonaive rettete und von den dortigen Regimentern im Einverständniß mit den Verschworenen zum Präsidenten der Republik ausgerufen wurde. Rasch entlud sich das Verderben über den Kaiser; Alles fiel von ihm ab, jubelnd gingen die Truppen zum Feinde über, froh begrüßten die gemißhandelten Schwarzen, die schwer heimgesuchten Mulatten die neue Herrschaft, alle Parteien führte gemeinsamer Haß zusammen. Faustin hatte seine Kaiserrolle ausgespielt. Aber in greisenhafter Verbitterung wollte er zuerst noch Alle niedermetzeln lassen, die sein Argwohn im Kerker schmachten ließ, als der neue Präsident in die bange Hauptstadt einrückte und den Kaiser selbst zum Gefangenen machte. (15. Januar 1859.) Der Sieger handelte edelmüthig; als tobend die Volkswuth den Palast Faustin's umlärmte und nach seinem Blute lechzte, ließ Geffrard unter schützender Escorte ihn und die Seinigen zum französischen Consulate bringen und trug Sorge, daß er im Dunkel des Abends nach Jamaika sich einschiffen konnte. Schwerer als der Abschied von seinen Unterthanen mochte dem Gefallenen die Trennung von seinen Schätzen sein, die er nebst seinen reichen Plantagen, seinen prächtigen Wohnungen dem Feinde überlassen mußte. Bei der Landung in Kingston wartete seiner eine herbe Demüthigung; am Meeresstrande stan-

den die verbannten Haitier und empfingen ihn mit höhnischem Jubelgeschrei, umringten seinen Wagen wie ebenso viele schwarze Dämonen und veranstalteten seinem Quartier gegenüber einen Freudenball. Dort lebt der alte Kaiser von seinen Renten.

Geffrard aber fand eine schwere Aufgabe vor, es galt die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, seine eigne Stellung zu befestigen, Zutrauen der neuen Regierung zu erwerben und den zahlreichen Lebensadern des ausgesogenen Landes Wirkungsfähigkeit wiederzugeben, die total zerrütteten Finanzen zu ordnen, kurz das Land zu regeneriren. Aber damit war den afrikanischen Ultra's, den Negern alten Schlages, keinesweges gedient, die unterstützt von den Fetischmännern darnach strebten, den alten Zustand der Rohheit, die auf Niederhaltung der Farbigen arbeitende Politik der gestürzten Regierung zu erhalten. Nach mehreren mißlungenen Versuchen zettelten sie eine neue Verschwörung gegen den Präsidenten an, die in raffinirtester Weise ihren Zweck verfolgte. Beim Einbruche der Nacht umstellten sie die Ausgänge seines Palastes, um ihm aufzulauern; Geffrard aber, mit Arbeit überhäuft, erschien nicht zur gewohnten Zeit. Da sahen die Bösewichter seine jüngst vermählte Tochter, Frau Manneville-Blanfort, am Fenster ihres anstoßenden Hauses und einer der Verschworenen streckte die Nichtsahnende mit seiner Feuerwaffe nieder, um den Vater herauszulocken und ihm ein gleiches Loos zu bereiten; aber seine Freunde, die das boshafte Gewebe durchschauten, hielten ihn gewaltsam zurück, während die Mörder, erschreckt durch die Verwünschungen der herbeiströmenden Menge, scheu das Weite suchten. Hatte bisher Geffrard Milde walten lassen, um den Parteihaß zu stillen, so forderte jetzt das ganze Land Sühnung der Gerechtigkeit. Die Frevler wurden verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt, welches nach langen Debatten über 20 von ihnen den Tod und über die übrigen ewige Verbannung verhängte. Frohlockend über das junge unglückliche Schlachtopfer des Hasses war Soulouque, der in ohnmächtiger Wuth finstere Pläne der Rache brütete, zum katholischen Pfarrer gegangen, um eine große Dankmesse zu bestellen; aber der würdige Geistliche bedeutete ihm, daß Gott keinen Theil an seiner Freude habe.

Jedoch schaffte dieses strenge Vorgehen vorläufig Ruhe und der Präsident konnte an die Abstellung der vielen Mißbräuche und Einführung lebenskräftiger Ordnungen denken. Schon das erste Jahr seiner Regierung hat dem Lande manche treffliche Maßregel gebracht. Der Soldat, der bisher zuchtlos mehr dem Staate zur Last, als zur Wehr herumgelungert, wurde wieder an straffe Disciplin gewöhnt, erhielt eine geeignete Vorbildung und mußte das Waffenhandwerk lieb gewinnen durch die erhöhte Sorgfalt, welche die Regierung ihm zollte, und durch den bedeutend größeren Sold, den sie zahlte. Bessere, dem Fortschritt der Zeit angemessene Waffen wurden aus französischen Arsenalen bezogen, namentlich für die Infanterie, die bisher noch Musketen mit Steinschlössern geführt hatte; der Kaiser, der von Anschaffungen nichts wissen wollte, hatte sich damit getröstet, auch der große Hannibal habe die Römer ohne Percussionsgewehre zu schlagen gewußt. Die alte schlechte Kriegsflottille wurde versteigert und zwei neue Dampfer auf englischen und französischen Werften bestellt. Eine nautische Schule unter Leitung eines intelligenten Franzosen sorgt für die Ausbildung junger Haitier, die Lust und Geschick zum Seedienst zeigen, so daß das Commando der Kriegsschiffe nicht mehr in Händen von Officieren der Landarmee ruhen wird. Die Beamtenwelt wurde gesäubert und, um Unterschleif zu verhüten, ein höheres Gehalt ausgeworfen. Ebenso weise und sorgsame Reorganisationen vollzogen sich namentlich auf dem Gebiete der sittlichen Cultur durch Beförderung der Volksbildung und Creirung höherer wissenschaftlicher Anstalten. In allen Gemeinden wurden Elementarschulen angelegt und wenn man die ehrerbietige Scheu kennt, die der Schwarze vor Geschriebenem oder Gedrucktem („papier parlé") hegt, so läßt sich daraus schließen, daß auch wenige nur, befangen von den Ideen des reinen Negerthums, die Wohlthat der Bildung von sich weisen werden. Die höhere Wissenschaft vertreten 3 Lyceen. Bald werden sich daher die Schwarzen als Mulatten betrachten können nach Bruder Joseph's Ausspruch, den die Pfahlmänner auf ihre Fahne geschrieben hatten: Reicher Neger, der lesen und schreiben kann, das ist ein Mulatte; armer Mulatte, der nicht lesen und schreiben kann, das ist ein Neger. Nichts wird in der That wirksamer die allmälige Verschmelzung der beiden

Classen mehr beschleunigen und sie um eine wohlmeinende Regierung vereinen, als das unausgesetzte Streben derselben, der Bildung immer breitere Wege zu bahnen. Nicht mindere Sorge wandte der Präsident der Hebung des materiellen Wohles zu, der Entwicklung derjenigen Kräfte, die in dem einsichtigen Betriebe der Bodenwirthschaft, der Fabrikthätigkeit, des Handels ruhen, wo er jedoch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Was die Bodencultur anbelangt, so fehlte es namentlich an Arbeitskräften und Anlagecapitalien. Dem letzten Ueberrest der weißen Bevölkerung hatte Dessalines den Todesstoß gegeben, es hatte sich auch seitdem keine wieder bilden können, da das Reichsgrundgesetz jedem Weißen die Naturalisation und den Erwerb von Grundbesitz untersagte — eine Bestimmung, die trotz aller inneren Umwälzungen bis auf den heutigen Tag in jeder Verfassung des Negerstaates wiederholt wurde und die noch kein Minister, kein Redner, kein Journalist anzugreifen gewagt hat, obwohl aufgeklärte Eingeborene die schädlichen Wirkungen dieses Artikels sich nicht verhehlen. Auch Geffrard hat denselben nicht beseitigt, wohl aus Vorsicht, um die Eifersucht der Schwarzen nicht zu reizen; er suchte sich dadurch zu helfen, daß er Farbige aus den Südstaaten der Union zur Einwanderung gegen Anweisung von Grundstücken einlud. Viele sind seinem Rufe gefolgt; ob aber diese Maßnahme zum Guten ausschlagen wird, ist eine Frage der Zeit; auch Boyer hat auf Staatskosten einige Hundert Farbige nach Haiti hinüberführen lassen, aber sie waren größtentheils sittenlos, unwissend, arm und also keineswegs ein Gewinn für die Insel; bei Weitem die Mehrzahl erlag dazu bald dem Klima oder kam um in Jammer und Elend. Und grade in den Händen der Mulatten liegt im Allgemeinen die Bodenwirthschaft, nur schwer sind die Schwarzen für sie zu gewinnen, die sie an die Zeiten der alten Knechtschaft erinnert und in der sie den Versuch zur Herstellung einer Racenherrschaft der Farbigen, wie vormals der Weißen, über die Neger erblicken. Um wenigstens die vorhandenen Kräfte zu sammeln und anzuspannen und zugleich um den Mangel an Arbeitskräften weniger fühlbar zu machen, wurde zu Port au Prince eine landwirthschaftliche Creditbank mit Filialen in den gr[illegible] Provinzialstädten errichtet. Die Regierung unterstützte durch Baarvorschüsse das verdienstliche Unternehmen, dessen wohlthätige Folgen sich rasch äußerten. Fortan fand der Landwirth hier schnelle und bereitwillige Hilfe zu 10 Procent, wo er früher kaum zu 50 bis 100 Procent die nöthigen Geldmittel hatte erlangen können. Ein „hoher Rath der landwirthschaftlichen Angelegenheiten" führt die Aufsicht über den gesammten Bodenbau des Landes. Für den auswärtigen Handel wird namentlich Kaffee erzeugt, von dem jährlich etwa 40 Millionen Pfund verladen werden; die Kaffeeproduction hat die des Zuckers vollständig verdrängt; denn als die Neger damals die Freiheit erhielten, versuchten die fleißigeren unter ihnen für sich eine eigne kleine Pflanzung zu begründen, was am leichtesten mit dem Kaffeebaum möglich ist. Als dieser dem trägen Schwarzen noch zu viel Nachdenken und Fleiß auferlegte, hatte er unter Soulouque einen müheloseren Erwerb in der rücksichtslosen Ausbeutung der prächtigen Waldungen gefunden. Hiergegen ist Geffrard eingeschritten und hat feste Regeln über den Holzschlag aufgestellt. Gründliche Verbesserungen haben auch die Haupthäfen erfahren, namentlich die Rhede von Port au Prince, die bald zu den schönsten der Welt zählen wird; Wasserleitungen durchschneiden die Ebenen und ein Netz von guten Landstraßen beginnt sich über das Land zu legen. Dagegen befinden sich die Finanzen — und das ist die schwächste Seite der Regierung — in arger Zerrüttung und sind der Gegenstand zahlreicher, oft zweideutiger Operationen; mit einem offenen Berichte seiner Finanzwirthschaft ist Geffrard noch nicht hervorgetreten

Jedenfalls hat Geffrard den redlichsten Willen, dem Lande aufzuhelfen, und scheint ein klarer Kopf zu sein; den alten Groll des echten Negerthums aber hat er noch nicht besiegt. Fast in jedem Jahre macht derselbe sich Luft in entschlossenen Verschwörungen, die, wenn auch in Blutströmen erstickt, hinlänglich beweisen, daß das Land noch weit von den Zielen eines dauernden Glückes entfernt ist. In Haiti, sagte der französische Consul, herrscht der Schwarze, aber er regiert nicht. Nicht eher wird dem vielgeprüften Lande fröhlich die Zukunft erscheinen, als es dem Weißen mit seinem überlegenen Talent und seiner größeren Capitalkraft wieder erschlossen ist, die schwarze Race hat bis-

her wenig gezeigt, daß sie die Freiheit zu würdigen weiß, den Fortschritt liebt und auf eigne Kraft und eignes Verdienst angewiesen in der Entwicklung ihrer Cultur den gebildeten weißen Nationen nachzukommen strebt.

---

2. Der Osten.

Frühere Zustände. Die dominikanische Republik und ihre Einverleibung in Spanien.

Während der Westen unserer Insel eine Beute der schrecklichsten Umwälzungen wurde, konnten ähnliche Stürme im Osten gar nicht entstehen und die grimmig wüthenden Racenkämpfe fanden hier keinen Tummelplatz. Und doch bestand hier vorwiegend die Bevölkerung aus Farbigen, aber das drüben herrschende Vorurtheil der Hautfarbe hatte sich hier nicht zu ihrem Nachtheile in das staatliche und gesellschaftliche Leben eindrängen können; vielmehr stellte die altspanische Gesetzgebung als auch die öffentliche Meinung sie in jeder Beziehung den Creolen gleich. Weil ferner die Einwohner ihren Hauptnahrungszweig in den halbwilden Rinderheerden fanden, welche die grünen weiten Prärien bedecken, und eine schwungvolle Plantagenwirthschaft bei dem arbeitsscheuen Charakter der Spanier nicht aufkommen wollte, so hielt man auch verhältnißmäßig wenig Sclaven; im Jahre 1790 mochten etwa 15,000 Schwarze auf der Inselhälfte sein. Da diese wie das Hausgesinde in Europa mit der Herrschaft Dach und Fach theilten und täglich mit ihr in engere Berührung kamen, so erfreuten sie sich neben dem Schutz des Gesetzes einer milden schonenden Behandlung und sahen verächtlich auf den „französischen Neger," der unter der Peitsche eines herzlosen Aufsehers stöhnte. Dafür blieb auch der Osten weit in der Entwicklung hinter dem kleineren Westen zurück.

Im Baseler Frieden (22. Juli 1795) mußte sich Spanien nach langem Sträuben seiner ältesten Colonie entäußern und den Osten an die französische Republik abtreten, Die Besitznahme wurde jedoch erst 1801 durch Toussaint Louverture vollzogen, unter dessen kurzer Herrschaft das Land sichtlich gewann. Dennoch aber blieb eine tiefe Abneigung zwischen den stolzen, strenggläubigen Spaniern und dem Regimente der in wirrem Aberglauben meist befangenen Neger und als das Leclerc'sche Geschwader zum Sturze des kühnen Dictators landete, unterwarfen sie sich bereitwillig den Befehlen der französischen Regierung. Und in der That hatten sie den Wechsel der Herrschaft nicht zu beklagen, der hier commandirende General Ferrand wirkte höchst erfolgreich und sorgte mit einsichtigem Blicke für den materiellen Flor des Landes. Trotzdem hingen die geheimen Wünsche und Hoffnungen an Spanien und als 1808 auf der pyrenäischen Halbinsel die Bewegung zum Sturze König Joseph's ausbrach, folgte auch hier rasch der Aufstand, der sich von Seybo im Südosten aus ungemein schnell verbreitete und unterstützt von einer englisch-spanischen Heeresmacht die Franzosen zum Abzuge zwang. (6. Juli 1809.) Im Pariser Frieden ward der Besitz des Ostens der Krone Spaniens förmlich bestätigt. Als nun aber nach der Restauration der Bourbonen alle spanischen Colonien des Continents sich erhoben, um sich als selbständige Republiken zu constituiren, schloß sich Domingo der allgemeinen Bewegung an und im December 1821 pflanzte Nuñez Casares die columbische Fahne auf, unter Proclamation der Unabhängigkeit und der Republik. Aber bald kam es zu inneren Zerwürfnissen und Parteikämpfen, die Boyer, der damalige Präsident von Haiti, trefflich wach zu halten wußte; seine Boten wanderten fleißig hinüber mit reichen Spenden und Geschenken und als seine Freigebigkeit ihm zahlreiche Anhänger erworben und Einschüchterung gegnerische Stimmen zum Schweigen gebracht, warf er seine Truppen über die Grenze und gewann die Hauptstadt San Domingo und mit ihr ohne Blutvergießen das ganze Land. (1822.) Daher gefiel er sich darin, diese Erfolge eine Eroberung der Herzen zu nennen, obwohl er sich nicht verhehlen konnte, daß die spanischen Creolen einer Verschmelzung mit dem Negerstaate ebenso abhold waren, wie zu Toussaint's Zeiten, und daß die Einigung beider Hälften an dem schneidenden Unterschiede in Nationalität und Sitte zwischen den beiden Bevölkerungen hüben und drüben wieder dereinst scheitern würde. Bald bemächtigte sich auch die tiefste Abneigung der Gemüther, und Boyer that nichts zur Versöhnung der Gegensätze; vielmehr trieb ihn, den Farbigen, maßloser Haß gegen die Creolen, in Gewaltthätigkeit und rachsüchtiger Hinterlist hervorbrechend, zu schnödestem Mißbrauche seiner Macht, so daß viele der Besitzenden es vorzogen, in verbissener Wuth

die Stätte der Heimath zu verlassen. Mit ihnen gingen Talente und Capitalien; Landwirthschaft, Handel und Gewerbe sanken, auch Kunst und Wissenschaft fanden keine Zuflucht mehr, als die altehrwürdige Universität zu San Domingo, einst die Verbreiterin geistiger Cultur im Antillenmeer, aufgelöst wurde. Egoistische Beschränkungen, kurzsichtige, oft ungerechte, allem Herkommen hohnsprechende Gesetze untergruben mit dem Vertrauen des Volkes auch seinen Wohlstand. Lange hatten die Bewohner des Ostens, seitdem Dominikaner sich nennend, ihren Grimm hinuntergewürgt, da hob die Nemesis aus dem großen Unrechte sich empor. Von den abgelegenen Prärien des Südostens sollte die Befreiung ausgehen; hier hatte sich um den Flecken Seybo, wo fast abgeschieden von allem Verkehr ein unerschrockenes Hirtenvolk wohnte, eine Kernschaar kühner Männer, fast alle von rein castilianischem Blute, gesammelt, die mit blinder Verehrung am Alten hingen und in der Zukunft nichts wie Fortdauer der Vergangenheit suchten. Als nun nach Boyer's Sturz die neue constituirende Versammlung ihre Sitzungen begann, und die Vertreter des Ostens auch für sich Reformen, aber vergebens, gewünscht hatten, beschlossen sie die Trennung ihres Landes von der faulen Republik und sahen sich nach fremdem Schutze um; am liebsten hätte man sich Spanien zugewandt, allein die tiefe politische Ohnmacht, welche die Regierung Isabella's II. lähmte, machte dieses trotz aller Sympathie unrathsam; man suchte darauf bei den diplomatischen Agenten Frankreichs um Hilfe nach und bot dieser Krone sogar das Protectorat und die Suzeränetät über das altspanische Domingo an, allein aus Rücksicht auf England und die Vereinigten Staaten lehnte das Pariser Cabinet ab. Da unterzeichneten am 16. Jan. 1844 mehr als 200 Männer in St. Domingo ein Manifest, in welchem die weiße und farbige Bevölkerung spanischer Zunge ihre Losreißung von dem Negerstaate rechtfertigte und grundgesetzlich die ewige Abschaffung der Sclaverei und die volle Gleichberechtigung aller Hautfarben aussprach. Der Osten solle fortan als dominikanische Republik einen freien Staat bilden auf democratischer Grundlage. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen brach Boyer's Nachfolger Herard mit 30,000 Mann gegen die Aufständischen auf, die ihm jedoch unter Don Pedro Santana, „dem Löwen vom Seybo,“ in einem verwegenen Reitercoup trotz seiner zehnfachen Ueberzahl eine schimpfliche Niederlage bei Azua beibrachten. Ebenso ruhmlos mußte der schwarze General Pierrot ein zweites Heer, das er gegen die Hirten heranführte, nach fruchtlosem Ringen vor seinen Augen auseinanderlaufen sehen. Und als später Faustin zwei Feldzüge gegen den jungen Freistaat unternahm, war es abermals Santana's tapferer Arm, der das Vaterland schirmte. — Unter begeistertem Jubel des Volkes zog nach Herard's und Pierrot's Niederlage Santana in die Hauptstadt ein und wurde zum Präsidenten auf 4 Jahr erwählt. Unterstützt von dem glänzenden Organisationstalent seines Freundes Don Baez, wirkte er, obwohl der Wohlstand des Landes auf das Aeußerste verfallen war und drohende Verschwörungen mehrfach die Ruhe störten, so erfolgreich, daß nach drei Jahren der Osten in blühendster Entfaltung kräftig fortschritt, ein wohlgerüstetes Heer die Grenzen vertheidigte und die total ruinirten Finanzen sich gründlich wieder erholten. Da verleideten die rastlosen Intriguen seines Gegners Jimenez dem Präsidenten die Regierung, er zog sich in die Stille des Privatlebens nach seiner Heimath Seybo zurück und es folgte auf sein Anrathen, als Jimenez sich bald als völlig unbrauchbar in den Geschäften erwies und Alles lahm legte, Don Baez, der das Ruder bis 1853 führte, worauf Santana abermals dasselbe ergriff. Aber während seines Stilllebens war, ungewiß aus welchen Ursachen, eine große Veränderung mit ihm vorgegangen; ungestümer Ehrgeiz, niedrige Eifersucht auf Baez, seinen alten Freund, den er zum großen Schaden des Landes in die Verbannung schickt, herrisches, rücksichtsloses Dreinfahren und Herumwirthschaften in allen Ressorts der Regierung lassen nicht mehr den hochherzigen Helden von Azua, den hingebenden Patrioten erkennen; zuletzt hatte er sich so in seinen Eigensinn verrannt, daß er im Bewußtsein, allein den Pflichten seines Amtes nicht gewachsen zu sein, im Juni 1856 seinen Abschied nahm. Dem Vicepräsidenten Regla Motta gelang es zwar, die verhängnißvolle Feindschaft zwischen Santana und Baez zu heben, allein die Versöhnung war nur scheinbar; und als Baez aus seinem Exil zurückkehrte und am 6. Oct.

1856 abermals die Leitung des Staates übernahm, verhängte er jetzt seinerseits die Landesverweisung über Santana, als ein localer Aufstand dessen Namen auf seine Fahne schrieb. Aber noch in demselben Jahre brach ein neuer größerer Aufstand aus, an dessen Spitze sich der Verbannte stellte, der nach scharfer Einschließung San Domingo's seinen Gegner zwang, wieder in die Fremde zu wandern (Juni 1858), und nun selbst ohne Rücksicht auf die Landesversammlung sich der höchsten Gewalt bemächtigte. So wogte der Parteikampf in dem kleinen Lande hin und her und zersplitterte die Kräfte, deren Sammlung doch so nöthig war, um den eroberungssüchtigen Grenznachbar zurückweisen zu können. Als daher die aufgeklärte besitzende Classe sah, zu welchem unseligen Hader die glorreich erkämpfte Selbständigkeit führe, erwachte immer stärker der längst gehegte Wunsch, sich einer fremden Macht in die Arme zu werfen und der Preis, den die kleine Republik bot, war den größten Mächten wichtig genug, um mit aller Anstrengung darnach zu ringen. Am Südostende schießt nämlich weit in das Meer die gebirgige Halbinsel Samana, die an ihrer Südseite ein herrliches Becken bildet — die berühmte Bucht von Samana; 14 Meilen lang und 4 Meilen breit gewährt sie nicht allein den größten Kriegsgeschwadern den besten Ankergrund und bildet so den militärischen Mittelpunkt von ganz Westindien, sondern ist auch in commercieller Beziehung der Hauptstapelplatz des Antillenmeeres. Bei der Schwäche Spaniens neigten die Stimmungen des Volkes am meisten den Franzosen zu; General Ferrand's Verwaltung stand noch im besten Andenken und so wurden directe Unterhandlungen mit dem Pariser Cabinet gepflogen; wir wissen bereits, daß sie sich zerschlugen; Louis Philipp hatte nicht den Muth zuzugreifen; die Republik und das neue Kaiserthum war anderweitig engagirt. Außerordentlich viel Mühe gaben sich die Regierungen von St. James und Washington. Trotz aller Vortheile, die eine enge Verbindung mit dem reichen, unternehmenden England bot, sträubte sich der echtkatholische Sinn der Dominikaner davor, in einem protestantischen Staate aufzugehen, und wies alle Anträge, sogar in schweren Kriegsnöthen mit Soulouque das Protectorat Großbritanniens ab. Mehr Glück schien eine Zeit lang den Vereinigten Staaten zu lächeln, die mit allen Kräften darnach strebten, im Osten festen Fuß zu fassen, um von da aus auf den verhaßten Negerstaat drücken zu können. Schon hatte man sich über einen Freundschafts-, Handels- und Schiffsahrtsvertrag geeinigt (2. October 1854) und auf der Basis völliger Gegenseitigkeit sich zu beiderseitiger Zufriedenheit über den internationalen Verkehr ausgesprochen, als zur rechten Zeit den Dominikanern Zweifel aufstiegen über die Frage der Hautfarbe, die hier den Ausschlag gab. Bekanntlich erfreuen sich die freien Farbigen und Neger in den Vereinigten Staaten keines besonden Looses; selbst wo das Gesetz ihnen bürgerliche Rechte gestattet, werden sie doch durch die Allmacht der Sitte und die unüberwindliche Abneigung der Weißen nicht allein von allen Aemtern, sondern auch von den meisten Handwerken ausgeschlossen, ein Widerwille, der durch die Schmach der Sclaverei und alle daran hängende Unnatur künstlich genährt ist. Als nun der Congreß von San Domingo forderte, daß dominikanische Bürger ohne Unterschied der Hautfarbe in den Unionsstaaten wie Bürger des eignen Landes sollten behandelt werden, mußte das Cabinet von Washington seinen Entwurf vorläufig zurücknehmen. Ebenso scheiterten die folgenden Versuche; vergebens suchte man, als Santana 1858 wieder an die Spitze trat, diesen zu bestimmen, den Congreß aufzulösen und als Dictator den ersten Entwurf zu ratificiren zum Nachtheile der Farbigen; die gewaltige Bewegung, welche die Union in den noch jetzt wüthenden Bürgerkrieg spaltete, bewog ihn abzubrechen. Wie die Pläne des „einsamen Sterns“ auf Cuba, müssen auch die Gelüste auf die meerbeherrschende Bucht, den Schlüssel der westindischen Gewässer der Zukunft überlassen bleiben. Das tief verachtete Spanien sollte die Beute davontragen. Nach der Revolution von 1821 hatte der Hof von Madrid niemals seine Ansprüche aufgegeben und erst im März 1856 vertragsgemäß die Unabhängigkeit der Republik anerkannt, unter Bedingungen, deren Tragweite Santana unterschätzte, und die er nicht rückgängig machen konnte, als er ihre Folgen sah. Die sog. „Clausel der Immatriculation“ gestattete geborenen spanischen Unterthanen und deren Kindern, welche in der Republik ansässig waren, ihre castilianische Nationalität wiederzugewinnen, wenn

sie ihre Namen in besondere Register eintragen ließen. Diese dominikanischen Spanier sollten vom Kriegsdienste und andern Staatslasten frei sein. Die Gelegenheit, sich unter auswärtigen Schutz stellen zu können, verbunden mit andern Vortheilen wurde begierig ergriffen, fast jeder ließ sich immatriculiren. Vergebens suchte jetzt der überlistete Santana dagegen einzuschreiten, spanische Fregatten belehrten ihn bald eines Besseren und in grollender Ohnmacht trat er von den Staatsgeschäften zurück. (Juni 1856.) Baez folgte, welcher der immer stärker anschwellenden Bewegung folgen mußte. Nach kurzer Dauer stürzte ihn wieder Santana, der jetzt keinen anderen Ausweg mehr sah, als sich von der Strömung mit fortreißen zu lassen oder in fruchtlosem Ankämpfen gegen sie unterzugehen. Er wählte das Erstere, knüpfte sogar mit dem Hofe zu Madrid geheime Unterhandlungen an und als durch glänzende Versprechungen seinem Ehrgeiz Genüge geschehen, dem Lande große materielle Vortheile in Aussicht gestellt und ewige Abschaffung der Sclaverei garantirt war, that er den letzten Schritt. Am 18. März 1861 verkündete eine feierliche Proclamation dem Volke die Wiedervereinigung mit dem Mutterlande. Ein großer Theil der Einwohner, besonders die fremden Kaufleute, begrüßten lebhaft dieses Ereigniß; andererseits bedurfte es der ganzen rauhen Rücksichtslosigkeit Santana's, der das Schwert ziehen mußte, ehe der Sturm sich legte. Bald erschien auch aus den westindischen Garnisonen eine hinreichende Streitkraft, die jeden offnen Widerstand rasch zu Boden warf, und als Geffrard nach einem Proteste und feindlichen Demonstrationen den Gegnern der Annexion gestattete, im Westen Truppen zu sammeln und alle Flüchtlinge bei sich aufnahm, legten sich mehrere spanische Fregatten vor Port au Prince mit einem Ultimatum, das unter Androhung eines Bombardements binnen 48 Stunden Genugthuung forderte und erhielt. Wichtiger war der Protest der Nordamerikaner, der zwar jetzt bei der großen Krise ziemlich machtlos ist; doch ist es, wie Lord John Russell über die Ausbreitung Spanien's in Westindien sich ausdrückt, nicht unmöglich, daß nach Beendigung des Bürgerkrieges der Norden und Süden sich vereinen, um die Occupation Domingo's durch Spanien zu einer Sache ernster Differenz zwischen Spanien und Nordamerika zu machen. Das ist auch die einzige Gefahr, die der neuen Erwerbung droht. England sieht zwar mit neidischer Eifersucht zu, erhebt aber keinen Widerspruch, während Frankreich das bereitwilligste Entgegenkommen gezeigt hat. Die Dominikaner selbst sind viel zu schwach, um die neue Herrschaft wieder verjagen zu können und der im Anfange dieses Jahres versuchte Aufstand ist mit Leichtigkeit unterdrückt worden. Gegenwärtig stehen abermals die Republikaner unterstützt von den Schwarzen, unter den Waffen; angeblich zur Verjagung der Spanier, haben sie sich der bedeutendsten Städte bemächtigt und deren Behörden vertrieben. Dieser Aufstand, über den uns noch alle näheren Nachrichten fehlen, scheint der Regierung tiefere Sorgen zu bereiten, indem ihr die Streitkräfte auf den Antillen nicht hinreichen, zur Wiederherstellung ihrer Autorität, sondern die Absendung eines großen Truppencorps vorbereitet wird.

Der Osten selbst wird jedoch unter spanischer Herrschaft viele Jahre brauchen, ehe er zu einiger Blüthe sich entfalten kann; zwar bietet er einer thätigen Industrie glänzende Anhaltspunkte, der jungfräuliche Boden lohnt reichlich jede Mühe, die ihm wird; die Berge enthalten die werthvollsten Metalle, die Wälder die kostbarsten Hölzer und die weiten Prärien prächtige Heerden; allein die schwankenden politischen Verhältnisse haben bisher nicht dazu ermuthigt, bedeutende Capitalien auf Hebung der schlummernden Schätze zu verwenden, und bei dem geringen Reichthum des Mutterlandes und seiner eifersüchtigen Politik, welche ungern die Einwanderung fremder Pflanzer sieht, kann die Entwicklung nur langsam vor sich gehen. —

Die Wasserwerke der Stadt Chicago.

Diese Stadt, welche sich eines mächtigen Handels in Westamerika erfreut, durch ihre Lage am Michigansee und durch den dort zum sichern Hafen gebildeten Fluß „Chicago" begünstigt ist, hat sich den Rang einer Weltstadt im Sturm genommen; denn noch sind es nicht fünfundzwanzig Jahre her, daß die damals kleine Stadt nur 4500 Einwohner zählte, während sie heute schon 150,000 Ein-

wohner hat und in diesem kolossalen Verhältnisse fortschreitet. Leider hat sie aber auch über einige ungünstige Verhältnisse zu klagen, wie fast alle Städte, welche am flachen Seeufer emporwachsen, und zwar über schlechtes Trinkwasser und mühsame Abzugscanäle, um die Stadt rein zu erhalten.

Es gibt hier überall Wasser, sowohl fließendes als auch Quellwasser; doch ist, von ersterem gar nicht zu sprechen, das letztere dumpfig und warm und nicht zu trinken. Das Wasser, dessen sich gegenwärtig die Stadt bedient, wird aus dem See in hölzerne Reservoirs gepumpt und von da durch Röhren in der Stadt vertheilt. Doch dieses Wasser wimmelt voll kleiner Fische und mikroskopischer Seethiere und nimmt bei einem Sturme eine milchige Farbe an. Selbst die feinsten Siebvorrichtungen und andere Reinigungsvorkehrungen halten dies nicht ab. Die Abflüsse von gebrauchtem Wasser mit ihren Abfällen aus Brauereien, Viehställen, Fabriken jeder Art, Schlachthäusern, Gaswerken und von den vielen Schiffen füllen das Fluß- und Seewasser mit einem unbeschreiblichen Schmutz auf Meilen das Ufer entlang. Der Boden des Hafens ist mit einer schwarzen, pechartigen Masse bedeckt, die von jedem Dampfschiff aufgewühlt wird und der Stadt zu Zeiten einen unerträglichen Geruch zubringt. Und deshalb ist reines gutes Trinkwasser ein schreiendes Bedürfniß. Die Stadt hat bereits 104 englische Meilen 4890 Fuß Wasserröhren durch ihre Straßen gelegt, außer den unzähligen Privatwasserleitungen, die in die Häuser führen. Die Anlagskosten betrugen 1,118,494 Dollars; die Stadtwasserobligationen bringen 7 Procent ein. Um also ein reineres Trinkwasser zu erhalten, beschloß man, Wasser aus dem tieferen See der der Stadt zuzuführen. Man beantragte erst, eine eiserne, durch Gelenke biegsame Röhre auf dem Boden des Sees hinaus zu legen, welches Project jedoch aufgegeben wurde, da diese Röhre leicht durch Schiffsanker oder durch das Sinken von Schiffen verletzt werden konnte. Deshalb entschloß man sich, unter dem Boden des Sees, der hier aus einem blauen Lehm besteht und dem Unternehmen äußerst günstig ist, einen Tunnel von zwei Meilen Länge zu graben und dessen Ende als Einlaß für das bessere Wasser herzustellen. Doch wird man diesen Tunnel nicht bloß von der Landseite mittels eines Schachts bei den alten Wasserwerken betreiben, sondern noch vier Schächte in den See senken, die jeder von dem anderen eine halbe Meile entfernt, im Wasser von einer gußeisernen Röhre von 9 Fuß Durchmesser gebildet sind; letztere sollen von einem achteckigen eisernen Mantel (crib) von 80 Fuß Durchmesser umgeben werden, so daß der Raum zwischen dem Mantel und dem eigentlichen Schachte ausgefüllt werden kann. So ist man in den Stand gesetzt, den Tunnel an acht verschiedenen Seiten in Angriff zu nehmen, und es sind auf jedem Schachte Dampfmaschinen angebracht, um Material und Wasser zu entfernen. Der äußerste Schacht ist bestimmt, künftig als Einlaßhaus zu dienen, und wird deshalb auch, um den Schiffen eine Warnung zu geben, einen Leuchtthurm tragen. Die anderen drei Schächte im Wasser sollen geschlossen und so weit abgetragen werden, daß sie der Schifffahrt nicht hinderlich sind. Die Zeit der Ausführung dieses eigenthümlichen Werkes ist auf zwei Jahre festgesetzt, und dessen Kosten auf nur circa 350,000 Dollars veranschlagt worden. Am 9. September dieses Jahres wurde der Empfang von Contractangeboten geschlossen.

Die Stadt Chicago hat etwas über 400 englische Meilen Straßen, und davon sind bis jetzt 47¹/₄ Meilen mit unterirdischen Abzugscanälen versehen. Der Fall des Ufers nach dem See zu ist aber so unbedeutend, daß viele Straßen die Wohlthat eines Abzugscanals für immer werden entbehren müssen.

Marschall Graf d'Ornano.

Am 13. October Morgens starb in Paris im Invalidenhotel der zeitige Gouverneur desselben, Marschall Graf d'Ornano, in dem hohen Alter von fast achtzig Jahren. Seine Jugend gehörte einer sehr kriegerischen Zeit an, auf welche man in Frankreich stets mit Stolz blicken wird, die wir Deutschen aber auch nicht aus den Augen verlieren dürfen, weil jene Zeit uns eben sowohl zur Lehre wie zur Warnung dienen kann. Je mehr aber die Zahl derer, die in jenen Kriegen eine Rolle gespielt haben, zusammenschmilzt, um so weniger können wir uns der Aufgabe entziehen, dem Lebensgange des Entschlafenen einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Graf Philippe Antoine d'Ornano wurde

am 17. Januar 1784 in Ajaccio auf der Insel Corsica geboren und widmete sich früh dem Soldatenstande. Als er kaum das Alter von sechzehn Jahren erreicht hatte, machte er bereits als Souslieutenant unter dem damaligen ersten Consul, seinem Landsmanne Bonaparte, den zweiten Feldzug in Italien mit. Im Jahre 1803 segelte er mit der nach San Domingo abgesandten Expedition dahin ab und 1804 kehrte er als Commandant des Bataillons der corsischen Jäger von dort nach Frankreich zurück. In Folge seiner Auszeichnung in der Schlacht bei Austerlitz am 2. December 1805 ernannte der Kaiser ihn zum Officier der Ehrenlegion. Auch der im October 1806 ausgebrochene Krieg zwischen Frankreich und Preußen bot dem Grafen d'Ornano die Gelegenheit sich auszuzeichnen. In Folge der von ihm in der Schlacht bei Jena am 14. October 1806 entfalteten Bravour stellte der Kaiser ihn an die Spitze des 25. Dragonerregiments, mit dem er den Krieg in Polen, der durch den Tilsiter Frieden am 7/9. Juli 1807 zu Ende geführt wurde, mitmachte.

Zwei Jahr später machte er sich unter dem Oberbefehl des Marschalls Ney in dem Feldzuge in Spanien durch seinen Muth bemerkbar, denn er erzwang den Uebergang über die Navia und in dem Treffen bei Alma de Torres nahm er dem Feinde vier Geschütze ab. Im Jahre 1811 wurde er zum Brigadegeneral ernannt und als solcher gab er 1812 in dem russischen Feldzuge bei Ostronow und Mohilew Beweise seines großen Muthes, weshalb der Kaiser ihn im September 1812 zum Divisionsgeneral beförderte. In dieser Eigenschaft führte er in der Schlacht an der Moskwa den Oberbefehl über die ganze italienische Cavallerie.

Von der größten Lebensgefahr war er bei dem schrecklichen Rückzuge der Franzosen aus Rußland bedroht, dessen Beschwerden er, der überdies gefährlich verwundet war, sicher unterlegen sein würde, hätte der Kaiser ihm nicht in dem einzigen Wagen, der ihm zur Verfügung übrig geblieben war, einen Platz eingeräumt. Dafür widmete er dem Kaiser treue Ergebenheit, für den er 1813 und 1814 tapfer focht und sich bis zu dem Kampfe vor Paris stets als einer der Unerschrockensten bewies.

Daß der Graf d'Ornano zu den Ersten gehörte, die sich nach der Rückkehr des Kaisers von der Insel Elba im Jahre 1815 demselben anschlossen, kann man sich leicht denken, dafür wurde er aber nach der zweiten Restauration verhaftet und nach Belgien verbannt, von wo er im Jahre 1818 allerdings nach Frankreich zurückkehren durfte, ohne daß er jedoch wieder in Kriegsdienste trat.

Nach dem Sturz der älteren Bourbons schloß er sich der Julimonarchie unter Ludwig Philipp an, von dem er später zum Befehlshaber der vierten Militairdivision und zum Pair von Frankreich ernannt wurde.

Nach der Februarrevolution sah er sich seiner Stelle entsetzt, doch er vereinigte sich sofort mit der Partei, welche die Zeit für gekommen hielt, das kaiserliche Regime in Frankreich von Neuem aufleben zu lassen. In Folge dessen, daß er dem Prinzpräsidenten sehr nahe stand, wurde er im Departement Indre und Loire zum Deputirten zuerst in der constituirenden und dann in der gesetzgebenden Kammer gewählt, wo er sich energisch der Politik anschloß, deren Zweck die Herstellung des zweiten Kaiserreichs war.

Nach dem Staatsstreich vom 2. December 1851 wurde Graf d'Ornano zum Mitglied der berathenden Commission, die über das künftige Regime Frankreichs entscheiden sollte, ernannt und gleich bei der Errichtung des Senats wurde ihm von Napoleon III. ein Sitz in demselben übertragen. Das kaiserliche Decret, welches den Grafen d'Ornano zum französischen Marschall ernannte, ist vom 2. April 1861 datirt.

Nach dem Tode des Generals Arrighi, Herzogs von Padua, übertrug der Kaiser dem alten und bewährten Anhänger seiner Familie den durch jenen Todesfall erledigten Posten als Gouverneur des Invalidenhotels und als der alte Marschall kürzlich gefährlich erkrankte, gab der Kaiser dem Kranken einen letzten Beweis seiner Anhänglichkeit und Theilnahme, indem er ihn besuchte und den Wunsch gegen ihn aussprach, ihn nochmals genesen zu sehen.

Der Marschall Graf d'Ornano wurde am 19. October mit allen ihm gebührenden militärischen Ehrenbezeugungen zu seiner letzten Ruhestelle gebracht und feierlich beerdigt. Mit ihm ist der Letzte der von Napoleon I. ernannten Divisionsgenerale von dieser Erde abberufen worden.

Die schlagenden Wetter.

Von Zeit zu Zeit, und leider nur zu häufig, bringen uns die Zeitungen die Nachricht von Explosionen, die namentlich in England in den Steinkohlengruben stattgefunden haben und wobei 10 bis 50 und selbst mehr Arbeiter ums Leben gekommen sind. Nach einer neueren Aufstellung sind in den zehn Jahren von 1851 — 1861 in England 605,154,940 Tonnen oder 12,103,089,800 Centner Steinkohlen gefördert worden, und dabei haben nicht weniger denn 8166 Menschen das Leben verloren. Es kommt somit auf je 71,880 Tonnen, oder 1,437,600 Centner Steinkohlen ein Menschenleben. Die 5 Millionen Tonnen Kohlen, die in London Jahr aus Jahr ein verbraucht werden, fordern also 70 Menschenleben zum Opfer. Daß wir die schwarzen Diamanten, wie man in England die Steinkohlen, das tägliche Brot der Industrie, nennt, nicht nothwendig so theuer erkaufen müssen, lehrt der Umstand, daß in den preußischen Steinkohlengruben 1857, bei einer Förderung von 189½ Million Centner, nur 4 Bergleute in Folge einer Explosion ihren Tod fanden. Hier forderten also je 47⅓ Million Centner nur einen Mann als Opfer, in England deren aber 32. Diese grauenerregende Thatsache ist wohl einer näheren Betrachtung werth, zumal sie jüngst wieder in Sir William Armstrong's Rede, zur Eröffnung der diesjährigen Versammlung der britischen Naturforscher zu Newcastle, zur Sprache gekommen und als naturnothwendig hingestellt worden ist.

Die Kobolde und andere Ungethüme, mit denen der finstere Geist des Mittelalters die Bergwerke bevölkerte, und von denen man sagte, daß sie die unterirdischen Schätze gegen die kühnen Griffe der Menschen schützten und die Verwegenheit der Erdenbewohner bestraften, existiren bekanntlich nicht, aber dessenungeachtet sind die Bergleute unter der Erde doch mancherlei Fährlichkeiten ausgesetzt und ganz besonders in den Steinkohlengruben, wo die sogenannten schlagenden Wetter (fire-damp englisch, grison französisch) der gefährlichste Feind der Arbeiter sind.

Die Steinkohlenablagerungen sind, wie bekannt, die Reste einer üppigen Flora der Vorwelt, in denen die gütige Natur für uns einen reichen Vorrath von Licht und Wärme aufgespeichert hat. Die in dem Innern unserer Erde in der Vorzeit reichlicher vorhandene Wärme leitete einen Zersetzungsprozeß der Holzmasse ein, wobei zwar alle die Hauptbestandtheile — der Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff — in verschiedenen gasförmigen Verbindungen entwichen, aber so, daß die beiden letzteren in größerer Menge fortgingen, als der Kohlenstoff, der sich dadurch anhäuft und den Steinkohlen ihren hohen Werth als Brennmaterial verleiht. Diese Zersetzung dauert selbst noch heute in den Steinkohlenablagerungen fort. Eines dieser Zersetzungsproducte ist das sogenannte Grubengas oder leichte Kohlenwasserstoffgas, das brennbar ist und eben die schlagenden Wetter bildet.

Wie reichlich diese Gasentwicklung, namentlich bei den besseren, den sogenannten backenden Steinkohlen, stattfindet, davon kann man sich leicht überzeugen. Uebergießt man solche frischgeförderte Kohlen mit Wasser, so steigen durch letzteres zahlreiche Gasblasen auf, die man einzeln anzünden kann. Nähert man sich der Fördertonne, wenn sie eben, mit solchen Kohlen gefüllt, aus dem Schachte aufsteigt, mit einem Lichte, so schlägt daraus eine hohe Flamme empor.

Die Gasentwicklung in den Steinkohlenablagerungen ist im Allgemeinen um so stärker, je größer die Tiefe ist, in der die Schätze liegen. Letztere sind von zahllosen Klüftungen und kleinen Höhlungen durchsetzt, und in diesen ist das Gas zusammengepreßt und eingeschlossen. Werden diese beim Abbauen geöffnet, so strömt das Gas aus. Auch sonst sind feine Spaltungen und Risse genug in den Flötzen enthalten, durch die das Gas seinen Ausweg findet, besonders bei niedrigem Barometerstande, da sich dann das in den Steinkohlen zusammengepreßte Gas wegen des geringeren Gegendruckes der Luft so stark ausdehnt, daß das Gas mit ziemlichem Geräusche austritt.

Ist die Luft in den Bergwerken sehr mit diesem Gase angefüllt, so fällt den Arbeitern das Athmen schwer, und stellen sie dann nicht ihre Arbeiten ein, so können sie betäubt niederfallen und ersticken. Doch dieser Gefahr kann man entgehen, weil sie sich vorher bemerklich macht. Weit gefährlicher aber wird dieses Gas für die Bergleute dadurch, daß es mit der Luft gemischt Knallgas bildet, das sich entzündet, sobald man ihm mit einem Lichte zu nahe kommt, und dann mit Explo-

sion verbrennt. Daher stammt auch der Name „schlagende Wetter.“

Je mehr sich die Sauerstoffmenge in der Luft dem Verhältniß nähert, wie es zum vollständigen Verbrennen des Kohlenwasserstoffgases erforderlich ist, um so furchtbarer ist die Explosion. Bei dem Verhältniß von 9 Theilen Luft auf 1 Theil Grubengas ist die Explosion am stärksten. Ist mehr Gas vorhanden, vielleicht 1 Theil auf 6 Theile Luft, so ist die Explosion weit schwächer und überwiegt das Gas noch mehr, so brennt es ruhig ab.

Die Explosion entsteht dadurch, daß das Gas sich bei der hohen Verbrennungstemperatur bedeutend ausdehnt. Jedes Hinderniß, das sich dieser Kraftäußerung entgegenstellt, wird mit Heftigkeit beseitigt und zerstört. Die Zimmerung in den Strecken und Schächten, die Wetterthüren, Strecken- und Schachtscheiden, ja sogar die Schachtgebäude über Tage werden mit fortgeschleudert, und ebenso Alles, was sich sonst noch in den Gruben befindet, Menschen, Pferde und Maschinen. Mag auch die anfängliche Explosion geringe sein, so kann sie doch dadurch gefährlich werden, daß sich die Gasansammlungen in den bereits abgebauten Räumen — und hier sind solche stets am meisten vorhanden, — entzünden. Dann sind die Folgen furchtbar. Es kommt vor, daß dann die stützenden Pfeiler im Innern zusammenbrechen und die ganze Grube verschüttet und in einer Weise verwüstet wird, wie wenn eine gewaltige Wasserhose sich über einem Thale entleert.

Die Berichte, welche Augenzeugen in den englischen Zeitungen von solchen Katastrophen, wie sie in den dortigen Steinkohlenbezirken leider nicht selten sind, liefern, sind erschütternd. Der Arbeiter ist hierbei in mancherlei Weise bedroht; zunächst durch die Flamme, die oft sogar einen Brand der Grube herbeiführt, und die Gewalt der sich ausdehnenden Gase, durch die er oft verstümmelt und zur ferneren Arbeit untauglich gemacht wird. Ist er diesen Gefahren glücklich entronnen, so droht ihm oft noch der Tod der Erstickung, da durch die Verbrennung des Kohlenwasserstoffgases der Luft eine große Menge Sauerstoff entzogen und daraus Kohlensäure gebildet wird, die bekanntlich nicht im Stande ist, das Athmen zu unterhalten. Noch größer ist die Gefahr, wenn sich durch unvollkommene Verbrennung des Grubengases das noch giftiger wirkende Kohlenoxydgas gebildet hat.

Natürlich mußte sich dieser so äußerst gefährliche Feind sofort bemerkbar machen, als man anfing, die Steinkohlenablagerungen abzubauen, und damit war auch die Nothwendigkeit gegeben, auf Mittel zur Abhilfe der Gefahr zu denken. Da man ohne Licht unter der Erde nicht arbeiten konnte und die gewöhnlichen Lampen grade die Gefahr heraufbeschworen, so nahm man seine Zuflucht zu einem stählernen Rade, das fortwährend gegen einen Feuerstein schlug. Diese Beleuchtung war aber zu dürftig; man griff daher wieder zu den sonst in den Gruben gebräuchlichen Mitteln und glaubte der Gefahr Trotz bieten zu können, zumal ja nicht alle Tage Explosionen vorkamen. Aber das Unglück ließ nicht lange auf sich warten. Zu Anfang unseres Jahrhunderts mehrten sich die Explosionen in England so, daß man daraus eine Nationalfrage machen und die Angelegenheit vor das Parlament bringen wollte. Die Zeitungen nahmen sich der Sache auf das Eifrigste an, zumal die hartherzigen Grubenbesitzer sich weigerten, für die zahlreichen Wittwen und Weisen derjenigen Bergleute, die in ihrem Beruf das Leben verloren hatten, zu sorgen.

Um diesem großen Uebel endlich zu steuern, wandte man sich an die Wissenschaft. Im August 1815 wurde der große englische Chemiker Humphry Davy durch einen Brief des Dr. Gray veranlaßt, sich der Sache anzunehmen. Aber selbst dieser hatte, als er an die Arbeit ging, nur eine sehr schwache Hoffnung, eine wirksame Abhilfe ausfindig machen zu können. Zunächst machte sich Davy daran, die chemische Zusammensetzung der schlagenden Wetter zu erforschen und die Eigenschaften derselben sorgfältig zu studiren. Hierbei fand er, daß das Grubengas unter allen Gasen am schwersten brenne, d. h. daß zu dessen Entzündung eine sehr hohe Temperatur erforderlich sei. Eine rothglühende Kohle oder ein rothglühendes Eisen reichten z. B. dazu nicht aus. Ferner fand Davy, daß sich das Gas in engen Metallröhren nur äußerst schwierig entzünden lasse. Diesen wichtigen Fingerzeig verfolgte er weiter und nach mancherlei Versuchen gelangte er glücklich dazu, ein so wirksames Mittel ausfindig zu machen, daß dadurch selbst seine kühnsten Erwartungen weit übertroffen wurden.

Am 9. November 1815 legte Davy seine Sicherheitslampe der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London vor. Es war dies eine gewöhnliche Oellampe, die mit einem cylindrischen Drahtnetz, das auf den Quadratzoll wenigstens 700 bis 800 Maschen zählt, umschlossen ist. In diesem Käfig wird das brennende Kohlenwasserstoffgas gefangen gehalten. Hier muß es sich selbst verzehren, denn das Drahtgeflecht wirkt so abkühlend auf die Flamme, daß sie sich nach außen hin nicht verbreiten kann. Wird auch der Draht rothglühend, so reicht diese Temperatur doch nicht aus, um das damit in Berührung kommende Gas zu entzünden. Selbst wenn die im Innern brennende Flamme durch den Luftzug gegen das Drahtnetz getrieben wird, so kann sie durch dasselbe doch nicht hindurchschlagen, da sie wegen der Abkühlung bei dem Durchgange durch die engen Maschen erlischt.

Die Versuche, die mit der Davy'schen Sicherheitslampe in den Steinkohlengruben in der Nähe von Newcastle und Whitehaven, den wichtigsten, aber auch den gefährlichsten, angestellt wurden, hatten die überraschendsten Erfolge. Die hierüber an Davy in Menge eingegangenen Berichte sind voll der interessantesten Thatsachen. An vielen Orten betrachteten die Bergleute den winzigen Apparat mit mißtrauischen Augen. Die Versicherung, daß ihr Leben nun gesichert sei, konnte die Zweifel in ihren Köpfen nicht niederschlagen. Man weigerte sich in die Gruben einzufahren, als man erklärte, daß Davy's Lampe die früher vor dem Anfahren gebräuchlichen Untersuchungen über den Zustand der schlagenden Wetter ganz entbehrlich mache. Die Besitzer mußten sich selbst an die Spitze stellen und selbst dann noch bedurfte es der strengsten Befehle zum Anfahren, zumal die Weiber der Arbeiter haufenweise die Gruben umstanden und mit ihrem Geheul und Wehklagen die Luft erfüllten. Folgten endlich die Kohlenarbeiter dem Rufe des voranschreitenden Besitzers, so fiel ihnen doch wieder der Muth, wenn die letzten Töne des von oben herabdringenden Jammergeschreis verhallten. Sie wären gerne ausgerissen, wenn sie nur gedurft hätten. Nur die ruhige Haltung der Besitzer, die keinen Zweifel in den Schutz der Sicherheitslampe setzten, flößte den Arbeitern Muth ein. Als sie sahen, daß Jene furchtlos voranschritten, ohne von dem grimmen Feinde beunruhigt zu werden, da faßten auch sie ein Herz. Zögernden Schrittes gingen sie vorwärts und siehe da, die einfache Lampe trotzte in der That dem sonst für unüberwindlich gehaltenen Feinde. Mit jedem Schritte wuchs der Muth und das Vertrauen, und bald betrat man Orte, die man sonst wegen der Gefährlichkeit der sich dort angehäuften Gase auf das Aengstlichste gemieden hatte.

Früher mußte man, um die Sicherheit der Arbeiter festzustellen, mit einem Lichte in der Hand, Zoll für Zoll durch die verdächtigen Strecken kriechen und trotz aller Vorsicht kamen hierbei nur zu häufig die erfahrensten Bergleute zu Schaden. Jetzt konnte man mit der Davy'schen Sicherheitslampe in der Hand furchtlos fortschreiten. Das Verhalten der Flamme belehrte die Aufseher ganz genau über das Vorhandensein, die Wege und die Richtung, in der sich das Gas verbreitete. Sobald das Grubengas in einiger Menge vorhanden ist, verlängert sich die Flamme nach und nach und füllt oft den ganzen innern Raum des Cylinders aus. Ist das Gemenge gefährlicher, so erfolgen im Innern zahlreiche kleine Explosionen und oft so schnell hintereinander, daß die Luft in tönende Schwingungen geräth und diese jammernden Töne scheinen sich über die Herrschaft, die der menschliche Scharfsinn über den grimmen Feind gewonnen hat, zu beklagen. Wie ein entwaffneter und eingekerkerter Wütherich geberdet sich nun die Flamme; mit ohnmächtiger Wuth leckt sie gierig gegen das Gitter ihres Gefängnisses, aber ihre Macht ist gebrochen. Das Drahtgeflecht dient in der That als Käfig, der die Flamme in diesen engen Grenzen gefangen hält. Hinaus kann sie nicht. Die engen Maschen kühlen die Flamme dermaßen ab, daß sie beim Durchgange durch die feinen Löcher erlischt und sich nicht nach Außen mittheilen kann.

Durch die Veränderungen, welche die Flamme im Innern des Drahtgeflechtes erleidet, erhielt man jetzt auch Aufschluß über die früher ganz unerklärlichen Unfälle, die so häufig bei den erwähnten Untersuchungen vorgekommen waren. Man beobachtete nämlich jene Veränderungen oft ganz plötzlich, wenn man sich in einem vollkommen sicheren Raume zu befinden glaubte, und erkannte, wie sehr entfernte Ursachen im Stande waren, die Atmosphäre in den Gruben so zu er-

schüttern, daß plötzlich der sicherste Aufenthaltsort zu einem sehr gefährlichen wurde.

Als man diese Lampe zehn Monate lang in den Gruben von Newcastle gebraucht hatte, ohne daß der geringste Unfall vorgekommen war, obgleich alle Tage mehrere hundert Lampen im Gebrauch gewesen waren, beeilte man sich, „dem Talente, welches uns mit den Eigenschaften und Kräften eines der gefährlichsten Wesen, mit denen die Menschen zu thun haben, vertraut gemacht hat, die höchste Bewunderung zu zollen.“ Es wurden Stimmen laut, daß es die Aufgabe eines freien Volkes sei, durch eine ausgezeichnete Darlegung dem Manne, der eine Kraft, die in ihren fürchterlichen Wirkungen dem Blitz und Erdbeben zu vergleichen sei, entwaffnet habe und dadurch der Wohlthäter seiner geringsten und verborgensten Mitmenschen geworden sei, sich dankbar zu beweisen, und daß hierbei die Ehre des Gebers viel mehr betheiligt sei, als die des Empfängers, denn das höchste Lob, ja der Zuruf eines ganzen Volkes, erschalle er auch noch so laut, könne nur wenig das Glück dessen erhöhen, der sich sagen darf, daß er seinen Mitmenschen einen solchen Dienst erwiesen habe.

Diese Aufforderung fand Anklang. Am 11. October 1817 wurde Humphry Davy, als er aus Schottland zurückkehrte, bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Gastmahle zu Newcastle ein Silberservice im Werthe von 2500 Pfund (16,650 Thaler) als ein Zeichen der Dankbarkeit für seine unschätzbare Erfindung der Sicherheitslampe überreicht. An der Spitze der Subscription stand der Herzog von Northumberland und der Lord-Bischof mit dem ganzen Domcapitel von Durham. Die Besitzer von 26 Steinkohlengruben hatten sich hieran betheiligt. Außer diesem Geschenk erhielt Davy noch eine prachtvolle Vase von vergoldetem Silber von dem Kaiser Alexander von Rußland, nebst einem Handschreiben, worin der Kaiser seine Anerkennung der wichtigen Entdeckung ausdrückte, ferner von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften eine Preismedaille und 1818 von seiner eigenen Regierung die Würde eines Baronets.

Indessen fehlte es nicht an Leuten, die auf das Eifrigste bemüht waren, nicht allein Davy's Verdienste zu verkleinern, indem man seiner Lampe allerlei Unvollkommenheiten und Mängel vorwarf, sondern man ging sogar so weit, ihm die Originalität seiner Entdeckung ganz und gar abzusprechen. Es traten nämlich verschiedene Männer auf, die schon vor Davy die Sicherheitslampe wollten erfunden haben, so Dr. Clanny, Georg Stephenson, der aber damals noch nicht der berühmte Mann war, und durch diese Ansprüche glaubten einige große Grubenbesitzer der Dankbarkeit gegen Davy überhoben zu sein.

Stephenson, der berühmte Erbauer der englischen Eisenbahnen, war damals noch ein ganz unbekannter Maschinist der Killingworther Kohlenbergwerke, deren Strecken und Stollen sich an 160 englische Meilen weit unter der Erde erstrecken. Hier hatte er allerdings häufig Gelegenheit, Beobachtungen über den Ursprung und die Natur des fire-damp zu machen. Zu solchen soll er durch die damals häufigen Katastrophen, die auf sein menschenfreundliches Gemüth einen tiefen Eindruck machen mußten, veranlaßt worden sein und den Gedanken gefaßt haben, auf Hilfe gegen den furchtbaren Feind zu sinnen. Schon vor Davy soll er auf Grund zahlreicher Gasverbrennungsversuche eine Sicherheitslampe construirt und in einem entlegenen Stollen, in welchem das Grubengas zischend aus den Rissen und Sprüngen der Flötze ausströmte, den Beweis geliefert haben, daß er das Problem gelöst habe, dem Grubenarbeiter ein Licht in die Hand zu geben, das schlagende Wetter nicht entzündet. Wenn nun aber gesagt wird, daß Davy die Ansprüche Stephenson's, das Princip, worauf die Sicherheitslampe beruht, zuerst praktisch in Anwendung gebracht zu haben, nie bestritten habe, so ist diese Behauptung nicht begründet. In einem Briefe vom 29. October 1816 an Lambton, der später bei dem Gastmahl in Newcastle präsidirte, sagt Davy: „Ich habe nicht ein Wort von George Stephenson und seinen Lampen gehört, als erst 6 Wochen nachdem die Grundsätze, auf denen meine Sicherheitslampe beruht, bekannt geworden waren, und die allgemeine Meinung der Gelehrten in London, die durch das, was ich in Newcastle erfuhr, bestätigt wurde, ist, daß ihm irgend eine lustige Idee vorgeschwebt habe, die er ohne Erfolg zu verwirklichen suchte, bis endlich meine Arbeiten erschienen waren; und dann hat er ein Ding gemacht wie eine Sicherheitslampe, nur daß sie nicht sichert; denn die Oeffnungen unten sind viermal, und die oben zwanzigmal so groß.

Gesetzt aber, Stephenson's Construction wäre nicht erst nach der meinigen zu Stande gekommen, so ist doch immer gar keine Vergleichung möglich zwischen seiner gläsernen Explosionsmaschine und meinem metallischen Gewebe, das für Licht und Luft durchgängig und für die Flamme undurchgängig ist."

Allerdings sagt Davy am Schlusse dieses Briefes: „Daß ich nicht die geringste Notiz von meinen Gegnern im Norden nahm, werden Sie hoffentlich nicht tadeln. Ich habe nicht Lust, von meinem Wege abzugehen, um nach Mücken zu schlagen, die mich nur von Weitem umsummen und mich nicht stechen; oder mich mit Leuten herumzubalgen, die Pfeile nach dem Monde schießen, und dann glauben, weil sie einen Augenblick ein Theilchen seines Lichtes verdunkelt haben, sie hätten ihr Ziel getroffen."

Diese ärgerlichen Streitigkeiten kamen noch nach dem Tode Davy's, als 1835 eine fürchterliche Explosion in den Walls-End-Gruben stattgefunden hatte und das Haus der Gemeinen sich dadurch veranlaßt sah, eine Commission zur Untersuchung der Unglücksfälle in den Steinkohlengruben zu ernennen, zur Verhandlung. Mehrere Tagesblätter hatten die kecke Behauptung aufgestellt, daß die Sicherheitslampe hier ihre Dienste versagt, also die Explosion veranlaßt habe. Eine genaue Untersuchung stellte aber heraus, daß die Explosion nicht in der Strecke entstanden sei, wo die Sicherheitslampen gebraucht wurden. In dem Berichte der Commission, der verschiedene Sicherheitslampen zur Beurtheilung vorlagen, wird der Davy's großes Lob ertheilt und erklärt, daß sie unter gewöhnlichen Umständen vollkommene Sicherheit gewähre. Weiter heißt es: „Die Grundsätze, nach denen sie construirt ist, scheinen die beiden vernommenen Zeugen, Clanny und Stephenson, praktisch gekannt zu haben, noch ehe Davy's mächtiger Geist sich auf diesen Gegenstand richtete und ein Werkzeug hervorrief, das seinen Namen bis zu den entferntesten Zeiten bringen wird." Dieser Behauptung widerspricht aber Davy's Bruder auf das Entschiedenste. Nach ihm waren die Grundsätze, auf denen die Lampen jener beruhten, durchaus andere.

Stephenson's Freunde geben selbst zu, daß weder der große Chemiker den damals noch ruhmlosen Werkmeister, noch dieser jenen gekannt habe. Also ist Davy's Entdeckung unter keinen Umständen gefährdet. Eben so wenig sind auch die Ausfälle von Stephenson's Freunden gegen den großen Chemiker wegen seines Benehmens in diesem unerquicklichen Streite gerechtfertigt, da jener einen sehr edelmüthigen Charakter besaß. Allerdings wurde Davy durch jene Intriguen empfindlich berührt, aber wie er selbst sagt, zog der Zorn und Unmuth bald vorüber. Davy ließ nicht nach, durch seine Forschungen denen Gutes zu erweisen, die feindselig gegen ihn auftraten und seine Verdienste verringerten. Er fand solches sogar ganz natürlich. „Es wäre zu viel von der menschlichen Natur erwartet," sagt er, „wenn man glauben wollte, daß gar keine Beispiele von hartnäckiger Widerspenstigkeit unter den Arbeitern und von Vorurtheil oder Gleichgiltigkeit unter den Grubenbesitzern vorkommen könnten, jedoch stehen diese Beispiele sehr vereinzelt da." Er verzichtete ferner auf jeden Vortheil aus seiner Entdeckung. So sehr er auch von seinen Freunden bestürmt wurde, ein Patent auf seine Erfindung, das ihm sicher jährlich 5- bis 10,000 Pfund St. eingebracht hätte, zu nehmen, — eben so hartnäckig widerstand er allen Bitten. Sein einziger Zweck war, der Menschheit zu dienen, und wurde dies erreicht, so hatte er Belohnung genug an dem erhabenen Bewußtsein, so gehandelt zu haben. „Ich besitze genug für alle meine Zwecke und Angelegenheiten," erwiederte er den Versuchern; „größeres Vermögen wäre mir nur beschwerlich, und würde mich von der Arbeit, die ich so gerne betreibe, abziehen. Größerer Reichthum kann weder meinen Ruf, noch mein Glück erhöhen. Ich könnte dann freilich mit Vieren fahren; was hilft es mir aber, wenn die Leute sagen: Sir Humphry fährt mit Vieren?"

Daß seine Lampe Mängel besaß, sah Davy selbst ein und bemühte sich angelegentlich, diesen abzuhelfen. Am meisten klagte man darüber, daß sich der Drahtcylinder durch die feinen Kohlentheilchen, die in großer Menge bei dem Abbauen der Steinkohlen erzeugt werden und dann in der Luft umherschweben, leicht verstopft werde. Dadurch wurde nicht allein das Licht beeinträchtigt, sondern man glaubte auch, da sich dieser feine Kohlenstaub an dem glühenden Cylinder mitunter entzündete, daß dadurch Explosionen veranlaßt werden könnten. Allerdings war diesem Uebelstande leicht mit einer kleinen

Bürste abzuhelfen, aber Davy beseitigte ihn auf andere Weise. Um mehr Licht zu erzielen, umgab er die Lampe mit einer dicken Glaskugel und durch einen doppelten Drahtcylinder schützte er den inneren vor dem feinen Kohlenstaube und den äußeren vor dem Glühendwerden. Eine andere wesentliche Verbesserung war die, daß er in der Flamme eine kleine Spirale von feinem Platindraht anbrachte. Dadurch wurde nicht allein die Helle gesteigert, sondern dem Arbeiter auch noch ein anderer wichtiger Dienst geleistet. Es kommt nämlich vor, daß die Lampe durch die Explosionen im Innern des Cylinders erlischt und dann befindet sich der Arbeiter in einer üblen Lage. Der Platindraht fährt aber fort zu glühen, so lange in der Luft Grubengas vorhanden ist, und dieses schwache Licht dient dem Arbeiter wenigstens als Leitstern auf seinem Rückzuge. Erlischt endlich auch der Draht, so weiß der Arbeiter, daß er sich auf einem neutralen Boden befindet, d. h. daß in der Luft kein Grubengas enthalten ist. Der Arbeiter kann jetzt also getrost sein Feuerzeug hervorholen und seine Lampe wieder in Brand setzen.

Nicht allein, daß Davy's Sicherheitslampe dem Arbeiter einen vollständigen Schutz gewährt, hat sie auch dadurch neue Quellen für die Wohlfahrt der Völker geöffnet, daß man die Strecken wieder in Betrieb nehmen konnte, die man vordem wegen ihrer Gefährlichkeit ganz aufgegeben hatte, und deren gab es in England in nicht geringer Zahl. Ja man hatte sogar ganze Gruben wegen der Häufigkeit der Explosionen verlassen. Diese kamen nun gleichfalls wieder in Betrieb. Und doch konnte die Morning Post nach einem Jahrzehnt sagen: „Die Menschheit hat durch Davy's Sicherheitslampe nichts gewonnen." Für England scheint diese Behauptung auch noch heute ihre Richtigkeit zu haben.

Zum Beweise für seine Behauptung führt nämlich das genannte Blatt an, daß in einem kleinen Bezirke des ausgedehnten Steinkohlenfeldes in England in den Jahren 1805 bis 1816, also vor der Entdeckung der Sicherheitslampe, 284 und in dem gleichen Zeitraume von 1817 bis 1828, also nach der Einführung der Sicherheitslampe, über 360 Grubenarbeiter — mithin 76 oder 26,76 Procent mehr — durch die Explosionen der schlagenden Wetter ihr Leben eingebüßt haben. Und so ist es, wie wir bereits am Eingange gesehen haben, geblieben bis auf diesen Tag, trotzdem das Unterhaus zu verschiedenen Malen Ausschüsse zur Untersuchung über die Unglücksfälle in den Steinkohlengruben und deren Vermeidung eingesetzt hat. Hieran sind aber die Sicherheitslampen durchaus unschuldig. Die Schuld liegt einzig an den Grubenarbeitern und den Besitzern.

Die englischen Kohlenbergmänner, Pitmen genannt, waren früher so wüst und roh, daß man sie gradezu Barbaren nannte. Neuerdings sollen sie wohl durch die Sonntagsschulen und Mäßigkeitsvereine etwas civilisirter geworden sein, aber von großer Bedeutung ist dieser Einfluß wohl nicht, wenigstens dürfen wir sie mit unsern Bergleuten keineswegs vergleichen. Allerdings scheint der Mensch, der stets von Gefahren umgeben ist, mit der Zeit gegen diese gleichgiltig zu werden, aber die englischen Kohlenbergmänner treiben denn doch die Sorglosigkeit zu weit. Es steht fest, daß die meisten Explosionen durch ihre eigene Schuld veranlaßt werden. Trotz aller Warnungen arbeitet man nur zu häufig mit offenen Lichtern, da die Sicherheitslampen, wie man sagt, nicht genug Licht geben. Ja der Uebermuth geht sogar so weit, daß man unter den nichtigsten Vorwänden die schützende Hülle entfernt, um sich z. B. die Tabackspfeife anzuzünden. Oft ist solches auch ein Bravourstück; man will seinen Muth zeigen, oder man hält es nicht für gefährlich, weil ja die Strafe nicht unmittelbar den Leichtsinn ereilt. In der Regel ist es nur ein Einziger, der durch seine Unvorsichtigkeit oder seinen Uebermuth alle Vorsicht der übrigen Arbeiter zu Schanden macht, und solche finden sich natürlicherweise unter den englischen Kohlenarbeitern mehr als unter den deutschen, weil jene hinsichtlich der allgemeinen Bildungsstufe unter diesen stehen.

Die Grubenbesitzer glauben nun ihrerseits, Alles gethan zu haben, wenn sie dem Kohlenarbeiter die Sicherheitslampe in die Hand geben. Sie vernachlässigen die Ventilation, die ohne dies so dringend nothwendig für die Gesundheit der Arbeiter ist, auf das Gröblichste. Namentlich gilt dies von den kleineren Besitzern. Früher unterlagen die englischen Steinkohlengruben keinerlei bergpolizeilichen Aufsicht, aber in Folge der schaudererregenden Zunahme der Unglücks-

fälle hat die Regierung in der neueren Zeit Bergwerksinspectoren zur Beaufsichtigung der Steinkohlengruben ernannt. Geholfen ist damit aber sehr wenig, denn einmal sind diese Bezirke so groß, daß einer dieser Inspectoren vor dem Unterhause aussagte, daß er jede der unter seiner Aufsicht stehenden Gruben nur alle vier bis fünf Jahre einmal besuchen könne, und dann duldet die Selbstregierung, auf die sich die Engländer so viel zu gute thun, so wenig Eingriffe, daß diesen Inspectoren nicht einmal das Recht zusteht, bei dringender Gefahr den Betrieb einer Grube einzustellen. Was unter solchen Umständen die Inspectoren überhaupt nützen sollen, ist schwer einzusehen.

Die Sparsamkeit der Grubenbesitzer geht so weit, daß meistens nur ein Schacht in die Grube führt. Mithin ist bei Unglücksfällen auch nur ein Ausweg vorhanden. Wird dieser bei Explosionen gesperrt, so sind die Arbeiter alle verloren, wenn sie auch der Explosion selbst glücklich entronnen sind. Wie übel angebracht diese Sparsamkeit ist, zeigte sich vielleicht zum hundertsten Male wieder im vorigen Jahre bei einer furchtbaren Explosion in den Hartleigruben. In Folge dessen haben die Kohlenbergleute in Northumberland und Durham eine Petition an das Parlament gerichtet, in der sie fordern, daß die Grubenbesitzer in Zukunft größere Rücksicht auf die Sicherheit der Arbeiter, als auf ihren eigenen Geldbeutel nehmen sollen. Sie verlangen, daß stets zwei Schächte in die Grube führen, damit, wenn der eine verschüttet, noch ein anderer Ausweg vorhanden sei, daß die Aufsicht über die Gruben verschärft werde, daß man größere Sorgfalt für die Ventilation der Gruben trage, damit die häufigen Explosionen in Folge der Ansammlung der brennbaren Gase vermieden werden, und daß für Unglücksfälle, die durch den Mangel von Vorsichtsmaßregeln entstanden, Geld- und Gefängnißstrafen bestimmt werden. Man muß sich billig wundern, daß so gerechte Forderungen in dem freien England erst jetzt, nachdem das Leben so vieler Tausende von Arbeitern geopfert worden ist, von der Regierung erzwungen werden sollen. Wir ersehen hieraus recht deutlich, daß selbst in dem Lande der Erbweisheit die bloßen Formeln allein gleichfalls nicht selig machen. Während die alten Römer durch die kostspieligsten Baue, die wir noch heute zu bewundern Gelegenheit haben, für das Leben und die Wohlfahrt der Grubenarbeiter sorgten, obgleich doch nur Verbrecher und Sclaven in den Bergwerken arbeiteten, sehen wir in dem freien England Jahr aus Jahr ein circa 1000 seiner Söhne, welche die schwarzen Diamanten, die Grundlage der englischen Macht und des englischen Staates, aus dem dunkeln Innern der Erde heraufschaffen, elendiglich umkommen. Ob wir hiernach Grund haben, so sehnsüchtig nach den hochgepriesenen englischen Zuständen auszuschauen, ist zweifelhaft. Die deutschen Arbeiter wenigstens, welche Gelegenheit hatten, die letzte Industrieausstellung in London zu besuchen, scheinen darnach kein großes Verlangen zu haben.

Lord Lyndhurst.

England hat das Glück, daß die meisten seiner Staatsmänner ein sehr hohes Alter erreichen und daß dieselben bei gereifter Erfahrung der Erfüllung ihrer Pflichten noch zu einer Zeit mit Rüstigkeit vorstehen, wo ihre Collegen in andern Ländern längst auf der Pensionsliste stehen. Der 79 Jahre alte Lord Palmerston leitet als Premierminister das Geschick des großbritannischen Reiches; der 85jährige Lord Brougham eröffnete als Präsident des kürzlich in Edinburg versammelten Congresses der Association für die socialen Wissenschaften die erste Sitzung derselben mit einer langen, von ihm selbst ausgearbeiteten Rede, und bis vor kurzer Zeit war der Führer der Tories im Oberhause der hochbejahrte Lord Lyndhurst, welcher am 12. October 1863, Morgens gegen drei Uhr, in seinem Hause in George-Street, Hanover-Square in London, in seinem 92. Lebensjahre verstorben ist, und mit ihm wollen wir uns hier beschäftigen. Obgleich das Leben dieses Staatsmannes sehr eng mit der englischen Geschichte verknüpft ist, ist über denselben doch wenig geschrieben worden und wir sind daher der Times zu Dank verpflichtet, die ihm in ihrer Nummer vom 13. October einen sehr langen Nachruf widmet und uns über den Lebensgang dieses Mannes belehrt, der sich durch sein Talent den Weg zu den höchsten Würden bahnte.

John Singleton Copley, Baron Lyndhurst von Lyndhurst, in der Grafschaft Hants, war der Sohn John Singleton Copley's, eines ausgezeichneten Malers, der durch die von ihm gefertigten Porträts und geschichtlichen Gemälde sich einen Namen gemacht hat, von welchen letztern die Todesscene des Lord Chatham, die sich jetzt in Marlboroughhouse befindet, besonders bekannt ist. Der Maler war in Boston in Amerika geboren, wohin dessen Vater von Irland eingewandert war, und wo er noch wohnte, als ihm am 21. Mai 1772 ein Sohn geboren wurde, der dazu bestimmt war, lange Zeit hohe Stellungen in englischen Ministerien zu bekleiden. Lord Lyndhurst war demnach ein Eingeborner der nordamerikanischen Colonien, zur Zeit, wo dieselben noch einen integrirenden Theil des britischen Reiches bildeten. Im Jahre 1773 fanden in Boston die „tea-riots“ statt, welche später zu dem nordamerikanischen Freiheitskriege die Veranlassung gaben. Etwa drei Jahre früher hatten Aufstände stattgefunden, welche unter dem Namen „Boston Massacre“ bekannt sind und in denen durch den Zusammenstoß mit den Soldaten mehrere Menschenleben verloren gingen. Nur mit dem ersten dieser beiden Vorfälle kann das Ereigniß aus der frühesten Kindheit Lord Lyndhurst's verknüpft werden, welches im Munde des Volkes lebt, nach welchem seine Mutter ihn auf ihren Armen von einem Fenster aus einer aufgeregten Volksmasse gezeigt haben soll, um das Haus vor einem Angriff von Seiten derselben zu retten. In seiner Wohnung in George-Street ist wahrscheinlich noch jetzt das von seinem Vater gemalte Familiengemälde, worauf Lord Lyndhurst in den Armen seiner Mutter dargestellt ist, und dieses Gemälde, welches vielleicht die Grundlage jener Erzählung bildet, ist vermuthlich noch vor der Abreise seines Vaters aus Amerika gemalt worden, der wie viele andere loyal gesinnte Männer im Jahre 1774, also zwei Jahre vor der Unabhängigkeitserklärung Nordamerika's, mit Frau und Kind nach England übersiedelte und hier seinen dauernden Wohnsitz nahm. Von dieser Zeit an lebte der Maler in London, wo er 1815 in demselben Hause starb, das sein berühmter Sohn seitdem bewohnt hat und worin er jetzt entschlafen ist. Der Mutter, die erst 1836 starb und die fast nie von ihrem Sohne getrennt war, wurde die Freude zu Theil, ihren Sohn in hohen Würden zu erblicken.

Der junge Copley war anfangs dazu bestimmt, sich ebenfalls zum Maler auszubilden, und zu diesem Zwecke besuchte er eine Zeit lang die Vorlesungen Reynold's und Barry's. Seine eigentliche Schulbildung erhielt er von einem Privatlehrer, der ihn so weit vorbereitete, daß er im Alter von 19 Jahren im Trinity College der Universität von Cambridge aufgenommen werden konnte, wo er sich durch seine mathematischen Kenntnisse auszeichnete, so daß ihm bei der Bezeichnung der zwölf fähigsten Studenten, die prämiirt werden sollten, die zweite Stelle zuerkannt wurde. Er nahm seinen ersten akademischen Grad als Baccalaureus im Jahre 1794, seinen zweiten als Magister im Jahre 1797 und in der Zeit zwischen diesen beiden Daten erhielt er durch seine Verbindung mit der Universität, die ihm ein Reisestipendium bewilligte, die Gelegenheit, sein Geburtsland zu besuchen, das von Seiten Englands im Jahre 1783 als unabhängig anerkannt worden war. Auf dieser Reise war er von Volney, dem Verfasser der Ruins of Empires, begleitet und verlebte eine ganze Woche in Mount Vernon bei Washington. Man erzählt, zu jener Zeit habe er für die nordamerikanischen Institutionen große Sympathie gehabt und in dem Briefe oder dem Essay, den er der Gewohnheit gemäß unter solchen Umständen an die Behörden der Universität einzusenden hatte, habe er sich etwas freisinnig ausgedrückt. Nach einer andern Sage soll aber dieses Schreiben gar nicht von dem damaligen jungen Copley, spätern Lord Lyndhurst, sondern von einem seiner Freunde, Namens Legh Richmond, geschrieben worden sein, der die Aufgabe übernommen habe, weil der junge Copley keine Lust hatte, sich selbst damit zu befassen. Jedenfalls wurde J. S. Copley zur üblichen Zeit als Fellow in seinem College erwählt und ihm standen dann die Mittel zu Gebote, sich große Kenntnisse zu erwerben und jene Freundschaften zu schließen, denen er sein ganzes späteres Leben so fest anhing. In dieser Zeit entwickelte er auch seine Vorliebe für die praktische Chemie und Mechanik, in welchen beiden Zweigen der Wissenschaft er später als ein Sachverständiger galt.

Ein Correspondent des Law Magazine and Review sagt in Bezug auf Lord Lynd-

hurst: Gegen den Schluß eines weit längern öffentlichen Lebens als es gewöhnlich das Loos irgend eines Menschen ist, finden wir ihn die Zeit eines Ereignisses danach festsetzend, daß er sich erinnerte, „es habe stattgefunden, als er die Principia las." So groß war der Eifer, mit dem er sich den Wissenschaften widmete, und so bestimmt war der Raum, den seine Errungenschaften mit ihren zufälligen Nebenumständen in dem geräumigen Magazin seines Gedächtnisses einnahmen.

Von Cambridge begab er sich nach London, wo er sich unter der Leitung des bekannten Tidd, der später zu gleicher Zeit vier seiner Zöglinge — die Lords Lyndhurst, Denman, Cottenham und Campbell — im Oberhause sitzen sah, zum Sachwalter ausbildete, als welcher er am 8. Juni 1804 in die Society of Lincoln's-Inn aufgenommen wurde. Erst 1813 erwarb er das Diplom als Doctor der Rechte und 1817 gelang es ihm, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, als er James Watson den Aeltern, welcher des Hochverraths angeklagt war, vor Gericht zu vertheidigen hatte. Er bewies sich dabei so geschickt und als ein so vortrefflicher Redner, daß Lord Castlereagh, welcher den Verhandlungen beigewohnt hatte, gegen den Lord Campbell seine Bewunderung über die Beredtsamkeit des Serjeant Copley ausgedrückt und hinzugefügt haben soll: „Ich will meine Rattenfalle für ihn aufstellen und ihn mit Chesterkäse hineinlocken." Diese Anekdote war wahrscheinlich eine spätere Erfindung seiner Collegen, die sich auf die Thatsache stützte, daß Serjeant Copley im Jahre 1818 von Seiten der Regierung zum Oberrichter in Chester ernannt wurde.

Kurz vor dieser Ernennung soll er auf die ultraliberalen Gesinnungen, mit denen er in's politische Leben eintrat, verzichtet haben, was ihm während seiner Laufbahn als Staatsmann oft zum Vorwurf gemacht worden ist, so übel es auch vom Lord Lyndhurst aufgenommen und in Ausdrücken gerügt wurde, aus denen sich schließen ließ, daß die Anklage übertrieben war oder ihn zu sehr verletzte. Er war in dieser Hinsicht gewiß nicht mehr schuldig als manche andere Staatsmänner von anerkanntem Werthe und Rechtschaffenheit, aber seine große Empfindlichkeit bei einem solchen Angriffe reizte bei den Parteikämpfen seine Gegner, dieselben immer wieder zu erneuern. Eine unleugbare Thatsache scheint es zu sein, daß er bereits bei seiner Ernennung zum Oberrichter in Chester seinen politischen Ansichten nach zu den Tories zählte, und daß er dieser Ueberzeugung unveränderlich bis zu seinem Tode treu geblieben ist, wird Niemand in Abrede zu stellen wagen.

Schon vor seiner Ernennung zum Oberrichter trugen die Tories dafür Sorge, ihm einen Platz im Unterhause zu verschaffen, in das er am 28. März 1818 als Mitglied für Yarmouth auf der Insel Wight eintrat. Am 19. Mai in demselben Jahr hielt er seine maiden speech und zwar über die Alienbill, welche er gegen Sir Samuel Romilly vertheidigte. Seine Rede war gemäßigt, lichtvoll und kräftig, und sie fand viel Beifall; einen Angriff von Seiten der Whigs auf dieselbe wies er sofort mit der würdigen Versicherung, daß er nur seine Ueberzeugung ausgesprochen, zurück. Von dieser Zeit an leistete er im Unterhause große Dienste, ohne sich vorzudrängen oder sich den Vorwurf übertriebener Dienstfertigkeit zuzuziehen.

Noch in demselben Jahre vertauschte er die Vertretung des Fleckens Yarmouth mit der für Ashburton in Devonshire, das er bis 1826 im Unterhause vertrat.

Im Jahre 1819 vermählte er sich mit einer sehr schönen Dame, deren Porträt von Sir Thomas Lawrence gemalt und dann in Kupfer gestochen sehr verbreitet worden ist. Im Juli desselben Jahres wurde der Solicitor-General (Generalprocurator) Sir Robert Gifford zum Attorney-General (General-Fiscal) ernannt; der bisherige Oberrichter von Chester rückte in die Stelle des Solicitor-General ein und in Folge dessen wurde er zum Baronet ernannt, als welcher er Sir John Copley hieß.

Als Solicitor-General boten sich ihm mehrere Gelegenheiten dar, seine Geschicklichkeit und seine großen Kenntnisse zu beweisen. Ganz besonders war dies bei dem berüchtigten Proceß gegen die Königin Karoline, der am 20. August 1820 begann, und der so allgemeine Entrüstung gegen ihren Gemahl, den König Georg IV., erregte, der Fall, in dem er durch die Mäßigung und die Würde seines Benehmens und den Tact und die Art und Weise, wie er undelicate Gegenstände zu behandeln verstand, sich vor jedem Tadel zu sichern wußte, der den Urheber der Anklage der Königin in einem so

hohen Grade traf. Sein Resumé am 28. October 1820 über diese Proceßverhandlung wurde für eine große, bewundernswerthe Arbeit gehalten.

Im Unterhause unterstützte er zu derselben Zeit das Ministerium in einer Reihe von Fragen, und seine überlegenen Talente und seine Energie setzten ihn in den Stand, die Leitung dieser Geschäfte anstatt seines liebenswürdigen Collegen, des Attorney-General, Sir Robert Gifford, zu übernehmen, und als dieser 1823 zum Master of the Rolls (Ober-Canzlei-Director) ernannt wurde, folgte Sir John Copley ihm in seinem Amte als Attorney-General. Auch in dieser Stellung leistete er dem Unterhause und dem Cabinet große Dienste, dem erstern dadurch, daß er die vorgeschlagenen Maßregeln in eine Form zu fassen verstand, in welcher ihre Annahme wenig Schwierigkeiten zu überwinden hatte, dem letztern dadurch, daß es ihm gelang, einen Streit beizulegen, der zwischen Mitgliedern des Ministeriums ausgebrochen war.

Als im Juli 1826 das Unterhaus aufgelöst wurde, hatte Sir John Copley seine Stellung bereits so befestigt, daß er mit Lord Palmerston zum Vertreter der Universität in Cambridge gewählt wurde. In demselben Jahre starb Lord Gifford, dem er in seiner Stelle als Master of the Rolls nachfolgte, gleichzeitig aber auch in Folge eines ausnahmsweisen Uebereinkommens seinen Sitz im Unterhause beibehielt. In dieser Stellung hielt er am 6. März 1827 seine sehr geschickte und merkwürdige Rede gegen die Emancipation der Katholiken, die von Canning angegriffen wurde. Als aber nach dem Tode des Lord Liverpool sich das Ministerium auflöste und Canning mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt wurde, bot er Sir Copley doch die Stelle als Lordcanzler, der gleichzeitig Präsident des Oberhauses ist, an, welche Lord Eldon seit 25 Jahren inne gehabt hatte, und in Folge der Annahme derselben wurde er am 20. April 1827 zum Baron Lyndhurst of Lyndhurst erhoben, als welcher er im Oberhause seinen Sitz auf dem Wollsacke einnahm. Diese Versetzung in's Oberhaus eröffnete ihm den Weg zu der parlamentarischen Stellung, die er später erlangte und fortwährend beibehielt. Trotzdem, daß er 10 Jahre lang im Unterhause gesessen hatte, war es ihm dort doch nicht gelungen, eine hervorragende Stellung einzunehmen. Seine ruhige, würdige, lichtvolle Sprache war weit mehr für das Oberhaus als für das Unterhaus geeignet, und obwohl er als Lordcanzler im Oberhause nicht sofort den Ruf erlangte, der ihm später zu Theil wurde, so wurde er in demselben doch sehr bald als eine politische Notabilität anerkannt. Mit Canning handelte er bis zu dessen Tode im folgenden August in vollkommener Harmonie. An den Verlegenheiten, in welche das folgende kurze Cabinet des Lord Goderich sich verwickelt sah, soll Lord Lyndhurst nicht ohne Schuld gewesen sein und er soll wesentlich dazu beigetragen haben, daß der Herzog von Wellington wieder an die Spitze der Geschäfte trat. Es ist wahr, daß er sich hernach dem Herzog von Wellington sehr enge anschloß, doch es liegt kein Grund vor, um ihn zu beschuldigen, ein Cabinet unterminirt zu haben, welches an und für sich bald zusammenbrechen und durch ein anderes ersetzt werden mußte, ohne daß sein Einwirken dazu erforderlich war.

Die Regierung war nun wesentlich wieder dieselbe wie zur Zeit des Cabinets des Lord Liverpool — Canning und Lord Eldon abgerechnet — und in derselben erhielt Lord Lyndhurst natürlich seine hohe Stellung als Lordcanzler wieder. Von jetzt an war er ein bedeutender Staatsmann, welcher von Georg IV. und dem Herzog Wellington zu gleicher Zeit geschätzt wurde. Personen, welche mit der Politik zu jener Zeit genau bekannt sind, behaupten, der König würde den Lord Lyndhurst sofort zu seinem Premierminister ernannt haben, sobald er nur die Verpflichtung übernommen hätte, sich der Emancipation der Katholiken auch ferner zu widersetzen, doch er schloß sich in dieser Hinsicht der Ueberzeugung des Herzogs von Wellington an, daß die Zeit, diese Emancipation zu bewilligen, nicht weiter hinausgeschoben werden dürfe. In Folge dessen wurde er von den Gegnern der Emancipation wegen seiner Unbeständigkeit ziemlich bitter getadelt, doch dieser Tadel dauerte bei Weitem nicht so lange, wie der, welchen Sir Robert Peel sich gefallen lassen mußte, als er, nachdem er die Kornzölle so lange vertheidigt, zuletzt selbst die Abschaffung derselben beantragte und durchsetzte. Lord Lyndhurst begab sich bei dieser Gelegenheit mit Sir Robert Peel und dem Herzog von Wellington nach Wind-

sor zum Könige, der sich plötzlich über die eingebrachte Katholic Relief Bill sehr beunruhigt fühlte, und sie boten ihre Entlassung an. Der König empfing sie mit großer Fassung und Güte, gab Jedem von ihnen einen Kuß auf jede Wange und nahm ihre Entlassung an. Hierauf kehrten die drei Minister zu Lord Bathurst zurück, bei dem eben ein ministerielles Diner gegeben wurde, um ihren erstaunten Collegen ihren Rücktritt anzuzeigen; doch das ganze Possenspiel endete mit einem Briefe des Königs, welcher denselben Abend ankam, worin er sie bat, ihre Entlassung zurückzunehmen und mit ihren Maßregeln im Parlamente voranzugehen.

Die Berathung dieser Maßregeln bot dem Lord Lyndhurst natürlich die beste Gelegenheit, sich im Oberhause auszuzeichnen und dort seinen Weg zu machen. Als Mitglied des Cabinets beantragte er auch verschiedene Maßregeln für die Beschleunigung und Abfertigung der öffentlichen Geschäfte und unter Anderm schlug er am 15. November 1830 eine Regentschaftsbill für den Fall vor, daß die Prinzessin Victoria die Krone erbe, ehe sie ihr achtzehntes Jahr erreicht habe. An demselben Abend stellte Sir Henry Parnell im Unterhause die Motion, daß eine Commission des Hauses die Civilliste einer Prüfung unterwerfen und sie festsetzen solle. Das Ministerium widersetzte sich diesem Antrage, erlitt aber eine Niederlage und reichte in Folge dessen sofort seine Entlassung ein.

Die Bildung des neuen Cabinets wurde dem Lord Grey übertragen, welcher eine Uebereinkunft vorschlug oder annahm, nach welcher Lord Lyndhurst Präsident des Schatzkammergerichts (Lord Chief Baron of the Court of Exchequer) wurde, doch mit dem vollen Zugeständnisse, daß die Annahme dieses Postens auf seine Parteiverbindungen keinen Einfluß haben solle. Er bekleidete diesen Posten bis in den November 1834, wo er wieder auf eine kurze Zeit das große Siegel übernahm, auf welches Lord Brougham am 21. November verzichtet hatte. Er bewies bei dieser Gelegenheit von Neuem, daß die Natur ihn mit allen Anlagen begabt hatte, die für einen ausgezeichneten Richter nothwendig sind, und hätte er sich auf die gerichtliche Sphäre beschränkt, so möchte er auch leicht den Ruf erworben haben, dessen Lord Mansfield und einige andere ausgezeichnete Juristen sich ihrer Zeit erfreuten. Lord Lyndhurst nahm aber im Oberhause an allen Parteifragen ein großes Interesse und bei den Berathungen der Reformbill vertrat er die Tories so gut, daß er von dieser Zeit an ihr Sprecher im Oberhause wurde, ja beinah die Führerschaft der Partei mit dem Herzog von Wellington theilte. Es war besonders das Werk des Lord Lyndhurst, daß sich unter den Tories eine Partei bildete, um manche zu weit gehende Punkte der Reformfrage verwerfen zu lassen, und als das gelang, reichten der Earl Grey und seine Collegen ihre Entlassung ein und in dem nun folgenden Interregnum unterstützte Lord Lyndhurst die Anstrengungen des Herzogs von Wellington, ein Tory-Ministerium zu bilden, was ihm indessen nicht gelang. In Folge dessen berief der König William IV. zuerst den Lord Lyndhurst zu sich, dem der König dasselbe Vertrauen schenkte, das ihm von Georg IV. zu Theil geworden war, und dessen Rath er sich in allen schwierigen Fällen erbat. Wäre es damals nach dem Willen des Lord Lyndhurst gegangen, so hätte vielleicht die englische Geschichte einen andern Gang eingeschlagen, aber unter seiner eigenen Partei herrschte Spaltung und in Folge dessen wurde die Reformbill fast unverändert angenommen. Die Tories schmolzen im Unterhause mehr und mehr zusammen und dabei waren sie noch in zwei Parteien getheilt, von denen die eine Sir Robert Peel als ihren Führer anerkannte, während die andere, überzeugt, daß Peel's Mangel an Muth die Partei zu Grunde gerichtet habe, nur in Lord Lyndhurst die wahren Eigenschaften eines Führers gefunden zu haben glaubte.

Daraus entstand zwischen Peel und Lyndhurst eine Spaltung und Kälte, die indessen zu jener Zeit nur in den Parteicoterieen bekannt war und erst später der Welt bekannt geworden ist. Von dieser Zeit an widmete Lord Lyndhurst sich während einer Saison vorzugsweise den Angelegenheiten, die sich auf die Rechtspflege bezogen, blieb aber fortwährend der Mann, welchen der Herzog von Wellington am liebsten um Rath fragte, während der König vermittelst seiner Vertrauten beständig mit Wellington und Lyndhurst in Verbindung blieb. Als das Whigministerium 1834 zusammenbrach, stellte es sich heraus, daß die Tories ohne den

Beistand Sir Robert Peel's kein lebensfähiges Ministerium bilden konnten, und dieser war nur unter der Bedingung zum Eintritt zu bestimmen, daß er selbst an der Spitze des Cabinets stehen müsse. Bei dem Sturz des Cabinets im Jahre 1830 hatte er seinen Collegen erklärt, er werde nie wieder in einem Ministerium sich mit einer untergeordneten Stellung begnügen. Die Partei, welche die Reformbill durchsetzte und in Folge dessen zehn Jahre lang die Nation regierte, hatte den Premierminister fortwährend im Oberhause, doch der Herzog von Wellington bewilligte Sir Robert Peel's Anspruch, indem er aussprach, er halte es für wesentlich, daß der Premierminister dem Unterhause angehöre. Auf den Rath Wellington's ließ der König den sich eben in Rom aufhaltenden Sir Robert Peel einladen, sofort nach London zurückzukehren und sich an die Spitze der Verwaltung zu stellen. In der Zwischenzeit verwaltete der Herzog von Wellington die sämmtlichen Ministerien mit Ausnahme des großen Siegels, welches in Lord Lyndhurst's Händen blieb, den der König in seinem Briefe an Sir Robert Peel als den ferneren Lordcanzler bezeichnet hatte, was gewissermaßen die Bedingung war, unter der ihm die Stelle als Premierminister angetragen wurde.

Lord Lyndhurst war daher zum zweiten Male im Besitz des großen Siegels, doch das Cabinet, zu dem er jetzt gehörte, war nur von kurzer Dauer, weil es in Folge dessen, daß es in der Frage der irischen Kirche in der Minorität blieb, seine Entlassung einreichte. Sir Robert Peel und Lord Lyndhurst traten demnach zu gleicher Zeit aus, doch in der politischen Haltung, die sie annahmen, war eine große Verschiedenheit, denn während der Letztere seine Partei im Oberhause mit Energie vertrat, that Sir Robert Peel im Unterhause das nur nachlässig und widerstrebend. Am auffallendsten stellte sich das bei der von den Whigs eingebrachten Municipal Corporation Bill heraus. Sir Robert Peel setzte derselben im Unterhause nur einen schwachen und furchtsamen Widerstand entgegen, doch als diese Bill in's Oberhaus gelangte, widersetzte Lord Lyndhurst sich derselben äußerst kräftig. Er überzeugte den Herzog von Wellington davon, daß Sir Robert im Unterhause sich einen großen Irrthum habe zu Schulden kommen lassen; sobald diese Bill zur Annahme gelange, so verliere ihre Partei dadurch außerordentlich an Stärke, worauf der Herzog von Wellington sich verpflichtete, ihn in seinem Widerstande zu unterstützen. Hierauf entwarf Lord Lyndhurst den Plan zu seinem berühmten Feldzuge gegen diese Bill. Der Herzog von Wellington bestimmte die sämmtlichen Tories im Oberhause, Lord Lyndhurst zu unterstützen, und demselben gelang es, durch seine Energie und Geschicklichkeit, welche selbst von seinen Gegnern bewundert wurde, Amendements gegen diese Maßregel zur Annahme zu bringen, welche nach dem Ausspruche des Lord Melbourne und Brougham ihr an's Leben gingen. In Folge dessen stand Lord Melbourne auf dem Punkte, seine Entlassung einzureichen, und der König trat durch seine Vertrauten in seiner Umgebung bereits in Unterhandlungen mit Lord Lyndhurst und Andern seiner Partei, doch besonders mit dem Ersteren, der jetzt als der wirkliche Führer der Tories im Oberhause anerkannt war. Ueber diese ganz unbekannte und geheimnißvollste Phase in der englischen Geschichte ist die Times im Stande, die folgenden merkwürdigen Umstände mitzutheilen.

Während das Ministerium Melbourne wankte und Sir Robert Peel gleichzeitig im Unterhause schwieg, oder in Drayton Manor schmollte, wendete sich der König, der keine Lust hatte, den Herzog von Wellington ein zweites Mal zu bitten, direct an Lord Lyndhurst, um ihn zu bestimmen, die Stelle als Premierminister zu übernehmen, wenn Peel eine abschlägliche Antwort ertheile. Der Muth und das Selbstvertrauen des Lord Lyndhurst machten nur eine Antwort möglich. Er nahm den Ausdruck des Wunsches des Königs als einen Befehl an und die Bedingungen, unter denen er sich zur Annahme desselben bereit erklärte, waren vollkommen so förmlich aufgesetzt, wie es mit ähnlichen Bedingungen je geschehen ist. Im Unterhause sollten zwölf Sitze für junge Tories, die ihn in den Debatten unterstützen könnten, zu seiner Verfügung gestellt werden. Die Aspiranten für diese Sitze waren, wenn nicht sämmtlich, wenigstens theilweise namentlich bezeichnet und Lord Lyndhurst's scharfer Blick und seine Menschenkenntniß sprechen sich darin sehr deutlich aus, daß auf dieser Liste Disraeli, damals noch ein junger Mann und von dem Publicum noch gar nicht als Staatsmann anerkannt, die erste Stelle einnahm. Ein

Anderer war Sir Frederick Thesiger, ein Dritter Bickham Escott. Der König selbst hatte darauf angetragen, Lord Lyndhurst zum „Earl Copley" zu ernennen, in welcher Eigenschaft er an der Spitze der Reaction stehen sollte, um die Politik zu dictiren, welche man mit Hilfe eines conservativen Ministeriums für das Land vorbereitete.

Wer nur einigermaßen mit der englischen Geschichte bekannt ist, weiß, daß dieser Plan damals nicht zur Ausführung kam, aber selbst in England wußten bisher nur einzelne Personen, wie wenig damals daran fehlte, daß die Reaction wieder an's Ruder kam. Die amendirte Bill ging an's Unterhaus zurück und man war allgemein gespannt, welchen Weg Sir Robert Peel nun einschlagen werde, der über diesen Punkt weder mit Lord Lyndhurst, noch mit dem Herzog von Wellington conferirt hatte. Dieser erklärte nun, in dieser Frage einzig nach seinem eigenen Urtheile handeln zu können, und da er mit den alten Tories förmlich brach, so mußten sich diese darein ergeben, jene mit so großer Mühe erlangten Amendements doch noch scheitern zu sehen. Der Herzog von Wellington ärgerte sich sehr über das Verfahren Peel's und zwischen dem Letztern und Lord Lyndhurst entstand eine solche Entfremdung, daß man es zwei bis drei Jahre lang für unmöglich hielt, sie wieder in einem Cabinet neben einander sitzen sehen zu können. Dagegen ertheilte der Herzog dem Lord Lyndhurst das Versprechen, daß er ohne ihn in kein Cabinet eintreten werde. Von da an betrachtete man eine Zeit lang Peel als den einzigen möglichen Premierminister, doch dessen Verfahren hatte die Whigs für einige Jahre im Ministerium befestigt.

Als es sich im Jahre 1840 um die Wahl des High Steward für die Universität Cambridge handelte, dauerte die Spannung zwischen Lyndhurst und Peel noch immer fort, und als bei dieser Gelegenheit die jüngern Peeliten den Lord Lyttelton gegen Lord Lyndhurst unterstützten, hatte man Sir Robert im Verdacht, daß er die Hände dabei im Spiele habe. Lord Lyndhurst aber, der sich im Oberhause mit voller Energie der Politik gewidmet hatte und daselbst die Seele seiner Partei geworden war, besaß eine viel zu einflußreiche Stellung und war viel zu bedeutend, als daß Sir Robert Peel nicht die Nothwendigkeit eingesehen haben sollte, eine Versöhnung mit ihm herbeizuführen. Er näherte sich ihm daher und drückte seinen Verdruß über die Behandlung aus, welche seine Anhänger sich gegen den Lord erlaubten. So wurde der Bruch zur rechten Zeit geheilt, um es möglich zu machen, daß Sir Robert und Lord Lyndhurst 1841 zusammen in ein Cabinet eintreten konnten, in dem Lord Lyndhurst zum dritten Mal Lordcanzler von Großbritannien war. Er blieb Mitglied dieses Cabinets bis zur Auflösung der conservativen Partei und dem Rücktritt Sir Robert Peel's im Jahre 1846 und während dieser Zeit führte er manche wichtige gesetzliche Reformen in's Leben.

Wenn Lord Lyndhurst seit dieser Zeit auch in keinem Cabinet mehr eine Stelle bekleidet hat, so dauerte seine parlamentarische Thätigkeit dennoch ununterbrochen fort. Von ganz besonderer Wichtigkeit war viele Jahre hindurch seine „Rückschau auf die Session," welche er stets am Schlusse der Parlamentssitzungen gab und zu der ihm Disraeli, der eine Zeit lang zu seinem Vergnügen der Privatsecretär des Lord Lyndhurst war, die Idee angegeben hatte, die aber im Anfange einen weit stärkern Einfluß auf das Land als im Oberhause ausübte. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß er auch bei andern Gelegenheiten oft das Wort im Oberhause ergriff. Im Alter von 85 Jahren übernahm er die Abfassung des Berichts in der Wensleydale Peerage-Frage und ebenso leitete er die Opposition gegen die Einführung der Peerie auf Lebenszeit. Seine Rede über Lord Clarendon's Friedenspolitik im Jahre 1856, und ebenso die über die Politik Preußens im italienischen Kriege erregten großes Aufsehen. Im Alter von 90 Jahren erregte er noch im Oberhause durch glänzende Ausbrüche einer fast jugendlichen Beredtsamkeit allgemeines Erstaunen.

Seine Beredtsamkeit war, wie bereits erwähnt, weit mehr für das Oberhaus als für das Unterhaus geeignet. Sie war voller Würde, ja man konnte sie fast kalt nennen, so correct und elegant war der Bau seiner Rede, der von jeder Uebertreibung, Zierde und Metapher frei war. Dabei waren alle Ausdrücke so richtig gewählt und so gut verbunden, daß sie, wie sie über seine Lippen kamen, gedruckt werden konnten, ohne daß man sie hätte verbessern können. In der Darstellung eines besondern Falles ist er

wahrscheinlich nie übertroffen worden. Seine Reden waren weit mehr lichtvoll als glänzend, und obwohl durchdringend, doch nicht elektrisch. Es war weit mehr die Beredtsamkeit eines geschickten Anwalts als die eines großen Redners, der die Sympathieen seiner Zuhörer gewaltsam zu fesseln versteht; doch eben deshalb waren sie ganz vorzüglich für das Oberhaus passend. Seine Stimme war wundervoll, gleichzeitig deutlich und melodiereich, ohne irgend einen Anschein von Anstrengung.

Was seinen persönlichen Charakter anbetraf, so war er höchst entschlossen und muthig, trotzdem aber mild und versöhnlich und des Grolles unfähig. Selbst seine Gegner erkannten an, daß er von allen schlechten Beweggründen frei gewesen sei und sich in seinem Handeln nie durch schmutzige Einflüsse habe lenken lassen. In den letzten Jahren seines Lebens, wo er sich von den Parteikämpfen zurückgezogen hatte, war er für Männer jeder Parteischattirung zugänglich und jede ihm vorgetragene Meinung hörte er mit gewinnender Milde und Leutseligkeit an. Als Staatsmann blieb er stets ein Vertreter der Grundsätze der Tories und bis zu seinem Lebensende, das nur ein Einschlummern war, lag ihm die Wahrung seiner Ehre wirklich aufrichtig am Herzen.

Lord Lyndhurst vermählte sich am 5. August 1837 zum zweiten Male mit Miß Goldsmith, der Tochter des Bankiers, die vorher sich in der anglicanischen Kirche taufen ließ. Er hatte in beiden Ehen Kinder, doch da ihn nur drei Töchter überlebt haben, welche an die Herren H. J. Selwin, Hamilton Bedett und Charles Duncane vermählt sind, so ist die für ihn gestiftete Lordschaft auch bereits mit ihm erloschen. In der parlamentarischen Geschichte Englands ist seinem Namen für immer ein ehrenvoller Platz gesichert.

Die Tagespresse Rußlands.

„Die Presse, in dem heute üblichen Sinne des Wortes, ist in ganz Europa ein jüngeres Culturerzeugniß, und hängt mit dem Erwachen der Völker zum nationalen und humanen Selbstbewußtsein auf's Engste, theils als Ursache, theils als Wirkung zusammen."

Von der Aufstellung der ersten Buchdruckerpresse in Rußland unter Iwan IV. im Jahre 1564 an bis fast herab auf die Gegenwart ist die dortige Presse der unmittelbaren Controle der Regierung oder des Czaren, als des Oberhauptes der Kirche und des Staates, unterworfen gewesen und während zweier Jahrhunderte wurden lediglich kaiserliche Erlasse und kirchliche Schriftsachen durch den Druck vervielfältigt.

Das erste Blatt, welches in Form einer Zeitung erschien, war die „Moskauer Zeitung" unter der Regierung Peter's des Großen, 1703. Es wurde anfänglich noch im alten cyrillischen Charakter, d. h. mit dem altslawischen Alphabete gedruckt und brachte erst im Jahre 1711 seinen Inhalt in der heutigen Druckschrift. In demselben Jahre, bis zu welcher Zeit sich allein wenigstens ein sicherer Nachweis dafür führen läßt, wurden, fast gleichzeitig mit der noch jetzt bestehenden deutschen „St. Petersburger Zeitung," die den Bedürfnissen (?) der deutschen Bevölkerung der nordischen Metropole entsprechen sollte, die „St. Petersburger Nachrichten" gegründet. Während die Ausgabe derselben, wie die der andern genannten Blätter, anfänglich in unregelmäßigen Terminen stattfand, so begannen sie von 1728 zwei Mal in der Woche zu erscheinen. Aber wir dürfen uns nicht etwa Zeitungen in unserem Sinne darunter denken. Sie dienten nur zur Veröffentlichung der kaiserlichen Ukase, an deren Spitze alle die gewichtigen und imponirenden Titel des Czaren standen — das Weglassen nur eines einzigen derselben wurde als ein Verbrechen angesehen — zur Bekanntmachung langer Listen von Verordnungen und Beförderungen im Civil und Militär, und brachten später höchstens ein Beiblatt gelehrter Specialien und höchst mangelhafte Referate auswärtiger Ereignisse, nie aber politische Leitartikel oder Besprechungen russischer Verhältnisse.

Unter der Herrschaft der Kaiserin Elisabeth wurde von 1745 an eine literarische Revue in monatlichen Lieferungen herausgegeben und um dieselbe Zeit entstand in Moskau ein literarisches und wissenschaftliches Journal unter den Auspicien der Universität dieser Stadt. Von Zeit zu Zeit tauchten zwar noch andere neue, derartige Blätter

auf, allein sie hatten alle, obgleich von den besten russischen Autoren, wie Karamsin, Krilof, Derjavine und den ersten Professoren der Universitäten unterstützt, nur ein kurzes Dasein.

So blieben die Verhältnisse, bis der, jeden freien Pulsschlag im Leben des Einzelnen wie des großen Ganzen hemmende Despotismus, die Combination asiatischer Autokratie und europäischer Bureaukratie unter der dreißigjährigen Regierung des Kaisers Nikolaus seinen Culminationspunkt erreichte, um einen Umsturz, still und unbemerkt, aber sicher vorzubereiten.

Zwar hatten bereits namentlich die Kriege gegen Frankreich dazu beigetragen, den servilen Respect vor der Administration, welcher so lange Zeit für einen unantastbaren Glaubensartikel der Russen gegolten hatte, vollständig zu untergraben; zwar hatte die abergläubische Ehrfurcht und fanatische Disciplin von Jahrhunderten nach und nach dem Sarkasmus, Spott und einem gänzlichen Mißtrauen zu dem herrschenden Systeme und seinen Handhabern Platz gemacht; zwar war bereits ein vorzeitiger Versuch, die Sonne des Liberalismus leuchten zu machen, am Tage der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus, den 26. December 1825, gewagt worden — aber noch einmal wurde durch die eiserne Hand des neuen Czaren um so straffer in die Zügel der Regierung gegriffen, um die ererbte Autokratie, die absolutistische Herrschaft neu zu befestigen und jede freiere Regung der geknechteten Unterthanen zu unterdrücken.

Niemals hat vielleicht ein Mensch eine solche Furcht eingeflößt, niemals so tief Alles vor sich gebeugt, wie dieser Fürst, im strengsten Sinne des Wortes „Selbstherrscher aller Reußen," und fast könnte man sagen, daß etwas Magisches in dieser absoluten Gewalt einer souveränen Individualität gelegen hat, die über das Leben, das Vermögen und selbst über die Gedanken so vieler Millionen Menschen verfügte. Alle Mittel, die nur irgend erdacht werden konnten, um die Russen vom Strome der die Nachbarvölker des Westens durchdringenden Ideen unberührt zu lassen, und sie zu verhindern, auf den Universitäten eine freiere Ausbildung zu erlangen und Theil zu nehmen an den geistigen Bewegungen der Zeit durch die Literatur und durch die Presse, wendete der Kaiser Nikolaus mit einer erschreckenden Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit an.

Das große Werkzeug der vorhergehenden Regierung wurde die dritte Section der persönlichen Verwaltung des Kaisers, jene schreckliche politische Polizei, die aus Gensdarmen bestand und lange Zeit durch den größten Liebling des Czaren, den Grafen Orlof geleitet wurde. Die Censur unter Nikolaus hatte nicht allein eine politische Mission, sondern war auch die Hüterin einer gewissen officiellen Moral und verstieg sich zu wahrhaft kindischen Kleinigkeiten. So fand z. B. einmal ein Censor für nöthig, in einem Blatte, in dem die Sprache von Ludwig XV. und der Du Barry war, aus dem König einen Marquis zu machen und die Du Barry zur Sühne ihrer Sünden in das Kloster zu schicken!

Doch grade dies Aufdiespitzetreiben eines Systems, das sich überlebt hatte, führte, wie gesagt, um so entschiedener zu dessen Umsturz.

Trotz aller, dem Reisen in's Ausland in den Weg gelegten Hindernisse wurde ja von Manchem das westliche Europa von Zeit zu Zeit doch besucht und diese kehrten dann mit den Gedanken und Anschauungen zurück, welche ihnen die Berührung mit einer vorgerückten Civilisation eingeflößt hatte und die ihnen den Zustand des Vaterlandes im grellsten Lichte zeigen mußten. Trotz alles Bestrebens, die Gemüther des Volkes durch Visionen mit fremden Eroberungen und territorialen Vergrößerungen von andern Wünschen abzuhalten, regten sich hier und da unter den Gebildeteren starke Zweifel, ob militärischer Ruhm wirklich das Alpha und Omega nationaler Größe wäre. Und diese Zweifel sollten in der Krim ein lautes, durch das ganze ungeheure Reich schallendes Echo finden, eine entsetzliche Bestätigung erfahren!

„Die Tausende, welche den Heldentod auf den taurischen Schlachtfeldern starben, haben Rußland zum Leben geweckt, zu jenem Leben, das ihm fehlte, und ohne das jeder Staat erstarren und zerfallen muß: zum öffentlichen Leben."

Mit dem Tode des Kaisers Nikolaus, den 2. März 1855, brach der Morgen einer neuen Aera für das russische Reich an, gewünscht und angestrebt von dem neuen Herrscher selbst, der anders geartet war, als sein

für die geringste milde und liberale Idee unempfänglicher Vater. Dieser hatte die Zahl der Studirenden auf jeder Universität auf 300 beschränkt; Alexander II. ließ diese Grenze fallen. Unter dem Kaiser Nikolaus hatte ein Paß nach dem Auslande 500 Rubel gekostet, eine Summe, welche fast dem Verbote gleich kam; Alexander setzte sie auf den hundertsten Theil herab und deshalb reisten im ersten Jahre schon 50,000 Personen in's Ausland! Nikolaus hatte — und dies ist ja für uns hier hauptsächlich von Interesse — nie die Gründung einer neuen Zeitung gestattet; sein Sohn zeigte sich ihm nicht nur hierin entgegengesetzt. sondern milderte auch die bisherige, unerhörte Strenge der Censur.

In Folge dessen wurde Rußland plötzlich mit einer solchen Unmasse von Zeitungen und periodischen Schriften überfluthet, daß der Herausgeber eines Journals mit Recht vor ein paar Jahren sagen konnte: „Es gibt in Rußland mehr Zeitungen, als Männer, die sich für ihre Leitung eignen."

Nirgends aber in Europa kann die Presse heutzutage eine so hervorragende Stellung einnehmen, als grade in Rußland. Wo die innere Bewegung einer Nation sich unter andern Formen kundgeben kann und natürliche, regelmäßige Aeußerungen hat, ist die Tagesliteratur nur eines der vielen Elemente des öffentlichen Lebens; in Rußland dagegen, wo das staatliche Leben ein anderes ist, wo sich die ganze sociale Organisation in der absoluten Gewalt gipfelt, ersetzt die Presse Alles. In ihr fast allein vereinigt sich da das öffentliche Leben des Volkes; sie ist der Herd aller Ideen, aller Bestrebungen der Gesellschaft. „Wer jetzt in Rußland einen Wirkungskreis sucht, wer beachtet, wer gehört sein will, wer seinen Einfluß zu behaupten strebt, wer seinen Vortheil wahrnimmt, wer das allgemeine Wohl zu fördern bemüht ist — Jeder muß hinaus in die durch die Presse ihren natürlichsten Ausdruck findende Oeffentlichkeit. Wen seine Willkür sorglos gemacht hat, der fährt jetzt auf vor der öffentlichen Stimme; sie nennt ihn laut bei Namen; er kann sich der öffentlichen Meinung nicht entziehen, dieser unerbittlichen Controle, die in Rußland etwas ganz Neues, etwas Unerhörtes ist, dem man sich aber fügen muß und woran man sich schon gewöhnt."

„Mit den russischen Zeitungen, so viel sie zu wünschen übrig lassen und so viel man aus ihnen wegwünschen muß, ist die außerordentliche Wandlung vorgegangen, daß sie Organe des öffentlichen Lebens geworden, daß sie wirklich ihre Zeit spiegeln und alle großen Interessen, welche diese bewegen, vor uns aufthun."

Daß sie freilich alle insgesammt noch ein großes Durcheinander von Anschauungen, einen Rausch der hin- und herwogenden Ideen erkennen lassen, daß sich in ihnen extreme Gegensätze und Widersprüche nach allen Seiten hin noch vorfinden: das kann nicht Wunder nehmen, wenn wir daran denken, daß erst wenige Jahre seit dem Sturze des alten Systems verflossen sind. —

Die mit der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers eingetretenen liberaleren Censurverordnungen wichen indessen bald den ungünstigsten Gegenströmungen. Die Hofleute, Minister und Beamte waren über die systematische Art, in welcher ihr Thun und Lassen, oder besser gesagt, ihr Treiben, ihre Fehler und Mängel durch die Journalisten bloßgelegt wurden, außer sich und redeten daher dem Kaiser ein, daß eine Revolution die unausbleibliche Folge dieser unerhörten Freiheit sein müßte. In Folge dessen wurden neue Regulative für die Censur aufgesetzt, die den Minister des Innern an die Spitze derselben stellten und die Verordnungen enthalten:

1) daß diejenigen Artikel, welche einen speciell wissenschaftlichen oder technischen Charakter an sich tragen und deshalb von der allgemeinen Censur befreit sind, den betreffenden Autoritäten derjenigen Departements unterbreitet werden sollen, in welchen die sie enthaltenden Drucksachen erscheinen;

2) daß diejenigen Artikel, welche dem Hauptcensoramt anheimfallen, dem Minister der öffentlichen Aufklärung vorzulegen sind;

3) daß die die kirchlichen Angelegenheiten behandelnden Schriften dem officiellen Vorsteher der Synode zur Einsicht zu überreichen sind, und

4) daß man alles sich auf den Kaiser und die Glieder der kaiserlichen Familie Beziehende dem Kammerherrn des kaiserlichen Hofstaates vorzulegen hat.

Alle Censorämter des Reiches wurden unter die Controle des Ministers der öffentlichen Aufklärung gestellt, der zugleich angewiesen wurde, sich in zweifelhaften Fällen mit den Verwaltungsbehörden der verschiedenen De-

partements zu berathen. Alle Publicationen der verschiedenen Regierungsanstalten wurden zwar von der allgemeinen Censur eximirt, aber die Departementchefs erhielten die Weisung, auch dafür Censoren zu erwählen, welche in zweifelhaften Fällen dem Minister der öffentlichen Aufklärung Bericht zu erstatten haben. Der damalige Minister dieses Portefeuilles, der Graf Putiatin, der in dieser Beziehung nicht viel Nutzen aus seinem langen Aufenthalte in England gezogen zu haben scheint, bemühte sich sogar, die Reaction noch weiter zu führen, aber glücklicher Weise vergeblich.

Die Hauptblätter sind die schon erwähnten, die „Moskauer Zeitung" und die „St. Petersburger Nachrichten;" diese haben eine größere Verbreitung denn irgend eine andere Zeitung im Reiche und zählen ungefähr 9000 Subscribenten eine jede. Die „St. Petersburger Nachrichten," welche von 1831 an täglich erscheinen, genießen große Privilegien in Bezug auf die politischen Artikel und die Besprechung der Staatsangelegenheiten. Seit dem Anfange dieses Jahres sind sie in andere Hände übergegangen und der neue Herausgeber, A. Krajewsky, hat, zurückgekehrt von einer ausgedehnten Reise in's Ausland, in den Hauptstädten Europa's, in New-York und auch Peking tüchtige Correspondenten gewonnen. Das jetzt in einem sehr großen Formate erscheinende Blatt gehört der constitutionellen Partei an. Seine alte Rivalin, die „Moskauer Zeitung," welche allen Parteien und Richtungen ihre Spalten öffnet, hat seinen Besitzer auch vor Kurzem geändert und wird jetzt von den Eigenthümern des noch nachher näher zu besprechenden „Russischen Boten" herausgegeben, die alle ihre Kräfte aufbieten, um sie zum beliebtesten russischen Journal zu machen.

Die nächste Zeitung von Verbreitung ist „Die nordische Biene," seit 1825 herausgegeben von Gretsch und Bulgarin und bis 1860 durch den zweitgenannten Redacteur sowohl auf literarischem wie auf politischem Gebiete höchst nachtheilig wirkend, während es jetzt, unter der Redaction Paul Ussows, mit vollem Rechte unter die geachtetsten Blätter zu rechnen ist. „Die Zeiterfordernisse unserer Gesellschaft," sagt der Redacteur, „sollen in der Nordischen Biene einen Widerhall finden" und dieses Versprechen hat er bis jetzt auch wirklich zu halten gewußt. Sein Programm enthält: Politische Neuigkeiten in telegraphischen Depeschen und Privatcorrespondenzen, nebst einer Uebersicht sowohl als Beurtheilung der Tagesereignisse. — Kritik der Journale, wie der neuen Bücher. — Ein vielseitiges Feuilleton. — Handels- und Actienunternehmungen. — Die „Nordische Biene" zählt circa 5000 Abonnenten.

Der „Russische Invalide" ist aus einem kleinen Wochenblättchen, dessen Gründung mit der Stiftung eines Invalidenfonds (1813) zusammenfällt, dem der Reinertrag desselben bestimmt wurde, und das wenig mehr, als den Wiederabdruck von schon veröffentlichten Militärrelationen brachte, nach und nach zu einem großen politischen Journale geworden, das von 1855 an bis 1861 vom Professor der Militärschule, Peter Lebedew, redigirt wurde. Als dieser zurücktrat, überließ die Regierung gegen einen bestimmten Pacht zu Gunsten des Invalidenfonds das Blatt Privathänden und daher hat es jetzt nur noch in den das Militärwesen betreffenden Artikeln eine officielle Beziehung, da sie in diesen das Organ des Kriegsministeriums geblieben ist. Der Inhalt des Blattes seit seiner neuen Einrichtung durch den Obersten U. Pissarewsky, dem gegenwärtig in der Leitung der Oberst Romanowsky gefolgt ist, zerfällt in: Politische Nachrichten und Telegramme aus dem In- und Auslande — Militärchronik — Wissenschaft und Kunst — Juridische Chronik — Handel und Gewerbe — Actiengesellschaften — Kritik und Bibliographie — Tagesfeuilleton. Der „Russische Invalide" soll nur ein klares Spiegelbild der Zeit geben und die Facta möglichst genau darlegen, ohne eine besondere politische Richtung zu verfolgen.

„Die Nordische Post" ist das neue Organ des Ministers des Innern, dessen Ankündigung (den 1. Januar 1862) also lautete: „Das Ministerium des Innern fühlt seit seiner Gründung das Bedürfniß, über verschiedene Gegenstände in dem Bereich seiner umfassenden Verwaltung dem Publicum sowohl theoretische als factische Mittheilungen zu machen. Zu diesem Zwecke unternahm es im Jahre 1804 die Herausgabe einer periodischen Schrift, die anfangs in Monatsheften, von 1809 bis 1820 aber in Form

einer Zeitung unter dem Titel „Nordische Post“ erschien. Später trat an deren Stelle wieder eine Monatsschrift, dieselbe, die noch jetzt erscheint.*) Gegenwärtig aber, bei der in allen Fächern rasch vorschreitenden Entfaltung öffentlicher Thätigkeit, und bei dem regen Antheil aller Gebildeten an den mannigfachen Erscheinungen unseres gesellschaftlichen und staatlichen Lebens, gibt sich das Bedürfniß nach Vermehrung jener Quellen kund, aus denen sich genaue Data schöpfen lassen. Das Ministerium des Innern findet die von ihm herausgegebene Zeitschrift nicht geeignet, diesem Bedürfniß zu entsprechen, und hat daher beschlossen, dieselbe mit einer täglich erscheinenden Zeitung zu vertauschen. Die Zeitung, welche den ursprünglichen Titel „Nordische Post“ fortführen wird, soll enthalten: I. Einen amtlichen Theil. II. Eine Chronik der gegenwärtigen inneren Zustände Rußlands. III. Berichte über die auswärtige Politik. IV. Einen wissenschaftlich-literarischen Theil (der auch Unterhaltungslectüre und Kritik einschließt). V. Vermischte kleinere Artikel und Notizen. VI. Privatanzeigen.“

Der Hauptredacteur der „Nordischen Post“ ist seit dem October vorigen Jahres Iwan Gontscharow, einer der Koryphäen der neueren russischen Romanliteratur.

Die Abonnentenzahl beläuft sich auf 4000.

Das „Journal de Saint-Petersbourg,“ das sich freilich nicht immer unparteiisch genug hält und sich namentlich gegen England sehr feindselig zeigt, ist durch seine Stellung und seinen Einfluß fast von europäischer Bedeutung. Ausführlicheres über dasselbe zu sagen, halten wir nicht für nöthig, da es auch in Deutschland ja hinlänglich bekannt ist.

Es hat 8000 Abonnenten.

Das einzige der Erwähnung werthe Provinzialblatt ist der „Odessaer Bote,“ der bei dem russischen Adel namentlich sehr beliebt ist, welcher dem Bereiche der in der Metropole des Reiches erscheinenden Zeitungen zu entfernt ist. Das Blatt ist weder absolutistisch, noch demokratisch, sondern hält sorgfältig die Mitte und weiß sich die Sympathie seiner Abonnenten durch die Genauigkeit seiner Nachrichten und die Gründlichkeit seiner Kritiken zu erhalten.

*) Das „Journal des Ministeriums des Innern.“ Die früheren Monatshefte bis 1809 führten den Titel: „St. Petersburger Journal.“

Die anderen Provinzialblätter können füglich übergangen werden; es genügt, dem Leser mitzutheilen, daß fast jede Stadt jetzt ihre Zeitung hat, welche im Mangel besseren Materials mit den Erzählungen von scandalösen Ereignissen im Districte, von Criminalfällen, von Processen u. s. w. angefüllt werden.

Das Papier und die Arbeit ist in Rußland viel theurer als bei uns und sind daher 12 Rubel für das jährliche Abonnement der mittlere Preis.

Groß ist auch die Anzahl der periodischen Zeitschriften, die in der Art unserer „Magazine“ und „Revuen“ sind. Als die hauptsächlichsten derselben sind zu nennen: „Der russische Bote,“ „Der Zeitgenosse,“ „Die Vaterländischen Memoiren,“ „Unsere Zeit“ und „Der Tag.“ Es sind die Mundstücke der verschiedensten politischen Richtungen, die liberal gehaltenen erfreuen sich jedoch der meisten Verbreitung und des größten Einflusses. Deren Mitarbeiter haben sich eine wirklich bewunderungswürdige Geschicklichkeit in einer Art des double entendre anzueignen gewußt, indem sie indirect, durch Vorführung von Beispielen, z. B. für die Folgen des Despotismus und der Centralisation, für die finsteren Seiten des Bureaukratismus und des Polizeistaates, aus anderen Ländern ihre Meinungen über die russischen Verhältnisse und Persönlichkeiten recht gut zu sagen wissen, ohne daß ihnen die Censur etwas anhaben kann.

„Der russische Bote,“ der mehr als 7000 Abonnenten zahlt, repräsentirt vortrefflich die constitutionellen Ideen. Er hat zum Herausgeber und Redacteur den äußerst geschickten Publicisten Katkow, der sich mit einem seltenen Talente bemüht, namentlich die englischen Einrichtungen zu popularisiren. Unter dessen Leitung ist die Lectüre des „Russischen Boten“ einem permanenten Unterrichte im öffentlichen Rechte, in der Administration und in der Nationalökonomie gleichgekommen und in Bezug auf die Abschaffung der Leibeigenschaft haben seine Discussionen selbst der Regierung vielfach genützt.

„Der Zeitgenosse,“ dessen Abonnentenzahl sich sogar auf 10,000 beläuft, verfolgt so viel wie möglich eine radicale demokratische, ja selbst socialistische Richtung, indem er sich sehr gehässig gegen die Aristokratie und die Ungleichheit der Classen der Bevöl-

kerung zeigt. Sein Ideal ist eine demokratische Monarchie, gestützt auf das allgemeine Stimmrecht. Die Zeitschrift ist augenscheinlich heute populärer als „Der russische Bote,“ entspricht sie doch auch besser den Instincten des Mittelstandes und der unteren Classen. Sie befaßt sich übrigens weniger mit gelehrten Discussionen, als sie vielmehr ein Pamphlet voller Ironie und Bitterkeit ist. „Den Zeitgenossen“ müssen wir als das Hauptorgan derjenigen Literatur ansehen, welche man gegenwärtig in Rußland die „anklagende“ nennt. Es ist freilich auffällig, daß zuweilen darin unter dem Auge der Regierung und mit der Autorisation der Censur Artikel veröffentlicht worden sind, in denen socialistische Tendenzen offen zu Tage lagen, und man muß glauben, daß die Censoren das, was sie gelesen, schlecht verstanden haben, oder daß die Regierung solche Ideen für minder gefährlich hält als die constitutionellen, gegen deren Organe sich die Censur gewöhnlich viel strenger zeigt.

Durch den in diesem Jahre erfolgten Rücktritt Iwan Turgenew's, eines Schriftstellers von europäischem Rufe, von der Mitarbeiterschaft und dessen Uebergang zum „Russischen Boten,“ hat „Der Zeitgenosse“ einen schweren Verlust erlitten.

Ein bitterer Feind dieser Zeitschriften ist „Unsere Zeit,“*) die ganz im regierungsfreundlichen Sinne redigirt wird und keine Gelegenheit vorüberschlüpfen läßt, um die jetzigen französischen Institutionen und namentlich die Polizei des Kaisers Napoleon zu loben. Sie hat ungefähr 4000 Abonnenten.

Die „Vaterländischen Memoiren“ können kaum zu den politischen Organen gerechnet werden, aber sie nehmen eine entschieden wichtige Stellung durch ihre gediegenen, wissenschaftlich durchgearbeiteten und doch populär gehaltenen Aufsätze aus der Literatur, Kunst, Moral und den Naturwissenschaften unter den die Bildung des Volkes anstrebenden Zeitschriften ein. Die Zahl ihrer Abonnenten beträgt 3000.

„Der Tag“ ist das Organ der Panslawisten und sein Ideal demnach die Vereinigung aller slawischen Stämme unter dem russischen Scepter. Mit Ausnahme der sich auf die Art und Weise der russischen Supremaltie beziehenden Frage, die sie in monarchisch und föderativgesinnte Panslawisten scheidet, sind sie in ihrer Idee einer slawischen Civilisation, die Oesterreich und die Türkei an sich bringen soll, einig. Sie haben eine große Erbitterung gegen die Polen, weil diese die Sympathie der slawischen Stämme für Rußland zu beeinträchtigen streben und mit den Bewohnern Kleinrußlands eine totale Losreißung wünschen; sie hassen Preußen, weil dasselbe Posen zu germanisiren trachtet und hegen gegen Oesterreich ganz speciell die höchste Aversion. Nach ihrer Ansicht ist ferner auch die westeuropäische Civilisation — mit Ausnahme der englischen — im Zustande gänzlichen Verfalls begriffen und die griechisch-katholische Kirche diejenige, welche das Christenthum am reinsten und richtigsten repräsentirt; deshalb sind sie gegen die moderne Erziehungsmethode in Rußland, bei welcher man die Deutschen, Franzosen und Engländer zum Muster nimmt, und verwerfen das Freihandelssystem. Den Adel wünschen sie als eine besondere Classe abgeschafft, dagegen aber die Wiederaufnahme der alten nationalen Kleidung. Endlich haben sie ein Comité eingesetzt, welches über die Orthodoxie und den Panslawismus zu wachen hat, sowohl durch Unterstützung des Baues neuer Kirchen, als auch durch Erziehung der Kinder in ihrem Sinne und nach ihren Grundsätzen, wozu durch Subscription sehr beträchtliche Summen zusammengekommen sind. Zwar haben die Panslawisten in neuerer Zeit den Verlust ihrer besten literarischen Vorkämpfer zu erleiden gehabt, trotzdem ist ihre Partei noch im Wachsthum begriffen; namentlich gehören zu ihr viele der reichsten Grundbesitzer.

Obgleich in diesen Zeilen nur von der eigentlichen russischen Presse die Rede ist, welche im Innern Rußlands ihren Wirkungskreis hat, so dürfen wir doch nicht eine andere russische Presse übersehen, welche nicht die am wenigsten thätige und einflußreiche ist und ihre Herde in London, Paris und Leipzig hat, um, fern von der argwöhnischen und mißtrauischen Vormundschaft der Censur, oft die Schleier zu zerreißen, welche die in Rußland selbst erscheinenden Zeitungen unversehrt lassen müssen. Die Seele dieser Literatur ist Alexander Herzen, der

*) Wie wir nach Abschluß des Artikels aus der „Russischen Revue“ erfahren, ist „Unsere Zeit“ in jüngster Zeit eingegangen und dem Herausgeber die Gründung eines andern Blattes übertragen worden.

schon seit langer Zeit gegen die russische Autokratie Krieg führt und bereits unter dem Kaiser Nikolaus seine „Jahre im Gefängniß und Exil" herausgegeben hat. Nachdem er viel erfahren, viel gesehen und viel beobachtet hat, ist er in die freiwillige Verbannung nach London gegangen, um dort eine vollständige russische Druckerei zu organisiren und nicht allein eine Zeitung — „Kolokol," d. h. die Glocke —, sondern auch eine große Anzahl von Brochüren und selbst größere Schriften zu veröffentlichen.

Die Macht, welche Al. Hertzen in Rußland über die neue Generation hat, ist wahrhaft dictatorisch und ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß seine moralische Autorität größer ist, als die materielle Autorität der Regierung selbst. Er ist ein literarisches Talent voll Kraft und Leidenschaft; seine Beredtsamkeit ist voller Ironie und Schmähworte; ein geborener Agitator, ist er nicht etwa einer der gemeinen Demagogen, die gehässig und neidisch sind und denen jedes Mittel gut dünkt; er ist durch seine Stellung unabhängig, von einer tiefen Ueberzeugung für seinen politischen Glauben, von einer glühenden Liebe für sein Vaterland erfüllt und von einer Erhabenheit im Charakter, daß ihm selbst seine erbittertsten Feinde ihre Anerkennung nicht versagen können. Man bezüchtigt die „Glocke" der Verbreitung socialistischer Ideen in Rußland, aber nicht mit vollem Rechte; Hertzen ist ohne Zweifel allerdings im Grunde Socialist, für den Augenblick jedoch strebt er nur nach Ausführung der praktischsten Ideen, bringt er auf das Nothwendigste und am schnellsten zu Realisirende. Er erkennt die gegenwärtige Regierung an und verlangt nur eine gründliche Aenderung des Systems und ein Entsagen der Traditionen des vorigen Kaisers. Er verlangt ferner communale Autonomie, Abschaffung der körperlichen Züchtigung, Beschränkung der Bureaukratie, Revision des russischen Codex, Einführung des öffentlichen Gerichtsverfahrens und der Geschwornen, Gewissensfreiheit, Freiheit der Presse, des Unterrichts, des Handels, der Industrie, gegenseitige Unabhängigkeit der Administration, Magistratur und Polizei und Controle des Budgets.

Außerdem enthüllt Hertzen in seiner Zeitung alle Mißbräuche und alle Scandale, in der hohen und niederen Administration in Rußland vorkommen; Nichts ist ihm unbekannt; er geißelt ohne Erbarmen die Minister, Gouverneure, Generäle und andere hohe Beamte.

Obgleich „die Glocke" natürlich in Rußland verboten ist, so findet sie doch ihren Weg dahin und man findet sie in derselben mysteriösen Art überall verbreitet, wie ihr Herausgeber von allen, selbst den geheimsten Vorfällen sofort unterrichtet wird. Oft schon sind auch Spione und Polizeiagenten von Rußland aus nach London geschickt worden, um die dienstbaren Canäle Hertzen's auszukundschaften, aber dieser ist von ihrem Kommen stets zeitig genug benachrichtigt worden und sie haben ohne Erfolg wieder abziehen müssen. Lange Zeit hindurch hat das Blatt der Kaiser Alexander II. selbst gelesen und wenn dies jetzt nicht mehr geschieht, so soll dies nicht aus Antipathie geschehen, sondern nur „weil er nicht viel Lectüre liebt." Eines Tages hatte Hertzen, wie man sich erzählt, einen Vorfall darin veröffentlicht, der für zwei der höchsten Würdenträger des russischen Staates äußerst bloßstellend war. Beide wußten sehr wohl, daß der Kaiser sich stets die letzte Nummer bringen lasse, und waren daher in keiner geringen Unruhe — fühlten sie sich doch nur zu sehr getroffen. Um sich nun aus dieser großen Verlegenheit zu befreien, ließen sie die Nummer so schnell als möglich mit Weglassung des sie Betreffenden umdrucken. Das der Art veränderte Exemplar wurde dann dem Kaiser überbracht. Um diese Zeit aber war der Großfürst Constantin in Italien und erhielt daher die identische Nummer dieses allgegenwärtigen Blattes. Erstaunt über jenen fraglichen Artikel, siegelte er sie ein und schickte sie seinem Bruder, der sie nun zum Unglück jener beiden hohen Persönlichkeiten richtig und unversehrt empfing.

Es ist gewiß, daß Hertzen zugleich der Schrecken aller derer ist, die vom Mißbrauche ihres Amtes leben, und das verehrte Idol einer ganzen russischen Generation ohne Unterschied des Ranges und Standes. Er zählt überall und in allen Sphären Anhänger, und seine Schriften im Exil haben nicht wenig zu der Bewegung beigetragen, welche sich seit ein Paar Jahren in Rußland kundgibt. —

Eine ausschließlich für das Ausland berechnete Zeitschrift ist die zu Leipzig und Pe-

tersburg in Monatsheften erscheinende „Russische Revue," herausgegeben von unserm rühmlichst bekannten Dr. Wilhelm Wolfsohn. Dieselbe enthält außer selbständigen Aufsätzen und Uebersichten über jedes Gebiet des socialen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens in Rußland folgende regelmäßig fortlaufende Rubriken: Stimmen der westeuropäischen Presse; Zeit- und Lebensfragen in der russischen Tagespresse; Verordnungen der Regierung, Correspondenzen und einen bibliographischen Anzeiger.

Schließlich gibt es noch in St. Petersburg eine geheime Presse, deren Urheber die Polizei bis heute trotz aller Bemühungen noch nicht hat entdecken können. Ihr Zweck ist die Verbreitung revolutionärer Ideen und die Vertheilung ungeheurer Mengen von Schmähschriften und Proclamationen. Ihr Hauptorgan ist der „Welikorus," welches Blatt aber nur dann erscheint, wenn eine außerordentliche Demonstration für nothwendig erachtet wird. Es vertritt die entschiedenste socialistische Richtung und ruft fortwährend die Regierung zu Reformen auf.

Eines dieser auf schlechtem Papiere und in kleinem Formate gedruckten Flugblätter war zum Beispiel an die „erleuchteten Classen" gerichtet. Es wurde darin behauptet, daß die früheren Versprechen von der Regierung nicht gehalten worden wären und daß die Tyrannei, welche die Regierung des Kaisers Nikolaus charakterisirt hätte, unter seinem Sohne wieder in voller Blüthe stände; daß ferner die Regierung Alles aufböte, um die „erleuchteten Classen" zu unterdrücken und zu vertilgen, daß aber die Regierung dadurch ihren eigenen Fall vorbereitete. Zuletzt werden die „erleuchteten Classen" aufgerufen, sich von der Regierung loszureißen und wird mit den Worten geschlossen: „Wir, die wir eure Brüder sind, können euch nicht verlassen, aber wenn ihr euch selbst auf die Seite der Regierung stellen wollt, so wird sich das Volk, welches an einem entsetzlichen Aufstande nicht lange mehr gehindert werden kann, von euch wenden und dann werden wir weder das Recht noch den Wunsch haben, das Volk in der Stunde des verhängnißvollen Kampfes zu verlassen." —

Alfred de Vigny.

Am Tage nach dem am 17. September in Paris erfolgten Tode des Grafen Alfred de Vigny schrieb Louis Ratisbonne, Einer der wenigen nähern Bekannten desselben, welcher sich der Achtung und Gunst des Verstorbenen in dem Grade erfreute, daß dieser ihm in seinem Testamente das Eigenthum aller seiner edirten und unedirten Werke vermacht hat, in dem „Journal des Débats:"

„Die literarische Welt hat einen Verlust erlitten, der in ganz Frankreich gefühlt werden wird. Der berühmte Verfasser von Cinq-Mars, vielleicht der schönste unter den modernen Romanen, sowie von Stello und Chatterton, der philosophische Erzähler von Servitude et grandeur militaires, der ausgezeichnete Dichter von Eloa, der Nebenbuhler de Lamartine's und Victor Hugo's, Graf Alfred de Vigny, Mitglied der französischen Akademie, ist einer grausamen Krankheit unterlegen, die ihm seit zwei Jahren hart zusetzte und ihn dem Tode entgegenführte. Derselbe hat seit langen Jahren nichts mehr veröffentlicht. Er häufte langsam Fragmente, poetische Materialien auf, fortwährend wie André Chénier murmelnd: Rien n'est fait aujourd'hui, tout sera fait demain. Und morgen ist gekommen und die Hände des Künstlers liegen erstarrt in dem Grabe. Aber in dem Geheimnisse seines Privatlebens, unter den Inspirationen der einzigen Musen, die ihm seine Werke dictirt haben — der Ehre und des Mitleidens — hat er andre, die besten Werke vollbracht, die nur von seinen vertrautesten Freunden bewundert worden sind. Vor acht Monaten ordnete er von seinem Krankenlager aus das Leichenbegängniß der Frau de Vigny, seiner kranken Lebensgefährtin, an, für welche er seit zwanzig Jahren die unermüdlichste, sorgsamste barmherzige Schwester gewesen war, auf welche je die Engel lächelnd herabgeblickt haben. Diesen frommen Sorgen gänzlich hingegeben, in seiner poetischen Einsamkeit verschanzt, von jeder Coterie isolirt, edel und stolz, starb er als Dichter ohne irgend einen Schmutzfleck an seinem Hermelinmantel. Der Augenblick ist noch nicht gekommen, um die schönen Werke aufzuzählen, die sein Andenken unsterblich machen werden; aber er war von

Herzen groß und gut und das vor Allem zu sagen, während wir ihn beweinen, gewährt Freude. Frankreich hat in ihm Einen der Männer verloren, die ihm zum reinsten Ruhme gereichen."

So lautet das Urtheil Louis Ratisbonne's über den Verstorbenen. Daß wir unsern Artikel über Alfred de Vigny damit beginnen, hat mehr als einen Grund. Um den Verstorbenen in seinem vollen Werthe zu würdigen, muß man ihn nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch als Mensch kennen, und wer wäre wohl geeigneter dazu, uns zu dieser Kenntniß zu verhelfen, als sein intimster Bekannter? Daß Louis Ratisbonne das war, dafür bürgt uns das oben erwähnte Vermächtniß. Eben so sehr bestimmte uns dazu die Erwägung, daß die Zeit, wo Alfred de Vigny auch in Deutschland ein viel gelesener und bewunderter Schriftsteller war, weit hinter uns liegt, weshalb derselbe Manchen unserer jüngern Leser eine ziemlich unbekannte Größe sein mag. Nun liegt es uns aber am Herzen, auch bei unsern jüngern Lesern Interesse für denselben zu erwecken, und wir erblicken grade in der obigen Mittheilung, die uns einen Einblick in sein häusliches Leben gestattet, ein sicheres Mittel zur Erreichung dieses Ziels. Doch nun zur Sache.

Graf Alfred de Vigny wurde zwei Jahre vor dem Beginn dieses Jahrhunderts, vier Jahr vor Victor Hugo, acht Jahr nach de Lamartine zu Loches in der Touraine geboren. Sein Vater, der Graf de Vigny, ein glänzender Hofmann und früher unter Ludwig XV. Officier, hatte sich im siebenjährigen Kriege ausgezeichnet. Seine Mutter war die Tochter des Admirals Baraudin, Cousine des großen Bougainville, Großnichte des Dichters Regnard. Sie war eine ebenso schöne wie vornehme Dame und diejenigen, welche sie vor der schrecklichen Krankheit gekannt haben, die allmälig ihren Tod herbeiführte, versichern, sie habe mit einer sehr großen Intelligenz eine seltne Charakterfestigkeit verbunden und zwischen der Mutter und dem Sohne sei eine auffallende Aehnlichkeit bemerkbar gewesen. Alfred wurde als Externer in eine Lehranstalt im Faubourg Saint-Honoré geschickt, wo er einen solchen Lerneifer zeigte, daß seine schwächliche Gesundheit dadurch bedroht schien. Wie alle gebornen Dichter versuchte er seinen Flug sehr früh, und er begann bereits in einem Alter, wo man das noch gar nicht erwartet, Reime zu schmieden. Als aber seine Mutter, der einige seiner Verse in die Hände gekommen waren, die Frage an ihn richtete, welchem Lebensberufe er sich widmen wolle, antwortete der Knabe: „Ich will ein rother Lancier werden!" Man stand am Ende des Kaiserthums. Damals herrschte in den Lyceen, wie er selbst schreibt, eine große Zerstreutheit, die Trommel erstickte die Stimme des Lehrers; man beeilte sich, den mathematischen und philosophischen Cursus zu Ende zu bringen, um sich auf irgend einem Schlachtfelde dem Sterne der Ehrenlegion, „dem schönsten Sterne am Himmel der Jugend," zu nähern. Das Kaiserthum fiel. Der kaum sechzehn Jahr alte Alfred de Vigny trat 1814 in das Gendarmencorps der Garde ein und zwar in die Compagnie, zu welcher nur vornehme junge Leute gehörten, welche sämmtlich den Grad eines Unterlieutenants bekleideten. Er besaß ein schönes Pferd und wohnte auf dem Champs de Mars glänzenden Paraden bei, doch ein Feld der Ehre fand er nicht. Als Napoleon von der Insel Elba zurückgekehrt war, begleitete Alfred de Vigny, der von einem Beinbruch, den er bei einem Sturz mit seinem Pferde erlitten, noch nicht ganz wiederhergestellt war, Ludwig XVIII. auf seiner Reise nach Gent bis Bethune, wo der König die Compagnie, zu welcher unser Dichter gehörte, auflöste.

Nach der zweiten Restauration trat der junge Officier, der während der hundert Tage in Amiens internirt worden war, in die königliche Garde zu Fuß, in der er später zum Capitän avancirte.

Das ist fast Alles, was wir über den Bildungsgang und die frühern Schicksale Alfred de Vigny's wissen, doch da wir diese Angaben Louis Ratisbonne verdanken, so dürfen wir sie mit vollem Recht als authentisch betrachten. Der Grund dieser beschränkten Kenntniß liegt in dem Charakterzuge unseres Dichters, nie von sich selbst zu sprechen, der sich auch in dem folgenden Briefe ausspricht, den wir hier mittheilen, weil sich grade diese Eigenthümlichkeit, die sich auf seine Bescheidenheit gründete, deutlich darin ausspricht. Auf eine an ihn gerichtete schriftliche Anfrage antwortete er:

„Mein Herr!

Mein Leben ist sehr einfach und so dunkel, daß ich darüber erstaunt bin, Jemanden zu

finden, der sich damit beschäftigen will. Wie dem aber auch sein möge; hier sind die näheren Angaben, um die Sie mich gebeten haben. Sie gleichen Dienstetats. Das einzige übrig gebliebene Kind einer sehr zahlreichen Familie, welche durch die Revolution, in der meine sieben Oheime ihr Leben verloren, fast ganz vernichtet worden war, liebte ich — aber ganz vergebens — den Ruhm und zwar den Waffenruhm. Unter dem Donner der Geschütze und den Te Deum Bonaparte's aufgewachsen, erreichte ich das Alter, wo ich einen Degen tragen konnte, erst im Jahre 1814, das ist zu einer Zeit, wo er nutzlos geworden war. Ich ergriff ihn dennoch und trat in den Dienst, welchen ich jetzt verlassen habe, da ich es müde bin, auf jene Kriege zu warten, von denen ich in meiner Kindheit geträumt habe, und die meiner Generation versagt zu sein scheinen. Sie können es kühn sagen, mein Herr, und es ist das Einzige in der Welt, worauf ich stolz bin, daß ich das einzige Avancement in diesen dreizehn Dienstjahren, wo ich als Lieutenant eingetreten und als Capitän wieder ausgetreten bin, nur der Anciennität verdanke. Des Talents für die Intrigue beraubt, hat kein Mensch meinen Namen je unter einem Bittgesuch erblickt und das eben gestürzte Ministerium, in dem ich Verwandte und Freunde besaß, habe ich nur um die Ruhe gebeten, deren ich mich jetzt erfreue.

Meine Werke, unvollkommene Werke des militärischen Müßigangs, sind Helena, Eloa, le Deluge und seitdem Cinq-Mars. Das Erste hat kein anderes Verdienst als sein Datum, welches an eine Zeit erinnert, wo die Mode des Interesses für die Hellenen noch nicht gekommen war.

Das, mein Herr, ist das Wenige, was ich über mich weiß, das Wenige, was ich gethan habe und das Wenige, was ich bin.

20. April 1828.

Ihr

ganz ergebener

Alfred de Vigny."

Alfred de Vigny liebte in der Wirklichkeit den Ruhm und wäre er zehn Jahr früher geboren worden, so würde er ihn auf den Schlachtfeldern gesucht und dort entweder Ruhm oder den Tod gefunden haben. Als er sah, daß er auf die Erfüllung der jugendlichen Träume, die in seiner Seele durch die Siege Napoleon's I. erweckt worden waren, verzichten müsse, wandte er sich, da sein Geist durch den Gamaschendienst sich nicht befriedigt fühlte, dem Felde der Literatur zu, wo ihn ein viel schönerer Ruhm erwartete als der auf blutigen Schlachtfeldern erworbene, die Lorbeerkrone des Dichters und Schriftstellers. Er gehörte gleich von seinem ersten Auftreten der neuen romantischen Schule an, deren Vorzüge er mit der präcisen Form und der Reinheit der Umrisse der classischen Schule zu vereinigen verstand. Zunächst versuchte er sich in Nachahmungen des griechischen Alterthums. Im Jahr 1822 veröffentlichte er seinen ersten Band Gedichte Helena, der seinen Namen von dem längsten Gedichte in dem Bande entlehnte, das er aber in die Sammlung seiner Gedichte später nicht mit aufnahm, weil er es als eine verfehlte Jugendarbeit betrachtete. Im Jahr 1823 erschien von ihm das schöne Gedicht Eloa, das ihm einen hohen Rang unter den französischen Dichtern erwarb. Eloa, eine Erzengelin, ist wie eine himmlische Blume aus den von dem Heilande am Kreuze vergossenen und von dem Seraph in einer Urne gesammelten Thränen aufgesprossen und die Freuden dieses weiblichen Engels, so lange ihre Unschuld unversehrt blieb und dann ihr Unglück und ihre Reue, nachdem sie sich von dem Satan hatte verführen lassen, werden mit einer wahrhaft dichterischen Begeisterung besungen und der Umstand, daß der Dichter sich für diese übersinnlichen erhabenen Gefühle eine bezaubernde, ihm ganz eigenthümliche Sprache zu bilden verstanden hatte, gab diesem Gedicht einen um so höhern Reiz. Theophile Gautier, ein Kritiker und selbst Dichter, der zu dem romantischen Siebengestirn gehörte, das sich um das Jahr 1830 an dem literarischen Himmel Frankreichs bemerkbar machte, und der kürzlich den heitern, aber wenig lärmenden Ruhm Alfred de Vigny's mit den weißen und milden Sternen in der Milchstraße verglich, welche weniger glänzen als die übrigen Sterne, weil sie höher und in einer größern Entfernung von uns stehen, erklärt Eloa für das schönste, vielleicht für das vollkommenste Gedicht, welches die französische Sprache aufzuweisen habe. Man kann wenigstens behaupten, daß kein Gedicht unter der durchsichtigen Hülle keuscher Verse ein schöneres Ideal der Liebe und des Mitleids in sich einschließt.

Alfred de Vigny's literarischer Ruhm wuchs

mit dem von ihm im Jahre 1826 veröffentlichten historischen Roman Cinq-Mars. Im Jahr 1827 sagte er dem Militärstande Lebewohl, um seine Zeit gänzlich den Musen zu weihen. Auch als Dramatiker versuchte Alfred de Vigny sich mit Glück und zwar durch eine kühne poetische Uebersetzung des Othello von Shakspeare, das erste Erzeugniß der romantischen Schule, dem die Ehre zu Theil wurde, im Theatre français zur Aufführung zu gelangen.

1831 erschien von ihm Le Maréchal d'Ancre, im Jahre 1832 Les Consultations du Docteur Noir. In Stello erzählte er die Leiden des Dichters, für den er nicht das Recht sich zu tödten, wohl aber das Recht zu leben in Anspruch nahm und dabei zugleich den Grundsatz aufstellte, daß die Poesie der Politik fern bleiben müsse, wofür er die Schicksale Gilbert's, Chatterton's und André Chénier's als Beweise aufführte. Er selbst ist diesem Grundsatz treu geblieben; de Lamartine und Victor Hugo thaten das Gegentheil und sie haben Ursache genug gehabt, sich zu überzeugen, daß Alfred de Vigny's Ansicht vollkommen richtig war. Sein beredtes Plaidoyer zu Gunsten der Dichter verpflanzte er dann auf die Bühne, auf der das so einfache und in seiner Art einzige Drama Chatterton unter einem Erfolg von Enthusiasmus und Thränen gespielt wurde. Der Graf Maillé de Latour-Landry, der einer Vorstellung dieses Dramas beigewohnt hatte, fühlte sich davon so ergriffen, daß er der Academie française eine Summe mit der Bedingung überwies, daß die Zinsen davon alle zwei Jahr einem Dichter zu Theil werden sollten, der mit Sorgen zu kämpfen habe.

In demselben Jahre mit Chatterton (1835) erschien auch Servitude et grandeur militaires, das seinen literarischen Ruhm besiegelte und zu seinen vorzüglichsten Werken gezählt wird. In kurzen Erzählungen seiner Erlebnisse im Lager und in der Garnison, in denen sich eine erhabene Philosophie ausspricht und die mit einer vollendeten Kunst geschrieben sind, malt er die unbekannten Leiden des Soldatenstandes in einer oft erschütternden Weise.

Das Jahr 1835, in welchem unser Schriftsteller seine Thätigkeit in einem so ausgezeichneten Grade bewiesen hatte, bildete einen förmlichen Wendepunkt in seinem literarischen Leben. Von dieser Zeit an hielt er sich fern von der Menge und dem Geräusch der Welt. Die letzten 28 Jahre seines Lebens verflossen in einem meditativen Stillschweigen, das nur selten unterbrochen wurde, wie z. B. 1843, wo er in der Revue des Deux Mondes Fragmente seiner Poëmes philosophiques und einige andere kleine Gedichte veröffentlichte, und 1846, als er sich an Stelle des verstorbenen Etienne in die Academie française aufgenommen sah, durch seine Antrittsrede in derselben, durch welche er seine Collegen in der Akademie sehr gegen sich erbitterte, weil er sich nicht entschließen konnte, am Schlusse seiner Rede das übliche Compliment für den König Ludwig Philipp anzuknüpfen.

Beiläufig wollen wir hier bemerken, daß unter den dreizehn Vorgängern, welche seit der Gründung der Academie in dem Jahr 1634 den Fauteuil eingenommen hatten, welcher Alfred de Vigny zu Theil wurde, sich Vangelas, Scudéry, Marschall Richelieu, Lucien Bonaparte ꝛc. befinden. Unter den Bewerbern um den durch den Tod Alfred de Vigny's erledigten Fauteuil scheint Jules Janin die meisten Aussichten zu besitzen, gewählt zu werden.

Seit 1835 entfernte Alfred de Vigny sich auch mehr und mehr von der Gruppe der Romantiker, deren unerschütterliches Haupt Victor Hugo geblieben ist. Durch ein ganz eigenthümliches Zusammentreffen glich Alfred de Vigny bis zu einem gewissen Punkte in vielen Beziehungen Victor Hugo, nicht wie den Letztern das Exil, das Alter, ein wenig Embonpoint und sein langer grauer Bart gemacht, sondern so wie er früher war und wie er in den Erinnerungen derer lebt, die ihn vor 1848 gekannt haben: mager, ohne Bart, volles Haar. Man konnte Alfred de Vigny einen blonden Hugo nennen und dieses Wort hätte sich nicht bloß auf das Gesicht, sondern auch auf das Talent des Dichters der Eloa anwenden lassen.

Ganz natürlich fragt man sich, was konnte diesen Mann, der in den wenigen Häusern, in denen er sich zuweilen einfand, als ein ganz vorzüglicher Gesellschafter bewillkommnet wurde und dem überdies die Ueberlegenheit seiner Talente eine so hohe Stellung anwies, bestimmen, sich diese freiwillige Isolirung, diese tiefe Zurückgezogenheit zu wählen, die ihn für die jüngere Generation fast zu einem Unbekannten machte? Daran knüpft sich dann

die zweite Frage: Was veranlaßte den Schriftsteller, der in der Poesie, im Roman und für das Theater so Großes geleistet hatte, in den letzten 28 Jahren seines Lebens fast nichts mehr zu veröffentlichen und sich in die Einsamkeit einzuschließen? Der Grund seiner Isolirung war nur seinen wenigen intimen Freunden bekannt. Zu Einem derselben sagte er: „Ich kämpfe vergebens gegen das Fatum; ich war zuerst der Krankenwärter meiner armen Mutter; dann dreißig Jahr lang der meiner Gattin und jetzt bin ich mein eigner.“ In Folge seiner großen Anstrengungen und Nachtwachen war er selbst erkrankt. Er trug in der That dieses hohe Gefühl der Pflicht und Ehre und dieses zärtliche Mitleiden, von dem alle seine Werke durchdrungen sind, in sein innerstes Leben über und er erfüllte die Aufgabe der Aufopferung mit Freudigkeit, doch ganz im Stillen.

Diese häuslichen Verhältnisse trugen sicher dazu bei, daß Alfred de Vigny in der letzten kleinern Hälfte seines Lebens fast nichts veröffentlichte; der Hauptgrund davon muß aber in seinem Charakter gesucht werden, der sich aus seinen Schriften erkennen läßt, so wenig er es auch liebte, von sich selbst zu sprechen. Was bei ihm vorzuherrschen schien, war der Abscheu vor dem Gemeinen, dem Alltäglichen; die Liebe für das Auserlesene, Seltene, Ungewöhnliche. Schon in seiner frühen Jugend war Alfred de Vigny von ritterlichen Ideen und Gesinnungen belebt und schon als Knabe zeigte er eine Vorliebe für großartige Abenteuer. Durch ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen fanden diese ritterlichen Gesinnungen keine Anwendung und seine Vorliebe für große Abenteuer sah sich nie befriedigt. Dieses widerwärtige Mißverhältniß zwischen seiner Leidenschaft für das Ideal, das seine Seele erhob, und der matten, mittelmäßigen Wirklichkeit der Ereignisse, in deren Mitte er lebte, wurde für ihn zu einer wahrhaften Marter.

Einige Stellen, die sich hier und da in seinen Werken zerstreut finden, offenbaren uns diese inneren Leiden des Dichters, wenn sie auch, seinem Charakter gemäß, in einem zurückhaltenden stolzen Tone geschrieben sind. So sagt er z. B. im ersten Capitel von Servitude et grandeur militaires: „Ich gehöre zu der mit dem Jahrhundert gebornen Generation, die, von den Bulletins des Kaisers ernährt, immer einen gezogenen Degen vor Augen hatte und denselben in dem Augenblick ergriff, wo Frankreich ihn in die Scheide der Bourbonen steckte. . . . Die Ereignisse, welche ich suchte, kamen nicht so, wie ich sie erwartete. Was war dabei zu thun?“

Aus dem Soldatenstande nahm er aber nicht allein die unheilbare Wunde einer getäuschten Leidenschaft in sein späteres Leben mit hinüber, sondern auch das lebhafte und mächtige Gefühl, das sich seinem ganzen Wesen eingeprägt hatte und das der untrügliche Regulator seines Lebens wurde: den Cultus der Ehre. Alfred de Vigny war in mancher Hinsicht ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts; in den meisten philosophischen und religiösen Fragen war er höchst unabhängig. Bei seiner philosophischen Ungewißheit, bei seinem Unglauben irgend eines positiven religiösen Dogma blieb für ihn ein Punkt fest: die Ehre; sie war und blieb seine Religion. Dieses schwärmerische Gefühl der Ehre, das sein Leben regelte, gestaltete sich, ohne sich im Grunde zu ändern, um, wenn er es auf die Werke des Geistes anwendete, und wurde dann das leidenschaftliche Gefühl des Ideals. Die Ehre regelte sein Leben, das Ideal schwebte seinen Inspirationen vor, und diese doppelte Formel erklärt in Alfred de Vigny den Menschen und den Schriftsteller.

In allen seinen Werken strebte er nach dem Ideal. Wie der Waffenruhm sein Traum in seinem thätigen Leben, so war die reinste, die erhabenste Kunst sein Traum in seiner Schriftstellerlaufbahn. Der Hauptcharakter, der sich in allen seinen Werken zeigt, ist die Sorge für die Idee und die Form, in der sie ausgedrückt wird, die Achtung des menschlichen Gedankens. Er hat seinen Zeitgenossen ein schönes Beispiel der eleganten Mäßigung, der Harmonie und des Maßhaltens gegeben, das Nachahmung verdient.

Seine Tendenz nach dem Ideal, die sich in allen Theilen seiner Werke ausdrückt, prägt ihnen einen doppelten Charakter ein: die Kunst ist darin unpersönlich und dann ist sie überall einer Idee untergeordnet.

Alfred de Vigny war unter den Dichtern der Jetztzeit derjenige, der sich selbst am wenigsten in Scene setzte. Es widerstrebte seinem Wesen, in seinen Werken von den Geheimnissen seines Lebens und seines Her-

zens zu sprechen und seine Leser von sich selbst zu unterhalten, was er auch an andern Schriftstellern mit seiner Ironie tadelte. Wenn sich seiner Brust demunerachtet zuweilen ein Schmerzensschrei über das Leben oder die Verhältnisse entreißt, so findet man ihn in seinen Dichtungen einer andern Person in den Mund gelegt.

Endlich ist die Kunst bei ihm immer einer Idee untergeordnet. Er hat sein Ziel außer sich selbst gestellt. Er ist in einem Sinne philosophisch. Seine Schriften sind nicht nach Zufall geschrieben; sie sind unter einander durch einen allgemeinen Gedanken verbunden; sie drücken etwas aus und führen das Licht einer Idee in sich und mit sich. Jedes Buch seiner Gedichte drückt eine besondere Form der antiken oder der modernen Civilisation aus. Jedes seiner Gedichte, Moïse, Eloa, ist nur ein bewundernswerthes Symbol. Die herrschende Idee in Cinq-Mars ist das von dem großen Revolutionär Richelieu vorbereitete Ende der Monarchie. Stello ist die Geltendmachung der wahren Mission des Dichters und des Künstlers, die sich von jedem Bande des praktischen oder politischen Lebens frei machen sollen, indem sie die Bilder Gilbert's, Chatterton's und André Chénier's immer vor Augen haben.

Diese hohen Ansprüche, welche Alfred de Vigny an sich selbst stellte, und gleichzeitig seine poetische, leidenschaftliche, nervöse Natur, welche mit gleicher Wärme nach dem Ideal wie nach Ruhm strebte, bieten wenigstens theilweise den Schlüssel dazu, was ihn dazu bestimmte, mit seinen literarischen Arbeiten nicht mehr vor die Oeffentlichkeit zu treten. In seinem persönlichen Charakter lagen die Gründe, die ihm bei einem verlängerten Berühren mit dem Publicum nur Leiden hätten bereiten können. Es ist eine unleugbare Thatsache, daß gewisse Eigenschaften einen Schriftsteller von dem Publicum eben so isoliren, wie gewisse Fehler ihn demselben nähern. Alle jene Eigenschaften fanden sich bei Alfred de Vigny im Ueberfluß vor, während ihm jene Fehler sämmtlich mangelten. Daher konnte er die Popularität mancher andrer Schriftsteller, diesen glänzenden Theil des Ruhmes nie erlangen. Der Ruhm, welcher ihm zu Theil wurde, war verschwiegen, verschleiert, wie der Widerschein des Lichtes in einer Alabasterlampe. Unser Dichter fühlte das früh und hatte keine Lust, den Kampf mit einer rebellischen Popularität fortzusetzen. Er verstand zu schweigen, als die innere Stimme ihm nicht mehr zu singen gebot. Er schrieb indessen trotz der heiligen Pflichten, die er in seiner Familie zu erfüllen hatte; doch in dem Maße, wie er sich der Vollkommenheit genähert hatte, wurde er auch in den Ansprüchen, die er an sich selbst stellte, schwieriger und er warf die Arbeit seiner Nächte in's Feuer. So hat er einen ganzen Nachtrag zu Stello den Flammen überliefert, weil er befürchtete, sich in der Auseinandersetzung seiner Idee zu weit haben fortreißen zu lassen. Von diesen Arbeiten ist indessen ein Band noch nicht veröffentlichter Gedichte vorhanden, worin sich Schönheiten erster Ordnung finden, den Louis Ratisbonne nächstens veröffentlichen wird und dem die Bewunderung der Freunde Alfred de Vigny's und das Bedauern derselben über seinen Verlust im Voraus gesichert ist. An diese Poëmes philosophiques, von denen 1843 einige in der Revue des deux Mondes erschienen, hat der Dichter vor seinem Tode die letzte Hand gelegt. Gleichzeitig hat er aber auch seinem Legatar es zum Gesetz gemacht, kein andres Manuscript weiter von ihm, das sich unter seinem Nachlaß finden möge, zu veröffentlichen.

Nach dem Staatsstreich am 2. Dec. 1851 empfing Alfred de Vigny in seinem Schlosse in Maine Giraud in der Nähe von Angouleme eine Einladung von dem Prinz-Präsident, der sich damals auf einer Reise befand und, wie er dem Dichter selbst sagte, im Zuge war, ebenfalls „seinen historischen Roman" zu machen, welcher „das Kaiserreich" heißen werde. Alfred de Vigny hatte den Prinzen in London in seinem Exil gekannt und es handelte sich bei dieser Einladung einzig und allein um persönliche Sympathien, die nur von der Böswilligkeit als ein kleinlicher Ehrgeiz ausgelegt werden konnten. Alfred de Vigny war viel zu sehr über kleinliche Interessen und den Ehrgeiz erhaben und würde geglaubt haben, durch die Annahme eines Sitzes im Senat oder unter den Räthen des Kaisers die Harmonie zwischen seinen Werken und seinem Leben zu stören. Wie sehr der Kaiser ihn schätzte und liebte, bewies er auch dadurch, daß Alfred de Vigny Einer der ersten Literaten war, denen eine Einladung zu den kaiserlichen Festen während des Herbstaufenthalts des Hofes in Compiegne zu Theil wurde.

Wir begannen unsern Artikel mit einer Note Louis Ratisbonne's über den Entschlafenen und wir wollen denselben mit dem letzten Willen Alfred de Vigny's in Betreff seiner Geisteswerke schließen.

Auf dem Umschlag desselben fanden sich die Worte: „Codicill zu meinem Testamente in Bezug auf das literarische Eigenthum aller meiner Werke, das von mir einem sichern, erprobten, unter diesem Umschlage genannten Freunde vermacht worden ist."

Das Codicill selbst lautet:

„Nachdem ich den ausgezeichneten Geist und das vortreffliche Herz meines Freundes, des Herrn Louis Ratisbonne, studirt und erprobt habe, so ernenne und setze ich ihn zum unumschränkten Eigenthümer und Erben aller meiner literarischen Werke unter jeder Form, die bis zu diesem Tage veröffentlicht worden sind, ein. Bücher und Theater werden bei der ewigen Abwesenheit des Verfassers keine andere Autorität als die seinige haben und er wird dabei meine Stelle in Allem vertreten.

Die einzige Bedingung, die ich ihm stelle, ist, daß er das Recht zur Veröffentlichung einer neuen Auflage nur durch einen Vertrag ertheilt, welcher festsetzt, daß er, nachdem die Auflage vergriffen ist, mit der Erlöschung des Vertrages wieder in sein volles Eigenthumsrecht eintritt, d. h. daß er, ohne daß es bestritten werden kann, das Recht, eine neue Auflage in irgend einem Format, selbst in dem der letzten Ausgabe, zu veröffentlichen, von Neuem Jemand übertragen kann.

Und dann noch unter dieser Bedingung, daß Herr Louis Ratisbonne nie das gänzliche Eigenthum meiner Werke, noch den fortdauernden Besitz derselben irgend einem Verleger abtritt.

Er weiß, daß die Erfahrung gezeigt hat, wie Verleger, um die öffentliche Neugierde aufzuregen und wieder zu erwecken, die Ausgabe berühmter Werke nach dem Tode des Verfassers mit Vorreden und zweifelhaften, wenn nicht ganz feindseligen Anmerkungen beschmutzen.

Um meinen Namen für immer gegen diese Gefahr sicher zu stellen, wird mein Freund, Herr Louis Ratisbonne, wohl die Güte haben, dieses bescheidene Vermächtniß anzunehmen.

Seine liebenswürdige Familie besteht bis jetzt nur aus zwei ganz jungen Töchtern, wenn er aber Vater eines Knaben wird, so wird er dereinst meine Instructionen auf ihn übertragen.

Wenn das nicht der Fall sein sollte, so wird dazu ein Schwiegersohn oder auch wohl ein Schriftsteller unter seinen Freunden, sei es ein Dichter oder ein ausgezeichneter Literat, den er wählen wird, wie ich es hier selbst thue, genügen.

Geschehen zu Paris, Sonnabend, den 6. Juni 1863.

Alfred de Vigny."

Sicher ein Testament, das den Erblasser nicht weniger ehrt, als den Erbnehmer, den Verfasser der Comédie enfantine, worin sich auf jeder Seite, in jedem Verse, die Poesie und die Liebe des Familienvaters aussprechen, und die stets auf Alfred de Vigny's Tische lag!

Die Landwirthschaft in Flandern.

Nach gewöhnlicher Anschauung hält man in der Regel Flandern für eines der fruchtbarsten, von Natur ergiebigsten Länder, und doch ist dies keineswegs der Fall. Nur einige Striche und zwar nur schmale Landstriche Belgiens sind wirklich fruchtbar. Der Boden des übrigen Landes ist sandig, ganz so wie ihn eine vulcanische Einwirkung in vorgeschichtlicher Zeit aus dem Meere emporgeworfen hat. Bekanntlich erstreckt sich eine weite sandige Ebene von Flandern durch das nördliche Deutschland und das vordere Rußland hindurch bis an die Grenzen Sibiriens.

In Flandern tritt wie anderwärts die höchst interessante Thatsache in den Vordergrund, daß, je steriler sich der Boden zeigt, desto fleißiger, ausdauernder und genügsamer die Bevölkerung ist. Schon Schriftsteller aus den Römerzeiten geben Schilderungen von den weiten Sümpfen und Sandsteppen des Landes. Der Mensch hatte also hier die große Aufgabe, für den Ackerbau Ruthe um Ruthe der kargen Erde abzuringen. Und so geschah es, denn schon aus den Zeiten des Mittelalters erzählen Geschichtschreiber von dem rührigsten Fleiß der Bewohner, von der Achtung, in der der Landbau stand, vom Anbau von Erbsen, Bohnen und Lein, welche

schon damals neben den Getreidesorten, ganz wie im heutigen Flandern gebaut wurden. Die Frauen spannen Wolle und Flachs, die Männer saßen am Webstuhl und fertigten wollene und leinene Zeuge, die nach dem ganzen Norden und besonders nach England ausgeführt wurden. Ackerbau und Wollindustrie ging Hand in Hand im Aufblühn; ganz ähnlich wie in der sächsischen Lausitz die Leinenindustrie in den vor- und nachluther'schen Zeiten gemeinsam mit dem Ackerbau betrieben wurde. Der Kampf der Altvordern unsrer heutigen Flandrer gegen die Elemente war damals um so größer, als noch keine Dämme die Flüsse in ihrem Bett hielten, sondern diese je nach der Jahreszeit ungeheure Ueberschwemmungen verursachten. Nach einem Rescript von Karl dem Kahlen aus dem Jahre 854 vereinigten sich jedoch schon damals die Bewohner, um gemeinsam die sumpfigen Flächen zu entwässern und urbar zu machen.

Grade das Hand-in-Hand-gehen von Landbau und Industrie veranlaßte eine rasche Bevölkerungsvermehrung, ließ Gewerbe auf dem Lande aufblühen, begünstigte das Emporwachsen von Städten und legte den Grund zu dem späteren Reichthum derselben. Noch heut lassen die Haidestrecken, Sümpfe und Dünen der belgischen Campine erkennen, was die jetzt reich angebauten Fluren um Gent und Brügge vor der Arbeit von 50 Generationen gewesen sein mögen! So mußte denn ursprünglich der sandige und zugleich nasse kalklose Boden, oft mit einem Untergrund von Eisentuff und Rollkieseln, nicht nur gegen das Austreten der Flüsse geschützt, sondern auch erst durch den Fleiß der Menschen überhaupt zu einer tauglichen Ackerkrume umgewandelt werden. — Die Inschriften der Denksteine aus römischer Zeit haben uns die interessante Thatsache aufbewahrt, daß damals schon die Bewohner der Scheldeufer Mergel aus England holten, um ihre Aecker zu verbessern, ganz ähnlich wie später die Engländer auf dem felsigen Malta verfuhren. Schon im 7. Jahrhundert hatten manche Städte eine bedeutende Ausdehnung. Die Bewohner standen sehr frühzeitig in dem Ruf, tüchtige Landleute zu sein. Im 12. und 13. Jahrhundert beriefen englische Könige flandrische Bauern auf ihre Krongüter. Ein Jeder derselben verstand neben der Landwirthschaft eben so gut die Waffen zu tragen als Tuch anzufertigen. Noch unter Cromwell kamen derartige Einwandrungen vlämischer Pächter vor. — Die Engländer lernten von ihnen Deiche bauen, sowie Windmühlen zum Ausschöpfen des Wassers anlegen, sie lernten den Boden austrocknen, Hopfen, Rüben und andere Gemüse bauen. Während des 12. Jahrhunderts wanderten vlämische Bauern colonienweise nach Sachsen, Thüringen, Holstein, ja bis nach Siebenbürgen und Ungarn, wo die erhaltenen Ortsnamen und Volksgebräuche noch heut die bleibenden Denkmale ihrer Niederlassungen sind.

Anfangs mochte der im Winter ruhende Ackerbau die Weberei in der zwischenliegenden Mußezeit begünstigt haben, später zahlte die Industrie diese Schuld wieder zurück an den Ackerbau. Die Städte Gent, Brügge, Ypern, Courtray wurden durch die Tuchausfuhr reich, sie gewannen eine Bevölkerung, deren Anzahl einstmals zwei- bis dreimal größer war als gegenwärtig, und so wirkte die Nachfrage nach Nahrungsmitteln für diese dichte und wohlhabende Bevölkerung ungemein belebend auf die landwirthschaftliche Production. Es galt für diese, immer mehr und mehr Fläche unter den Pflug zu bringen, die Inundationsgebiete einzuschränken, die Flüsse einzudämmen, die Wälder auszuholzen und Straßen für die Fortschaffung der landwirthschaftlichen Producte zu bauen.

Das auf diese Weise zu hoher Blüthe gelangte Land sollte übrigens harte Prüfungen durchmachen. Die Herzöge von Burgund richteten ihre Waffengewalt zuerst gegen die Freiheit der gewerbreichen Städte; Spaniens grausame Herrschaft entvölkerte durch förmliche Vertilgungskriege und Religionsverfolgung das Land, und ganze Strecken reich angebauter Gefilde verfielen wieder in die alte Wildniß.

Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann der Ackerbau sich allmälig wieder ein wenig zu heben, machte aber von da an immer raschere Fortschritte.

Gegen die Nordsee hin sind die Dörfer dünn, nur hie und da gewahrt man eine Meierei unter einer Baumgruppe oder ein kleines Dorf. Die Wohnungen der Landleute sind gewöhnlich auf kleinen Erhöhungen gebaut, so daß die Bewohner in der Zeit der Ueberschwemmung meist auf Kähnen mit einander verkehren. Große Rinder- und Pferdeheerden weiden auf den fetten Gras-

ebenen, welche zu einem fruchtbaren Landstriche gehören, der ungefähr 100,000 Hectaren enthält und sich längs der Nordsee in einer Breite von 10 bis 15 Kilometer, von Antwerpen bis gegen Dünkirchen hin erstreckt. Der aufgeschwemmte Boden, dichter kalkhaltiger Lehmgrund von 50 Centimetern bis 2 Metern mächtig, ruht hier auf einem Torflager über dem Sande, welcher sich sonst offen zu Tage über den übrigen Theil der Provinz ausbreitet.

Bekanntlich liegt die Oberfläche des Landes unter dem Niveau der Hochfluth, und das Land würde ohne den Schutz der Dünen und Schleusen noch überschwemmt sein, wie in früheren Zeiten.

Um Dicksmude und Furnes liegen die besten Weiden für Pferdezucht und Rindviehmastung; Salzdünste benetzen das auf dem fetten Schlamme wachsende kurze dichte Gras, dessen Nahrung überaus kräftig ist, so daß eine Hectare genügt, um während einer Zeit von 6 Monaten, nämlich von Mai bis November, wo die Heerden im Freien bleiben, zwei Ochsen zu füttern und fett zu machen. Das meiste Schlachtvieh erhält Frankreich. Die jungen Pferde werden mit 18 Monaten an französische und englische Händler verkauft und erreichen oft den Durchschnittspreis von 750 bis 800 Franken. Die Vertheilung des Grundbesitzes ist sehr verschieden. Im Bezirke des Litorales sind die Güter 20 bis 50 Hectaren groß; der schwere Boden erfordert starke Gespanne. Die herrschenden Sumpffieber, die Landplage der Malaria, lassen hier eine sehr dichte Bevölkerung nicht aufkommen. Während im ganzen Königreich durchschnittlich 80 Landbauer auf 100 Hectaren kommen, ist hier der Durchschnitt nur 19. Hiermit im Zusammenhange stehen die ungeheuern Weiden, und es kommen in manchen Gemeinden auf 1000 Hectaren nur 300 bis 400 Einwohner. Die eine Hälfte der Aecker wird mit Weizen, die andere mit Gerste, Hülsenfrüchten, Hafer und Klee bebaut. Die Fruchtbarkeit ist hier sehr groß, es kommen auf die Hectare, je nach der Frucht, 21 Hectoliter Weizen, 20 Hectoliter Hülsenfrüchte, 40 Hectoliter Hafer und 42 Hectoliter Gerste. Der Pachtpreis ist nicht hoch, bei den fetten Weiden 130 bis 220 Franken, beim Ackerland 90 bis 110 Franken pr. Hectare. Die Leute sind hier sehr wohlhabend, genießen nur Weizenbrot, mehrmals Speck in der Woche und Ochsenfleisch bei festlichen Gelegenheiten. Die Kleidung ist gut, bei den Frauen sogar Putz vorhanden: große Ohrgehänge, Spangen, dicke, oft aus sehr alter Zeit herstammende Goldketten. Durch Anlegung der Deiche, „Polders" genannt, an deren Vermehrung jedes Jahrhundert gearbeitet hat, sind ganze Strecken dem Meere abgewonnen worden, und wo einst ganze Flotten ankerten, gehen jetzt der Pflug oder zahlreiche Heerden. Solche neu dem Meere abgewonnene Strecken bedürfen häufig während 40 bis 50 Jahren keine Düngung und bringen die prächtigsten Ernten hervor; daher die Berühmtheit dieser „Polders." Anfänglich baut man Raps, der auf die Hectare 500 bis 600 Franken trägt, dann folgt Gerste und Weizen. Alte Polders werden gedüngt und alle 10 Jahre auf 1 Jahr brach gelegt. Bewundernswerther noch ist die Cultur der Dünen. Während man sonst auf Flächen, welche die fleißige Menschenhand nicht bearbeitet, nur dürftige Gräser sieht, erblickt man hier strohgedeckte Hütten aus Holz inmitten von Hafer- und Kartoffelland. Die Bewohner dieser Häuserchen besitzen in der Regel eine oder zwei Kühe, sammeln den Dünger aufs Sorgfältigste, vermengen ihn mit den thierischen Abfällen von Fischen, welche das Meer auswirft oder der Fischer liegen läßt, und ziehen von ihrem auf diese Weise genährten Boden gute Kartoffeln. Von der Küste landeinwärts ist die ganze Gegend sandig. Man hat den mageren Kieselboden nur hier und da durch Lehmschichten zu verbessern vermocht, während er wieder an anderen Stellen durch Eisenoxyd fast gänzlich unbrauchbar ist oder war. Es scheint fast unglaublich beim Anblick der schönen Saaten und üppigen Vegetation, daß der Boden die eben angegebene Zusammensetzung hat. Ein Boden, welcher, wenn er nicht tief aufgewühlt ist, nicht einmal die Fichte gedeihen läßt und unbebaut per Hectare nur 400 Franken kostet, kostet da, wo der menschliche Fleiß ihn zu Ackerland umgeschaffen hat, 3000 Franken per Hectare. Diese Thatsache ist sicher der beredteste Zeuge eines ungeheuren Fleißes menschlicher Hände. Oelkräuter, Hopfen, Lein, Hanf, Cichorie werden als Handelsgewächse, Weizen, Roggen, Haidekorn, Bohnen, Kartoffeln als Nahrungspflanzen, Klee, Hülsenfrüchte, Hafer, Kohl, Zuckerrüben u. s. w. als Futter- und Wurzelcultur angebaut.

Man sieht schon aus dieser Aufzählung, eine wie lachende Ansicht die Landschaft zur Sommerszeit bietet. Die Getreidearten wollen jedoch selbst bei starker Düngung nicht sehr großen Ertrag liefern; um so mehr thun dies die Handelspflanzen, welche freilich aber auch den Zeit- und Mühenaufwand der Gemüsegärtnerei erfordern. Je stiefmütterlicher die natürlichen Verhältnisse des Landes dem Menschen gegenübertreten, desto mehr hat man die unendliche Wichtigkeit des Düngers schätzen gelernt. Mit ungemeiner Sorgfalt wird derselbe gesammelt, Hornvieh und Pferde werden im Stalle gefüttert; die Düngerstätten meist zum Schutze gegen Sonne und Regen bedeckt; Wasserpflanzen aus Gräben und Bächen geholt; Schlamm aus den Canälen, häufig aus großer Entfernung, mühsam herbeigeholt, dem Dünger beigemischt, welcher gewöhnlich durch Jungvieh dicht getreten wird, um das Verflüchtigen des Ammoniaks zu verhindern und eine gute Gährung hervorzubringen. Auch mit Kalk werden die Aecker fleißig bestreut; alle Abfälle aus den Fabriken der Städte, thierische Kohle, Asche, Straßenkoth, alles wird fleißig gesammelt. Der Guano, dessen starke Dungkraft schon geringe Quantitäten sehr wirksam erscheinen läßt und schon deshalb seine Verwendung erleichtert, hat Wunder gewirkt und selbst über entfernt gelegene Strecken seine befruchtenden, treibenden Wirkungen ausgeübt. Es ist hier gradezu förmliche Gartencultur, und auf die Hectare kommt das beträchtliche Betriebscapital von ungefähr 500 Franken; eben so herrscht eine große Bodenzerstückelung, wie es da, wo sich der Ackerbau der Gartenwirthschaft nähert, immer der Fall zu sein pflegt.

Das classische Land des Ackerbaues in Europa ist nicht England, sondern eben Belgien, besonders der Strich zwischen Antwerpen, Gent, Ypern und Brüssel. A. Young, einer der verdienstvollsten Landwirthschaftslehrer Englands, sagt über diese Gegenden: „Ich werde mich immer als Ignorant in der Landwirthschaft ansehen, seit ich Flandern gesehen habe."

In Alost haben während des Tages die Armen das Privilegium, den Straßenkoth aufzulesen. So wie es aber dunkel wird, nehmen auch die Handwerksburschen u. A. in Menge daran Theil. Schwerz hat wohlgekleidete Frauenzimmer gesehen, die ohne Bedenken den ganzen Tag Pferdemist sammelten, ein Mädchen, das hinter einer Schafheerde ging, um den Mist in ein Körbchen zu lesen, den sie nachher pfundweise verkaufte. Es giebt eigene große Düngerhandlungen, oft 10 bis 20 nebeneinander, welche aus Gent, Holland u. s. w. ihre Zufuhr beziehen, und wo die menschlichen Excremente sehr genau sortirt und probirt werden. Der Verkauf dieses Artikels gehört in den Städten dem Hausgesinde zu. Das einzige Scheldedepartement bezog im Anfange dieses Jahrhunderts für mehr als 700,000 Franken jährlich vom Auslande. Alte und gänzlich hoffnungslose Pferde und Rinder werden in Belgien aufs Feld gebracht, erstochen, das Blut wird durch das noch einige Minuten herumlaufende Thier verbreitet, das Fleisch nachher in Stücke zerhackt, zerstreut und mit Erde bedeckt. Für Oelkuchen giebt mancher Landwirth 800 bis 1000 Gulden jährlich aus. Der Kubikfuß Ruß wird mit einem halben Gulden bezahlt. Taubenmist wird zu einem ansehnlichen Preise viele Meilen weit verkauft und mit Flegeln klein gedroschen. Ein Bauerhof bei Menin von 22 Hectaren kaufte jährlich für 2308 Franken Streumist, während er selbst 274 Fuder Stallmist und 463 Tonnen Jauche erzeugte. Hier gehört das um die Felder wachsende Gras nicht, wie bei uns, demjenigen, der es nimmt, sondern es gehört dem Eigenthümer des Bodens zu. Ein Pächter in der Campine von Brabant sagte zu dem schon genannten berühmten Landwirthschaftslehrer Schwerz, „wenn er seine Kühe des Sommers auf die Weide gehen ließe, so würden alle Nachbarn ihn für einen Bankerottirer halten." In der That wird dort ein Bauer, dessen Land in schlechtem Stande ist, von den übrigen so verachtet, daß sie nicht einmal mit ihm trinken mögen. In mehreren Districten wird jeder Fuß breit Landes alle sieben Jahre ein Mal mit dem Spaten umgegraben. Während der deutsche Bauer nach der Saat wohl spricht: „Ich habe dich gesäet, nun wachse selber," pflegt der Flamänder sein Winterkorn oft zu besuchen, um nachzusehen, ob das Wasser gehörig abzieht, ob nicht Mäuse, Maulwürfe, Schnecken u. s. w. da sind. Es ist nichts Seltenes, daß man eine bedrohte Roggensaat, um sie gegen Schneckenfraß zu schützen, walzt, oder, wenn dies bei Regenwetter nicht angeht, die kahlgefressenen Stellen mit Roggenpflanzen besteckt, die man zu diesem Zwecke

in förmlichen Pflanzschulen bereit hält. Die verfallenen Rigolen werden mit dem Spaten ausgeräumt, die verlorenen Ecken umgegraben und noch etwas besät. Oft wird der Acker, nachdem er besäet und geeggt worden, von Kindern mit Holzschuhen festgestampft. Im Frühlinge ziehen Männer, Weiber und Kinder zum Jäten aufs Feld hinaus, durch die Rigolen und hohen Ackerbeete hat man überall hin leichten Zutritt; oft liegen die Arbeiter dabei auf den Knieen. Schwerz hat in ganz Flandern nicht so viel gelbe Blumen u. s. w. gesehen, wie früher bei sich selbst auf ein paar Morgen. Die großen Unkosten des Jätens werden zum Theil dadurch ersetzt, daß man das Unkraut im Stalle verfüttert. Wenn sich hernach das emporwachsende Korn allzu üppig zeigt, so walzt man es, zieht die umgekehrte Egge darüber, oder bestreut es, um den Halmen eine schilfartige Steifigkeit zu geben, mit Kalk, Asche, Ruß ꝛc.; einer allzuschwächlichen Saat hilft der Landmann wieder mit Taubenmist oder Düngerjauche auf.

Im ehemaligen Departement der Schelde betrug die Bodenfläche 357,706 Hectaren. Der Rohertrag des Ackerbaues belief sich auf 87 Millionen Franken. Davon gingen etwa 50 Millionen für Cultur- und Erntekosten auf, 5 Millionen für die Grundsteuer. Es blieben etwa 15 Millionen für die Eigenthümer und ebensoviel für die Pächter.

Die einzelne Wirthschaft in Westflandern ist durchschnittlich $3{,}_{46}$ Hectaren groß. Es kommen hier 78,498 Ackerleute auf 270,802 Hectaren angebauten Bodens. In Ostflandern ist der Durchschnitt der Einzelwirthschaft $2{,}_{48}$ Hectaren und es kommen 88,305 Ackerleute auf 218,098 Hectaren. Eine Meierei von 20 Hectaren gehört schon zu den größeren. Große Güter werden in der Regel in eine Menge Pachtparzellen zerschlagen, weil hierdurch der Ertrag ungemein steigt, und der Boden weit intensiver bebaut wird. In dem Waesland, nördlich von der Schelde, zwischen Antwerpen und Gent, gleichen die reich und fleißig cultivirten Fluren einem großen Garten, so daß das eigentlich eintönig flache Land einen überaus freundlichen Anblick gewährt. Ueberall sind die Fluren, die Wege und Gräben von Bäumen eingefaßt; große Obstgärten verbergen die niedrigen einstöckigen Pächterhäuser, welche in der Regel weiß angestrichen und mit grünen Fensterläden versehen sind und sowohl im Innern der Wohnräume als auch in dem Hausgeräth die höchste Sauberkeit zeigen. Im Hofe ist gleich musterhafte Ordnung, Dünger und Jauche befinden sich an einem verborgenen Ort unter dem Stalldach; 5 bis 6 prächtige Milchkühe sind die Zierde des Stalles; es wird zur Sommerszeit Grünes gefüttert, im Winter Heu mit warmer Tränke von Rübenhecderling ꝛc. Die Construction der Ackergeräthe ist einfach, aber höchst praktisch, der Pflug leicht, ohne Vordergestell und für ein einziges Pferd passend (wobei man die sandige, also leicht zu furchende Ackerkrume nicht vergessen darf). Der Spaten spielt, wie bei allen intensiv bewirthschafteten Gegenden, eine große Rolle, und es sagt ein flämisches Sprichwort bezeichnend: „Der Spaten ist die Goldgrube der Bauern." Mit ihm wird überall dem Pfluge nachgeholfen, die Beete werden abgetheilt und Wasserrinnen angelegt. Die Felder sind rechtwinklig und selten über eine Hectare groß, gegen die Mitte hin erhöht und mit einem Rasenstreifen und Graben eingefaßt. Sowohl auf dem Rasenstreifen als in den Gräben stehen Bäume, welche in einem gewissen Zeitraum geschneitelt werden. Die Gräben haben nicht nur den Zweck, das Wasser aus den niedrig feuchten Flächen abzuführen, sondern auch den, das aus ihnen gewonnene Erdreich auf die Aecker zu werfen und hierdurch diese zu erhöhen. Trotz des blühenden parkähnlichen Ansehens der Gegend, trotz der Sauberkeit und Ordnung der Wohnstätten, verdienen die fleißigen Bauern dieses Theiles von Flandern doch im Ganzen nur wenig, so daß ihre Nahrung in der Regel sehr einfach, Fleisch und Speck auf ihrem Tische selten ist. Das Brot wird in der Regel von Roggen gebacken, und sonst spielen Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Gemüse und Buttermilch eine vorwiegende Rolle, an welcher Kaffee mit Cichorien einen großen Antheil hat; Bier kommt in der Regel nur an Festtagen und Kirmessen vor. Ein Arbeiter verdient per Tag 1 bis 1½ Franken; die Frauen beschäftigen sich gewöhnlich mit Spitzenklöppeln; die heranwachsende männliche Jugend züchtet Kaninchen für den Londoner Markt, wohin alljährlich für 1½ Millionen Franken und zwar gleich abgezogen und für die Küche zugerichtet gehen. Die Fellchen behält man zurück, um sie an die

Hutmacher zu verkaufen. Die Dörfer haben gewöhnlich neben dem Schulhaus noch eine Industrieschule, wo das Spitzenklöppeln gelehrt wird. Außerdem giebt es auch auf dem kleinsten Dorfe Vereine, welche es sich zum Zweck setzen, für Cultur und Gesittung bei den niederen Volksclassen thätig zu sein. — Westflandern wird von Nordost nach Südwest von einem Hügelkamme durchzogen, der sich zwischen den Städten Brügge und Gent der Ebene zuneigt, und die Wasserscheide zwischen dem Meere und der Lys bildet. Dieser Landestheil ist wegen seiner Unfruchtbarkeit, besonders wegen seines kiesel- und eisentuffreichen Untergrundes wenig bewohnt und nur mit etwas Buschwerk, Sumpfhaiden und verkrüppelten Birken und Eichen bewachsen. In neuester Zeit ist es gelungen, die Föhre anzupflanzen, sie mit großem Fleiß, 33—35,000 Stück auf die Hectare, groß zu ziehen und dann mit 20 Jahren zu Hopfenstangen zu kappen und zu verkaufen. — Selbst hier haben sich fleißige Menschen angesiedelt und ernähren sich mit Tagearbeit in den Holzungen, indem sie in der Regel nebenbei eine Ziege und einige Kaninchen halten. Die große Sparsamkeit hilft dem Tagelöhner empor, er beurbart etwas Land neben seiner Hütte für Kartoffeln und Roggen. Neue Hütten erstehen neben den früheren und schon nach einem halben Jahrhundert hat der Landstrich durch dieses unermüdete Völkchen und seine Ausdauer ein anderes Ansehen gewonnen. Der Roggen spielt überhaupt im größten Theil von Flandern eine vorwiegende Rolle, er giebt mehr Erträge als der Weizen und läßt noch eine anbaufähige Brache, während er für die Dächer der Hütten das Stroh liefert. Weizen will schon stärker gedüngt sein und lohnt nicht immer. Spelz wird an der Küste, längs dem Norddepartement und Hennegau gebaut. Auf die Kartoffel kommen 10 bis 12% der Ackerfläche, ihr Ertrag ist ungleich zwischen 100 und 260 Hectoliter per Hectare, der Hafer zwischen 37 bis 40 Hectoliter. Die stark betriebene Pferdezucht macht den Anbau des Hafers in größerem Maße nöthig. Das Haidekorn, als diejenige Pflanze, welche gar keiner Düngung bedarf, ist aus Grund der natürlichen Beschaffenheit des Bodens sehr geschätzt. Auf die Futterfläche kommen 35 bis 40% der Bodenfläche neben 15 bis 16% Wiese oder Wiesewachs, so daß somit mehr als 50% der angebauten Fläche auf die Mästungs- und Fütterungspflanzen fallen, die hier nur von der Feuchtigkeit des Klimas begünstigt werden, nicht von dem Boden. Selbst Leinen und Flachs für den Haushalt oder Handel, ehemals für das Land überaus wichtig, werden immer noch viel angebaut, obwohl die flandrische Leinenindustrie ebenso wie die deutsche von der englischen erdrückt worden ist. Es liefert jedoch Flandern jetzt nach England und Frankreich anstatt der Leinenwaaren das Rohmaterial, Flachs. Der Tabackbau ist vorwiegend um Commines und Werwick groß. Er eignet sich nur für Capitalisten, da er auf die Hectare ein großes Betriebscapital erfordert. Die Erndte geht hauptsächlich nach Amerika. Auch der Hopfenbau erfordert schon höhere Anlagen, und sein Ertrag ist immer zweifelhaft, während die Cichorie 800 bis 1000 Franken pr. Hectare erträgt. Auf die eigentlichen Industriepflanzen kommen in Flandern nur 8 bis 9% der Bodenfläche. Die Schafheerden des Landes sind bedeutend, die beiden Provinzen des Landes zählen 40,000 Stück; die der Ziegen, hauptsächlich das Eigenthum der kleinen Wirthschaften, 50,000 Stück. Auch hier vollzieht sich im Laufe der Zeit die Erscheinung, die in Sachsen bereits weit sichtbarer hervorgetreten ist, daß mit der Zunahme der Zerstückelung des Bodens und der Intensität der Bebauung die Schafzucht immer mehr und mehr zurückgedrängt wird. — Die vlämische Rindviehzucht hat den Hauptzweck, viel Milch zu erzeugen; die vlämische Race des Hornviehs ist auch grade für diesen Zweck am geeignetsten, während sie zur Mastung sich weniger brauchbar zeigt; die Mastviehzucht ist mehr in den Küstengegenden zu Hause. Die höchst sauber gehaltenen Ställe sind noch heut der Stolz des vlämischen Bauers, und bezeugen seine besondere Vorliebe für das Rindvieh, dessen Anzahl im Jahre 1846: 340,574 Stück für beide Provinzen betrug.

Die Schweinezucht spielt eine sehr untergeordnete Rolle.

Die vlämische Landwirthschaft ist der schönste Triumph des menschlichen Fleißes, und so recht das Zeugniß von der unaustilgbaren Arbeitstüchtigkeit des germanischen Völkerstammes, eine Arbeitstüchtigkeit, welche selbst auf dem sterilsten Boden unter den ungünstigsten geologischen Verhältnissen alle Schwierigkeiten endlich zu überwinden und da lachende Fluren zu schaffen vermocht hat, wo einst eine große Sandsteppe oder sumpfige Moore sich ausdehnten, oder das Meer selbst für verwüstende Ueberfluthungen freies Spiel hatte.

Das deutsche Roggenbrot.

Sein geschichtliches Alter
und seine geographische Verbreitung.

Wer kennt nicht jenes schwarze, massive, feste und in plumpen Blöcken gebackene Roggenbrot von Norddeutschland, das Lieblingsnahrungsmittel des gemeinen Mannes, von dem der Süddeutsche, der Engländer, Franzose und Italiener, welcher durchweg ein lockeres, schneeiges Weizenbrot genießt, nicht begreifen kann, daß es ein menschliches Nahrungsmittel sein kann.

In den ältesten Zeiten kannten unsere Altvordern nur Hafer, Gerste und Hirse. Erst durch die Römer kam der Weizen und Spelt nach Süd- und Westdeutschland und nach den Donaugegenden. Hier ist Weizenbrot auch heut noch die Hauptnahrung des Volkes geblieben. In den von den Römern nicht unterworfenen Theilen Deutschlands hatte sich dagegen das Hafer- und Gerstenbrot herrschend erhalten. Der Roggen ist nach Ansicht mancher Historiker entweder durch die Völkerwanderung oder durch die Slaven, welche immer Roggen gebaut haben und im fünften Jahrhundert nach Deutschland kamen, zu uns gebracht. Vielleicht aber dürfte die Annahme ebenso berechtigt sein, den Roggen als ein wirklich einheimisches Getreide anzusehen, da die neueren Untersuchungen in den Pfahlbauten der Schweizer Seen nachgewiesen haben, daß längst schon in vorgeschichtlichen Zeiten eine viehzucht- und wahrscheinlich ackerbautreibende Bevölkerung in Deutschland seßhaft war. Die Natur des Roggens weist ganz auf unser nordisches Klima hin. Er verträgt nicht nur eine sehr niedere Temperatur, sondern auch einen dürftigen Boden und ist nördlich bis hoch nach Scandinavien und Rußland verbreitet. Wo seine Grenzlinie abschneidet, da setzen sich noch weiter nördlich die uralten germanischen Cerealien, Hafer und Gerste, fort bis gegen den Nordpol. Ueber den bevorzugten Genuß des Weizenbrotes gegen das Roggenbrot entscheidet vor Allem der Nationalwohlstand. England liegt seinem Klima nach im Gebiet des Roggens, ist aber durchgängig zum Weizenbrot übergegangen. Fast scheint sich der Roggen nirgends so eingebürgert zu haben als in der norddeutschen Ebene, wo er in der allgemeinen Sprache auch schlechthin das „Korn" heißt, während die übrigen Getreidesorten ihren speciellen Namen behalten haben. Das eigentliche Heimathland des groben, schwarzen Roggenbrotes ist Westphalen. Hier wird es in bester Qualität in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und in großer Menge, zum Theil für die Ausfuhr gebacken, hier ist auch der Name Pumpernickel entstanden, hier haben es auch berühmte Ausländer, wie Chigi und Voltaire, kennen gelernt und beschrieben. Nur bei festlichen Gelegenheiten wird in dieser Gegend Weizenbrot gegessen, wie bei Hochzeiten, so daß sogar die sogenannte Flitter- oder Honigwoche die „Weißbrotwoche" heißt. Das Weizenbrot gilt förmlich als etwas Ausländisches bei den westphälischen und niedersächsischen Bauern und in einigen Gegenden, wie z. B. im Schleswigschen und Sächsischen, heißt es allgemein „französisches Brot," „Franzbrot." Auch dieser Name deutet darauf hin, daß das Weizenbrot oder die Weizenbäckerei aus Frankreich, Gallien, zuerst durch die Römer, sodann durch die karolingischen Franken, die verschiedenen Gebäcksorten vielleicht auch durch die Franzosen der neueren Zeit nach Norden vorgedrungen sind. Wegen Farbe und Eigenschaften nennt der Bauer das Roggenbrot „Schwarzbrot" oder auch „Fest-" oder „Fastbrot," das Weizenbrot „Weißbrot," „Loßbrot," „Stutenbrot." (Stute heißt Säule. Das Brot hat in vielen Gegenden eine längliche Form.) In Holland hat dasselbe die Form von großen Ziegelsteinen, an der Elbe und Weser dagegen von Quadern. Diese Form herrscht auch durch ganz Jütland und Dänemark vor, wo der gemeine Mann auch ganz wie der westphälische Bauer sein Lieblingsgebäck zubereitet. Jenseits des Sundes dagegen findet eine echt scandinavische Backweise und Form statt. Die Brote sind runde, steinharte Scheiben, sogenannte „Knäebrote," welche wahre Helbengebisse aus Ossian's Sagenwelt erfordern, um für menschliche Verdauungswerkzeuge zurecht gemacht zu werden. Hier tritt nun wieder unser deutsches lockeres Roggenbrot als ein Luxusartikel in den Städten oder bei festlichen Gelegenheiten auf dem Lande auf.

Unsere norddeutschen Bauern backen alle vierzehn Tage oder drei Wochen frisches Brot, in manchen Gegenden sogar nur alle sechs Wochen. Je größer die Backperiode ist, desto größer pflegt in der Regel auch das einzelne Brot zu sein. In Schweden verlängern sich

die Backperioden aber noch länger, nämlich bis auf ein halbes Jahr! Das Knäcbrot tritt dem Alter nach in den weitesten Gegensatz zu dem Brot in Nordamerika, wo tagtäglich vor dem Frühstück oder Mittagessen frisch gebacken wird. Das schwierige Geschäft des Backens und besonders des Knetens liegt in Deutschland auf dem Lande beim Hausbacken überall dem Frauengeschlechte ob, obwohl es eigentlich, besonders wo große Quantitäten auf einmal gebacken werden, der Kraft eines starken Mannes bedürfte. Schon im Alterthum aber sehen wir Frauen diese Arbeit verrichten.

Das Schwarzbrot erfordert, da der einzelne Laib meistentheils eine bedeutende Größe hat, eine angemessen große Hitze des Backofens und langes Darinstehen. Der Ofen wird einige Stunden lang geheizt und dann mit einem Spahn probirt. Wird ein solcher an die Decke des Backofens gehalten und sprüht Funken, so ist dies das Zeichen, daß der für den Pumpernickel nöthige Hitzegrad vorhanden ist.

Bei den ganz dicken und großen Broten in Westphalen beträgt die Backzeit in den oft gewaltigen Oefen nicht weniger als einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, durchschnittlich aber nur zwölf Stunden. Die Oefen sind, um die Hitze möglichst zusammen zu halten und gleich zu vertheilen, niedrig und werden nach dem Einschieben des Brotes gewöhnlich vermauert und verschmiert.

So lange noch in Deutschland das Zunftwesen vorherrschend war, gab es auch in den nördlichen und besonders westlichen Städten zwei nach den beiden Brotsorten geschiedene Zünfte: Losbäcker und Festbäcker, die sich in ihrem Geschäftsbetrieb streng überwachten und keine Gesellen von einander annahmen. Ihre Sitten, Gewohnheiten und Berechtigungen waren durchaus von einander verschieden. Norddeutschland schied sich deshalb in der Bäckerzunft früher ziemlich streng von Süddeutschland, welches so gut wie gar keine Festbäcker zählte, so daß das Wandergebiet der Festbäckergesellen ein geographisch ziemlich engbegrenztes war.

Wir können voraussetzen, daß wohl Jeder unserer Leser den Pumpernickel kennt. Soll derselbe sehr gut sein, so muß er eine schöne dunkle, saftige, kräftige, kastanienbraune Farbe und einen würzigen Geruch und Geschmack haben. Auch hat er eine Art Saft, der sich als kleine Perlen an das Messer ansetzt.

Der Genuß des Roggenbrotes ist engverbunden mit der Hinzunahme von Butter und auch dies ist ein Moment, durch welches Schwarzbrot und nordisches Klima zusammenhängen. Schon in Süddeutschland ist der Genuß von Butter seltener und gilt eigentlich mehr als Leckerei. Die wärmeren Klimaten produciren überhaupt wenig Butter und das Weißbrot wird trocken gegessen.

Die Bevölkerung des Pumpernickellandes ist überaus kernig und kräftig, ihre Magen sind jedenfalls von ausgezeichneter Constitution, denn auch die Gesichtsfarbe ist frisch und gesund.

Unser großer Chemiker Liebig hat den Pumpernickel chemisch analysirt und für die menschliche Leibesbeschaffenheit als ganz vortrefflich geschildert.

Aber auch außerhalb Westphalens, in Holland und in Friesland, in ganz Niedersachsen, in Mecklenburg und Pommern, überall wo Schwarzbrot in der Brotnahrung des Volkes vorherrscht, weiß man wenig von Hypochondrie, der Menschenschlag ist rüstig und tüchtig, auf den Wangen der Jugend blüht frisches Roth und Alles ist munter und heiter.

Dieselbe Bemerkung wird man auch in Holstein, Schleswig, Jütland und in ganz Dänemark machen können.

Nach England wurde der Pumpernickel durch das Haus Hannover übergeführt und als Dessert in kleinen Butterschnittchen an der königlichen Tafel beliebt. Es gilt ein solches Dessert als der Verdauung sehr zuträglich. Es hat sich diese Sitte in England auch außerhalb des Hofes in den fashionablen Kreisen des Landes immer mehr und mehr ausgebreitet. Bereits haben sich mehrere Schwarzbrotbäcker in London etablirt. Neben unserem Schwarzbrot haben die Engländer übrigens ein ähnliches Gebäck, dem sie die gleiche gute Wirkung zuschreiben, „digestive bread,“ eine Art Weizenbrot, dem die Kleie gelassen ist.

Und unsere deutschen Brüder jenseits des Oceans, in Amerika und Australien, überall bauen sie, wo es sonst das Klima zuläßt, Roggen und essen nach gut alter Sitte fort und fort ihr Schwarzbrot. In den Vereinigten Staaten ist namentlich Pennsylvanien eine besondere Pflegestätte des Roggens geworden. Pennsylvanien aber wurde von den ersten deutschen Auswanderern besiedelt, und das

Roggenbrot oder die Vorliebe zu ihm zog mit hinüber.

Die englischen Ansiedler und die Franzosen bauen zwar auch Roggen, aber nur zum Viehfutter. Ihr Brotgebäck ist fort und fort der Weizen. Aber bereits beginnt man, das deutsche Gebäck allmälig mehr und mehr nach Geschmack zu finden. In New-York, in Washington und Boston nehmen die Schwarzbrotbäcker fortwährend zu.

Und in Deutschland vollzieht sich nach Angabe des berühmten Culturhistorikers Riehl ein gleicher, wenn auch stiller Vorgang. Norddeutsche Kost und norddeutsches Schwarzbrot bürgert sich von Jahr zu Jahr mehr und mehr ein, in Stuttgart und München siedeln sich Schwarzbrotbäcker an und selbst in Wien beginnt das schwarze Brot Terrain zu gewinnen.

Mit der leichten Versendbarkeit durch die Eisenbahnen hat der Export von Pumpernickel ungemein zugenommen und besonders sind es Jütersloh, Osnabrück und Cösfeld, welche sich durch ihre ausgezeichnete Gebäckqualität einen weiten Namen gemacht haben.

In neuester Zeit haben auch in Berlin, Hamburg und Bremen Bäcker sich darauf gelegt, neben dem Schwarzbrot Pumpernickel zu backen, ein Zeichen, daß die Nachfrage im Wachsen ist.

Will man an sich selbst erfahren, wie tief die Liebe zum Schwarzbrot mit dem Norddeutschen verwachsen ist, so braucht man nur auf einer Reise nach Italien monatelang das geliebte Brot entbehren und nur Maisbrot, oft steinhart und meist völlig trocken wie Papier, essen zu müssen. Wie oft denkt man alsdann sehnsüchtig in der italienischen unwirthlichen Osteria trotz der entzückenden Natur des heimischen würzigen Schwarzbrotes.

Die königliche Porcellan-Manufactur zu Berlin.

Wenn auch aus den Tiegeln der Adepten noch nie das wirklich Gesuchte, das Gold, hervorgegangen, so ist denselben doch Vieles entsprungen, was für die Wissenschaft und Industrie mehr Werth hatte, als jenes glänzende Metall. So grübelte im Anfang des vorigen Jahrhunderts Johann Friedrich Böttcher zu Dresden auch über den Stein der Weisen, und seinen Tiegeln und Retorten entsprang ein Manufacturgegenstand, der bis dahin nur von den Chinesen producirt worden war, und der in Europa fast mit Gold aufgewogen wurde.

Von seinem Landesherrn, dem Kurfürsten Friedrich August dem Starken, der lebhaftes Interesse an der neuen Erfindnng nahm, unterstützt, suchte Böttcher mit allem Eifer dieselbe zu vervollkommnen, und bald entstand 1710 zu Meißen die erste Fabrik weißen Porcellans in Europa. — Die günstigen Erfolge derselben ließ bei verschiedenen Unternehmern und namentlich bei verschiedenen Souveränen bald den Wunsch entstehen, auch dergleichen Manufacturen zu besitzen, und es entstanden, nachdem man sich durch früher in Meißen angestellt gewesene Chemiker und Arbeiter theilweise in den Besitz des Geheimnisses der Porcellanfabrication gesetzt hatte, im Laufe der Jahre mehrere dergleichen Fabriken, so zum Beispiel in Wien, Höchst, Fürstenberg, Berlin, Baden, Frankenthal rc., doch erreichte bis jetzt noch keine derselben, in Betreff der Vollkommenheit der Porcellanmasse, die Mutteranstalt.

1750 machte ein Kaufmann Wilhelm Kaspar Wegeli zuerst in Berlin den Versuch, nachdem er sich durch Arbeiter aus der Porcellanfabrik zu Höchst das Geheimniß verschafft, Porcellan zu bereiten, und brachte es zu einer ziemlichen Vollkommenheit, wovon noch jetzt Beweisstücke vorhanden. Die Fabrik scheint aber nicht sehr gut rentirt zu haben, denn 1757 ließ Wegeli dieselbe wieder eingehen. Einer seiner Arbeiter, Ernst Heinrich Reichard, setzte jedoch die Fabrication in kleinem Maßstabe fort, konnte ihr aber keinen höheren Aufschwung geben, da es ihm an Capital fehlte; deshalb verkaufte er sein Geheimniß im Jahre 1761 an den Kaufmann Gotzkowski für 4000 Thaler. Gotzkowski setzte Reichard als Betriebsdirigenten mit 1200 Thalern Gehalt ein und wußte noch einige tüchtige Arbeiter, wie den Emaillemaler Pacques Clause in Berlin, und den Modelleur Elias Meyer aus Meißen, für seine Fabrik zu gewinnen. Da Gotzkowski durch andere Geschäfte abgehalten wurde, die persönliche Leitung der Fabrik zu übernehmen, setzte er noch im Jahre 1761 den kurfürstlich sächsischen Commissionsrath Grieninger als Director ein, welcher es verstand,

die anfänglichen Schwierigkeiten, die ihm von den betreffenden Technikern und Arbeitern in den Weg gelegt wurden, bald zu überwinden, und durch zweckmäßige Verbesserungen, wie zum Beispiel die Einführung eines neuen Brennofens nach Duwald's System, die Fabrik zu heben.

Im August 1763 stellte Gotzkowski seine Zahlungen ein und bot in Folge dessen dem Könige Friedrich II. die Porcellanfabrik zum Kaufe an, worauf dieser bereitwillig einging. Noch in demselben Monate wurde der Kauf abgeschlossen und die Fabrik durch den Kriegs- und Domänerath Voß für den König übernommen. Die Kaufsumme betrug 225,000 Thaler. Aus der bei der Uebergabe aufgenommenen Inventur ergibt sich, daß der Betrieb schon damals ein ziemlich bedeutender gewesen. Die feste Besoldung der damals vorhandenen Verwaltungs-, technischen und Aufsichtsbeamten betrug jährlich 10,200 Thaler; übernommen wurde im Ganzen ein Personal von 146 Köpfen; an Fabricaten waren vorhanden 29,516 Stück rohe und verglühte Geschirre, 10,000 Stück weiße und 4866 Stück gemalte Porcellane, nicht allein Gebrauchsgeschirre, sondern auch Galanterieartikel der mannigfachsten Gattungen, und meist in den grotesken Formen der damaligen Geschmacksrichtung.

Somit war die gegenwärtige „königliche Porcellanmanufactur zu Berlin" begründet, welche in diesem Jahre die Feier ihres hundertjährigen Bestehens beging. Aus Anlaß dieser Feier hat der gegenwärtige Director der Fabrik, der Geheime Regierungsrath H. Kolbe, ein Werk veröffentlicht, in welchem er nach einer einleitenden Uebersicht der geschichtlichen Entwicklung der ceramischen Kunst und einer kurzen Darstellung des Verfahrens bei der Fabrication des Berliner Porcellans, einen möglichst genauen Abriß der Geschichte jener Manufactur gibt. Auf dieses Werk gestützt, erlauben wir uns, unsern Lesern einen kurzen Auszug dieser Geschichte darzubieten.

Der König Friedrich II. zeigte gleich von Haus aus eine rege Theilnahme für seine neue Fabrik und erschien bereits den 11. September zum ersten Male in derselben, sie nach allen Richtungen hin einer speciellen Inspection unterwerfend, wobei er mehrfach zeigte, daß er sich in der Meißener Porcellanfabrik genau umgesehen hatte. Commissionsrath Grieninger, der dem König zum Führer gedient, wurde als Director der Anstalt bestätigt, ferner der Buchhalter Mauritius, Cassirer Jacobi, Controleur Nagel, Oekonom Eichmann, Arcanist Reichard, Modellmeister Meyer, die Malereivorgesetzten Clause und Böhme und der Malereiinspector Klipfel. Ferner ließ der König, damit die Fabrik den gehörigen Aufschwung nehmen könne, ein Darlehen von 140,000 Thalern zu 5 Procent aufnehmen und ertheilte ihr das ausschließliche Recht der Porcellanfabrication und das Monopol des Debits in allen königlichen Landen, sowie er ihr auch den jährlichen Holzbedarf, schon damals 1600 Klafter, gratis aus den königlichen Forsten anweisen ließ. Im Jahre 1769 erließ der König auch noch einen Befehl, in Folge dessen die Juden gezwungen waren, ein gewisses Quantum Porcellan gegen baare Bezahlung zu entnehmen, um es im Auslande abzusetzen, eben so war die Generallotteriepachtsocietät verpflichtet, für 6000 Thaler, später für 9600 Thaler, Porcellan zu entnehmen und es im Auslande zu verbreiten.

Kurze Zeit nach seinem ersten Besuch kam der König wieder und besprach mit Grieninger die Erweiterung der Fabrik durch Anlage zweier neuer Gebäude und mehrerer neuer Gaar- und Verglühöfen, auch machte er mehrere Bestellungen, mit dem ausdrücklichen Befehl, diese so vollkommen als möglich darzustellen, um die betreffenden Gegenstände als Echantillons seiner neuen Porcellanmanufactur verschicken zu können. Auf die Bemerkung des Directors, daß die bis jetzt von Passau bezogene Porcellanerde nicht die gewünschten Erfolge liefere, gab er den Befehl, die verschiedenen Thonlager des Landes, namentlich Schlesiens, einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Die angestellten Versuche gaben kein günstiges Resultat. Erst im Jahre 1771 gelang es beim Dorfe Brachwitz, unweit Halle an der Saale, ein vorzügliches Kaolin zu entdecken, welches die gewünschten Resultate lieferte, und das noch heutigen Tages ausschließlich zur Fabrication verwandt wird.

Im letztgenannten Jahre war die Fabrication schon so weit gediehen, daß zehn Gaaröfen im Gange waren, 400 Arbeiter beschäftigt wurden und der jährliche Absatz bereits über 100,000 Thaler betrug. Neuere Erweiterungen in den Mühlenanlagen und die Aufführung eines neuen großen Gebäudes

für die Arbeitsräume der Dreher, Former und Maler fanden in den Jahren 1776 und 1777 statt, auch wurde 1781 eine bedeutende Erweiterung des Hauptwaarenlagers vorgenommen.

Mehrfach wurde die Fabrik von hohen Herrschaften in Augenschein genommen, von denen die hervorragendsten der Großfürst Paul von Rußland und die verwittwete Kurfürstin von Sachsen waren. Dergleichen Besuche, sowie fürstliche Hochzeiten rc., hatten meist großartige Bestellungen von Seiten des Königs im Gefolge. Unter die bedeutendsten derselben gehört ein großer Tafelaufsatz für die Kaiserin Katharine II. von Rußland im Jahre 1772. Auf Befehl des Königs wurde derselbe vierzehn Tage lang öffentlich ausgestellt und wird in Grieninger's Aufzeichnungen folgendermaßen beschrieben: „In der Mitte der Tafel war die auf dem Throne sitzende Kaiserin, im kaiserlichen Anzuge und mit feinen Kanten gezierter Kleidung, en biscuit. Um den Thron waren mythologische Gottheiten und vor der Kaiserin die Themis, mit dem, durch derselben weise Verordnung, allen unter ihrem Scepter stehenden Völkern neu ertheilten Gesetzbuche, auf welchem die Worte: „Leges novae“ mit goldenen Buchstaben zu lesen waren. Unten um den Thron knieten von allen zum russischen Reiche gehörigen Nationen, in ihren gewöhnlichen Trachten, nach den durch den Professor Euler junior zu St. Petersburg gemachten illuminirten Zeichnungen. Außerdem war die Tafel noch mit vielen staffirten mythologischen und andern Figuren, besonders Trophäen und angeketteten Türken in ihren mit bunten Farben staffirten verschiedenen Kleidungen, nebst einer großen Anzahl von Tellern, Schüsseln und allerhand beim Dessert erforderlichen Gefäßen und Zuthaten besetzt. Die Ränder an Tellern und Schüsseln waren durchbrochen, reich vergoldet und an jedem derselben C. II. mit Gold und natürlich staffirtem Lorbeerkranz angebracht. In der Mitte waren alle Teller und Schüsseln mit Kriegsscenen zwischen Russen und Türken von dem geschickten Bornemann vorzüglich schön mit bunten Farben bemalt.“ Die 14 Fuß hohen Spiegelrahmen im neuen Palais bei Sanssouci, ein großer Kronleuchter, 4½ Fuß im Durchmesser und 5 Fuß hoch, sowie eine Menge anderer in den königlichen Schlössern aufgestellte Decorationsgegenstände, sind Producte der ersten Periode, welche Kolbe bis zum Tode Friedrich's des Großen rechnet.

Der in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ausschließlich herrschende Roccocostil hatte sich auch der plastischen Darstellungen der Meißener Porcellanfabrik bemächtigt und war es namentlich diese Fabrik, die diesen Stil auf's Höchste cultivirte und darin nicht Uebertroffenes leistete. Von hier aus ging er mit an die Töchteranstalten über und erhielt sich da während des ganzen Jahrhunderts. Nicht allein auf Gruppen und andere reine Luxusgegenstände erstreckte sich das Roccocco, nein auch auf die gewöhnlichsten Gebrauchsgegenstände, wie Tafel-, Kaffee-, Thee- und Toilettengeschirre dehnte es sich aus und überall zeigten sich die Attribute desselben: geschweifte Ränder, geschnörkelte Henkel und Griffe, Reliefzierrathen, aufgesetzte Blumen und Blätter rc. Auch die Malerei war von demselben Geschmack beherrscht und liebte man namentlich ländliche Scenen nach Watteau und Lemcert, Schäferbilder, Schlacht- und Jagdscenen, wobei die Personen im Costüm der Zeit. Auch die chinesische Porcellanmalerei, wo Blumen, Vögel, Insecten unregelmäßig über das Gefäß zerstreut sind, nahm man sich zum Vorbilde. Die Staffage der Gefäße war ausschließlich jenem Stil angepaßt und nahm nur Ornamente der barocken Architectur zum Muster.

Was die pecuniären Vortheile betrifft, welche die Fabrik in der ersten Zeitepoche ihres Bestehens erzielte, so konnte man wohl damit zufrieden sein, denn der Ausweis der Jahresrechnungen vom 25. August 1763 bis 31. Mai 1787 ergab eine Bruttoeinnahme von 2,188,339 Thalern, wovon ein reiner Gewinn von 464,050 Thalern in die königliche Casse floß.

Nach des großen Friedrich's Tode beginnt ein zweiter Abschnitt, der mit wesentlichen Aenderungen in der obersten Leitung der Fabrik beginnt. Während Friedrich II. gewissermaßen selbst die Function des Ober-Departementschefs ausübte, setzte sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. eine collegialische Verwaltungsbehörde ein, die den Namen „königliche Porcellanmanufactur-Commission“ führte. Den Vorsitz in derselben erhielt der Minister Freiherr von Heinitz und zu Mitgliedern wurden der Geheime Com-

missionsrath Grieninger, der Geheime Hofkammerrath Klipfel und der Oberbergrath Rosenstiel ernannt. Dem Minister von Heinitz stand als Präsident die Entscheidung Namens Sr. Majestät des Königs nach angestellten Deliberationen zu, dem Director Grieninger war die Leitung des gesammten Fabricationsbetriebs unter Assistenz seines Sohnes übertragen; Director Klipfel führte die Leitung der Debitsangelegenheiten, namentlich die Normirung der Verkaufspreise, ebenfalls unter Assistenz seines Sohnes; dem Rath Rosenstiel lag im Wesentlichen die Bearbeitung sämmtlicher Generalien, das Etats-, Cassen- und Rechnungswesen der Bauangelegenheiten, die Correspondenz mit andern Behörden, sowie die Beaufsichtigung der neuen Versuche in den Brennöfen und im Maschinenwesen ob.

Wenn auch durch die Organisation dieser Commission der ganze Geschäftsgang etwas schwerfälliger wurde, auch hin und wieder Zwistigkeiten entstanden, so sind doch während dieser Periode mehrere wesentliche Verbesserungen in Betreff der Fabrication gemacht worden, namentlich durch die Einführung runder Etagenöfen, gegen die früheren langen viereckigen, und Anwendung von Dampfkraft bei den Bewegungsmaschinen. Durch die Einführung dieser neuen Oefen wurde nicht sowohl eine bedeutende Ersparniß an Feuerung erzielt, sondern es ließen sich die Brände auch von nun an sicherer und besser leiten. Anstatt wie früher in sechzehn langen viereckigen, brannte man seit 1797 in vier runden Etagenöfen, wodurch eine Holzersparniß von circa 4000 Thalern jährlich erzielt wurde. Die Versuche mit Steinkohlen- und Torffeuerung fielen nicht befriedigend aus. 1799 wurde an Stelle der Roßmühlen eine Dampfmaschine von 10 Pferdekraft aufgestellt. Diese Dampfmaschine, die erste, welche in Preußen in einer industriellen Anstalt in Anwendung kam, war auch in den preußischen Hüttenwerken Gleiwitz und Malapane hergestellt worden. Der Cylinder hatte 16 Zoll Durchmesser und einen Hub von 4 Fuß bei zwanzigmaliger Umdrehung des Schwungrades, der Kessel wog 18 Centner und bedurfte 11 Scheffel Steinkohlen bei dreizehnstündiger Arbeit. Die ganze Maschine, einschließlich des hölzernen Balanciers und mit Ausnahme der Transport- und Aufstellungskosten, kostete 1404 Thaler 12 Silbergroschen 7 Pfennig und ist 23 Jahre im Betrieb gewesen.

Im Directorium wurden mehrere Stellen durch den Tod gelichtet, so starben 1798 der Geheime Commissionsrath Grieninger, 1802 der Minister von Heinitz und der Geheimerath Klipfel. Nach v. Heinitz's Tode wurde der Oberberghauptmann Graf von Reden zum Präses der Commission ernannt, welche Stelle er bis zum Jahre 1807 bekleidete, wo die Geschäfte als Staatsminister ihn abberiefen. Graf v. Reden wirkte namentlich durch seine persönliche Einwirkung fördernd und belebend auf den ganzen Betrieb der Manufactur, doch wurde seinen Bestrebungen schon nach wenigen Jahren durch die politischen Ereignisse Halt geboten.

Wenn auch König Friedrich Wilhelm II. die Porcellanmanufactur persönlich selten besuchte, so schien er doch für deren Erzeugnisse große Vorliebe gehabt zu haben, wenigstens ist dies aus den Porcellanentnahmen für königliche Rechnung zu schließen, die in den Jahren 1789 bis 1797 die bedeutende Summe von 185,760 Thalern betrugen, wobei jedoch zu bemerken, daß, während Friedrich II. seine Entnahmen baar bezahlte, sein Nachfolger den Betrag derselben auf den abzuführenden Ueberschuß in Anrechnung bringen ließ. Dasselbe that auch Friedrich Wilhelm III. bis zum Jahre 1819.

Unter den großen Compositionen dieser Epoche sind namentlich ein großer Tafelaufsatz für den König im Jahre 1791 zu nennen, der sich dem für die Kaiserin Katharina II. würdig zur Seite stellte. In der Mitte thronte Jupiter auf einem Felsen im Meere, umgeben von Neptun, Vulcan, den Göttinnen Cybele und Iris; vier Genien versinnlichten die vier Elemente; zwei Obelisken von Greifen und Sphinxen getragen stellten die Unergründlichkeit der Natur dar; vier Gruppen veranschaulichten die vier Jahreszeiten; zwei Altäre waren den Horen und Grazien geweiht und endlich standen in zwei Tempeln die Statuen des Bachus und der Cythere. 1805 wurde Rosenstiel beauftragt, der Kaiserin von Frankreich zwölf große Vasen persönlich zu überreichen, welche in Paris Sensation machten. Unter verschiedenen Tafelservicen, Geschenken für fürstliche Personen, war das bedeutendste das für die Kaiserin Josephine im Werthe von 18,000 Thalern, ganz neu modellirt.

Was die Geschmacksrichtung betrifft, so war im Laufe dieser Periode eine merkliche Umwandlung eingetreten. Der Roccoccostil hatte mehrfache Modificationen durch das Hineintragen antiker plastischer Elemente erlitten, woraus jene namenlose Geschmackscombination entstand, die bald die antike Form durch Anfügung barocker Ornamente zu heben, bald das überkommene Roccocco, bei der Erhaltung der Grundform, durch classische Vereinfachung zu veredeln glaubte. Ueberhaupt hatte die ganze Geschmacksrichtung, sowohl der Form, wie der Idee nach, einen steifen Charakter angenommen, der auch in ihren Erzeugnissen hervortritt. Daß die Leitung während dieses zweiten Zeitabschnittes, der mit dem Jahre 1807 abschließt, in technischer wie mercantilischer Beziehung das Bestreben hatte, den möglichst hohen Nutzen zu erzielen, beweist die gesteigerte Bruttoeinnahme von 3,351,125 Thlrn. mit einem Reinertrage von 878,050 Thlrn. Dabei ist noch zu bemerken, daß während dieser Zeit auch das Darlehen von 140,000 Thalern zurückgezahlt wurde, wozu theilweise die wegen der aufgehobenen Zwangskäufe von der Judenschaft gezahlte Ablösungssumme verwendet wurde. Die angegebenen beträchtlichen Einnahmen wurden fast ausschließlich durch den Debit der Fabricate in dem Berliner Haupt- und Nebenwaarenlager erzielt, denn die verschiedenen auswärtigen Niederlagen, theils für eigene Rechnung, theils Commissionslager, wie zum Beispiel Königsberg, Danzig, Breslau, Posen, Thorn, Warschau, Hamburg rc. brachten kaum 3 Procent ein. Für kranke und invalide Arbeiter wurde auch eine Unterstützungscasse gebildet. Nach dem Austritt des Grafen Reden löste sich die Porcellanmanufactur-Commission auf, und erhielt der Geheime Finanzrath Rosenstiel, der schon nach Klipfel's Tode 1802 die alleinige Verwaltung aller Zweige des Betriebes geführt hatte, die vollständige Direction der Anstalt unter directer Unterstellung unter das königliche Ministerium. Trotz der traurigen politischen Verhältnisse, während der drückenden Zeit der französischen Occupation, wußte Rosenstiel mit großem Geschick alle Widerwärtigkeiten glücklich zu überwinden, den fast unvermeidlichen Untergang mit aller Energie von der Fabrik fern zu halten und nach glücklich überstandenen Leidensjahren wieder einen geregelten Geschäftsgang herbeizuführen, sowie den Betrieb wieder in den frühern Schwung zu bringen. Mehrfach mußten während dieser Zeit die Cassenbestände an die Franzosen abgeliefert werden, wodurch die regelmäßige Auszahlung der Löhne öfters sehr erschwert wurde. Von den französischen Generälen wurden wiederholt eine Menge Waaren, natürlich ohne Bezahlung, entnommen und dabei die unverschämtesten Ansprüche gemacht. Mit großer Gewandtheit wußte Rosenstiel allen diesen ungerechten Anforderungen zu begegnen und sie so wenig wie möglich nachtheilig für seine Fabrik zu machen.

Natürlich blieben während dieser Jahre die Absatzverhältnisse weit hinter denen der frühern zurück, doch nach zurückgekehrtem Frieden fingen sie schnell sich wieder zu bessern an, ja die Nachfrage wurde so stark, daß die Fabrication kaum Schritt mit ihr zu halten vermochte. Auch sind die beiden Jahre 1816 und 1817 diejenigen, welche die größten Einnahmen während des ganzen hundertjährigen Bestehens der Fabrik aufzuweisen haben, nämlich 275,000 und 300,547 Thaler. Nicht minder hoch waren auch in diesen beiden Jahren die Ausgaben für die eigentliche Luxusfabrication, die Kosten für das Malergold und die Malereilöhne, denn für Gold sind in jedem der beiden genannten Jahre circa 14,000 Thaler, an Malereilöhnen aber im Jahre 1816 über 34,000, im Jahre 1817 aber nahe an 37,000 Thlr. gezahlt worden, während beispielsweise in den Jahren 1812 und 1813 für Gold nur circa 5000, resp. 4200 Thaler und an Malereilöhnen nur circa 18,000, resp. 15,300 Thaler verausgabt worden sind.

Zu dem so gesteigerten Umsatz der Jahre 1816 und 1817 hatte der Friedensschluß wesentlich direct beigetragen, indem König Friedrich Wilhelm III. sich dadurch veranlaßt sah, den fremden befreundeten Fürsten und verdienten Feldherren kostbare Porcellanvasen und Service als Ehrengeschenke überreichen zu lassen, unter denen das für den Herzog von Wellington ausgeführte Tafelservice das vorzüglichste war.

Der Debit des sogenannten Sanitätsgeschirres, einer etwas geringern und billigern weißen Porcellansorte für Gebrauchsgeschirre, hatte selbst während der Nothjahre immer guten Absatz gegeben, so daß man beschloß, die Fabrication desselben von der Fabrication

des guten weißen und bemalten Porcellans zu trennen und in besondere getrennte Räumlichkeiten zu verlegen. Zu dem Zwecke wurde eine neue Fabrik in der Nähe von Charlottenburg gebaut und im Jahre 1817 vollendet, wozu 63,000 Thlr. aus den Fonds der Mutteranstalt vorschußweise hergegeben wurden.

Eine mit dem Jahre 1819 plötzlich eingetretene bedeutende Abnahme des Absatzes und der Bruttoeinnahme, welche sich in dem darauf folgenden Jahre noch steigerte, veranlaßte das Ministerium, den ganzen Betrieb der Manufactur einer genauen Untersuchung zu unterstellen. Der damit beauftragte Graf Bülow gab in seinem Bericht darüber folgende Gründe als die Ursachen des mißlichen Zustandes an: Die große Last eines Beamtenetats; zweckwidrige Leitung durch die Direction, welche der Umgestaltung des Debits keine Rechnung trage und ohne mercantilische Speculation noch in der alten Art, wie zur Zeit ihres Alleinhandels, fortarbeite; Mangel an Uebersicht im Cassen- und Rechnungswesen; Vermischung des Kunstinstituts mit der Fabrication zum Gewinne; endlich in dem vorgerückten Alter und den abnehmenden Kräften des Directors Rosenstiel. Zur Abhilfe dieser Mißstände schlug Graf Bülow vor: die allmälige Verminderung des Beamtenpersonals; Einführung der doppelten italienischen Buchführung; vollständige materielle Trennung der Verwaltungen, nämlich der für die Porcellanmalerei, der für die Fabrication des weißen Porcellans und der für die Gesundheitsgeschirrfabrik. In Folge dessen wurde im August 1821, unter Belassung als oberster Director, dem Geheimerath Rosenstiel das Departement der Malerei, dem Oberbergrath Frick das des weißen Porcellans und dem Geheimen Bergrath Rössel das der Gesundheitsgeschirrfabrik übertragen.

Obgleich durch diese Theilung namentlich für die Herstellung der bemalten Porcellane manche Schwierigkeiten entstanden, da oft dazu die weißen Scherben mangelten, auch das Einbrennen der Farben oft auf getheilte Ansichten stieß, so wußte sich die Anstalt doch ihren alten Ruhm in Bezug der Malerei zu erhalten, wozu die Malereivorsteher, Professor Völker für das Blumenfach, Taubert für Figuren und Landschaften und Maywald für das decorative Fach, das Wesentlichste beitrugen.

Bei der Fabrication des weißen Porcellans wurden auf Frick's Veranlassung bedeutende Erweiterungen in der Schlämmerei, den Mühlen- und Walzwerken gemacht, wodurch die Production wesentlich gefördert wurde, auch erfand Frick eine besondere Mischung zur Fabrication der durchsichtigen Lichtschirme und Lichtbilder, die sogenannte Lichtschirmmasse. Eben so war er namentlich bedacht, bei Wahl der Formen solche Constructionen zu wählen, die beim Brennen den wenigsten Ausfall gaben und sah dabei von der Zierlichkeit der Form und der Dünne des Scherbens ab. Aus dieser Zeit stammen die Teller mit schweren Füßen, gewisse standfeste Hohlgefäße, Geschirre verschiedener Art von scharfeckiger Form, die auf Eleganz keinen Anspruch machen dürften. Ueberhaupt hatte die ganze Geschmacksrichtung eine strengere und steifere Richtung angenommen und huldigte ganz dem einfachen antiken Kunststil, der durch die Schinkel'sche Schule in Architektur und Sculptur gepflegt wurde; dadurch wurden alle complicirten Formen, wie der Renaissance oder gar Roccocco, ganz ausgeschlossen. Als Muster zu Hohlgefäßen finden wir daher zu Ende dieser Periode nur cylindrische, campanische, hetrurische rc. Kannen und Tassen, meist in Amphoraform, mit antik ornamentirten, oft hochaufstrebenden Henkeln, die Vasen in der classischen Eigestalt.

Unter den hauptsächlichsten Kunstproductionen dieser Periode steht das schon erwähnte Tafelservice nebst Aufsatz für den Herzog von Wellington oben an, das im Jahre 1819 vollendet und mit 28,452 Thlrn. verrechnet wurde; Kolbe macht davon folgende Beschreibung: „Den Aufsatz bildeten elf auf broncenen Plateaux aufgestellte Hauptgruppen, deren Mittelpunkt ein Obelisk von Porcellan von 4 Fuß 2 Zoll Höhe einnahm, auf dessen Postament die Wappen Preußens, Englands, Schottlands und das des Herzogs in Relief angebracht, während zwei Seitenflächen der Stele mit den Namen seiner bedeutendsten Schlachten, die beiden andern aber mit den ihm verliehenen Orden in Relief, zwanzig an der Zahl, geziert waren. Um den Obelisk gruppirten sich Flußgottheiten in halbliegender Stellung, die Themse, Kaitna, den Duero, Tajo, Ebro, die Garonne, Seine und Sambre darstellend, die Zeugen der Großthaten des Feldherrn, und zwischen diesen zwei 16 Zoll hohe Biscuit-

figuren, Borussia und Britannia, jene mit dem Schwerte in der Rechten und einen Stab mit dem eisernen Kreuz oben in der Linken haltend, zu Füßen den Adler; die Britannia mit dem Dreizack, Schilfkranz, zu Füßen den Leoparden. Seitwärts von dem Obelisk waren die übrigen zehn Gruppen, auf jeder Seite fünf, aufgestellt, von denen je zwei gleiche waren. Die erste Seitengruppe bestand aus einem Kandelaber von 34 Zoll Höhe ohne die Broncekrone, umgeben von kleinern Vasenaufsätzen; die zweite aus einer 25 Zoll hohen Vase, bemalt mit einer Scene aus der Schlacht von Waterloo, nebst mehreren kleinen Ziergefäßen; die dritte Gruppe bildete eine große Fruchtschale von 20 Zoll Durchmesser auf einem mit Acanthuslaub verziertem Fuß auf dreieckigem Sockel nebst Zubehör; die vierte wiederum der Kandelaber, aber umgeben von sechs Victorien in schwebender Stellung auf einer dorischen Säule mit ausgebreiteten Flügeln und Lorbeerkränze haltend, die Figuren nebst Säule 30 Zoll hoch; die fünfte Gruppe endlich eine kleinere Fruchtschale von 16½ Zoll Durchmesser auf dreieckigem Sockel, die Ecken des Plateaus mit Vasenaufsätzen geziert. Die Sculpturen waren meist Biscuitporcellan, die Gefäße und sämmtliche Gebrauchsstücke reich gemalt, namentlich die Dessertteller mit Scenen aus den zahlreichen Schlachten, die der Herzog in Frankreich, Spanien, Portugal, Deutschland siegreich geschlagen; die gewöhnlichen Speiseteller waren auf dem Rande mit Eichen- und Lorbeergewinden decorirt, in der Mitte mit Kampf- und Siegesemblemen der mannigfachsten Art, unter denen besonders das eiserne Kreuz, umgeben von Eichenlaub, häufig vertreten war. —

Um dem Debit aufzuhelfen, da durch das Entstehen verschiedener Porcellanfabriken, namentlich in Schlesien, große Concurrenz entstand, führte man öffentliche Versteigerungen, nicht nur des Ausschuß-, sondern auch des guten Porcellans ein, die aber immerhin nur einen scheinbaren Nutzen gewährten, da indirect dadurch der Werth des Porcellans herabgesetzt wurde.

Im Jahre 1810 hatte man in der Besoldung der Manufacturbeamten wesentliche Veränderungen eintreten lassen, indem man ihnen einen beträchtlichen Theil ihrer Gehalte in Form einer Tantieme gewährte, die zuerst auf 30, später auf 40 Procent des reinen Ertrages gesetzt wurde. Es traten aber dadurch so erhebliche Schwankungen in den Besoldungen ein, namentlich bei den bedeutenden Mindereinnahmen verschiedener Jahre, daß dadurch die Existenz der Besoldeten gefährdet wurde, weshalb man 1821 die Sache wieder aufhob und die Gehalte neu normirte.

Der Tod Rosenstiel's im Mai 1832 schließt diesen dritten und längsten Abschnitt ab, den man in zwei Hälften theilen kann, die erste, die alleinige Gesammtdirection Rosenstiel's von 1808 bis 1821, die zweite nach der Trennung der einzelnen Betriebsbranchen und Ablösung der Gesundheitsgeschirrfabrik von 1822 bis 1831, unter Beitritt Frick's. Die finanziellen Verhältnisse dieser beiden Unterabschnitte gaben folgende Resultate: von 1808 bis 1821 Bruttoeinnahme 2,563,862 Thlr., Ueberschuß 469,126 Thlr.; von 1822 bis 1831 Bruttoeinnahme 1,616,124 Thlr., Nettoeinnahme 76,287 Thlr.

Der Geheime Oberbergrath Frick übernahm nun die gesammte Direction der Anstalt und richtete während seines Directoriums, bis zu seinem Tode 1848, sein Bestreben namentlich darauf, den Umfang der Production nach Möglichkeit zu erweitern, zu welchem Zwecke die Räumlichkeiten durch Ankauf eines Nachbargrundstückes bedeutend vergrößert wurden. Zwei neue Porcellanöfen und anderweite Verbesserungen im technischen wie chemischen Betriebe waren die Producte seiner Thätigkeit. Eine merkenswerthe Geschmacksveränderung ist in der nunmehrigen vierten Periode nicht nachzuweisen, der antike Stil blieb vorherrschend. Die hohe Amphoraform mit eiförmigem Körper und aufstrebenden Henkeln kam bei Vasen immer mehr zur Geltung und zwar in den Gestaltungen der sogenannten französischen, der eiförmigen und der glatten Vase, ingleichem die Graburnen in der Form der sogenannten Münchener Vase. In der Fabrication der Vasen hatte man es durch Frick's Thätigkeit zu einem hohen Grad von Geschicklichkeit gebracht, indem man, wenn auch aus einzelnen Theilen bestehend, Vasen von nahe 6 Fuß Höhe und der entsprechenden Breite producirte. Nicht minder wurden auch große Schalen von 30 und runde Platten von 26 Zoll Durchmesser hergestellt. In der Malerei läßt sich durch Schinkel's und Professor v. Klö-

ber's Einwirkung eine fortschreitende Entwicklung nicht verkennen, namentlich gedieh die naturalistische Auffassung der Blumenmalerei unter Leitung des Professors Völker. Mehrere große Vasen als Geschenke für den Kaiser von Rußland, die Königin von England 2c. waren mit vortrefflichen Landschaftsgemälden und Prospecten militärischer Gruppen geziert. — Die größte Vase, welche gefertigt wurde, war ein Geschenk für den König Louis Philipp 1844, dieselbe war über 6 Fuß hoch, in Amphoraform, mit Blumenguirlanden auf rothem Grund und mit vergoldeten, ein wenig steif ornamentirten Reliefs bedeckt; von großen Schalen erhielt der Prinzgemahl Albert 1845 eine von 2½ Fuß Durchmesser, von Delphinen getragen und mit Klöber'schen Compositionen. Von Tischplatten war die größte in dieser Zeit gefertigte 32 Zoll im Durchmesser, mit dem Raub des Hylas, nach dem Sohn'schen Gemälde, ein Geschenk für den Herzog von Coburg.

Die Bruttoeinnahme innerhalb des Zeitraumes von 1832 bis 1849 betrug 2,862,657 Thaler, der gesammte Ueberschuß aber nur 122,253 Thaler, wobei zu bemerken, daß das Jahr 1848 eine Unterbilanz von 25,000 Thalern ergab, die aus dem eisernen Capital der Manufactur entnommen wurden, mit dem Jahre 1851 aber bereits zurückgezahlt waren.

Das Jahr 1848 war, abgesehen von diesen Debitsverhältnissen, auch noch in Bezug auf Disciplin und Ordnung von unangenehmen Folgen gewesen. Director Frick, bereits 73 Jahr alt, vermochte die Aufregungen dieser Zeit nicht zu ertragen und starb im Juni desselben Jahres. Zu seinem Nachfolger wurde der Director der Gesundheitsporcellanfabrik, der Geheime Bergrath Prössel, bestimmt, der aber auch schon nach vier Monaten starb. Hierauf trat eine provisorische Verwaltungscommission ein, bis 1850 der Geheime Regierungsrath Kolbe an die Spitze der Direction berufen wurde, welche Stellung er noch gegenwärtig einnimmt.

In der ersten Zeit seines Directoriums hatte Kolbe mit einer Menge Schwierigkeiten zu kämpfen, die einestheils in den Begebenheiten der letzten Jahre zu suchen waren, anderntheils darin, daß ihm die speciellen technischen und chemischen Kenntnisse des Fabricationsverfahrens fehlten. Bald jedoch gelang es seinem unermüdlichen Eifer, sich über diese Schwierigkeiten hinwegzuarbeiten, und den Beweis dafür lieferte der sich auf's Neue immer mehr und mehr steigernde Umsatz der Fabrik. Auf des Königs Friedrich Wilhelm IV. Befehl, der bei seiner großen Vorliebe für künstlerische Producte auch der Porcellanmanufactur eine rege Theilnahme schenkte, wurde dem Director ein Ehrenrath zur Seite gestellt, der aus einer Anzahl namhafter Kunstverständiger bestand und die Obliegenheit hatte, bei größern Compositionen jenen mit Rath und Urtheil zu unterstützen. Dieser Ehrenrath besteht noch unter Vorsitz des Geheimen Oberbauraths Stüler. Außerdem unterstützten ihn in ihren verschiedenen Branchen, mit schon bewährtem Erfolg, die Malereivorsteher Looschen, Modellmeister Mantel und Arcanist Dr. Elsner.

Verschiedene Verbesserungen im Betrieb, wie die Einrichtung einer neuen Dampfmaschine, bedeutende Erweiterungen und Umbaue in den Gebäuden, wesentliche Aenderungen in der Construction der Feueranlagen in den Brennöfen und Erbauung dreier neuen 2c. trug wesentlich zur Hebung und Vervollkommnung der Fabrication bei, und verschafften der Manufactur die vollste Anerkennung und Auszeichnung bei allen großen Industrieausstellungen des letzten Decenniums.

In Betreff der Geschmacksrichtung weicht diese letzte Periode insofern von den vorhergehenden wesentlich ab, als sie sich nicht mehr streng an gewisse Principien hielt, sondern, wenn auch correct in ihren Ausführungen, sich mehr, wie die Franzosen, den momentanen Wünschen des kunstliebenden Publicums zu bequemen verstand. Diese freien Geschmacksprincipien, normale Formen mit möglichster Freiheit dem modernen Kunstbedürfniß anzupassen, trifft mit dem Renaissancestil des sechzehnten Jahrhunderts zusammen, dessen Wesen darin begründet ist, daß er die überlieferten classischen Formen zwar aufnahm, aber mit einem neuen Geiste durchdrang, der durch ein sorgliches Eingehen auf die Vorbilder der Natur, in dem ganzen Reichthum und Wechsel ihrer Erscheinungen genährt ward.

Bei den in diesem letzten Zeitabschnitte hergestellten größern Productionen, namentlich in Vasenform von den größten Dimensionen, wurden, meist zu Vorbildern für die

Gemälde, Kaulbach's Fresken und Originale der Professoren Steinbrück, Doege, Beudemann, Sybel, Klöber u. a. benutzt.

Die Bruttoeinnahme in den Jahren 1852 bis 1862 betrug 1,925,083 Thlr. mit einem Ueberschuß von 244,398 Thlr. Nehmen wir schließlich aus den statistischen Tabellen noch einige Gesammtsummen heraus, wie sie sich für das erste Säculum des Bestehens der Anstalt ergeben haben, so finden wir darunter die gesammte Bruttoeinnahme mit 14,507,190 Thlrn., von denen 2,254,164 Thlr. Ueberschüsse an die Staatscasse abgegeben wurden; das Anlagecapital der Fabrik betrug im Ganzen 250,000 Thlr., denn die oben erwähnten 140,000 Thlr. sind nicht mit zu veranschlagen, da sie aus den Erträgnissen zurückgezahlt wurden, außerdem aber die Anstalt nie eine weitere Unterstützung aus Staatsfonds erhielt; an Brennmaterial wurden während hundert Jahren 254,000 Klafter Holz, an Thon 118,289 Centner und an Gold 11¾ Centner, im Werthe von circa einer halben Million, verbraucht; die ausgezahlten Gehalte und Arbeitslöhne betrugen ungefähr 5½ Millionen Thaler.

Aus der ganzen geschichtlichen Darstellung ergibt sich, daß die verschiedenen Vorstände der königlichen Berliner Porcellanmanufactur stets beflissen gewesen sind, dieselbe so nutzbringend wie möglich für die Staatscasse zu machen, ohne dabei im Geringsten der künstlerischen Natur derselben zu nahe zu treten und diese zu beeinträchtigen; namentlich hat die letzte Zeit bewiesen, daß Beides sich sehr gut vereinigen läßt, und daß auch bei einer dergleichen dem Staate angehörigen Fabrikanlage der kaufmännische Speculationsgeist nicht ganz bei Seite gesetzt werden darf. Mögen andere dergleichen Anstalten, und namentlich die Mutteranstalt Meißen, in dieser Beziehung sich ein Beispiel daran nehmen.

General Bedeau.

In Frankreich lebten bisher zwei Männer, ein Staatsmann und ein General, die bitter dafür haben büßen müssen, daß sie 1848 den Thron Ludwig Philipp's stürzen und die Republik in's Leben führen halfen, und welche in dieser Art indirect dem Prinzen Louis Napoleon den Weg zum Kaiserthrone bahnten, dafür aber von seiner Seite keinen Dank geerntet haben, den sie, streng genommen, allerdings vom ihm auch nicht verdienten, weil sie zu Ludwig Philipp's Sturze nicht um Louis Napoleon's, sondern um der Herstellung der Republik willen beitrugen. Diese beiden Männer sind de Lamartine und der General Bedeau. Hätte der General Bedeau am 24. Februar 1848 als commandirender General einer der fünf Colonnen, welche den Aufstand in Paris unterdrücken sollten, seine Soldaten am Concordienplatz die Barricade nehmen lassen, anstatt ihnen zu befehlen, das Gewehr umzudrehen und so den Aufständischen den Sieg zu erleichtern; hätte de Lamartine sich auf die Anerkennung der Herzogin von Orleans als Regentin von Frankreich, nachdem Ludwig Philipp zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, auf die französische Krone verzichtet hatte, eingelassen und den Vorschlag nicht zurückgewiesen, indem er zu seinen Anhängern sagte, man möge nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern die Sache sofort zu Ende führen, so wäre menschlichem Ermessen nach Louis Napoleon nie Kaiser von Frankreich geworden und die Weltgeschichte hätte dann jedenfalls einen ganz andern Verlauf genommen. Für die Verblendung jener beiden Männer, die von dem Wahne befangen waren, daß die Völker nur unter einer republikanischen Regierung das möglichst größte Maß von Freiheit genießen könnten, hat Europa bereits Milliarden zu bezahlen gehabt und es mag leicht noch viel dafür zu leiden haben, doch die beiden Urheber des Gelingens der Februarrevolution haben auch volle Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß sie für ganz andere Personen und Zwecke gearbeitet haben, als sie zu thun beabsichtigten, und das Geschick Beider hat sich nach dem Staatsstreich vom 2. December 1851 so traurig gestaltet, als habe ein höherer Richterspruch beschlossen, sie, zur Warnung für Andere, für ihren Fehler schon hienieden zu bestrafen. Jedenfalls läßt es sich nicht in Abrede stellen, daß diese beiden Männer in der neuern Geschichte eine sehr einflußreiche und tiefeingreifende Rolle gespielt haben und daher können wir auch den am 30. October in Nantes erfolgten Tod des Generals Bedeau nicht mit Stillschweigen übergehen, fühlen uns im Gegentheil gedrungen, unsern Lesern Nä-

heres über das Leben dieses Mannes mitzutheilen.

Bedeau wurde am 10. August 1804 in Vertou in der Nähe von Nantes geboren, hat daher ein Alter von 59 Jahren und etwas mehr als 2 Monaten erreicht. Im Jahre 1817 trat er in die Militärschule von La Fleche, aus der er 1820 in die von Saint Cyr überging, die er im Jahr 1825 als Souslieutenant im Generalstabe verließ.

Sein erster Feldzug war der 1832 in Belgien, den er als Capitän mitmachte und in dem er anfangs Adjutant bei dem General Schramm war und später dieselbe Stellung bei dem General Gerard bekleidete. Die Belagerung von Antwerpen verschaffte ihm Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Der Kriegsschauplatz, auf dem er sich großen militärischen Ruhm erwerben sollte, war aber nicht vor Antwerpen, dessen Belagerung nur eine kurze Zeit dauerte, sondern in Afrika, dem er seinen militärischen Adel verdankt.

Er landete im Jahr 1836 in Algier und erst zwölf Jahre später verließ er den Boden Afrika's, um nach Frankreich zurückzukehren.

Er zeichnete sich bei der Belagerung von Constantine durch seine glänzende Tapferkeit aus und nach der mörderischen Einnahme dieser Stadt wurde er zum Commandanten dieses Platzes ernannt. Kurz nachher wurde er zum Grade des Obristlieutenants befördert. Im folgenden Jahre wurde er nach mehreren sehr wichtigen Gefechten mit den Kabylen Obrist und gleichzeitig wurde ihm der Befehl über das 17. leichte Infanterie-Regiment übertragen.

In der Expedition gegen Scherschell wurde Bedeau, der sich immer da befand, wo der Kampf am heißesten war, am Gebirgspaß Mouzaia zweimal verwundet. Bei Medeah, bei Melianah wurden sein großes Feuer, seine ganz ausnahmsweise Tapferkeit und die Sicherheit seines Blickes in dem an die Armee erlassenen Tagesbefehle hervorgehoben und er als Einer der Stabsofficiere bezeichnet, die in der Zukunft zu den höchsten Stellungen berufen seien.

Im Jahr 1841 erfolgte seine Ernennung zum Brigadegeneral. Der junge General bestand in seinen glänzenden Expeditionen zahllose Gefechte und zeichnete sich in denselben fortwährend aus. Als er von dem General Bugeaud den Auftrag erhielt, den Emir Abd-el-Kader über die Grenze Marokko's, wo derselbe eine Zuflucht gesucht hatte, zu verfolgen, besetzte er die Provinz Tlemcen und nach oft sehr blutigen, aber immer glücklich bestandenen Kämpfen machte er sich zum Herrn der ganzen Provinz und schritt dann sofort zur Organisation derselben, welche er mit einem Tact und einer Geschicklichkeit ausführte, die seine hohen administrativen Eigenschaften deutlich bekundeten.

Im Jahr 1844 erhielt er in Folge der Schlacht bei Isly seine Ernennung als Divisionsgeneral und gleichzeitig als Oberbefehlshaber der Provinz Constantine. Er unternahm verschiedene Expeditionen gegen die Kabylen, die kriegerischsten Stämme Afrika's, deren gänzliche Unterwerfung unter die französische Macht erst während der Regierung Napoleon's III. stattgefunden hat, und die Geschicklichkeit seiner strategischen Anordnungen und sein militärischer Blick sicherten ihm stets den Sieg. Im Jahr 1845 leitete er die Expedition von Auras; er unterdrückte den Aufstand in Oran und zeichnete sich auch 1847 in der Expedition von Budschia aus. Als der Marschall Bugeaud nach Frankreich zurückkehrte, wurde das Generalgouvernement von Algier provisorisch Bedeau übertragen, das er bis zur Uebernahme desselben von Seiten des Herzogs von Aumale führte. Hierauf kehrte Bedeau nach Frankreich zurück, wo er sich zur Zeit der Februarrevolution befand und in den revolutionären Wirbel hineingezogen wurde, welcher der Julimonarchie den Sturz bereitete. Der Marschall Bugeaud vertraute ihm das Commando einer der fünf Colonnen, welche die großen Arterien der Hauptstadt besetzen und die Insurrection unterdrücken sollten. General Bedeau's Hauptquartier war dabei auf dem Concordienplatz. Seine Colonne, welche von den Boulevards nach der Bastille vordringen sollte, kam nicht zur Action. Der Herzog von Nemours ertheilte ihm dann den Befehl, mit einem Dragonerregiment die Abreise der Herzogin von Orleans zu beschützen, und da die Herzogin sich nach der Deputirtenkammer begab, so rückte er mit den Dragonern bis an das Gitter vor derselben vor, erhielt aber hier von Odilon Barrot den Befehl, sich jedes Einschreitens zu enthalten, worauf er seine Soldaten in ihre Casernen entließ und in dieser Art es den Aufständischen möglich machte, in die Deputirtenkammer einzudringen. Der Marschall Bugeaud veröffentlichte einen Brief über

diesen Gegenstand und Bedeau suchte die gegen ihn gerichtete Anklage in einer von ihm veröffentlichten Antwort zu widerlegen. Das war die erste Klippe, woran dieser glänzende militärische Ruhm Schiffbruch litt. Bedeau, der in Betreff seiner Ehre als Mensch und Soldat bis zum Uebermaß empfindlich war, berief damals einen aus den ersten Generalen der Armee bestehenden Areopagus zusammen, dem er sein Benehmen auseinandersetzte und von dem dasselbe auch vollkommen, wahrscheinlich vom republikanischen Gesichtspunkte aus, gebilligt worden sein soll.

In der neuen Republik spielte Bedeau gleich eine wichtige Rolle, denn die provisorische Regierung ernannte ihn zum Kriegsminister, welche Stelle er bald mit der eines Commandanten von Paris vertauschte.

Später wurde er zum Deputirten in der constituirenden Nationalversammlung erwählt, deren Vicepräsident er wurde. In der schrecklichen Insurrection der Junitage wurde er schwer verwundet. Auch von der legislativen Nationalversammlung wurde er zu einem ihrer Vicepräsidenten erwählt.

Nach dem Staatsstreich vom 2. December 1851 blieb er seinen republikanischen Ansichten treu, verweigerte Louis Napoleon den Treuschwur und lebte dann als Verbannter in Belgien. Als Napoleon III. seine Amnestie erließ, machte Bedeau von derselben Gebrauch und kehrte nach Nantes zurück, wo er sich einer sehr strengen Frömmigkeit befleißigte.

Als der General Lamoriciere, Einer seiner früheren Waffengenossen, der auch die Verbannung mit ihm getheilt und der seinen republikanischen Ansichten eben so treu geblieben ist, wie Bedeau, die Erkrankung Bedeau's und die Besorgnisse von dessen Freunden in Betreff der Bedenklichkeit der Krankheit erfuhr, eilte er sofort nach Nantes, um dem Manne, mit dem er so oft auf blutigen Schlachtfeldern in Afrika zusammengekämpft hatte, noch einmal die Hand zu drücken, den er auch zu seiner letzten Ruhestätte begleitet hat.

Die Beerdigung Bedeau's bot insofern eine ungewöhnliche Erscheinung dar, weil auf Bedeau's eigne Anordnung kein äußeres Zeichen andeutete, daß der Leichnam, den man der Erde anvertrauen wollte, der eines Mannes war, welcher früher dem französischen Heere angehört, darin einen hohen Posten bekleidet und als Officier eine sehr glänzende Rolle gespielt hatte. Die Civil- und Militärbehörden in Nantes hielten sich dem Leichenbegängniß ganz fern, um so größer aber war die Betheiligung der Bürgerschaft, von welcher gegen 1500 Personen den Leichenzug bildeten. Die ganze Feierlichkeit war so still, daß nicht einmal an seinem Grabe eine Rede gehalten wurde.

So endete die Laufbahn eines Mannes, die so glänzend begonnen hatte, in einer ganz andern Art, als man es früher hätte erwarten sollen. Es würde sehr interessant sein zu erfahren, welche Gefühle diesen Mann, der auf das Geschick Europa's indirect so bedeutend eingewirkt hat, in den letzten Jahren seines Lebens beseelt haben mögen, doch aller Wahrscheinlichkeit nach bleiben dieselben in der Brust seines Beichtvaters verschlossen. Manches berechtigt zu der Vermuthung, daß er glücklich zu preisen ist, kein hohes Alter erreicht zu haben und durch den Tod allen Erdenleiden und inneren Vorwürfen entgangen zu sein.

Die Gespenster auf der Bühne.

„Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt!" Dieser Ausspruch bewährte sich auch bei dem jüngsten Gespensterschwindel, der von jenseits des Rheines importirt wurde. Wie einst vor Jahren die Kunde von den tanzenden Tischen, die aus dem Wigwam der Indianer in den Wildnissen des Westens von Nordamerika zu uns ihren Weg gefunden hatte, alle Köpfe verdrehte, so waren auch jüngst Wochen und Monate lang die Feuilletonspalten aller deutschen Zeitschriften, der großen und kleinen, mit schaudererregenden Geschichten über das Treiben der Gespenster auf den Pariser Bühnen erfüllt. Aber selten hat wohl die Reclame trotz ihrer unzweifelhaften bedeutsamen Macht bei uns so glänzend Fiasco gemacht, als bei diesem neuesten Gespensterspuk. Die tanzenden Tische, die einfachste Art der modernen Zauberei, so wie die vollkommeneren Formen, zu denen diese bei den cultivirten Völkern ausgebildet wurde, — das Psychographion und das Geistersprechen — fanden bei uns noch einen günstigen Boden, aber die Gespenster auf der Bühne, statt die Haare auf den Häuptern der Zuschauer zu Berge zu treiben, wurden

in Berlin und Wien mit höllischem Gelächter empfangen und erhielten sofort ihren Laufpaß. Schon lange ist der Vorhang, kaum aufgezogen, über dem Gespensterspuk wieder gefallen, aber als ein Zeichen der Zeit verdient diese jüngste große Errungenschaft der Pariser doch eine nähere Besprechung in diesen Blättern.

Nach dem alten Naturgesetz, daß je heller das Licht um so dunkler der Schatten, macht sich auch neben den ernsten Bestrebungen, die Fehler und Mängel, die seit Jahrhunderten auf uns lasten, abzulegen und dem Jammer der Gegenwart zu entfliehen, der Schwindel in allen Verhältnissen des Lebens sehr breit. Die Bretter, welche die Welt bedeuten, sind davon nicht frei geblieben. Sie haben schon lange aufgehört, eine Schule der Bildung für das Volk zu sein. Das gebildete Publicum wird heute durch ganz andere Dinge in das Theater gezogen als durch den inneren Werth der Stücke und die künstlerischen Leistungen der Darsteller.

Zuerst war es das Ballet, welches auf den größeren Theatern mit maßloser Verschwendung ausgestattet wurde. Nachdem man einmal diesen ersten Schritt auf der abschüssigen Bahn gethan, konnte man nicht stehen bleiben; man wurde unaufhaltsam immer weiter getrieben, denn bekanntlich stumpft die Ueberreizung sehr bald ab. Zunächst übertrug man den scenischen Apparat auf die Oper und bald entstand auch das Spectakelstück, in dem das Gewicht der Worte durch unbedeutende Aeußerlichkeiten, als da sind pompöse Aufzüge, Feuersbrünste, Donner und Blitz u. s. w. ersetzt wurde. Je mehr das Talent der Componisten, Dichter und Darsteller im Niedergange begriffen war, je tiefer die Kunst sank und die absolute Talentlosigkeit sich auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, brüstete, um so erfinderischer war man in jenen kleinen Aeußerlichkeiten, zumal sie sehr bald ihre Zugkraft verloren. Die ganze Aufgabe des Theaters scheint heute nur darin zu bestehen, den augenblicklichen Lüsten des Publicums zu fröhnen und zu schmeicheln.

Um das lecke Theaterschiff bei diesem Schiffbruch der Kunst über den Wogen zu erhalten, mußte man seine Zuflucht zu der Wissenschaft nehmen. Sie ist die dienende Magd, welche den flimmernden Aufputz herbeischafft und allein nur eine „volle Casse“ möglich macht. Selbst die größten Geister verschmähen heute nicht die von der Wissenschaft geborgten Decorationseffecte, ja einer derselben war es ja, der diese neue glänzende Aera für die Theatercasse einführte. Diese hebt an mit dem Jahre 1846, mit dem Tage, wo das elektrische Licht in Meyerbeer's Propheten in der großen Oper zu Paris die erste Gastrolle gab.

So große Hoffnungen man auch von dem electrischen Lichte, das in der That mit der Sonne rivalisirt, hegte, so waren bis dahin doch alle Pläne, dasselbe für die gewöhnlichen Zwecke des alltäglichen Lebens nutzbar zu machen, gescheitert. Wie so manches andere Genie, das seine Begabung im gewöhnlichen Leben nicht zur Geltung zu bringen vermag, so blieb auch dem elektrischen Lichte nichts Anderes übrig, als unter die Schauspieler zu gehen. Und gleich die erste Gastrolle entschied sein Geschick. Wohl nie ist ein Sonnenaufgang mit einem solchen rasenden und einstimmigen Applaus begrüßt worden wie der in dem Propheten von Meyerbeer.

Mit diesem Tage war das elektrische Licht ein gemachter Mann. Nicht allein daß in Paris sofort auf den großen Theatern die Lampen und Lichter jeder Art in die Rumpelkammer wandern mußten, das elektrische Licht machte auch, da Paris einmal an der Spitze der Civilisation marschirt, seine Rundreise um die Welt. Seit dieser Zeit ist selten ein großes Ballet oder eine Oper ersten Ranges über die Bretter gegangen, ohne daß darin das elektrische Licht nicht irgend wie zur Verwendung gekommen wäre. Nicht allein die großen Theater in Paris, sondern in der ganzen Welt machten sich diese Errungenschaft der großen Oper zu eigen. In Deutschland war es zuerst Dresden, wo mit dem Propheten dem staunenden Publicum auch die aufgehende elektrische Sonne vorgeführt wurde.

Seitdem ist Paris die eigentliche hohe Schule für diese neue Aera geworden. Je mehr der zweite Kaiser das geistige Leben ertödtete, um so mehr mußte für das Amüsement seiner Pariser gesorgt werden. Die große ruhmreiche Nation hat ja jetzt keine andere Aufgabe, als das Glück, welches die Vorsehung in der Gestalt des großen Kaisers über das Land ausgießt, zu genießen. Und in der That leert man hier auch den schäumenden Becher der Lust bis auf die Neige, um die Gewissensbisse, die sich hier und da

doch regen, zu betäuben. Je mehr man sich aber in den Theatern bemühte, den Fingerzeigen des großen Mannes nachzukommen, um so größere Anforderungen stellte man aber auch seitens des verwöhnten Publicums immer wieder von Neuem. Das Denken ist in Frankreich einzig nur das Monopol des Kaisers; die Franzosen selbst haben sich desselben so entwöhnt, daß sie selbst im Theater ihrer Phantasie nicht die geringste Anstrengung mehr zumuthen und nur immer nach ergreifenderen Effecten verlangen.

Ganz naturgemäß gelangte man so endlich zu dem Gespensterspuk auf den Theatern. Diese neueste Errungenschaft ist nichts als ein Spiegelbild des Treibens an dem Hofe. Wie bekannt hat hier Home, das größte spiritualistische Licht Amerika's und der Welt, die freundlichste Aufnahme gefunden, während er in Italien vor der Wuth des Volkes flüchten mußte. Er ist gradezu der Liebling der Tuilerien. Außerdem gibt er noch Vorstellungen in den Salons der Prinzen Napoleon und Murat. An pikanten Scenen fehlt es hier nicht; namentlich sind die Damen den oft nicht zarten Neckereien der durch Home citirten Geister ausgesetzt.

Gehören nun die Geistercitationen zu den beliebtesten Unterhaltungen in den höchsten gesellschaftlichen Kreisen des modernen Babels, so ist es kein Wunder, daß auch das Volk darnach verlangt, da zu allen Zeiten das Treiben der Höheren auf die Niederen ansteckend gewirkt hat. Home, das berühmteste Medium der Gegenwart, wirft aber seine Perlen nicht vor die Säue; er wendet sich nicht an das große Publicum. Ueberhaupt wären gar nicht genug Medien, wie man die Personen, die allein nur zum Verkehr mit den Geistern geeignet sind, nennt, aufzutreiben gewesen, um das heiße Verlangen der Pariser nach diesem Spuk zu stillen. Zum Glück bedurfte man ihrer auch nicht, denn viel besser als sie ist die Wissenschaft im Stande, die Geister zu citiren.

Der bekannte Professor der Magie, Robin, war es zuerst, der diesem lebhaft gefühlten Bedürfniß Befriedigung verschaffte; dann folgte der Director des Chatelet-Theaters, u. A. Die Gespenster erscheinen hier inmitten der Schauspieler und nehmen an ihrer Action Theil. So ruft z. B. Robin unfaßbare Phantome herauf, die sich ihm gegenüber stellen und die er mit dem Degen durchbohrt, ohne daß Blut fließt. Im Nu verschwinden die Gespenster auf Befehl des Zauberers, dessen Macht sie ohne Murren anerkennen. Dann läßt er unter Trommelschlag einen bei Inkermann gefallenen Zuaven aus seinem Grabe erstehen. Dieser schreitet bleichen und ernsten Angesichtes vorwärts, wobei er auf sein Ehrenkreuz und auf die klaffenden Wunden in seiner Brust deutet. Ihm folgt eine junge Dame, gleichfalls ohne Fleisch und Bein; sie hält einen Blumenstrauß in der Hand und schreitet mit bittender Miene auf den großen Geisterbeschwörer zu. Mit der rosigen Fingerspitze auf einen vor ihm stehenden Tisch zeigend, scheint sie ihn zu bitten, er möge doch die Geister, die das Holz bewohnen, zum Reden veranlassen. Der Magier kommt dieser Bitte bereitwilligst nach und macht sich hierbei weidlich über jene Charlatane lustig, die den Namen „Medium" als Deckmantel für ihre plumpen Kunststücke gebrauchen. In einem andern Tableau erscheint der Tod in der Gestalt eines gräulichen Gespenstes. Langsam thut er das ihn umhüllende Leichentuch auseinander und preßt den entsetzt scheinenden Magier in seine fleischlosen Arme.

Im Chatelet-Theater dient ein nach dem Englischen gemodeltes Drama den Gespenstererscheinungen zur Unterlage. Beim Emporsteigen des Vorhanges wird eine von Mondlicht nur schwach erhellte Waldpartie sichtbar. Ein Mörder schreitet über die Bühne und trägt in seinen blutbefleckten Händen ein Packet Banknoten, das er seinem Gebieter, den er getödtet, entrissen hat. Plötzlich wird aber in dem bleichen Mondlichte auch das noch bleichere Gespenst des unglücklichen Opfers sichtbar. Es erhebt sich von einer Moosbank am Fuße eines Baumes. Dort hatte den Armen sein Schicksal erreicht. An allen Gliedern bebend, weicht der Mörder anfangs zurück, stürzt sich aber dann auf das Schreckbild, das ihm hohnlachend entgegentritt. Um sich seiner zu erwehren, zieht der Mörder abermals den Dolch, aber dieser trifft nur die leere Luft. Die Schreckgestalt verschwindet, um gleich darauf wieder sichtbar zu werden. Nun zeigt sich auch die klaffende Wunde unter dem bluttriefenden Hemde. Der Mörder erfaßt ein Beil und wirft sich abermals auf das furchtbare Phantom, das aber ebenso wie vorher verschwindet. Schließlich erscheint ein langer Zug von Spukgestalten, die, in

Leichentücher gehüllt, zur Rechten und zur Linken auftauchen und den Schuldigen der menschlichen Gerechtigkeit zur Sühne übergeben.

Ganz Paris war über diese würdigen Nachfolger der Cameliendame entzückt. Nach den französischen Journalen tragen alle diese Erscheinungen das Gepräge einer ergreifenden Wirklichkeit. Von den lebenden Gestalten unterscheiden sie sich durch eine gewisse Unbestimmtheit der Umrisse und durch eine Mattheit der Farben, aber eben dadurch scheinen sie von den eigentlichen Weltbewohnern ganz verschieden zu sein, so daß sie auf die Zuschauer den Eindruck machen, als seien sie übernatürliche Wesen. Die Reclame war äußerst geschäftig, den Ruhm dieses Spukes über den Rhein zu tragen und in Berlin, wo das Theater schon lange von dem Abhub der französischen Literatur sein Leben fristet und der höhere Blödsinn in den albernen Possen das Regiment führt, beeilte man sich an diesen Köder anzubeißen, als wäre es eine Ehre, diese neueste Verirrung des Pariser Geschmacks zuerst auf deutschen Boden zu verpflanzen.

Zuerst war es das Kroll'sche Etablissement, das nach dieser Ehre geizte, aber es blieb hier bei den Proben. Wie man sagt, soll das Local dem Effect hinderlich gewesen sein. Man überließ daher den Spuk den andern Privattheatern und diese scheuten auch nicht die hohen Kosten des Apparates, da man mit der größten Zuversicht für lange Zeit auf ein volles Haus, d. h. eine gefüllte Casse, hoffte. Doch darin hat man sich gründlich getäuscht. Das Publicum sah sehr bald ein, daß es sich wieder einmal hatte düpiren lassen. Der Spuk machte gar keinen Effect, obgleich man in Paris von einem außerordentlichen Triumph träumt, den die Geister im Auslande errungen haben sollen. Was man sah, erinnerte nur zu deutlich an die Bilder der Laterna magica, an denen man sich in den Kinderjahren erfreut hatte. Durch diese Reflexion wurde die Begeisterung ertödtet. Mit dem Grausen, dem Haare zu Berge treiben, war es erst recht nichts. Wenn es nicht gleich bei der ersten Vorstellung zum Fiasco kam, so lag es daran, daß Jeder sich darüber freute, wie sich so Viele hatten hinters Licht führen lassen. Augenblicklich ließ man das Melodrama fallen und griff zur allein selig machenden Posse, aber damit versetzte man dem Spuk den Todesstreich. So hartnäckig auch die Gespenster allen vernünftigen Einwendungen Trotz bieten, so sind sie doch sehr empfindlich, wenn sie ausgelacht werden. Dadurch wurden sie gänzlich vertrieben und die Reaction genießt wieder ungestört das Privilegium, Gespenster zu citiren.

Ein ähnliches Schicksal hatte der Spuk auf den Theatern in Wien, — ein gutes Zeichen, daß die Deutschen doch noch lange nicht so geistig verkommen sind als die Franzosen. Von dieser Niederlage wollen sich die Gespenster jetzt in Italien erholen, das durch sie mit einer Invasion bedroht wird. Alexander Dumas selbst hat sich herabgelassen, ein Theaterstück zu schreiben, um damit die Gespenster in Italien einzuführen.

Auch hier gilt das alte Sprichwort, daß unter der Sonne nichts Neues auftaucht. Dieser Spuk hat keinen Anspruch darauf, eine neue Erfindung zu sein. Wie der Mensch so oft das Opfer seiner eigenen Täuschung ist und mit jenem Zauberlehrling, der unfähig war, die Geister wieder zu bannen, die er heraufbeschworen hatte, verglichen werden kann, so ist er auch in vergangenen Jahrhunderten in Folge seiner eigenen Unwissenheit das Opfer eines systematischen Betruges gewesen. Die Priester, in der Vorzeit allein die Wissenden, erkannten sehr bald die Macht, die ihnen die Wissenschaft über die große Menge verlieh, und machten fleißig Gebrauch von den Wundern der Wissenschaft, die von dem unwissenden Haufen als übernatürliche Erscheinungen angestaunt wurden. Ohne diesen Bund der Priester mit den Mächtigen hätte sicher die Geschichte der Menschheit einen glücklicheren, der Vernunft weniger Hohn sprechenden Verlauf genommen. Noch heute träumt man in jenen Regionen von dieser goldnen Zeit, aber so große Mühe man sich auch gibt, sie wieder heraufzubeschwören, sie ist unwiderbringlich verloren, seitdem die Wissenschaft aufgehört hat, das Eigenthum einer besonderen Kaste zu sein.

Ohne Zweifel waren die häufigsten und erfolgreichsten Täuschungen, die man in der Vorzeit anwendete, um das gemeine Volk in Unterwürfigkeit zu erhalten, ebenso wie heute der Spuk auf der Bühne, optischer Art, bewirkt durch ebene und Hohlspiegel. Die Zauberlaterne, die durch den Jesuiten Athanasius Kircher erfunden worden ist, war eines der vorzüglichsten Werkzeuge der Schwarzkünst-

ler im 17. Jahrhundert. Es ist sogar wahrscheinlich, daß dieser Apparat auch den Alten bekannt war. Man hat nämlich in den Ruinen von Herculanum einen solchen aufgefunden, der mit der Laterna magica große Aehnlichkeit hat, und in einem alten römischen Grabe eine Linse, die zu gleichen Zwecken dienen kann.

Nachdem in Folge der Verallgemeinerung des Wissens jene Erscheinungen nicht mehr als Schreckbilder ihre Macht über die Menge ausüben konnten, dienten sie zur Belustigung. Jene Phantome, die Robertson 1798 in einem ehemaligen Kapuzinerkloster auf dem Vendomeplatz in Paris darstellte, können wir gleichsam als die Vorläufer des heutigen Spukes auf der Bühne ansehen, indem dieser Magier sich nicht bloß der Bilder, sondern auch der directen Schatten lebender Personen bediente, wodurch die Erscheinungen einige Aehnlichkeit mit Gespenstern erhielten. Noch größeres Aufsehen erregten die Phantasmagorien, die Philippsthal 1802 in London und Edinburg vorführte. Er wird sogar heute als der erste Urheber des Gespensterspukes auf der Bühne angesehen, da sein Verfahren mit dem heutigen eine große Aehnlichkeit gehabt haben soll.

Die kleine Bühne, welche zu diesen Vorstellungen diente, wurde von einer einzigen Hängelampe erleuchtet, und diese wurde, wenn die Vorstellung begann, hinaufgezogen, so daß die Flamme nicht sichtbar war. In dieser „sichtbaren Finsterniß“ rollte der Vorhang in die Höhe und man sah dann ein Gewölbe mit Knochengerippen und anderen Schrecken erregenden Gegenständen decorirt. Der Zuschauerraum war ganz dunkel. Von den Zuschauern unbemerkt, wurde dann ein durchsichtiger Schirm niedergelassen, der sich zwischen jenen und dem zuerst geschauten Gewölbe befand. Auf diesem kamen die Erscheinungen, die ganz den Charakter von Luftgebilden hatten, zu Stande. Durch Donner und Blitz wurde die Vorstellung eingeleitet, dann folgten Gespenster, Knochengerippe und bekannte Personen, deren Augen und Mund durch Ortsveränderungen von Schiebern in Bewegung gesetzt wurden.

Nach kurzer Zeit wurde die Gestalt immer kleiner und kleiner, als wenn sie sich immer weiter entfernte. Zuletzt verschwand sie als kleines Lichtwölkchen und aus diesem entwickelte sich dann eine andere Gestalt, die nach und nach immer größer wurde, als wenn sie sich den Zuschauern näherte. So verwandelte sich z. B. Benjamin Franklin's Kopf in einen Todtenkopf, und Gestalten, die sich in der Fülle des Lebens entfernten, kehrten als Gerippe zurück. Dann folgten Gespenster, die auf die Zuschauer eindrangen und plötzlich verschwanden, indem sie zu versinken schienen. Dieser Theil der Vorstellung machte die größte Wirkung. Die Zuschauer wurden dadurch nicht allein überrascht, sondern auch beunruhigt, da ihnen die Gespenster so dicht auf den Leib rückten, daß man glaubte, sie berühren zu können.

Obgleich diese Darstellungen Alles, was bis dahin die magische Laterne geleistet hatte, weit übertrafen, so hatten sie doch ihre Mängel. Die heutigen Spukgestalten beruhen auf demselben Princip wie die, welche Philippsthal vorführte, nur sind heute die Mittel, die uns die Wissenschaft zur Verfügung stellt, weit mehr vervollkommnet. Der Apparat, der im Chatelet-Theater benutzt wird, besteht aus drei unbelegten Spiegelscheiben, die sich in einem Rahmen befinden und eine Länge von 27 Fuß und eine Höhe von 14¼ Fuß besitzen. Dieser riesige Spiegel ist mit einer Neigung von 45 Grad gegen die Scene aufgestellt, wird aber vom Zuschauerraum nicht bemerkt. Im Vordergrunde der Bühne ist eine Versenkung angebracht und hier befinden sich die Personen, deren Bilder, von der Spiegelscheibe reflectirt, die Gespenster darstellen. Die Zuschauer, die im Parterre oder wenig hoch sitzen, sehen die Gespenster auf der Erde wandeln, die höher sitzenden aber in der Luft schweben.

Wie diese Gespenstererscheinungen zu Stande kommen, davon kann man sich selbst überzeugen. Betrachtet man sich in einer Spiegelscheibe, die nicht belegt und vorne und hinten gleich hell beleuchtet ist, so sieht man kein Bild, weil die Menge des von der anderen Seite der Spiegelscheibe zurückgeworfenen Lichtes geringer ist als die, welche die hintere Seite beleuchtet. Läßt man aber die hintere Seite unbeleuchtet, und beleuchtet man einen Gegenstand, der der directen Wahrnehmung entzogen ist, sehr hell, so hebt sich ein deutliches Bild von dem Spiegel ab und zwar erscheint dasselbe in derselben Entfernung hinter der Spiegelscheibe als sich der Gegenstand selbst vor derselben befindet. Der dunkle Hintergrund vertritt hier also die Stelle der Belegung.

Auf dem Theater geschieht die Beleuchtung der Personen, deren Bilder die Gespenster abgeben, mittelst des sogenannten Drummond'schen Lichtes, d. h. einer Mischung von Wasserstoff- und Sauerstoffgas in demselben Verhältniß, wie beide das Wasser bilden, dessen Flamme gegen einen Kalkcylinder strömt und dadurch eine außerordentliche Helle annimmt, oder des elektrischen Lichtes. Dadurch, daß man den Schieber des Beleuchtungsapparates öffnet oder schließt, läßt man die Gespenster erscheinen oder verschwinden. Ein großer Uebelstand ist aber der, daß die Schauspieler auf der Bühne die Gespenster nicht sehen. Daher kommt auch die Unsicherheit, die sich mitunter bei den Schauspielern bemerklich macht; sie agiren, gesticuliren, schlagen und stechen im eigentlichen Sinne des Wortes im leeren Raum herum. Es ist deshalb sehr wichtig, daß die Schauspieler genau die Stelle kennen, auf welcher das Gespenst den Zuschauern erscheint, denn sonst könnte es z. B. geschehen, daß man die Arme rechts nach dem Gespenste ausbreitet, während es sich auf der linken Seite befindet. — In Paris ist man sehr stolz auf diese große Errungenschaft; man nennt sie eine Allianz des Theaters mit der Wissenschaft und glaubt, daß letztere dadurch in den Kreisen verbreitet werde, die sich sonst nicht sonderlich darum kümmern. Man ist nämlich der Ansicht, daß bei denjenigen, die diese Erscheinungen bewundern, sich auch das Verlangen einstellen werde, die Art und Weise kennen zu lernen, wie sie zu Stande kommen. Man werde fragen, lesen und dadurch werde in den Kreisen, die sonst in Folge ihrer Beschäftigung oder durch andere Ursachen der Belehrung unzugänglich waren und keinen Werth darauf legten, ein Interesse an der Wissenschaft rege gemacht werden. Da das Publicum diese Gastrollen der Wissenschaft auf dem Theater günstig aufgenommen habe, so legt man den Directoren als Pflicht auf, diese Verbindung immer mehr zu fördern. Man macht darauf aufmerksam, daß die Physik und Chemie im Stande sei, ganz andere Wunderdinge zu bewirken als die alte schwerfällige Mechanik, wobei man oft die Hände sehen könne, die hierbei thätig seien. Der Ruhm, auf diese Weise zur Förderung der allgemeinen Belehrung beizutragen, wird aber weniger Einfluß auf die Directoren haben als die Aussicht auf eine volle Casse.

Wir müssen aber durchaus die Vortheile bezweifeln, die man hiervon für die Hebung der Bildung in weiteren Kreisen erwartet. Daß diese Popularisirung der Wissenschaft nur taube Früchte bringt, dünkt uns, lehrt Frankreich überzeugend genug. Bis heute ist der Nürnberger Trichter eben so wenig erfunden wie der Stein die Weisen. Ueberhaupt läßt sich die Bildung nicht spielend erwerben. Soll sie irgend einen Werth haben, so muß sie mehr als eine oberflächliche, leicht verwischbare Tünche sein; sie muß durch eignen Antrieb von innen heraus erwachsen und durch eigene mühsame Anstrengung erworben werden.

Deutschlands
Spielwaaren-Industrie.

Die Brille, mit der die Gelehrten der Times einherstolziren, ließ diesen bei der letzten großen Heerschau über die Industrie aller Länder in London in der Abtheilung des deutschen Zollvereins nichts weiter sehen als Spielzeug. Wir glauben wohl, daß dieser schlechte Witz, der die Deutschen für „kleine Kinder" erklärt, dem Selbstgefühle John Bull's, der keine anderen Gedanken zu haben scheint, als die ihm von dem Weltblatt eingeimpft werden, sehr geschmeichelt hat. Aber im Grunde sollte diese verächtliche Bemerkung doch nur den bittern Groll verhüllten, den man in England über die großen Fortschritte der deutschen Industrie seit der ersten Weltindustrieausstellung empfindet. Schon 1851 gaben einzelne Leistungen Deutschlands englischen Berichterstattern, die größere Verehrer der Wahrheit waren als die Berichterstatter der Times, Veranlassung, mit der Stimme der Posaune die ernste Mahnung zu verkünden, daß ein Land (Alt-England), welches dahin strebt, den Vorrang im Wettkampfe der Welt zu behaupten, die Pflege der Wissenschaften nicht länger mit gleichgiltigen Augen ansehen dürfe. Auf der letzten Ausstellung hat sich diese Posaune in verschiedenen Tonarten vernehmen lassen und wie taub sich auch unser Vetter jenseits des Canals stellen mag, in seinem Gehirn fängt es doch an zu dämmern, daß sein Geld und seine Energie nicht für ewige Zeiten Schutz-

mittel sein werden gegen den deutschen Geist und die deutsche Wissenschaft. Man könne nicht mehr die Augen verschließen gegen die Erkenntniß, daß der gefährlichste Rival der englischen Industrie in Deutschland, dem Aschenbrödel, heranwachse.

Die deutsche Spielwaaren-Industrie kann über den schlechten Witz der Times ebenso lachen wie John Bull; sie bedarf der Empfehlung des feilen Weltblattes nicht. Sie hat ohne diese im wahren Sinne des Wortes die ganze Welt erobert. Welche traurige Rolle der Deutsche in seinem eigenen Hause auch spielen möge und welche Unbilden er auch deshalb von dem Uebermuthe der anderen Nationen erleiden muß, so bleibt ihm dennoch der Ruhm und der ehrenvolle Beruf: der erste Lehrer der Kinder aller Farben und Völker zu sein, ungeschmälert, denn an den deutschen Spielsachen entwickeln sich die ersten Begriffe der gesammten Kindheit der ganzen nur einigermaßen auf Civilisation Anspruch machenden Welt. Von Alters her ist Nürnberg in diesem Fache hochberühmt und so ist es auch noch heute, denn wo nur irgend der Handel einen neuen Platz in der weiten Welt aufgestellt, da findet sich auch Nürnberg mit seinem „Tand" ein. Auf allen Märkten der Welt, selbst in China, auf Plätzen, wohin sonst kein deutsches Fabricat dringt, finden wir doch Eines — deutsches Spielzeug.

Mit der Entdeckung Amerika's und der Eröffnung des Seeweges nach den südafrikanischen und ostindischen Küsten trat ein sichtlicher Umschwung in den Handelsverhältnissen ein. Fortan führten die Seemächte den Reigen und mit dem Aufschwung des Handels setzte man hier auch alle Kräfte und Hebel in Bewegung, um die Industrie zu wecken und selbständig zu machen. Von dieser Umwandlung wurde Deutschland auf das Härteste betroffen, da es in sich selbst zerrissen war und der furchtbare dreißigjährige Krieg die ganze Kraft erschöpft hatte. Auch das betriebsame Nürnberg entging diesem traurigen Loose nicht. Die große Handelsstraße von Venedig nach der Ostsee, auf der Nürnberg gewissermaßen den Mittelpunkt bildete, verödete, langsam zwar, aber zusehends von Jahr zu Jahr und immer tiefer sank die einst durch ihre Arbeit so berühmte Stadt von der stolzen Höhe, die es im mittelalterlichen Welthandel eingenommen hatte, herab. Nur die Spielwaarenfabrication bildete gewissermaßen eine Ausnahme, ja sie war es allein, welche im vorigen Jahrhundert weit und breit Zeugniß davon ablegte, daß der alte Nürnberger Gewerbfleiß nicht ganz und gar erstorben sei.

Aber auch für diese Industrie traten schwere Tage ein, als Nürnberg 1806 seine Selbständigkeit verlor. Durch die Abtretung des Reichswaldes an die baierische Regierung wurde die Anschaffung des Holzes erschwert und dadurch der Preis des für diesen Industriezweig unentbehrlichen Rohmaterials sehr gesteigert. Die Folgen blieben nicht aus; die Concurrenz des gleichen Industriezweiges, der in den Bergen des Thüringer Waldes, namentlich in Sonnenberg und Umgegend, seinen Sitz hatte, machte sich von nun ab kräftiger geltend als je zuvor. Dazu kam ferner, daß die Pariser Fabricate durch elegante, dem Geschmack des Tages huldigende Formen Nürnberg gleichfalls den Rang abgelaufen hatten. Wollte man die Concurrenz bestehen, so mußte man die Waaren billiger liefern, aber dies war nur auf Kosten der Güte zu erreichen. Die Formen wurden plump, die Zeichnungen ungenau und der Farbenschmuck roh und unhaltbar, — eine wahre Kleckserei und Schmiererei. Kurz Nürnbergs letzter und wichtigster Industriezweig war sichtlich im Verfall.

Zu keiner Zeit war die Industrie Nürnbergs so bedroht als zu Anfang unseres Jahrhunderts. Zu der mächtigen Mitbewerbung von Außen gesellte sich auch der Mangel an Capital. Die Waaren waren herabgekommen und die Kunstfertigkeit der Arbeiter augenscheinlich eine geringe, so daß der Untergang der gesammten Industrie sehr wahrscheinlich war. Aber der alte Geist war nicht erstorben; so hart auch die Schläge waren, man gab sich dennoch nicht so leicht auf. Mit dem Frieden erwachte ein neues Leben; man hatte die Aufgabe erkannt und der gemeinnützigen Thätigkeit einsichtsvoller Bürger der Stadt gelang es, den Verfall aufzuhalten. Neue Absatzwege wurden eröffnet und besonders suchte man die Rettung in dem engen Anschluß der Industrie an die Wissenschaft, wodurch sich Nürnberg schon in alter Zeit ausgezeichnet hat. Einem so beharrlichen Kampf konnte der Sieg nicht fehlen. Die Nürnberger Spielwaarenindustrie hat sich zu neuer Blüthe emporgearbeitet. Es ist überraschend zu sehen, wie diese un-

zähligen Erzeugnisse sich in den letzten dreißig Jahren verschönert haben. Man hat gelernt, sich das Neue anzueignen und Güte mit Wohlfeilheit zu vereinigen, und alle die Vortheile, die man im Laufe der Zeit mühsam wieder errang, hat man durch verdoppelte Thätigkeit zu bewahren bewußt. So findet man denn wieder, wie einst in alten Zeiten, den „Nürnberger Tand" auf allen fremden, vorzüglich den überseeischen Märkten.

Nicht weniger denn 120 Werkstätten sind zur Stunde in Nürnberg im Gange, in denen durch hundert und aber hundert fleißige und geschickte Hände alle jene kleinen und vielgestaltigen Gegenstände aus Holz, die mit dem Namen der Spielwaaren bezeichnet, angefertigt werden. Die Theilung der Arbeit ist hier bis in die kleinsten Verhältnisse durchgeführt; so daß eine Hand die andere unterstützt. Die verschiedensten Gewerbe wirken hier zusammen, um unter der Leitung und nach den Zeichnungen der Fabrikanten jene Erzeugnisse, an denen sich das Herz der Kinder erfreut, zu Stande zu bringen. Die gewöhnlichsten Sachen, die menschlichen Figuren und Thiergestalten von Holz und Papiermaché, die Kirchen, Häuser und Bäume, an deren Aufstellung sich die Jugend in vergangenen Zeiten häufiger ergötzte als gegenwärtig, hat man dem Thüringerwald und Erzgebirge überlassen, da man diese einfachen Artikel doch nicht so billig liefern kann. Dafür aber beschäftigt man sich in Nürnberg mit mancherlei Geräthschaften und Gegenständen aus dem Leben, deren Anfertigung ein größeres Geschick in Anspruch nimmt. Eine große Rolle spielen hier die Erfindungen der Neuzeit, besonders die Eisenbahnzüge mit ihren Locomotiven, Waggons und Puffern, die bis zu winzigen Zwerggestalten nachgebildet werden. Außerdem beschäftigen sich 50 Holzdrechsler nebenbei auch mit der Anfertigung der mannigfaltigen Gegenstände des Spiels. Von den 76 Flaschnermeistern verfertigen die meisten allerlei Spielwaaren aus Blech, und zwar in großen Massen. Trompeten aller Art, Kähne, Kochheerde, Kindersäbel u. s. w. werden in bedeutender Zahl nach allen Erdtheilen verführt. Die magnetischen Schwimmfiguren, die hohl und wasserdicht aus sehr dünnem Blech gefertigt werden und durch ein eingesetztes, magnetisch gemachtes Eisenstäbchen die Eigenschaft erhalten, dem Magneten zu folgen, machen sich, im Vergleich zu diesen Artikeln aus früherer Zeit, besonders durch schöne Formen bemerkbar. Auch Zauberlaternen liefert man mit Hilfe verbesserter Maschinen in vorzüglicher Güte. Einige Fabrikanten haben sich auf diesem Gebiete besonders hervorgethan. Sie liefern in der mannigfaltigsten Weise Wasserwerke, Carrousels, menschliche Figuren, Caricaturen, Thiergruppen und dergl. Wie weit die Kunstfertigkeit geht, zeigte auf der Münchener Industrieausstellung (1854) ein Modell des Schraubenkriegsschiffes Wellington von 131 Kanonen aus Blech. Es war so gefertigt, daß man die innere, genau nach dem Original gefertigte Einrichtung sehen konnte. Große Aufmerksamkeit erregten hier und in London auch die von Davis trefflich nach den neuesten Leistungen der Wagenbauerei nieblich ausgeführten kleinen Fuhrwerke für Kinder, deren Preise auffallend billig sind. Durch die Anmuth der Form haben sie selbst den französischen Fabricaten den Vorrang abgelaufen.

Mit dem Aufschwung der Thonwaarenfabrication ist die Zinngießerei sehr in Abgang gekommen. Während das Geschäft des Zinngießers in früherer Zeit eine sehr ausgedehnte Bedeutung für Herstellung wichtiger Verbrauchsgegenstände (Teller, Geschirre, Löffel) hatte, finden wir jetzt ein solches in vielen Städten gar nicht mehr. Nürnberg hat jedoch noch 20 Zinngießer aufzuweisen und davon beschäftigen sich 12 mit der Anfertigung von Spielwaaren (Soldaten, Uhren, Schmuck, Möbel für Puppenstuben u. s. w.). Die größeren Fabrikanten verarbeiten jährlich 150 und mehr Centner Metall und beschäftigen stets 50—60 Mädchen; ja selbst die doppelte Zahl könnte lohnenden Verdienst finden, wenn nicht die Erlangung accurater Arbeiterinnen mit großen Schwierigkeiten verbunden wäre. Hierin nimmt man es in Nürnberg sehr genau und dem hat man es zu danken, daß das Nürnberger Fabricat dem Berliner und Casseler an Schönheit und Richtigkeit der Zeichnungen weit voraus ist. Wie man es gegen früher zu einer großen Vollendung in Form und Malerei gebracht hat, so bekundet auch der Umstand von einem Verständniß der Zeit, daß man den Stoff nicht mehr aus der so strenge vom Bürgerthum abgeschlossenen Soldatenwelt allein nimmt, sondern auch aus der Naturgeschichte und dem alltäglichen Leben, wodurch

diese Spielzeuge zugleich belehrend für die Jugend werden. Nürnbergs Zinnspielwaaren gehen nach England, Frankreich, der Schweiz, Rußland, sowie nach Amerika und allen andern überseeischen Ländern.

Immer mehr hält man in der neueren Zeit darauf, daß die Spielwaaren nicht allein zur Unterhaltung und Erheiterung, sondern auch zur Belehrung und Bildung der jungen Weltbürger dienen sollen. In dieser Richtung ragt Nürnberg in neuerer Zeit besonders durch seine Jugendspiele hervor. Hier ist der Erfindungsgabe ein weites Feld geöffnet und Nürnberg leistet Großes darin. Außer den allgemein bekannten Kinder- und Gesellschaftsspielen bringt man bald die mathematischen Grundverhältnisse fester Körper zur Anschauung, oder man führt architektonische Bauten vor, wobei man selbst bis zu den Zeiten der alten Römer zurückgreift, oder man stellt geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten dar. Auch die Lehren der Physik weiß man auf die ergötzlichste Weise zu verwenden. Gegen 40 Fabrikanten beschäftigen sich ausschließlich mit der Verfertigung solcher Jugendspiele und ihre zum Theil mit höchster Eleganz ausgeführten Erzeugnisse haben den Weg nach allen Ländern der Erde gefunden. Bemerkenswerth sind noch die sogenannten Sandwerke des Mechanikers Dippold, meist humoristische Bilder mit beweglichen Figuren, Affenconcerte, Scheerenschleifer, Schuster, Zank- und Prügelscenen, Pepitas, Ducatenmacher und andere productive Subjecte. Auch diese Fabricate zeichnen sich durch eine erstaunliche Billigkeit aus.

Der Aufschwung der Spielwaarenindustrie in Nürnberg ist nicht ohne wohlthätige Rückwirkung auf andere Industriezweige am Orte geblieben. So beschäftigen sich z. B. zahlreiche Buchbinder mit der Anfertigung der Kasten für die Zinngießerwaaren, die Ankleidepuppen und sonstige Spielwaaren. Ebenso wichtig ist das Einpacken und Versenden der vielfachen kleinen Artikel der Nürnberger Spielwaarenindustrie auch für die Tischler. Leonische Waaren, die Fabricate der Metallschläger, farbige Papiere u. s. w. werden in großen Massen verbraucht. Sehr merklich macht sich dieser Einfluß auch in der Farbenfabrication, wenn schon diese weit über das Bedürfniß Nürnbergs hinaus gegangen ist.

In der Spielwaarenfabrication steht das benachbarte Fürth Nürnberg würdig zur Seite, wie überhaupt die Gesammtindustrie beider Städte eine sehr wohlthätige Wechselwirkung auf einander ausübt.

Schon früh hat die für den Weltmarkt arbeitende deutsche Spielwaarenfabrication auch an andern Orten Wurzel gefaßt und der Nürnberger Spielwaarenhändler exportirt eine Menge Waaren, welche weit von seinem Wohnsitze gefertigt worden sind. Umgekehrt werden aber auch von manchen Handlungshäusern anderer Gegenden Nürnberger Waaren zur Completirung ihrer Lieferungen nach dem Weltmarkte angekauft und versendet und es bildet sich auf diese Weise immer mehr und mehr eine gewisse Arbeitstheilung zwischen den verschiedenen Sitzen der Spielwaarenfabrication aus.

Mit Nürnberg concurrirend und zu einem nicht unbedeutenden Exporthandel ist die Spielwaarenfabrication in Thüringen und im sächsischen Erzgebirge gelangt.

Der Hauptsitz der thüringischen Spielwaarenfabrication ist das kleine meiningensche Städtchen Sonneberg und Umgegend. Zugleich gibt dieses Städtchen ein sehr interessantes Beispiel, wie sich im Laufe der Zeit aus einem kleinen Anfange heraus eine ganz respectable Industrie entwickelt. Die Grundlage bildete der dichte Forst, der in früherer Zeit Thüringens Berge weithin bedeckte. Er legte es den Leuten nahe, sich mit Holzschnitzen zu beschäftigen. Das mag anfangs nur zum Zeitvertreib geschehen sein, da die Kienrußbrennerei und die Pechsiederei der damals nur spärlichen Bevölkerung wohl ausreichenden Erwerb gewährte. Der Umstand, daß die große Handelsstraße zwischen Nürnberg und Leipzig in der nächsten Nähe von Sonneberg vorüberführt, munterte die Bewohner dieser Gegend zur weiteren Ausbeutung der dichten Waldungen auf. Durch diese Verkehrsstraße entstand Judenbach in alter Zeit und zugleich auch die älteste Holzschnitzerei von Buchenholz, womit sich die Anfertigung von Hausgeräthen, als Backschüsseln, Backschaufeln, Mehlkübeln, Metzen, Salzbüchsen, Spritzen, Schuster- und Leuchtspänen, vereinigte. Alle diese Waaren fanden durch die vorüberziehenden Nürnberger Kaufleute ihren Weg nach Nürnberg, Leipzig, Frankfurt a. M. und andere Meßorte und der durch diesen Handel erzielte Gewinn munterte zu weiterer Verbreitung dieser Industrie

auf, da ja das Material zu Hauf vorhanden war.

So widmete man sich in Steinheide der Fabrication von Schachteln, worin in einer Familie nicht nur die Männer, sondern auch die Weiber und Kinder Beschäftigung fanden. Nicht lange und es verbreitete sich diese Industrie auch in andere nahe liegende Dörfer; solche sind Hüttengrund, Schwarzbach, Steinach, Hämmern und Leuscha, welche sämmtlich mit dem Gewerbebetrieb Sonnebergs in enger Verbindung stehen. In diesem Städtchen selbst hatte der in der Nähe vorkommende Schiefer schon sehr früh eine ausgedehnte Fabrication von Wetzsteinen in's Leben gerufen, welche sich später bald durch Auffindung noch besseren Schiefers zur Anfertigung von Schiefertafeln und Griffeln erhob, die jährlich nach Tausenden und Millionen zählen.

Als diese Industrie sich festgesetzt und ausgebreitet hatte, da nahm man den Vertrieb auch selbst in die Hand, zumal da die Fieranten, die dergleichen Sonneberger Waaren zur Messe nach Frankfurt brachten, von Geleits- und Zollgeld befreit waren und nur eine Gabe ihrer Fabricate unter dem Namen „Römergeschenk" an den Rath zu entrichten hatten. Schon 1735 sind als Sonneberger Handelsartikel folgende bekannt: Schiefertafeln, Griffel, Wetzsteine, Spritzen, Gewürzschränkchen und Kästen, Schachteln und Schächtelchen jeder Art und Größe, Salz- und Mehlfäßchen, Schreibzeuge, Nähpulte, Kofferchen, hölzerne Kinderdegen, Flinten, Pfeifen, Kegelspiele, Klappern, Kukuks, Schnurren, Nußknacker, Spiegel, Hemdknöpfchen, Bleistifte, Rahmen, Wandleuchter u. s. w. Später wurden noch kleine Spielkugeln von Muschelkalk in großer Menge gearbeitet.

Rührige Kaufleute waren eifrig bemüht, immer neue Absatzwege aufzusuchen. Besonders vor ungefähr hundert Jahren nahm der Sonneberger Handel einen erheblichen Aufschwung. Sonneberger Kaufleute siedelten sich nämlich in Nürnberg, Lübeck, Riga, Stockholm, Kopenhagen, London, ja sogar in Moskau an und dehnten dadurch die Handelsverbindungen ihrer Mutterstadt immer weiter und weiter aus. Aber die Wälder hatten sich nun allmälig gelichtet, das Rohmaterial wurde theurer, Rußhütten und Pechsiedereien mußten eingehen und dadurch wurden wieder neue Hände für die Arbeit frei. Statt der groben Holzwaaren fertigte man nun feinere, die einen höheren Arbeitsverdienst abwarfen. Die Holzschnitzerei legte sich vorzugsweise auf die Spielwaarenfabrication und da das ungefügere Holz die Köpfe der Puppen und die Formen der Thiere nur schwierig und unvollkommen darstellen ließ, wendete man allmälig plastische Massen an, Papiermaché, Steinpappe und dergl., entweder ausschließlich oder in Verbindung mit Holz.

Damit war aber die Bahn für einen völlig neuen Industriezweig gebrochen; die eigentliche Holzschnitzerei trat in den Hintergrund, die plastische Bildnerei, das Bossiren von allerlei Spielzeug und Nippsachen der niedlichsten Art wurde immer mehr, besonders in den letzten Jahrzehnten, ein Hauptgeschäft. Um den gewerblichen Betrieb bei der Zunahme der Absatzwege noch lohnender zu machen, bildeten sich immer neue Fabricationszweige aus, z. B. Puppen, Thiere, Papiermachéarbeiten, kleine Orgeln u. s. w. Auch zu andern Materialien ging man über, zu Leder, Blech, Zinn, Porcellan, Glas u. s. w., während ältere Geschäfte, wie z. B. Brieftaschenmacher, Schwarzblecharbeiter, Nagelschmiede u. s. w. ganz oder theilweise eingingen. Selbst die Künste der Malerei, Bildhauerei, Modelliren, sowie die Mechanik, Physik und Chemie wirkten auf die Vervielfältigung und Verbesserung der Arbeiten nicht unwesentlich ein. Sogar die Musikkunde lieferte ihr Contingent hierzu. So hat sich denn die geschäftige Rührigkeit von Sonneberg aus über das ganze meiningensche Oberland, allerdings nur ein Ländchen von wenigen Quadratmeilen, verbreitet. 1840 zählte man hier bereits 264 Drechsler und Holzschnitzer, 111 Papiermachéarbeiter, 31 Dockenmacher, 44 Bossirer u. s. w. Nebenbei bildet auch die Verfertigung von Schachteln und Kistchen aller Art, Drehorgeln, Geigen, Steinwaaren (Schiefertafeln, Griffeln, Wetzsteinen, Schussern u. s. w.), Porcellan und Glaswaaren mehr oder minder ausgiebige und zahlreich repräsentirte Erwerbszweige. Im Ganzen beschäftigen sich bereits seit 1840 in Sonneberg und Umgegend lediglich 7000 Menschen mit der Anfertigung von Spielwaaren. Seitdem aber hat sich dieser Industriezweig noch mächtig ausgedehnt. Die Bevölkerung des Städtchens Sonneberg ist im Laufe des Jahrhunderts von 1800 auf

6000 Köpfe gestiegen. Der Geschäftsbetrieb hat sich vollkommen zur Höhe eines commerciellen Gewerbes aufgeschwungen. Die Arbeit ist getheilt, der Verschleiß wird durch kaufmännische Vermittlung besorgt und die Firmen vieler Sonneberger Handelshäuser sind in der commerciellen Welt weit und breit bekannt. Die Fabrication in Sonneberg ist eine völlig selbständige und so vorzügliche und vielseitige, daß die feineren, wie ordinären Fabricate nach Amerika, Java und Australien einen ungemein ausgedehnten und im Ganzen auch lohnenden Absatz finden. In Europa ist England der beste Abnehmer für diese Spielwaaren. Von der Großartigkeit des Sonneberger Handels gibt der Güterverkehr auf dem von Coburg nach Sonneberg abgezweigten Strange der Werrabahn einen Begriff. Dieser belief sich 1861 auf 453,520 Ctr., davon kommen 266,514 Ctr. (58,77 Procent) auf den Versand und 187,006 Ctr. (41,23 Procent) auf den Empfang.

Wie groß die Verschiedenheit der Arbeiten ist, beweisen die Musterbücher, welche die Sonneberger Kaufleute ihren Reisenden, die man auf allen Straßen findet, mitgeben. In einem solchen Musterbuche fand man 2546 verschiedene Gegenstände abgebildet, und ein Sonneberger Musterlager zeigte nicht weniger denn 16,000. Hier heißt es auch, man muß sehen, um zu glauben. Manche dieser Gegenstände sind vorzüglich kunstvoll gearbeitet, z. B. Schafe, Ziegen, Hunde in Lebensgröße, welche ihr Geschrei und Gebell so ungemein täuschend von sich geben, daß es sich von dem natürlichen wenig unterscheidet.

Wie in anderen Gebieten, so ist auch hier die Arbeitstheilung bis zu einem hohen Grade durchgeführt, daher jene staunenswerthe Fertigkeit, zu welcher man es hier gebracht hat. Von den unter sich ganz verschiedenen Erzeugnissen erfordert ein jegliches andere Materialien und eine gewisse Geschicklichkeit. So wird denn die Oberländer Spielwaarenindustrie noch immer Handindustrie bleiben und niemals in Maschinenarbeit übergehen, da sie ihrer Natur nach ein Zusammenwirken und in die Händearbeiten von mehrerlei Producenten bedingt. Zu dem gehören die besseren Papiermachéwaaren der plastischen Kunst an, weil sie Modelle und, wenigstens dem kindlichen Auge gegenüber, naturgetreue, gefällige Formen erfordern und somit ein Denken während der Arbeit erheischen.

Dadurch daß jeder kleinste Theil eines Gegenstandes seinen eigenen Arbeiter hat, bevor er bei den eigentlichen Fabrikanten zur Zusammensetzung und Fertigung kommt, ist allein die fabelhafte Billigkeit dieser Waaren möglich. 1000 Schiefergriffel z. B. verkauft man für 40 kr. (11,43 Ngr.) bis zu 1 fl. (17,14 Ngr.) und 360 ungemalte Kindertrompetchen für 1½ fl. (25,55 Ngr.). Eine große Menge Arbeiter, alt und jung, Männer, Frauen und Kinder werden hierdurch beschäftigt und wenn auch der Verdienst grade nicht sonderlich ist, so ist aber auch von keiner eigentlichen Noth die Rede. Der Hauptverdienst fällt natürlich den Kaufleuten zu, welche diese Spielwaaren von den einzelnen Arbeitern kaufen und versenden. Man erkennt dies deutlich an den eleganten Wohnhäusern mit zierlichen Gartenumgebungen im südlichen Theile der Stadt. Da die einzelnen Gegenstände so unbedeutend erscheinen, so vermuthet man nicht, welch' bedeutende Firmen hier existiren und daß überhaupt für Millionen Thaler jährlich Spielzeug gefertigt und gekauft wird. Es existiren in Sonnenberg 26 Handelshäuser und einige haben ein Geschäft von 6- bis 700,000 Thaler jährlichen Umsatz. Die ungeheure Zahl der angefertigten Gegenstände läßt sich auch daraus schließen, daß die herzoglich meiningenschen Forsten jährlich 5000 Klafter Fichtenholz à 100 Kubikfuß feste Masse liefern und daß zur Anfertigung von 4680 Dutzend Posthörnchen z. B. nur 136 Kubikfuß (1,36 Klafter) Holz erforderlich sind.

Bislang war es für den Fremden sehr schwer, sich in Sonnenberg selbst einen Ueberblick über die Industrieerzeugnisse der Stadt und der Umgegend zu verschaffen. Entweder mußte man sich in sehr viele Wohnungen verschiedener Fabrikanten bemühen, um einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Sonnenberger Industrie zu erlangen, oder man zog es vor, den einzigen Spielwaarenladen der Stadt aufzusuchen, — aber der bot freilich nicht mehr, als die Läden in andern Städten. Nur wenige der Sonnenberg besuchenden Touristen finden durch Empfehlungen den Weg in die Musterlager der Kaufmannschaft daselbst, wo sie allerdings durch Sehen befriedigt werden, aber zu ihrem Bedauern nicht immer käuflich das erhalten können,

was sie vom Ort der Fabrication als Andenken mit sich nehmen möchten.

Diesem Uebelstande soll aber abgeholfen werden. Man geht damit um, in Sonnenberg eine öffentliche Musterausstellung einzurichten, welche außer den Spielwaaren auch noch andere Exportartikel aus dem großen deutschen Fabricationsbereich der unter sich vielfach verwandten Kurzwaaren aufnehmen soll, für welche sich die den Ort besuchenden Käufer interessiren. Dazu ist Sonnenberg ganz der Ort. So klein das Städtchen auch ist, so ist es doch im Welthandel bekannt wie Nürnberg und wird von Kaufleuten aus allen Weltg genden sehr stark besucht. Fabrikanten, welche dieser Ausstellung ihre Muster anvertrauen, sollen zu sehr geringfügigen Kosten der Vortheile theilhaftig werden, welche nur Welthandelsplätzen durch den Besuch auswärtiger Käufer eigen sind. Für den Fabrikanten jeder Art bietet diese Ausstellung große Vortheile. Dem großen Fabrikanten, der direct exportirt, muß jeder Zeit an der Erweiterung seiner Handelsverbindungen gelegen sein und diese erzielt er auf diesem Wege auf die einfachste Weise, dem unbemittelten kleinen Fabrikanten dagegen gewährt die Ausstellung den Vortheil, statt sich selbst in die den directen Exporthandel begleitenden Gefahren zu begeben, die Geschäftsvermittlung der Sonneberger Groß- und Exporthandelshäuser zu benutzen, in deren Interesse es wiederum liegt, wie ihre Absatzwege, so auch ihre Bezugsquellen zu erweitern.

Diese Idee geht von dem sehr rührigen Oberländer Kunst- und Gewerbeverein in Sonneberg aus Schon 1861 hat er öffentliche Aufforderungen dieserhalb erlassen. Dieser Verein läßt es sich sehr angelegen sein, die Industrie seiner Gegend zu fördern. Um z. B. den Geschmack der Arbeiter zu bilden, verleiht er an diese Bildwerke der verschiedensten Art. Anerkennenswerth sind die Bereicherungen, welche der Erbprinz von Meiningen den Vereinssammlungen zukommen läßt. Zu gleichem Zweck sind auch von der Regierung in dem Verwaltungsbezirk Sonneberg zwei Unterrichtsanstalten für Zeichnen und Modelliren zu Gunsten unbemittelter Schüler, welche den plastischen Gewerben sich zu widmen Lust und Talent haben, eingerichtet worden; die eine, unter Leitung des Holzbildhauers Kloß, in Sonneberg selbst und die andere, unter Leitung des Modelleurs Fleischmann, in Obersteinach.

„Stillstand ist Rückschritt!" so heißt es auch hier. Es ist dringend nothwendig, daß auch dieser Industrie immer neues Leben eingehaucht werde. Auch hier muß man stets auf der Huth sein, um sich, der großen Concurrenz wegen, oben zu erhalten. Die alte einfache Holzwaarenfabrication, die man durch Holzconcessionen Seitens der Regierung groß gezogen hat, konnte nur so lange gedeihen, als spältig starkes Holz in Masse in der Nähe vorhanden war. Während die Wälder des Oberlandes mit der Zeit von solchem Holze immer lichter wurden, löste auswärtige Concurrenz einen Holzindustriezweig nach dem anderen, wenigstens theilweise von dieser Gegend ab, und dies geschah nicht nur in Gegenden, wo Holz in Ueberfluß ist, sondern sogar auch in solchen, wo man es aus der Ferne beziehen mußte, indem man statt der Handarbeit Holzbearbeitungsmaschinen einführte, welche fast jedes Holz verwendbar machen, während man auf die althergebrachte, im Oberlande noch übliche Bearbeitungsweise mit der Hand nur spältiges, astfreies Holz gebrauchen kann. Da das reine Holz immer seltener wird, so steht zu befürchten, daß noch weitere wichtige Zweige dieser Industrie dem Oberlande abtrünnig werden.

Dazu kommt noch ein anderer Umstand, der namentlich zu Zeiten, wo der Handel der mittleren und niederen Classe der Fabrikanten nicht volle Beschäftigung gewährt, schwer auf der Gegend lastet. Die Spielwaaren zeigen nämlich, bis auf wenige Ausnahmen, seit mehreren Jahrzehnten nur Einerlei. Alle entweder fahrend oder auf Bögen, auf Bälgen oder auf klingenden Kästchen! Nichts wesentlich Neues! Dazu sind sie der großen Mehrzahl nach klein, niedlicher Art und weil vornämlich aus Papiermasse, zerbrechlich und daher nicht Jedermanns Kauf. Schon in guten Zeiten steht die Production dieser Artikel zu dem Begehr in keinem Verhältniß und selbst durch noch billigere Preise läßt sich eine Erweiterung des Absatzes nicht erzwingen.

Weit mehr gesucht sind die hauptsächlich aus Holz bestehenden dauerhaften und zugleich belehrenden Spielwaaren (Baukästen, Spiele, mechanische Spielzeuge rc.), aber die werden nicht hier, sondern in Städten und Gegenden gefertigt, welche das Holz dazu weit herholen müssen, und von diesen ist der

Sonneberger Handel genöthigt, seinen dahin einschlägigen Bedarf zu beziehen. Obschon man bei Holzarbeitern und Fabrikanten des Oberlandes oftmals auf solche im Handel so stark begehrten, auswärts erzeugten Spielsachen aufmerksam gemacht und ihnen wiederholt Muster davon zur Nachahmung und zur Richtschnur vorgelegt hat, so waren sie doch nicht zu bewegen, Aehnliches anzufertigen, angeblich weil dazu viel breites Holz erforderlich sei und solches mangle.

An spältigen, astfreien, starken Bäumen ist allerdings der Thüringerwald längst verarmt, aber doch auch holzarm kann man das Oberland nicht nennen, so lange es noch Bretter ausführt und mit Holz heizt. Daß sich die Waldbewohner durch in der That ganz holzarme Gegenden in vielen und grade den am meisten begehrten Artikeln haben überflügeln lassen, hat in nichts Anderem seinen Grund, als in dem totalen Mangel an praktischen Holzschneide- und Holzbearbeitungsmaschinen, wie sie anderwärts längst die Technik eingeführt hat, zur bedeutenden Ersparniß an Holz und Arbeit. Dadurch haben selbst die großen Städte, wo keine Wälder existiren, die Waldbewohner, welche dem Zeitgeist und dem Fortschritt nicht huldigen, fühlbar beeinträchtigt. Freilich ist auch dort Gewerbefreiheit und kein Holzconcessionswesen zu Hause. Dort kauft man aber auch das Holz als Arbeitsmaterial nicht im rohen Zustande, sondern in allen Dimensionen, geschnitten, gesägt, gehobelt, mittelst Maschinen, die im Oberlande noch ganz unbekannt sind.

Neben Sonneberg ist noch Neustadt an der Haybe bei Coburg für diese Holzwaaren ein Hauptstapelplatz. Hierher kommen beinahe täglich, hauptsächlich aber Sonnabends, Hunderte von Menschen aus nahen und entfernten Gegenden, den coburgischen, salfelbischen, meiningenschen und sonderhausischen Dörfern, um ihre Arbeiten, und zwar größtentheils unbemalt, an die dortigen Kaufleute abzuliefern, welche sie von den sogenannten Wismuthmalern weiter bearbeiten lassen und die die Versendung dann besorgen.

Weitere Mittelpunkte der Spielwaarenindustrie in Thüringen sind noch Friedrichsrode, Waltershausen und Hildburghausen.

In dem sächsischen Erzgebirge hat die Spielwaaren-Industrie ihr Lager in dem anmuthigen Flöhnthale aufgeschlagen. Für Seifen, Katharinenberg, Grünhainchen, Waldkirchen, Bornichen, Heibelberg, Einsiedel, Niederseisenbach und Deutschneudorf ist sie der beträchlichste Erwerbszweig. Fast in jedem Hause arbeitet man hier für den „heiligen Christ“ und zwar die ganze Familie, der Mann, die Frau und die Kinder fast jeden Alters, sowohl Knaben wie Mädchen. Seit hundert Jahren, nach Andern sogar schon wenigstens seit zweihundert Jahren, finden Tausende in dieser Gegend ihr tägliches Brod durch die Anfertigung der Spielwaaren, aber wie dieser Industriezweig hier entstanden und wie er sich entwickelt hat, darüber ist nichts zu erfahren.

Auch hier ist die Arbeitstheilung vollständig durchgeführt. Jeder Ort fertigt seine besonderen Specialitäten, so z. B. Olbernhau kleine Flinten, mit denen die Kinder ohne Pulver mit Erbsen schießen, in der Oberlochmühle Kegelspiele, in Heidelberg Thierfiguren u. s. w. Außerdem aber hat auch wieder oft jede Hütte ihre besonderen Fabricate und selbst bei diesen arbeiten sich die einzelnen Familienglieder in die Hände. Jeder arbeitet hier, wozu er das meiste Geschick und die größte Neigung hat. So drechselt der Mann z. B. Bauern, die Frau fertigt für diese die Schubkarren und die Kinder beladen diese mit den rothbackigen Aepfeln. Andere fabriciren wieder Soldaten von allen Waffengattungen, zu Fuß oder zu Pferde und aller Heere Europa's, der Dritte ist wieder Meister in der Anfertigung dieser oder jener Thiere, in einer vierten Familie, die reich mit Kindern gesegnet ist, sieht man unter den Händen dieser allerlei Thiere zur Bevölkerung von Noah's Arche entstehen und wie die Herrlichkeiten, nach denen die Herzen der Kinder so sehnsüchtig verlangen, alle heißen mögen. Die Schachteln und Kisten, in welche alle diese mannigfaltigen Gestalten verpackt werden, um ihre Reise in alle Welt anzutreten, liefern Olbernhau und Rübenau. Besondere Maler, wie oben im Thüringerwalde, gibt es jedoch hier nicht. Jedes Haus putzt seine Fabricate selbst aus. Das Bemalen und Lackiren ist hier vorzugsweise die Beschäftigung der Kinder.

Den jährlichen Umsatz schätzt man auf 400,000 Thlr. und davon werden für 30,000 Thlr. über Bremen und für 250,000 Thlr. über Hamburg ausgeführt. Die Zahl der Arbeiter umfaßt im Seifener Bezirk 1500 Männer mit 2500 Angehörigen; im Bezirke von Waldkirchen ist die Anzahl geringer.

Aber leider ist hier der Verdienst noch viel geringer als in Thüringen. Das Holz ist nämlich im Erzgebirge viel theurer. Während man in Thüringen den Cubikfuß weichen Holzes mit 9,4 bis 14,4 Pfennigen bezahlt, kostet er im Erzgebirge 18 bis 30 Pfennige. Der Concurrenz wegen muß also der Arbeiter im Erzgebirge mit einem geringeren Verdienste sich begnügen.

Da unter diesen Umständen das Schnitzen viel zu viel Zeit wegnimmt, so hat man, wo es nur irgend angeht, seine Zuflucht zum Drechseln genommen. Aber dennoch bleibt der Verdienst nur ein kärglicher, da von dem Erlös ein beträchtlicher Theil durch das Material absorbirt wird, bei den gewöhnlichen Sachen 40 bis 50 Procent, bei den feinern 53 Procent. Die Preise der Waaren selbst sind ganz erstaunlich billig, während das Material fortwährend im Preise steigt. So kostet z. B. das ganze Schock der Schubkärner, die ihre Aepfel zu Markte bringen, 22 Neugroschen. Mehr als vier Schock davon können Mann und Frau zusammen nicht produciren. Von dem zierlich bemalten kleinen Küchengeschirr kostet das Dutzend Schachteln 1⅓ Thaler. Zwei Erwachsene und ein Kind haben an vier Dutzenden eine ganze Woche zu arbeiten. Unter diesen Umständen ist es wohl erklärlich, daß ein Mann in der Woche höchstens 20 Neugroschen bis 1 Thaler und die Frau sowie die älteren Kinder halb so viel verdienen. Einzelne Familien sollen sich wöchentlich auf 2 bis 2½ Thaler stehen, während besonders geschickte Arbeiter bei den feinern Sachen bis 4 Thaler verdienen sollen. Andererseits ist es aber wieder die erstaunliche Wohlfeilheit, die unsern Spielwaaren überall den Sieg verschafft hat. Früher wurden auch in England viele Spielwaaren angefertigt und ausgeführt. Aber heute gehört England zu unsern guten Kunden. Nach dort werden jährlich für mehr als 100,000 Thaler Spielwaaren ausgeführt.

Diese unglücklichen Verhältnisse haben zum Theil ihren Grund auch darin, daß man hier zu viel von den geringern Sachen fertigt; jene Spielsachen, die ihre Formen seit vielen Menschenaltern nicht geändert haben und die man jetzt so häufig in den Groschenbuden auf unsern Jahrmärkten findet. Allerdings unterliegen auch die Spielwaaren der Mode und daß man auch hierin die Anforderungen der Zeit befriedigen muß, weiß im Erzgebirg der Händler sehr wohl, aber man scheint hier schwerfälliger zu sein, als in Sonneberg. Ueberhaupt würde nicht allein das Erzgebirge, sondern die gesammte deutsche Spielwaarenindustrie sehr gut dabei fahren, wenn man mehr, als bis jetzt der Fall ist, auf die besondern Eigenthümlichkeiten eines jeden Volkes Rücksicht nehmen wollte. Man muß sich wundern, daß dies noch so wenig geschieht, da namentlich wir doch sonst am geneigtesten sind, andern Völkern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Zum Treiben der Drehbänke hat man sich im Erzgebirge die Wasserkraft dienstbar gemacht. Man findet hier Werkstätten, in denen zwanzig und mehr Drehbänke zu gleicher Zeit arbeiten und ein solches Getöse machen, daß ein Fremder fast verwirrt wird. Und doch verweilt man hier gern und ergötzt sich an der Geläufigkeit, mit der die Arbeiter, gleichsam als wären sie Professoren der Magie, das Holz in Stücke zerspalten und in Figuren verwandeln. Hier steckt Einer eine dünne Holzwalze auf und nach fünf Minuten überreicht er uns ein halbes Schock niedliche Bilderchen. Dort klemmt ein Anderer eine Holzscheibe von einem Fuß Durchmesser zwischen die Dörner seiner Drehbank und in weniger als einer Minute ist er mit seinem Werke zu Ende. Wir staunen es an und wissen nicht, was wir damit machen sollen. Wir sehen nur verschiedene sonderbare Furchen in der Scheibe und weiter nichts. Daß aus dieser Scheibe vielleicht einige Dutzend Pferde, Kühe oder andere Hausthiere hervorgehen sollen, will uns nicht in den Kopf. Aber siehe da! der Künstler trennt an der Scheibe mit einigen Meiselhieben ein keilförmiges Stück und reicht es uns dar und nun vermögen wir sehr wohl zu erkennen, daß wir das Bild eines Pferdes vor uns haben, das aber nur noch einer geringen Nachhilfe bedarf, die von Kindern ausgeführt wird.

Wie in Thüringen, so verkaufen auch hier die Arbeiter das Werk ihrer Hände an die sogenannten Verleger, welche den Absatz und Versand in die Ferne besorgen. Derartige Verlagsgeschäfte existiren in Seifen und Olbernhau 13 und in Waldkirchen 10. Erst hier erhält man einen Ueberblick über alle die Herrlichkeiten, die nicht allein von unsern Kindern bewundert werden, sondern auch weit jenseits des Oceans den hellen Jubel des kleinen Volkes hervorrufen. Der Preis-

courant eines solchen Hauses enthält über 2000 Nummern.

Die Wälder des Harzes haben gleichfalls zur Entstehung der Spielwaarenindustrie Veranlassung gegeben, aber diese steht noch weit mehr als die im Erzgebirge hinsichtlich der geistigen Regsamkeit hinter der im Thüringerwalde zurück. Hier weiß man wenig von den Anforderungen, welche die Zeit auch an die Spielwaaren stellt. Man verfertigt hier fast ausschließlich nur Figuren, an denen sich schon die Großväter unserer Großväter erfreuten. Daß deshalb der Lohn dieser Industrie noch kärglicher ist als im Erzgebirge, sehen wir deutlich an den vielen Jammergestalten, die im nördlichen Deutschland umherwandern, um die Erzeugnisse des Harzes an den Mann zu bringen.

In den baierischen Alpen sind Oberammergau und Berchtesgaden gleichfalls Hauptsitze der Spielwaarenindustrie. Namentlich in dem zuerst genannten Dorfe, das durch seine Passionsspiele weit und breit bekannt ist, wird schon seit sehr alter Zeit die Holzschnitzerei betrieben. Den Anstoß dazu gaben die einst berühmten Wallfahrten nach dem nur eine kleine Wegstunde davon liegenden, jetzt säcularisirten Kloster Ettal. Die hier alljährlich in Menge zusammenströmenden frommen Pilger nahmen gerne ein Andenken mit zurück in ihre Heimath und diesen Umstand wußten die Bewohner von Oberammergau zu benutzen. Wie man sagt, soll die Holzschnitzerei hier durch Einwanderer aus dem Grödener Thal in Tyrol bekannt geworden sein.

In der neuern Zeit hat die Holzschnitzerei hier einen großen Zuwachs von Arbeitern erhalten. Außer den Crucifixen, die noch heute in mehr als 250 verschiedenen Arten in diesem Dorfe angefertigt werden, malte man besonders Bilder aus der heiligen Geschichte auf Glas. Waren diese Malereien auch sehr grob und roh, so fanden sie doch bei den Pilgern großen Beifall und reichlichen Absatz. Dieser Industriezweig ist aber in neuerer Zeit durch die Lithographien, die weit billiger und viel weniger zerbrechlich sind, ganz zum Erliegen gekommen. Die sonst damit Beschäftigten haben sich nun der Holzschnitzerei zugewendet.

Außer den Crucifixen, die zum Theil zwar schön, aber meistens doch ganz abscheulich sind, und den Figuren aus der heiligen Geschichte, die oft sehr künstlich gearbeitet sind, nimmt man vielfach die Motive auch aus dem profanen Leben. So fertigt man z. B. Jagdstücke, bei denen die Gemse die Hauptrolle spielt, Figuren in den dort üblichen Trachten u. s. w. an. Auch das Feld der Caricaturen versteht man zum Theil mit Glück auszubeuten.

Wenn auch die Schnitzereien in Oberammergau in Bezug auf die technische Vollendung und den Geschmack hinter denen des Berner Oberlandes und des schweizerischen Jura zurückstehen, so nehmen sie doch in der deutschen Holzschnitzerei mit den ersten Rang ein. Da aber nicht alle diese Arbeiter von der Natur mit Geschick begabt sind und zur Ausbildung derselben immer doch große Uebung erforderlich ist, so haben sich die Anfänger und minder Begabten der Anfertigung von Kinderspielsachen zugewendet, die meistens zu den besseren gehören und deutlich den Einfluß der hier stark betriebenen und ausgebildeten Holzschnitzerei erkennen lassen. Aber auch letztere zieht aus der ersteren Vortheile. Die Anfertigung der Spielwaaren dient gleichsam der Schnitzerei als Vorschule. Die geschicktern Arbeiter gehen nach kürzerer oder längerer Zeit zu dieser über.

Auch hier liefert der Arbeiter seine Waaren an Verleger ab, die den Vertrieb in die Ferne besorgen und in vielseitiger Verbindung mit den bedeutenden Handelsplätzen, namentlich mit Augsburg und Nürnberg stehen, weshalb auch viele dieser Waaren unter dem Namen „Nürnberger" in die Welt hinauswandern. Der Verdienst des einzelnen Arbeiters, mit Ausnahme der talentvollen Künstler, ist allerdings ein mäßiger, aber da die meisten Familienglieder den Vater bei der Arbeit unterstützen und man allgemein das Seinige zu Rathe hält, so begegnet man doch fast überall in den Wohnungen der Arbeiter, viel mehr als auf dem Thüringer Walde und im Erzgebirge, einer gewissen Behäbigkeit. Den Werth der hier jährlich von ungefähr 100 Familien gefertigten Feinschnitzereien veranschlagt man auf 14- bis 17,000 Thaler und auf fast eben so viel den Erlös aus der Spielwaarenfabrication.

Von hier hat sich schon in sehr früher Zeit die Kunst, in Holz und Bein zu schnitzen, nach Berchtesgaden, wo bereits die Anfertigung von Holzwaaren für den Gebrauch im Hause und in der Küche heimisch war, verbreitet, wie man sagt 1130 durch Mönche

aus dem Kloster Rottenbach. Neben dem Bergbau war die Schnitzkunst bereits 1294 ein Haupterwerbszweig der Bewohner von Berchtesgaden. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts waren Berchtesgadener Holzwaren bereits in allen Theilen der handeltreibenden Welt zu finden. In Nürnberg, Antwerpen, Venedig, Genua, Cadix u. s. w. bestanden eigene Niederlagen derselben.

Wenn auch die Pröbste des Klosters zu Berchtesgaden diesen Erwerbszweig nach Kräften begünstigten und unterstützten, so machte sich doch sehr bald die allzugroße Ueberhandnahme der Holzwaarenhandwerker als sehr verderblich für die Waldungen bemerklich. Deshalb sah man sich seit 1535 zu allerhand Verordnungen genöthigt, wodurch zum Theil die Aufnahme in die Zünfte der Holzwaarenverfertiger beschränkt und den Verwüstungen, welche letztere in den Wäldern angerichtet hatten, Einhalt gethan wurde. Dessenungeachtet dauerten die Klagen der Salinenverwaltung über die maßlosen Ansprüche der Kunstholzhandwerker bis in die neueste Zeit an. 1797 erging der Befehl an die Polizei, besonders holzverschwendenden Arbeitern das Handwerk zu legen.

Wie überall in Deutschland, machte sich auch hier der nachtheilige Einfluß des Zunftwesens geltend. Während man in andern Gegenden darauf bedacht war, den Fabricaten unbeschadet der Billigkeit eine immer größere Vollkommenheit zu geben und neben den neuen geschmackvolleren Formen auch bessere Fabricationsmethoden und verbesserte Werkzeuge einzuführen, hielt man hier, da das Gewerbe ja geschützt war, dergleichen Anstrengungen für ganz unnöthig. Der Sohn fertigte stets genau dieselben Formen und mit denselben Werkzeugen wie der Vater und Großvater. Ebenso mußte der Arbeiter seine Waaren zuerst bestimmten Verlegern arbeiten und diese waren verpflichtet, bestimmte Preise innezuhalten. Der Handelswelt konnte man aber nicht gebieten, diese in Geschmack und und der Ausführung weit hinter andern zurückstehenden Waaren zu kaufen. So ging denn der Berchtesgadener Holzwaarenhandel immer mehr zurück. Um denselben wieder zu heben, sah er sich endlich zu Anfang unseres Jahrhunderts genöthigt, den Zunftzwang aufzuheben.

Bis jetzt aber ist die Lage der Sache dadurch wenig geändert worden. Die Zahl der Arbeiter hat sich allerdings vermehrt, aber nur einzelne derselben haben die Anforderungen der Zeit begriffen und geben sich, von ihrer Geschicklichkeit unterstützt, Mühe, bessere Waaren zu fabriciren. Im Allgemeinen aber gehören noch heute die Berchtesgadener Spielwaaren zu den geringsten Sorten. Um diesen Industriezweig zu heben, hat die Regierung neuerdings eine Zeichnenschule in Berchtesgaden errichtet, deren Besuch den Handwerkern und deren Söhnen unentgeltlich gestattet ist. Außerdem hat der Lehrer noch die Verpflichtung, die Werkstätten zu besuchen, die Arbeiter auf die Fehler und Mängel ihrer Erzeugnisse aufmerksam zu machen und ihnen die Mittel zur Abhilfe an die Hand zu geben.

Die Hebung eines herabgekommenen Gewerbes ist aber sehr schwierig und erfolgt nur sehr langsam. Es ist einmal Naturgesetz, daß der Lohn der Arbeit um so geringer ist, je ordinärer, unvollkommener und altmodischer die Waaren sind, da es deren zu viele gibt, die solche Waaren anfertigen, und dann werden diese meistens nur von dem ärmern Publicum gekauft. Sie erzielen demnach nur die niedrigsten Preise, von denen nicht mehr viel für den Arbeiter übrig bleibt. Diese Verhältnisse machen sich auch in Berchtesgaden geltend. Die hier verfertigten Spielwaaren finden nur Absatz, weil sie außerordentlich wohlfeil sind. Die Arbeiter sind ganz in den Händen der Verleger, von denen sie theils mit baarem Gelde, theils in Lebensmitteln, theils in Farben oder andern nothwendigen Materialien bezahlt werden. Bei fast allen Arbeitern herrscht die Armuth vor.

Heute ist die Holzwaarenfabrication für nahezu 400 Familien oder 2000 Personen, ungefähr ein Viertel der Bevölkerung des ganzen Bezirkes, die Hauptnahrungsquelle. Jeder Meister erhält jährlich aus den Salinenforsten zwei Stämme und für den ältesten Sohn, wenn er das Handwerk erlernt hat, noch einen dritten für den sehr geringen Preis von 10 Kreuzer (2,85 Neugroschen) pro Tanne. Da aber die Kunstholzhandwerker nur ein feinfaseriges und gut spaltbares Holz benutzen können, solches aber schon seit vielen Jahren in den Beständen ausgesucht worden ist, so wird die Auffindung geeigneter Stämme immer schwieriger.

Die Spielsachen werden in Berchtesgaden weniger durch Drehen, als durch Schnitzen angefertigt. Auch hier ist die Arbeitstheilung

bis zu einem gewissen Grade durchgeführt. Wenn auch der Arbeiter mancherlei Gegenstände anfertigt, so läßt sich doch in deren Herstellungsweise eine gewisse, stets wiederkehrende Gleichförmigkeit nicht verkennen. Dadurch ist denn auch eine ziemlich große Schnelligkeit, die Hauptsache, wodurch der so billige Preis der fertigen Waaren bedingt ist, ermöglicht, zumal die verschiedenen Gegenstände meistens in größeren Partien hintereinander angefertigt werden. An der Arbeit nehmen nicht allein sämmtliche Familienglieder, sondern auch die Dienstboten Theil. Meistens besitzt der Arbeiter zwar ein Grundstück, aber fast stets ist es zu klein, als daß es die Familie ernähren könnte. Diese schon weitgehende Zersplitterung der Aecker schreibt sich aus früherer Zeit her, wo die Arbeit einen reichlicheren Lohn brachte. Die Bewirthschaftung der Aecker war der Arbeit hinderlich und deshalb veräußerte man jene.

Die Dreher, deren es 120 gibt, verfertigen Büchsen, Körbchen, Pfeifen (Schwegelpfeifen, kunstgerechte Flöten, Flageolets, Spazierstöcke, in denen dergleichen Blasinstrumente eingesetzt sind) und Kreuzertrompeten. Die Trompetendreherei wurde hier in früherer Zeit sehr schwunghaft betrieben; jetzt ist sie aber nur noch für einzelne Familien eine sehr spärlich fließende Erwerbsquelle.

Die Schnitzer, deren 60 vorhanden sind, zerfallen in Trühel-, Rössel- und Feinschnitzer. Die ersteren verfertigen mancherlei Spielwaaren, wie Trühel (Diminutivum von Truhe, Schrank), Grillenhäuschen, Schepperl (Kinderklappern), Puppenküchen, Sesselchen, Tischchen, Schüsselrähmchen, kleine Wägelein, Schubkarren, Puppenbettstellen u. s. w. Die Rösselmacher sind die Fabrikanten der bekannten kleinen hölzernen Pferdchen auf Rädern und der Wiegenpferde. Aus den Händen der Feinschnitzer gehen die mancherlei Figuren hervor, z. B. Soldaten, Reiter, mancherlei Thiere, Scenen aus dem Jagd- und Alpenleben u. s. w. Die begabteren und geschickteren Feinschnitzer verfertigen Statuen der verschiedensten Art und Größe, besonders Crucifixe und Heiligenbilder, Thiere, Scenen aus dem Alpen- und Jägerleben, Caricaturen, so wie feinere Spielwaaren. Bekannt sind auch die kleinen Modelle von Bauernhäusern im schweizerischen Stile. Die Feinschnitzerei ist hier jedoch lange nicht so verbreitet, wie man allgemein glaubt.

Der Werth der gesammten Holzwaaren, die in Berchtesgaden verfertigt werden, beläuft sich jährlich auf 34- bis 46,000 Thlr.

Auch die deutschen Provinzen Oesterreichs stellen ein nicht unerhebliches Contingent zu den Spielwaaren. Zunächst haben wir den Traunkreis anzuführen, wo die Schnitzerei besonders in den Marktflecken Ischl, Mollen und Hallstadt zu Hause ist. Hervorragender noch ist das Grödener Thal, wo sich von den 3500 Bewohnern desselben 2500 (also 71,43 Procent) mit der Anfertigung von Schnitzereien beschäftigen. Auch hier helfen Frau und Kinder bei der Arbeit, so daß oft fünf oder sechs Personen an einer einzigen Figur arbeiten, wobei jedem ein bestimmter Theil zufällt. Dadurch hat man nicht allein eine große Geschicklichkeit erworben, sondern man ist dadurch auch in den Stand gesetzt, die Schnitzereien zu einem außerordentlich billigen Preise abgeben zu können. Die Leistungen sind jedoch nur vorzüglich, soweit die Gegenstände, die man anfertigt, nicht über den Anschauungskreis der Arbeiter hinausgehen. Vor einigen Jahren hat man versucht, sich statt der ewigen Gemsenjagden und Heiligen auch an andere Gegenstände zu wagen, namentlich an antike, aber diese Versuche sind nicht besonders ausgefallen.

Gewöhnliche Spielwaaren werden hier gleichfalls in beträchtlicher Menge angefertigt, namentlich Gliederpuppen, Hampelmänner. Obgleich die Preise sehr billig sind, so macht Sonneberg doch in diesen Artikeln eine sehr empfindliche Concurrenz, wodurch der Absatz auf dem Continent bereits nicht unerheblich geschmälert ist. Die überseeische Ausfuhr ist aber immer noch bedeutend.

In neuerer Zeit hat man die Spielwaarenfabrication auch in Würtemberg sehr gepflegt. Zuerst wurden diese Waaren meistens von Augsburg und Nürnberg vertrieben, doch jetzt steht man nicht allein auf eigenen Füßen, sondern die würtembergischen nehmen unter allen deutschen Spielwaaren, besonders in einigen Branchen, unbedingt den ersten Rang ein. Wir erinneren uns noch mit großem Vergnügen an die würtembergischen Spielwaaren auf der Industrieausstellung zu München (1854), wo allerdings dieser Industriezweig lange nicht seiner Bedeutung gemäß, nur durch 82 Aussteller, darunter allein 61 auf Baiern, von denen wieder 41

auf Nürnberg allein und 8 auf Fürth kamen, vertreten war. Das würtembergische Contingent war unter allen das reichhaltigste und am besten angeordnete. Beim Anblick desselben tauchten alle Zauber der längst hinter uns liegenden Kindheit wieder auf; in dieser Umgebung hätte man der Gegenwart vergessen und leicht selbst wieder zum spielenden Kinde werden können. Selbst in Paris, wo wir diesen würdigen Repräsentanten des deutschen Gewerbefleißes im folgenden Jahre auf der internationalen Industrieausstellung wiederum begegneten, wurde die Anerkennung derselben Seitens der Besucher durch die weit luxuriöseren französischen Spielwaaren, die meistens nur für Kinder der Leute, die Geld haben, bestimmt waren, nicht im Geringsten beeinträchtigt. In den gewöhnlichen Spielwaaren, namentlich den geschnittenen Holzfiguren, die auch von dem Aermsten für den Weihnachtsbaum gekauft werden können, sind wir von den Franzosen noch lange nicht erreicht.

Die hohe Stelle, welche die würtembergischen Spielwaaren einnehmen, verdanken sie allerdings der soliden Ausführung, aber mehr noch dem Umstande, daß man hier dem bildenden Einfluß der Spielsachen Rechnung trägt und sorgsam bemüht ist, das Nützliche mit dem Unterhaltenden auf das Engste zu verbinden. Man verfertigt hier nur solche Spielzeuge, die den Kindern Gelegenheit geben, ihre Handfertigkeit und ihre Kräfte zu üben, zu denken und dadurch sich für das praktische Leben auszubilden. Man darf nicht vergessen, daß sich die ersten Begriffe des Kindes an seinen Spielsachen entwickeln und das Kind am liebsten das spätere eigene Leben spielt. Es wäre sehr zu wünschen, daß die gesammten deutschen Spielwaaren hierauf mehr Rücksicht nehmen möchten. Es wäre nur zu ihrem eigenen Vortheil. Die praktischen Amerikaner und Engländer legen grade deshalb sehr hohen Werth auf die würtembergischen Spielwaaren und ziehen sie unbedingt dem sonstigen unpraktischen Zeuge vor. Um sich diese guten Kunden zu erhalten, sind die würtembergischen Fabrikanten auf das Eifrigste bemüht, fortwährend Neues auf den Markt zu bringen. Die Ideen dazu bietet ja das Leben in Hülle und Fülle. Die Worte unseres Dichters: „Greift nur hinein in's volle Leben und was ihr packt, ist interessant," finden ja auch hier ihre volle Anwendung.

Schon bei Nürnberg und Sonneberg haben wir gesehen, daß neben dem Holze in neuerer Zeit auch die Papiermasse in der Spielwaarenfabrication Anwendung erlangt hat. Außer an diesen beiden Hauptorten fertigt man daraus noch an vielen andern Orten in Deutschland Spielwaaren daraus an, namentlich Puppen, Puppenköpfe, Automaten, andere Figuren u. s. w., wenn auch nicht in einem so großen Maßstabe.

Ein anderes Material ist noch das Zinn und Eisenblech. Außer Nürnberg und Fürth werden Metallspielwaaren vielfach auch an einzelnen Orten verfertigt und alle zusammen bringen es zu einer beträchtlichen Summe, wobei Hunderte und Tausende von fleißigen Arbeitern ihren Lebensunterhalt verdienen. So verfertigt z. B. die Zinnspielwaarenfabrik in Petersdorf bei Warmbrunn allein jährlich für circa 12,000 Thaler. Sie beschäftigt 15 bis 18 männliche und 35 bis 45 weibliche Arbeiter.

Nicht allein, daß jedes Jahr auf diesem Gebiete neue Formen in großer Menge bringt, sondern man sucht stets auch nach neuem Material. So hat man sich neuerdings auch das Gußeisen dienstbar gemacht. Man fertigt daraus namentlich Küchengeschirre. Erheblicher aber ist die Verarbeitung des Kautschuk zu Kinderspielwaaren. Diese Idee ging zuerst von Nordamerika aus. Wir sahen auf der großen Pariser Industrieausstellung (1855) ein ganzes Heer von diesen India-Rubber-Spielwaaren, aber alle waren plump und des Liebreizes unserer Nürnberger Spielwaaren baar. Jetzt werden dergleichen in großer Menge und Auswahl auch bei uns angefertigt, namentlich in der Fabrik von Cohen, Vaillant und Comp. zu Harburg, wohl der größten auf dem Continent.

Die Anfertigung selbst der complicirtesten Figuren ist ziemlich einfach. Zunächst schneidet man die weichen Kautschukplatten nach Schablonen zu. Die Scheere wird dabei so geführt, daß die Ränder der einzelnen Theile eine Abschrägung bekommen, wodurch das Zusammenkleben der einzelnen Stücke zu einem allseitig geschlossenen Ganzen bedeutend erleichtert wird. Bevor dies jedoch vollständig geschieht, wird eine Prise feingepulverten kohlensauren Ammoniaks hineingebracht und die Figur, die meistens sehr ungeschlachtet aussieht, in fein gravirte Messingformen gebracht, die man, um das Ankleben des Kaut-

schuks zu vermeiden, mit feingepulvertem Talk einpudert. Sobald die Formen festgeschlossen sind, werden sie in einen Raum gebracht, der nach der Füllung dicht verschlossen und dann mit hochgespanntem Dampf erhitzt wird. Hierbei verdampft das kohlensaure Ammoniak, treibt die Figur auf und preßt das weiche Kautschuk selbst in die feinsten Gravirungen der Form ein. Die meisten Figuren haben eine Oeffnung, in welche eine kleine Zungenpfeife eingesetzt wird. Durch diese dringt atmosphärische Luft ein und verhindert das Zusammenfallen der Figur, wenn sich die Ammoniakdämpfe wieder verdichten. Die Bälle werden jedoch, damit sie eine gewisse Springkraft besitzen, mit comprimirter Luft gefüllt, indem man diese aus einem Kupferblechcylinder mittelst eines Hahnes in jene einströmen läßt. Es gehört eine gewisse Kunstfertigkeit dazu, den mit Luft gefüllten Ball rasch von dem Hahne abzuziehen und die darin befindliche kleine Oeffnung durch ein wenig weiche Kautschukmasse zu verschließen, bevor zuviel der eingepreßten Luft daraus entwichen ist.

Der Werth des künstlichen Baumaterials.

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts entdeckte man in Frankreich einen Mörtel, den man **Béton** nannte und denselben fast fünfzig Jahre lang anwendete. Dieser Béton, von den Engländern Concrete und von uns Steinmörtel, Gußmörtel und in neuester Zeit Gußstein genannt, ist der Hauptsache nach eine Mischung von hydraulischem Kalk, Sand, Kies, zerschlagenen Kieseln, Sand und Kalksteinen oder statt der letzteren Trümmer von Mauer- oder Ziegelsteinen sowie Geröll. Wenn wir von einer Entdeckung desselben sprachen, so meinten wir damit nicht eine Erfindung, sondern nur eine Wiederentdeckung, denn die Anwendung des Gußmörtels ist uralt, schon bei den Bauten der Römer, Griechen und Karthager kam er sehr häufig vor und auch im Mittelalter wurde derselbe in Deutschland, England, Frankreich und Skandinavien besonders zu Ringmauern, Gewölben, Grundmauern und dergl. vielfach angewendet. Die Römer benutzten den Béton als Füllung oder Kern zweier Verschälungsmauern aus sogenanntem netzförmigen Mauerwerk, wie dies die Reste der Villa des Mäcenas zu Tivoli, des Herkulestempels ebendaselbst, der Villa des Lucullus zu Frascati, die Ringmauer von Pästum und Trümmer der Villa des Domitian zu Castal Gandolio beweisen. Außer dieser Anwendung als Kern verblendeten Mauerwerks benutzten sie ihn zur Bildung von Mauern, die zwischen kastenartigen Vorlehrungen gegossen wurden, und besonders zu Gewölben. Bei den letzteren sind fast nur die Gurt- und Gradbogen sowie die Hauptrippen von Mauersteinen, alles Uebrige ist Gußstein, der vorzüglich aus röthlichen und gelblichen Tuffsteinen und Mörtel besteht. Die Wölbungen der Bäder des Caracalla enthalten jedoch statt des Tuffes Bimssteine. Estriche, Cisternen, Wasserleitungen und alle Wasserbauten sind fast immer aus einem Béton, der aus zwei Theilen kleingeschlagener Bruchsteine und einem Theil Kalkmörtel zusammengesetzt ist, doch hat man auch Estriche gefunden, deren Mischung aus drei Theilen zerschlagener Bruchsteine, einem Theil Ziegelstücken und zwei Theilen Kalkmörtel bestand, ja sogar solchen aus bloßem Kies und Kalkmörtel. Außerdem erwähnt Vitruv lobend einer Mischung aus zwei Theilen Puzzolanerde und einem Theil Kalk als besonders geeignet, dem Andrange von Wogen Stand zu halten.

Dieser von den Völkern des classischen Alterthums und von denen des Mittelalters so fleißig angewendete Béton, dem wohl hauptsächlich die alten Bauwerke ihre Unverwüstlichkeit zu danken haben, gerieth also bis zu seiner Auffindung in Frankreich in eine Jahrhunderte lange Vergessenheit und dann, sonderbarer Weise, nach kaum funfzigjähriger Benutzung kam er noch einmal außer Gebrauch, um erst wieder mit dem Anfange unseres Jahrhunderts auf's Neue und Großartigste Beachtung zu finden, und wieder war es Frankreich, welches ihn zuerst anwendete, worauf England, später Deutschland und zuletzt Schweden folgte. Leider hat dieses Baumaterial der Zukunft, so vortheilhaft es sich auch überall, wo es von verständigen Bauleuten angewendet wurde, bewährt hat, immer noch nicht die *allgemeine* Anwendung gefunden, die es verdient und einstmals erhalten wird — Private und Regierungen greifen immer noch in erster Reihe zu den

enorm theuren gebrannten oder gar behauenen Steinen, statt zum Gußstein, wir können es uns deshalb nicht versagen, eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten bisher mit jenem Materiale erzielten Resultate zu geben.

Im französischen Departement du Tarn fing man in den dreißiger Jahren an, nicht bloß einzelne Mauern, Gesimse, Ornamente Gewölbe, Säulen ꝛc., sondern ganze Gebäude aus Béton herzustellen. Der letztere bestand aus einem Theil durch Untertauchen gelöschtem Kalk, einem Theil reinem scharfen Sand und zwei Theilen Kiesgerölle von 8 bis 12 Centimeter Größe. Die Masse erreichte im Sommer schon 6 Stunden nach dem Auftragen den ersten Grad von Trockenheit oder Consistenz, im Winter dauerte das Festwerden indessen etwa 12 Stunden: die Lehrbogen der Arcaden nahm man nach vier Tagen fort, die der Gewölbe, welche drei Meter Sehne und 30 Centimeter Pfeilhöhe hatten, nach einem Monate und die der großen Gewölbe von 5 Meter und 30 Centimeter Sehne und 1 Meter Pfeilhöhe nach $2^1/_2$ Monaten. Seitdem sind viele öffentliche und Privatgebäude nach dieser Weise gebaut worden, so ließ die französische Regierung im Jahre 1853 im Lager von Boulogne in sieben Tagen eine Reihe Ställe für 350 Reitpferde errichten, die sich gut bewährt haben.

In England wendet man seit 1814 den Concrete vielfältig an und zur Sommerresidenz Osborne auf der Insel White gehören mehrere zweistöckige Wohnhäuser, die gänzlich gegossen sind und seit zehn Jahren Stand gehalten, ohne daß der Abputz Risse erhalten hätte. Man benutzte dort eine Mischung von einem Theil Medinacement, zwei Theilen scharfem groben Sand und sechs Theilen grobem Kies. Dieser Medina- oder Romancement war aus der Fabrik von Francis Brothers, in England, der noch jetzt in Deutschland viel Absatz findet, soweit er nicht vom Stettiner Portlandcement verdrängt ist, der ihm selbst in Skandinavien starke Concurenz macht. An der Südostküste von White, in der Sandowebai, befindet sich auch seit 1852 zum Schutze der Küste ein 200 Fuß langer, 7 Fuß hoher, unten 5 und oben $2^1/_2$ Fuß dicker Wogenbrecher, der über dem Wasser aus einer Mischung von einem Theil Medinacement und acht Theilen kleiner Steinchen und Sand, unter dem Wasser jedoch aus einem Theil Medinacement und vier Theilen Steinchen ohne Beimischung von Sand besteht. Man konnte nur während der Ebbezeit arbeiten, aber schon beim Eintritte der Fluth war jedesmal der einen Zoll starke Cementputz so fest geworden, daß er nach Wegnahme der Bretterform dem Wasser trotz bieten konnte. Diese Mauer, welche sich vortrefflich gehalten hat, könnte ein Fingerzeig für die Regierungen sein, deren Nordseeinseln und Nordseeküsten beständig unter dem Wogendrange verkleinert werden und schließlich, soweit die Eilande in Betracht kommen, gänzlich zu verschwinden drohen.

In Schweden brauchte man den Béton zur Aufführung ganzer Häuser zuerst im Jahre 1828 nach einem großen Brande in der Stadt Boras. Der Baumeister Rydin, welcher dieses unternahm, mischte seinen Béton aus einem Theil Kalk und fünf Theilen Sand, wobei die Hälfte grober, mit kleinen scharfen Steinen und Ziegeltrümmern vermischter war.

In Deutschland wird der Béton in Hochbauten seit ungefähr zwanzig Jahren angewendet, doch tritt er immer mehr vor dem Kalk-Sand-Pisé-Bau zurück. Der Kalk-Sand-Pisé*) besteht im Allgemeinen, wenn er gut sein soll, aus einem Theil bestem Steinkalk und acht bis zehn Theilen reinem, scharfem Sande, oft auch mit Kies gemengt, und soll er schneller hart werden, mit einem Zusatz von Cement versehen. Der gewöhnliche Kalk-Sand-Pisé wird in den kastenartigen Vorrichtungen, welche die Form der Mauern bilden sollen, in Lagen von zwei bis drei Zoll Höhe mit hölzernen Stößern festgestampft und dann eine neue eben so mächtige Lage der Mischung darüber gebreitet und in derselben Weise behandelt und so fort, bis der $1^1/_2$ bis 2 Fuß hohe Kasten voll ist. 24 Stunden bleibt dann ein solcher Kasten unberührt stehen, worauf dann wieder eine Kastenschicht von $1^1/_2$ bis 2 Fuß Höhe aufgetragen werden kann. In Norddeutschland, in einem Theile Hinterpommerns, fand diese Methode zuerst und zwar in den Jahren 1840 bis 1842 durch einen Herrn Prochnow

*) Der Pisé-Bau stammt aus Spanien und dem südlichen Frankreich, woselbst er in der ältesten Zeit schon gang und gäbe war. Man benutzte dort den Lehm als Haupbindemittel der innig vermengten (pisé) und festgestampften Masse. Plinius berichtet von diesem Formwänden oder Parietes formacei und zu seiner Zeit sah man noch auf den Gebirgshöhen die auf solche Weise unter Hannibal hergestellten Wachtthürme.

Eingang, dann kam sie durch einen Herrn Karl Leuchs im Jahre 1846 in Weisenau bei Nürnberg zur Anwendung und nun ist sie in Nord- und Süddeutschland ziemlich gleichmäßig gemein. Man stellt ein bis zwei Stockwerke hohe Wohn- und Wirthschaftsgebäude, Brunnen, Eiskeller, kleine Brücken, Einfassungsmauern und dergl. in der beschriebenen Weise her.

Lange Zeit war man der Meinung, daß sich Portlandcement und gewöhnlicher Kalkmörtel nicht gut mit einander verbinde, und doch ist das grade Gegentheil der Fall, indem ein Zusatz von gutem Portlandcement zum Kalk den sogenannten hydraulischen Mörtel liefert, den man zu allen Bauten im Wasser sowie über und unter der Erde vortheilhaft anwendet, während Kalk-Sand-Pisé oder Beton vermittelst eines Zusatzes von Cement schneller verhärtet und auch wohl fester wird. Ein mit Portlandcement versetzter Béton fand vielfache Anwendung bei den Eisenbahnbauten in Königsberg und Danzig sowie zur Herstellung einer Brücke der Verbindungseisenbahn von Berlin. Der Baurath Becker, ein um den Gußsteinbau sehr verdienter Mann, fand bei mannigfacher Untersuchung der verschiedenen Privatbauten in Posen, Pommern und Brandenburg, daß der Kalk-Sand-Pisé-Bau sich sehr verschieden bewährte, nämlich gut, wo alle Sorgfalt angewendet war, und schlecht, wo man dies unterlassen und z. B. Kinder beim Einstampfen der Masse beschäftigt hatte.

Da der Formen- oder Kastenbau sehr von der Witterung abhängig ist, kam man auf die Idee, aus Bétonmörtel (mit Portlandcement) künstliche Steine oder Werkstücke in zerlegbaren Holzformen herzustellen, welches Verfahren man Winter und Sommer unter Dach und Fach, in Werkstätten oder Schuppen treiben kann. Diese Steine trocknen sehr schnell und lassen sich dann hintransportiren, woselbst man sie haben will. Diese Anwendung des Gußsteins hat in Deutschland, England und Frankreich viel Anklang gefunden, indem ganze Häuser auf diese Weise entstanden sind, so z. B. in London das berühmte Chirurgencollegium zu Lincolns-Innfields, aber hauptsächlich legte man sich darauf, kolossale Wasserbauten mit Hilfe der Kunststeine auszuführen. Bei den Hafenbauten zu Dover und Alderney wurden Blöcke gegossen, deren jeder 30 bis 120 englische Kubikfuß Inhalt hatte und 40 bis 140 Centner wog; sie erforderten je nach ihrer Größe 2 bis 3 Monate Zeit zur vollständigen Erhärtung, worauf man sie mittelst Taucherglocken in's Meer senkte, und unten gehörig vermauerte. Der Cement zu diesen Werkstücken war theils Medina-, theils Portlandcement. Die große Seemauer zu Brighton, die Mauern des Docks und viele Kaimauern sind in derselben Weise hergestellt, doch hat man sie an der Wasserseite mittelst glatter Granitsteine so zu sagen plattirt oder verschält.

Der berühmte Hafendamm von Cherbourg der seit Louis XIV. Milliarden in unglücklichen Versuchen mit natürlichen Steinen verschlungen, hat unter dem dritten Napoleon vermittelst künstlicher Steine aus einem Theile Portlandcement und drei Theilen scharfem Sand endlich sein Dasein erhalten. Keiner der Blöcke maß weniger als 712 englische Cubikfuß*) und wog etwa 1040 Centner. Man hatte dieselben, abweichend vom englischen Verfahren, auf eigens hierzu gebauten Fahrzeugen **gemauert**, nach dem Hartwerden in's Meer transportirt und an den betreffenden Stellen als „verlorene Steine" versenkt. Bei den Hafenbauten in Algier wurden gar Blöcke von 700 bis 800 **Wiener** Kubikfuß Inhalt in hölzernen Formen hergestellt und dann sehr sinnreich in's Meer versenkt. Der hierbei verwandte Mörtel bestand aus einem Theil gelöschtem Kalk, einem Theil Puzzolanerde und einem Theil Sand; die Bétonmasse hingegen aus einem Theile dieses Mörtels und zwei Theilen Steinstücken, Alles sorgfältig mittelst Maschinen gemengt.

In Deutschland selbst hat man sich noch nicht zu so großartiger Anwendung künstlicher Steine entschließen können, obwohl auch bei uns Hafenbauten vorliegen, bei denen ihre Anwendung sehr zu empfehlen wäre. Man hat sich bis auf Weiteres darauf beschränkt, Theile der Bauten, z. B. jede Art Treppen und Stufen, Quadern, Säulen Pfeiler und Ornamente in Kunststein herzustellen, außerdem aber aus diesem Material eine Unmasse Wirthschaftsgeräthe, von der Pferdekrippe bis zum Maischbottich und Spiritusreservoir, anzufertigen. Die merkwür-

*) 1 engl. Cubikfuß = 0.91588 preuß. Cubikfuß und ein Wiener Cubikfuß = 1.021733 preuß. Cubikfuß.

digste Anwendung fand jedoch der Kunststein in Rußland, indem die Stadt Riga vor einigen Jahren ihr kolossales in gothischem Stile erbautes Gildehaus innen und außen nur durch Kunststeinornamente schmücken und im vorigen Jahre dasselbe mit dem neuerbauten Stadttheater thun ließ. Das letztere gleicht äußerlich dem Berliner Schauspielhaus, ist aber etwas größer. Unter den betreffenden Ornamenten befanden sich Stücke von 50 bis 200 Centner Gewicht und nicht bloß die kolossalen Säulen mit ihren ionischen Capitälen sondern alle Arten Reliefs waren in Kunststeinmasse hergestellt. Am auffälligsten war ein 46 Fuß langes und 9 Fuß hohes Giebelfeld, welches im Hautrelief eine allegorisch-antike Darstellung des Zweckes des Gebäudes gab. Diese Sachen wurden sämmtlich in Berlin in der Kunststeinfabik von Czarnikow und Co. aus einer sehr sorgfältigen Mischung von Portlandcement, geschlemmtem, gänzlich lehmfreiem Kies und einem Zusatz von kieselsauerm Natron theils in Bretter-, theils in Gypsformen gegossen, waren schon nach einigen Stunden hart und nach drei Tagen vollkommen transportfähig, wurden dann auf Kähnen nach Stettin und von dort zur See nach Riga geschickt, hatten trotz des Transportes und der mehrmaligen Umladung nicht im mindesten gelitten und haben sich in dem nordischen Klima gut bewährt, denn es ist außer der ungemeinen Billigkeit ein großer Vorzug des Cementkunststeins, daß er kein Wasser aufsaugt und deshalb nicht durch Gefrieren gleich anderm Gestein Risse oder, in warmer Luft, Flechten bekommen kann. Dabei ist die Fabrication noch unendlich zu vervollkommnen, so ließe sich z. B. durch Anwendung hydraulischen Druckes statt des Stampfens mit Menschenhänden sicherlich dem Materiale eine unzerstörbare Festigkeit geben.

Ein anderes künstliches Baumaterial ist die von Fr. Accum erfundene gebrannte Steinmasse, welche aus Kieselerde und eisenoxydhaltigem Thone, die mit gemahlenen Charmottescherben und talkerdehaltigem Thone versetzt werden, gebildet wird. Bei Bereitung dieses Teiges, der geformt und modellirt wird, ist ungemeine Sorgfalt nöthig, dann aber erreicht man auch ein Material, welches von klimatischen Einflüssen gar nicht angegriffen wird, eine außerordentliche Bildsamkeit und Schärfe der Conturen erlaubt und dieserhalben wie wegen seiner großen Billigkeit dem Sandstein überall vorzuziehen ist, ja theilweise dem Marmor. Ernst March in Charlottenburg hat sich, nächst dem Erfinder, am meisten um die Vervollkommnung dieser Masse verdient gemacht und aus seiner Fabrik sind seit 1842 u. A. hervorgegangen die Balustrade vor dem Berliner Schloß am Lustgarten, ebenso die Balustrade und Capitäler der Schloßcapelle, viele Ornamente des neuen Museums sowie der neueren Kirchen Berlins. Allen diesen Sachen kann man bei äußerer Schönheit eine vorzügliche Haltbarkeit nicht absprechen. Ein anderer Vorzug dieser Masse ist, besonders bei Fußböden und Treppenbauten, daß man sie durch Einlegung farbiger Streifen, Mosaiken, Arabesken und eingebrannter Figuren wundervoll ausschmücken kann. Das specifische Gewicht dieser gebrannten Steinmasse ist 2,123, es wiegt demnach ein Kubikfuß derselben 140 Pfund.

Ein ebenfalls sehr empfehlenswerthes künstliches Baumaterial ist der unechte Marmor. Man stellt ihn in verschiedener Weise dar. Erstens durch Schieferstein, dem man eine papierdicke emailartige Deckschicht einbrennt, welche jede Marmorgattung täuschend ähnlich nachahmt und Nässe, Frost, wie Hitze gleichmäßig trotzt. England und Deutschland rivalisiren in dieser Fabrication unechter Marmorplatten, doch hat das deutsche Fabricat den Vorzug der größeren Billigkeit, denn z. B. Rohlacher in Salzungen liefert eben so schön und gut wie Magnus in London über 20 Quadratfuß große Platten aus Obersteinacher Schiefer, nur unverhältnißmäßig billiger.

In Nymphenburg und Meißen hat man eine dem gewöhnlichen Porcellan ähnliche Masse sehr vortheilhaft wie Marmor zu verwenden verstanden.

In England haben sich die Fabrikanten von Staffordshire vielfach am künstlichen Marmor versucht, doch haben bis jetzt nur Minton u. Co. eine ausgezeichnete Nachahmung des parischen Marmors durch eine eigenthümliche Thonmasse bewirkt, die man in England Parian nennt. Nach ihnen haben die französischen Fabriken Creil und Monterau eine ähnliche Masse, dort pâte de Paros genannt, hergestellt. Beide Mischungen erhalten nach dem Brennen einen prächtigen Glanz und jenen gelblichen Ton des antiken Marmors, den sie vorstellen

sollen. Man verfertigt aus ihnen diesseits und jenseits des Canals Reliefs, Büsten, ganze Figuren, Platten und allerhand Ornamente. Ein anderer Marmor, aus Zinkoxyd und Zinkoxydul gemischt, hat eine blendend weiße stumpfe Färbung, weshalb er sich vorzüglich zur Darstellung menschlicher Figuren eignet, polirt und mit Erdfarben gefärbt oder geadert, liefert er jedoch schöne Deckflächen innerer Wandseiten sowie Vasen und Grabmonumente jeder Art. Wir hatten in der schon genannten Berliner Fabrik von Czarnikow im vorigen Jahre Gelegenheit, mehrere ziemlich bedeutende Monumente und Reliefs aus diesem unechten Marmor zu sehen, auch wies man uns Platten und Gefäße aus gewöhnlichem Cementkunststein, die durch Politur einen marmorartigen Glanz erhalten hatten. und damit einen Beweis ihrer großen Härte und Dichtigkeit gaben.

Ein vorzügliches Material ist auch der seit 1825 bekannte Oelcement, der nach seinem Erfinder auch wohl „Kreye'scher Oelcement" genannt wird. Er besteht aus Charmottemehl, Silber- oder Bleiglätte und Leinöl; seine Mischung ist nach dem Linke'schen Recept: Auf einen Centner Charmottemehl 9 Pfund gestoßene und gesiebte Bleiglätte, 10 Pfund Cement und ein Quart Leinöl. (Charmottemehl besteht der Hauptsache nach aus Kieselerde, Thonerde, Eisenoxyd, Kalkerde, Kali oder Natron.) Dieser Cement eignet sich besonders zur Bekleidung wagerechter Flächen, ist vom Wasser nicht angreifbar, äußerst hart und glättbar, und läßt sich durch Zusatz von Mineral-, allenfalls auch Erdfarben, wunderschön färben, nur Blau hat wegen des hellgelben Tones dieses Oelcements einen grünlichen Schein, andere Farben stehen gut. Die Plateform der Berliner Sternwarte ist mit ihm gedeckt und die herrlichen musivischen Fußböden im Palais des Prinzen von Preußen sind aus ihm gefertigt. Zur Färbung der letzteren benutzte man Bolus, Mennige, Caput Mortuum, Frankfurter Schwarz und Terra de Siena. Während jeder andre Cement eine feuchte Auftragefläche liebt, muß der Oelcement eine vollkommen trockene und womöglich angefettete haben, ein Zuwiderhandeln gegen diese Vorschrift macht ihn abbröckeln. Ueberhaupt erfordert die Behandlung des Oelcements große Genauigkeit und viel Uebung.

Die bisher angeführten künstlichen Stoffe lassen sich überall da empfehlen, wo nicht die entsprechenden natürlichen Stoffe in ausreichender Menge und Zugänglichkeit an Ort und Stelle vorhanden sind, nun kommen wir aber zu einem Material, welches sich bis jetzt nirgends eine Empfehlung verdient hat, nämlich zum unechten Asphalt. Der echte Asphalt ist eine in der Erde vorkommende schwarze, glänzende, äußerlich der Steinkohle in Farbe und im Bruche dem Peche ähnliche Harzmasse, die gewöhnlich in thonartigem, kalkigem oder kalksandigem Gestein eingesprengt ist. Dieses von Asphalt durchdrungene Gestein nennt man Mineralasphaltstein oder natürlichen Asphalt, auch wohl schlechtweg Asphalt. Es wird gebrochen oder mittelst Pulver gesprengt und hat, je nach seiner Versetzung mit Asphalt eine hellgelbe oder kaffeebraune Farbe. Es wird durch Hitze oder Mahlwerke zerkleinert, gesiebt, dann dem Feuer ausgesetzt und geräth nach einem kleinen Zusatz von Erdharz in Fluß, worauf es in viereckige, zwei bis drei Zoll hohe Brote geformt wird und als „Mineralasphaltmastix" oder auch nur „Asphalt" in den Handel kommt. Es ist wasserdicht, zusammenhaltend, bildsam und schwarz, eignet sich recht gut zur Belegung von Fußböden und Treppen, ist aber feuergefährlich und beschmutzt sehr bald die eingelegten Mosaiken, wenn er nicht sehr sauber behandelt wird. Der unechte Asphalt taugt gar nichts, denn er schmilzt in der Sonne, springt bei der Kälte oder unter schwerer Belastung und läuft sich sehr schnell ab, worauf er viel Schmutz und schwarzen Staub erzeugt. Dies wird besonders durch seine starke Versetzung mit Sand und den bald verflüchtigenden Holztheer sowie Steinkohlentheer, Steinkohlenpech oder Kolophonium bewirkt. Der eigentliche künstliche oder französische Asphalt besteht aus Bitumin, gepulvertem kohlensauren Kalk, Sand, und ist gewöhnlich mit den obigen Substanzen stark vermischt. Eine Anwendung dieses unechten Asphalts ist um so weniger zu empfehlen, seitdem wir bei Limmer, unweit Hannover, eine sehr ergiebige Asphaltmine seit circa siebzehn Jahren besitzen, welche ein echtes Material von vorzüglicher Güte und bedeutend billiger wie das entsprechende französische oder schweizerische liefert.

Da die Steinpappe (papier maché) nicht zu tragfähigen, sondern nur zu sehr leichten

Ornamenten verwendbar ist, übergehen wir dieselbe und weisen nur darauf hin, daß die Wiener Fabriken es in diesem Kunstzweige bis jetzt am Weitesten gebracht haben.

Isthmuswege und Projecte im Weltverkehr.

III. Die Eisenbahn über den Isthmus der Malayischen Halbinsel.

Wenn der Leser eine Karte von Asien zur Hand nimmt, so sieht er bei einem Blick auf Hinterindien, wie die Malayische Halbinsel sich schmal und lang nach Süden erstreckt und die Schiffe, welche aus dem Arabischen Meere oder aus Englisch Ostindien kommen und nach China oder Japan segeln wollen, einen ungeheuren Umweg um jene Halbinsel herum zu machen genöthigt sind.

Je mehr im Handel unsrer Tage das englische Wort time is money klar erkannt wird, desto lästiger werden alle solche Umwege gefühlt und desto energischer geht man daran, sie zu beseitigen. Hierhin gehört auch der Bau einer Eisenbahn über den „Isthmus von Krau“ auf der Malayischen Halbinsel. Das Interesse an diesem Project, welches eine so ferne Gegend berührt, ist dem ohnerachtet auch ein deutsches, weil grade in den östlichen Oceanen unsere hanseatische und norddeutsche Schifffahrt eine sehr bedeutende Rolle spielt.

Nachdem man sich schon lange mit dem Plane getragen hatte, geschah der erste Schritt zu dessen Verwirklichung im April 1861, wo britische Ingenieurofficiere den Pakschan, der an der Südgrenze des britischen Tenasserim fließt, hinauffuhren und oben auf der Wasserscheide in Krau, einem Dorfe der Schan, angelangt, dem Fluß Tsumpium bis an seine Mündung an der Ostküste des Isthmus, am Meerbusen von Siam folgten. Sie haben über ihre technischen Aufnahmen seitdem Bericht erstattet.

Der Pakschan hat von seiner Mündung aus 35 Meilen aufwärts etwa 4 bis 5 Faden Tiefe, so daß bis dahin, oder die Hälfte Weges bis Krau, auch große Seedampfer ohne alle Schwierigkeit gelangen können. Weitere 26 englische Meilen aufwärts bis zur Mündung des Namoyflusses beträgt die Tiefe mindestens einen Faden. Flachgehende Kähne werden also, durch Schlepper gezogen, die Waaren bis dahin bringen. Von hier aus soll nun die Eisenbahn südlich an Krau vorbei, dann nordöstlich laufend nach Tabare am oberen Tsumpiumfluß und in dessen Thale abwärts über die Stadt Tsumpium in südöstlicher Richtung bis an die Mündung des genannten Flusses bei Tayong, gebaut werden. Die ganze Länge der Bahn ist auf ungefähr 50 Meilen veranschlagt und wird, da natürliche Schwierigkeiten und Kunstbauten so gut wie gar nicht vorkommen, ein nicht sehr hohes Anlagecapital erfordern. Die Höhe des Isthmus übersteigt auf dem Rücken nirgends 75 englische Fuß.

Die Ersparung an Zeit und Geld, welche mit Herstellung dieser Eisenbahn eintreten muß, ist eine sehr beträchtliche und sind die Berechnungen der Ingenieure folgende:

Die Ueberlandroute über den Isthmus würde für den Transport der Waaren und Personen nicht mehr als 12 Stunden in Anspruch nehmen, nämlich von dem Ladungsplatze der Seedampfer im Packschan mittelst Schleppdampfer nach der Eisenbahn 3 Stunden, das Umladen an beiden Endpunkten der Linie 6 Stunden. Die Entfernungen und Fahrzeiten auf den Linien zwischen Indien und China, welche beiden Länder den Hauptverkehr in den östlichen Gewässern haben, sind nun mit Berücksichtigung dieser 12stündigen Ueberlandroute folgende:

Von Point de Galle über Singapore nach Hongkong sind es 3040 englische Meilen Entfernung; die Fahrzeit der Dampfer dauert 337 Stunden. Dieselbe Fahrt, aber mit Benutzung der Isthmuseisenbahn, ist nur 2530 englische Meilen Entfernung und dauert alsdann nur 281 Stunden. Die Entfernung von Calcutta über Singapore (der alte Umweg um die Südspitze der Malayischen Halbinsel) nach Hongkong beträgt 3080 englische Meilen und resp. 360 Stunden Fahrzeit mit Dampfern, mittelst der Eisenbahn nur 2300 Stunden Entfernung und 267 Stunden Fahrzeit, die Flußfahrt eingeschlossen.

Zwischen Point de Galle und Hongkong würden also durch die Ueberlandroute 56 Stunden, zwischen Calcutta und Hongkong 93 Stunden erspart werden.

Dem entsprechend vermindern sich auch die Betriebskosten und man erziehlt ein Ersparniß von monatlich 41,600 und jährlich 499,200 Rupien, was einem Capitale von 1 Million

Pfund Sterling mit 5 Procent Verzinsung gleichkommt.

Die Herstellung der ganzen Ueberlandroute, der Eisenbahn und Schiffe sowie aller zum Transport sonst nöthigen Materialien ist auf ⅓ Million Pfund Sterling veranschlagt.

Die Ausführung wird für den Personenverkehr und alle leichteren sowie werthvolleren Güter eine hohe Wichtigkeit erlangen, ohne daß Singapore deshalb seine Bedeutung für Segelschiffe verlieren dürfte, die nach wie vor den großen Umweg um die Südspitze der Halbinsel machen werden.

IV. Der Durchstich der holsteinischen Landenge.

Die stürmische Ostsee verschlingt alljährlich Millionen Werths in gestrandeten Schiffen, fordert zahlreiche Menschenleben und dies wird so fortdauern, so lange nicht der schon lange ersehnte, in der Neuzeit wieder mit größerer Lebendigkeit aufgenommene Plan eines Durchstichs der Cimbrischen Halbinsel in Angriff genommen und ausgeführt ist.

Bis heut ist die Fahrt um Skagen an der Nordspitze Jütlands der einzige Weg zwischen Nord- und Ostsee, diesen beiden die deutschen Küsten trennenden Meeren, der einzige aus der Nordsee an die Gestade Rußlands, Schwedens und Finnlands. Und doch ist wohl kein Seeweg gleich so gefährlich, so unsicher für irgend einen Theil oceanischer Seeschifffahrt, wie dieser, kaum irgend einer aber auch leichter und einfacher durch einen Canal durch die nicht breite Landenge zu umgehen, wie grade dieser.

Der Sundzoll trug ungefähr 2 Millionen Thaler. Der Schaden, erwachsend aus den in der Nord- und Ostsee alljährlich untergehenden Schiffen, ist wenigstens doppelt, der Werth des Zeitverlustes durch den Umweg mindestens zehnfach so groß! Sowie die seefahrenden Nationen ein hohes Interesse daran hatten, den Sundzoll abzulösen, so sollten sie ein ebenso hohes daran haben, den enormen Tribut, den ihr Seehandel alljährlich dem unersättlichen Schlund des Meeres zahlen muß, abzulösen durch den Bau eines Ost- und Nordsee verbindenden Canals.

Der Zeitgewinn mittelst eines Canals stellt sich folgendermaßen dar, wenn, wie dies in Wirklichkeit der Fall ist, die Schiffe in ihrer Fahrt von und nach dem Süden gehend gedacht werden. Von der Enge des Aermelmeers, von Dover und Calais aus um Skagen herum bis dahin, wo sich die Ostsee erweitert, beträgt die Entfernung etwa 880 Seemeilen; vom Canal la Manche bis zur holsteinischen Nordseeküste dagegen nur 350 Seemeilen und von der holsteinischen Nordseeküste bis in die offene Ostseeküste 150 Seemeilen. Den Canal zu 14 bis 15 Meilen gerechnet, würde der bisherige Weg um etwa 350 Seemeilen, oder reichlich ⅖ der ganzen Länge, für Dampfschiffe um 24 bis 48 Stunden, für eine Reise von London nach Petersburg um 1½ Tage (statt 6½ Tage 5 Tage) verkürzt, für Segelschiffe würden 1 bis 4 Wochen gewonnen werden.

Schon seit Jahrhunderten ist man mit dem Plane der Durchstechung der Landenge umgegangen, und noch heut ist er unerfüllt, obwohl ihm lange nicht die Schwierigkeiten entgegenstehen, wie etwa dem Canal von Suez.

Der Steckenitzcanal, welcher die Steckenitz, die bei Lübeck in die Ostsee, und den Delvenau, der bei Hamburg in die Elbe mündet, verbindet, wurde bereits 1390 bis 1398 gebaut. Die Lübeck-Büchener Bahn hat den Schifffahrtsverkehr auf demselben bis auf 500 bis 600 Fahrzeuge reducirt.

Im Jahre 1525 verbanden Hamburg und Lübeck gemeinsam die Alster und Beste, einen Zufluß der Trava, der Canal wurde aber bei ausbrechenden Streitigkeiten an einer Stelle hinterlistig zugefüllt.

Im Anfang dieses Jahrhunderts zuerst wurde die Canalverbindung von Neuem angeregt. Die Idee brauchte wieder lange Zeit zur Reife, aber endlich bildete sich in den fünfziger Jahren eine belgische Gesellschaft, welche gleich bis Travemünde bauen wollte. Die dänische Regierung verhinderte jedoch die Ausführung aus politischen Gründen gegen Holstein.

Dieser Canal hat aber sehr Vieles gegen sich: die Barre bei Travemünde, ferner die trotz aller Anstrengungen dauernd nicht zu entfernenden Untiefen, die Versandungen der Elbe und deren Eis während des Winters.

Weiter besteht der bekannte Eidercanal, im Jahr 1777 bis 1784 gebaut und nur für Schiffe von 100 Fuß Länge, 26 Fuß Breite und 10 Fuß Tiefgang fahrbar. Obwohl noch eine große Menge Fahrzeuge diesen Canal benutzt, so ist doch im Allgemeinen die Größe der Schiffe fortwährend gestiegen. Von den

20,000 durch den Sund segelnden Schiffen benutzen ihn alljährlich nur etwa 3000.

Die Passage durch den Limfiord in Nordjütland böte schon an sich keinen großen Zeitgewinn. An der westlichen Einfahrt ist auch die Barre nicht wegzuschaffen, also für die Schifffahrt ein bleibendes Hinderniß.

Im Jahre 1848 traten die Gebrüder Christensen mit einem neuen Plane auf, nämlich dem, vom Kieler Hafen bis Rendsburg und von hier, statt der Eider zu folgen, gleich südwestlich durch die dortigen Niederungen nach Brunsbüttel zu bauen. Hier sind fast gar keine natürlichen Schwierigkeiten. Günstiger noch erschien die Linie Husum-Eckernförde, die schmalste Stelle der ganzen Halbinsel, von der geringen Länge von 7¾ Meilen. Husum liegt aber äußerst ungünstig durch unentferntbare Barre und Versandungen der Stromrinne. Das Reichsministerium von 1848, welches sich der Sache angenommen hatte, ließ das Project deshalb wieder fallen.

Im Jahre 1860 erschien ein geborener Däne, ein Herr Hansen aus New-York, in Kopenhagen, im Auftrage einer Gesellschaft amerikanischer Capitalisten, mit dem Project eines Canals von Brunsbüttel über Neustadt an der Ostsee. Die Concession der dänischen Regierung erfolgte auch wirklich am 23. Juni 1863 mit der Schlußclausel, daß der Canal in völkerrechtlich verbindender Weise als neutrales Fahrwasser anerkannt werde.

Die Ansegelung nach Brunsbüttel hat durch die schon vorhandenen Markirungen 2c. des Fahrwassers keinerlei Schwierigkeit, die Bucht von Neustadt ist eine der sichersten, die es in der Ostsee gibt, abgesehen von den in der Nähe befindlichen Leuchtthürmen.

Für noch besser als Brunsbüttel als Ausmündungsplatz des Canals in die Elbe hält ein mit der Prüfung des Hansen'schen Projects betrauter Ingenieur Jessen die Abbiegung desselben von Grünthal über Büsum direct an die Nordsee, wodurch der Canal zwar ¾ Meilen länger, aber durch Wegfall der auf der ursprünglich projectirten Linie nöthigen Schleusen auch billiger werde und leicht ein eisfreier Hafen, der für Hamburg Winterhafen sein würde, an der Elbe angelegt werden könne. Fachmänner sind nun der Ansicht, daß man immer und immer wieder auf Hansen's Ideen zurück müsse, nämlich, die Ansegelung Hamburg's und Lübeck's dem U[illegible]nehmen zu Grunde zu legen und deshalb etwa von der Störmündung aus (jedoch nicht westlicher) über Schmalfeld, Bentfurt, Bredenbecksborst, Bieversbütten, Itzstädt an die Beste und resp. Trave, sodann über Oldesloe nach Lübeck zu bauen und alsdann zur Vermeidung der Barre bei Travemünde in dem südlichen Zipfel des Hemmelsdorfer Sees in die offene See mittelst Durchstichs der Landzunge zu gelangen. So würde man zugleich einen vortrefflichen Ostseehafen zur Seite haben, den schon Napoleon I. für seine Ostseeflotte als Winterhafen benutzen wollte. Die Länge des Canals würde zwar 1 bis 1½ Meilen größer sein, als die des Projects von Hansen, doch braucht man keine Schleusen.

Man kann hier auf einen Verkehr von 20- bis 30,000 Schiffen rechnen, sobald eben, wie hier, Lübeck in das Canalproject aufgenommen wird. Während das Hansen'sche Project den ganz dänischen Boden verfolgt, ist diese Linie ganz holsteinisch und resp. deutsch und liegt somit in der Aufgabe Deutschlands für die Zukunft. Nach einer ungefähren Berechnung würden die Anlagskosten 68 Millionen Mark Banco, die Verwaltungskosten 600,000 betragen. Was die Einnahmen anlangt, so veranschlägt man dieselben auf 5 Millionen Mark Banco, so daß eine Dividende von 6½ Procent sich ergäbe.

Die unermeßlichen Vortheile des Canals, möge derselbe nun einmal in Zukunft diese oder eine andere Linie gehen, sind für die deutsche Schifffahrt so augenfällig, daß man nur mit tiefem patriotischen Schmerz mit ansehen kann, wie auch hier die deutsche Zersplitterung Ursache wurde, daß eines der nothwendigsten und nützlichsten Werke für unsern Handel seit Jahrhunderten auf der Tagesordnung steht und von Geschlecht zu Geschlecht unausgeführt bleibt.

Die Sache wieder neu und warm angeregt zu haben, ist Verdienst erst der neueren Zeit, in welcher wieder ein wärmeres patriotisches Leben zu pulsiren beginnt, um, so Gott will, das allgemeine Ziel zu zeitigen, die Einheit und Größe unsers Vaterlands, welches, endlich errungen, auch seine großen materiellen Aufgaben zu lösen nicht verfehlen wird.

V. Die Panamaeisenbahn.

Die Panamabahn ist ein Wunderwerk der Neuzeit, nicht sowohl ausgezeichnet und merkwürdig durch räumliche Ausdehnung oder Prachtbauten, als durch die ungeheuren Schwierigkeiten, die hier zu überwinden waren, sie ist ein Wunderwerk menschlicher Energie und zähester Ausdauer, wie deren außer dem nordamerikanischen Volke vielleicht nur sehr wenig Völker der Erde fähig sein werden. Seit der Entdeckung von Amerika mußte man, um aus dem Atlantischen Meere in den Stillen Ocean zu kommen, mit einem Umweg von hundert Meilen, um die Südspitze Amerika's, um das Cap Horn herumfahren. Natürlich also, daß nach einem nur einigermaßen geeigneten Weg über die Landenge von Panama gesucht wurde. Man hielt sich besonders an die von den Gebirgen herabkommenden Flüsse. Das Terrain aber, theils Sumpf, theils Urwald, theils Gebirge, ließ nur ganz schmale Pfade für kühne Wanderer zu, die, während ihr Gepäck von Eingeborenen auf Kähnen mühsam stromaufwärts gezogen wurde, vor den Mühsalen der Fußreise nicht zurückschreckten. Nachdem die Idee eines Canals in neuerer Zeit nach den immer und immer wiederholten Vermessungen sich als unausführbar herausgestellt hatte, erscholl die Parole: „Eine Eisenbahn!" Die Staatsregierung von Neugranada bot allen Völkern der Erde das Privilegium der Erbauung an, und doch wich eine Nation um die andere vor dem Riesenwerk zurück. Frankreich, welches bereits Vermessungen vorgenommen und einen Contract mit der Regierung abgeschlossen hatte, entzog sich demselben sehr bald wieder. Das sonst so kühne England mochte die unsäglichen Schwierigkeiten einer durch tödtliche Sümpfe, lange Strecken Urwalds und über den Gebirgskamm der Landenge gehenden Eisenbahn viel zu genau kennen, um sich in das Wagniß einzulassen. Indessen hatten die Vereinigten Staaten Nordamerika's durch die Erwerbung von Oregon und Californien ein wachsendes Interesse daran, daß die Seeschiffahrt zwischen New-York und dem stillen Ocean nicht den ungeheuren Umweg um einen halben Erdtheil herum fort und fort zu machen genöthigt war. Die Auswandererzahl namentlich nach Californien, wuchs mit jedem Jahre ungemein, und so wurde bereits im Jahre 1848 eine Postdampferlinie zwischen New-York und Californien über Panama concessionirt. Die New-Yorker Schiffe berührten Neuorleans und gingen bis Chagres. Von da wurde der Landweg bis nach Panama eingeschlagen, in welchem Hafen die Schiffe der Pacifischen Linie weiter nach Californien und Oregon führten. Zur Anlegung einer Eisenbahn wollte sich trotzdem anfangs auch selbst der doch sonst tollkühne Unternehmungsgeist der Nordamerikaner nicht entschließen. Endlich aber fanden sich zwei Capitalisten von New-York bereit, W. H. Aspinwall und G. Law, von denen der Erstere die Trace vom Gebirge herab bis zum Pacifischen Ocean, der Letztere die Linie von der Atlantischen Küste bis auf die Höhe des Gebirges übernahm. Mit diesen beiden Unternehmern vereinigten sich bald darauf noch A. Channey und J. L. Stephens, gleichfalls angesehene Geldmänner von New-York. Dem Letzteren kam außerdem noch eine genaue Kenntniß des Terrains, durch welches die Bahn gebaut werden sollte, zu Statten. Zuerst wurde der Ingenieur Baldwin nach der Landenge geschickt, um zunächst nochmals durch Vermessungen sich zu überzeugen, ob das damals allgemein als unausführbar gehaltene Werk überhaupt möglich sei. Sein Bericht sprach diese Möglichkeit aus und es folgte ein förmlicher Contract mit der Regierung von Neu-Granada, welche die Concession zur Ausführung der Bahn natürlich bereitwilligst und außerdem mit den vortheilhaftesten Bedingungen ertheilte. Das Unternehmen wurde gleichzeitig durch einen glücklichen Zufall begünstigt, durch die Entdeckung der Goldfelder Californiens, welche rasch eine allgemeine fieberhafte Aufregung verbreitete und sehr bald einen förmlichen Auswandererstrom aus Europa und den Vereinigten Staaten Nordamerika's nach Californien leitete. Unter diesen Umständen gelang es ziemlich schnell, in New-York eine Actiengesellschaft mit 1 Millionen Dollars Capital zu Stande zu bringen, auf die von jetzt die Rechte der Unternehmer übergingen. Eine Anzahl tüchtiger Ingenieure ging nunmehr unter Leitung des Obersten Hughes vom topographischen Corps der Vereinigten Staaten nach der Landenge zur genauen Vermessung der Bahntrace ab. Nach Festsetzung derselben betrug deren Ausdehnung von einem Meer zum andern, 50 englische Meilen. Die Schwierigkeiten, welche jetzt

bevorstanden, sollte man aber erst beim Bau selbst kennen lernen. Man sah sehr bald, daß man von der äußerst dünnen Bevölkerung des Landes selbst, welche aus Eingeborenen, Negern und verschiedenen Mischlingsraçen, Mulatten und Mestizen bestand, sehr wenig für Recrutirung zur Arbeitsmannschaft erwarten durfte. Fast 30 Meilen sollte die Bahn durch knietiefen, mit dichtem Unterholz bedeckten Morast führen, aus welchem tödtliche Fieberdünste aufstiegen, wozu noch ganze Wolken geflügelter Peiniger, nämlich Mosquitos und Sandfliegen kamen. Nur eine kurze Strecke der Trace war eine reizende Landschaft, „Paraiso," das „Paradies" genannt. Dann aber wechselten wieder undurchdringlicher Urwald, jähe Abhänge, Schluchten und Gebirgsbäche, bis man endlich den Gebirgskamm erreichte, von wo ab das Terrain wieder steil nach dem Stillen Ocean abfiel. Zwischen dem 8. und 9. Grade nördlicher Breite gelegen, herrscht auf der Landenge den größten Theil des Jahres hindurch die Glühhitze einer tropischen Sonne, während in dem andern Theil des Jahres jene tropischen, wolkenbruchähnlichen Regen herabstürzen und das ganze Land bodenlos machen. Außerdem fehlte es auf dem Isthmus so ziemlich ganz an Bauholz. Lebensmittel und Material mußten Hunderte von Meilen herbeigeholt werden. Die eingeborene, dünne Bevölkerung ist faul und überhaupt an Arbeit wenig gewöhnt. Doch, man begann trotz alledem die Arbeit. Die Ingenieure J. Trautwine und R. Totten übernahmen die Leitung. Die ersten Arbeiter wurden in Carthagena angeworben und begannen damit, auf der Insel Manganilla an der Mosquitobai den Wald zu lichten. Die kleine Insel war eigentlich nichts als ein großer Sumpf am Meere, in den man wegen der Tausende von dichtverwachsenen, fast undurchdringlichen tropischen Schlingpflanzen kaum eindringen konnte. Die Arbeiter legten anfangs rüstig Hand an's Werk, wurden aber sehr bald von zahllosen Schwärmen von Mosquitos derartig angefallen, daß sie nur unter dichten Gazeschleiern fortarbeiten konnten. Der morastige Boden der Insel machte das Aufschlagen eines Lagers für die Arbeiter unmöglich, und nur die Werkzeuge konnten Abends in einem Schuppen auf der Insel zurückgelassen werden, während die Arbeiter selbst auf einem alten Schiffe einquartirt werden mußten. Sehr bald war der größte Theil derselben desertirt. Oberst Totten ging deshalb abermals nach Carthagena und warb eine neue Schaar an, zumeist Abkömmlinge der alten spanischen Sclaven, welche die Plagen des Landes schon eher auszuhalten vermögen. Diese Arbeiter machten zunächst gute Fortschritte. Da aber trat die Regenzeit ein, mit dieser flüchteten sich zugleich die Mosquitos in das Innere des Quartierschiffs. Die Arbeiter konnten es jetzt bei Nacht im untern Raume nicht mehr aushalten, und setzten sich lieber dem strömenden Regen aus, ihr Nachtlager auf dem Deck aufschlagend. Durch die Schwankungen des Schiffes entstand allmälig Seekrankheit, zu der sich das Sumpfieber gesellte. Und doch war kein Arzt zur Stelle, der Hilfe geleistet hätte. Die Arbeiterschaar desertirte unter diesen Verhältnissen bald wieder so stark, daß von Carthagena zum dritten Male neue Kräfte herbeigeholt werden mußten. Der Regen hielt an, die Arbeiter wateten knietief in dem Morast, dem Wetter vollständig preisgegeben, so daß von jetzt an das Fieber so stark eintrat, daß fortwährend neue Zuzüge gesunder Mannschaften herbeigezogen werden mußten, um die durch Krankheit und Tod gelichteten Reihen der Unglücklichen wieder auszufüllen. Endlich kam auch ein Arzt an, und eine neue Arbeitercolonne von 50 Irländern aus Neu-Orleans. Die Bahn war indessen allmälig 1½ Meilen weit abgesteckt und wurden im August 1850 die ersten Erdarbeiten in den Sümpfen begonnen, während gleichzeitig 8 Meilen weiter, der Stadt Gatun gegenüber, am Ufer des Chagres eine andere Station errichtet wurde, um die sich jetzt fortwährend mehrende Arbeitermenge besser zu vertheilen. Da allmälig auch Handwerker herangezogen werden konnten, so war man jetzt wenigstens im Stande, einigermaßen bessere Wohnschuppen und Hospitäler einzurichten. Dennoch griffen bald wieder die Sumpffieber so überhand, daß in kurzer Zeit die Hälfte der Arbeiter, deren Zahl jetzt bis 400 betrug, krank darniederlag, während der größte Theil der übrigen, wie vom panischen Schrecken ergriffen, entlief. Fast schien das ganze Unternehmen verloren zu sein. Die leitenden Männer ließen den Muth jedoch nicht sinken, und es gelang ihnen in wenigen Wochen, von den benachbarten Inseln abermals so viel Arbeiter herbei-

zuziehen, daß sich die Anzahl derselben auf 1000 Mann belief. — Am 1. October 1851 führte die erste Locomotive einen Zug Erdkarren auf den Schienen bis Gatun. Schon zwei Monate später wurde diese Strecke von nach Californien gehenden Auswanderern benutzt. Am 2. Februar 1852 wurde der am Atlantischen Ausgangspunkte der Bahn neuentstandene Ort feierlich eingeweiht und nach dem Namen eines der ersten und aufopferndsten Unternehmer „Aspinwall" genannt. Zu dieser Zeit trat als dritter Präsident der Gesellschaft Mr. Oatley ein, ein Mann von ganz ungewöhnlicher Energie. Um neue Arbeitermassen herbeizuschaffen, bot er gewissermaßen den ganzen Erdball auf, holte aus Großbritannien Irländer, aus Hindostan Kulis, aus dem himmlischen Reiche Chinesen, während außerdem auch Frankreich und Deutschland ihr Contingent an Arbeitskräften lieferten, so daß unter diesen Anstrengungen sich die Anzahl derselben bis auf 7000 steigerte. Indessen entsprach diese Masse an Ort und Stelle nicht den Erwartungen. Die Tausende der herbeigeschafften Chinesen, obwohl mit allem Möglichen versorgt, was nach ihrer Landessitte zu ihren Bedürfnissen gehört, mit Reis, Thee und Opium, versanken allmälig in eine Selbstmordsucht und entleibten sich schaarenweise. Daneben brachen auch die Sumpffieber und andere Seuchen unter ihnen aus, so daß binnen wenigen Wochen nur noch 200 von ihnen übrig waren! Auch die Franzosen, Irländer und Deutschen wurden durch Krankheit so decimirt, daß sich die Gesellschaft sehr bald entschließen mußte, sie wieder einzuschiffen. Die verheerenden Fieber hatten eine förmliche Verzweiflung unter den Arbeiterschaaren verbreitet. Wiederum erschien als Ausweg nur der schon früher betretene: aus den benachbarten Provinzen Arbeitskräfte herbeizuholen, weil sie dem tödtlichen Klima noch am meisten gewachsen waren. Das Unternehmen machte jetzt rascher und rascher Fortschritte. Im Januar 1854 erreichte man die Wasserscheide auf dem Gebirgskamm, 37 Meilen weit von Aspinwall entfernt, dem Atlantischen Ausgangspunkte des Schienenwegs 11 Meilen von der Stadt Panama an der Pacifischen Küste. Der Bau von diesem Punkte aus war gleichzeitig begonnen worden, und am 27. Januar 1855 um Mitternacht wurden die letzten Schienen gelegt, über welche am folgenden Tage zum ersten Male die Locomotive von einem Ocean zum andern dahinbrauste!

Die kühnen Unternehmer haben sich in der Rentabilität des Unternehmens nicht getäuscht. Nach dem Geschäftsbericht über das Jahr 1860 hat die Bahn bei 8 Millionen Dollars Anlagecapital (incl. Inventar) 1,551,000 Dollars Betriebseinnahme ergeben, während an Betriebskosten und sonstigen Posten 703,000 Dollars ausgegeben wurden, so daß pro 1860 ein Ueberschuß von 1,366,000 Dollars verblieb, welcher es möglich machte, den Actionären eine sechsprocentige Dividende zu gewähren. Mit welchen Menschenopfern das großartige Werk vollendet ward, zeigt noch heut ein von der Bahn aus sichtbarer Kirchhof, wo über Tausend von den Arbeitern ruhen, welche von den Fiebern hinweggerafft wurden.

Hiervon aber abgesehen — an den unnützen egyptischen Bauwerken sind ganze Geschlechter allmälig verbraucht worden — ist dies Werk eines der bedeutendsten von Menschenhänden geschaffenen, nach seinen äußeren Schwierigkeiten wie nach seiner inneren, unermeßbaren Bedeutung für den Welthandel!

Sachsens Erzbergbau

und die darauf fußende Industrie.

Das Erzgebirge, das sich vom linken Elbufer auf der Grenze zwischen Sachsen und Böhmen in südwestlicher Richtung bis zum Fichtelgebirge hinzieht, macht auf den Reisenden, der von Leipzig her kommt, mehr den Eindruck einer Hochebene, als eines Gebirges, so sanft steigt es von der Ebene bis zu dem im Durchschnitt 2500 Fuß hohen Kamme an, während es auf der andern Seite nach Böhmen zu steil abfällt. Der höchste Berg im sächsischen Erzgebirge, der Fichtelberg bei Wiesenthal, ist zwar um 240 Fuß höher als der Brocken, der höchste Berg des Harzes, und gar um 745 Fuß höher als der Beerberg, der höchste Gipfel des Thüringerwaldes, aber da Wiesenthal selbst bereits 2800 Fuß über dem Meere liegt, so steht er ebenso an Majestät gegen diese zurück, wie sich das Erzgebirge über-

haupt hinsichtlich der landschaftlichen Schönheit mit jenen beiden Gebirgen nicht messen kann. Allerdings fehlt es dem Erzgebirge nicht an anmuthigen Punkten, an denen sich diejenigen, welche dem geräuschvollen, hastigen Treiben der Städte entfliehen, wohl fühlen werden, aber sie liegen abseits von den Heerstraßen und sind meistens den Touristen ganz unbekannt.

Mag auch der Erzgebirger noch so sehr für seine Heimath eingenommen sein, so muß er im Allgemeinen doch die Richtigkeit des eben Ausgesprochenen zugeben. Für diese stiefmütterliche Behandlung Seitens der Natur ist aber, wie es schon der Name andeutet, das Erzgebirge dadurch reichlich entschädigt worden, daß der Erzreichthum, der in seinen Schooß niedergelegt worden ist, größer ist als in irgend einem anderen Gebirge Deutschlands. Der Erzbergbau dieser Gegend ist schon seit alter Zeit weltberühmt und wenn auch die goldene Zeit längst dahin ist, so liefert er doch noch heute eben so viel Silber als das ganze übrige Deutschland, mit Ausnahme von Oesterreich, zusammen.

Der Bergbau im Erzgebirge reicht bis in die fernste Zeit hinauf; er ist so alt, daß man seinen Anfang gar nicht kennt, denn da das menschliche Geschlecht, wie schon ein Geschichtschreiber des erzgebirgischen Bergbaues vor hundert Jahren klagt, sich überhaupt gegen die nützlichsten Erfindungen sehr undankbar erwiesen habe, so hat man auch hier den ersten Ursprung, der allerdings nur sehr unbedeutend gewesen sein mag, nicht bei der Nachwelt in Andenken zu erhalten gesucht.

Allgemein nimmt man an, daß die Anfänge des erzgebirgischen Bergbaues aus dem Jahre 1163 datiren. Zu dieser Zeit soll nämlich ein Fuhrmann, der von Halle Salz nach Böhmen führte, die Gegend, wo heute Freiberg, die Hauptbergstadt im Erzgebirge, liegt, passirt und in einem tiefen Geleise des Weges ein Geschiebe gediegenen Bleierzes gefunden habe. Da dieser Fuhrmann auch mit Goslar verkehrte, wo damals schon der Bergbau in hoher Blüthe stand, so war ihm das Erz bekannt. Er nahm es nach Goslar mit, und hier ergab sich beim Probiren, daß es viel reicher an Silber sei, als die Erze im Harze. Wie in jüngster Zeit die Entdeckung des Goldes in Californien und Australien die Abenteurer schaarenweise über das Meer lockte, so sollen auch auf jenes Geschrei hin die Bergleute des Harzes sich dem Meißnerlande zugewendet und sich daselbst mit Bergarbeit eingelagert haben, zumal der Bergmeister zu Zellerfeld, dessen Frau der Herzog Otto von Braunschweig, der nachmalige römische Kaiser, Gewalt angethan hatte, mit seinen Knappen zur selbigen Zeit gegen seinen Herrn aufgestanden war.

Allerdings steht eine Einwanderung von Harzer Bergleuten fest, aber sie fand erst später statt und aus einem ganz andern Grunde. Herzog Heinrich der Löwe war nämlich, als er in die Reichsacht gefallen und 1181 Nordhausen belagert hatte, gegen Goslar gezogen, und hatte hier aus Rache die kaiserlichen Bergwerke der Art zerstört, daß sie eine lange Reihe von Jahren liegen blieben. Zu dieser Zeit existirte aber der Silberbergbau in der Freiberger Gegend schon und da er große Hoffnungen erregte, so hat wahrscheinlich Markgraf Otto von Meißen die brotlosen Harzer Bergleute in das Land gerufen. Wir lesen zwar in dem Bestätigungsbriefe Kaiser Friedrich's I. hinsichtlich des vom Markgrafen Otto dem Reichen von Meißen gestifteten Klosters Altenzelle vom Jahre 1162, daß die ganze Gegend von Freiberg zu damaliger Zeit mit einem einzigen Walde überzogen gewesen sei, aber in dem Stiftungsbriefe des Markgrafen selbst von dem Jahre 1185 sind bereits mehrere Dörfer mit deutschen Namen aufgeführt, die sicher in dieser schauerlichen Gegend, wie die deutschen Wälder aus alter Zeit geschildert werden, nur des Bergbaues wegen angelegt worden sind. In einem dieser Dörfer, Christiansdorf, lagerten sich die Harzer Bergleute ein, und durch die Erweiterung desselben ist später die Stadt Freiberg entstanden.

Die Freiberger Bergwerke sind keineswegs die ältesten in dieser Gegend, sondern die ersten Anfänge reichen bis in die Zeit zurück, wo noch die Sorben in den fruchtbaren Gefilden am Fuße des Miriquidiwaldes, wie in der früheren Zeit das mit einem schauerlichen Urwalde bedeckte Erzgebirge genannt wurde, hausten, und nicht die Deutschen, sondern die Böhmen sind als die ersten Begründer des weltberühmten meißnischen Bergbaues anzusehen. Bald nach der Einwanderung der Czechen in Böhmen kam hier sehr bald der Bergbau, mit dem sie schon in ihrer alten Heimath, Croatien, bekannt gewesen

waren, in Aufnahme, im 7. Jahrhundert bereits der Bau auf Eisensteine, und im 8. Jahrhundert der Silber- und Goldbergbau, und bald entzog derselbe in einem solchen Grade dem Ackerbau die Arbeiter, daß Böhmen zu verschiedenen Malen von Hungersnoth heimgesucht wurde. Wahrscheinlich waren die Sorben auf der andern Seite des Gebirges lüstern nach den Schätzen Böhmens und gaben so durch ihre unaufhörlichen Einfälle Veranlassung, daß sich die Böhmen endlich genöthigt sahen, sich gleichfalls bei ihren unfreundlichen Nachbaren zu Gaste zu bitten. Um diesen Einfällen ein Ende zu machen, stiftete Kaiser Heinrich der Vogler endlich im Jahre 931 die Markgrafschaft Meißen, aber die Kriege dauerten noch länger als hundert Jahre fort, und während dieser Zeit war Meißen abwechselnd in dem Besitz der Böhmen.

Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die Böhmen zu den Zeiten, wo sie in Besitz von Mähren waren, auch hier nach Erzen suchten, und dadurch lernten wohl die Landesbewohner selbst die unterirdischen Schätze, die sie vorher durch Raub sich anzueignen versucht, aus der Erde zu gewinnen. Sichere Nachrichten existiren darüber nicht, aber zahlreiche technische Redensarten, die noch heute bei den Bergleuten im Erzgebirge im Gebrauch sind, sowie verschiedene Einrichtungen bei dem Bergbau weisen darauf hin, daß der Bergbau im Erzgebirge böhmischen Ursprungs ist.

Uebrigens lehrt die Erfahrung sehr häufig, daß die erste Entwicklung des Erzbaues häufig nicht in den Gebirgen selbst, sondern am Fuße derselben stattgefunden, und sich erst später nach oben hin entwickelt hat. So war es auch hier, denn es ist begründet, daß schon lange vor dem Freiberger Bergbau am Fuße des Gebirges, besonders in der Gegend von Frankenberg Rossen und Meißen Bergbau betrieben worden ist. So sollen z. B. die Bergwerke bei Mittweida aus dem Jahre 922 datiren. Nach dem ersten Funde soll sich hier ein so reicher Bergsegen aufgethan haben, daß in den ersten drei Jahrhunderten 59 größtentheils erhebliche Zechen abgebohrt worden sind. In der Blüthezeit soll die Knappenschaft hier 5526 Mann stark gewesen sein. Nach einem alten Berichte sollen hier in Zeit von hundert Jahren 4,473,145 Centner allein an Silbererzen an den Landesherrn und die Gewerken, denen es damals noch frei stand, selbst zu schmelzen, vertheilt worden sein.

Wenn nun auch die Harzer Bergleute nicht als die Begründer des Bergbaues im Erzgebirge anzusehen sind, so bleibt ihnen doch das Verdienst, denselben aus seiner Niedrigkeit erhoben und in Ruf gebracht zu haben. Schon der Zug der Zellerfelder Knappen mitten durch das Land nach dem großen Walde an der östlichen Mulde mußte große Aufmerksamkeit erregen und diese dem Bergbau zuwenden. Durch sie war das Signal gegeben, und bald übte auch der verlockende Gewinn seine Anziehungskraft auf die Bewohner des Flachlandes aus, namentlich auf solche, die daheim mit ihrem Loose unzufrieden waren. Wohl mancher arme Häusler ist seinem Lehnsherrn heimlich entwichen und mancher Handwerker hat wohl seiner Werkstatt Lebewohl gesagt und zu dem Schlägel und Eisen gegriffen, zumal die Landesherren, welche die Erzgänge als Regale besaßen, die Ansiedlung aus allen Kräften begünstigten. So verstatteten sie z. B. uneingeschränkte Benutzung des Forstes, der ihnen ja doch vorher wenig eingebracht hatte. Ferner befreiten die Fürsten die Ansiedler des vorher öden Gebirges von mancherlei Abgaben und verliehen ihnen alle Freiheiten und Privilegien, worunter auch das des freien Handels. Allerdings hatte es mit mancher dieser Bergfreiheiten eine eigene Bewandtniß. So mußten z. B. die Gebirger zwar eben so gut wie die übrigen Unterthanen mancherlei Steuern zahlen, aber die Hälfte davon kam dem Bergbau zu Gute. Als dieser immer mehr in Aufnahme kam und der Ruf seiner großen Ergiebigkeit in die Ferne drang, da stellten sich auch reiche Patricier nicht allein aus Sachsen, sondern auch aus andern Ländern Deutschlands ein, um ihr Geld in dem Bergbau anzulegen.

Seit dem Einzuge der Harzer Knappen hatte die Ansiedelung des Erzgebirges einen guten Fortgang, wenn auch Jahrhunderte vergingen, bevor man die rauhe Höhe des Kammes, die noch heute den Namen „sächsisches Sibirien" führt, erreichte. Schon hundert Jahre nach der Gründung Freibergs zählte man in der Umgegend 80 Dörfer, zu deren Entstehung neu aufgefunde Erzgänge, die von dem alten Wohnort zu weit entfernt waren, Veranlassung gegeben hatten. Aus derselben Ursache sind auch die Städte im

Erzgebirge entstanden. So entdeckte man z. B. 1492 in dem der jetzigen Stadt Annaberg gegenüberliegenden Schreckenberge sehr reiche Silbergänge, und schon am 21. September 1496 wurde der Grundstein zu der neuen Stadt gelegt, obgleich ein Jahr vorher die Abgesandten des Herzogs Georg für unmöglich erklärt hatten, daß in dieser Wildniß, die wilde Ecke oder das Hungerland genannt, eine Stadt angelegt werden könne. Zehn Jahre später war Annaberg bereits mit Gräben, Wällen und Mauern bewehrt, und in der Chronik heißt sie schon eine „nette" Stadt. Namentlich im folgenden Jahrhundert wurde zahlreichen Ortschaften (Marienberg, Scheibenberg, Wiesenthal, Eibenstock) das Stadtrecht verliehen.

Auch andere Ansiedler folgten dem Bergmanne in großer Zahl: zunächst die Holzfäller und Köhler, dann aber auch der Ackerbauer, der über die Waldblößen den Pflug gehen ließ. Da die Bergrücken nur ganz sanft ansteigen, so rückte der Ackerbau allmälig bis in die höchste Region hinauf. Allerdings ist das Klima rauh, und das Erträgniß der Aecker nicht sonderlich, aber dieser Ausfall wurde reichlich gedeckt durch die Erzfuhren, besonders seit der Zeit, wo der Wald immer weiter von den Gruben zurückwich, und die Hüttenwerke nachfolgen mußten. So wurde denn nach und nach die menschenleere, finstere Wildniß und Einöde, in der sonst Bären und Wölfe hausten, mit freundlichen Städten und zahlreichen Dörfern bedeckt, und ganz passend hat man das Erzgebirge wegen der auf ihm herrschenden Geschäftigkeit mit einem wimmelnden Ameisenhaufen verglichen. So sehr auch die Gebirgsbildung den Ackerbau begünstigte, das Erträgniß des Ackerbaues reichte doch nicht aus, um die zahlreiche Bevölkerung zu ernähren. Aber Mangel herrschte hier doch nicht, denn mit den Schätzen, welche die emsigen Bergleute aus dem Schooß der Erde heraufholten, war Alles, was zu den Bedürfnissen des Lebens gehörte, einzutauschen und noch mehr, denn die Geistlichen haben oft genug von der Canzel herab gegen das üppige Leben in den Bergstädten geeifert. „Im 15 Jahrhundert jedoch brach über das blühende Erzgebirge, um das Sachsens Fürsten oft beneidet wurden, ein furchtbares Unwetter herein, — die Hussitenkriege. Hatte auch das Erzgebirge eben so wie das Land weit und breit umher durch die verheerenden Raubzüge der fanatischen Taboriten furchtbar gelitten, so war doch der Bergbau dadurch nicht zum Erliegen gekommen. Noch gab es Holz in Fülle in den Forsten, so daß die niedergebrannten Städte und Dörfer bald wieder aufgebaut wurden, und die Schätze lagen so sicher im Schooße der Erde, daß sie der Feind nicht mit sich fortführen konnte. Daß der Wohlstand des Erzgebirges nicht ernstlich durch die Einfälle der Czechen erschüttert worden war, zeigt die schon erwähnte reichliche Verleihung des Stadtrechtes im folgenden Jahrhundert.

In der Ergiebigkeit stand das Freiberger Revier oben an. Neue Erzfunde schienen zwar den Ruhm Freibergs verdunkeln zu wollen, aber sie waren auf die Länge der Zeit doch nicht so ergiebig wie diese. So war z. B. der Segen, der den Schneeberger Gruben wenige Jahre nach ihrer Entdeckung entströmte, so groß, daß die Münze nicht Arbeiterkräfte genug hatte, um das Silber zu prägen. Die Ausbeute mußte daher zum Theil an die Gewerken in Silberkuchen vertheilt werden. Doch klagte man, daß nur die armen Gewerken, d. h. die weniger betheiligten, damit abgespeist würden, während die Reichen Münze empfingen. Die Georgenzeche war unter allen die reichste. In dieser Grube speisete Herzog Albert 1478 mit seinen Räthen an einer als Tafel zurechtgehauenen Silberstufe. Die Sitze um die Tafel herum waren gleichfalls in Silbererzen ausgehauen. Bei dieser Gelegenheit äußerte der Herzog: „Kaiser Friedrich ist zwar reich, gleichwohl aber weiß ich, daß er jetzt keinen so stattlichen Tisch hat." Das zur Gewinnung des nöthigen Raumes für dieses fürstliche Gastmahl ausgehauene Silbererz soll 400 Centner gewogen, und 80,000 Mark Feinsilber hergegeben haben. Diese Zeche gab 1418 ihren Gewerken eine Ausbeute von 800 Thaler auf den Kux.

Doch diese Herrlichkeit war vergänglich. Im Jahre 1600 wurde in Schneeberg kein Virtelcentner Silber eingeschmolzen, während Freibergs Ruhm, der um die Mitte des 16. Jahrhundert in Siber, Agricola und Matthesius begeisterte Lobredner in Versen und Prosa gefunden hatte, sich fort und fort bewährte. In dem Zeitraume von 1529 bis 1601 belief sich die unter die Gewerken dieses Reviers ausgetheilten Ausbeute (Reingewinn) auf 2,593,177 Gulden. Die Zechen

zu Wolkenstein und Dorbach vertheilten von 1520 bis zum Ende des Jahrhunderts gegen 2½ Millionen Guldengroschen oder Speciesthaler an Ausbeute. Die Marienberger Kirche allein erhielt auf ihren Kux in 37 Jahren nach heutigem Gelde 23,285 Thaler. Der Schreckenberg lieferte in der kurzen Zeit von 4 Jahren (1496 bis 1500) 125,000 und in den hundert Jahren seit 1496 über 3½ Million Speciesthaler.

Allerdings kam es auch schon in der alten guten Zeit vor, daß eine Grube aufhörte „freundlich und höflich" zu sein, d. h. daß die Erzgänge ganz aufhörten und nicht wieder aufzufinden waren, oder daß man sie aufgeben mußte, weil man das Wasser nicht bewältigen konnte, aber dadurch erlitt der Bergbau im Großen und Ganzen keine Beeinträchtigung, da es an neuen ergiebigen Schürfungen nicht fehlte. So entstanden 1519 die neuen Werke zu Marienberg, 1522 die zu Scheibenberg, und 1527 die zu Wiesenthal am Fichtelberge.

Zu dem Silberbergbau kam 1458 noch der Zinnbergbau, nachdem ein Köhler in der Gegend von Altenberg beim Ausstoßen seines Meilers geschmolzenes Zinn gefunden hatte.

Besonders wichtig für den erzgebirgischen Bergbau war das 16. Jahrhundert. 1540 wurde im Freiberger Revier die sogenannte Gnadengroschencasse zur Unterstützung des Bergbaues gegründet. Von jeder in diesem Revier ausgebrachten Mark Silber mußte ein Thaler an diese Casse gezahlt werden und Seitens der Regierung flossen jährlich 4000 Gulden in dieselbe. Von diesem Gelde erhielten diejenigen Baue, die in's Stocken gerathen waren, Vorschüsse, um einen schwunghafteren Betrieb zu ermöglichen.

Aus dieser Zeit müssen wir auch eines Mannes erwähnen, der wesentlich zur Förderung des erzgebirgischen Bergbaues beigetragen hat. Es ist dies Georg Agricola, geboren 1494 zu Glaucha bei Meißen. Obgleich Arzt und mit bedeutenden chemischen Kenntnissen ausgerüstet, nahm er dennoch nicht den geringsten Antheil an dem heftigen Streite, den Paracelsus in die medicinische Welt hineingeschleudert hatte. Dafür aber widmete er seine ganze Thätigkeit dem Berg- und Hüttenwesen des Erzgebirges. Er führte namhafte Verbesserungen in der Zubereitung der Erze und der Gewinnung der Metalle, namentlich des Silbers ein, so daß sich der Kurfürst Moriz von Sachsen bewogen fand, Agricola mit einem Gnadengehalt zu belohnen. Hierdurch sah sich dieser noch mehr in den Stand gesetzt, seine ganze Kraft und Wissenschaft seiner Heimath zu widmen, und solches that er getreulich bis zu seinem Tode, der 1555 erfolgte. Das Erzgebirge bewies sich aber höchst undankbar gegen seinen großen Wohlthäter, der mit seinem Wissen seiner Zeit weit voraus war. Weil er der katholischen Religion treu geblieben war, versagten seine Mitbürger in Chemnitz ihm die letzte Ruhestätte. Der Leichnam wurde nach Zeitz zur Bestattung geschafft.

Aus dem 16. Jahrhundert stammt auch der Bergbau auf Kobalt. Bei Schneeberg hatte man nämlich mit den Silbererzen auch noch andere gefunden, die jenen hinsichtlich des glänzenden Aeußeren und der Schwere nicht nachstanden, und deshalb in den Bergleuten große Hoffnungen erregten. Aber die Freude verwandelte sich sehr bald in Leid und Aerger, denn wie man diese Erze im Schmelzofen tractirte, von den so sehnlichst gewünschten Schätzen zeigte sich keine Spur. Man konnte sich dieses Mißlingen nicht anders erklären, als daß die neckischen Berggeister hierbei ihre Hand im Spiele hätten. Um diese Verhöhnung zu vergelten, belegte man diese Erze mit dem Schimpfnamen Kobalt und Nickel und warf sie als taubes Gestein verächtlich auf die Halden.

Da begab es sich eines Tages (im Jahre 1550 oder 1560), daß ein Glasmacher von der Eulenhüttte zu Neubeck bei einem Besuche in Schneeberg die Kobalterze, deren Aussehen so viel versprechend war, auf den Halden liegen sah. Als er darnach fragte, redete Jedermann zu seiner größten Verwunderung nur verächtlich davon. Diese Erze waren wohlfeil und deshalb steckte sich der Glasmacher bei seiner Heimkehr die Taschen voll, um die Erze in seinem Glasofen zu versuchen. Und siehe da, als er sie mit den zur Anfertigung des Glases nöthigen Materialien zusammengemischt hatte und darauf der Gluth seines Ofens überließ, erhielt er ein prächtig blau gefärbtes Glas, das er gemahlen als Farbe an die Töpfer verkaufte. Diese neue Farbe fand bald einen solchen Beifall, daß er anstatt seiner kleinen Handmühle eine Wassermühle in Betrieb setzen konnte. Die Holländer, welche diese blaue Farbe in Nürnberg kennen

gelernt hatte, ruheten nicht eher, bis sie die Verfertigung ausfindig gemacht hatten. Sie gingen bei ihm in die Lehre und in kurzer Zeit entstanden in Holland 8 große Farbemühlen, und ebenso 11 andere auf der böhmischen Seite des Erzgebirges. Alle mußten das Material, die Kobalterze, von Schneeberg beziehen. So wurden denn die Kobalterze zu wahren Wohlthätern für ihre Verächter, denn die Silbergruben waren bereits lange so weit herabgekommen, daß sie keine Ausbeute mehr lieferten. Nun aber nahm der Bergbau einen erweiterten Aufschwung.

1640 verbot Kurfürst Johann Georg I. die Ausfuhr der Kobalterze und um die Verarbeitung dieser Erze im Lande selbst zu betreiben, ließ er zwei Farbenmeister aus Holland kommen. Von nun an bilden die Blaufarbenwerke einen wichtigen Zweig der auf den Bergbau begründeten Industrie. Die Verarbeitung der Nickelerze datirt jedoch erst aus der neuesten Zeit.

Trotz alledem aber schien es doch bereits mit der Blüthe des erzgebirgischen Bergbaues zu Ende zu gehen. Die rasche Verbreitung, welche die 1561 durch Barbara Uttmann, die Frau eines reichen Patriciers in Annaberg, eingeführte Spitzenklöppelei im Gebirge fand, spricht deutlich dafür, daß der Lohn des Bergmannes nicht mehr zum Unterhalt der Familie ausreichte und daß die Frau und die Töchter durch ihren Erwerb dazu beisteuern mußten.

Die Fluth der edlen Metalle, die sich aus dem durch Columbus entdeckten Welttheile über den Ocean ergoß, wirkte höchst nachtheilig auf unsere alten Bergwerke. Dadurch gerieth der Preis der edlen Metalle so in's Fallen, daß der Scheffel Korn im sechzehnten Jahrhundert im Erzgebirge drei Mal theurer war, als vor der Entdeckung Amerika's. Dazu kam, daß nicht allein viele Gruben „ihre reichen Mittel aussagten," d. h. gänzlich erschöpft wurden, sondern man mußte überhaupt viel tiefer gehen, um zu den Schätzen zu gelangen, und dadurch wurde die Gewinnung derselben immer schwieriger und kostspieliger, wenn schon man seit 1613 die Verwendung des Pulvers zum Sprengen gelernt hatte. Je zweifelhafter die Ausbeute wurde, um so schwieriger zeigten sich die Capitalisten, ihr Geld an ein so unsicheres Unternehmen, wie es der Bergbau der Metalle ist, zu wagen.

[illegible]der dreißigjährige Krieg ganz Deutschland an den Rand des Abgrundes brachte, so hatte auch das Erzgebirge in dieser Zeit unsäglich zu leiden. Die Berichte aus jener Zeit können das wilde Treiben der beutegierigen Soldaten in den Bergstädten nicht genug darstellen. Nicht allein daß zahlreiche Bergwerke gänzlich zerstört wurden, durch die unaufhörlichen Plünderungen wurden auch den Gewerken die Lust und alle Mittel, welche die Betreibung des Bergbaues in einem so hohen Grade erfordert, gänzlich genommen. Die Hungersnoth, die Seuchen und die Kipperei, das traurige Gefolge dieses grausamen Krieges, der den Fleiß vieler Jahrhunderte vernichtet hatte, wirkte noch lange fort und um so mehr machten sich die Hindernisse, die sonst schon dem edlen Bergwerk hinderlich gewesen waren, geltend. Und doch scheint sich das Erzgebirge, so schwer es auch von dem grausigen Kriegswetter getroffen, weit früher wieder erholt zu haben, wie andere Gauen unsers so arg heimgesuchten Vaterlandes. Während hier zahlreiche Dörfer ganz von dem Erdboden verschwunden waren und nie wieder aufgebaut worden sind, entstanden im Erzgebirge durch die Einwanderung nicht allein neue Dörfer, sondern auch neue Städte. So erhielt Jöhstädt 1655 das Stadtrecht und 1662 entdeckte man einen mächtigen Silbergang, der zur Anlage der Bergstadt Johanngeorgenstadt auf dem Fastenberge Veranlassung gab. Hier ließen sich die aus Böhmen ihrer Religion wegen vertriebenen Bergknappen nieder. 1679 legte der reiche Grubenherr Schnorr ein Hammerwerk (Karlsfelde) auf dem höchsten Kamm des Gebirges an, da tiefer unten das Holz bereits in einem sehr hohen Preise stand.

Indessen der alte Flor war doch dahin. In einem alten Buche, das 37 Jahre nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges geschrieben, finden wir den Ausspruch, daß durch diesen, gleich wie der menschliche Leib durch den fressenden Krebs, der Bergbau angegriffen, geschwächt und gehindert und an manchem Orte ganz und gar verderbt worden sei.

Das Freiberger Revier hat während des ganzen dreißigjährigen Krieges auch nicht in einem einzigen Jahre seine Ausbeute versagt, aber freilich war diese gegen früher bedeutend geringer. Während sich die Ausbeute im Jahr 1601 noch auf 66,986 Thaler belief, erreichte sie während des dreißigjährigen Krieges durchschnittlich nur eine Höhe von 16,900

Thalern. Der höchste Betrag (50,090 Thaler) fiel in das Jahr 1622 und der niedrigste (5120 Thaler) auf 1624. Nach dem Kriege ging es aber bergab. Bis zum Ende des Jahrhunderts wurde jährlich im Durchschnitt nur 10,630 Thaler Ausbeute an die Gewerken vertheilt; die höchste Ausbeute (21,040 Thaler) fiel in das Jahr 1698 und die niedrigste (2624 Thaler) in das Jahr 1692.

Johanngeorgenstadt lieferte bis 1766 317,377 Mark Silber, 7150 Centner Zinn und 9917 Centner Kobalt in einem Werthe von mehr als 3½ Million Thaler, wovon 759,341 Thaler als Ausbeute an die Gewerken vertheilt und 319,450 Thaler Vorschuß zurückerstattet wurden.

Der Kobaltbergbau bei Schneeberg zeigte sich zwar in seinem Ertrage sehr rückisch, d. h. steigend und fallend, aber so gar schlecht war es mit diesem Bergorte doch nicht bestellt, obgleich hier kein oder nur wenig Silber gefunden wurde. Im Altenberger Revier wurden, obgleich dort 1620 bedeutende Einstürze stattgefunden hatten, von 1641 bis 1690 36,955 Centner Zinn gewonnen. Dagegen belief sich im Marienberger Revier das jährliche Ausbringen des Silbers nie auf 1000 Mark, meistens waren es nur wenige hundert.

In den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts trat eine Wendung zum Bessern ein. In den ersten 34 Jahren des achtzehnten Jahrhunderts lieferte das Freiburger Revier 1,151,034 Mark Silber, aus denen über 12 Millionen Thaler gemünzt wurden. Die Ausbeute belief sich von 1714 bis 1727 auf 368,027 Thaler, also jährlich im Durchschnitt auf 28,310 Thaler, aber mit der goldenen Zeit, wie sie das Erzgebirge im fünfzehnten Jahrhundert gesehen hatte, war es doch vorbei. Absolut und relativ war jetzt der Ertrag bedeutend geringer. Da man immer tiefer in den Schooß der Erde hinabsteigen mußte, so erforderte jetzt dieselbe Erzmenge eine viel größere Arbeiterzahl und ebenso war auch die Beihilfe der Maschinen jetzt kostspieliger. Diese Nachtheile wurden dadurch nicht aufgehoben, daß man gelernt hatte, auch weniger reiche Erze, die man früher nicht beachtete, zu verschmelzen.

Aber auch dieser geringfügige Aufschwung wurde wieder durch die Kriege und die im Gefolge derselben auftretende Theuerung gehemmt. Manches altberühmte Bergwerk wurde aufgegeben, so 1741 die hohe Birke und 1747 die Halsbrücke, nachdem man auf letztere 7500 Centner Pulver vergebens verwendet hatte. 1757 waren im Freiburger Revier bereits 31 Gruben aufgelassen und noch 139 im Gange, aber von diesen arbeiteten 108 mit Zubuße und 19 andere bauten sich frei, so daß nur 12 Ausbeute lieferten, von denen aber 4 Verläge zurückzuerstatten hatten. Bei Schneeberg waren 1763 134 Gruben im Gange, von denen aber nur 9 Ausbeute gaben, 32 Verläge zurückerstatteten und 9 sich frei bauten.

In den Jahren 1771 und 1772 wurde das Erzgebirge von einer entsetzlichen Hungersnoth heimgesucht, der 50,000 Menschenleben zum Opfer gefallen sein sollen. In der Kartoffel glaubte man das unfehlbare Mittel gefunden zu haben, für die Folge die Noth fern zu halten. Man ließ sich daher die Verbreitung des Kartoffelbaues im Erzgebirge sehr angelegen sein, aber was man hoffte, ist nicht eingetroffen, dafür zeugen die Jahre 1814 bis 1817. Auch seitdem ist oft genug der Nothschrei von den Höhen und aus den Thälern des Erzgebirges in das Land gedrungen und die Wohlthätigkeit der Bewohner für ihre hungernden und frierenden Brüder dort oben in Anspruch genommen worden, obgleich in neuerer Zeit auch im Erzgebirge der Ackerbau bedeutende Fortschritte gemacht hat und man jetzt in Gegenden Getreide baut, wo man es früher für unmöglich hielt und außerdem auch jeden Fleck, wo es nur irgend zulässig ist, mit einer fast unglaublichen Sorgfalt und Emsigkeit zum Anbau von Brotfrüchten benutzt, ja selbst keine Mühe scheut, auf die kahlen Anhöhen Erde hinaufzuschleppen, um sie bebauen zu können.

Der Aufschwung, den die Wissenschaft im Laufe der Zeit genommen, führte denn auch im Erzgebirge zu der Ansicht, daß man das Handwerksmäßige, womit man bisher den Bergbau betrieben, aufgeben müsse, wenn schon Viele es für eitel Ueberhebung hielten, daß man klüger sein wolle, wie die Alten. Zum großen Segen hat dem erzgebirgischen Bergbau die Akademie, welche 1765 zu Freiberg errichtet wurde, gereicht. Freilich in der ersten Zeit trat ihr Nutzen nicht so auffällig in die Augen, aber heute, wo die Bergleute vom Leder, die gewöhnlichen Arbeiter, deren Erfahrung sehr mangelhaft war und die in mancherlei Vorurtheilen befangen waren, aufgehört haben, das Orakel zu sein und das

Regiment an die Bergleute von der Feder, nach deren Plänen und unter deren Leitung jene arbeiten müssen, gekommen ist, herrscht darüber kein Zweifel mehr. Zu dem ehemaligen Flor haben sie freilich den erzgebirgischen Bergbau nicht wieder zurückführen können, aber dennoch ist derselbe mehr als je weltberühmt, denn wo nur immer Kübel und Seil eingeworfen werden, besteht Freibergs Namen in Ehren; selbst im Ural und in den Cordilleren findet man Bergleute von der Feder, die auf der Akademie im Erzgebirge ausgebildet worden sind.

Je tiefer man nach der Erschöpfung der oberflächlich liegenden Erzgänge in den Schooß der Erde eindringen mußte, um so nothwendiger war der Bau der Erdrinde zu studiren. Die größeren Kosten der Förderung der Erze machten es dringend nothwendig, auch die geringhaltigeren Erze zu Gute zu machen. Aber da bei diesen auch wieder die Reindarstellung des Silbers weit schwieriger war, so mußten wiederum neue Methoden ausfindig gemacht werden. Nicht weniger schwierig war die Aufgabe, die mit der Tiefe gleichfalls wachsende Gefahr des Wassers abzuwenden und das auf der Oberfläche nur spärlich vorhandene Wasser so ökonomisch als nur irgend möglich für den Betrieb der Maschinen, die gleichsam als das Herz der Bergwerke anzusehen sind, zu verwenden, da der Betrieb mit Dampf oder gar die Handarbeit viel zu kostspielig ist. Werner's Name, des berühmten Geologen, die Einführung und Verbesserung der Amalgamation und die großartigen, viele Meilen langen Entwässerungsanstalten legen hinlänglich Zeugniß ab, wie es die Freiberger Akademie verstanden hat, die ihr zugefallenen Aufgaben zu einer gedeihlichen Lösung zu bringen.

Aber auch die Bergbauverfassung erfuhr im vorigen Jahrhundert wesentliche Aenderungen. Die Erzgänge gehören dem Staat als Regal, den Abbau aber überläßt er gegen bestimmte Abgaben und unter der Bedingung, daß der Betrieb ganz den Anforderungen der Wissenschaft, worüber besondere Staatsbeamte die Aufsicht führen, genüge, denjenigen, welche eine bestimmte Stelle „miethen." Den Betrieb kann nun ein Einzelner (Eigenthümer) oder eine Gesellschaft (Gewerkschaft) übernehmen. Letztere theilt nach uralter Sitte jede Grube in 128 Kuxe (Antheile), von denen aber nur 124 in den Besitz von Privaten übergehen, während je einer der Kirche, dem Hospitale, der Knappschaft und dem Fiscus zufallen.

Früher war es jedem Einzelnen überlassen, die Silbererze selbst zu schmelzen; seit dem vorigen Jahrhundert aber müssen die zubereiteten Erze von allen Gruben in die Schmelzhütten des Staates abgeliefert werden. Die Bezahlung an die Gewerken richtet sich nach dem Gehalt an Silber, nach dem Verhältniß desselben zu den beigemengten unedlen Metallen und nach der leichtern oder schwierigern Gewinnung des Silbers daraus. Durch diese Einrichtung genießt man alle Vortheile des Betriebes im Großen und dadurch allein ist man ferner im Stande, die Fortschritte der Wissenschaft gehörig auszubeuten. Anfangs glaubten sich die Gewerken dadurch wesentlich beeinträchtigt, aber später hat man den Nutzen doch erkannt.

Eine zweite Maßregel, die gleichfalls nicht wenig Unzufriedenheit erregte, war die, daß die Gewerken mit dem gewonnenen Ueberschuß nicht wie mit ihrem Eigenthum verfahren, d. h. ihn nicht ganz als Ausbeute vertheilen dürfen; ein je nach Umständen mehr oder weniger bedeutender Theil derselben muß als Reserve zurückgelegt werden. Hierdurch können allerdings Einzelne beeinträchtigt werden, aber der Gesellschaft ist das Geld nicht verloren. Man bezweckt damit, die Ausbeute und in Folge dessen auch den Werth der Kuxe möglichst gleichmäßig zu erhalten und ferner den Betrieb der Grube zu sichern. Der Bergbau auf edle Metalle hat sehr große Aehnlichkeit mit dem Spiel in der Lotterie; nicht allein, daß der Ertrag in den verschiedenen Jahren ein sehr schwankender ist, sondern häufig genug kommt es auch vor, daß die Erzgänge ganz ausgehen und man lange suchen muß, bis man neue Anbrüche ausfindig macht. Die hierzu erforderlichen Kosten, die Zubuße, ist aber nur sehr schwierig aufzubringen. Kein Posten ist unangenehmer, als der eines Zubußboten; wenn auch „Gemüthlichkeit" dasjenige Wort ist, welches man im Erzgebirge am häufigsten hört, so ist doch dem Zuschußboten gegenüber Hansemann's bekannter Spruch, daß in Geldangelegenheiten alle Gemüthlichkeit aufhöre, schon lange bevor er aus dem Munde desselben hervorgegangen, Wahrheit gewesen. Und doch ist die Zubuße unentbehrlich, denn schon oft hat die Erfahrung gelehrt, daß wenn man in einer

Zeche, die man ganz zu verlassen fest entschlossen war, nur wie zu einem verlornen Versuch eine Zeit lang fortbaute, oft ganz unverhofft auf reiche Anbrüche stieß. Der Widerwille, der sich zu allen Zeiten bei den Gewerken gegen die Bezahlung der Zubuße äußerte, war mit ein Grund für die Einführung des Reservefonds.

Sämmtliche Gewerkschaften im Erzgebirge stehen übrigens in einer Art von Bund zur gegenseitigen Unterstützung. Dazu dient die bereits erwähnte Abgabe an die Grubengroschencasse, die sich jetzt auf das ganze Gebirge erstreckt. Eine ähnliche Abgabe hat man 1765 auch bei dem Kobaltbergbau eingeführt und außerdem dient zu gleichem Zwecke auch noch die sogenannte Schürfgelbercasse. Von diesen Geldern werden solche Ausgaben bestritten, die dem gesammten Bergbau oder mehreren, in einem gewissen Zusammenhange stehenden Gruben zu Gute kommen, oder diese Cassen geben an arme Zechen, die aber eine gewisse Hoffnung bieten, zu Arbeiten, die durch die Zubuße der Gewerken entweder gar nicht, oder nicht in so kurzer Zeit, als es das Beste der Grube erfordert, ausgeführt werden können, unverzinsliche Vorschüsse, ohne welche der erzgebirgische Bergbau noch weit mehr zurückgekommen wäre.

Der alte Spruch, daß im Erzgebirge das Holz auf den Bergen eher ausgehen werde, als die Erze im Innern derselben, hat sich vollständig bewahrheitet. Mit dem ersteren ist es heute dort weit schlechter bestellt, als mit den letzteren. Noch heute baut man dieselben Erze und hauptsächlich in denselben Gegenden wie vor Jahrhunderten. Die Silber- und Bleierzgänge, in denen oft auch Kupfer vorkommt, liegen größtentheils in einer Zone, welche sich von Meißen aus über Freiberg, Wolkenstein, Marienberg und Annaberg nach Joachimsthal, also in der Richtung von Nordost nach Südwest schräg über den breiten Längsrücken des Gebirges erstreckt. Die Zinnerzlagerstätten liegen gruppenweise vertheilt in einer 2 bis 4 Meilen breiten Zone, welche sich auf dem Rücken des Gebirges hinzieht. Kobalt- und Nickelerzgänge, mit Wismuth- und oft auch mit Silber-, Blei- und Kupfererzen finden sich vorzugsweise in der Gegend von Schneeberg. Eisenerze und zwar Roth- und Brauneisenstein finden sich vorherrschend, wie die Zinnerzgänge, in einer dem Gebirgsrücken entsprechenden Zone, während Magneteisenerzlagerstätten gruppenweise durch das ganze Gebirge vertheilt liegen.

Außerdem gewinnt man noch Antimon-, Arsen- und Zinkerze, die aber nicht gesondert vorkommen. Von Gold finden sich zwar hier und da Spuren, aber gewonnen wird es nicht.

Im Jahre 1858 zählte man auf dem Erzgebirge 526 gangbare Gruben; davon kommen auf das Altenburger Revier 31, auf Freiberg 88, auf Marienberg (sonst Annaberg) 99 und auf Schwarzenberg (sonst Schneeberg und Johanngeorgenstadt) 308. 23 Gruben waren königlich, 147 gehörten Gewerken und Communen zu und 356 Eigenthümern. 1825 waren dagegen 634 Berggebäude im Gange. Seit 1825 macht sich eine constante Verminderung in der Zahl der Gruben bemerklich. Das Minimum (358) wurde im Jahre 1855 erreicht. Dessenungeachtet hat sich aber in dem angegebenen Zeitraume die Zahl der anfahrenden Mannschaften eben so stetig vermehrt und zwar von 7946 auf 11,464, also um 44,27 Procent. Mit den Familiengliedern beträgt die bergmännische Bevölkerung circa 60,000 Personen, so daß sie also über 1/6 der gesammten Bevölkerung des Erzgebirges ausmacht. Die Zahl der außerdem noch beschäftigten Tagelöhner stieg seit 1847 von 788 auf 1351. Von den Mannschaften kommen auf Altenberg 660, Freiberg 7877 (also 68,71 Procent), auf Marienberg 725 und auf Schwarzenberg 2202 (19,21 Procent). Während sich im Freiberger Revier die Zahl der Berggebäude am stärksten vermindert (von 154 auf 88, also um 42,86 Procent), hat hier grade die stärkste Vermehrung der Mannschaften stattgefunden (von 4592 auf 7877, also um 71,10 Procent).

Somit ist also die Wendung, welche der Bergbau im Erzgebirge in der neuesten Zeit genommen hat, eine erfreuliche. Man gibt die aussichtslosen Baue immer mehr auf, vereinigt die kleineren Gruben der Kostenersparung wegen zu größeren Complexen und betreibt die aussichtsvolleren Berggebäude intensiver. An Muthungen und Eröffnungen einzelner Baue fehlt es auch heute nicht, besonders wenn sich Aussichten zu bestimmten Speculationen bieten, aber die in großer Zahl auftauchenden kleinen Gruben verschwinden immer wieder sehr bald, theils gibt man sie auf, theils vereinigt man sie.

Diese neuere Gestaltung ist am meisten im Altenberger und Freiberger Revier durchgeführt; neuerdings macht sie sich auch im Marienberger Reviere geltend, während das Schwarzenberger noch in der Uebergangsperiode begriffen ist. Hier hat sogar eine geringe Vermehrung der Gruben seit 1825 (von 296 auf 308) und ganz besonders seit 1855, wo nur 136 Gruben im Betriebe waren, stattgefunden. Aber grade hier sind die Verhältnisse nicht besonders günstig.

Die Tendenz, die neuerdings im Bergbau Platz gegriffen hat, macht sich auch im Maschinenwesen geltend. Die Dampfmaschinen, die Turbinen, Ventilatoren, überhaupt die verbesserten zugleich aber kostspieligern Hilfsmittel für die Förderung, Wasserhaltung, Wetterlosung und Aufbereitung, die eben nur von den größeren und capitalkräftigern Unternehmungen beschafft werden können, sind von Jahr zu Jahr in deutlicher Vermehrung begriffen.

An die königlichen Silberhütten wurden 1841 190,664 Ctr. Erze eingeliefert und darin waren enthalten 30,106 Pfd. Silber, 14,547 Ctr. Blei und 496 Ctr. Kupfer. 1858 beliefen sich diese Erze auf 481,410 Ctr. mit einem Gehalt von 58,071 Pfd. Silber, 84,868 Ctr. Blei, 426 Ctr. Kupfer und 10 Ctr. Kobalt und Nickel. Bezahlt wurden dafür 1841 611,628 Thlr., 1858 dagegen 1,472,638 Thlr. In den 18 Jahren von 1841 bis 1858 betrug die Bezahlung für diese Erze fast 19½ Million Thlr., also durchschnittlich im Jahre, 1,080,799 Thlr., während 1825 nur 477,654 Thlr. gezahlt wurden.

Diese Production gehört fast ganz dem Freiberger Revier an; Schwarzenberg trägt dazu höchstens nur 2 und Marienberg kaum 0,2 Procent dem Silbergehalte nach bei. Wenn auch nach dem Vorstehenden die Silberproduction in dem Zeitraume von 1841 bis 1858 bedeutend gestiegen ist (um 83,42 Procent), so nimmt doch der Gehalt der Silbermenge täglich ab, wie solches aus der um 40,72 Procent gegen die Steigerung der Production größeren Menge der Erze ersichtlich ist. Dadurch wurden die bereits besprochenen Verbesserungen im Bergbau dringend geboten. Und ebenso hat auch das Hüttenwesen eine Umgestaltung erfahren, durch welche nicht unbedeutende technische und ökonomische Fortschritte herbeigeführt worden sind.

Seit 1857 ist dem Bergbau ein neuer Zweig zugewachsen, die Gewinnung der Zinkblende. Dieses Erz ist im Erzgebirge in großer Menge vorhanden, aber es war werthlos, da man es nicht verstand, das Zink daraus zu gewinnen. Seit 1842 wurden geringe Mengen davon verkauft, da man wenigstens den Schwefelgehalt dieser Erze in der Schwefelsäureproduction verwendete. Seit 1857 gewinnt man aber daraus, wenigstens im Freiberger Reviere, auch Zink. 1857 wurden 38,363 Ctr. Blende mit einem Gehalt von 12,945 Ctr. Zink, 1077 Pfd. Silber und 9 Ctr. Kupfer verkauft und dafür 17,950 Thlr. bezahlt.

Wie bei den Silbererzen, zeigt sich auch bei den Zinnerzen ein geringerer Gehalt, da 1839 786,645 Ctr. Erz, 1858 dagegen 821,020 Ctr. gefördert wurden, während der Gehalt von 2526 auf 2404 Ctr. herabgegangen ist. Dagegen ist der Werth im Durchschnitt von 29,86 auf 37,56 Procent gestiegen. Von dem Ertrage des Zinnbergbaues fallen 80 Procent auf Altenberg, der Rest auf Marienberg und Schwarzenberg. Dagegen gehört der Kobalt- und Nickelbergbau in den letzten Jahren fast ausschließlich dem Schwarzenberger Reviere an; auf Marienberg kommen nur wenige Procente. 1825 wurden 5651 Ctr. Kobalt- und Nickelerze verkauft und dafür 99,875 Thlr. bezahlt, 1858 dagegen 3955 Ctr. im Werthe von 73,229 Thlr. Die größte Production (6988 Ctr.) fällt in das Jahr 1844 und der größte Werth (146,966 Thlr.) in das Jahr 1846.

Eine erfreuliche Steigerung macht sich in der Production der Eisenerze bemerkbar. Diese betrug 1825 249,392 Ctr. im Werthe von 28,758 Thlr., und 1858 1,092,720 Ctr. im Werthe von 127,158 Thlr. Davon kommen 82 bis 85 Procent auf das Schwarzenberger Revier, das westliche Erzgebirge und das Voigtland 8 bis 12 Procent, auf Altenberg, 3 bis 5 Procent auf Marienberg und 2 bis 3 Procent auf Freiberg.

Der Werth sämmtlicher gewonnenen Producte des Kobaltbergbaues betrug 1856 1,773,002 Thlr., 1857 1,875,358 Thlr., 1858 1,820,599 Thlr. und 1862 1,795,063 Thlr., davon kamen 1858 auf die silberhaltigen Erze allein 80,89 Procent. An der Gesammteinnahme waren 1858 betheiligt: Marienberg mit 0,81 Procent, Altenberg

mit 5,93 Procent, Schwarzenberg mit 12,48 Procent und Freiberg mit 80,78 Procent.

An Ausbeute wurden vertheilt 1856 98,653 Thlr., 1857 104,738 Thlr. und 1858 120,672 Thlr. Auch hier steht das Freiberger Revier wiederum oben an. Sein Antheil allein ist im stetigen Steigen begriffen und beläuft sich auf respective 75,18, 76,48 und 90,8 Proc. Im Altenberger Reviere sank die Ausbeute von 19,712 Thlr. auf 9472 Thlr., obgleich sie in dem Zwischenjahr auf 20,480 Thlr. gestiegen war. Im Schwarzenberger Reviere sank die Ausbeute stetig von 3630 auf 1632 Thlr. Marienberg zahlte 1856 4143 Thlr., 1857 1585½ Thlr. und 1858 gar keine Ausbeute.

An Zubußen mußten gezahlt werden 1856 115,710 Thlr., 1857 141,237 Thlr. und 1858 163,186 Thlr. Dazu kommen noch an Einzahlungen der Eigenthümer respective 94,388, 150,903 und 182,436 Thlr., und an Vorschüssen aus den oben gedachten Cassen respective 119,800, 100,550 und 120,839 Thlr. Von den selbstgezahlten Einschüssen fallen 7,43 Procent auf Altenberg, 28,19 Procent auf Marienberg, 28,21 Procent auf Freiberg und 36,17 Procent auf Schwarzenberg; bei den Vorschüssen sind dagegen bedacht worden: Altenberg mit 0,21 Procent, Marienberg mit 42 Procent, Schwarzenberg mit 15,04 Procent und Freiberg mit 84,23 Procent.

Die Hüttenwerke des Erzgebirges, in denen die Metalle aus den Erzen dargestellt werden, bestanden 1858 aus 3 Silber- und Bleihütten, 1 Zinkhütte (seit 1857), 9 Zinnhütten, 1 Saigerhütte mit Kupferhammer, 1 Nickelfabrik (seit 1850), 1 Wismuthhütte und 13 Eisenhütten mit 14 Hohöfen. Seit 1847 sind 1 Zinnhütte und 4 Eisenhütten mit 4 Hohöfen eingegangen, ohne daß dadurch aber die Production beeinträchtigt worden wäre, im Gegentheil ist die Zahl der Hüttenarbeiter seit 1844 von 3056 auf 3739, also um 22,35 Procent gestiegen. Bei den Silberhütten beträgt die Steigerung der Mannschaften 61,78 Procent, (von 484 auf 783) und bei den Eisenhütten 16,52 Procent (von 2488 auf 2899). Die größte Zahl der beschäftigten Hüttenarbeiter (4736) fällt in das Jahr 1856; davon kommen auf die Silberhütten 864 und auf die Eisenhütten 3691 Mann.

Die großartigsten metallurgischen Anstalten des Erzgebirges sind die Silberhütten bei Freiberg. Früher existirte noch eine Silberhütte bei Schwarzenberg; sie ist aber neuerdings eingegangen, weil der Rauch derselben höchst zerstörend auf die nahen Waldungen wirkte. Jetzt werden sämmtliche Silbererze auf den Muldenerhütten bei Freiberg, die förmlich eine kleine Stadt bilden, verarbeitet. Die Amalgamirwerke, die bereits 1857 von drei auf das eine berühmte zu Halsbrücke reducirt worden waren, sind eingegangen, da man seit der Einführung der sinnreichen Pattinson'schen Methode das Quecksilber zum Ausziehen des Silbers aus den Erzen entbehren kann. Das Silber wird hierbei dem Erze durch Blei entzogen und letzteres auf dem Treibheerde oxydirt, bis auf dem zurückbleibenden Silber noch die letzte dünne Schicht von Bleiglätte (Bleioxyd) verschwindet, das sogenannte Blicken des Silbers eintritt. Durch das Pattinsoniren wird das Abtreiben des Bleies bedeutend beschleunigt und in Folge dessen auch die Verluste an Blei sehr verringert. Wenn man nämlich das silberhaltige geschmolzene Blei fortwährend umrührt, so daß es nur langsam erkalten kann, so bilden sich bei einer gewissen Temperatur, die dem Schmelzpunkte des Bleies sehr nahe liegt, auf die Oberfläche desselben Krystalle von Blei, die sich zu Boden setzen und sehr arm an Silber sind, während sich der Silbergehalt in dem flüssig gebliebenem Blei verhältnißmäßig angereichert hat.

Auch bei Freiberg sind die Klagen über die schädliche Wirkung des Hüttenrauches, der Blei-, Antimon-, Zinkoxyd und arsenige Säure als staubförmiges Pulver und schweflige Säure, Salzsäure, und Chlor als Gase mit sich führt, auf die Felder sehr alt. Deshalb genossen die dadurch beeinträchtigten Gemeinden in früherer Zeit einen Steuererlaß, der aber bei der Einführung der neuen Grundsteuer in Wegfall kam. Die seit 1846 begonnene Veränderung in dem Hüttenbetriebe steigerte diese Klagen von Jahr zu Jahr, da durch die jährliche Vermehrung der Röstöfen, Flammenöfen und offenen Röststätten nicht allein die Menge der verarbeiteten Erze bedeutend gesteigert wurde, sondern auch die Einführung der Steinkohlenfeuerung die Verarbeitung von armen Erzen, an deren Verwerthung man früher gar nicht denken konnte, verstattete, und grade diese Erze sind ungemein reich an den obenge-

nannten schädlichen Stoffen, die mit dem Rauche davongehen und sich später auf die Felder niederschlagen.

Da die westlichen Luftströmungen in der Freiberger Gegend vorherrschen, so leiden die östlich von den Hüttenwerken in einer Ausdehnung von zwei Stunden Länge und einer Stunde in der Breite liegenden Felder am meisten von dem Rauch. Von 10,986 Morgen pflügbaren Landes in diesen Gemeinden wurden beschädigt 1855 29,53 Proc., 1856 39,39 Proc. und 1857 36,82 Proc. Nicht allein daß die Entwicklung der Pflanzen selbst durch den Hüttenrauch beeinträchtigt wird, sondern auch das Futter wirkt wegen des daran haftenden Staubes sehr schädlich auf das Vieh. In 20 Pfund Heu von einem Orte, der stark vom Rauch betroffen worden, fand man mittelst der chemischen Analyse 3¾ Loth concentrirte Mineralsäure, 2½ Quentchen Bleioxyd und ⅓ Quentchen Arsenik.

Die Petitionen an den sächsischen Landtag von 1859 — mit zusammen 429 Unterschriften — geben hierüber interessante Belege. In einer Gemeinde mußten innerhalb eines Jahres (1855 — 1856) von dem Gesammtrindviehstande (232 Stück) 46 Stück (also 19,83 Procent) als krank verkauft, 9 Stück (3,88 Procent) geschlachtet und 5 Stück (2,16 Procent) gradezu verscharrt werden. Für diese 60 Stück wurde noch nicht ⅓ des normalen Werthes gelöst. Im folgenden Jahre mußten wiederum 45 Stück verkauft, 21 Stück geschlachtet und 3 Stück verscharrt werden. Der Milchertrag war gegen die normalen Verhältnisse um 52,22 Procent geringer, so daß sich der jährliche Verlust auf 2400 Thaler belief. Die Gemeinden, welche am härtesten betroffen wurden, haben daher ihren Viehstand auf die Hälfte verringern müssen. Die öfters erneuerte Einführung fremden Viehes war ohne Nutzen, da dasselbe nach zwei Jahren ebenfalls dem ungesunden Futter unterlag.

Am deutlichsten spricht sich der Nothzustand jener Gemeinden darin aus, daß diejenigen Grundstücke, die in den letzten Jahren von 1859 nothwendigerweise verkauft werden mußten, fast allein um die Hälfte oder gar noch tiefer unter dem Taxwerthe weggingen. Da die Ursachen dieses Nothzustandes stetige sind, so stand eine gänzliche Verarmung dieser Gemeinden in Aussicht, da die Entschädigung, welche die Regierung gewährt (1855 bis 1857 16,310 Thlr.), kaum 20 Procent der wirklichen Verluste deckt. Seitdem aber sind großartige Anlagen ausgeführt worden, wodurch dem Hüttenrauche wenigstens ein großer Theil der schädlichen Bestandtheile entzogen werden soll, und dann ein riesiger Schlot, der den so gereinigten Rauch so hoch in die Luft führen soll, daß die noch vorhandenen schädlichen Gase unwirksam gemacht werden.

In Verbindung mit den Freiberger Silberhütten steht die Saigerhütte Grünthal, auf der das von jenen ausgebrachte Kupfer verfeinert wird.

Das Ausbringen der Freiberger Silberhütten belief sich 1844 auf 35,723 Pfd. Silber (Werth 1,045,412 Thlr.), 429¼ Ctr. Kupfer (Werth 9873 Thlr.), 3405¼ Ctr. Blei (Werth 18,185 Thlr.) und 5711 Ctr. Bleiglätte (Werth 31,694 Thlr.). 1858 wurden producirt 11½ Pfd. Gold, das Gold wird, wie schon angeführt, nicht aus besonderen Erzen gewonnen, sondern ist in den Silbererzen mit enthalten, (Werth 4975 Thlr.), 62,744 Pfd. Silber (Werth 1,861,545 Thlr.), 1808 Ctr. Kupfer (Werth 69,723 Thlr.), 54,011 Ctr. Blei (Werth 269,825 Thlr.) und 21,005 Ctr. Glätte (Werth 121,343 Thlr.). Außerdem lieferte die neue Zinkhütte 1858 noch 102 Ctr. Zink aus 531 Ctr. Erzen; sicher aber wird dieser Theil des Freiberger Hüttenwesens in Zukunft eine größere Rolle spielen.

Nach 1844 traten die großen Erweiterungen und Umgestaltungen der Freiberger Hütten und der in diesen sonst gebräuchlichen Arbeitsmethoden ein. Die Bedeutung dieser Aenderungen läßt sich aus folgenden Angaben ersehen. 1844 wurden 200,235 Ctr. Erze verarbeitet, 1858 dagegen 472,296 Ctr. Die Bezahlung dafür belief sich 1844 auf 863,739 Thlr. und 1858 auf 1,620,955 Thlr., dagegen beträgt der Werth der gesammten Production 1844 1,103,164 Thlr. und 1858 2,327,411 Thlr. Das Verhältniß der beiden Jahre stellt sich bei der verarbeiteten Erzmenge = 1 : 2,36, bei der Bezahlung = 1 : 1,88 und bei dem Werth der Production = 1 : 2,11. Der Verbrauch an Steinkohlen und Coaks steigerte sich während dieser Zeiten von 147,110 Ctr. auf 598,760 Ctr., also um das Vierfache.

Die Zinn- und Wismuthproduction wird von den Bergbaugesellschaften selbst betrie-

ben. Von den beiden alten großen Altenberger Gewerkschaften „Zwitterstock's tiefer Erbstolle" und „vereinigt Feld im Zwitterstock" liegen Nachrichten vor bis zum Jahre 1686. Die Ausbeute an Zinn belief sich in den 140 Jahren bis zum Jahre 1825 im Durchschnitt auf jährlich 1555 Centner. Der Durchschnittspreis eines Centners Zinn ist während dieses Zeitraumes von 22⅓ auf 31¾ Thaler gestiegen, 1825 betrug die Zinnausbeute 2799 Centner, im Werthe von 88,872 Thaler und 1858 2404 Centner, im Werthe von 90,289 Thaler. Die höchste Production (2936 Centner) fällt in das Jahr 1830 und die niedrigste (1548 Centner) in das Jahr 1849. Die jährliche Durchschnittsproduction in dem Zeitraum 1825/58 beläuft sich auf 2475 Centner.

Die Wismuthproduction ist seit 1825 von 46 Centnern, im Werthe von 1935 Thalern auf 172 Centner (Werth 13,556 Thaler) gestiegen. Die höchste Production fällt in das Jahr 1851 (224 Centner). Die jährliche Durchschnittsproduction betrug 119 Centner.

Die Verarbeitung der Kobalterze auf Smalte (oder durch Kobalt blaugefärbte Glasmasse) wurde früher durch drei gewerkschaftliche und zwei fiscalische Werke betrieben, in der neuesten Zeit aber sind jene und diese je zu einem Werke consolidirt worden. Noch im Anfange unseres Jahrhunderts hielt man die Blaufarbenwerke für felsenfest begründet. Sie waren frei von der Veränderung des Geschmacks, des Luxus und der Mode und wenn auch durch Krieg oder Handelskrisen eine zeitweise Beeinträchtigung eintreten konnte, so mußte nothwendig nach Beendigung derselben wiederum ein Aufschwung stattfinden, da die Producte der Blaufarbenwerke zu den unentbehrlichsten gehörten. In einem gewissen Sinne gilt dies noch heute, in der Porcellan- und Glasmalerei, sowie in der Töpferei- zu den bekannten Glasuren, können die Kobaltpräparate durch nichts ersetzt werden, aber dennoch haben die Blaufarbenwerke durch die Erfindung des künstlichen Ultramarin, das weit schöner und billiger ist als die Smalte, eine sehr empfindliche Beeinträchtigung erfahren. Durch diese Concurrenz wurde man gezwungen, den Anforderungen der Zeit Rechnung zu tragen und neben den alten Producten noch neue zu fabriciren, z. B. Kobaltultramarin und Kobaltgrün. Das erste kommt zwar dem besten Ultramarin sehr nahe, ist aber viel theurer und dann haftet auch ihm, wie allen Kobaltfarben, der Makel an, daß es bei künstlichem Licht schmutzig-violett erscheint. Aller Anstrengung ungeachtet sind die Blaufarbenwerke seit 1825 rückwärts gegangen. Während in diesem Jahr noch 12,314 Centner Blaufarbenproducte aller Art fabricirt und gar 14,055 Centner im Werthe von 413,405 Thalern verkauft wurden, belief sich 1858 die Production nur auf 8132 Centner und der Verkauf gar nur auf 6925 Centner im Werth von 224,963 Thalern. Dazu kommen noch an Kobalt- und Nickelspeise im Durchschnitt jährlich 342 Centner im Werthe von 26,713 Thalern.

Seit 40 Jahren hat nun wohl das Nickel eine Verwendung in der Neusilberfabrication gefunden, aber dadurch ist schwerlich der Verlust, den die Blaufarbenwerke durch das künstliche Ultramarin erhalten haben, aufgewogen worden. Früher stellte man das metallische Nickel selbst auf den Blaufarbenwerken nicht dar, sondern begnügte sich nur damit, den Nickelgehalt in der Speise anzureichern. Seit 1851 hat man jedoch jährlich durchschnittlich 157½ Centner Nickelmetall fabricirt, deren Werth aber nicht angegeben ist.

An Roheisen wurden 1825 nur 63,188 Centner producirt, 1858 dagegen 263,727 Centner. Diese nicht unerhebliche Steigerung der Eisenproduction ist fast allein auf Rechnung der Königin-Marienhütte bei Zwickau zu setzen, auf der in zwei Hohöfen das Roheisen mittelst Coaks erzeugt wird. 1844 wurden hier 11,505 Centner Roheisen (9,98 Procent der Gesammtproduction) erzeugt, 1855 dagegen 88,462 Centner (48,04 Procent der Gesammtproduction). Während die Gesammtroheisenproduction in dem Zeitraum von 1844 bis 1855 um 59,66 Procent gestiegen, ist die Holzroheisenproduction um 7,85 Procent zurückgegangen, die Coaksroheisenproduction dagegen um das 7,69fache gestiegen.

In den Zinnhütten und den Blaufarbenwerken wird als Nebenproduct noch Arsenik gewonnen, dessen Werth in dem Zeitraum 1840 bis 1850 im Durchschnitt jährlich 20,000 Thaler betrug, aber in neuerer Zeit wohl erheblich gestiegen ist. In den Vitriolhütten wurden jährlich für 4- bis 6000 Thaler fabricirt, aber diese Fabrication ist

in neuester Zeit sehr herabgegangen. Auf den Freiburger Hütten wurden jährlich für 2- bis 3000 Thaler Düngersalz, Quicksalz, Mutterlaugensalz, Alaun und Schwefel als Nebenproducte gewonnen. Mit dem Aufhören der Amalgamation (1857) ist aber diese Production gleichfalls fortgefallen. An die Stelle derselben ist die Erzeugung von Schwefelsäure aus der beim Rösten der Kiese und Blenden sich entwickelnden schwefligen Säure, Schwefelarsenik, Glaubersalz und Vitriol getreten, worüber aber genauere Angaben nicht vorliegen.

Seit dem Jahre 1531 hat man dem Erzgebirge nicht weniger denn 44,770 Centner Silber abgerungen und seit dem 12. Jahrhundert schätzt man die Silberausbeute auf 90,000 Centner im Werth von 250 Mill. Thaler. Im Grunde ist diese Ausbeute doch nur eine winzige zu nennen, den Californien und Australien liefern uns heute eine gleiche Summe in je 3 bis 4 Jahren. Selbst in Mexiko ist die Silberproduction, so herabgekommen das Land auch ist, immer noch um mehr als das 21- und in Chile um mehr als das 3fache größer, aber dennoch zeigt auch das Erzgebirge, daß der Bergbau auf edle Metalle keinen Segen bringt. In den früheren Jahrhunderten, wo das Erzgebirg noch in den oberen Regionen, d. h. in geringer Tiefe, reiche Schätze bot, übte es eine große Anziehung aus. Wie es von der Alchemie hieß:

> Wer im gemeinen Dienst dem Staat nichts nützen kann,
> Wer jung, als Passagier, sein Hab und Gut verthan,
> Will nun im Müßiggang, aus Gläsern, Rauch und Kohlen,
> (Schaut doch dies Wunderwerk) des Schadens sich erholen,

so klagt auch Agricola, daß gemeiniglich die auf das Bergwerk laufen, die viel schuldig sind und nichts zum Bezahlen haben, oder Kaufleute, die Bankerott gemacht haben, oder solche die nicht sonderlich Lust zum Arbeiten haben. Wenn auch nicht Alle die Schätze fanden, die sie suchten, so waren in jener Zeit doch die Lohnverhältnisse sehr gut, aber leider wurde wegen des großen Verdienstes auch viel durchgebracht. Martin Luther sagt: Berggut sei zwar eben so gut Geld als anderes wohl erworbenes Gut, allein die Bergleute legten ein wenig zu viel auf, und weil es häufig und in Freuden einkomme, so gehe es gewöhnlich mit Haufen und mit Schalle wieder weg und werde ihnen unter den Händen zu Wasser. Wegen der großen Ueppigkeit, die sich überall kundgab, wollten die Gewerken den Bergknappen den Lohn abbrechen, aber da erhoben diese 1496 auf dem Schneeberge einen großen Aufstand, der zwar durch den Zuzug der Bürger aus Zwickau und dem Voigtlande gedämpft wurde, aber nach zwei Jahren wiederum zum Ausbruch kam.

Heute kann man allerdigs den Bergleuten im Erzgebirge den Vorwurf der Ueppigkeit nicht machen. Wenige Fabrikarbeiter, über die das von Lassalle entdeckte eherne Gesetz seine Geißel schwingt, führen ein so erbärmliches Leben wie die Bergleute im Erzgebirge trotz ihrer schweren Arbeit. Kartoffeln und Kaffee, d. h. ein Getränk, das diesen Namen mit Unrecht führt, oder bei dem, wie es hier scherzhaft heißt, auf 16 Tassen höchstens 15 Bohnen kommen, sind die wichtigsten Lebensmittel, die fast drei Mal des Tages auf den Tisch kommen. Mit einer Flasche des herzlich schlechten Getränkes, das man hier Kaffee nennt, in der Tasche wandert der Bergmann zur Grube und bei Tausenden dieser Arbeiter geht während der ganzen Woche kein anderes Getränk über die Lippen. Höchstens nur am Sonntage kann man sich ein Glas Bier spenden und höchstens für diese wenigen Tage ist auch ein Fleischgericht zu erschwingen, d. h. vielleicht ½ Pfund für eine Familie von fünf Personen. Der Fleischverbrauch im Erzgebirge ist ein so winziger, daß 1851 in Schneeberg und Scheibenberg jährlich nur 22 Pfund Fleisch auf den Kopf kamen, in Johanngeorgenstadt 20, in Eibenstock und Jöhstadt 17½ und in Schwarzenberg noch nicht 16 Pfund.

1847 wurden an 7080 Bergarbeiter 625,044 Thaler Löhne gezahlt und 1856 an 8992 Mann 899,933 Thaler, das sind pro Mann nur 88,20 und 100,08 Thaler. Ein solcher Lohn verlockt freilich nicht. Die Bergleute recrutiren sich nur aus sich selbst, indem in der Regel der Sohn den Beruf des Vaters ergreift, sobald er die Schule verlassen hat. Auf der untersten Stufe, beim Beginn der Lehrzeit, wird die Schicht, eine achtstündige Arbeit, mit 2,8 bis 5,1 Sgr. bezahlt. Der höchste Lohn, den der Bergmann nach abgelegtem Meisterstück erreichen kann, beträgt 15 Ngr. für die Schicht. Allerdings kann

der Bergmann seinen Lohn dadurch steigern, daß er statt 8 Stunden 12 Stunden arbeitet, aber immerhin bleibt sein Verdienst, wie die Durchschnittssätze darthun, ein kärglicher.

Durch einen vierjährigen Besuch der Freiberger Bergschule, in der während der arbeitsfreien Zeit der Unterricht unentgeltlich ertheilt wird, ist dem Bergmann Gelegenheit gegeben, die für die höheren Stufen in der bergmännischen Rangordnung erforderliche theoretische Bildung zu erlangen. Dann avancirt der Bergarbeiter (Knappe) zum Gänghäuer, Steiger und zuletzt zum Obersteiger, aber immer bleibt der Verdienst ein ziemlich unbedeutender. 1847 waren unter den 7359 Mannschaften 74 Gänghäuer, 132 Steiger und 62 Obersteiger und diese erhielten durchschnittlich 134, 156 und 200 Thaler. 1856 hatte sich der Lohn dieser höheren Chargen bis auf 187, 190 und 243 Thaler verbessert.

Der Lohn der Hüttenarbeiter ist wenig besser, obgleich die Arbeit wegen der Ofengluth und der schädlichen Dämpfe doch viel beschwerlicher ist. Ein Aufwärter und Röster erhält 10 bis 12 und ein Schmelzer 14 Ngr. für eine zwölfstündige Arbeit. Die Arbeiter bei den Hohöfen in den Eisenhütten stehen sich weit besser.

Trotz des kärglichen Lohnes bleibt aber der Bergmann seinem Berufe treu, wenn schon er manche andere Arbeit, minder beschwerlich und gefährlich und doch lohnender, finden könnte. Ueberhaupt mangelt es hier dergestalt an Arbeitern, daß beim Ackerbau und den Eisenbahnbauten nicht wenige böhmische Einwanderer beschäftigt sind. Was den Bergmann am meisten an seinen Beruf fesselt, ist die Gewißheit, bis an sein Lebensende durch denselben versorgt zu werden und selbst nach seinem Tode auch die Seinen nicht verlassen zu wissen. Der Regalbergbau und das fiscalische Hüttenwesen zeichnen sich nämlich durch eine große Sorgfalt für Invaliden, Wittwen, Waisen und Kranke aus. Alle Bergarbeiter und Hüttenleute bilden eine große Gemeinschaft, die Knappschaft, und diese eben sorgt für die Unterstützung ihrer bedürftigen Mitglieder. Das Vermögen der verschiedenen Knappschaftscassen, zu denen die Arbeiter und Gewerken steuern, ist in dem Zeitraum von 1846 bis 1858 von 183,246 Thalern auf 334,000 Thaler angewachsen, während die jährliche Einnahme derselben von 55,998 Thalern auf 102,213 Thaler gestiegen ist. 1846 wurden an 681 bergfertige Arbeiter, 2402 Wittwen und 1399 Waisen 43,123 Thaler an Bergalmosen vertheilt und für 707 Kranke und Beschädigte 5275 Thaler Curkosten verausgabt. 1858 erhielten 1501 bergfertige Arbeiter und 4744 Wittwen und Waisen 73,737 Thaler an Bergalmosen, während die Curkosten für 4795 Personen 13,459 Thaler betrugen.

Der kärgliche Lohn der Bergleute im Erzgebirge datirt schon von langer Hand, aber dennoch war man gegen Ende des vorigen und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts, wo unsere volkswirthschaftlichen Ansichten noch nicht die Kinderschuhe ausgetreten hatten, durch die Millionen, welche der Silberbergbau alljährlich abwerfen sollte, so geblendet, daß man den Segen des Bergbaues nicht genug hervorheben konnte und nicht müde wurde, eine Erweiterung desselben zu fordern. In den Augen der begeisterten Lobredner war der Bergbau die sicherste und ergiebigste Hilfsquelle des Landes und die Pflicht eines jeden guten Unterthan war es, solche nicht versiegen zu lassen. Man muß heute staunen über die kindlichen Vorschläge, die gemacht wurden, um diesem kränkelnden Schoßkinde wieder auf die Beine zu helfen. Auch hier zeigt sich wieder eine überraschende Analogie zwischen dem Silberbergbau und der Alchemie. Obgleich uns die Geschichte viel zu erzählen weiß von den fabelhaften Reichthümern, die stets den Adepten zu Gebote standen, so war doch durch alle Jahrhunderte hindurch bis in die neueste Zeit die Forderung um Unterstützung des Alpha und Omega aller dieser Abenteurer. Ganz so verhielt es sich auch mit dem Silberbergbau im Erzgebirge. Ja man entblödete sich nicht, für sämmtliche sächsische Unterthanen mit Ausschluß der Kinder unter 10 Jahren eine Steuer von jährlich 2 Groschen pro Kopf vorzuschlagen und von jedem Verkaufe von Grundstücken im ganzen Lande 6 oder auch nur 3 Pfennige von jedem hundert Thalern des Kaufschillings als Unterstützung für den jährlich Millionen abwerfenden Bergbau zu fordern. Außerdem machte man es sämmtlichen Beamten zur heiligsten Pflicht, bei ihrem kärglichen Gehalte zu sparen und diese Ersparnisse dem Bergbau zuzuwenden. Wer dagegen den Segen des vergötterten Bergbaues einzig nur nach den sehr spärlich fließenden Ausbeutethalern

abmaß und an die ewige Zubuße erinnerte, war ein Frevler und offenbarer Bergschänder und gegen diese rief man die Berggesetze an, die gegen ein so schnödes Lästern die größte Ahndung und die härtesten Strafen geboten.

Was der Bergbau dem Erzgebirge für Segen gebracht hat, erkennt man am besten, wenn man die frühere Bevölkerung der Bergstädte mit der heutigen vergleicht und namentlich wenn man die Bewegung der Bevölkerung in denselben während der jüngsten Zeit näher in's Auge faßt. So zählte z. B. Freiberg im 15. und 16. Jahrhundert 30,000 (im Jahr 1540 allein 32,763 Einwohner über 11 Jahre alt), Annaberg und Schneeberg je 12,000 Einwohner, die größtentheils Bergleute waren. 1858 betrug die Einwohnerzahl von Freiberg nur 15,776, von Annaberg 9403 und von Schneeberg 7681. Seit 1834 ist Freiberg um 42,72, Annaberg um 40,41 und Schneeberg um 11,12 Procent gewachsen, aber in dem Zeitraum von 1852 bis 1855 sank die Bevölkerung in Annaberg um 4,86 Procent, in Schneeberg um 3,11 Procent und in Geyer um 5,65 Procent. Die beiden letzteren Städte hatten 1858 die Einwohnerzahl von 1852 nicht wieder erreicht und bei Johanngeorgenstadt währte das Sinken der Bevölkerung auch noch 1858 an (um 6,54 Procent gegen 1852).

Wie ganz anders stellt sich dagegen das Wachsthum der Industriestädte in Sachsen. Meerane ist seit 1834 um das 2,67fache, Crimmitzschau um das 2,54fache, Zwickau um das 2,37fache, Glauchau um das 2,25fache, Chemnitz um das 1,92fache, Reichenbach um das 1,90fache, Plauen um das 1,64fache und Zittau um das 1,44fache gewachsen.

Während man noch zu Anfang unseres Jahrhunderts ziemlich verächtlich auf die Industrie herabsah und der Bergbau und das Hüttenwesen allgemein als die ergiebigste Quelle für die Wohlfahrt des Landes galt, sind letztere heute von manchen Industriezweigen weit überflügelt worden. So beschäftigte die Baumwollenspinnerei bereits 1831 10,000 Arbeiter und 1845 12,000, die Baumwollenweberei 1845 sogar 70,000, die Tuchfabrication 1845 10,000 und die Strumpfwaarenfabrication 35,000 Arbeiter. Auch hinsichtlich des Werthes wird der Bergbau und die Hüttenproduction von der Fabrication chemischer Producte, der Spinnerei, Weberei und Strumpfwirkerei bedeutend überragt. 1855 betrug der Verkaufswerth aller Berg- und Hüttenproducte mit Ausschluß des Eisens nur 7,08 Procent des Geschäftsumsatzes der sächsischen Fabrikindustrie. 1850 überstieg der Werth der geförderten Steinkohlen den der Erze bereits um 19,31 Procent und 1858 um das 2,24fache, so daß er nur um 15,75 Procent hinter dem Werth aller Berg- und Hüttenproducte zurückblieb.

Ob der Bergbau überhaupt einen Gewinn abwirft, ist noch sehr problematisch oder auch nicht. Die officiellen Angaben geben hierüber keinen Aufschluß. Indessen existirt für das Jahr 1848 eine Aufstellung der Gesammtausgaben und Einnahmen und diese betrugen resp. 1,136,764 und 1,161,434 Thlr., so daß ein winziger Ueberschuß von 24,699 Thlr. bleibt. Aber als Reingewinn kann diese Summe nicht gelten, da ein bedeutendes Capital in dem Bergbau niedergelegt ist und auf Verzinsung Anspruch macht.

Unter diesen Umständen ist an eine Erweiterung des Bergbaues im Erzgebirge, der übrigens seit Jahrhunderten auf demselben Gebiete umgeht und eher eine Raumeinschränkung als eine Ausdehnung erfahren hat, nicht zu denken, wenn auch in der neuesten Zeit vielfach auf die Schätze, die in dem noch unverritzten Gebirge, das einen einen weit größeren Raum umfaßt als das, auf welchem der Bergbau wirklich betrieben wird, liegen sollen, hingewiesen worden ist. „Ausbeute" und „Zubuße" sind die beiden Wörter, deren Bedeutung Jedermann unter allen bergläuftigen Redensarten am allerehesten lernt, und in dem Zeitalter von „Sollen und Haben" findet man an der Ansicht, daß der Bergbau keinesweges der Ausbeute wegen zu betreiben sei, keinen Geschmack mehr.

Zur Entstehung einer bedeutenden Industrie an Ort und Stelle hat die Gewinnung der Metalle im Erzgebirge nicht Veranlassung gegeben. Das Silber eignet sich an und für sich wenig zur Verarbeitung; es wandelt in die Münze, also aus dem Gebirge fort, da die Münzstätten der Bergstädte längst aufgehoben worden sind. Eine geringe Menge Gold und Silber wird in Freiberg zum Ueberziehen von Kupferdraht verwendet und dieser wieder zu Spitzen, Borden und Tressen. Mit der Anfertigung dieser leonischen Waaren, in denen die Theaterhelden und Prinzessinnen glänzen, waren 1846 in drei Fa-

briken 635 Arbeiter beschäftigt und für 1855 wird der Werth dieser Waaren auf 100,000 Thlr. angegeben. Jetzt schätzt man die Zahl der Arbeiter auf 700.

Das bei der Gewinnung des Silbers abfallende Blei geht größtentheils als solches oder als Glätte in den Handel. Ein Theil wird aber im Erzgebirge zu Schrot und in neuerer Zeit auch zu Draht und Röhren verarbeitet. 1855 wurden verkauft 3654 Centner Schrot (Werth 30,617 Thlr.) und 406 Centner Bleiröhren und Draht (Werth 4115 Thlr.), 1858 dagegen resp. 3997 und 1035 Centner (Werth resp. 28,246 und 9254 Thlr.)

Mit der Saigerhütte Grünthal ist ein Kupferhammer und Walzwerk verbunden, zu deren Beschäftigung aber das im Erzgebirge gewonnene Kupfer nicht ausreicht. Die Anfertigung von Kupferwaaren aller Art hat sich in neuerer Zeit bis über 6000 Centner im Werthe von mehr als 250,000 Thlr. gesteigert. Außerdem ist noch die Gelbgießerei in Olbernhau zu erwähnen. Früher bestand hier noch ein Staniolwerk, das aber eingegangen ist. Wenn schon der Zinnhausrath im Erzgebirge bei den mittleren Classen heute noch in größerem Ansehen steht, als es in anderen Gegenden der Fall ist, so ist an eine Verarbeitung dieses Metalles im Großen nicht zu denken. Die Zinngießerei gehört zu den Gewerben, die immer mehr ihrem Verfalle entgegen gehen. In dem kurzen Zeitraume von 1836 bis 1849 hat die Zahl der Zinngießer im Königreich Sachsen von 940 auf 135 abgenommen. Ein nicht unbedeutender Theil des hier gewonnenen Zinnes wird in der Weißblech- und in der Blechlöffelfabrication verwendet.

Das Wismuth gelangt als solches in den Handel, während wohl das meiste aus den Blaufarbenwerken hervorgehende Metall in zwei Fabriken in Neusilber verwandelt wird. Ein Theil dieses Neusilbers wird von den Kunsttischlern in Johanngeorgenstadt zu eingelegten Arbeiten verwendet. Wichtiger ist die Verfeinerung und Verarbeitung des Eisens. 1858 existirten fünfzehn Eisengießereien aus zweiter Hand und diese lieferten 93,853 Centner Gußwaaren und dazu kommen noch 48,141 Centner, die direct durch Hohofenguß angefertigt worden sind. Der Gesammtwerth der Gußwaaren betrug 660,402 Thlr.

Die Umwandlung des Roheisens in Stabeisen wurde 1858 in siebzehn Werken betrieben. Von 1825 bis 1855 ist die Erzeugung von Stabeisen von 33,968 Centner auf 701,797 Centner gestiegen. Für den Handel bestimmt waren im letzteren Jahre 236,851 Centner (Werth 1,148,496 Thlr.) und 1858 298,926 Centner (Werth 1,317,581 Thlr.). Auf die Königin-Marienhütte kommen 1855 allein 92,62 Procent der Stabeisenproduction.

Trotzdem das Erzgebirge überreich ist an bedeutenden Eisensteinlagern von anerkannter Güte und nicht zu großer Entfernung davon auch reichlich mit Steinkohlen gesegnet ist, so daß also alle Bedingungen zu einer gedeihlichen Entwicklung des Eisenhüttengewerbes gegeben sind, und zwar in einem solchen Grade, wie sie anderswo grade nicht immer vorkommen, spielt die Eisenproduction doch nur eine untergeordnete Rolle, die um so auffälliger ist, wenn wir die eigene Production mit dem Verbrauch im Lande vergleichen. Da Sachsen auf dem Gesammtgebiete der Industrie mit so glänzendem Erfolge arbeitet, so werden hier auch an das Eisenhüttengewerbe größere Anforderungen gestellt als in anderen deutschen Ländern. Während der Eisenverbrauch im deutschen Zollverein sich 1850 auf 21,94 Pfund pro Kopf der Bevölkerung belief, betrug er in Sachsen 31,39 Pfund und davon wurden nur 7,59 Pfund oder 24,18 Procent, also noch nicht ¼ durch die inländische Eisenproduction gedeckt. Hiernach hätte Sachsen 1850 statt 147,988 Pfund 611,993 Centner erzeugen müssen, um nur den Bedarf im eigenen Lande zu decken. Und dabei wäre von einer Ausfuhr noch gar nicht die Rede.

Fordert dieser Umstand schon dringend auf zu einer Aenderung der Dinge, so noch mehr der Nothzustand des Erzgebirges. Um diesen zu lindern, hat man verschiedene Industrien dort eingeführt, aber sie ruhen nicht auf natürlichen Grundlagen und deshalb hat Cotta Recht, wenn er von der Industrie des Erzgebirges sagt, daß sie als ein zweideutiger Segen für das Land und nur als ein Palliativ gegen den Hunger anzusehen sei. Grade dem naturwüchsigsten Industriezweig, das wohl 1000 Jahre alte Eisenhüttengewerbe hat man fast ganz außer Acht gelassen, obgleich Sachsen wegen der günstigen natürlichen Bedingungen berufen ist, einen bedeutenden Absatzmarkt mit seinem Eisen und den

daraus gefertigten Fabricaten zu versorgen. Statt dessen aber wird in Sachsen eine nicht unbedeutende Menge Eisen aus Schlesien und dem Fichtelgebirge eingeführt und verarbeitet.

Mit der Stabeisenverfeinerung beschäftigen sich zehn Werke, die 1858 10,746 Centner Zain-, Bandeisen u. s. w. im Werthe von 69,726 Thlr. verkauften. Blechhütten waren vier im Gange, und diese lieferten 1858 8561 Centner Schwarzblech und 571 Centner Weißblech im Werthe von 79,254 Thlr. Die stärkste Blechfabrication 13,281 Centner fällt in das Jahr 1846. Die eine Drahthütte scheint schlechte Geschäfte zu machen, da sich ihre Production seit 1843 von 760 Centnern auf 33 Centner und im Werthe von 15,200 Thlr. auf 356 Thlr. vermindert hat. Seit 1853 besteht auch eine Stahlfabrik im Erzgebirge, die vorwärts zu kommen scheint. Die Production ist bis 1858 von 41 Centner auf 1127 Centner gestiegen, dem Werth nach von 564 Thlr. auf 13,082 Thaler.

Wie wenig Gewicht man sonst im Erzgebirge auf das Eisenhüttenwesen legt, geht daraus hevor, daß erst seit 1846 auf der „weltberühmten" Akademie zu Freiberg besondere Vorlesungen über die Eisengewinnung gehalten werden. 1858 blieb die Eisenhüttenproduction nur um 19,06 Procent hinter der Gesammthüttenproduction zurück und nur um 7,05 Procent hinter der Silberproduction.

Das Gezähe, das Geräth der Bergleute, erfordert eine große Menge Eisen, so daß die Anfertigung und Instandhaltung desselben eine große Zahl von kräftigen Armen beschäftigt. Außerdem sind noch die Nagelschmiede, Nadler und Blecharbeiter reich im Erzgebirge vertreten.

Von den 561 Nagelschmiedmeistern, die 1819 in Sachsen vorhanden waren, kamen 1850 auf Scheibenberg (44), Elterlein (34), Schwarzenberg (19), Zwönitz (12), Johanngeorgenstadt (11) und Grünhain (7) zusammen 127. Die Gesammtzahl der Meister, Gesellen und Lehrlinge betrug 611. Dieses Gewerbe hat aber in der neueren Zeit sehr unter der Concurrenz der weit billigeren Maschinennägel gelitten, so daß diese Beschäftigung nur noch einen Hungerlohn abwirft. Von 1810 bis 1840 hat sich die Zahl der Meister in den genannten erzgebirgischen Orten von 31 auf 114, also um das 3,67fache vermehrt, und selbst bis 1850 hat noch eine Steigerung von 11,40 Procent stattgefunden, obgleich sich schon in Grünhain, Schwarzenberg und Zwönitz ein Rückgang bemerklich macht. Selbst 1856 hat die Zahl der Meister noch in Elterlein und Zwönitz um je einen zugenommen, während die Gesammtzahl um 9,45 Procent abgenommen hat. Um den Anforderungen der Zeit Rechnung zu tragen, sind bereits zu Wildenthal, Mittweida und Elterlein einige kleine Nagelfabriken errichtet worden, bevor man aber nicht für billigeres Brennmaterial sorgt, kann dieses Gewerbe hier nicht zu rechter Blüthe kommen.

Ein ähnliches Geschick hat die Nadler betroffen, die namentlich in Oberwiesenthal zahlreich waren. Ein Nadler verdient heute kaum einen Thaler in der Woche, so daß er offenbar Hunger leiden müßte, wenn nicht der Verdienst der Frauen und der Ertrag eines kleinen Feldstückes Zuschuß gewährte. In Oberwiesenthal ist daher die Zahl der Meister seit 1810 von 45 auf 23 und in Zwönitz von 12 auf 6 gesunken, während sie in Johanngeorgenstadt stationär geblieben ist (11). Der Gesammtrückgang beträgt also 41,18 Procent.

Wie die Nagelschmiede leben auch die Blecharbeiter am dichtesten in den Dörfern um Schwarzenberg. 1849 zählte man hier deren 683 und zwar in Schönhaide 188, Leuter 155, Bernsbach 155 und Beierfeld 122. Außerdem wird dieser Industriezweig auch noch in Eibenstock und Umgegend, sowie in der Gegend von Schneeberg und Grünhain betrieben. Man fertigt vorzugsweise Ofenröhren, Kaffeetrommeln und andere Wirthschaftsgeräthe, namentlich Blechlöffel, von denen das Erzgebirge jährlich 300,000 Dutzend liefern soll. Mit diesen Waaren wird ein bedeutender Hausirhandel getrieben. In Eibenstock und Schönhaide hat zwar die Zahl der Innungsmeister bedeutend abgenommen, aber dennoch ist das Gewerbe nicht im Rückgang begriffen, da auf dem Lande nicht allein die Zahl der Meister, sondern auch die der Gesellen zugenommen hat. So betrug z. B. die Zahl der zu den Innungen in Eibenstock, Schneeberg und Grünhain gehörenden Landmeister 1840: 80, 1850: 148 und 1856: 166.

Auch diese Industrie ist Hausindustrie.

Bei der Löffelfabrication ist aber die Theilung der Arbeit eingeführt. Jeder einzelne Löffel geht nicht weniger als dreiundzwanzig Male durch verschiedene Hände. Ein Plattenschmied, der die rohen nicht ausgetieften Löffel anfertigt, fertigt mit seinem Gesellen täglich 25 Dutzend solcher Platten und erhält für das Dutzend 4 Ngr. Dasselbe Quantum liefert auch der Hohlmacher täglich und verdient dabei 6 bis 10 Ngr. Ob aber diese Industrie noch lange wird gegen die eigentliche Fabrikindustrie Stand halten können, ist sehr fraglich. Bereits besteht eine kleine Fabrik dieser Art, in der alle Arbeiten in einem einzigen Locale ausgeführt werden, zu Lauter, und wie es den Anschein hat, droht die bessere Beschaffenheit dieser Waare der Hausindustrie sehr gefährlich zu werden.

Rundschau.*)

I. Nekrologie und Biographie.

Moritz von Beurmann. Im dritten Bande (S. 792.) gaben wir eine Biographie des kühnen Reisenden, der auf dem von Vogel selbst eingeschlagenen Wege dessen Schicksal festzustellen suchte, und sind jetzt leider zu einer Todesanzeige gezwungen. Auf seiner Reise durch die Sahara hatte Beurmann besonders Nachforschungen über den Wüstensand und die Grenze der tropischen Regen angestellt. In Briefen an Ehrenberg und Barth finden sich darüber Mittheilungen. Bei Marade begegnete er zuerst dem Plateausystem, das im ganzen Nordafrika in einer ungeheuren und mächtigen Entwicklung auftritt. Es bildet dort einen nach Südwesten zu ausspringenden Winkel, dessen äußerste Klippen inselnartig in die Ebene vortreten Die Fluth dieser Klippen weist reichlich Muschellinien auf, und jenseits derselben befinden sich Sanddünen, die augenscheinlich durch Wasserfluthen, nicht durch den Wind hier aufgehäust sind. Diese Gegenwart von Muschelbänken und Sanddünen am Fuße der Hochebene von Marade bestärkte Beurmann in der Annahme, daß der Meerbusen der Syrte einst viel weiter in das Land gereicht, und daß das ganze System von südöstlich und nordwestlich laufenden Höhenzügen, welches auf der Hochebene von Marade auftritt, mit zu seinem Bereiche gehört habe. Sandproben der Wüste, die Beurmann in fünfzehn Papierpäckchen an Ehrenberg einsandte, ergaben das wichtige Resultat, daß bis in die Gegend von Murzuk die libysche Nordwüste in ihren Sandoberflächen, nicht vorherrschend aber vereinzelt eingestreut, Polythalamien der Küste als Kalktheilchen führt, daß aber südlich von Murzuk das ganze Wüstenplateau bis Kuka nur quarzsandig ohne Polythalamien erscheint. Ueber die Grenze der tropischen Regen urtheilte er, daß die Scheidelinie bei dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse dieser Gegenden und bei dem gänzlichen Mangel an Messungen, die wenigstens ein Jahrzehnt fortgesetzt werden müßten, nicht zu bestimmen sei. Wolle man indeß jetzt schon eine Linie ziehen, welche die Grenze des regelmäßigen durch die Luftströmung bedingten Regenfalles bilde, so müsse man dieselbe wenigstens bis zum 21 Grade nördlicher Breite hinaufrücken, wenn nicht gar bis zum Wendekreise selbst.

Mehrere Briefe von ihm gingen verloren, namentlich die, in denen er über einen westlichen Seitenausflug von Bilma nach der zuvor von keinem Europäer betretenen Oase von Gebado oder Gado ausführlich berichtete. Was wir darüber besitzen, ist nur eine ganz kurze Stelle eines Briefes an den Engländer Reade vom 20. September 1862, in dem er diesen Ausflug eine „sehr schlimme Reise durch die fürchterliche große Wüste" nennt. Auf der Weiterreise traf er am Brunnen Agadem mit einem flüchtigen Prinzen von Wadai zusammen, der den herrschenden Sultan zu entthronen sucht. Obgleich Beurmann Alles daran liegen mußte, mit dem Letzteren auf einen freundschaftlichen Fuß zu kommen, ließ er sich von dem Thronprätendenten Empfehlungsbriefe

*) „Unsere Tage" haben sich die Aufgabe gestellt, das Leben der Gegenwart in allen seinen Beziehungen übersichtlich und unparteiisch darzustellen. Um diesen Zweck ganz zu erreichen, werden wir von jetzt an in jedem Hefte den größeren Artikeln, welche die Dinge in ihrem Zusammenhange auffassen und erschöpfend darstellen, kleinere Mittheilungen anschließen, die theils Nachträge zu jenen Artikeln bringen, also das darin Erzählte bis auf die Gegenwart fortführen, theils sich mit Einzelnerscheinungen beschäftigen sollen, die auch eine Rolle in der Tagesgeschichte beanspruchen dürfen, aber keinen so weiten Raum einnehmen, daß eine ausführliche Beleuchtung gerechtfertigt wäre. Durch diese Mosaik sollen die Lücken ausgefüllt werden, die zwischen unsern Artikeln blieben.

nach Wadai mitgeben. Nach jenem Reiche wollte er sich unmittelbar begeben, und zwar von Kuse aus, einem Brunnen an der Westgrenze von Kanem. Dieses Vorhaben scheiterte jedoch an der Feigheit seiner Diener, von denen Keiner selbst durch Verdoppelung des Gehalts zu bewegen war, ihn zu begleiten. So mußte er wider seinen Willen nach Kuka gehen, und wurde dort mit großer Zuvorkommenheit und Ehrenbezeugungen empfangen. Die politischen Verhältnisse zwischen Bornu und Wadai waren für seine Reisepläne augenblicklich sehr günstig, da die beiden Reiche in den friedlichsten Verhältnissen standen. Trotzdem äußerte der Scheich in einer Privatunterredung, die Leute in Wadai seien von einem sehr schlechten Charakter. Als Beurmann kurz darauf von einem Ritte zurückkehrte, hörte er, daß er nicht reisen dürfe, der Scheich verböte es ihm. Der Grund für dieses Verbot war ein triftiger: in Kanem, über das der beste Weg nach Wadai führt, war ein Aufstand ausgebrochen.

Da die beiden andern Wege nach Wadai, die es gibt, für zwei Monate durch Ueberschwemmungen ungangbar gemacht wurden, so füllte Beurmann die Zeit durch einen Ausflug nach Jakoba aus. „Am 13. December" (1862), schrieb er von Kuka an Barth, „kam ich hierher zurück, mit einer Gesundheit indeß, die, fürchte ich, wenig für die Folge verspricht, da es mir nicht einmal möglich gewesen ist, einen ordentlichen Bericht über diese meine fast dreimonatliche Thätigkeit zu Stande zu bringen. Auch in pecuniärer Beziehung hat mir diese Reise große Verluste eingebracht, denn ich verlor auf derselben ein Pferd und drei Kamele, so daß es mir nur mit Aufopferung eines Theils meiner eignen Waffen möglich ist, nach Wadai aufzubrechen." Am 26. December 1862 trat er die Reise wirklich an, wurde jedoch auf der zweiten Tagereise von einigen seiner Diener beraubt und verlassen; sogar seine Uhr nahmen sie mit. In größter Verlegenheit kehrte er nach Kuka zurück, und verschaffte sich von einem arabischen Kaufmann Geld. In der ersten oder zweiten Januarwoche 1863 brach er wieder nach Wadai auf. Den Rath eines ehemaligen Dieners von Dr. Vogel, nach Keskaua zu gehen, und dort die Erlaubniß des Sultans von Wadai zu erwarten, vernachlässigte er. Die erste weitere Nachricht, die man über ihn erhielt, meldete seinen Tod. Da sie unbestimmt lautete, nicht einmal die Todesart angab, so konnte man noch Hoffnung hegen. Leider bestätigt eine spätere Mittheilung, daß daß Beurmann die große Zahl der Opfer vermehrt, welche Afrika von der Wissenschaft gefordert hat. Sie stammt von einem Courier, vor dessen Abgang nach Murzuk eine Karawane aus Wadai die Nachricht mitbrachte, daß „der Christ" gleich jenseits der Grenze auf Befehl des Sultans getödtet worden sei. Der Sultan von Bornu hielt den Courier nun so lange zurück, bis zwei Boten, die er nach Wadai schickte, zurückgekehrt waren. Sie bestätigten die Ermordung Beurmann's und brachten sein Gepäck nach Kuka zurück. — Beurmann zählte achtundzwanzig Jahre, als er diesen schrecklichen Tod fand. Mit dem Muthe, der ihn trieb, aufrechten Hauptes in die Höhle des Löwen zu gehen, verband er einen rastlosen Eifer, der Wissenschaft zu nützen. Schon krank und äußerst geschwächt, hegte er bei seiner Abreise nach Wadai den Plan, den allerschwierigsten Rückweg zu wählen, den nämlich, der durch die fürchterliche und deshalb von Europäern gemiedene Osthälfte der Wüste nach Benghazi führt.

Johann Friedrich Böhmer, geboren im Jahre 1795 zu Frankfurt am Main, war der Sohn eines Mannes, der als Director der reichsstädtischen Canzlei und als Vertreter mehrerer oberrheinischen Kreisstände sich ein bedeutendes Vermögen erwarb und auf den Sohn vererbte. Dieser konnte daher bei seinen Studien seiner Vorliebe für das deutsche Alterthum freien Spielraum lassen. 1823 schrieb der Freiherr von Stein aus Frankfurt an Spiegel: „Ich hoffe, wir gewinnen einen hiesigen Gelehrten, der Liebe zur Wissenschaft mit vieler Bescheidenheit und äußerem Anstand verbindet, und dem der Besitz eines eigenen bedeutenden Vermögens die nöthige Unabhängigkeit verschafft." 1830 wurde Böhmer erster Stadtbibliothekar von Frankfurt. Den kleinen Gehalt, der mit dem Amt verbunden war, verwendete er stets zu Gunsten der Bibliothek und lehnte standhaft jede Vermehrung ab, die ihm zu gute gekommen sein würde. Vorher hatte er Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich und die Niederlande gemacht, und Archive und Bibliotheken durchforscht. Als Forscher

und Schriftsteller half er mit Pertz die neue historische Schule begründen, deren Verdienst in der sorgfältigsten Behandlung der Quellen besteht. Die Stuttgarter Fontes rerum germanicarum erhielten von ihm mehrere Aufsätze und Abhandlungen über ältere deutsche Geschichtschreiber. Seine größeren Werke sind: Urkunden der römischen Könige und Kaiser. — Die Reichsgesetze vom Jahre 900 bis 1400. — Urkundenbuch der Reichsstadt Frankfurt. — In den letzten Jahren seines Lebens arbeitete er am Register des Erzbisthums Mainz, und vollendete das schwierige Werk beinahe ganz. Am 22. October 1863 schloß sein thätiges, der Geschichtsforschung so nützliches Leben. In seinem letzten Willen hat er J. Ficker, Arnold und Janssen mit der Herausgabe seines literarischen Nachlasses beauftragt.

Karl Friedrich von Liel, baierischer Kriegsminister. Am 12. Mai 1799 wurde dem Appellationsrath v. Liel in Coblenz ein Sohn geboren, der, von dem Rufe des baierischen Cadettencorps angelockt, in dasselbe eintrat und in baierische Kriegsdienste überging. Liel wurde mit Leidenschaft Artillerist und erfand eine Laffette, die sowohl auf dem Hauptwall und in den Casematten und Festungen, als bei Belagerungsarbeiten verwendet werden kann. Sie wurde zuerst in Germersheim und dann auch in Ingolstadt, Ulm und Rastatt eingeführt. 1839 zum Generalquartiermeisterstab versetzt, machte Liel mit dem General v. Braur, einem Karlsschüler, mehrere militärische Reisen in's Ausland und wurde 1848 in's Reichskriegsministerium zu Frankfurt beordert. Während des Feldzugs in Baden war er Generalstabschef des Neckarcorps und gewann einen großen Einfluß auf die Operationen. Er wirkte wesentlich mit, daß dieses aus neun Contingenten bestehende Reichsheer Flankenmärsche ausführte, durch die die beiden Neckarufer und Mannheim und Heidelberg ohne Schwertstreich gewonnen wurden. Als Karlsruhe besetzt worden war, drang Liel, vom General Peucker unterstützt, in einem großen Kriegsrath darauf, daß das Neckarcorps seine Flankenoperationen fortsetze, direct auf den Knotenpunkt Donaueschingen marschire und von dort aus den Rücken des Feindes bedrohe. Dieser Operationsplan wurde erst nach mehreren Tagen angenommen und diese Zögerung vereitelte die besten der Wirkungen, die man sich von ihm versprechen durfte. In den folgenden Jahren rückte Liel, der verschiedene Verwendungen fand, rascher vor und trat 1854 als baierischer Bevollmächtigter bei der Militärbundescommission ein. Er bekleidete diese Stelle bis zum Tode des Generals von Spieß, als dessen Nachfolger er am 1. März 1863 das Kriegsministerium übernahm. Nicht lange hatte er dasselbe verwaltet, als er erkrankte. In Badenweiler hoffte er sich zu erholen, erlag aber dort am 7. August seinen Leiden. Er war zweimal verheirathet und hat aus erster Ehe einen Sohn hinterlassen.

Die Siebenbürgener im Reichsrath. Der Eintritt von sechsundzwanzig Abgeordneten Siebenbürgens in den Reichsrath zu Wien verhilft der Februarverfassung freilich nicht zum definitiven Siege, bereitet diesen aber doch vor. Die beiden Männer, welche diesen Erfolg auf Seiten der Regierung hauptsächlich herbeigeführt haben, sind der siebenbürgische Hofcanzler Graf Nadasdy und der Vicehofcanzler Freiherr von Reichenstein. Nadasdy ist ein Magnat von altem Adel und ein Altconservativer. Die Revolution vertrieb ihn aus Siebenbürgen und er kehrte erst nach Haynau's Siegen dahin zurück, um bald darauf den Vorsitz im Urbarialgericht zu Presburg zu übernehmen. Durch strenge Gerechtigkeitsliebe und ein zuvorkommendes Benehmen gegen alle Unterbeamten empfohlen, wurde er am 18. Mai 1857 zum Justizminister ernannt und verwaltete dieses hohe Amt, bis der Rücktritt Kemeny's es wünschenswerth machte, daß er als geschäftskundiger und dem Kaiser treu ergebener Mann als Hofcanzler Siebenbürgens eintrete. Im Einverständniß mit dem Minister von Schmerling hat er die siebenbürgischen Angelegenheiten so geleitet, daß der Eintritt der Siebenbürgener in den Reichsrath erfolgt ist. Er ist riesig groß und hager, weshalb in Herrmannstadt eine eigene langgestreckte Art Pfeifenköpfe nach ihm den Namen Nadasdyköpfe erhalten hat. Verheirathet ist er mit einer siebenbürgischen Sachsin, einer verwittweten Gräfin Teleki. — Sein Stellvertreter Freiherr von Reichenstein, Sohn eines österreichischen Generals, hat das Glück, eine eben so geistreiche wie energische Mutter zu besitzen. Die Dame ist noch gegenwärtig in ihren hohen Jahren die Seele einer Actiengesellschaft, die in Herrmannstadt eine chemische Producten-

fabrik besitzt. Der Sohn wurde zuerst genannt, als er 1850 als Gehilfe des Civilcommissairs Eduard Bach die neue Landesorganisation mit entwarf und durchführte. Vor seiner Ernennung zum Vicehofcanzler war er Hofrath bei der Statthalterei in Großwardein und Ministerialrath in Wien.

Der hervortretendste Siebenbürge im Herrenhause ist der Bischof Schaguna. Ein Rumäne und nichtunirter Grieche hat er die Pläne der österreichischen Regierung schon früher immer gefördert und auch 1849 im Sinne der Reichseinheit gewirkt. Die Magyaren, die den Rumänen die Feindschaft der Revolutionszeit nicht vergessen können, haben ihm als einem der genanntesten Führer des Volksstamms Zweideutigkeit zum Vorwurf gemacht. Er habe mit Petersburg geliebäugelt, sagen sie, und nur sein ehrgeiziges Streben nach einem rumänischen Erzbisthum für Siebenbürgen, die Bukowina und das Banat habe ihn wieder gut österreichisch gemacht. Thatsächlich hat Bischof Schaguna die Freiheit der griechischen Kirche gegen das Concordat vertheidigt und bei Uebergriffen eine oppositionelle Stellung genommen, ohne deshalb der russischen Cäsaropapie nahe zu treten. 1860 wurde er in den verstärkten Reichsrath berufen und führte in demselben Jahre eine Deputation nach Wien, die dem Kaiser für die den Rumänen gemachten Zugeständnisse dankte. Er ist geistig bedeutend und äußerlich eine stattliche Gestalt. Neben ihm im Herrenhause sitzen zwei andere Siebenbürgener, Freiherr von Brudenthal, der Nachkomme eines Mannes, der unter Maria Theresia Statthalter von Siebenbürgen war, und Hofrath von Rosenfeld, der wegen der Verdienste, die er sich früher um das Sachsenvolk erworben hat, hochgeachtet wird.

Im Abgeordnetenhause begegnet uns zuerst Konrad Schmidt, Comes (Oberhaupt) der Sachsen, Curator der protestantischen Landeskirche und jetzt Vicepräsident des Hauses. Er ist der Sohn eines Landmannes zu Agnethlen bei Hermannstadt, studirte und wurde dann Anwalt in Hermannstadt. Das Jahr 1848 verfeindete ihn mit seinen Landsleuten, indem er als Abgeordneter in Klausenburg der Union mit Ungarn warm das Wort redete. Die Excesse der Revolution hatten indessen die Wirkung, daß er sich der allgemeinen Sache des Sachsenvolks bald wieder anschloß, und schon 1850 wurde er von der Regierung bei der Neuordnung des Landes als Civilcommissär verwendet und zum Finanzrath ernannt. In den folgenden Jahren wirkte er als Finanzprocurator in Hermannstadt, war zugleich weltlicher Vorstand der evangelischen Landeskirche von Siebenbürgen und trat im September 1861 als Rath bei der Regierung ein. Zur Eidesablegung erschien er im schwarzen Frack und mit einem Cylinder auf dem Kopfe, dem einzigen Exemplar solcher Hüte, welches damals in Klausenburg aufzutreiben war. Wie diese von den Magyaren geächtete Tracht, so war auch die Rede, mit der er sich einführte, ein politisches Glaubensbekenntniß, das sich gegen die Angriffe der Magyaren richtete. Schmidt ist ein sehr talentvoller und in vielen Fächern verwendbarer Mann. — Hofrath Zimmermann ist ebenfalls Jurist und lehrte vor 1848 an der sächsischen Rechtsakademie Siebenbürgens. Obgleich er den Anschluß Siebenbürgens an die deutschen Elemente der Erblande energisch vertrat, ließ er sich beim Ausbruch der Revolution für den Reichsrath in Pesth wählen, um für sein Vaterland zu retten, was noch zu retten sei. Da er sich überzeugte, daß die gehobene Stimmung der Magyaren kein Compromiß zulasse, so trat er nach wenigen Wochen aus. Man beschäftigte ihn nun in Wien und Graf Leo Thun machte ihn zum Vorsteher der evangelischen Abtheilung im Cultusministerium. Er gilt für den eigentlichen Urheber des berühmten Protestantenpatents, das von den Ungarn aus nationalen und politischen Gründen zurückgewiesen, von den Erblanden dagegen mit Begeisterung aufgenommen wurde und zu der heutigen freien Presbyterialverfassung führte. Zimmermann ist Präsident des evangelischen Oberconsistoriums in Wien. — Mit diesen beiden Siebenbürgenern wetteifert an Einfluß auf die sächsische Nation Jakob Rannicher, seit Kurzem Gubernialrath. Er ist 1826 geboren und theilte 1848, als im Mai die Nachricht von den entscheidenden Vorgängen in Pesth nach Hermannstadt kam, die Parole aus: Keine Union. Eine Zeit lang im Wiener Unterrichtsministerium beschäftigt, wurde er Statthaltereisecretär in Hermannstadt und später Gubernialrath. Zu nennen sind unter den Siebenbürgenern des Abgeordnetenhauses außerdem Stadtpfarrer Schuler von Schäßburg, einer der besten Canzelredner des Landes, Barialiu,

Redacteur einer rumänischen Zeitung in Kronstadt, wohl der beliebteste Führer seines Stammes, Schüler von Libloy, Professor an der kaiserlichen Rechtsakademie zu Hermannstadt, und Hofrath von Friedenfels, ein feiner und gewandter Beamter im Ministerium des Innern.

II. Tagesgeschichte.

Japan. Als der Nordamerikaner Perry den ersten Handelsvertrag mit Japan abschloß, der diesen Namen wirklich verdient, galt das östlichste Reich für geöffnet. In der That wurden einer europäischen Regierung nach der andern ähnliche Verträge zugestanden, anfangs unter Schwierigkeiten, nach und nach aber mit freundlicher Bereitwilligkeit. Als nun gar eine japanische Gesandtschaft nach Nordamerika ging und eine zweite bald darauf mit den europäischen Hauptstaaten verkehrt, glaubte man mit Japan mitten in einem internationalen Verkehr modernster Art zu stehen. Europäische Kaufleute strömten nach den Häfen, die ihnen auf den japanischen Inseln geöffnet waren, und wenn der dortige Handel auch nicht die Ausdehnung gewann, auf die man im ersten Augenblicke gerechnet hatte, so ließ sich doch das Beste hoffen. Zeigten sich doch die Japaner höchst lernbegierig, kauften oder bauten Dampfschiffe und verschafften sich in den Vereinigten Staaten Geschütze vom schwersten Caliber. Die europäischen Kaufleute stießen gedoch bald auf allerlei Verkehrshemmungen, die vom bösen Willen der japanischen Behörden zeugten. Mehrere von ihnen, ohne Ausnahme Engländer, ließen sich ihrerseits Verletzungen der Landessitten zu Schulden kommen und suchten angebliche Verluste zu Betrügereien zu benutzen. Ein englischer Consul hat das Verfahren seiner Landsleute selbst als ein schamloses bezeichnet. Man durfte sich nicht wundern, wenn solche Brutalitäten den Japanern Abscheu gegen die Fremden und Reue wegen der abgeschlossenen Verträge einflößten. Dieses Motiv suchte man denn auch hinter den ersten Zeichen japanischer Verstimmung, die sich äußerten. Nicht lange aber, und man bemerkte, daß das Mißvergnügen einen tieferen Grund hatte, und daß seine Träger in einer ganzen Classe zu suchen seien.

In einem größern Artikel (B. 1. S. 333 fgg.) haben wir Alles mitgetheilt, was über die Verfassung und das Ständewesen Japan's vor vier Jahren zuverlässig bekannt war. Wie es indessen scheint, besitzt nicht bloß der Mikado oder geistlicher Kaiser, sondern auch der Lehnsadel eine größere Macht, als man bisher vorausgesetzt hat. Die Ereignisse der letzten Jahre lassen darauf schließen. Die Aristokratie des Landes behauptete, daß der Siogun, der in Jeddo regierende Kaiser, gar nicht das Recht gehabt habe, mit den Fremden Verträge abzuschließen. Die Grundlage des Staats sei durch ihn erschüttert worden. Nach einer Vermuthung, die unter den in Japan lebenden Europäern vielen Glauben gefunden hat, ist durch die wachsende Opposition eine Palastrevolution herbeigeführt und der Siogun gezwungen worden, den in Japan üblichen Selbstmord des Bauchaufschlitzens zu begehen. Sein Nachfolger, unter dem Ueberfälle auf liberale Staatsbeamten vorkamen, sah sich zu der Erklärung genöthigt, daß er keine weitern Verträge abschließen werde und jedes Ueberschreiten des den Fremden eingeräumten Gebiets an ihnen ahnen werde. Zur Erläuterung der letztern Bekanntmachung setzten die kaiserlichen Beamten hinzu: Jokohama, Osaka, Nangasaki und Hakotadi seien sämmtlich Städte des Siogun; diese habe er dem Handel öffnen dürfen, nicht aber das Gebiet der Lehnsfürsten (Daimios), über das ihm keine Verfügung zustehe. Mit Beschränkungen des Verkehrs war der Adel nicht zufrieden, er wollte die gänzliche Vertreibung der Fremden. Nicht Anhänglichkeit an eine politische Verfassung, die ihm die größten Rücksichten auferlegt und seine freie Bewegung nahezu aufhebt, sondern Sorge für seine sociale Stellung trieb ihn zu dieser Forderung. Die Daimios erhalten von den untern Ständen eine sclavische Huldigung, die so weit geht, daß Jedermann eine Straße, welche sie mit ihrem Gefolge bereisen, räumen muß. Der Kaufmanns- und Gewerbestand ist dem Adel gegenüber absolut nichts. Die Anwesenheit fremder Kaufleute, die im Gefühl ihrer eignen Wichtigkeit den Adelsanmaßungen nicht die geringste Beachtung schenkten, konnte oder mußte eigentlich den untern Classen mit der Zeit andere Gesinnungen einflößen. Symptome davon glaubten die Daimios bereits zu bemerken und beschlossen, Alles aufzubieten, ihre privilegirte Stellung zu beschützen.

Das erste Mittel, das sie zu diesem Behuf anwendeten, bestand in Einschüchterung der Fremden. Auf die europäischen Kaufleute wurden Angriffe gemacht und Häuser eingeäschert, in denen Waaren von ihnen lagerten. Als der englische Gesandte Alcock 1861, das ihm durch die Verträge eingeräumte Recht benutzend, eine Reise in's Innere machte, wurde er nach seiner Rückkehr überfallen und entging mit genauer Noth dem Tode. Auch gegen seinen Nachfolger fand im nächsten Jahre ein Mordversuch statt, worauf die fremden Gesandten Jeddo verließen und nach Kanagawa zogen. Inzwischen hatten die Daimios auch noch eine andere Feder springen lassen. Sie waren in den Mikado gedrungen, die von dem Siogun abgeschlossenen Verträge sammt und sonders als ungiltig zurückzuweisen und sich auf die Verfassung zu stützen, die jeden Verkehr mit Fremden verbietet. Der geistliche Herrscher scheint diese Gelegenheit, sich den Theil der Gewalt wieder zu verschaffen, der auf den Siogun übergegangen ist, mit Begierde ergriffen zu haben. Im October 1862 begann eine allgemeine Auswanderung der Daimios ersten und zweiten Ranges aus Jeddo. Sie begaben sich nach Miako zum Mikado, der ihnen als der Mittelpunkt des nationalen Widerstands gegen die Fremden galt, um sich um ihn zu schaaren. Die niederen Classen von Jeddo waren in Verzweiflung, denn sie hatten bisher vom Adel hauptsächlich gelebt. Der Siogun soll dann zum Mikado beschieden, gefangen gesetzt worden sein und sich durch die Flucht gerettet haben.

Nach diesen Vorgängen ließen ernstere Conflicte nicht auf sich warten. Eine englische Gesellschaft, die einen Spazierritt in's Land hinein machte, begegnete dem Fürsten Satsuma und wurde sofort angegriffen, einer der Herren (Richardson) erschlagen. Der englische Gesandte forderte Genugthuung und eine Entschädigung von 125,000 Pfund Sterling für die Familie des Ermordeten. Die Verhandlungen darüber zogen sich lange hin, bis eine englische Kriegsflotte erschien, worauf ein Theil des Geldes bezahlt wurde. Die Mörder lieferte der Siogun nicht aus, weil ihm keine Gewaltmittel zu Gebote ständen, den Fürsten Satsuma zu zwingen, daß er seine Leute dem englischen Gerichte stelle. Die Engländer, deutete die kaiserliche Antwort an, möchten sich ihre Genugthuung von dem Fürsten selbst holen. Die Residenz desselben ist Kagosima, eine Stadt in einer Bucht an der Südseite der Insel Kiusiu. Sieben englische Kriegsschiffe segelten dahin und knüpften Unterhandlungen an, über denen ein Tag verfloß. Am nächsten Tage (15. August 1863) eröffneten die Japaner auf die Flotte, die anfangs hilflos war, weil sie mit einem gegen das Land wehenden Sturm zu thun hatte, aus den schwersten Geschützen ein fürchterliches Feuer. Namentlich über das Admiralsschiff, den Euryalus, entlud sich zwanzig Minuten lang ein wahrer Hagelsturm von Bomben und Stückkugeln. Als die Engländer endlich antworten konnten, verbrannten sie zwar drei Dampfschiffe des Fürsten und die aus Holz gebaute Stadt, vermochten aber den Forts und Batterien nichts anzuhaben. Mit einem Verluste von 60 bis 100 Mann segelten sie ab.

Vorher war eine neue Beleidigung vorgekommen. Auf einer Fahrt durch das Meer zwischen Nipon und Kiusiu wurden ein französisches Schiff und die holländische Fregatte Medusa an einer Stelle, wo die beiden Inseln nahe zusammentreten, von zahlreichen Batterien verrätherisch angegriffen. Französische und nordamerikanische Schiffe gingen auf die Nachricht davon in jene Gewässer, zerstörten die Batterien und verbrannten verschiedene japanische Dschonken. Hier schlugen die Japaner sich schlecht und liefen nach den ersten Schüssen davon. Diese Vorgänge müssen einen Krieg zur Folge haben, wenn man nicht alle Europäer aus Japan zurückrufen und die abgeschlossenen Verträge aufgeben will. Wie aber der Krieg geführt werden soll, ist eine schwierige Frage. Einem Volke, das nichts als eine geringfügige Küstenschifffahrt besitzt, kann man durch eine Hafensperre keinen großen Schaden zufügen. Man wird einen Landkrieg führen müßen, zu dem nach den geringsten Schätzungen 10,000 Mann gehören.

Die deutsche Frage.*)

Wie im Jahre 1848, so geht auch in unseren Tagen ein frischer mächtiger Hauch durch ganz Deutschland, das lebendige Sehnen nach nationaler Einheit und Größe, zwar nicht so leidenschaftlich als damals, aber um so tiefer und selbstbewußter. Nationalverein und Reformverein, Kleindeutsche und Großdeutsche, der deutsche Abgeordnetentag und die Fürstenconferenz in Frankfurt a. M. — sie Alle streben, wenn auch auf verschiedenen Wegen, nach demselben Ziel: Reform der deutschen Bundesverfassung; das innerlichste, unvertilgbare Kraftgefühl der deutschen Nation hat die „deutsche Frage" auf die Tagesordnung der Cabinette, der Volksvertretungen, des Bundestags, der Presse und der Volksversammlungen gesetzt. Und gleichsam, um das Wort zu erfüllen: „Gott verläßt die Deutschen nicht," fällt mitten in die Erregung der durch den Parteikampf erhitzten, durch das viele Reden und Toastiren auf den zahlreichen Festen aber auch abgespannten Gemüther ein Ereigniß, welches zum Handeln auffordert — der Tod des Königs Friedrich VII. von Dänemark und die dadurch herbeigeführte Auflösung der Personalunion der Elbherzogthümer mit Dänemark auf der einen Seite, auf der andern aber der Versuch Dänemarks, Schleswig-Holstein der dänischen Monarchie einzuverleiben und dadurch Deutschland einen deutschen Volksstamm zu entreißen. Dieses Ereigniß brachte sofort den Parteihader zum Schweigen und durch ganz Deutschland erschallt der einmüthige Ruf nach energischer Wahrung deutschen Rechts und nationaler Ehre. Und in der That, die schleswig-holsteinische Frage bietet der deutschen Nation die Gelegenheit, ihre Volkskraft, die Stärke und Leistungsfähigkeit des Nationalwillens zu erproben. Nicht allein gegen den äußern Feind, gegen Dänemark und dessen Beschützer hat das deutsche Volk seine Action zu richten; im eignen Lager befinden sich auch hier die entschiedensten und mächtigsten Gegner seiner Nationalbestrebungen, die Großstaaten Oesterreich und Preußen, welche den undeutschen Londoner Vertrag von 1852 unterzeichnet haben und Miene machen, solchen gegen den unzweideutigen Willen der deutschen Nation aufrecht zu erhalten.

Von der Lösung der „deutschen Frage" hängt die Zukunft Deutschland's ab; es handelt sich — wie auch der Kaiser von Oesterreich im Sommer 1863 offen aussprach — um Reform oder Revolution, um Begründung eines mächtigen großen Deutschland's oder um dessen gänzlichen Zerfall. Darin sind Alle einverstanden; aber über die Mittel und Ziele der Reform gehen die Ansichten weit auseinander. Während die Einen mit der Aenderung in den inneren Einrichtungen des Bundestags, in der Zahl oder Gruppirung der bei demselben vertretenen Staaten und Stimmen, in der Schaffung von neuen Bundesorganen zufrieden sind, verlangen die Andern, daß die fehlerhafte Zusammensetzung des Bundes beseitigt, das thatsächliche Verhältniß geändert werde — Staatenbund oder Bundesstaat ist im Wesentlichen die Streitfrage, die mit der Begründung des Bundestags geboren wurde.

Ob sich die heutigen Reformbestrebungen Ziele gesteckt haben, welche überhaupt auf friedlichem Wege erreichbar sind und bezüglich das Bedürfniß der Nation in der That befriedigen, darüber geben wohl die Erfahrungen der Geschichte einige Auskunft. Betrachten wir daher kurz den geschichtlichen Verlauf der Reformbewegung, um sodann die staatlichen Zustände Gesammtdeutschlands und die Reformversuche, bezüglich die Hauptrichtungen der Reformbestrebungen vom Standpunkte der Realpolitik aus zu prüfen. —

Die Völkerschlacht bei Leipzig war geschlagen; mit Strömen Blut hatte das deutsche Volk seine Befreiung vom schmählichen Joch des französischen Kaisers erkämpft und die Throne seiner Regenten wieder hergestellt; vertrauensvoll erwartete es die Erfüllung der Versprechungen, welche die deutschen Fürsten unter feierlichem Eidschwur gemacht hatten: ein einiges freies Deutschland, einig und groß nach außen, frei nach innen. Und die Fürsten gaben Steine statt Brot, indem sie auf Grund der Bundesacte den deutschen Bund mit dem Bundestage schufen — eine Verfassung, die zwar die Rechte der Bundesglieder sorgfältig in Schutz nimmt, die Souveränetät gewissermaßen verkörpert, die aber Volksrechte und Ansprüche der Nation auf ein gemeinschaftliches einheitliches Deutschland

*) Geschrieben Ende November 1863.

nicht kennt. Das Volk erinnerte nun wiederholt und unter mancherlei Form an das gegebene Fürstenwort, an die Bedürfnisse der deutschen Nation; die Erinnerung an die einstige Größe und Herrlichkeit des deutschen Kaiserreichs, der Unmuth über die getäuschten Hoffnungen erweckte ein inniges Sehnen in der Brust der Patrioten nach Wiederherstellung des Kaisers und Reichs — die deutschen Bundesfürsten antworteten mit Criminaluntersuchungen und Strafen. Viele, die in den Befreiungskriegen mitgekämpft oder durch Wort und Schrift den Volksgeist geweckt hatten zu Muth und Thatkraft, Viele des jüngeren Geschlechts, welche in jenem Geiste erzogen waren und ihm huldigten, verkümmerten im Kerker, Andere suchten sich ein neues Vaterland jenseits des Oceans. Vergeblich waren indessen alle Mittel der Staatskünstler und Diplomaten gegen den inneren Proceß, welcher sich im Leben des deutschen Volkes langsam zwar, aber stetig vollzieht in der Richtung auf freiheitliche und einheitliche Gestaltung Deutschlands. Diese Stimmung des deutschen Volks, welche im Jahre 1813 von Preußen ausgehend, über ganz Deutschland sich verbreitete, wurde genährt und gestärkt auch durch die deutschen „Demagogen," die nach Amerika geflohen waren und dort ein freies und einiges Staatswesen fanden; der schriftliche Verkehr dieser Verbannten, überhaupt der Deutschen in Amerika mit ihren Angehörigen und Geistesverwandten in der alten Heimath trug wesentlich dazu bei, daß der Sinn für Freiheit und Einheit sich immer mehr ausbreitete.

Wie der Stoß eines Erdbebens wirkte die Julirevolution in Frankreich auf alle deutsche Staaten, und überall in den Einzelstaaten ließ sie tiefe Spuren zurück, ohne jedoch die Gesammtverfassung Deutschland's umzugestalten. Von Neuem ergriff der Bundestag Maßregeln gegen die „Demagogen" und ihre Bestrebungen nach Bundesreform, bis der von Frankreich ausgehende Sturm im März 1848 den Bundestag knickte und zu Boden legte; aber nur auf kurze Zeit — die Nationalversammlung, welche am 18. Mai 1848 in der Paulskirche zu Frankfurt zusammentrat, wählte den Erzherzog Johann zum Reichsverweser, und ihm übertrug der Bundestag, ohne dabei der Nationalversammlung zu erwähnen, seine Befugnisse, um solche nach etwa zwei Jahren von ihm zurückzuerhalten.

Weniger in den Großstaaten Oesterreich und Preußen, welche sich selbst zu genügen Anfangs die Miene machten, als in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten war damals die Sehnsucht nach nationaler Einheit und Größe lebendig, bis dann auch namentlich Preußen in die Strömung hineingezogen wurde. In den Tagen der Wahlen zur deutschen Nationalversammlung (April 1848) offenbarte sich der Einheitsdrang des deutschen Volkes in der mehr oder weniger bewußt ausgesprochenen Kaiseridee. Auch bei Beginn der Verhandlungen über die deutsche Reichsverfassung (begonnen am 20. October 1848) war man in der Paulskirche darüber einig, daß an die Stelle der früheren Bundesverfassung, in der zwei Großstaaten, viele Mittel- und Kleinstaaten jeder selbständig und alle uneins gewesen, ein einiges untheilbares, die ganze Nation umfassendes Reich treten müsse. Der Gedanke an eine deutsche Republik mit einem Präsidenten, wie in Frankreich, tauchte zwar auf, fand aber keine genügende Unterstützung, namentlich seitdem die monarchische Gewalt in Wien und Berlin wieder triumphirte. Ebensowenig Beifall fand die Wiederherstellung des alten deutschen Reichs mit einem Habsburgischen oder Hohenzollern'schen Kaiser; denn abgesehen auch von der Unbrauchbarkeit der früheren Reichsverfassung an sich und bei veränderten Zuständen, sah man ein, daß der Großstaat Preußen sich dem Habsburgischen Kaiser ebensowenig unterwerfen werde, wie Oesterreich dem König von Preußen als deutschem Kaiser. Es handelte sich also um die Alternative: entweder Consolidirung des außerösterreichischen Deutschland's unter einem Hohenzollern'schen Kaiser, oder Wiederherstellung des Bundestags in möglichst verbesserter Form, und in dieser Beziehung wurden manche Vorschläge gemacht, z. B. Oberleitung des deutschen Bundes durch ein Directorium, gebildet aus 7, 5 oder 3 der mächtigsten Fürsten, und daneben ein Parlament. Unter dem Einflusse Gagern's gewann die Idee eines engeren deutschen Bundesstaats in Union mit Oesterreich zahlreiche Anhänger, und in Folge dessen entstanden zwei Hauptparteien, die preußische oder kleindeutsche, welche den engeren Bund unter Preußen, und die österreichische oder großdeutsche, welche

ein einheitliches Deutschland mit Einschluß von Oesterreich anstrebte. Jenem Gagern'schen Programm gegenüber erklärte der österreichische Minister Fürst Schwarzenberg (28. December 1848), daß Oesterreich weder seinen Ausschluß vom deutschen Bunde, noch die Abtrennung seiner deutschen Provinzen vom österreichischen Einheitsstaate, um sie dem neuen deutschen Bunde einzuverleiben, zugestehen werde. Auf dem Wege von Separatverhandlungen versuchten Preußen und Oesterreich eine Verständigung; letzteres bestand auf einem Directorium der mächtigsten Bundesfürsten, Eintheilung des Bundes in Kreise und wollte einem Volkshaus nicht entgegen sein. Die Majorität der Nationalversammlung (258 Stimmen gegen 211) entschied inzwischen die Oberhauptsfrage zu Gunsten eines regierenden Fürsten mit dem erblichen Kaisertitel (19. und 25. Januar 1849). Gegen den neuen Erbkaiser protestirten sofort Oesterreich und die Königreiche, außer Preußen, dem die neue Würde zugedacht war, während die kleineren Staaten zustimmten. Mit 290 gegen 248 Stimmen wurde der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum Erbkaiser der Deutschen gewählt (26. März); aber der König lehnte die ihm angetragene Krone ab (3. April). Oesterreich erklärte zwar die Fortdauer des deutschen Parlaments für ungesetzlich und rief seine Abgeordneten zurück, ließ aber den Reichsverweser in Frankfurt, damit derselbe die österreichischen Interessen in Deutschland wahre. Auch Preußen rief (14. Mai) seine Abgeordneten aus der Paulskirche ab und verlangte, daß der Reichsverweser sein Amt in die Hände des Königs niederlege; Erzherzog Johann aber war ein guter Oesterreicher und blieb auf seinem Platze, bis er ihn dem österreichischen Präsidialgesandten am Bundestage abtreten konnte. Als sodann der Rest des Parlaments nach Stuttgart übergesiedelt und daselbst mit Waffengewalt vertrieben war, endlich auch in Freiburg sich aufgelöst hatte, war der Zeitpunkt erschienen, wo das Amt des vom Parlament gewählten Reichsverwesers aufhören mußte; letzterer aber erklärte, daß er allein die einzige für ganz Deutschland gemeinsame Autorität wahre, die deutsche Bundeseinheit repräsentire; daß er seinen Posten nur der Gesammtheit der deutschen Bundesfürsten abtreten dürfe.

Die vom Parlament beschlossene deutsche Reichsverfassung vom 28. März 1849 wurde zwar von den kleineren Staaten anerkannt, von den größeren aber abgelehnt. Nach ihr soll das deutsche Reich aus dem Gebiete des bisherigen deutschen Bundes bestehen (§. 1); das mit einem nichtdeutschen Lande verbundene deutsche Land aber eine eigene, von jenem getrennte Verfassung, Regierung und Verwaltung haben (§. 2). Fürst Schwarzenberg octroirte dagegen für Oesterreich eine Verfassung, welche die Einheit und Untheilbarkeit der Gesammtmonarchie decretirte und die Untrennbarkeit aller österreichischen Länder als Princip aussprach. In dem zweiten Abschnitt der deutschen Reichsverfassung wird Deutschland zu einer politischen und wirthschaftlichen Einheit, als eine Gesammtmacht dem Auslande gegenüber constituirt: die Reichsgewalt hat ausschließlich die völkerrechtliche Vertretung gegenüber dem Auslande auszuüben, über Krieg und Frieden zu beschließen, über die gesammte bewaffnete Macht Deutschlands zu verfügen, den Handel und Verkehr zu Wasser und zu Lande, das Straßenwesen, Posten, Eisenbahnen, Telegraphen, Schiffsahrt und das Zollwesen zu regeln. Der dritte Abschnitt handelt vom Reichsoberhaupte, dem „Kaiser der Deutschen," der vierte vom Reichstage, bestehend aus einem Staatenhause, dessen Mitglieder je zur Hälfte durch die Regierung und durch die Volksvertretungen der betreffenden Staaten ernannt werden, und aus einem Volkshause, den Abgeordneten des deutschen Volkes, zu wählen nach dem Reichsgesetze vom 12. April 1849 betreffend die Wahl der Abgeordneten zum Volkshause. Im fünften Abschnitt wird das Reichsgericht, insbesondere dessen Zuständigkeit behandelt, und der sechste Abschnitt enthält die Grundrechte des deutschen Volkes, welche schon vorher publicirt und in den meisten deutschen Staaten (mit Ausschluß der Königreiche und Oesterreichs) anerkannt waren.

Nachdem das Werk des ersten deutschen Parlaments als gescheitert zu betrachten war, die Regierungen aber gleichwohl das Bedürfniß fühlten, dem Drange des deutschen Volks nach Reorganisation der politischen Verfassung von Deutschland irgend ein Zugeständniß zu machen, berief Preußen einen

Fürstencongreß nach Berlin (17. Mai), woselbst das Bestreben nach einem engeren Bunde unter Preußen alsbald hervortrat. Deshalb schieden Oesterreich und Baiern protestirend aus. Mit Hannover, Sachsen und anderen kleineren Staaten kam dagegen als Provisorium und zu dem Zweck, eine neue deutsche Verfassung zu vereinbaren, das sogenannte Dreikönigsbündniß am 28. Mai zu Stande. Preußischerseits erstrebte man einen engeren Bund ohne Oesterreich mit einem Reichsvorstande (Preußen), einem Fürstencolleg mit 6 Stimmen und einem Parlament mit zwei Kammern, welchen Plan diejenige Partei (Gagern, Dahlmann und deren Anhang), die am 26. Juni eine Versammlung in Gotha abhielt, zu unterstützen bereit war; daher der Name derselben: Gothaer. Preußischerseits wurde deducirt, daß mit der Nationalversammlung auch der Reichsverweser weggefallen und daß Preußen, da weder der alte Bund bestehe, noch eine neue Vereinbarung zu Stande gekommen, berechtigt sei, eine solche Einigung mit jedem deutschen Staate, der es wolle, zu versuchen und sich mit den Vereinsstaaten enger zu verbinden. Oesterreich machte dagegen geltend, daß der alte Bund noch zu Recht bestehe, nachdem der Versuch einer Umgestaltung mißlungen sei, und bestritt die Befugniß zum Abschluß eines engeren Bundes im Bunde — in unseren Tagen aber hält Oesterreich die Bildung eines engeren Bundes unter seiner Aegide für statthaft, sofern es wiederholt erklärte, unter dem Jubel der sogenannten Großdeutschen, daß die im August 1863 in Frankfurt berathene Reformacte in's Leben geführt werden solle, auch wenn Preußen und die übrigen dissentirenden Staaten nicht beitreten würden.

Einen Vermittlungsvorschlag machte Baiern dahin, daß Oesterreich und Preußen im Präsidium des deutschen Bundes abwechseln und die Kleinstaaten nicht mediatisirt, aber je nach ihrer geographischen Lage an die fünf Königreiche vertheilt werden sollten. Diese Aussicht auf Vergrößerung lockte Hannover und Sachsen aus dem preußischen in das österreichische Lager, und damit war das Dreikönigsbündniß gelockert. Um die endgiltige Entscheidung zu vertagen, proponirte nun Oesterreich ein Interim dahin, daß der Reichsverweser sein Amt einer lediglich von Oesterreich und Preußen bestellten Commission übergebe, und nachdem Preußen zugestimmt hatte, trat der Reichsverweser ab und an dessen Stelle das Interim, gebildet aus dem österreichischen General Schönhals und dem preußischen General Radowitz (October 1849).

Preußen verfolgte gleichwohl noch seinen Plan des engeren Bundes und ordnete die Wahlen zum Parlament nach Erfurt an, wogegen Oesterreich mit seinem Anhang protestirte; Hannover, Sachsen und Oldenburg fielen ab. Baiern, Sachsen, Hannover und Würtemberg vereinigten sich über ein Bundesdirectorium von 7 Stimmen (Oesterreich, Preußen, die vier andern Königreiche und beide Hessen vereint als eine Stimme), und Oesterreich billigte diesen Vertrag. So zersplitterten sich die Groß- und Mittelstaaten in Sonderbestrebungen je nach ihrem eigensten Interesse. Trotzdem eröffnete Radowitz das Parlament in Erfurt, dem Simson von Königsberg präsidirte (20. März 1850), um eine neue Bundesverfassung zu berathen und zu beschließen; am 29. April wurde es vertagt, und am 8. Mai sanctionirten die Unionsfürsten jene Verfassung, die nie in's Leben trat. Schon vorher hatte nämlich Fürst Schwarzenberg das Plenum des Bundestags auf den 1. Mai, mit welchem Tage des Interim ablief, einberufen, um durch „dieses allein berechtigte Organ berathen und beschließen zu lassen, was ferner zu thun sei.“ Damit Oesterreich in Deutschland sein Uebergewicht behaupte und bezüglich verstärke, beabsichtigte Schwarzenberg, daß Oesterreich als Gesammtstaat, also auch mit seinen nicht deutschen Bestandtheilen in den deutschen Bund eintrete. Trotz des Protestes von Preußen und seinem Anhang trat das Plenum am 10. Mai, wenn auch unvollständig (die vier Königreiche, Hessen-Darmstadt, Kurhessen, Luxemburg und Holstein), unter österreichischem Vorsitz zusammen, und so war der Bundestag wiederum da, der dann als engerer Bundesrath, also als der wirkliche alte Bundestag am 2. September von Oesterreich, unter Vorbehalt des Zutritts der preußischen Unionsstaaten, auch formell installirt und eröffnet wurde. Somit war die Entscheidung des Streits zwischen Oesterreich und Preußen auf die Unterwerfung des letzteren oder auf Krieg, auf deutschen Bruderkrieg gestellt. Und die „deutsche Frage“ sollte in Kurhessen gelöst werden. Oesterreichischer Einfluß bestimmte den Kurfürsten, von der Union

sich zu trennen und vom auferstandenen Bundestage militärische Hilfe sich zu erbitten behufs Durchführung des Umsturzes der kurhessischen Verfassung — Oesterreich und Baiern schickten ihre Heere nach Kurhessen gegen gesetzes- und eidestreue Beamte, und fremdes Militär bewirkte gewaltsam den schweren Rechts- und Verfassungsbruch, wozu die kurhessischen Soldaten ihre Mitwirkung abgelehnt hatten; Preußen aber entsendete seine Truppen nach Kurhessen, um die „Bundesexecution“ zu verhindern, d. h. um die Union gegen den „Bundestag“ aufrecht zu halten. Es kam zur „Schlacht von Bronzell“ (8. November), und Preußen gab dann den Widerstand gegen die im Namen des Bundes handelnde Coalition von Bregenz ohne Kampf auf und ging nach Olmütz, um sich zu unterwerfen — es entsagte der Union, dem deutschen Parlament, dem Schutz der kurhessischen Verfassung und erkannte den Bundestag an, welchem die „Pacificirung“ Holsteins und die Ausgleichung der noch bestehenden Differenzen auf einer Conferenz in Dresden vorbehalten wurde.

Auf dieser Dresdener Conferenz wurde zu dem schon vorhandenen noch weiteres „schätzbares Material“ für die deutsche Frage geliefert (23. December 1850 bis 15. Mai 1851). Preußen und Oesterreich beanspruchten für sich allein die Entscheidung über Krieg und Frieden, also eine dualistische Spitze des Bundestags, wogegen die Mittelstaaten protestirten; gegen den Eintritt Gesammtösterreich's in den deutschen Bund erklärten sich Preußen und — Rußland, England und Frankreich; Baiern proponirte wiederholt die Trias; Würtemberg verlangte das deutsche Parlament als ein „tiefes Bedürfniß der deutschen Nation.“ Keiner dieser Vorschläge wurde angenommen; das Ende der Verhandlungen zwischen den deutschen Fürsten und Diplomaten in Dresden war, daß man zu dem alten, vielgeschmähten Bundestag einfach zurückkehrte, der dann am 20. Mai 1851 reconstruirt wurde. Aber in allen Kreisen erkannte man mit mehr oder weniger Klarheit, daß damit die nationale Bewegung keineswegs zum endgiltigen Abschluß gelangt sei, daß vielmehr bei dem Fortbestande der gleichen Ursachen über kurz oder lang die gleichen Wirkungen wieder eintreten würden.

War nun auch die Umgestaltung der Bundesverfassung und die Herstellung einer politischen Einigung Deutschland's mißlungen, so brachte doch die große Bewegung der Jahre 1848 und 1849 einige Erfolge auf andern Gebieten des deutschen Culturlebens, namentlich die Einigung der materiellen Interessen in der Gestalt des Eisenbahn-, Telegraphen- und Postvereins, sowie in dem gemeinschaftlichen deutschen Handelsrecht, in der Gewichtseinheit und der wenigstens annähernd hergestellten Münzeinheit. Auf dem wirthschaftlichen Gebiete standen sich die Sonderinteressen der Souveräne und des Particularismus der einzelnen deutschen Staaten nicht so schroff gegenüber, und es gelang hier mehr oder weniger vollständig die Versöhnung der Gegensätze. Alle diese Vereinbarungen kamen zwar — wie bekanntlich Alles, was im nationalen Sinne erstrebt und geschaffen wird — außerhalb des Bundestags zu Stande, sie ruhen aber im Wesentlichen auf dem ihm zu Grunde liegenden Princip, auf der vollen Gleichberechtigung der souveränen Mitglieder ohne Berücksichtigung der Verschiedenheit in deren realen Machtverhältnissen, wie das auch bei dem Zollverein der Fall ist. Gleichwohl haben alle diese Vereine trotz ihrer mangelhaften politischen Verfassung nicht nur für ihren nächsten Zweck Unschätzbares geleistet, sondern auch, indem sie die Einheit der wirthschaftlichen Interessen Gesammtdeutschlands festigten, eine tiefe und breite Grundlage für die politische Einigung gelegt.

Auf der andern Seite ist der deutsche Liberalismus nach dem Scheitern der politischen Reformbewegung von 1848 praktischer geworden; er hat gelernt, daß die Selbstbestimmung des Individuums geübt und zum Bedürfniß geworden sein muß, ehe sie bei der Gestaltung der politischen Verfassung mit Sicherheit und Erfolg angewendet werden kann. Während der politischen Erschlaffung des deutschen Volkes und der Dauer der siegreichen Reaction rief nun der Liberalismus die volkswirthschaftliche Bewegung in's Leben, welche unsere Nachbarn über dem Rhein so sehr in Verwunderung setzt — das Princip der freien Bewegung und Autonomie in volkswirthschaftlichen Angelegenheiten, die sociale Selbsthilfe sind das Banner geworden, um welches sich seit Jahren die Anhänger der nationalen Bestrebungen in Deutschland geschaart haben. So gewinnt das deutsche Bürgerthum, der Träger unserer Zukunft, durch die freie Selbstbestimmung auf dem

wirthschaftlichen Gebiete, durch freie ökonomische Arbeit und ökonomische Reorganisation die sicherste Grundlage für die politische Freiheit und für eine freie politische Verfassung Gesammtdeutschlands.

Als im Jahre 1859 kriegerische Verwicklungen mit Frankreich drohten, kam das Mangelhafte der deutschen Bundesverfassung überhaupt und der Kriegsverfassung insbesondere wiederum zum Bewußtsein und von da an datirt wieder die nationale Bewegung in Deutschland, das Bestreben nach Reform der Bundesverfassung. Diese Bewegung unterscheidet sich aber wesentlich von der des Jahres 1848. Einmal nämlich treten die praktischen Reformbestrebungen im Innersten des Volkslebens, „als der Geburtsstätte einer selbstbewußten und dadurch Alles überwältigenden öffentlichen Meinung“ in den Vordergrund; sodann äußert sich die Bewegung in dem Streben nach Herstellung eines größeren, in sich geschlosseuen Staatswesens, wogegen die Fragen der inneren Entwicklung mehr in den Hiutergrund treten. Es scheint, als äußere der Vorgang in Italien, die Herstellung eines einheitlichen Königreichs durch die Nationalpartei, einigen Einfluß auf den Charakter der deutschen Bewegung.

Anhänger der liberalen und deutsch-nationalen Richtung in Deutschland traten im Jahre 1859 in Eisenach zusammen, um den „deutschen Nationalverein“ zu gründen, gewissermaßen ein Crompromiß zwischen den Demokraten und den Gothaern. Ausgehend von der Ansicht, daß der mächtigste deutsche Staat das Anrecht auf die Leitung der deutschen Angelegenheiten habe, nahm der Nationalverein Preußen als denjenigen Staat in Aussicht, welchem die erste Stelle in dem zu reorganisirenden Bundesstaate gebühre. Darin lag zugleich factisch die Ausscheidung Oesterreichs aus dem neuen Bunde, insofern nicht angenommen werden kann, daß Oesterreich der „preußischen Spitze“ sich unterwerfen oder seine deutschen Provinzen von der Gesammtmonarchie werde abtrennen lassen, um sie dem neuen deutschen Bunde einzuverleiben.

Als Gegner dieser Bestrebungen der „Kleindeutschen“ „vereinigten sich im bunten Gemenge Ultramontane, süddeutsche Particularisten, norddeutsche Aristokraten, Preußenhasser aller Staaten,“ nachdem es den Regierungen nicht gelungen war, den Nationalverein durch polizeiliche Chikanen und Monstreuntersuchungen, worin namentlich die hessendarmstädtischen Behörden Erstaunliches leisteten, vom Leben zum Tode zu bringen. Einig im Negiren des Nationalvereinsprogramms, in der Abwehr der Bestrebungen der Nationalpartei für Aufrichtung eines neuen deutschen Bundesstaats, ließen ihre Ansichten über Bundesreform weit auseinander, und es vergingen drei Jahre, bis die „Großdeutschen,“ wie sich alle Schattirungen dieser Gegner des Nationalvereins nannten, ein politisches Programm aufstellten. Durch die rührige Agitation der Nationalpartei, wozu dann noch der inzwischen gebildete „deutsche Abgeordnetentag“ und die zahlreichen volkswirthschaftlichen Vereine und Congresse kamen, verschwand die „deutsche Frage“ nicht von der Tagesordnung. Einzelne deutsche Regierungen erkannten eine Reform des Bundestags als nicht länger zu verschiebendes Bedürfniß an, und im Sommer des Jahres 1862 überraschte Oesterreich mit seinen Verbündeten (die „Würzburger“) die Welt mit dem Bundesgericht und „Delegirten-Project“ (das sog. Proceßparlament), mit dem Vorschlage, es sollten die Regierungen aus den Landtagen einzelne Sachverständige an den Bundestag abordnen, um einzelne bestimmte Gesetze über Civilproceß u. dgl. zu begutachten! Sofort zündete dieser Gedanke bei den „Großdeutschen“ und sie gründeten im Herbst 1862 in Frankfurt a. M. den „großdeutschen Verein,“ welcher das Delegirtenproject als den Keim zur Größe und Herrlichkeit Deutschlands pries und dafür zu wirken sich verpflichtete. Es entstanden namentlich in Süddeutschland — nicht aber in Deutschösterreich, welches sich der „deutschen Frage“ gegenüber überhaupt ganz passiv verhielt — sog. Reformvereine, die zwar dem Frankfurter Beschluß beitraten, jedoch ohne Erfolg, denn jener Vorschlag der „Würzburger“ war schon im Bundestage selbst abgelehnt, vom deutschen Volke aber mit Entrüstung verworfen worden.

Inzwischen hatte der Nationalverein die Einführung der deutschen Reichsverfassung vom 28. März 1849 in sein Programm aufgenommen und agitirte in dieser Richtung; der deutsche Abgeordnetentag bezeichnete im Herbst 1862 als das Ziel seiner nationalen Bestrebungen den Bundesstaat. Wiederum überraschte Oesterreich das

gespannte Deutschland, indem der Kaiser Franz Joseph die deutschen Bundesfürsten zu einem Congreß nach Frankfurt a. M. berief, und ihnen daselbst die „Reformacte" zur Berathung und Beschlußfassung vorlegte (August 1863). Die Mehrzahl der Fürsten erschien, Preußen aber lehnte seine Betheiligung ab, bezüglich machte sie von Bedingungen abhängig, die Oesterreich verwarf. Der deutsche Abgeordnetentag, welcher gleichzeitig in Frankfurt tagte, constatirte, daß nun auch die Bundesfürsten Zeugniß ablegen von der dringenden Nothwendigkeit der Neugestaltung der bestehenden Bundesverfassung, bezeichnete aber eine Reihe von Bestimmungen der „Reformacte" für sehr bedenklich (namentlich diejenigen über die Delegirtenversammlung), und forderte die Anerkennung vollständiger Gleichberechtigung der beiden Großmächte im Bunde, sowie die Berufung einer deutschen Nationalversammlung nach den Bundesgesetzen vom 30. März und 7. April 1848 zur Berathung und Beschlußfassung über die Reform der Bundesverfassung. Einen entscheidenden Einfluß auf den Fürstencongreß äußerte der Beschluß des Abgeordnetentags nicht; vielmehr beschränkte die Majorität der Fürsten den österreichischen Entwurf in wesentlichen Punkten und ignorirte gänzlich das Verlangen nach Berufung eines die Verfassungsreform mit den Regierungen vereinbarenden Parlaments. Uebrigens stimmten einige der erschienenen Fürsten, namentlich der Großherzog von Baden, der Reformacte principiell nicht bei, und als es schließlich zur Beschlußfassung über das gegen Preußen zu beobachtende Verfahren kam, fielen andere Fürsten ab, so daß die Anhänger der Reformacte fast nur aus Oesterreich und den „Würzburgern" bestanden. Gleichwohl beklatschte und bejubelte der „großdeutsche Verein" im October 1863 zu Frankfurt a. M. die schon zu Boden gefallene Reformacte und ihm folgten die „Reformvereine" in Baiern, Würtemberg, Hannover. Der Nationalverein dagegen erklärte in seiner Generalversammlung zu Leipzig (October 1863), daß die Reformacte in keiner Weise den Ansprüchen der Nation auf Einheit und Freiheit genüge; daß sie die freiheitliche Entwicklung und selbst die constitutionellen Grundlagen der Einzelstaaten gefährde, vorzugsweise durch die Erweiterung der Bundespolizei, die Bestimmungen über die Fürstenversammlung, die Zusammensetzung und Competenz des Bundesgerichts und die Delegirtenversammlung; daß sie alle Gebrechen unserer Gesammtverfassung unter neuen Namen und Formen bestehen lasse, überhaupt nicht einmal eine irgend ausreichende Ausbesserung des bestehenden Staatenbunds enthalte, den politischen Einfluß Oesterreichs und die particularistische Stellung der Königreiche auf Kosten Preußens und der übrigen Staaten verstärke, die volle Souveränetät der Einzelstaaten garantire und die Ausschließung echt deutscher Provinzen bestätige; daß die Durchführung dieser Reformacte kein weiterer Schritt zur Einheit wäre. „Die Nationalpartei hält fest an der Reichsverfassung. Ihr Ziel ist und bleibt die Herstellung eines wahren Bundesstaats. Nie wird sie den Rechtsboden der Nation preisgeben. Nur das deutsche Volk selbst in einem frei gewählten Parlamente kann über sein Verfassungsrecht entscheiden."

Preußen verlangte, ehe es sich auf Verhandlungen überhaupt einlassen wollte, das Anerkenntniß der Gleichberechtigung mit Oesterreich, ein Veto für sich und Oesterreich in Sachen des Kriegs und ein Parlament aus directen Wahlen, welche drei Forderungen von Oesterreich und dessen Anhang abgelehnt wurden.

Da die „Reformacte" als beseitigt zu betrachten sein wird, so genügt es hier, deren Inhalt in flüchtigen Umrissen anzudeuten.

Sie will, aber nur auf der Grundlage des bestehenden Bundesrechts, als neue Organe des Bundes schaffen:

1) Zur Leitung der Bundesangelegenheiten ein Directorium aus 5 Fürsten, bei welcher Gelegenheit Baiern (mit etwa 4½ Millionen Einwohnern), Preußen (mit etwa 18¼ Millionen Einwohnern, von denen 14 Millionen zum deutschen Bunde gehören) gleichgestellt wird;

2) einen Bundesrath aus den Bevollmächtigten der 17 Stimmen des engeren Raths der Bundesversammlung;

3) eine Versammlung der Bundesabgeordneten, gebildet durch Delegation aus den Vertretungskörpern der einzelnen deutschen Staaten, und zwar aus 300 Mitgliedern, von denen je 75 auf Oesterreich und Preußen fallen, obwohl Deutsch-Oesterreich mindestens 1 Million weniger Einwohner als Deutsch-Preußen hat;

4) eine periodische Fürstenversammlung;

5) ein Bundesgericht.

Was insbesondere das Directorium betrifft, so soll dieser Behörde eine ausgedehntere Competenz verliehen werden, als sie der bisherige Bundestag hatte, und es soll für eine Reihe von Gegenständen nicht mehr Stimmeneinheit, sondern Majorität entscheiden.

Nach diesem flüchtigen geschichtlichen Rückblick wenden wir uns nun zum andern Theil unserer Aufgabe, zur Betrachtung der staatlichen Verhältnisse von Deutschland und der auf Reform derselben abzielenden Bestrebungen in ihren Hauptrichtungen. Dabei kommt es darauf an, die Zustände, wie sie nun einmal sind, zu erkennen und nüchtern, mit Ausschluß eines jeden individuellen Vorurtheils für oder dawider, zu beurtheilen.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst das Wesen der deutschen Bundesverfassung und die Wirksamkeit des Bundestags.

Wie seiner Zeit der Regensburger Reichstag, so ist nun der Frankfurter Bundestag der Gegenstand vielseitiger und heftiger Angriffe; wie jener trotz aller Stürme, welche das deutsche Reich heimsuchten und die er theils verschuldet hatte, theils nicht abwenden konnte, Jahrhunderte hindurch bestehen blieb, bis ihn mit dem deutschen Reich die welterschütternde Revolution am Anfange unseres Jahrhunderts hinwegfegte, so überdauerte auch der Frankfurter Bundestag bisher alle Erschütterungen und ein jeder Versuch, ihn zu sprengen oder umzugestalten, endete bisher damit, daß man einfach zu ihm zurückkehrte. Gleichwohl sind alle Stimmen darin einverstanden, daß der deutsche Bundestag und die ihm zu Grunde liegende Bundesverfassung den wirklichen und berechtigten Bedürfnissen der Nation nicht entsprechen — im Jahre 1848 opferten ihn die Bundesfürsten dem einmüthigen Volkswillen, und als jene schon längst wieder im Vollbesitze der Regierungsgewalt waren, erklärten sie es für selbstverständlich, daß bei der Neugestaltung der deutschen Gesammtverfassung vom Bundestage keine Rede sein könne. Gleichwohl wurde er von den Todten erweckt, weil —, nun, weil die thatsächlichen Verhältnisse der deutschen Bundesstaaten sich nicht verändert hatten, diese aber, so lange sie in ihrer Integrität fortbestehen, eine andere Verfassung auf dem Wege der Cabinetspolitik, eine Reform durch die Regierungen, und betreffe sie auch nur die Form des Bundes, nicht möglich erscheinen lassen. Und wiederum in unseren Tagen haben wir es erlebt, daß die Nationalpartei die Beseitigung des Bundestags verlangt, daß nach und nach alle deutsche Regierungen den Stab über ihn brechen, daß selbst der Kaiser von Oesterreich die gänzliche Unbrauchbarkeit und Unhaltbarkeit der deutschen Bundesverfassung anerkennt und zugesteht, daß ihr Fortbestand den Keim der größten Gefahren in sich berge und daß ihre Reform dringlich sei. Ohne Zweifel, auch die Cabinetspolitik will eine Bundesreform; aber es ist ihr mit allen ihren Versuchen nicht gelungen, die Natur der Verhältnisse, deren Ausdruck die Bundesverfassung ist, und damit die letztere selbst zu ändern; es fehlt ihr der Wille und die Fähigkeit, die zur wirklichen Reform erforderlichen Opfer in Wahrheit zu bringen. Alle diese Reformversuche scheiterten und scheitern daher an der eigenthümlichen Macht und Interessenvertheilung zwischen den einzelnen Bundesstaaten, an dem Antagonismus Oesterreichs und Preußens und an der Schaukelpolitik der Mittelstaaten. So lange das Verhältniß bestehen bleibt, daß im Bunde zwei Großstaaten und mehrere relativ selbständige Mittelstaaten nebst einer größeren Anzahl Kleinstaaten, alle mit gleichen Souveränetätsrechten, vereinigt sind, kann von einer wahren Bundesreform nicht die Rede sein.

Es klingt zwar paradox, ist aber doch wahr, eine geschichtliche und politische Wahrheit: die Bundesverfassung entspricht der Natur der deutschen Staatenverhältnisse, der Souveränetät, wie sie sich geschichtlich herausgebildet hat und noch heute lebenskräftig besteht. Die Souveränetät des einzelnen Bundesstaats ist für den Einzelstaat Selbstzweck, der höchste Zweck; dieser Souveränetät ordnet der Einzelstaat alle andern Zwecke unter; er opfert sie sogar, um seine Souveränetät zu erhalten. Indem aber die Bundesverfassung die Souveränetät der Bundesstaaten vollständig anerkennt, paßt sie vortrefflich diesem charakteristischen Zuge der deutschen Einzelstaaten. Und auf diese Souveränetät verzichtet erfahrungsmäßig freiwillig kein Staat, am wenigsten zu Gunsten eines andern; durch

Verträge läßt sich daran nichts ändern; nur eine zwingende Nothwendigkeit, nur Gewalt vermag den souveränen Staat zur Beschränkung oder Abtretung seiner souveränen Vollgewalt zu bestimmen.

Die Bundesfürsten, welche durch ihre Gesandten am Bundestage über Bundesangelegenheiten verhandeln, haben sämmtlich das Interesse, ihre Souveränetät ungeschmälert zu bewahren, und dieses gemeinschaftliche Interesse führt zu Vereinbarungen oder einstimmigen Beschlüssen, so oft es sich um ihre Selbsterhaltung gegenüber einem gemeinschaftlichen Gegner handelt. Man denke z. B. an die freiheitfeindlichen Karlsbader Beschlüsse, an die Bundesgesetze gegen die freie Presse und das Vereinswesen. Nach seiner Natur und seinem Berufe dient der Bundestag der Conservirung der Souveränetät; wo es sich aber um andere Fragen handelt, ist er ohnmächtig. Wer vom Bundestage eine Thätigkeit in national-deutscher Richtung, eine liberale Politik erwartet, verkennt das eigentliche Wesen dieses Organs; Leistungen dieser Art sind unverträglich mit seiner Natur und Aufgabe. Alles was bisher in Deutschland im nationalen Sinne geleistet wurde, geschah deshalb auch ohne den Bundestag: der Zoll-, Eisenbahn-, Telegraphen-, Post- und Münzverein, überhaupt Alles, was nicht den Sicherheitszweck, das Polizeifach betrifft, steht außerhalb des Bundestags. Gleichwohl hat die Cabinetspolitik wiederholt versucht, dem Bundestag auch auf anderen Gebieten Einfluß und Thätigkeit zu verschaffen. Soweit es sich dabei um das deutsche Handelsgesetzbuch handelt, welches übrigens noch immer nicht in allen Bundesstaaten gilt, so wurde dessen Entwurf allerdings durch eine Bundescommission ausgearbeitet; eine solche beschäftigt sich auch mit einem gemeinschaftlichen Civilproceßgesetze. Indessen erwirbt sich der Bundestag durch dergleichen Arbeiten nicht den Ruhm und das Ansehen eines national-politischen Organs von Gesammtdeutschland; das nationale Bedürfniß und Streben der deutschen Nation richtet sich weniger auf die Organisation einer Gesetzgebungsmaschine für Handelsrecht, Civilproceß u. dgl., als vielmehr und wesentlich auf Constituirung Deutschland's als Gesammtmacht dem Auslande gegenüber. Und wenn die Cabinetspolitik auch auf diesem Gebiete eine Bundesreform anstrebte, so war als selbstverständlich vorausgesetzt, daß der Bundestag unter allen Umständen die Functionen der obersten Polizei- und Sicherheitsbehörde auch ferner beibehalte, und daß er daneben zu einiger Macht gelange bei Entscheidung von andern Fragen wichtiger Natur. Aber alle diese Versuche scheiterten und müssen scheitern, weil die vorgeschlagenen Mittel der Reform, insbesondere die Aufhebung der Stimmeneinhelligkeit in wichtigeren Fragen auf einen Verzicht auf die volle Souveränetät hinauslaufen. Und wenn auch durch Vertrag der Souveräne der Stimmenmehrheit die Wirkung beigelegt würde, welche dermalen die Stimmeneinheit hat, so ist doch vorauszusehen, daß die selbständigen Bundesfürsten, insbesondere die von Oesterreich und Preußen diesen Vertrag brechen, der Stimmenmehrheit sich nicht unterwerfen werden, sofern der Majoritätsbeschluß dem Sonderinteresse des betreffenden Großstaats widerspricht. Und wie sollen dergleichen Mehrheitsbeschlüsse gegenüber dem renitenten Mitglied vollzogen werden? Durch Execution? Glaubt man, daß eine Bundesexecution gegen Oesterreich oder Preußen ohne Krieg ausführbar ist? Und es würde sofort ein europäischer Krieg in Frage stehen. Eine Aenderung der bestehenden Bundesverfassung in diesem Sinne ist offenbar keine Reform; eine Bundesverfassung, die zu ihrer Erhaltung die Eventualität eines europäischen Kriegs in Aussicht nehmen muß, verdient nicht einmal den Namen Verfassung.

Es bedarf wohl kaum der ausdrücklichen Bemerkung, daß das vielgepriesene Wort des Kaisers Franz Joseph vom August 1863: Ich bin bereit, mich im Bundestage majorisiren zu lassen! mindestens auf einer Selbsttäuschung beruht, sofern es sich um Majoritätsbeschlüsse handelt, welche gegen das Interesse und die Politik der europäischen Großmacht Oesterreich gehen. Der Großstaat Oesterreich kann als Großstaat einem solchen Beschlusse sich nicht unterwerfen, hat es nie gethan und wird es nicht thun, trotz aller gegentheiligen Versicherungen seines Kaisers. —

Was die Mittel- und Kleinstaaten anlangt, so wird man ihnen eine freiwillige Selbstmediatisirung ernstlich nicht zumuthen — der Verzicht auf das Erforderniß der Einstimmigkeit käme dem Verzicht auf die volle Souveränetät gleich. Wenn aber auch — was

erfahrungsmäßig bisher nie gelang — ein solcher Vertrag zwischen allen Bundesgliedern wirklich zu Stande käme, so würden die Mittelstaaten, falls jener Verzicht praktische Folgen und zwar gegen ihre Sonderinteressen äußern sollte, ohne Zweifel sich dagegen wehren und nöthigenfalls Hilfe bei dem Auslande suchen und auch finden, um ihre Selbständigkeit, d. h. ihre Souveränetät zu erhalten. Wie bei dem Individuum, so bildet auch bei dem Staate die Selbsterhaltung, und diese ist bei den Bundesstaaten gleichbedeutend mit der Aufrechthaltung der Souveränetät, das höchste Interesse. Auch hier würde die neue Bundesverfassung, weil sie gegen den Hauptzug des deutschen Einzelstaats anstößt, nur mit Gewalt zum Vollzug gebracht werden können.

Auch der Regensburger Reichstag erlebte manche Umgestaltung; aber seinen innersten Charakter verlor er niemals, er blieb ohnmächtig auf nationalem Gebiete. Mag der deutsche Bundestag, welcher in dieser Beziehung gewissermaßen nur eine neue Auflage jenes Reichsorgans ist, angepaßt den veränderten Verhältnissen, mag der Frankfurter Bundestag in seiner inneren Einrichtung und Maschinerie so oder so verändert werden, er wird bleiben, was er war — ohnmächtig und unbrauchbar für die Zwecke der nationalen Einheitsbestrebungen.

Die Schilderung, welche K. Fr. v. Moser, der glühende Patriot, von den Zuständen seiner Zeit, des 18. Jahrhunderts, gibt, paßt in mancher Hinsicht auch auf unsere politischen Verhältnisse. „Wir sind," ruft er aus, „Ein Volk, von Einem Namen und Sprache, unter Einem gemeinsamen Oberhaupte, unter einerlei, unsere Verfassung, Rechte und Pflichten bestimmenden Gesetzen zu Einem gemeinschaftlichen großen Interesse der Freiheit verbunden, auf Einer mehr als hundertjährigen Nationalversammlung zu diesem wichtigen Zwecke vereinigt, an innerer Macht und Stärke das erste Reich Europa's, dessen Königskronen auf deutschen Häuptern glänzen — und so, wie wir sind, sind wir schon Jahrhunderte lang ein Räthsel politischer Verfassung, ein Raub der Nachbarn, ein Gegenstand ihrer Spöttereien, uneinig unter uns selbst, kraftlos durch unsere Trennungen, stark genug, uns selbst zu schaden, ohnmächtig uns zu retten, unempfindlich gegen die unseres Namens, gleichgiltig gegen die Würde der Gesetze, eifersüchtig gegen unser Oberhaupt, mißtrauisch untereinander, ein großes und gleichwohl verachtetes, in der That aber bedauernswürdiges Volk." Als Quelle dieses nationalen Unglücks bezeichnen er und der gleichgesinnte Justus Möser die Reichsverfassung — vom schwedischen Kanzler Oxenstierna eine confusio, divinitus conservata genannt, — und das unpatriotische, separatistische Gebahren der deutschen Fürsten; sie verlangten Reform der ersteren durch Einfügung eines demokratischen Elements, welches das monarchische und aristokratische miteinander vermittele und in ihrem Gegeneinanderstreben mäßigen würde; sie forderten Wiederherstellung des altdeutschen Satzes in die Verfassung: de minoribus rebus principes consultant, de majoribus omnes, den dritten Stand, das Unterhaus, d. h. übersetzt in die Sprache der heutigen Nationalpartei: das deutsche Parlament. Aber diese Ansichten und Bestrebungen fanden in jener Zeit ebensowenig Verständniß, wie die Mahnung derselben Patrioten, wenigstens die Territorialverfassungen auszubilden und zu kräftigen, weil darin das einzige Mittel gegen den Mißbrauch der Landeshoheit und zur Herausbildung einer besseren Reichsverfassung liege.

Ist nun auch unsere Bundesverfassung mit dem Frankfurter Bundestag in Ansehung der nationalen Bestrebungen nicht besser als jene Reichsverfassung mit dem Regensburger Reichstage („der nur durch die göttliche Vorsehung gehaltene verwirrte Zustand"), so hat sich doch unser öffentliches Bewußtsein wesentlich gebessert, ein deutsch-nationaler Sinn herausgebildet. Schiller's bekannte Xenie: „Zur Nation Euch zu bilden, Ihr hofft es, Deutsche, vergebens; — Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus!" fand bei der damaligen „gebildeten" deutschen Welt nicht nur keinen Widerspruch, sondern vollen Beifall. Und selbst Lessing konnte unangefochten von sich sagen: „Ich habe von der Liebe zum Vaterland keinen Begriff; sie scheint mir auf's Höchste eine heroische Schwachheit, die ich gern entbehre." Heute und schon seit Jahrzehnten sind alle politischen Parteien Deutschland's vom deutsch-nationalen Gedanken durchdrungen. Und diese Thatsache begründet auch wesentlich die Hoffnung, daß die heutigen Reformbestre-

bungen auf dem nationalen Gebiete von einem besseren Erfolge begleitet sein werden, als die Mahnrufe eines Moser und Möser gehabt haben. —

Es stehen sich nun hauptsächlich zwei Parteien gegenüber, von denen die eine vor allen Dingen Oesterreich als Glied Gesammtdeutschland's auch künftig erhalten will, mithin alle politischen Verbesserungen von der äußeren Gestaltung Deutschland's abhängig macht, während die andere Partei den Bundesstaat erstrebt und dabei die Eventualität des Austritts von Deutschösterreich in's Auge faßt, denselben unter Umständen für wünschenswerth hält, weil es durch seine Verbindung mit dem Osten eine höhere Bestimmung erfülle, als bloß ein Theil Deutschland's zu sein.

Indem die großdeutsche Partei Oesterreich im deutschen Bunde erhalten will, erstrebt sie keineswegs einen nationalen Gesammtstaat, vielmehr bleibt sie auf dem Standpunkte eines völkerrechtlichen, des Staatenbundes, stehen. Consequenter Weise führt das zur Beibehaltung des jetzigen Bundestags oder einer ähnlichen Institution, etwa mit einzelnen Verbesserungen, deren der Bundestag fähig erscheint. Aber dahin geht ja das Streben des deutschen Volkes nicht; Deutschland will sich zu einer Nation im politischen Sinne des Wortes herausbilden, als eine einzige Nation dem Auslande gegenüber auftreten, eine selbständige auswärtige Politik ausüben, und dieses Ziel ist mit Deutschösterreich innerhalb der Grenzen des jetzigen deutschen Bundes nicht zu erreichen.

Die Gesammtmonarchie Oesterreich besteht aus verschiedenen Völkerschaften, die nur durch den gemeinschaftlichen Regenten zu einer Einheit verbunden sind, und das Habsburgische Programm lautet unzweideutig dahin, daß diese Gesammtmonarchie als ein Ganzes erhalten werden müsse, daß aber auch Oesterreich zu Deutschland gehören solle. Als Gesammtmonarchie, als Großstaat, hat Oesterreich seine eigene auswärtige Politik, welche naturgemäß die specifisch-österreichischen Interessen verfolgt und nicht selten den deutschnationalen Interessen widerspricht. Während nun der Staatenbund eine auswärtige Politik nicht zuläßt, solche vielmehr seinen Mitgliedern gestattet, kommt Deutschland unter der Form des Staatenbundes in die Lage, nicht nur keine eigene auswärtige Politik zu haben, sondern von der Politik des österreichischen Großstaats beeinflußt und beherrscht zu werden. Oder glaubt man, Oesterreich werde seine Großmachtstellung aufgeben und von der auswärtigen Politik Deutschlands sich bestimmen lassen? Freiwillig und ohne gewaltsame Umwälzungen gewiß nicht. Dem Wesen nach bedeutet also das großdeutsche Programm: Staatenbund mit österreichischer äußerer Politik, Verzicht auf deutschnationale Existenz. Denn ein deutsches Reichsministerium des Auswärtigen, verantwortlich dem deutschen Parlament, welches entscheidenden Einfluß auf die Weltstellung der deutschen Nation ausübt, neben einem österreichischen auswärtigen Ministerium für Deutschösterreich ist nur denkbar, wenn der österreichische Gesammtstaat zerfallen sein wird. Darauf speculirt aber die großdeutsche Partei nicht. So lange jedoch Gesammtösterreich existirt, wird das deutsche Parlament eine selbständige deutsch-nationale auswärtige Politik nicht schaffen können, mithin ein wirkliches Parlament nicht sein. Und einen erweiterten Landtag nur für innere Fragen — als welcher die offerirte Delegirtenversammlung erscheint, den verbesserten Bundestag mit Scheinparlament — will die nach nationaler Einigung strebende deutsche Nation nicht. *)

Es mag unter den Großdeutschen die Einsicht Eingang gefunden haben, daß eine jede Bundesreform, welche die Doppelstellung Deutschösterreichs zur Gesammtmonarchie und zu Deutschland als Ganzes beibehalten will, unmöglich ist, auf eine Täuschung hinausläuft, und daher mag der Vorschlag rühren, daß Deutschland den österreichischen Besitz garantire, was gleichbedeutend mit dem Eintritt auch der außerdeutschen Staaten in den deutschen Bund ist. Damit würde allerdings die Einheit hergestellt, aber eine für die in-

*) Wie wenig lebendig die geistige Lebensgemeinschaft zwischen Oesterreich und Deutschland ist, zeigt das Verhalten der österreichischen, speciell der Wiener Presse gelegentlich der schleswig-holsteinischen Frage kurz nach dem dänischen Thronwechsel (November 1863). Während deutsche Blätter aller Farben für sofortiges kräftiges Handeln zu Gunsten der Unabhängigkeit Schleswig-Holsteins von Dänemark Partei nehmen, verhält sich die Wiener Presse so, als ginge der Fall Oesterreich nichts an, ja, die „Ostdeutsche Post“ erwartet, daß die Dänen die Einverleibung Schleswigs schnell zur vollendeten Thatsache erheben werden.

nere Freiheit sehr gefährliche. Ein solcher Bund bedeutet einen Bund der Fürsten gegen die Völker, in welchem Oesterreich, als die stärkere, einheitlich organisirte Macht bald die Herrschaft führen, und dadurch die Mittel- und Kleinstaaten, das ganze außerösterreichische Deutschland zur Opposition unter preußischer Leitung bringen, also den Dualismus neu beleben würde. Diese und ähnliche Gefahren scheinen nur vermieden zu werden, wenn an die Stelle der monarchischen Form die republikanische tritt, und letztere hat die großdeutsche Partei in ihr Programm nicht aufgenommen.

Oesterreich selbst hat bekanntlich vorgeschlagen, mit seinen sämmtlichen Provinzen in den deutschen Bund einzutreten. Das Motiv hierzu war wohl die, namentlich im ungarischen Kriege gemachte Erfahrung, daß sein bisheriges Verhältniß zu Deutschland nicht ausreiche zur Geltendmachung seiner specifisch-österreichischen Politik und daß es vorkommenden Falls vortheilhafter sei, auf das übrige Deutschland sich zu stützen und dessen Macht zu benutzen, als wiederum des russischen Beistands sich zu bedienen. Aber für Deutschland kann ein solches Bündniß nicht verlockend sein — dadurch werden die bestehenden Gegensätze nicht aufgehoben, die Sonderinteressen nicht beseitigt, ein Gesammtinteresse nicht geschaffen. Denn nicht der Buchstabe der Verträge, die *Interessen*, welche grade maßgebend sind, die Macht der Verhältnisse sind es, welche neue Formen schaffen. Das sah dann die Wiener Diplomatie auch ein, und sie versuchte und versucht, ihr Ziel auf einem Umwege zu erreichen, durch Begründung einer Gemeinschaft der materiellen Interessen. Zu dem Ende bietet Oesterreich wiederholt eine Zolleinigung mit Deutschland, oder wenigstens einen solche anbahnenden Handelsvertrag an; denn der Handelsverkehr mit Oesterreich auf solcher Grundlage würde factisch zu einer gewissen Garantie seiner Integrität führen. Wurde früher die wahre Absicht dieser Bestrebungen durch die Erklärung zu verschleiern versucht, Oesterreich wolle ja nur den Art. 19 der Bundesacte zu einer Wahrheit machen, so sprechen es die heutigen Staatsmänner in Wien offen aus,*) daß das *österreichische* Interesse und dieses *allein* maßgebend sei bei allen Bestrebungen auf dem Gebiete der Handelspolitik und der Bundesreform gegenüber Deutschland, d. h. zu deutsch, Oesterreich läßt nur solche Verträge mit Deutschland zu, welche dem österreichischen Gesammtstaate die künftige Existenz sichern. Die Herrschaft Oesterreichs ruht auf dem Deutschthum in dem Sinne, daß Oesterreich Oesterreich bleibt, auch wenn diese oder jene Nationalität von ihm abfällt, daß es aber aufhört, Oesterreich zu sein, sobald Deutschland seine nationale Selbständigkeit gegen Oesterreich geltend macht. Habsburg handelt daher nur in seinem eignen berechtigten Interesse der Selbsterhaltung, wenn es die Consolidirung Deutschland's zu einem selbständigen nationalen Staat, wie es auch thut, mit allen Kräften zu vereiteln trachtet. Es kann mithin wohl kaum ein Zweifel darüber sein, daß das Staatsinteresse Oesterreich's und die darin wurzelnde österreichische Staatspolitik und die deutsche Nationalpolitik in ihren Hauptrichtungen auseinandergehen müssen, daß die letzten Endzwecke beider in jedem Falle unversöhnlich sich gegenüber stehen, wo es sich um *Realisirung* der Endzwecke handelt.

Gegen Thatsachen und politische Gründe muß die Gemüthsseite und der persönliche Wunsch zurücktreten. Will Deutschland eine Nation im politischen Sinne des Wortes werden, als eine einige Nation dem Auslande gegenüber mächtig auftreten, so handelt es sich nicht darum, alle durch die Entwicklung der Weltgeschichte vom Mutterstamme getrennten Theile wieder zu vereinigen oder halbgetrennte Theile ängstlich festzuhalten. Vielmehr kommt es darauf an, die homogenen Theile zu verschmelzen, soweit das erreichbar ist, das Uebrige aber zu trennen, wenn es eine innere Nothwendigkeit geworden ist. Und letzteres ist der Fall, sofern wir einen *nationalen Gesammtstaat* bilden wollen — mit Deutschösterreich inner-

*) In der Reichsrathssitzung vom 26. Juni 1863 erklärte Graf *Rechberg*, die österreichische Regierung „lasse das *Interesse und die Machtstellung Oesterreich's* als den *einzigen* Leitfaden ihrer Politik gelten; nicht bloß in der polnischen Frage, sondern in *allen* Fragen, die gegenwärtig zur Sprache kommen (— darunter befindet sich bekanntlich auch die deutsche und die Zollvereinsfrage —), werde sie *nur durch diese und keine andere* geleitet werden.“ Man sollte meinen, daß solche Aeußerungen auch dem fanatischsten „Großdeutschen“ die Augen darüber öffnen müßten, was *Deutschland* in der deutschen Frage von Oesterreich erwarten darf.

halb der Grenzen des jetzigen deutschen Bundes können wir das aber nicht.

Das außerösterreichische Deutschland wird gebildet aus zwei fast gleich großen Hälften, aus Preußen und den übrigen deutschen Bundesstaaten. Nach seiner geographischen Gestaltung, insbesondere wegen seiner westlichen Provinzen am Rhein, vermöge seiner auf materielle und intellectuelle Kräfte gestützten Machtverhältnisse, welche ihm gegenüber den deutschen Mittelstaaten eine einflußreiche Stellung geben, ist Preußen auf eine Politik der Erweiterung seiner Macht angewiesen. Als Großstaat verfolgt Preußen seine eigene Politik, die es in den deutschen und europäischen Fragen zur Geltung zu bringen trachtet und die nicht immer mit der deutschen Nationalpolitik harmonirt. Um nur an Einzelnes aus der neueren Zeit zu erinnern, die in Gemeinschaft mit Oesterreich erfolgte Unterzeichnung des Londoner Protocolls, wodurch die nationale Zukunft eines deutschen Brudervolks arg bedroht wird, die Militärconvention vom Februar 1863 mit Rußland — diese und andere Acte mögen dem Staatsinteresse Preußens als Großstaat entsprechen, dem Nationalinteresse Deutschlands laufen sie zuwider. Schon im vorigen Jahrhundert, insbesondere unter Friedrich II., erkannte die preußische Politik, daß Preußen sich vergrößern, wachsen müsse, um zu bestehen, und daß darin Oesterreich sein entschiedenster Gegner sei; denn Oesterreich, will es nicht seinen Einfluß verlieren, darf Preußen nicht wachsen lassen. Daher datirt, darin wurzelt die Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen. Diese Bestrebungen führten schon im vorigen Jahrhundert zu Sonderbündnissen, die sich auch in unserer Zeit wiederholt haben. Gegen den im Jahre 1785 unter Preußen's Leitung gestifteten „deutschen Fürstenbund“ trat nun zwar der Kaiser von Deutschland als gegen eine „reichsconstitutionswidrige Association“ auf; als Kaiser von Oesterreich aber bemühte er sich zugleich, dem preußischen Bündniß ein österreichisches gegenüber zu stellen, um seinen bedrohten Einfluß in Deutschland aufrecht zu erhalten. Damals bezweckte die preußische Politik, durch solche planmäßige particularistische Opposition die Uebermacht Oesterreich's „im Reiche“ zu verhindern, zugleich aber auch, die kleineren Staaten an Preußen anzuschließen, an Preußen zu gewöhnen, sie durch Ausbreitung des vom Genie des großen Königs ausgehenden Geistes der Aufklärung „moralisch zu erobern,“ durch den geistigen Fortschritt die Consolidirung Preußen's mit Deutschland geistig vorzubereiten. Aehnliche Motive leiteten Preußen bei Gründung des „Dreikönigsbündnisses“ vom Jahre 1849, bei Abschluß der Militärconventionen mit Mecklenburg, Anhalt, Braunschweig und Baden im Jahre 1850 und in den letzten Jahren mit Gotha, Altenburg; bei dem Verfahren, preußische Staatsmänner und höhere Officiere an die benachbarten kleineren Staaten abzugeben. Auch die Stiftung und Erweiterung des deutschen Zollvereins verfolgt Zwecke der äußeren preußischen Politik — die Handelsfrage ist in unserm Jahrhundert die Machtfrage.

Es ist eine nicht wegzuraisonnirende Thatsache, daß insbesondere die deutschen Mittelstaaten Mißtrauen gegen Preußen hegen, es verfolge auf ihre Kosten Vergrößerungspläne. Dagegen helfen auch alle friedlichen Versicherungen nicht — jenes Mißtrauen wurzelt wesentlich in der Lage Preußens und den durch dieselbe hervorgerufenen Bedürfnissen und Versuchungen. Preußen's territoriale Lage ist ungünstig für den Angriffs- und Vertheidigungskrieg; der Trieb der Selbsterhaltung drängt gewissermaßen auf die entsprechende Gestaltung seines Gebietes hin, zumal Preußen als Großmacht eine selbständige auswärtige Politik beansprucht. Auch auf dem Gebiete des Handels und Verkehrs treibt die Vertheilung des preußischen Gebiets zu einer Combination, welche das Auseinanderfallen in eine östliche und westliche Hälfte verhindere. Daher das Bestreben der preußischen Politik, die zwischen seinen Landen liegenden Staaten, insbesondere Thüringen, Hannover und Kurhessen, an sich zu fesseln und nach Befinden zu einem Anschluß zu nöthigen. Man denke an die Vorgänge, welche durch die „Darmstädter“ Coalition im vorigen Jahrzehnt hervorgerufen wurden, an die Ereignisse in Kurhessen in den Jahren 1850 und 1851, wo die „deutsche Frage“ zwischen Oesterreich und Preußen zum vorläufigen Abschluß kam durch Wiederbelebung des Bundestags, an die Ereignisse im Mai 1862, wo Oesterreich die Besetzung Kurhessens Seitens Preußens durch die Drohung verhinderte, seinerseits Preußisch-Schlesien besetzen zu wollen.

Zu diesem aus der Natur der Verhältnisse, wie sie eben sind, hervorgehenden Mißtrauen gegen Preußen kommt noch, daß eine Partei von der preußischen Führerschaft oder Hegemonie in Deutschland spricht. Eine Hegemonie ist allerdings im jetzigen deutschen Bunde vorhanden, obwohl derselbe grundsätzlich die Gleichberechtigung seiner Mitglieder anerkennt; sie wird auch im Staatenbunde stets vorkommen, sofern ein oder mehrere Mitglieder wesentlich mächtiger sind als die andern; denn naturgemäß will der Mächtigere mehr Rechte haben als die Andern, er will mehr gelten und wird bis zu einem gewissen Grade auch herrschen. Ist im Staatenbunde nur eine Großmacht, so fällt dieser die Hegemonie von selbst zu; daß dem deutschen Bund zwei Großmächte angehören, führte zum Dualismus der Hegemonie und schwächt letztere in Folge der Eifersuchten und Theilung der Bundesglieder in zwei Parteien, in eine preußische und österreichische.

Die Furcht vor der preußischen Hegemonie zeigt sich in den Mittelstaaten bei jeder Veranlassung — die bekannten Krisen, welche der Zollverein vor zehn Jahren zu bestehen hatte (die „Darmstädter" und „Bamberger" Coalition) und zur Zeit noch zu bestehen hat, die Coalition der „Würzburger" und „Nürnberger" gelegentlich der Versuche einer Bundesreform sind bekannte Beispiele aus der Neuzeit. Und als im Jahre 1849 Preußen mit seinem „herrlichen Kriegsheere" Sachsen gerettet, für Baiern die Rheinpfalz zurückerobert, Baden pacificirt und in andern Staaten durch die Furcht vor seinem Einschreiten die Bewegung unterdrückt hatte — sofort erwachte wieder bei den durch Preußen geretteten Souveränen die Besorgniß vor den preußischen Hegemoniegelüsten; um ihre scheinbar bedrohte Souveränetät zu retten, kehrten sie alle Preußen den Rücken und suchten Hilfe und Schutz bei Oesterreich. In einem ähnlichen Falle, als es sich um Durchführung der Frankfurter Reichsverfassung handelte, legte Baiern Protest dagegen bei dem Auslande, bei dem Cabinet von St. James ein, weil es seine Souveränetät für bedroht hielt. Natürlich, ein jeder Mittelstaat trachtet darnach, sich selbst zu erhalten und benutzt selbst auswärtige Hilfe zur Abwendung der Mediatisirung. Wenn es sich um Schmälerung der Souveränetät handelt, so vergesse man nie, daß die Souveränetät nach ihrer Natur überhaupt kein Gegenstand des freiwilligen Vertrags ist, daß sie nur durch Gewalt gewonnen, getheilt oder verloren wird, daß sie der Souverän nie freiwillig aufgibt und zu ihrer Erhaltung ihm jedes Mittel recht ist. So war und ist es nach der Natur der Dinge, mag nun die Souveränetät von den eignen „Unterthanen" des Fürsten oder von anderen Fürsten bedroht erscheinen.

Das Aufrechterhalten ihrer vollen Souveränetät — volle Unabhängigkeit und Selbständigkeit nennt es die letzte baierische Thronrede — ist das große gemeinschaftliche Interesse, welches die deutschen Mittelstaaten verbindet, und diesem Zwecke dient vortrefflich der österreichisch-preußische Dualismus, die darauf gestützte Schaukelpolitik. Würden die beiden Großstaaten einig sein gegen die Mittelstaaten, so würde sich die Erscheinung wiederholen, daß letztere Schutz bei dem Auslande suchen, namentlich bei Frankreich, dem insbesondere die Süddeutschen ihren dermaligen Rang und Bestand verdanken. Wie die Politik der Mittelstaaten den Constitutionalismus pflegt, um den Particularismus zu fördern — die Frage der bürgerlichen Freiheit wird endgiltig in Oesterreich und Preußen gelöst, das constitutionelle Leben in den Mittelstaaten ist dem gegenüber oft nur Spielerei, — so ergreifen die Mittelstaaten auch die Gelegenheit, um ihre deutsche Gesinnung zu bekennen — sie wissen ja recht wohl, daß Oesterreich ablehnt, was Preußen will und daß letzteres zurückweist, was Oesterreich vorschlägt, daß sie niemals in die Lage kommen, ihre Opferwilligkeit zu Gunsten der deutschen Bundesreform ernstlich auf die Probe zu stellen, so lange der Dualismus der beiden Großstaaten besteht.

Während die deutschen Mittelstaaten noch immer zu Oesterreich halten, stehen die Kleinstaaten mehr auf preußischer Seite. Sie scheinen um ihre Souveränetät nicht so besorgt zu sein, da sie kaum mehr ist, als der Name, und weil der von ihnen bekannte Nationalpatriotismus, welcher zur Schmälerung oder zum Verlust ihrer Souveränetät führt, ein erhebliches Opfer der Staatspolitik ihnen nicht absordert. In der Abdankung der Fürsten von Hohenzollern ist die Lebenskraft und die Zukunft der Kleinstaaten ausgedrückt, ihr Schicksal gewissermaßen pro-

phezeit. Da ihnen die Fähigkeit fehlt, durch eigne Anstrengungen eine Zukunft sich zu schaffen, so scheinen sie in der Mediatisirung zu Gunsten der national-einheitlichen Gestaltung von Gesammtdeutschland ein so großes Uebel selbst nicht zu erblicken. Und vom Standpunkte der Nationalpolitik aus wird die Sonderexistenz dieser kleinen Staatswesen in dem Maße politisch werthlos, in welchem die Wirkungskraft und Leistungsfähigkeit des sittlichen Factors aufhört. Denn bei der Politik überhaupt und bei der deutschen Frage insbesondere kommt es weniger auf den guten Willen, die deutsche Gesinnung, als darauf an, daß hinter dem guten Willen auch eine reale Macht steht, welche ersteren zur Ausführung und Geltung bringen könne. Dies zeigt sich in unsern Tagen wiederum deutlich bei der schleswig-holstein'schen Frage, wo grade die Kleinstaaten ihre gute deutsche Gesinnung, ihr lebhaftes Gefühl für deutsches Recht und Nationalehre zuerst und rückhaltlos bethätigten — Coburg-Gotha, Weimar, Altenburg und andere Kleinstaaten erkannten den Erbprinzen von Augustenburg als Herzog von Holstein sofort an und unterstützten dessen Sache mit Eifer, während die Mittelstaaten über die Erbfolgefrage deliberiren, die Großstaaten aber den König von Dänemark als Herzog von Holstein auf Grund des Londoner Protocolls anerkennen. Welchen reellen Erfolg hatten und haben aber diese Manifestationen der Kleinstaaten, denen die Fähigkeit und Kraft fehlt, ihrem Votum den entsprechenden, zum Ziel führenden Nachdruck zu geben? Treten nicht andere Gewalten für Schleswig-Holstein auf, halten sich die Großstaaten fern und nehmen nicht die Mittelstaaten thatkräftig Partei für Schleswig-Holstein, so bleibt es eben bei dem guten Willen der Kleinen, welcher allein diese nationale Angelegenheit nicht bereinigen kann.

Aus dem Angedeuteten erklärt sich auch die Erscheinung, daß die Kleinstaaten das relativ zahlreichste Contingent zum Nationalverein stellten. Diese Partei des Nationalvereins stützte und stützt sich wesentlich auf Preußen, welches nach seinen bisherigen Bestrebungen ein Einheitsstaat, während das „kleindeutsche" Deutschland nach seinen Elementen und Tendenzen ein Bundesstaat ist. Es handelt sich also hier darum, jene oder diese Form auf den künftigen Gesammtstaat anzuwenden. Denn von der „preußischen Hegemonie" kann im künftigen Gesammtstaate nicht die Rede sein — wie für die Individuen, so gilt auch für die Staaten das Princip der Gleichberechtigung.*) Auch ist es verkehrt, die „Führerschaft" Preußen's von seinem Liberalismus abhängig zu machen — das Verhältniß Preußens und Oesterreichs zur deutschen Frage wird keineswegs bedingt und bestimmt dadurch, ob in diesen Großstaaten eine liberale oder reactionäre Politik herrscht, vielmehr sind es die realen Verhältnisse und die darin wurzelnden Staatsgründe, welche die Stellung beider Staaten zur deutschen Einheitsfrage determiniren. Die nationale Partei kann ebensowenig ein reactionäres Preußen von Deutschland ausschließen, als ein liberales Oesterreich die Staatsgründe zu schwächen oder zu beseitigen vermag, welche seinen Austritt aus dem deutschen Bunde nöthig machen, wenn nicht Deutschland auf die Herstellung des nationalen Bundesstaats verzichten will. Und der **Bundesstaat** ist die staatliche Form für Gesammtdeutschland, welche vom Nationalverein angestrebt wird, so daß mithin der preußische Einheitsstaat im deutschen Bundesstaat aufgehen soll.

Die Entwicklung und endliche Durchführung oder das Mißlingen der Bestrebungen der beiden Hauptparteien, des National- und des Großdeutschenvereins, hängt wesentlich ab von der Stellung der beiden Großmächte zur deutschen Frage. Oesterreich und Preußen sind in ihrem Verhältnisse zu Deutschland jedesmal einig, sobald es sich darum handelt,

*) Allen politischen Bewegungen der Neuzeit liegt das große sittliche Princip der Gleichberechtigung zu Grunde. Jakob **Grimm**, einer unserer größten Männer, schrieb im Jahre 1840: „Ich glaube, daß den Menschen und ganzen Völkern nichts anderes frommt, als **gerecht** und tapfer zu sein, das ist das Fundament der **wahren** Politik. Die Zukunft unseres Volks beruht auf dem Gemeingefühl unserer Ehre und unserer Freiheit." Oft genug hat die hohe Politik über die Forderungen der Sittlichkeit und Gerechtigkeit hinweggesehen, Macht und Gewalt über Recht gestellt. Aber wenn der Schwache nun Gleichberechtigung sich vindicirt, so ist es unsittlich und unmännlich, die Unterdrückung des Schwachen als Grund für die eigene Existenz anzugeben. „Der Rhein wird am Po vertheidigt, das italienische Festungsviereck dient zum Schutze Deutschland's —" hörte man zur Zeit des österreichisch-italienischen Kriegs oft zu Gunsten Oesterreichs äußern. Wenn Deutschland nur durch Unterdrückung der Italiener oder Lombarden bestehen kann, so ruht seine Existenz auf unsittlicher Grundlage.

einem deutsch-nationalen Lebensinteresse entgegenzutreten, eine selbständige Volkspolitik zu bekämpfen, wenn es also gilt, die Beeinträchtigung ihrer souveränen Großmachtsstellung durch Deutschland abzuwehren. Das zeigt sich auch wieder in der schleswig-holsteinischen Frage;*) denn während (— Ende November 1863 —) das gesammte deutsche Volk einmüthig die Wahrung des guten Rechts und der deutschen Ehre verlangt, während Würtemberg bedauert, daß seinerseits das Londoner Protocoll unterzeichnet worden und zugleich sich davon lossagt, erklären die beiden deutschen Großmächte im Bundestage, daß sie sich an das Londoner Protocoll gebunden halten — die erste identische Aeußerung von Oesterreich und Preußen am Bundestage seit 8 Jahren! Abgesehen von jenem gemeinschaftlichen Interesse besteht geschichtlich ein charakteristischer und unvertilgbarer Gegensatz zwischen der österreichischen und preußischen Politik, begründet durch die Macht der Interessen auf beiden Seiten, durch die Natur der Dinge. Darunter hat aber Deutschland von jeher zu leiden gehabt und noch zu leiden. Man rechnet die Niederlagen Deutschlands gegen Frankreich im Anfange des Jahrhunderts mit Recht Oesterreich und Preußen zur Schuld an; man ruft beide auf, sich zu versöhnen, Hand in Hand zu gehen, es komme ja nur darauf an, die gemeinschaftlichen Interessen richtig zu erkennen. Aber man vergißt dabei, daß in der deutschen Frage die Bestrebungen unserer Großmächte heute wie vor fünfzig und hundert Jahren auseinandergehen, daß das gemeinschaftliche Handeln derselben in dieser Frage eben durch ihre widerstreitenden eigenen Interessen erschwert, in vielen Fällen unmöglich gemacht wird. In der deutschen Frage sind die nationalen Interessen Deutschland's für Oesterreich und Preußen nur in dem Falle und bis dahin ein Bestimmungsgrund zum Handeln, wenn und insoweit sie mit ihren eigenen Interessen zusammenfallen. Was darüber hinausgeht, würde eine Action auf Kosten Oesterreichs oder Preußens, eine Aufopferung deren staatlichen Sonderinteressen, ein Aufgeben ihrer eignen Politik sein; und ein solches Opfer darf man verständiger Weise nicht erwarten.

Bei Lösung der deutschen Frage ist daher auf ein gemeinschaftliches und einträchtiges Zusammengehen unserer Großmächte zu Gunsten der nationalen Einigung Deutschlands nicht zu rechnen; im Gegentheil, eine jede von ihnen strebt, mit Ausschluß der andern Deutschlands sich zu bemächtigen, bezüglich zu verhindern, daß die andere mit Deutschland gemeinschaftliche Sache mache.*) Das ist auch der Kern der österreichischen „Reformacte," insofern dieselbe den Einfluß Oesterreichs in Deutschland zu erweitern und Preußen auf die Stufe eines Mittelstaats zu setzen versucht.

Wenn nun bei der Constituirung Deutschlands als einer nationalen Gesammtmacht nach der Natur der Dinge beide Großstaaten zugleich nicht in's Auge gefaßt werden können, so wird sich die deutsche Nation darüber zu entscheiden haben, welchen von beiden sie für ihre Zwecke zu wählen hat, um sich mit ihm zu *einem nationalen Ganzen* zu verbinden, oder aber, ob keiner von beiden für ihre Zwecke tauglich erscheint und wie sie alsdann mit Ausschluß Beider sich organisiren will. Eine solche Eventualität ist unter Andern die Zweitheilung Deutschlands in eine *norddeutsche* (protestantische, preußische) und eine *süddeutsche* (katholische, österreichische) Hälfte, die Verwirklichung der bekannten Theorie von der Mainlinie. Alle diese Wege können aber nicht gewandelt werden ohne Krieg zwischen Oesterreich und Preußen, in welchen Deutschland selbstverständlich mit verwickelt wird;

*) Man erinnere sich bei dieser Gelegenheit, daß die österreichische Politik von 1850 offen erklärte: Schleswig-Holstein lieber dänisch als preußisch! Vom Standpunkte des österreichischen Großstaats aus ist diese Auffassung ebenso natürlich als berechtigt, wie denn aus demselben Grunde die „Oesterreichische Correspondenz" aussprach: Oesterreich wird *jeder Zeit jedes Stück deutschen Landes* lieber dänisch oder holländisch oder auch englisch, als preußisch werden lassen. Natürlich, diese Staaten werden Oesterreich niemals gefährlich, während jeder Zuwachs Preußens eine Schwächung Oesterreichs bedeutet und Preußen mit jeder Machterweiterung Oesterreich gefährlicher wird.

*) Als Preußen durch den *deutschen Fürstenbund* im vorigen Jahrhundert (1785) und durch den geistigen Fortschritt in seinem Staate einen weitgreifenden Einfluß in Deutschland sich verschaffte und Oesterreich dadurch seinen Einfluß im „Reiche" bedroht sah, schleuderten die Wiener Hofpublicisten die ernstgemeinte Drohung in's Reich, daß Oesterreich, wenn nicht an Deuschlands Spitze, Deutschlands Feind sein müsse und sein werde. Das gilt noch heute und so lange, als Oesterreich Oesterreich bleibt.

denn es handelt sich um endliche Entscheidung der zwischen beiden Großstaaten schwebenden Macht- und Lebensfrage. Seit einem Jahrhundert steht dieser Kampf bevor — in den Bewegungsjahren von 1848 und 1849 und und noch mehr im Jahre 1850 waren schon die Waffen dafür zur Hand genommen. Wenn der Kampf damals unterblieb, so geschah das nicht in Folge eines Friedensschlusses — ein solcher ist nur möglich nach blutiger Entscheidung, nach Besiegung des einen Theils, — sondern in Folge eines Waffenstillstands, und dieser kann bei der ersten besten Veranlassung gebrochen werden. Bis dahin haben wir denn auch auf die endgiltige Lösung der deutschen Frage zu warten. Daß aber alsdann auch andere europäische Staaten am Kampfe Theil nehmen werden, daß ein europäischer Krieg die Geburt des künftigen Deutschland's begleiten oder vermitteln werde, ist um so wahrscheinlicher, als Alle bei der Constituirung eines einheitlichen Staates in Mitteleuropa wesentlich betheiligt sind. Und die deutsche Nation besitzt eine Fülle von Lebenskraft, die materiellen und geistigen Voraussetzungen, um auch einen solchen Krieg zu überdauern und aus demselben ungeschwächt zur Constituirung eines Nationalstaats im politischen Sinne hervorzugehen.

In der deutschen Frage ist das deutsche Volk gewissermaßen mit der mannbaren, an Gütern aller Art reich ausgestatteten Jungfrau zu vergleichen, welche zur Erfüllung ihres Berufs, zur Vermählung zu schreiten sich vorbereitet, und die von zwei mächtigen stolzen Freiern umworben wird. Der Eine stützt sein Anrecht auf seinen alten Adel, auf seine festgefügte Herrschaft über andere Völker und die dadurch begründete hervorragende Stellung unter den Mächtigsten Europa's, endlich auf seine früheren oberherrlichen Beziehungen als deutscher Kaiser zum deutschen Reich und seine traditionelle Politik, während der Andere, im Vergleich zu jenem, gewissermaßen ein Emporkömmling seit und durch die großen Ideen der Reformation, seine Macht und Ansehen wesentlich stützt auf den geistigen Fortschritt, dessen Banner er seit Jahrhunderten hoch gehalten und unter dem der Stolz unserer Zeit, die moderne Civilisation und Cultur, heranwuchs, — der andere Freier macht diesen freilich nicht so alten, geistigen Adel für sich geltend und sucht sich mit der deutschen Nation zu vermählen, welche ja dem von ihm ausgehenden geistigen Fortschritt die höchsten idealen Güter verdankt, die sie besitzt.

Welchen von diesen beiden Freiern wird die deutsche Nation sich zum Gemahl wählen, — denn nur Einen Gemahl kann Deutschland haben, zwei finden keinen Raum im Ehebette — damit aus dieser Ehe das künftige einheitliche Deutschland hervorgehe? Noch hat die bräutliche Jungfrau sich nicht entschieden; während ihr Kopf und Verstand zum Freier aus dem deutschen Norden neigen, ziehen Herz und Gefühl sie zum Freier aus dem deutschen Osten hin. Beide aber stehen in wachsender Eifersucht und in fortwährender Spannung gegen einander über. Denn sie wissen, daß ihre Existenz, ihre künftige Machtstellung vom ausschließlichen Besitz Deutschlands abhängt, und daß nur derjenige das lockende Ehebett besteigen wird, welcher den Andern vorher vernichtet haben wird. Und dieser Kampf auf Leben und Tod bricht in dem Augenblick zwischen ihnen aus, wo Deutschland sich für Einen von Beiden unzweideutig entscheidet. Gewinnt aber Keiner der Freier die Gunst der Jungfrau, die mit ihren reichen Mitteln auch für sich allein bestehen kann, so wird Deutschland, mit Ausschluß von Oesterreich und Preußen, um so enger unter sich zu einem ehelosen Bunde sich vereinigen und einen immerhin mächtigen Nationalstaat bilden.

Kohlen und Eisen
in
Rheinland-Westfalen.

Der mächtige Aufschwung, den die vaterländische Industrie genommen hat, beruht hauptsächlich auf der umfassenden Verwendung von Kohlen und Eisen. Seit wir Eisenbahnen besitzen, sind die Frachten billiger, haben sich die Absatzkreise erweitert, sind die Productionsorte den Consumtionsplätzen näher gekommen. Ohne Eisen keine Eisenbahnen, ohne Steinkohlen kein billiges Eisen. Dieses Metall ist die Stütze der materiellen Production unserer Tage. Wenn der berühmte Chemiker Liebig den Grad der Cul-

tur eines Volkes nach seinem Verbrauch von Seife abmessen möchte, so dürfen wir mit Recht denselben Maßstab an den Verbrauch von Eisen legen. Dieser steigt von Jahr zu Jahr, obgleich die Production des Eisens im gleichen Verhältnisse zunimmt. Während der Zollverein im Jahre 1848 nur 3,277,922 Centner Roheisen producirte, belief sich die Production des Jahres 1857 schon auf 9,340,209 Centner. An Steinkohlen wurden im Zollverein 1857 225,585,315 Ctr. gegen 87,671,310 Centner im Jahre 1848 gefördert. Die Einfuhr fremder Steinkohlen in den Zollverein findet hauptsächlich von England, dann von Böhmen aus statt. Der Import belgischer Steinkohlen hat ganz aufgehört. Ebenso versendet Großbritannien alljährlich bedeutende Quantitäten Roheisen nach dem Zollverein. Gegen diese doppelte Concurrenz anzukämpfen, ist seit Jahren das unermüdliche Bestreben unserer Berg- und Hüttenwerksbesitzer, insbesondere der rheinisch-westfälischen, und wir werden weiter unten sehen, welche Erfolge sie errungen haben.

Unter denjenigen Staaten des Zollvereins, die Steinkohlen und Eisen gewinnen, nimmt Preußen den ersten Rang ein. Im Jahre 1857 gewann Sachsen 233,741 Centner Roheisen und 22,492,573 Centner Steinkohlen; Preußen dagegen 7,147,629 Centner Roheisen und 194,191,236 Centner Kohlen. Hiernach läßt sich das Verhältniß ermessen, in welchem die Steinkohlen- und Eisengewinnung Preußens zu dem ihm am nächsten kommenden Sachsen steht. Im Jahre 1861 betrug in ganz Preußen die Steinkohlen- und Braunkohlengewinnung 301,601,473 Centner. Aus anderen Zollvereinsstaaten wurden nach Preußen eingeführt 13,408,640 Centner; nach anderen Zollvereinsstaaten wurden ausgeführt 37,850,071 Centner, so daß für die Consumtion selbst 277,160,042 Centner übrig blieben. Im genannten Jahre lieferten die Hochöfen 8,402,386 Centner Roheisen, 584,391 Centner Gußwaaren aus Erzen, 1,760,619 Centner Gußwaaren aus Roheisen, 5,733,789 Centner Stabeisen, 815,871 Centner Blech, 421,496 Centner Draht, 379,046 Centner Rohstahl, 209,920 Centner Gußstahl, die Eiseneinfuhr betrug 1861 2,428,714 Centner, so daß, wenn die sonstigen Eisenerzeugnisse auf Roheisen reducirt werden, der Gesammtbedarf an Roheisen in Pr[illegible] 11,415,491 Centner beträgt. Für das Jahr 1852 wird derselbe auf 15,658,208 Centner veranschlagt. Es ist also der Consum seit dieser Zeit um mehr als das Doppelte gestiegen, während sich die eigentliche Production nahezu verdreifacht hat.

Die beiden westlichen Provinzen Rheinland und Westfalen sammt Schlesien bilden die Schwerpunkte der preußischen Montan- und Metallindustrie. Wir betrachten für heute nur die Kohlen- und Eisengewinnung Rheinlands und Westfalens, die in den letzten Jahren einer besonderen Entwicklung entgegengeführt worden ist. Die Gründung von Actien-Gesellschaften zum Betriebe der Berg- und Hüttenwerke, sowie die Anlage von Eisenbahnen, die den Verkehr außer den schiffbaren Strömen vermitteln, hatte eine großartig gesteigerte Thätigkeit auf dem Gebiete der Montan- und Metallindustrie zur Folge. Die Geld- und Handelskrisis lähmte diese eine Zeit lang. Sie hatte das Gute, daß sie viele künstlich genährte Illusionen zerstörte, und die Actien der Berg- und Hüttenwerke dem Börsenspiele entzog, dem sie in diesem Augenblicke noch nicht zurückgegeben sind. Mehrere schwindelhaft gegründete Actien-Gesellschaften löften sich wieder auf, mehrere schwindelhaft betriebene Werke gingen ein. Verluste an Geld, und zwar in kolossalem Maßstabe, waren die natürliche Folge, da pomphafte Prospecte die Capitalisten zu Actienzeichnungen verleitet hatten, und sich nur zu bald herausstellte, daß die von ihnen gehegten oder rege gemachten Hoffnungen eitel waren. Allein dieses geschah nicht überall. Die Mehrzahl der von Actiengesellschaften betriebenen Werke überstanden die Krisis. Sie benutzten alle neuen Erfindungen auf technischem Gebiete zur Verminderung der Selbstkosten, und da die Verwaltung durchgängig eine ökonomische wurde, und durch fortgesetzte Agitation sowohl der Staat wie die Transportgesellschaften Erleichterungen gewährten, so gestaltete sich die Lage der Berg- und Hüttenwerke in letzterer Zeit schon erfreulicher, obgleich noch viel zu erreichen bleibt, ehe es möglich wird, die Concurrenz des Auslandes zu bekämpfen und den Markt im Zollvereine ausschließlich zu beherrschen. Besonderes Verdienst um Förderung des Bergwesens in Westfalen hat sich der Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund erworben, der rastlos bemüht war, den Koh-

lenabsatz nach dem Osten durch Gewährung billiger Frachtsätze zu heben, was ihm denn auch gelungen ist.

Wir beginnen unsere Schilderung der Kohlenproduction Rheinlands und Westfalens mit einer kurzen Uebersicht der einzelnen Kohlenlager. Die hauptsächlichsten befinden sich an der Saar, im Inde- und Wurmrevier bei Aachen, Stolberg und Eschweiler, an der Ruhr, sowie bei Ibbenbüren. Das Steinkohlenbecken der Saar gehört zu den südlichen Vorbergen des Hunsrücks, und bildet, zwischen Nahe und Saar gelegen, ein Terrain, dessen Länge 13 Meilen und dessen Breite eine Meile beträgt. Die herrlichsten Landschaftsbilder erfreuen das Auge des Wanderers, der diese Gegenden durchstreift. Bald haften seine Blicke auf den Trümmern uralter Burgen, auf seltsam geformten Felsen, bald schweifen sie zu gothischen Kirchen in den grünen Thälern, bald zu den Berg- und Hüttenwerken, die im oberen Nahethale und an der Saar Zeugniß ablegen von dem Reichthum des Bodens an Kohlen und Erzen, sowie von der Betriebsamkeit seiner Bewohner. Die Schichten der Kohlenformation bestehen aus Schieferthon, in dem viele Pflanzenreste enthalten sind. Seitwärts der Eisenbahn bei Neunkirchen erblickt man in den Bergdurchstichen versteinerte Stämme riesiger Farrenkräuter, aus denen in der Urzeit die Kohlen durch Zusammenwirken von Feuer und Wasser gebildet wurden. Die Zahl der bauwürdigen Flöze beträgt über 100, mit einer Gesammtmächtigkeit von 338½ Fuß Kalksteinflöze, und einzelne Einlagerungen von Kohleneisenstein. Herr v. Dechen hat berechnet, daß das Gewicht des zwischen Saar und Blies belegenen Theiles der Saarbrücker Steinkohlenformation 90,8 Billionen Pfund, mit 72,6 Billionen Pfund Kohlenstoff beträgt, und daß 1,004,177 Jahre nöthig zu dessen Bildung waren.

Die nächstgelegenen Steinkohlenlager befinden sich im Flußgebiete der Inde und der Wurm im Regierungsbezirke Aachen, wo sich das hohe Veen, ein Theil der Ardennen, immermehr abzuflachen beginnt. Kalkstein, Sandstein und Schieferthon bilden hier die Begleiter der Kohlenlager. Ihnen gesellen sich Blei- und Zinkerzlager; Erstere namentlich bei Commern, Letztere vorzugsweise bei Stolberg, sowie auch auf dem sogenannten neutralen Gebiete bei Eupen, und der Gesellschaft Vieille montagne gehörig, vorkommend. Die Flöze der Inde sind concav, aber regelmäßig abgelagert; die des Wurmthales dagegen sind stark gehoben und gesenkt worden, so daß ihr Durchschnitt fortwährende Zickzacklinien bildet. Während die Lager der Saar theilweise aus Backkohlen, theilweise aus Sinter- und Sandkohlen bestehen, kommen im Inderevier die zu Hüttenzwecken vortrefflich sich eignenden Fettkohlen, im Wurmreviere dagegen Glanz- oder Trockenkohlen, die sich vorzugsweise zu häuslichen Zwecken verwenden lassen, vor. Mehrere Techniker sind der Ansicht, daß sich die Saarkohlen für den Schmelzprozeß und andere gewerbliche Zwecke besser eigneten als die Ruhrkohlen.

Die Gruben im Inde- und Wurmrevier gehören Privaten oder Actien-Gesellschaften, darunter die Vereinigte Gesellschaft für Steinkohlenbergbau. An der Saar sind die meisten und wichtigsten Gruben Staatseigenthum. Zu ihnen gehören die Gerhardsgrube bei Louisenthal, die Grube von der Heydt im Burbachthale, die Duttweiler Grube in der Nähe von Saarbrücken, die Heinitzgrube im Holzhauerthale mit großartigen Coaksbrennereien, die Königsgrube bei Neunkirchen, die Redengrube zwischen Neunkirchen und Friedrichsthal, die Geislauterer Grube, die Grube Altenwald zwischen Sulzbach und Friedrichsthal, die Grube Kronprinz bei Schwalbach. Die bedeutendste Förderung besitzt die Gerhardsgrube.

Die wichtigsten Kohlengruben des Inde- und Wurmreviers befinden sich in der Nähe von Eschweiler, wie der Reisende, der die Gegend mittelst Eisenbahn durchfliegt, an den vielen Schornsteinen gewahrt, die ringsum aus dem grünen Kranze der Bäume auftauchen. Hier ist die Grube Centrum die wichtigste. Andere liegen bei Stolberg, Herzogenrath und Bardenberg. Die Werke zu Eschweiler waren schon im 15. Jahrhundert im Besitze der Herzöge von Jülich, denn 1492 ließ einer derselben die geschriebenen Bergamtsrechte nach dem Weisthum von Call anfertigen. Im Jahre 1646 wird Reinhard Rellinghausen als Verwalter der Kohlenwerke zu Eschweiler genannt. Bardenberg ist ein großes Dorf, zwei Stunden von Aachen entfernt; Herzogenrath ein Marktflecken im Wurmthale, und an der Aachen-Düsseldorfer-Eisenbahn gelegen. Der Betrieb

findet durch großartige Dampfmaschinen in Tiefbauten statt, die längst vollendet sind, während solche auf vielen Zechen im Ruhrthale erst in Angriff genommen werden. Nachstehende Tabelle giebt eine Uebersicht der von 1852 bis 1861 geförderten Steinkohlen in Tonnen, mit Angabe ihres Werthes am Ursprungsorte:

Ruhrbecken.

	Tonnen.	Thaler.
1852:	9,609,810.	3,381,406.
1853:	10,731,474.	3,942,994.
1854:	13,350,496.	6,020,544.
1855:	16,216,116.	9,003,610.
1856:	17,552,509.	10,511,178.
1857:	18,176,280.	10,768,990.
1858:	19,492,513.	11,431,209.
1859:	18,966,777.	9,873,435.
1860:	21,381,269.	9,082,160.
1861:	24,823,105.	9,208,589.

Becken von Aachen.

	Tonnen.	Thaler.
1852:	2,125,696.	1,098,024.
1853:	2,314,786.	1,190,425.
1854:	2,767,405.	1,604,658.
1855:	3,038,807.	1,906,354.
1856:	3,090,725.	1,839,941.
1857:	3,446,855.	2,101,023.
1858:	3,533,199.	2,170,702.
1859:	3,198,390.	1,735,808.
1860:	3,159,324.	1,734,698.
1861:	3,568,743.	1,818,211.

Die Zahl der 1861 betriebenen Werke und ihrer Arbeiter betrug im Saarbecken 27 mit 12,875 Arbeitern, im Aachener Becken 20 mit 5330 Arbeitern. Der Durchschnittspreis einer Tonne Steinkohlen betrug 1861 an der Saar 15,27 Groschen, bei Aachen 15,28 Groschen. Im Jahre 1852 betrug derselbe 12,80 resp. 15,50 Groschen, so daß an der Saar die Preise gestiegen sind. Der Absatz von den dort gelegenen Gruben findet zunächst auf der Wasserstraße des Rheines und der Mosel statt; sodann durch Landfuhren und Eisenbahnen. Die Rhein-Nahebahn führt die Saarkohlen an den Mittel- und Oberrhein, sowie nach Nassau zu den dortigen Kohlenwerken, besonders im Lahnthal, wohin die beladenen Wagen mittelst der Traject-Anstalt bei Bingerbrück und dann der Nassauischen Rheinbahn sowie der Lahnbahn gelangen. Die Ludwigshafen-Berbacher-Bahn führt ferner die Saarkohlen nach der Pfalz und nach Baden, während die Bahn nach Forbach und Metz den Transport nach Lothringen, und die Saarbrücken-Trier-Luxenburger-Bahn den Versandt nach dem Großherzogthum Luxemburg vermittelt. Nach Vollendung der Köln-Trierer-Bahn wird die Saarkohle allgemeine Verbreitung in der Eifel finden, dann aber auch der Concurrenz der Ruhrkohlen sowie der Aachener Kohlen begegnen. Eine Eisenbahn von Düren nach Call, wo sich große Bleibergwerke befinden, ist im Bau begriffen. Eine zweite Zweigbahn soll von Brühl nach Call gehen, um die Ruhrkohlen in die Eifel zu befördern. Ruhrkohlen gehen jetzt schon nach Trier, jedoch zum Hausgebrauch, da die Saarkohlen stark rauchen und viel Schmutz geben.

Die Eschweiler und Aachener Kohlen werden mittelst Rheinischer- und Aachen-Düsseldorfer-Bahn abgeführt. Da indessen der Verbrauch in den vielen gewerblichen Etablissements des Regierungsbezirks Aachen ein sehr starker ist, so ist die Abfuhr in weitere Kreise keine bedeutende. Die Nähe der Grenze, sowie der Ruhrkohlen hindert ebenfalls den Absatz. Im Jahre 1862 gingen 2,287,637 Centner nach Stationen der Rheinischen Eisenbahn. Rechnet man auf die Aachen-Düsseldorfer-Eisenbahn ebensoviel, so läßt sich ermessen, wie stark der Consum am Productionsorte und in nächster Umgebung ist. Belgische Kohlen werden nicht mehr zugeführt.

Wir wenden uns jetzt den Kohlenlagern an der Ruhr zu, da die bei Homberg und Meurs entdeckten Gruben noch nicht in Betrieb stehen. Das vielfach gewundene Ruhrthal besitzt bis zur Mündung des Flusses in den Rhein eine lange Kette gewerblicher Etablissements, blühender Städte und Dörfer, mit einer wohlhabenden Bevölkerung. Mühlheim, Duisburg, Werden, Essen, Kettwig, Wetter, Hagen, Bochum, Witten u. s. w. brauchen hier nur genannt zu werden. Zahllose Berg- und Hüttenwerke dienen der Gewinnung von Kohlen, Erzen und ihrer Verarbeitung, während mehrere größere Eisenbahnen und eine Menge Zechenbahnen die Abfuhr der Kohlen, Erze und Metalle, sowie die Zufuhr von Rohproducten vermitteln. Wohin der Blick reicht, gewahrt man riesige Dampfessen, hört man Räder schnurren, Dampfmaschinen arbeiten. Die Eisenbahnen von Düsseldorf nach Soest und Rheine, von Deutz nach Minden und von Oberhausen

nach Emmerich, ferner von Duisburg nach Witten durchschneiden die wichtigsten Kohlenlager und Hüttendistricte. Eine neu projectirte Bahn von Osterrath, einer Station der Köln-Klever-Bahn, nach Essen und Münster, mit einer Trajectanstalt wird dem Kohlenabsatze der untern Ruhr auf das linke Rheinufer dienen, und die vielen Zechenbahnen in sich aufnehmen, ferner den Absatz der Ruhrkohlen nach Holland vermitteln, der bis jetzt hauptsächlich auf dem Wasserwege bewirkt wurde. Die Kohlenformation des Ruhrbeckens besteht aus Kohlenschiefer und Kohlensandstein, mit Kohlenflözen und Thoneisensteinlagern, aus flözleerem Sandstein, ferner aus mehrfach wechselnden thonschieferartigen Gesteinen, Kieselschiefer, Alaunschiefer und bituminösem Kalkstein. Die kohlenführenden Schichten enthalten auch Kohleneisenstein oder Blackband, der in neuerer Zeit vielfach gefördert, und mit andern, namentlich Siegener- und Lahnerzen vermischt, zur Verhüttung gelangt. Der Kohlenbergbau an der Ruhr ist alt, und befand sich in den Händen der Fürstäbtissin von Essen und einzelner Dynasten. Erst mit der Besitznahme des Landes durch Preußen begann das Berg- und Hüttenwesen den gegenwärtigen, immer höher steigenden Aufschwung zu nehmen. Zeuge dessen sind nicht bloß die von Jahr zu Jahr vermehrten Werke, sondern auch die gestiegene Fördermenge, die so groß geworden ist, daß die Bergwerksbesitzer bereits die Gefahr einer Ueberproduction in's Auge gefaßt und Mittel in Erwägung gezogen haben, diesem abzuhelfen.

Das Steinkohlenlager beginnt ungefähr in der Nähe bei Mühlheim an der Ruhr und erstreckt sich zu beiden Seiten dieses Flusses, sowie bis in die Gegend von Elberfeld, über das Quellgebiet der Ruhr mit einer Abzweigung nach Kurhessen. Eine Menge Actiengesellschaften, sowie Privatbergwerksbesitzer lassen sich die Ausbeutung und Verwerthung der dort lagernden Bodenschätze angelegen sein. Am Schlusse des Jahres 1855 standen im märkischen Bergamtsbezirk 151 Steinkohlengruben in Betrieb und 614 lagen in Fristen. Der Essen-Werden'sche Bergamtsbezirk hatte im Jahre 1860 neunzig Zechen in Betrieb stehen. Während im Jahre 1859 im märkischen Bezirke 38,554,280 Centner gefördert wurden, betrug die Förderung im Essen-Werden'schen Bezirke 39,415,772 Centner. Im Jahre 1860 kamen auf denselben 10,926,087 Tonnen zu 4 Scheffeln, gegen 9,343,780 Tonnen in 1859. Es wurden überhaupt im Ruhrbecken gefördert:

Fördermenge in Tonnen.		Geldwerth in Thalern.	
1852.	9,609,810	1852.	3,381,406
1853.	10,731,474	1853.	3,942,994
1854.	13,350,496	1854.	6,020,544
1855.	16,211,116	1855.	9,003,610
1856.	17,552,509	1856.	10,511,178
1857.	18,176,280	1857.	10,768,990
1858.	19,492,513	1858.	11,431,209
1859.	18,966,777	1859.	9,873,435
1860.	21,381,269	1860.	9,082,160
1861.	24,823,105	1861.	9,208,589

Im Jahre 1861 standen im Ruhrbecken 270 Werke mit 25,068 Arbeitern in Betrieb. Der Durchschnittspreis für eine Tonne auf den Gruben betrug 1852 $10_{,36}$ Groschen, 1861 $11_{,13}$ Groschen. Der Absatz findet in verschiedener Weise statt. Die größte Masse wird zu Schiff auf der Ruhr abgeführt. Im Jahre 1860 wurden abgesetzt: 1) Zur Ruhr aus dem Essen-W. Bezirke 1,975,535 Tonnen; 2) zur Köln-Mindener-Eisenbahn 6,392,829 Tonnen; 3) zur Prinz-Wilhelm-Eisenbahn 882,485 Tonnen; 4) cumulativ 1,021,835 Tonnen. Der gesammte Debit für Geld betrug 1860 10,272,686 Tonnen gegen 8,281,906 Tonnen im Vorjahre. Am Schluß des Jahres 1860 waren noch 678,338 Tonnen vorhanden. Es wurden auch 829,896 Centner Coaks abgesetzt, und ein Kohlenquantum von 324,482 Tonnen vercoakt. Im Jahre 1862 beförderte die Köln-Mindener-Eisenbahn circa 55 Millionen Centner, die Bergisch-Märkische-Eisenbahn circa 40 Millionen Centner. Darunter befinden sich beträchtliche Mengen, die mittelst Ruhr-Siegbahn aus dem Wittener Revier nach dem Siegen'schen und Nassauischen, resp. von der Unterruhr mittelst Köln-Gießener-Bahn nach dem Siegen'schen gingen. Seit Vollendung der beiden Bahnen hat sich überhaupt der Kohlenabsatz sehr gehoben, da die im Kreise Siegen, auf dem Westerwalde und im Dyllthale gelegenen Hütten jetzt Steinkohlen beziehen, die vor Eröffnung der Ruhr-Siegbahn in Siegen 28 Sgr. pro Centner, heute aber nur 7—8 Sgr. kosten. Mitunter waren gar keine Kohlen zu haben. Die Wittener

Kohlen gehen vielfach mittelst Eisenbahn nach dem Siegen'schen, während Ruhrkohlen über Deutz in's Siegen'sche und Nassauische gehen. Auf der Prinz-Wilhelm-Eisenbahn werden die Kohlen aus der Gegend von Steele nach Elberfeld und Düsseldorf geschafft.

Wir haben bereits angedeutet, daß sich der Verein für die bergbaulichen Interessen, der seinen Sitz in Essen hat, lebhaft für Ausdehnung des Absatzes westfälischer Kohlen nach dem Osten interessirt. Seine Bemühungen sind von gutem Erfolge gekrönt worden. Der norddeutsche Eisenbahnverband hat die Fracht für Steinkohlen auf einen Pfennig pro Centner und Meile, sowie 2 Thaler Expeditionsgebühr festgesetzt, wobei sich die betheiligten Kohlenzechen für ein bestimmtes Quantum verpflichten mußten. Dieses wird in regelmäßig abgehenden Extrazügen befördert. Die Folgen dieser Maßregel machten sich bald bemerklich. Bei der großen Güte der westfälischen Steinkohlen und ihrer ausgedehnten Verwendbarkeit für technische Zwecke war es grade nicht schwer, die Concurrenz mit der englischen Kohle aufzunehmen, wenn die Frachtverhältnisse nicht gar zu sehr auf den Preis influirt hätten. Diese hatten sich nun durch die erwähnte Reduction wesentlich geändert. So gelangten westfälische Kohlen nach Bremen, wo seither die englischen Kohlen den Markt beherrschten. Die sächsischen und schlesischen Bergwerksbesitzer sahen voll Unruhe diese Concurrenz an sie herantreten. Es gelang ihnen endlich, die betreffenden Bahnverwaltungen zur Adoptirung des gleichen Tarifs zu bewegen, so daß jetzt schlesische Kohlen nach Polen und Rußland gehen können.

Ein namhafter Techniker hat die Berechnung aufgestellt, daß die Selbstkosten der Beförderung von Kohlen in Extrazügen nur $0{,}_{602}$ Pfennige pro Centner und Meile betragen, so daß also bei einem Satze von 1 Pfennig und in Berücksichtigung der Massentransporte noch ein erheblicher Gewinn übrig bleibt. Es steht also zu hoffen, daß die drückende Expeditionsgebühr von 2 Thaler pro Waggon wegfallen wird. In neuerer Zeit soll bereits eine Ermäßigung eingetreten sein. Bei den gedrückten Kohlenpreisen wäre dieses schon von größter Wichtigkeit. Berlin ist 75 Meilen von Essen entfernt. Es kostet o[illegible] der Centner Steinkohlen zum Sa[illegible]ennig pro Centner und Meile 6 Sgr. 3 Pfg. Fracht. Rechnet man den Preis des Centners auf der Grube nur zu 4 Groschen, und zieht man die Expeditionsgebühr mit $7^2/_{10}$ Pfennig hinzu, so ergibt sich ein Verkaufspreis loco Berlin von 10 Sgr. $10^2/_{10}$ Pfg., der zu hoch ist, um mit Erfolg gegen die englischen Kohlen auftreten zu können. Für Magdeburg und Braunschweig stellt sich das Verhältniß schon günstiger. In Bremen würde bei der Entfernung von 41 Meilen ab Essen die Fracht pro Centner 4 Sgr. $^2/_{10}$ Pfg. betragen. Dort hat sich im verflossenen Jahre die westfälische Kohle entschieden Bahn gebrochen, und der englischen wesentlichen Abbruch gethan. Die nächste Folge der Anfuhr westfälischer Kohlen war, daß sie auf transatlantischen Dampfern zur Verwendung gelangte, um sie nach Cuba, Brasilien und Honolulu zu verführen, auf welchen Märkten die deutsche Kohle schon mit der englischen concurrirt. Im Jahre 1862 gingen in gewöhnlichen Zügen 217,300 Centner, in Extrazügen 4,482,900 Centner über Minden hinaus, oder gegen 1861 schon 2,980,900 Centner mehr. Wie sehr sich das Verhältniß auf dem Bremer Markte umgestaltete, geht aus folgenden Zahlenangaben hervor. Bremen bezog im Jahre 1860, bei einem Verbrauche von 8866 Last Steinkohlen nur 892 Last oder 10,6 Procent aus Deutschland, und die übrigen 89,4 Procent aus England. Im Jahre 1862 hat es bei einem Verbrauche von 11,918 Last bereits 8989 Last oder 75 Procent aus Deutschland und nur noch 25 Procent aus England bezogen. Nach Thüringen und Kurhessen hat die westfälische Kohle in Folge von Frachtermäßigungen ebenfalls ihren Weg gefunden, und die Concurrenz mit der Zwickauer Kohle aufgenommen. Neuerdings sind Extrazüge nach Mainz, Darmstadt und Aschaffenburg eingerichtet worden, so daß die Kohle auch nach Franken gelangen wird. Zieht man aber in Betracht, daß sich die jährliche Kohlenförderung in einem 46jährigen Zeitraum von 1812 bis 1858 von 6,272,392 Centner auf 77,970,052 Scheffel steigerte, daß sie 1861, wie wir oben sahen, schon beinahe 100 Millionen Centner betrug, so erklärt sich der Eifer, mit dem die Producenten an Gewinnung neuer Absatzwege arbeiten.

Am nächsten liegt ihnen Holland, und doch bezieht dieses Land verhältnißmäßig den kleinsten Theil seines Steinkohlenbedarfs aus

Westfalen. England und Belgien sind die Hauptlieferanten. Da Holland fast ohne Brennstoffe ist, und nur den Torf mit großen Kosten gewinnt, so wäre die Zufuhr billiger Steinkohlen gewiß von besonderer Wichtigkeit. Allein der Staat, sowie die Gemeinden haben die Brennmaterialien mit schweren Verbrauchssteuern belastet, die für 1000 Kilogramme Steinkohlen 16 Francs 6 Cts. betragen, und zwar fließen diese der Staatscasse zu, während einzelne Städte, wie Amsterdam u. A. ein Octroi von 6 Francs 59 Cts. für dasselbe Quantum erheben. Holland huldigt dem Freihandel, und belastet eines der wichtigsten Brennmaterialien mit einer exorbitanten Steuer, die den Consum hindert und dem Aufschwunge der Fabrikthätigkeit dadurch schadet. Je mehr Steinkohlen ein Land bezieht, desto reger ist seine materielle Production. Holland erhält allerdings Kohlen aus Belgien, England und Rheinpreußen, allein nicht in dem Maße, als geschehen würde, wenn die Verbrauchssteuer fallen würde. Den Generalstaaten ist denn auch ein auf Reduction derselben gerichteter Antrag vorgelegt worden. Es steht zu hoffen, daß er Annahme findet, so daß das an Holland grenzende Westfalen dann den ganzen Bedarf dieses Landes an Steinkohlen decken kann, sobald die Frachten ermäßigt sind. Die der rheinischen Eisenbahngesellschaft concessionirte Bahn von Osterrath nach Essen wird von großer Wichtigkeit für Absatz der Ruhrkohle nach Holland werden. Osterrath ist nämlich eine Station auf der Linie Köln-Kleve, und liegt ungefähr Duisburg gegenüber. Die Verbindung zwischen beiden Rheinufern wird durch eine Trajectanstalt vermittelt. In der Nähe von Essen und Mühlheim an der Ruhr befinden sich eine Menge Kohlenzechen, die durch Eisenbahnen unter sich, sowie mit der Mülheim-Essener-Pferdebahn verbunden sind. Letztere ist von der rheinischen Eisenbahngesellschaft als Stamm der neu zu erbauenden Bahn übernommen worden. In Zukunft werden die beladenen Kohlenwagen mittelst Trajectanstalt den Rhein passiren, und auf dem linken Rheinufer entweder nach Holland, oder nach der Eifel, dem Mittelrhein und Nassau gehen. Die im Bau begriffene Bahn von Kleve nach Elten und Zevennaar, einer Station der holländischen Rheinbahn, wird dazu dienen, die Kohlen ohne Aufenthalt nach Holland zu befördern, während eine zweite Bahn von Kleve nach Nymwegen, die im Projecte ist, auch zum Transporte der Kohlen in's linksrheinische Holland dienen wird.

Da die Osterrath-Essener-Bahn bis Bremen und Hamburg fortgesetzt werden soll, so eröffnen sich den Kohlenproducenten des Ruhrthales auch nach dieser Seite neue Aussichten. Zunächst dürfte die Bahn über Münster und Rheine geführt werden, wo sie sich an die ostfriesischen Linien anschließen kann. Emden und Leer beziehen jetzt schon westfälische Kohlen. Emden ist von Dortmund 32 $^{9}/_{10}$ Meilen, Leer 29 $^{1}/_{10}$ Meilen entfernt. Da die englischen Kohlen dort meistens als Ballast eingeführt werden, so überwiegen diese noch. Nach Vollendung jener Bahn dürfte sich aber der Preis für westfälische Kohlen billiger stellen, und ohne Zweifel der Centner für 6 $^{1}/_{2}$ bis 6 Groschen nach den Emshäfen geliefert werden können. Die Fracht von New-Castle nach Leer und Emden betrug 1861 pro Centner 4 $^{1}/_{4}$ Sgr., während sich die Kohlenfracht von Dortmund aus, also dem nächsten Kohlenproductionsorte, auf 3 $^{1}/_{3}$ bis 3 $^{1}/_{2}$ Sgr. stellte. Die Differenz im Kostenpreise der Kohlen in England und in Westfalen unterstützt aber die englischen Lieferanten bis jetzt noch. Binnen einigen Jahren wird sich das Verhältniß ganz anders gestalten, namentlich dann, wenn der Rhein-Elbe-Canal vollendet sein wird und tagtäglich ganze Reihen beladener Kohlenschiffe von der Ruhr nach Nord- und Ostsee gehen.

Daß die Ruhrkohlen hinsichtlich ihrer Heizkraft ganz gut mit englischen und schlesischen Kohlen concurriren können, ist durch die Untersuchungen des Dr. Brix erwiesen. Die oberschlesischen Kohlen ergaben im Durchschnitte 710 . 640 = 45,440 Wärmeeinheiten pro 100 Pfund, oder, wenn man als größere Einheit die Wärmemenge annimmt, die erforderlich ist, um 10 Pfund Wasser in Dampf zu verwandeln, also nach Anweisung des Hüttentechnikers Peters 5365 Wärmeeinheiten = 1 Heizeinheit setzt, durchschnittlich 84,8 Heizeinheiten pro Zollcentner. Die besten Kohlen von Flöz Reden ergaben 92,2 Heizeinheiten. Bei 7 Sorten westfälischer Kohlen fand Brix im Mittel 94,8 Heizeinheiten pro Zollcentner. Das Flöz Stenmannsbank der Zeche Engelsburg lieferte 97,93 Heizeinheiten. Hiernach geben 100

Zollpfund oberschlesischer Stückkohlen im Mittel 84,8, im Maximum 92,2, westfälischer gemischter Kohlen im Mittel 94,4, im Maximum 97,3 Heizeinheiten, so daß Letztere eine 12 Procent höhere Heizfähigkeit besitzen. Genannter Techniker hat es unumwunden ausgesprochen, daß die besten westfälischen Kohlen die besten schlesischen an Heizwerth übertreffen; daß die westfälischen gemischten Fettkohlen im Durchschnitt 12 Procent mehr leisten, als im Mittel die oberschlesischen Stückkohlen, und daß die besten oberschlesischen Kohlen von Zeche Königin Luise noch nicht ganz die Durchschnittsleistung westfälischer Fettkohlen erreichen. Hieraus geht hervor, wie sehr letztere ihren Absatzkreis ausdehnen können, wenn der Staat die Steuern auf Kohlenwerke, und wenn die Eisenbahnen die Frachtsätze ermäßigen.

Wir führen hier noch die dem Staate gehörigen Kohlengruben bei Ibbenbüren in Westfalen an, deren Production 1861 470,608 Tonnen beträgt, ferner die Gruben in der Gegend von Minden mit einer durchschnittlichen Production von 57,729 Tonnen, um unsere Uebersicht des Steinkohlenbergbaus zu schließen, und zu der Eisenproduction in Rheinland-Westfalen überzugehen. Als Grundlage derselben sind die Erzlager zu betrachten, die namentlich im Siegen'schen am häufigsten vorkommen. Außer dem, bei den Steinkohlen eingelagerten Blackband, wird auch nassauischer Rotheisenstein von der Lahn in den Hütten an der Ruhr und am Rheine verschmolzen. Seit Eröffnung der Ruhr-Sieg- und der Deutz-Gießener-Bahn kommen auch Eisenerze aus dem Dillthale in Nassau zur Verwendung.

Auf dem linken Rheinufer finden sich Eisensteinlager auf dem Hunsrück und in der Eifel, namentlich in der Gegend von Schleiden und Call, wohin jetzt eine Eisenbahn von Düren gebaut wird. Später soll diese bis Trier weitergeführt und durch eine Zweigbahn mit dem linksrheinischen Schienenwege in Verbindung gesetzt werden. Die Erze an der Saar wie auf dem Hunsrück bestehen meistens aus Thoneisenstein mit 25 Procent durchschnittlichem Eisengehalt. Zur Verbesserung der Erze wird nassauischer Rotheisenstein bezogen. Bedeutende Eisenwerke finden sich zu Neunkirchen, an der Eisenbahn von Bingen nach Saarbrücken, zu Dillingen bei Saarlouis, Geislautern und Bettingen. Die Hubertushütte, die Marienhütte und die Alfhütte verarbeiten Brauneisenstein vom Hunsrück, während die Quinthütte in der Nähe von Trier, an der Einmündung der Kyll in die Mosel gelegen, vorzugsweise Eifelerze verhüttet. In der Eifel befinden sich noch mehrere andere Hütten, deren Betrieb indessen schwach ist, da die Steinkohle entweder fehlt, oder doch in der Anfuhr zu kostspielig sein wird. Die seit Jahren projectirte Eifelbahn wird auch hier von unberechenbarem Nutzen sein. Im Kreise Düren liegen circa 20 Eisensteingruben. Auch in den Kreisen Prüm, Wittlich und Schleiden kommen Eisenerzlager und Eisenhütten vor, die sich im Privatbesitz befinden. In Aachen, Stolberg und Eschweiler dagegen gehören die Werke Actiengesellschaften an. Die Actiengesellschaft „Phönix" zu Ruhrort hat in Eschweiler-Aue bei Eschweiler ein ausgedehntes Etablissement mit 33 Puddelöfen, 11 Schweißöfen und 4 Walzwerken. Sie besitzt Eisensteingruben in der Eifel, sowie in Nassau. Im Geschäftsjahre 1860/61 wurden dort fabricirt 176,435 Pfund Eisenbahnschienen, 2,023,344 Pfund Eisenblech, 865,326 Pfd. Radreifen, 1,354,554 Pfund Eisenbahnräder, 8,082,568 Pfd. Handelseisen, im Ganzen 14,307,651 Pfund. Die Gesellschaft „Concordia" zu Eschweiler besitzt ebenfalls Hochöfen. Die Gesellschaft für Berg- und Hüttenbau zu Eschweiler ist für Gewinnung von Steinkohlen, Eisen, Galmei und Blei concessionirt.

Wenden wir uns nun dem Siegener Lande zu, so finden wir dort einen seit Jahrhunderten blühenden Eisensteinbergbau, sowie die damit in Verbindung stehende Eisenproduction, die von Jahr zu Jahr einen größern Aufschwung nimmt. Der Eisengehalt der Siegener Erze beträgt 30—40 Procent. Es kommen sogar Braun- und Rotheisensteine von 60—70 Procent vor. Diese Reichhaltigkeit, in Verbindung mit der Leichtschmelzbarkeit, verleihen den Siegener Erzen einen großen Werth. Vor zehn Jahren wurden hauptsächlich Holzkohlen zum Hüttenproceß verwendet. Steinkohlen kosteten in Siegen 25 bis 28 Groschen pro Scheffel. Heute hat sich dieses Verhältniß schon wesentlich geändert. Durch die seit zwei Jahren erfolgte Transporterleichterung gehen bedeutende Quantitäten Eisenerze zu den Hochöfen am Rheine und an der Ruhr. Im Jahre 1862 wurden allein aus dem Kreise Siegen 180,000 Ton-

nen zum Preise von 200,000 Thaler abgeführt. Die Gesammteisensteingewinnung im Siegen'schen betrug im verflossenen Jahre 317,993 Tonnen zum Werthe von 358,500 Thalern.

Im Kreise standen 17 Hochöfen in Betrieb, welche 485,000 Centner Roheisen zum Werthe von 717,000 Thaler und 109,000 Centner Rohstahleisen zum Werthe von 228,000 Thaler producirten. Trotz der Vermehrung der Production ist der Geldwerth gesunken, weil die Preise gewichen waren, so daß Ende 1862 1000 Pfund Holzkohlen-Roheisen 15 Thaler und gemischtes, bei Holzkohlen und Coaks erzeugtes Roheisen 14 Thaler kostete. Im Rohstahleisen war das Geschäft besser. Wie wir aus dem Berichte der Handelskammer zu Siegen ersehen, hat die Ausstellung zu London die Aufmerksamkeit der Engländer auf das Siegener Rohstahleisen gelenkt, so daß bereits starke Versendungen dorthin stattgefunden haben. Die sogenannte Hütten- und Hammerordnung steht noch immer der Anlage weiterer Hochöfen im Wege. Der Staat kann sie nicht ohne Weiteres aufheben, und die Betheiligten mögen sich auch nicht zu Entschädigungen derjenigen herbeilassen, die durch Beseitigung der Hütten- und Hammerordnung alte Rechte einbüßen würden. Die Eisengießereien und die Frischfeuer lieferten 33,000 Centner Gußwaaren und 243,000 Centner Stab-, Blecheisen und Rohstahl.

Im Siegen'schen befinden sich die meisten Werke im Privatbesitz; das bedeutendste, der Müsener Stahlberg, ist vor einigen Jahren in den Besitz des Köln-Müsener Bergwerks-Actien-Vereins übergegangen. Der Stahlberg liefert Spatheisenstein, und stand schon im 14. Jahrhundert im Betrieb. Im Jahre 1862 gewann der Verein 23,190 Tonnen Spatheisenstein und 36,902 Centner Fahl-, Blei-, Kupfer- und Blenderze. Auf den Hochöfen producirte er 9,080,000 Pfund Stahleisen, und auf den Hammerwerken 364,000 Pfund Puddelstahl und 240,000 Pfund Holzkohlen-Edelstahl. Außerdem wurden 2923 Pfund Silber, 11,445 Centner Glätte, 2020 Centner Blei und 705 Centner Kupfer gewonnen. Wie sehr durch die Eisenbahn von Hagen nach Siegen die Transportkosten reducirt wurden, geht aus der Thatsache hervor, daß im Jahre 1862 29,405 Thaler weniger für Frachten gezahlt worden sind. Zu dieser Summe kommen noch 10,200 Thaler Ersparnisse bei der Erzförderung, 10,400 Thaler in der größeren Eisensteingewinnung und 7800 Thaler im günstigen Ausbringen beim Hüttenbetrieb. Ueberhaupt haben die Hütten in den letzten drei Jahren wesentliche Veränderungen in ihren Selbstkosten dadurch bewirkt, daß sie sich die neuesten technischen Erfindungen aneigneten, und einen ökonomischen Betrieb einführten. Dann kam ihnen die seit dem 1. Januar 1863 eingeführte Beseitigung der Steuer auf Eisenerze wesentlich zu statten. Dadurch haben sich die Selbstkosten verringert, so daß die Producenten befähigt wurden, der Concurrenz Englands im Zollverein besser die Spitze bieten zu können.

Eine andere Actiengesellschaft im Flußgebiete der Sieg, der „Sieg-Rheinische-Bergwerks- und Hüttenverein" hat sein Etablissement in der Nähe von Troisdorf, während seine Eisensteinfelder theils im Siegen'schen, theils in der Gegend von Siegburg liegen. Der Verein hat zwei Hochöfen in Betrieb, und producirte im Jahre 1861 an Heerdguß 14,714,715 Pfund, an Feineisen, Bandeisen und feinen Blechen 9,752,314 Pfund. Von Producten der Maschinenfabrik wurden im genannten Jahre für 137,735 Thaler umgeschlagen. Wie sehr auch hier der Eisenbahnbetrieb auf die Productionskosten günstig eingewirkt hat, geht aus der Thatsache hervor, daß das Werk nunmehr Kalkstein zu 16 Sgr. pro 1000 Pfund bezieht, während dieses Quantum früher 25 Sgr. kostete. Zu 1000 Pfund Roheisen wurden verwendet: 2510 Pfund Eisenstein, 848 Pfund Kalkstein, 1244 Pfund Coaks.

Die Actiengesellschaft „Lenne-Ruhr" im Lennethale, sowie die Gesellschaft „Neu-Onge" gehören mit ihren Etablissements dem Bahngebiete der Ruhr-Sieg-Eisenbahn an, die ihnen einerseits die Ruhrkohlen, andererseits die Eisenerze des Siegener Landes zuführt. Beide Gesellschaften haben vorzugsweise Walzwerksbetrieb, und fabriciren alle Arten Eisenbleche. Am Ausflusse der Lenne in die Ruhr betreten wir das durch zahlreiche Hüttenwerke und Steinkohlengruben bezeichnete Ruhrgebiet. Die Köln-Mindener-, die Bergisch-Märkische-, die Witten-Duisburger- und die Prinz-Wilhelm-Eisenbahn dienen dem kolossalen Kohlen-, Erz- und Eisentransport. Von Jahr zu Jahr hebt sich die Eisenpro-

duction dieser Gegenden, deren Stand am besten aus folgender Uebersicht erhellt. Es wurden im Oberbergamtsbezirk Dortmund producirt:

Jahr.	Zahl der Hochöfen.	Roheisen Centner.	Gußwaaren Centner.	Zusammen Centner.
1855	29	1,556,864	161,049	1,717,913
1856	36	2,275,363	169,393	2,444,756
1857	33	2,590,914	205,365	2,796,279
1858	31	2,398,216	207,464	2,605,680
1859	31	2,301,614	125,069	2,426,683
1860	27	2,586,839	139,425	2,726,264
1861	44	2,911,769	106,503	3,018,272

Im Oberbergamtsbezirk Bonn, wozu auch die Hütten des linken Rheinufers gehören, wurden 1861 in 83 Hochöfen 3,528,428 Centner Roheisen und 175,684 Centner Gußeisen, zusammen 3,704,112 Centner producirt. Auf die ganze Monarchie kam im genannten Jahre eine Production von 8,986,777 Centner Roheisen aus Gußwaaren. Hieraus erhellt aber, wie wichtig die Eisengewinnung der beiden westlichen Provinzen Preußens ist, da sie über zwei Drittel der ganzen Jahresproduction beträgt. Die Eisenerzgewinnung stellte sich:

Jahr.	Oberbergamtsbezirk Dortmund. Tonnen.	Oberbergamtsbezirk Bonn. Tonnen.
1855	406,655	1,015,366
1856	500,704	1,151,679
1557	746,733	1,291,570
1858	818,083	1,254,389
1859	594,608	944,085
1860	871,392	841,550
1861	890,447	1,163,566

Es ist selbstredend, daß diese Eisensteingewinnung den Bedarf der Hochöfen nicht deckt. Es werden Erze aus dem Siegen'schen, aus Nassau und von andern Gegenden bezogen. Die Ausfuhr aus dem Siegen'schen wurde oben schon angegeben. Die Gesellschaft „Phönix“ zu Ruhrort bezieht von ihren Eisensteingruben an der Lahn circa 65 Millionen Pfund jährlich, die durch 32 Schiffe auf Lahn und Rhein zu den Hütten des Phönix geschafft werden. Derselbe besitzt auch Eisensteingruben bei Boppard, Honnef und Bensberg, die aber gegenwärtig nicht in Betrieb stehen. Die Eisenerzlager des Bergischen Landes auf der rechten Rheinseite werden erst dann besser erschlossen werden können, wenn die projectirte Cöln-Soester-Eisenbahn verwirklicht sein wird. Diese soll durch das Dhünthal über Wipperfürth und Hagen gehen, also Gegenden durchschneiden, die in industrieller Hinsicht von großer Wichtigkeit sind, und alle Vorbedingungen für eine großartige Metallurgie besitzen. Im Augenblick, wo wir dieses niederschreiben, wird sogar aus Berlin gemeldet, daß das Bankierhaus Oppenheim zu Cöln die vom Handelsminister geforderte Caution von 500,000 Thaler bestellt hat, so daß die Concession für die Cöln-Soester-Bahn ertheilt werden kann. Sie wird durch das Dhün-, sowie das Vollmethal nach Hagen gehen, und sich in Soest an die westfälische Staatsbahn anschließen.

Im Jahre 1861 wurden im Oberbergamtsbezirke Dortmund 146,941 Tonnen Brauneisenstein, 152,774 Tonnen Spatheisenstein und 535,713 Tonnen Kohleneisenstein oder Blackband gewonnen. Diese Gattung Erze nimmt also im Gesammtförderungsquantum die Hauptstelle ein. Im Oberbergamtsbezirke Bonn wurden 1861 421,267 Tonnen Brauneisenstein und 375,476 Tonnen Spatheisenstein gewonnen. Blackband kommt in diesem Bezirke nicht vor. An der Gesammteisensteinförderung des preußischen Staates war der Oberbergamtsbezirk Dortmund 1861 mit 31,2 Procent, der Oberbergamtsbezirk Bonn aber mit 31,20 Proc. betheiligt. Die Zunahme der Eisensteinförderung in Rheinland-Westfalen ist von der größten Wichtigkeit für die künftige Gestaltung der Eisenproduction selbst, da sie die Selbstkosten durch eigene Gewinnung der Rohmaterialien wesentlich ermäßigt. Nassauisches Eisenerz trägt noch immer hohe Fracht bis zu den Hütten am Niederrhein, wenn auch die Preise selbst auf den Gruben sehr niedrig sind. Friedrich Harkort berechnet in seinem Schriftchen über die Eisenzölle die Fracht von den Gruben an der Lahn bis zur Lahnmündung auf 6 Thaler 24 Groschen pro Fuder von 6000 Pfund; für Einladen, Rheinfracht und Ausladen 2 Thaler 6 Sgr., so daß also 1000 Pfund frei Ufer auf 1 Thaler 15 Sgr. zu stehen kommen. Zu 1000 Pfund Roheisen sind 2400 Pfund Erze à 1 Thaler 13 Sgr. erforderlich. Die Fracht zur Hütte und die Kohlenfrachten betragen 1 Thaler 12 Sgr. Es haben sohin 1000 Pfund Roheisen allein an Frachten 5 Thaler gekostet, was fabelhaft erscheint, aber dennoch wahr

ist. Auf den Eisenbahnen ist ein ermäßigter Tarif für Eisenerze in Anwendung gekommen, und dürfte sich daher die Fracht, wenn auf dem Schienenwege die Erze zur Hütte bezogen werden, um ein Wesentliches billiger stellen.

Interessant ist die Betrachtung des Brennmaterials bei Darstellung des Roheisens und der Gußwaaren. Im Jahre 1852 wurden im Oberbergamtsbezirke Dortmund erst 271,273 Centner mit Coals und 89,691 Centner mit Holzkohle verhüttet, während 1861 schon 2,924,017 Centner mit Coals, 87,205 Centner mit Holzkohle und 7050 Centner mit Coals und Holzkohle dargestellt wurden. Im Oberbergamtsbezirke Bonn kamen 1861 schon 2,167,655 Centner auf Coals, 469,503 Centner auf Holzkohle und 1,066,954 Centner auf gemischtes Brennmaterial. Die Engländer verhütten größtentheils mit reiner Steinkohle, wodurch es ihnen möglich wird, ihr Eisen billiger zu verkaufen, als solches deutschen Producenten möglich ist.

Das Rohstahleisen hat seinen Hauptproductionskreis im Siegen'schen. Die Gesammtproduction an Rohstahleisen in Preußen betrug 1861 152,523 Centner gegen 112,352 Centner in 1852. Die Stahleisenproduction im Oberbergamtsbezirke Dortmund betrug 1861 2,272,918 Centner, davon waren bei Steinkohlen 9,271,118 Centner, bei Holzkohlen 1800 Centner gewonnen. Im Oberbergamtsbezirke Bonn wurden 1,840,183 Centner oder 1,783,224 Centner bei Steinkohlen und 56,959 Centner bei Holzkohlen producirt. Ersterer Bezirk lieferte außerdem noch 314,014 Ctr. Schwarzblech und 239,950 Centner Eisendraht; Letzterer 325,999 Centner Schwarzblech und 172,368 Centner Eisendraht. Rohstahl wurde 1861 in Dortmund 18,031 Centner bei Holzkohlen und 228,259 Centner bei Steinkohlen gewonnen. In Bonn betrug das Quantum bei Holzkohlen 4200 Centner, bei Steinkohlen 116,002 Centner.

Sowohl in Westfalen, mit Ausnahme des Siegener Landes, als am Rhein werden die meisten Berg- und Hüttenwerke durch Actien-Gesellschaften betrieben. Die wichtigsten Hüttenwerks-Actiengesellschaften in Westfalen sind der Phönix zu Ruhrort und der Hörder Verein zu Hörde bei Dortmund. Der Phönix besitzt Eisenwerke zu Ruhrort, Borbeck, Kupferdreh, Langhed und Eschweiler-Aue. Im Geschäftsjahre 1860/61 wurden 40,693,435 Pfund fertiges Eisen geliefert. Davon kommen allein auf das Etablissement zu Ruhrort 22,773,638 Pfund Schienen, 2,309,462 Pfund Laschen, 590,038 Pfund Handelseisen, 712,916 Pfund Gußstücke. Der Hörder Verein gewann 1862 auf drei Hochöfen 45,126,348 Pfund Roheisen; darunter 304,900 Pfund Stahleisen und 779,370 Pfund Gußsachen. Er verwendete dazu 102,676,779 Pfund Erze, 36,468,219 Pfund Kalksteine und 63,259,625 Pfund Coals, woraus sich berechnet, daß zu 100 Pfund Roheisen 227,5 Pfund Erz, 80,8 Pfund Kalkstein und 140,2 Pfund Coals gebraucht wurden. Der Verein gewann an Blackband 890,261 Scheffel, an Brauneisenstein 57,504 Scheffel und bezog an fremden Erzen verschiedener Gattung 13,864,800 Pfund.

Der Hauptsitz der Eisenindustrie ist das Ruhrthal, also Mülheim a. d. Ruhr, Duisburg, Essen, Witten, Oberhausen, Dortmund, Hagen, Bochum u. s. w. Eine Aufzählung der einzelnen Gesellschaften oder der einzelnen Besitzer von Privathüttenwerken würde zu weit führen. Es kam hauptsächlich darauf an, eine in allgemeinen Umrissen gehaltene Darstellung des Kohlen- und Eisenerzbergbaues, sowie des Eisenhüttenwesens in Rheinland-Westfalen mit Ausschluß alles Technischen zu geben. Die Steinkohle, oder vielmehr die aus Steinkohlen gewonnenen Coals, spielen beim Hüttenprocesse die Hauptrolle. Die Eisenbahnen im Steinkohlen- und Hüttenreviere vermitteln den Transport der Rohmaterialien wie die Abfuhr der fertigen Fabricate, die aber noch vielfach durch Willkürhandlungen der Eisenbahnverwaltungen gehemmt wird. Es hat deshalb auch nicht an Beschwerden der Producenten bei der zuständigen Behörde, dem Handelsministerium, gefehlt. Der in Aussicht stehende Handelsvertrag zwischen dem Zollverein und Frankreich hat Anlaß gegeben, die Lage der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie und ihre Zukunft. jenem Vertrage gegenüber, näher zu erörtern. In einer Denkschrift der Delegirten der preußischen Eisenindustrie an das Abgeordnetenhaus, in Betreff jenes Handelsvertrages, werden diejenigen Maßregeln vorgeschlagen, die nöthig sind, um die einheimische Roheisenproduction der ausländischen gegenüben concurrenzfähig zu machen. Es

gehören dahin: Aufhebung der Steuern auf Kohlen und Erze, Abschaffung der Flußzölle, Anlage von Canälen, Ermäßigung der Eisenbahnfrachten für alle Rohstoffe pro Centner und Meile auf 1 Pfennig, für Stabeisen, Schienen und Platten auf 1¼, und endlich für Eisenfabricate auf 1½ Pfennig. Seit Jahren gehören die letzten Forderungen zu den regelmäßig wiederkehrenden, aber stets unberücksichtigt gebliebenen. Der fortgesetzten Agitation wird es gelingen, endlich die Wünsche der Eisenindustriellen ihrer Verwirklichung näher zu führen, womit dann der Kampf der preußischen Eisenproduction, insbesondere der rheinisch-westfälischen, gegen die Uebermacht des britischen, genauer gesprochen des schottischen, Hüttengewerbes auf den Märkten des Zollvereins seiner Entscheidung entgegen geht.

Die Siegener- und Lahnerze stehen den besten englischen und belgischen gleich. Die Ruhrkohlen brauchen ebenfalls den Vergleich mit den belgischen und englischen nicht zu scheuen. Unser Coaks-Roheisen ist so trefflich und preiswürdig, daß es lediglich von der Höhe der Fracht abhängt, ob die Engländer auch ferner in seitheriger Weise den Markt beherrschen werden. Heute kosten 100 Pfund preußisches Coaks-Roheisen 1⅙ bis 1½ Thlr. loco Cöln, während schottisches Nr. 1 Roheisen daselbst incl. Zoll und Fracht mit 1 7/12 bis 1⅔ Thaler bezahlt wird. Unsere Hütten sind also vollkommen in der Lage, England den Markt streitig zu machen. Stabeisen wurde zu Cöln mit 3¼ bis 3½ Thlr. die 100 Pfund bezahlt. Die alleinige Vergleichung des Preises ist aber, wie die erwähnte Denkschrift mit vollem Rechte hervorhebt, kein richtiger Maßstab für den Werth verschiedener Hüttenproducte. „Es ist eine Thatsache, bemerkt sie, daß unsere Siegener- und Lahnerze zur Bereitung von Qualitätseisen, Guß- und Puddelstahl ein Material liefern, welches dem englischen und belgischen Roheisen bei Weitem überlegen ist; es ist Thatsache, daß die deutschen Façoneisen an Sauberkeit der Walzung und an Stoff die belgischen und englischen Normalproducte bei Weitem übertreffen, daß deutsche Eisenbahnen und Techniker ganz andere Ansprüche stellen, als dies in jenen Ländern üblich ist. Uebrigens ist der Fortschritt der deutschen Eisenindustrie doch wohl schlagend genug erwiesen, we[illegible] bedenken, daß dieselbe heute aus inländischen Roheisen Schienen zu 33 bis 35 Thaler pro 1000 Pfund loco Werk liefert, während sie solche aus fremdem Eisen vor circa 15 Jahren zu 50 Thaler producirte, wenn sie heute Blech zu 40 und 42 Thaler, Stabeisen zu 30 und 32 Thaler herstellt, wofür noch im Jahre 1856 75½ Thaler und beziehungsweise 56½ Thaler bezahlt wurden."

Der Bau eines Canals vom Rhein zur Elbe, die Anlage neuer Eisenbahnen, die successive Beseitigung der Steuern auf den Kohlenbergbau, die Ermäßigung der Eisenbahnfrachten und in Folge dessen die Ausdehnung der Absatzkreise werden binnen einigen Jahren das rheinisch-westfälische Eisenhüttengewerbe dem belgischen und englischen ziemlich gleich stellen. Schon jetzt hat der Eisenverbrauch in Preußen einen großartigen Umfang angenommen. Man veranschlagt denselben auf circa 12 Millionen Centner jährlich. Im Jahre 1861 besaß Preußen 1049 Eisenhüttenwerke mit 60,724 Arbeitern, und betrug der Gesammtwerth der Hüttenproduction 67,095,518 Thaler, die zum größten Theile ganz neu gewonnen wurden, indem man die im Schooße der Erde ruhenden Erze in nutzbare Materialien umschuf. Treffend sagt die bekannte Denkschrift über die künftige Zolleinigung Deutschlands: „Was ist der Ackerbau, der Bergbau, der Schiffbau, was ist die Industrie und das Fabrikwesen mit ihren Maschinen, was alle Verkehrsmittel ohne Eisen? An die Anwendung des Eisens ist die Gesammtentwicklung der Cultur eines Volkes geknüpft. Ohne Eisen ist das ganze, nationalgewerbliche Leben gelähmt, sind unsere Soldaten wehrlos. Ohne Eisen daher kein Wohlstand, kein Volksglück, keine Freiheit im Innern, keine Selbständigkeit und Unabhängigkeit nach Außen." Wie glücklich ist aber ein Land zu rechnen, wenn es, wie dieses in Rheinland-Westfalen der Fall ist, Kohlen und Eisenerze besitzt, und seine betriebsame Bevölkerung es versteht, mit diesen Hauptfactoren der materiellen Production von Jahr zu Jahr ihren Wohlstand zu mehren.

Die österreichischen Höhlen.

Dem Freunde der Natur bietet ein Land, wie das gesammte Oesterreich, das von einem europäischen Hauptgebirge, den Karpathen, seiner ganzen Länge nach durchzogen wird,

und welchem von dem Centralzug der Alpen über 110 Meilen allein angehören, in jeder Beziehung einen reichen Schatz von Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten dar. Namentlich sind es die eisumlagerten Spitzen der Alpen und die Granitwände der Tátra, wo allenthalben der Gelehrte Gelegenheit zu Studien findet und die Bewunderung des Touristen hervorgerufen wird. Aber nicht nur in der Gestaltung der Oberfläche, in dem reichen Schatze der Flora und Fauna findet der Naturforscher Befriedigung, nein auch im Innern der Erde, neben den mineralogischen Schätzen und neben dem geologischen Bau der Gebirge, thut sich seinen Forschungen eine neue Welt auf, deren Scenerien und Erscheinungen verhältnißmäßig noch eine Menge ungelöster Räthsel enthält; es ist dies „die unterirdische Welt der österreichischen Höhlen und Grotten." —

Am zahlreichsten finden sich die Höhlenbildungen, oft ganze Gruppen bildend, in Krain, Ungarn, Mähren, Dalmatien und Istrien, wo sie, namentlich in den letzteren Provinzen, oft bis unter das Meeresniveau hinabsteigen, während sie in den Alpen noch über der Schneeregion zu finden sind. Bereits sind schon über 200 Höhlen und Grotten bekannt, von denen die meisten auf Ungarn und Krain fallen, und noch immer werden neue entdeckt.

Will man eine übersichtliche Schilderung der österreichischen Höhlen geben, so erscheint es am zweckmäßigsten, wenn man sie nach der Richtung der Gänge in drei verschiedene Classen theilt, in die horizontalen, in die verticalen und in die, welche aus der Verbindung dieser beiden Classen hervorgehen. Zur ersteren Classe gehört die berühmte ungarische Banadla (bei Aggtelek im Görmer Comitat), die längste nächst der Mammuthshöhle in Kentucky, mit einem 3062 Klaftern langen Haupteingange; zur zweiten Classe gehört die Trebichgrotte bei Triest, 1011 Fuß tief; in die dritte combinirte Classe, die St. Karziagrotte bei Triest, wo in den Seitenwänden des 500 Fuß tiefen Abgrundes sich drei Grotten befinden, und wo in der am Fuß erst über 220 Klaftern lang erforschten Höhle sich der Reccafluß ergießt.

Die Kalkformationen sind für die Höhlenbildungen das günstigste Gestein und finden sich dieselben sowohl im Urkalk, wie im älteren devonischen Kalke, im Jurakalke, wie in der Kreideformation und im krystallinisch umgewandelten Kalke vor. Gehen wir zuerst auf die horizontalen Höhlen über, so unterscheiden wir zunächst nach Professor Dr. A. Schmidt's, in Ofen, Classification Höhlen und Grotten. Unter ersteren versteht er solche, die das Bett eines unterirdisch strömenden Gewässers bilden, während unter Grotten er trockene Gänge versteht. Zwar finden sich in Grotten auch Gewässer, wie Tümpel und kleine Seen vor, doch dies sind stehende Gewässer. Sicher sind die Grotten früher Höhlen gewesen, nur ist das fließende Gewässer im Laufe der Zeiten verschwunden, oder hat sich unterhalb der Grotte neue Höhlen gebildet, woraus die Erscheinung erhellt, daß man häufig Grotten mit Höhlen etagenweise über einander findet, wie die bekannte Adelsbergergrotte, unter und neben welcher hinweg der Poikfluß sich seine Wasserhöhlen ausgewaschen hat. Unter die Erscheinungen, welche in Grotten, wie Höhlen gemeinschaftlich anzutreffen sind, gehören die sogenannten Trümmerberge, welche durch den Einsturz von Decken und durch Durchbruch von Seitenwänden entstanden sind und welche die frappantesten Scenerien darbieten.

Die Eingänge der Höhlen und Grotten sind meist enge Spalten oder eine Kluft, selten ein großartiges Portal, doch wo sich ein solches findet, von höchst imposantem Eindruck, wie das Portal der Unzhöhle bei Plania in Krain, das eine Breite von 60 und eine Höhe von 80 Fuß hat. Ueberdies wechseln in beiden immer große Hallen mit engen Gängen ab, und in beiden findet man kleine Quellen, sowohl aufspringende, wie solche, die von durchsickernden Tagewässern herstammen. Ebenso findet man in beiden an einzelnen Stellen einen starken Tropfenfall, welcher bei entsprechender Beleuchtung einen feenhaften Anblick gewährt. Auch die Tropfsteingebilde haben beide gemein, nur daß sie in den Grotten von weit größeren Dimensionen sind.

Das Charakteristische zwischen Höhlen und Grotten ist noch, daß erstere nur aus einem Canal bestehen, während letztere mehrere Verzweigungen und Seitengänge haben, die zusammengenommen oft länger als der Hauptgang sind. Selten durchbohren horizontale Höhlen und Grotten einen Berg ganz, wie die Tunnelgrotte bei Frauenmauer, und wenn dies der Fall, und aus Nebenumständen

nachgewiesen, so sind sie nicht praktikabel, wie dies bei einer Menge von Gewässern des Karsts der Fall, die plötzlich in der Erde verschwinden und erst jenseits des Berges wieder erscheinen.

Ein charakteristisches Merkmal der Karstländer sind die verticalen Höhlenschachte, und findet man dieselben namentlich in Krain, Istrien und Dalmatien, aber auch anderwärts, wo sich Karststructuren vorfinden, wie im Bihargebirge zwischen Ungarn und Siebenbürgen. Am häufigsten haben sie eine trichterförmige Gestalt, oder bilden eine kesselartige Einsenkung, die man in Krain mit dem Namen Dolina (slavonisch, Vertiefung) belegt. Gewöhnlich fällt die eine Wand der Dolina steiler ab als die übrigen und der Boden ist mit Steingerölle und Dammerde bedeckt. Dadurch bilden sie Wassersauger für unterirdische Canäle und befördern in sich eine üppige Vegetation, was sie zu wahren Oasen in dem sterilen Karste macht. Zuweilen verstopfen sich die Abzugscanäle zeitweilig oder ganz und dann zeigen die Dolinen die frappante Erscheinung der sogenannten Teiche (Tó), wie auf dem karstartigen Kalkplateau des Bihargebirges, bei einer beiläufigen Höhe von 4500 Fuß über dem Meeresspiegel. Neben diesen trichterförmigen Einsenkungen trifft man, namentlich auf dem Triester Karst, auf eine Menge brunnenartiger Löcher, welche sich in der Entfernung durch Nichts ankündigen und sich dem sorglosen Wanderer plötzlich vor den Füßen öffnen. Diese Brunnen, meist nur einige Fuß im Durchmesser, fallen in der Regel schlottartig mit senkrechten Wänden ab und haben größtentheils eine bedeutende Tiefe. Sie haben kein stehendes Wasser und dienen unterirdischen Canälen als Zuflußrohre. Ein ziemlich tiefer derartiger Schacht, 384 Fuß tief, findet sich in der Nähe des Dorfes Briszhiaka auf dem Karst; der tiefste der Art ist die sogenannte Trebichgrotte, 1011 Fuß tief, aber dieselbe besteht aus mehreren nicht senkrecht über einander stehenden Schachten. Im niederen Karst bei Triest, in der Nähe des Meeresufers, finden sich zwar derartige Schachte mit Wasser auf dem Grunde, aber dann liegt die Sohle unter dem Meeresniveau. Noch finden sich, aber selten, eigentliche sogenannte Katavotrons, das sind ebenen Fußes sich öffnende Schlünde, die fließenden Gewässern oder zeitweiligen Hochwässern einen unterirdischen Abfluß gewähren. Der Unterschied gegen die Wasserhöhlen besteht bei ihnen darin, daß unmittelbar innerhalb ihrer Mündung der senkrechte Schlund sich öffnet, in welchem die Gewässer hinabstürzen. Die berühmteste dieser Katavotrons ist die Campanésca bei Vaskóh im Biharcomitat, in welcher unter einem 12 Ellen breiten und 10 Ellen hohen Felsenthor sich ein noch ungemessener Schlund öffnet, der ein unbedeutendes fließendes Wässerchen aufnimmt. Die großartigsten Erscheinungen der unterirdischen Welt gehen aus der Verbindung der horizontalen und verticalen Höhlenbildungen hervor. Bei den Dolinen fällt, wie schon erwähnt, die eine Wand meist steiler als die andere ab, oft ganz senkrecht, in dieser öffnen sich entweder am Boden oder auch über demselben horizontale Grotten, oft mehrere über einander, wobei in der untersten oft ein unterirdischer Fluß querüber strömt. Zu den berühmtesten derartigen Höhlengrotten zählen die Dolinen von St. Kanzian bei Triest und die Mazocha (Stiefmutter) in Mähren, in welcher letzterer die senkrechte Wand 653 Fuß hinabfällt, während die Bodenfläche 390 Fuß lang und 162 Fuß breit ist, und wo auf der einen Seite derselben der Buskawabach aus einer Höhle herauskömmt und auf der andern Seite in eine ebensolche abfließt.

Ueber die Entstehung der Höhlen ist man wohl vollkommen so weit im Klaren, daß sie nicht rein vulcanischen Ursprungs sind, ob sie aber rein neptunischen Ursprungs sind, ist eine noch nicht vollständig gelöste Frage. Die schwierigste Lösung bieten die unzähligen Schachte des Karstbodens. Am leichtesten finden wir die Lösung, wenn wir, und das können wir wohl mit einiger Sicherheit, im Innern des Höhlenkalkes zahlreiche ursprüngliche Blasenräume annehmen, oft von bedeutenden Dimensionen, aus denen sich die verschiedenen Höhlenbildungen gebildet haben. Bei den Dolinen haben sicher Deckendurchbrüche stattgefunden, während die horizontalen Höhlen ihre Gestaltung durch Wasserausspülungen erhalten haben. An unzähligen Stellen sind die Wirkungen der unterirdischen Wasserfluthen durch Ablagerungen von Sand und Lehm zu erkennen, und an manchen Stellen erkennt man sogar ganz deutlich die Reibungsflächen, welche durch die von der Strömung vorbeigeschobenen Rollsteine entstanden

sind. Durch die Wasserfluthen sind die Wände zwischen den neben und übereinanderliegenden Blasen durchbrochen und somit die Gänge gebildet worden, während die Blasen mehr oder weniger große Dome und Hallen darstellen. Natürlich hat bei allen diesen Bildungen die Gesteinformation einen großen Antheil an dem Grade der Aushöhlung gehabt, welche am wirksamsten war, wenn die Richtung der Strömung das Gestein in der Richtung seines Streichens traf. Nicht minder haben gewiß auch vulcanische Eruptionen eine große Mitwirkung dabei gehabt, was aber die innere Decoration der Höhlen betrifft, so haben die Tropfsteinbildungen das Meiste allein gethan.

Aus allem diesen geht hervor, daß der Geolog den Höhlenbildungen noch manche interessante Seite abzugewinnen vermag, und wenn nun erst der größte Theil der Höhlen einer Gegend auf den geologischen Karten genau verzeichnet ist, wird mancher Lichtstrahl auf die urweltlichen Strömungen fallen, die einen Hauptantheil bei der Bildung der Höhlen gehabt haben müssen.

Was die Luftverhältnisse der österreichischen Höhlen betrifft, so sind dieselben in allen bis jetzt bekannten vollkommen athmungsfähig und nur in sehr einzelnen Fällen kommen auf dem Boden unbedeutende Schichten von Kohlensäure vor. Die Temperatur ist meist von der der mittleren Bodentemperatur wenig verschieden, sie schwankt, mit Ausnahme der Eisgrotten, im Allgemeinen zwischen 8 und 11 Grad R. Für die Mineralogie bietet die Höhlenkunde das wenigste Interesse, höchstens dürfte die verschiedene Structur der Tropfsteinbildungen Werth für sie haben; nicht minder arm ist die Flora subterranea, denn die von Scopoli genannten 70 verschiedenen Pflanzenformen kommen meist nur in Bergwerken vor; die in Höhlen und Grotten gefundenen gehören nur den Pilzen und besonders den Classen Agaricus und Telephonus an.

Dagegen bietet die Fauna eine auffällige Menge von Species dar, namentlich finden sich unter den Käfern sehr zierliche und prächtige Exemplare vor. Hierbei ist gleich zu bemerken, daß das entscheidende Merkmal für die Troglobien, ausschließlich in Höhlen lebende Thiere, gänzlich fehlende oder nur mangelhaft ausgebildete Sehorgane sind. Auch Egel, Spinnen, Skorpione sind vertreten, nicht minder die Tausendfüßler; das merkwürdigste aller Troglobien bleibt aber der Olm (Hypochthon), Proteus anguinus genannt, ein schmutzig fleischfarbiges, eidechsenartiges Thier, von dem bereits sieben verschiedene Arten an 31 Fundorten entdeckt sind. Der Olm erlangt eine Länge bis zu 9 Zoll, hat vier kurze dünne Beine, drei Zehen an den Vorder-, zwei an den Hinterfüßen und zu beiden Seiten des Halses drei heraushängende Kiemenbüschel; die Sehorgane sind undeutlich entwickelt. Er nährt sich von kleinen Wasserschnecken, Frosch- und Fischleich. In größeren Mengen ist der Olm bis jetzt in der Unz- und in der Palminahöhle durch Prof. Dr. A. Schmidt, aus Ofen, beobachtet worden. Ueber die Fortpflanzung dieses Thierchens ist man noch nicht ganz klar, doch sprechen anatomische Untersuchungen des Prof. Hyrtl, welcher sehr entwickelte Ovarien und am Ende des Eileiters eine nur bei eierlegenden Nacktlurchen vorkommende Drüse entdeckte, dafür, daß der Olm zu den eierlegenden Thieren gehört. Man kann ihn jahrelang in vom Licht abgeschlossenen Gefäßen erhalten. Noch muß man zur Höhlenfauna zwei Thiergattungen rechnen, die zwar keine eigentlichen Höhlenthiere, aber „Grottenliebende" (Troglophilen) sind, wir meinen die unzähligen Species von Fledermäusen, die an den Eingängen aller Höhlen und Grotten, oft in ungeheurer Masse, vorkommen, und eine Taubenspecies, welche namentlich die Karsthöhlen als Brut- und Schlaforte benutzen. Noch sind wir aber mit der Höhlenfauna nicht fertig und wir können unmöglich an einer höchst interessanten und eigenthümlichen Abtheilung derselben vorübergehen, ohne ihrer Erwähnung zu thun, es ist dies die „urweltliche Fauna," für welche die Grotten die reichhaltigsten Fundorte abgeben und sowohl troglobische, wie troglophile Gattungen aufweisen, wobei zu bemerken, daß sämmtliche den höheren Thierclassen, namentlich den Raubthieren angehören. Die österreichischen Höhlen haben bis jetzt urweltliche Reste von Bären, Dachsen, Hunden, Hyänen, Katzen geliefert, auch Reste eines kleinen stämmigen Rindes wurden in der Grotte von Meziad 1858 von Dr. Peters entdeckt, so wie anderwärts Reste von Nagethieren. Am meisten sind die Ueberreste von urweltlichen Bären (ursus spelaeus) vertreten. Es ist nicht anzunehmen, daß alle

diese Thiere gerade da gelebt haben und verendet sind, wo man jetzt ihre Knochen findet, auch ist ihr Ende nicht gleichzeitig eingetreten, denn man findet die Knochen von Thieren beisammen, die nie miteinander in Gesellschaft leben, wie Hyäne und Dachs, auch hat man unter dem Tropfsteinboden der Grotten noch nie ein vollständiges Skelett gefunden, im Gegentheil sind die gefundenen Knochen oft zerbrochen und abgerollt, was beweist, daß die Reste der bei einer gewaltigen Erdrevolution zu Grunde gegangenen Thiere durch die Gewässer zusammengeschwemmt wurden.

In allen Zeiten haben Höhlen und Grotten den Menschen als Verstecke und Zufluchtsorte gedient, theilweise bilden sie noch, wie in der Lueggergrotte in Krain und in den Promontagrotten bei Ofen, die Wohnungen derselben, daher findet man in mehreren noch Reste von Menschenwerken, welche unser Staunen erregen, wie in der Abaligether Paplika.

Aus alle dem bisher Gesagten geht genugsam hervor, daß Höhlen und Grotten nicht nur dem Naturforscher, sondern auch dem die Schönheiten und Großartigkeiten der Natur bewundernden Publicum einen reichen Schatz zur Befriedigung ihres Strebens und ihrer Wünsche bieten, leider ist aber gerade dieser Theil der Natursehenswürdigkeiten dem Suchenden noch wenig erschlossen, denn die meisten österreichischen Höhlen und Grotten sind bis jetzt für das allgemeine Publicum theils noch gar nicht, theils sehr mangelhaft zugänglich gemacht. Leider sind dieselben auch großentheils, weder durch Verschlüsse, noch durch gehörige Beaufsichtigung, vor frevelhaftem Muthwillen und egoistischer Sammelmanie sicher gestellt, wodurch den herrlichen Tropfsteingebilden großer Schaden zugefügt wird. Es wäre sehr zu wünschen, wenn recht bald hierin ein energischer Schritt seitens der Regierung geschähe, was sich gewiß sehr gut mit den Vortheilen der einzelnen Besitzer vereinigen ließe. Die bekannte Adelsbergergrotte ist bis jetzt die einzige, welche sich einer geregelten Aufsicht erfreut und unter Verwaltung einer besondern Grottencommission steht, doch bleibt trotzdem noch Manches zu wünschen übrig. Noch sind, aber mangelhaft, die Grotte von Congnal, die Steintreppe in der Doline von St. Kanzian, so wie die Trebichgrotte bei Triest und die Aggteleker Banadla in Ungarn durch Thüren geschlossen und Führer dabei angestellt. Vor Allem möchte noch darauf aufmerksam gemacht sein, daß zur Beleuchtung nie Pechfackeln, sondern nur Lichter zu verwenden sind, weil durch den Fackelruß die Tropfsteingebilde bedeutend an Schönheit verlieren.

Bevor wir zu einer nähern Beschreibung einiger der berühmtesten und merkwürdigsten Höhlen und Grotten übergehen, halten wir es für nothwendig, erst noch Etwas über die Bildung und chemische Zusammensetzung des Tropfsteines zu sagen, als derjenigen Steinart, welche namentlich in Grotten die Aufmerksamkeit des Beschauers und Forschers auf sich lenkt.

Die Tropfsteinbildungen zerfallen in solche, welche vom Boden aufstreben, Stalagmiten, und solche, welche von der Decke herabhängen, Stalaktiten. Zuweilen vereinigen sich beide Bildungen zu einem Ganzen und gehen dann von der Decke bis zum Boden herab. Die Stalagmiten bilden fast immer Kegel, an ihrer Basis oft von bedeutendem Umfange; die größeren haben auf dem Scheitel eine Vertiefung, in welche das Wasser hineintropft und beim Ueberlaufen über die Ränder seine Kalktheile absetzt und die Seitenwände nach und nach verstärkt.

Am mannigfaltigsten ist die Form der Stalaktiten, vom feinsten Röhrchen, bis zu den mächtigsten Zapfen. Jede Stalaktite ist anfangs ein kleines Röhrchen, das sich folgendermaßen bildet: der an der Decke sich bildende Tropfen bleibt so lange hängen, bis seine Schwere die Adhäsion überwunden hat und er herabfällt, während dieser Zeit hat der im Wasser enthaltende Kalk Zeit gehabt, sich als kleiner Ring abzusetzen. Diese sich immer wiederholende Procedur bildet endlich ein Röhrchen, welches die Dicke eines Federkiels bis zum Durchmesser eines halben Zolles hat. Das Innere des Röhrchens füllt sich nach und nach mit Kalkspath aus, während das an der äußeren Seite herablaufende Wasser durch das Kalkabsetzen das Röhrchen nach und nach verstärkt. Die Bildung des Tropfsteins ist aber nur durch die Löslichkeit des kohlensauren Kalks in kohlensäurehaltigem Wasser möglich, über welche Gehalts und Mischungsverhältnisse uns Dr. Zippe in Folgendem Aufklärung giebt. „Der Kalk enthält kohlensaures Ei-

senoxydul, welches durch Aufnahme des atmosphärischen Sauerstoffes in Oxyd verwandelt wird. Dabei entwickelt sich Kohlensäure, welche mit dem Niederschlage sich verbindet, und dieses so gebildete kohlensaure Wasser löset dann den Kalk auf. Der Kalk ist stellenweise reicher an kohlensaurem Eisenoxydul, das in Adern concentrirt ist, und wenn dieses herausgewaschen ist, erzeugen sich auch größere Höhlungen. Auf seinem Wege durch das Gestein sättigt sich nun das eindringende so beschaffene Tagewasser mit doppelt kohlensaurem Kalk, in der Höhlenluft giebt es aber dann an diese einen Theil der Kohlensäure ab, und der in demselben enthaltene Kalk wird dadurch wieder einfach kohlensaurer, der aufhört löslich zu sein, sich niederschlagen muß und so den Tropfstein bildet." —

Die in der Regel weiße Farbe des Tropfsteins spielt oft in's leichtgelbliche, grauliche, selten in's röthlichbraune hinüber, wie in der Grotte von Corgnale. Streng von der Tropfsteinmasse ist die mattweiße, körnige Sintermasse zu unterscheiden, welche oft bedeutende Strecken des Höhlenbodens und der Wände überdeckt, ebenso findet man häufig die sogenannte Bergmilch, wie in der Bihargrotte, und Mulm in der Siebenbürger Eishöhle bei Scarisiona.

Indem wir nun zur Beschreibung einiger der interessantesten Höhlen und Grotten übergehen, beschränken wir uns bloß auf diejenigen, welche dem Publicum noch wenig bekannt sind, und lassen z. B. die Beschreibung der Adelsbergergrotte bei Seite, da diese schon oft genug ausführlich beschrieben wurde, und daher für den Leser nichts Neues mehr ist. Wir beginnen mit der Luegergrotte, an welche sich die Erzählung einer hartnäckigen Vertheidigung durch einen Ritter Erasmus Lueger im Jahre 1452 knüpft. Es bildet diese Grotte nämlich eine Art Höhlenburg. In einer 390 Fuß hohen senkrechten Kalkwand, am Ende einer Schlucht, öffnet sich in halber Höhe der Wand eine 440 Klafter lange Grotte, die neun verschiedene, nebeneinander laufende Grotten in verschiedenem Niveau, das einzige Beispiel dieser Art, in sich schließt. Seitwärts der Grottenmündung, auf einem Vorsprung der Wand, steht ein 1570 erbautes Schloß, von dessen Dach man mittelst einer Zugbrücke in die Grotte gelangt, während man den Felsenvorsprung nur auf einer Strickleiter erklettern kann. Auf der andern Bergseite setzte ein zweiter, sehr versteckter Höhlenausgang die Besatzung des Schlosses noch mit der Außenwelt in Verbindung. Am Fuße der Felswand stürzt sich das Bächlein Lokva in eine Höhle und soll mit dem jenseits des Berges Nanos erscheinenden Fluße Wippach identisch sein.

Eine andere interessante Grotte des Triester Karsts ist die von Corgnale. Im platten Boden öffnet sich plötzlich eine 30 Fuß tiefe Doline, in deren südlicher Wand eine 150 Klaftern lange Grotte sich öffnet. Die auf und absteigenden Windungen der Gänge haben im Ganzen einen Fall von 276 Fuß und muß man in ihr 402 Stufen hinab und 104 hinaufklettern. Die reichen Stalaktitenbildungen sind leider oft zerstört und sehr durch Rauch geschwärzt.

Wie schon oben erwähnt, ist die zweitlängste Höhle der Welt die ungarische Banadla bei Aggtelek (Görmer Comitat). Durch eine nur 6 Fuß hohe Spalte und zwei sehr niedrige Durchgänge gelangt man an den ersten der Höhlenbäche, den Acheron, der aber in trocknen Jahren oft versiegt. In einer weiten Halle von 96 Fuß Höhe und 90 Fuß Durchmesser, der Tanzsaal genannt, fließt ein zweiter nie versiegender Bach, der Styx, an dessen Ufern entlang man durch einen engen niedern Gang, theilweise auf allen Vieren kriechend, und mit dem Namen Fegefeuer belegt, endlich das Paradies erreicht, die schönste Partie der ganzen Höhle. Diese 24 Fuß hohe Halle wird von 14 gewaltigen, palmenartigen Stalagmiten getragen, was einen imposanten Eindruck gewährt, der selbst in der Adelsbergergrotte nicht seines Gleichen findet. Die beiden erwähnten Bäche Styx und Acheron vereinigen sich später in einen 2 Fuß hohen Wasserfall. Nachdem man 750 Klaftern weit dem Hauptgange gefolgt, gelangt man an das sogenannte „eiserne Thor," ein enger Gang, der fast ganz durch einen Bach ausgefüllt wird, nur bei sehr trocknen Jahren passirbar ist und erst in den Jahren 1822 und 1824 zur Entdeckung der jenseitigen Höhle führte, die noch gegen 2207 Klaftern Länge hat, reich an kolossalen Tropfsteingebilden ist und Säulen von 60 Fuß Höhe und 24 Fuß Durchmesser aufzuweisen hat. In einer mächtigen Halle von 240 Fuß

Höhe und 250 Fuß Breite erhebt sich ein 150 Fuß hoher Trümmerberg, der mit einer großen Anzahl von Säulen geziert ist. Leider ist für die Gangbarmachung und Erhaltung der Vanadla bis jetzt wenig geschehen, trotzdem sie den ersten Rang unter den österreichischen Höhlen einnimmt, namentlich fehlt es an Fahrzeugen zur Befahrung der unterirdischen Gewässer.

Ein und eine halbe Stunde vom Dorfe Mezyád bei Belényes, im Biharcomitate, befindet sich eine erst vor sieben Jahren entdeckte Grotte, die sich durch ihr imposantes Portal auszeichnet und in der zwei Etagen sich über einander befinden, deren obere die untere zweimal kreuzt.

Unter den Eisgrotten sind die hauptsächlichsten: Die Eisgrotte Lednica bei Szilitze (Görmer Comitat), das Seeloch am Oetscher (Niederösterreich), und die Ghietiari bei Scarisiona in Siebenbürgen.

Die Lednica, eine in der südlichen Seitenwand einer 122 Fuß tiefen Dolina befindliche Grotte von 72 Fuß Länge und 48 Fuß Breite, zeichnet sich namentlich durch ein 30 Fuß breites, schief ablaufendes Eisfeld aus, während das Oetscher Seeloch bei seiner 4650 Fuß über dem Meere liegenden Höhe einen kleinen gefrornen See und eine 24 Fuß hohe Eiswand, die einen gewaltigen gefrorenen Wasserfall darstellt, aufzuweisen hat.

Schwerlich wird aber die Ghietiarigrotte von einer zweiten in Europa an Pracht und Großartigkeit ihrer Eisbildungen übertroffen werden.

Wie bei der Lednica öffnet sich in der Seitenwand eines 150 Fuß tiefen Abgrundes eine 30 Fuß hohe Mündung, welche zu einer 156 Fuß im Durchmesser habenden kreisrunden Halle führt, die ganz mit Eismassen überzogen ist und deren Boden hohe Eishügel bedecken, seitwärts gähnt ein riesiger Abgrund hinab, in dem man bei 240 Fuß noch keinen Grund erreichte. Eine rechts 6 Fuß tiefer liegende zweite Halle, in der auch nicht ein Quadratzoll breit Gestein zu entdecken ist, so vollständig ist sie mit Eis überzogen, zeigen sich die schönsten Eiskrystalle, theils breite Fransen, theils blumenkohlartige Gestalten bildend. Eine dritte noch 15 Fuß tiefer liegende Halle, bietet das überraschendste Schauspiel. Sie ist fast kreisrund, 60 Fuß hoch und 60 Fuß im Durchmesser, der Boden reines Eis, von dem sich gegen 100 Eisstalagmiten bis zu 9 und 10 Fuß Höhe erheben und von einer Klarheit, daß man das dahintergestellte Licht hindurchscheinen sieht. Decke und Wände hängen voll der merkwürdigsten Eisbildungen. Die Eisbildungen aller dieser Grotten sind einer regelmäßigen Ab- und Zunahme unterworfen. Im Frühjahr beginnt die Formation des Eises, die bis Mitte August dauert, wo dann wieder ein Abschmelzen beginnt, die kleinen Seen nach und nach ihre Eisdecke verlieren und ein starker Tropfenfall von der Decke eintritt. Natürlich richten sich diese Erscheinungen nach der Menge der nassen Niederschläge im Herbst und Winter.

Noch müssen wir zum Schluß einiger merkwürdigen unterirdischen Wasserläufe Erwähnung thun, die namentlich in den Kalkformationen am häufigsten anzutreffen sind; dabei ist zu erwähnen, daß die Befahrung solcher unterirdischen Gewässer immer mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, und daß es leichter ist, stromauf als stromab zu fahren. Namentlich bereiten die oft vorkommenden Querriffe und die mehr oder minder hoch herabfallenden Wasserfälle die ungeheuersten Anstrengungen und Fährlichkeiten.

Der Rackbach, allgemein als Abfluß des Zirknitzer Sees bezeichnet, bricht am illyrischen Schneeberg und in einem 130 Fuß tiefen Abgrunde aus einer Höhle hervor, fließt bald wieder in eine hohe und weite, aber kurze Höhle hinein, aus welcher er herauskommend eine Mühle treibt, sich darauf wieder in die Erde verliert und 5- bis 600 Klaftern weit in derselben fortfließt, bis er wieder unter einer mächtigen Felsenwand hervortritt und sich in einem anmuthigen Wiesenthal fortschlängelt. Ueberraschend ist eine plötzlich den Blicken sich darbietende natürliche Ueberbrückung dieses Thales, die sogenannte Felsenbrücke von St. Kanzian, ein Gewölbe von 60 Fuß Höhe, 50 Fuß Breite und 150 Fuß Länge. Hinter dieser Felsenbrücke, in einer engen Schlucht, verschwindet der Rackbach abermals in einer Höhle, in der man ihn 410 Klafter weit zu Kahne befahren kann. Nach einem unterirdischen Laufe von 2000 weiteren Klaftern bricht er endlich bei Plania in mehreren

Quellen wieder hervor und vereinigt sich mit der Unz. Der Poikfluß, der in die Adelsbergergrotte sich verliert, in deren untern Höhle sichtbar wird, wieder verschwindet und nach einem 3000 Klaftern langen unterirdischen Laufe aus der Kleinhäusler- oder Unzhöhle hervorbricht, verschwindet bei Jacobowitz abermals in eine Höhle, aus der er in einer Entfernung von 5000 Klaftern als Laibachfluß wieder zu Tage kommt. Die größten Strecken seines unterirdischen Laufes sind bekannt und davon gegen 2850 Klaftern zu Kahne befahren.

Der interessanteste aller unterirdischen Wasserläufe bleibt die Recca, welche identisch mit dem durch Virgil, wegen seiner neun Quellen, berühmt gemachten Timavus ist. Nach einem bereits unterirdischen Laufe von 5 Meilen kommt dieselbe in der Trebichhöhle zum Vorscheine. Mehrfach wurde bei einem Bewässerungssystem in Triest und bei Wasseranlagen verschiedener Eisenbahnstationen der Karstbahn das Augenmerk auf die Recca gerichtet, ihr sehr divergirender Wasserstand aber, so wie ihr geringes Gefälle nach Triest zu, boten nicht die gehörigen Garantien, so daß man zuletzt die Wasserleitung von St. Croce ausführte. Die Recca verliert sich unterhalb des Dorfes Rolke in einem engen Sandsteinthale, das durch eine 400 Fuß hohe Kalksteinwand geschlossen wird, in eine 50 Fuß hohe und halb so breite Höhle, von wo ab ihr Lauf sich durch mehrere Dolinen, die bis auf sie hinabgehen, bis zu ihrem Wiederaustritt verfolgen läßt. Dieser erfolgt in der Nähe der schon genannten St. Kanzianboline, in Gestalt einer prachtvollen Cascade von 30 Fuß Höhe, unter sich ein Basin von 88 Fuß Breite und 222 Fuß Länge füllend, an dessen Ende die Recca sich abermals in die Erde verläuft, in welcher sie noch mehrere Wasserfälle bildet, deren letzter 24 Fuß hoch herabfällt, bis sie endlich als Timavo bei Duino wiedererscheint.

Indem wir hiermit unsern Bericht über die österreichischen Höhlen schließen, sprechen wir nochmals den sehnlichsten Wunsch aus, daß recht bald Energisches für die Erhaltung und Zugänglichkeit dieser unterirdischen Naturwunder von competenter Seite aus geschehen möge.

Schleswig-Holstein.

Wenn man von den Schäden und Gebrechen seiner Eltern spricht, soll es nach einem alten Wort geschehen mit Furcht und Zittern. Der Gegenstand, welcher in dem nachstehenden Artikel zur Besprechung vorliegt, berührt einen der schwersten Schäden, gehört mit zu den schlimmsten Gebrechen des deutschen Vaterlandes. Deutsches Recht und deutsche Ehre sind in der schleswig-holstein'schen Frage in einer Weise engagirt, die mit einem prägnanten Beiwort zu bezeichnen schwer hält. Nicht freie Wahl, die Nothwendigkeit nöthigt, im gegenwärtigen Augenblick über den Gegenstand zu sprechen. Unsere Besprechung, welche die Kenntniß der Erörterungen zur Voraussetzung nimmt, die über die Frage im Heft 23. dieser Zeitschrift angestellt worden, ist jenes Wortes eingedenk gewesen, daß wie von den Gebrechen der Eltern, so auch von den Schäden des Vaterlandes mit Furcht und Zittern geredet sein will.

Am 15. November 1863 starb plötzlich und völlig unerwartet der König Friedrich VII. von Dänemark an der Gesichtsrose. Die Krankheit hatte einen so rapiden Verlauf genommen, daß dem Telegramm von der Erkrankung des Königs das Telegramm von dem Ableben desselben unmittelbar nachfolgte.

Friedrich VII. Karl Christian (geb. 6. October 1808 und seit dem 20. Januar 1848 König) ist einer der unbedeutendsten, einer der unselbständigsten und schwächsten Herrscher gewesen, die je auf einem Throne gesessen haben. Dennoch war der Todesfall eben dieses Herrschers von einer europäischen, von einer epochemachenden Bedeutung. Seit Langem hatte keine Nachricht von ähnlicher Tragweite auf den elektrischen Drähten gespielt.

Zwei Punkte sind in das Auge zu fassen, um über die epochemachende Bedeutung dieses Todesfalls sich klar zu werden, der eine mehr allgemeinen Charakters, der andere von sehr bestimmtem und speciellem Charakter. Die politische Situation, in welcher wir gegenwärtig leben, ist eine solche, daß wenn auch die jüngste Vergangenheit ohne Gefährdung des äußeren Weltfriedens vorübergegangen, wenngleich der polnische Aufstand thatsächlich niedergeschlagen worden, ehe eine fremde Intervention Zeit gewonnen, sich sei-

ner mit unmittelbarer Hilfe anzunehmen, dennoch die Erhaltung des Friedens nirgends gesichert, nirgends der Bestand des Bestehenden verbürgt erscheint. Die alten Verträge und Allianzen sind gelockert oder zerrissen, in Frage gestellt oder gradezu als nicht mehr existirend erklärt, alle Verhältnisse sind verschoben, die Interessen durchkreuzt, zerrüttet, verwirrt, um Bresche zu legen, um endlich den Punkt zu finden, an welchem man am Bequemsten den Hebel einsetzen kann, um das europäische Staatsgebäude umzustürzen und sich nach Revision der Karte als Sieger auf die Trümmer zu setzen. Nur ein Windstoß, und die Flammen lodern empor, nur ein Funken, und die Theorie von dem localisirten Krieg ist unhaltbar. Die Explosion erfolgt allwärts und das ganze Europa sieht sich in Mitleidenschaft gezogen. Eben wegen dieser Signatur der Zeit, wegen dieser allgemeinen Unsicherheit sind in den Cabinetten nicht minder wie unter den Völkern die Einsicht und das Gefühl lebendig, daß mit ängstlicher Sorgfalt und um jeden Preis jeder Conflict, daß Alles vermieden werden müsse, was als Zünder für die angehäuften Zündmassen dienen könne. Durch den Tod Friedrichs VII. aber war die zu vermeidende Gefahr in nächste Nähe gerückt, war, um in dem Bilde zu bleiben, die glimmende Lunte den Pulvermassen in nächste Nähe gebracht.

Die gründliche und gediegene Auseinandersetzung, in welcher, wie erwähnt, ein früherer Artikel dieses Unternehmens die früheren Stadien der schleswig-holsteinschen Frage entwickelt hat, überhebt uns einer mehr detaillirten Ausführung der Lage, wie dieselbe für die nordalbingischen Herzogthümer zunächst und sodann für Deutschland durch den Todesfall vom 15. November 1863 geschaffen wurde. Es genügt, in Kürze daran zu erinnern, daß durch das Londoner Protocoll vom 8. Mai 1852 *) das Erbstatut der Herzogthümer vom Jahre 1654, und damit zugleich implicite die Privilegien des Freiheitsbriefes von 1460 und der an jenen Vertrag sich knüpfenden „tapferen Verbesserung" von den europäischen Großmächten einseitig aufgehoben worden. Nach jenem Erbstatut war in Schleswig und Holstein, die vereinigt ein untrennbares Ganzes bilden sollten, allein der Mannsstamm successionsberechtigt. Demgemäß hätte die Nachfolge in den Herzogthümern nach dem Tode Friedrichs VII. den Augustenburgern gehört. Jenes vielgenannte Protocoll der Großmächte sprach indeß, freilich ohne Uebernahme einer ausdrücklichen Garantie, die Nachfolge in dem Gesammtstaate Dänemark dem Prinzen Christian zu Dänemark zu, vom Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, geboren den 8. April 1818, dem Vater des Königs Georg von Griechenland und der Prinzessin von Wales. Als Christian IX. bestieg dieser Prinz den 15. November den dänischen Thron, und schon 3 Tage später, den 18. November, hatte er sich dem stürmischen Andrängen der Demokratie in Kopenhagen gefügt und das neue Verfassungsgesetz unterzeichnet, welches Schleswig in Dänemark völlig incorporirte. Gleichzeitig hatte aber auch der Erbprinz Friedrich von Augustenburg unterm 16. November von Schloß Dolzig ein Patent erlassen, durch welches er seinen Regierungsantritt als Friedrich VIII. in den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg verkündete. Der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha war der erste deutsche Fürst, welcher am 17. November Friedrich VIII. anerkannte; den 18. desselben Monats folgte die Anerkennung des Großherzogs von Sachsen-Weimar und des Herzogs von Meiningen, und drei Tage später wurde der Gesandte Badens am deutschen Bunde zur Vertretung des Herzogs Friedrich in Frankfurt instruirt. Ueberall im Volke äußerten sich die stärksten und allgemeinsten Sympathien für das Recht des Augustenburgers; eine tiefe, enthusiastische Bewegung für die Herzogthümer, welche der schmählichen Vergewaltigung durch dänische Willkür und dänischen Uebermuth so lange ausgesetzt gewesen, ging durch die Gemüther. Jetzt oder nie, fühlte man, war der Augenblick gekommen, von Worten und Noten zu Thaten überzugehen. Die schleswig-holstein'sche Frage sei eine nationale und müsse im nationalen Sinne ihre Lösung erhalten, d. h. der deutsche Bund, der dem Londoner Protocoll niemals beigetreten, mithin an dessen Inhalt nicht gebunden, erkennt Friedrich VIII. als Herzog von Schleswig-Holstein an, indem er nöthigenfalls mit den Waffen für alle Consequenzen eines derartigen Schrittes einsteht. Nicht bloß in den zahlreichen Volks-

*) Sowohl die Entstehungsgeschichte als eine Kritik des Protocolls enthält die Brochüre K. Lorentzen's: Der Londoner Tractat vom 8. Mai 1852. Berlin, G. [illegible]ntag.

versammlungen, in den Beschlüssen der Communalbehörden der Städte, in den Beschlüssen der verschiedensten Corporationen und Vereine gaben sich diese Sympathien, diese Forderungen des Volkes kund, sondern auch in den Debatten und Beschlüssen der Kammern fast aller deutschen Staaten. Die Einwände und Bedenken, welche hier und dort gegen das Recht des Augustenburgers erhoben worden waren, erwiesen sich als nicht stichhaltig und wurden siegreich widerlegt. Die Bedenken erstreckten sich hauptsächlich auf zwei Punkte. Zunächst wurde die Ebenbürtigkeit des Erbprinzen von Augustenburg in legitimistischen Kreisen in Frage gestellt; man nahm Anstoß an dem Mangel fürstlicher Ebenbürtigkeit bei seiner Mutter, der Gräfin Danneskiold. Diejenigen, welche dieses Moment accentuirten, übersahen, daß Christian IX. noch tiefer von dem gleichen Schaden betroffen, denn derselbe ist ein Enkel einer Gräfin Schlieben, und Urenkel einer Gräfin Dohna. Der Heidelberger Politiker Zöpfl hat bereits vor einem Decennium ein Rechtsgutachten über den Gegenstand geschrieben, aus welchem hervorgeht, daß in dem Oldenburgischen Hause aller Linien nicht weniger als 37 solcher sogenannten Mißheirathen vorgekommen sind, daß also weder der Kaiser von Rußland, noch der Großherzog von Oldenburg mit Recht auf dem Throne säßen, wenn das Anrecht des Erbprinzen von Augustenburg zweifelhaft wäre, ja daß in ganz Deutschland kein Kaiser, König oder Großherzog regierte, dessen Blut nicht an gleicher Mischung litte. Das zweite Bedenken stützte sich auf den Umstand, daß der Herzog von Augustenburg, des Erbprinzen Vater, unter Anerkennung des Londoner Protocolls, auf alle Erbansprüche für seine Person Verzicht geleistet hätte, und daß eben deshalb der Sohn bei Lebzeiten des Vaters keinerlei Ansprüche erheben dürfe. Der Einwand ist hinfällig, denn ganz abgesehen von der schon erwähnten Thatsache, daß der deutsche Bund dem Londoner Protocoll nicht beigetreten ist, steht es dem Bunde nach seiner Verfassung unzweifelhaft zu, die erhobenen Erbansprüche Friedrich's VIII. zur Geltung zu bringen. Denn der Artikel 6. der Wiener Schlußacte bestimmt, daß die Uebertragung der Regierungsrechte eines deutschen an einen auswärtigen Fürsten vom Bunde nicht anerkannt werden darf, bevor der Bund selbst seine Zustimmung zu der Uebertragung ertheilt hat. Da aber der Verzicht des Herzogs von Augustenburg von dem Bunde niemals genehmigt worden, ist der abgegebene Verzicht selbst keineswegs bindend.

Leider war der angedeutete Standpunkt des deutschen Volkes, und wie mit Genugthuung hinzugefügt werden kann, der Standpunkt der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, nicht der Standpunkt der Regierungen der beiden deutschen Großmächte. In Wien erklärte man sich von vornherein gegen den Augustenburger, und die Dinge lagen dort so, daß der Herzog von Coburg sich die Specialmission eines vertrauten Agenten an den Grafen Rechberg hätte ersparen können. In Berlin, wo der Erbprinz von Augustenburg in persönlicher Audienz vom Könige empfangen war, schien die Entscheidung einige Tage zu schwanken; freilich ließen weder die Antecedentien des Ministeriums Bismark-Eulenburg, noch ein sehr bemerkenswerther Leitartikel der „Kreuzzeitung“ darauf hoffen, daß Preußen schließlich in der Frage eine Position nehmen werde, wie dieselbe den nationalen Wünschen und den nationalen Interessen, dem deutschen Recht und der deutschen Ehre entsprach. In jenem ominösem Leitartikel der „Kreuzzeitung“ hieß es: „Preußen muß vor allen Dingen in Gemeinschaft Oesterreichs beim deutschen Bunde diejenigen Streitigkeiten mit Dänemark erledigen, die schon so lange schweben, und auch ohne den Thronwechsel schweben würden. Es muß die Bundesexecution — mit Berücksichtigung der veränderten Umstände — zur Ausführung bringen; es muß den Willkürlichkeiten Dänemarks gegen die Herzogthümer ein Ende machen; es muß energisch der Anmaßung entgegentreten, mit welcher das dänische Ministerium den deutschen Bund seit Jahren behandelt und die Herzogthümer vergewaltigt hat. Das können der deutsche Bund und die deutschen Großmächte sofort ausführen, und sie müssen es ausführen — aber durchaus als eine Bundessache. Die Erbfolgefrage aber kann nicht so kurz erledigt werden. Der Bund mag Einleitungen treffen, sie zu entscheiden; aber seine Abrechnung mit dem Unterdrücker der Herzogthümer darf er nicht verschieben bis nach Erledigung der Erbfrage. Wenn Preußen hiernach verfährt, so bleibt es

überall in seinem guten Rechte; es erfüllt seine Pflichten; es bleibt auf der hier durchaus innezuhaltenden Linie des Bundesrechts; es bleibt endlich frei von der unsaubern Gemeinschaft mit der Revolution, die sich dieser Sache für ihre Zwecke bemächtigen will." Der Verfasser des Artikels war, wie sich herausstellen sollte, über die Intentionen des Herrn von Bismarck trefflich unterrichtet gewesen. Lord John Russel hätte nicht nöthig gehabt, sich in Downingstreet über die Entschlüsse des preußischen Cabinets zu beunruhigen, und die Note vom 23. November an Sir Buchanan, den englischen Botschafter in Berlin, zu richten. Die Note, nach Inhalt wie Form entschieden eine Drohnote, lautete: „Ihrer Majestät Regierung hat aus einem von Sir Alexander Malet (englischem Gesandten am Bundestage) erhaltenen Telegramm zu großem Bedauern ersehen, daß die Ansprüche, welche der Herzog Friedrich von Augustenburg an die Nachfolge in den Herzogthümern Schleswig und Holstein erhebt, Seitens des badischen Gesandten, der dabei als ein Beauftragter des Prinzen handelte, vor den Bundestag gebracht und die dadurch angeregten Fragen einem Comitee überwiesen worden sind. Bei diesem Stande der Dinge hält es Ihrer Majestät Regierung für gerechtfertigt, Sie ohne Zeitverlust wissen zu lassen, daß Ihrer Majestät Regierung keinen andern Weg, als den einer gewissenhaften Beobachtung aller der durch den Vertrag vom 8. Mai 1852 eingegangenen Verpflichtungen einschlagen kann. Dieser Vertrag verpflichtet aber Ihre Majestät Regierung in Gemeinschaft mit den andern Unterzeichnern desselben, unter Innehaltung der im Vertrage selbst angegebenen Folgen, Seine Hoheit den Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, und seine männliche Nachkommenschaft in directer Linie aus seiner Ehe mit der Prinzessin Louise von Hessen, als im Besitze des Erbfolgerechts für alle damals unter dem Scepter Seiner Majestät des Königs von Dänemark vereinigten Landestheile anzuerkennen. Ihre Majestät Regierung erwartet, daß die Mächte, welche jenen Vertrag unterzeichneten, oder ihm zustimmten, dieselbe Stellung zur Frage nehmen werden." Wie gesagt, die Note war überflüssig, denn in der Bundestagssitzung vom 28. November gaben die Gesandten Oesterreichs und Preußens die folgende identische Erklärung ab, seit acht Jahren die erste identische Aeußerung der beiden deutschen Großmächte am Bundestage: „Die Stellung der Kaiserlich Oesterreichischen und der Königlich Preußischen Regierung ist durch den Vertrag bedingt, welchen beide in Gemeinschaft mit den Regierungen von Frankreich, Großbritannien, Rußland und Schweden 1852 in London mit der Krone Dänemark abgeschlossen haben, nachdem die Vorbedingungen desselben durch Verhandlungen mit Dänemark im Laufe der Jahre 1851/52 festgestellt worden waren. Beide Allerhöchste Regierungen fassen die Gesammtheit dieser Verabredungen als ein untrennbares Ganzes auf, welches durch den Londoner Vertrag seinen Abschluß erhalten hat. Nachdem der Fall, welchen dieser Vertrag im Auge hatte, nunmehr eingetreten ist, sind beide Allerhöchste Regierungen zur Ausführung des Vertrages bereit, wenn die Krone Dänemark ihrerseits die vorgängigen Verabredungen ausführt, deren Verwirklichung eine Voraussetzung der Unterzeichnung des Londoner Vertrages durch Preußen und Oesterreich bildete. Die Succession in Lauenburg steht dem Könige Christian, nach Ansicht der beiden Allerhöchsten Regierungen, auch dann zu, wenn der Londoner Vertrag hinfällig wird, nachdem der nächstberechtigte Erbe weiland Königs Friedrichs, der Prinz Friedrich von Hessen, seine Rechte auf König Christian übertragen hat. Die Zulassung des vom Könige von Dänemark für Lauenburg ernannten Gesandten, in dem Maße, wie die Vertreter der einzelnen Bestandtheile stimmberechtigter Curien zur Theilnahme an den Sitzungen berechtigt sind, erscheint daher nicht anfechtbar. Für Einräumung des auf der Gesammtcurie Holstein und Lauenburg ruhenden Stimmrechts aber vermögen beide Allerhöchste Regierungen nur dann zu votiren, wenn der König Christian diejenigen Zusagen erfüllt, im Vertrauen auf welche beide Mächte den Londoner Vertrag, welcher ihnen gegenüber den Successionstitel des Königs in Holstein bildet, angenommen haben." Dieser identischen Erklärung gemäß, stimmten in jener Sitzung Preußen und Oesterreich gegen den Antrag des Ausschusses, die Führung der holstein-lauenburgischen Stimme in der Bundesversamm-

lung vorläufig zu suspendiren, ein Votum, mit welchem die beiden deutschen Großmächte vereinzelt dastanden, indem alle übrigen Bundesmächte, Luxemburg ausgenommen, jenem Antrage des Ausschusses beitraten.

Wenn nach der Bundestagssitzung vom 28. November noch Hoffnungen auf eine den nationalen Interessen entsprechende Lösung der schleswig-holsteinschen Frage von der Berathung und Entscheidung des preußischen Abgeordnetenhauses über den Gegenstand hier oder dort gehegt sein mochten, so sollten durch die Debatte am 1. und 2. December zu Berlin auch diese Hoffnungen vernichtet werden. Nicht als ob die preußische Volksvertretung zurückhaltender oder saumseliger gewesen wäre, für das Recht der Herzogthümer so bestimmt und kräftig einzutreten, als dies von den kleinern, in Sachsen, Baiern, Würtemberg, Darmstadt, Nassau u. s. w. geschehen war; das preußische Abgeordnetenhaus votirte am 2. December mit 231 gegen nur 63 Stimmen einen scharf präcisirten Antrag: „In Erwägung, 1. daß der Erbprinz von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, kraft eines unzweifelhaften Erbfolgerechts, seinen Anspruch auf die Regierung der Herzogthümer erhoben hat; 2. daß weder der deutsche Bund, noch die Stände der Herzogthümer Schleswig-Holstein, noch die Agnaten des Hauses Oldenburg den Bestimmungen des Londoner Vertrags vom 8. Mai 1852 beigetreten sind; 3. daß Dänemark durch eine Reihe vertragswidriger Maßregeln, durch vielfache Bedrückung der deutschen Bevölkerung und Sprache in Schleswig, durch das Patent vom 30. März dieses Jahres, und endlich durch die Vollziehung der neuen Verfassung für Dänemark-Schleswig, die Vereinbarungen von 1851 und 1852 und damit die Bedingungen selbst gebrochen hat, unter welchen die deutschen Großmächte dem Londoner Vertrage beigetreten sind, daß daher die Bestimmungen dieses Vertrages für die deutschen Großmächte jede Verbindlichkeit verloren haben; 4. daß bei dieser Sachlage die Anwesenheit dänischer Truppen in dem Bundeslande Holstein eine Verletzung des Bundesgebietes bildet, erklärt das Haus der Abgeordneten: die Ehre und das Interesse Deutschlands verlangen es, daß sämmtliche deutsche Staaten die Rechte der Herzogthümer schützen, den Erbprinzen von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein anerkennen, und ihm in der Geltendmachung seiner Rechte wirksamen Beistand leisten," allein dieser Beschluß ward der schriftlichen Erklärung gegenüber bedeutungslos, welche Herr von Bismarck im Namen der Staatsregierung abgab. Die künftige Geschichtschreibung wird nicht umhin können, auf diese verhängnißvolle Erklärung des preußischen Ministerpräsidenten zurückzukommen. So klar und unzweideutig der Beschluß des Abgeordnetenhauses es auch ausgesprochen hatte, welche Zwecke und Ziele, welche Mittel und Wege die preußische Politik zur Lösung der Frage wählen und verfolgen möchte, ebenso klar und unzweideutig sprach die Erklärung des Ministers in Uebereinstimmung mit dem vorhin citirten Leitartikel der „Kreuzzeitung" es aus, daß diese Politik nicht die Politik der Regierung sein werde, daß die letztere sich nicht von dem Londoner Vertrage lossagen, vielmehr an der stricten Ausführung desselben festzuhalten gedenke. Bei der historischen Wichtigkeit der Erklärung mag es gerechtfertigt sein, wenn dieselbe hier ihrem ganzen Wortlaut nach eine Stelle findet: „Unsere Stellung zu der dänischen Frage ist durch eine Vergangenheit bedingt, von der wir uns nicht willkürlich lösen können, und welche uns Pflichten gegen die Herzogthümer, gegen Deutschland und gegen die europäischen Mächte auferlegt. Die Aufgabe unserer Politik wird es sein, diesen Verbindlichkeiten so zu entsprechen, wie es unsere oberste politische Pflicht, die Sorge für die Ehre und die Sicherheit unseres eigenen Vaterlandes gebietet. Für Preußens Stellung zur Sache ist zunächst der Londoner Vertrag von 1852 maßgebend. Die Unterzeichnung desselben mag beklagt werden, aber sie ist erfolgt, und es ist ein Gebot der Ehre wie der Klugheit, an unserer Vertragstreue keinen Zweifel haften zu lassen. Indem wir aber dieses Gebot für uns selbst anerkennen, bestehen wir eben so auf seine Geltung für Dänemark. Der Londoner Vertrag bildete den Abschluß einer Reihe von Unterhandlungen, welche 1851 und 1852 zwischen Deutschland und Dänemark gepflogen worden waren. Die aus denselben hervorgegangenen Zu-

sagen Dänemarks und der Vertrag, welchen Preußen und Oesterreich auf Grund derselben in London vollzogen haben, bedingen sich gegenseitig, so daß sie miteinander stehen oder fallen. Die Aufrechterhaltung dieser Stipulationen ist einstweilen insbesondere für Schleswig von wesentlicher Bedeutung. Sie gibt uns das Recht, in diesem Herzogthume die Erfüllung vertragsmäßiger Zusagen von Dänemark zu fordern. Fallen aber mit dem Londoner Vertrage die Verabredungen von 1851 bis 1852, so fehlen uns in Betreff Schleswigs solche vertragsmäßige Rechte, welchen die Anerkennung der europäischen Großmächte zur Seite stände. Die Lossagung von den Verträgen von 1852 würde also der Stellung Schleswigs und den deutschen Forderungen in Betreff derselben, die 1852 geschaffene vertragsmäßige Grundlage entziehen und die allseitige Anerkennung einer andern von neuen Verhandlungen oder von dem Ausgange eines europäischen Krieges abhängig machen. Damit aber die Verträge für uns diesen Werth und ihre Geltung behalten, ist es nothwendig, daß sie von dänischer Seite gewissenhaft ausgeführt werden. Daß dies bisher nicht geschehen ist, darf ich als allseitig unbezweifelt ansehen, und halte mich der Aufzählung der Einzelheiten hier überhoben. Die Entscheidung über die Frage, ob und wann wir durch nicht Nichterfüllung der dänischen Verpflichtungen in den Fall gesetzt sind, uns von dem Londoner Vertrage loszusagen, muß die Königliche Regierung sich vorbehalten; sie kann dieselbe weder dem deutschen Bunde überlassen, noch sie hier zum Gegenstande von Erklärungen machen. Wir haben mit der Kaiserlich Oesterreichischen Regierung Verabredungen getroffen, welche eine übereinstimmende Haltung beider Mächte in Betreff des Londoner Vertrages und seiner Consequenzen einstweilen sicher stellen. Dieselben gehen von der Annahme aus, daß in Lauenburg der König Christian auch ohne den Londoner Vertrag successionsberechtigt sein würde, nachdem der nächste Erbe, der Prinz Friedrich von Hessen, zu seinen Gunsten entsagt hat. In Betreff Holsteins dagegen beruht für uns der Successionstitel auf dem Londoner Vertrage und ist die Verwirklichung desselben von der Erfüllung der Vorverträge abhängig, welche mit dem [illegible] Vertrage in solidarischem Zusammenhange stehen. Daß Letzteres der Fall sei, ist durch das Zeugniß des competentesten aller Zeugen, des Herrn Bluhme, welcher 1851 und 1852 dänischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, im dänischen Reichsrathe bekräftigt worden. Auf dieser Auffassung beruht unsere, durch die Zeitungen bereits bekannte Abstimmung in der Bundestagssitzung vom 28. November. Wir sehen, so lange wir den Londoner Vertrag nicht als hinfällig betrachten, in dem Könige Christian den Erben des Rechts und des Unrechts seiner Vorgänger. Demzufolge bestehen die Beweggründe fort, durch welche der Executionsbeschluß vom 1. October dieses Jahres hervorgerufen wurde, während durch die Umstände eine beschleunigte Ausführung desselben geboten erscheint. Zu diesem Behufe haben wir in Gemeinschaft mit Österreich die erforderlichen Anträge zu sofortiger Vollziehung der Execution gestellt. Wie auch die Entscheidung hierüber in Frankfurt ausfallen möge, unter allen Umständen wird Preußen nach Maßgabe seiner Stellung als europäische Macht und als Bundesglied für das deutsche Recht in den Herzogthümern und für sein eigenes Ansehen im Rathe der Großmächte mit besonnener Festigkeit einstehen. In Erfüllung dieser Aufgabe rechnet die Königliche Regierung auf die bereitwillige Unterstützung des Landes und seiner Vertreter. Zum Behufe unserer bundesbeschlußmäßigen Mitwirkung bei der Execution wird sie die erforderlichen militärischen Vorkehrungen zu treffen haben, und wegen Beschaffung der dazu nöthigen Geldmittel dem Landtage zu verfassungsmäßiger Beschlußnahme eine Vorlage machen."

Nach der Stellung, welche Oesterreich und Preußen zu der Frage leider eingenommen, konnte es kaum befremden, wenn die weitere Entscheidung der Bundesversammlung nach einer Richtung ausfiel, die mit jener Haltung der beiden Großmächte im Einklange. Oesterreich und Preußen bestanden zu Frankfurt auf Bundesexecution in Holstein, während die übrigen im schleswig-holsteinschen Ausschusse vertretenen Regierungen die Occupation verlangten, weil mit der Execution zugleich die Anerkennung Christian's ausgesprochen wäre. Am wünschenswerthesten bei der verfahrenen Lage der Dinge würde es vielleicht gewesen sein, wenn der sächsische Antrag, nach welchem

die Succession in den Herzogthümern einstweilen noch als offene Frage behandelt wurde, indem die Execution nur den Zweck haben sollte, das Herzogthum Holstein besetzt zu halten, bis zur Entscheidung der Successionsfrage, um dann dem berechtigten Herzoge das Land zur Selbstverwaltung zu übergeben, zur Annahme gelangt wäre. In der Sitzung vom 7. December beschloß die Bundesversammlung mit einer kleinen Majorität bei der Abstimmung über den Ausschußbericht, den vorzugsweise von Sachsen und Baiern vertretenen Antrag auf Occupation, zu verwerfen und dagegen dem Antrage Oesterreichs und Preußens auf Execution beizutreten. Ein Antrag von Weimar und Meiningen, für Lauenburg weder den König von Dänemark, noch den Herzog von Augustenburg anzuerkennen, vielmehr das Land in Bundesverwaltung zu nehmen und eventuell eine Austrägalentscheidung herbeizuführen, wurde an den Ausschuß zurückverwiesen. Vor der Abstimmung war von Oesterreich und Preußen an die Bundesregierungen eine identische Note erlassen worden, welche auseinandersetzte, welche europäischen Conflicte der Bund hervorrufen würde, wenn er statt der Execution die Occupation beschlösse. Der genauere Inhalt der Note wurde schnell bekannt. Sehr deutlich war in derselben gesagt, daß durch „ein übereiltes und einer einseitigen Tendenz folgendes Verfahren, das heißt durch den Beschluß einer Occupation, die ganze Maßregel selbst unmöglich gemacht würde," sehr deutlich war aus der Note herauszulesen, daß Oesterreich und Preußen, im Fall die Occupation beschlossen werden sollte, an der Ausführung eines derartigen Beschlusses sich nicht allein nicht zu betheiligen, sondern jener eventuell entgegenzutreten gedächten. Die Regierungen möchten die volle Verantwortlichkeit für die ernsten und unabweisbaren Folgen eines weitergetriebenen Dissenses in der Bundesversammlung sich vergegenwärtigen. Was die Auffassung der verschiedenen Regierungen in Betreff der Successionsfrage angehe, so bleibe es ja einer jeden Regierung unbenommen, bei der Abstimmung ihren Standpunkt ausdrücklich zu wahren, das heißt einen Protest auf dem Papier einzulegen. In seinen speciellen Details lautete der österreichisch-preußische Antrag: „Die hohe Bundesversammlung wolle in Erwägung, 1. daß in Ziffer III des Bundesbeschlusses vom 1. October dieses Jahres binnen drei Wochen erforderte Folgeleistung und Anzeige darüber nicht erfolgt ist; 2. daß durch die Ausführung der in's Auge gefaßten Maßregeln der vom deutschen Bunde innerhalb seiner Competenz zu fassenden Entschließungen über die von mehreren Regierungen gestellten Anträge in der holsteinschen Erbfolge nicht präjudicirt wird; 3. daß die im Artikel X der Bundesexecutionsordnung vorgesehene Gefahr im Verzuge als vorhanden erachtet werden muß, beschließen: 1. die in Ziffer IV des Beschlusses vom 1. October vorgesehene Aufforderung zum sofortigen Vollzug der beschlossenen Maßregeln nunmehr an die Regierungen von Oesterreich, Preußen, Sachsen und Hannover zu richten; 2. die genannten Regierungen hiervon durch ihre Herren Gesandten in Kenntniß zu setzen, und denselben die geeignete Eröffnung an die Königlich Dänische Regierung, sowie die Ausführung jener Maßregeln, nach Maßgabe der inzwischen von ihnen bereits getroffenen militärischen Verabredungen anheimzugeben; 3. die vereinigten Ausschüsse zu veranlassen, die in Bezug auf die Instruction der Civilcommissäre und die Aufbringung der erforderlichen Geldmittel nöthigen Anträge unverweilt zu stellen."

Es lag klar zu Tage, mit diesem Beschlusse war die ganze Angelegenheit in eine Bahn gebracht, welche zu einem völlig andern Ergebniß führen mußte, als zu einem selbständigen, von Dänemark getrennten Schleswig-Holstein. Die Reaction indeß der öffentlichen Meinung gegen den Beschluß des Bundestages äußerte sich auf das Unverhohlenste. Die in der Minorität gebliebenen Regierungen beeilten sich, die motivirte Abstimmung ihrer Gesandten unverzüglich zu veröffentlichen; der gesetzgebende Körper in Frankfurt genehmigte den 9. December einen Antrag, den Senat zu sofortiger Anerkennung des Herzogs von Augustenburg als einzigen Erbberechtigten für die Herzogthümer aufzufordern; die würtembergische Abgeordnetenkammer beschloß den 10. December einstimmig, die Regierung zu ersuchen, daß sie bei dem Bunde auf sofortige Besetzung Schleswigs und Entlassung des holstein-lauenburgischen Bundescontingents in die Heimath antragen,

das Erbrecht des Herzogs Friedrich alsbald anerkennen und für diese Anerkennung bei dem Bunde mit allen Kräften wirken möge, und ein Zusatzantrag, mit 78 gegen 3 Stimmen angenommen, legte feierliche Verwahrung gegen das Festhalten am Londoner Protocoll ein; in der sächsischen Abgeordnetenkammer ward den 11. December ein Antrag eingebracht, unter dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns und der gerechten Entrüstung über den jüngsten Bundesbeschluß, und unter Anerkennung des Verhaltens der sächsischen Regierung, die Regierung zu ersuchen, mit allen Mitteln dahin zu wirken, daß die vom Bunde beschlossenen Maßregeln zu einer vollständigen Besetzung Schleswig-Holsteins ausgedehnt, daß die Nichtanerkennung Königs Christian IX. von Dänemark für die Herzogthümer Schleswig-Holstein ausgesprochen und mit der Anerkennung des nach agnatischer Erbfolge berechtigten Fürsten als Herzog von Schleswig-Holstein nicht länger gezögert werde; selbst im preußischen Herrenhause — jedes Kind weiß, wessen man sich von dieser Körperschaft zu versehen hat — ward ein Antrag des Grafen Arnim-Boytzenburg vorbereitet, das Herrenhaus sollte erklären, es erkenne zwar den Grundsatz als richtig an, daß an völkerrechtlichen Verträgen möglichst festzuhalten sei, aber Preußen sei rechtlich und moralisch befugt, den Londoner Vertrag so lange nicht anzuerkennen, als Dänemark die Voraussetzungen, unter denen derselbe geschlossen, nicht seinerseits erfülle, ja sogar durch Aufrechthaltung der neuen Verfassung für Dänemark-Schleswig die dem Vertrage zu Grunde liegenden Verabredungen verletze; unter solchen Umständen habe Preußen durchaus freie Wahl, ob es die Erfüllung des Vertrages von Seiten Dänemarks fordern, oder aber vom Londoner Vertrage zurücktreten wolle. Auf dringenden Wunsch des Ministeriums Bismark ward dieser Antrag zurückgezogen. Möglich, daß es in die Hand des preußischen Abgeordnetenhauses noch einmal gelegt ist, eine Wendung in der Frage herbeizuführen, wenn nämlich die preußische Volksvertretung über die Bewilligung des am 9. December geforderten Anlehens von 12 Millionen Thalern zur Deckung der außerordentlichen Ausgaben für diejenigen Maßregeln sich zu äußern haben wird, welche, um in der officiellen Sprache zu reden, in Folge der wegen Schleswig-Holstein mit Dänemark ausgebrochenen Streitfrage zu erfolgen haben. Möglich auch, daß eine Wendung zum Bessern gelingt, wenn Herzog Friedrich nach der Besetzung Holsteins durch die Executionstruppen, die unter den Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl von Preußen gestellt worden, dem Versprechen getreu, welches er in seiner Proclamation vom 10. December abgegeben, und in der derselbe die Bewohner der Herzogthümer aufforderte, die Executionstruppen als Freunde und Befreier zu empfangen, selbst in der Mitte seines Erblandes zu dessen Vertheidigung, zur Neubildung der schleswig-holsteinschen Armee erscheint — möglich!

Den 12. December ward Seitens der vier Executionsmächte die Aufforderung an das dänische Cabinet gerichtet, Holstein binnen sieben Tagen zu räumen.

Vor einem halben Jahrhundert erprobte sich auf deutscher Erde und durch deutsches Blut der Satz, daß der Gott, welcher Eisen wachsen ließ, keine Knechte wollte. Wird in diesen unsern Tagen dem Satze zum zweiten Male abermals auf deutscher Erde und abermals durch deutsches Blut eine Illustration geliefert werden? Wir wünschen es, aber — wir hoffen es kaum.

* * *

Ueber der Abfassung dieser Zeilen und ihrer Drucklegung sind mehrere Wochen verstrichen, während welcher die schleswig-holsteinische Frage weitere Stadien in ihrer Entwicklung durchlaufen ist. Wir heben zum Schluß die hauptsächlichsten Momente des einschlagenden Materials aus der jüngsten, aus der unmittelbaren Vergangenheit in kurzer Zusammenstellung hervor:

Die Erwartung, daß dem preußischen Abgeordnetenhause in Folge der am 8. December 1863 von der Regierung begehrten 12-Millionen-Anleihe noch einmal Gelegenheit geboten sein werde, seine Stimme zu Gunsten der Herzogthümer zu erheben, erwies sich als zutreffend. Am 18. December votirte das Haus mit 207 gegen 107 Stimmen die nachstehende Adresse an die Krone: „Ew. k. Majestät haben uns in Folge der zwischen Deutschland und Dänemark schwebenden Streitfrage einen Gesetzentwurf, betreffend den außerordentlichen Geldbedarf der Militär-

und Marineverwaltung, vorlegen zu lassen geruht. Das Haus der Abgeordneten hat bereits in eingehender Verhandlung die schleswig-holsteinsche Frage erörtert und die Richtung der Politik, welche einzuhalten Deutschlands Ehre und Interesse nach unserer Ueberzeugung gebieten, in seinem Beschlusse vom 2. December bezeichnet. Das Erbfolgegesetz von 1853, wie es von dem Londoner Vertrag vorgezeichnet worden, hat niemals die Zustimmung der zunächst Betheiligten, der Volksvertretung der Herzogthümer, der Agnaten des Oldenburger Fürstenhauses und des deutschen Bundestages erhalten. Schon hierdurch seiner rechtlichen Grundlage entbehrend, hat dann der Londoner Vertrag für die daran betheiligten Mächte vollends seine Verbindlichkeit verloren, nachdem die dänische Regierung ihrerseits alle damals gemachten Zusagen gebrochen hat. Preußen und Deutschland sind demnach verpflichtet, das Erbrecht Friedrich's VIII. anzuerkennen, die Zusammengehörigkeit und Unabhängigkeit der Herzogthümer herzustellen und das deutsche Bundesgebiet von der Anwesenheit dänischer Truppen zu befreien. Dieser Verpflichtung schleunig und wirksam nachzukommen hat kein anderer deutscher Staat dringendere Aufforderung als der preußische. Auf dem Boden der Herzogthümer hat unser tapferes Heer seine ersten Siege seit den Befreiungskriegen erfochten, und damit seine Waffenehre für den endlichen Triumph der von ihm ruhmreich, aber erfolglos vertheidigten Sache eingesetzt. Die Unterdrückung der Herzogthümer seit 1851 war die erste und nothwendige Folge der unheilvollen Uebereinkunft von Olmütz, deren verderbliche Rückwirkung auf Preußens innere Zustände und deutsche Machtstellung, von jedem patriotischen Herzen bitter empfunden, erst mit der Befreiung der Herzogthümer wieder getilgt sein wird. Mit tiefem Leidwesen sieht deshalb das Haus der Abgeordneten die k. Staatsregierung in einer Richtung wirken, welche nicht die Beseitigung, sondern die Herstellung und Kräftigung der Vereinbarungen von 1851 — 52 zur Folge zu haben droht. Es bestimmen aber diese Vereinbarungen für die Herzogthümer die Zerreißung der altgesetzlichen Gemeinschaft, und damit die Wehrlosigkeit des deutschen Elements in beiden Landen. Sie haben von Anfang an keine andere europäische Bedeutung, als die schwere Gefährdung grade der preußischen Staatsinteressen gehabt, so daß jede preußische Thätigkeit zu ihren Gunsten ein Act der Selbstzerstörung genannt werden muß. Während eine klare Vertretung der Rechte von Schleswig-Holstein durch die preußische Regierung ganz Deutschland um die Leitung Ew. Maj. sammeln würde, hat das Beharren auf dem Standpunkt von 1851 — 52 unsern Staat mit der Mehrzahl der deutschen Regierungen und mit der einmüthigen Gesinnung des deutschen Volkes in offenen Widerspruch gesetzt. Die Regierung Ew. Maj. hat den ganzen Einfluß Preußens dazu verwandt, in Gemeinschaft mit Oesterreich einen in sich widerspruchsvollen und in seiner ganzen Richtung unklaren Bundesbeschluß durchzusetzen, welcher die Selbständigkeit der Herzogthümer und damit die wichtigsten Interessen Deutschlands preisgibt, ohne die Gefahr auswärtiger Verwicklungen zu vermeiden. Das Haus der Abgeordneten wendet sich an Ew. Maj., um die schwere Schuld von sich abzuwenden, daß es nicht Alles versucht habe, um eine Politik zu ändern, welche das Land auf lange Zeit zu schädigen droht. Denn nach dem System des Ministeriums müssen wir fürchten, daß in seinen Händen die begehrten Mittel nicht im Interesse der Herzogthümer und Deutschlands, nicht zum Nutzen der Krone und des Landes verwendet werden würden. Fast allein unter allen deutschen Volksvertretungen sehen wir uns in die schmerzliche Lage versetzt, dem nationalen Gefühle des Volkes nicht den zuversichtlichen Ausdruck geben zu können, welchen nur die Einigkeit zwischen Regierung und Landesvertretung verleiht. Allergnädigster König und Herr! Ew. k. Maj. haben einst feierlich erklärt: Kein Fußbreit deutscher Erde soll verloren gehen. Das Recht der Herzogthümer auf untrennbare Verbindung und Unabhängigkeit fällt zusammen mit dem Erbrecht des Augustenburger Hauses. Darum bitten wir Ew. Maj. ehrfurchtsvoll und dringend, von dem Londoner Vertrage zurückzutreten, den Erbprinzen von Schleswig-Holstein-Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein anzuerkennen und dahin wirken zu wollen, daß der deutsche Bund ihm in der Besitzergreifung seiner Erblande wirksamen Beistand leiste. Das Haus der Abgeordneten hat keinen wärmeren Wunsch, als einer Politik, welche, getragen von dem Vertrauen der Nation und ausgeführt mit rückhaltsloser Hingebung an

die nationale Sache, diese hohe Aufgabe sich zum Ziele setzte, alle Mittel freudig zur Verfügung zu stellen." So laut und nachdrücklich die Mahnung zu einer Umkehr der preußischen Politik in der concreten Frage durch diese Adresse ausgesprochen war, die Mahnung verhallte ungehört an dem entscheidenden Orte, auf den die Mahnung sich berechnete; die Adresse blieb, wie die Minorität, welche gegen dieselbe gestimmt, es vorausgesagt hatte, bei der traurigen Zerfahrenheit der inneren Verfassungszustände der deutschen Großmacht ohne Wirkung. Den von dem allgemeinen deutschen Abgeordnetentage zu Frankfurt eben heimkehrenden preußischen Abgeordneten ging am letzten Tage des Jahres die Antwort des Königs zu, deren scharf präcisirte und lakonisch gehaltene Fassung nicht der mindesten Hoffnung Anhalt bot, als könnte durch die Erklärung der Volksvertretung eine Aenderung in der Haltung des Berliner Cabinets der schleswig-holsteinschen Frage gegenüber erzielt werden. Die Richtung, hieß es in der Antwort, in welcher die Regierung bisher die auswärtige Politik geführt habe, sei das Ergebniß der reiflich erwogenen Entschließungen des Königs; dem Landtage komme es nicht zu, der Krone in der Entscheidung über die Beziehungen der Monarchie zum Auslande vorzugreifen.

Nur in Parenthese sei es gleich hier erwähnt, daß der Abgeordnetentag zu Frankfurt am 22. December allein durch die schleswig-holstein'sche Frage veranlaßt war. Eine Erörterung der Verhandlungen und Beschlüsse jener Versammlung gehört nicht in den Bereich dieses Artikels. Das aber wird angemerkt werden dürfen, als ein Fehler kann vielleicht die dort angenommene Niedersetzung des Sechsunddreißigerausschusses bezeichnet werden, insofern nämlich grade diese Thatsache Bedenklichkeiten auch in solchen Regierungskreisen erregte, deren Sympathie für die Herzogthümer, wie z. B. in München, unzweifelhaft und ernst bethätigt war. Freilich sollten dergleichen Bedenken, als könne die Lösung der schleswig-holstein'schen Frage im nationalen Sinne von der Demokratie zu einseitigen Parteizwecken ausgebeutet werden, als gedenke jener Ausschuß revolutionäre Propaganda zu machen und sich an die Stelle der Regierung des Herzogs Friedrich zu setzen, dergleichen Bedenken sollten von vornherein ausgeschlossen sein, denn diese Frage hat als eine durch und durch nationale Nichts gemein mit Parteien und Parteizwecken. Schon General von Radowitz, welcher doch nach seiner politischen Parteistellung nicht die mindesten Berührungspunkte mit der Demokratie oder mit demokratischen Tendenzen hatte, meinte in einer Brochüre aus dem Jahre 1856, daß in dieser nationalen Sache alle Parteien, die Ultramontanen wie die Protestanten, die Großdeutschen wie die Kleindeutschen, die Baiern, Sachsen, Würtemberger wie die Preußen nur von *einem* Gefühle geleitet sein könnten.

Während der Einmarsch der Executionstruppen in Holstein unter dem Oberbefehl des sächsischen Generals Hake erfolgte, während gleich auf den Beginn dieses Actes durch jenen Incidenzfall des österreichischen Generals Grafen von Gondrecourt trübe Schatten fielen, der zu Hamburg die Wehrübungen in der Turnhalle unter Androhung von Gewalt verbot, trübe Schatten auch durch die noch immer unaufgeklärten Zwischenfälle bei dem Diner, welches am 22. December eben derselbe General und der dänische Commandant von Altona in Graaf's Hotel einnahmen, wurde die öffentliche Aufmerksamkeit gleichzeitig durch die diplomatische Action vielfach in Anspruch genommen, welche von verschiedener Seite her die Staatsmänner in Bewegung versetzte und Spannung. Mit ungetheiltem Interesse las man die scharfen und einschneidenden Noten, in welchen die Regierungen von Sachsen, Baden, Braunschweig, Hessen-Darmstadt u. s. w., die identische Note Oesterreichs und Preußens beantworteten, durch welche letztere der Bundesbeschluß vom 7. December auf Execution statt auf Occupation herbeigeführt worden war. Wohl als eine Replik auf diese Noten, welche die Selbständigkeit und Freiheit der kleineren Bundesglieder den beiden Großmächten gegenüber in würdiger Weise wahrten, war die Circulardepesche anzusehen, welche unterm 28. December Herr v. Bismark an die deutschen Regierungen erließ. Dieselbe beschäftigte sich indeß weniger mit dem Verhalten der andern Bundesstaaten in der betreffenden Angelegenheit, sondern setzte vorzugsweise die Motive auseinander, welche Preußen veranlaßten, auf dem von ihm eingeschlagenen Wege auch ferner zu beharren. Die Gesandten Oesterreichs und Preußens in Kopenhagen machten dem dortigen Cabinet die

Eröffnung, daß sie die Hauptstadt verlassen würden, wenn Dänemark das Grundgesetz vom 18. November 1863 nicht bis zum 31. December zurückgenommen. Die größte, eine förmlich fieberhafte Thätigkeit in der Abfassung von Noten wurde in Downingstreet entwickelt. Erwähnt sei u. A. als der bedeutendste der Depeschenwechsel vom 17. December, 29. December und 4. Januar zwischen der englischen und sächsischen Regierung; die schlagende Abfertigung, welche der sächsische Minister Beust für die nichts weniger als zart gehaltene Einmischung des Lord John Russel gefunden, kann gradezu als ein diplomatischer Meisterzug gerühmt werden. Der englische Minister des Auswärtigen hatte in seiner Depesche vom 17. December dem Dresdener Cabinet den Gedanken entwickelt, daß eine Verletzung der von Dänemark in den Jahren 1851 — 52 gegen Deutschland übernommenen Verbindlichkeiten keineswegs den Londoner Vertrag aufhebe. Mit zutreffender Schärfe entgegnete Frhr. v. Beust, die sächsische Regierung habe nicht gesagt und sage nicht: „Der Vertrag von 1852 ist so lange null und nichtig, als Dänemark seine Verpflichtungen aus dem Jahre 1851 nicht erfüllt." Die sächsische Regierung sage vielmehr: Es ist ein Vertrag abgeschlossen worden, in welchem gewisse Vorkehrungen für die Zukunft in Aussicht genommen worden sind. Der Fall aber, für welchen der gedachte Vertrag Vorkehrungen getroffen hat, ist nicht eingetreten. König Friedrich VII. ist allerdings ohne Nachkommenschaft gestorben; er ist aber auch gestorben, ohne vermocht zu haben, in den deutschen Theilen seiner Besitzungen die neue Erbfolgeordnung gesetzlich und rechtlich einzuführen, welche die den Vertrag von 1852 unterzeichnenden Mächte in Absicht hatten, und welche sie aufrecht zu erhalten verpflichtet gewesen sein würden, wenn die oben erwähnten Vorkehrungen wirklich vollständig durchgeführt worden wären. Da dies Letztere nicht der Fall ist, so ist der Vertrag an sich selbst nicht zur Perfection gelangt. Hierzu fehlte ihm noch die Erfüllung dreier wesentlicher Vorbedingungen, die Zustimmung sämmtlicher Agnaten, die Zustimmung der Stände von Holstein und Schleswig, endlich die Zustimmung des deutschen Bundes. Gegen die zwingende Evidenz dieser Deduction ließ sich nicht und läßt sich nicht das Mindeste einwenden. Am weitesten aber trieb das britische Cabinet seine Parteinahme für Dänemark und seine beleidigende Rücksichtslosigkeit gegen Deutschland in der Note Lord John Russel's vom 31. December 1863 an Sir Alexander Malet, den englischen Gesandten am deutschen Bunde. Angeblich im Interesse des Friedens verlangte die englische Regierung in der Note, daß eine Conferenz der Mächte, welche das Londoner Protocoll unterzeichnet, im Verein mit einem Abgeordneten des deutschen Bundes in Paris oder London tagen möge zur Verhandlung der Streitigkeiten zwischen Deutschland und Dänemark, und daß zweitens der Status quo aufrecht erhalten bleiben solle, bis diese Conferenz ihre Arbeiten beendigt habe. Nur mit Bedauern kann constatirt werden, daß die von England vorgeschlagene Conferenz bei Oesterreich und Preußen keinem Widerstand begegnete; erst die Note Drouins de Lhuys vom 8. Januar machte, noch bevor die Bundesversammlung über die zu ertheilende Antwort schlüssig geworden, das beregte Project in den Brunnen fallen. Folgendes war der wesentliche Inhalt der Note aus dem Tuileriencabinet: Dem Kaiser Napoleon sei die Einladung der englischen Regierung vom 31. December zu einer Conferenz über die schleswig-holsteinische Angelegenheit zugegangen. Die kaiserliche Regierung müsse jedoch im Hinblick auf das Scheitern eines allgemeinen Congresses den Vorschlag dieser speciellen in Paris abzuhaltenden Conferenz ablehnen. Indeß sei sie nicht unbedingt gegen eine derartige Conferenz. Die Londoner Conferenz von 1852 habe nur ein ohnmächtiges Machwerk zu Stande gebracht; ihre Beschlüsse würden heute von der Mehrzahl der deutschen Staaten zweiten Ranges bestritten, sogar von einigen, welche zugestimmt hatten. Wenn man heute wieder zusammenträte, würde es wesentlich sein, sich auch Bedingungen zu stellen, welche geeignet, Hoffnung auf ein befriedigendes Resultat zu geben. An erster Stelle würde es wichtig sein, die Conferenz nicht dadurch mit dem Bundestage in Conflict zu setzen, daß man etwa die Bevollmächtigten einlüde, über Fragen zu berathschlagen, welche schon thatsächlich entschieden sein dürften. Die kaiserliche Regierung habe sich bereits an die Mächte gewandt, um zu erfahren, ob sie geneigt, den actuellen Status quo in Schleswig-Holstein, selbstverstanden mit Vorbehalt der schwebenden Fragen, zum

Ausgangspunkte zu nehmen. Die Theilnahme Deutschlands an den Verhandlungen wäre sehr nützlich, da aber der Bundestag bei mehreren früheren Gelegenheiten alle Zumuthungen abgelehnt habe, welche dahin zielten, daß die Unterzeichner des Londoner Tractates die Differenzen des Bundes mit Dänemark in die Hand nehmen sollten, so müsse der Kaiser, ehe er seinerseits den Vorschlag des englischen Cabinets annehme, sich zuvor darüber klar sein, ob die Anschauungsweise der deutschen Staaten in dieser Hinsicht sich geändert habe.

Wenn sich in der französischen Note der Ausdruck fand, daß es unnütz wäre, „über Fragen zu berathschlagen, welche schon thatsächlich entschieden sein dürften,“ so entbehrte der Ausdruck sicher nicht der Begründung. In der That war seit dem Beginn des Jahres 1864 die Situation in Holstein eine wesentlich andere geworden. Wir meinen, wenn wir von der veränderten Lage der Dinge sprechen, nicht sowohl die Action der Executionstruppen und der Civilbundescommissäre v. Könneritz und Nieper, nicht den Rückzug der dänischen Truppen bis zum Kronenwerk von Rendsburg, nicht den Sturz des bisherigen dänischen Conseilspräsidenten Hall und die Einsetzung des neuen Ministeriums Monrad-Quaade, nicht die geheime Thätigkeit des englischen und des russischen Specialgesandten zu Kiel, des Lord Wodehouse und des Geheimenraths v. Ewers, nicht die fortdauernd der Sache der Herzogthümer günstige Haltung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, insbesondere der drei Königreiche Baiern, Sachsen und Würtemberg, deren erfreuliche Uebereinstimmung von den Ministern der betreffenden Staaten in den Kammern verkündet werden konnte, auch nicht den glücklichen Fortgang der schleswig-holstein'schen Staatsanleihe und der freiwilligen Sammlungen von Geldbeiträgen, sowie die warme Fürsprache und das lebendige, anhaltende Interesse für den deutschen Bruderstamm in der Presse, auf den Landtagen, in den Vereinen und Communalbehörden und Corporationen, in dem ganzen Volke, endlich nicht den von Oesterreich und Preußen bei dem Bunde gestellten Antrag auf Besetzung von Schleswig wegen Nichtaufhebung der dänischen Novemberverfassung: — wir meinen, wenn von der veränderten Situation die [illegible] persönliche Ankunft des Herzogs Friedrich in seinem Erbe. Sehr wider den Wunsch und das Erwarten der leitenden Staatsmänner in Berlin und Wien traf der Herzog Friedrich den 30. December in Kiel ein, wo ihm der glänzendste und begeistertste Empfang bereitet wurde. Das ganze Land beeilte sich, in den nächsten Tagen Friedrich VIII. als Herzog zu proclamiren und ihm als dem legitimen Landesherrn und Fürsten durch Deputationen zu huldigen. Den Bundescommissären wurde nach Altona der Einzug des Herzogs in sein Land notificirt, zugleich mit dem Zusatz, daß der Letztere einstweilen weder die Regierungsgewalt zu übernehmen, noch dem Bundesbeschlusse vom 7. December entgegenzutreten gedenke. Am 1. Januar erließ der Herzog die folgende Proclamation: „Schleswig-Holsteiner! Als Ich Euch verkündigt, daß Ich kraft der alten Erbfolgeordnung unsres Landes und des oldenburgischen Hauses die Regierung der Herzogthümer Schleswig-Holstein angetreten habe, war das Land von fremden Truppen besetzt. Vor den deutschen Bundestruppen zurückweichend, die Ihr mit Jubel als Befreier begrüßt, haben dieselben zunächst das Herzogthum Holstein geräumt. Eurem Rufe habe Ich mich nicht entziehen wollen; Ich erfülle eine unabweisliche Pflicht, wenn Ich nicht länger zögere, die Sorgen in dieser ernsten Zeit mit Euch zu tragen. Verwicklungen, welche vor Meinem Regierungsantritt entstanden, haben den deutschen Bund veranlaßt, zur Wahrung der Landesrechte gegen die bis dahin in Holstein factisch bestehende Gewalt einzuschreiten. Commissäre des Bundes haben die Verwaltung des Landes übernommen. Die Bundesexecution, von Anfang an nicht gegen Meine Regierung gerichtet, ist jetzt gegenstandslos geworden. Ich habe nie einen Zweifel darüber gelassen, daß ich die Rechte des Landes in ihrem ganzen Umfange anerkennen und zur Geltung bringen will. Ich halte Mich überzeugt, daß auch der deutsche Bund die Gründe, welche ihn zur Anordnung commissarischer Verwaltung bewogen, für beseitigt erkennen wird. Ich habe die begründete Zuversicht, daß der gegenwärtige Zwischenzustand nur von kurzer Dauer sein wird, und hege die Erwartung, daß Meine getreuen Unterthanen die vom Bunde angeordnete vorläufige Verwaltung achten und Conflicte vermeiden werden. Schleswig-Holsteiner! Ich brauche Euch nicht zu sagen, wie ich

Euch die Liebe und Treue, welche Ihr Mir entgegenbringt, danke. Ihr steht mit einer Einmüthigkeit und Entschlossenheit zu Mir, welche der Welt beweisen werden, daß Mein Souveränetätsrecht in Eurer freien Ueberzeugung, Eurer Vaterlandsliebe und Eurem unbeugsamen Willen eine sichere Stütze findet. Danket mit Mir dem Allmächtigen Gott, der uns bis hieher geführt hat. Er wird uns auch weiter führen."

Das Wiener und das Berliner Cabinet fühlten sich durch die Anwesenheit des Herzogs in Kiel beunruhigt oder doch in ihren Intentionen genirt; beide Regierungen beantragten beim Bunde, den Erbprinzen von Augustenburg aufzufordern, sofort das Herzogthum Holstein zu verlassen. Ein guter Genius wandte die Schmach von Deutschland ab, welche die Annahme des Antrages über unser Vaterland gebracht hätte. Mit 9 gegen 7 Stimmen wurde der Antrag in der Sitzung vom 2. Januar abgelehnt. Die officiöse Presse in Berlin schlug gewaltigen Lärm über den Beschluß, namentlich versetzte sich die „Kreuzzeitung" in das lebhafteste Echauffement. Die deutschen Großmächte, ereiferte sich das Junkerblatt, dürften sich nicht von den Herrn v. d. Pfordten und v. Roggenbach ihre europäische Politik vorschreiben lassen. Die Minister der deutschen Mittelstaaten hofften, Großmacht spielen und den altbekannten Triasgedanken in Scene setzen zu können. Weiter declamirte die „Kreuzzeitung" von „verfassungswidrigen Mehrheitsbeschlüssen," denen sich die deutschen Großmächte nach der ihnen gebührenden „Autoritätsstellung" unmöglich unterordnen könnten. Die Drohung, welche in diesen Radamontaden enthalten, die versuchte Einschüchterung lag klar zu Tage, um so klarer, als nach einem Wiener Telegramm der „Coburger Zeitung" dem zwischen Preußen und Oesterreich verabredeten Einverständniß die folgenden Hauptbestimmungen zu Grunde lagen: 1) Beide Cabinete haben sich gegenseitig feierlichst verpflichtet, verbunden zu bleiben bis zur endgiltigen Lösung der schleswig-holstein'schen Frage; 2) sie gehen gleichen Schritts zusammen, am Bunde, wie außerhalb desselben, vorwärts; 3) sie bleiben fest dabei stehen, daß ihnen, wie dem Bunde eine Einmischung in die Verhältnisse Schleswigs nur allein auf Grund der Vereinbarungen von 1851 und 52 gestattet sei. Sollte etwa am Bunde beabsichtigt werden, dem Herzog Friedrich die Regierung von Holstein zu übertragen, und ihm zu überlassen, Bundeshilfe zu verlangen, so werden die Cabinete von Wien und Berlin auf dieses Terrain unter keinen Umständen folgen und die Competenz des Bundes in nachdrücklichster Weise bestreiten.

Ueber die Thätigkeit der Bundescommissäre in Holstein ist nachzuholen, daß auf deren Anordnung am 9. Januar sämmtliche Verwaltungszweige zu einer obersten Landesbehörde unter dem Namen „herzogliche Landesregierung" vereinigt wurden. Aus fünf Mitgliedern und einem Präsidenten bestehend, hat die Landesregierung unter Oberaufsicht der Bundescommissäre die Verwaltung nach den bestehenden Gesetzen zu führen, deren Anordnungen auszuführen und deren Entschließungen in allen Fällen einzuholen, in welchen seither eine landesherrliche Entschließung nöthig war. Am Bundestage erstattete den 8. Januar Frhr. v. d. Pfordten den Ausschußbericht, in welchem ausgeführt wurde, daß der Londoner Tractat vom 8. Mai 1852 vom Standpunkt der absoluten Gerechtigkeit unbillig, unter dem Gesichtspunkt des Völkerrechts illegal und eine Verletzung der Rechte Deutschlands und der Herzogthümer sei; in der Sitzung am 11. Januar stellten Oesterreich und Preußen erneut den dringlichen Antrag, Dänemark aufzufordern, das Novembergrundgesetz zurückzunehmen, widrigenfalls die sofortige Occupation Schleswigs statthaben werde. Die Entscheidung der Erbfolgefrage durch den Bund, der dringendste, nächste und nothwendigste Beschluß, scheint vertagt — ad Calendas Graecas.

Lord Elgin

und

Sir John Lawrence.

Am 27. Nov. d. J. traf im India Office in London die traurige Nachricht ein, daß der Generalgouverneur von Ostindien, Lord Elgin, gefährlich erkrankt sei, seine Functionen eingestellt und die Königin gebeten habe, ihm einen Nachfolger zu ernennen. Die neuesten Nachrichten aus Bombay haben denn auch

den Tod des Kranken gemeldet. Die englischen Journale haben gleich bei der ersten Krankheitsnachricht Nekrologe mitgetheilt. Den englischen Publicisten drängt sich zunächst der Gedanke auf, daß das ostindische Klima für die letzten drei Generalgouverneure von Ostindien — Lord Dalhousie, Lord Canning und jetzt Lord Elgin, die alle zu gleicher Zeit im Christ Church College in Oxford mit dem ebenfalls bereits gestorbenen Sir George Lewis und dem jetzigen Schatzcanzler Gladstone studirten — verderblich geworden sei, deren frühzeitigen Tod, sowie den vieler anderer verdienstvollen Männer es herbeigeführt habe. Lord Dalhousie und Lord Canning hätten bei ihrer Rückkehr aus Ostindien nach England von dort bereits den Keim des Todes in sich mitgebracht, der sie bald ihren Familien entrissen habe.

Was Lord Elgin betrifft, so wird über denselben Folgendes mitgetheilt. Lord Elgin stammt von dem Schotten Robert Bruce ab, dessen Namen die Familie noch führt, und ist der Sohn des bekannten Earl Elgin, dem England den Besitz der dem britischen Museum einverleibten sogenannten „Elgin'schen Marmore" verdankt, Statuen, die ehedem den Fries und das Giebelfeld des Parthenon in Athen schmückten und die in den Zeiten des Phidias, vielleicht theilweise von dessen eigenen Händen und von seinen Schülern verfertigt worden sind. Er wurde am 20. Juli 1811 in London geboren, empfing seinen Schulunterricht in Eton und begab sich von da auf die Universität in Oxford, wo er im Christ Church College zu gleicher Zeit mit den oben erwähnten Studiengenossen sich für den Staatsdienst vorbereitete. Lord Bruce — diesen Titel führte Lord Elgin, so lange sein Vater lebte — gehörte bereits 1832 zur ersten Classe in den Classikern und trat später als Fellow (Collegiat) in Mertons College ein. Bis zum Jahr 1841 weiß man wenig von ihm. In diesem Jahr vermählte er sich und wurde bei den allgemeinen Wahlen in Southampton als Mitglied des Unterhauses erwählt, in dem er Sir Robert Peel unterstützte, der in diesem Jahr zur Macht gelangte und unter dem Lord Stanley Staatssecretär der Colonien war.

In demselben Jahre wurde Lord Bruce durch den Tod seines Vaters Earl Elgin, doch da diese Erbschaft nur eine schottische Peerschaft war, mit welcher kein Sitz im Oberhause verbunden ist, so führte sie hinsichtlich seiner [illegible] im Unterhause keine Aenderung herbei. Sir Robert Peel und Lord Stanley, der Sohn des Lord Derby, dessen Name nach des Vaters Tode auf ihn überging, die ebenfalls Beide im Christ Church College in Oxford studirt hatten, waren dem Lord Elgin günstig gesinnt und boten ihm im Jahr 1842 die Stelle als Generalgouverneur von Jamaica an und mit der Uebernahme dieses Postens trat er in den Staatsdienst ein. Er hatte dort keine leichte Aufgabe zu lösen, weil die durch die Emancipation der Sclaven erzeugte Krisis noch nicht überstanden war, zeigte sich aber als ein so geschickter Administrator, daß die Whigs, als es sich im Jahr 1846 darum handelte, einen recht vorzüglichen Generalgouverneur für Canada zu finden, Lord Elgin, trotz seiner Beziehungen zu den Tories, dazu ernannten. Lord Elgin erfüllte dort die ihm aufliegenden Pflichten mit dem größten Takt und führte die versöhnliche Politik seines Schwiegervaters, des Lord Durham, aus, und indem er zwischen den dortigen Parteien eine vollkommene Neutralität beobachtete, die Hülfsquellen, welche Ackerbau und Handel dem Lande darboten, entwickelte und auf jedem möglichen Wege die Wünsche der Colonisten zu studiren suchte, that er während seiner über acht Jahr dauernden Regierung mehr als irgend einer seiner Vorgänger für die Beseitigung jedes Streites und für den engen Anschluß der canadischen Provinzen an das Mutterland. Zur Belohnung seiner ausgezeichneten Dienste in seiner Stellung in Canada wurde er im Jahr 1849 zum britischen Peer erhoben, als welcher er im Oberhause Sitz und Stimme erhielt. Als Generalgouverneur von Canada schloß er auch mit den Nordamericanischen Vereinigten Staaten den Reciprocitätsvertrag ab, aus dem für Canada großer Segen hervorgegangen ist.

Der nächste wichtige Posten, welcher ihm anvertraut wurde, war die Gesandtschaft nach China im Jahre 1857. Auf seiner Fahrt dahin wurde ihm Kunde von dem Ausbruch der Empörung in verschiedenen Orten Ostindiens. So unbestimmt die Nachrichten darüber auch lauteten, so begriff er doch sofort die Wichtigkeit der Krisis und nahm es über sich, die Truppen, die den Befehl hatten, sich mit ihm nach China zu begeben, um dort seine Mission zu unterstützen, nach Calcutta zu schicken. Das war einer jener Acte eines schnellen Entschlusses eines muthigen Beamten, eines uneigennützigen Gedan-

lens, bei welchem Geschichtschreiber stets mit Vergnügen verweilen werden.

Er selbst begab sich nach China und obwohl sein Fortschritt dort in Folge des erwähnten uneigennützigen Acts eine Verzögerung erlitt, so erreichte er doch seinen Zweck; er wohnte der Einnahme Cantons bei und schloß mit der Regierung des chinesischen Reichs den wichtigen Vertrag von Tien-tsin ab, auf dem die jetzigen Beziehungen Englands zu jenem Reiche beruhen. Es war das ein sehr großer Triumph und obschon Lord Palmerston's chinesische Politik in England selbst vielseitig und sehr bitter getadelt wurde, so waren doch am Ende alle Parteien über den glücklichen Erfolg derselben in gleicher Weise erfreut und der britische Gesandte, der die Sache zu Ende geführt hatte, wurde deshalb von allen Parteien hoch geehrt. Ehe Lord Elgin aus China nach Europa zurückkehrte, sicherte er England einen zweiten großen Erfolg, denn er segelte mit seiner Flotte nach Japan und überraschte die dortige Regierung so, daß sie mit England einen ähnlichen Vertrag, wie kurz vorher mit Nordamerika, abschloß. Den Engländern wurden gewisse Häfen des japanesischen Reiches eröffnet, wodurch der Zauberring, mit dem Japan sich seit Jahrhunderten dem Ausland gegenüber fast hermetisch verschlossen gehalten hatte, vollends zerbrach, woraus allerdings für Japan bis jetzt wenig Segen hervorgegangen ist. Hierauf kehrte Lord Elgin nach Europa zurück, doch keineswegs um nun der Ruhe zu pflegen. Im Sommer des Jahres 1859 trat Lord Palmerston wieder an die Spitze der Regierung und dieser übertrug ihm in seinem Cabinet die Stelle als Generalpostmeister, die er aber schon im folgenden Jahre mit dem Gesandtschaftsposten in China vertauschte, der ihm zum zweiten Mal unter folgenden Umständen anvertraut wurde. Der Bruder des Lord Elgin, Herr Bruce, war zum englischen Gesandten in China ernannt worden und zufolge des in Tien-Tsin abgeschlossenen Vertrages mußte derselbe in Peking empfangen werden. Man wollte demselben aber den Eintritt in die Hauptstadt nur unter Bedingungen gestatten, denen sich zu unterwerfen er unter seiner Würde erklärte. Er bestand auf die Rechte, welche England in dem Vertrage von Tien-Tsin zugesichert worden waren, und gab dadurch Veranlassung zu der Schlappe, welche die Engländer am Peiho erlitten. In Folge dessen wurde Lord Elgin im Jahre 1860 zum zweiten Mal und mit den erforderlichen Streitkräften nach China abgesandt, um dort die englische Autorität wiederherzustellen, und er entledigte sich des ihm gewordenen Auftrags, indem er nach der Zerstörung des Sommerpalastes des chinesischen Kaisers, mit den Franzosen, die sich an beiden Expeditionen gegen China betheiligt hatten, als Sieger in Peking einzog und die chinesischen Anführer zur Unterwerfung zwang.

Kaum hatte er diesen Triumph errungen, als er an Stelle des Lord Canning, der wegen Erkrankung nach Europa zurückkehren wollte, zum Generalgouverneur von Ostindien ernannt wurde. Als er diesen Posten annahm, erinnerten sich seine Freunde, daß seine beiden Vorgänger, seine Universitätsfreunde, unter den schwierigen Arbeiten, die ihnen in jenem heißen Klima oblagen, im rüstigsten Mannesalter schnell ihre Gesundheit zugesetzt hatten, doch beruhigten sie sich mit dem Gedanken, daß Lord Elgin schon mehr an das heiße Klima gewöhnt sei und deshalb demselben nicht unterliegen werde. Lord Elgin begab sich dem zu Folge zum dritten Mal nach dem östlichen Asien, um dort das glänzendste Vicekönigthum zu übernehmen, das die englische Krone zu vergeben hat. Seine Verwaltung Ostindiens war eine sehr erfolgreiche und ihm wurde die Freude zu Theil, den Wohlstand Ostindiens fortwährend wachsen zu sehen, die Ordnung in den Finanzen des Landes, das erst kürzlich in Folge der Empörung soviel gelitten hatte, wieder herzustellen und Erwartungen in Betreff der Zukunft des Landes zu erwecken, die man früher nicht im Traume zu hoffen gewagt hatte. Kurz, der Erfolg begleitete seine Unternehmungen in Ostindien ganz in derselben Weise, wie das auf seinen frühern Posten der Fall gewesen war. Und diesen Erfolg verdankte er keineswegs einem besonders hervorragenden Talente, sondern seinem gesunden Verstande, seinem socialen Tacte und seiner Arbeitsamkeit und Thätigkeit. Bei seiner großen Thätigkeit wachte er doch gleichzeitig über seine Gesundheit und er vernachlässigte keine Vorsicht, welche das mörderische Klima von Ostindien den dort lebenden Europäern zur Pflicht macht. Lord Elgin befand sich eben in den nordwestlichen Provinzen; die heiße Jahreszeit hatte er in Simla verlebt und nachdem er einige hohe

Striche des Himalaya bereist hatte, soll er wenige Tage vor seiner letzten Erkrankung noch einen 13,000 Fuß hohen Punkt desselben erstiegen haben. Es ist leicht möglich, daß diese Anstrengung für seine Constitution, die allerdings gut schien, aber durch seinen öftern Aufenthalt im heißen Klima doch etwas gelitten hatte, zu groß war. Auf dem Wege nach Lahore, wo der Generalgouverneur den Gouverneur Sir Hugh Rose besuchen wollte, wurde er plötzlich so gefährlich krank, daß er am 29. October 1863 starb. Ostindien hat in ihm einen der vorzüglichsten Generalgouverneure, den es je gehabt, und Englands Regierung einen Mann verloren, für welchen einen würdigen Ersatz zu finden, für Lord Palmerston eine sehr schwierige Aufgabe gewesen sein würde, hätte er sich keine Abweichung von der bisherigen Regel, diesen wichtigen Posten nur einem Mitgliede des Oberhauses anzuvertrauen, erlaubt. Bei der Wichtigkeit der Sachlage ist aber die Regierung den alten Traditionen untreu geworden und war glücklich genug, in Sir John Lawrence den vollkommen für Lord Elgin's Posten geeigneten Mann zu besitzen, der allerdings kein englischer Peer ist, wohl aber die Gelegenheit gehabt hat, sich für diese Stellung in Ostindien selbst vorzubereiten und seine Tüchtigkeit zu erproben.

Sir John Lawrence ist mit keiner Familie der englischen Aristokratie verwandt, aber ein Mann, den die Natur selbst die wahren Merkmale des Adels eingeprägt hat, und obwohl nicht geboren, um durch Erbschaft in den Besitz aristokratischer Titel zu gelangen, so ist er doch ganz besonders dazu geeignet, durch eigne Kraft sich solche zu erwerben. Wenn geleistete Dienste einen Anspruch auf eine ehrenvolle Stellung an der Spitze eines großen Landes geben, und zugleich die Tauglichkeit dessen, der sie geleistet hat, dazu beweisen, so hat kein lebender Mann einen Anspruch auf die Stelle eines Generalgouverneurs von Ostindien, der mit den Ansprüchen des neuen Vicekönigs den Vergleich aushält. Er rettete zur Zeit der letzten Empörung das Reich, das zu verwalten er jetzt ernannt worden ist. In eine neu eroberte und sehr unruhige Provinz — das Pendschab — gestellt, in der nur sein Geist und seine Festigkeit in einer kurzen Zeit Ordnung herstellen konnte, von jeder Möglichkeit, von [illegible] einer Seite her Beistand zu erhalten, abgeschnitten, mit dem Leben der ganzen europäischen Bevölkerung im Pendschab betraut, während er sich nur auf eine geringe Militärmacht und seinen unerschrockenen Muth stützen konnte, so fand die Empörung im Jahre 1857 Sir John Lawrence in einer Stellung, in der es schon für einen großen Triumph gehalten worden sein würde, wenn er die ihm unmittelbar übertragenen Interessen vor der Zerstörung bewahrte. So faßte aber Sir John Lawrence seine Pflicht nicht auf. Damals fühlten Viele und jetzt sehen Alle, daß das Bestehen der englischen Macht in Ostindien von dem Erfolg der Belagerung von Delhi abhing. Wäre Delhi nicht eingenommen worden, so war Ostindien für England verloren, obschon es wohl möglich gewesen sein würde, es mit enormen Anstrengungen und Opfern wieder zu erobern. Die Belagerung von Delhi verdankte ihren Erfolg aber Sir John Lawrence. Ohne seine energischen Vorstellungen würde sie aufgehoben worden sein, ohne seine Vorsicht, die Fruchtbarkeit seiner Hülfsquellen und seine nie wankende Entschlossenheit würde die Belagerung Delhi's nicht zur Einnahme des Platzes geführt haben. In der Mitte einer Bevölkerung, die nur auf das geringste Zeichen von Schwäche wartete, um in eine offene Empörung auszubrechen, brachte Sir John Lawrence es zu Stande, mit seinen geringen Hülfsmitteln die Transportmittel für Proviant, Munition jeder Art und vor Allem jene Verstärkungen unter Nicholson zu organisiren, ohne welche nie ein Erfolg hätte erkämpft werden können. Zu derselben Zeit unterdrückte er mit kräftiger Hand die Verschwörung unter seinen eignen eingebornen Truppen und behauptete seine Provinz, ohne irgend einen jener Unfälle zu erleiden, denen damals die Engländer an so vielen Punkten ihres indischen Reichs ausgesetzt waren.

Sir John Lawrence ist aber keineswegs bloß wegen der damals geleisteten Dienste jetzt zum Generalgouverneur von Ostindien ernannt worden, sondern weit mehr weil er im Pendschab sich als ein tüchtiger Befehlshaber und geschickter Organisator bewährt hat. Niemand hat mehr Gewalt über die eingebornen Racen und besitzt mehr die Fähigkeit, denselben soviel europäische Civilisation beizubringen, als sie anzunehmen im

Stande sind. Die Erhebung der Abgaben und die Gerechtigkeitspflege in dem Pendschab unter Sir John Lawrence dienten für alle noch nicht vollkommen eingerichteten Provinzen zum Muster. Das Verfahren in Civilsachen, das in der Hauptsache Sir John Lawrence selbst angeordnet hat, war der Vorläufer des Gesetzbuches, das unter den zögernden indischen Gerichtshöfen eine so glückliche Revolution bewirkt hat. Unter den Männern, die sich unter ihm zu Beamten ausgebildet haben, finden sich die, welche für die Uebernahme der schwierigsten Aufgaben am geeignetsten sind, und die Maximen seiner Politik sind eine Art von Tradition geworden, die Vielen zur Richtschnur dienen, welche gar nicht wissen, von wem sie stammen. Wenn er auch keine tiefen Finanzkenntnisse hat, so besitzt er doch einen besonders klaren und schnellen Ueberblick der Schwierigkeiten derselben. Neben diesem Allen besitzt Sir John Lawrence als Mensch einen sehr ausgezeichneten Charakter, denn er ist ganz einfach, wahrhaft, in hohem Grade gewissenhaft und streng religiös, und somit ist seine Ernennung zu einem Posten, wo ihm das Geschick von mehr als hundert und fünfzig Millionen Einwohnern anvertraut ist, vollkommen gerechtfertigt.

Man darf wohl mit Recht annehmen, daß der Mann, der es verstand, eine von einem barbarischen Volke bewohnte Provinz in Ordnung zu bringen und einen grausamen und verrätherischen Feind zu zermalmen, auch an der Spitze eines Landes an seiner Stelle sein wird, in dem es sich jetzt nur um die Entwicklung seiner innern Hülfsquellen, die Annahme europäischer Ideen in Betreff der Regierung, des Ackerbaus und Handels und aller Künste des Lebens, die Verbreitung des Unterrichts, um das Volk zu heben, die Verbesserung der Transportmittel im Lande handelt und in Bezug alles dessen auf dem Wege voranzuschreiten, den Lord Elgin bereits angebahnt und auf dem er schon Vieles geleistet hat. Ein sehr großes Verdienst, das Lord Elgin sich während der kurzen Dauer seiner Stellung an der Spitze der Regierung Ostindiens noch um dieses Land erworben hat, besteht darin, daß er den Theebau daselbst einheimisch machte und für die Vermehrung des Baumwollenbaus Sorge trug und dadurch es England möglich machte, auch ohne amerikanische Baumwolle bestehen zu können. Er legte dadurch den Grund zu einer schnellen Vermehrung des Wohlstandes des an und für sich bereits reichen Landes und stiftete sich dort ein dauerndes ehrenvolles Andenken. Daß Sir John Lawrence, der bereits am 10. December von England nach Ostindien abgereist ist, sich bestreben wird, das von seinem Vorgänger begonnene Werk mit Erfolg weiter zu entwickeln, unterliegt bei seinen Antecedentien keinem Zweifel und daher ist Ostindien und ihm gleichzeitig zu wünschen, daß er das Loos seiner Vorgänger nicht theilen, sondern recht lange im Besitz seiner hohen Stellung bleiben möge.

Isthmuswege und Projecte im Weltverkehr.

VI. Eine neue Eisenbahn durch Centralamerika.

Mögen es nun die hohen Frachtsätze der Panamabahn, oder das Monopol sein, welches die Amerikaner jetzt factisch zwischen dem Atlantischen und Pacifischen Ocean in der Hand haben und welches im Fall eines Krieges zwischen England und Amerika gegen ersteres von Seiten der Union sehr unbequem gehandhabt werden könnte, oder mag es die für eine neue Isthmusbahn überaus günstige natürliche Lage Nicaragua's sein, kurz, man hat seitens Englands fortwährend danach gestrebt, eine zweite Eisenbahntrace über die centralamerikanische Landenge ausfindig zu machen, und als allen Handelsnationen gehörig zu bauen, um nicht etwa einmal im Kriegsfall eines schlichten Tages von den Yankees wieder auf die Wasserstraße um das Cap Horn gewiesen zu werden.

Die Hauptwichtigkeit Nicaragua's beruht darauf, daß hier eine schiffbare Verbindung des atlantischen Oceans mit dem stillen Meer hergestellt werden kann. Von Ufer zu Ufer gemessen, beläuft sich die Entfernung beider Meere auf ungefähr 62 Stunden, wird aber durch Seen und Flüsse um ein Bedeutendes vermindert. Nach der europäischen Seite hin liegt der See Nicaragua, der sich durch den San Juan in den atlantischen Ocean ergießt. Weiterhin folgt der See von Leon oder Managua, der mit dem Nicaragua durch den Fluß Tipitapa in Verbindung steht. Dieser See ist vom Stillen Meer bloß einige Stun-

den entfernt, und das Wasser selbst tritt durch zwei Buchten tief in's Land ein. Der See von Nicaragua ist 38 Stunden lang, 16 breit und hat fast überall eine Tiefe von 75 Fuß. Der Fluß Tipitapa hat eine Länge von 16 Stunden, der See von Leon einen Durchmesser von 15 Stunden und einen Umkreis von 38. Der San Juan erreicht das Meer mittelst mehrerer Mündungen und ist so seicht, daß eine Fahrbarmachung für große Schiffe keine leichte Arbeit sein würde. Seine Länge beträgt 18 Meilen. Hafen ist auf unserer Seite San Juan de Nicaragua, am Stillen Meer San Juan del Sur.

Der Commandeur der englischen Flottenstation an der Küste von Centralamerika, Bedford Pim, hat nun in neuerer Zeit, wahrscheinlich nicht ohne Anweisung englischerseits, genaue Vermessungen über eine von der Panama-Bahn südliche Linie durch die centralamerikanische Landenge angestellt und die Ausführbarkeit des Unternehmens ausgesprochen.

Die neue Bahntrace hebt an von der Gorgonbai, einer sicheren, geräumigen und tiefen Bucht Nicaragua's, geht an den See Miguelito und endigt in Realejo, einem guten Hafen am Stillen Meer. Die Länge der ganzen Bahn würde 50 deutsche Meilen betragen und Nicaragua den größten Theil des Landes frei hergeben. Als Arbeiter auf der Bahn müßten nach Pim's Annahme chinesische Kulis und westindische Neger herbeigeholt werden, wie bei der Panama-Bahn, denn die Mosquitoindianer arbeiten überhaupt nicht und die Nicaraguaner verdingen sich zu derartigen Arbeiten nicht. Die Cordilleren werden hier mehrfach durch Thäler durchbrochen und das Innere des Landes besteht aus großen Ebenen, so daß hier kein Gebirgsrücken, wie auf dem Isthmus von Panama, zu übersteigen ist.

Die Bahntrace hat dieselbe Richtung, welche man sich längere Zeit schon für einen Canalbau ausersehen, zuletzt aber doch ganz aufgegeben hatte.

Die Vorzüge der neuen Bahn vor der Panamabahn würden besonders in der leichten Besiedlungsfähigkeit des Bahngebiets, in der Gesundheit des Klimas und dem Reichthum der Natur bestehen. Die natürlichen Hilfsquellen sind gradezu unermeßlich, aber wenig entwickelt. Nur ein kleiner Theil des Bodens ist dem Anbau übergeben. Unter den Producten, die alle in großer Menge erzeugt werden, nehmen Zucker, Baumwolle, Kaffee Indigo, Taback, Reis und Mais die erste Stelle ein. Zucker wird nach Peru und andern Punkten Südamerika's ausgeführt, doch legen sich die Zuckerfabriken mehr auf die Herstellung von Rum. Die Baumwolle ist besser als die brasilische, und obgleich nicht mehr, wie früher einmal, 50,000 Ballen ausgeführt werden, so erntet man doch immer noch bedeutende Mengen, die von den Eingeborenen zu Hängematten, Segeln und gewöhnlichem Zeug verarbeitet werden. Durch die augenblickliche Baumwollenkrisis aber hat sich auch der Baumwollenbau wieder bedeutend gehoben. Der Cacao von Nicaragua steht bloß dem von Soconusco an Güte nach. Auf den Märkten von Leon und Granada ist er ein Tauschmittel und 150 Nüsse gelten 1 Dollar. Der Anbau des vorzüglichen Indigos liefert ungefähr 1000 Ballen jährlich (während früher einmal 8000 Ballen gewonnen wurden). Handelsproducte aus der Pflanzenwelt sind Sassaparille, Aloe, Ipecacuanha, Ingwer, Vanille, Chinarinde, Stinkbohne, Copal, Gummi arabicum, Copaivbalsam, Gummi elasticum, Drachenblut, Mahagoni, Fernambuk, Campecheholz, gelbes Sandelholz, Gelbholz, Rosenholz, Nicaraguaholz u. a. m. Unter den materiellen Hilfsquellen des Landes tritt die Viehzucht hervor, welche lebende Thiere und etwa 40,000 Häute jährlich ausführt. Von Mineralien finden sich Gold und Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Salpeter und sehr viel Schwefel, der in einem fast reinen Zustande vorkommt. Im auswärtigen Handel herrscht England vor, Deutschland führt ein Leinen, Shirtings, Glas und Glaswaaren, Steingut, Möbeln, Wachs, Stahl und Wein. Die Einfuhren werden jährlich auf 1 Million, die Ausfuhren auf 958,500 Piaster geschätzt.

Natürlich werden, falls England die Bahn baut, politische Folgen nicht ausbleiben, da die sich hier festsetzende Macht auch eine Rolle gegen das Vordringen der Nordamerikaner gegen Süden spielen wird, so weit sie nicht schon Frankreich in Mexiko, oder das noch etwas nebelhafte mexikanische Kaiserreich zu spielen Willens oder bestimmt ist.

Als Endpunkte der Bahn schlägt Pim, wie erwähnt, Realejo am Stillen Meer und die Gorgonbai am Atlantischen Ocean vor. Die Gorgonbai hat er eigentlich erst entdeckt.

Auf den bisherigen Karten wird man sie vergebens suchen. Sie liegt unter 11° 36′ nördlicher Breite und 82° 45′ westlicher Länge und ihre Endpunkte sind auf der einen Seite die Affenspitze (Monkey Point der Landkarten), auf der andern Seite ein kleines felsiges und dicht bewaldetes Vorgebirge. Die Bai hat den großen Vorzug, gegen die Nordwinde, die an dieser Küste allein gefährlich sind, vollkommen geschützt zu sein. Sie ist außerdem geräumig, hat einen guten Ankergrund und bietet den Schiffen eine Wassertiefe von 4½ Faden oder 27 Fuß dar.

Realejo, der Endpunkt der Bahn am Stillen Meer, besitzt ebenfalls einen vortrefflichen Hafen. Die Stadt Realejo liegt zwei deutsche Meilen vom Meere entfernt. Jetzt hat sie 1200 Einwohner, die allein von Handel und Schifffahrt leben. Realejo hat neuerdings an Bedeutung gewonnen, da es zu einem Haltplatz für die zwischen Panama und San Francisco fahrenden Dampfer geworden ist.

Als Interimshafen faßt Bedford Pim eine andere Bucht am Stillen Meer in's Auge, die von San-Juan del Sur. Er ist nämlich der Ansicht, daß man die Verbindung von Meer zu Meer sofort eröffnen müsse, sobald die Eisenbahn auf der atlantischen Seite von der Gorgonbai bis San-Miguelito am See von Nicaragua fertig sei. Man hat dann schon eine bequeme Straße, die, wie durch die Erfolge der frühern Dampfschifffahrts-Gesellschaft bewiesen wird, viele Reisende anlocken muß. Von der Virginbai des Nicaraguasees führt ein macadamisirter, möglichst nivellirter und mit den nöthigen Brücken versehener Weg nach San-Juan del Sur. Die ganze Entfernung vom See bis zum Hafen beträgt nicht ganz drei Meilen. Der Hafen von San-Juan erfüllt alle Bedingungen, die man nur stellen kann. Die Stadt hatte sich gehoben, als sie die Passagiere der Nicaraguastraße aufnahm, litt dann aber durch die von Walker hervorgerufenen Wirren, da die Reisen über den Isthmus von Nicaragua nun aufhörten.

Die Bahn selbst theilt Bedford Pim in fünf Abtheilungen. Die erste beginnt bei Realejo am Stillen Meer und endet bei Leon, der alten Hauptstadt von Nicaragua, 4¼ deutsche Meilen.

Die zweite Abtheilung von Leon bis Managua, ist 9 deutsche Meilen lang. Die Linie berührt drei kleine Städte, Pueblo, Nuovo Nargoreto und Matiares.

Die dritte Abtheilung, die kürzeste von allen, hat eine Länge von bloß 3⅓ deutsche Meilen und geht von Managua bis an's jenseitige Ufer des Flusses Tipitapa.

Die vierte Abtheilung folgt dem Ufer des Nicaraguasees vom Flusse Tipitapa bis zur Hacienda von Pedronal oder bis zum Dorfe San-Miguelito. Die Länge dieser Bahnstrecke beträgt nicht ganz 18 deutsche Meilen.

Die fünfte Abtheilung von der Hacienda von Pedronal bis zur Gorgonbai — eine Strecke von etwa über 16 deutsche Meilen — ist die schwierigste. Jedoch haben alle Strecken ein verhältnißmäßig sehr günstiges Terrain. Der Bau wird hier bei Weitem nicht jene ungeheuren natürlichen Hindernisse bieten, wie sie auf der Atlantischen Seite der Panamabahn besiegt werden mußten.

Wir kommen nun zu den Kosten. Bedford Pim schlägt die Annahme des Griffin'schen Eisenbahnsystems ohne hölzerne Schwellen vor, das schon auf der Eisenbahn von Alexandrien nach Kairo zur Anwendung gekommen ist und sich dort gut bewährt hat. Sein Kostenanschlag ist für die englische Meile zusammen 4000 Pfd. Strl.

Für die ganze Bahnstrecke ergeben sich daraus 900,000 Pfd. St. Kosten. Rechnet man dazu 50,000 Pfd. St. für die ersten Auslagen, und eben so viel für den Interimsweg nach San-Juan del Sur, so erhält man die Gesammtsumme von einer Million, für die Bedford Pim eine Verzinsung von 20 Procent in Aussicht stellt. Diese Hoffnung ist wohl keine sanguinische, denn abgesehen von den Vortheilen, welche die Nicaraguabahn vor der Panamabahn hat, schenken Nicaragua und Mosquitien der Gesellschaft 400,000 Acker zur Besiedelung.

Ueber das Weitere des interessanten Projects mag die Zukunft sprechen.

Wir fügen schließlich noch einige Worte über Nicaragua an. Der Staat hat im Ganzen ein Gebiet von 1993 Geviertmeilen, wozu noch das Gebiet des Mosquitokönigs, über welchen England früher die Souveränetät hatte, mit 708 Quadratmeilen zuzurechnen ist. Nördlich grenzt Nicaragua an Honduras, Guatemala und San Salvador, südlich an Costa Rica. Die Freiheit gewann dieser Staat durch die Niederlagen der Spanier in Mexico und Südamerika, aber es hat der-

selbe seit seiner Constituirung im Jahre 1821 eigentlich sehr wenig für die eigene Entwicklung und Befestigung freiheitlicher Zustände gethan. Im Innern grassirten oft einheimische Kämpfe zwischen den Liberalen und Servilen und auch durch die Verwicklungen der centralamerikanischen Staaten wurde Nicaragua oft in Mitleidenschaft gezogen. Im Jahre 1855 rief wieder die bedrängte demokratische Partei den Flibustier Walker zu Hilfe. Es landete derselbe mit einer nicht bedeutenden Schaar abenteuerlustiger Californier in Realejo und vermochte sich, freilich unter vielem Blutvergießen und großen Verwüstungen, bis zum Mai 1857 zu halten. In dem ganzen verwegenen Streifzuge ist die Hand der amerikanischen Union unverkennbar, die sich immer und immer weiter südlich ausstrecken wird gegen die centralamerikanischen Staaten und einstmals weiter hinunter. Ob die augenblickliche Besetzung Mexiko's Seiten Frankreichs von Dauer sein, ob sie das Vordringen der amerikanischen Freistaaten aufhalten wird, ist sehr zweifelhaft.

Die Projecte, durch Nicaragua einen Canal zu bauen, lassen sich auf das Ende des vorigen Jahrhunderts zurückführen. Den ersten Vertrag über einen wirklichen Bau schloß eine nordamerikanische Gesellschaft und zwar unter solchen Bedingungen, daß England mit Recht argwöhnisch wurde, es handle sich um eine Einverleibung Nicaragua's in die Vereinigten Staaten. Nach längeren Verhandlungen wurde am 19. April 1850 zwischen England und Nordamerika der sogenannte Clayton-Bulwer-Vertrag abgeschlossen, dessen erster Artikel dahin lautete: „daß kein Theil je für sich eine ausschließliche Gewalt über einen durch Nicaragua führenden Canal suchen oder behaupten, oder Befestigungen, die denselben beherrschten, in dessen Nähe errichten oder Nicaragua, Costarica, das Moskitoufer oder irgend einen Theil Centralamerika's besetzen, colonisiren, oder eine Herrschaft darüber ausüben wolle.

Jene nordamerikanische Gesellschaft richtete inzwischen eine Straße durch Nicaragua ein, für die auf jedem Meere Dampfschiffslinien unterhalten wurden. Die Fahrt auf dem San-Juan wurde von kleinen Dampfschiffen mit geringem Tiefgang besorgt und größere Schiffe nahmen die Reisenden auf dem See von Nicaragua auf, den sie überschifften und dann letzte Wegstrecke bis zum Stillen Meer auf Maulthieren zurücklegten. Auf dieser Strecke eine Eisenbahn zu bauen, hatte die Gesellschaft sich verpflichtet, allein die Wirren, welche durch jenen Einfall nordamerikanischer Freibeuter unter Walker hervorgerufen wurden, hinderten sie nicht bloß, ihrer Verpflichtung nachzukommen, sondern machten überhaupt ihrer Wirksamkeit auf längere Zeit ein Ende. Als der Eisenbahnplan nach Herstellung der Ruhe wieder aufgenommen wurde, stellte die Regierung von Nicaragua die Bedingung, daß der Bau spätestens bis zum Juni 1858 begonnen sein müsse. Da die Nordamerikaner diese Bedingungen nicht erfüllten, so bekam Nicaragua freie Hand und schloß nun mit einer französischen Gesellschaft einen Vertrag, bei dem es sich wieder um einen Canal handelte. Das Project ist aber wiederum verstummt und erst jetzt scheint, nachdem England die Sache in die Hand genommen hat, sich festere Aussicht auf einen concurrirenden Ueberlandweg durch Centralamerika zu bieten.

Die Wichtigkeit eines solchen für den Welthandel wird Jedermann begreifen. Bis heute dictirt die Panamabahn durch ihr Monopol dem Seefrachten-Verkehr willkürlich die Preise, die ihr belieben.

Der landwirthschaftliche Raubbau.

Nach einem ganz allgemeinen Naturgesetz muß jedem Verlust einer Kraft ein entsprechender Ersatz derselben folgen, wenn das in den Dienst der Menschheit gezogene Object fort und fort thätig sein soll. Da, wo dieser Ersatz nicht stattfindet, tritt eine zwar allmälige, aber unaufhaltsame Schwächung und zuletzt physischer Tod ein. Dieses Gesetz vollzieht sich nicht bloß an lebenden Wesen, deren Existenz eine höhere Macht ganz nach derselben Norm ein Ziel gesetzt hat, sondern auch bei den Maschinen, und ebenso in der Natur selbst bei allem von den Menschen dienstbar gemachten und unter Pflug und Hacke gebrachten Boden. Es vollzieht sich langsam aber sicher. Die Völker benutzen vielleicht lange Jahrhunderte ihr Land, ehe die Erschöpfung eintritt, aber sie tritt doch endlich ein. Da wo der Mensch zuerst das Land occupirt, pflegt er, sobald er überhaupt das nomadisirende Leben auf-

gegeben hat, zunächst Brotfrucht um Brotfrucht zu bauen. Die Ernten nehmen allmälig ab und er wechselt mit den Feldern, indem er erschöpfte Stücke einige Zeit brach liegen läßt. Durch die fortwährende Abnahme der Erträgnisse kommt er endlich darauf, Dünger anzuwenden, den ihm natürliche Wiesen liefern. Es entsteht die Dreifelderwirthschaft; die Ernten verringern sich mehr und mehr. Auch dieses System genügt nicht länger, der Landwirth greift zur eigenen Düngererzeugung durch den Futterbau auf dem Felde selbst (Wechselwirthschaft): endlich tragen trotz der Einschaltung von Brachjahren die Felder auch keine Futtergewächse mehr, der Untergrund ist ganz erschöpft; jetzt tritt, und zwar zuerst die Erbsenkrankheit ein, und dieser folgt alsdann die Klee-Rüben- und Kartoffelkrankheit. Der Ackerbau hört endlich ganz auf, das Feld ernährt den Menschen nicht mehr.

Es besteht in der Natur die weise Einrichtung, daß diejenigen Bestandtheile, welche der Boden an die Pflanzen abgibt, von Menschen und Thieren, welche die Pflanze verzehren, wieder unzerstört ausgesondert werden. Bei dem Stoffwechsel des lebenden Organismus geht nur dasjenige zur Ernährung des Körpers über, was die Pflanzen von der Luft empfangen haben. Diese von den lebenden Wesen wieder ausgesonderten Bestandtheile haben, wenn sie dem Boden zurückgegeben werden, wiederum die Fähigkeit, das nämliche Quantum von Nahrungsmitteln abermals zu erzeugen. Es ist also klar, daß die Natur selbst gebieterisch fordert, daß von den denkenden Menschen, die zu Erkenntniß dieses Kreislaufes der Stoffe gekommen sind, jene ausgesonderten Stoffe dem Boden zurückgegeben werden. Hierdurch läßt sich jener ungeheure Verlust abschätzen, welcher den gegenwärtigen und den künftigen Geschlechtern durch die maß- und verstandeslose Vergeudung der Düngemittel zugefügt wird, denn das Verlorengehen der Bodenbestandtheile von 1 Million Scheffel Korn oder Kornwerthe, ist der Verlust von 1 Million Scheffel Korn oder Kornwerthe selbst. Es müssen sich allmälig die Ertragsfähigkeit der Felder und die Anhäufung von Menschen in ein richtiges Verhältniß zu einander setzen. Daß dieser Proceß ein ganz allmäliger ist, versteht sich von selbst, denn noch liegen Millionen Acker fruchtbares Land vom Pfluge unberührt. Sicher aber ist das Eine: jener Proceß wird nicht ohne furchtbare Erschütterungen vor sich gehen, und diese Erschütterungen werden vielleicht begleitet sein von Vertilgungskriegen, wahrscheinlich zuerst unter den westeuropäischen Culturnationen. Es sei denn, daß die Nationen endlich einzusehen beginnen, daß sich der gegenwärtige Raubbau an den folgenden Geschlechtern, den Kindern und Kindeskindern auf eine schreckliche Weise rächen wird, beziehendlich daß zur Abwehr dieses allgemeinen künftigen Elends die Landwirthe endlich Halt machen, und dem Lande streng das an Düngstoffen zurückgeben, was sie ihm an Nährstoffen entzogen haben. Wir haben eine derartige Periode in Deutschland schon einmal gehabt. Von einem unter Joseph II. lebenden Landwirth Schubert wissen wir, daß damals die Felder der fast völligen Erschöpfung nahe waren. Der Bauer hatte außer schlechtem Wiesenfutter für das Vieh, im Winter nur etwas weiße Rüben, Möhren, Kraut und Erdbirnen. War der spärliche Vorrath zu Ende, so mußte das Vieh Gersten-, Hafer- und Erbsenstroh fressen, das Aussehen desselben war gegen Ende des Winters nach Schubert's eigenem Ausdruck wie das der magern Kühe im Traume Pharao's.

In der Regel ahnt der Landwirth kaum die wahre Ursache, sondern beruhigt sich mit dem allgemeinen Ausdruck von einzelnen Fruchtkrankheiten oder Mißjahren, welche nach seiner Meinung sehr bald vorübergehen müssen. Es kommt dem Landmann regelmäßig nur darauf an, dem Boden möglichst viel abzugewinnen und ihm möglichst wenig wiederzugeben. Zustände von Raubbau und ausgesaugten Feldern finden sich bereits in Amerika, wo sie gewiß Niemand schon jetzt vermuthet. Der Jahrtausende angehäufte Ueberschuß von Pflanzennährstoffen ist nicht selten schon in einem Menschenalter erschöpft.

Im Unterhause des Congresses zu Washington zeigte der Abgeordnete Morell von Vermont durch statistische Zahlen, daß in den Staaten Connecticut, Massachusetts, Rhode-Island, New-Hampshire, Maine und Vermont in zehn Jahren von 1840 bis 1850 die Weizenerträge um die Hälfte, die Kartoffelerträge um ein Drittel abgenommen hatten.

Auf den neuen Ländereien in Texas und Arkansas erträgt der Acre 700 bis 750 Pfund Baumwolle, auf den schon länger

bebauten in Süd-Carolina nur noch halb so viel. Liebig führt in seiner Agricultur-Chemie (Einleitung) die eignen Worte eines anderen Abgeordneten, Clay von Alabama, an, welcher sagte: „Bei einer Wanderung durch das Land stößt man auf zahlreiche ehemalige Farmhäuser, meist die Wohnsitze fleißiger, intelligenter Freimänner. Jetzt sind sie leer, verlassen und verfallen, man trifft dort Felder, ehedem fruchtbar, jetzt mit Unkraut überwuchert. Moos wächst in den Mauern vormals lebhafter Flecken, und in der Hand eines einzigen Herren findet man das ganze Eigenthum, welches einst einem Dutzend weißer Familien glückliche Herde gewährte." Dieses Land also, welches seine Kindheitsjahre noch nicht überschritten hat, trägt auf seiner Stirn bereits die Furchen des Greisenalters und des Verfalls, so in Alabama, in Virginien und den Carolinas.

Sicher ist bei dem Untergange von den verschiedenen Völkern, von denen uns die Geschichte erzählt, vielleicht auch bei der Völkerwanderung, die Felderschöpfung zu einem großen Theil Ursache gewesen.

Wie auf manchem andern Gebiete, so steht auch auf dem Gebiete des Ackerbaues China groß vor uns da und wir sehen das kolossale Reich mit seinen Millionen und aber Millionen Bewohnern unbeweglich feststehen, während in Vorderasien und in Europa eine bedeutende Anzahl kleinerer und größerer Völker und Reiche theilweise oder ganz untergegangen sind. Die chinesische Nation ist nicht untergegangen, sondern lebt kräftig fort, heute noch, wie vor Jahrtausenden, mit denselben Sitten und Culturzuständen, und wenn wir mit dem Reisenden staunend die ungeheure Volksmasse des Landes betrachten, so müssen wir uns über jene Stetigkeit, über die Möglichkeit der Ernährung **durch das Land selbst** und dessen Unerschöpftheit im höchsten Grade verwundern. Noch heut ist der Boden ebenso fruchtbar und einträglich, wie vor Hunderten von Generationen. Aber wie geht der Chinese mit seinen Feldern um. Er hat keinen Futterbau, keinen Guano, kein Knochenmehl, keinen Chilesalpeter, sein Zauberstab ist allein der Pflug, die Hacke und der Dünger. Vor Allem aber herrscht durchgängig der Grundsatz, dem Boden den vollständigsten Ersatz für alle, durch geerntete Feldfrüchte ihm entzogenen Pflanzennährstoffe wieder[illegible]ben. Deshalb genießt der Dünger eine Hochschätzung, wie sie nur noch annähernd in Holland zu finden ist, und Alles, Jung und Alt, sammelt ihn, wo es ihn immer zu finden vermag. Auch Maron in seiner „Japanischen Landwirthschaft" zeigt ganz gleiche Verhältnisse in Japan. Er führt u. A. die wichtige Thatsache an, daß Japan ein Land mit ebensoviel Einwohnern als England kein Pfund fremdes Getreide einführt und ebensowenig ein Pfund Dünger!

Auch in China sind, wie in anderen Erdtheilen und Ländern, verheerende Kriege nichts Seltenes gewesen und doch ist die Bevölkerung nach wie vor ungeheuer groß. In Bezug auf Kriege ist man im Allgemeinen ganz irriger Ansicht. Man schreibt nämlich denselben in der Regel einen weit verheerenderen Einfluß zu, als sie wirklich haben. Dieser ist ein ganz vorübergehender, weder Krieg noch Frieden haben im Allgemeinen auf die Bevölkerungszu- und Abnahme eine dauernde Einwirkung. Das, was die Völker zahlreich macht und wiederum decimirt, das, was Staaten und Nationen wachsen läßt und wiederum stürzt und austilgt, das ist nach Liebig immer und immer wieder die Behandlung des Grundes und Bodens, auf welchem der Mensch lebt. Selbst die allerblutigsten Kämpfe haben auf die Dichtigkeit der Bevölkerung, vorausgesetzt, daß das Land noch nicht erschöpft ist, einen ganz vorübergehnden Einfluß geübt.

In England und Wales stieg die Bevölkerung während des furchtbarsten Krieges der neueren Zeit von 8,540,000, im Jahre 1790, auf über 12 Millionen bis zum Jahre 1821. In jenen blutigen Kriegen von 1793 bis 1815 gingen über 3 Millionen der kräftigsten jungen Männer Frankreichs zu Grunde. Der Bürgerkrieg in der Vendée raffte allein über eine Million Menschen weg. Bald nach dem Jahre 1815 war indessen die Bevölkerung Frankreichs größer als 23 Jahre vorher. Sie betrug nämlich im Jahre 1791: 26,363,000 Köpfe und war bis zum Jahre 1817 auf 29,217,000 gestiegen! Die Revolution hatte nämlich Hunderttausende von todtliegenden Hektaren Landes unter den Pflug gebracht und **damit eine Hauptbedingung der gesteigerten Volksvermehrung geschaffen.** Auch Seuchen wirken nur ganz vorübergehend.

Wir würden wahrscheinlich in Deutschland schon längst zu sehr traurigen Verhältnissen

in der Landwirthschaft und der Ernährungsweise gekommen, beziehendlich, es würden gegen die heutige Volksanzahl vielleicht 20 bis 30 Millionen Menschen weniger vorhanden sein, wenn nicht drei Factoren aufgetreten wären, welche jene, uns nun in der Zukunft drohenden Mißverhältnisse an- und zurückgehalten hätten. Es waren dies die Anwendung des Gypses zum Kleebau, die Einführung der Kartoffel und die Einführung des Guanos. Der Gyps hat die Kleeerträge ungemein gesteigert. Der Klee war Jahr aus Jahr ein Mittel zur Mistgewinnung ohne Düngung, folglich zur Steigerung der Kornernten, während durch die Kartoffel den schon erschöpften Kornäckern eine noch viel größere Menge Nahrungsstoffe für Menschen und Thiere abgewonnen werden konnte, als durch irgend eine andere Culturpflanze. Die Kartoffel ist deshalb heutzutage unbestritten wichtiger als das Korn selbst, und das Jahr 1847 hat gezeigt, daß bei Mißrathen dieser Frucht, welche für unsere ärmeren Bewohner so zu sagen der Reis des Chinesen geworden ist, sehr große Noth entstehen kann, selbst wenn die Kornernte reichlich ist. Die damalige Hungersnoth in Irland, Schlesien und dem Spessart sind Beweise hiervon. Wie die Einführung des Kartoffelbaues, sagt Roscher, einerseits die Population rasch vermehrt — die Einwohnerzahl in Irland betrug um das Jahr 1695 nur 1,034,000, 1754, wo der Kartoffelbau allgemeiner wurde, 2,372,000, im Jahr 1805 schon 5,395,000, 1823 bereits 6,801,827, im Jahre 1841: 8,175,000 — so nahm dieselbe in Folge der furchtbaren Verbreitung der Kartoffelseuche auch reißend ab. Die irische Bevölkerung war bis zum Jahre 1851 bis auf 6,515,000, zusammengeschmolzen! Wir können uns heute, wo wohl ein Drittel der Bevölkerung auf diese Frucht angewiesen ist, den Zustand nicht entsetzlich genug denken, welcher eintreten würde, wenn die Kartoffel aus den Erzeugnissen der Landwirthschaft ganz ausbliebe. Die Einführung dieser Frucht im vorigen Jahrhundert war von der unschätzbarsten Wichtigkeit, denn schon damals wollten die Hülsenfrüchte, Erbsen u. s. w. auf dem bereits erschöpften Boden nicht mehr recht gerathen. Der Landmann betrachtet die Einführung der Kartoffel und des Gypses zunächst als eine „Verbesserung“ der Landwirthschaft, während durch dieselbe eine erhöhte Ausnutzung des Bodens möglich ist und bekanntermaßen auch ausgebeutet wird. Daß einstmals, wenn man den Raubbau consequent fortführt, die Zeit kommen kann, zu welcher auch die Kartoffel nicht mehr recht gedeihen wird, kommt dem Bauer nicht in den Sinn und wird noch von Niemand geglaubt. Der Landmann gibt sich eben sehr selten Rechenschaft über die Erscheinungen des Feldbaues. Von den Naturgesetzen ohne Vorstellung, glaubt er, daß die Bodenverhältnisse im Ganzen unveränderlich seien. Auch die Gesetzgeber fast jeder Zeit haben stets den Menschen selbst nur als den bewegenden und verändernden Factor des socialen Lebens angesehen und weit mehr durch tausende von Vorschriften und Verboten im bürgerlichen Leben schlimme Einwirkungen auf die Allgemeinheit abwehren zu können geglaubt, als daß sie daran gedacht hätten, daß das Verhältniß der ackerbauenden Menschen und ihres Bewirthschaftungssystems bestimmend auf das Wohl und Gedeihen, ja auf das Fortbestehen ganzer Völker und Staaten von Einfluß sein könne.

Die Einführung des Gypses und der Kartoffel ließ den deutschen Landmann lange Jahrzehnte die Knochen als Düngemittel gering achten; der intelligentere englische Landwirth aber bezog dieselben zu Millionen von Centnern aus Deutschland. Schon hierdurch entgingen einerseits den deutschen Fluren tausende und abertausende Centner Korn- und Kleeerträge, andererseits aber begünstigte der Gyps- und der Kartoffelbau das Aussaugungssystem unserer Felder desto mehr. Die geringere Nahrhaftigkeit der Kartoffel hatte in Deutschland und Frankreich die traurige Folge, daß das Soldatenmaß seit 70 Jahren fortwährend herabgesetzt werden mußte, und Liebig bemerkt sehr charakteristisch, daß die Knochensubstanz, welche dem Knochenskelett des Mannes in Frankreich und Deutschland fehlt, in den Knochen nach England ausgeführt worden ist, wo sie das Maß der dortigen Soldaten und Arbeiter noch heute in seiner unverkürzten Länge und ungeschwächter Stärke erhalten hat! Würden die verschiedenen französischen Kriege auf dem Continente das Anwachsen der Bevölkerung nicht wenigstens aufgehalten, die Auswanderung nach Amerika und andern Erdtheilen nicht ungeheure Massen von Menschen zum Ab-

zuge gebracht haben, würde nicht ein sehr bedeutender Zuwachs von pfluggängigem Lande durch Beurbarmachung noch wüst liegender Leeden und abgeholzter Flächen erfolgt und der Guano seit dem Jahre 1841 nicht in jenen ungeheuren Quantitäten unserm Feldbau zu Hülfe geeilt sein, so wüßten wir nicht, wie sich schon gegenwärtig die alsdann ungleich höhere Bevölkerungsanzahl des Continents heutzutage erhalten sollte. Hat sich doch trotz jener Kriege, trotz der ungeheuren Auswanderungen von 1816 bis 1846 die Anzahl der Korn, Kartoffeln und Fleisch verzehrenden Individuen in Preußen um 54 Procent, in Sachsen um nahe eben so viel, in Oesterreich um 27 Procent, in Belgien um 26 Procent und in andern Ländern in ähnlichem Verhältnisse vermehrt. Nimmt man an, daß mit einem Pfund Guano in 4 bis 5 Jahren 5 Pfund Korn und Kornwerth, als da sind: Weizen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Klee mehr gewonnen wird, so läßt sich ermessen, welch unsägliche Wohlthat für das gegenwärtige Geschlecht, ja wir möchten sagen, welches Rettungsmittel der Guano ist! Und hierbei führen wir an, daß vom Jahre 1841 bis zum Jahre 1855 in ganz Europa ungefähr 2 Millionen Tonnen oder 40 Millionen Centner dieses Düngemittels eingeführt worden sind. England bezog im Jahre 1859 allein 286,000 Tonnen. Es läßt sich berechnen, daß innerhalb 15 Jahren durch den Guano 200 Millionen Centner Korn und Kornwerth erzeugt worden sind, was gleichkommt einer Einfuhr von Korn und Vieh, genügend, um 26⅔ Millionen Menschen ein Jahr lang oder 1,800,000 Menschen 15 Jahre lang zu ernähren. In den Jahren 1855 bis 1862, also in acht Jahren, betrug die Einfuhr von Guano eben so viel als in den gesammten 15 Jahren vorher. Der an der Küste von Peru stationirte Admiral Moresby glaubt in seinem Bericht an die englische Regierung vom Jahre 1853, daß auf den Chinchasinseln noch 8,600,000 Tonnen oder 172,000,000 Centner Guano liegen und daß, da England jährlich 3 Millionen Centner oder 150,000 Tonnen, die Amerikaner aber mindestens eben so viel beziehen, der Vorrath an Guano in acht oder neun Jahren erschöpft sein wird. Mag nun auch der Vorrath dreimal größer sein als Moresby annimmt, was soll geschehen, wenn er aufhört? Zur Erhaltung eines Menschen sind täglich zwei Pfund oder jährlich 7¼ Centner Kornwerth nöthig. Es brauchten die Zollvereinsstaaten, Hannover und Mecklenburg im Jahre 1858 schon 11,000,000 Centner mehr als im Jahre 1818; sie hatten somit schon 80½ Million Centner Kornwerth jährlich mehr nöthig als im Jahre 1818. Nach diesem Bevölkerungszuwachs müssen die Felder im Zollverein jährlich zwei Millionen Centner mehr als im jedesmaligen Vorjahre erzeugen, um die Bevölkerung zu ernähren. Wie wichtig die Einfuhr von Düngemittel für ein Land ist, hat Herr Dr. J. Schild in Bern in der Schweiz mit Benutzung der schweizerischen Ein- und Ausfuhrtabellen dargethan. In einer Brochüre hat er nachgewiesen, daß die Schweiz durch den Stoffumsatz mit dem Auslande für das Jahr 1851 etwa 53,000 Centner phosphorsauren Kalk mehr ein- als ausgeführt hat; für die Jahre 1860 und 1861 dagegen berechnet sich die Einfuhr von phosphorsaurem Kalk in Getreide, Vieh, Mehl, Thierabfällen ꝛc. auf etwa 120,000 Centner, während die Ausfuhr in dieser Periode in Käse, Vieh, Knochen ꝛc. etwa 30,000 Centner betrug, was also für die Einfuhr ein Mehr von 90,000 Centner ausmacht. Dieses Mehr, welches ungefähr einem Quantum phosphorsauren Kalks entspricht, das durch eine Weizenernte 220,000 Jucharten Landes entzogen würde, ist für die schweizerische Landwirthschaft ein höchst erfreuliches Resultat. Das Zunehmen phosphorsaurer Salze ist jedoch nur in den Thälern der Schweiz bemerkbar. Auf den Alpenweiden nehmen sie von Jahr zu Jahr ab. Die Ursache hiervon liegt in der Alpenwirthschaft, die in der Milch, im Käse und durch die Körperzunahme des Viehs den Weiden phosporsaures Salz entzieht, ohne es zu ersetzen. „Die Klagen," bemerkte Dr. Schild, „welche aus den Kantonen Schwyz und Glarus über die Verminderung der Ertragsfähigkeit der Alpen ertönen, sind gewiß ernst genug, um Behörden und Volksfreunde aufmerksam zu machen, daß hier geholfen werden müsse." Wir fragen nun nochmals, was soll, da die Schiffe Englands und Amerika's die ganze Welt nach Guano durchsuchen, und doch keine neuen Lager gefunden haben, was soll werden, wenn die Vorräthe des peruanischen Guanos erschöpft sind?

Victor Hugo wirft in seinem neuesten Werk „Les Misérables" der Stadt Paris vor,

daß sie, weil der sämmtliche Koth und Schutt in die Cloaken ausgeschüttet wird, jährlich 25 Millionen Francs ins Wasser der Seine werfe. Die Satistik habe berechnet, daß ganz Frankreich allein jedes Jahr eine Summe von einer halben Milliarde in das Atlantische Meer rollen lasse, welches der Werth des Abflusses aus den Cloaken sei. Diese waren ehemals so schlecht überwacht, oder waren so unzureichend, daß der unterirdische „Nil des Gestankes" bisweilen mit seiner flüssigen Pest die Stadt überschwemmte. Die Ueberschwemmung von 1802 ist eine der Erinnerungen der Pariser von 80 Jahren. Um diesem furchtbaren Uebelstande abzuhelfen, unternahm endlich ein Pariser mit Namen Bruneseau die Reinigung und Durchsuchung der Cloaken. Er drang von oben nach abwärts vor und fand an einem vorspringenden Stein die Jahreszahl 1550. Dieser Stein bezeichnet die Grenze, bis zu welcher de Lorme gekommen war, der von Heinrich II. beauftragt war, das unterirdische Paris zu untersuchen. An einer andern Stelle fand Bruneseau Arbeiten aus dem 17., weiterhin solche aus dem 18. Jahrhundert. Die totale Durchsuchung der unterirdischen Schmutzstadt dauerte sieben Jahre von 1805 bis 1812. Die historische Statistik der Cloaken stellt folgende Zahlen fest: „Die alte Monarchie hatte nur 23,000 Klafter Cloaken gebaut. So weit war Paris damit am ersten Januar 1806. Napoleon baute, die Zahlen sind merkwürdig, 4804 Klafter, Ludwig XVIII. 5709, Karl X. 10,836, Ludwig Philipp 89,020, die Republik von 1848, 23,381, die gegenwärtige Regierung 70,500. Im Ganzen gibt es also in dem jetzigen Augenblicke 247,550 Klafter, 60 Stunden Cloaken! Das ist das ungeheure Eingeweide von Paris! Mit Mühe hatte die alte Verwaltung und, in den letzten 10 Jahren des 18. Jahrhunderts die revolutionäre Verwaltung die fünf Stunden Cloaken angelegt, welche es 1806 gab. Rechnet man nun die Kosten im Durchschnitt zu 200 Francs die Klafter, so vertreten die 60 Wegstunden Cloaken von Paris die Summe von 481 Millionen Francs.

Das Königreich Baiern, ein vorzugsweise ackerbautreibendes Land, führt jährlich nicht weniger als 120,000 Centner Knochenmehl, die chemische Fabrik zu Heufeld bei Aibling im vorigen Jahre allein 15,000 Centner nach Sachsen aus. Dieses in landwirthschaftlicher Beziehung hochcultivirte Königreich bezog allein im Kreisdirectionsbezirk Bautzen nach Dr. Lehmann's Angabe innerhalb zwei Jahren soviel, als die Gesammtproduction von Knochenmehl von ganz Baiern beträgt! Wenn dasselbe nun auch jährlich 34½ Million Centner Getreidewerth producirt, so ist dies nicht einmal mehr, als es selbst braucht. In nicht allzulanger Zeit aber wird es gar keinen Ueberschuß mehr haben, und doch sind die baierischen Landwirthe noch nicht zu der Einsicht gekommen, daß ihnen und ihren Feldern jene ausgeführte Knochenmenge gradezu an Kornwerthe entgeht, und daß das für die bisherige Ausfuhr von Getreide und Knochen erlangte Silber nur ein trauriger Ersatz ist.

Mit jedem Centner Knochenmehl wird den baierischen Feldern eine Hauptbedingung zur Wiedergewinnung von 2600 Pfund Weizen, Korn oder Getreidewerth entzogen und es entspricht demnach die jährliche Knochenausfuhr aus Baiern einem Mangel in einem künftigen Jahre von drei Millionen Centner Korn.

Geht in Baiern jährlich nur ein Viertel von den Bedingungen zur Erzeugung der für seine Bewohner nöthigen jährlichen Kornvorräthe verloren, so macht dies in hundert Jahren nicht weniger als 860 Millionen Centner Kornwerth. Auch haben bereits in den reichsten Korndistricten des Königreichs, im Donaugebiete, die Ernten abgenommen. Hier sind die Mittelerträge schon jetzt niedriger, als die Mittelerträge in der Rheinpfalz. Hier in der Rheinpfalz hat man wieder das Zurückgehen der Ertragsfähigkeit der Acker durch den Tabacksbau auf eine sehr augenfällige Weise wahrgenommen. Die hohen Preise der Tabacksblätter, Anfangs der fünfziger Jahre, breiteten den Anbau ungemein rasch aus, so daß während des Jahres 1853 ein Achtel des gesammten pfluggängigen Landes mit Tabak bepflanzt war, vier Jahre später aber die Tabackspflanze schon den sechsten Theil der Gesammtfläche erobert hatte. Im Jahr 1858 jedoch sank sie schon auf ein Achtel und im Jahr 1860 schon auf $^{1}/_{10}$ wieder herab!

Der Ertrag der Tabacksernten nahm nämlich ungemein ab. Im Jahre 1856 trug das Tagewerk 8 bis 15 Centner, im Jahre 1860 durchschnittlich schon nur noch $7^{1}/_{4}$ Centner. Vom Jahre 1856 bis 1860 wurden in der Pfalz 429,000 Centner Tabacksblätter erzeugt, das Land verlor hierdurch

an 80,000 Centner Aschenbestandtheile. Nicht lange Jahrzehnte und der Tabacksbau wird vollständig in jener Gegend erloschen sein. Der Pflanzer verkauft nicht bloß Blätter, sondern, wissenschaftlich betrachtet, das Feld selbst mit in ihnen. Sein Anbau ist ein Selbstbetrug, seine Ansichten über die unwandelbare Ertragsfähigkeit des Feldes ererbte Unwissenheit.

Die heutigen Zustände des sogenannten rationellen Ackerbaues haben die traurige Eigenthümlichkeit, daß die Landwirthschaft Millionen Centner Dünger kauft, um dem Boden immer mehr und mehr abzugewinnen, damit aber den krankhaften Zustand nur beschleunigt. Je glänzender die augenblicklichen Erfolge der künstlichen Düngemittel sind, desto abhetzender ist die Sucht geworden, möglichst hohe Getreidemassen aus dem Boden zu ziehen. Daß diese künstliche Düngung nicht nachhaltig ist, hört man heut zu Tage auch von dem einfachsten Bauer schon aussprechen, daß aber der Acker, wenn diese Tortur verstandeslos ohne Aufhören noch Jahrzehnte fortgesetzt wird, endlich einmal aufhören werde, Nährstoffe irgend welcher Art zu tragen, pflegt auch der vermeintlich gebildetste Oekonom mit ungläubigem Kopfschütteln aufzunehmen.

Als wir im gelegentlichen Gespräch einer chemischen Autorität diese Ideen vortrugen, die ihr natürlich aus dem Werke des großen Chemikers Liebig bekannt waren, und unsere Besorgniß aussprachen, daß die Landwirthe noch viel zu wenig dem großen Meister folgten, wurden wir in unserem Vorsatze, zur Verbreitung seiner wichtigen Lehren und ernsten Mahnungen an die deutschen Oekonomen und Bauern für unseren Theil etwas beizutragen, auf's Wärmste ermuntert. Es wurde uns aber zugleich zur Beruhigung die Beobachtung aus dem praktischen Leben mitgetheilt, daß schon jetzt ein Umschwung in den Anschauungen über die richtige Bewirthschaftungsweise unter den intelligentesten Oekonomen und dem entsprechend eine Systemveränderung in der Behandlung des Grundes und Bodens einzutreten begonnen habe.

Thue nur die deutsche Presse das Ihre, sagte man uns, so werde ein Sieg der Ideen und wissenschaftlich besser begründeten Ueberzeugung gegen das bisherige vernunftlose Aussaugungssystem der Felder endlich eintreten und die großen Gefahren einer unheilsschwangeren Zukunft abgewendet werden.

Rundschau.

Die Zeitungen in Constantinopel. Zwei asiatische Völker, die Araber und mehr noch die Perser, können als lesende Völker bezeichnet werden. Die Türken, eine so sorgfältig ausgebildete Sprache sie besitzen, haben bis auf die neueste Zeit wenig gelesen. Wer nicht zu den gelehrten Ständen gehörte, besaß selten ein Buch, höchstens daß man bei kleinen Kaufleuten einige religiöse Werke fand. Seit einiger Zeit findet ein Fortschritt statt, der sich allerdings, wie alles in der Türkei Neue, der Hauptsache nach auf Constantinopel beschränkt. Es erscheinen Bücher, türkische Romane und Novellen, ein Robinson Crusoe, „Reisen in England, von einem Besucher der Weltausstellung," ein Leben Napoleon's, ein Kochbuch, ein Gartenbuch. Auch eine Zeitungspresse hat sich verhältnißmäßig rasch entwickelt. Als Ueberbleibsel der alten Zeit ist der „Tevzuhat" zu betrachten, ein Amtsblatt, oft nur ein Papierstreifen, bald geschrieben, bald lithographirt, das um die Mittagszeit bei jeder Behörde abgegeben wird, um die Beamten mit den neuesten Ernennungen bekannt zu machen. Diese urthümliche Zeitung ist eigentlich unnütz geworden, da ein türkischer Staatsanzeiger, Takwim genannt, erscheint. Sein Inhalt ist der gewöhnliche von Staatszeitungen, Hofneuigkeiten, Ernennungen und Beförderungen, Verordnungen und Bekanntmachungen, politischen Nachrichten in amtlicher Fassung u. s. w. Seit Edham-Pascha Minister des öffentlichen Unterrichts ist, hat sich der Takwim bedeutend gehoben. Statt monatlich erscheint er wöchentlich und wird von zwei der gebildetsten Türken geleitet, von Lutfi-Effendi, einem der Uebersetzer des Robinson Crusoe, und von Mehemed-Scherif-Effendi, der sich gegenwärtig mit einem Werke über Volkswirthschaft beschäftigt. Die Typen waren bisher alt, schlecht und übermäßig mit Druckerschwärze bedacht, wodurch ein europäischer Leser um so eher in Verzweiflung gerathen konnte, als die türkischen Unterscheidungszeichen ganz nach Willkür gebraucht werden. Die Türken, die überhaupt lesen können, nehmen an solchen Hieroglyphen keinen Anstoß und lieben Typen dieser Art, da das damit Gedruckte der Handschrift gleicht. Jetzt sind für die türkische Staatszeitung neue

Typen bestellt und in einem restaurirten Gebäude arbeiten für sie Dampfpressen. Die literarischen Artikel des Takwims werden von den Türken besonders geschätzt. Die Zeitung wird den Behörden geliefert und über das ganze Reich verbreitet.

Die zweite amtliche Zeitung ist der Dscherideh. Eigenthümer und Herausgeber ist Alfred Churchill, ein in der Türkei geborener Engländer. Seltsamer Weise steht dieses von einem Fremden geleitete Blatt in dem Rufe, den besten Stil unter allen zu schreiben. Stets sind hervorragende Mitglieder der Reformpartei Mitarbeiter gewesen, namentlich Munif-Effendi, der noch heute gelegentlich Beiträge schickt. Der Dscherideh erscheint wöchentlich in großem Format, gibt aber täglich ein Nachrichtenblatt heraus. Er bringt alles Neue fast so früh als der Levant Herald und beträchtlich früher als die amtliche französische Zeitung von Constantinopel. Seit dem polnischen Aufstande nimmt Polen in den vier Folioseiten des Blattes einen beträchtlichen Raum ein. Das Feuilleton des Dscherideh ist sehr beachtenswerth, der politische Theil ist für die Türken ein Orakel. „So urtheilt der Dscherideh," ist eine Phrase, durch die mancher Streit ohne Weiteres entschieden wird. Der Terdschuman Aseval (Erklärer der Ereignisse) erscheint dreimal wöchentlich. Seine Leiter sind Aghiah-Effendi, der Generalpostmeister, und Refik-Bey. Außer politischen Mittheilungen bringt es Literaturartikel, denen es seine große Beliebtheit verdankt. Der Tasviri-Evlian (Spiegel der Gedanken) gilt für das unparteiischste der hauptstädtischen Blätter. Von Schirassi-Effendi, einem frühern Beamten im Ministerium des Innern, geleitet und zweimal wöchentlich erscheinend, ist der Spiegel politischen, literarischen und wissenschaftlichen Inhalts. Der Medschmuai-Fonun ist eine sonderbare Erscheinung. Seine geologischen, ethnologischen und philosophischen Artikel bieten dem Koran Trotz und bekämpfen den ganzen Wust von Aberglauben, der im Gefolge des heiligen Buches ist. In türkischer Sprache, aber mit armenischen Lettern erscheint der Medschmuai-Havades (Sammlung von Neuigkeiten), herausgegeben von Vartan-Pascha, einem Beamten der Admiralität. Er bringt hauptsächlich Auszüge aus den andern türkischen Zeitungen und findet als Organ der kleinen Gemeinde der katholischen Armenier seine Aufgabe darin, den nichtunirten Theil der Nation zu schmähen. Der Alhbar, die Zeitung der gregorianischen Armenier, ist zur Zeit suspendirt. Die einzige arabische Zeitung, der Jewail, wird von dem Syrer Favis ül Schidiab herausgegeben und nicht bloß von der arabisch-redenden Bevölkerung, sondern auch von den türkischen Ulemas gelesen.

Die Einwohner der Hauptstadt sind zu eifrigen Zeitungslesern geworden. Die Läden, in denen man Zeitungen kaufen kann, haben zahlreiche Kunden. Den ersten solchen Laden errichtete Alfred Churchill in einem Bäckerhause an der Ecke der Sackgasse, wo seine Zeitung gedruckt wird. Jeder Beamte und Gebildete hält seine Zeitung, und nicht selten sieht man die Diener in ein Blatt vertieft, das sie bloß ihrem Herrn bringen sollten. In die Provinzen hat sich dieser Geschmack noch nicht verbreitet. Abgesehen von den Exemplaren, welche die Regierung vertheilt, findet man wenige Zeitungen. In Brussa werden noch die meisten gehalten, in Smyrna, das eine türkische Bevölkerung von 50,000 Seelen hat, laufen nicht hundert Abdrücke um, in Aidin, einer Stadt von 50,000 Einwohnern, nicht zwanzig, und in Denizhe, der nächsten Provinzialstadt, nicht zehn. Noch weiter im Innern trifft man bloß Gratisexemplare des Takwims, die sich alle Monat oder zwei Monate einmal dorthin verirren.

Deutscher Weinbau und Tabacksbau in Rußland. Die deutschen Colonien, die in Bessarabien und an der Wolga entstanden sind, haben die Begünstigungen, welche die russische Regierung ihnen zu Theil werden ließ, reichlich vergolten. Durch sie sind Fortschritte entstanden, die das Russenthum allein nicht gemacht haben würde. In Bessarabien haben die Deutschen besonders im Kreise Akkermann den Weinbau eingeführt, der am Rhein und an der Mosel üblich ist. Es wird dort jetzt ein vorzüglicher Wein erzeugt, der die Concurrenz der bessern deutschen und französischen Sorten bestehen kann. Mit der Zeit wird sich die deutsche Methode des Weinbaues weiter verbreiten. Bessarabien zeichnet sich gegenwärtig durch Quantität, nicht durch Qualität seiner Weine aus. Nach Angaben des „Odessaer Botens," die wir in Wilhelm Wolfsohn's „Russischer Revue," einer empfehlenswerthen Zeitschrift, finden, wird in Bessarabien mehr Wein gewonnen als in der Krim, am Kaukasus und am Don zusam-

men. Die durchschnittliche Weinmenge jedes Jahrs kann auf drei Millionen Wedros veranschlagt werden. Ein solcher russischer Eimer ist aber klein, denn hundert Wedros sind nicht mehr als 17,90 preußische Eimer oder 5,6582 Hamburger Orhoft. Der Zustand der Weinberge ist aber ein unbefriedigender, da die Weinbergsbesitzer nur auf den örtlichen Verbrauch rechnen. Von der Million Wedros, die in der Umgegend der bessarabischen Hauptstadt gekeltert werden, trinkt Kischenew allein 700,000. Jeder Bessarabier setzt seinen Stolz darein, eigenes Gewächs zu trinken, und wer ein Fleckchen Erde sein nennt, der bepflanzt es mit Reben. Der Wein ist sauer, aber er ist wohlfeil. Man verkauft ihn nach dem Gewicht, in der Regel nach der türkischen Oka (fast drei preußische Pfund) und der höchste Preis für ein Oka Wein ist 10 Kopeken (drei Silbergroschen.) Daher trinken alle Einwohner Wein, Russen, Bulgaren, Kosaken und Zigeuner. Viel wird ausgeführt, namentlich nach Kiew, Schitomir, Charkow und Moskau. Man trifft in Bessarabien fortwährend Weinreisende aus diesen Städten, aber auf keiner Weinkarte der letztern figurirt bessarabischer Wein. Dieser kommt, wie die „Russische Revue“ erzählt, zuerst in die Hände der Chemiker, die ihn gründlich in die Cur nehmen, und nachdem er diesen Proceß durchgemacht, erhält er den Namen Medoc, Madeira, Chateau Lafitte u. s. w., und wird dann unter diesen und andern berühmten Benennungen, noch dazu als beste Qualität, verkauft. Zugesetzt wird dabei nichts, da der Wein alle wünschenswerthen Eigenschaften bei guter chemischer Behandlung schon von Natur in sich enthält, um die ihm später zugetheilten Namen und Etiketten zu rechtfertigen. Es ergibt sich daraus, daß der bessarabische Wein die theuren ausländischen Sorten für Rußland ersetzen könnte. Der ausgezeichnete Boden und das warme Klima begünstigen den Weinbau, dem weiter nichts fehlt, als daß das Verfahren der Deutschen im Kreise Akkermann Nachfolge findet.

Den Tabacksbau betreiben die deutschen Colonien im Gouvernement Samara auf dem linken Ufer der Wolga am rationellsten. Man baut russischen Taback und deutschen. Der russische, Machorka genannt, kann unbearbeitet bloß von den niedrigsten Ständen geraucht werde[n, u]nd findet trotzdem eine weite Verbreitung, nicht bloß im Osten, sondern auch im Westen bis Finnland. Die Fabriken von Solothurn im Gouvernement Samara, Moskau, Petersburg, Saratow und Sarepta machen ihn für einen etwas gebildeteren Geschmack annehmbar. Der deutsche Taback zerfällt in die Unterarten: Maryland, virginischer Cigarrentaback, Havannahtaback zu Cigarren, gewöhnlicher schwarzer Taback und türkischer Taback. Die Preise für das Pud (32½ deutsche Zollpfund) betragen bei russischem Taback 40 — 50 Kopeken, bei schwarzem Taback einen Rubel, bei Cigarrentaback 1½ — 2 Rubel, bei Maryland 2, bei türkischem Taback 3 bis 5 Rubel. Als Durchschnittsernte bezeichnet die Zeitung „Wolga“ folgende Mengen:

Russischer Taback	100,000 Pud
Maryland	20,000 „
Cigarrentaback	50,000 „
Schwarzer Taback . . .	120,000 „
Türkischer Taback	10,000 „
	300,000 Pud

Von der Dessätin (4¼ preußische Morgen) gewinnt man bei Bestellung mit türkischem Taback 30, mit Maryland 40, mit andern Sorten 80 Pud. Aller Taback verliert mit der Zeit an Güte, wenn man ihn nicht durch ausländischen Samen erneuert.

Die Goldfelder am Senegal. Alle ältern Reisenden stimmen darin überein, die Länder am Senegal als sehr goldreich zu schildern. Compagnon, David, Coste, Legrand, Aussenac, die von 1716 bis 1756 reisten, sind in dieser Beziehung einer Ansicht. Auf ihre Angaben und spätere Berichte sich stützend sagte eine 1826 in Paris erschienene „Denkschrift über die Goldminen von Bambuk:“ „Das Land Bambuk ist mit Recht das afrikanische Peru genannt worden. Seine Berge liefern Silber und Eisen von einer sehr guten Beschaffenheit und eine bedeutende Menge Gold. Die größten Goldminen liegen in der Umgegend der Stadt Bambuk, aber aus dem goldführenden Sande der Flüsse wäscht man noch weit mehr. Geht man den Senegal von St. Louis 280 Stunden aufwärts, so findet man die Landschaften Galam und Bambuk, welche die reichsten Goldminen der Erde enthalten. Obgleich die Neger sie nicht auszubeuten verstehen und das Gold bloß an der Oberfläche der Erde suchen, sammeln sie doch eine beträchtliche Menge. Man begreift daher, daß Europäer tausendmal mehr ge-

winnen und die Neger ihren Vortheil dabei finden würden, wenn sie uns die Ausbeutung dieser Minen überließen. Bonaparte wußte das, hatte Agenten in jene Gegenden geschickt und wartete bloß auf den Frieden mit England, um die Minen von Bambuk und Galam bearbeiten zu lassen." Nach 1844 haben Juard, Reffenel, Rey, Jlize, Pascal und Lambert Berichte über den Senegal veröffentlicht, in denen die übertriebenen Angaben jener Denkschrift auf das richtige Maß zurückgeführt werden, aber zugleich der Goldreichthum von Bambuk eine Bestätigung findet. Diese neueren Reisenden haben ihre Aufmerksamkeit besonders auf die Gegend um Kenieba gerichtet, die bei den Negern Dambadschadsche (Vereinigung vieler Löcher) heißt. Der Boden besteht aus angeschwemmtem Sand, Quarzblöcken und Thonschiefer. In der trockenen Jahreszeit graben die Neger in diesen leicht zu bearbeitenden Boden Löcher von sieben bis acht Meter Tiefe. Noch tiefer heruntergehen kann man nicht, da man keine Stützen anwendet und der Einsturz einer Grube häufig vorkommt. Eben so mangelhaft wie der Bergbau wird das Waschen betrieben. Frauen füllen die ausgegrabene Erde in Kalebassen, die sie auf den Kopf nehmen und eine Stunde weit bis zum Flusse Kenieba tragen. Dort werden die Kiesel und größern Schieferstücke beseitigt und die Kalebasse enthält nun eine schlammige Erde, die man so lange Waschungen unterwirft, bis zuletzt das Gold mit ein wenig schwarzem Sand zurückbleibt. Die Goldplättchen sind oft mikroskopisch klein und trotz der Geschicklichkeit der Wäscherinnen gehen manche verloren. Rey schätzt die Goldmenge, die in dieser sehr unvollkommenen Weise gewonnen wird, auf vierhundert Zollpfund von je zwei Millionen Pfund Erde. 1858 ordnete der Prinz Napoleon während seiner kurzen Amtsthätigkeit eine Untersuchung dieses Goldfeldes an. Eine Abtheilung Soldaten ging von St. Louis ab und besetzte Kenieba ohne Widerstand. Man verfügte über wenige Arbeiter, hatte keine Maschinen, nicht einmal geeignete Werkzeuge zum Bergbau oder zum Zerschlagen goldhaltiger Quarze und erreichte doch befriedigende Resultate. In dem Bericht des Obersten Faidherbe, Statthalters vom Senegal, wird der Gewinn, der sich beim Goldgraben herausstellte, zu 300 Procent angegeben. Die kaiserliche Regierung hat diesen Bericht nicht beachtet und Faidherbe, der beste Beamte, den der Senegal je gehabt hat, ist sogar von seinem Posten auf längere Zeit entfernt worden. Die französische Presse dringt neuerdings auf eine größere Berücksichtigung der Senegalcolonie und hat in J. Madival einen unterrichteten und eifrigen Wortführer. Dem Staat will man die Goldfelder nicht überlassen, weil er zu theuer arbeitet. Wie im Fraserlande, in Australien und Californien zu verfahren, also der freien Concurrenz Alles anheimzustellen, wird ebenfalls nicht für räthlich gehalten, da sich zu viel Gesindel ansammeln würde. Man schlägt also die Bildung einer großen Gesellschaft vor, welcher der Staat, wie es in Frankreich oft geschieht, 5 Procent Zinsen verbürgt. Die Entfernung von St. Louis braucht man nicht zu fürchten. Man kann den Senegal und die in ihn einmündende Faleme bis zu einem Punkte benützen, von dem man bis Kenieba bloß noch vier Stunden hat. Auf dieser Strecke, für deren Sicherheit durch Verträge mit den benachbarten schwarzen Häuptlingen bereits gesorgt ist, eine fahrbare Straße herzustellen, unterliegt nicht der geringsten Schwierigkeit. Von Kenieba kann man sich ausbreiten. Es ist gewiß, daß alle Berge, in denen die Quellen des Senegals und des Nigers, der Faleme und der Gambia liegen, Gold enthalten.

Die französischen Kunstschulen. Die Akademie der schönen Künste hat als Hüterin des guten Geschmacks die beiden Kunstschulen zu leiten, von denen die eine in Paris, die andere in Rom besteht. In der Villa Medicis werden die jungen Leute weiter ausgebildet, die einen ersten oder zweiten Preis bekommen haben. Akademiker leiten in Rom ihre Arbeiten, die außerdem nach Paris geschickt und dort von andern Akademikern begutachtet werden. Kehren die Künstler nach Paris zurück, so sind sie dem Einfluß der Akademie nicht entzogen. Aus Akademikern bestehen die Jurys der Kunstausstellungen und Akademiker empfehlen der Regierung die Künstler, denen Aufträge zu ertheilen sind. Endlich hat jeder Künstler den Ehrgeiz, in die Akademie zu treten, und da diese sich selbst ergänzt, so darf er es mit den Akademikern nicht verderben. Somit beginnt der Einfluß der Akademie auf die Künstler vom ersten Augenblicke des Unterrichts und hört von da an nicht wieder auf. Man schließt nicht fehl, wenn man annimmt, daß die längere Dauer dieses Verhältnisses einen traditionellen Stil erzeugt und die Kunst in einen Kreis gebannt habe, aus dem herauszubrechen bloß die größern Geister Muth genug besitzen. Die französischen Maler sind monoton geworden. Alle Gemälde akademischer Schüler sehen sich so ähnlich, daß man beim Anblick einer neuen Arbeit fragt: „Wo habe ich das schon gesehen?" Die hervorragendsten Maler der jüngsten Vergangenheit, Horace Vernet, Paul Delaroche, Ary

Scheffer, Delacroix, Leopold Robert, Moissonnier, Couture, Orsel, Marilhat, Bonnington, Decamps, Jules Rousseau, Corot sind keine Laureaten der Akademie gewesen. Die Architekten leisten noch weniger als die Maler. Sie werden auf das Widersinnigste ausgebildet und lernen zeichnen und tuschen, aber nicht bauen. Es ist dahin gekommen, daß Paris, wo die Regierung mit äußerster Verschwendung bauen läßt, im Baustil hinter der Provinz zurücksteht. Was den Kupferstich betrifft, so hat Heriquen-Dupont, unter den heutigen Franzosen der einzige wahre Kupferstecher, nicht auf den Bänken der Villa Medicis gesessen.

Die unabhängigen Künstler haben diesen Zustand längst erkannt und die Akademie heftig angegriffen. Die jetzige Regierung hat ihren Anklagen Recht gegeben. Ein Decret vom 12. November 1863, auf das die politische Oppositionsstellung der Akademie nicht ohne Einfluß gewesen sein dürfte, nimmt der Akademie ihre Alleinherrschaft. Ein von der Regierung ernannter hoher Rath (conseil superieur), der jährlich zu einem Drittheil der Mitglieder erneuert wird, leitet die beiden Schulen. Bei ihren Ernennungen für diesen Rath ist die Regierung völlig frei. Derselbe stellt Listen von Künstlern auf, aus denen die Jurys für die Ausstellungen ausgelost werden. Denn es wird künftig nicht mehr eine Jury geben, die über Kunstwerke aller Art entscheidet, sondern fünf, von denen jede sich auf ihr Fach (Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Kupferstich und Münzschneiderei) beschränkt. Der zweite Preis ist abgeschafft. Dieser zweite Preis, in der Sprache der Akademie als premier-second-grand prix bezeichnet, war ein Mißbrauch und diente zu weiter nichts, als von der Militärpflicht zu befreien. Der Aufenthalt in Rom ist für die Gekrönten von fünf auf vier Jahre herabgesetzt worden. Die beiden ersten Jahre muß der Künstler in Rom verleben, die beiden letzten Jahren kann er nach seinem Belieben zu Reisen verwenden. Das Jahrgeld der Schüler in Rom hat eine solche Vermehrung erhalten, daß jeder anständig davon leben kann. Eine letzte Maßregel, die beste von allen, sagt den freien Künstlerwerkstätten Unterstützung zu.

William Makepeace Thackeray, geboren 1811 in Calcutta, erhielt seine Ausbildung in London im Charterhouse und in Cambridge, unterbrach aber seine Studien schon nach einem halben Jahre, um unter den Kunstschätzen Roms seine Anlage für die Malerei zur Reise zu bringen. Inzwischen war sein Vater, ein ostindischer Beamter und ein [illegible] Mann, nach London zurückgekehrt, hatte ein radikales Blatt gegründet, dabei sein Geld zugesetzt und sich seinen Gläubigern durch Flucht nach Boulogne entzogen. Sein Sohn, der in Rom mehr den Mann der Mode als den Kunstjünger gespielt hatte, wollte nun von Bleistift und Pinsel leben. Seine Skizzen verriethen einen tiefen Blick für den menschlichen Charakter, aber man vermißte in ihnen die sorgfältige Vorbildung, die den Künstler vom Dilettanten unterscheidet. Durch seine scharfen Kritiken über Gemälde in den Zeitungen zog er sich Feinde zu, ohne für seine meistens paradoxen Behauptungen Anhänger zu gewinnen. Denselben dilettirenden Charakter hatten seine ersten literarischen Versuche. In Ruf kam er erst durch seine Reisewerke, sein „Pariser Skizzenbuch," sein „Irisches Skizzenbuch" und durch sein „Von Cornhill nach Groß-Kairo," sein bestes Werk dieser Art. Für Fraser's Magazin schrieb er viel, unter andern seinen „Großen Hoggarty-Diamant" und trat dann mit den geistreichen Männern in Verbindung, die den Punch gründeten. Im Punch erschienen außer seinem „Buch der Snobs" seine besten Gedichte, seine spaßhaften Polizei-Balladen und sein Tafellied vom Mahagonybaum. Durch „Vanity Fair" erst erhielt er seinen Platz unter den europäischen Novellisten angewiesen. Mehrere Buchhändler hatten das Manuscript zurückgewiesen, kaum war ein Verleger gefunden, so machte es die Runde durch die englisch-redende Welt. Nach diesem Buche schrieb Thackeray drei andere Romane, deren Schilderungen der modernen Gesellschaft gelten: Pendennis, die Newcomes, Philipp und zwei andere Erzählungen, die sich mit einer ältern Welt beschäftigen: Esmond und die Virginier. Unsere Liste von seinen Werken dürfte kaum vollständig sein, wenn wir noch nennen: Mistreß Perkins Ball, Unsere Straße, Dr. Birch, Die Kidleburys am Rhein, Chronik der Trommel, Rebekka und Rovena. Zuletzt veröffentlichte er Vorlesungen über die englischen Humoristen und die vier George. In allen diesen Werken beweist er das größte Talent für Menschenbeobachtung, namentlich für Wahrnehmung der feinsten Charakterzüge, einen Humor, dessen besonderes Merkmal in der Vermischung des Rührenden und Cynischen besteht, und Meisterschaft in der Genremalerei. Mehrere seiner Charaktere sind unübertrefflich, so Becky Sharp, Mistreß O'Dowd, Major Pendennis, Oberst Newcome, Vicomte de Florac, Lady Castlewood. Thackeray's Gesundheit hatte in den letzten Jahren gelitten, am 24. December 1863 wurde er todt in seinem Bett gefunden.

Die Reform des deutschen Brieftarifs.

„Als erste Aufgabe und Hauptzweck unserer Verkehrsanstalten betrachte ich, wie die Reichsgesetze in Ansehung der Post schon vor mehr als 300 Jahren sich ausdrückten, die Beförderung des gemeinen Besten, der Commerzien und Gewerbe, der Bequemlichkeit des Publicums, mit einem Worte der Civilisation und Cultur; die übrigen Zwecke erscheinen hiergegen nur als Nebenzwecke.“ *)

Seit mehr als zwanzig Jahren bildet die Frage der Reform des Brieftarifs so zu sagen einen stehenden Gegenstand auf der Tagesordnung der deutschen Publicistik. Nachdem durch den deutschen Postverein die gröbsten und fühlbarsten Mängel abgestellt waren, zeigte sich das Publicum dankbar und genoß ruhig die ihm gewährten Erleichterungen und Verbesserungen des Briefverkehrs, bis dann nach und nach, insbesondere in den letzten Jahren, die Agitation gegen den bestehenden Tarif wieder erwachte. Viele deutsche Handelskammern, die volkswirthschaftlichen Vereine und Congresse discutirten die Grundsätze des Briefportotarifs für den inneren und den zwischenstaatlichen Verkehr; in mehreren deutschen Landtagen wurde die Frage behandelt und für den Landesverkehr günstiger geregelt; auch in der Presse erhoben sich darüber berufene und unberufene Stimmen. **)

Darüber herrscht wohl nahezu Einstimmigkeit, daß der Postvereinstarif, welcher auch den einzelnen internen Tarifen zu Grunde liegt, der Verbesserung dringend bedürftig ist. Dagegen gehen die Ansichten über die Reform selbst in vielen Richtungen weit auseinander. Abgesehen von der Ansicht, daß der Staat das Postregal aufgeben, bezüglich den Betrieb der Briefpost der Privatindustrie überlassen solle — alle civilisirten Staaten hielten bisher und halten daran fest, daß die Briefpost nicht Gegenstand der Privatthätigkeit, sondern Sache der Staatsgewalt sein müsse, — *) handelt es sich vorzugsweise um Herabsetzung des Tarifs durch Aufgeben der Ausbeutung fiscalischer Interessen bei der Briefpost, bezüglich durch entsprechende Berücksichtigung der volkswirthschaftlichen Lehren und staatswirthschaftlichen Interessen.

Der dermalige Tarif liefert den deutschen Postcassen beträchtliche Jahresüberschüsse, welche in die Staatscasse fließen und von den Staatsregierungen großen Theils zu andern als postalischen Zwecken verwendet werden. Solchergestalt hat das Porto in der That die Natur einer Steuer, und diese Besteuerung ist um so ungerechter, als die Steuer nicht nach Maßgabe des steuerbaren Vermögens gleichmäßig und nach dem entsprechenden Steuerfuße von allen Steuerpflichtigen, sondern von denjenigen und nur von denen erhoben wird, welche die Briefpost benutzen. Dieses fehlerhafte Princip scheinen die Staatsregierungen noch immer nicht aufgeben zu wollen — als auf der Welt-Postconferenz zu Paris im Jahre 1862, an welcher die europäischen und außereuropäische Postverwaltungen (u. A. auch die auf den Sandwichsinseln) Theil nahmen, der italienische Abgeordnete das Princip zur Discussion brachte, es sei die Briefpost ohne alle Rücksicht auf etwaige Ueberschüsse und lediglich mit Berücksichtigung der Aufgabe der Post als Vermittlerin des Gedankenverkehrs in die Ferne einzurichten, sprachen sich alle übrigen Abgeordnete, auch der Vertreter der amerikanischen Post, welche bekanntlich mehr auf dem von Italien betonten Grundsatze beruht, dafür aus, daß die Post allerdings Ueberschüsse in Aussicht zu nehmen habe. Wenn darunter nur solche Ueberschüsse verstanden werden, welche zur Erhaltung und Weiterentwicklung des Postwesens, für fort-

*) Vgl. Dr. Kompe, der Entwurf eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs und das Postrecht. Regensburg 1859.

**) Vgl. z. B. die Cotta'sche deutsche Vierteljahrsschrift von 1840, S. 368; von 1841 S. 257, 264, 271; von 1845 S. 269; von 1861 S. 84; Holzamer, über einstufige Brieftaxe, Mainz 1861 und Darmstadt 1862; die Brieftaxe in Deutschland, Freiburg im Br. 1862; Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen (Leipzig) von 1861 S. 144, von 1862 S. 48 und 629.

*) Dagegen ist wohl die Frage berechtigt, ob nicht für kleine Entfernungen bis zu 2 oder 3 Meilen, namentlich im Umkreise von Städten, die den Mittelpunkt und Marktort für die Umgebung bilden, die Beförderung von Briefen der freien Concurrenz, dem in der Regel schon bestehenden Botenwesen im wohlverstandenen Interesse des Verkehrs überhaupt dergestalt zu überlassen sei, daß dem Absender die Wahl der Beförderung, ob Staatspost oder Privatbote, freigestellt werde.

schreitende Reformen nöthig sind und bezüglich verwendet werden sollen, so läßt sich dagegen mit Grund nichts einwenden. Denn es wird wohl mit besonderer Rücksicht auf den Stand unserer Civilisation und Cultur, sowie auf die Leistungsfähigkeit der modernen Post von allen Seiten zugestanden werden müssen, daß die deutsche Briefpost bei einem mäßigen Tarif, welcher auch der ärmeren Classe die Benutzung der Post jederzeit und ohne Belästigung gestattet, im Stande ist, nicht allein sich selbst zu alimentiren, sondern auch noch einen Reservefond für Reformen zu sammeln.

Diese Anschauung führt aber nothwendig dahin, daß das Porto die Natur einer Gebühr für die von dem Einzelnen veranlaßte und demselben von der Post gemachte Leistung annehme. Was über diese Gebühr (Gegenleistung für Leistung) erhoben und gezahlt wird, ist in Wahrheit eine Steuer.

Der vorzugsweise oder doch dem wesentlichen Endzwecke nach fiscalischen Auffassung der Post Seitens der Staatsregierungen steht die mehr radicale Ansicht derjenigen gegenüber, welche nicht nur für den internen Landesverkehr, sondern auch für das ganze Postvereinsgebiet eine einstufige möglichst billige Brieftaxe als das Ziel der Reform bezeichnet, und die Betriebskosten, falls solche durch das einstufige Porto nicht gedeckt werden, auf dem Wege der Besteuerung von der Gesammtheit der Staatsbürger aufgebracht wissen will. Dieses Streben nach freier Bewegung und Fortschritt, nach Beseitigung aller Hindernisse, welche dem entgegenstehen, ist ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit und hat eine nivellirende Tendenz oder doch einen nivellirenden Erfolg. Es findet jedoch naturgemäß und nothwendig seine Schranke in dem Maße des berechtigten Bedürfnisses, und letzteres bestimmt sich nach den höheren einschlagenden Gesetzen. Würde es möglich sein, vermittelst einer einstufigen billigen Taxe von etwa 1 Sgr. die Post zu alimentiren und einen Reservefond zu schaffen, so scheinen die praktischen Vortheile eines solchen einfachen Systems die gegen dasselbe im Uebrigen bestehenden Bedenken zu überwiegen. Andernfalls aber stellt sich dasselbe als ungerecht dar; es verstößt namentlich gegen den Grundsatz, daß das Porto eine entsprechende Gegenleistung für die Leistung der Postanstalt sein und die letztere von denjenigen unterhalten werden soll, welche solche Leistungen provociren.

Bei der Verschiedenheit der Ansichten über das erreichbare und deshalb zu erstrebende Ziel der Tarifsreform wird es erwünscht sein, diese Tagesfrage übersichtlich zu behandeln. Es soll das nachstehend geschehen und zwar durch Darstellung des geschichtlichen Verlaufs der bisherigen Reform, sowie durch Kritik des bestehenden Tarifs.

Mit nur wenigen Ausnahmen betrachteten die deutschen Postinhaber von jeher bis auf den heutigen Tag das Postwesen mehr als ein fiscalisches, denn als ein Institut zur Vermittlung des Verkehrs und somit als einen wesentlichen Hebel der materiellen und intellectuellen Cultur. Noch im vorigen Jahrhundert und bis tief in unsere Zeit hinein waren die Regierungen bestrebt, möglichst viel Revenüen von der Post zu beziehen, ohne aber irgend Erhebliches für die Reform des im Argen liegenden Postwesens zu thun. Damals war das volkswirthschaftliche Gesetz, wonach die Benutzung der Verkehrsanstalten und folglich auch deren Erträgnisse in dem Verhältnisse steigt, in welchem man den Verkehr und die Benutzung der Verkehrsmittel erleichtert, letztere insbesondere dem größern Publicum durch billige Taxen zugänglich macht — dieses Gesetz war den damaligen Leitern des Postwesens unbekannt. Die Reichsgesetze verpflichteten zwar die Postherren, billiges Postgeld für die Briefe festzusetzen und zu erheben; indessen bei der Zersplitterung der Postverwaltung in zahlreiche Einzelverwaltungen und bei der Ohnmacht der Reichsgewalt kam jene reichsgesetzliche Vorschrift fast nirgends zur Anwendung. Auch war der Speditionsdienst nicht geregelt, bezüglich zu Ungunsten des Publicums und zum Vortheil der Postcasse eingerichtet. Eine jede Postverwaltung bemühte sich, die ihr übergebenen Briefe so lange als möglich in ihrem Gebiete zu befördern — um möglichst hohe Taxen nach dem Routen-Distanzen-System herauszuschlagen, — mochte das auch nur auf Umwegen und mit Zeitverlust geschehen können. So erzählt das „Journal von und für Deutschland“ von 1785, daß Briefe von Karlsruhe nach Arolsen in Frankfurt nicht dem hessischen Postamte daselbst abgegeben, sondern von den Taxis'schen Postbeamten nach Amöneburg spedirt wurden, wo sie ein Bote

Montags nach Marburg brachte; dort blieben sie bis zum Abgang der Post am Mittwoch Abend liegen, obgleich sie durch die hessische Post in Frankfurt am Sonntag schon nach Marburg und von da gleich fort hätten spedirt werden können.

Nicht viel besser waren die Verhältnisse, insbesondere bezüglich der Instradirung und des Briefgelds, des Tarifs für die reitenden Posten (— die Briefpost wurde durch Reitboten, nicht in Postwägen von Station zu Station befördert; daher der Name reitende Posten im Gegensatz zu den fahrenden Posten für Personen und Packete —) bis fast zur Mitte unseres Jahrhunderts. Eine jede der vielen selbständigen Postverwaltungen — einschließlich der Taxis'schen, welche die Posten mehrerer kleiner Länder verwaltet, gab es deren 17 seit 1815 — hatte ihren besonderen Tarif, der oft auf abweichenden Principien beruhte; nicht mit Unrecht sind die Brieftarifssammlungen jener Zeit mit einer Musterreisenden-Karte verglichen worden. Als nun aber Handel und Verkehr in Deutschland namentlich durch die segensreichen Einwirkungen des deutschen Zollvereins einen raschen Aufschwung nahmen, als das neue Verkehrsmittel der Eisenbahnen seine ungeahnten Folgen entwickelte, wurden jene Fesseln, welche die deutschen Posteinrichtungen dem Verkehr anlegten, mehr und mehr fühlbar und unerträglich. Als sodann die Kunde von der englischen Briefporto-Reform durch Rowland Hill (die einstufige Taxe von einem Penny, gleich 3 Kreuzern, im Jahre 1840) nach Deutschland drang, regte sich auch hier das Verlangen nach einem vereinfachten und billigen Briefporto.

Während Oesterreich vorher nur einen einstufigen internen Portosatz hatte,*) nahm es im Jahre 1810 eine zweistufige Taxe,**) also das System der Entfernungsstufen, und sieben Jahre später eine Scala von sieben Stufen an (nämlich 2, 4, 6, 8, 10, 12, 14 kr. C.-M.), kehrte aber im Jahre 1842 zur zweistufigen Taxe zurück. In Preußen dagegen hatte sich das Distanzensystem, wonach die Entfernung den Maßstab für den Portosatz abgibt, in complicirter Weise ausgebildet. Seit dem Jahre 1824 bestand daselbst folgende einundzwanzigstufige Taxscala: Es kostete ein Brief

	bis zu	2 Meilen	1	Groschen
über 2	bis	4 „	$1\frac{1}{2}$	„
„ 4	„	7 „	2	„
„ 7	„	10 „	$2\frac{1}{2}$	„
„ 10	„	15 „	3	„
„ 15	„	20 „	4	„
„ 20	„	30 „	5	„

und für jede weitere 10 Meilen 1 Sgr. mehr; der höchste Satz betrug 19 Sgr. für eine Entfernung von 170 Meilen. Erst im Jahre 1844 setzte Preußen den Brieftarif herunter, und zwar mit Widerstreben, weil man eine Portoermäßigung aus finanziellen Rücksichten für unstatthaft hielt.

Auch die übrigen Postverwaltungen hatten ihren internen Briefposttarifen das Distancen-, zum Theil auch hier und da das Routentaxirungssystem zu Grunde gelegt. So bestand in Baiern bis zum Jahre 1842 ein Tarif mit zwölf Abstufungen, wonach ein Brief kostete 3 kr. bis zu 6 Meilen, 4 kr. von 6 bis 12 Meilen, 6 kr. von 12 bis 18 Meilen und so fort für je 6 weitere Meilen 2 kr. mehr bis zu 24 kr für eine Maximalentfernung von 80 Meilen.

Die Taxis'sche Postverwaltung hatte bis zum Jahr 1850 bezüglich der von ihr verwalteten Länder eine gleichmäßige interne Brieftaxe nur insofern, als alle bei den Postexpeditionen eines Landes, bezüglich mehrerer zu einem Verwaltungsbezirk vereinigten Länder, aufgegebenen und innerhalb des Taxis'schen Postgebiets sich bewegenden Briefe nach demselben Tarif behandelt wurden; dabei fanden aber einige Abweichungen bezüglich der Gewichtsprogression für die interne Correspondenz eines und desselben Landes statt. Auch waren diese internen Tarife unter sich verschieden, was seinen Grund darin hat, daß ein jeder einzelne Postlehnsstaat bei Feststellung des Tarifs mitwirkt. Während in Würtemberg (bis 1851 unter Taxis'scher Verwaltung) und Darmstadt ein dem bairischen ähnlicher Tarif bestand, hatten Kurhessen und die beiden Lippe eine sechzehnstufige Scala (von $\frac{1}{2}$ bis $6\frac{3}{4}$ Sgr. für eine Entfernung von bis zu 2 und 60 Meilen); auch in Sachsen-Weimar bestand ein sechzehnstufiger Tarif von $\frac{1}{2}$ bis 7 Sgr..

*) Diese einstufige Brieftaxe stieg innerhalb 84 Jahre (von 1722 bis 1806) von 6 kr. bis auf 24 kr.

**) Diese Taxe betrug für die Entfernung bis zu 4 Posten 16 kr. und für alle größeren Entfernungen 32 kr.

Soweit es sich um den internationalen Briefverkehr, also um den gegenseitigen Wechselverkehr der deutschen Posten handelte, trat zu jenem internen Porto noch ein weiterer Portobetrag für die Strecke, welchen der Brief auf dem fremden Postgebiete zu durchlaufen hatte. Und hier sind zwei Fälle zu unterscheiden, einmal nämlich der, daß die Aufgabepostanstalt den Brief direct an diejenige des Adreßorts auslieferte, und sodann der, daß die Beförderung des Briefs durch mehr als zwei Postverwaltungen geschah. Im erstern Falle bestand das Gesammtporto aus der tarifmäßigen internen Taxe der beiden betheiligten Postverwaltungen, wozu dann noch in der Regel das sog. Grenz- oder Paketschlußporto trat; letzteres wurde berechnet für die zwischen den beiderseitigen Grenzpoststellen liegende Strecke und zwar auf jeder einzelnen Route nach den bestehenden Verträgen. Im zweiten Falle entzifferte sich das vom Publicum zu zahlende Gesammtporto aus den tarifmäßigen internen Taxen der absendenden und bestellenden Postverwaltung und aus dem sog. Transitporto; letzteres wurde erhoben für diejenigen Postverwaltungen, welche den Transit zwischen jenen beiden leisteten. Auch das Transitporto war vertragsmäßig festgestellt und wurde nach Maßgabe der internen Taxen berechnet, bezüglich bei der Beförderung in verschlossenen Briefpaketen nach deren Gesammtgewicht per Loth in Ansatz gebracht.

Ehe wir nun die weitere Entwicklung des Brieftaxwesens in Deutschland, insbesondere die Briefportoreform durch den Postverein verfolgen, müssen wir den Vorgang in England wenigstens flüchtig betrachten, weil derselbe einen mächtigen Anstoß dazu gegeben hat und noch immer auf die Reformbestrebungen einwirkt.

Wie in Deutschland so war auch in England der Brieftarif (seit 1812) nach dem Routendistanzensystem construirt, so daß das Porto nach Maßgabe der Entfernung zwischen der absendenden und bestellenden Poststelle nach einer bestimmten Stufenleiter berechnet wurde und zwar dergestalt, daß dabei nicht die directe Entfernung zwischen dem Aufgabe- und Adreßorte, sondern die Zahl der auf der Poststraße zurückgelegten Meilen den Factor der Berechnung bildete. Dabei war die englische Taxe hoch und sie wurde noch theurer durch die Bestimmung, daß nur derjenige Brief bis zum Gewicht von einer Unze (2 Loth) als einfacher galt, welcher nur aus einem einzigen Blatt Papier bestand, und daß der Brief, welcher mehrere Blätter enthielt, sovielmal mit der einfachen Taxe belegt wurde, als er Einlagen hatte, was man auch auf das Couvert anwendete — ein Blatt Papier im besonderen Umschlag wurde mit dem zweifachen Porto belegt! Die Nachtheile dieses Systems springen in die Augen; auf der einen Seite erforderte der Taxirungsmodus den Aufwand verhältnißmäßig vieler Arbeitskräfte und bezüglich großer Betriebsmittel; auf der andern Seite entzog das theure Porto eine Masse von Correspondenz, namentlich der unbemittelten Classe der Post, indem die Correspondenten andere Gelegenheiten für die Vermittlung des Briefverkehrs suchten und fanden (Briefschmuggel); endlich brachte das Gehässige des Spionirens nach der Zahl der Briefblätter die Post gewissermaßen in Verruf. Die natürliche und nothwendige Folge davon war, daß die Post nicht entsprechend rentirte — der Reinertrag im Jahre 1836 überstieg den von 1815 nicht, obwohl inzwischen die Bevölkerung um 6 Millionen Köpfe sich vermehrt, der Handel und Verkehr, überhaupt die intellectuelle und materielle Cultur sich wesentlich gehoben hatten, mithin ein größeres Bedürfniß nach schriftlichem Verkehr in die Ferne unzweifelhaft vorhanden war.

Zur Beseitigung dieser Uebelstände, unter denen die Staatscasse ebenso sehr litt, wie das Publicum, machte Rowland Hill im Jahre 1837 den Vorschlag, eine einstufige Taxe von 1 Penny oder 2 Pence für alle Briefe innerhalb des gesammten großbritannischen Postgebiets, ohne Unterschied der Entfernung einzuführen, dabei das Gewicht des einfachen Briefs auf ½ Unze (1 Loth) zu bestimmen und auf die Zahl der Blätter keine Rücksicht zu nehmen, auch den Francaturzwang für den Aufgeber zu verfügen. Er nahm an, daß die Zahl der Briefe sofort um mehr als 400 Procent sich vermehren, die Jahresrohеinnahme auf 1,347,224 Pfund Sterling und nach Abzug der Ausgaben von 204,165 Pfund die Reineinnahme auf jährlich 1,143,059 Pfund sich stellen, also der des Jahres 1837 (mit 1,511,026 Pfund) so ziemlich gleichkommen werde. Es wurde dieser Vorschlag von einer Parlamentscommission geprüft und demnächst vom Parlament mit der Modifi-

cation, daß für unfrankirte Briefe ein Zuschlagporto (das sog. Strafporto) eingeführt werde, und unter der ausdrücklichen Bedingung angenommen, daß die Staatscasse durch das neue System einen Ausfall nicht erleide. Die Regierung setzte das Porto auf 1 Penny fest und mit dem 10. Jan. 1840 trat die neue Einrichtung in's Leben. Zugleich wurde das Portofreithum der Behörden und Parlamentsmitglieder, welches bis dahin mehr als zehn Procent der gesammten durch die Post beförderten Briefe betrug, für die Zukunft aufgehoben.

Die Erwartungen des englischen Postreformators erfüllten sich nicht in dem von ihm angenommenen Umfange hinsichtlich der sofortigen Vermehrung der Briefzahl und der Reinerträgnisse. Während nämlich im Jahre 1839 die Post etwa 76 Millionen Briefe beförderte, stieg die Zahl im Jahre 1840 (das erste der Reform) nicht auf den fünffachen Betrag (etwa 400 Millionen), wie Hill hoffte, sondern nur auf 186 Millionen, und erreichte jene Zahl erst 13 Jahre nach Einführung der Reform (1854), stieg dann aber rasch auf 500 Millionen (1857), 522 Millionen (1858), 544 Mill. (1859), 564 Millionen (1860), 593 Mill. (1861) und 605 Mill. im Jahre 1862. Ohne Zweifel ist die Herabsetzung der Brieftaxe nicht der einzige Factor dieses stetigen Wachsens der Correspondenz; es wirkten dabei vielmehr noch andere Factoren mit, insbesondere die Vermehrung der Poststellen (11,441 im Jahre 1860 gegen 4028 im Jahre 1848 und 10,866 im Jahre 1856); die Einführung und Ausbreitung der Eisenbahnen, die Verbesserung und Vermehrung der Dampfschifffahrt, die Einrichtung der Landposten, überhaupt die Hebung der Verkehrsmittel und Wege; endlich der Fortschritt der Cultur auf allen Lebensgebieten. Anlangend die von Hill sofort erwarteten Reinerträgnisse, so hatte er auch in der Veranschlagung der Betriebskosten sich geirrt, letztere zu gering berechnet. Sie beliefen sich schon 1840 auf 858,677 Pfund gegen die von ihm angesetzte Summe von 204,165 Pfund und stiegen von Jahr zu Jahr — auf 2,422,231 Pfund im Jahre 1860, und auf 2,945,356 Pfund im Jahre 1862, nachdem die Kosten für Beförderung der überseeischen Correspondenz vom Marine- auf den Postetat übertragen worden sind. Das erste Reformjahr brachte einen Reinertrag von nur 624,526 Pfund. Mit dem Steigen der Correspondenz wuchs zwar auch der Nettoertrag der Posten, aber doch so langsam, daß erst im Jahre 1859 derjenige des Jahres 1837 erreicht wurde; er sank 1860 auf 1,102,479 Pfund und im Jahre 1862 auf 844,961 Pfund, wobei jedoch zu beachten kommt, daß in diesem Jahre die überseeischen Beförderungskosten, welche bis dahin von der Marineverwaltung getragen wurden, durchgängig im Postetat als Ausgabeposten aufgenommen und verrechnet worden sind.

Es wird daher die Thatsache zugestanden werden müssen, daß durch die Reform die von Rowland Hill veranschlagte Reineinnahmen für die Staatscasse nicht erzielt wurden, daß mithin lediglich vom fiscalischen Standpunkte aus die einstufige geringe Taxe in England die gehofften Erfolge nicht gehabt hat. Eine andere Frage ist es aber, ob nicht die volks- und staatswirthschaftlichen Interessen durch die Reform wesentlich gefördert wurden und werden, und ob nicht grade diese Früchte, welche sich freilich nicht auf Heller und Pfennig berechnen, überhaupt wohl in Ziffern sich nicht darstellen lassen, — ob nicht diese Erfolge jenes fiscalische Ergebniß überwiegen.

Während die deutsche Briefportoreform den Weg der allmäligen Verbesserung innerhalb der seither bestandenen Normen, Principien und Voraussetzungen wählte, gibt das Hill'sche System diese Grundlagen auf und construirt neue; nicht auf die Vergangenheit, sondern auf Zustände, welche es erst zu schaffen hat, ist dasselbe gebaut. Es verläßt nämlich der Hill'sche Tarif das Distanzensystem gänzlich; er beruht nicht auf der Entfernung, sondern nur auf dem Acte des Transports; die Post soll nicht zugleich eine finanzielle, sondern bloß eine mechanische Beförderungsanstalt sein — das Porto soll durch das Stempelamt erhoben werden. Wird auch das Hill'sche System von vielen Seiten als ungerecht, als nicht nützlich und finanziell unklug verworfen, so lehrt es aber doch, daß nur möglichst billige Taxen gerecht sind, daß nur sie dem öffentlichen Wohle entsprechen, daß billige Taxen die Zahl der Briefe außerordentlich vermehren, während hohe Taxen viele Briefe unterdrücken.

Bei Beurtheilung der Erfolge der englischen Reform und bei Vergleichung jener Verhält-

nisse mit den unsrigen ist nicht zu übersehen, daß England einen außerordentlich ausgebreiteten und entwickelten Handel hat — „der Handel ist der eigentliche Nahrungsstoff des Postwesens und ein Handelsstaat ein wahrer Treibboden für dasselbe" (Klüber) —, und daß Deutschland in dieser Beziehung hinter England noch zurücksteht. Während sodann das Gebiet des deutschen Postvereins über 12,000 Quadratmeilen beträgt, hat England ein Postgebiet von 5700 Quadratmeilen, mithin einen Flächenraum, welcher für die einstufige Taxe geeigneter erscheint, als der des deutschen Postvereins. Gleichwohl erhebt sich in England eine Agitation für Einführung einer zweistufigen Taxe, nämlich eines zweiten geringeren Satzes für Briefe auf kleinere Entfernungen, womit also der Grundsatz des Distanzensystems an sich, wenn auch in mildester Anwendung, anerkannt wird. Auch auf der Welt-Postconferenz in Paris ist für den überseeischen Briefverkehr eine Taxscala nach der Entfernung in Aussicht genommen worden, ohne daß sich Stimmen dagegen erhoben, und zwar zum Theil aus dem Motiv, um einen „profit raisonnable" zu erzielen.

Kehren wir nunmehr wieder nach Deutschland zurück, um die Einwirkungen zu verfolgen, welche die englische Postreform auf unsern Tarif ausübte. Den Anfang einer Verbesserung machte Oesterreich im Jahre 1842 durch Einführung einer zweistufigen (anstatt der bisherigen siebenstufigen) internen Brieftaxe von 6 kr. C.-M. für eine Entfernung bis zu 10 und seit 1843 bis zu 20 Meilen, und von 12 kr. C.-M. für alle weiteren Entfernungen. Auf dem Wege des Vertrags wurde dieses Princip auch auf den internationalen Briefverkehr angewendet, und zwar mit Baiern, Baden, Sachsen (im Jahre 1842), mit Taxis und Preußen (1843 und 1844), dergestalt, daß das betreffende Porto als gemeinsames und bei dem directen Wechselverkehr als halbscheidiges behandelt ward. Preußen faßte zugleich als Ziel der Reform die Herstellung eines einzigen ganz Deutschland umfassenden Postgebiets in's Auge, für welches eine gleichmäßige nach der directen Entfernung zu bestimmende Portotaxe festzusetzen sei.

Indessen genügten jene schüchternen Anfänge der Reform weder dem internen, noch dem internationalen Verkehre, namentlich seitdem durch den Zollverein und das neu eingeführte Verkehrsmittel der Eisenbahnen Handel und Verkehr einen außerordentlichen Aufschwung nahmen. Ein besonders unleidlicher Uebelstand lag in dem Umstande, daß die Correspondenz nicht so schnell befördert wurde, als es an sich möglich war; es wurden nämlich nicht immer die kürzesten und schleunigsten, sondern diejenigen Curse und Routen gewählt, welche von den Postverwaltungen durch die sog. Instradirungsverträge festgesetzt waren. Je mehr nun die Grundsätze der Hill'schen Postreform in Deutschland bekannt wurden, um so allgemeiner und lauter verlangte das deutsche correspondirende Publicum, insbesondere der Handelsstand, die Herstellung eines einfachen und wohlfeilen Tarifs für den inneren und zwischenstaatlichen Verkehr, sowie die Benutzung der kürzesten und schnellsten Routen. Diesen Anforderungen konnten die Postverwaltungen auf die Dauer nicht widerstehen, und im Jahre 1847 thaten Oesterreich und Preußen den ersten Schritt nach einer umfassenden Reform hin, indem sie alle deutsche Postverwaltungen zu einer Conferenz nach Dresden behufs Gründung eines deutschen Postvereins einluden. Ueber die Motive zu dieser Conferenz heißt es in der gemeinschaftlichen Einladung, bezüglich in den beigefügten Vorschlägen: „Die deutschen Postverwaltungen sind wohl bereits allgemein von dem Bedürfnisse und den wohlthätigen Folgen einer gemeinschaftlichen Uebereinkunft überzeugt, durch welche in Uebereinstimmung mit den vielfach laut gewordenen Wünschen des Publicums der gegenseitige Postverkehr zwischen den deutschen Bundesstaaten nach gleichmäßigen Grundsätzen und Normen geregelt würde."

„Das Zustandekommen ausgedehnter Eisenbahnverbindungen, welche die Landesgrenzen durchschneiden, wird in der nächsten Zukunft dem internationalen Postverkehr eine von der gegenwärtigen wesentlich verschiedene Gestaltung geben. Es wird die unabweisbare Nothwendigkeit eintreten, die kürzesten Wege für den Correspondenztransport auszuwählen, wobei die hier und dort noch bestehenden, durch Verträge erworbenen ausschließlichen Rechte auf die Beförderung gewisser Correspondenzen (die Instradirungsverträge) dem Publicum gegenüber zu postalischen Verlegenheiten führen müssen."

„Der eigentliche Beförderungsaufwand für

Correspondenzen wird auf den Eisenbahnen, abgesehen von den Kosten für die Vermehrung der Postfunctionäre, sich bedeutend ermäßigen und das Verlangen nach mäßigen Portotaxen für den weiteren Verkehr und nach Postreform überhaupt im Gefolge der Entwicklung internationaler Eisenbahnverbindungen auf's Neue lebhaft angeregt werden. In allen diesen Beziehungen erscheint es gerathen, dem Postverkehr der deutschen Bundesstaaten unter einander ein System freier Bewegung und billiger gleichmäßiger Taxen sobald wie möglich zu sichern."

„Mehrere der in der letzten Zeit zwischen einzelnen Postverwaltungen zu Stande gekommenen Conventionen beruhen bereits in der Voraussicht der bevorstehenden Umgestaltung der Verkehrsverhältnisse auf der Grundlage der Portogemeinschaft. Allein im Ganzen sind die deutschen Separat-Postconventionen auf verschiedene Grundlagen gestellt; die darin verschieden und oft vielfältig stipulirten Portotaxen sind zahlreich und es wird dadurch die Aufgabe der Postbeamten im deutschen Bundesgebiete in Absicht auf Taxirung und Abrechnung ungemein erschwert, die deutsche Correspondenz innerhalb eben dieses Gebiets aber auf höchst ungleichförmige Weise behandelt. Zudem erscheint das zwischen den einzelnen, in Vertragsverhältnissen stehenden deutschen Postbezirken gelegene sonstige deutsche Gebiet als ein fremdes, und verschiedene Transitvergütungen vervielfältigen und vertheuern die Portosätze zwischen den deutschen Staaten."

„Ein allseitiges gleichzeitiges Einverständniß der deutschen Postverwaltungen über einen gleichmäßigen Portotarif und über freie Instradirung der deutschen Correspondenz auf dem kürzesten Wege erscheint daher ebenso sehr durch die Zeitverhältnisse geboten, als durch Einzelverträge vorbereitet und von der öffentlichen Stimmung herbeigewünscht."

Der Vorschlag von Oesterreich und Preußen bezüglich der Briefportoreform ging nun dahin, durch den „deutschen Postverein" die Vielfältigkeit der Tarife und die daraus hervorgehende übermäßige Belastung der Correspondenz des Wechselverkehrs zwischen den deutschen Bundesstaaten zu beseitigen, die Abrechnung zu erleichtern und ein vereintes, den Begriff des Auslands innerhalb der Vereinsgrenzen aufhebendes deutsches Postgebiet zu begründen. Unter absichtlicher Vermeidung von Propositionen über bestimmte ziffermäßige Portosätze, über den Theilungsmodus, über die Transitentschädigung und Gewichtsprogression beschränkten sich die gemeinschaftlichen österreichisch-preußischen Vorschläge darauf, die Einführung eines gemeinschaftlichen Briefportotarifs mit möglichst wenigen Abstufungen; ferner der verhältnißmäßigen Theilung des gemeinsamen Portobezugs unter den betreffenden Postverwaltungen; ferner des gänzlichen Wegfalls aller Transitportos gegen Entschädigung der betheiligten Postverwaltungen durch Pauschalsummen; endlich der gleichen Gewichtsprogression für die Brieftaxabstufungen.

Bekanntlich tagte die Dresdener Conferenz, an welcher sich Commissäre aller deutschen Postverwaltungen betheiligten, vom 18. October 1847 bis zum 3. Februar 1848, ohne jedoch eine definitive Vereinbarung herbeizuführen. Gleichwohl erleichterten die gepflogenen Verhandlungen wesentlich die Gründung des einige Jahre später in's Leben getretenen Postvereins; letzterer ruht zum großen Theil auf jener Conferenzverhandlung, bezüglich Beschlüssen.

Während Baiern principiell das englische System der einstufigen Taxe, jedoch von 6 kr. rh., vertrat, schlug Oesterreich drei Taxstufen mit 3, 6 und 12 kr. C.-M. für die Entfernungen von 5, 20 und über 20 Meilen vor, und Preußen begutachtete fünf Sätze von 1, 2, 3, 4, 5 Sgr. für eine Entfernung bis zu 10, 30, 60, 100 und über 100 Meilen. Die Mehrheit der Conferenzmitglieder sprach sich für eine dreistufige Taxe aus und zwar von 2, 5 und 10 kr. C.-M. bis zu einer Entfernung von 6, 20 und mehr als 20 Meilen, die Entfernung in grader Linie nach geographischen Meilen, 15 auf einen Aequatorsgrad gerechnet.

Inzwischen konnten die einzelnen deutschen Postverwaltungen nicht umhin, wenigstens den internen Briefportotarif zu reformiren. Solches geschah in Oesterreich während der Jahre 1848, 1849 und 1850 durch Einführung weiterer billiger Taxstufen, bezüglich durch Erweiterung der Rayons; Baiern reducirte seine 6 Taxstufen auf zwei, nämlich auf 3 und 6 kr. für die Rayons bis zu 12 Meilen

und darüber; auch Würtemberg führte diese zweistufige Taxe ein; Preußen nahm anstatt seiner sechs drei Stufen von 1, 2, 3 Sgr. für die Entfernungen bis zu 10, 20 und mehr als 20 Meilen an; Braunschweig bestimmte drei Sätze von 1/2, 3/4 und 1 Sgr.; auch das Königreich Sachsen führte eine dreistufige Taxe von 1/2, 1 und 2 Sgr. ein und Taxis stellte vier Sätze von 1/2, 1, 2, 3 Sgr. für eine Entfernung bis zu 3, 15, 30 und über 30 Meilen her.

Der andere Schritt zur Reform, namentlich zur Herstellung eines gemeinschaftlichen Tarifs für die internationale Correspondenz, erfolgte durch Gründung des deutsch-österreichen Postvereins vom 6. April 1850, revidirt am 5. December 1851, und ergänzt, bezüglich verbessert, auf den Postconferenzen in Wien (1855), München (1857) und Frankfurt a. M. (1860). Auf der letzten Conferenz wurde der erneuerte deutsche Postvereinsvertrag am 18. August 1860 abgeschlossen, welcher dermalen die Grundlage und Norm für den Briefportotarif bildet. Die hier einschlagenden Artikel des Vertrags von 1860 lauten:

„Art. 11. Die sämmtlichen zu dem deutschen Postverein gehörigen Staatsgebiete stellen bezüglich der Briefpost für die Vereinscorrespondenz ein ungetheiltes Postgebiet dar. Infolge dessen wird diese Correspondenz, ohne Rücksicht auf die Territorialgrenzen, einzig mit den verabredeten gemeinschaftlichen Portotaxen belegt."

„Art. 13. Das Porto, welches nach den Vereinstaxen sich ergibt, hat jede Postverwaltung für alle Briefe zu beziehen, welche von ihren Postanstalten abgesandt werden, es mögen diese Briefe frankirt sein oder nicht."

„Art. 14. Für sämmtliche nur innerhalb des Vereinsgebiets sich bewegende Correspondenz wird ein besonderes Transitporto von den Correspondenten nicht erhoben."

„Art. 17. Die gemeinschaftlichen Portotaxen für die Vereinscorrespondenz werden nach der Entfernung in grader Linie bemessen und betragen für den einfachen Brief [d. h. denjenigen, welcher weniger als ein Loth (1/30 des Zollpfundes) wiegt] bei einer Entfernung bis zu 10 Meilen einschließlich 1 Sgr. oder 5 Nkr. Oestr. W. oder 3 kr. Südd. W., über 10 bis zu 20 Meilen einschließlich 2 Sgr. oder 10 Nkr. Oestr. W. oder 6 kr. Südd. W., über 20 Meilen 3 Sgr. oder 15 Nkr. Oestr. W. oder 9 kr. Südd. W., je nach der Landeswährung. Für den Briefwechsel zwischen denjenigen Orten, für welche gegenwärtig eine geringere Taxe besteht, kann diese geringere Taxe nach dem Einverständnisse der dabei betheiligten Postverwaltungen auch ferner in Anwendung kommen."

„Art. 20. Für die innere Vereinscorrespondenz soll in der Regel die Vorausbezahlung des Portos stattfinden."

„Art. 21. Unfrankirte Briefe sollen zwar abgesendet werden, unterliegen jedoch einem Zuschlage von 1 Sgr. oder 5 Nkr. oder 3 kr. Südd. W. für jeden einfachen Portosatz."

„Art. 4. Jede zum Verein gehörige Postverwaltung ist berechtigt, für ihre Correspondenz jederzeit die Routen zu benutzen, welche die schnellste Beförderung darbieten."

Diese Reformen des Postvereinsvertrags bezwecken also im Wesentlichen einmal die Einführung billigerer Brieftaxen, sodann aber auch eine Vereinfachung der Brieftaxirung nach zwei Richtungen hin, um nämlich theils dem Publicum die Controlirung der richtigen Anwendung des Tarifs zu erleichtern, bezüglich zu ermöglichen, theils um auch für die Beamten der Post jene Manipulationen zu vereinfachen und solchergestalt den Verwaltungsaufwand thunlichst zu verringern.

Während der deutsche Postverein seit seinem Bestehen den Tarif in der Richtung auf Taxermäßigung, bezüglich auf Erweiterung der Rayons, nicht verbessert hat, fanden in einzelnen Postgebieten des Vereins Reformen des internen Tarifs statt. Das Königreich Sachsen hob nemlich im Jahre 1859 die dritte Taxe von 2 Sgr. auf, so daß nur noch zwei Stufen von 1/2 und 1 Sgr. bestehen; Taxis ermäßigte theilweise die Taxsätze; in einzelnen Postgebieten wurde die einstufige Taxe eingeführt, nämlich in Würtemberg mit 3 kr. (1858 bezüglich 1861), Hannover mit 1 Sgr. (1858), Baden mit 3 kr. (1863), und in Baiern scheint die Einführung der einstufigen Taxe, welche schon im Jahre 1850 versprochen war, nach den letzten Kammerverhandlungen (1862) in Kürze bevorzustehen.

Auch in anderer Richtung wurde der interne Tarif hier und da reformirt. So besteht in Baiern seit Juli 1859 nur eine

zweifache Gewichtsprogression, indem alle Briefe über 1 Loth bis 4 Loth Gewicht nur mit dem doppelten Porto belegt, alle schwereren Sendungen aber nach dem Fahrposttarif behandelt werden. In Sachsen wird seit derselben Zeit für alle Briefe, die mehr als 1 Loth incl. wiegen bis zum Gewicht von 8 Loth nur das doppelte Briefporto erhoben, falls das Fahrpostporto nicht mehr beträgt. In Preußen wird nach dem Gesetz vom 21. März 1861 bei einem Gewicht von 1 Loth und darüber nur das zweifache Porto als Maximalsatz erhoben. —

Ist auch durch die vorangedeuteten Reformen der Briefverkehr gegen früher nicht unerheblich erleichtert worden — die Taxen wurden durchschnittlich um $^1/_3$ bis $^1/_2$ heruntergesetzt —, so verlangt doch das Publicum noch weitere Reformen. Insbesondere sprechen sich viele Stimmen für eine einstufige billige Brieftaxe für das gesammte Postvereinsgebiet aus, eine Fläche von über 20,000 Quadratmeilen. Während die Einen den Satz von 1 Sgr. für entsprechend halten, plaidirt das Buchhändler-Börsenblatt (Advocat und Buchhändler Streit) für Einführung der jetzigen Kreuzbandtaxe von 1 kr. als einzigen und gemeinschaftlichen Briefportosatz. Die Anhänger des einstufigen Systems verweisen auf die Vorgänge in denjenigen Ländern, wo eine solche einzige Taxe besteht: Nordamerika, Großbritannien, Italien, Griechenland, Holland, die Schweiz, Rußland, sowie auf die Thatsache, daß alle deutsche Posten von jeher bis heute beträchtliche Ueberschüsse liefern, endlich auf die nicht zu bestreitenden Vortheile des einstufigen Taxsystems, nämlich der Einfachheit für das Publicum und für den Postbeamten. Letzterem wird die Controle der mit Marken frankirten Briefe und das Austaxiren der unfrankirten wesentlich erleichtert; er kann mithin mehr arbeiten, bezüglich die Post erspart Arbeitskräfte. Gegen dieses einstufige Taxsystem sind namentlich die Staatsregierungen, welche der Revenuen aus der Postcasse für andere Staatszwecke nicht entbehren zu können behaupten. Außerdem wird geltend gemacht, die einstufige niedrige Taxe werde die zum Postbetrieb und zur Ausbildung des Postwesens erforderlichen Mittel nicht aufbringen; eine hohe einstufige Taxe aber, wie z. B. in Rußland (10 Kopeken = $3^1/_3$ Sgr.), ja selbst eine Taxe von mittlerer Höhe (2 Sgr. als die mittlere Ziffer der bisherigen Taxe) entspreche nicht den Wünschen und Bedürfnissen des Publicums; überhaupt sei eine einstufige Taxe, da sie die Correspondenz in die weite Ferne begünstige, ungerecht oder wenigstens unbillig gegen die Correspondenz, welche sich in kleineren Rayons bewege, und grade diese Correspondenz bilde den größeren Theil des Briefverkehrs überhaupt.

Obwohl die Stellung der Post im modernen Staatsleben eine wesentlich andere — wenigstens in der Theorie — ist, als in früheren Jahrhunderten, so wird sie doch noch immer zu sehr von den Anschauungen der Bureaukratie beherrscht, welche die fiscalische Seite dieser Anstalt übermäßig betont. Die Bedürfnisse der Zeit drängen dahin, daß die Post wesentlich als Verkehrsanstalt behandelt und nach volkswirthschaftlichen Grundsätzen verwaltet werde. Beide Richtungen suchen sich geltend zu machen und aus diesem Processe entspringt auch der Kampf um die Portotaxen. Ohne Zweifel ist die Agitation gegen das dermalige Taxsystem an sich vollkommen gerechtfertigt. Die anzustrebende Reform des internen und internationalen Tarifs wird aber auf das wirkliche Bedürfniß zu beschränken und zugleich darauf zu richten sein, daß die Postcasse stets in der Lage bleibe, über Mittel behufs Erweiterung und Verbesserung des Postwesens überhaupt jederzeit verfügen zu können.

Bei Behandlung der Streitfrage hat man bisher die Erträgnisse der Briefpost von denen der Fahrpost nicht ausgeschieden. Es ist aber eine solche Sonderung und getrennte Behandlung der Briefpostrevenuen eine der ersten Voraussetzungen und wesentlichsten Grundlagen der Reform. Denn bekanntlich rentiren die deutschen Fahrposten weit schlechter als die Briefposten und werden erstere häufig von letzteren zum großen Theil unterhalten. Nun verlangt die Reform auch Aufhebung des Postzwangs für Packete, bezüglich Freigabe des Transports von Fahrpostsendungen und Beschränkung des Postregals auf die Briefpost. Um das richtige Verhältniß des nothwendigen Aufwands der Briefpost zum Tarif zu ermitteln, müssen lediglich die Ergebnisse der Briefpost in Berechnung gezogen werden. Alsdann stellt sich auch zweifellos ein anderes Resultat heraus als das bisher angeführte; man berechnet nämlich die Reineinnahme der Post überhaupt, d. h. der Fahr-

und Briefpost, durchschnittlich zu 10 bis 15 Procent der Roheinnahme, während die Nettoeinnahme der Briefpost allein unbestreitbar bei Weitem größer ist. Es wird daher die Aufgabe der Reform sein, das erforderliche statistische Material zu sammeln und nach dem Ergebnisse desselben den Tarif aufzustellen.

Uebrigens wird schon jetzt, auch ohne jene statistischen Hilfsmittel von allen Seiten zugegeben werden müssen, daß bei einer wesentlichen Ermäßigung des Briefportos in Deutschland die Postcassen doch noch erklecklichen Ueberschuß haben werden. Das folgt mit Nothwendigkeit aus den sehr beträchtlichen Ueberschüssen, welche die Post, Brief- und Fahrpost, bisher geliefert haben. Wir erinnern an die einzelnen deutschen Budgets, wonach die Nettoeinnahme in Preußen und Oesterreich jährlich 1 Million übersteigt, in Baiern auf 570,000 fl. und mehr sich beläuft. Im ähnlichen Verhältnisse gestalten sich die Ueberschüsse der andern deutschen Postverwaltungen. Und noch fortwährend steigt die Zahl der Briefe und die Summe der Postrevenuen — der Voranschlag des preußischen Budgets pro 1864 nimmt bei der Einnahme von Freimarken und Porto eine Steigerung von fast 542,000 Thlr. an, wogegen eine Mindereinnahme von 203,000 Thlr. durch Wegfall des Briefbestellgelds veranschlagt wird.

Der Hauptfehler der dermaligen Taxen besteht wohl darin, daß der Tarif auf zum Theil irrationellen Grundlagen beruht, insbesondere auf die Entfernung zuviel Gewicht legt und bei der Gewichtsprogression rein willkürlich verfährt, keinenfalls die einschlagenden Factoren genügend berücksichtigt, auch die Leistungen, aus welchen die Beförderung besteht, nicht entsprechend in Rechnung zieht.

Wie überhaupt, so zerfällt auch bei dem Posttransport die Leistung in zwei verschiedene Theile. Der eine Theil umfaßt die Vorbereitungen für den Transport — die Annahme der Briefe am Schalter oder durch den Briefkasten, das Wiegen und Taxiren, das Ausscheiden derselben für die einzelnen Curse, das Verpacken in Briefpackete, Beutel 2c. —, ferner die während und nach dem Transporte noch erforderlichen Leistungen, die Umspedition, das Sortiren am Adreßorte, die Bestellung der Briefe an den Adressaten. Dieser erste Theil ist für ein gewisses Transportquantum derselbe, mag die Beförderung sich nur auf kurze Strecken beschränken oder über weite Entfernungen sich erstrecken. Der zweite Theil der Leistung besteht im Transporte selbst und steht daher im Verhältnisse der Transportweiten.

Für beide Leistungen hat die Post einen Aufwand an Kräften zu bethätigen, welche in Geld angeschlagen die Betriebs- und Verwaltungskosten repräsentiren. Bezeichnet man den Gesammtaufwand mit y für eine Transporteinheit, d. h. für den einzelnen Brief, den dieser Einheit entsprechenden Aufwand für den ersten Theil der Leistungen aber mit a und den der Transport- und Wegeeinheit entsprechenden Aufwand für den zweiten Theil der Leistungen mit b 1, so gestaltet sich die Formel für die Construction des Tarifs dahin: $y = a + b\,1\,x$.

Dabei wird aber vorausgesetzt, daß die Brieftaxen nicht nur die Selbstkosten der Post decken, sondern daß sie auch noch einen Ueberschuß gewähren zur Fortentwicklung des Postwesens, zur Einführung der nach den Verhältnissen nöthig werdenden Reformen. Es ist daher die Brieftaxe demgemäß zu erhöhen, und dies kann geschehen entweder durch entsprechende Erhöhung des Factors a oder des Factors b 1. Insoferne es nun billig erscheint, daß jener Ueberschuß aus den Gebühren für den eigentlichen Transport gezogen werde, so daß die Gebühren für die Nebenleistungen nur die bezüglichen Selbstkosten decken, würde dieser Ueberschuß durch Erhöhung des zweiten Gliedes derselben zu bilden sein. Solchergestalt drückt die Formel $y = a + b\,x$ die Taxe für einen Brief aus, wenn b nicht bloß den wirklichen Transportaufwand für die Transport- und Wegeeinheit, sondern auch den den erforderlichen Ueberschuß sichernden Zuschlag enthält.

Theilt man nun diese algebraische Formel durch die Anzahl der Wegeeinheiten x, so bildet die Gleichung $\frac{y}{x} = \frac{a}{x} + b$ den Ausdruck für die Taxe pro Transport- und Wegeinheit bei der Beförderung auf x Wegeinheiten.

Dieser Ausdruck gibt um so kleinere Werthe, je größer x wird, d. h. die Beförderungskosten für die Transport- und Wegeinheit werden um so geringer, je größer die Transportstrecke wird.

Dies scheint ein wesentliches Erforderniß

eines rationellen Tarifs zu sein, weil, je größer die Transportweite ist, der Nebenaufwand auf um so mehr Wegeinheiten sich vertheilt — bei allen Transporten, sei es durch Pferde oder Dampfkraft, kann auf große Entfernungen verhältnißmäßig billiger befördert werden, als auf kleine Entfernungen. Der Transportant, der Fuhrmann, die Eisenbahn, beansprucht für kurze Distanzen eine verhältnißmäßig höhere Frachtgebühr, als für längere; denn in beiden Fällen, mag der Transport auf wenige oder viele Meilen sich erstrecken, muß er gleichviel an Zeit und Kräften für Auf- und Abladen, Packen rc. aufwenden.

Es kann nun allerdings nicht die Absicht sein, nach diesen Principien einen Tarif zu construiren, welcher zu den drei Entfernungsstufen noch mehrere hinzufügt — schon der Postvereinstarif gesteht den Entfernungen über 20 Meilen keinen Einfluß auf das Porto zu und durchlöchert mithin das strenge Distanzensystem. Vielmehr wird es darauf ankommen, die Taxscala noch mehr zu vereinfachen, bezüglich die Rayons zu erweitern und bei Bestimmung der Portosätze auf die Entfernung weniger Gewicht zu legen, als das der Vereinstarif thut. Zwar kostet ein Brief, welcher einen langen Weg durchläuft, an sich der Postverwaltung mehr als derjenige, welcher auf einer nicht so langen Strecke befördert wird; aber die Länge des Wegs vertheuert doch namentlich bei unseren heutigen Verkehrsmitteln den Brief nicht in dem Verhältnisse, in welchem die Taxscala steigt. Diese bestehende Abstufung wird auch nicht durch den Umstand gerechtfertigt, daß der Brief in Folge des Umspedirens mehr Arbeitskräfte beansprucht.

Erscheint auch die einstufige Taxe für das deutsche Postvereinsgebiet weder gerecht noch nützlich, so wird doch jedenfalls die Taxscala zu ermäßigen sein. Wenn im Postvereine ein Tarif z. B. mit ½, 1 und 2 Sgr. für Entfernungen bis zu 5, 30 und mehr als 30 Meilen eingeführt wird, so liefert dieser der Postcasse wohl noch immer den erforderlichen Ueberschuß.

Gegen das Distanzensystem überhaupt, bezüglich gegen die Bestimmung des Portos nach den Entfernungen, ist eingewendet worden, daß ein Brief nach einem entfernten Orte an der Eisenbahn billiger besorgt werde als nach einem nahen Orte ohne Eisenbahn. Es kann dies zugegeben werden, ohne daß damit dem Distanzensystem in der oben entwickelten Weise Eintrag geschieht. Denn es ist wohl nicht zu bestreiten, daß der Brief nach einem nahen Orte an der Eisenbahn billiger transportirt wird, als ein Brief nach einem entfernten Orte an der Eisenbahn, daß also hier die Distanz immerhin von Einfluß auf die Kosten ist. Abgesehen davon bildet der Unterschied im Transport, ob mit Dampf- oder durch Pferde-, bezüglich Menschenkraft, kein wesentliches Moment bei Construction des Tarifs — die Eisenbahnen breiten sich täglich mehr aus und dadurch wird der Transport der Post billiger; auf der andern Seite werden stets Briefe auch mit Pferdepost befördert werden und breiten sich die Landpostbotenanstalten immer mehr aus.

Unabhängig von dem vorbehandelten Fehler des Tarifs ist der andere, daß die Gewichtsprogression zu sehr in die Wagschale fällt. Wenn ein einfacher Brief auf 10 Meilen Entfernung 1 Sgr. kostet, wie ist es zu rechtfertigen, daß ein zweifacher Brief, d. h. ein solcher, der ein volles Loth oder darüber bis zu 1⁹⁄₁₀ Loth wiegt, sofort das Doppelte, 2 Sgr., kostet? Das Gewicht des Briefs übt auf den ersten Theil der Leistungen (a) unbestreitbar keinen Einfluß; die postalischen Manipulationen bleiben dieselben, mag der Brief ½ oder 4 Loth wiegen; das Gewicht des Briefs ist nur bezüglich des zweiten Theils, bezüglich des Transports selbst von Einfluß. Aber dieser Einfluß kann sich gerechter Weise doch nicht in dem Maße äußern, wie das der Postvereinstarif zuläßt. Zugestanden auch, daß die Beförderungskosten von z. B. 1000 Stück Briefen von je 3½ Loth größer sind, als die von 1000 Stück einfachen Briefen (bis zu 1 Loth), so beträgt doch die Differenz offenbar nicht das Drei- oder Vierfache der Transporteinheit. In dieser Beziehung ist eine gründliche Reform dringend geboten, und das Publicum würde eine zweifache Gewichtsprogression, wie solche in Baiern und Sachsen besteht, dankbar annehmen, falls nicht — was durch statistische Thatsachen zu ermitteln wäre — eine größere Erleichterung zulässig erscheinen sollte. Die Aenderung der auf unrichtigem Princip beruhenden, lediglich fiscalische Ausbeutung bezweckenden Gewichtsscala ist ein Punkt, welcher von den Anhängern der Reform bisher noch zu wenig betont wurde.

Ein großer Uebelstand liegt auch darin, daß im deutschen Postverein verschiedene Freimarken bestehen, die nur je in dem betreffenden Lande gelten, während doch eine im ganzen Postvereinsgebiet giltige Freimarke fast zum unabweislichen Bedürfniß geworden ist, jedenfalls den Verkehr überhaupt wesentlich erleichtert — die Freimarken haben auch die Natur von Zahlungsmitteln und eignen sich namentlich zur Ausgleichung kleiner Schuldposten.

Endlich ist es hoch an der Zeit, daß alle Postverwaltungen die vertragsmäßige Verpflichtung erfüllen und das Briefbestellgeld beseitigen. Der Wegfall dieser Einnahme verringert zwar die finanziellen Erträgnisse, kommt aber doch der Postcasse in anderer Weise zu Gute. Es fällt nemlich damit die Controle über das Bestellgeld und die darauf bezügliche Rechnung fort; außerdem aber erspart die Post auch an Arbeitskräften der Briefträger, welche mehr leisten können, wenn sie die Briefe ohne Aufenthalt, ohne Erhebung der einzelnen Pfennige Bestellgeld dem Adressaten ausliefern.

Wenn der deutsche Brieftarif namentlich vom Handelsstande angegriffen wird — und wie wir sahen, mit Recht, — so muß doch gegenüber dem Hinweis auf das englische System auch an die Vortheile unseres Tarifs bezüglich der Kreuzband- und Waarenproben-Sendungen erinnert werden — die für diese Sendungen bestehenden niedrigen Taxen existiren in England nicht. Alle gedruckte, lithographirte, metallographirte oder sonst auf mechanischem Wege hergestellte, zur Beförderung mit der Briefpost geeigneten Gegenstände — ob der Inhalt brieflicher Natur ist oder nicht, darauf kommt nichts an; es ist nur die Art der Herstellung maßgebend — werden nämlich als Kreuzbandsendungen und frankirt für 1 Kreuzer Silberwährung innerhalb des ganzen Postvereinsgebiets befördert; für Waarenproben und Muster wird bis zu 2 Loth ausschließlich und ferner für je zwei Loth wird das einfache Briefporto nach der Entfernung erhoben (Art. 22, 23 des Postvereinsvertrags).

Fassen wir das Ergebniß unserer Betrachtung zusammen, so gelangen wir zu folgenden Forderungen: Zugleich mit dem Aufgeben des Fahrpostmonopols, bezüglich der Ueberlassung des Transports von Packeten an die Privatindustrie ist die Briefpost als Staatsanstalt zu reorganisiren dergestalt, daß sie auf die Ausbeutung fiscalischer Interessen verzichtet und lediglich als Verkehrsanstalt fungirt. Demgemäß ist ein Tarif zu construiren, welcher das Porto als eine entsprechende Gebühr (Gegenleistung) für die Leistungen der Post, und nicht als Steuer behandelt. Dies hat zu geschehen insbesondere durch Erweiterung der dermaligen Zonen oder Rayons, bezüglich durch Reduction der bisherigen drei Entfernungsstufen und durch Einführung eines billigen Portos, sowie durch Reduction der Gewichtsprogression auf etwa zwei Stufen. Endlich ist das Briefbestellgeld überall zu beseitigen und eine im ganzen Postverein giltige Freimarke zu schaffen.

Biographien amerikanischer Generale

aus dem gegenwärtigen Sonderbundskriege.

Josef Hooker.

General Josef Hooker, der Nachfolger Burnside's im Commando der Potomac-Armee, 1816 in Old Hadley im Staate Massachusetts geboren, ward von 1833 bis 37 in der Militärakademie zu Westpoint erzogen und dann als Artillerieofficier in der Unionsarmee angestellt; er wohnte später den Schlachten des mexicanischen Krieges 1846 und 47 mit Auszeichnung bei, verließ aber nach Beendigung des Kriegs den activen Dienst als Major und ließ sich in Californien als Kaufmann nieder. Beim Ausbruch des Kriegs erhielt er am 17. April 1861 die Anstellung als Brigadegeneral der Freiwilligen bei der Potomac-Armee und ward bald darauf im Heintzelman'schen Corps Divisionär. Als solcher hat er allen Schlachten in Virginien beigewohnt und stets ist sein Name als einer der tapfersten genannt worden. Er wird rühmend erwähnt bei Williamsburg, Seven Pines und Faire Oaks bei Richmond, ebenso in der siebentägigen Schlacht vor diesem Ort im Juni 1862. Mit seinem Corps war er ferner Theilnehmer an der zweitägigen Schlacht von Bulls Run am 29. und 30. August unter Pope, und nach derselben zum Corpscommandanten ernannt, abermals erfolgreich

thätig in der Schlacht bei Antietam Creek am 17. September. Mit Recht verdient er den Beinamen Fighting Joe (der fechtende Josef), den ihm seine Soldaten beigelegt haben. In letztgenannter Schlacht schwer verwundet erhielt Hooker nach seiner Genesung das Obercommando eines der vier großen Heerkörper (Grand Divisions) der Potomac-Armee unter Burnside und focht an der Spitze desselben, wenn auch nicht erfolgreich, in der blutigen Schlacht bei Fredericksburg am 13. December 1862. Nach Burnside's Abtreten ward Hooker Ende Januar 1863 zum Obercommandanten der Potomac-Armee ernannt, in welcher Stellung er energisch in die Beseitigung vieler eingerissener Uebelstände eingriff, als Feldherr aber zeigte er sich seiner Aufgabe nicht gewachsen. Seine Bewegungen waren langsam und schwerfällig, seine Offensive gegen Richmond scheiterte kläglich in der Schlacht bei Chancellorsville am 3. Mai 1863 und sein Gegner Lee dupirte ihn vollständig durch seinen Ende Juni ausgeführten Einfall in Pennsylvanien, während Hooker rathlos umhertappte. Er ward Ende Juni durch General Meade im Obercommando ersetzt. Hooker, ein sehr tapferer Mann und trefflicher Divisionär, hat sich als selbständiger Armeecommandant eben so schnell abgenutzt wie sein Vorgänger Burnside, und in der Handhabung großer Massen seinem Gegner Lee offenbar nicht ebenbürtig gezeigt. Da er indessen eine beim Kriegssecretär Halleck wohlaccreditirte Persönlichkeit ist, so gab ihm dieser im September 1863 ein neues Commando und zwar über das 11. und 12. Corps der Potomac-Armee, welche der Cumberland-Armee unter Rosecrans nach deren Niederlage am Chicamauga zugesendet wurde. Hooker bewerkstelligte glücklich seine Verbindung mit dieser Armee am Tennesseefluß und nahm, nachdem General Grant den Oberbefehl über sämmtliche Armeen daselbst erhalten hatte, unter dessen Commando glänzenden Antheil an der Schlacht von Chattanooga vom 23. bis 25. November, indem er die Hauptposition des Feindes auf den Lookoutgebirgen mit Sturm nahm.

William Starke Rosecrans.

Generalmajor William Starke Rosecrans entstammt einer holländischen Emigrantenfamilie und ward im Jahre 1819 in Delaware County, Staat Ohio, geboren. Nach vollendeter militärischer Erziehung in Westpoint trat Rosecrans 1841 als Genielieutenant in die Unionsarmee, verließ aber Ende der Vierziger Jahre dieselbe und ließ sich 1853 als Civilingenieur in Cincinnati nieder, war dann technischer Director einer Steinkohlengrube, endlich bei verschiedenen industriellen Unternehmungen betheiligt. 1861 trat er als Oberst an die Spitze eines Freiwilligenregiments von Ohio unter M'Clellan bei der Armee in Westvirginien ein, zeichnete sich hier im Treffen von Rich-Mountain am 11. Juli 1861 aus und ward dafür Brigadegeneral. Nach M'Clellans Abberufung zur Potomac Armee übernahm Rosecrans das Commando der kleinen Armee in Westvirginien und reinigte diesen Landstrich im Laufe des Jahres 1861 von den Conföderirten unter Floyd und Pillow. Im Juli 1862 ward ihm an Stelle Halleck's der Oberbefehl im Militärbezirk des Mississippi übertragen. Am 3. October ward er in seiner Stellung zu Corinth von den Conföderirten unter Price und Van Dorn angegriffen, wies dieselben aber blutig ab. Sodann zum Obergeneral der Westarmee in Tennessee ernannt, eilte er zur Deckung der bedrohten Hauptstadt Nashville herbei und griff am 30. December die feindliche Hauptarmee unter Bragg bei Murfreesborough an. In einer Reihe von blutigen Kämpfen, die bis zum 3. Januar 1863 dauerten, nöthigte er den Feind, von seinem Vorhaben abzustehen, ohne demselben aber eine entscheidende Niederlage beibringen zu können. Er selbst hatte von seinen 45,000 Mann 9000 Mann auf dem Platze gelassen. Im Frühjahr 1863 eröffnete Rosecrans seine Operationen gegen die ihm gegenüberstehende Armee der Conföderirten unter Bragg und nöthigte den Letzteren durch seine Uebermacht wie durch Demonstrationen, sich bis hinter den Tennesseefluß zurückzuziehen, wodurch ganz Mitteltennessee in die Hände der Unionisten kam. Der Mittelpunkt der Operationen an der Grenze Tennessee's und Georgiens ward jetzt die Stadt Chattanooga. Rosecrans bemühte sich Anfang October, seine Offensive noch weiter nach Süden fortzusetzen, erlitt dabei aber in den Gebirgen südlich des Tennessee, am Flusse Chicamauga am 19. und 20. September 1863 eine solche Niederlage, daß er für's Erste nach Chattanooga zurückkehren mußte. Hier ward

er im October durch den General Thomas im Commando der Westarmee abgelöst. — General Rosecrans ist als Feldherr sehr verschieden beurtheilt worden, scheint aber trotz der Ungnade, in die er beim Generaladjutanten Halleck gefallen, doch einer der besseren Generale der Unionsarmee zu sein, wenigstens ist er einer der populärsten Führer. Seine Dispositionen zeigen den Mann von Fach und Sachkenntniß und dürfen sich den Plänen europäischer Feldherrn an die Seite stellen. Sein Sturz scheint mehr politische Motive zu haben, da er zu den Demokraten gehört, die einer Verständigung mit dem Süden nicht abgeneigt sind.

Im Januar 1864 ist seine Ernennung zum Chef des Missouri-Departements erfolgt, womit er von der politischen Schaubühne so gut wie abgetreten ist.

John Fulton Reynolds.

General John Fulton Reynolds, einer der Tapfersten im Unionsheere, ward 1820 in Pennsylvanien geboren, studirte in der Militärschule zu Westpoint und trat 1841 als Unterlieutenant der Artillerie in die reguläre Armee der Vereinigten Staaten. In den Jahren 1846 und 47 nahm er am mexikanischen Feldzuge mit Auszeichnung Antheil; später diente er in der Infanterie unter General Wool in Californien und Oregon gegen die Indianer. Der Ausbruch des Bürgerkriegs 1861 traf ihn als Oberstlieutenant des 14. regulären Infanterieregiments, mit welchem er zur Armee in Westvirginien unter M'Clellan befehligt ward. Hier führte er im September und October die ersten erfolgreichen Kämpfe gegen den später so berühmt gewordenen südstaatlichen Feldherrn Lee. Im November 1861 ward Reynolds als Brigadecommandeur beim Armeecorps des Generals M'Call angestellt, das einen Theil der Potomac-Armee unter M'Clellan ausmachte. Reynolds wohnte allen Schlachten und Gefechten dieser Armee in Virginien und Maryland mit Auszeichnung bei, so besonders der siebentägigen Schlacht von Richmond. Im Herbstfeldzug in Maryland erhielt er im Corps Hooker's den Befehl über eine Division und nach der unglücklichen Schlacht bei Fredericksburg am 13. December 1862 den Oberbefehl über das erste Armeecorps nebst der Ernennung zum Generalmajor. Bei der Wiederaufnahme der Operationen im April 1864 nahm Reynolds erfolgreichen Antheil an der Schlacht bei Chancellorsville, indem er, nachdem der rechte Flügel der Unionisten am 3. Mai geschlagen worden, von Fredericksburg herbeigezogen ward, um das Gefecht am 4. Mai wiederherzustellen. — Die Schlacht ward trotzdem strategisch verloren und die Conföderirten-Armee benutzte diesen Ausgang im Juni zu einer zweiten Invasion nach Maryland. Das Corps Reynolds bildete die Vorhut der Potomac-Armee, als diese unter General Meade den Eindringlingen entgegenzog. Am 1. Juli stieß Reynolds vor der Stadt Gettysburg in Pennsylvanien auf die Masse des Feindes, ward nach heldenmüthigem Widerstande überwältigt, er selbst erst leicht, bald nachher aber tödtlich verwundet. —

Reynolds galt für einen der tapfersten und zukunftsreichsten Officiere in der Unionsarmee. Sein Muth grenzte an Verwegenheit und ward auch die Ursache seines Todes.

General Thomas.

General George H. Thomas, Commandant der Cumberland-Armee, ward 1816 in Southampton County in Virginien geboren und trat, nach erfolgter Vorbildung für die militärische Laufbahn auf der Militär-Akademie zu Westpoint, im Jahre 1840 als Lieutenant in die reguläre Armee der Vereinigten Staaten. Bald nachher ward er erster Lieutenant, für Tapferkeit im Gefecht bei Monterey im mexikanischen Kriege 1846 Hauptmann, 1847 bei Buena Vista Major, worauf er von 1849 an in Florida gegen die Indianer kämpfte. Während der Jahre 1851 — 1854 fungirte Thomas als Lehrer der Militärwissenschaften in Westpoint und vom Jahre 1855—1860 als Major im zweiten Cavallerieregiment in Texas unter dem später als Obergeneral der Conföderirten bekannten, damaligen Obersten Lee. Als 1861 der Bürgerkrieg ausbrach, blieb Thomas, obgleich geborner Virginier, doch der Unionsregierung getreu und erhielt ein Commando als Brigadegeneral der Freiwilligen von Kentucky. In dieser Stellung erfocht er am 19. Januar 1862 seinen ersten Sieg über die Conföderirten unter Zollikoffer bei Mill Springs in Kentucky, worauf er am 1. April 1862 nach Nashville in Tennessee

und von da nach dem Cumberlandflusse abmarschirte, um hier in der neugebildeten Westarmee unter General Grant das Commando einer Division zu übernehmen. In der für die Unionisten unglücklichen Schlacht bei Pittsburg Landing, am 6. und 7. April, stand General Thomas in Reserve und nahm nur wenig Antheil am Gefecht. Am 25. April erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor der Freiwilligen, sowie zum Commandanten des rechten Flügels der unter General Halleck concentrirten Westarmee, bis sich diese im Herbste in zwei Corps unter Grant und Buell zerlegte, wobei Thomas in des letzteren Heertheile, der sogenannten Cumberland-Armee, Commandant des 14. Armeecorps wurde. — Nach Buell's Abberufung durch Rosecrans wohnte Thomas mit seinem Corps allen den Operationen und Gefechten bei, welche während des Jahres 1863 der Cumberland-Armee eine so hervorragende Stellung anwiesen, vor Allem der fünftägigen Schlacht bei Murfreesboro, vom 29. December 1862 bis 3. Januar 1863, dann den Operationen gegen den Tennesseefluß, der Besetzung von Chattanooga, dann der blutigen Schlacht am Chicamauga vom 19. und 20. September. Der unglückliche Ausgang der letzteren hatte die Abberufung des Generals Rosecrans zur Folge, an dessen Stelle jetzt (Anfang October) General Thomas als Commandant der Cumberland-Armee trat; unter dem Oberbefehl des General Grant betheiligte sich Thomas dann glanzvoll mit seiner Armee an der großen Schlacht bei Chattanooga vom 23—25. November 1863, in welcher die conföderirte Armee unter Bragg zersprengt ward.

General Thomas hat sich in allen Schlachten als ein sehr tüchtiger Corpsführer gezeigt. Sein Aeußeres gleicht einem mürrischen Bären, da er ein Verächter aller Aeußerlichkeiten ist.

General George Meade.

General George Meade, der Obercommandant der unionistischen Potomac-Armee, ist im Jahre 1816 zu Barcelona in Spanien geboren, woselbst sich sein Vater als amerikanischer Consul aufhielt. Im Jahre 1831 kam der junge Meade als Zögling in die Militärschule zu Westpoint, graduirte 1835 als Lieutenant der Artillerie, nahm aber bereits 1836 seinen Abschied, um sich bürgerlichen Beschäftigungen zu widmen. Im Jahre 1842 trat Meade von Neuem, und zwar als Lieutenant beim topographischen Ingenieurcorps in die Armee ein, nahm in dieser Stellung Antheil am mexikanischen Feldzuge 1846, avancirte 1847 zum Premierlieutenant, 1856 zum Capitän. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs 1861 ward ihm das Commando einer Brigade pennsylvanischer Freiwilliger übertragen, worauf er am 31. August 1861 den Charakter als Brigadegeneral erhielt. Im Frühjahr 1862 war er bei der Potomac-Armee, als diese unter M'Clellan gegen Richmond vorrückte und zwar beim Corps des General Reynolds. Meade hatte dabei das Mißgeschick, während der siebentägigen Schlacht von Richmond und zwar bei White Oak Swamps am 30. Juni schwer verwundet zu werden, indem ihm eine Kugel den Arm und die Hüfte durchbohrte. Nach seiner Wiederherstellung nahm er an der Spitze des sehr rühmlich bekannten pennsylvanischen Reservecorps Antheil an den Schlachten bei South Mountain und am Antietam Creek in Maryland und erhielt nach Hookers Verwundung in dieser Schlacht an dessen Stelle den Oberbefehl über dessen Corps (des 9.). Bald darauf trat er wieder an die Spitze seiner Division, die unter Franklin's Oberbefehl stand und in der blutigen Schlacht bei Fredericksburg, den 3. und 4. December, die Hauptaufgabe zu lösen hatte. Der von Meade ausgeführte Flankenangriff auf die feste Stellung der Conföderirten gehört fast zu den einzigen Resultaten, welche die Unionisten erlangten. Am 15. December ward Meade dafür zum Commandanten des 5. Armeecorps und im Januar 1863 zum Generalmajor ernannt. Beim Beginn der Operationen im April desselben Jahres befehligte Meade den rechten Flügel der Potomac-Armee, als diese unter Hooker den mittleren Rappahannock überschritt, um die Conföderirten von Neuem anzugreifen. In der sich hierbei entspinnenden Schlacht von Chancellorsville vom 2. bis 4. Mai kam Meade's Corps nur zu geringer Thätigkeit. Am 28. Juni 1863 ward Meade an Hooker's Stelle zum Obercommandanten der Potomac-Armee ernannt, womit er in die Reihe der Vorkämpfer der Union tritt. Es geschah dies zu dem kritischen Zeitpunkte, als sich die Conföderirten zu einem zweiten Einfall in Maryland angeschickt hatten und bereits in Penn-

sylvanien einrückten. Meade marschirte ihnen sogleich entgegen und bezog eine starke Stellung bei der Stadt Gettysburg, aus der ihn der Feind in einer dreitägigen Schlacht, vom 2. bis 4. Juli, vergeblich zu verdrängen suchte. Der gefürchtete feindliche General Lee scheiterte nicht allein in seiner Offensive, welche Baltimore und Washington bedrohte, sondern mußte sogar den Rückzug aus Maryland nach Virginien antreten. Daß Lee dieses Manöver in seiner höchst gefährlichen Lage glücklich durchführte, spricht nicht für ein großes Feldherrntalent Meade's, auch ward Letzterer öffentlich des Mangels an Energie beschuldigt. In der zweiten Hälfte des Jahres 1863 hat Meade keine Hauptschlacht geschlagen, vielmehr haben sich beide Hauptarmeen an den Ufern des Rappahannock und Rapidan in Virginien dauernd in Schach gehalten. Als Meade im September Verstärkungen nach Tennessee schicken mußte und seine Armee dadurch auf 45,000 Mann herabsank, versuchte ihn Lee in eine Schlacht unter ungünstigen Verhältnissen zu verwickeln, Meade wich aber geschickt bis unter die Mauern von Washington zurück, wo er Verstärkungen fand. Als Lee im October wieder zurückging, versuchte Meade seinerseits die Offensive zu ergreifen, aber ebenso erfolglos. Er fand den zurückweichenden Gegner Ende November in einer verschanzten Stellung in unzugänglicher Gegend bei Mil Run hinter dem Rapidan und wagte keinen Angriff. Beide Armeen lagerten sich daher den Winter zu 1864 zu beiden Seiten des Rappahannock, fast in der nämlichen Stellung wie beim Jahresschlusse 1862. — Meade's Befähigung als Feldherr ist schwer zu entscheiden; er scheint als solcher weder zu den Genies noch zu den Stümpern zu gehören. Er ist ein Mann von unscheinbarem Aeußeren, einfach und bescheiden in seinem Wesen, aber geachtet wegen seiner Tapferkeit und seines ehrenhaften Charakters. Da er in Spanien geboren ist, somit nicht, wie seine Vorgänger, auf den Präsidentenstuhl speculiren kann, so braucht er in seine soldatischen Pflichten keine politischen Rücksichten zu mischen und hat deshalb Aussichten, seine wichtige Stellung dauernd zu behaupten, wenn ihm das Kriegsglück wohl will.

General Sumner.

General Edwin Sumner, neben General Hooker einer der fighting generals, wie die Amerikaner sagen, war einer der ältesten und tüchtigsten Generale der Unionsarmee. Er wurde 1796 zu Boston geboren und trat schon 1819 als Lieutenant in den Dienst der Vereinigten Staaten. Im mexikanischen Kriege 1846 bis 1847, finden wir ihn bereits als Oberst eines Cavallerieregiments und in vielen Treffen mit Auszeichnung genannt. Nach dem genannten Kriege ward ihm das Departement von Neu-Mexiko, 1854 eine Mission nach Paris übertragen. Im folgenden Jahre finden wir ihn in Kansas an der Indianergrenze, von 1858 an als Verwaltungschef im Westdepartement. Im Jahre 1861, nach Lincoln's Erwählung zum Präsidenten, erhielt Sumner den Titel als Brigadegeneral und dann, beim bald darauf erfolgenden Ausbruche des Bürgerkrieges, das Commando eines der großen Heerkörper (Armeecorps) der Potomac-Armee. Während des Feldzugs von 1862 unter M'Clellan spielt Sumner an der Spitze seines (des 1.) Corps in den zahlreichen Schlachten dieses Jahres eine hervorragende Rolle und zwar von der Betretung der Yorktown-Halbinsel im März an, vor Allem in der siebentägigen Schlacht bei Richmond Ende Juli, besonders an den Schlachttagen von Peach Orchard, Allen's Ford, White Oak Swamp, an welchem letzteren er zweimal verwundet ward. Zur Belohnung ward er im Juli zum Generalmajor der Freiwilligen ernannt.

Nach den Schlachten bei Richmond verblieb Sumner vor Richmond, führte im August die blutigen Recognoscirungsgefechte vor dieser Stadt und ward schließlich mit M'Clellan an den Potomac geführt, um Lee's Invasion in Maryland entgegenzutreten. In der Schlacht am Antietam Creek, am 16. und 17. September, führte Sumner wiederum neben Hooker das Hauptgefecht. — Nach M'Clellan's Abtretung am 17. November, wurde Burnside an die Spitze der Potomac-Armee berufen und dieselbe von diesem in drei große Heerkörper (grand divisions) getheilt. Sumner erhielt den Befehl über die zweite Division und führte mit dieser in der Schlacht bei Fredericksburg, am 13. December, den Hauptangriff gegen den linken Flügel der conföderirten Stellung. Die Schlacht, blindlings unternommen, endete mit dem Rückzuge der Unionisten und führte im Januar 1863 den Abgang Burnside's herbei, an dessen Stelle General Hooker trat. Da Sumner als älterer

Officier nicht unter Hooker dienen wollte, bat er zum tiefsten Schmerz seiner Untergebenen um Enthebung von seinem Commando. Lincoln gab ihm das Departementscommando in Missouri an Stelle des Generals Curtis, doch ehe Sumner diese Stellung antreten konnte, ereilte ihn auf einer Besuchsreise zu Syrakus im Juli 1863 ein plötzlicher Tod. Die Unionsarmee verlor in ihm einen ihrer gewandtesten und kriegsgeübtesten Generale. Trotz seiner Strenge war Sumner eine sehr beliebte Persönlichkeit.

Admiral Porter.

Unter die vorzüglichsten Marineofficiere der nordamerikanischen Union gehört Admiral David Porter. Derselbe ist 1814 geboren und begann seine Laufbahn 1829 als Midshipman am Bord der „Constellation;“ 1835 machte er sein Officierexamen und 1845 finden wir ihn als Lieutenant auf der Marine im mexikanischen Golf stationirt, sowie 1846 bis 1847 bei den Seeoperationen während des mexikanischen Krieges betheiligt. Im Jahre 1849 verließ Porter den activen Kriegsdienst, um bei der Pacific Mail Compagny als Schiffscapitän einzutreten. — Im Jahre 1861 trat er mit vielen anderen Seeofficieren in den Kriegsdienst der Union mit dem Range eines Commodore zurück, führte anfänglich die Kriegsdampfer-Sloop „Powhatan“ von 11 Kanonen, bald nachher erhielt er aber das wichtige Commando der sogenannten Mörserflotille, welche unter Admiral Farragut bei der Einnahme von New-Orleans (am 26. April 1862) so wesentliche Dienste leistete. Kurz nach dieser, die Marine in so hohem Grade auszeichnenden Expedition ward Porter zu der Flotte Foote's am Oberlauf des Mississippi befehligt, wo man ebenfalls eine Mörserflotille organisirt hatte. Diese nahm vom 18. Juni bis 5. August an den Operationen des nordstaatlichen Geschwaders gegen Vicksburg am Mississippi lebhaften Antheil, ohne den Fall der Festung jedoch herbeiführen zu können. Noch im August ward dann Porter zu seiner alten Flotille zurückbeordert, um mit dieser in den James-River an der Virginischen Küste einzufahren und den Abzug der Potomac-Armee M'Clellan's zu secundiren. Mit Ende des Jahres ward Porter zum Rearadmiral ernannt und ihm das Obercommando über sämmtliche Flotillen auf dem Mississippi übertragen. Damit war seiner Thätigkeit ein großer Spielraum gegeben. Schon im December sehen wir ihn in Begleitung des Sherman'schen Armeecorps von Memphis aus den Mississippi hinab abermals nach Vicksburg segeln, doch war es unmöglich, die Festung zu bewältigen. Porter segelte darauf den Arkansas hinauf und eroberte hier, um nicht ganz unverrichteter Dinge zurückzukehren, mehrere wichtige Forts der Conföderirten an diesem Flusse. Ende Januar erschien er mit 115 Fahrzeugen zum dritten und letzten Male vor Vicksburg. Nach verschiedenen mißglückten Versuchen gegen die Außenwerke Vicksburg's am Yazoo-River führte Porter Mitte April das kühne Wagstück aus, in einer finstern Nacht mit der ganzen Flotte unter den Mauern von Vicksburg fast ohne Verlust vorüberzufahren, um die Verbindung mit den von unterhalb operirenden Schiffen Farragut's herzustellen. Im Mai erfolgte dann die Ueberführung der Belagerungsarmee Grant's vermittelst der Flotte vom rechten auf das linke Ufer des Mississippi, woran sich die Einschließung Vicksburgs auf der Landseite schloß. Die Operationen der Armee Grant's unterstützte Porter durch große Bombardements von der Wasserseite her, was am 4. Juli die schließliche Unterwerfung des letzten und mächtigsten Bollwerks der Conföderirten am Mississippi zur Folge hatte. Seit jener Zeit ist Porter bemüht, die dem Flußverkehr noch fehlende Sicherheit gegen die vereinzelten Piratenschiffe der Südbündischen zu sichern. — Porter gilt für einen der strengsten, aber auch energischsten Seeofficiere auf der Unionsflotte.

Die Leinenindustrie.

Die Zubereitung, welche der Flachs vor dem Verspinnen erleiden muß, ist um Vieles schwieriger und mannigfaltiger als die der Baumwolle und darum war man auch sehr geneigt anzunehmen, daß der Mensch zur Bedeckung seiner Blöße weit früher Gewebe aus Baumwolle als aus Flachs angefertigt habe. Das älteste durch Menschenhände angefertigte Gewebe, welches sich bis auf unsere Zeit erhalten hat, — die Binden der egyptischen Mumien — hielt man daher früher

auch allgemein für ein baumwollenes, bis uns endlich das scharfe Auge des Mikroskopes unzweifelhaft dargethan hat, daß sie aus Flachsfasern bestehen. Uebrigens haben wir auch sichere Nachrichten, daß leinene Gewebe von höchster Feinheit bereits im Alterthum in Egypten, Phönizien und Babylonien angefertigt wurden und in der höchsten Achtung standen. Bei den alten Hebräern soll sogar das Ehrenkleid der Priester und Leviten aus leinenen Geweben bestanden haben. Auch die griechischen Frauen trugen leinene Gewänder, die fast mit Gold aufgewogen wurden. Schon zu Herodot's Zeiten brachte man Leinwand von Egypten nach Griechenland und noch viel später war die egyptische Leinwand in Rom hochberühmt. Die Carthager trieben damit einen Tauschhandel bis zu den fernsten Küsten des westlichen Afrika's.

Sehen wir von dem grauen Alterthum ab, so können wir sagen, daß die Leinenfabrication urdeutsch ist. Wie im Alterthum überhaupt, so war auch bei den alten Deutschen das Spinnen und Weben von den allerältesten Zeiten her das Geschäft der Frauen, von der niedrigsten Magd bis zur vornehmsten Herrin. Selbst Karl der Große ging nur in Kleidern einher, die von seiner Gemahlin und von seinen Töchtern gesponnen und gewebt worden waren. Zuerst bauten die Deutschen ausschließlich Hanf; der Flachs wurde erst später eingeführt, wahrscheinlich aus Gallien, vielleicht auch durch die Römer. Die Thüringer, die 529 von den Franken unterjocht wurden, mußten Leinwand als Tribut zahlen. Auch im Nordosten, als er noch von den Slawen bewohnt war, wurde der Flachsbau und die Linnenweberei in großer Ausdehnung betrieben.

So war denn die Leinwand einer der ältesten und stärksten Ausfuhrartikel Deutschlands. Allerdings fertigte man zu jener Zeit meistens wohl sogenannte Hausleinwand — gröbere Sorten für den Bedarf der geringeren Leute — an, aber schon sehr früh hatte Deutschland sich den Ruf erworben, das feinste und schönste Linnen zu weben. Oben an standen Schlesien, Westfalen, die Oberlausitz, Schwaben und Böhmen. In Schlesien reichen die Schleiermanufacturen*) wenigstens bis zum Jahre 1479 zurück; namentlich zeichnete sich Hirschberg, wo schon 1630 ein eigener Schleiermarkt eingerichtet und von Kaiser Ferdinand III. mit einem ausschließenden Privilegium bedacht wurde, hierin besonders aus, während die Grafschaft Glatz sich vorzugsweise in der Anfertigung der gewöhnlichen Leinwand hervorthat.

Bielefeld und Herford hatten schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts angesehene Weberinnungen und mehr noch kam die Linnenindustrie in Westfalen im 16. Jahrhundert durch die vertriebenen Niederländer, welche hier die Klarlinnen- (Schleier-) Weberei begründeten, in Aufschwung. Zu dieser Zeit war Westfalen bereits im Besitz eines starken Leinwandhandels nach Spanien, wohin besonders das aus Hanf gefertigte, sogenannte Löwentlinnen oder Ravensberger Linnen ging, welches die geringeren Leute verbrauchten. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, und sein Nachfolger, der König Friedrich I., waren eifrig bemüht für den Flor der westfälischen Linnenfabrication. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts war das westfälische Linnen, insbesondere das Bielefelder, so beliebt, daß es nach allen Welttheilen versendet wurde.

In der Oberlausitz waren namentlich die Gegenden um Bautzen und Zittau voll von Leinenwebern und im vorigen Jahrhundert findet man hier einen starken Absatz nach Amerika und Spanien.

Diese Gegenden sind noch heute der Sitz der deutschen Linnenindustrie; sonst sind noch anzuführen: Hannover, der baierische Wald, der Schwarzwald, das Erzgebirge und das Eichsfeld.

Außer Deutschland waren noch Frankreich und die Niederlande wegen ihrer Linnen berühmt; Frankreich besonders durch seinen Batist (Kammertuch) und Linnen. Das erstere Gewebe wurde lange Zeit fast ausschließlich und in erstaunlicher Menge nur in der Stadt Cambrai angefertigt, später auch in der Picardie, während im Hennegau und in Artois die Linnenfabrication blühte. Das holländische Linnen zeichnete sich durch ein schönes Gewebe und durch ein vortreffliches äußeres Ansehen aus; das flandrische Fabricat stand jenem ebenbürtig zur Seite, und galt in der Handelswelt gleichfalls als holländisches. In der Mitte des 18. Jahrhunderts nahm die Linnenindustrie in Flandern

*) Schleier wurde diese feine und locker gewebte Linnenart deswegen genannt, weil sie die Nonnen sehr viel zu Kopfbedeckungen benutzten. Der dicht gewebte Schleier war dem Battiste sehr ähnlich.

einen großen Aufschwung. Holländisches Linnen ging in außerordentlicher Menge nach Frankreich, Spanien, Portugal und Italien.

Auch in der Schweiz war die Linnenindustrie schon früh von Bedeutung, da hier der Flachs in dem fruchtbaren Boden der wasserreichen Thäler und Niederungen sehr gut gedeiht. In Appenzell fabricirte man bereits im 9. Jahrhundert Linnen und Halbstoff (mit Wolle gemischt), die von St. Gallen aus vertrieben wurden. Da man hier sorgfältig die Güte der Waaren überwachte, so gehörte in früherer Zeit das schweizerische Linnen bis hinauf zu den feinsten batist- und linonartigen Geweben zu den gesuchtesten. Im 13. Jahrhundert fertigte man auch in St. Gallen selbst viele Leinwand. Einen bedeutenden Aufschwung erlangte dieser Industriezweig im 16. Jahrhundert durch die zahlreiche Einwanderung der Weber aus Constanz, welche durch die unseligen Religionsstreitigkeiten von dort vertrieben wurden. Zu dieser Zeit waren in St. Gallen und Appenzell 30- bis 40,000 Hände mit Flachsspinnen beschäftigt und Appenzell allein lieferte 1549 1,200,000 Ellen Leinwand. Im vergangenen Jahrhundert brachten die für die schlesischen und böhmischen Webereien so nachtheiligen Kriege Friedrich's des Großen der Schweiz einen erhöhten Gewinn, so daß in Trogen allein jährlich 900,000 Ellen Leinwand verfertigt wurden. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert fand auch die Berner Leinwand, die vorzugsweise im Emmenthal angefertigt wurde, reichlichen Absatz nach Frankreich und später auch nach Italien und Spanien.

Noch im Anfange dieses Jahrhunderts zählte die Linnenfabrication in den Cantonen St. Gallen, Appenzell, Bern (mit dem Aargau) und Luzern zu den wichtigsten Industriezweigen der Schweiz. Heute ist dies jedoch nicht mehr der Fall. Zunächst wirkte die großartige Entfaltung der Baumwollenindustrie sehr nachtheilig auf die schweizerische Linnenindustrie, aber noch verderblicher waren die auswärtigen Zollverhältnisse. Frankreich steigerte den Zoll bis auf 99½ Thaler pro Centner und Oesterreich verbot die Einfuhr der Leinwand in seine italischen Provinzen, wohin allein 3/7 der schweizerischen Linnenausfuhr gingen, ganz. Die Schweiz selbst huldigte schon damals dem Freihandelssystem; ihre Grenzen standen der Einfuhr fremder Fabricate offen. Der Concurrenz der englischen Linnen konnte die Schweiz nicht begegnen.

St. Gallen und Appenzell haben für den Verlust der Linnenindustrie überreichen Ersatz in der Baumwollenindustrie gefunden, so daß heute die Leinwandfabrication, im Großen wenigstens, nur noch in Bern betrieben wird. Man fertigt hier alle Arten Gewebe, von dem unscheinbaren Käsetuch bis zum feinsten Damasttafeltuche, von der groben Hausleinwand bis zum feinsten Battisttaschentuch. Die Zahl der in der Leinenweberei beschäftigten Arbeiter, die zum größten Theil in ihren Wohnungen arbeiten, schätzt man auf 3- bis 4000 und den durchschnittlichen Lohn eines Arbeiters auf 12 bis 16 Ngr. pro Tag.

Den Bedarf des Landes ist man nicht im Stande zu decken; doch fehlt es auch an einer Ausfuhr von seinen Linnen nach Italien und selbst Südamerika nicht. Die Einfuhr beläuft sich jährlich durchschnittlich auf 2356 Centner grobem und 4123 Centner feinem Linnen; die Ausfuhr dagegen auf 918 Ctr. Flachsspinnereien giebt es in der Schweiz nur drei, die den Bedarf an Garn nicht decken können. Jährlich werden durchschnittlich 4642 Centner Garn aus England und Belgien ein- und nur 445 Centner ausgeführt. An eine größere Entwicklung der Spinnerei ist nicht zu denken, da der Flachsbau im Lande selbst nur unbedeutend ist. Während man im Canton Bern bis 1840 noch jährlich 10,000 Centner Flachs gewann, erntete man 1848 nur noch 2000 Centner. Diesen bedeutenden Rückgang schreibt man dem Aufheben einer kleinen Prämie Seitens der Regierung, die mehr den Ehrgeiz der Pflanzer anregte als als eine Belohnung anzusehen war, zu. Die Spinner sind daher genöthigt, den größten Theil des Rohmaterials aus Holland und Rußland einzuführen, und können in Folge dessen nicht mit den englischen Garnen concurriren. Die Einfuhr an Flachs und Hanf, worin jedoch der Bedarf der Seilereien mit einbegriffen ist, beläuft sich durchschnittlich auf 13,480 Centner und die Ausfuhr auf nur 1274 Centner.

Wie England überhaupt erst sehr spät in die Reihe der industriellen Staaten eingetreten ist, so war auch in früherer Zeit von englischer Leinwand auf dem Weltmarkt gar keine Rede. Irland hat allerdings schon sehr früh feines Linnen geliefert, aber an Güte und Dauerhaftigkeit stand es dem

niederländischen und schlesischen weit nach. Der Grund zur englischen Linnenfabrication wurde erst durch die Niederländer, welche der grausame Herzog Alba aus ihrem Vaterlande vertrieb, gelegt. Einigen Vorschub erhielt die Linnenindustrie hier durch die Verbote der Einfuhr der baumwollenen Gewebe aus Ostindien. Man wollte hierdurch den Verbrauch der wollenen und seidenen Stoffe begünstigen. Aber mehr kam das Verbot dem Linnen zu Statten, das schon damals in Irland in großer Menge angefertigt wurde. Das Bedrucken der Leinwand wurde den Engländern gleichfalls durch einen Fremden, einen der Religion wegen aus seinem Vaterlande vertriebenen Franzosen, Namens Cromlie gelehrt.

Heute ist allerdings der Stand der Linnenindustrie ein ganz anderer. Wie England überhaupt den Reigen unter den Industriestaaten führt, so hat auch seine Linnenindustrie, obgleich grade am spätesten begründet, die in allen anderen Staaten weit überflügelt. Am schwersten ist dadurch Deutschland betroffen worden. Während Kaiser Karl V., als er in Paris den königlichen Schatz besichtigte, ausrufen konnte: „Zu Augsburg habe ich einen Leineweber (Fugger), der dies Alles mit Gold bezahlen kann“ und in dem fernen Spanien das Sprichwort entstand: „Er ist so reich wie ein Fugger,“ dient heute der deutsche Leineweber allgemein zur Bezeichnung des größten menschlichen Elendes.

Es existiren wohl wenige Industriezweige, zu deren Cultivirung unser Vaterland einen so wohl begründeten Beruf hat wie zu dem der Linnenindustrie, und doch haben wir uns unfähig gezeigt, das glorreiche Erbe unserer Väter zu bewahren. Jetzt freilich will Niemand die große Schuld des jähen Verfalles der einst so blühenden deutschen Linnenindustrie tragen. Die Industriellen schieben sie auf die schlechte Handelspolitik der Regierungen unseres zerissenen Vaterlandes und diese schreiben das Unglück wieder ungünstigen Zeitläuften zu. Indessen haben beide ihr Möglichstes gethan, den Verfall zu beschleunigen, so daß es eine ganz müßige Arbeit ist, nachzuweisen, wessen Schuld die größere sei.

Ganz allgemein wird als ein Hauptgrund des Verfalles unserer Linnenindustrie der große Aufschwung, den die Baumwollenindustrie in unserem Jahrhundert genommen hat, aufgestellt. Diese Ansicht können wir aber durchaus nicht theilen, denn in England wurde ja gerade zu einer Zeit, wo die Baumwollindustrie sehr mächtig war, der Grund zur Linnenindustrie gelegt und trotz der reißenden Fortschritte, die jene machte, hat sich auch diese so hoch emporgeschwungen, daß sie Ihresgleichen auf der ganzen Erde nicht hat. War das Aufblühen der völlig neuen englischen Linnenindustrie neben der Baumwollenindustrie möglich, so kann diese wahrlich doch nicht den Fall der Jahrhunderte alten, fest begründeten deutschen Linnenindustrie verschuldet haben? Wir müssen uns also nach ganz anderen Ursachen, wodurch dieses traurige Ereigniß herbeigeführt wurde, umsehen.

Den ersten Anstoß zu diesem gewaltigen Umschwunge gab das Aufkommen des Maschinenwesens in England. Jedoch ist es durchaus falsch, wenn man England, wie das häufig geschieht, auch die Erfindung der Flachsspinnmaschine zuschreibt. Die unerwarteten Fortschritte, die in der Fabrication der baumwollenen Waaren durch die Beihilfe der Maschinen, mit deren Hilfe ein Mann mit ungleich geringerer Anstrengung in einem Tag die Arbeit eines Jahres durch die Spindel oder das Spinnrad liefert, herbeigeführt worden waren, mußten sehr bald auf den Gedanken bringen, die Maschinen auch zum Verspinnen des Flachses zu verwenden. Diesen Gedanken zu verwirklichen, war aber nicht leicht. Die Beschaffenheit der Flachsfaser ist eine ganz andere als die der Baumwollenfaser. Nicht geringe Hindernisse setzt die Länge der Faser dem regelmäßigen und gleichförmigen Ausziehen zu einem Faden entgegen. Deshalb theilte man die Faser bei den ersten Spinnversuchen mittelst Maschinen, aber sehr bald wurde man inne, daß das Gespinnst dadurch bedeutend an Festigkeit verliere und diese ist ja der Hauptvorzug der leinenen Gewebe vor den baumwollenen. Man beschränkte sich daher darauf, die kürzeren Abfälle, das Werg, das sich schon mehr in seinen Eigenschaften der Baumwolle nähert, auf Maschinen zu verspinnen.

Napoleon erkannte sehr wohl die große Bedeutung der Flachsspinnmaschinen und da sich ihm hier eine günstige Gelegenheit bot, seinen Haß gegen das mächtige Inselreich zu kühlen, so setzte er am 10. December 1810 einen Preis von einer Million Fran-

len für Denjenigen aus, der zuerst diese Aufgabe lösen werde. Girard entsprach dieser Aufforderung und er ist der Erste, der gut gelungene Resultate beim Verspinnen des Flachses in seiner ganzen Länge erhielt. Er gründete in Paris selbst zwei kleine Flachsspinnereien. Jedoch mit dem Sturze des Gewaltigen ging auch sein Stern unter. Es wäre zuviel, von einem Bourbon zu verlangen, daß er die Wichtigkeit dieser Erfindung eingesehen hätte. An ein Auszahlen des Preises nach dem Sturze Napoleon's war daher nicht zu denken und Girard wandte seinem Vaterlande den Rücken, als er von dem Kaiser von Oesterreich aufgefordert wurde, bei Wien eine Flachsspinnerei zu errichten. Diese, in Hirtemberg belegen, zählte 1819 20 Maschinen mit je 54 Spindeln.

England wurde 1815 zuerst mit Girard's Spinnmaschine bekannt, bis 1826 aber konnte man hier nur grobe Garne anfertigen, weil man den Flachs trocken spann, während Girard bereits von Anfang an hierbei Wasser oder eine alkalische Lauge verwendete, wodurch er bessere Resultate erzielte. Zu dieser Einsicht gelangte man in England erst 1826 und seit dieser Zeit datirt sich der Aufschwung der englischen Linnenindustrie. Wichtige Verbesserungen der Flachsspinnmaschine ließen nicht lange auf sich warten. Seit 1833 decken die englischen Flachsspinnereien nicht allein den Verbrauch im Lande selbst, sondern man führte auch schon für 450,000 Thaler Leinengarn aus. 1837 belief sich die Ausfuhr an Leinengarn bereits auf drei Mill. Thaler und im folgenden Jahre verkaufte man allein an Frankreich für über 5½ Mill. Thaler. Während im Jahre 1800 nur ein Capital von 13⅓ Mill. Thlr. in der britischen Linnenindustrie angelegt war, belief sich dasselbe 1857 auf mindestens 100 Mill. Thlr. In diesem Jahre fanden 150,000 Personen in der Linnenindustrie Beschäftigung. Seit 1835, wo der Werth der ausgeführten linnenen Gewebe und Garne fast 20 Mill. Thaler betrug, ist die Ausfuhr trotz mancherlei Hindernissen stetig gestiegen. Sie belief sich 1845 auf 27¼ Mill. Thaler und 1855 auf 40¼ Mill. Thaler. Davon gingen für 12½ Mill. Thaler nach der nordamerikanischen Union und für 3¾ Mill. Thaler nach den Hansestädten, also nach Deutschland. Die Flachseinfuhr betrug 1833 1,129,633 Centner und 1858 1,283,000 Centner. Die höchste Einfuhr hatte 1853 statt (1,883,000 Centner).

Die großartigen Erfolge Englands weckten dann auch Frankreich aus seinem Schlummer. Girard's Entdeckung war aber bei den französischen Industriellen ganz vergessen. Einzelne suchten sich mit großen Opfern Flachsspinnmaschinen aus England zu verschaffen, deren Ausfuhr bei großer Strafe verboten war, weshalb die einzelnen Theile aus verschiedenen Häfen mit großer Vorsicht fortgeschafft werden mußten. So kostete es denn schweres Geld, um das verlorene Kind, das man kurz vorher durch Nichtbeachtung aus der Heimath vertrieben hatte, in diese wieder zurückzuführen.

Deutschland hatte also mit England zu gleicher Zeit Gelegenheit, die Flachsspinnmaschinen einzuführen und in so fern noch den großen Vortheil, daß es sich direct an den Erfinder dieser Maschinen wenden konnte. Davon aber, daß mit den Maschinen eine neue Epoche der Industrie begonnen, hatten unsere Fabrikanten auch nicht die geringste Ahnung. Sie blieben bei dem alten Schlendrian und um diesen einigermaßen zu entschuldigen, konnte man die Vorzüge der Handspinnerei nicht genug rühmen. Die Folgen blieben nicht aus; die deutsche Linnenindustrie verfiel von Jahr zu Jahr immer mehr, wozu allerdings auch die verkehrte Politik unserer Fürsten ihr Scherflein beitrug, und nun kam man, um den Verfall aufzuhalten, auf den unglückseligen Gedanken, das Linnen durch Baumwolle zu verfälschen. Man glaubte nämlich, daß das Maschinengespinnst, weil es billiger, auch viel weniger Festigkeit besäße als das Handgespinnst, und folglich mußte auch die mit Baumwolle gemischte Leinwand wenigstens eben so haltbar sein, als das Linnen aus Maschinengarn. In Folge dieses Betruges konnte man freilich mit dem englischen Linnen concurriren, aber sehr bald stellte sich die Unhaltbarkeit dieser Fabricate heraus und nun erzielte man gerade das Gegentheil von dem, was man beabsichtigt hatte. Das deutsche Linnen, einst das vorzüglichste auf dem Markte, kam schlechterdings in Verruf.

Der Schutzzoll (für rohes Maschinengarn 2 Thaler, für gebleichtes 3 Thaler, für Zwirn, rohe Leinwand, Zwillich und Drillich 4 Thlr., für gebleichte Leinwand 20 Thaler und für Batist 30 Thaler) konnte den Verfall der

deutschen Linnenindustrie, ja nicht einmal das Eindringen des englischen Fabricates verhindern. Es blieb unsern Industriellen nichts übrig, als gleichfalls Spinnmaschinen einzurichten. Dies geschah erst sehr spät. Die deutschen Flachsspinnereien gehen in ihrer Entstehung nicht über das vierte Decennium in unserem Jahrhundert hinaus. Aber sie allein konnten wenig ändern. Die im Jahre 1851 auf der Londoner Industrieausstellung vorhandenen Flachszubereitungs- und Spinnmaschinen zeigten sich von den zuerst befolgten Grundprincipien nicht sehr verschieden. Die hervorragenden Leistungen Englands in der Linnenfabrication mußten also weniger in den Fortschritten des Maschinenbaues, als vielmehr in der Sorgfalt, die auf die Bereitung des Flachses zu verwenden ist, gesucht werden.

Hier nimmt die Röste, wobei die Substanz, welche die einzelnen Fasern zusammenleimt, durch eine Art Gährung zerstört wird, die erste Stelle ein. Diese Gährung läßt man entweder schnell oder langsam verlaufen, je nachdem man die Flachsstengel in Wasser einweicht oder sie der Einwirkung der atmosphärischen Feuchtigkeit (des Regens und des Thaus) überläßt. Beide Arten erfordern eine sehr große Aufmerksamkeit, soll anders der Ausgang ein gedeihlicher sein. Bei der Wasserröste tritt sehr leicht ein Ueberrösten ein, wodurch die Güte des Flachses beeinträchtigt wird; ein einziger Tag, eine einzige schwüle Nacht reichen dazu aus. Die Land- oder Luftröste führt freilich sicherer zum Ziele, aber sie dauert oft bis zu acht Wochen und hängt daher gar zu sehr von der Witterung ab. Trotz aller dieser Uebelstände blieb man bei uns bei dem alten Verfahren, wie es bereits die Großmutter von der Großmutter gelernt hatte. In Irland dagegen, von wo England meistens seinen Flachs bezieht, war man ernstlich darauf bedacht, eine bessere Methode zu ersinnen. Am meisten wird die Schenk'sche Methode gerühmt, nach der der Flachs zu jeder Zeit in warmes Wasser von 26° R. eingeweicht wird.

Wichtig für die Beschaffenheit des Flachses ist noch das Brechen und Hecheln. Zu diesen Operationen hat man in England verschiedene Maschinen construirt, während bei uns die einfachen und unvollkommenen, von unsern Altvordern ererbten Apparate im Gebrauch blieben.

Die Massenproduction Englands, besonders an baumwollenen Geweben, mußte bald mit der gewöhnlichen Rasenbleiche in Conflict gerathen. Auch diese ist gar zu vielen Unfällen ausgesetzt, da sie Wochen und Monate in Anspruch nimmt, ganz davon abgesehen, daß England große Länderstrecken für die Bleichereien nicht unbenutzt lassen konnte. Man nahm hier also seine Zuflucht zu der chemischen Schnellbleiche mittelst Chlorkalk und errang dadurch einen neuen Triumph über die deutsche Leinwandindustrie, denn man erzielt durch diese sogenannte irische Bleiche und zwar stetig eine Weiße, wie man sie zu erreichen bei der Rasenbleiche nicht immer in seiner Hand hat. Wie das Maschinengespinnst, so fand namentlich auch die irische Schnellbleiche die entschiedensten Gegner unter den deutschen Industriellen; ihrer Ansicht nach war jenes eben so schlecht als diese. Mußte man auch eingestehen, daß die deutsche Leinwand der irischen in der Bleiche nicht gleichkomme, so legte man dennoch Seitens der Fabrikanten auf die Bezeichnung „Rasenbleiche," womit sie ihre Stücke ausrüsteten, einen großen Werth. Allerdings ist die chemische Schnellbleiche einem zweischneidigen Schwert zu vergleichen; die geringste Unachtsamkeit beeinträchtigt die Güte der Waare ungemein. An ein so aufmerksames Arbeiten war man aber vor Jahren in der deutschen Industrie nicht gewöhnt.

Erst seitdem man bei uns den alten Schlendrian aufgegeben und sich das englische Verfahren in allen seinen Einzelheiten, bis auf die kleinen Aeußerlichkeiten, die allerdings den Werth der Waare nicht erhöhen, auf die man aber im Handel einen großen Werth legt, zum Muster genommen hat, ist eine Besserung in den Verhältnissen der deutschen Linnenindustrie eingetreten. Die deutsche Industrieausstellung zu München (1854) gab uns zuerst ein übersichtliches Bild von den Anstrengungen, die man bei uns gemacht hatte, um wenigstens den weitern Verfall der Linnenindustrie aufzuhalten. Mit dieser zugleich war auch natürlich der Flachsbau selbst, der einst für Deutschland von sehr hoher Bedeutung war, sehr tief gesunken und hier mußte zuerst der Hebel angesetzt werden. Um diesem bedeutsamen Culturzweige, der einst vielen deutschen Städten große Wohlhabenheit verschafft hatte, wieder aufzuhelfen, entstand 1851

zu Berlin eine eigene Gesellschaft zur Beförderung des Flachs- und Hanfbaues für die preußischen Staaten und ebenso auch in Oesterreichs Hauptstadt eine eigene Centralstelle zur Förderung der Flachscultur, welcher die reichsten Geldmittel zu Gebote standen und die in Harmsdorf in Mähren eine großartige Flachszubereitungsanstalt gegründet hatte. In Baiern hatte die Regierung die Errichtung einer Flachsröstanstalt nach Schenk'scher Methode mit Geldmitteln unterstützt. Seitens der Regierungen der größeren Staaten wurden in den Gegenden, wo seit alter Zeit diese Cultur hauptsächlich betrieben wurde, eigene Flachsbaulehrer angestellt, die hauptsächlich ihr Augenmerk auf die Vorbereitung des Flachses nach der Ernte zu richten hatten. So finden wir denn bereits eine ganze Reihe größerer und kleinerer auf die Veredlung des Flachsbaues gerichteter Anstalten durch ganz Deutschland, und von ihrer Wirksamkeit sehr erfreuliche Beispiele, wenn schon unsere eigenthümlichen Verhältnisse, der Anbau des Flachses hauptsächlich durch Kleinbauern, dieser mannigfaltige Hindernisse entgegensetzten.

Einzelne in die Augen fallende oder Epoche machende Fortschritte hatte die deutsche Linnenindustrie seit der ersten deutschen Industrie-Ausstellung in Berlin (1844) allerdings nicht aufzuweisen, aber dennoch ließ sich eine erhebliche Wendung zum Besseren nicht verkennen, die sogar zu der Hoffnung berechtigte, daß es der für Deutschland durchaus naturgemäßen Linnenindustrie mit der Zeit gelingen werde, ihren zum großen Theil verlorenen Absatz nach Außen wieder zu erobern. Freilich wird dieser Wunsch nicht so rasch in Erfüllung gehen, denn wenn sich auch offenbarte, daß die Erkenntniß dessen, was Noth thut, und das Bestreben, den rechten Weg einzuschlagen, sich in immer weiteren Kreisen verbreitet, so ließ sich andererseits jedoch nicht verkennen, daß dieser Durchbruch doch viel zu langsam erfolgt und auch nicht überall da, wo man es vorzugsweise hätte erwarten sollen.

Die Vorurtheile gegen das Maschinengarn waren vollständig beseitigt, nur einzelne Fabrikanten bedienten sich noch der Bezeichnung „reines Handgespinst,“ aber wohl mehr nur, um den Vorurtheilen des großen Publicums zu schmeicheln, wenn nicht gar, um dasselbe zu täuschen. Am längsten hatte Westfalen und das Rheinland an der Vorliebe für das Handgespinst festgehalten, aber auch hier hatte endlich eine bessere Einsicht Platz gegriffen, und die Flachsspinnerei mittelst Maschinen Eingang gefunden. Eine langsame, aber constante und sichere Ausbreitung der mechanischen Flachsspinnerei, so wie ein Fortschreiten in der technischen Entwicklung derselben, ließ sich nicht verkennen. In Oesterreich war der Zuwachs an neuen Spinnereien bedeutender, weil die Zollschranken die auswärtige Concurrenz mehr abschließen, aber dessenungeachtet mußte man anerkennen, daß trotz dieser Begünstigung sich im Allgemeinen ein ernstliches Streben nach technischer Vervollkommnung in den ausgestellten Fabricaten bekundete.

Zunächst aber beschränkte sich die deutsche Flachsspinnerei auf die untern Regionen, die groben und mittlern Flachsgarne. Hierin, so wie in den Zwirnen, standen die deutschen Leistungen denen des Auslandes qualitativ in keiner Weise nach. Auch in quantitativer Beziehung konnte man zufrieden sein, denn man durfte eben nicht vergessen, daß alle Flachsspinnereien über die erste Jugend noch nicht hinaus waren. In den feineren Nummern leisteten nur einzelne Spinnereien Erhebliches.

So war denn die Flachsspinnerei auf einem guten Wege; mit der weitern Ausbreitung des rationellen Flachsbaues und der guten Flachsbereitungsanstalten wird sie immer mehr erstarken und damit ist eine neue wichtige Grundlage für ein neues Aufblühen der deutschen Linnenindustrie gewonnen. Leider aber hatten die nothwendigen Neuerungen in der Weberei noch nicht in gleichem Maße Platz gegriffen. In Bezug auf Bleiche und Appretur standen die deutschen glatten Linnen noch sehr weit zurück. Am meisten hatte es sich Würtemberg, wo einst der blühende Linnenhandel nach der Levante reichen Wohlstand verbreitet hatte, angelegen sein lassen, in der Bleicherei, Appretur und Aufmachung der technischen Vollendung nachzustreben, welche die irische Leinwand zur Schau trägt. Im Allgemeinen aber ließ sich nicht verkennen, daß Deutschland noch sehr fern von dem Ziele, die besonders für die Ausfuhr an Irland verlorene Superiorität wieder zu gewinnen, stehe. Die einzelnen Bestrebungen waren aber in so fern höchst bedeutungsvoll, als sie zeigten, daß es uns nicht an dem Können, sondern nur an dem Wollen fehlt.

Erfreulicher waren die Wahrnehmungen in

dem für den eigenen Verbrauch bestimmten schweren Linnen. Hier war von Oesterreich, Preußen und Sachsen recht Tüchtiges und Preiswürdiges geleistet, wenngleich sich andererseits nicht verkennen ließ, daß noch eine Menge von Geschäften vorhanden seien, die einen großen Umfang des Betriebes durch Herabdrücken der Löhne und der Qualität der Waare zu erreichen suchen. Auch in Segeltuchen und Bettdrells konnten verschiedene Aussteller und besonders die Coburger, ohne grade Neues gebracht zu haben, als Erhalter des alten Ruhmes der betreffenden Gegenden gerühmt werden. Gleichfalls ließ sich eine erfreuliche Verbesserung in der Fabrication sehr breiter Waaren für Segel, Decktücher, Malertücher u. s. w. in allen Theilen Deutschlands nicht verkennen.

Daß die Schwierigkeiten, welche der deutschen Industrie im Allgemeinen entgegenstehen sollen, in der That zu besiegen sind, zeigte die Musterweberei, insonderheit die leinenen und halbleinenen Drells für Beinkleider u. s. w. In der Schönheit der Ausführung, der Mannigfaltigkeit und dem Geschmack der Muster bei sehr mäßigen Preisen sind diese Fabricate aus Oesterreich und Sachsen den belgischen, englischen und französischen Stoffen durchaus ebenbürtig. Dieser Zweig der Weberei ist besonders in der Umgegend von Zittau ausgebildet; hier werden auf circa 2000 Stühlen jährlich 100,000 Stück Waare gefertigt, größtentheils für die Ausfuhr nach Südamerika und Italien.

Bei der Anfertigung der leinenen Tischzeuge verläßt man immer mehr den alten Zeugstuhl, an dessen Stelle die Jacquardmaschine immer weiter um sich greift, so daß man selbst in großen Weberdörfern kaum noch einen Webestuhl ohne Jacquard findet. Diese Aenderung ist sowohl für den Arbeiter als auch für die Waare vortheilhaft.

In den eigentlichen Damasten steht Sachsen immer noch an der Spitze, aber in verschiedenen Theilen des Zollvereins und besonders in Oesterreich sind ihm bereits in Bezug auf Ausführung und Mustergeschmack sehr tüchtige Concurrenten erwachsen, ein Beweis, daß heutigen Tages kein Industriezweig lange Zeit ein ausschließliches Eigenthum einer bestimmten Gegend bleiben kann.

Wie man seitdem bei uns in den Anstrengungen ausgeharrt und was man dadurch gewonnen hat, lehrt uns am besten die vorjährige Weltausstellung in London. Die deutsche Linnenindustrie war hier mehr als 1851 und 1855 in Paris in einer ihrer historischen und gegenwärtigen Bedeutung entsprechenden Weise vertreten, und doch ließ sich nicht verkennen, daß nicht allein die großbritannische, sondern auch die belgische Linnenindustrie die deutsche überholt haben, — eine wenig erfreuliche Thatsache, die allerdings schon seit einer Reihe von Jahren auf dem Weltmarkt festgestellt worden ist. England hat seine Ueberlegenheit auch auf diesem Gebiete, auf welchem es sonst als ein Fremdling anzusehen war, auf der Ausstellung im glänzendsten Lichte gezeigt. Nach allen Richtungen hin imponirt es nicht allein durch Mannigfaltigkeit und Vollendung der Waaren, sondern auch durch die Masse der in jeder Gattung ausgestellten Fabricate. Die irischen Linnen waren von den englischen gesondert; sie boten ein umfassendes Bild dieses Industriezweiges, und waren wegen ihrer hohen Vollendung der Glanzpunkt der Ausstellung in diesem Fache. Das Urtheil der Jury, welches über ein Drittel sämmtlicher an Aussteller der 19. Classe vertheilten Medaillen der britischen Linnenindustrie zugesprochen hat, scheint also vollständig gerechtfertigt.

Das kleine Belgien hat in dem letzten Jahrzehnt sich mit so großer Energie und Ausdauer die Entwicklung seiner alteinheimischen Linnenindustrie angelegen sein lassen und auf diesem Gebiete so entschieden an Terrain gewonnen, daß es den Platz unmittelbar neben England einnimmt, wenn es auch auf der Ausstellung England gegenüber vielleicht etwas weiter zurücktrat, als es in Wirklichkeit der Fall war. Dagegen war die Ausstellung von Frankreich und Oesterreich keineswegs dem heutigen Standpunkte ihrer Linnenindustrie entsprechend; die übrigen Länder, mit Ausnahme des deutschen Zollvereins, treten jedoch wie hier auch in Wirklichkeit im Vergleich zu England und Belgien vollständig in den Hintergrund.

In der Abtheilung des Zollvereins hatte Preußen und zwar neben Schlesien Westfalen aus seinem alten Linnendistricte Minden-Ravensberg das Hauptcontingent geliefert. Bielefeld und Herford erregten durch die vorzügliche Güte ihrer Fabricate ein förmliches Aufsehen. In der Güte des Gewebes hat diese Gegend von jeher keine Concurrenz zu

scheuen gehabt, aber jetzt fielen auch die Güte der Maschinengarne und die Bleiche und Appretur in die Augen. Das sind aber entschieden Fortschritte der neuesten Zeit. Seit der letzten internationalen Ausstellung in Paris (1855) hat sich die Maschinenspinnerei von Flachsgarnen in Westfalen nicht allein consolidirt, sondern auch bedeutend erweitert. Die Actienspinnerei „Vorwärts," die damals nur 5000 Spindeln zählte, arbeitet jetzt mit 10,716. Die Spinnerei Ravensberg war damals noch im Bau begriffen; jetzt aber hat sie ihre volle Spindelzahl (24,000) im Betriebe. Neben ihr hat sich die Schönfeld'sche Spinnerei in Herford auf ihrem alten Standpunkte von 3000 Spindeln erhalten.

Mehrere Bleichen und Appreturanstalten sind seit jener Zeit in dieser Gegend nach irländischem Muster neu angelegt oder umgestaltet worden. Die vor Kurzem eingerichtete Garnbleiche der Ravensberger Spinnerei, welche täglich 80 bis 100 Ctr. Garn zu bleichen im Stande ist, kann ihrem Umfange nach dem größten Etablissement Englands, dem von Gill in Horsforth bei Leeds, an die Seite gestellt werden.

Die Segel- und Packtücher der Firma M. H. Willer in Münster gehören mit zu dem Besten, was von dem Zollverein in dieser Gattung ausgestellt war.

Allerdings ist der Umfang der schlesischen Linnenindustrie viel bedeutender,*) aber die westfälische ist doch unbedingt weiter vorgeschritten und kommt dem englischen Muster weit näher. Es scheint, als hätte der gänzliche Verfall des schlesischen Leinenexportgeschäftes eine Entmuthigung hervorgerufen und diesem niederdrückenden Gefühl hat man es wohl zuzuschreiben, daß die Ausstellung dieser Provinz, sowohl der Masse wie dem Arrangement nach, weit hinter den Erwartungen, welche man an die dortige Linnenindustrie als die dem Umfange nach bedeutendste im Zollverein zu stellen berechtigt, zurückgeblieben war. Man scheint es übrigens in Schlesien zu fühlen, daß man mit der Linnenindustrie keine große Ehre mehr einlegt; auf der deutschen Industrieausstellung in München glänzte sie durch ihre Abwesenheit, und sogar auf der Provinzialausstellung zu Breslau (1851) hatte die Linnenfabrication, einst der Stolz der Provinz, nicht einmal die Vertretung gefunden, die sie selbst in ihrem Elende immer noch zu bieten im Stande war. Sie hatte hier nur acht Aussteller aufzuweisen und diese hatten noch dazu verhältnißmäßig so wenig eingesendet, daß es lange nicht ausreichte, um sich von dem immer noch bedeutenden Umfange dieses Fabricationszweiges eine richtige Vorstellung zu machen.

*) In Schlesien sind circa 50,000 mechanische Spindeln und 30,000 Webestühle thätig.

Sogar Pommern war mit einigen schönen Proben von Damasten und Drellen in London vertreten. Uebrigens ist auch hier die Zeit, wo auf dem Lande und in den kleinen Ackerbaustädten in jedem Hause ein Webestuhl stand und die Bauern und die kleinen Ackerbürger, Mann und Weib, einen Stolz darein setzten, nur eigengemachte Leinwand als Kleidung zu tragen, längst vorüber. Man hat hier längst erkannt, daß das Spinnen mit der Hand eine zu unlohnende Beschäftigung selbst für die Winterabende ist, und ebenso haben die überaus billigen baumwollenen Kleidungsstoffe den Geschmack an dem Weben gänzlich verleidet. Dasselbe gilt auch von der Provinz Ostpreußen; auch hier nimmt das Weben der Leinwand auf dem Lande immer mehr ab. Während 1859 noch 1558 Ctr. Leinwand von Königsberg zur See fortgingen, betrug die Ausfuhr 1860 nur 972 Ctr. Der Rückgang beträgt also in einem Jahre 37,61 Procent.

Aus den übrigen Zollvereinsstaaten waren die alten hervorragenden Linnenindustriebezirke (Schwaben, die Lausitz, Oberhessen und Hannover) gleichfalls vertreten. Aber überall erkannte man nur zu deutlich, daß die deutsche Linnenindustrie noch einen sehr weiten Weg zurückzulegen hat, um das gleiche Ziel zu erreichen, wie die englische oder auch nur die belgische. Wenn auch die Thatsache, daß der deutsche Linnenhandel auf dem Weltmarkte selbst in dem letzten Jahrzehnt immer mehr abgenommen hat und der einst so blühende überseeische Export schlesischer Linnen gegenwärtig fast ganz erloschen ist, nicht bestritten werden kann, so macht sich neuerdings doch wieder eine andere erfreuliche und hoffnungerregende Thatsache geltend, nämlich die eben so unbestreitbare Ausdehnung und Consolidation der Leinengarn-Spinnereien.

Die mechanischen Spinnereien datiren bei uns nicht viel länger als seit 1840. 1855

zählte man im Zollverein 80,000 und in Oesterreich 30,000 Spindeln für Leinengarn. Jetzt beläuft sich die Zahl dieser Spindeln im Zollvereinsgebiet auf 158,000;*) sie bleibt also nicht weit hinter der Anzahl (180,000), die in Belgien im Betriebe sind, zurück, wenn man eben die Größe der Gebiete nicht in Anschlag bringt. 1850, wo man in Belgien 96,842 Spindeln in 32 Spinnereien mit 1169 Pferdekräften zählte, war dieses Verhältniß viel ungünstiger. Da diese geringe Zahl aber der belgischen Flachsproduction, die 1846 etwas über 2 Procent der Felder in Anspruch nahm und 350,000 Ctr. Spinnmaterial lieferte, durchaus nicht entsprach, so nahm die Zahl der Spindeln fortwährend zu und trotz der vermehrten Maschinenspinnerei im eigenen Lande nahm die Einfuhr an Flachsgarnen von 1842 bis 1850 um das Doppelte (von 450,000 Ctr. auf 900,000 Ctr.) zu, während die Flachsausfuhr von 132,822 Ctr. auf 231,142 Ctr. (also um 66,5 Procent) gestiegen war. Die Ausfuhr an Linnengespinnsten, die 1841 kaum etwas über 3 Millionen Ctr. betrug, stand 1850 auf 5½ Million und hatte 1845 sogar 9 Millionen betragen.

In Großbritannien dagegen waren 1862 1,216,679 Spindeln in Thätigkeit, ein Vorsprung, der wohl schwerlich je von Deutschland und Belgien abgewonnen werden wird. Während die Spindelzahl bis zum Jahre 1856 im Zunehmen begriffen war und in diesem Jahre 1,288,043 erreichte, die höchste Zahl, ist seitdem in Folge der ungünstigen Conjuncturen ein Rückgang von 5,54 Procent eingetreten. Seitdem sind zwar 36 Jutespinnereien mit 32,982 Spindeln entstanden, aber auch damit ist die Spindelzahl des Jahres 1856 nicht erreicht.

1855 belief sich die Zahl der Spindeln in Frankreich auf 350,000, in Rußland auf 54,000, in Spanien auf 6000 und in der nordamerikanischen Union auf 15,000.

Anders stellen sich die Verhältnisse in der Weberei. Hier ist man bei uns viel weniger geneigt gewesen, den Anforderungen der Neuzeit, der Einführung der mechanischen Webestühle, Rechnung zu tragen. Noch im Jahre 1855 zählte man in Preußen 287,688 Webestühle für Leinen, die mehr oder weniger als Nebenbeschäftigung, und nur 45,921, die gewerbsmäßig benutzt wurden. Von den letztern waren nur 3268, also von 100 der überhaupt gangbaren Stühle noch nicht einer, in Fabriken vereinigt. Gegen 1847 waren in diesen Verhältnissen keine erheblichen Veränderungen eingetreten.

Dasselbe Vorurtheil, welches die deutschen Industriellen einst gegen die Flachsspinnmaschinen hegten, macht sich jetzt wieder gegen die mechanischen Webestühle geltend und doch ist die Einführung derselben eine dringende Nothwendigkeit, soll anders nicht die deutsche Linnenindustrie abermals die Stellung verlieren, die sie sich neuerdings so mühsam wieder errungen hat. Schon der amtliche Bericht über die Pariser Industrieausstellung erörtert die Bedeutung der mechanischen Weberei für die deutsche Linnenindustrie. Das Urtheil ist aber befangen und warnt vor sanguinischen Hoffnungen in dieser Beziehung. Man stellte hier folgende vier Sätze auf:

1) Da, wo die gewöhnliche Menschenkraft ein befriedigendes Gewebe herzustellen im Stande ist, liefert der mechanische Stuhl, zumal in Bezug auf Schwere und Dichtigkeit, keine bessere Qualität des Fabricats.

2) Die Kettenfäden, vermöge der geringern Elasticität des Leinengarns, brechen, wenn die Anzahl der Schläge eine zu große wird, und um dieses Brechen möglichst zu verhüten, wird man genöthigt, bessere und deshalb kostspieligere Garne zu benutzen.

3) Der Einschlag dagegen verhält sich indifferent und es können selbst Handgespinnste dazu verwendet werden.

4) Lose und battistartige Gewebe sind mehr für mechanische Stühle geeignet als dichtere. Selbst bei bedeutend feineren Garnen tritt bei jenen selten ein Brechen der Kette ein.

Diese Ausstellungen wurden jedoch durch die Pariser Ausstellung selbst sattsam widerlegt. Trotz der großen Schwierigkeit, welche die Sprödigkeit und die geringe Elasticität des Leinengarnes dem Verweben auf dem mechanischen Stuhle entgegensetzt, war die Regelmäßigkeit in dem Gewebe bei dem englischen Linnen in der ganzen Bedeutung des Wortes bewundernswerth. Weitere Erfahrungen haben vollends jene Ausstellungen widerlegt.

*) In Oesterreich zählte man 1857 82,000 Spindeln und außerdem wurden noch 1,220,000 Ctr. [illegible] und Hanfgarn mit der Hand gesponnen.

Das Gewebe der mechanischen Stühle ist dem Handgewebe deshalb vorzuziehen, weil es eine größere Gleichmäßigkeit besitzt. Die Dichtigkeit des Gewebes richtet sich ganz nach der Construction der Stühle, der Aufnahme- und Nachlaßbewegung. Hiervon hängt auch die Stärke der Schläge ab. Uebrigens kann man die Elasticität der Kettenfäden durch ein geeignetes Schlichtverfahren wesentlich verbessern. Der mechanische Webestuhl eignet sich nicht allein für besondere Arten von Linnen, sondern für alle, seien es glatte, gemusterte oder Drelle, von den losesten bis zu den dichtesten. Eben dem mechanischen Webestuhl verdankt ja England neben der Spinnmaschine seine Ueberlegenheit in der Linnenindustrie. Dadurch wurden alle Länder, in denen die Linnenindustrie so zu sagen urwüchsig war und seit der ältesten Zeit betrieben wurde, binnen kaum ein paar Jahren völlig aus dem Felde geschlagen.

Will man einen Beweis für die Brauchbarkeit des mechanischen Stuhles haben, so werfe man doch seine Augen auf England, wo uns sofort die ungemein rasche Ausdehnung der mechanischen Webereien, selbst in den letzten sechs Jahren, trotz der ungünstigsten Verhältnisse, trotz der eingetretenen Handelskrisen und trotz der nachtheiligen Folgen, welche der amerikanische Krieg auch für den Linnenmarkt gehabt hat, als ein bedeutsames Moment entgegentritt. 1856 waren in Großbritannien 100 mechanische Webereien, theils selbständig, theils in Verbindung mit Spinnereien, mit 8689 mechanischen Stühlen in Thätigkeit, während man 1862 140 Fabriken mit 11,750 Stühlen zählte. Die Vermehrung beläuft sich auf 35,32 Procent. Dazu kommen noch 27 Jutewebereien mit 554 mechanischen Stühlen.

Belgien, Frankreich und selbst Rußland haben sich diese Wahrnehmungen zu Herzen genommen. Hier hat man in der jüngsten Zeit die Einführung der mechanischen Weberei als eine unbedingte Nothwendigkeit für die weitere Entwicklung der Linnenindustrie erkannt und namentlich Belgien hat sich mit gewohnter Thatkraft auf das neue System geworfen. Die deutschen Industriellen dagegen überlegen immer noch, ob die deutsche Linnenindustrie überhaupt gegenüber der englischen und belgischen Concurrenz noch günstige Elemente zu ihrem Fortbestehen und ihrer Entwicklung besitzt. Wir sollten meinen, die Thatsache, daß die deutschen Flachsspinnereien durchschnittlich mit einem günstigen Erfolge arbeiten, geben eine genügende Antwort auf diese Frage. Der deutschen Linnenindustrie kann nur aufgeholfen werden, wenn sie sich die englische zum Muster nimmt und sich so weit als nur irgend möglich auf mechanische Kräfte stützt. Freilich so saumselig darf man bei der Einführung der mechanischen Webestühle nicht sein, wie bei der der Spinnmaschinen, der Schnellbleiche und der Appretur. Zudem liegen ja bereits auch einige günstige Erfolge bezüglich der mechanischen Webestühle auf deutschem Boden vor.

In Westfalen hat man bereits einen Anfang mit der mechanischen Weberei gemacht. Außer 30 mechanischen Stühlen für glatte Linnen in der Spinnerei „Vorwärts," ist jüngst eine Fabrik für feinere und gröbere glatte Leinwand in Bielefeld errichtet, in der auch mechanische Stühle, zunächst nur in geringer Zahl, arbeiten. Einen erfreulichen Aufschwung nimmt die mechanische Weberei für Segeltuche von Helling in Borgholzhausen, welche zur Zeit mit 72 Stühlen arbeitet. Das Fabricat derselben, welches bald nach der Eröffnung des Betriebes auf dem Markte allgemeinen Beifall fand, hat auch auf der vorjährigen Londoner Industrieausstellung seitens der Jury volle Anerkennung gefunden. Die Erfahrungen, welche man eben hier zu machen Gelegenheit hatte, haben bereits den Plan, eine mechanische Weberei im größern Maßstabe für Leinen, Drelle und Damaste in Bielefeld auf Actien zu errichten, zur Reife gebracht. Auch eine in Münster errichtete mechanische Leinenweberei erfreut sich eines guten Fortganges. Man fertigt hier einen Doppelköper und schwere Segeltuche, welche zu Kautschuktuch für Eisenbahnwagen präparirt werden und zwar 20 Fuß lang und 15 Fuß breit ohne Nath. Die vorzügliche Elasticität unter allen Witterungsverhältnissen, Wasserdichtigkeit und Dauerhaftigkeit hat sich bereits auf der westfälischen Eisenbahn glänzend bewährt.

Namentlich in Westfalen wird die Einführung der mechanischen Weberei um so nothwendiger, da es für die gröberen Linnen an Webern fehlt und selbst zu erhöhtem Lohne nicht genügende Arbeiter gefunden werden können. Hier ist nämlich hinreichende Gelegenheit zu einem bessern Erwerb gegeben und deshalb wenden sich viele Arbeiter von dem

mühsamen und ungenügend lohnenden Verweben gröberer Leinwand gänzlich ab. Soll die Linnenindustrie nicht Schaden leiden, so muß man zu einem regelmäßigen Betriebe übergehen, die Weberei systematisch organisiren und wenigstens für gewisse Zwecke eigene Fabriklocale einrichten, um einen bestimmten Einfluß auf die Arbeiter und ihre Leistungen ausüben zu können. Ohne diese Maßregeln wird es sehr schwer möglich sein, das größere Bielefelder Linnengeschäft auf die Dauer auch nur zu halten.

Zu der Einführung der mechanischen Weberei ist noch aus dem gewichtigen Grunde zu rathen, daß die Mangelhaftigkeit der deutschen Linnen hinsichtlich der Bleiche und Appretur Hand in Hand geht mit der Handweberei. Der Handweber gebraucht nämlich, da ihm das Schlichten in der Regel selbst überlassen wird, zu diesem Proceß gewöhnlich die schlechtesten und unreinsten Materialien und dadurch wird der Bleichproceß wesentlich erschwert. Das Gleiche geschieht auch durch die zu ungleiche Vertheilung der Schlichte auf dem Gewebe. Bei der mechanischen Weberei dagegen geschieht das Schlichten durch die Maschine, die eine gleichmäßige Vertheilung bewirkt. Noch mehr kann man den Bleichproceß, wenigstens bei den mittlern Linnensorten, erleichtern, wenn man das Schlichten ganz unterläßt, indem man das Garn nicht vollständig trocken, sondern mit einem gewissen Feuchtigkeitsgehalt sofort auf die Ketten- und Schußspulmaschinen bringt. Diese Art zu arbeiten ist aber nur dann zulässig, wenn Spinnerei und Weberei mit einander verbunden sind.

Ein anderer Hauptgrund, warum in unsern Bleichereien so ungenügende Resultate erzielt werden, liegt in der zu großen Ungleichartigkeit der Gewebe, die alle über einen Kamm geschoren werden. Die mechanischen Webereien liefern gleichartige Gewebe in größeren Massen und lassen deshalb eine Theilung der Arbeit in den Bleichereien zu, wobei jedem Gewebe leicht das richtige Maß in der Behandlung zu Theil werden kann. Es ist merkwürdig, wie geschickt unsere Industriellen mit Ausreden bei der Hand sind, wenn es gilt, den alten Schlendrian zu vertheidigen. So soll z. B. die Vortrefflichkeit der englischen und insonderheit der irischen Bleiche einzig in einem günstigeren Klima liegen. Das Letztere kann allerdings nicht geleugnet werden, aber die Rasenbleiche spielt heute bei der irischen Schnellbleiche doch nur eine sehr untergeordnete Rolle.

Auch über die Frage, ob die mechanische Weberei in ökonomischer Beziehung vortheilhafter sei als die Handweberei, ist man bei uns noch nicht einig, obgleich hierüber in England doch jahrelange Erfahrungen vorliegen. Im Allgemeinen nimmt man in England an, daß sich die Generalkosten der mechanischen Weberei den Löhnen für die Herstellung eines Gewebes auf dem Handstuhle gleichstellen, wenn der Dampfwebestuhl grade doppelt so viel webt als der Handweber. Hierbei sind jedoch die Arbeitslöhne in der mechanischen Weberei außer Acht gelassen. Diese fallen jedoch nicht sehr in's Gewicht, da ein mechanischer Webestuhl fünfmal so viel leistet als ein Handstuhl, und dann kann auch der einzelne Arbeiter, wenn er einmal eingelernt ist, namentlich bei gewissen Leinensorten, bequem zwei Stühle überwachen.

Die sonstigen günstigen Bedingungen, die England voraus haben soll, existiren mehr in den Köpfen unserer Industriellen als in der Wirklichkeit. In der Beschaffung des Rohmaterials sind die englischen und schottischen Spinnereien wohl nicht wesentlich begünstigt, da sie meistens russischen, preußischen, belgischen und holländischen Flachs verarbeiten. Sind bei uns Kohlen und Eisen theuer, so ist das eben unsere Schuld, daß wir die Geschenke der Natur nicht so zu benutzen verstehen wie die Engländer. Diese Nachtheile lassen sich durch einige Energie beseitigen und zum Theil werden sie auch dadurch aufgewogen, daß bei uns ohne Zweifel die Arbeitslöhne billiger sind als in England, wenn schon nicht geleugnet werden soll, daß ein geübter englischer Arbeiter mehr zu leisten im Stande ist als ein deutscher. Allerdings sagt man, daß zunächst auch die mechanischen Webestühle aus England bezogen werden müssen und dadurch eine Vertheuerung um 20 Procent entstehe. Aber das wird sich hoffentlich sehr bald ändern. Die letzte Londoner Industrieausstellung hat hinreichend gezeigt, daß die Maschinenbauerei in Deutschland keineswegs hinter der Englands zurücksteht.

Uebrigens zeigt die deutsche Flachsspinnerei deutlich genug, daß die natürlichen Vortheile, unter denen England arbeiten soll, sich in

eitel blauen Dunst auflösen, sobald man sie nur scharf in's Auge faßt. Schon heute sind wir im Stande, die gröberen und mittleren Nummern der Flachsgarne zu demselben Preise zu fabriciren, wie England. Bei den feineren ist dies noch nicht der Fall, weil man es eben noch nicht ernstlich gewollt hat.

Je länger man die Einführung der mechanischen Weberei überlegt und verzögert, um so mehr wird nicht allein der erste Schritt, den wir in der Leinwandindustrie vorwärts gethan haben, die Flachsspinnerei, gefährdet, sondern die ganze Industrie muß dann auch unaufhaltsam rückwärts und zuletzt ganz untergehen. Ein altes Sprichwort sagt schon: „Wer einmal A gesagt hat, muß auch B sagen." Darum ohne Zögern vorwärts.

Die große Ueberlegenheit, die England in so kurzer Zeit in der Linnenindustrie erreicht hat, ist darin begründet, daß man nur reelle, rein leinene Waaren auf den Markt brachte und selbst die geringeren Qualitäten auf eine Weise ausrüstet, daß das Auge dadurch bestochen wurde. Man scheute keine Anstrengungen, um möglichst Vollkommenes zu leisten, und um dieses zu erreichen, scheute man keine Ausgaben, wenn es galt, verbesserte Maschinen anzuschaffen. Erst sehr spät ist man bei uns dazu gelangt, die große Bedeutsamkeit dieser Ansichten einzusehen. Aber noch immer kann man sich nicht rückhaltslos zu dem Grundsatz: „Selbst ist der Mann," der einzigen Richtschnur der englischen Industriellen, bekennen. Man hat zwar, freilich sehr spät, erkannt, daß das einzige Heil der deutschen Linnenindustrie in der raschen Ausbreitung und Vervollkommnung der früher so gelästerten Maschinenspinnerei zu suchen sei, aber auf die eigenen Kräfte hat man doch wenig Vertrauen. Neben den thätigen Bemühungen der Industriellen selbst, hält man noch die weisen Anordnungen und Maßregeln der hohen Regierungen und die allgütige Vorsehung für durchaus nothwendig. So ist es zu lesen in den Berichten der Handelskammern in den Hauptgegenden unserer Linnenindustrie.

Eine der weisen Maßregeln unserer hohen Regierungen, durch die man wähnte, den jähen Verfall unserer seit Jahrhunderten so blühenden Linnenindustrie Einhalt gebieten zu können, war die Steigerung des Einfuhrzolles auf Leinengarne von 5 Ngr. auf 2 Thlr. pro Ctr. seit dem 1. Januar 1847. Sehen wir uns die Folgen dieser Maßregel näher an. Sie treten uns in der nachfolgenden Zusammenstellung der Garneinfuhr und Ausfuhr in dem Zeitraum 1856 bis 1860 vor Augen.

	Einfuhr	Ausfuhr
1836/40	53,558 Ctr.	36,598 Ctr.
1841/45	71,864 „	31,482 „
1846/50	64,472 „	24,746 „
1856/60	114,142 „	17,127 „

während das kleine Belgien in der Periode 1855/59 jährlich im Durchschnitt 20,570 Ctr. Linnengarn ausführte.

Der um das Zwölffache erhöhte Schutzzoll und die sonstige Unterstützung, welche die Regierung direct den Spinnereien zukommen ließ, haben also keine sonderlichen Früchte getragen, die uns für das Schutzzollsystem einnehmen könnten. Seit Einführung des erhöhten Schutzzolles ist die Ausfuhr an Linnengarn um weitere 30,79 Procent gefallen, so daß sie jetzt um 53,20 Procent geringer ist als vor 25 Jahren, wo die Spinnerei nicht geschützt war. Dabei ist aber die Garneinfuhr seit dem Eintritt des Schutzolles um 77 Procent gestiegen. Die Spinnerei war also trotz des Schutzzolles nicht einmal im Stande, den eigenen Bedarf zu decken.

Den Grund dieser betrübenden Erfahrung sucht Hansemann jun. darin, daß die Hoffnung auf den Gewinn nicht verlockend genug für das Capital gewesen sei. Wir wüßten nicht, daß diese Aussicht, seit 1855, wo sich die Zahl der Spindeln fast verdoppelt hat, verlockender geworden wäre und andererseits hat sich das Capital vielfach in Unternehmungen eingelassen, wo die Aussicht auf den Gewinn noch viel weniger verlockend war. Wie sieht es z. B. im Allgemeinen mit der Rentabilität unserer Eisenbahnen aus? Wie viel Capital ist nicht in der Runkelrübenzuckerfabrication zu Grunde gegangen, bevor diese festen Fuß gefaßt hat. Und noch heute können die Aussichten auf Gewinn, den dieser Industriezweig dem Capital bietet, nicht sehr verlockend sein, da die Fabrik zu Waghäusel, eine der größten, ihren Actionnären nur 6 Procent Dividende bietet, und doch haben wir es dahin gebracht, nicht allein den Zucker für den eigenen Bedarf zu erzeugen, sondern davon auch noch für die Ausfuhr übrig zu haben.

Ein großes Hinderniß für eine gedeihliche Entwicklung unserer mechanischen Flachsspinnerei ist der ungenügende Flachsbau. Wir

sind deshalb auf Holland, Ostpreußen und Rußland angewiesen, da aber England in demselben Falle ist, so werden in Folge dieser Concurrenz die Preise so sehr vertheuert, daß sie zum Werthe des Gespinnstes in keinem Verhältnisse stehen. Dieses Hinderniß ist aber durch die Anlage von Flachsbereitungsanstalten, die dem Producenten einen sicheren Absatz gewähren, zu beseitigen, und zwar um so mehr, als wir nicht wie England wegen unseres Brotbedarfes auf das Ausland angewiesen sind. Der Einfluß dieser Anstalten, welche das Rösten nach verbesserten und zeitersparenden Methoden, so wie das Brechen und Hecheln auf eine einfachere Weise, als es dem einzelnen Producenten möglich ist, besorgen, scheint sich in der jüngsten Zeit schon bemerklich zu machen. So betrug z. B. 1862 die Zufuhr von inländischem Gewächs zum Breslauer Flachsmarkte 11,124 Ctr. gegen 2391 Ctr. im Vorjahre. In den 11 Jahren 1851/61 kamen jährlich im Durchschnitt nur 3408 Ctr. auf den Markt. Die größte Zufuhr in dieser Zeit (5264 Ctr.) fällt auf das Jahr 1855 und die geringste 2160 Ctr.) auf das Jahr 1854. Auch aus Westfalen berichtet man neuerdings, daß die Aussaat bedeutend größer sei als in den früheren Jahren. Wie viel wir hier noch nachzuholen haben, lehrt der Umstand, daß im ersten Halbjahr 1861 155,731 Ctr. Flachs, Werg, Hanf und Heede in den Zollverein eingeführt wurden und in demselben Zeitraum von 1862 188,873 Ctr., wovon 27,159 und 28,689 Ctr. auf Oesterreich kommen.

Ohne die Ausbildung der mechanischen Spinnerei bleibt die Lage unserer Linnenindustrie eine unsichere. Noch jetzt ist die größere Hälfte des inländischen Garnes mit der Hand gesponnen, aber von Jahr zu Jahr wird diese Arbeit weniger lohnend und immer mehr dient das Spinnen nur als Aushilfe für den Erwerb, wenn gar keine andere Arbeit vorhanden ist. Wie sehr die Handspinnerei im Rückgange begriffen ist, sehen wir deutlich aus der Ausfuhr des Linnengewebes.

Stellen wir die Ein- und Ausfuhr der letzten 25 Jahre zusammen.

	Einfuhr	Ausfuhr
1836/40	48,979 Ctr.	164,766 Ctr.
1841/45	39,953 „	115,401 „
1846/50	30,858 „	113,228 „
[illegible]6/60	48,399 „	152,864 „

Die Ausfuhr steht also um 7,22 Procent gegen die vor 25 Jahren zurück. Fassen wir aber die Ausfuhr der letzten Periode näher in's Auge, so stellt sich das Verhältniß noch ungünstiger. Sie betrug 1855 190,348 Ctr. und stieg im nächsten Jahre auf 210,523 Ctr., dann aber trat ein Sinken auf 120,551 Ctr. im Jahre 1856 ein. Seitdem ist die Ausfuhr wieder bis auf 143,596 Ctr. im Jahre 1860 gestiegen, so daß sie also hinter der vor 25 Jahren um 12,85 Procent zurücksteht. Der Schutzzoll auf das Garn hat sich also völlig unwirksam erwiesen; im Gegentheil ist die Ausfuhr nur in Folge der trotz des Schutzzolles so bedeutend gestiegenen Garneinfuhr möglich geworden.

Bei Belgien und England sehen wir dagegen in diesem Zeitraume eine bedeutende Steigerung der Linnenausfuhr. In Belgien steigerte sich die Ausfuhr von 55,251 Ctr. auf 84,608 Ctr., also um 53,13 Procent, und in England von 295,099 Ctr. auf 359,991 Ctr., also um 21,78 Procent. Den heutigen blühenden Stand der belgischen Linnenindustrie schreibt man allgemein den hohen Garnzöllen (5,57 bis 23,4 Thlr. pro Ctr.) zu und hiernach schauen denn auch unsere Industriellen sehr sehnsüchtig aus. Man vergißt aber, daß die Schutzzölle in Belgien, die bereits 1834 eingeführt wurden, die Linnenindustrie vor einer sehr traurigen Periode nicht bewahren konnten. Während die Ausfuhr 1838 noch 9,87 Millionen Thlr. betrug, war sie 1839 auf 6,4 Millionen Thlr. und 1848 gar auf 2,93 Millionen Thlr. gefallen. Von da an trat wieder eine Steigerung ein, so daß die Ausfuhr 1850 4,27 Millionen Thlr. erreichte und in der Periode 1856/60 bis auf 6,765,000 Thlr. gestiegen war. Trotz des hohen Schutzzolles steht auch hier die Ausfuhr immer noch um 23,74 Procent hinter der vor 25 Jahren zurück.

Daß die Schutzzölle allein es nicht thun, zeigt ganz deutlich Frankreich. Auch hier sank die Ausfuhr in der Periode 1841/45 auf 6,613,333⅓ Thlr. gegen 7,413,333⅓ Thlr. in der Periode 1836/40, also um 10,79 Procent. Da erhöhte man 1845 den Garnzoll auf 5,57 bis 23,4 Thlr. pro Ctr. und nun steigerte sich zwar der officielle Werth der Linnenausfuhr in der Periode 1855/59 auf 10,4 Millionen Thlr., aber das Resultat wird ein ganz anderes, wenn wir zugleich die

Größe des Landes mit in Anschlag bringen. Betrachten wir die Linnenausfuhr exclusive Spitzen der verschiedenen Länder aus diesem Gesichtspunkte, so ergeben sich in der gleichen Periode 1856/60 für Belgien 6,765,000 Thlr. oder pro Kopf 1,47 Thlr., für England 28,376,000 Thlr. oder 1,03 Thlr. pro Kopf, für den deutschen Zollverein 10,644,000 Thlr. oder 0,31 Thlr. pro Kopf und für Frankreich nur 4,278,000 Thlr. (und davon kommen 36,91 Procent auf die Colonien, die der Zollverhältnisse wegen gezwungen sind, ihren Bedarf vom Mutterlande zu beziehen) oder pro Kopf nur 0,11 Thlr.

Uebrigens handelt es sich bei unserer Linnenindustrie ja gar nicht darum, den einheimischen Markt zu schützen, sondern den verlorenen auswärtigen wieder zu gewinnen; bis auf diesen reicht die Macht des Schutzzolles nicht. Hier sind Sonne und Wind für alle Industrien gleich und hier allein zeigt sich die Ueberlegenheit der einen Industrie über die andere im rechten Lichte. In Deutschland selbst hat das fremde Linnen kein Terrain gewonnen; die Einfuhr ist heute im Gegentheil um 580 Ctr. geringer als vor 25 Jahren.

Betrachten wir die Ausfuhr der deutschen Linnen näher, so wird das Bild für unsere Industrie viel ungünstiger. Wir sehen dann zwar, daß die Ausfuhr der gröberen Gewebe (im Werthe von 50 bis 90 Thlr. pro Ctr.) in der Zeit von 1846 bis 1860 von 53,896 Ctr. auf 121,164 Ctr., also um 124,81 Procent, gestiegen ist, aber dafür ist auch die Ausfuhr der feineren Gewebe (im Werthe von 150 bis 300 Thlr.) von 59,332 Ctr. auf 22,405 Ctr., also um 62,24 Procent, gesunken und damit auch der Werth der Gesammtausfuhr von 17,190,745 Thlr. auf 8,127,355 Thlr., also um 52,72 Procent.

Das sind die Folgen des Verlustes des Marktes in Amerika, vorzugsweise auf der Insel Cuba, einst der stärkste Consumtionsplatz für deutsche Linnen, und in Mexiko und in Spanien. In dem letzteren Lande wurden die Einfuhrzölle auf Leinen 1841 auf 60 bis 100 Procent vom Werthe erhöht. In Amerika sind wir durch die Concurrenz der englischen, aus Maschinengarn gefertigten, leichten, feinen, egalen Waare mit so bestechender Appretur total besiegt worden. 1857 sank der Export von Schlesien nach Amerika wiederum gegen 1855 um 1/3 oder vielleicht gar die Hälfte. In ordinären und mittelfeinen Linnen, den sogenannten Platillas, dem früheren Hauptartikel für die überseeische Ausfuhr, zeigte sich eine Zeit lang noch ein etwas lebhafterer Verkehr. Ebenso betrug der Absatz einer 6/4 breiten Waare, Rouanes genannt, die früher besonders aus Böhmen bezogen worden war, aber da sie sehr unreell ausfiel, der schlesischen weichen mußte, immer noch 3- bis 4000 Stück im Jahre. Eine rein leinene Waare, 12/4 breit, für Bettlaken, brachte gleichfalls noch ganz genügende Preise und sogenannte Creas à la Morlai aus Sachsen und Mähren wurde auch noch periodisch und abwechselnd mit Vortheil exportirt. Aber seit 1861 ist die Ausfuhr von Linnen nach Amerika, die einst allein aus den schlesischen Kreisen Reichenbach, Schweidnitz und Waldenburg Millionen betrug, auf ein reines, unerhebliches Nichts herabgesunken. Die geringeren Sorten werden immer mehr durch baumwollene und halbleinene Waaren ersetzt und für diese ist vorläufig England die natürlichste Bezugsquelle. Hin und wieder wird zwar noch ein Geschäft in alten zurückgebliebenen Ladenhütern, die doch endlich einmal versilbert werden müssen, gemacht, aber nur mit beträchtlichem Verlust. Einen regelmäßigen Absatz haben wir in Amerika nicht mehr, und somit ist dieses einst so glänzende Exportgeschäft als völlig erloschen zu betrachten, da von gewinnbringenden Geschäften keine Rede mehr ist. Wie einst England die deutsche Fabrications- und Ausschmückungsmethode nachahmte, so haben unsere Fabrikanten neuerdings die englische imitirt, ohne aber den gänzlichen Verfall des Geschäftes aufhalten zu können. Ob es uns je gelingen wird, diesen einst so einträglichen Markt für feine Linnen wieder zu gewinnen, ist sehr fraglich; gelangen wir nicht bald dahin, in der mechanischen Leinengarnspinnerei mit gleichen Waffen gegen die auswärtigen Concurrenten zu kämpfen, — und dazu sind leider wenig Aussichten vorhanden, — so bleibt er uns wohl für immer verloren.

Nach Norwegen, Schweden, Dänemark, Holland, Polen und Rußland findet zwar immer noch ein bedeutender Absatz von Creas, gebleichten, gefärbten und rohen Linnen so wie Halblinnen aller Art statt, und in einem geringeren Grade auch nach der Schweiz und Italien, aber diese Märkte sind doch nicht

im Stande, den in Amerika verlorenen Absatz aufzuwiegen. Man klagt allgemein, daß der Gewinn des Fabrikanten auf diesen Märkten verhältnißmäßig ein sehr geringer sei und ganz besonders bei den feineren Linnen. In manchen Jahren läßt man für die Ausfuhr nur arbeiten, um die Webekräfte in Hoffnung auf bessere Conjuncturen zu erhalten und die angelegten Capitalien in Bleichen, Färbe- und Appreturanstalten in der gleichen Hoffnung so lange als möglich zu conserviren.

Wir haben oben gesehen, daß das Hauptgeschäft der deutschen Linnenindustrie in den gröberen Waaren besteht, aber auch hier hat sich in den letztern Jahren eine sehr empfindliche Concurrenz eingestellt. Unsere rohen Drilliche, Sack- und Packleinen sind durch die englischen Gewebe aus Jute, die durch ihr Aussehen und ihre Billigkeit bestechen, wenn schon sie bis jetzt nur zu gewissen Zwecken als tauglich befunden werden, sehr in's Gedränge gekommen, zum Theil durch die eigene Schuld der Weber selbst, die vielfach an Länge, Breite und Qualität unreelle Waare lieferten, zum Theil aber auch durch die eigenthümlichen Grundsätze, die in unsern Zollgesetzen herrschen. Während das Garn mit 2 Thlr. pro Ctr. beim Eingange belastet ist, zahlen die Gewebe selbst nur 2½ Ngr. Auch das Rohmaterial muß pro Ctr. 5 Ngr. entrichten, d. h. 3 bis 4 Procent des Werthes. Durch diese Zollsätze schlägt man unsere Industrie gradezu in Fesseln. Tritt hier nicht bald eine Aenderung ein, so steht zu befürchten, daß in nicht ferner Zeit der umfangreiche Verkehr in unserm starken rohen Linnen ganz unterdrückt wird, denn mit jedem Jahre wird die Einfuhr an englischen Jutegeweben massenhafter, je mehr England die bei uns in Verbrauch kommenden Sorten kennen lernt und seine Fabrication auf deren Anfertigung ausdehnt. So hat es z. B. bereits den sehr bedeutenden Bedarf unserer Wachstuchfabrication an sich gerissen. Obgleich die Jutegewebe viel weniger haltbar sind, so zieht man sie doch vor, weil sie gleichmäßiger und weit billiger sind.

Um dem Verfall der Linnenindustrie Einhalt zn thun, hat man in Bielefeld den glücklichen Gedanken gehabt, sich auf die Anfertigung von Wäsche zu legen. Obgleich noch jung, hat sich dieses Geschäft doch des besten Erfolges zu rühmen, so daß es ganz den Anschein hat, daß der Artikel „fertige Wäsche“ für Bielefeld eine besondere Specialität werden wird. Allerdings entzieht sich dieser Industriezweig einer genauen Controle, aber so viel steht doch fest, daß er viele Hände in mehr oder weniger lohnender Weise beschäftigt und in Folge der regelmäßig eingehenden Aufträge an Ausdehnung gewinnt.

Schon seit langer Zeit hat man sich mit dem Gedanken getragen, den einheimischen Flachs an die Stelle der fremden Baumwolle zu setzen. Diese Frage hat in der Gegenwart, wo so viele Spindeln wegen der mangelnden Baumwolle feiern müssen, und die hohe Wichtigkeit der Linnenindustrie, weil man das Material dazu im Lande selbst gewinnt, so recht in die Augen springt, eine erhöhte Bedeutung erlangt und eben deshalb taucht sie grade jetzt wieder sehr häufig in den technischen Journalen auf. Auch wir dürfen daran nicht achtlos vorübergehen.

Wir haben schon im Eingange angedeutet, daß man für den Flachs nicht die Baumwollespinnmaschine benutzen konnte, sondern dafür eigene Maschinen erfinden mußte, und angegeben, daß solches bedingt sei durch die verschiedene natürliche Beschaffenheit der Baumwolle- und Flachsfaser. Ueber diese gibt uns das Mikroskop Aufschluß. Betrachten wir beide mit Hilfe dieses scharfen Auges, so erscheint uns die Baumwollefaser als ein langgezogener dünner Schlauch, gleichsam bandartig mit abgerundeten Rändern und ähnlich wie ein Korkenzieher gewunden, während die Fasern des Flachses cylindrisch, wie ein Schilfrohr gegliedert oder mit Knoten versehen sind. Vor der Reife des Samens stellt die Baumwollefaser ebenso wie die Flachsfaser eine cylindrische Röhre dar; die Abplattung und die Schraubenwindungen, die dem Faden beim Spinnen mehr Halt, aber dem Gewebe eine Rauhigkeit geben, so daß es beim Anfühlen leicht vom Linnen zu unterscheiden ist, treten erst bei der Reife ein und diese Form behält die Faser bei, so lange sie existirt. Nichts ist im Stande, sie zu zerstören, selbst nach der gewaltsamen Operation des Einstampfens der Lumpen erkennt man noch ganz deutlich die Baumwollefaser in dem Papier.

Während die Baumwollefasern alle einzeln und lose in der Kapsel enthalten sind, liegen die langen Flachsfasern in dem Bast, der als eine Röhre den holzartigen Stengel der

Leinpflanze umgibt, und sind sowohl unter sich als auch mit dem Holze durch den sogenannten Pflanzenleim verbunden. Der dadurch bewirkte Zusammenhang ist so innig, daß eine vollständige Zertheilung, Trennung und Reinigung der Faser von dem Holze, wie solches der Verspinnung wegen durchaus erforderlich ist, auf bloß mechanischem Wege ohne großen Aufwand an Zeit und Verlust an zerstörten Fasern nicht erzielt werden kann. Daher nimmt man seine Zuflucht auch zu chemischen Operationen und eine solche ist die Röste. Selbst durch das Rösten, Brechen und Hecheln erhält man die Flachsfaser nicht als solche, sondern immer nur als einen Faden, d. h. als ein Vielfaches von Fasern, die alle durch den Pflanzenleim innig mit einander verbunden sind.

Die Cotonisirung des Flachses läuft also darauf hinaus, die einzelnen Flachszellen von einander zu trennen, und das kann nur durch chemische Mittel geschehen.

So brachte schon die erste große Industrieausstellung zu London, 1851, Proben einer solchen Flachswolle. Der Erfinder derselben, Namens Claussen, trug sich mit der Hoffnung, die Hälfte der Baumwolle durch im Lande selbst gebauten Flachs zu ersetzen. Schon damals ahnte man dunkel, wie gefährlich es für die Baumwollenindustrie sei, daß sie für die Beschaffung des Materials durchaus von Nordamerika abhängig sei. Claussen's Erfindung machte daher in England das größte Aufsehen, aber praktische Folgen hat sie nicht gehabt, — der Erfinder, der glaubte, England die größte Wohlthat erzeigt zu haben, starb in einem Irrenhause.

Allerdings verliert die Flachsfaser durch die Umwandlung in Flachswolle einen ihrer größten Vorzüge. Die Festigkeit des Gespinnstes wird wesentlich beeinträchtigt. Die einzelnen Theile, in welche die Faser gespalten wird, können nicht wieder so fest miteinander verbunden werden, wie es die Faser, die alle diese Theile geliefert hat, ursprünglich durch den Pflanzenleim war. Doch an diesem Mangel ist Claussen nicht gescheitert. Der Stein des Anstoßes, durch den er zu Falle gebracht wurde, war der Preis seines Fabricates. Die Flachswolle war fast doppelt so theuer als die beste Baumwolle. Hieran sind auch in der Folge alle Versuche gescheitert, der Flachswolle Eingang in die Industrie zu verschaffen.

Heute liegen allerdings die Sachen anders. Die Baumwolle wird heute mit dem Sechsfachen des Preises vor den nordamerikanischen Wirren bezahlt. Nun kann auch die Flachswolle nicht allein mit der Baumwolle concurriren, sondern sie ist selbst bedeutend billiger. Deshalb ist man auch vielfach in neuester Zeit auf die alten Pläne zurückgekommen, da es in volkswirthschaftlicher Hinsicht von großer Bedeutung ist, die vorhandenen Baumwollenspindeln wieder in Thätigkeit zu setzen.

So ist es z. B. neuerdings dem Spinnereibesitzer Tetzner in Görkau (Böhmen) gelungen, den Flachs in seine Zellen aufzulösen und im Großen auf den gewöhnlichen Baumwollemaschinen ohne jede Beihilfe von Baumwolle zu verspinnen. Seine Flachswolle ist etwas leichter als der rohe Flachs. Die einzelnen Zellen sind so fein wie die feinste Sea-Islands-Baumwolle, aber bedeutend werthvoller als diese, da die einzelnen Zellen eine Länge von 2¼ bis 3 Zoll besitzen, also die meisten Baumwollensorten an Länge übertreffen. Gebleicht gibt die Flachswolle der besten Baumwolle an Weiße nichts nach; sie besitzt einen glasartigen Glanz, ähnlich wie die Seide.

Bis jetzt wird jedoch die Flachswolle nur zu gröbern Garnen versponnen. Tetzner fertigt nur die Nummern 4 bis 8 und diese verkauft er den Centner zu 53,57 bis 66,96 fl. Zwar lassen sich auch feinere Garnnummern aus der Flachswolle herstellen, aber der Preis derselben ist noch ein unverhältnißmäßig hoher.

Im Erzgebirge fertigt man gleichfalls Flachsbaumwolle, von der übrigens schon auf der letzten Industrieausstellung zu London verschiedene Proben englischer Fabrikanten zu finden waren.

Man macht von dieser Errungenschaft viel Rühmens und träumt schon davon, daß, wie wir bereits den Colonialzucker von unserm Markte verdrängt haben, dies ehestens auch mit der Baumwolle der Fall sein werde. Man bedenkt aber nicht, daß die übermäßig hohen Preise der Baumwolle, wodurch allein das Aufkommen der Flachswolle möglich geworden ist, nur die Folge ganz ungewöhnlicher Umstände sind und keine Dauer haben können. Treten die gewöhnlichen Preise wieder ein, so ist es mit der Flachswolle vorbei. Uebrigens sind die Ansichten über

die volkswirthschaftliche Bedeutung der Runkelrübenzuckerfabrication sehr getheilt. Auffallend ist es, daß sich England ganz fern davon gehalten hat, obgleich wir die „Erbweisheit“ nicht gar sehr hoch anschlagen. Unserer Ansicht nach hat unsere Landwirthschaft andere Aufgaben zu erfüllen, als Zucker und Baumwolle zu bauen. Ohne Zweifel wäre es verständiger gewesen, statt fremde Treibhauspflanzen zu cultiviren, unsere alten naturwüchsigen Industrien, wie z. B. die Linnenindustrie, die schon zu Luther's Zeiten, wo an keine britische Leinwand zu denken war, in hoher Blüthe stand, vor dem Krebsgange zu bewahren.

Der Mangel an Baumwolle, der sich jetzt so fühlbar macht, hat auch zu andern Versuchen, das Absatzgebiet, welches die Linnenindustrie in früherer Zeit in Folge des großartigen Aufschwunges der Baumwollenindustrie an diese verloren hat, wieder zu erobern, Veranlassung gegeben. Ein Aufschwung der Linnenindustrie bedingt nothwendig eine beträchtliche Erweiterung des Flachsbaues und um diese herbeizuführen, ist wiederum erforderlich, daß man bei der Vorbereitung des Flachses von der jetzt noch allgemein üblichen Bearbeitung mit der Hand zu den Maschinen übergeht. Letztern hat man daher in der jüngsten Zeit große Aufmerksamkeit zugewendet. Besonders hat die Patent Scutching Machine (Flachsschwingmaschine) von J. Friesländer in Belfast in Großbritannien, Frankreich, Belgien und Schlesien ein sehr bedeutendes Aufsehen erregt und ein sehr günstiges Urtheil sich errungen. Selbst in Spinnereien, wo sich starke Vorurtheile gegen Flachsbereitungsmaschinen überhaupt geltend machten, hat man diese nach den verschiedensten Versuchen aufgegeben und der erwähnten Maschine ungetheilten Beifall gezollt. Diese liefert nicht allein weit bessere Qualität aus dem Rohproduct, sondern erzielt auch, was bis jetzt bei derartigen Maschinen nicht erreicht werden konnte, einen weit höhern Ertrag an spinnbaren Fasern als durch die Handarbeit. Dabei ist die Leistungsfähigkeit der Maschine 5 bis 10 Mal so groß als die der geübtesten Handarbeit. Zum Nachschwingen von nicht gehörig gereinigtem Flachs bewährt sich diese Maschine gleichfalls außerordentlich. Da sie sehr einfach und leicht transportabel ist, so dürfte sie sich auch für den Gebrauch in der Landwirthschaft, namentlich da, wo es an Arbeitskräften mangelt, sehr empfehlen.

Wenn wir auch die Hoffnungen, die man hinsichtlich der Flachswolle hegt, nicht theilen können, so dürfte doch die Krisis, die über die Baumwollenindustrie so jählings hereingebrochen ist, nicht ganz ohne Früchte für die Linnenindustrie sein, besonders wenn jene, wozu leider die volle Aussicht vorhanden ist, noch eine Zeitlang andauert.

Staatsminister von Beust.

In der Behandlung der nun wirklich zur brennendsten gewordenen Ehrenfrage Deutschlands, wir meinen die hochwichtige und bedeutungsvolle schleswig-holsteinische Angelegenheit, hat Sachsen von Anfang an nicht allein unablässige Thätigkeit und Wachsamkeit sich zur Aufgabe gemacht, sondern sich auch mit höchst anerkennenswerthem Eifer, der hoffentlich noch entschiedenere Erfolge haben wird als bisher, vorangestellt.

Es ist dies vor allen Dingen dem Staatsminister Freiherrn von Beust zu danken.

Friedrich Ferdinand Freiherr von Beust gehört eigentlich einer aus dem in der Altmark liegenden Kreise Stendal stammenden ritterbürtigen Familie an. Einzelne Glieder derselben hatten sich nämlich nach dem Meißnischen gewendet, wo sie bald im Staatsdienste Ehren und Würden sich zu erwerben wußten und den Zweig gründeten, dessen älterer Linie, welche zu Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts freiherrlich geworden, der k. sächs. Kammerherr und Oberhofgerichtsrath Friedrich Karl Leopold von Beust, der Vater des gegenwärtigen königlich sächsischen Ministers für das Auswärtige und Innere, und des gleichfalls sächsischen Oberberghauptmanns entsproß.

Herr von Beust, wie der Erstere gemeinhin meistens in der Presse genannt wird, ist am 13. Januar 1809 geboren und hat bis zu seinem dreizehnten Jahre hauptsächlich von seiner edlen Mutter, die aus der Familie derer von Carlowitz stammte und welcher der bekannte Pädagog Dinter das von ihm für Mütter gebildeter Stände geschriebene Buch „Malvina“ gewidmet, seine Erziehung erhalten. Während der Jahre 1822 bis 1826 bereitete er sich auf dem Gymnasium „zum heiligen Kreuz“ in Dresden für

die Universitätsstudien vor, die er in Göttingen als Zuhörer namentlich eines Eichhorn, Heeren und Sartorius begann und in Leipzig vollendete. Theils durch die Vorlesungen der genannten Gelehrten, theils durch die günstigen Aussichten, welche Familienverbindungen für die diplomatische Carrière eröffneten, dazu bewogen, hatte er sich neben dem Rechtsstudium auch mit großem Eifer und regem Interesse mit Geschichte, den Staatswissenschaften und der höheren Politik beschäftigt.

Nach glücklicher Absolvirung seiner juristischen Prüfung machte er in dem Ministerium des Auswärtigen seinen Acceß, wurde 1832 bei der damaligen Landesdirection Assessor, ohne jedoch damit seiner Beschäftigung im Departement des Auswärtigen zu entsagen, und trat dann eine größere Reise durch die Schweiz, Frankreich und England an. Von derselben zurückgekehrt erhielt er 1836 den Posten eines Legationssecretärs bei der sächsischen Gesandtschaft am preußischen Hofe, den er 1838 mit der Stellung eines Attaché in Paris vertauschte, um schon 1841 selbst Geschäftsträger in München zu werden, als welchem ihm u. A. die Aufgabe wurde, die Unterhandlungen über den Anschluß der baierischen an die sächsisch-voigtländische Eisenbahn zu leiten.

Zur Zeit der Märzbewegung (1848) in Deutschland finden wir Herrn von Beust als Ministerresidenten in London und er wäre wohl schon damals, da er sich als ein höchst talentvoller Diplomat gezeigt hatte und die ganze Gunst des Königs besaß, bei Entlassung des Ministeriums von Könneritz mit an das Staatsruder berufen worden, hätten sich die Ereignisse nicht so unaufhaltsam überstürzt. Statt dessen erhielt er nach Bildung des neuen Ministeriums (Braun, Oberländer, von der Pfordten), den Gesandtschaftsposten in Berlin, wo er bis zum Sturze desselben blieb, um in der letzten Februarwoche des Jahres 1849 in dem Ministerium Held das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen.

Seitdem ist Herr von Beust, obwohl im Anfange nicht nominell zum Präsidenten des Cabinets gemacht, bis auf den heutigen Tag der eigentliche Leiter, die Seele und Triebfeder der sächsischen Politik gewesen und hat hierbei allerdings jederzeit ein außerordentliches Genie, ungemein viel Rührigkeit und einen ebenso seltenen Scharfblick für eine kluge Benutzung günstiger Augenblicke als eine staunenswerthe Gewandtheit, eine sich in den Wechsel der Verhältnisse leicht fügende Geschmeidigkeit an den Tag gelegt. Selbst die Gegner seiner auswärtigen Politik, die nicht immer den materiellen und moralischen Kräften Sachsens entsprechend gewesen und meistens zu sehr das Interesse der Dynastie verfolgt hat, haben daher seine Bedeutung als Staatsmann anerkennen müssen und ist er auch im Auslande stets als solcher sehr gewürdigt worden, wie sich z. B. die „Revue des deux Mondes“ in ihren politischen Uebersichten öfters höchst günstig über ihn geäußert hat: „Monsieur de Beust est un homme d'esprit, supérieur au petit théâtre qu'il occupe.“ — „Un des plus habiles hommes d'état de l'Allemagne, un de ceux qui depuis 1848 y ont montré le plus de présence d'esprit et d'activité . . .“

Der Antritt seines neuen Amtes fiel in eine wildbewegte Zeit und nicht lange darauf galt es, eine Revolution zu bewältigen, die bekanntlich am 3. Mai 1849 in der Residenz ausbrach, um — nichts anderes wenigstens war ihr eigentlicher Endzweck — die Regierung zu stürzen und die Republik zu proclamiren. Da der größte Theil des sächsischen Heeres aber grade damals in Schleswig-Holstein sich befand, um trotz aller Tapferkeit und Aufopferung nichts weiter als die Schande der Nation zu erkaufen, so zeigte sich die disponible Truppenmacht als zu gering, den Aufstand schnell zu unterdrücken und in Folge dessen wendete sich Herr von Beust um militärische Unterstützung an Preußen, dessen Hilfstruppen allerdings es zumeist zu danken war, daß Sachsen wenigstens von badnischen Zuständen verschont blieb. Es war daher wohl kein Wunder, daß sich die Regierung Sachsens auch zunächst nun dem preußischen Hofe ganz anschloß und dies führte zu dem in der Nacht zum 26. Mai stattfindenden Abschlusse des „Dreikönigsbündnisses“ zwischen Preußen, Hannover und Sachsen. Der Zweck desselben war die Bekämpfung der Partei des Umsturzes und die Ausführung des aus den Berathungen der Frankfurter Nationalversammlung hervorgegangenen Verfassungswerkes mit denjenigen Abänderungen, welche „durch die Rücksichten auf das Wohl der Gesammtheit sowohl als der Einzelstaaten als geboten“ erschienen; einen der wich-

tigsten Punkte des Dreikönigsentwurfes bildete auch die Einführung eines Bundesschiedsgerichtes. Aber der ganze Bau sollte über den Entwurf nicht hinauskommen und des Volkes Hoffnung auf eine endliche, heißersehnte Einigung des deutschen Vaterlandes mußte wieder begraben werden, denn da das Bündniß nur unter dem Vorbehalte seitens Hannovers und Sachsens abgeschlossen worden war, daß auch der Süden Deutschlands sich in den durch die fragliche Verfassung bestimmten Reichsverband begeben müßte, ehe sie sich zu einem bleibenden Verharren in demselben verpflichteten, dies jedoch weder von Baiern und Würtemberg, noch auch ganz besonders von Oesterreich zu erreichen war, so glaubten sich auch Hannover und Sachsen nicht gebunden. Sie fürchteten die Hegemonie Preußens und machten daher von ihrem Vorbehalte Gebrauch, wodurch sie freilich auf sich den Schein wälzten, daß es ihnen überhaupt mit der Sache kein Ernst gewesen und daß sie sich in Wahrheit nicht entschließen wollten, die durch den Zweck der nationalen Einigung nun einmal unumgänglich erforderlichen Opfer von ihrer Sondersouveränität zu bringen, zu denen sie beim Eingehen des Bündnisses nur durch die Gewalt der Verhältnisse gedrängt worden waren. Als demungeachtet der Verwaltungsrath der Union, der bereits 23 Regierungen andererseits beigetreten waren, die Wahlen zu einem Reichstage nach Erfurt ausschrieb, so legte der Vertreter Sachsens, Herr von Zeschau, am 22. October dagegen Protest ein und verließ Berlin, welchem Beispiele auch bald darauf Hannover folgte. Damit aber verlor das Bündniß zwei wesentliche Stützen.

Als dann diese beiden Staaten sogar am 27. Februar 1850 mit Baiern und Würtemberg das „Vierkönigsbündniß" abschlossen, so erregte dieser schnelle Umschlag in der Politik Sachsens natürlich die lebhafteste Opposition im Lande, die zu unterdrücken verschiedene Maßreglungen, sowie Auflösung des Landtages und Restituirung der in Folge der Ereignisse von 1848 beseitigten Kammern angewendet werden mußten.

Seitdem hat zwar die Politik des Herrn von Beust auf der einen Seite eine sehr warme Hinneigung zu Oesterreich und eine entschiedene Abneigung vor Preußen gezeigt, doch aber auf der anderen Seite ihr hauptsächlichstes und vornehmstes Bestreben dahin gerichtet, für die Mittelstaaten, und an der Spitze selbstredend für Sachsen, eine bedeutungsvollere Stellung in den diplomatischen Verhandlungen auf der Weltbühne zu erringen.

Das Erstere machte sich nicht allein 1850 sogar durch eine bewaffnete Demonstration gegen den nördlichen Nachbarstaat handgreiflich, wobei nur das Olmützer Uebereinkommen es nicht zu noch Schlimmerem kommen ließ, sondern auch 1852 durch den Versuch des Herrn von Beust, die österreichische Handelspolitik, selbst auf die Gefahr hin einer Sprengung des Zollvereins gegen Preußen durchzusetzen — und endlich dadurch, daß sich 1859 vielleicht kein anderer Staatsmann mehr für die Betheiligung an dem Kriege Oesterreichs gegen Italien und Frankreich abgemüht hat, als Herr von Beust.

Für seine mittelstaatliche Politik dagegen zeugt seine Thätigkeit während des orientalischen Krieges, in welchem er die Rolle eines Vermittlers zwischen den Tuilerien und Petersburg übernahm, ohne jedoch dann die erwünschte Zulassung eines Vertreters der deutschen Mittelstaaten an dem Congresse zu erlangen; dafür legt ferner sein Bestreben auf den Würzburger Ministerconferenzen*) und in deren Folgezeit Zeugniß ab; dafür sprechen verschiedene Aeußerungen, die Herr von Beust, der, beiläufig gesagt, ein Kammerredner par excellence ist, seinen Landtagsreden mehrfach eingeflochten hat, in denen er z. B. die Einigung der Mittelstaaten als nothwendig hinstellte, „da ihr Beruf der sei, durch ihr Vorhandensein im deutschen Bunde, durch die Unterstützung, die sie zu versagen oder zu gewähren hätten, den Zwiespalt unter den beiden Großmächten zu verhüten, oder ihn wenigstens in seiner Entwicklung aufzuhalten, der ungeschmälerte Fortbestand dieses Factors daher die beste Bürgschaft der Unzertrennlichkeit zwischen beiden sei;" dies beweist in neuester Zeit seine, die Sache der Herzogthümer betreffende Haltung und sein Bemühen, die deutschen Mittel- und Kleinstaaten zu einem festen und einmüthigen Zu-

*) Von diesen hat am 18. Febr. 1864 eine Wiederholung stattgefunden und soll dabei Herr von Beust namentlich zwei Dinge beantragt haben: zuerst einen engeren Bund auf Grund des Art. XI. der Bundesacte und dann die in Frankfurt in Antrag zu bringende active Betheiligung des Bundes an dem Kriege gegen Dänemark.

sammenhalten zu bewegen und die Unabhängigkeit der aus denselben bestehenden Majorität in der Bundesversammlung zu wahren. Uebrigens ist ohne Zweifel anzunehmen, daß Herrn von Beust hierbei auch das heilige Recht Schleswig-Holsteins, die deutsche Integrität und die Ehre seines Landes wahrhaft am Herzen liegen, wie dies ja auch aus seinem Depeschenwechsel mit dem Gesandten des von Anmaßung strotzenden Englands hervorgeht. Möge er daher wirklich nicht um einen Schritt breit von dem Standpunkte abweichen, den er in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit eingenommen hat, möge er vielmehr nichts unversucht lassen, um die bundestreuen Regierungen endlich zu einer energischen und einmüthigen That zu veranlassen. Die Zukunft wird lehren, ob dieser Wunsch, der ja auch der Wunsch des gesammten deutschen Volkes ist, in Erfüllung gehen wird und ob das Vertrauen ein gerechtfertigtes gewesen, welches ihm von den jetzt versammelten Ständen zu Theil geworden ist.

Am Bundestage ist Herr von Beust noch lange Zeit der eifrigste Widersacher der Reformpläne Preußens gewesen und noch im Juli 1861 erklärte er in einer Rede im sächsischen Landtage, daß einer Reform des deutschen Bundes zu Liebe, wie Preußen und ein großer Theil der deutschen Nation sie erstrebe, die Einzelstaaten ihre volle Souveränität nicht im Mindesten weiter beschränken lassen könnten, wenn sie ihre Selbständigkeit nicht völlig verlieren wollten. Im November desselben Jahres trat er indessen selbst mit einem Reformprojecte auf, welches, der constitutionellen Theorie entsprechend, die Bundesgewalten in eine vollstreckende, gesetzgebende und richterliche sondern sollte und eine, freilich der Initiative entbehrende Abgeordnetenversammlung aus 128 Repräsentanten der Landesvertretungen gewährte. Wenn nun auch dieses, nach allen Seiten hin Zugeständnisse machende Project bewies, daß Herr von Beust endlich auch zu der Ueberzeugung von einer nothwendigen Umgestaltung des Bundestages gekommen war, so faßte es doch zu sehr bloß die Regierungen und Höfe in's Auge und berücksichtigte zu wenig die Volkswünsche; es ist bekannt, daß es nicht durchging. Im vergangenen Jahre war Herr von Beust auch für den österreichischen Bundesreformentwurf wieder sehr thätig.

Sagen wir zum Schluß noch, daß der sächsische Ministerpräsident ein Mann von „politischer Witterung" ist und in Folge dessen ein liberalerer Zug durch das seit der Reaction höchst conservativ*) regiert gewesene Sachsen geht und wenn die von Herrn von Beust bei Gelegenheit des Leipziger Turnfestes im Sommer vorigen Jahres gegebene Versicherung, daß „das freie Wort in Sachsen nicht gebannt sei," auch in Zukunft treulich gehalten wird, so wird er Dank und Anerkennung vom ganzen Volke ernten! —

Süd-Tyrol.

Es sind in den letzten Jahren die Theorien über die „natürlichen Grenzen" wieder sehr in den Vordergrund getreten und allenthalben ist durch Schrift und Wort dieses Capitel nach allen seinen Richtungen hin verhandelt worden. Dabei haben blinde Leidenschaft, Eifersucht und Mißgunst alle Klugheit und die praktischste Nothwendigkeit bei Seite gesetzt. Namentlich ist ein Theil unsers deutschen Vaterlandes in den letzten Jahren mehrfach in dieser Beziehung der Zankapfel für Politiker und Kannegießer gewesen. Das herrliche Südtirol soll durchaus italienische Provinz sein und werden! Selbst deutsche Stimmen haben in dieser Streitsache, sich selbst verläugnend und nur geleitet von politischen Voreingenommenheiten, für die Feinde unsers gemeinsamen Vaterlandes Lanzen gebrochen.

Von den bedeutendsten Strategen der Gegenwart ist wiederholt darauf aufmerksam gemacht worden, welch unbedingte Nothwendigkeit der Besitz Südtirols für Deutschland ist, ebenso ist wiederholt und namentlich neuerdings durch Dr. Perkmann in seinen „Studien aus Südtirol" gründlich nachgewiesen worden, wie unhaltbar die Gründe der italienischen Politiker sind, wenn sie, auf der Ausbreitung italienischer Mundarten fußend, Südtirol als einen Theil der italienischen Halbinsel betrachtet wissen wollen. Hierbei stützten sich dieselben namentlich auf die Theorie

*) So wurde erst 1862 eine bereits 1850 in Aussicht gestellte Reform des Wahlgesetzes für die Landtagsabgeordneten in Ausführung gebracht, ohne jedoch so durchgreifend zu sein, wie es zu wünschen gewesen wäre.

von den „natürlichen Grenzen," welche sie für das einheitliche Italien auf dem Höhenzug der Alpen gezogen wissen wollen, damit das junge Reich einen sichern Anhaltspunkt zur Vertheidigung gegen etwaige Eroberungsgelüste der Deutschen habe; sodann behaupten sie, die Bewohner jenes Territoriums seien ein Glied der ganzen italienischen Völkerfamilie und dürften nicht länger von ihrem Stamme getrennt bleiben, trotz aller historischen Ueberlieferungen und staatsrechtlichen Bedenken.

Um diese Ansprüche gehörig widerlegen zu können, ist es vor Allem nothwendig, die Plastik des Bodens von Südtirol so deutlich wie möglich darzulegen, insofern sie die strategischen Operationen mitbestimmen hilft; sodann muß nachgewiesen werden, wie sich daselbst die beiderseitigen Nationalitäten nach Zahl und Beschaffenheit zu einander verhalten, um dadurch zu zeigen, daß das Land nicht nur staatsrechtlich zu Deutschland gehört, sondern daß damit auch ein rein deutscher Volksstamm aus seinem bisherigen Verbande mit dem Mutterstocke losgerissen werden soll.

Südtirol umfaßt die ganze Gruppe von Bergen und Thälern, welche südlich vom Brenner und dem Passe von Reschen-Scheideck bis zur Veroneser Clause sich erstreckt, im Osten an Kärnthen, im Westen an die Schweiz grenzend und von der ungeheuren Felswand der Centralalpen nach Süden zu abfallend, die ungefähre Gestalt eines rechtwinklichen Dreiecks annehmend, welches mit seiner Hypotenuse die Grenze gegen das venetianische Gebiet bezeichnet und von Nordost nach Südwest bis an das östliche Ufer des Gardasees verläuft, während die kürzere Kathete auf dem Reschen-Scheideck beginnend, direct nach Süden zieht und anfangs die Grenze zwischen Tirol und der Schweiz bildend, nach Ueberschreitung des Stilfserjochs die Lombardei bis zum Gardasee von Tirol trennt. Die dritte Dreieckseite von Westen nach Osten auf dem höchsten Kamme der Alpen hinlaufend und nur von zwei bedeutenden Einsattlungen im Quellengebiet der Etsch und am Ursprung der Eisack und der Still unterbrochen, bildet die Grenze von Nord- und Südtirol. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint dieses keilförmige Einschieben zwischen die Gebiete Veneziens und der Lombardei für die italienischen Theorien zu sprechen, betrachtet man aber die Terrainverhältnisse genauer, so findet man bald, daß Südtirol von diesen beiden Provinzen sehr schroff getrennt ist; daß namentlich nach der Lombardei hin fast die ganze Strecke von eisumstarrten Bergen gebildet wird, die nur beim Uebertritt des Chieseflusses unterbrochen wird und höchstens hier einen „natürlichen" Zusammenhang Tirols mit der Lombardei und einen Uebergang zwischen den beiderseitigen Ländern gestattet, denn die Straße über das Stilfserjoch, von Spondinig nach Bormio und Mailand, überragt und durchschneidet noch um mehrere hundert Fuß die Linie des ewigen Eises. Außer dieser, von der österreichischen Regierung mit ungeheuren Mühen und Kosten hergestellten Verbindungslinie, wird die Communication nur durch verwegene Schmuggler und Wildschützen auf kaum zu findenden Schleichwegen erhalten. — Die Verhältnisse der Grenze nach Venetien zu sind, wenn auch die kolossalen Gletschermassen größtentheils fehlen, nicht viel anders, denn auch hier hat die Natur durch viel verschlungene Gebirgszüge und Riffe Sorge getragen, daß das keilförmige Südtirol so gut als möglich von dem wälschen Nachbarlande geschieden bleibe, denn nur das Val Sugana und Val d'Arsa, ersteres mit der Straße zwischen Bassano-Feltre nach Triest, letzteres mit der Straße zwischen Vicenza und Roveredo und die Kunststraße durch das Pusterthal, welche erst in unsern Zeiten von der österreichischen Regierung angelegt worden, bilden angemessene Vermittlungen zu einem regen Leben und friedlichen Verkehr zwischen beiden Gebieten. Einen leichtern natürlichen Zusammenhang, als an den beiden Seiten des Dreiecks, läßt sich nun allerdings in dessen südlicher Spitze vermuthen, wo das Etschthal nach Verona zu ausmündet, aber während das obere und mittlere Etschthal, wie kein anderes Thal im Bereich der Centralkette, sich erweitert, wird es zwischen Roveredo und Verona wieder so eng und schluchtenreich, wie nur die Hauptthäler es zu sein pflegen. Dasselbe ist mit dem Flußgebiete der Sarca der Fall, das schon in der Mitte des Lago di Garda aufhört, eine freie und offene Pforte zwischen Süden und Norden zu bilden.

Obgleich nun die allgemeine Uebersicht der Bodenbeschaffenheit an den Grenzen Südtirols genügen könnte, die Ansprüche der italienischen Actionspartei auf's richtige Maß zurückzuführen, so lassen sich die Anhänger der

Theorie von den „natürlichen Grenzen“ in ihren bescheidenen Ansprüchen nicht irre machen und verlangen gleich, zur Sicherstellung Italiens gegen Deutschland, das ganze Südtirol bis zum Brenner und Finstermünz. Wie wichtig aber grade für Deutschland der Besitz Südtirols in strategischer Beziehung ist, erhellt mehrfach aus den verschiedenen Kriegsoperationen, welche im Laufe der Jahrhunderte zwischen dem Süden und Norden Mitteleuropa's stattgefunden haben. Um den Besitz der wichtigsten Linie, der Etschlinie, ist schon viel Blut geflossen. Die Linie steht direct zwischen dem Po und der obern Donau und in ihrem Bereich liegt innerhalb der Alpen der einzige Platz, wo mit größeren Truppenmassen ein entscheidender Schlag ausgeführt werden kann. Auf diesem Platz, dem Landschaftsdelta bei Botzen, gebildet durch den Zusammenfluß der Etsch mit der Eisack, theilt sich die von Verona die Etsch entlang kommende Hauptstraße in zwei Arme, von denen der eine gegen Nordwest in die Gegend des Bodensees und des mittlern Rheins, die andere nach Nordost in das Inner-Oesterreich und in das Gebiet der Donau führt. Die strategische Wichtigkeit dieser Hauptstraßen erhellt sofort, wenn man bedenkt, daß die eine mit der strategischen Hauptstraße aus Frankreich, die andere mit der Linie aus dem Venetianischen über den Karst convergirt. Die Geschichte beweist diese Behauptung. Die Römer hatten bereits Besitz gefaßt im fernsten Asien und im Norden von Afrika, Iberien und Gallien stand unter ihrer Herrschaft und selbst bis nach Britannien hin hatten sie sich ausgedehnt, nur das wichtigste Nachbarland, das nahe Deutschland, stand noch in ungebrochener Kraft und ungeschmälerter Freiheit, weil es den römischen Legionen noch nicht gelungen war, die Alpenpässe zu durchbrechen. Kaum aber war diese Augabe gelöst und mit ungeheuren Opfern und Mühen das Etschthal gewonnen und durch unzählige Befestigungen gesichert, so konnten die Legionen direct gegen Norden aufbrechen und ohne noch auf energischen Widerstand zu stoßen, erreichten sie bald den Inn und die Donau, wo sie sich mit den Legionen aus Gallien und den Truppen von Aquileja vereinigten. Mit dieser Lösung der südtirolischen Frage erfolgte nur zu bald die Unterwerfung des größten Theiles von Süddeutschland.

Was das Etschthal dem Drusus war, wurde es auch für Napoleon; auch dieser strengte alle Kräfte an, um diese strategische Hauptlinie zu gewinnen und für sich offen zu erhalten. — Diese Erscheinungen werden jedesmal wiederkehren, so oft sich die Kämpfe zwischen den germanischen und romanischen Racen erneuern werden, und deutlich zeigen sie auf die Aufgabe hin, welche deutschen Fürsten und Völkern im Süden des Brenners gestellt sind.

Nächst der geographischen Lage Südtirols stützen die Vertreter der Ideen Jung-Italiens ihre Ansprüche bei ihren Annexionsbestrebungen auf das sprachlich-nationale Element und behaupten, daß die Sprache und Nationalität seiner Bewohner rein dem romanischen Stamme angehöre. Darin werden sie noch durch einen altererbten Irrthum der öffentlichen Meinung in und außer Deutschland, für dessen Fortpflanzung die Geographen bestens sorgen, wobei Einer dem Andern nachbetet, bestärkt, nämlich daß Deutsch-Tirol nur der nördliche Theil der ganzen Provinz sei, während der italienische Antheil das ganze Südtirol umfasse. Wie folgenschwer eine solche Verwechslung der natürlichen Gliederung des Landes mit den Grenzen der sprachlich-nationalen Verhältnisse werden kann, hat die Geschichte unsrer Tage gelehrt.

Es wird zweckmäßig sein, bei Beleuchtung dieser Frage uns vorher mit einigen statistischen Daten bekannt zu machen. Ganz Tirol hat einen Flächenraum von 502 Quadratmeilen, davon kommen 300 auf Süd-, 202 auf Nordtirol, mit einer Gesammtbevölkerung von 762,000 Seelen, die aber höchst ungleich vertheilt sind, denn während in Nordtirol kaum 1000 Menschen auf die Quadratmeile kommen, steigert sich diese Zahl in den Kreisen von Trient, Kaltern, Meran und Botzen auf 2350, 3000 und 3900 Seelen.

Die beiden Hauptsprachen des Landes bilden die deutsche und die italienische und nach der geographischen Ausbreitung dieser Sprachen theilt man die Provinz in Deutsch- und Wälschtirol, ersteres umfaßt einen Flächenraum von 382, letzteres von 120 Quadratmeilen. Von den Bewohnern sprechen drei Fünftel deutsch und zwei Fünftel italienisch. Dabei ergibt sich noch, daß der größte Theil der Deutschen in Südtirol lebt, 218,000 gegen 216,000, die in Nordtirol leben, und ferner, daß das von Deutschen bewohnte Südtirol um mehr als den vierten Theil größer ist,

als Wälschtirol, denn ersteres hat 182, letzteres nur 118 Quadratmeilen.

Die Grenzlinie zwischen dem deutschen und wälschen Südtirol giebt Dr. Perkmann folgendermaßen an: „Es beginnt dieselbe im Westen der Provinz bei der Zufallspitze, am „Ende der Welt," und zieht sich auf dem hohen Jochgrat des Gebirges, welches die innere Hälfte des Thales Mortell und ganz Ulten von den Thälern Rabbi und Val di Sol scheidet, in grader Richtung gegen Osten bis zur Spitze des Laugen, am Uebergange von Meran nach Fondo-Cles im Val di Non. Von da neigt sie sich, der Wendung des Gebirges folgend, gegen Süden und bleibt in dieser Richtung auf dem ganzen Verlauf des Höhenzuges, der den Nonsberg vom Etschlande trennt, über die Mendel bis zum Ausgange des Val die Non in das große Etschthal. In der Nähe der Mündung des wilden Noce, der durch die enge Schlucht der allbekannten Rochetta hervorbraust in die Etsch, bezeichnet am linken Ufer des Baches das Dorf Deutschmetz (Mezzo Tedesco) die äußerste Station des deutschen Elements in Tirol, während jenseits des Noce das Dörfchen Wälschmetz (Mezzo-Lombardo) den Beginn des italienischen Gebiets im Bereich des Hauptthales anzeigt. Hier durchschneidet die Linie der Sprachgrenze das Etschthal und setzt sich dann in der Richtung nach Nordosten fort, auf dem Rücken jenes Jochzuges, welcher das Fleinserthal zuerst vom Etsch-, weiterhin aber, unter dem bekannten Namen des Schlern und der Seißeralpe, vom untern Eisackthale scheidet und bis zum Hintergrunde von Fassa, am Fuße des Eisberges der Marmolata, an der venetianischen Grenze fortläuft. Theils deutsch, theils italienisch redende Bevölkerung haben die unbedeutenden Bezirke von Buchenstein und Ampezzo, in den zu Tirol gehörigen Quellengebieten des Cordovole und der Baita, kleinere Nebenflüsse der venetianischen Piave."

Folgt man auf der Karte dieser Grenzlinie, so wird man finden, daß der größte und herrlichste Theil Südtirols von deutschen Stämmen des reinsten Blutes bewohnt wird, denn rein deutsch sind zunächst das schöne Vinschgau mit den Nebenthälern Martell und Schnals, die Bewohner des Burggrafenamts, d. h. die Weichbilder des alten Schlosses Tirol und der Stadt Meran, das ebene Etschthal mit den Nebenthälern von Ulten und Passeier und das gesammte Pusterthal. Außerdem leben eine Menge Abkömmlinge germanischer Stämme im untern Etschthal und dem größten Theil des Eisackgebietes.

Aber nicht nur die Sprachverbreitung beweist uns, daß Südtirol hauptsächlich deutsches Land ist, nein noch eine Menge von Nebenumständen, wie der reiche Schatz der deutschen Sagenliteratur, wie die Menge von altdeutschen Anschauungen und Einrichtungen des Familien- und Gemeindelebens, wie eine Menge alter, noch theilweise in Wirksamkeit stehender Dorfrechte, wie der in den größern Bauten vertretene germanische Styl, zeigen uns deutlich, welchem Lande und welchen Stämmen Südtirol angehört.

Der Anfang einer Italienisirung eines Theils von Südtirol ist bis zur Longobardenherrschaft zurückzuführen, wo die Umgestaltung des römisch-deutschen Lebens in das italienische im Allgemeinen derselben Metamorphose folgte, wie sie sich unter den Germanen im benachbarten Pogebiet vollzog. Unstreitig würde auch ganz Südtirol dieser Umwandlung in's Italienische gefolgt sein, hätten nicht die fränkisch-alemanischen und bojarischen Stämme einen Keil in's Etschthal vorgeschoben. Weitere Fortschritte machte der Italianismus, als im elften Jahrhundert Südtirol in den Besitz und unter die Leitung der Kirche kam. Zwar zogen zu Anfang die Trienter Bischöfe, um die unterirdischen Schätze gehörig auszubeuten, deutsche Bergleute in's Land, welche dem italienischen Elemente kräftigen Widerstand leisteten. Als aber namentlich die Knappschaften, im sechzehnten Jahrhundert, regen Antheil an den Bewegungen der Reformation nahmen und als Luther's Lieder so gut im Etschthal wie in Thüringen wiederhallten, da beschloß man mit Hintansetzung aller culturlichen Vortheile und unter Anwendung aller möglichen Gewalt und römischen Hinterlist diese gefährlich scheinenden Elemente zu entfernen. Die Protestantenverfolgungen in Tirol und Salzburg haben dem Weitergreifen des italienischen Elements wesentlichen Vorschub geleistet. Nicht minder begünstigen dies noch jetzt die ganzen Diöcesverhältnisse Südtirols, denn bekanntlich zerfällt dasselbe nach seiner kirchlichen Eintheilung in zwei große Gruppen, als deren Hauptpunkte Brixen und Trient gelten. Wir haben es hier namentlich mit dem Bisthum Trient zu thun, was nicht nur Wälschtirol, sondern

auch einen großen Theil des deutschen Südtirol umfaßt. Nun sind die Inhaber der höhern und höchsten geistlichen Stellen meist Italiener, welche zur Besetzung der niedern Stellen, der Ortsgeistlichen und Lehrer, wiederum fast nur Italiener verwenden, auch in solchen Gemeinden, wo fast lauter oder doch größtentheils Deutsche leben. Dadurch wird, wenn auch langsam, aber sicher, das italienische Element immer mehr und mehr vorgeschoben.

Noch ein Moment, welches dem immer mehr und mehr Ueberhandnehmen des Italianismus wesentlichen Vorschub leistet, sind die Colonisirungsverhältnisse, woran die Deutschen leider selbst die meiste Schuld tragen. Namentlich bezieht sich dies auf die Niederungen des Etschthals. Der italienische Colonist, bei seiner beispiellosen Nüchternheit und Genügsamkeit, widersteht viel leichter den Einwirkungen der Miasmen in den sumpfigen Thalniederungen und zeigt eine weit größere Rührigkeit und viel mehr Verständniß und praktische Geschicklichkeit als der Deutsche, um die überflüssigen Wasser dem Boden zu entziehen oder durch Maisanpflanzungen ertragfähig zu machen. Auch bei Bearbeitung des sterilen Bodens zeigt er mehr Geschicklichkeit und Ausdauer. Dazu kommt noch, daß durch verschiedene Calamitäten in den letzten Decennien der Wohlstand des deutschen Grundbesitzers bedeutend gelitten hat, woraus eine Menge Grundstücksversteigerungen erfolgt sind. Dies haben sich nun wälsche Capitalisten zu Nutze gemacht und haben, bei Abwesenheit aller Concurrenz, denn den Kauflustigen aus den deutschen Bundesländern ist in den meisten Fällen durch ihre Confession die Ansiedelung auf tirolischem Boden versagt, zu wahren Spottpreisen Grund und Boden mitten unter den Deutschen erworben.

Aus alledem scheint genügend hervorzugehen, daß die Italienisirung Südtirols nur ein künstlicher Proceß ist und daß weder die territoriale Lage, noch die nationalen Populationsverhältnisse die italienischen Politiker berechtigen, ihre anmaßenden Ansprüche geltend zu machen, abgesehen von der strategischen und staatsrechtlichen Wichtigkeit, welche der Besitz Südtirols für das ganze übrige Deutschland hat.

Obgleich es Niemandem einfallen kann, gegen die Verbreitung einer Sprache oder Nation Gewalt- oder Zwangsmittel vorzuschlagen, so bleibt es doch ein unabweisbares Gebot der Politik von Seiten deutscher Staaten, Alles von ihrem Boden fern zu halten, was in der Zukunft eine Gefahr für das Vaterland, für die Integrität und Sicherheit Deutschlands in sich birgt. Die Mittel zur Fernhaltung des fremden Elements ergeben sich aus den Ursachen, die am meisten zur Herbeiführung beigetragen haben. Vor Allem muß man diesem Proceß zwischen den beiden Sprachen und Nationalitäten freien Lauf lassen, aber den ungleichen Kampf auf der einen Seite durch deutsches Capital, deutsche Arbeit und Intelligenz kräftig unterstützen und diesen Factoren freien Eintritt in Südtirol gestatten, wie es von der andern Seite geschieht. Eine wesentliche Beförderung dieses Processes liegt in der Hand der Regierung. Die neue Aera Oesterreichs scheint unsern Hoffnungen günstig zu sein und sobald der Kampf ein von beiden Seiten freier zu sein anfängt, sind wir nicht mehr im Zweifel, nach welcher Seite hin der Sieg sich neigen werde.

Admiral Hamelin.

Am 16. Januar 1864 verlor Frankreich in der Person des Admirals Hamelin, der an diesem Tage in Folge einer langen und schmerzlichen Krankheit dem Leben entrissen wurde, einen seiner ausgezeichnetsten Seeleute, dessen Namen in den Annalen der französischen Marine für immer eine ehrenvolle Stelle einnehmen wird.

Ferdinand Alphons Hamelin wurde am 2. Sept. 1796 zu Pont l'Evêque im Departement Calvados geboren, und von seinem Oheim, dem Admiral Hamelin, der zur Zeit des ersten Kaiserreichs zu den berühmtesten Seeofficieren Frankreichs gehörte, erzogen. Der Knabe trat bereits im Alter von elf Jahren als einfacher Schiffsjunge in den Seedienst, und zwar an Bord der Fregatte Venus, deren Befehlshaber sein Oheim war, auf welcher er in die indischen Gewässer segelte, wo er mehreren merkwürdigen Gefechten, unter anderen der Schlacht bei Grand Port an der Insel Reunion beiwohnte. Von dort zurückgekehrt, wurde er 1808 Seecadet und dem Geschwader auf der Schelde überwiesen, auf dem er 1812, nachdem er seine Ernen-

nung zum Schiffsfähndrich erhalten, der Scheldeexpedition beiwohnte. Nach dem Sturze Napoleon's diente der junge Hamelin fortwährend unter seinem Oheim, bei dem er später den Dienst als Adjutant besorgte. Seine Ernennung zum Schiffslieutenant erfolgte am 22. August 1821. In dieser Stellung bot sich ihm im Jahre 1823 in den spanischen Gewässern Gelegenheit zur Thätigkeit; eben so kreuzte er im Jahre 1827 im mittelländischen Meer gegen die algierischen Seeräuber. 1828 wurde er in die südlichen Meere gesandt, und für die dort von ihm geleisteten Dienste wurde ihm am 21. Dec. 1828 der Rang als Fregattencapitän zu Theil. Sein Aufenthalt in der Südsee war diesmal von keiner langen Dauer; denn im Jahre 1830 nahm er an der Expedition unter dem General Bourmont gegen Algier Theil, durch welche Algerien zur französischen Colonie wurde.

Unter der Julidynastie wurde Hamelin im Jahre 1836 zum Linienschiffscapitän und 1842 zum Contreadmiral ernannt, und in der letztern Eigenschaft wurde ihm im Jahre 1844 von dem König Ludwig Philipp der Oberbefehl über die französische Marinestation in der Südsee übertragen, für welchen Posten nicht bloß ein geschickter Marineofficier, sondern gleichzeitig ein guter Diplomat erforderlich war, weil er dort häufig mit englischen und niederländischen Befehlshabern Unterhandlungen zu betreiben hatte, die er stets mit Erfolg erledigte. Unter Anderm leitete er die Unterhandlungen mit England in Bezug auf den Besitz der Marquesasinseln mit Geschicklichkeit.

In den letzten Monaten des Jahres 1847 wurde er aus Oceanien abberufen und kam erst nach dem Sturz der Julidynastie und der Errichtung der Republik in Frankreich an, wo ihm von Seiten der provisorischen Regierung am 7. Juli 1848 der Grad als Viceadmiral ertheilt und er gleichzeitig zum Mitgliede der Commission ernannt wurde, die beauftragt war, die Mittel zur Vervollkommnung der polytechnischen Schule in Berathung zu ziehen. Im Jahre 1849 wurde er mit den Functionen als Generalinspector der Marine in Toulon und Rochefort bekleidet und zum Beisitzer des Admiralrathes ernannt.

So trefflich sich dieser Mann auf jedem Posten, der ihm anvertraut wurde, bewährt [illegible], so wurde ihm doch erst während des zweiten Kaiserreichs die Gelegenheit geboten, sich kriegerischen Ruhm zu erwerben. Er verwaltete den Posten als Marine-Präfect in Toulon, als ihm im Jahre 1853 der Oberbefehl über das französische Geschwader in der Levante übertragen wurde. In dieser Eigenschaft segelte er am 3. Januar 1854 in's Schwarze Meer und dort leitete er im Krimkriege das Bombardement von Odessa, die Landung der Truppen an der Alma, und den Angriff gegen die Forts von Sebastopol, in dem sich die französische Tapferkeit so glänzend bewährte. Auch die Blockade der Donaumündungen wurde damals von ihm eingerichtet. Der Viceadmiral Hamelin legte in allen diesen Unternehmungen Beweise einer großen Kaltblütigkeit, eines unerschütterlichen Muthes und einer seltenen Hingebung ab. Am 17. October 1854 zersprang bei dem Angriff auf das Fort, auf dem Hinterdeck des Linienschiffs la Ville de Paris, auf dem er seine Flagge aufgehißt hatte, eine Granate, die den an seiner Seite stehenden Schiffslieutenant Sommelier, welcher seinem Generalstabe attachirt war, tödtete und den Admiral selbst zu Boden warf. Hamelin stieg sogleich wieder auf und ertheilte seine Befehle unter den Wurfgeschossen, die von Seiten der Feinde auf sein Schiff gerichtet wurden, ruhig weiter.

Für die von ihm entfaltete Tapferkeit ernannte der Kaiser ihn zur Belohnung durch ein Decret vom 2. Dec. 1854 zum Admiral und kurze Zeit nachher rief er ihn nach Frankreich zurück und übertrug den Oberbefehl über die Flotte dem Viceadmiral Bruat, der bisher unter Hamelin gedient hatte.

In Folge des Todes des Marineministers Ducos ernannte der Kaiser durch ein vom 19. April 1855 datirtes Decret den Admiral Hamelin zu dessen Nachfolger, welcher diesen Posten bis zum 24. November 1860 bekleidete. Der letzte Ehrenposten, welcher ihm von Seiten des Kaisers zu Theil wurde, war die Würde des Großcanzlers der Ehrenlegion, die ihm kurz nach seinem Austrittt aus dem Ministerium verliehen wurde. Zum Commandeur dieses Ordens war er 1844, zum Großkreuz desselben 1856 ernannt worden.

Der Admiral Hamelin war nicht nur einer der ausgezeichnetsten Seeofficiere der Gegenwart, sondern auch in jeder andern Rücksicht ein sehr ehrenwerther Mann. In der Marine wird er tief bedauert werden, denn

er hat sich um dieselbe durch ausgezeichnete Verbesserungen und administrative Reformen große Verdienste erworben. Seiner Familie hinterläßt er als die kostbarste Erbschaft einen sehr ehrenvollen Namen, den er sich in seiner rühmlichen Laufbahn verdient hat. Sein ältester Sohn, der sich, wie der Vater, dem Seedienste gewidmet hat, bekleidet bereits den Rang eines Fregattencapitäns; sein zweiter Sohn ist Referendar am kaiserlichen Rechnungshofe in Paris. (Dieser ist kurz nach dem Tode seines Vaters ebenfalls gestorben, so daß jetzt nur noch ein Sohn des Admirals am Leben ist.) Seine Tochter ist erst Ende Decembers mit einem sehr geachteten Manne vermählt worden. Die Hochzeit war anfangs auf den 5. Januar festgesetzt, aber der Vater, welcher fühlte, daß er sich dem Tode mit raschem Schritte näherte, und doch wünschte, der Vermählung der geliebten Tochter noch beiwohnen zu können, drang darauf, daß sie ein paar Wochen früher gefeiert wurde. Auf seinem Sterbebett zeigte der Admiral einen stoischen Muth; er starb als ein Christ und als tapferer Soldat.

Der Kaiser, der dem Verstorbenen und gleichzeitig dessen Familie noch ein letztes Zeichen geben wollte, wie sehr er ihn ehre, hat angeordnet, daß der Leichnam desselben in der Todtengruft des kaiserlichen Invalidenhotels seine letzte Ruhestätte finden soll.

Die Leichenfeier und Beerdigung des Verstorbenen hat am 21. Januar, Mittags 12 Uhr, mit allen den Ehrenbezeugungen, die seinem hohen Range gebühren, stattgefunden, und sie hat von Neuem bewiesen, wie gut der Kaiser versteht, seine treuen Diener selbst noch im Tode zu ehren.

In Paris sah man mit großer Spannung der Ernennung des neuen Großcanzlers der Ehrenlegion entgegen und erging sich in der Voraussetzung, daß diesmal der Posten einem Marschall übertragen werden würde, — bisher bekleidete diesen Posten stets ein Marschall oder ein Admiral — in vielerlei Vermuthungen, die sich übrigens sämmtlich als grundlos herausstellten, denn ein kaiserliches Decret vom 27. Januar übertrug die Stelle als Großcanzler der Ehrenlegion dem Grafen de Flahault, einem treuen Anhänger des ersten Kaisers und der napoleonischen Dynastie. Dieser Graf de Flahault ist der Sohn eines französischen Generals, welcher während der Revolution guillotinirt wurde, erhielt seine Erziehung in England und Deutschland, trat bereits 1799 im Alter von 14 Jahren als gemeiner Dragoner in französische Dienste, stieg bald zum Officier empor, war eine Zeit lang Adjutant Murat's, dann des Marschalls Berthier und später des Kaisers. Im russischen Feldzuge von 1812 wurde er von dem Kaiser bei Mohilew zum Brigadegeneral und 1813 auf dem Schlachtfelde von Leipzig zum Divisionsgeneral ernannt. Nach der Rückkehr des Kaisers von der Insel Elba stellte Graf Flahault sich demselben sofort zur Verfügung, wurde von demselben mit einer geheimen Mission an die Kaiserin Marie Louise nach Wien geschickt, wohin er aber nicht gelangen konnte. Er wohnte hierauf der Schlacht bei Waterloo bei, wurde aber nach dem Sturz Napoleons von den Bourbons verbannt und begab sich in Folge dessen zuerst nach der Schweiz und von dort nach England und in dem letzteren Lande machte er die Bekanntschaft der Lady Mercer Elphinstone, Tochter des Lord Keith, mit der er sich vermählte und die 1823 durch Erbschaft in den Besitz einer Peerie gelangte. Während der Julimonarchie trat Graf de Flahault 1830 als Generallieutenant wieder in französischen Dienst, wurde zum Pair ernannt, ging 1831 als französischer Gesandter an den Berliner Hof, wohnte 1832 unter dem Marschall Gérard der Belagerung von Antwerpen bei und 1837 übernahm er den Posten als Oberstallmeister des Herzogs von Orleans, den er aber nur eine kurze Zeit bekleidete. Unter Napoleon III. hat Graf de Flahault nur diplomatische Posten bekleidet. Zuerst übertrug der Kaiser ihm den Gesandtschaftsposten am österreichischen Hofe, von wo derselbe als Gesandter nach London versetzt wurde, welchen Posten er seit einigen Jahren bekleidet hat, bis er im vorigen Herbste in Folge seines hohen Alters um einen Nachfolger bat, welcher ihm in der Person des Baron Gros gewährt wurde, der mit Lord Elgin den Vertrag von Tientsin mit den Chinesen unterhandelt und sich dort als geschickter Diplomat bewiesen hat. Durch die Ernennung des Grafen Flahault zum Großcanzler der Ehrenlegion gab der Kaiser Napoleon einen neuen Beweis davon, wie dankbar er die Anhänglichkeit an die Dynastie Napoleon anerkennt und wie glänzend er dieselbe zu belohnen versteht.

Die Freizügigkeit.

Unter den unsere Zeit bewegenden Fragen ist eine der wichtigsten die Freizügigkeitsfrage, bei welcher alle Classen des Volks gleich interessirt sind. Unter diesem schwer wiegenden Wort versteht man aber das Recht des Staatsangehörigen, innerhalb des Staatsgebietes Aufenthalt und Wohnung zu nehmen, resp. sich ansässig zu machen, und wiederum zu wechseln, wo und so oft es im Willen des Betreffenden liegt und innerhalb einer bestimmten Zeit das Ortsbürgerrecht mit dem Anspruch auf Unterstützung durch die Gemeinde im Verarmungsfalle zu erwerben. Es hängt also die Frage eng zusammen mit der des Armenrechts, diese wiederum mit der des Heimathsrechts sowie mit dem Recht der Ansässigmachung, der freien Arbeits- und Erwerbsbefugniß, mit dem freien Recht der Gründung einer Familie. Weil diese einzelnen Rechte in unserem politisch zerstückelten Vaterlande fast sämmtlich mehr oder minder verkümmert sind, und Tausende und Abertausende unter den Fesseln der freien Bewegung leiden, greift diese Frage tiefer in das Volksleben ein als irgend eine andere. Man sollte meinen, es sei ein mit dem Menschen geborenes Recht, daß jeder ehrliche, mit seinen gesunden Knochen redlich Arbeitende sich überall hinwenden und in eine Gemeinde eintreten könne, je nach Bedürfniß oder Wunsch, dem ist aber nur nicht so. Dieses Recht soll, wie so manches andere Menschenrecht, erst erkämpft werden von der Beschränktheit der Gesetzgeber und Bornirtheit der Gemeindevertreter.

Wie schon angedeutet, ist die Freizügigkeit mit dem bloßen Rechte, an einem Orte Aufenthalt und Wohnung zu nehmen, werthlos, wenn nicht unbeschränkte Erwerbs- und Gewerbefreiheit und Grunderwerbungsfreiheit mit ihr verbunden ist, oder so lange die Eheschließung noch Hindernissen unterliegt. Erst mit Erlangung aller dieser Befugnisse gewinnt der Staatsangehörige, vor Allem der jetzt noch hartbedrückte capitallose Arbeiter die volle persönliche, bürgerliche und wirthschaftliche Freiheit und erst mit Erlangung dieses hohen Gutes wird es ihm möglich, durch Fleiß, Sparsamkeit, Ordnung und Sitte, durch Ausbildung und Benutzung seiner Fähigkeiten und Kräfte allmälig zu einem behaglichen Dasein sich emporzuarbeiten.

Eine solche Ausdehnung der Freizügigkeit auf ihre mit ihr zusammenhängenden Freiheiten und Rechte bestimmt erst ihren ganzen Werth. Dieses von uns angegebene Gebiet ist das wirthschaftliche und gesellschaftsbürgerliche Rechtsgebiet; in das politische Rechtsgebiet gehört alsdann die Entscheidung darüber, unter welchen Bedingungen und Voraussetzungen in jedem Lande oder Orte ein Anspruch auf Gemeinde- und Staatsbürgerrecht begründet sei, ferner, in wie weit Ansprüche auf Theilnahme an bestimmten Vermögen und und Nutzungsrechten der Gemeinde oder einzelner Bürgerclassen zulässig sind. Der Anspruch auf Benutzung aller öffentlichen Anstalten, wie Straßen, Brunnen, Schulen &c. versteht sich beim Aufenthalts- und Wohnungsrechte schon von selbst.

Das drückendste Uebel in den bisherigen Zuständen sind die Eintritts- und Einzugsgelder. Es braucht bloß daran erinnert zu werden, daß der weit größte Theil der Anziehenden capitallos ist, entweder dem Arbeiterstande angehört und an dem neuen Orte einen besseren Verdienst sucht oder schon gefunden hat, als er früher hatte, oder den Gewerbtreibenden zugehört, zumeist als junge Meister, die entweder ebenfalls ziemlich mittellos sind, oder vielleicht ein saures Ersparniß aus den Gesellenjahren bereit haben, um die erste Einrichtung ihrer Werkstätte damit zu ermöglichen. Entweder es hindert das Einzugsgeld die Niederlassung am neuen Orte ganz und damit die gehoffte Besserung der Existenz und des Fortkommens, oder es raubt ihm diese schmähliche Abgabe, die an manchen Orten noch eine unverantwortliche Höhe hat, das ganze Ersparniß langer Jahre, dieses vielleicht kleine Capital mit einem Male, und zwar zu einer Zeit, in der der junge Meister noch ganz creditlos ist und mit jedem Pfennig umgehen muß wie mit einem Kleinod.

Wir wollen nun die Verhältnisse, wie sie in Leipzig leider noch vorwalten, hier anführen, um zu zeigen, wie drückend grade diese Abgabe auf die Ansiedlung wirken muß.

Man unterscheidet hier vier Classen und zwar I. Söhne, Töchter, Ehefrauen und Wittwen Leipziger Bürger. II. In Leipzig heimathberechtigte Personen. III. Außerhalb Leipzigs heimathberechtigte Inländer. IV. Ausländer. Nach diesen 4 mit den römischen Zahlen I. II. III. IV. von uns zu unterscheidenden Classen und nach dem Gewerbe, welches die Anziehenden betreiben zu wollen erklären, ist nun das Bürgergeld verschieden, und zwar in folgender Weise (wobei wir die Groschen weglassen):

	I.	II.	III.	IV.	
Banquiers u. Großhändler	113	176	251	351	Thlr.
Agenten, Apotheker, Buchhändler, Commissionäre, Fabrikanten, Kleinhändler, Sensale	73	111	161	191	"
Alle Uebrigen	24	47	87	127	"
Bloßes Schutzrecht	—	5	10	40	"

Es liegt auf der Hand, daß viele Hunderte von jungen Gewerbetreibenden, welche sich behufs des selbständigen Gewerbebetriebes in der Stadt niederlassen möchten und Wohlstand und Steuerkraft vermehren helfen würden, diese Hoffnung angesichts dieser hohen Sätze des Bürgergeldes aufgeben müssen.

In neuester Zeit geht man mit einiger Ermäßigung der Sätze um. Die Freizügigkeitsfrage ist also in dieser sonst so lieberalen Stadt noch lange nicht klar erkannt.

Die Opposition gegen dieselbe stützt sich hauptsächlich auf zwei Krücken, einmal auf die Besorgniß, daß die Gemeinde für die Neuanziehenden in deren Verarmungsfalle subsidiär zur Unterstützung verpflichtet ist und so die Last der Armenpflege sich bedeutend mehren könne. Sodann kommt der Brotneid, oder die Besorgniß der einzelnen innerhalb des Gemeinde- oder Heimathsbezirks angesessenen Gewerbetreibenden, Landwirthe und Arbeiter in's Spiel, daß durch neuen Zuzug ihr bisheriges Erwerbs- und Arbeitsfeld geschmälert werden möge.

Nach dem ersten Gesichtspunkte, der sich ziemlich eben so allgemein wie der zweite findet, wird also jeder Zuziehende, der doch sicherlich an dem neuen Orte durch Fleiß und Gebrauch seiner Kräfte ein besseres Auskommen zu finden oder wie meistentheils das Glück eines behaglichen verhältnißmäßigen Wohlstandes zu erringen hofft, schon im Voraus als Armenhauscandidat angesehen. Tritt wirklich die Verarmung ein und es kann nach der jetzt meist trüben Beschaffenheit unsrer Gesetzgebung über Heimathsrecht und Armenpflege Jemand ohne Rücksicht auf die Zeitdauer am neuen Orte zuletzt doch wieder in den alten Heimathsort zurückgewiesen werden, so ereignet sich leicht der traurige Fall, daß er, im neuen Orte alt und kraftlos geworden, aus seit lange eingewohnten Kreisen, Verbindungen und Verhältnissen herausgerissen und an seinen ursprünglichen Heimaths-, resp. Geburtsort zurücktransportirt wird, wo er indessen völlig fremd geworden ist und vielleicht Niemanden von seinen Angehörigen mehr vorfindet.

Die Freizügigkeit verlangt also ganz von selbst nicht bloß die Befugniß ungehinderter Niederlassung, sondern zugleich die Bestimmung, daß der Zuziehende nach einer gewissen Zeit seines Aufenthaltes festes Heimathsrecht mit dem Anspruch auf Unterstützung im Verarmungsfalle erwirbt, mag nun diese Zeit auf 3 oder 5 Jahre festgesetzt werden. Daß das Heimathsrecht nicht sofort erworben werden kann, ist nicht mehr als gerecht und weise, denn es würden sonst Bettler und Taugenichtse gar nichts Klügeres thun können, als nach reichen Orten zu ziehen und hier sich pflegen zu lassen. Wohlhabende Gemeinden würden also in kurzer Zeit mit solchen Individuen überschwemmt werden. Mit Feststellung eines Termins, nach dessen Ablauf das volle Heimathsrecht erworben wird, ist eben so sehr für die Gemeinde als für den Einzelnen in gerechter Weise gesorgt. Der Einzelne soll erst seine Arbeits- und Erwerbsfähigkeit innerhalb eines Zeitraums erweisen.

Der schlimmste Krieg gegen Ansiedler unter den einzelnen Gemeinden hat wohl in England bestanden. Hier verordnete die in ihren hauptsächlichen Grundsätzen noch fortbauernde Parlamentsacte aus den Jahren 1662: daß auf Antrag der Kirchenpfleger und Armenaufseher nur innerhalb der kurzen Zeit von 40 Tagen nach Ankunft einer Person, welche sich auf einem Hause von einem Ertrage unter 40 Pf. St. niederzulassen beabsichtigte, jede Person in den früheren Wohnsitz wieder zurückgewiesen

werden könne, von der anzunehmen sei, daß sie der Gemeinde zur Last fallen könne. Die auf dem englischen Grundbesitz lastende Armensteuer ist enorm. Die Folge davon war, daß Gutsherren und Pächter die Hütten der kleinen Leute auf dem Lande aufkauften und abbrachen und so einen förmlichen Krieg eröffneten. Hierdurch wurden, und werden noch jetzt sogar die nöthigen ländlichen Arbeiter mit ihren Familien von den Grenzmarken der großen Besitzungen und deren Kirchspielen ferngehalten, und genöthigt, in den schlechtesten Stadtvierteln oder in ungesunden, auf die Speculation hoher Miethzinsen erbauten Häusern ihr Obdach zu nehmen. Die englische Sitte ungetheilter Vererbung des Grundbesitzes an den ältesten Sohn vermehrte diese traurigen Zustände. Armuth und Armensteuer wuchs immer mehr und letztere wurde wiederum dazu benutzt, den ländlichen Lohn herabzudrücken!

In Frankreich ist die Armenpflege nicht obligatorisch wie in England, sondern facultativ, auf freie Mildthätigkeit und zum größten Theil auf den öffentlichen Anstalten beruhend, wie Hospitäler, Armen-, Waisen- und Findelhäuser u. s. w., die zwar von den Gemeinden verwaltet, vom Staat aber unter die allsorgende polizeiliche Vormundschaft genommen sind.

Im Uebrigen aber herrscht in Frankreich uneingeschränkte Freizügigkeit und wirthschaftliche Freiheit des Individuums und grade Freiheit in der Wahl des Wohnorts und ungestörten Gewerbetriebes ist die Ursache geworden, daß namentlich aus Süddeutschland Tausende tüchtiger junger Kräfte aus dem Handwerkerstande über den Rhein, zumeist nach Paris gegangen sind.

Für die Freizügigkeit, die wir für uns zu erkämpfen haben, gilt der Ausspruch Robert v. Mohl's: „Ein Rechtsstaat kann keinen andern Zweck haben, als den, das Zusammenleben des Volkes so zu ordnen, daß ein jedes Mitglied desselben in der möglichst freien und allseitigen Uebung und Benutzung seiner sämmtlichen Kräfte unterstützt und gefördert wird; daß die Freiheit der Bürger der oberste Grundsatz des Rechtsstaates ist. Der Mensch soll selbst handeln und sich bewegen innerhalb der Vernunft und des Rechts. Der Staat darf nicht an die Stelle des gesammten Volkslebens treten, dasselbe förmlich verschlingend, sondern er ist und darf nur sein ein mächtiges und unentbehrliches Mittel zur Ausbildung des Einzelnen." Auf diesem großen Standpunkte stand auch der geniale Staatsmann Stein. In der Geschäftsinstruction für die Regierungen in Preußen vom 26. December 1808, dieser meisterhaften Grundlage zum gesammten neueren Regierungssystem des preußischen Staats, (publicirt nach der Verbannung Stein's durch Napoleon), ist erklärt: Bei allen Ansichten, Operationen und Vorschlägen der Regierung muß der Grundsatz leitend bleiben, Niemanden in dem Genusse seines Eigenthums, seiner bürgerlichen Gerechtsame und Freiheit, so lange er in den gesetzlichen Grenzen bleibt, weiter einzuschränken, als es zur Beförderung des allgemeinen Wohles nöthig ist, vielmehr einem Jeden innerhalb der allgemeinen gesetzlichen Schranken die möglichst freie Entwicklung und Anwendung seiner Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte, in moralischer sowohl als physischer Hinsicht zu gestatten und alle dagegen noch obwaltenden Hindernisse auf legale Weise baldmöglichst hinwegzuräumen."

Diesem freisinnigen Grundsatze entspricht auch im Wesentlichen das preußische Gesetz vom 31. December 1842 über die Aufnahme neuanziehender Personen, wonach keinem selbständigen preußischen Unterthan an dem Orte, wo er eine eigene Wohnung oder ein Unterkommen sich selbst zu verschaffen im Stande ist, der Aufenthalt verweigert oder durch lästige Bedingungen erschwert werden soll.

Hiermit in Verbindung ordnet das Gesetz über die Armenpflege (von demselben Tage) an: „Die Fürsorge für einen Armen, wenn dazu kein Anderer, Verwandter, Dienstherrschaft, Stiftung u. s. w. verpflichtet und vermögend ist, ist von derjenigen Gemeinde zu übernehmen, in welcher derselbe als Mitglied aufgenommen ist oder Wohnsitz erworben oder nach erlangter Großjährigkeit während der drei letzten Jahre vor dem Zeitpunkt seiner Hilfsbedürftigkeit an seinen gewöhnlichen Aufenthalt gehabt hat."

Das Gesetz vom 21. Mai 1855 macht hierzu die ergänzende Bemerkung, daß, wenn sich vor Ablauf eines Jahres der neu Anziehende in einem solchen Zustande der Verarmung befindet, welcher die öffentliche Unterstützung desselben nothwendig macht, der zur Zeit dieses Ergebnisses zur Fürsorge für ihn verpflichtete frühere Armenverband denselben wieder übernehmen muß.

Die Gesetze also haben im preußischen Staate die Freizügigkeit gewährleistet, wie denn auch schon im Jahre 1810 **volle Gewerbefreiheit** eingeführt wurde, welche erst durch die Gewerbe-Ordnung vom 17. Februar 1845 einige, hauptsächlich aber durch die späteren Abänderungen vom 9. Februar 1849 erhebliche Beschränkungen erfuhr, u. A. dadurch, daß die Ausübung des Gewerbebetriebes bei einer Anzahl der gewöhnlichen Gewerbsthätigkeiten von der Prüfung und von einer bestimmten Lehrlings- und Gesellenzeit abhängig gemacht wurde.

Die **Befugniß zum Gewerbebetriebe** ist dagegen nach der Städteordnung von 1831 und der Gewerbeordnung von 1845 vom politischen Gemeindebürgerrechte unabhängig und soll die Zulassung zu der Gewerbsausübung den Besitz des Gemeindebürgerrechts also nicht bedürfen.

In Uebereinstimmung mit der Verordnung von 1808 wurde die Gleichberechtigung aller Stände hinsichtlich des Erwerbes von Grundbesitzungen jeder Art, wie Theilbarkeit des Grundeigenthums, bereits durch das Gesetz vom 9. October 1807 und das Landcultur-Edict vom 14. September 1811 eingeführt. Gegen diese große Reform wurde im Rückschlag der 1848er Bewegung das reactionäre Gesetz von 1853 gegeben, daß bei neuen Ansiedlungen Gemeinde- und Polizeibehörde Widerspruch einlegen dürfen, wenn der neue Ansiedler nicht ein zur Erwerbung und zum Aufbau hinreichendes Vermögen nachweisen kann. Die Eingehung von Ehen und Gründung von Familien ist dagegen in Preußen an keinerlei Concessionen und Untersuchungen von Gemeinde- und Polizeibehörden gebunden und von keinerlei Vermögensnachweis und anderen Voraussetzungen abhängig.

Durch die neueste Städteordnung von 1853 und durch einige spätere Gesetze aus dem Jahre 1856 ist ein Einzugs- oder Eintrittsgeld eingeführt worden, welches mit der älteren und neueren preußischen Gesetzgebung in Widerspruch steht. Es ist jedoch dasselbe durch das neuere Gesetz vom 14. Mai 1860 bedeutend herabgesetzt (der geringste Satz beträgt 3 Thlr.). Die gänzliche Beseitigung desselben ist das Ziel, welches von den Volkswirthen auch in Preußen erstrebt wird.

Wir erkennen nach den angeführten Verhältnissen, daß in Preußen immerhin noch eine vergleichsweise liberale Gesetzgebung waltet. In den meisten anderen deutschen Staaten verhält es sich hiermit anders, so in Baiern, Würtemberg, Baden, ungeachtet der in den beiden letzteren eingeführten Gewerbefreiheit, ebenso in Hannover. Mecklenburg bietet auch in dieser Beziehung die traurigsten Verhältnisse dar. Im Jahre 1820 wurde hier zwar die Leibeigenschaft aufgehoben, aber noch heut wuchert fort und fort eine politische und gesellschaftliche Feudal- und Zunftverfassung, unter der den arbeitenden Classen jedes menschliche und bürgerliche Freiheitsrecht der oben angegebenen Art in Wirklichkeit entzogen ist, unter der über 100,000 besitzlose Tagelöhner, Knechte und Mägde einer kleinen Zahl von 12- bis 1500 priviligirten Besitzern großer, meist geschlossener Rittergüter und gutsherrlichen Polizeiobrigkeiten unterworfen sind.

In Baiern, Würtemberg und Baden sind die Hindernisse der Aufnahme in eine Gemeinde dadurch stehen geblieben, daß hier die Gemeinden, welche aus der alten deutschen Markgenossenschaft entstanden sind, meist ein bedeutendes Bürger- und Bürgerclassenvermögen besitzen, welches gleichzeitig oder reiheweise benutzt wird. In den westlichen preußischen Provinzen, in Rheinland und Westfalen, sind ähnliche Verhältnisse, während dagegen in den östlichen Provinzen selten Gemeindeglieder- und Bürgervermögen auf dem Lande vorkommt. Dieser Theil des preußischen Staats wurde durch deutsche Einwanderer colonisirt und ein Jeder baute hier sein kleines Stück Land in festem Besitz.

Im Uebrigen sind diese Verhältnisse der süddeutschen Staaten nur eine Erklärung für die Verkümmerung der Freizügigkeit, nicht aber ein irgendwie zu rechtfertigendes Hinderniß, welches nicht beseitigt werden könnte oder müßte. Die Zunftverfassungen sind gegenüber der Arbeitsfreiheit ähnliche veraltete Schranken, die Gott sei Dank nunmehr bereits in den meisten Staaten gefallen sind.

Gehen wir in der deutschen Geschichte einige Jahrhunderte zurück, so finden wir, daß die altdeutsche Rechtsanschauung der Freizügigkeit, diesem allgemeinen Menschenrechte, durchaus günstig war, wie sich das durch zahlreiche Beispiele aus den ältesten deutschen Gemeinwesen der Städte erweisen läßt. Diese ließen sich gewöhnlich bei ihrer ursprünglichen Gründung das Recht der Frei-

zügigkeit durch kaiserliche oder landesfürstliche Privilegien ausdrücklich garantiren. Je mehr die Leibeigenschaft auf dem platten Lande die arbeitende Classe drückte, desto größer wurde der Zuzug in die Städte, wo der Neuanziehende sofort frei wurde. Grade hierdurch blühten die Städte so rasch auf. Dieselben sahen also ihr eigenstes bestes Interesse recht wohl ein. Nach langen Jahrhunderten fängt diese Einsicht erst jetzt wieder in einzelnen Staaten an zu tagen.

In Würtemberg walten ganz besondere Verhältnisse und Anschauungen. Hier nimmt man ein erbliches Gemeinde-Genossenschaftsrecht an, welches erworben wird durch Geburt, ausdrückliche Aufnahme oder Verleihung, verloren durch Auswanderung oder Aufnahme in eine andere Gemeinde. Und so können denn diejenigen, die ohne Heimathsrecht an einem Orte wohnen, jederzeit aus polizeilichen Gründen weggewiesen oder ihnen der Anzug überhaupt versagt werden. Zu diesen polizeilichen Gründen gehören z. B. „schlechtes Prädicat“ oder „Hilfsbedürftigkeit.“ Hierbei kommt es denn nicht selten vor, daß Personen fast ihr Lebelang an einem anderen Orte wohnen, als wo sie heimathsberechtigt sind, ja daß sich ihre Eltern schon dem Heimathsbezirke entfremdeten, oder daß Personen vielleicht im Alter, verarmt, dahin zurücktransportirt werden, obwohl sie daselbst Niemanden kennen.

In Baiern ist die Ansässigmachung außerordentlich erschwert. Sie ist, abgesehen von einem rechtsgiltigen Vertrage mit der Gemeinde und der obrigkeitlich ertheilten Erlaubniß zur Verheirathung im Gemeindebezirk, abhängig nicht nur vom guten Leumunde und dem vorschriftsmäßigen Schul- und Religionsunterricht, sondern außerdem vom Besitz eines Grundvermögens mit bestimmter Steuerhöhe, oder einer Gewerbeconcession, beziehendlich von Erwerbung einer Real-Gewerbsberechtigung, oder vom Eintritt in ein öffentliches Amt, oder vom Nachweis eines gesicherten Auskommens, über dessen Zulänglichkeit noch die Polizeiobrigkeit entscheidet. Wie hier zur Ansässigmachung, so sind gleiche Erfordernisse zur obrigkeitlichen Genehmigung der Eingehung von Ehen und Gründung einer neuen Familie nöthig und zwar so streng, daß ein Geistlicher, wenn er ein Paar traut, ohne daß diese Erfordernisse, resp. die obrigkeitliche Genehmigung vorhanden sind, sogar subsidiär für den Unterhalt der getrauten Personen haftet!

In Würtemberg bedarf es zur Aufnahme in eine Gemeinde je nach der Classe der Gemeinde eines schuldenfreien Vermögens von 1000, 800 u. 600 Gulden und bei der Mitaufnahme von Kindern unter väterlicher Gewalt für jedes Kind ein Zehntel mehr. Auch die Eheschließung hängt vom Nachweis eines genügenden Vermögens ab. Sobald zu befürchten ist, es werde Jemand von seinem Vermögen oder Erwerbszweige nicht den seinen und seiner Familie Unterhalt sichernden Gebrauch machen, oder aber, es werde ihm an dem hierzu nöthigen Vertrauen im Verkehr mit Anderen fehlen, alsdann kann die Gemeinde, beziehentlich die Polizeibehörde, die nachgesuchte Heirathsgenehmigung versagen. Und zwar soll dies bei Allen geschehen, welche offenkundig als schlechte Hausväter zu betrachten und wegen gewisser Vergehen oder Verbrechen wenige Jahre zuvor bestraft worden sind.

Es wird hier bei Lesung dieser Bestimmungen Jeder fühlen, wie unter solchen Beschränkungen und Erschwerungen vorzugsweise die vermögenslosen Arbeiterclassen betroffen werden in einigen ihrer ursprünglichsten bürgerlichen und menschlichen Rechte, dem Rechte, Willen und Kraft seines Körpers da zu gebrauchen, wo er Erwerb hofft, kurz, nach freier Wahl zu arbeiten und zu wohnen, um zu einem seiner würdigen sittlichen Dasein zu gelangen und einen ehrlichen Nahrungserwerb zu begründen.

Unser Staat ist so lange noch kein Rechtsstaat, so lange er nicht die persönliche und bürgerliche Freiheit der Person zum Grundsatz erhebt. Man mag sich der constitutionellen Verfassungen in einzelnen Staaten noch so freuen und rühmen, man mag den Constitutionalismus weiter ausbilden und in dem Antheil des Volkes an der Verwaltung und Gesetzgebung sein Genüge finden, es bleibt das so lange eine unverantwortliche naive Beschränktheit, so lange die weit überwiegend zahlreichste Classe der Bevölkerung aller Länder, die besitz- und vermögenslosen Arbeiter mehr oder minder an die Scholle gefesselt bleiben, wie in früheren barbarischen Zeiten.

Die Versagung und Beeinträchtigung der ursprünglichen menschlichen und bürgerlichen Freiheitsrechte, namentlich also der Freizügig-

keit, die Verkümmerung der ja eigentlich durch keinerlei Strafgesetz verbotene Arbeits- und Erwerbsbefugniß, der Ansässigmachung, Verehelichung steht im directesten Widerspruch mit der Idee, mit Inhalt und Wesen des Rechtsstaats. Diese Verkümmerung ist ein trauriger Irrthum unsrer positiven Gesetzgebung, welche sonst die Schutzwehr der Staatsangehörigen ist und sein soll, sie erzeugt das Gegentheil von dem, was sie in ihrem Wahne beabsichtigt, sie erzeugt Armuth sowie steigende Last der Armenpflege, sie hat unsittliche Verhältnisse, uneheliche Geburten, Concubinate zur Folge. Ueberall, wo die letzten Verhältnisse am schreiendsten auftreten, da wird man bei genauerer Untersuchung den Grund davon finden in dem harten Druck verkümmerter Freizügigkeit und ihrer Nebengebiete.

Man verweist den Menschen fortwährend auf Selbstverantwortlichkeit und Selbsthilfe, es ist das aber so lange eine ganz ungerechte Forderung, so lange der Mensch nicht überall die Kräfte seiner gesunden Arme gebrauchen darf. Selbsthilfe und Selbstverantwortlichkeit bedingen volle persönliche und bürgerliche Freiheit und so setzte denn auch schon §. 3. des Reichsgesetzes vom 27. December 1848 als ein Grundrecht aller Volksclassen fest: „daß jeder Deutsche das Recht haben soll, an jedem Orte des Reichsgebiets seinen Aufenthalt und Wohnsitz zu nehmen, Liegenschaften jeder Art zu erwerben und darüber zu verfügen, auch jeden Nahrungszweig zu betreiben.“

Die Grundrechte des deutschen Volkes sind wieder zu Grabe getragen, und die Hoffnung auf ein Parlament ist gegenwärtig noch in dichte Nebel der Zukunft gehüllt. Es fehlt uns deshalb eine gemeinsame Gesetzgebung für die Arbeits- und Gewerbefreiheit. Zunächst hat wenigstens die Gesetzgebung über die Arbeitsfreiheit in den meisten Staaten große Fortschritte gemacht und das Princip der Freizügigkeit in allen Staaten einen entschiedenen Sieg errungen.

Wir möchten den Aufsatz nicht schließen, ohne auf die nationale Seite der Freizügigkeit hingewiesen zu haben. — Die „deutsche Einheit“ ist als sehnsüchtiger Wunsch des Herzens und als immer mächtigere Forderung der Zeit in Aller Munde. Aber daran, daß die Arbeit, das Haupterxistenzmittel einer Nation, freie Bahn haben müsse durch ganz Deutschland, daran wird so wenig gedacht. Frei und ungehindert fliegen Millionen Centner Güter hin und her, nur seine gesunden Geistes- nnd Körperkräfte — das höchste Gut eines Volkes — darf der Mensch noch nicht da hintragen und zur Wirksamkeit bringen, wo er sie am besten verwerthen zu können erwarten darf. Grade gegen die Uebersiedelung der Arbeit schließt sich bis heutzutage noch Gemeinde gegen Gemeinde, Staat gegen Staat eben so ab, wie einstmals vor Begründung des Zollvereins ein deutsches Land gegen das andere sich abschloß durch hohe Zollschranken. Wie überaus schwer mußte sich bei unserm Volke unter einer so furchtbaren Beschränkung der Bewegung seiner Arbeitskräfte, bei einem Volke, in welchem meist schon das nächste Dorf einen Zuziehenden als eben so fremd behandelt, als käme ein Russe vom Ural, der die Existenz und Wohlfahrt der eingesessenen Bewohner bedrohen könnte, wie schwer und langsam mußte sich bei uns das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Nationalbewußtsein entwickeln. Der Heranziehende gilt, gleichviel ob er nur wenige Stunden weit aus dem nächsten deutschen Nachbarländchen herzog, als „Ausländer“ und man gibt sich die möglichste Mühe, ihn mit allen ingangsetzbaren polizeigesetzlichen Mitteln und wohl auch privaten Chicanen abzuwehren, als ob er nicht sowohl die Gewerbsamkeit, das vorhandene heimische Capital und die Steuerkraft von Gemeinde und Staat vermehren helfe, sondern ausgemacht und sicher dem Armenhaus und damit der Gemeinde zur Last fallen würde.

In andern Ländern begrüßt man in dem Zuwandernden eine neue schaffende Kraft, einen neuen Hebel im Betriebe des nationalen Arbeitsmechanismus, eine Vergrößerung der wirthschaftlichen Blüthe, eine Verstärkung der nationalen politischen Macht und eine Erhöhung der inneren Steuerkraft.

In wie viel hundertfältigen Variationen und Phrasen wird vor dem Volke das alte Thema und das heiß ersehnte hohe politische Ziel der deutschen Einheit gepredigt, wie oft werden die Kernsprüche der ersten Dichter des Volkes ausgerufen, um den drängenden Wünschen und Hoffnungen der Allgemeinheit einen erhebenden Ausdruck zu geben. Man verlangt Beseitigung des Bundestags, verlangt ein aus allgemeinen Wahlen hervor-

gegangenes Parlament, man verlangt ein Reichsministerium, einen obersten Gerichtshof für alle deutschen Staaten, ein gemeinsames Zolldirectorium, eine gemeinsame, in ihren Grundsätzen gleiche Gesetzgebung, Justiz und Verwaltung. Aber alle diese Bestrebungen und Forderungen sind Halbheiten, so lange nicht wirthschaftliche Gleichheit und Freiheit mitgefordert und erkämpft wird! Sie ist es erst, sie ist es allein, welche dem ganzen politischen Bau eine feste Grundlage gewährt! Die politische Brandung geht wieder höher und höher, das Volk ist in seinem Hauptziele einig, es hat jene großen, gegenüber andern Völkern einzig dastehenden Feste mit einer Weihe und inneren Erhebung begangen, mit einer Würde und Einfachheit zugleich, daß man unwillkürlich an die großen Volksfeste des Alterthums, an die Feste und Spiele der alten Griechen erinnert wird, und ein geistreicher Geschichtschreiber nennt die Deutschen die Griechen der Neuzeit. Ja, es waren erhebende, einmüthige Feste, welche die alte feudale Lüge von der Unvereinbarkeit der deutschen Stämme laut durch die That zu nichte machte. Aber wenn der Einzelne davon zurückkehrt unter den Bereich des heimischen Kirchthurms, alsdann werden die Grundsätze meist wieder die alten, kleinlichen, und der neuanziehende Hesse oder Sachse wird abgewiesen mit den Grundsätzen krähwinkelhafter Kirchthurmspolitik!

Man gehe hinüber nach der französischen Hauptstadt. Paris hat nicht weniger als 80,000 Deutsche und einzelne Gewerbe sind zu großem Theil in der Hand unserer Landsleute, wie z. B. das der Schneider, Schuhmacher, Musikinstrumentenmacher, Wagenbauer und Sattler. Und warum sind diese Tausende hinübergezogen über den Rhein, warum haben sie der sonst so geliebten Heimath den Rücken gekehrt? Einfach, weil sie der Jämmerlichkeit der deutschen sogenannten Heimathsgesetzgebung entgehen und ihre Arbeitstüchtigkeit nicht verfallen lassen wollten der Willkür eines bornirten Dorfschulzen oder den Chicanen der ortsangesessenen Concurrenten. So lange der höchste Grundsatz dieser unserer Heimathsgesetzgebung mehr der Armenhauspolitik angehört, so lange hat man kein Recht, die Masse des Volkes mit Grund wegen Mangels eines lebendigen Bewußtseins einer einheitlichen, un[illegible] Nation anzuklagen. Die Unfreiheit in der Bewegung der Arbeitskräfte ist heut um so unheilvoller, weil mit der rascheren Bewegung der Güter und des Ideenaustausches durch Eisenbahn, Post und Telegraphen, mit der größeren Wohlfeilheit und Leichtigkeit des persönlichen Verkehrs nothwendigerweise die Arbeitskräfte im gleichen Verhältniß zu fluctuiren die Tendenz haben und auch wirklich fluctuiren müssen, wenn anders unser Arbeitsmarkt gesund bleiben soll. Jene Tausende, welche hinübergingen nach der Seinestadt oder über den Canal nach englischen Städten oder über das Meer nach amerikanischen Staaten oder östlich nach unserm großen Nachbarreiche Rußland — wer waren sie? Es waren sicherlich zumeist die Tüchtigsten und Muthvollsten, die wir so ziemlich alle für immer verloren, verloren durch verkehrte, faule Gesetzeszustände oder Beschränktheit deutscher Gemeindevertretungen. Und in welchem Alter verloren wir diese auswandernden fleißigen Hände? In den muth- und thatvollsten Lebensalter, in der Zeit ihrer rüstigsten Kraft, wo der Mann gewöhnlich anfängt, dem Vaterlande die Zinsen zurückzuzahlen von dem körperlichen und geistigen Capital, welches ihm die Sorge und Pflege deutscher Eltern, der Unterricht deutscher Schulen und die Lehrzeit deutscher Meister verliehen. Warum sehnt sich der Franzose, der Engländer und Nordamerikaner umgekehrt so wenig danach, auf deutschem Boden um sein Glück zu werben, unter den Segnungen deutscher Polizeimaßregeln? Es bedarf keiner Antwort.

Erst die Freizügigkeit wird uns die Kraft und Tüchtigkeit, die in unserem Volke so reich vorhanden ist, erhalten und fesseln, erst sie wird Gemeingeist, Nationalgefühl, allgemeineren Wohlstand und Befriedigung schaffen. Es bedarf zur Gewährung dieses Gutes keines Verzichts auf Souveränetätsrechte, keine politischen Eifersüchteleien spielen in dieses Gebiet hinüber, es bedarf nur Eines: der Gewährung eines mit dem Menschen geborenen Anrechtes, des Rechts ungehinderter Ansässigmachung, der Freiheit, daß die ehrlich schaffende Hand da arbeiten darf, wo sie Beschäftigung und Brot findet. Erst dann gewinnt der Deutsche für die Verhältnisse, die ihm am nächsten liegen, für seine Arbeit dasjenige, was wir alle erstreben und zu erreichen hoffen — ein Vaterland!

Leo von Klenze.

Nachdem vor wenigen Monaten erst mit der Nachricht von der Eröffnung der Befreiungshalle zu Kehlheim Klenze's Namen durch alle Zeitungen Deutschlands gegangen war, macht die Kunde seines Todes von München aus jetzt dieselbe Wanderung, und sie wird nicht verfehlen, Trauer als um einen bedeutenden Verlust zu erwecken. Denn Klenze ist mit der deutschen Kunstentwicklung dieses Jahrhunderts auf's Engste verbunden, und seinen Namen nicht nennen, wenn von dieser die Rede ist, hieße der Wahrheit gröblich entgegenhandeln. Mag man über seine Begabung auch denken wie man will, so viel ist Thatsache, daß er einer der thätigsten und mit Monumentalbauten am reichsten bedachten Architekten aller Zeiten war, und daß er bei den Kunstunternehmungen des Königs Ludwig so zu sagen die leitende Seele bildete. Auch wir, zwar von der unmittelbaren Stätte seines Wirkens fern, wollen so den Kranz der Anerkennung auf die Bahre des Todten legen, denn was er schuf und leistete, gehört nicht der engen Scholle an, auf der er lebte, es ist Eigenthum des ganzen Volkes, und, vom Auslande hoch geehrt, hat Deutschland Ursache genug, in Klenze den Seinigen zu erblicken und ihm den unsterblichen Lorbeer zu reichen.

Leo Klenze war am 29. Februar 1784 im Hildesheimischen auf dem am obern Harze belegenen Gute seines Vaters, eines hannoverischen Gerichtsbeamten, geboren. Des Vaters Wille bestimmte den Knaben zum dereinstigen Staatsdienste, aber des Sohnes Neigung wies ihn zur Kunst. Da jedoch den Vater einerseits die wenig anziehende Stellung der Künstler in damaliger Zeit abstieß, ihm andererseits aber sein Herz verbot, dem Knaben gewaltsamen Zwang zu thun, so entstand eines jener halben Verhältnisse, die man wohl Compromisse zu nennen pflegt. Die Beschäftigung mit der Kunst wurde erlaubt und der Beruf als Künstler verboten: eine Anordnung, die um so mehr den Glauben des jungen Klenze an sein Talent bestärken mußte. Nachdem er in Braunschweig zwei Jahre das Carolinum besucht, kam er 1800 nach Berlin, und hier war es, wo mit dem Reifen zum Manne auch die Reife des Bewußtseins eintrat, wo die strebende Kraft des Sohnes den Sieg über die wohlwollende Aengstlichkeit des Vaters davontrug. Besonders entscheidend wirkte hier der Besuch der Bauschule und der Umgang mit Gilly, der auch Schinkel's Lehrer war, und man kann es mit guter Ueberzeugung behaupten, daß der dreijährige Aufenthalt Klenze's in Berlin nicht nur für den äußern Beruf den Ausschlag gab, sondern daß er auch den Grund zu Klenze's ganzer künstlerischer Richtung legte.

Von Berlin wandte sich der junge Architekt nach Paris, bereiste Frankreich, England und einen Theil Italiens, wo er zu Genua die Bekanntschaft des spätern Hofmarschalls des Königs Hieronymus Buonaparte machte. Dieser Beziehung verdankte er die 1808 erfolgende Berufung an den westphälischen Hof nach Cassel, dessen Vertreibung jedoch auch den zum Hofbaudirector vorgerückten Klenze seines Amtes entkleidete. Nach einem Aufenthalte von kurzer Dauer in München, wo er den Kronprinzen Ludwig kennen lernte, und in Wien, wo der Congreß tagte, ging er nach Paris, und hier war es, wo 1815 sein Verhältniß zum bairischen Hofe gegründet wurde. Klenze kam noch in demselben Jahre als Hofarchitekt nach München, wo er zum Range eines wirklichen geheimen Rathes und Oberhofbauintendanten nach und nach emporgestiegen, mit Orden und Auszeichnungen überhäuft, ja sogar mit einer Adelsverleihung heimgesucht, jetzt am 27. Januar als achtzigjähriger Greis starb.

Während dieser fast fünfzigjährigen Thätigkeit zu München hat Klenze unablässig gewirkt und nicht nur in dieser Stadt eine Reihe hervorragender Monumente geschaffen, er hat auch bei Regensburg und Kehlheim großartige Denkmäler errichtet, ja selbst in Athen eine fruchtbringende Thätigkeit entwickelt und in Petersburg außerordentliche Werke erbaut. Aus der Gilly'schen Schule in Berlin empfing auch er wie Schinkel die Begeisterung für die classische Antike, und er ist sein ganzes Leben hindurch diesem Streben, wenigstens theoretisch, treu geblieben. Diese gemeinsame Richtung, angeregt durch den gemeinsamen Lehrer, hat von jeher einen Vergleich zwischen Schinkel und Klenze nahe gelegt, und wenn Schinkel unbedingt zurücktreten muß, da wo es sich um die Fülle der ausgeführten Werke handelt, so ist doch Nichts im Stande, ihm

den ersten Preis als Künstler zu Gunsten Klenze's auch nur streitig zu machen. Denn darin, wie beide die Antike ansahen und praktisch auffaßten, liegt ihr großer Unterschied: bei Schinkel war es ein tief von Innen strömendes Bilden im Geiste griechischer Kunst, bei Klenze blieb es bei der Anwendung der historischen Form, und wie Schinkel's Genius in divinatorischem Zuge immer das Rechte fand, so irrte Klenze leider oft und wich vielfach vom reinen Geiste des Alterthums ab. Mit Vorliebe vertiefte er sich in die historische und archäologische Ergründung der alten Kunst, er schrieb über mehrere Gegenstände dieser Art und wandte besondere Neigung der Feststellung eines früher mit Eifer behandelten Streitpunktes zu, nämlich der Frage, ob die Gebäude, namentlich die Tempel der Griechen farbig bemalt gewesen seien, der sogenannten Polychromie der antiken Baukunst. Seine Meinung über diesen Punkt suchte er außer in Schriften auch in Bildern griechischer Bauwerke und Straßen, so wie sie einst ausgesehen hätten, unmittelbar anschaulich zu machen, und noch auf der vorjährigen Kunstausstellung zu München sah man ein Oelgemälde von seiner Hand, welches in diesem Sinne Athen unter dem Kaiser Hadrian darstellen sollte.

Allein dies Alles tritt gegen seine mittelbare und unmittelbare praktische Thätigkeit auf dem Gebiete der Kunst weit zurück. Klenze war stets der Erste im Beirathe Königs Ludwig, — sofern dieser eines Beirathes bedurfte und nicht einfach befahl, — und durch dies hervorragende Verhältniß begünstigt, hat seine Stimme bei vielen Unternehmungen die künstlerische Entscheidung gegeben, bei vielen die Gesammtanordnung festgestellt und so lebendig auf die Entfaltung auch der Bildhauerei und Malerei eingewirkt. Den jüngern Talenten war Klenze, wie allgemein gerühmt wird, stets ein fördernder Helfer, und mancher Künstler, dessen Name seither mit Achtung genannt wird, verdankt Klenze die Gründung seiner Stellung. Doch bezeichnen wir nun kurz seine hauptsächlichsten Werke.

Im Jahre 1826 war ihm der Auftrag geworden, die Glyptothek, ein Museum für Bildhauerwerke, zu bauen, und schon hier zeigte er, daß er weder das Wesen der griechischen und römischen Antike in seiner Gegensätzlichkeit lebendig empfand, noch daß er in den Dispositionen seiner Gebäude als praktischer Architekt besonders glücklich war. Die Glyptothek ist ein großes Quadrat, in dessen Mitte ein Hofraum sich befindet; nur an der hintern Seite sind Fenster, an den übrigen keine und die Stirnseite wird durch eine Säulenhalle mit darauf ruhendem Giebel geschmückt. Der Eindruck der äußern Erscheinung ist unstreitig ein monumental bedeutender, und obwohl die nach römischer Art glatten Schäfte der jonischen Säulen und die römischen Wandnischen nicht streng im classischen Geiste gehalten sind, obwohl das Gebäude ungleich gewinnen würde, wenn es höher über dem Boden läge, so ist doch der Charakter der Großheit gar nicht zu leugnen. Die Räume im Innern sind mit Kuppeln, Kreuz- und Tonnengewölben überdeckt, was ein offenbarer Mißgriff ist, und sich als solcher schon vor Vollendung des Baues herausstellte, denn als man in den langen, mit einem Tonnengewölbe geschlossenen hintern Saal kam, glaubte man in einem Keller zu sein, so gedrückt erschien das Ganze, und es blieb Nichts übrig, als den Boden dieses Saales um 8 Fuß zu vertiefen, so daß man heute noch auf mehreren Stufen in denselben hinabsteigen muß. Aber auch trotz dieses Umstandes weht im Innern der Glyptothek ein reiner Hauch voller Harmonie, und es wäre kleinlich, das Verdienst eines Künstlers herabzusetzen, der es verstand, die Hülle zu auserlesenen Werken der Bildnerei, die Flächen zu den vollendetsten Werken der neuern Malerei zu schaffen, und so zu schaffen, daß die Fehler des Baues und des Stiles gegen die überwältigende Macht des Ganzen fast unfühlbar werden. Freilich denke man sich die Cornelius'schen Fresken heraus, so wird Alles anders, aber wer gibt uns das Recht hierzu, da Klenze's Entwurf von vornherein auch auf diese Fresken berechnet war? Die Glyptothek ist eins, eins als Bauwerk mit den Sculpturen und Malereien, und sie steht allem Andern, was München sonst an Kunstwerken bietet, weit voran; sie ist durchaus das Schönste, was die Isarstadt besitzt.

Nach Beendigung dieses Baues begann Klenze die Walhalla, die bekanntlich bei Regensburg auf dem Donaustauf sich in Form eines dorischen Tempels über einem mächtigen Unterbau von Stufen erhebt. Sie ist im Aeußern eine ziemlich treue Nach-

ahmung des Parthenon zu Athen, unterscheidet sich aber natürlich durch die innere Einrichtung vollständig von den Tempeln der Alten, da sowohl die Säulenstellungen im Innern der letztern als auch die Licht- und Luftöffnung in der Mitte des Daches hier unanwendbar waren. Klenze wollte nun, da die alten Denkmäler kein Vorbild zur Bildung der Decke über einem so breiten Raume geben, nach römischer Art ein Tonnengewölbe anwenden, wie man solches beispielsweise in dem sogenannten Theseustempel zu Wien, im Dome von Berlin und a. O. sieht, und er theilte diese Absicht Rauch mit, welchem Bildhauerarbeiten für die Walhalla aufgetragen waren, und der so mit Klenze in vielfache Beziehungen gelangte. Rauch's feinem Sinne entging das Unpassende des Entwurfes nicht, doch fand er selbst keinen bessern Ausweg und klagte, nach Berlin zurückgekehrt, die Sache an Schinkel. Schinkel setzte ihm nun auseinander, wie überaus verkehrt ein Tonnengewölbe sei, und daß das einzig Richtige in der Herstellung eines zierlichen Hängewerkes bestände, doch bat er ihn, mit diesem Gedanken nicht förmlich dazwischen zu treten, da derartig eingreifende Vorschläge meist sehr verstimmten. Rauch fand aber doch den rechten Weg der Mittheilung und Klenze leuchtete die Vortrefflichkeit des Gedankens ein, so daß er sich eilig daran machte, sein unglückliches Tonnengewölbe durch ein sehr schönes eisernes Hängewerk zu ersetzen, welches, so lange die Walhalla eröffnet ist, vor Allem den großartigen Eindruck bestimmt hat, den der Besucher von dort mit hinwegnimmt.

Im Jahre 1842 wurde der Walhallabau beendet, doch inzwischen hatte Klenze eine ganze Reihe anderer Unternehmungen vollendet oder der Vollendung nahe gebracht. In erster Linie steht hier die Pinakothek, die Gemäldegalerie Münchens. Sie zeigt den Meister auf einem ganz andern Stilgebiete, und während er selbst erklärte, außer der griechischen Baukunst gebe es keine wahre Schönheit, während er die Glyptothek, die Walhalla und andere kleinere Werke in diesem Bewußtsein ausgeführt hatte, tritt er hier in die Renaissance über. Doch nicht zu seinem Nachtheile, denn er erweist sich in der Pinakothek als ein Meister der italienischen Bauweise, die er durch Einführung reinerer Ornamente noch zu veredeln suchte. Sieht man auf das Ganze, so erkennt man bald, daß Klenze den eigentlichen Kern, das Dauernde der Renaissance überaus glücklich verstanden hat, daß die harmonische Gruppirung der Baumassen in der Pinakothek den besten Arbeiten des alten Italien an die Seite zu stellen ist. Klenze steht hiermit allen anderweitigen Bestrebungen, die Renaissance wieder einzuführen, wie sie in Deutschland besonders von Dresden ausgingen, weit voran, doch liegt hier gewiß die Frage nahe, ob derjenige Künstler, der für die Renaissance so außerordentlich begabt war, wirklich den innern Beruf zur Antike haben konnte und ob es, wenn er diesen Beruf zu haben glaubte, zu rechtfertigen ist, daß er das von ihm als das einzig Schöne erkannte verließ, um den minder hohen Göttern zu opfern? Zu Gunsten Klenze's muß des Königs Ludwig Wille hier sehr stark betont werden, und daß er sich diesem Willen lieber fügte, als daß er den Auftrag ablehnte, mag darin seine Entschuldigung finden, daß seine gesammte reiche Wirksamkeit im letztern Falle auf dem Spiele stand. Man weiß ja, wie der König in München alle möglichen Baustile durcheinander würfelte, und wie hart zuweilen seine Befehle waren, so daß wohl selbst ein eifriger Hellenist Klenze's Wirksamkeit auf dem Gebiete der Renaissance ihm zu Gute halten wird, zumal er als Künstler hier entschieden glücklicher war als auf dem Boden des classischen Alterthums.

Ebenso führte Klenze die Erweiterung des Schlosses zu München, den Königsbau und den Saalbau, in italienischen Formen auf, und auch das Odeon, wie den ehemals Leuchtenbergischen Palast kann man hierher rechnen, dagegen mußte er sich in der Allerheiligenhofcapelle sogar zur byzantinischen Hängekuppel bequemen.

Seine Thätigkeit in München wurde 1834 durch eine längere Reise nach Griechenland unterbrochen, wo er dem neuen Könige Otto mit seinem künstlerischen Rathe zur Seite stehen sollte. Einestheils ging hier sein Augenmerk auf Erhaltung und Pflege der alten Denkmäler, unter denen er sich namentlich für die Säuberung der Propyläen und der andern Werke auf der Burg zu Athen verdient gemacht hat, — anderntheils wirkte er wesentlich an der Feststellung des Bauplanes der neuen Stadt mit, doch theilte er mit Schinkel das gleiche Geschick, daß auch

sein Entwurf für das Königsschloß und das Nationalmuseum auf dem Papiere blieb.

Fünf Jahre später lud Nikolaus den bereits hoch gefeierten Architekten nach Petersburg ein, um für die innere Ausschmückung der Isaakskirche seinen Beistand zu gewinnen, zugleich aber auch, um ihm einen Auftrag zu geben, dessen Größe alles bisher von Klenze Geschaffene noch erheblich überragte. Es handelte sich um ein Czarenschloß, in dem Nikolaus ein Sinnbild der Größe und Herrlichkeit seiner Macht errichten wollte, und das an Ausdehnung und Pracht kaum von irgend einem Fürstenschlosse der Welt erreicht werden dürfte. Denn es umfaßte außer den weiten uud geräumigen Wohnungen für den Hof Kunstsammlungen verschiedenster Art, namentlich eine Gemäldegalerie, ein Antikenmuseum, ein Münzcabinet, ein Kupferstichcabinet und dergleichen mehr, dann eine Bibliothek, mehrere Aemter und so fort, so daß es eine Stadt für sich bildet, deren Beschreibung an den Luxus orientalischer Königspaläste um so mehr erinnert, als das ganze Bauwerk nur aus Stein und Metall mit ganz vereinzelter Anwendung edlerer Holzarten für Thüren, Fußböden u. s. w. hergestellt ist. Trotzdem soll ein feiner Sinn diese massive Pracht künstlerisch belebt haben, und es wird ebenso der seltene Geschmack in der Decoration der innern Räume, wie die Gewaltigkeit des äußern Eindruckes gerühmt.

In München selbst wurde Klenze fortwährend beschäftigt, wenn er auch nicht zu jeder Zeit einen größern Monumentalbau zu leiten hatte. Aber schon nach Beendigung der Walhalla wurde ihm ein ähnlicher Auftrag wie dieser, wenn auch in Etwas abgeschwächter und engerer Bedeutung. Es galt der Erbauung der baierischen Ruhmeshalle mit der Bavaria auf der Theresienwiese bei München, einem Werke, dem man, mag auch sein Sinn und seine Bedeutung im Ganzen wenig erbaulich sein, dennoch die künstlerische Gelungenheit der Anlage keineswegs absprechen kann. Einer noch unglücklichern Idee mußte Klenze in dem erzenen Obelisk, welcher dem Andenken der 30,000 in Rußland gefallenen Baiern als ein Ehrenmal gesetzt ist, Form und Gestalt geben, ja und wenn eine Steigerung dieses traurigen Verhältnisses möglich ist, so trat sie in dem ihm gewordenen Auftrage ein, ein Prachtthor, das sogenannte Propyläon, zu errichten, welches die Thaten Königs Otto im neuen Hellas verewigen sollte! Dies sonderbare Werk, in dem Klenze eine freie Wiederholung der athenischen Propyläen, umgeben von alterthümlichen, pylonenartigen Thürmen, bildete, wurde erst 1862 beendet.

Die größte Unternehmung aber in den letzten sechzehn Jahren seines Lebens war die, nach Gärtner's 1847 erfolgtem Tode übernommene, Befreiungshalle zu Kehlheim, deren Eröffnung am 18. October v. J. dem hochbetagten Künster noch neue Freude und Ehre gewährte. Klenze wich in sehr wesentlichen Bedingungen von den begonnenen Arbeiten und dem weiteren Entwurfe Gärtner's ab, so daß das Werk, wie es jetzt auf schöner Felsenhöhe am Ufer der brausenden Donau großartig dasteht, seiner künstlerischen Entstehung und Vollendung nach Klenze allein zugeschrieben werden kann.

Dies sind, in kurzen Worten angedeutet, die Hauptleistungen Klenze's, und man wird billig gestehen müssen, daß ein solcher Reichthum großartiger Aufgaben kaum je einem Architekten geboten worden ist. Und Klenze löste sie sämmtlich zwar nicht in der tadellosen Vollkommenheit eines hochbegabten Genius, aber doch mit so großem Talent, so vielem Geschick und vor Allem mit so richtiger Einsicht in die Einheit und Untrennbarkeit der Kunst, daß er ein monumentales Bauwerk ohne die innigste Mitwirkung der Schwesterkünste gar nicht denken konnte. Der plastische Schmuck im Aeußern, der malerische im Innern war ihm nicht zufällige Decoration, sondern nothwendiges Glied der ganzen Anlage, und dies wußte er überall mit dem glücklichsten Gefühle auszubilden. Seine Vorliebe für das Alterthum und die hellenische Kunst könnte man mehr mit der Neigung eines Gelehrten als mit der Begeisterung eines Künstlers vergleichen, wenigstens verließ er mehrfach den Boden der griechischen Formenwelt, obwohl er so eifrig am Griechenthum haftete, daß er seinen Kindern die griechischen Namen Hippolyt und Athenais gab, wenigstens zeigte er sich als Künstler in der Handhabung anderer Stilformen sicherer und verständnißvoller.

Aber schon dies Nachgeben und dies Eingehen auf andere Stilformen gegen seine eigene bessere Meinung hat trotz aller triftigen Entschuldigungen für Klenze den unberechenbaren Nachtheil gehabt, daß er keine

Schule gründen konnte. Auch er mußte, trotz so bestimmt ausgesprochener künstlerischen Absichten, sich der traurigen Nothwendigkeit fügen, unter deren verwirrendem Einfluß die Münchener Baukunst vor lauter Stilen nicht zu wirklichem Stil gekommen ist. König Ludwig wollte nun einmal in München alle Stilarten vertreten haben, und während er so seine neue Residenzstadt wie einen Baukasten aus Häusern und Steinen der verschiedensten Länder und Zeiten aufsetzte,*) schnitt er jeder gesunden Entwicklung von vornherein die Wurzeln ab und legte die Keime einer unglaublichen Stillosigkeit, die seit einigen Jahren solche merkwürdige Schößlinge getrieben haben, daß jeder Unbefangene fühlt, es sei hohe Zeit, an eine planvolle und gründliche Regeneration der Baukunst in München zu denken.

Wenn so Klenze's Wirksamkeit mit seinem Tode dahinging und er nicht den schönen Trost mit in das Grab nehmen konnte, für Geschlechter der Nachfolgenden eine feste und sichere Bahn geebnet zu haben, auf der sie noch lange im Geiste einer bestimmten Kunstrichtung schaffen und arbeiten könnten, wie dies von Schinkel im weitesten Sinne gilt, so hat er den Lohn einer glanzvollen Laufbahn, die Ehre der über halb Europa verbreiteten Anerkennung seiner Leistungen lebend empfangen. Und immerhin bleiben die Denkmäler, die er errichtet, von so hervorragender Bedeutung, immerhin ist seine Beziehung zu Rauch, Cornelius, Schnorr, Schwanthaler und so vielen andern Künstlern eine so eingreifende und innige, daß ihm für alle Zeiten ein ausgezeichneter Platz in der Geschichte der deutschen Kunst gesichert bleibt. Ein reiches und volles Leben in langen Jahren, wie sie das neidische Geschick nur selten gewährt, erfüllend, ist er von der stygischen Welle ungebändigt dahingegangen, sein Idealbild rein im reinen Aether zurücklassend. Wie der Dichter sich Trauer, Klagen und eitles Ehrgepränge verbittet, so sei auch ihm der würdige Nachruf in den Horazischen Worten gesetzt:

Absint inani funere neniae,
Luctusque turpes et querimoniae;
Compesce clamorem, ac sepulcri
Mitte supervacuos honores.

*) Vergl. Europa 1863. Nro. 42.

Die Adria.

Die Aufmerksamkeit, welche seit einigen Jahren die österreichische Regierung ihren maritimen Anlagen und der Vergrößerung ihrer Flotte auf dem Adriatischen Meere schenkt; der wiederholte Ruf Jungitaliens: „Frei bis zur Adria!“ der in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit aller Politiker in Anspruch nimmt, läßt es gewiß wünschenswerth erscheinen, einmal dieses Meer und seine Ufer in topographischer, naturhistorischer und ethnographischer Hinsicht zu betrachten, wobei wir uns auf specielle Schilderungen des Dr. A. v. Goracuchi stützen.

Vom Hauptstock der Alpen zweigen sich nach Südosten zu zwei Hauptgebirgszüge ab, von denen der eine, zuerst unter dem Namen der Seealpen bekannt, in seiner weitern Verlängerung die Apenninen bildet und als solche seiner ganzen Länge nach Italien durchzieht. Der zweite Gibirgszug, Oberitalien von Schweiz und Tirol trennend, zieht sich von da unter dem Namen der Julischen Alpen durch Kraien nach Dalmatien, wo er den Namen Vellebich oder bebische Alpen führt, nachdem er vorher den Karst bei Triest und den Monte maggiore nach Istrien abgezweigt, und von da im Verein mit den Dinarischen Alpen Montenegro umgürtet, sich dann längs der albanischen Küste hinzieht und endlich als Akrokeraunisches Gebirge mit den letzten Verzweigungen der macedonischen Berge sich vereint.

Zwischen diesen beiden Gebirgszügen, die fast ziemlich parallel und in einem ungefähren Abstand von 140 Miglien von Nordwest nach Südost zu laufen, ist das Mittelländische Meer eingedrungen und hat das zwischen ihnen liegende große Thal fast ganz ausgefüllt, somit ein großes Binnenmeer bildend, was man die Adria oder das Adriatische Meer nennt.

Es beginnt zwischen den nur 37 Miglien oder Seemeilen (60 auf einen Breitegrad) von einander entfernt liegenden Vorgebirgen Capo Otranto, auf der italienischen, und Capo Linguetta, auf der albanischen Küste, und endigt bei Triest, eine Ausdehnung von circa 400 Miglien Länge und 90 durchschnittlicher Breite einnehmend. An seiner nordwestlichsten Grenze schneidet es das bezeich-

nete große Thal ziemlich rechtwinklich ab und begnügt sich mit flachen sumpfigen Ufern auf einer Strecke von ziemlich 80 Miglien, von Rimini bis zum Fuße des Karstes. Der geographischen Lage nach liegt das adriatische Meer zwischen dem 30. Grad 40 Minuten und 45. Grad 55 Minuten nördlicher Breite und dem 9. Grad 50 Minuten und 17. Grad 30 Minuten östlicher Länge von Paris.

Die beiden sich gegenüberliegenden Küsten zeigen in jeder Beziehung auffällige Contraste, denn während die westliche fast in grader Linie fortläuft, zeigt die östliche einen unregelmäßigen Lauf mit unzähligen Krümmungen, Ausbuchtungen, Inseln und Canälen. Die charakteristischen Merkmale beider Küsten gestalten sich ungefähr folgendermaßen: Steil und steinig die eine, niedrig, flach, sandig die andere; längs der einen tiefes Meer, besät mit Klippen und Felsenriffen, an der andern seichter Grund, fast ohne Unterbrechung; nächst der Ostküste zahlreiche Inseln jeder Größe und Form, zwischen welchen Meerengen und Canäle durchgehen, dagegen an der italienischen Küste anstatt der Inseln Sandbänke, Untiefen; dort Reichthum an Häfen, Rheden, Buchten und guten Ankergründen, hier Mangel an Häfen, unsichere Rheden, wenige und trügerische Ankergründe; dort endlich lichte Bevölkerung, Mangel an Wasser und an Lebensmitteln und spärliche Vegetation, hier dichte Bevölkerung, Ueberfluß an Wasser und Lebensmitteln, gedrängte und üppige Vegetation. Natürlich finden an beiden Küsten auffallende Ausnahmen statt.

Die oft langgestreckten Inseln der Ostküste zeigen an ihren verschiedenen Ufern oft die auffallendsten Gegensätze, denn während die eine Seite aus schroffen und unwirthbaren Felswänden besteht, an denen die Wogen mit unheimlichem Getöse sich brechen, zeigt die andere Seite der Insel ein anmuthiges sanftes Hügelland, dessen Ebenen und Thäler die üppigste Vegetation zeigen und auf dessen grünen Wiesenteppichen die zartesten Blumen mit ihren würzigen Düften die Lüfte erfüllen, während in geschützten Buchten, deren weißen Kieselsand unzählige bunte Muscheln wie mit Blumen bedecken, das besänftigte Meer mit lieblichem Gemurmel spielt.

Die verschiedenen kleinen Ausläufe der Hauptgebirgszüge nach dem Meere zu bilden eine Menge von Vorgebirgen, von denen an der Ostküste Capo Linguetta, Capo Diomede und Capo Promontore, auf der Westküste Capo Monte Conero, Capo Gargano und Capo d'Otranto die bedeutendsten sind.

Die, wie schon erwähnt, sich am nächsten gegenüberliegenden Vorgebirge, Capo d'Otranto und Capo Linguetta, die Ausläufer der Apenninen und der Akrokeraunischen Berge, deuten auf einen frühern Zusammenhang beider Küsten hin; genauere Erforschungen des Meeresgrundes würden diese Vermuthung vielleicht bestätigen. In seinen Kriegen mit Rom wollte hier Pyrrhus eine Schiffbrücke schlagen.

Durch die größte der Halbinseln, Istrien, werden die beiden größten Busen des Adriatischen Meeres gebildet, der von Triest und der von Quarnero, zu denen sich noch die von Venedig, Trino und Carnero-Gargano gesellen. Von den durch die vielen Inseln der Ostküste gebildeten Canälen, sind die bekanntesten der Canale della Morlacca, di Zara, di Spoleto, di Raventa und di Calamora. Namentlich in den kleineren und engeren derselben sind die Strömungen oft sehr heftig und gefährlich und ändern ihre Richtung mit der Ebbe und Fluth. — Die zahlreichen Buchten, von denen die bekanntesten die von Muggia, Valono, Dunaggo, Pola &c. sind, geben meist gute Häfen, während zu den ausgedehntesten Rheden die von Manfredonia, Brindisi, Triest und Pirano gerechnet werden. — Die namentlich an der Westküste vorkommenden sumpfigen Uferniederungen, von denen die am weitesten ausgedehnten sich zwischen Aquileja und den Pomündungen befinden, werden am venetianischen Ufer Lagunen genannt, und zerfallen in die von Venedig, Caorla und Muneano und nehmen einen Flächenraum von circa 25 deutschen Quadratmeilen ein. Eine Kette langer Landstreifen (Lido) schützen namentlich die Hauptlagunen gegen das Meer und wo diese unterbrochen, sind riesige Mauern aufgeführt. Auf einer derselben findet man die Inschrift: „Aere Veneto ausu Romano contra mare“ (mit venetianischem Gelde, mit römischer Kühnheit, wider das Meer). Unzählige Canäle durchziehen die Lagunen und bilden die Communication zwischen dem Meere und dem festen Lande. Die sumpfige Beschaffenheit derselben und die ungesunde Luft (Malaria) erschweren das Bewohnen und Bebauen der höher ge-

legenen Stellen, doch finden dagegen Jäger und Fischer reiche Beute. In demselben Verhältniss wie die Lagunen steht das Vall' de' Comachio, bei Comachio, südlich der Pomündungen.

Das krystallreine Wasser des Adriatischen Meeres erscheint bei heiterm Himmel von bläulicher Farbe, die bei bedecktem Himmel in's Tiefblaue und Graue übergeht. Der Salzgehalt ist bedeutend und gewährt in den Salzgärten Istriens eine reiche Ausbeute. Wie alle Meere wärmerer Regionen, zeigt auch das Adriatische in schwülen Nächten ein starkes Phosphoriren, dessen Entstehen man der Anhäufung verschiedener Infusorien und den faulenden Fäserchen abgestorbener Mollusken zuschreibt.

Eine eigenthümliche Erscheinung des Adriatischen Meeres ist, daß, während alle Binnenmeere, und selbst das mittelländische, nur wenig oder gar keine Ebbe und Fluth haben, diese ganz regelmäßig in demselben stattfindet und das normale Fallen und Steigen derselben gegen 6 Fuß beträgt. Neben dieser periodischen Doppelbewegung besitzt das Adriatische Meer noch eine regelmäßige Strömung, die, von der Küste von Epirus kommend, längs der östlichen Küste hinzieht, bei Triest eine Wendung macht und dem italienischen Gestade entlang bei Capo d'Otranto wieder ausläuft. Die Geschwindigkeit dieser Strömung ist sehr verschieden, namentlich an der Ostküste, wo sie oft durch die Menge von Inseln unterbrochen wird, und am nördlichen Theile der Westküste, an den Mündungen der größeren Flüsse, ist sie von sehr geringer Geschwindigkeit und beträgt kaum 5 Miglien pro Tag, dagegen wird sie, nachdem sie Ancona passirt, zusehends schneller und steigt bis zu 3 Miglien pro Stunde. Die Tiefe dieser Strömung beträgt nicht über 20—25 Fuß.

Längs der Ostküste ist das Bett des Meeres viel tiefer als an der Westküste, an welcher sich der Strand allmälig abflacht, Dünen und Bänke bildend, während er an ersterer meist schroff und steil abfällt. Die Tiefe des Bettes erreicht zwischen Istrien und der Romagna 120 — 130 Fuß, zwischen Zana und Ancona 600 Fuß und zwischen Ragusa, Manfredonia und Bani 2000 Fuß. An einzelnen Stellen konnte man bei 2800 Fuß noch keinen Grund mit dem Senkblei erlangen. Der Ankergrund ist an der Ostküste namentlich gut, im obern Theile des Golfes stören oft Sandbänke die Schifffahrt.

Leider existiren jetzt keine ganz genaue Seekarten der Adria, denn die 1825 unter Manini's Leitung hergestellten haben durch mannigfache Veränderungen ihre Genauigkeit verloren, und die von der österreichischen Marine vor Jahren begonnenen Aufnahmen und Rectificationen wurden durch die politischen Ereignisse unterbrochen und scheinen bis jetzt noch nicht wieder aufgenommen worden zu sein, trotzdem das Bedürfniß genauer Seekarten, grade bei dem Aufschwung, den in den letztern Jahren die österreichische Marine genommen hat, um so größer geworden ist.

Die das Adriatische Meer umschließenden Gebirge schicken ihre feuchten Niederschläge demselben in einer Menge von Flüssen und Bächen zu, von denen die bedeutendsten, wie der Po, die Etsch, die Brenta, die Piave, der Tagliamento und Isonzo dem Hauptzug der Alpen, nördlich von Oberitalien, entspringen, während von den Apenninen der Lamone, der Montore, der Ronco, der Savio, die Marechia, Conca, Potenza, Tenna, Canapella, der Offanto 2c. entströmen. Die längs der Ostküste sich ergießenden sind meist von geringer Bedeutung, zeitweise oft ganz ohne Wasser, dann wieder reißende Bergströme. Unter ihnen sind die bemerkenswerthesten der Timavo, der Quieto, die Fumara, Zermanja, Kerka, der Djadro, die Cettina, Nanenta, Ombla, Bojana, der Drino, die Kovaja und Vojussa. Viele dieser eben genannten Flüsse der Ostküste haben einen eigenthümlichen Ursprung, indem sie als Abflüsse größerer Wasserbehälter im Innern der Erde erscheinen und als vollkommene Flüsse aus den Höhlungen der Berge hervorbrechen, wie der Timavo, die Kerka, die Cettina, der Djadro, die Ombla, auch wieder streckenweise in der Erde verschwinden. Ebenso sind einige unterirdische Abflüsse von Landseen, wie die Bojana vom See von Scutari und der Drino vom See Ocrida an der rumelischen Grenze. Andere, wie die Kerka in Dalmatien, sind reich an malerischen Wasserfällen und bildet diese auf ihrem Lauf von ungefähr 30 Miglien nicht weniger als neun derselben, von denen der letzte, mit welchem sie sich in's Meer stürzt, Scondona genannt wird.

Von den wenigen an der Küste und auf den Inseln sich vorfindenden Landseen sind die bemerkenswerthesten der schon erwähnte See von Scutari in Albanien, der von Vrana in Dalmatien, die von Lessina und Varana an der neapolitanischen Küste und der Jezerosee auf der Insel Cherso, welcher von allen der interessanteste ist. Er ist von hohen Bergen eingeschlossen, von eirunder Form, gegen 12 geographische Meilen im Umfang, sein Niveau liegt höher als das des Meeres und seine Tiefe in der Mitte ist noch nicht ergründet. Das nicht salzige Wasser wimmelt von einer Menge von Süßwasserfischen, wie Hechte, Brassen, Schleien &c. Von sieben zu sieben Jahren soll ein periodisches Fallen des Wassers stattfinden. Der trocken werdende Theil des Bettes gewährt dann eine reichliche Getreideernte.

Die Atmosphäre des Adriatischen Meeres zeigt keine besondere Eigenthümlichkeiten, sie ist, mit Ausnahme der sumpfigen Uferstrecken, gesund, da die kalten wie heißen klimatischen Verhältnisse der umgrenzenden Länderstrecken durch die feuchten Ausdünstungen gemildert werden. Die vorzüglichsten Modificatoren des Klimas sind zwei atmosphärische Luftströmungen, die eine, eine nordöstliche, Bora genannt, welche aus den Thälern und Schluchten der Gebirge hervorbringt, die das Meer im Nordosten und Osten umschließen. Dieser Wind bricht mit heftiger Gewalt und einer großen Kälte hervor, wühlt wirbelartig das Meer auf und verursacht der Vegetation, Menschen und Thieren oft großen Schaden. Die andere Strömung, eine südöstliche, Scirocco oder Scilocco genannt, bringt, trotzdem sie bereits mit den Ausdünstungen des mittelländischen Meeres geschwängert ist, von der afrikanischen Küste eine die Geistesthätigkeit erschlaffende Wärme, die während der Dauer dieses Windes ihren Einfluß noch in andern Beziehungen äußert. So kann Fleisch in dieser Zeit nicht gut eingesalzen werden, der Wein klärt nicht, Oelanstrich wird nicht hart, Metalle oxydiren schnell, Papier und Kleider werden fleckig und viele Stoffe klebrig.

Die Bora bringt Trockenheit und Dürre, der Scirocco Regen, der Ende des Herbstes oft wochenlang anhält. Der Scirocco kündigt sich durch hohe Fluth, plötzliche Stille anderer Winde, Verdüsterung der Atmosphäre durch Dünste, durch große dunkle Wolken, die die Bergspitzen umlagern, an, während beim Wehen der Bora dieselben mit kleinen weißlichen, runden Wolken bedeckt sind; die Luft wird plötzlich scharf, das Meer sinkt und die Feuchtigkeit am Boden trocknet stufenweise ab. Die Einflüsse dieser beiden Winde neutralisiren sich gegenseitig, da sie meist mit einander abwechseln. — Außer diesen beiden Winden erhebt sich zu Zeiten, namentlich im Herbste und Winter, unter dem Namen Levantera oder Levante bekannt, ein scharfer Ostwind, der durch die Kälte, die er mitbringt, für Menschen und Thiere sehr belästigend wird, auch erregt seine Heftigkeit meist fürchterliche Stürme. Die Drehung der Erde erzeugt noch zwei regelmäßige Luftströmungen, die eine von Osten, die andere von Westen, welche namentlich im Sommer sich mit ziemlicher Regelmäßigkeit ablösen, indem diese in den Nachmittags-, jene in den Vormittagsstunden herrscht.

Die allgemeine Temperatur der Luft bewegt sich zwischen + 26 Grad und — 3 Grad Reaumur, die mittlere des Wassers beträgt 12 Grad R. An den südlichen Küstenstrecken fällt nie Schnee, noch friert Eis. In frühern Perioden soll die Temperatur eine weit rauhere gewesen sein, so daß in den Jahren 864 und 1234 das Adriatische Meer sogar gefroren gewesen sein soll.

Im Allgemeinen ist, wie auch die Beobachtungen des Hygrometers ergeben, die Atmosphäre eine gesunde, weit gesunder, als die vieler für äußerst gesund gehaltenen Gegenden. Das Hygrometer von Saussure gibt für die Gegend von Venedig, wo sich, namentlich im Winter, oft dicke Nebel bilden, nur 87 Grad an. Auch sollen, namentlich in dieser Stadt, die mit Salztheilchen geschwängerten Dünste, welche die Lagunen beständig entwickeln, günstig auf das menschliche Leben wirken, was sich auch in dem stets aufgemuntertem Geist des Venetianers zu bestätigen scheint.

Abgesehen von den Klippen und Felsen, von dem sandigen Boden und sumpfigen Gegenden, bieten die Umgebungen des Adriatischen Meeres, in ihren größeren Ausdehnungen betrachtet, den sogenannten „ökonomischen Pflanzen," welche den Bedürfnissen der Menschen und Thiere abzuhelfen bestimmt sind, einen geeigneten Boden, dem die klimatischen Verhältnisse noch zu statten kommen.

Neben den Getreide- und Hülsenfrüchten aller Art geben die verschiedenartigsten Obstbäume, wo sie nur einigermaßen mit etwas Sorgfalt gepflegt werden, die reichlichsten Ernten. Dazu gesellen sich noch andere fruchttragende Bäume, die zum eigenthümlichen Charakter dieser Gegenden wesentlich beitragen, wie die Oliven-, Mandel- und Feigenbäume, die Johannisbrot-, Orangen- und Citronenbäume. Zwischen ihnen hin schlingt sich der ohne Ende wachsende Weinstock (vitis sine fine crescit), mit seinen grünen Rebenschossen Kränze bildend um Ulmen, Eichen und Eschen. Die Blätter des Maulbeerbaumes geben durch Vermittlung des Seidenwurmes die hochgeschätzte Seide, während seine Beeren den Landleuten gewünschte Leckerbissen sind. Die Azarolen, der Granatapfel, der Lotus und die indische Feige haben sich auf einigen Inseln und in den südlichen Theilen einheimisch gemacht.

Der Weichselbaum (marasca), dessen Früchte das Hauptingredienz zu dem berühmten Rosolio maraschino liefern, behauptet nur in Dalmatien sein eigenthümliches Aroma.

Die Küchengärten von Chiaggia liefern die besten Gemüse und eßbaren Kräuter, unter letzteren namentlich Tuberosen und Bulbosen; eine besondere Specialität liefert die Gegend von Ragusa, den Kupus (Brassica oleracea). Die südlichen Regionen, besonders Apulien, zeigen sich der Anpflanzung von Baumwolle, Zuckerrohr und Storax günstig.

Während die Küsten von Venedig und Triest bis zur Romagna den Charakter der österreichischen Flora beibehalten, nimmt sie von da ab, so wie auf der andern Küste von Dalmatien aus südlich, einen eigenen Charakter an und geht schließlich in den von Griechenland und der afrikanischen Nordküste über.

Die dichten Waldungen, welche meist die adriatischen Küsten beschatteten, sind, namentlich von der östlichen Seite, sehr gelichtet worden, doch findet man noch herrliche Eichenwälder, gemischt mit Eschen, Terebinthen, Taxus und Cypressen in den Thälern von Albanien, den Umgebungen des Golfes del Drino und bei Montona. Ravenna und Cervia besitzen die größten Pinienwälder; die Abhänge der Apenninen und Abruzzen, und namentlich die bedeutende Landzunge, welche mit dem Vorgebirge del Gargano endigt, ist bis zum Gipfel des 3252 Fuß hohen Monte Calvo mit dichten Waldungen bedeckt, deren Bäume dem Handel Manna, Harz und Terpentin liefern. Nicht minder sind einige Inseln, Curzola, Veglia, Cherso und Arbe von Fichten-, Eichen-, Ahorn- und Eschenwäldern beschattet, gemischt mit Wachholder- und wilden Buchsbäumen. Einförmige, ausgedehnte Olivenwaldungen spiegeln sich allenthalben von den Abhängen der Berge im Meere und finden die meiste Pflege in den Abruzzen und in Apulien. In ihrer Gesammtheit betrachtet, bieten auch in dieser Beziehung beide Küsten auffallende Contraste; an der italienischen Küste herrscht Flora in ihrem vollsten Prunke, Ceres, Pomona und Vertumnus theilen sich in ihr Reich; dagegen räumt die Ostküste diesen Göttern nur schmale Strecken ein, Fels- und Kalkboden treten ihnen wehrend entgegen.

Je mehr die bunten Wiesenteppiche der Westküste von saftigen, fetten Kräutern strotzen, desto mehr bietet die Ostküste auf beschränkten Räumen die schönsten, wohlriechendsten und aromatischsten Gewächse dar, die namentlich dem Botaniker reichen Stoff für seine Forschungen gewähren. Die meiste Ausbreitung zeigt die Familie der Labiaten. Salbei und Rosmarin bedecken oft lange Strecken des Festlandes und der Inseln. Am geringsten vertreten sind die Orchideen, dagegen kommen auf beiden Küsten zahlreiche und ansehnliche Arten des Genus Orchis vor und die östliche zeigt einige seltene Arten der Gattung Ophrys.

So reich die Westküste an Farren, Mosen und Kryptogamen, so arm die Ostküste an denselben. Unter den Sumpf- und Wasserpflanzen der salzhaltigen Küstenwässer kommen, namentlich in dem sogenannten Valli Salse der Romagna, Salsalaen und Salicornien in ungeheuren Massen vor und geben einen reichen Gewinn an Pottasche. Ebenso sind die stehenden, wie fließenden Süßwasser, und das Meer selbst, überreich an allen Arten von Algen.

Wenn schon die Pflanzenwelt einen reichen Schatz der verschiedenartigsten Gattungen bot, so ist das Thierreich, namentlich das im Wasser lebende, ein kaum zu erschöpfendes. Die zahlreichsten, aber am wenigsten bekannten Arten, weil sie am Meeresgrunde haften, an Felsen und Klippen kleben, im Wasser schwimmen, oder wegen ihrer mikroskopischen Kleinheit dem Auge verschwinden, sind die Zoo-

phyten oder Pflanzenthiere. Nicht minder zahlreich sind die Spongien und Alcyonien. Eine Menge von Würmern und Polypen erzeugen die wunderbarsten und prächtigsten Gebilde, die unter den verschiedenen Arten der Seefedern und Korallen in den Handel kommen. Gleich einem bunten Teppiche überziehen die verschiedenen Stachelhäuter (Echinodermata) in Gestalt von Seesternen, Seeigeln, Seewürmern rc. den Boden des Meeres, während die kopflosen Weichthiere (Acephala) und Quallen (Acelypha) beständig als durchsichtige Gallerten im Wasser auf- und abschwimmen.

Unter den nackten Weichthieren (Mollusca) gibt es einige Species der Dintenfische (Sepia), die einen wichtigen Theil der Fischerei abgeben. Unter denen mit Schalen versehenen zeichnet sich das Papierbot (Argonauta papiraceus) durch seine Zierlichkeit und seine Aehnlichkeit mit einem segelnden Schiffe aus.

Die Schalenthiere (Conchifera) liefern in Bezug ihrer Form, Farbe, in der Schmackhaftigkeit ihrer innern Substanz, eine reiche Mannigfaltigkeit. Die Auster, Kammmuschel, die eßbare Herzmuschel und noch mehrere sind bekannte Leckerbissen.

Die Purpurschnecke (Purpura patula) wurde in den Zeiten der Römer zum Färben der kaiserlichen Kleider verwendet. — Die Krustenthiere, — Krebse — (Crustacea), von den verschiedensten und wunderlichsten Formen, geben größtentheils ein schmackhaftes, wenn auch wenig verdauliches Fleisch. Von ihnen werden der Hummer, der norwegische Krebs, der Bärenkrebs, die Meerspinne in großen Mengen gefangen.

In zahlreichen Gattungen und großen Mengen durchzieht nach allen Richtungen hin das Geschlecht der Fische (Pisces) das Meer. Einzelne Gattungen bewegen sich in einem beschränkten Kreise, während andere periodisch von einem Orte zum andern ziehen. Die fischreichsten Stellen sind meist diejenigen Gegenden, wo das Süßwasser der Flüsse und Bäche sich mit dem salzigen des Meeres verbindet, namentlich beim Beginn der Laichzeit, wo einige Arten, wie die Lachsforelle, der Lachs, der Stör, die Meeräsche stromaufwärts ziehen. — Die höhlenreichen und mit Kieseln bedeckten Gestade der Ostküste sind für die zu den Brassen (Spanus) und Barschen (Perca) gehörenden Species die beliebtesten Aufenthaltsorte, während den mit Algen bedeckten Felsboden die Meeraale (Muraena), die Schleimfische und Drachenköpfe vorziehen. In größeren Tiefen, zwischen Korallen, Gorgonien und Schwämmen, treiben der Seehase, die Trusche, der Lippfisch, der Hornfisch ihr Spiel, während in noch tieferen Regionen, in Schlamm versteckt, der Rochen, der Schollen und der Froschfisch hausen.

Besonderer Erwähnung verdienen unter den Zugfischen einige vom Häringsgeschlecht, die Sarbelle (Clupea sardina) und die gemeine Anchovis (Engarulis enchnasicholus), vom Thungeschlecht (Scomber) der Thunfisch (Scomber Thymnes). Von den größern, gefährlichen Raubfischen, wie der gemeine Hai, kommen zuweilen einzelne aus dem Mittelmeer herüber. Das Geschlecht der sogenannten Fischsäugethiere stellt im Delphin, im Seehund, im Seekalb seine Vertreter.

Unter den Reptilien, die im Allgemeinen sehr schwach vertreten sind, verdient, ihres großen Umfanges wegen, die Seeschildkröte (Testudo coriacea) genannt zu werden, auch kommt an den südöstlichen Küsten die griechische Landschildkröte (Testudo graeca) vor. Die größere Zahl der Species gehört zu den Eidechsen und Schlangen, von denen einige auch den asiatischen und nordafrikanischen Gegenden eigen sind. Eine nur Dalmatien angehörende Specialität ist der dalmatinische Frosch. Unter den Schlangen, die meist dem Nattergeschlecht angehören, ist die einzige giftige die Otter (Vipera modita), welche aber häufig vorkommt.

Eine reiche Ausbeute für den wißbegierigen Naturforscher liefern die untern Thierclassen, wie die Insecten und Conchylien, namentlich haben von letztern seit einigen Jahren Dalmatien und Albanien eine große Anzahl bis dahin noch nicht gekannter Gattungen und Arten geliefert, wie die Schnirbelschnecke (Helix), die Bäuschnecke (Bulimus), die Schließschnecke (Clausilia), die Spritzhörner (Limnacea), die Thürschnecke (Cyclostoma).

Die Entomologie (Insectenkunde) hat mehreren ihrer Species den Namen der Gegend beigelegt, wo sie entdeckt wurden, wie dem Laufkäfer von Dalmatien (Canabus dalmaticus), dem Lappenrüsselkäfer von Ragusa (Canabus lobarincus) und andern mehr mit dem Beinamen dalmaticus, albanicus.

Unter den Schmetterlingen (Lepidophera) kommen einige Arten mit wunderbarer Farbenpracht vor. Der nutzbringendste ist der, dessen Raupe (Bombyx mori) die herrliche Seide liefert. Von den zu den Halbflüglern (Hemiphera) gehörenden Genus Wanzen (Cimex) wurden allein hundert Species und bei Ragusa eine Art Nepa, ähnlich der indischen Nepa maxima, entdeckt.

In großer Menge und einen süßen, köstlichen Honig liefernd, der im wahren Sinne des Wortes von den steilen Felswänden des Berges Ossero herabträufelt, findet sich überall die Biene (Apis mellifera). Färbestoffe gebende Insecten vom Geschlechte der Blattläuse liefern in großer Menge der Kermesbaum (Quercus coccifera) durch die sogenannte Kermesbeere und die Feigenbäume durch die Scharlachbeere (Coccus caricae), welche Aeste und Stämme vollständig bedecken.

Meer und Gestade dienen zahlreichen Gattungen von Vögeln zum Aufenthaltsort und zum Ruhepunkte bei ihren Wanderungen, und man kann wohl behaupten, daß fast keine europäische Species hier nicht zu Zeiten durch einige Exemplare vertreten wäre. Selbst afrikanische und asiatische Vögel statten zuweilen ihre Besuche ab.

Gegen dreißig Species von Falken, unter denen der Stein- und Seeadler die größten, ziehen ihre weiten Kreise in den Lüften; Trosseln, Finken, Lerchen, Emmerlinge, Nachtigallen ergötzen mit ihrem Gesange das Ohr des Menschen, Tauben und Dolen benutzen die durchlöcherten Felswände des Karst zu ihren Brütstätten. Alle möglichen Arten von Enten, Gänsen, Tauchern baden sich in den blauen Wellen der Adria, deren schmackhafte Fische selbst der asiatische Pelikan und der Schwan nicht verschmähen. Die sandigen und sumpfigen Uferstrecken wimmeln von Schaaren der buntfarbigsten Strandläufer, unter denen Kraniche und Reiher stolz einherschreiten; Schwärme von Möwen erschüttern mit ihrem eintönigen Geschrei die Nerven. Einsam auf den höchsten Felsenspitzen Albaniens nistet der sogenannte einsame Spatz (Passer solitarius).

Nicht minder günstig wie den Vögeln ist das Klima für die vierfüßigen Säugethiere, doch sind deren Arten nicht so zahlreich und kann man ungefähr gegen vierzig derselben annehmen. Die Hausthiere sind darunter alle vertreten und wird deren Zucht an der italienischen Küste durch die reichliche Menge von Futterkräutern sehr begünstigt, während an der Ostküste der häufige Futtermangel dieselbe sehr erschwert und ihre körperliche Ausbildung hindert, nur die Ziegen gedeihen dort vorzüglich.

Wilde, reißende Thiere kommen fast gar nicht vor, selten steigt ein Bär vom hohen Gebirge herab, die Wölfe sind ziemlich ausgerottet; Füchse, Iltisse und Marder sind nicht zahlreich, Fischottern kommen in einigen Flüssen vor. In den großen Waldungen der Insel Cherso leben noch zahlreiche ganz wilde Ochsen und Schweine. Groß ist die Zahl der Hasen und Kaninchen, namentlich der letztern auf der Insel Leonera; Feldmäuse gibt es wenig, desto mehr Rollmäuse und Eichhörnchen. Erstere werden wegen ihrer Fettigkeit als Leckerbissen gesucht. Die Schluchten und Höhlen des Karstes bieten einer Unmasse von Fledermäusen sichere Zufluchtsörter.

Beinahe auf jeder Strecke der das Adriatische Meer umschließenden Länderstrecken trifft man auf Menschen, die der Sprache, den Gebräuchen, der Lebensart, den Gewerben und ihrem Ursprunge nach verschieden voneinander sind. Der Sprache nach kann man die adriatische Bevölkerung in vier Hauptclassen theilen, in die italienische, welche die ganze Westküste und einen Theil der Städte Istriens und Dalmatiens bewohnt, die slawische, die ungefähr zwei Drittel der Ostküste einnimmt, die albanesische, welche sich auf die Küste von Albanien beschränkt, und die türkische, welche mit letzterer vermischt, sich in Scutari concentrirt. Die ganze Bevölkerung, zu circa 2,000,000 angenommen, vertheilt sich nach obiger Classification ungefähr folgendermaßen: 20,000 Türken, 80,000 Albanesen, 250,000 Slawen, 1,650,000 Italiener, incl. der in den größern Handelsstädten wohnenden Angehörigen anderer Nationen. Ihrer Religion nach zerfallen sie in Christen, Juden, Türken, erstere in römisch-katholische, Griechen und Armenier.

Die größern Handelsstädte bieten ein Gemisch von allen Nationen. Am leichtesten lassen die Türken und Slawen ihre Abstammung erkennen. Eine Menge von Variationen bieten die Italiener. Abgesehen von den verschiedenen Beschäftigungen der Städter,

kann man die Küstenbewohner nach der Art und Weise, wie sie ihren Lebensunterhalt erwerben, und wodurch sie ein eigenthümliches und charakteristisches Gepräge erhalten, in vier Classen theilen, in Ackersleute, Hirten, Seeleute und Fischer. Namentlich zeichnen sich die Hirten der Ostküste durch athletische Gestalten, die oft an die Abkömmlinge der Titanen erinnern, aus.

Die Verschiedenheit der Gebräuche, Sitten und Gewohnheiten, welche als Resultate der moralischen Neigungen, der Gemüthsart und des Geistes der Bewohner betrachtet werden müssen, geben einen richtigen Maßstab für die charakteristischen Unterschiede derselben. Die kolossalen Gegensätze, welche man in Bezug körperlicher und geistiger Beschaffenheit unter ihnen trifft, mögen auch wohl noch veranlaßt worden sein durch die verschiedenartigen politischen, militärischen, religiösen und Civilregierungen, denen sie seit Aufhören des römischen Reiches unterstanden haben. Vergleiche man nur einmal die Bewohner von Venedig, Triest und Ragusa mit denen im Innern von Dalmatien, Albanien und den Abruzzen. Und, o Wunder! während Venedig — jene Stadt, die den Wellen des Adriatischen Meeres entstieg, als Europa, in Folge der Völkerwanderung und der Jahrhunderte lang dauernden Uebel, schlafsüchtig dalag — so manches Licht in fernen Ländern verbreitete, wodurch die Völker wieder erwachten und einer neuen Cultur entgegengingen, blieben die ihr so nahe liegenden Völker, welche der Regierung dieser Republik unterworfen waren, in einem traurigen Zustande von Unwissenheit und Rohheit. — Trotz der vielen Verschiedenheiten, die zwischen den Bewohnern beider Adriatischen Ufer herrschen, findet man doch auch große Aehnlichkeiten zwischen ihnen. Sie lieben beide vorzüglich ein einfaches, genügsames Hirtenleben und halten Alle viel auf ihre Freiheit. Kriegerisch gesinnt, mit erstaunlicher Kraft begabt, haben sie eine besondere Vorliebe für Waffen, und ihr beutelustiger Sinn läßt sie sich schnell und leicht zu Banden vereinigen, die dem Leben und Eigenthum der Reisenden gefährlich werden. Die Geschichte lehrt, wie schon in den ältesten Zeiten die adriatischen Völker durch Kraft ihres Charakters und durch ihre intellectuellen Vorzüge sich auszeichneten, wie sie, mit Unternehmungsgeist, Muth und Schlauheit begabt, sich in ihren Schifffahrts- und Handelsunternehmungen hervorthaten, und wie sie in den Kriegsheeren, zu welchen sie gehörten, über ihre Nachbaren die Oberhand zu behaupten wußten. Der Einfluß der Liburier erstreckte sich bis in die entferntesten Gegenden, und ihr Bündniß und ihre Schiffe sicherten den Römern ihren ersten Seesieg unter Consul Duilius über die Karthager. Erst nach zweihundertjährigen Kämpfen gelang es den Römern, die Dalmaten zu unterwerfen. Während dem Unternehmungsgeist seiner Bewohner Venedig den ruhmvollen Namen einer „Königin des Meeres“ verdankte, erreichte es durch die Tapferkeit seiner Dalmaten einen solchen militärischen Ruf, daß es mit den größten Mächten Europa's wetteifern konnte. — Hoch geschätzt wurde von den türkischen Fürsten die Tapferkeit der Albanesen, welche sie Arnauten nannten, und ohne dieselben würden weder Scander-beg, noch Ali Pascha von Janina, noch Ali Pascha von Egypten ihre Berühmtheit erlangt haben.

Ohne ihren kriegerischen Sinn nur im Geringsten zu schmälern, haben diese Völker auch Sinn für die schönen Künste, für Literatur und Wissenschaft von jeher gezeigt. Jahrhunderte hindurch war Venedig der Centralpunkt der Kunst; eine Menge kleiner Städte haben zu allen Zeiten Männer die Ihrigen genannt, die durch Wissenschaft und literarische Bildung sich auszeichneten. Die Wiege des Horaz stand am Adriatischen Meere; die Ilias der slawischen Völker, das Heldengedicht „Osman“ und das „befreite Jerusalem“ des Tasso sind im Schatten der Olivenhaine von Alt-Ragusa entstanden. An den Ufern der Adria ruhte Petrarca nach einem stürmischen Leben aus und verlebte seine letzten Tage unter den Tröstungen der Freundschaft, die ihm Venedigs ausgezeichnete Männer boten.

Auch unter der Völkern slawischen Ursprungs haben die Einflüsse dieses Himmels Gedichte von auffallender Originalität und hoher Schönheit erzeugt, und wie die Albanesen ihren Scander-beg, rühmen die Dalmaten in ihren einförmigen Gesängen die Thaten ihres Marcus Kraljevich.

Rundschau.

Das spanische Ministerium. Ueber die Persönlichkeiten, aus denen das neue spanische Ministerium gebildet ist, theilen französische Blätter folgende Angaben mit.

Der jetzige Ministerpräsident, Lorenzo Azarola, der in der letzten Zeit den Posten des Präsidenten des Cassationshofes bekleidete, war früher im Ministerium des Marschalls Narvaez Justizminister und vor der Revolution im Jahre 1840 bereits einmal Ministerpräsident, und hat demnach früher die Gelegenheit gehabt, sich eine tüchtige Geschäftskenntniß zu erwerben.

Der Kriegsminister, General Lersundi, gehört zu den Sommitäten der gemäßigten Partei. Er stand früher als Präsident an der Spitze eines Ministeriums, hat dreimal den Posten als Kriegs- und Marineminister bekleidet und hat als Officier alle seine Beförderungen auf den Schlachtfeldern gewonnen. Man bezeichnet ihn als ein Muster des Muthes und der Hingebung, und man erinnert sich, daß er im Jahre 1848 als einfacher Brigadegeneral, von einem einzigen Cornet begleitet, einem insurgirten Regimente entgegentrat, welches die Garnison in Madrid in Schach hielt. Von Tausenden von Schüssen, die auf ihn gerichtet waren, traf ihn kein einziger und seiner Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit gelang es, diesen gefährlichen Aufstand zu unterdrücken.

Gleich nach seiner jetzigen Uebernahme des Portefeuilles des Krieges organisirte der General Lersundi ein zahlreiches Corps von Freiwilligen, die sich aus dem Heere dazu meldeten, das sofort nach Sanct Domingo abgeschickt werden soll, um zur Unterdrückung des dortigen Negeraufstandes mitzuwirken.

Antonio Benavides, welcher den Posten als Minister des Innern jetzt zum dritten Male bekleidet, ist ein ausgezeichneter Redner, und was in seiner Stellung fast noch wichtiger ist, eine administrative Capacität.

Der Colonialminister, Alexandro Castro, der vor 1848 Präfect war, hat kürzlich die gemäßigte Partei mit großer Energie und vielem Talent in einer Sitzung der Cortes vertheidigt.

Der zum Justizminister ernannte Fernando Alvarez hat in diesem Departement bereits den Posten als Unterstaatssecretär bekleidet und er kennt die Geschäfte, um die es sich für ihn handelt, gründlich.

Der Admiral Rubalcaba, dem das Portefeuille der Marine anvertraut worden ist, genießt das volle Vertrauen der ganzen Flotte.

Claudio Moyano, Minister der öffentlichen Arbeiten, einer der angesehensten Männer der gemäßigten Partei, bekleidete denselben Posten bereits früher unter der Präsidentschaft des Marschalls Narvaez.

Zuletzt folgt noch Juan Baptiste Trupita, der das Portefeuille der Finanzen übernommen hat. Er ist noch ein junger Mann, der sich unter Barzanallena, der ersten finanziellen Capacität Spaniens, für sein Fach ausgebildet und als bisheriger Director der directen Abgaben alle Einzelheiten des Räderwerkes dieses Verwaltungszweiges gründlich studirt hat.

Gleich nach der Uebernahme dieses Postens zog Trupita das von seinem Vorgänger, dem Finanzminister Lazareoti, eingebrachte Budget, welches die Abgaben um 70 Millionen erhöhte, zurück. Er will im Gegentheil wichtige Reformen und Ersparnisse vorschlagen, da der Schatz über 1500 Millionen Realen verfügen kann, die er in Wechseln oder Schuldscheinen besitzt, welche von den Käufern der Nationalgüter unterzeichnet sind und die eine sehr gute Hypothek auf Grund und Boden bilden. Trotz der Opfer, welche der Krieg auf Sanct Domingo dem Schatze auflegt, welcher jeden Ueberschuß der Einnahmen von Cuba und Porto Rico verschlingt, soll das neue Finanzbudget doch bedeutend vermindert werden.

Man betrachtet das Cabinet Arazola-Lersundi, das sich gleichzeitig auf die Ideen des Fortschrittes und der Conservation stützt, als eine Verwaltung, welcher eine lange Dauer in Aussicht zu stehen scheint, da die Rechtschaffenheit und das Talent desselben dem Angriff der Parteien, die oft nur allzu geneigt sind, die Achtung aus den Augen zu setzen, die sie den Institutionen des Landes und den Vorrechten der Krone schuldig sind, Trotz bieten werden.

Marie Louise Therese, Herzogin von Parma wurde am 21. September 1819 zu Paris geboren. Sie lag noch in der Wiege, als ihr Vater, der Herzog von Berry, am

13. Februar 1820 durch Louvel ermordet wurde. Im zarten Alter wurde sie durch die Julirevolution in's Exil gejagt. Sie wurde nun auch von der Mutter getrennt, deren trauriges Abenteuer in der Vendee (1831) und Vermählung mit dem Marquis Lucchesi Palli die Familie mit Recht erzürnt hatte. Die Herzogin von Angouleme, jene einzige Tochter Ludwig's XVI., welche seit den Tagen der Schreckensherrschaft nie wieder gelacht haben soll, übernahm die Erziehung der Prinzessin. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt war Görz, wo sie sich zu Lieblichkeit und Anmuth entwickelte. Am 10. November 1845 wurde sie die Gemahlin des Erbprinzen Karl von Parma und im März 1849, da der Vater ihres Gatten dem Thron entsagte, regierende Herzogin. In dieser Ehe entsprangen zwei Prinzen und zwei Prinzessinnen. Am 20. März 1854 wurde der Herzog auf einem Spaziergang in den Straßen der Hauptstadt erdolcht. Die Herzogin übernahm die Regierung und führte sie im reactionären Sinne, mit Strenge, vielleicht mit Härte. Die Geschichte wird über sie und über die schweren Anklagen richten, die gegen sie erhoben worden sind. Im April 1859 wurde sie durch eine Volksbewegung aus Parma vertrieben, konnte aber wieder zurückkehren und die Regierung bis zum Juni fortsetzen. Am 10. jenes Monats rückten die Piemontesen so rasch heran, daß sie, obgleich erschöpft und fieberkrank, Hals über Kopf abreisen mußte. Von dem Minister Palavicini begleitet, reiste sie über Mantua und Tyrol nach der Schweiz und traf nach einer beschwerlichen Reise in St. Gallen ein, wo sie sich mit ihren vorausgeschickten Kindern vereinigte. Später wohnte sie in Zürich, bis sie im November 1860 das Schloß Wartegg am Bodensee bezog. Sie leitete die Erziehung ihrer Kinder und ertheilte ihnen in manchen Fächern selbst täglichen Unterricht. Am 4. Januar 1863 machte sie eine Reise über Innsbruck nach Venedig und zog sich bei der außerordentlichen Kälte auf dem Wege über den Brenner-Paß ein Fieber zu, das am 1. Februar in Venedig ihren Tod herbeiführte.

Friedrich Wilhelm Ferdinand Bornemann, geboren am 28. März 1798 in Berlin, zog 1815 als freiwilliger Jäger mit den Verbündeten nach Paris und studirte darauf in Berlin. Von 1823 bis 1825 arbeitete er als Assessor beim Oberlandesgericht in Berlin, wurde 1827 Oberlandesgerichtsrath, 1831 Kammergerichtsrath, 1837 Geheimer Finanzrath, 1841 Geheimer Oberfinanzrath und demnächst Staatssecretär und wirklicher Geheimer Oberjustizrath. 1843 hatte er als Präsident des Obercensurgerichts das bessere Verhältniß einzuleiten, das der Presse gewährt wurde, und von dieser Zeit schreibt sich die allgemeine Achtung des nicht juristischen Publicums für ihn. 1844 ernannte ihn der Justizminister Uhden zum Director in seinem Ministerium, vom 20. März bis zum 25. Juni 1848, in der stürmischsten Zeit des Bewegungsjahres, verwaltete er das Justizministerium selbst. Am 5. Juli desselben Jahres wurde er zum zweiten Präsidenten des Obertribunals ernannt, am 25. Februar 1861 mit dem Vorsitz im Ausschusse zur Revision des Civil- und Strafprocesses betraut. Dies sind die äußern Umstände eines Lebens, das mit dem 28. Januar 1863 unerwartet endete. In seiner schriftstellerischen Thätigkeit zeichnete er sich besonders dadurch aus, daß er der Erste war, der das preußische Landrecht wieder an das gemeine Landrecht anknüpfte und so die Ergebnisse der Theorie und Praxis vergangener Zeiten so wie die Rechtsentwicklung im übrigen Deutschland auch für das preußische Recht nutzbar machte. Als Denkmäler seiner Thätigkeit hinterläßt er die Bücher: „Von den Rechtsgeschäften;“ „Systematische Darstellung des preußischen Civilrechts;“ „Erörterungen im Gebiete des preußischen Rechts.“ In seinen letzten Jahren beschäftigte er sich mit der erwähnten Revision, deren Nothwendigkeit er frühzeitig erkannt und zu der er als Justizminister die erste Einleitung getroffen hatte.

Die preußische und österreichische Flotte.

Wohl Alle erinnern sich der schmachvollen Wehrlosigkeit Deutschlands zur See aus dem Jahre 1848 und 1849, wo die damals kleine Flotte Dänemarks, trotz ihres elenden Zustandes, unsere Häfen sperrte und eine Anzahl Schiffe wegnahm. Seitdem sind Jahre auf Jahre verflossen, und doch ist wenig geschehen. Noch liegt das deutsche Reich da wie ein plumper lahmer Riese und nicht einmal die Küstenstaaten und Hansestädte haben auch nur ein Kriegsschiff gebaut. Das sind dieselben Hansestädte, welche einstmals jene stolze Seemacht besaßen, welche Nachbarreichen den Krieg erklärte und den Frieden je nach ihrem Willen und Interesse dictirte! Wie Wenige wissen heute noch, daß Lübeck am 22. Juli des Jahres 1227 den Dänenkönig Erich IV. bei Bornhövede züchtigte und dann ein Alexander von Soltwedel 1249 mit einer Lübeck'schen Flotte vor Kopenhagen erschien; daß sich die Hansa von König Erich von Norwegen im Frieden von Colmar die ausgedehntesten Privilegien erzwang; daß im Jahre 1344 ein Heinrich van Lacken die Schweden für ihren Uebermuth strafte; daß die Rathsmänner Everhard von More, Gottschalk von Attendorn und Bruno von Warendrop 1369 Dänemark zu dem Eide zwangen, keinen König ohne Einwilligung des deutschen Hansabundes zu wählen, noch ihn anerkennen zu wollen, bevor er nicht die Handelsmonopole und Vergünstigungen der Hansa zu achten beschworen; daß endlich die Hanseaten im Jahre 1395 Stockholm in Pfand nahmen und zwei Jahre später die Königin Margarethe zwangen, Schleswig mit Holstein vereint und von Dänemark getrennt zu lassen.

Diese stolze, gefürchtete Seemacht unserer Hansa erlosch, als mit dem Ende des 15. Jahrhunderts Geld und Gut höher geachtet wurde als die Ehre, und als eine kleinliche Krämerpolitik das Giftkraut der Zwietracht streute in diesen deutschen Städtebund, um dessen Gunst einstmals die Mächtigen der Erde gebuhlt hatten.

Die Krämerpolitik ist geblieben und das stolze Hamburg, Bremen und Lübeck ohne allen Schutz gegenüber auch dem erbärmlichsten Kriegsschiff, ganz so, wie das übrige Deutschland.

Welch' gewaltige Interessen aber liegen hier offen Preis gegeben! Man braucht sich hierbei eigentlich nur zu erinnern, daß die deutsche Handelsmarine die dritte unter den seefahrenden Nationen ist. Und zwar besitzt an Segelschiffen

Dtsch.-Oesterreich	2500	mit	256,000	Tonnen,
Preußen . .	1283	"	171,411	"
Hannover . .	881	"	97,110	"
Mecklenburg .	402	"	145,000	"
Holstein . .	1340	"	60,000	"
Oldenburg .	642	"	103,000	"
Hamburg . .	474	"	182,180	"
Bremen . .	244	"	165,740	"
Lübeck . . .	43	"	12,800	"
Zusammen	7810 Schiffe	mit	1,200,000	T.

Hierzu kommen 125 Dampfer mit 45,000 Tonnen und 22,000 Küsten- und Flußschiffe, mit 1 Million Tonnen Gehalt. Unter den seefahrenden Nationen steht Großbritannien oben an. Die 4 Hauptmächte folgen sich so:

Großbritannien	37,000	mit	5,500,000	Ton.
Vereinigte St.	38,000	"	5,350,000	"
Deutschland	29,800	"	2,300,000	"
Frankreich	15,200	"	1,000,000	"

Den Rang einer Nation zur See bestimmt vor allem der Tonnengehalt der Schiffe, der in England am größten ist.

Die wichtigste und zugleich sehr interessante Frage für uns in der Gegenwart ist nun die: wie viel Güter-Centner mögen wohl alljährlich der See zuströmen und von den Schiffen und Häfen binnenwärts in's Land kommen? Wir wollen versuchen, dem Leser eine ungefähre Darstellung dieses Verkehrs zu geben, wobei wir freilich gleich hier bemerken, daß die Statistik darüber sehr mangelhaft ist. Indessen kommen trotzdem noch immer aus den wirklich vorliegenden Zahlen ungeheure Summen zusammen. Fassen wir also nur die auf die See laufenden und beziehendlich von daher kommenden Bahnen in's Auge. Es transportirten im Jahre 1861:

die Hannoversche	26,646,954	Ctr.
„ Preuß. Ostbahn	7,716,912	„
„ Altona-Kieler	2,824,307	„
„ Glückstadt-Elmshorner	524,953	„
„ Berlin-Hamburger	8,503,380	„
„ Hamburg-Bergedorfer	6,057,928	„
„ Berlin-Stargarder	6,266,960	„
„ Stargard-Cöln-Colbrg.	1,429,004	„
„ Lübeck-Büchener	1,704,075	„
„ Mecklenburgische	2,433,209	„
„ Rendsb.-Neumünstersche	665,499	„

Nehmen wir, um das Bild zu vervollständigen, in kurzen Worten den Seeverkehr der Hansestädte hinzu, so erhalten wir folgende Zahlen aus dem Jahre 1860: Es betrug Hamburgs Einfuhr 37,822,460 Ctr., im Werthe von 609,905,710 Mark Banco. Bremens Einfuhr 14,678,412 Ctr., im Werthe von 70,566,444 Thaler Gold. Bremens Ausfuhr 7,533,207 Ctr. im Werthe von 64,942,015 Thaler Gold. Lübecks Einfuhr 57,725,073 Ctr. Bei Hamburg und Lübeck wird die Ausfuhr nicht weiter ermittelt.

Die von uns in obigen Zahlen angegebenen thatsächlichen Verhältnisse genügen, um dem Leser die ungeheure Wichtigkeit unserer Seeinteressen und das tief Beklagenswerthe unserer Schutzlosigkeit mit grellen Zügen vor Augen zu führen.

Sehen wir nun zu, in wie weit wenigstens Oesterreich und Preußen gerüstet haben, besonders in wie weit letzteres zum Kampfe gegen die dänische Flotte bereit und befähigt sein dürfte.

Oesterreich hat in aller Stille, aber mit tüchtigem Eifer, unter der Sorge um den Verlust Venedigs und um eine Invasion vom Adriatischen Meere aus durch Garibaldi'sche Schaaren oder italienische Truppen, eine verhältnißmäßig starke und auch tüchtige Flotte geschaffen. Das Hauptschiff, der Stolz der Marine, ist das Schraubenlinienschiff, der „Kaiser," mit 91 Kanonen, nach dem Urtheil französischer und englischer Sachverständiger den besten dieser Classe in der französischen und englischen Marine ebenbürtig. Die 5 vorhandenen Schraubenfregatten haben zusammen 1800 Pferdekraft und 197 Geschütze, zum Theil von schwerem Kaliber, 15 kleinere Schraubenschiffe 2560 Pferdekraft und 102 Geschütze. Hierzu kommt nun noch eine ganze Flotille von Panzerfregatten von zusammem 3000 Pferdekraft und 160 Kanonen. Die Flotte Oesterreichs wäre nach ihrem Umfang und durch ihre trefflich disciplinirte, auf einem ungemein stürmischen und gefährlichen Meere geschulte Mannschaft schon allein im Stande, der dänischen die Spitze zu bieten. Aber die deutschen Nordküsten sollen von Oesterreich keine Hilfe erwarten, keine erhalten. Schon lange zuvor, ehe die österreichische Regierung ihre Stellung zur Frage der Herzogthümer und der Sache des berechtigten Herzogs von Augustenburg erklärt hatte, sagte eine einflußreiche Zeitung Oesterreichs, daß wir auf den Beistand der österreichischen Flotte nicht zu hoffen hätten, „da sie im Adriatischen Meere Wacht halten müsse, falls es die Italiener gelüsten sollte nach dem Besitz der alten Dogenstadt oder nach einem Zuge gegen die österreichischen Küsten." Eines hat man dabei, wie es scheint, freilich ganz vergessen: daß Oesterreich einstmals, als es sich um den Bau der deutschen Flotte handelte, erklärte, es könne zu derselben keine Beiträge geben, da es selbst eine Flotte im adriatischen Meere zu bauen im Begriffe sei, die es vorkommenden Falles dem Deutschen Bunde zur Verfügung stellen werde. Der Fall ist da und keine österreichische Flotte wird in den nordischen Gewässern erscheinen, bloß ein paar Kriegsschiffe sollen zum „Schutz des Handels" vor der Elbmündung Station nehmen.

Die Blicke der besorgten deutschen Handelswelt richten sich um so fragender nach den preußischen Kriegswerften und eine allgemeine Freude und Beruhigung verbreitete die über Bremen uns von England zugekommene Nachricht, daß die preußische Regierung die zwei Widderdampfer, die ursprünglich für Rechnung der Südstaaten der Union gebaut und von der englischen Regierung mit Beschlag belegt worden sind, für eine Million Thaler angekauft habe. Eine dänische Sperrung unserer Küsten war alsdann nicht möglich. Die Nachricht war aber falsch und — die Besorgniß wuchs wieder zum alten Umfange und sie ist wahrlich nicht leicht zu achten. Nach einem soeben, als wir dies niederschreiben, von Bremen aus uns zugehenden Bericht hatten die deutschen Nordseestaaten Hamburg, Bremen, Hannover und Oldenburg im Jahre 1860 eine Handelsflotte von 1797 Seeschiffen mit 254,558 Last (1 Last 40 Ctr.),

Küsten- und Flußschiffe 4825 mit 65,534 Last Ladungsfähigkeit. Vom Jahre 1850 bis 1860 hat sich die Ladungsfähigkeit bei den Seeschiffen um 90 Procent vermehrt, bei den Fluß- und Küstenschiffen um 77 Procent. Die Bemannung dieser Handelsflotte betrug im Jahre 1860 bei allen Seeschiffen gegen 16,309 Mann, bei den Küsten- und Flußschiffen 9840, zusammen also 26,149 Mann. Das in den Schiffen am Ende dieses Jahres (1860) angelegte Capital erreichte nach ungefährer Schätzung eine Höhe von über 28½ Millionen, wovon auf die Seeschiffe allein über 26 Millionen kamen! Dieses ungeheure Capital, dieses enorme deutsche Eigenthum schwimmt zunächst den Angriffen und Räubereien der dänischen Flotte wehrlos preisgegeben umher, wenn nicht die preußische Flotte Hilfe und Wehr schaffen kann. „In seiner weisen Fürsorge," sagt uns der Bremer Bericht, „hat der Deutsche Bund den deutschen Seestaaten das Halten von ungefähr 40,000 Mann Infanterie, Kavallerie und Artillerie auferlegt. Das wäre ganz prächtig, wenn sich nur — auf dem Wasser marschiren ließe!"

Die Ausweise über die preußische Flotte geben nun aber die besten Hoffnungen für uns im Fall eines Seekrieges, wenn anders Preußen überhaupt mannhaft für deutsche Ehre und Gut einstehen will.

Mit Vollendung der noch in der Ausführung begriffenen und, wie die Absicht ist, bis zum Frühjahr zu vollendenden Schiffsbauten, würde die preußische Kriegsmarine den folgenden Bestand besitzen: 6 Schraubencorvetten zu 146 Geschützen und zusammen 2200 Pferdekraft, 8 Kanonenbote erster Classe zu je 3 Kanonen, also 24 Geschützen und 680 Pferdekraft, 15 Kanonenbote zweiter Classe mit 30 Geschützen und 900 Pferdekraft, 1 Aviso- und 1 Transportschiff mit 9 Geschützen und 280 Pferdekraft, 4 Panzerbote, davon 1 aus der freiwilligen Flottensammlung, zu je 4 Geschützen und 400 Pferdekraft oder zusammen 16 Geschützen und 1600 Pferdekraft. Dazu ein Raddampfer mit 12 Kanonen und an Segelschiffen 3 Fregatten mit 114 und 3 Briggs mit 40 Kanonen. In England ist eine Panzerfregatte für die Marine im Bau, sie wird jedoch erst im September dieses Jahres fertig. Die Gesammtzahl der von der preußischen Kriegsmarine geführten Geschütze beträgt daher in diesem Frühjahr 391 Kanonen und die Dampfflottille würde sich sogar den dänischen Schraubenschiffen um 278 Pferdekraft überlegen befinden. Zur Zeit sind jedoch noch von den angeführten Fahrzeugen 3 Corvetten, 2 Kanonenbote und die Panzerbote im Bau begriffen. Für die Küstenvertheidigung sind außerdem noch 40 Ruderkanonenbote mit zusammen 76 Kanonen vorhanden. Wir hätten also vor uns eine kleine, aber respectable Seewehr! Und wie verhält sie sich nun gegenüber der dänischen Flotte?

Dem dänischen Schraubenlinienschiffe Skiold, den Schraubenfregatten Jdylland, Jjälland, Niels Juel, Tordenskiold, den Panzer-Schraubenschoonern Absalon und Esbern Snare, dem Panzerkuppelschiffe Rolf Krake und Schraubenschooner Tylla und Diana haben wir keine Schiffe gleichen Ranges gegenüberzustellen. Wir werden bald sehen, daß dies schlimmer erscheint als es wirklich ist. Gegen die übrigen, gegen die Schraubencorvetten und Kanonenbote, gegen die Fregatten und Briggs sind wir überlegen. Wir lassen sie hier in Schlachtreihe gegen einander auffahren:

Schraubencorvetten.

Dänische:

Dagmar	16	Kanonen	300	Pferdekraft
Heimdal	16	„	300	„
Thor	12	„	260	„

Deutsche (preußische):

Gazelle	28	Kanonen	375	Pferdekraft
Vineta	28	„	400	„
Hertha	28	„	400	„
Nymphe	17	„	200	„
Medusa	17	„	200	„
Arcona	28	„	375	„

Schraubenkanonenbote.

Dänische:

Thüra, Schrödersen, Willemols, Buhl, Krieger, Marstrand, Falken (königliche Yacht), sämmtliche 7 von Eisen, mit je 2 Kanonen armirt.

Deutsche (preußische):

Basilisk, Blitz, Chamäleon, Komet, Cyklop, Delphin, Fuchs, Jäger, Krokodil, Natter, Salamander, Skorpion, Tiger, Schwalbe, Wespe, Hyäne, Pfeil, Sperber, Habicht, Wolf, Hai, Grille. Die ersten 6 zu je 3 Kanonen (2 Boote à 3 Kanonen kommen noch hinzu), die übrigen je zu 2 Kanonen. (NB. Fehlen uns zwei Namen).

Raddampfer.

Dänische:

1. Holger Danske	7 Kanonen	260	Pferdekr.
2. Sleswig	12 „	200	„
3. Hekla	7 „	200	„
4. Geiser	8 „	160	„
5. Skirner	2 „	120	„
6. Anjer	2 „	120	„
7. Uffo	2 „	120	„
8. Hertha	2 „	80	„

Deutsche (preußische):

1. Adler	4 Kanonen	250	Pferdekr.
2. Loreley	2 „	120	„

(Avisoschiff.)

Segelfregatten.

Dänische:

1. Thetis	48 Kanonen
2. Bellona	46 „
3. Havfruen	46 „
4. Rota	46 „

(Wird jetzt abgebrochen.)

Deutsche (preußische):

1. Gefion	48 Kanonen
2. Thetis	38 „
3. Niobe	28 „

Briggs.

Dänische:

Oernen	16 Kanonen
St. Thomas	16 „

Deutsche (preußische):

Mosquito	16 Kanonen
Rover	16 „
Hela	10 „

Dies die Schlachtlinie unter den Schiffen gleichen Ranges. Die dänische Schraubenflottille ist noch neu, während die Segelflotte zum größten Theil veraltet und unbrauchbar ist. Der Vorsprung, den die dänische Flotte in den Panzerschiffen vor uns hat, verringert sich bedeutend, wenn man aus den eigenen dänischen Berichten erfährt, daß das Panzerkuppelschiff Rolf Krake nur langsam segelt, dem Steuer schwer folgt, bei hochgehender See gefährdet und als Widderschiff zum Ausrennen und Ingrundbohren seiner Langsamkeit wegen ganz untauglich ist, und daß sämmtliche Panzerschiffe nur $2\frac{1}{2}$ zöllige Eisenplatten haben, die von jeder Vollkugel durchschlagen werden. Bei den preußischen Artillerie-Schießversuchen in Tegel zerschmetterte ein 24-Pfünder aus einem gezogenen Geschütz noch auf 2500 Schritt eine $4\frac{1}{2}$ Zoll dicke, aus bestem schwedischen Schmiedeeisen gefertigte Platte und zerstörte auch noch die dahinterliegende 16 Zoll dicke Balkenlage! Sämmtliche preußische Schiffe sind aber mit 12 und 24pfündigen gezogenen Geschützen nebst 24- und 36pfündigen glatten und achtzölligen Bombenkanonen ausgerüstet, während die dänische Flotte nur mit älteren glatten 18-, 24-, 30- und 60 Pfündern armirt ist. Unsere Segelschiffe sind alle noch verhältnißmäßig neu, tüchtig und brauchbar, unsere Dampfer von der neuesten Construction. Die Hälfte der dänischen Matrosen ist aus Bauern und Handwerkern recrutirt und unsere Matrosen werden es kühn mit ihnen aufnehmen können.

Nach Ansichten unserer Capitäne wird der heutige Seekrieg ein ganz anderer werden als im Jahre 1848 und 1849, einmal, weil seitdem der Dampfschiffverkehr eine großartige Entwicklung erfahren hat und hierdurch eine Blockade sehr erschwert wird, sodann, weil heute die junge preußische Marine die Seemanövrirung der Dänen bedeutend ändern muß. In jenen Jahren beschränkte sich die dänische Flotte auf die Blockade unserer Küsten und Wegnahme der deutschen Schiffe, die ihr so zu sagen blind in die Arme liefen. Eine deutsche Seemacht war gar nicht da und so konnten sich die einzelnen feindlichen Schiffe zerstreuen und die ganze Küste von Memel bis Emden sperren. Für Entsendung in entfernte Gewässer zur Caperung deutscher Handelsfahrzeuge waren gar keine Schiffe übrig. Auch wurde die Caperei nicht mit großer Leidenschaft und rechtem Ernst getrieben, vielleicht war der Zustand der dänischen Flotte damals nach so langem Frieden ziemlich dürftig und machte unsicher, mit der Seetüchtigkeit der Mannschaften stand es sehr schlecht, sie mußten damals erst allmälig ausgebildet und nothdürftig diensttauglich gemacht werden. Dänemark lieferte deshalb auch nach dem Frieden die weggenommenen deutschen Schiffe bereitwillig wieder aus, während sie eigentlich condemnirt und verkauft hätten sein können. Eine Blockade unserer weiten Küste ist heute, wo die preußischen Kriegsschiffe jeden Augenblick auf sich vereinzelnde feindliche Schiffe losbrechen können, nicht mehr möglich. Das dänische Panzerschiff Rolf Krake ist seiner Unbehilflichkeit wegen zum Blockadefahrzeug unbrauchbar, die im Frühjahr fertig werdende dänische Schraubencorvette Danebrog hat einen Tiefgang von 24 — 26 Fuß und kann sich

unsern Häfen nicht nähern. Sie ist ein altes im Umbau begriffenes Segellinienschiff und würde aus Mangel an Schnelligkeit nicht große Dienste bei der Blockade leisten. Das im Bau begriffene Panzerschiff Peder Skram wird erst in einem Jahre fertig.

Die Aufstellung der preußischen Schiffe ist augenblicklich eine durch die Gunst des Zufalls sehr glückliche. — Die Schraubencorvette „Gazelle" von 38 Kanonen befindet sich in den ostasiatischen Gewässern, gegenwärtig vor Jeddo, der Hauptstadt Japans; der Raddampfer Adler, 4 Kanonen mit zwei Schraubenkanonenboten von je 3 Kanonen im Mittelmeer. Die Segelfregatte Niobe mit den Briggs Musquito und Rover waren bisher im Atlantischen Ocean, mit bestimmten Rendezvous in Madeira; sie sind nach einer Nachricht aus Danzig vom 10. December zurückgekehrt; die übrigen Schiffe sind meist in Danzig und Swinemünde concentrirt. Die Vertheilung der Schiffe ist vortrefflich geeignet, um gegen die Handelsmarine unseres Feindes einen empfindlich wirkenden Schlag auszuführen. Die dänische Kauffahrteiflotte in den ostasiatischen Gewässern, an der chinesischen und den angrenzenden Küsten beträgt jetzt 70 — 80 Schiffe und würde von unserer Gazelle, sobald diese beginnt auf sie Jagd zu machen, gezwungen werden, in die Häfen zu flüchten und dort still zu liegen. Dieses Schlages dürfte sich Dänemark kaum versehen, er würde seine heilsame Wirkung üben. Die ganze, jetzt aufblühende Rhederei Dänemarks in jenen Gewässern wäre durch energisches Auftreten der Gazelle auf lange Zeit hinaus ruinirt. Der Adler mit seinen Kanonenboten könnte gleichzeitig im Mittelmeer gleiche Verheerungen anrichten, wieder eine andere Abtheilung im Atlantischen Ocean, eine andere in Westindien und Südamerika die Feindseligkeiten eröffnen. Bei unserer trefflichen Bemannung und schnellfahrenden Schiffen könnte der Erfolg ein unberechenbarer sein. Ueberall also müßten die deutschen Kriegsschiffe über die dänischen Handelsschiffe herfallen. Daß geschickte, kühne Wager schwer zu verfolgen sind, zeigt der amerikanische Krieg. Schon Jahrelang spotten einige wenige südstaatliche Kreuzer aller Versuche der großen nordamerikanischen Marine von mehreren hundert Schiffen, die ihnen auflauern.

Die preußischen Corvetten sind sämmtlich so schwer, daß die dänischen sich selbst an die kleinsten nicht mit Hoffnung auf Sieg wagen dürfen. Die preußischen Kanonenbote, ganz vortrefflich gebaute Schiffe, stehen hinter den dänischen Fregatten nur dem Namen nach zurück. Denn sie sind ihnen an Größe und Maschinenkraft gleich und tragen ihre Geschütze in geschlossener Batterie, die dänischen dagegen zur reichlichen Hälfte auf Deck, wo ein einziger, durch einen Kanonenschuß binnen Bords fallender Mast die ganze obere Batterie heillos verwirren oder ganz unbrauchbar machen kann. Das preußische Geschütz ist durchschnittlich schwerer und zum Theil gezogenen Systems. Und das ist der Punkt, auf dem hauptsächlich die Entscheidung des Seegefechts heute ruht. Sobald der Krieg beginnt, müssen die Dänen gegen unsere Kreuzer in den anderen Meeren Schiffe absenden und dadurch ihre Flotte an unseren Küsten schwächen.

Unsere Kanonenbote werden alsdann natürlicherweise in die Häfen vertheilt werden, um den etwa blockadelüsternen dänischen Schiffen die Zeit zu vertreiben. Die dänischen Dampfer segeln, wie erwähnt, sämmtlich schwer, Niels Juel höchstens 8½ Knoten die Stunde, Skiold unter Dampf 6½ — 7 Knoten, keines der anderen über 10.

Bricht unsere Flotte kühn durch und verlegt den Kampf auf die hohe See, so ist, ehe dies langsam segelnde schwere Geschwader der Dänen zu folgen vermag, die Verbindung der dänischen Inseln mit der Flotte abgeschnitten und dies ist eine Lebensfrage für Dänemark.

Die wenigen Kanonenbote brauchen die Dänen zur Unterstützung der Operationen ihrer Landarmee, besonders zum Schutze der verwundbaren Aufstellung in Schleswig, zum Schutze der Untereider und des angrenzenden Theiles der schleswig'schen Westküste, etwa von Tönning bis Husum hinauf, wo vielleicht das Panzerthurmschiff, der Rolf Krake, seine Position nehmen wird. Zur Blockade der ganzen Küste von Memel und Pillau bis Danzig, und von da über Swinemünde, Colberg, Stralsund, Wismar, Rostock bis Lübeck und Kiel, ferner der ganzen Nordsee bleiben den Dänen etwa 1 Schraubenlinienschiff, 3 Schraubenfregatten, 6 Schraubenkanonenbote, 2 Panzerbote und 3 — 4 halbinvalide Raddampfer. Thun schon allein nur unsere Schraubenkanonenbote ihre Pflicht

in fortwährenden, verwegenen Angriffen auf alle sich der Küste nähernden Schiffe, so ist an eine wirkliche Blockade unserer Küsten, abgesehen von den übrigen in der oben angedeuteten Weise noch verwendbaren Kriegsschiffen, nicht mehr zu denken. Die Dänen werden sich deshalb vorzüglich auf die Caperei gegen unsere Kauffahrer verlegen und daß so mancher derselben in die räuberischen Klauen des Feindes fallen kann, wer möchte das bestreiten. Die Dampfer werden die wenigste Gefahr laufen, ihre Schnelligkeit wird den plumpern dänischen Schiffen meist das leere Nachsehen lassen.

Es wird sich in dem bevorstehenden Kriege mit Dänemark gar nicht darum handeln, seiner Flotte in rangirten Schlachten entgegenzutreten, sondern vielmehr im Einzelkampf, wo Kühnheit, Geschick und Glück gewöhnlich den Ausschlag geben. Und unsere junge Flotte, zu deren Fähigkeit und verwegenem Muth wir das beste Zutrauen haben, hat jetzt die beste Gelegenheit, zu zeigen, was sie ist.

Aus unserer kurzen Skizze muß jedem Deutschen klar werden, wie geringer Anstrengungen es bedarf, unsern Feind zu züchtigen und aus dem ersten Seekrieg siegreich hervorzugehen, ein Sieg, der Dänemarks politischen Untergang herbeiführen kann.

Karl Rokitansky.

Während gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sich auf allen Gebieten der Naturwissenschaft ein freudiger Aufschwung bemerkbar machte, indem man immer mehr den Werth der von Baco von Verulam angegebenen exacten Forschungsmethode für die richtige Erkenntniß der Naturgesetze erkannte und sie immer mehr in Anwendung brachte, wurde grade bei uns in Deutschland diese Methode, die allein nur zum Ziele führt, durch die reine speculative Forschungsweise ganz in den Hintergrund gedrängt. Nichts war verführerischer, als der Wahn, ohne gründliche Forschungen und Beobachtungen sich Rechenschaft geben zu können von den Erscheinungen in der Natur. Aber eine werthlose Methode konnte eben nur zu werthlosen Resultaten führen. Als Antwort auf die Frage: Was ist Leben? die den Menschen seit Jahrtausenden beschäftigt hatte, ohne daß man zu einer nur einigermaßen befriedigenden Lösung gelangt war, hatte man nur mysteriöse Bilder, in denen die Lebenskraft, ein bloßes Wort, eine große Rolle spielt.

Wie die deutsche Naturphilosophie der Entwicklung einer jeden naturwissenschaftlichen Disciplin einen Hemmschuh anlegte, so machte sie auch die Begründung einer rationellen Medicin ganz unmöglich, denn die erste und wichtigste Grundlage derselben ist eine klare Einsicht in die Erscheinungen unsers eigenen Lebens. Da eine solche die Naturphilosophie zu geben nicht im Stande war, so fragten die Aerzte auch gar nicht, wie die Erscheinungen an dem Kranken zu Stande kommen, sondern man begnügte sich damit, das äußerliche Beisammensein von Symptomen als besondere Krankheitsspecies aufzufassen. Auf die Anatomie und die Physiologie, die uns mit dem Bau und den Verrichtungen jedes einzelnen Theiles unsers complicirten Organismus bekannt machen, sah man geringschätzig herab. Während man hier allein die Quelle der abweichenden und regelwidrigen Thätigkeit und Abhilfe für dieselben zu suchen hat, ließ man die innern anatomischen Störungen und physiologischen Vorgänge fast ganz außer Acht und betrachtete die Krankheitsformen ganz im vitalistischen Sinne als Störungen der Irritabilität, Sensitabilität 2c.

So war die gesammte Medicin nichts weiter als eine rohe Empirie oder leere Hypothesenmacherei, und wie weit diese Herrschaft sich erstreckte, erkennen wir daraus, daß selbst der berühmte Schönlein, seiner Zeit der tüchtigste deutsche Kliniker, noch große Hinneigung zu der naturphilosophischen Anschauung zeigte.

Endlich befreite sich auch Deutschland von dem Alp der Naturphilosophie, die heute nicht allein verschollen, sondern sogar zum Spott geworden ist. Bevor jedoch für die praktische Medicin ein neuer Tag anbrach, mußte sich diese Umwandlung erst auf andern Gebieten der Naturwissenschaft vollzogen haben, denn man konnte nur Ordnung im Organismus schaffen, wenn man wußte, was in Unordnung gerathen war. Den Anstoß zu dieser bedeutungsvollen Reform derjenigen Wissenschaft, die mit dem Leben, der Gesundheit und dem Wohlergehen eines

Jeden im innigsten Zusammenhange steht, gaben der berühmte Johannes Müller, der Physiolog, und Liebig, der Chemiker, indem sie die physikalische und chemische Erklärungsweise der Vorgänge in unserm Organismus zur Geltung brachten. Die großen Entdeckungen auf diesen beiden Gebieten sind aber weniger durch ihre unmittelbare Anwendung der Medicin nützlich geworden, als vielmehr dadurch, daß sie vorzugsweise mit dazu beitrugen, daß auch endlich in der Medicin die echte naturwissenschaftliche Forschungsmethode zur Geltung kam und der alte Dogmatismus und die Phrasenmacherei beseitigt wurden.

Als den Schöpfer der naturwissenschaftlichen Heilmethode, der sogenannten neuen oder physiologischen Schule der deutschen Medicin, haben wir Rokitansky anzusehen. Ihm verdanken wir endlich die Grundlage für die gesammten medicinischen Wissenschaften, nach der man viele Jahrhunderte lang vergebens gesucht hat. Wie in allen übrigen Wissenschaften hat Deutschland auch auf dem Gebiete der Medicin die Scharte der Naturphilosophie endlich wieder ausgewetzt. Wenn auch in England und Frankreich der neue Tag für die Medicin schon früher angebrochen war, so hat sich Deutschland jetzt nicht allein vom Auslande emancipirt, sondern es überragt dasselbe an Wissenschaftlichkeit auch noch weit, so daß Rokitansky unsern andern großen schöpferischen Heroen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, einem A. v. Humboldt, Dove, Liebig &c. würdig zur Seite steht.

Rokitansky wurde am 11. Februar 1804 zu Königingrätz in Böhmen, wo sein Vater Regierungsbeamter war, geboren. Nachdem er die Gymnasien in seiner Vaterstadt und Leitmeritz besucht hatte, studirte er zu Prag und Wien Medicin. 1828 promovirte er zu Wien als Doctor und bald darauf wurde er als Assistent an der pathologisch-anatomischen Anstalt des allgemeinen Krankenhauses in Wien angestellt. Vier Jahre später wurde er nach dem Tode des Prof. Wagner zum Vorsteher dieser Anstalt und damit zum außerordentlichen Professor der pathologischen Anatomie ernannt. Mit dieser Stelle war zugleich das Amt eines Professors an dem allgemeinen Krankenhause und des gerichtlichen Anatomen für sämmtliche in Wien auszuführende Leichenöffnungen verbunden. Damit gelangte ein so überaus reiches Material in Rokitansky's Hände, wie es keinem andern Manne der Wissenschaft zu Gebote steht, da in den andern großen Städten nicht wie in Wien nur ein Krankenhaus besteht, sondern mehrere in verschiedenen Theilen der Stadt. In den letzten sechs Jahren wurden in dem Wiener allgemeinen Krankenhause durchschnittlich 24,255 Personen jährlich behandelt und davon sterben etwa ein Neuntel. Jede Leiche ist hier dem Messer des Anatomen verfallen, wenn nicht besonders Einspruch dagegen erhoben wird. Wirklich secirt sind hier in den letzten Jahren durchschnittlich 1275 Leichen, wobei aber die gerichtlichen Sectionen nicht mitgezählt sind. So hat denn also Rokitansky in den dreißig Jahren seines Wirkens an der oben gedachten Anstalt wenigstens 40,000 Leichen secirt.

Und in der That in bessere Hände hat sicher dieses reiche Material nicht fallen können. Er hat es verstanden, diesen wahrhaft einzigen Schatz zum Heile der Menschheit zu heben und in einer Weise zu verwerthen, daß die gesammte Medicin und somit Jedermann Nutzen daraus gezogen hat. Freilich kühne Griffe waren hier nicht angebracht, sondern die Frucht konnte nur erst nach jahrelanger, angestrengter Thätigkeit reifen. Lange Zeit drang von dem stillen Wirken Rokitansky's nichts in die Oeffentlichkeit, und das war natürlich, denn einzelne Betrachtungen konnten hier zu nichts führen. Bevor Rokitansky als Reformator auftreten konnte, mußte er im Stande sein, das Gesammtgebiet der anatomischen Veränderungen, welche vom Krankheitsproceß abhängen und mit ihm in Verbindung stehen, klar zu überschauen. Nur Schritt für Schritt konnte er die während des Krankheitsverlaufes stattfindenden Unterschiede zwischen dem gesunden und kranken Körper feststellen und damit zugleich auch die Grundbedingung und Ursache der Krankheit.

Vorarbeiten fand Rokitansky auf diesem Gebiete so gut wie keine; Alles mußte er selbst schaffen. Daher konnte er erst nach einer zehnjährigen angestrengten Thätigkeit mit seinem berühmten Lehrbuche der pathologischen Anatomie hervortreten, das erst 1846 mit dem fünften Bande beendet wurde. Selbst weit und breit im Auslande fand dieses Buch die größte Anerkennung, so daß es bald in verschiedene lebende Sprachen übersetzt wurde. Wir haben es gradezu als

die Grundlage der heutigen Medicin anzusehen, das fortan als Richtschnur bei allen medicinischen Forschungen diente. Mit dem eitlen Wortkram und Phrasenmachen hatte es nun ein Ende in der Medicin. Auch hier kam endlich diejenige Forschungsmethode, der allein die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft in neuester Zeit die rapiden Forschungen zu verdanken haben, zur Geltung: die Erforschung des Einzelnen und Verknüpfung der einzelnen Thatsachen zu allgemeinen Gesetzen. Und diese Methode ist es auch, wodurch sich die neuere Medicin von der alten unterscheidet.

Erst durch die anatomische Grundlage, welche Rokitansky den Krankheitserscheinungen gegeben hat, ist es möglich geworden, die Entstehung und Entwicklung der Krankheiten genau zu verfolgen, und damit waren auch die Mittel gegeben, den Zustand des Kranken und die Art und den Grad der Krankheit mit Sicherheit zu erkennen. Erst jetzt vermag der Arzt zu beurtheilen, ob er hoffen darf, den Verlauf der Krankheit zu hemmen, abzuändern oder zu mäßigen, oder ob ohne sein Zuthun eine Genesung zu erwarten ist.

Zu diesen großartigen Erfolgen konnte Rokitansky nur gelangen, indem er die Befunde am Leichentische stets in Verbindung brachte mit den Beobachtungen am Krankenbette. Dazu gab theils sein Amt selbst Gelegenheit, mehr aber war ihm hierbei sein Freund Skoda, der als Arzt am Wiener Krankenhause wirkte, behilflich. Beide sind daher untrennlich als die Stifter der sogenannten „Wiener Schule," die in kurzer Zeit so Erhebliches für die Erkenntniß der Krankheiten und deren naturgemäße Behandlung geleistet hat, anzusehen. Von weit und breit wallfahrteten gleichsam die Aerzte nach Wien, um die neue Wissenschaft an der Quelle zu schöpfen. Was sie hier gelernt, übertrugen sie, in die Heimath zurückgekehrt, fortan auf die Beobachtung und Behandlung am Krankenbette. Eine noch größere Verbreitung erhielt die neue Anschauungsweise dadurch, daß wieder die begabteren Schüler auf die Lehrstühle verschiedener Universitäten berufen wurden und hier ganz im Sinne Rokitansky's wirkten.

In Schrift und Wort war Rokitansky ein gleich großer Meister. Seine Art der Aufzeichnung des anatomischen Befundes beim Seciren der Leichen, ebenso originell als zweckmäßig, wurde fortan Muster für Andere. Auch hier sind Rokitansky's Verdienste nicht unbedeutend, da er eine ganz neue Sprache und einen eigenthümlichen Stil für das zu Beschreibende geschaffen hat. Hierbei kam ihm eine sehr glückliche Gabe, stets das rechte Wort zu finden, sehr zu statten. Als Lehrer wußte er seinen Zuhörern stets in wenigen Worten, aber mit Schärfe und Sicherheit, ein leicht faßliches Bild zu geben von dem, um was es sich handelte. Vor Allem hatte er stets die Bedürfnisse des praktischen Arztes im Auge. Er hob nur das bei den Leichenöffnungen hervor, was für die Erkennung und Heilung des krankhaften Zustandes im Leben Werth hat; alles Unwesentliche wurde gar nicht berührt. Dabei war Rokitansky weit entfernt, die ausschließliche Herrschaft der pathologischen Anatomie zu befürworten; sie sollte nur Hand in Hand gehen mit der Physiologie.

Rokitansky besitzt eine nicht gewöhnliche allgemeine Bildung, und solche ist auch durchaus erforderlich, wenn eine Menge von einzelnen Thatsachen zu allgemeinen Gesetzen verwerthet werden sollen. Mit freiem Blick und ohne jede vorgefaßte Meinung ging er an seine Untersuchungen, und stets war er darauf bedacht, seine Beobachtungen für das Leben nutzbar zu machen. Aber die alte Anschauungsweise war auch bei ihm zu tief in Fleisch und Blut gedrungen, als daß er ihr sofort hätte ganz und gar den Abschied geben können. Er ist daher nicht ganz frei geblieben von Irrthümern, aber dieser letzte Rest der Schlacken ist in Folge späterer Erkenntniß ausgeschieden worden.

Ein solcher Irrthum war z. B. seine Krasenlehre. Die Ansicht von der Erkrankung oder fehlerhaften Beschaffenheit der Säfte, insbesondere des Blutes ist bereits uralt und diese legte Rokitansky allen Krankheiten, die wirklich oder scheinbar den ganzen Organismus ergreifen, zu Grunde. Später aber hat sich gezeigt, daß hier nicht eine Verderbniß der Säfte, sondern eine veränderte Thätigkeit der Zellen, aus denen alle Organe unsers Körpers zusammengesetzt sind, eine Hauptrolle spielen. Die Richtigkeit dieser Ansicht anzuerkennen, hat sich Rokitansky keineswegs geweigert. Er hat bereitwillig seine alten Anschauungen aufgegeben und bei der neuen Auflage seines Handbuches (1855). Alles ausgeschieden, was durch neuere Forschungen

unhaltbar geworden war. Zu einer solchen Verleugnung seiner selbst ist nicht jeder Gelehrter befähigt und darum ist diese That Rokitansky sehr hoch anzurechnen. Dadurch hat er bethätigt, daß er wirklich ein großer Mann ist, eine Bezeichnung, auf die nicht jeder große Gelehrte Anspruch hat.

Mit dem Umsichgreifen der Rokitansky'schen Lehre haben die mystischen Bestrebungen, die so lange Zeit mehr als sich gebührend in der Medicin gehegt und gepflegt wurden, zum Rückzug blasen müssen. Seitdem man diesen festen Grund und Boden unter den Füßen fühlte, hat es an neuen Entdeckungen in den Krankensälen nicht gefehlt. Freilich das alte Sprichwort: „Für den Tod kein Kraut gewachsen ist," bleibt trotzdem auch heute noch immer wahr und grade zur Stunde macht sich fast in der gesammten Laienwelt eine große Unzufriedenheit hinsichtlich der Leistungen der praktischen Medicin geltend, weil man an sie weit übertriebene Forderungen stellt. In dasselbe Horn stößt auch die kleine, aber ohnmächtige Partei der Aerzte, die es mit dem „guten Alten" hält, weil sie unfähig ist, mit dem Fortschreiten der Wissenschaft gleichen Schritt zu halten. Sie denunciren gradezu die Rokitansky'sche Schule als Ursache jener Unzufriedenheit und machen ihr den ungerechten Vorwurf, daß sie den Nihilismus, d. h. das Nichtsthun am Krankenbette auf ihre Fahne geschrieben habe, das Abwarten, bis die Natur selbst die Genesung herbeiführe. Die goldene Zeit der Apotheker ist allerdings seit dem Umsichgreifen der physiologischen Schule vorbei, aber dazu sind sicher doch die Aerzte nicht da, um den Apotheker zu bereichern. Zu großem Danke sind wir im Gegentheil den Jüngern dieser neuen Schule verpflichtet, daß sie unausgesetzt durch Schrift und Wort bemüht sind, vernünftige Ansichten über die naturgemäße Pflege des gesunden und kranken Menschenkörpers in weitern Kreisen zu verbreiten, also gewissermaßen jeden vernünftigen Menschen zu seinem eigenen Arzte zu machen. Das ist der allein richtige Weg, um dem körperlichen und geistigen Verfall der Menschheit, wofür leider so manche Zeichen der Zeit mit eindringlicher Stimme sprechen, einen Damm entgegenzusetzen.

Trotz der eminenten Erfolge kam Rokitansky's Wirken in Wien selbst Seitens der Behörden erst sehr spät zur Anerkennung. Allerdings war er 1844 nach dem Erscheinen des ersten Bandes seines Handbuches zum ordentlichen Professor ernannt worden, aber sein Gehalt war nur sehr unbedeutend. Es ist bezeichnend für das vormärzliche Metternich'sche System, daß selbst diese medicinische Reform anrüchig war. Einige Schüler Rokitansky's, die sich unterfangen hatten, die würdigen und berühmten, vom Staate approbirten und angestellten Professoren der alten Schule für Ignoranten zu erklären, wurden als staatsgefährliche Freidenker angesehen und zum Theil gemaßregelt oder unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Der Meister selbst entging einem ähnlichen Schicksale nur, weil er sich außerhalb seines Leichenhofes nicht im Geringsten bemerkbar machte.

Nachdem das Metternich'sche System, unter dem ganz Deutschland dreißig Jahre lang geseufzt hatte, in Folge der Märzstürme von 1848 gleich einem Kartenhause eingestürzt war, da kam auch endlich Rokitansky selbst zu Ehren. Noch in demselben Jahre ernannte ihn die Pariser Universität zum Ehrendoctor und die k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien zum Mitgliede. Als eine Anerkennung Seitens der Regierung wurde ihm eine Erhöhung seines Gehaltes zu Theil. 1849 bekleidete Rokitansky das Amt eines Decans der medicinischen Facultät und 1850 war er sogar Rector der Wiener Universität. Ebenso ernannte ihn die berühmte k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien zu ihrem Vorsitzenden. Die weitere Aufzählung der Ernennungen zum Mitgliede und Ehrenmitgliede zahlreicher und grade der angesehensten wissenschaftlichen Körperschaften, sowie der Orden, die ihm ertheilt worden sind, unterlassen wir, da Rokitansky selbst auf diese allseitigen Ehrenbezeugungen keinen Werth legt. Das innere Bewußtsein, das Rechte und Gute gewollt und geschafft zu haben, gilt ihm mehr als der Ruhm und die Titel, die ihm zu Theil geworden sind.

Allein aus den höchsten Kreisen in Wien war das Mißtrauen gegen die wissenschaftlichen Revolutionäre noch nicht verbannt. Hier waren sie nach wie vor mißliebig, weil die neue Richtung gegen die alte Medicin und deren Vertreter gar zu sehr in Gegensatz getreten war. Dies offenbarte sich recht deutlich, als Rokitansky in Verein mit seinem Freunde Skoda und dem Director des Krankenhauses Dr. Helm und im Vertrauen auf

den Umschwung der Dinge in Oesterreich in den Jahren 1849 und 1850 den Neubau eines Gebäudes für das pathologisch-anatomische Institut beantragte. Das alte Leichen- und Sectionshaus, ein niedriges, unscheinbares Gebäude auf einem der Höfe des allgemeinen Krankenhauses, war schon längst viel zu klein und eng für die große Zahl der Schüler, die aus allen Erdtheilen hier zusammenströmten. Die einzig dastehende Sammlung pathologischer Präparate entbehrte ganz und gar des Raumes, der zu einer wahrhaft lehrreichen Ausstellung — und das ist doch der eigentliche Zweck dieser Sammlung — unbedingt nothwendig war. Sie war, wie Rokitansky selbst sagt, auf eine troglodytische Unterkunft angewiesen. Wie bitter fühlten sich die Mitglieder der Versammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher, die 1856 in Wien tagte, getäuscht, als sie mit der heiligen Scheu der Ehrfurcht die Geburtsstätte der neuen, für die gesammte Menschheit so bedeutungsvoll gewordenen Wissenschaft betraten und einen dumpfen und fast dunkeln, kleinen Saal fanden, in welchem eins der größten Kleinode, welche die Kaiserstadt aufzuweisen hat, eng in Kisten und Schränken eingepfercht war.

Nichts war somit gerechtfertigter als die Abhilfe, die Rokitansky beantragt hatte, zumal man in Wien im Allgemeinen seit 1848 die wissenschaftlichen Anstalten mit der größten Freigebigkeit ausgestattet hat. Hier jedoch fanden alle Vorstellungen nur taube Ohren. Erst 1856 trat ein Umschwung ein und sicher ist dabei die schon erwähnte Versammlung nicht ohne Einfluß geblieben. Der Minister Bach berief die Vertreter der neuen Richtung zu einer Commission für den Bau eines neuen pathologischen Instituts und leitete fortan die Angelegenheit in eigener Person, damit sie, wie er selbst sagte, nicht in den Bureaux verschleppt werde, — ein charakteristisches Kennzeichen für die Zustände im neuen Oesterreich, wo man auch den neuen Wein in die alten Schläuche gefüllt hat.

Daß man jedoch jetzt in den höheren Kreisen in einem andern Fahrwasser segelte, bekundet folgender Umstand. Von der Akademie der Wissenschaften erhielt Rokitansky den ehrenvollen Auftrag, in der feierlichen Sitzung am 31. Mai 1858 den öffentlichen Vortrag zu halten. Als Thema wählte er: „Zur Orientirung über die Medicin und deren Praxis.“ Dieser Vortrag war nach zwei Seiten hin von der größten Bedeutung. Einmal gab er in dieser Rede ein Programm der neuen medicinischen Schule und ihrer Tendenzen. Er sagte sich offen los von der Annahme einer besondern, geheimnißvollen Lebenskraft, deren Wesen sich bislang einer jeden Bestimmung entzogen hatte, und als Grund führte er an, daß ein Unbekanntes nicht durch ein anderes Unbekanntes erläutert werden könne. Nach dieser Negation stellte er als Positives hin, daß Alles, was in unserm Organismus vor sich geht, die Leistung von Kräften ist, die mit den bekannten Naturkräften übereinstimmen.

Das offene und freimüthige Bekenntniß zu den freisinnigen und so oft verketzerten Grundsätzen der neuern Naturwissenschaft war für Wien ein Ereigniß. Um so größeres Aufsehen erregte es, als Rokitansky einige Wochen später „in Würdigung seiner vielfältigen und mehrjährigen Verdienste um die Wissenschaft und um die leidende Menschheit“ zum Regierungsrath ernannt wurde.

Der Bau der neuen pathologisch-anatomischen Anstalt begann endlich im November 1858 und wurde so eifrig betrieben, daß er bereits binnen Jahresfrist, am 31. October 1859, vollendet war. Der neue Bau ist ein wahrer Palast und ebenso aber auch eine bis jetzt einzig dastehende Musteranstalt. Da die Untersuchungen der Leichen zugleich auch zur Förderung der Wissenschaft dienen sollen, so ist nach beiden Seiten hin mehr als ausreichend für Räumlichkeiten gesorgt. Bezüglich der letztern Seite, der Belehrung, sind besonders die Laboratorien für die pathologische Chemie und Mikroskopie zu erwähnen.

Die innere Einrichtung nahm noch längere Zeit in Anspruch, so daß die feierliche Eröffnung der neuen Anstalt erst am 24. Mai 1862 vor sich ging. Der Meister, der diesem Institut den Weltruf verschafft hatte, hielt die Festrede. Zum zweiten Male sprach er vor einem gemischten Publicum und heute noch viel gewichtigere Worte als vier Jahre früher in den Räumen der Akademie. Schon durch das Motto: „Wo der Gelehrte ein Knecht ist, kann Keiner frei sein,“ wird diese Rede gekennzeichnet. Indessen ist diese Rede, insbesondere auch für Oesterreich, das Land des Concordates, zu bedeutend, als daß wir uns versagen könnten, näher darauf einzugehen.

Zunächst wirft Rokitansky einen Blick auf seine bisherige Thätigkeit, „um bei feierlicher Gelegenheit mit den Genossen, welche sie versammelt hat, in der Erinnerung an Jugend und ungeschwächte Manneskraft zu erwarmen.“ Er vergleicht die Stätte seines frühern Wirkens mit einem Blockhause in dem fernen Westen von Amerika, bewohnt von einigen wenigen Ansiedlern, heimgesucht von einigen wenigen vertrauten Freunden, welche einen langen Kampf unverdrossen gegen offene und versteckte Mißgunst durchgekämpft haben, einen Kampf, dessen Mühen endlich zum dauernden Siege geführt und mit diesem der Medicin ein umfangreiches Gebiet gesichert haben, auf welchem die Forschung feste Grundlagen, der Zweifel seine Aufklärung, der Streit seinen Richterstuhl findet. Heute nun werde der Triumph dieses Sieges gefeiert, denn das sei der Einzug in diesen Palast, der der Wissenschaft gewidmet sei. „Die Anlage und Weitläuftigkeit des Gebäudes ist augenscheinlich auf eine ferne Zukunft und ihren Fortschritt berechnet; sie fußt auf der Freiheit der Naturforschung.“

Und eine Erörterung dieser Freiheit ist nun das Thema seiner Rede. Er erörtert das Recht und die Pflicht eines jeden Menschen, dem in uns liegenden unwiderstehlichen Drange nach Erkenntniß zu folgen, und die Schranken, die dieser Forschungsfreiheit entgegenstehen. Die allgemein verbreitete Ansicht, daß die neuere Naturwissenschaft zum Materialismus führe, sucht er gründlich zu beseitigen. Er setzt auseinander, daß sich die Naturforschung nur mit den Erscheinungen beschäftige und nur die Einsicht in die anschauliche Welt zu erweitern suche. Eine tiefere Einsicht in das Uebersinnliche, das den Erscheinungen zu Grunde liegt, vermöge sie nicht zu geben und damit habe sie auch gar nichts zu schaffen. Der Materialismus sei daher kein vollständiges System der Weltanschauung, sondern nur eine Methode der Forschung, welche sich innerhalb der Erscheinungswelt, ihrer räumlichen und zeitlichen Verhältnisse, durchaus nur auf dem Wege der Erfahrung bewege und weit davon entfernt sei, dadurch in Gegensatz zur metaphysischen Philosophie und Theologie zu treten. Schon Baco habe erkannt, daß tiefere Naturstudien nicht zum Atheismus, sondern zur Religiosität führen. Es sei daher gar kein Grund vorhanden, die Naturforschung mit scheelen Augen anzusehen und ihr Schranken zu setzen. Uebrigens sei Letzteres auch ganz unmöglich. Der Fortschritt der Wissenschaft lasse sich wohl scheinbar aufhalten, aber nie in Wirklichkeit; jeder Druck habe stets das Gegentheil herbeigeführt, den Fortschritt der Erkenntniß beschleunigt. Habe doch selbst Napoleon, der ärgste Feind der freien Meinung, nachdem seine Macht an diesem Felsen zerschellt, anerkannt: „Das Licht der Wissenschaft macht nur Rückschritte, um nachher desto kräftiger vorzuschreiten.“

Das Aufsehen dieser Rede war noch um Vieles bedeutender als das der ersten, von allen Seiten sprach man Rokitansky durch Adressen und Deputationen Hochachtung und Anerkennung aus. Wie damals blieb auch heute die Regierung nicht zurück. Freilich etwas später kam heute die Anerkennung, aber dafür war sie auch um Vieles bedeutungsvoller. Zu Anfange des vorigen Jahres wurde Rokitansky zum Chef des Medicinalwesens in das Cultus- und Unterrichtsministerium berufen, ohne daß dadurch seine bisherige Thätigkeit aufhört. Diese Berufung erregte in dem ganzen ärztlichen Stande in Oesterreich eine einstimmige und aufrichtige Freude, die sich dadurch aussprach, daß sich aus allen Theilen des Kaiserstaates zahlreiche Deputationen bei Rokitansky einfanden. Man legte dieser Berufung eine sehr große principielle Bedeutung bei. Man sah darin einen Sieg der Wissenschaft über die Bureaukratie und eine Garantie für die kräftige Förderung der freien Forschung. Hatte doch Rokitansky öffentlich ausgesprochen, daß das Wohl der Allgemeinheit das höchste Ziel der Wissenschaft sei, und jetzt war er an die Stelle berufen, wo er dieses Wort zur Wahrheit machen konnte.

Im Allgemeinen sind diese Hoffnungen allerdings berechtigt, aber damit ist nicht gesagt, daß die neue Aera in Oesterreich auf einem Felsengrunde aufgebaut worden sei. Die Anzeichen deuten darauf hin, daß sie hier ebenso wie anderswo nur auf Sand ruhe und daß sie hier ebensowenig von den Stürmen der Reaction verschont bleiben werde. So gewaltige Umwälzungen gehen niemals glatt ab, aber dennoch bleiben Rokitansky's Worte ein Trost für alle Zeiten. Auch in Oesterreich läßt sich der Fortschritt auf die Dauer nicht aufhalten, so gern man auch die Hemmschuhe wieder anlegte.

Zum Schluß noch einige Worte über die Persönlichkeit Rokitansky's. Er ist kräftig gebaut und bekundet eine solche Biederkeit, daß er von seinen Collegen ebenso verehrt wird, wie von seinen zahlreichen Schülern. Insbesondere waren die deutschen Naturforscher und Aerzte, als sie ihn bei Gelegenheit ihrer Zusammenkunft in Wien persönlich kennen lernten, von der wohlthuenden Bescheidenheit, der aufrichtigen Freundlichkeit und der biderben Gradheit, mit der dieser wahrhaft große Mann, der von Allen auf das Eifrigste gesucht wurde, ihnen entgegenkam, entzückt. Auf diesen Charakter ist seine Beschäftigung nicht ohne Einfluß gewesen. Ein nothwendiges Product derselben ist die ehrenhafte Festigkeit, mit der, wie wir gesehen haben, Rokitansky seine durch die Forschungen gewonnenen Ueberzeugungen unbeirrt öffentlich ausspricht, ohne weiter zu fragen, ob sie gefallen oder nicht. Er, sowie viele Andere, sind unumstößliche Beweise, daß nur die Lüge die Naturforschung beschuldigen kann, daß sie die Menschheit in's Verderben führe. Die Naturforschung kann einzig nur das Wahre und Rechte wollen, denn allüberall stößt sie in ihrer Beschäftigung auf die Herrschaft des Gesetzes, und eben deshalb haben die großen Naturforscher zu allen Zeiten nur der Wahrheit die Ehre gegeben.

Preußen im Jahre 1863.

Wenn wir jetzt am Schlusse eines für Preußen sicher sehr verhängnißvollen, leider aber nicht erfreulichen Jahres die in dem Entwicklungsgange des constitutionellen Lebens desselben beachtenswerthen Ereignisse, die sich in dessen Laufe zugetragen haben, vor den Augen unserer Leser vorüberführen und sie hier aufzählen wollen, so knüpfen wir kurz an das an, was wir im Beginn dieses Jahres in Nro. 49 dieser Zeitschrift in dem Artikel „Die gegenwärtige Lage Preußens“ überschrieben, gesagt haben. Es ist sicher zu beklagen, daß die damals von uns mit Vielen, denen das Wohl Preußens am Herzen lag, gehegte Hoffnung, die unserm jungen Verfassungsleben drohende Wolke werde sich bald verziehen, und unser Wunsch, den Millionen mit uns theilten, daß die Regierung und das Abgeordnetenhaus sich recht bald die Hand zur Versöhnung reichen möchten, sich nicht verwirklicht haben, und daß wir am Schlusse des Jahres von der Erfüllung dieses Wunsches wenigstens noch eben so weit entfernt sind, wie wir es am Anfange desselben waren. Doch schreiten wir zur Erzählung der Thatsachen selbst.

Gleich der Januar war für Preußen reich an Ereignissen, sowohl der innern, wie der auswärtigen Politik. Das erste derselben war das Verlangen des Ministers des Innern, des Grafen von Eulenburg, daß die Neujahrsadresse der Berliner Abgeordneten an Se. Majestät den König erst ihm vorgelegt werden solle, um zu entscheiden, ob er die Ueberreichung derselben durch eine Deputation gestatten könne. Diese Forderung, die von dem bisher üblichen Gebrauche gänzlich abwich, verdient bloß wegen des Eindrucks, den sie im ganzen Lande machte, Erwähnung, denn das ganze Volk sah daraus, daß das reactionäre Ministerium sich zwischen den Landesvater und sein Volk stellte, und zu welchem Zwecke das geschah, ließ sich leicht errathen.

Viel bedeutender war der Beschluß der Altliberalen in Rheinland und Westfalen, der am 2. Januar in einer zu Cöln gehaltenen Versammlung gefaßt wurde, in einer an den König zu richtenden Adresse das auszusprechen, was die überwiegende Mehrzahl des preußischen Volkes fühle und denke, wünsche und hoffe, und in derselben den Pfad ehrlicher und aufrichtiger Königs- und Verfassungstreue als das einzige Mittel, das frühere Verhältniß zwischen der Regierung und dem Volke wiederherzustellen, zu bezeichnen. Um jedem Verdachte, daß diese Adresse aus einer demokratischen Quelle stammen möge, vorzubeugen, wurde von den in jener Versammlung anwesenden vierzig Notabeln der beiden westlichen Provinzen beschlossen, daß dieselbe keinem Staatsbürger zur Unterschrift vorgelegt werden sollte, der eine Einkommensteuer unter 200 Thaler bezahle, und man nannte daher dieses Schriftstück die Potentenadresse, und das mit Recht, denn das Gesammtvermögen der Unterzeichner, die in neunzehn Städten in den beiden Provinzen wohnten, wurde zu 300 Millionen Thaler geschätzt. Man hielt sich um so mehr für berechtigt, von dieser Adresse segensreiche Wirkungen zu erwarten, weil viele der Un-

terzeichner Sr. Majestät dem König als ebenso einsichtsvolle wie patriotisch gesinnte Männer persönlich bekannt waren, doch man hatte sich sehr getäuscht. Es blieb Alles beim Alten; die königliche Antwort lautete ziemlich ungnädig und sie war ganz dazu geeignet, Jedermann abzuschrecken, sich dem Staatsoberhaupte mit der Bitte zu nähern, dem bestehenden Zwiespalt auf dem in dieser Adresse angegebenen Wege ein Ende zu machen.

Noch weit mehr als diese innern Vorfälle zog gleich im Beginn des Jahres die auswärtige Politik des Herrn von Bismark-Schönhausen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Es wurden nämlich plötzlich die Reservisten der in den Bundesfestungen und in Frankfurt a/M. stehenden preußischen Regimenter einberufen und man sprach davon, daß zwei Armeecorps mobil gemacht werden sollten. Natürlich tauchte sofort die Befürchtung auf, Herr von Bismark gehe mit dem Gedanken um, seine Worte von einer Politik von Eisen und Blut in Thaten übergehen zu lassen, doch glücklicherweise kam es nicht so weit. Ueber die Veranlassung zu jener Maßregel der Einberufung der Reserven, die so tief in's bürgerliche Leben eingriff und für den Staat und die davon Betroffenen in gleicher Art kostspielig war, erfuhr man erst später, daß Herr von Bismark damit den sogenannten Würzburger Regierungen die Lust habe benehmen wollen, ihr Delegirtenproject zur Ausführung zu bringen, denen er für diesen Fall bereits mit dem Austritt Preußens aus dem deutschen Bunde gedroht hatte. Dazu kam es glücklicher Weise nicht, denn der Bundestag begriff recht gut, daß Deutschland nur im Verein mit Preußen stark ist, wie auch ganz das Umgekehrte stattfindet, und als der Bundestag am 22. Januar über das Delegirtenproject abstimmte, wurde dasselbe von der Majorität verworfen.

Noch weit mehr Lärm machte ein anderer Schritt des Herrn von Bismark dem Grafen Rechberg gegenüber, dem er in einer Note erklärt hatte, Oesterreich habe seinen Schwerpunkt in Preßburg und Ofen zu suchen und Preußen in Deutschland freie Hand zu lassen, und sofern das nicht geschehe, so werde Preußen im Fall eines neu ausbrechenden europäischen Krieges seine Allianzen da suchen, wohin sein eigenes Interesse es weise. Die Angabe klang so undeutsch und war in einem so offenbaren Widerspruch mit den Grundsätzen einer gesunden Politik, daß sie anfangs von vielen Seiten deshalb bezweifelt, ja selbst von den officiösen Blättern und Correspondenten förmlich in Abrede gestellt wurde; doch sie bestätigte sich später in ihrem ganzen Umfange und es zeigte sich, daß Graf Thun bloß deshalb nach Berlin gekommen war, um durch eine mündliche Unterredung mit dem Herrn von Bismark entweder mehr Licht über die Absichten des Letztern oder eine Ausgleichung herbeizuführen, welches Letztere glücklicher Weise gelang. Herr von Bismark hatte aber dadurch von Neuem bewiesen, daß ihm die Geschichte Deutschlands und Preußens in dem ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts entweder ganz unbekannt geblieben ist, oder daß er wenigstens nichts daraus gelernt hat, was leider auch von den österreichischen Staatsmännern zu sagen ist, die ebenfalls nicht zu wissen scheinen, daß Oesterreich, Preußen und Deutschland aufeinander hingewiesen sind, und daß sie nur so lange allen politischen Erschütterungen in Europa mit Ruhe und Vertrauen entgegenblicken können, als sie enge miteinander verbunden und fest entschlossen sind, sich wechselseitig jeden erforderlichen Beistand zu leisten und keine Machtverminderung des Andern zu dulden. Sobald diese Politik in Wien, Berlin und Frankfurt zur vollen Geltung kommt, dann darf Europa mit ziemlicher Ruhe der Zukunft entgegensehen, denn das wird uns vor dem Ausbruch neuer Kriege schützen und sollte doch ein solcher nicht vermieden werden können, so wird er wenigstens nur von kurzer Dauer sein und keinen das europäische Gleichgewicht störenden Umsturz herbeiführen.

Da nun nebenbei die mit dem Eintritt des Ministeriums Bismark begonnenen Maßregelungen und Strafversetzungen von Beamten, die Verfolgung der Tagespresse und andere reactionäre Maßregeln in einem weiten Umfange fortdauerten, so verschwanden die Hoffnungen auf eine baldige Besserung mehr und mehr und man sah selbst der Eröffnung des Landtages, die am 15. Januar stattfand, nur mit Besorgniß entgegen. Die Eröffnung der Landtagssession fand nicht durch Se. Maj. den König, sondern durch den Ministerpräsident, Herrn von Bismark-Schönhausen, statt. Die wichtigste Stelle in der Eröffnungsrede, die an die nicht sehr zahlreich anwe-

senden Mitglieder der beiden Häuser des Landtages gerichtet wurde, lautete:

„Die Regierung Sr. Majestät begrüßt Sie mit dem lebhaften Wunsche, daß es in dieser Sitzungsperiode des Landtages gelingen möge, über die im vorigen Jahr ungelöst gebliebenen Fragen eine dauernde Verständigung herbeizuführen. Es wird dieses Ziel erreicht werden, wenn in der Auffassung der Stellung der Landesvertretung unsere Verfassung als die gegebene Grundlage festgehalten wird und wenn die gesetzgebenden Gewalten unter gegenseitiger Achtung ihrer verfassungsmäßigen Rechte in der Förderung der Macht und Wohlfahrt des Vaterlandes ihre gemeinsame Aufgabe finden . . .“

Aus dem Verlaufe der weitern Verhandlungen ergab es sich deutlich, daß nach der Auffassung der Regierung das Recht des Abgeordnetenhauses in Geldfragen sich einfach darauf beschränke, jede für das Kriegsdepartement verlangte Summe, und sei sie noch so groß, einfach zu bewilligen, während die Regierung nicht einmal den lauten Wünschen des ganzen Landes in Betreff der gesetzlichen Feststellung der zweijährigen Dienstzeit nachzugeben sich geneigt zeigte.

Ueber die damalige Lage Preußens belehren die folgenden Worte, die wir der Rede entnehmen, mit welcher der Präsident Grabow die erste Sitzung des Abgeordnetenhauses eröffnete:

„Vor drei Monaten verließen wir diese Räume mit dem vom ganzen Lande getheilten Wunsche, daß es gelingen möge, den ohne unser Verschulden ausgebrochenen Verfassungsconflict zu lösen. Im Hinblick auf die königlichen Worte: „Zwischen uns sei Wahrheit!“ muß mit tiefstem Bedauern unumwunden ausgesprochen werden, daß der Conflict in den verflossenen drei Monaten immer größere Dimensionen angenommen und den Ausbau unseres verfassungsmäßigen Rechtsstaates gefährdet hat. Bis zu den Stufen des Thrones ist das Haus der Abgeordneten, die alleinige, aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene wahre Vertretung des preußischen Volkes verdächtigt, verläumdet, geschmäht worden. Im Interesse des Dienstes sind beamtete Abgeordnete zur Disposition gestellt und versetzt worden, welche, getreu ihrem Verfassungseide, die unstreitig dem Abgeordnetenhause verfassungsmäßig zustehenden Rechte geübt und gewahrt haben. Die gesetzlich aufgehobenen Conduitenlisten sind im Verwaltungswege über das politische Verhalten der Beamten, insbesondere der unabhängigen Richter, wieder eingeführt worden. Der Artikel 99 der Verfassung ist verletzt, und durch das von ihr gebotene Ministerverantwortlichkeitsgesetz nicht geschützt, stehen wir einer budgetlosen Regierung gegenüber. Doch das Land ist in diesem immer schärfer hervortretenden Conflicte seinen gewählten Vertretern zu ihrer vollen Befriedigung zur Seite getreten. Dies beweisen unleugbar der denselben bei ihrer Rückkehr in die Heimath bereitete Empfang und die ihnen bereits zugegangenen und noch täglich eingehenden Zustimmungs- und Dankadressen aus dem Auslande, aus Deutschland's Gauen, aus Preußens Wahlkreisen, bis jetzt 194 an der Zahl und bedeckt mit 221,951 Unterschriften, (vom 15. bis 27. Januar gingen noch 54 Adressen mit 121,733 Unterschriften ein, so daß die Zahl derselben 248 mit 337,430 Unterschriften beträgt), theils nur von Wahlmännern, theils im Vereine mit ihren selbständigen Urwählern. Nach den Ländern und Provinzen geordnet und gezeichnet, lege ich sie auf das Bureau des Hauses hiermit nieder. Sie alle geben Zeugniß darüber, daß das Haus die verfassungsmäßigen Rechte der Krone heilig gehalten, mit Besonnenheit und Mäßigung die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes und seiner Vertreter gewahrt hat, und sprechen dem Hause der Abgeordneten den Dank aus für seine Haltung unter ganz entschiedener Zurückweisung der gegen dasselbe und die beschworene Landesverfassung, das heilige Palladium seiner Rechte, gerichteten feindlichen Angriffe. Steht so das Abgeordnetenhaus vor dem Lande gerechtfertigt da, so lassen Sie uns nunmehr mit neuem Muthe, mit der alten Besonnenheit und Mäßigung, mit unerschütterlicher Festigkeit und Ausdauer unsere Arbeiten wieder beginnen, indem wir an der Schwelle des Jubeljahrs der Wiedergeburt Preußens aus tiefster Erniedrigung, der durch den hohen Geist seiner Fürsten und die Kraft einmüthiger Volksgesinnung siegreichen Auferstehung Deutschlands aus schmachvoller Zerrissenheit und Schwäche, uns von unsern Sitzen erheben und in dem uralten Preußengeiste der Liebe, der Treue, der Wahrhaftigkeit freudig ausrufen: „Hoch lebe Seine Majestät König Wilhelm I.!“

Die Versammlung stimmte dreimal in den Ruf mit ein.

Während das preußische Volk in seiner großen Majorität diesen Worten, die in der Wahrheit begründet waren, seinen vollen Beifall schenkte, blieben sie bei der Regierung ohne irgend einen Einfluß. Das ergab sich ganz deutlich bei den nun folgenden Adreßdebatten im Hause der Abgeordneten aus der Rede, welche Herr von Bismarck am 27. Januar hielt, um die Stellung der Regierung zu den schwebenden Fragen auseinanderzusetzen, über die Graf Schwerin in seiner Erwiederungsrede das beste und treffendste Urtheil fällte. Er sagte nämlich in derselben: „Ich zweifle nicht daran, daß die Absicht des Ministeriums ist, mit allen Mitteln und Kräften bestrebt zu sein, die Rechte der Krone aufrecht zu halten, aber ich glaube, man sollte uns zutrauen, daß wir diese Rechte zu wahren entschlossen sind; deshalb aber eben erkläre ich hier, daß ich den Satz, in dem die Rede des Herrn Ministerpräsidenten culminirt: „Macht geht vor Recht; sprecht Ihr, was Ihr wollt, wir haben die Macht und also werden wir unsere Theorie durchführen," nicht für einen Satz halte, der die Dynastie in Preußen auf die Dauer stützen kann, daß dies nicht ein Satz ist, auf dem die Größe unserer Dynastie, die Größe unseres Landes beruht, daß vielmehr der Satz, auf dem die Größe unseres Landes und die Verehrung, welche das preußische Regentenhaus bisher im Inlande wie im Auslande genießt und fort und fort genießen wird, daß dieser Satz vielmehr umgekehrt lautet: Recht vor Macht! Justitia regnorum fundamentum! Das ist der Wahlspruch der preußischen Krone und er wird es fort und fort bleiben, und weil er es bleibt, so wird das preußische Königshaus, das preußische Volk auch diese Krisis ganz sicher überdauern und glänzen, wenn lange nicht mehr über die Theorie gesprochen wird, über die man heute streitet...."

Der stürmische Beifall, mit dem diese Worte von Seiten des Abgeordnetenhauses aufgenommen wurden, bewies, daß sie im Geiste und in der Ueberzeugung Aller gesprochen waren.

Trotzdem daß Herr von Bismarck erklärte, er halte es für seine Pflicht, dem König von der Entgegennahme der Adresse abzurathen, sprach sich die Adreßcommission doch mit 19 gegen 2 Stimmen für die Annahme des von Dr. Virchow und dem Herrn von Carlowitz eingebrachten und von 189 Mitgliedern unterstützten Adreßentwurfs aus, der dann in der Sitzung vom 29. Januar mit 255 gegen 68 Stimmen von Seiten des Abgeordnetenhauses angenommen wurde. Zur Minorität gehörten Mitglieder des Centrums, der Fraction Vincke und die Feudalen, welche Letztern im Abgeordnetenhause nur durch 11 Mitglieder vertreten waren.

Wenn nun auch die Adresse nicht von einer Deputation des Abgeordnetenhauses Sr. Maj. dem König überreicht werden konnte, sondern am 1. Februar im Civilcabinet des Königs abgegeben wurde, so hatten die Adreßdebatten doch das Gute, daß nicht nur Preußen, sondern gleichzeitig Deutschland und Europa über den Verfassungsconflict in Berlin aufgeklärt wurden. In der königlichen Antwort wurden alle Beschwerden als unbegründet zurückgewiesen und alle Schuld an dem Conflict dem Hause der Abgeordneten beigemessen.

Für jeden patriotisch denkenden preußischen Staatsbürger war es höchst schmerzlich und peinlich, daß dieser Conflict auf ein Feld übergetragen wurde, wo man es am wenigsten hätte erwarten sollen. Daß die Reaction sich so weit versteigen könnte, selbst die sich im Jahr 1863 zusammendrängenden Jubelfeier der Erhebung des preußischen Volkes im Jahr 1813, die Preußen, das am Rande eines Abgrundes stand, erst wieder zur Großmacht machte, dem Volke zu verbittern, hätte Niemand für möglich gehalten und doch geschah das, ja einzelne Beamte waren verblendet genug, die Theilnahme an der Feier des 3. Februar, der seit mehr als 30 Jahren von den noch Ueberlebenden der Kämpfer in dem Freiheitskriege als der Tag, von dem jene Volkserhebung datirt, festlich begangen worden ist, theilweise förmlich zu untersagen, theilweise zu rügen und zu bestrafen. Während selbst Se. Maj. der König sich in Berlin in die Mitte der alten Krieger begab, mit denen er 1813 und 1814 gemeinschaftlich gegen die Franzosen gekämpft hatte, waren Beamte unklug genug, eine solche Theilnahme nicht etwa bloß von ihren Untergebenen, sondern selbst von Männern, die nur Ehrenposten, wie beim Nationaldank bekleideten, für ein strafwürdiges Vergehen zu erklären. Es stellte sich dabei recht

deutlich heraus, wie sehr es der Reaction am Herzen liegt, die Erinnerung an das, was 1813 von Seiten des Volkes geleistet worden ist, möglichst in Vergessenheit zu bringen, und vielleicht bloß zu diesem Zweck war von Seiten der Regierung angeordnet, daß diese so wichtige Jubelfeier anstatt am 3. Februar erst am 17. März, dem Gedenktag des Aufrufs: „An mein Volk!" stattfinden sollte. In Folge dessen fand die Volksfeier am 3. Februar, die officielle dagegen am 17. März statt und an der Letztern betheiligte sich das Volk eben so lau wie an der hundertjährigen Gedenkfeier des Hubertsburger Friedens, die höherer Anordnung gemäß am 15. Februar begangen wurde. So wurde die Hoffnung, der sich gar viele Patrioten hingegeben hatten, die Erinnerung an 1813 werde versöhnend wirken, sehr schmerzlich getäuscht, denn sie wurde im Gegentheil die Veranlassung, die bereits vorhandene Spaltung nur noch mehr zu erweitern.

Es war gewissermaßen ein Glück, daß in der nämlichen Zeit sich politische Ereignisse in den Vordergrund drängten, welche die öffentliche Aufmerksamkeit von den innern Zuständen ablenkten. Bekanntlich führte die in der Nacht vom 15. zum 16. Januar in Warschau begonnene Recrutenaushebung zum Ausbruch der schon seit längerer Zeit von Paris aus vorbereiteten Insurrection in Polen, die sich bald weiter ausbreitete und die Veranlassung dazu gab, daß die preußische Regierung am 7. Februar mit der russischen Regierung eine Uebereinkunft abschloß, die zwar ihrem Wortlaute nach bis jetzt noch unbekannt geblieben ist, doch jedenfalls festgesetzt hatte, in welchen Fällen Rußland auf den Beistand Preußens rechnen dürfe und wie weit derselbe sich erstrecken solle. Die Nachricht von dem Abschluß dieser Uebereinkunft erregte nicht nur in ganz Preußen, sondern in ganz Europa die größte Sensation und überall verbreitete sich die Besorgniß, Preußen werde den Polen gegenüber das Princip der Nichtintervention verletzen, was zu einem europäischen Kriege die Veranlassung geben werde. Unter diesen Umständen war es die Pflicht des Hauses unserer Abgeordneten, unsere Minister über die Sachlage zu interpelliren, was zu ziemlich stürmischen Debatten vom 26. bis 28. Februar Veranlassung gab. Herr von Bismark verweigerte die Vorlage der Uebereinkunft, und schließlich nahm das Haus mit 246 gegen 57 Stimmen den von Bockum-Dolff's gestellten Antrag an, welcher lautete:

„Das Haus der Abgeordneten wolle beschließen, zu erklären: das Interesse Preußens erfordert, daß die königliche Staatsregierung, gegenüber dem in Polen ausgebrochenen Aufstande, keinem der kämpfenden Theile irgend eine Unterstützung oder Begünstigung zuwende, noch auch Bewaffneten gestatte, das preußische Gebiet ohne gleichzeitige Entwaffnung zu betreten."

Die über diesen Gegenstand geführten Debatten haben sicher dazu beigetragen, daß Preußen nicht thatsächlich gegen die Polen eingeschritten ist, wodurch jede europäische Verwicklung vermieden wurde, sie gab aber zu einem im Staatsanzeiger vom 3. März veröffentlichten „Mitgetheilt" die Veranlassung, worin dem Abgeordnetenhause der Vorwurf gemacht wurde, in den Debatten den Ministern die schuldige Achtung nicht bewiesen zu haben. Ganz derselbe Vorwurf konnte aber mit vollem Rechte auch gegen den Herrn von Bismark erhoben werden, der sich im Laufe der Debatten zu Aeußerungen gegen das Haus und einzelne Abgeordnete hinreißen ließ, die ihm einen Ordnungsruf von Seiten des Präsidenten zuzogen, den er aber als Minister zurückzuweisen versuchte.

Während aber Herr von Bismark als Minister des Auswärtigen sich besonders mit der Frage beschäftigte, wie er in der polnischen Frage Rußland zu Gefallen leben könne, einigten sich Hannover und Braunschweig über die Erbfolgefrage in dem letztern Lande Dänemark that neue Schritte für die Verwirklichung seines Plans der Einverleibung Schleswigs in Dänemark und Graf Rechberg näherte sich dem Tuileriencabinet mehr, als es je der Fall gewesen war.

Wir würden die Geduld unserer Leser auf eine zu harte Probe stellen, wenn wir den weitern Verlauf der ganz nutzlosen Verhandlungen im Abgeordnetenhause auch nur kurz erwähnen wollten. Nur die Berathung über die Militärfrage, die am 7. Mai begann, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, weil sie die Katastrophe herbeiführte, die mit der Vertagung der Sitzung des Hauses der Abgeordneten endigte. Der Inhalt des betreffenden Gesetzes bedarf deshalb hier keine Erwähnung, weil es nicht zur Annahme gelangt ist. Nachdem dasselbe die betreffende

Commission eine lange Zeit in Anspruch genommen hatte, gelangte es endlich am 7. Mai in der öffentlichen Sitzung des Abgeordnetenhauses zur Berathung, doch erst am Schlusse der Sitzung, am 11. Mai trat die erwähnte Katastrophe ein, welche jeder weitern Berathung desselben ein barsches Ende machte. Herr von Sybel wandte sich nämlich an den Kriegsminister und sagte ihm, Herr von Roon habe das Haus nicht an seine patriotische Pflicht zu erinnern; dagegen würde Herr von Roon patriotisch handeln, wenn er als Minister seine Entlassung nehme; er, welcher den Conflict zwischen der Krone und dem Volke und die ganze unglückliche Lage in's Leben gerufen, sei am wenigsten dazu berechtigt, mit einer solchen Mahnung vor das Abgeordnetenhaus zu treten. Der Kriegsminister, der bereits durch die vorausgegangenen Reden der Herren von Hoverbeck, Becker und Duncker sehr verstimmt worden war, erhob sich hierauf und erklärte mit großer Lebhaftigkeit, die Aeußerung des Herrn von Sybel sei eine Anmaßung. Als der Vorsitzende, Herr von Bockum-Dolffs, hierauf repliciren wollte, sprach Herr von Roon weiter und behauptete, der Vorsitzende habe nicht das Recht, ihn zu unterbrechen. Diese Erklärung führte eine stürmische Scene herbei, wie sie im Hause der Abgeordneten noch nicht dagewesen war. Herr von Bockum-Dolffs bewies eine große Energie, seine Glocke übertönte die laute Stimme des Herrn von Roon, doch als dieser fort und fort protestirte, bedeckte sich der Vorsitzende und vertagte die Sitzung auf eine Stunde. Die nächste Folge dieses Vorfalls war ein Schreiben des Gesammtministeriums an den Präsidenten des Hauses der Abgeordneten, worin die Erklärung abgegeben war, die Minister könnten erst dann wieder an den Sitzungen des Hauses sich betheiligen, wenn das ihnen zustehende Recht, der Disciplinargewalt des Präsidenten nicht unterworfen zu sein, von dem Hause anerkannt sei. Dieser Brief des Staatsministeriums wurde der Geschäftsordnungscommission überwiesen, die das Verfahren des Präsidenten in dem Falle mit dem Kriegsminister einstimmig vollkommen billigte und dann die Verfassungswidrigkeit des von dem Ministerium gestellten Verlangens, nur unter Bedingungen den Verhandlungen des Hauses beiwohnen zu wollen, nachwies. Das Haus beschloß hierauf einstimmig, diese ministerielle Zuschrift einfach ohne Verhandlung und ohne Antwort ad acta zu legen, was natürlich in den Regierungskreisen einen sehr ungünstigen Eindruck machte. Eine hierauf am 20. Mai folgende königliche Botschaft stellte ganz dieselbe Forderung, die aber eben so wenig bewilligt wurde, im Gegentheil beschloß das Haus, nochmals eine Adresse an Se. Maj. den König zu richten, worin demselben die ganze Sachlage mitgetheilt und die Unmöglichkeit nachgewiesen werden sollte, ferner mit diesem Ministerium die Geschäfte zu erledigen. Die Verhandlungen über die Adressefrage wurden im Hause der Abgeordneten am 22. Mai zu Ende geführt und der Antrag der Commission wurde mit 239 gegen 61 Stimmen angenommen. Am 23. Mai erfuhr der Präsident Grabow von dem Herrn von Bismark, Se. Maj. der König fühle sich nicht bewogen, die Deputation des Abgeordnetenhauses zu empfangen, die ihm die Adresse überreichen solle, und er stelle es ihm anheim, die Adresse auf jedem andern Wege zur Kenntniß Sr. Majestät zu bringen; wozu der Präsident in diesem Falle sich der Vermittlung des Staatsministeriums bediente. Am 27. Mai erhielt hierauf der Präsident die Antwort in Form einer königlichen Botschaft versiegelt, mittelst eines kurzen Begleitschreibens des Ministerpräsidenten zugestellt. Die Botschaft war von keinem Minister contrasignirt. Das lange königliche Schreiben schob die ganze Schuld des Verfassungsconflicts dem Hause zu, erklärte, alle Schritte des Ministeriums seien im Einverständniß und mit dem Willen des Königs geschehen und sprach ganz besonders entschieden die Besorgniß aus, daß das Haus sich Uebergriffe in die Rechte der Krone anmaßen wolle, was unter keinen Umständen zugegeben werden dürfe. Gleich nach Verlesung der königlichen Botschaft trat dann der Minister des Innern, Graf Eulenburg, in den Sitzungssaal, wo er eine königliche Botschaft verlas, welche den Schluß der Session ankündigte und zu diesem Zwecke die Mitglieder des Hauses um 2 Uhr in den weißen Saal des königlichen Schlosses entbot. Der Präsident Grabow gab dann noch eine kurze Uebersicht der Arbeiten des Hauses in dieser Session, dankte für die Unterstützung, die er in seiner Stellung als Präsident gefunden, und sprach die Hoffnung aus, daß das preußische Volk

im Sinne der strengsten Gesetzlichkeit sich treu und fest in dem heftig entbrannten Verfassungskampfe um seine beschworene Verfassung und seine Vertreter schaaren und das Palladium seiner durch sie erworbenen und vertheidigten Freiheit gegen jede verfassungswidrige Octroyirung heilig halten und schützen werde. Nach einem Hoch auf den König schloß er mit den Worten: Gott schütze das Vaterland!

So endigte die am 15. Januar eröffnete Sitzungsperiode am 27. Mai, ohne den bestehenden Zwiespalt ausgeglichen zu haben, der im Gegentheil sich durch die stattgefundenen Verhandlungen nur verschlimmert hatte.

Mit dem Schluß der Session trat Preußen in eine ganz neue Phase, in welcher der Absolutismus, der in Preußen trotz seiner Verfassung jetzt herrschend ist, noch weit greller als früher zu Tage trat und der Ministerpräsident, Herr von Bismark, neue Beweise dafür lieferte, daß er in Paris in seiner Stellung als preußischer Gesandter das Regierungssystem des Kaisers Napoleon III. gründlich studirt und eine solche Vorliebe dafür gefaßt habe, um nun womöglich dasselbe auch in Preußen einzubürgern. Das zeigte sich recht deutlich zuerst in dem neuen Preßgesetz und dann bei den Neuwahlen. Sprechen wir zuerst von dem erstern. Artikel 63 der preußischen Verfassung lautet:

„Nur in dem Falle, wenn die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit oder die Beseitigung eines ungewöhnlichen Nothstandes es dringend erfordert, können, insofern die Kammern nicht versammelt sind, unter Verantwortlichkeit des gesammten Staatsministeriums, Verordnungen, die der Verfassung nicht zuwiderlaufen, mit Gesetzeskraft erlassen werden. Dieselben sind aber den Kammern bei ihrem nächsten Zusammentritt zur Genehmigung sofort vorzulegen.“

Im Hinweis auf diesen Artikel erließ die Regierung am 1. Juni, also vier Tage nach dem Schluß der Session, das neue Preßgesetz, das in Nachahmung des französischen die amtlichen Verwarnungen einführte und die Tagespresse den Gerichten entzog und sie gänzlich den Verwaltungsbeamten unterwarf, denen es noch überdies vorgeschrieben wurde, ihr Urtheil nicht von wirklich strafbaren Artikeln, sondern von dem Geiste, in dem das Blatt redigirt werde, abhängig zu machen. Gegen dieses Gesetz erhoben sofort sieben Berliner Blätter Protest, dem sich viele Blätter in den Provinzen anschlossen. Aehnliche Schritte wurden von Stadtverordnetenversammlungen gethan, welche die Absendung von Deputationen an Se. Maj. den König beschlossen, um denselben zu bitten, das im Widerspruch mit der Verfassung eingeführte Preßgesetz, welches wichtige Eigenthumsinteressen den Verwaltungsbehörden anheim gebe und tief verletzend in das bürgerliche Leben eingreife, zurückzunehmen, welche Schritte eben so erfolglos blieben, wie frühere Adressen zum Zweck einer Versöhnung. Es stellte sich sehr bald heraus, daß der Erlaß dieses Preßgesetzes ein großer politischer Mißgriff war. Je entschiedener die Reaction auftrat, um desto mehr steigerte sich die Unzufriedenheit des Volkes, worunter sogar Se. Königl. Hoh. der Kronprinz zu leiden hatte, der mit seiner Gemahlin eben zu jener Zeit die östlichen Provinzen bereiste. Die meisten Gemeinderäthe der größeren Städte in denselben verweigerten, bloß in Folge des Preßgesetzes, ihre Theilnahme an den Empfangsfeierlichkeiten des hohen Paares und am 5. Juni sprach der Oberbürgermeister Winter in Danzig vor dem Kronprinzen offen den Schmerz aus, daß die bestehenden Verhältnisse es nicht zuließen, die Freude der Einwohner über den hohen Besuch in lautem Jubel erschallen zu lassen. In seiner Antwort sagte der Kronprinz unter Anderm: „Auch Ich beklage, daß Ich zu einer Zeit hierher gekommen bin, in welcher zwischen der Regierung und dem Volke Zerwürfnisse eingetreten sind, welches zu erfahren Mich im hohen Grade überrascht hat. Ich habe von den Verordnungen, welche zu diesem Zerwürfnisse geführt haben, nichts gewußt. Ich war abwesend. Ich habe keinen Theil an den Rathschlägen, welche zu diesen Conflicten geführt haben. . .“ Wenn nun auch die laute Mißbilligung der Maßregel von Seiten des Kronerben das Preßgesetz nicht beseitigte, so soll sie doch wesentlich dazu beigetragen haben, das Land vor ähnlichen ihm zugedachten Gesetzen zu schützen!

Die Preßverordnung hatte aber noch weit mehr Folgen, nur wirkte sie in allen Fällen grade das Gegentheil von dem, was ihre Urheber davon erwartet hatten. Der allgemeine Unwille wandte sich zunächst gegen

die Kreuzzeitung, als das Hauptorgan der Reaction, und viele geschlossene Gesellschaften faßten den Entschluß, dieselbe von ihrer Lesetafel für die Zukunft zu verbannen. Dann bereiteten die meisten Wahlkreise ihren zur Fortschrittspartei gehörigen Vertretern grade deshalb einen festlichen Empfang, um der Regierung zu beweisen, daß sie mit der Haltung derselben im Hause der Abgeordneten vollkommen einverstanden seien.

Eben so war das am 18. und 19. Juli in Köln stattgefundene glänzende Fest zu Ehren der Abgeordneten für Rheinland-Westfalen seiner Hauptbedeutung nach eine Manifestation gegen die hochgehenden Wogen der Reaction, die um so lebhafter wurde, je mehr die Polizei sich bemühte, störend einzugreifen und den Theilnehmern die Freude zu verbittern.

Politisch noch wichtiger war es, daß der regierende Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha die bisher von ihm vertretene Idee, dahin zu wirken, daß Preußen an die Spitze der Wehrmacht und der diplomatischen Vertretung Deutschlands im Auslande treten sollte, aufgab und sich zu diesem Zweck dem Wiener Hofe näherte, wo er persönlich einen Besuch abstattete, der vielleicht den Kaiser veranlaßt haben mag, in Frankfurt den Fürstencongreß abzuhalten, um dort eine Reform der Bundesverfassung zu Stande zu bringen.

Auch dieser Fürstencongreß kann in dem Ueberblick der Geschichte Preußens nicht mit Stillschweigen übergangen werden, wenn es darin auch nur eine negative Rolle gespielt hat. Der König hatte sich zur Stärkung seiner Gesundheit auf einige Wochen nach Karlsbad und von dort nach Gastein begeben, in welch letzterem Orte der Kaiser von Oesterreich dem König am 2. August einen Besuch abstattete. Beim Abschiede ließ der Kaiser dem Könige eine geschriebene Einladung überreichen, sich an einer am 16. August in Frankfurt a. M. stattfindenden Fürstenconferenz zu betheiligen, um dort gemeinschaftlich die unumgänglich nothwendig gewordene Bundesreform zu beschließen und in dieser Art späteren Erschütterungen vorzubeugen. Die Antwort des Königs lautete abschläglich. Die übrigen deutschen Regenten leisteten der Einladung Folge, doch da sie recht gut begriffen, daß eine Bundesreform ohne Preußens Theilnahme nicht vorgenommen werden könne, so erbot sich der König von Sachsen, sich persönlich nach Baden-Baden, wo der König von Preußen sich eben befand, zu begeben, um ihn im Namen aller in Frankfurt anwesenden deutschen Regenten mündlich zu ersuchen, sich in ihrer Mitte einzufinden und sich an dem Reformwerke zu betheiligen. Doch auch dieser Schritt blieb fruchtlos und der König von Sachsen kehrte mit einer abschläglichen Antwort nach Frankfurt zurück. Diese Weigerung des Königs, sich an diesem Fürstencongreß zu betheiligen, ist sehr verschieden beurtheilt worden. Während sie von einer Seite unbedingt gebilligt wurde, fand man es von der andern Seite wünschenswerth, daß der König im Interesse Deutschlands seine Empfindlichkeit darüber, daß der Vorschlag zu diesem Congreß ganz allein von Oesterreich ausgegangen war, ohne sich vorher mit Preußen darüber verständigt zu haben, bei Seite gesetzt und durch seine Mitbetheiligung an der Berathung eine Bundesreform möglich gemacht hätte, die doch jedenfalls ein Fortschritt gewesen sein würde, wenn derselbe auch hinter den gerechten Ansprüchen des deutschen Volkes zurückgeblieben wäre. In dieser Art hätte der preußischen Regierung wenigstens nicht der Vorwurf gemacht werden können, daß sie aus reiner Eifersucht auf Oesterreich der so nothwendigen Bundesreform hindernd in den Weg getreten sei. Die Hauptschuld an der Nichttheilnahme mochte wohl in diesem Falle die in Berlin am Ruder stehende Reaction tragen, die unmöglich in Frankfurt für den Fortschritt arbeiten konnte, während in Berlin ihr ganzes Streben auf den Rückschritt gerichtet war. Grade deshalb aber machte die Erklärung des Herrn von Bismark, daß Preußen den österreichischen Vorschlägen seine Zustimmung nicht geben könne, weil sie zu weit hinter den berechtigten Erwartungen des deutschen Volkes zurückblieben, einen eigenthümlichen Eindruck, der erheiternd gewesen sein würde, hätte es sich dabei nicht um eine viel zu ernste Angelegenheit gehandelt.

Der Fürstencongreß hatte für eine längere Zeit die Aufmerksamkeit des preußischen Volkes so in Anspruch genommen, daß sogar die vielen Verwarnungen der Tagesblätter ziemlich unbeachtet blieben, doch am 4. September trat ein Ereigniß ein, das wichtig genug war, um alles Andere in den Hinter-

grund zu schieben. An diesem Tage veröffentlichte der Staatsanzeiger nämlich die königliche Cabinetsordre, nach welcher auf Grund des Artikels 51 der Verfassungsurkunde, nach dem Antrage des Staatsministeriums, das Haus der Abgeordneten aufgelöst und das Staatsministerium mit Ausführung dieser Verordnung beauftragt wurde. Aus dem gleichzeitigen veröffentlichten Berichte des Staatsministeriums ergab es sich, daß der König diese Maßregel in der Sitzung des Ministerraths am 16. Juli, am Tage vor seiner Abreise nach Karlsbad, genehmigt, doch die definitive Beschlußnahme über den Zeitpunkt der Auflösung bis nach seiner Rückkehr sich vorbehalten hatte. In demselben Berichte wurden die österreichischen Reformvorschläge als Bestrebungen bezeichnet, deren unverkennbare Absicht es sei, dem preußischen Staate diejenige Machtstellung in Deutschland und Europa zu verkümmern, welche das wohlerworbene Erbtheil unserer Väter bilde und welche das preußische Volk sich nicht streitig machen zu lassen zu jeder Zeit entschlossen sei. Vermittelst dieser Behauptung hofften die Minister die Wähler zu bestimmen, nur ministeriell gesinnte Männer zu Abgeordneten zu wählen. Diese Cabinetsordre und die dadurch in Aussicht gestellte nahe Wahl der Abgeordneten beschäftigte das Publicum fast ausschließlich und diesem Umstande war es theilweise zuzuschreiben, daß der am 6. September in Berlin eröffnete internationale statistische Congreß, trotz der Wichtigkeit der Gegenstände, die von demselben verhandelt wurden, ziemlich unbeachtet blieb.

Die Urwahl der Wahlmänner wurde auf den 20. October, die Wahl der Abgeordneten auf den 28. October festgesetzt. Daß die verschiedenen politischen Parteien sich sämmtlich anstrengten, wo möglich bei den Wahlen den Sieg zu erringen, war ganz in der Ordnung und dagegen ließ sich nichts sagen, daß aber das Ministerium sich dem Wahne hingab, in Preußen das französische Wahlverfahren nachahmen und sich ein Abgeordnetenhaus nach seinem Sinne verschaffen zu können, zeigte recht deutlich, wie sehr es sich über die im Lande herrschende Stimmung täuschte. Von Seiten der Minister wurde Alles aufgeboten, das Volk zu bestimmen, nur Anhänger des Ministeriums zu Abgeordneten zu wählen, und was die Patrioten dabei am tiefsten kränkte, sie scheuten sich nicht einmal, Seine Majestät den König in diesen Parteienkampf persönlich hineinzuziehen und denselben in ihre Niederlage selbst mit zu verwickeln, was sie um jeden Preis hätten vermeiden müssen. Daß man in öffentlichen Bekanntmachungen nur die Männer als „königstreu" hinstellte, die Anhänger des Ministeriums wählen würden, war, um uns ganz gelind auszudrücken, höchst unbesonnen, da sich der Ausfall der Wahlen mit voller Sicherheit vorherberechnen ließ, und wäre jene Annahme begründet gewesen, fast das ganze Volk königsfeindlich gewesen wäre, was Niemand zu behaupten wagen wird, wer das preußische Volk kennt. Ein eben so großer Mißgriff war die von den Ministern und höheren Beamten an ihre Untergebenen erlassene Weisung, nur im Geiste der Regierung zu stimmen, ohne doch im Stande zu sein, die Candidaten nennen zu können, die den Wünschen der Regierung entsprachen, was das Ministerium allein schon hätte darüber belehren können, daß der französische Scheinconstitutionalismus in Preußen nicht einzubürgern ist. So folgte ein Fehler dem andern, und die Folge davon war eine entschiedene Niederlage des Ministeriums. Dasselbe zählte allerdings in dem neuen Hause der Abgeordneten 35 Anhänger, während in dem vorhergegangenen nur 11 Feudale saßen, dagegen war aber die so sehr gefürchtete und verketzerte Fortschrittspartei, anstatt sich zu vermindern, bedeutend gewachsen, denn von den Altliberalen waren viele durch Fortschrittsmänner ersetzt worden.

Eine sehr auffallende und jedenfalls sehr bemerkenswerthe Erscheinung war eine Maßregel, welche deutlich zeigte, mit welchem Mißtrauen das Ministerium gegen die Beamten, denen es so scharf geboten worden war, bei den Wahlen ihres Treuschwurs gegen den König eingedenk zu bleiben, erfüllt war und wie es denselben den Eintritt in die Kammer als Abgeordnete zu erschweren suchte, während es doch der Regierung eben so wohl wie dem Volke wünschenswerth sein sollte, einsichtsvolle Beamte in dem Abgeordnetenhause zu besitzen, die als Sachverständige über viele Angelegenheiten Auskunft zu ertheilen vermögen. Seit dem Bestehen der Verfassung bezahlte der Staat die Stellvertreter der Beamten, so lange sie in ihrer Stellung als Abgeordnete ihren Posten

nicht selbst verwalten konnten. In der letzten Sitzung brachte die Regierung einen Gesetzesvorschlag ein, nach welchem für die Zukunft die Stellvertretungskosten von dem Gehalte der Beamten abgezogen werden sollten. Das Haus der Abgeordneten verwarf denselben. Die Regierung, welche ihren Plan nicht aufgegeben hatte, ordnete nunmehr durch einen vom 22. September datirten Ministerialbeschluß die Maßregel eigenmächtig an, die durch ein förmliches Gesetz in's Leben zu führen ihr nicht gelungen war. Sicher hat das Ministerium durch diese Maßregel den Reactionären, welche dieselbe seit längerer Zeit empfohlen hatten, eine Freude bereitet und sich gleichzeitig damit ein Mittel verschafft, um mißliebigen Beamten seine schwere Hand fühlen zu lassen, aber schwerlich läßt es sich glauben, daß es der Regierung damit genützt habe.

Ein viel besprochener Vorfall im Monat October, den wir hier bloß mittheilen wollen, ohne die Gerüchte zu erwähnen, zu denen er Veranlassung gab, fand bei dem Kölner Dombaufeste statt, das am 15. October veranstaltet worden war und zu dem Ihre Majestäten der König und die Königin eine Einladung erhalten und dieselbe angenommen hatten. Wenige Tage aber vor dem Feste traf in Köln per Telegraph die Nachricht ein, der König sehe sich verhindert, diesem Feste beizuwohnen, weil ein an diesem Tage in Berlin abzuhaltender Ministerrath seine Anwesenheit dort nothwendig mache. Es verstand sich von selbst, daß unter diesen Umständen die Königin ebenfalls nicht kam, doch dieselbe besuchte Köln später und nahm bei dieser Gelegenheit auch den Dom in Augenschein.

Endlich zeichnete sich der Monat October auch noch durch ein Ereigniß aus, das die sociale Frage berührte, das aber von zu großer Wichtigkeit ist, als daß wir es hier mit Stillschweigen übergehen könnten. Es handelte sich dabei um die so viel besprochene Arbeiterfrage, mit deren Lösung sich zwei Männer beschäftigten, die ihr Ziel auf zwei ganz verschiedenen Wegen zu erreichen suchten und die sich gewissermaßen als feindliche Pole einander gegenüberstanden. Diese beiden Männer sind Lassalle und Schulze-Delitzsch. Der Erstere fabelte den Arbeitern vor, wenn sie ihn unterstützten, daß das allgemeine Stimmrecht bei uns eingeführt würde, so werde der vierte Stand, als der numerisch stärkste, auch in den Kammern am stärksten vertreten sein und die Gesetzgebung werde damit ganz in seine Hände gelangen. Dann brauchten die Vertreter der Arbeiter nur zu beschließen, daß der Staat eine Summe von einigen hundert Millionen Thalern bewillige, um Fabriken zu errichten, die ganz im Interesse der Arbeiter betrieben würden, was dieselben aus Fabrikarbeitern in Fabrikherren verwandeln und die goldene Aera von Neuem in's Leben rufen werde. Das war politischer Unsinn, an den Lassalle sicher selbst nicht glaubte, dem es wahrscheinlich dabei bloß nur darum zu thun war, sich kopfloser Arbeiter zu bedienen, um eine politische Agitation in's Leben zu rufen. Aus dem Umstande, daß er vor der Wahl eine Rundreise nach der Rheinprovinz unternahm, um durch seine Vorträge in wichtigen Industrieorten, wie Barmen und Solingen, Anhänger zu gewinnen, bei welcher Gelegenheit er stets sehr heftig auf die Fortschrittspartei loszog, gab Veranlassung zu dem Verdachte, daß er im Einverständniß mit der Feudalpartei stehe; ja, da zu derselben Zeit in Berlin das ministerielle officiöse Blatt erklärte, die Regierung beabsichtige, die Arbeiterfrage in Angriff zu nehmen, so glaubte man sogar, daß Lassalle im Dienste der Regierung handle, was sich später als gänzlich unwahr herausstellte. Glücklicherweise war der Arbeiterstand in den Rheinlanden viel zu einsichtsvoll, als daß er den luftigen Versprechungen des neuen Propheten Beifall geschenkt hätte, und so verging ihm die Lust, seine Vorlesungen, die für ihn in den erwähnten beiden Orten in ziemlich tragischer Weise geendigt hatten, in anderen Orten fortzusetzen.

Von ganz andern und gesünderen Ansichten ging Schulze-Delitzsch, der Vater des Genossenschaftswesens bei uns, aus. Während Lassalle die Arbeiter mit Staatshilfe in Fabrikherren und gleichzeitig in die wahren Herren des Staates umwandeln wollte, erklärte Schulze-Delitzsch, die einzige wirksame Hilfe, um die Lage der Arbeiter zu verbessern, liege in ihren eigenen Händen und bestehe in Fleiß, Sparsamkeit und Erwerbung größerer Kenntnisse und für das Alles lasse sich am besten durch das Vereinswesen wirken. Nach seinem Rathe wurden Consum-, Vorschuß- und andere Vereine in's Leben geführt, die ihre wohlthätigen Folgen auch

in einem so hohen Grade bewiesen, daß dem Urheber derselben nicht bloß von den Arbeitern, sondern auch von Allen, die sich für eine vernünftige, zweckmäßige Lösung der Arbeiterfrage interessiren, die größte Anerkennung zu Theil wurde. Ein glänzender Beweis derselben wurde ihm am 4. October gegeben, an welchem Tage ihm von einer Deputation das Ehrengeschenk von 47,000 Thlr. mit der Bemerkung überreicht wurde, daß die sämmtlichen Unterzeichnungslisten noch nicht geschlossen seien und daß die Gesammtsumme sich jedenfalls auf 50,000 Thlr. belaufen werde. Und diese für Deutschland und für einen solchen Zweck höchst bedeutende Summe war ganz in der Stille, ohne irgend einen öffentlichen Aufruf zusammengebracht worden, und sie ehrte die Geber in demselben Grade wie den Nehmer, der sich überdies nur den Nießbrauch davon vorbehielt, um desto sorgenfreier sich der großen Aufgabe, der er sein Leben gewidmet hat — das Loos der Arbeiter zu verbessern — hingeben zu können. Als etwas Erfreuliches erwähnen wir hier, daß die preußische Regierung, die den Bestrebungen von Schulze-Delitzsch in früherer Zeit nichts weniger als günstig gesinnt war, in der neueren Zeit über diesen Gegenstand doch zu richtigerer Einsicht gelangt zu sein scheint, was sich daraus schließen läßt, daß officiöse Correspondenten erklärten, die Regierung stehe den Ansichten von Schulze-Delitzsch viel näher als denen Lassalle's, welchen sie ganz fremd sei. Das muß allerdings als wahr angenommen werden, denn Lassalle wurde nicht nur des Hochverraths angeklagt, sondern er wurde auch zur Gefängnißstrafe verurtheilt.

Im October nahmen die jährlichen Zollconferenzen der Gesandten der Theilnehmer an dem Zollverein ihren Anfang, die aber, ungeachtet ihrer großen Wichtigkeit — das Fortbestehen des Zollvereins nach dem 31. December 1865 hängt davon ab, daß die betreffenden Staaten sich in diesen Zollconferenzen miteinander verständigen — von dem Publicum nur wenig beachtet wurden, was theilweise seinen Grund darin hatte, daß über das am grünen Tisch Verhandelte sehr wenig verlautete, theilweise aber auch darin, daß man sich der Gefahren gar nicht bewußt ist, denen die Fortdauer des Zollvereins durch den Abschluß des preußisch-französischen Handelsvertrags und das Bestreben Oesterreichs, sich um jeden Preis in den Zollverein einzudrängen, ausgesetzt ist. Bekanntlich führten die Zollconferenzen zu keiner Einigung und in Folge dessen kündigte die preußische Regierung contractlich den Zollverein, doch auch diese Nachricht nahm man im Publicum mit großer Ruhe auf, weil gleichzeitig gemeldet wurde, die Unterhandlungen über die Fortdauer des Zollvereins würden im Jahre 1864 wieder aufgenommen werden, und die Kündigung sei nur erfolgt, um zu den nöthig gewordenen Reformen in demselben zu gelangen. Da nun vor zwölf Jahren eine ähnliche Kündigung erfolgte und überdies Niemand sich nur die Möglichkeit denken mag, daß irgend eine Regierung sich ihrem eigenen Volke und ganz Deutschland gegenüber die Verantwortlichkeit aufbürden könnte, den Zollverein vernichtet zu haben, so sieht man im Allgemeinen den weiteren Verhandlungen mit großer Ruhe entgegen. Es ist aufrichtig zu wünschen, daß die allgemeinen Erwartungen sich verwirklichen mögen, denn die Auflösung des Zollvereins, von der in der neueren Zeit officiöse Berliner Correspondenten als einer ziemlich gleichgiltigen Möglichkeit gesprochen haben, wäre in staatswirthschaftlicher und auch in politischer Beziehung das größte Unglück, von dem Deutschland heimgesucht werden könnte.

Der 9. November war im Laufe dieses Jahres für Preußen ein sehr wichtiger Tag, denn an demselben eröffnete Se. Majestät der König die Sitzungen der beiden Häuser des Landtages in eigener Person. In der Thronrede wurde der Wunsch ausgesprochen, daß den entstandenen Zerwürfnissen ein Ende gemacht werden möge. Unter Anderm wurde in derselben eine Vorlage angekündigt, welche die Befugniß der Regierung im Fall des nicht gesetzlich festgestellten Etats regele; desgleichen ein gänzlich umgearbeiteter Gesetzentwurf über die Kriegsdienstverpflichtung. Zugleich wurde erklärt, der König könne ohne Gefährdung der wichtigsten Interessen nur einen solchen Etat genehmigen, welcher die Erhaltung der neuen Heeresorganisation sichere. Die Thronrede schloß mit den Worten: „Wir stehen in einer bewegten Zeit und vielleicht an der Schwelle einer bewegteren Zukunft. Um so dringender richte ich an Sie die Aufforderung, an die Lösung der inneren Fragen mit ernstem Willen heranzutreten."

Es ist durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß die Thronrede weit ruhiger und versöhnlicher lautete, als man nach der Art und Weise, wie die Organe der Regierung sich über die Wahlen und deren Ausfall ausgesprochen, wohl hätte vermuthen können. Mit ganz besonderer Befriedigung wurde von dem Lande die Stelle aufgenommen, worin der König sagte:

„Es ist mein dringender Wunsch, daß den zwischen Meiner Regierung und einem Theile der Landesvertretung entstandenen Zerwürfnissen ein Ende gemacht werde. Meine Königliche Pflicht gebietet mir, die Macht und die Rechte meiner Krone nicht minder, wie die verfassungsmäßigen Befugnisse der Landesvertretung hoch zu achten und zu schützen ...."

Der gute Eindruck, den diese königlichen Worte machten, ging aber freilich für jeden Einsichtigen sofort wieder verloren, da sich aus andern Stellen der Thronrede deutlich ergab, daß in Betreff der Militärfrage, welche die Hauptschuld der bestehenden Zerwürfnisse trägt, von Seiten der Regierung auf nicht das geringste Zugeständniß zu rechnen sei, was mit voller Gewißheit vorhersehen ließ, daß die eröffnete Sitzung der beiden Häuser des Landtages, auf die man mit vollem Rechte allseitig mit der größten Spannung blickte, grade in dieser Beziehung sich resultatlos erweisen werde.

Bereits am 10. November überreichte das Ministerium dem Herrenhause, den Vorschriften der Verfassung gemäß, die Preßverordnung vom 1. Juni und die dazu gehörige Denkschrift zur nachträglichen Genehmigung, desgleichen eine Novelle zum Preßgesetz nebst Motiven, welche nach Annahme von Seiten beider Häuser des Landtages für die Zukunft an Stelle jener Preßverordnung treten sollte. Dem Abgeordnetenhause ging diese Mittheilung bloß aus dem Grunde nicht gleich zu derselben Zeit, sondern erst am 13. November zu, weil dasselbe noch mit der Prüfung der Vollmachten beschäftigt war und sich noch nicht constituirt hatte.

Am 12. November konnte das Haus der Abgeordneten schon seine Präsidentenwahl vornehmen und als Sieger gingen aus der Wahlurne die Namen Grabow, Oberbürgermeister in Prenzlau, Herr von Unruh und Herr von Bockum-Dolffs hervor, von denen der Erstere mit 224 von 268 Stimmen zum Präsidenten, die beiden Folgenden zum ersten und zweiten Vice-Präsidenten des Hauses erwählt worden waren.

Am folgenden Tage brachte der Minister des Innern, Graf von Eulenburg, die Preßverordnung und die Preßnovelle ein. In Bezug auf diesen wichtigen Gegenstand wurde von dem Präsidenten Grabow die Schlußberathung im Plenum beantragt und gleichzeitig Dr. Simson von ihm zum Referenten und Professor Gneist zum Correferenten für die Angelegenheit der Preßverordnung ernannt. Der Bericht derselben gelangte bereits am 18. November im Abgeordnetenhause zur Verlesung. Ihr Antrag lautete:

„Das Abgeordnetenhaus wolle erstens auf Grund des Paragraphen 63 der Verfassung die Genehmigung der Preßverordnung vom 1. Juni versagen; zweitens wolle das Abgeordnetenhaus auf Grund des Paragraphen 103 der Verfassung erklären, daß die betreffende Preßverordnung weder zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, noch zur Beseitigung eines ungewöhnlichen Nothstandes erforderlich gewesen sei, überhaupt eine Beschränkung der Preßfreiheit im Wege der Verordnung nicht erfolgen könne."

Das Haus schritt am 19. November nach einer sehr lebhaften Berathung über diesen Antrag zur Abstimmung, dessen erster Theil mit 278 gegen 39, dagegen der zweite nur mit 269 gegen 46 Stimmen angenommen wurde. Da nun die ministerielle Fraction im Abgeordnetenhause nur 35 Mitglieder zählte, — das linke Centrum war 110, die eigentliche Fortschrittspartei 139, die Polen 24 Mitglieder stark; 11 Abgeordnete hielten sich ganz unabhängig und schlossen sich keiner Partei an, 4 Mandate waren damals erledigt, — so ergab sich daraus, daß bei dieser Abstimmung sich nur wenig Unabhängige der ministeriellen Partei angeschlossen hatten. In Folge dieses Beschlusses des Abgeordnetenhauses veröffentlichte der Staatsanzeiger vom 21. November eine königliche Verordnung, welche die Preßverordnung vom 1. Juni aufhob. Jedenfalls war dies der wichtigste Beschluß des Abgeordnetenhauses, der um so mehr Beachtung verdient, weil die Regierung sich den Vorschriften der Verfassung fügte und demselben sofort Folge leistete, wenn auch das Ministerium sich die Genugthuung nicht versagen mochte, in einem Begleit-

schreiben, worin es die königliche Verordnung wegen der Zurücknahme der Preßverordnung vom 1. Juni dem Abgeordnetenhause mittheilte, dem Abgeordnetenhause gleichzeitig zu erklären, die von dem Hause ausgesprochenen Ansichten hätten die Ueberzeugung des königlichen Staatsministeriums in nichts erschüttert, daß die Preßverordnung vom 1. Juni zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit, resp. Beseitigung eines ungewöhnlichen Nothstandes dringend nothwendig gewesen und daß die Maßregel eine streng gesetzliche sei, die mit den Bestimmungen der Verfassung nicht im Widerspruche stehe.

Damit dieses Schreiben später nicht als Präcedenzfall dem Abgeordnetenhause gegenüber möge benutzt werden können, wurde es sofort der Justizcommission des Hauses überwiesen, deren darauf bezüglicher Antrag am 19. Januar von dem Hause angenommen und dem Staatsministerium mitgetheilt wurde.

Am tiefsten mochte sich wohl das Herrenhaus von der Entwicklung der Preßverordnungsfrage verletzt fühlen, weil dasselbe dem Antrage des Berichterstatters, des Herrn von Daniels, gemäß sich beeilt hatte, nicht bloß der Preßverordnung seine volle Zustimmung zu ertheilen, sondern es gleichzeitig als ein dringendes Bedürfniß zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit und der staatlichen Ordnung anzuerkennen, daß diese Preßverordnung vom 1. Juni so lange in Wirksamkeit bleibe, bis mit Zustimmung beider Häuser des Landtages anstatt derselben andere gesetzliche Bestimmungen in Wirksamkeit treten könnten. Die Regierung konnte übrigens sich auf die Annahme der von ihr eingebrachten Novelle zum Preßgesetz von Seiten des Abgeordnetenhauses nicht die mindeste Hoffnung machen und somit ergab sie sich darein, den früheren gesetzlichen Zustand in Betreff der Preßverhältnisse wieder eintreten zu lassen, und der Erfolg hat den Beweis dafür geliefert, daß das ohne den mindesten Nachtheil für die staatliche Ordnung geschehen konnte.

Am 15. November trat ganz unerwartet durch den plötzlichen Tod der Königs Friedrich VII. von Dänemark ein politisches Ereigniß ein, von dem man unter gewöhnlichen Umständen billig hätte erwarten sollen, daß es auf die zwischen der königlichen Regierung und der Landesvertretung bestehenden Zerwürfnisse versöhnend einwirken werde, während es in der Wirklichkeit dieselben eher schroffer machte. Die daraus entstandenen Verhältnisse wurden in dem Artikel: „Schleswig-Holstein," auf den wir verweisen, bereits erörtert.

Von den übrigen Gegenständen, die in dem Verlaufe der Sitzungsperiode, die bereits am 25. Januar zu Ende ging, im Abgeordnetenhause zur Verhandlung und Entscheidung kamen, wollen wir nur noch die vier wichtigsten kurz erwähnen, von denen drei für die Regierung sehr empfindliche Niederlagen waren, während der vierte einfach als ein Mißgriff des Abgeordnetenhauses zu bezeichnen ist, der im wohlverstandenen Interesse des Hauses lieber hätte vermieden werden sollen. Das Haus beschloß nämlich am 28. November die Einsetzung einer Untersuchungscommission, um zu erforschen, an welchen Orten ungesetzliche Beeinflussungen der Wahlen stattgefunden hätten. Das Haus machte dabei allerdings nur von einem Rechte Gebrauch, das ihm durch den Wortlaut der Verfassung eingeräumt wird, denn Artikel 82 derselben lautet:

„Eine jede Kammer hat die Befugniß, behufs ihrer Information Commissionen zur Untersuchung von Thatsachen zu ernennen."

Nun war aber in dem vorliegenden Falle wohl zu erwägen, daß die ungesetzlichen Beeinflussungen, wo sie stattgefunden, in der Regel von den königlichen Behörden selbst ausgegangen waren, daß aber die Verfassung den Kammern keine Rechte über die Behörden einräumt und daß sich mit voller Zuversicht vorhersehen ließ, daß den Behörden von Seiten der königlichen Regierung die Weisung zugehen werde, bezügliche Anfragen dieser Commission unbeantwortet zu lassen. Das Letztere würde übrigens von Seiten jedes liberalen Ministeriums eben so gut geschehen sein, wie es in dem vorliegenden Fall von dem reactionären geschah. Für den Zweck, ähnlichen ungesetzlichen Umtrieben für die Zukunft möglichst vorzubeugen, genügte es vollkommen, dieselben bei der Berathung der Giltigkeit der Wahlen mit Entschiedenheit zu rügen, während man durch die Ernennung der obigen Commission, ohne die Mittel zu besitzen, die Untersuchungen zu Ende zu führen und sie für spätere Wahlen nützlich zu machen, sich bloß eine Blöße gab.

Von einer weit größern Bedeutung für das Verfassungsleben in Preußen waren die

drei hier noch zu erwähnenden übrigen Gegenstände, von denen sich einer auf die Militärfrage, zwei auf die Finanzfrage beziehen.

Bekanntlich hat die Militärreorganisation in Preußen die zwischen Sr. Majestät dem König und der Landesvertretung bestehenden Zerwürfnisse in's Leben gerufen, welche nur durch die gesetzliche Regelung jener sehr wichtigen Frage beseitigt werden können. Es ist sehr zu beklagen, daß man höchsten Ortes anfangs glaubte, einen so ernsten Gegenstand, welcher die materiellen Interessen der Nation so tief berührte, auf dem Wege der Verordnungen erledigen zu können und daß das liberale Cabinet Auerswald-Schwerin und die damalige Kammer sich den Wünschen des Königs zu fügsam bewiesen. Wäre das damals nicht geschehen, so wären dem Lande viel harte Prüfungen erspart worden.

Die am 23. November von dem Kriegsminister, Herrn von Roon, und dem Minister des Innern, Grafen Eulenburg, eingebrachte Militärnovelle, hatte den Zweck, das nachzuholen, womit man hätte beginnen sollen, und an Stelle des bis jetzt giltigen Militärgesetzes vom 3. September 1814 ein anderes zu setzen, das der begonnenen Militärreform die gesetzliche Unterlage geben sollte. Dieser Zweck wurde leider nicht erreicht, weil die Regierung sich hinsichtlich der Dauer der Dienstzeit zu keinem Zugeständniß verstehen wollte, wodurch sich das an und für sich sehr hohe Kriegsbudget für das Land erträglicher gestaltet hätte. Die Militärnovelle setzte eine dreijährige Dienstzeit für die Infanterie fest, während die Dienstzeit in der Reserve auf 4 Jahr, im ersten Aufgebot der Landwehr auf 4 Jahr, im zweiten Aufgebot auf 5 Jahr festgestellt wurde. Das einzige Zugeständniß war, daß die staatsbürgerlichen Pflichten der Reservisten denen der Landwehr gleichgestellt wurden. Daß diese Novelle im Hause der Abgeordneten nicht zur Annahme kommen werde, unterlag gleich vom Anfang allen Einsichtigen keinem Zweifel und wirklich wurde sie in der letzten Sitzung am 25. Januar Paragraph für Paragraph verworfen und schließlich das ganze Gesetz mit 268 gegen 34 Stimmen für unannehmbar erklärt. In Folge dessen steht dieser Conflict jetzt noch ganz so, wie er seit Jahren gestanden hat.

Daß die königliche Regierung sich nach dem Ergebniß der letzten Abgeordnetenwahlen keine Hoffnung gemacht hatte, die durch die Reorganisation des Heeres entstandenen Mehrausgaben bewilligt zu erhalten, zeigt sich ganz deutlich in der folgenden Stelle der Thronrede, worin es heißt:

„Ueber den Umfang und die Grenzen des an sich unbestrittenen Rechts der Landesvertretung zur Mitwirkung bei der gesetzlichen Feststellung des Staatshaushalts-Etats haben sich entgegengesetzte Auffassungen geltend gemacht. Um zur Ausgleichung derselben zu gelangen, wird Ihnen eine Vorlage gemacht werden, welche bestimmt ist, die Befugnisse der Regierung für den Fall, daß der Staatshaushalts-Etat nicht zur gesetzlichen Feststellung gelangt, zu regeln und der Befürchtung entgegenzutreten, daß Meine Regierung in solchem Falle eine unbeschränkte Verfügung über die Staatsfonds ohne Rücksicht auf das Recht der Landesvertretung in Anspruch zu nehmen beabsichtige."

Der in Folge dessen dem Abgeordnetenhause überreichte Gesetzvorschlag lautete:

„Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen &c. verordnen zur Ergänzung des Artikels 99 der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850, mit Zustimmung beider Häuser des Landtags Unserer Monarchie, was folgt.

Einziger Artikel.

Wenn die zur gesetzlichen Feststellung des Staatshaushalts-Etats erforderliche Uebereinstimmung des Königs und beider Häuser des Landtags nicht erreicht werden kann, so bleibt der zuletzt gesetzlich festgestellte Etat bis zur Vereinbarung eines neuen Etats in Kraft.

Außerordentliche Ausgaben, insoweit sie nicht auf einer Verpflichtung des Staates beruhen, dürfen jedoch in dieser Zwischenzeit nur geleistet werden, wenn sie zu solchen Zwecken bestimmt sind, welchen durch eine in dem zuletzt gesetzlich festgestellten Etat erforderliche Bewilligung vorgesehen ist, und nur in Höhe des durch diesen Etat bewilligten Betrages. Eben diese Bestimmungen gelten für den Fall, daß die Feststellung des Staatshaushalts-Etats für die nächste Etatsperiode über den Anfang derselben sich verzögert."

So erfreulich nun aber auch diese Gesetzvorlage deshalb war, weil die Regierung darin das Recht der Landesvertretung in Betreff der Genehmigung oder Verwerfung des Staatshaushalts-Etats von Neuem anerkannte, so durfte das Abgeordnetenhaus die-

selbe doch nicht annehmen, wofern es nicht auf das wichtigste Recht, das der Landesvertretung durch Artikel 99 der Verfassung eingeräumt ist, verzichten wollte. Dieser Artikel lautet nämlich:

„Alle Einnahmen und Ausgaben des Staates müssen für jedes Jahr im Voraus veranschlagt und auf den Staatshaushalts-Etat gebracht werden.

Letzterer wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt."

Das Abgeordnetenhaus erkannte ganz richtig, daß es nicht einmal eine Schmälerung dieses Rechtes zulassen dürfe, und in Folge dessen verwarf es in seiner Sitzung vom 19. Januar die Regierungsvorlage mit einer sehr großen Majorität, indem es seinem Beschlusse folgende Erklärung hinzufügte:

„a. Der vorgelegte Gesetzentwurf vom 17. December 1863 enthält keine Ergänzung, sondern eine directe und vollständige Aufhebung des Artikels 99 der Verfassungsurkunde.

b. Der Gesetzentwurf ist weder durch ein bestehendes Bedürfniß veranlaßt, noch mit dem verfassungsmäßigen Rechte des Hauses der Abgeordneten bei Feststellung des Staatshaushalts vereinbar."

Somit war der Versuch der Regierung, dem Lande gegenüber den Vorwurf der budgetlosen Regierung zu beseitigen, gescheitert.

Wir haben jetzt nur noch über die Berathung des Budgets für 1864 kurz zu berichten. In der betreffenden Vorlage des Finanzministers von Patow wurden die Staatseinnahmen für das laufende Jahr zu 141,333,738 Thaler, die Staatsausgaben zu 143,833,738 Thaler und zwar 137,194,638 Thaler in fortdauernden und 6,639,109 Thaler in einmaligen Ausgaben veranschlagt. Dabei wurde zugleich beantragt, das Deficit von 2,500,000 Thaler aus den Ueberschüssen des Jahres 1862 zu decken.

Mit Ausnahme einiger kleiner Posten herrschte zwischen der Regierung und der Landesvertretung nur über das Kriegsbudget eine verschiedene Ansicht und in der Sitzung vom 13. Januar wurde die dafür von der Regierung geforderte Summe von 37,845,735 Thlr., einschließlich 112,767 Thlr. 22 Sgr. 6 Pf. künftig wegfallend, verworfen, darauf die Summe von 32,160,641 Thlr., einschließlich 155,347 Thlr. 22 Sgr. 6 Pf. als künftig wegfallend, im Ordinarium genehmigt, 5,625,634 Thlr. als die Reorganisationskosten in das Extraordinarium verwiesen und darauf bei namentlicher Abstimmung mit 280 gegen 35 Stimmen verworfen.

Im Ganzen wurde das Ausgabenbudget für das Jahr 1864 von dem Abgeordnetenhause in der Höhe von 137,971,941 Thlr. festgesetzt und bewilligt, doch die Commission des Herrenhauses beantragte, so wie vor zwei Jahren, nach einer Debatte, in welcher Herr von Kleist-Retzow wieder die Hauptrolle spielte, das Haus wolle a. den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses betreffend den Staatshaushalt im Ganzen die Zustimmung versagen und b. die Regierungsvorlage im Ganzen annehmen. Jener Beschluß wurde mit 13 gegen 1, dieser mit 12 gegen 2 Stimmen angenommen.

Das Abgeordnetenhaus beauftragte hierauf in seiner Sitzung am 25. Januar seine Budgetcommission, sofort über den Beschluß des Herrenhauses vom 23. Januar zu berichten und dasselbe nahm, nachdem das geschehen, die von dieser Commission vorgeschlagene Resolution an, welche den Beschluß des Herrenhauses für „Null und Nichtig" erklärte.

Wahrscheinlich hatte die Regierung, um grade diesem Beschlusse des Abgeordnetenhauses vorzubeugen, ihre Absicht, die Sitzungen der beiden Häuser des Landtages noch an diesem Tage zu schließen, streng geheim gehalten und bloß deshalb darauf verzichtet, die dem Abgeordnetenhause vorliegenden Eisenbahnpläne, deren Annahme in ein paar Tagen durchgeführt werden konnte, zur Erledigung zu bringen, so sehr das auch im materiellen Interesse des Landes zu wünschen gewesen wäre; daß aber der Präsident des Abgeordnetenhauses, Grabow, auf diesen plötzlichen Schluß vollkommen vorbereitet war, sprach sich recht deutlich in seinem eben so wichtigen, wie interessanten Resumé über die Thätigkeit und Leistungen des Hauses in der verhältnißmäßig kurzen Sitzungsperiode aus, mit dem er, gleich nach der Ankündigung des Ministers des Innern von dem Nachmittags bevorstehenden Schluß, die letzte Sitzung beendigte.

Je mehr aber die Angaben dieses Resumé auf unwiderleglichen Thatsachen beruhten, um desto weniger war die Schlußrede an ihrem Platze, mit welcher der Herr Ministerpräsident Nachmittags die Sitzungen schloß.

Reactionäre Blätter glaubten, in ihrer Bewunderung derselben, ihr den höchsten Lobspruch zu zollen, indem sie erklärten, man erblickte darin ein Stück des Krückstockes des alten Fritz. Sie waren beschränkt genug, nicht zu bemerken, daß sie, während sie der Rede ein hohes Lob spenden wollten, in der Wirklichkeit den härtesten Tadel darüber aussprachen. Eine Sprache, welche vor hundert Jahren in dem Munde eines absoluten und wahrhaft großen Regenten wie Friedrich's des Einzigen seinen Unterthanen gegenüber ganz an ihrem Platze war, darf und wird ein preußischer Ministerpräsident sich jetzt nicht der Landesvertretung gegenüber erlauben. Wir sind überzeugt, daß Herr von Bismark das recht gut weiß und daher glauben wir auch, daß derselbe sich von jenem Vergleich wenig geschmeichelt gefühlt hat.

Was nun das Gesammturtheil über die erste Sitzungsperiode des neuen Abgeordnetenhauses betrifft, so lautet dasselbe im Allgemeinen sehr zu Gunsten desselben. Dasselbe vertrat die Rechte und Interessen unseres engern und weitern Vaterlandes mit Umsicht und Würde; es führte bei angestrengtem Fleiße die Berathungen in einer gemäßigten Art und es hat sich in jeder Beziehung Ansprüche auf das volle Vertrauen des Volkes erworben.

Ebenso verdient es volle Anerkennung, daß die Mitglieder des Cabinets sich bei den Berathungen weit mehr als früher zu beherrschen verstanden und sich viel weniger von ihrer Empfindlichkeit fortreißen ließen.

Fügen wir nun noch hinzu, daß diese Sitzungsperiode viele Beweise dafür geliefert hat, daß Se. Majestät der König fest entschlossen ist, die von ihm beschworene Verfassung aufrecht zu halten, so verhaßt dieselbe auch der reactionären Partei ist, so dürfen die Anhänger der constitutionellen Partei der Zukunft mit Ruhe entgegensehen. Allerdings ist bis jetzt die von jedem Patrioten so heiß ersehnte Versöhnung noch nicht zu Stande gekommen, doch jedenfalls werden die beiden Häuser des Landtages im Laufe des Jahres von Neuem einberufen werden, und entschließt man sich dann höchsten Ortes zu einigen Zugeständnissen, so wird hoffentlich auch die Landesvertretung die Hand zur Versöhnung bieten!

Die deutschen Marschen an der Nordsee.

Die Sturm- und Drangperiode unserer Erde ist längst vorüber, aber Ruhe hat sie noch nicht gefunden, wie solche überhaupt nicht in der Natur vorhanden ist. Wohin wir unser Auge auch werfen, überall offenbart sich Leben und Bewegung; selbst im Tode ist keine Ruhe, denn aus ihm entspringt neues Leben. So ist denn auch unsere Erde einer ewigen Wandelung unterworfen, in der sich ein Grundsatz, der auch das Thun und Treiben der Menschen in unserer Zeit kennzeichnet, offenbart, nämlich der, die großen Höhen und Tiefen auszugleichen. Allerdings entzieht sich die augenblickliche Wahrnehmung dieser rastlosen Thätigkeit der Natur unserm blöden Auge; erst nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden sind wir im Stande, die Resultate zu erkennen.

Ein solches Resultat der ewig schaffenden und zerstörenden Natur sind unsere Marschen, die sich als ein Saum an der Nordsee von der Ems bis zur Eider hinziehen. Sie zählen zu den jüngsten Bildungen unserer Erde, die aber dennoch Jahrtausende umfaßt, wenn sie auch noch heute vor unsern eigenen Augen vor sich geht. Schon die Römer, die bis in diese Gegenden streiften, fanden hier eine seßhafte Bevölkerung.

Die Marschen sind nicht, wie man so oft anführt, ein Geschenk des Meeres; die Thätigkeit der Flüsse ist hierbei ebenso nothwendig. Sie sind es, welche das Material weit aus dem Innern des Landes dem Meere zuführen. Wollen wir uns einen klaren Begriff von der Entstehung der Marschen verschaffen, so müssen wir die Flüsse von ihrer Quelle bis zu ihrer Mündung verfolgen. Hoch oben in der Einsamkeit der Gebirgswelt steht ihre Wiege. Wie das Kind bei seiner Geburt schwach und hilflos, so sind auch die kleinen klaren und muntern Quellen, die ersten Anfänge der stolzen Flüsse, schwach und ohnmächtig, kaum im Stande, den leichten Sand und kleine Steinchen mit sich fortzureißen. Aber die Vereinigung macht stark; mehrere Quellen vereinigen sich zu Bächen und diese wieder zu Flüssen, die mit zerstörender Gewalt aus den Felsenschluchten hervorbrechen und ganze Baumstämme, sowie mächtige Fels-

blöcke mit sich fortwälzen, besonders im Frühjahre, wo sie durch den schmelzenden Schnee mächtig angeschwellt werden. Bei dem Tanz, zu dem das Brausen der Ströme aufspielt, schlagen die Felsblöcke aneinander und zerfallen in kleinere Trümmer, die den Wogen zum Spielball dienen.

Sobald der Fluß das Gebirge verläßt und in die Ebene eintritt, ist seine wilde Jugendkraft gebrochen. Das Bett wird breiter und dadurch der Lauf des Wassers gemächlicher. Seine Kraft ist zu schwach, um die großen Felsblöcke mit sich fortzuführen; sie bleiben zurück. Die Trümmer werden immer kleiner und kleiner und zuletzt vermag die ermattete Kraft des Wassers nur noch feines Gerölle, Grant und Sand zu bewegen. Dafür aber sind die Ufer, in denen das Wasser hinströmt, auch lange nicht so fest als das Gestein in den Gebirgen, und daher die Kraft des Flusses immerhin groß genug, um allerlei Theile davon abzureißen und dem Meere zuzutragen als Material zu neuen Bildungen. In einem viel großartigern Maßstabe finden diese Beraubungen der Ufer statt bei plötzlichen oder anhaltenden Regengüssen. Dann sieht man die geschwollenen Gewässer der Flüsse stark getrübt von den festen Theilchen, die sie geraubt. Je mehr sich der Fluß dem Meere nähert, um so kraftloser wird er. Der Raub, den der Fluß dem Gebirge und Binnenlande entrissen, senkt sich, dem Gesetze der Schwere folgend, zu Boden und bildet so neue Ländermassen.

Die Marschen an der Nordsee sind daher keine Besonderheit, sondern diese Thätigkeit ist allen Flüssen eigen, vorausgesetzt, daß das Bett, in dem sie fließen, nicht auf seiner ganzen Länge aus festem Granit besteht, und daß das Meer, in das sie sich ergießen, an der Küste nicht zu tief ist. So finden wir denn diese Marschbildungen bei vielen Flüssen und zwar um so mehr entwickelt, je größer das Hinterland ist und je mehr Zuflüsse der Strom auf seinem langen Laufe aufnimmt.

Zur Bildung und Gestaltung der Marschen trägt das Meer wesentlich bei. Die wichtigsten Momente für die erstere sind die sogenannten „Stauzeiten," die Zeit, wo Fluth und Ebbe zusammentreffen und gegeneinander wirken. Da ist jede Strömung so gut wie aufgehoben. Hier müssen sich die feinsten Theilchen, die der Fluß am längsten mit sich führt, absetzen. Die Marsch selbst liefert uns hiervon den Beweis. Holen wir aus der Tiefe derselben ein Stück Erde herauf, so fällt es nach dem Trocknen in lauter feine Schichten auseinander. Es ist gleichsam mit einem Buche zu vergleichen; jedes Blatt erzählt uns von einer solchen Stauzeit.

Ist das Meer, in welches sich der Fluß ergießt, von Natur ruhig, so bilden diese Absätze große und breite zusammenhängende Massen, die den Namen Delta führen. Bei den deutschen Flüssen, die sich in die Nordsee ergießen, finden wir diese Bildungen nicht. Das deutsche Meer ist eins der bewegtesten der Welt. Außer daß hier die Wirkungen der Fluth und Ebbe sehr kräftig sind, stehen auch die herrschenden Winde grade den Strömungen der Flüsse entgegen, und dadurch wird das Material, welches letztere dem Meere zuführen, weithin nach rechts und links verschlagen. Darum erstrecken sich die Marschen auf dem rechten Ufer der Elbe fast bis nach Jütland hin, obgleich es hier ganz an bedeutenden Strömen fehlt. Nördlich von Ripen wird kein Schlamm mehr von der Strömung angespült. Die Westküste von Jütland ist dürrer Sand, der grellste Gegensatz der fetten Marschen in Nordalbingien. Das Meer vertheilt aber nicht allein das Material, welches die Flüsse zuführen, sondern es trägt auch wesentlich zur Vermehrung desselben bei. Zunächst auf chemischem Wege. Durch die Mischung des Seewassers mit dem Flußwasser werden gewisse Substanzen, die in dem Wasser aufgelöst sind, in fester Gestalt ausgeschieden — niedergeschlagen. Darum sind die Wogen an der Mündung der Flüsse stets getrübt, wenn auch beide, Fluß und Meer, durchaus klar sind.

Einen andern mächtigen Beitrag zu den festen Massen, die dem Meere entsteigen, liefert das unsichtbare, thierische Leben des Wassers. Fluß und Meer bergen eigenthümliche Formen der kalk- und kieselpanzerigen Infusorien in ungezählten Milliarden. Die einen können nur im süßen, die andern nur im salzigen Wasser leben; da wo beide sich mischen, finden alle den Tod und die Leichname mehren die Massen, aus denen sich die Marschen aufbauen. Hierüber hat uns Ehrenberg durch seine mikroskopischen Untersuchungen interessante Aufschlüsse gegeben. Der Schlamm, der aus dem Hafen von Wismar herausgeholt wird, besteht nach ihm zu 1/20 bis 1/4 aus Infusorien, theils lebenden,

theils den Schalen bereits abgestorbener. Wöchentlich werden hier 2160 Centner Mudde (Schlamm) ausgebaggert; das macht für das Jahr bei einer Thätigkeit von 7½ Monaten 64,800 Centner oder Cubikfuß. Rechnen wir auf die Infusorien nur $^{3}/_{20}$, so kommen auf sie 9720 Cubikfuß. Im Hafen von Pillau werden jährlich 288,000 Cubikfuß Schlamm ausgebaggert, und davon gehören ¼ bis ½ den mikroskopischen Organismen an, also wenigstens 108,000 Cubikfuß oder in 100 Jahren 10,8 Millionen Cubikfuß. Der Schlick im Flußbette der Elbe bei Cuxhafen besteht zur Hälfte aus Infusorien und dieser wird durch die Fluth bis nach Hamburg, also 18 Meilen weit, geführt und behindert oft die Schifffahrt. Aehnliche Resultate sind in der Jahde, Ems, dem Dollart und bei Norderney, also längs des ganzen Saumes der Marschen, gefunden worden.

In der Vorzeit erstreckte sich das Land viel weiter in's Meer hinein als heute. Der Kranz von Inseln, der sich von der holländischen Grenze bis hinauf nach Jütland erstreckt, zeigt uns die traurigen Ueberreste eines vordem zusammenhängenden Landes. Diese Zerstörung hub an mit dem Durchbruch des Canals zwischen England und Frankreich. Zu der Zeit, wo beide Länder noch zusammenhingen, mußten die Fluthwellen des Atlantischen Oceans ihren Weg um Schottland herum nehmen; sie brachen ihre Gewalt an den Felsengestaden Norwegens und erreichten, völlig erschöpft, die deutsche Küste. Der Canal zwischen Dover und Calais aber wurde zum Thor des Todes für unsere Küsten. In diesem engen Durchgange stauen sich die aus dem Atlantischen Meere kommenden Fluthwellen hoch auf und strömen dann mit furchtbarer Gewalt gegen die deutschen Küstenländer. Nun begann der schreckliche Kampf der Wogen, durch den das Land in Stücke geschlagen wurde.

Der Durchbruch der Wogen zwischen Dover und Calais ist in vorhistorischer Zeit erfolgt; unsere Geologen können die Zeit desselben nicht genau nach Tag und Stunde bestimmen. Aber unter der Bevölkerung der ganzen Nordseeküste lebt eine Sage, die über jenen Vorgang berichtet. Hiernach soll der Canal zwischen England und Frankreich das Werk der Rache einer Königin von England sein, die einem Könige der cimbrischen Halbinsel, der sie treulos verlassen, den Untergang geschworen hatte. 700 Mann waren auf ihr Geheiß sieben Jahre lang an der Durchgrabung der sogenannten „Höveden," einer Hügelkette, die Frankreich mit England verband, beschäftigt. Bei dem ersten Durchbruche der Wogen ging, wie die Sage erzählt, ein großer Theil des Landes verloren und 100,000 Menschen fanden ihren Tod in den Wogen. Noch heute lastet der Fluch der betrogenen Königin schwer auf den deutschen Marschen an der Nordsee. Seit der Zeit haben die Bewohner jener Gegenden mit unsäglicher Noth und namenlosen Leiden zu kämpfen gehabt wie wohl kein anderes Volk auf Erden. Schon Plinius nennt sie misera gens.

Von den ältesten Sturmfluthen haben wir nur sehr dunkle Kunde. Selbst im Munde des Volkes haben sich verhältnißmäßig nur wenige Nachrichten erhalten. Und das ist nicht zu verwundern. Das arme Volk konnte nicht alles Elend im Gedächtniß behalten. Die Zerstörungen der einen Fluth waren immer größer als die der andern und damit waren diese vergessen.

Man kann die alten Chroniken, in denen die Verheerungen der Sturmfluthen geschildert sind, nicht ohne ein tief ernstes, wehmüthiges Gefühl lesen, und den Männern, die durch all dieses Elend nicht gebrochen sind, die Bewunderung nicht versagen. Die Zahl der großen Sturmfluthen ist zu bedeutend, um sie hier alle anzuführen. Man glaubt hier, daß alle zehn bis zwölf Jahre eine außerordentliche und alle fünfzig Jahre eine ganz enorme Fluth hereinbreche.

Die älteste Sturmfluth, von der wir etwas genauere Nachrichten besitzen, datirt aus dem Jahre 1012. Seitdem aber haben diese Lande oft erfahren, „daß Gott der Herr," wie der alte Chronist Heimreich sagt, „durch Auslassung der Wasser ein Land könne gänzlich umkehren." Durch die Fluthen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts entstand der Jahdebusen. Seine heutige Gestalt erhielt er durch die Antonifluth von 1511. Dabei gingen drei Dörfer verloren. Von der Gemarkung des einen sind noch heute Brocken vorhanden, die theils beweidet, theils von ungeheuern Mengen von Wasser- und Sumpfvögeln bewohnt werden. Durch die Weihnachtsfluth von 1277 entstand der Dollart, wobei dreißig Dörfer verloren gingen. In der Marcellusfluth von 1300 wurde halb Helgoland fortgerissen. „Weitaus in der See,"

berichtet Adam von Bremen, „liegt die Insel Farria, wo Bischof Eilbert (im elften Jahrhundert) das erste Kloster baute, denn die Insel ist sehr fruchtbar, sehr reich an Korn und hat viel Geflügel und Vieh." Diese fruchtbare, an Korn und Vieh reiche Insel ist längst verschwunden, nur die Bergklippe ragt heute einsam und kahl aus der weiten Wasserwüste hervor und dies ist — Helgoland.

Vor der Weser lag im elften Jahrhundert die Insel Mellum, die ein festes Schloß trug. Aber Insel und Schloß liegen seit langer Zeit im Meere begraben, und heute treffen wir dort, wenn die Fluthwellen sich verlaufen haben, ein weites, schweigsames Watt, aber das mächtige Balkengerüst, welches sich dort erhebt, nennen die Schiffer noch heute die Baake von Mellum. Noch vor 200 Jahren war die Insel Neuwerk vor der Elbe, an der der Weg nach Helgoland vorüberführt, fast dreimal so groß als heute. Aehnliches gilt auch von den Inseln und Halligen Nordfrieslands an der schleswig-holsteinschen Küste.

Eine der furchtbarsten Heimsuchungen war die nach dem Feste der Geburt Mariä im Jahre 1362. Sie brach um Mitternacht über das Land herein. Sie wird zuerst von den Chronisten „Mandränkelse" (Männer-Ertränkung) genannt. Sie soll 100,000 Menschen den Tod gebracht haben. Andere „verderbliche Sündfluthen," die dieser gleichkamen und selbst noch übertrafen, waren die Allerheiligenfluth von 1570, im October 1634 und die am heiligen Christabend 1717. Bei der Fluth im Februar 1824 stiegen die Wogen zwar bedeutend höher als 1717, aber der Schaden war weniger groß, da die Menschen gelernt hatten, dem „blanken Hans," wie man die mit Schaum bedeckten Wogen hier nennt, Trotz zu bieten. Nur 80 Menschenleben gingen in dieser Fluth verloren. Am 21. October des Jahres 1845 stürmte das Meer abermals mit wilder Gewalt gegen die Küste, aber seine Wuth war vergeblich.

Die Chronik von Dankworth, ein in Schleswig-Holstein sehr beliebtes Buch, das aus dem siebzehnten Jahrhundert stammt, enthält zugleich auch Karten, die uns die Gestaltung Nordfrieslands aus alter Zeit vergegenwärtigen. Sie rühren von einem gewissen Meyer her, der von Insel zu Insel segelte und die im Volke lebenden Sagen von den untergegangenen Dörfern, Kirchspielen und Landstrichen sammelte. Nach ihm soll das Land in früherer Zeit noch vier bis fünf Meilen weiter in das Meer gereicht haben. Man hat diese Angaben vielfach bemängelt, aber so viel scheint sicher zu sein, daß noch zur Zeit Karl's des Großen das Land der Friesen wenigstens doppelt so groß war als heute.

Von der Ausdehnung des einst schönen, fruchtbaren und menschenreichen Landstriches, den die Fluthen zerstörten, gibt uns die trostlos öde Wattenwelt, die sich in einer Länge von 70 Meilen längs der Küste von Jütland bis Holland erstreckt, noch einen Begriff. Dieser Wattensaum, meistens öde Sandbänke, die zahlreich von Strömungen durchsetzt sind und bei der Ebbe bloßgelegt werden, hat eine Breite von 4,5 und selbst 7 Meilen, während er an andern Stellen bis auf 1½ bis 2 Meilen zusammenschrumpft. An der schleswig-holsteinschen Küste umfaßt die Wattenwelt eine Fläche von 15 bis 20 Quadratmeilen. Die Meerbusen des Dollarts, der Jahde, Weser und Elbe sind gleichfalls mehr oder weniger mit Watten ausgefüllt. Sie bilden gegen die Marsch den größten Contrast, den man sich denken kann; hier herrscht die üppigste Fruchtbarkeit und das thätigste Leben, dort aber die vollständigste Wüstenei. Man kann sie mit Recht den Kirchhof der Marschen nennen, auf dem Millionen den letzten langen Schlaf schlafen. Die Hunderttausend, die nach dem alten Chronisten bei dem Männertränken umgekommen sein sollen, mögen allerdings Uebertreibung sein, aber ebenso sind wohl viele Tausende ertrunken, welche kein Chronist erwähnen konnte. Und so ist es wohl nicht übertrieben, wenn man die Zahl der auf diesem größten Kirchhofe der Welt ruhenden Opfer auf Millionen veranschlagt. Uebrigens sind die Ertrunkenen nicht die einzigen Opfer der eingebrochenen Fluthen. Hatte das Wasser sich verlaufen, dann waren die Ueberlebenden nicht im Stande, die Leichname der Menschen und des Viehes zu bestatten, und in Folge davon brach „ene grote Pestilenzie" aus, wie schon der alte Reimchronist Rennerus berichtet.

Man erzählt so Manches von den Verwüstungen, welche die Lawinen in den Alpen und die Ausbrüche der Vulcane anrichten, alle diese Schrecknisse haben aber sehr wenig auf sich im Vergleich zu den Verheerungen der Sturmfluthen an unserer Nordseeküste.

Obschon die Bewohner dieser Gegenden unaufhörlich mit den Wogen des Meeres um die Existenz, um Hof und Heerd, um Weib und Kind zu kämpfen und ringen hatten, so haben sie doch immerdar mit unendlicher Liebe an ihrer so vielfach bedrohten Heimath gehangen. Sie gaben sie trotz alledem nicht auf. Sobald sich nur das Wasser verlaufen, kehrten die Flüchtlinge zurück auf ihre kaum kenntliche Heimstätte und begannen von Neuem, die verwüsteten Aecker zu bebauen, obgleich sie nicht sicher waren, daß schon morgen wieder die Fluth hereinbräche. Freilich wenn das Land völlig verschwunden, da blieb den Heimathlosen nichts Anderes übrig, als in die Fremde zu wandern. Sicher ist, daß nach verschiedenen großen Fluthen, die in den Chroniken verzeichnet sind, Tausende dieser Unglücklichen ausgewandert sind. Nach den Schilderungen der gräßlichen Verheerungen, wie sie die alten Geschichtsbücher enthalten, wird es sehr wahrscheinlich, daß die Aussage der Cimbern und Teutonen, sie seien durch eine große Wasserfluth aus ihrer Heimath vertrieben, wohl Glauben verdient, und ebenso hat dieselbe Ursache auch wohl Einfluß auf die Züge der Friesen, Angeln und Sachsen nach England gehabt.

Sicher haben wir die über 50 Meilen lange und 12 Meilen breite Doggersbank, die sich von Hull nach der Südspitze Norwegens hinzieht, als eine Ansammlung der Trümmer des verschwundenen Landes anzusehen, denn hier treffen die Fluthwellen aus dem Canal mit den von Norden herkommenden zusammen und dadurch werden die Wogen gezwungen, das, was sie mit sich führen, in Folge der durch diesen Zusammenstoß bewirkten Ruhe fallen zu lassen.

Wann der Mensch zuerst in die Marschen eingezogen und welcher Volksstamm, darüber haben wir keine Kunde. Die Römer fanden die Seeküste zwischen Ems und Elbe bereits bewohnt und zwar, wie Plinius berichtet, von den Chaucen, die Tacitus das edelste Volk der Germanen nennt. In gewisser Beziehung verdienen die heutigen Bewohner unserer Marschen an der Nordsee diese ehrenvolle Bezeichnung noch; sie haben noch Vieles von der alten Achtbarkeit, die während des ganzen Mittelalters hervorleuchtete, bewahrt, und noch heute könnten sie uns übrigen Deutschen in vieler Beziehung als Vorbild und Muster dienen. Tacitus unterscheidet jedoch schon zwischen Chaucen und Friesen. Zur Zeit als Karl der Große das Bisthum Bremen gründete, waren schon alle Marschen bewohnt und zwar von Friesen. Wahrscheinlich ist die Haupteinwanderung dieses Volksstammes durch die großen Sachsenzüge nach England im fünften Jahrhundert, wodurch die Marschen entvölkert wurden, veranlaßt worden.

Die ersten Bewohner wußten sich nicht anders gegen die hereinbrechenden Fluthen zu schützen, als durch künstlich aufgeworfene Hügel, Wurten genannt, auf denen sie ihre Hütten erbauten. Wenn sie auch nach jeder großen Fluth diese Hügel erhöhten, so war dieser Schutz doch wenig ausreichend. Die ersten Berichte über den Zustand des Landes und seiner Bewohner gibt uns Plinius in seiner Naturgeschichte, Buch XVI, Cap. 1. „Es schwillt zweimal hier in einer Tages- und Nachtlänge, unermeßlich sich ergießend, der Ocean und sinkt wieder. Zweifeln möchte man, ob es Land oder Meer, was man sieht. Da wohnt das armselige Volk in seinen Hütten auf Hügeln von Menschenhand aufgerichtet, so hoch wie die Fluth reicht; Schiffenden gleich, wenn die Gewässer die Gegenden bedecken, Schiffbrüchigen aber, denen die fliehenden Fluthen Seefische und Muscheln zur Nahrung lassen, wenn sie sich verlaufen haben. Nicht wie die Nachbaren können sie Vieh halten, noch von Milch sich nähren, nicht einmal mit wilden Thieren können sie kämpfen, weil ihr Land von allem Gebüsch entblößt ist. Aus Schilf und Binsen flechten sie Stricke und Netze zum Fischfang, und indem sie den mit ihren Händen hervorgeholten Schlamm mehr im Winde als in der Sonne trocknen, erwärmen sie mit dieser Erde ihre Häuser und ihre vom Nordwind starrenden Glieder. Getränk haben sie nur vom Regen, den sie in Gruben im Vorplatz ihres Hauses aufbewahren.“ Nicht genug konnte sich der Sohn des schönen Italiens darüber wundern, daß dieses Volk trotz seines Elends die Knechtschaft der Römer verschmähte. Namentlich berichtet Tacitus von den Friesen, daß sie sich auf das Allerhartnäckigste dagegen gewehrt hätten, während die Chaucen schon eher den Lockungen gefolgt und in römische Kriegsdienste getreten wären.

Mit Ausnahme des letzten Satzes paßt die Schilderung des Plinius schon längst nicht mehr auf die Marschen. Mit der Zu-

nahme der Bevölkerung verbesserte sich auch deren Lage. Man vergrößerte die Wurten und damit beginnen die schwachen Anfänge der Viehzucht, die heute eine der Hauptquellen des sprichwörtlichen Reichthums jener Gegenden ist. Durch die Fluthen wurde man aber gemahnt, die Kräfte noch mehr anzuspannen, und bald lernte man, daß in diesem Kampfe nur die Vereinigung Aller den Sieg sichern könne. Man fing an, Deiche zu bauen, um die Fluthen von dem Lande abzuhalten. Nach dem alten Reimchronisten Rennerus soll die große Fluth von 1012 Veranlassung zu den ersten Deichen an der Weser gegeben haben. Doch sind schon früher dergleichen Bauten ausgeführt worden, denn schon in dem vorhergehenden Jahrhundert hatten die Erzbischöfe von Bremen deshalb Holländer, die darin Meister waren, denn schon ein altes Sprichwort sagt von ihnen: Deus mare, Batavus littora fecit, in's Land gerufen. Und damit ist eine vollständige Verwandlung mit den Marschen vor sich gegangen. Auch ohne die Schilderung des Plinius können wir noch heute einen Vergleich zwischen dem Jetzt und Ehemals anstellen, wenn wir an einem schönen Sommertage auf den Außendeichen dahin wandeln. Wir sehen dann einen Contrast vor uns liegen, wie er wohl kaum zum zweiten Male aufzufinden ist. Die Außendeiche werden nicht unmittelbar von den Wogen bespült, sondern vor ihnen liegt noch Land, aber in einem traurigen Zustande; nichts als Sümpfe mit Binsen und Rohr bestanden oder öde Sandflächen, jeder Vegetation baar, aber belebt von zahlreichen Seevögeln. Zweimal des Tages kommen die Fluthen und bedecken dieses Land. Das ist das getreue Bild der Marschen in der Vorzeit, als die schützenden Deiche noch nicht vorhanden waren. Aber wenden wir jetzt den Blick nach innen, so sehen wir ein Bild vor uns ausgebreitet, dem zwar landschaftliche Schönheit und die Mannigfaltigkeit abgeht, das aber dennoch, im Hinblick auf das eben geschaute, im höchsten Grade anziehend ist. Vor uns, so weit das Auge reicht, liegt eine grüne Ebene, belebt durch zahlreiche, wohlgenährte Viehheerden oder Saatfelder von einer Ueppigkeit, wie wir sie anderswo kaum schauen, und überall über die Ebene zerstreut, aus grünem Gebüsch hervorschauend, zahlreiche stattliche Bauergehöfte, die wohl den Vergleich mit den Edelhöfen in manchen Gegenden aushalten können. Wir erinnern uns, auf einem Deiche an der Eider, wo der Blick abwechselnd nach Dithmarschen und Eiderstedt schweifen konnte, an vierundzwanzig Kirchthürme gezählt zu haben.

Für den Fremden ist es fast unbegreiflich, wie der grelle Contrast rechts und links einzig und allein durch die scheinbar geringfügige Erhöhung, auf der er steht, hervorgebracht sein soll. Doch wer nur ein einziges Mal eine Sturmfluth selbst mit erlebt hat, dem leuchtet die hohe Wichtigkeit und die große Bedeutung der Deiche für den Wohlstand der ganzen Gegend vollkommen ein. Zu dieser Zeit bietet die See ein Schauspiel, das aller Beschreibung trotzt.

Die Deiche, die sich an den Flüssen und am Meere hinziehen, kann man am besten mit den Festungswällen vergleichen. Das Material dazu liefert das Vorland. Die dadurch entstehenden Löcher werden von den Wogen bald wieder vollgespült. Die Höhe der Deiche schwankt zwischen 15 bis 30 Fuß und die obere Breite zwischen 6 bis 12 Fuß. Die innere Seitenwand ist stets ziemlich steil, die äußere dagegen fällt sanft ab, weil dadurch die Macht der Wogen sehr verringert wird. Die Kappe, die obere Deichfläche, ist oft etwas convex, damit das Regenwasser ablaufen kann. Den besten Halt für die leicht aufweichende Erde gewährt der Graswuchs, aber so weit der Deich von den alltäglichen Fluthen bespült wird, läßt das Salzwasser diesen mächtigen Panzer nicht aufkommen. Hier muß man für einen andern Schutz sorgen, und dies geschieht durch das sogenannte Bestiden oder Bereihen. Zu diesem Ende breitet man dünne Bündel oder Seile aus Schilf oder Stroh auf der Böschung aus und befestigt diese durch quer darüber gelegte Streifen, die man mittelst der Deichnabel — zwei eiserne Spitzen an einem hölzernen Stiele — in kurzen Absätzen einen Fuß tief in die Erde drängt. Auf diese Art wird die ganze Böschung, so weit sie von der Grasnarbe entblößt ist, mit einer Art Matte bekleidet. Leider aber ist dieser Schutz, dessen Anfertigung sehr mühseelig und theuer ist, weil er viele Hände in Anspruch nimmt, sehr leicht vergänglich. Er wird durch die Eisschollen im Winter vollständig wegrasirt und muß daher in jedem Frühjahre erneuert werden.

So weit die Dämme an den Flüssen entlang gehen, schützt man sie wohl auch durch Anpflanzung von Weiden, so weit aber das Seewasser reicht, kommen diese nicht fort. An einigen Deichen dienen zur Bedeckung starke Lagen von Faschinen, die durch Pfähle festgehalten werden. Dauerhafter ist ein Panzer von großen Steinplatten oder hart gebrannten Ziegeln, den sogenannten holländischen Klinkern, die durch Cement verbunden werden. Die außerordentlichen Kosten beschränken jedoch den Gebrauch dieses vortrefflichen Schutzmittels. Man bringt es meistens nur dort an, wo die stärksten Wogen andrängen. Nach und nach aber will man diese Bedeckung allgemein einführen, da das Bestiden mit Stroh doch nur ein schlechter Nothbehelf ist. Der beste Deichschutz ist jedoch ein recht großes Vorland, aber leider ist es nicht immer vorhanden.

Die Deiche, durch welche die Marschen geschützt werden, machen viele Meilen aus. Allein die hannöverschen Marschen an der Weser und Elbe besitzen einen 21 Meilen langen Damm, ein Werk, an dem Jahrhunderte hindurch gebaut und gebessert und auf das Millionen verwendet worden sind. Und noch alle Jahr muß daran gearbeitet werden, des Schanzens und Grabens nimmt es kein Ende, denn sobald man die Hände ruhig in den Schooß legt, rückt die Gefahr näher. Es wäre höchst interessant, wenn man alle die Summen zusammenzählen könnte, die an unserer Nordseeküste im Laufe der Jahrhunderte auf die Deichbauten verwendet worden sind. Man würde ein Seitenstück haben zu den Kosten der stehenden Heere, nur mit dem Unterschiede, daß jene Summen dem Lande unendlich mehr Nutzen gebracht haben als diese.

Damit man sich wenigstens einen annähernden Begriff von den Schwierigkeiten und ungeheuern Kosten der Deichbauten machen kann, wollen wir hier nur einige interessante Einzelnheiten anführen. Einer der gefährlichsten Punkte ist Brunsbüttel an der Mündung der Elbe (in Süderdithmarschen) Cuxhafen gegenüber. Der Kampf der Meeresströmungen mit der Strömung des Flusses ist hier am größten. Da die Elbe hier sehr breit, so sind die Wellen hier beinahe so hoch wie am Meeresstrande und wohl noch zerstörender, weil sie gegen den Strom anrollen und hierdurch ein Kampf entsteht, der dem Lande sehr gefährlich ist. Dazu ist die Ebbe hier besonders heftig und einschneidend, weil sie mit dem Strome in einer Richtung verläuft und ihre Geschwindigkeit dadurch verdoppelt wird. Dazu kommt noch, daß sich die Elbe mit der Hauptmasse ihrer Gewässer grade auf Brunsbüttel zu wirft und diesen Ort stärker bedroht und angreift als irgend eine andere Gegend im Norden der Elbe. Alle diese Wirkungen werden noch dadurch verstärkt, daß hier das Vorland, der schützende Wattensaum gänzlich fehlt. Wenige hundert Fuß von dem äußersten Rande des Deiches trifft man gleich 50, 70, ja selbst 100 Fuß Wasser. Unaufhörlich gräbt und wühlt sich der Fluß hier tiefer, während er sich von dem gegenüberliegenden Ufer immer mehr zurückzieht.

Seit 300 Jahren haben die Brunsbütteler für viele Millionen Thaler Erde, Rasen, Stroh und Steine zusammengeschleppt, ohne über den Strom dauernd triumphiren zu können. Große Strecken Landes gingen hier verloren und zweimal Brunsbüttel selbst, so daß die Vorväter der heutigen Bewohner des Ortes gezwungen waren, sich eine andere Heimstätte im Innern des Landes zu suchen. Jetzt verwendet man jährlich circa 35,000 Thaler auf die Vertheidigung dieses einen kleinen Punktes, also in 30 Jahren mehr als eine Million.

Die Unterhaltung der Deiche auf der Insel Pelworm an der schleswig-holsteinschen Küste kostet jährlich 40,000 Thaler. Der Raum, der dadurch geschützt wird, beträgt nur $^3/_4$ Quadratmeilen. Die Ungeheuerlichkeit dieser Summe tritt erst recht deutlich vor unser Bewußtsein, wenn wir sie für größere Staaten berechnen. Für Preußen z. B. mit seinen 5034,5 Quadratmeilen würde sie jährlich über 269 Millionen Thaler betragen. Dagegen sind wahrlich die Kosten der Reorganisation nur Kinderspiel. Zugleich aber gibt uns diese Summe einen Anhalt über den Werth des Bodens in den Marschen, der im Stande ist, neben den Staats- und Communeabgaben noch solche Lasten zu tragen.

Schon in den prosaischen Chroniken des Mittelalters nennt man die Deiche den „goldenen Saum" des Landes, und diesen Namen verdienen sie in der That aus zweifachen Gründen. Einmal ist der Deich den Bewohnern der Marschen unschätzbar und mehr als Gold werth, denn er allein ist der freilich

nicht felsenfeste Grund, auf dem der reiche Segen des Landes erwächst, dann aber hat seine Erbauung und Erhaltung so viel Geld gekostet als wäre er aus eitelem Golde erbaut.

An den Deichen können wir deutlich sehen, wie sehr die Verhältnisse, in denen die Menschen leben, abhängig sind von dem Boden, auf dem sie wohnen. Die gemeinsame Gefahr machte die Aufbietung aller Kräfte gebieterisch nothwendig, und diesen unaufhörlichen Kampf haben wir als den Ausgangspunkt des republikanischen Associations- und Gemeingeistes, durch welchen die Marschen im Mittelalter so groß dastehen, anzusehen. Daß dieser uralte deutsche Geist noch heute in den Marschen nicht ganz erstorben ist, sehen wir klar und deutlich an den Adressen der holsteinschen Marschen an ihren angestammten Herzog und den Bundestag.

Da die ganze Wohlfahrt des Landes auf dem Deiche beruhte, so mußte er selbstverständlich in dem gesammten Staatswesen eine hervorragende Rolle spielen. Wie die Vereinigung Aller zu einem Werke den Gemeinsinn erweckte, so führte sie auch schon frühzeitig einen so geordneten Rechtszustand herbei, wie wir ihn zu so früher Zeit im übrigen Deutschland kaum finden. Die Ordnung der Deichangelegenheiten lag in der Hand Aller und war die wichtigste Angelegenheit des Staatswesens. Die Vereinigung Aller zu diesem gemeinsamen Werke führt noch heute den Namen Deichband oder Deichacht, und das Gesetz, durch welches die Rechte und Pflichten eines Jeden geregelt werden, Deichordnung oder Deichrecht. Die ältesten dieser Deichordnungen, die uns erhalten sind, stammen aus dem vierzehnten Jahrhundert. Aber schon hier muß man die Weisheit und Einsicht der schlichten Bauersleute bewundern.

Die wichtigsten Grundsätze aller alten Deichordnungen waren folgende: „Kein Land ohne Deich und kein Deich ohne Land," so daß also für alle Zeiten die Deichlast auf dem Grundstücke ruhte, und „de nich will diken, mot wiken." Wer in den Zeiten großer Noth die Deichlasten nicht erschwingen konnte, mußte seinen Besitz aufgeben. Um sein Unvermögen kundzuthun, stach der Verarmte einen Spaten in sein Grundstück, daher der Name „Spatenrecht." Wer den Spaten herauszog, erklärte damit, daß er gewillt sei, die Deichlasten zu übernehmen; damit trat er aber zugleich in den Besitz des Landes. Fand sich aber in einer gewissen Zeit Niemand und wollte oder konnte der ehemalige Besitzer sein aufgegebenes Eigenthum nicht wieder übernehmen, so mußte die Commune eintreten, da das Verfallen dieser bestimmten Deichstrecke nicht einen Einzelnen, sondern das Ganze schädigte. In einzelnen Marschen besteht das Spatenrecht noch heute, aber zur Anwendung kommt es wohl nicht mehr. Zum letzten Male ist dies wohl 1717 nach der verheerenden Weihnachtsfluth in Osterstade geschehen.

Da selbst die geringste Beschädigung des Deiches entsetzliches Unglück verschulden kann, so muß jeder Frevel an diesem geheiligten Gute streng bestraft werden. Die drakonische Strenge der alten Deichordnungen ist jedoch nur ein Spiegelbild des finstern Geistes im Mittelalter. Wer nur einen Baum, der zum Schutze des Deiches diente, schädigte, dem wurde die Hand abgehauen; wer durch Vernachlässigung seines Deichstückes den Einbruch der Fluthen und somit eine Heimsuchung des Landes verschuldet hatte, der wurde mit lebendigem Leibe, sowie mit dem Holzwerk und den Steinen seines Hofes gleichsam als Grundstein des neuen Deiches verwendet. Wer den Deich aus Bosheit und Muthwillen schädigte, der wurde lebendig verbrannt. Selbst das Fluchen, liederliche Schwören und gotteslästerliche oder ärgerliche Reden auf und bei den Deichen war bei schwerer Strafe verboten, weil man glaubte, daß dann die gerechte und sündenstrafende Hand Gottes schwer auf dem Lande lasten würde.

Die Aufsicht über die Deiche lag den Deichgräfen und Deichgeschworenen ob, die von der ganzen Gemeinde erwählt wurden. So ganz frei schalten die Marschbauern heute nicht mehr. Die Regierungen glauben auch hier als oberste Aufsichtsbehörde eintreten zu müssen; doch ganz ist die Selbstverwaltung nicht beseitigt. Diese „studirten Herren" wurden lange Zeit von den Bauern mit scheelen Augen angesehen, zumal jene sich oft genug Blößen gaben. So konnte z. B. einmal die dänische Regierung, welchen Namen die Regierung der selbständigen Staaten Schleswig-Holstein schon längst usurpirt hat, nicht begreifen, wie die Deiche auf der Halbinsel Dagebüll, grade ein leicht verwundbarer Punkt, weil eine der Hauptströmungen des Meeres daraufstößt, und von dem daher das Wohl und Wehe eines großen Marschstriches ab-

abhängt, Jahr aus Jahr ein so große Summen verschlingen könnten. Um der Sache auf den Grund zu sehen, wurden zwei hohe Beamte, die aber in ihrem Leben keinen Deich gesehen hatten, abgesendet. Als man sie lange Zeit weit und breit umhergeführt hatte, wurde ihnen die Zeit lang. Sie verlangten, daß man ihnen endlich die „formidabeln Schutzwehren gegen die Angriffe des Oceans" zeige. Mit der höchsten Verwunderung vernahmen sie, daß sie schon längst darauf ständen, und als man ihnen gar deutlich machen wollte, wo die „formidabeln" Summen geblieben wären, da zeigten sie sich ungläubig wie Thomas.

Mit großem Gepränge wird jährlich zweimal ein Umzug zu Pferde auf sämmtlichen Deichen einer jeden Marsch gehalten. Die erste Deichschau findet im Frühlinge statt, um die Schäden, welche die Winterfluthen verursacht, genau festzustellen und deren Ausbesserungen zu veranlassen. Die zweite Deichschau wird im Herbst abgehalten, um nachzusehen, daß alle Arbeiten gut ausgeführt sind, damit man dem Winter ruhig entgegensehen kann. Die Winterfluthen werden am meisten gefürchtet, wegen der scharfen Eisschollen, welche die Wogen gegen die Deiche schleudern.

Die Deichschau muß mit der größten Umsicht ausgeführt werden, da selbst die geringste Beschädigung, wie z. B. die geringste Lockerheit des Erdreichs, ein einziges Mäuseloch oder ein Maulwurfsgang das größte Unglück herbeiführen kann. So lange die Fluth nicht so hoch angeschwollen ist, daß sie mit der Kappe des Deiches gleich ist, blickt der Marschbauer im Vertrauen auf seine Schutzwehr mit Ruhe auf das tobende Element, mögen sich die Wogen auch noch so hoch aufbäumen.

Sobald aber die Höhe der Fluth den bezeichneten Punkt erreicht, dann hängt sozusagen das Geschick der Marschen an einem einzigen Haar. Nun erweicht die Kappe sehr bald und wehe dem Damme, wenn das Wasser auch nur die geringste Oeffnung in der Böschung findet. Käme es an der innern Seite auch nur in der Stärke einer Federspule heraus, so ist in kurzer Zeit eine Bresche von der Weite eines Thores gelegt, durch die die verheerenden Fluthen ihren Einzug halten und mit jeder Minute die Oeffnung erweitern.

Sowie daher der Kappe die geringste Gefahr droht, werden alle Mann selbst aus entferntern Ortschaften gegen den gefährlichen Feind aufgeboten, um Sandsäcke, Mist, Stroh, Balken, Bretter, kurz was zur Hand und zweckdienlich ist, herbeizuschleppen und die bedrohte Stelle zu verstärken. Noch mehr ist dies der Fall, wenn wirklich ein Deichbruch stattgefunden hat, denn nur kurz ist die Zeit, die den Armen zur Ausbesserung des Schadens gegönnt ist. Nach zwölf Stunden kehrt der unversöhnliche Feind wieder und oft reißt er wieder ein, was man mit kaum glaublicher Anstrengung aufgeführt hat.

Durch die Dämme sind die Marschen von den Flüssen und dem Meere abgeschlossen, aber eine Verbindung mit diesen kann man nicht entbehren und eine solche wird durch die Schleusen oder Siele, andere kunstreiche und kostspielige Bauten, bewerkstelligt. Die Oeffnung des Verkehrs mit der See und den Flüssen ist nicht der einzige Zweck der Schleusen: sie schützen außerdem die Marsch auch noch vor einer zweiten Wasserfluth, vor dem Ertrinken in dem Binnenwasser. Durch einfache Canäle kann man dem süßen Wasser keinen Ausweg schaffen, weil das Niveau des Meeres sich zweimal täglich wegen der Fluth ändert. Eben dieser rufen die Schleusen ein „bis hier und nicht weiter" zu und zwar versperrt sich die andringende Fluth den Weg selbst.

In der Marsch läßt man dem süßen Wasser, das von dem Hinterlande herkommt, nicht seinen freien Lauf, sondern schreibt ihm seinen Weg vor. Zu diesem Ende ist die ganze Marsch mit zahlreichen Canälen durchzogen, in die man die Bäche und Flüsse auflöst, um jedem Felde das belebende Naß zuzuführen. Jede Schleuse steht mit einem solchen Netzwerk von Canälen, die das Wasser von einem gewissen Bezirk abführen und sich gegen den Ausweg hin wieder zu einem einzigen Canal vereinigen, in Verbindung. Der Ausgang wird durch einen Stollen, der durch den Deich hindurchführt, bewirkt, und dieser ist mit zwei festen Thüren versehen. Zur Zeit der Ebbe werden die Thüren leicht von dem süßen Wasser aufgestoßen und dieses fließt ungehindert ab. Erreicht aber das Meer zur Fluthzeit die Höhe des süßen Wassers, so drückt dieses nicht mehr gegen die Thüren. Bald erhält dann das Meerwasser die Oberhand. Erst bewegen sich die Thüren langsam nach innen, steht aber das Wasser draußen nur einen Zoll höher, so werden sie mit Hef-

tigkeit zugeschlagen. Die Schiffe, welche die Schleusen passiren, müssen genau auf die Zeit achten; wollten sie grade in einem solchen Moment den Durchgang bewerkstelligen, so würden sie unfehlbar zerschmettert werden.

Je höher die Fluth steigt, um so fester ist der Verschluß und auch nicht ein Tropfen Seewasser findet seinen Weg nach Innen, weil die beiden Thüren unter einem stumpfen Winkel zusammenfallen. Diese Thüren nennt man die Fluththüren. Etwa 20 Schritte hinter ihnen hat man die sogenannten Noththüren angebracht, damit man das Einbrechen der Fluth noch abhält, wenn die äußern Thüren einmal einbrechen sollten.

Trotz diesen sinnreichen Anordnungen sind aber doch die Marschen ziemlich oft den Ueberschwemmungen durch das Binnenwasser ausgesetzt, wenn nämlich die hier vorherrschenden Nordwestwinde lang andauern und das Seewasser vor den Fluththüren aufstauen, so daß man das Süßwasser nicht „lösen" kann. Wie man dann über zu viel Wasser klagt, kommen aber auch wieder Zeiten, wo Wasser zu wenig ist. Diesem Uebelstande kann man jedoch abhelfen. Man findet nämlich an den Schleusen noch ein drittes Paar Thüren, die sogenannten Ebbethüren, die sich beim Eintritt der Ebbe schließen und dem Binnenwasser den Ausweg verwehren. Da man jedoch nicht alles Wasser zurückhalten will, sondern nur einen Theil, so haben diese Thüren nicht die ganze Höhe des Stollens. Das Wasser wird also nur bis zu einer gewissen Höhe aufgestaut und der Ueberschuß fließt ungehindert fort.

Eine große Schleuse dieser Art kostet 30- bis 40,000 Thaler. In dem zehn Meilen langen Seedeiche der kleinen schleswigschen Halbinsel Eiderstedt befinden sich fünfzehn große Marsch- oder Hafschleusen, so daß also an der ganzen deutschen Nordseeküste wohl Hunderte von Fluththüren vorhanden sind.

Für gewöhnlich hat man dem Raube durch das Meer durch die Eindeichung Einhalt gethan, nur die vorliegenden Inseln sind nicht ganz eingedeicht, da manche die Kosten nicht erschwingen konnte. Sie gehen daher unausbleiblich ihrer gänzlichen Zerstörung entgegen. Wie rastlos die Fluthen daran arbeiten, haben uns in den letzten Jahren die Berichte über die oldenburgische Insel Wangerooge gelehrt. Gewissermaßen wäre es Pflicht des ganzen Staates, die Deichlasten dieser vorgeschobenen Posten zu übernehmen, da sie zum Theil das Hinterland vor der Wuth des Feindes schützen.

Heute bietet sogar das Meer für das, was es früher geraubt, Ersatz, d. h. es bildet sich jenseits der Deiche stets neues Land. Diese Neubildung bleibt sich nicht selbst überlassen, sondern der Mensch greift mit ordnender Hand ein und sucht sie zu fördern, und deshalb kann man sagen, daß man das früher verlorene Land in einzelnen Brocken wieder aus dem Meere herausfischt.

Der Ausgangspunkt des neuen Landes sind die Watten, Sandanhäufungen, die eine solche Höhe erreicht haben, daß sie wenigstens bei außerordentlichen Ebben bloßgelegt werden. So lange das Wasser noch permanent über diesen Anhäufungen steht und besonders wenn es sehr unruhig ist, setzen sich nur die gröbern Theile zu Boden, der feine Thon wird immer wieder mit fortgeführt. Hat der Sand jedoch eine solche Höhe erreicht, daß er bei der Ebbe zum Vorschein kommt, so stellt sich auch Salicornia herbacea, hier Krückfuß genannt, ein und dadurch wird die Ansammlung des Schlick befördert. Nach und nach gesellen sich dazu, jedoch vereinzelt, die Strandnelke (Statice Limonium), der Seegänsefuß (Chenopodium maritimum), der Seestrandwegerich (Plantago maritima), der große Dreizack (Triglochin maritimum), die Meerstrandaster (Aster trifolium) und das Löffelkraut (Cochlearia officinalis), während das kleine, an der Erde hinkriechende Milchkraut (Glaux maritima) größere Strecken überzieht. Alle diese Pflanzen bieten dem Schlick unzählige Anhaltspunkte. Hat das Land eine solche Höhe erreicht, daß nur noch die Winterfluthen darüberhingehen, so finden sich auch die gemeine Grasnelke (Armeria vulgaris) und der Seewermuth (Artemisia maritima) ein. Allmälig verwandelt sich das Land in eine Wiese, und zwar wächst hier ein nahrhaftes Gras (Glyceria maritima), das jedoch zu seinem Gedeihen noch ab und zu eine Ueberspülung mit Seewasser verlangt.

Wie haben gesehen, wie wichtig das Vorland für die Erhaltung der Deiche ist. Schon deshalb muß auch diesem große Sorgfalt gewidmet werden, damit es nicht wieder durch die Stürme und Strömungen verloren geht. Wir finden daher stets vor den Deichen noch besondere Bauten, die Lahnungen oder Höfter,

d. h. Erdschanzen oder Arme, die in die See hinauslaufen, die durch eingerammte Pfähle und Flechtwerk geschützt werden. Eine einzige Vorrichtung kostet mehrere Tausend Thaler und deren findet man oft alle 200 Schritte. Diese Baue sichern nicht allein die Erhaltung des Vorlandes, sondern sie erleichtern auch die Vergrößerung desselben. Hinter diesen Armen entsteht nämlich ein ruhigeres Wasser und hier setzt sich der Schlamm, den die Meereswogen mit sich führen, leichter ab. Zu gleichem Zwecke schüttet man auch auf dem Watt selbst eine Menge von kleinen Deichen auf, die jedoch nur 1 oder 1½ Fuß hoch sind. Das Bestiken mit Stroh findet bei den Watten ebenfalls statt, und ebenso gibt man den schroffen Ufern der Meereswiesen, wie man die grünen Watten nennt, eine sanft geneigte Böschung wie den Deichen, die man oft auch mit Rasen und Soden belegt, um das Abnagen durch die Wellen zu verhindern.

Besondere Aufmerksamkeit muß man auch dem Wasser zuwenden, das aus der Marsch durch die Schleusen entlassen wird. Man darf es nicht sich selbst überlassen, sondern schreibt ihm den Weg bis zum Meere vor. Trotzdem aber findet man auf dem Vorlande eine Menge von Rinnen und Flußbetten, von Tümpeln und Seen, die von den Wellen gebildet worden sind. In Folge dessen sieht ein solches Vorland, das aus dem Meere auftaucht, sehr wild und zerrissen aus. Diese Wattströme, die das Land nach allen Richtungen durchziehen, nagen an demselben ebenso wie die Fluthen des Meeres. Mit Recht nennt Kohl sie die Hauptacteure auf der Bühne der Watten; nur zu leicht verändern sie ihren Lauf und reißen hier und dort ein Stück Land mit fort oder bahnen sich einen Weg mitten durch dasselbe. Auf das wüste Treiben dieser unruhigen Gesellen muß man ein scharfes Auge haben, wenn man sich anders das, was hier das Meer dem Menschen zufällig in den Schooß wirft, sichern und erhalten will. Durch eine lange praktische Erfahrung hat man sich eine gewisse Kenntniß davon verschafft, wie man den Lauf der zahlreichen Wattströme zu leiten hat, damit sie dem bereits vorhandenen Lande keinen Abbruch thun und die Ansetzung des neuen begünstigen.

Wie viel Scharfsinn, Fleiß, Mühe und Geld man aber auch aufwendet, den Erfolg hat man nie sicher in der Hand. Die Natur der Watten ist zu wild, und so gehen denn oft die kleinen Heller, Halbinselchen und Vorlande, die man dem Meere abgerungen hat, wieder verloren. Durch einen Deich kann man das Gewonnene noch nicht sichern, dazu ist das Land noch nicht reif, d. h. der Landgewinn wiegt die Kosten der Deichanlage noch nicht auf. Man muß zuerst mit dem Gewinn, den die Heuwatten als Viehweide oder durch die Heugewinnung gewähren, zufrieden sein. Solche Meereswiesen findet man an der ganzen deutschen Nordseeküste in großer Zahl. Oft erstrecken sie sich 2 bis 3 Stunden weit über die Watten; andere dagegen haben nur einen weit geringeren Umfang. Die kleinern, besonders wenn sie weit draußen im Watt liegen, werden nur zur Heugewinnung benutzt. Sind sie aber der Küste nahe, so treibt man das Vieh darauf. Aber nur zu häufig ist dasselbe großen Gefahren ausgesetzt. Manche Heerde ist verloren gegangen, da sie bei einer plötzlich hereinbrechenden Fluth nicht mehr Zeit hatte, sich über den schützenden Deich zu retten.

Wie Alles in der Marsch, muß auch dieser Gewinn theuer erkauft werden. Man muß nämlich dafür sorgen, daß das Vieh, welches auf den Meereswiesen graset, Wasser hat, um seinen Durst zu löschen. Liegen die Seewiesen in der Nähe der Deiche, so legt man hinter diesen große Süßwasserbassins an. Kostspieliger ist die Anlage dieser Tränken auf den großen Meereswiesen, die zu weit außen liegen, da man hier das Bassin zugleich durch einen Deich gegen die Fluthen schützen muß, denn sonst würde das Vieh sehr oft statt des süßen Wassers salziges finden. Eine solche Tränke kostet oft 4- bis 6000 Thaler, so daß die Anlage über die Kräfte des Einzelnen hinausgeht. Auch hier hilft die Vereinigung Mehrerer. Es bildet sich sofort eine Viehtränkecommune, d. h. Association.

Die größte und merkwürdigste dieser Meereswiesen ist wohl der 1½ Meilen lange Dieksander Außendeich oder der große Dieksand an der schleswig-holstein'schen Küste; hier weiden an 8000 Stück Vieh jährlich. Derselbe bestand früher aus verschiedenen Inseln. Zu Anfange unsers Jahrhunderts verband man alle diese Inseln unter sich wie mit dem Festlande durch einen Damm, da-

mit das Vieh bequemer dahin gelangen konnte. Zugleich aber beförderte man dadurch das Zusammenwachsen der Inseln wesentlich. Die freie Circulation der Wattströme wurde dadurch aufgehoben, und da das Wasser in diesen Buchten nun ruhig war, schlickten sie bald zu. Im Laufe von 40 Jahren hat sich das Land hier fast verdoppelt. Eine Vermessung im Jahre 1797 gab für die verschiedenen Inseln einen Flächeninhalt von 1921 Morgen. 1837 war die Halbinsel bereits drei Stunden lang und eine Stunde breit. Ihr Flächeninhalt wurde zu 3700 Morgen gefunden. Die Anschlickung dauert noch fort und jährlich tauchen circa 45 Morgen Landes aus dem Meere auf.

Auf dieselbe Weise ist die Halbinsel Dagebüll entstanden und ebenso die große Nase, welche Holstein an seiner Nordwestküste in die Nordsee hinausstreckt. Früher lag hier eine Insel, die durch eine breite und anderthalb Meilen lange Meerenge von dem Festlande geschieden war. Schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts vereinigten sich die verschiedenen Gemeinden auf dieser Insel, um einen Damm durch jene Meerenge zu legen. Die heutige Landschaft Eiderstedt bestand früher aus drei großen Inseln, die man gleichfalls durch Dämme miteinander verband, worauf sie mit der Zeit ganz zusammengewachsen sind. Dergleichen Unternehmungen hat übrigens wohl jede Marsch aufzuweisen.

Am besten kann man die große Veränderlichkeit der Watten in den breiten Mündungen der Weser und Elbe studiren. Fast alljährlich ändert sich das Aussehen dieser kleinen Inseln und Bänke, die in der Weser „Platen" und in der Elbe „Sande" genannt werden, womit jedoch nicht gesagt ist, daß sie wirklich aus Sand bestehen. Hier reißt der Strom etwas ab und dort setzt er wieder neues Land ab, wodurch zum Theil neue Inseln auftauchen oder mehrere kleine zu einer großen vereinigt werden, während andererseits sich der Fluß auch wieder durch eine Insel durchwühlt und diese in mehrere kleinere zertheilt. Den Schiffern ist diese stete Aenderung nicht lieb, da dadurch das Fahrwasser zu oft wechselt.

Auch hier muß der Mensch mit ordnender Hand eingreifen, besonders um die Ufer gegen die zerstörenden Angriffe des Stromes zu schützen. Hierzu dienen die sogenannten Schlengen- oder Stakwerke, d. h. eine Lage von Faschinenbündeln, die in den Strom hineinragen. Zur Befestigung dienen eingerammte Pfähle und Flechtwerk aus Weiden. Dadurch wird der Strom von dem Ufer abgedrängt, zugleich aber auch die Neubildung des Landes befördert. Um die Ablagerung von Schlick noch mehr zu begünstigen, zieht man am Ende der Schlenge noch ein Stakwerk quer davor, den sogenannten Schlickfänger. An beiden Ufern der Elbe und Weser sieht man Hunderte von diesen Werken, von denen eins oft mehrere Tausend Thaler kostet. Die Schlengen sind hier fast noch wichtiger als die Deiche, darum scheut man die Kosten auch nicht, obgleich oft die ganze Arbeit durch einen Eisgang verloren geht. An jeder Stelle sind diese Vertheidigungswerke aber nicht angebracht, denn oft wühlt sich der Strom, wenn er von diesen Schlengen abgewiesen wird, immer mehr in die Tiefe und wird dadurch dem Ufer nur noch gefährlicher. Oft führt das eine Ufer durch diese Werke eine Art Krieg gegen das andere; man sucht diesem nämlich den Strom zuzuwenden, um die Gefahr und Kosten los zu werden. Aber hier weiß man auch sich dagegen zu vertheidigen.

Wie bei den Seewatten spielen auch auf den Platen und Sanden die Pflanzen eine große Rolle bei der Befestigung des aus den Fluthen auftauchenden Landes. Zuerst stellen sich Binsenarten (Scirpus) ein und dann das Rohr (Phragmites communis), dessen kriechende Wurzel den Boden weit hin nach allen Richtungen durchzieht und dadurch das Erdreich zusammenhält. Da das Rohr überdies dem Marschbewohner ein treffliches Material zum Dachdecken und für die Deichbauten liefert, so wartet man oft nicht, bis es sich von selbst einfindet, sondern pflanzt es an. Wie auf den Seewatten verschwinden auch hier die ersten Pflanzenansiedler, wenn die Platen und Sande sich mit der Zeit erhöhen und endlich selbst bei der Fluth nicht mehr überschwemmt werden. Geht die gewöhnliche Fluth nicht mehr beständig darüber hin, so wird das Rohr von Jahr zu Jahr kürzer und feiner; es verkümmert immer mehr und endlich stellt sich der Graswuchs ein, der dem Vieh Weide und Heu liefert.

Ist endlich das neu angeschwemmte Land reif, so schreitet man zum Eindeichen. Zumeist hängt dies, wie schon angeführt, von

der Gestalt des Landes ab. Ist es sehr schmal und lang, so sind die Kosten zu groß; man wartet dann lieber, bis es mehr in die Breite gewachsen ist. Aber zu lange darf man auch nicht zögern, da man dem Meere nie trauen kann. Die Anschlickung geht nur sehr langsam vor sich und dabei kann es kommen, daß durch eine große Fluth an einem Tage wieder verloren geht, was man in Jahrzehnten dem Meere abgerungen hat. So sind es denn oft schon 500 bis 1000 Morgen, die man eindeicht, während diese Fläche in andern Fällen nicht genügt. Die Entscheidung will reiflich erwogen sein und stets geht daher der entscheidenden That eine lange Berathung voraus, die zuweilen 20 bis 30 Jahre währt.

Am meisten zu schaffen machen bei diesen Eindeichungen, die zahlreichen Ströme (Priele), von denen die Watten durchsetzt sind, und natürlich um so mehr, je breiter und tiefer sie sind. Um den Strom leichter zu bemeistern, schreitet man von beiden Seiten mit dem Eindämmen gegen die Mitte vor. Wenn auch diese Arbeit zur günstigen Zeit ausgeführt wird, wo die Fluthen nicht so hoch gehen, so sind die Hindernisse doch immer bedeutend, denn alle sechs Stunden strömt die Fluth hinein und dann wieder die Ebbe hinaus und jedesmal reißt das Wasser einen großen Theil der hineingeworfenen Erde mit sich fort. Und anderes Material hat man nicht zur Hand. Steine, selbst von der geringsten Größe, sind in der Marsch große Seltenheiten. Man sucht den Feind dadurch zu bewältigen, daß man die Arbeit mit Aufbietung aller Kräfte so schnell als möglich zu beendigen sucht, also die Zeit, in der das Meer seine Raubzüge wiederholen kann, so viel als möglich verkürzt.

Je mehr man den Strom beengt, um so größer wird seine Macht und um so schwieriger die Ausführung des Werkes. Die größten Hindernisse hat man bei dem letzten Schluß zu überwinden. Um die kurze Zeit zwischen der Ebbe und Fluth gehörig auszunutzen, macht man die großartigsten Vorbereitungen und bietet alle Kräfte auf, damit die Arbeit beim Herannahen der Fluth glücklich beendet ist. Gelingt dies beim ersten Anlauf nicht, so wird die Mannschaft entmuthigt und dann hält die Vollendung des Werkes viel schwerer.

Solch neu eingedeichtes Land nennt man Koog, Groden oder Polder. Die Eindeichung eines solchen Kooges, die man in Dithmarschen in neuerer Zeit ausführte, kostete 90,000 Thaler und dadurch gewann man Ländereien im Werthe von 150,000 Thaler. An dem Deiche waren 1500 Arbeiter vom Beginn des Frühlings bis Ende October beschäftigt. Ueber einen Sommer hinaus darf die Arbeit überhaupt nicht dauern, denn sonst geht sie in Folge der Herbst- und Winterstürme entweder ganz oder zum großen Theil wieder verloren.

So lange die Marschen selbständige, republikanische Gemeinwesen waren, gehörte das neuangeschwemmte Land dem Besitzer des Grundstückes, wo es sich angelegt hatte. Sie zogen von Anfang an den Nutzen davon und legten dafür auch mancherlei Werke an, um die Vergrößerung zu fördern. Mit der Freiheit der Marschen ging aber dieses Recht verloren. Die Fürsten sahen das neuentstandene Land als herrenloses Gebiet an und nahmen es für sich selbst in Anspruch. In Dithmarschen kam dieser neue Grundsatz zum ersten Male im Anfange des 17. Jahrhunderts zur Anwendung. Zwei Communen stritten sich nämlich um die Benutzung einer neuentstandenen Insel und da sie sich nicht einigen konnten, fingen sie einen Proceß an. Das streitige Gut wurde aber keiner der beiden Parteien zugesprochen. Der Regierung behagte der fette Bissen selbst und seitdem werden die Watten und Wiesen, die aus dem Meere auftauchen, Seitens der Regierung verpachtet.

Die Eindeichung des neuen Landes betrieben die Regierungen zum Theil auf eigene Kosten, zum Theil überließen sie solches Privatgesellschaften. Um wenigstens für den Augenblick die größtmöglichsten Summen aus diesen Geschenken der Natur zu ziehen, überließen die Regierungen die Eindeichungen den Meistbietenden, und um die Gebote recht in die Höhe zu treiben, stattete man das neue Land mit allerlei Privilegien aus. Dieses System hat sich aber nicht bewährt. Die Eindeichungen wurden dadurch zu einer reinen Geldspeculation, bei der Jeder, ohne Rücksicht auf das Gemeinwesen, so viel verdienen wollte, wie nur irgend möglich. Das erste und reichlichste Fett schöpften die ersten Unternehmer ab. Das jungfräuliche Land bringt nämlich in den ersten Jahren seiner Bebauung ganz außerordentliche Ernten. Rapssamen als

erste Frucht lohnt 300- bis 320fältig, die darauf folgende Gerste 60fältig und der Weizen noch 30fältig. Oft waren in dem ersten Jahre bereits sämmtliche Kosten eingebracht. Das geschwächte Land verkaufte man dann zu einem billigern Preise und die neuen Besitzer erschöpften es vollständig. So findet man oft grade in den neuen Kögen eine verarmte, mit Schulden belastete Bevölkerung. Dazu gaben noch die Privilegien häufig Anlaß zu ärgerlichen Streitigkeiten mit der übrigen Landschaft.

Bei alledem bleibt die Eindeichung eines neuen Landes doch immer eine sehr riskante Sache. Man weiß nie im Voraus, ob die Eindeichung ohne große Schwierigkeiten verlaufen wird. Dann ist die erste Einrichtung, insbesondere die Regulirung der zahlreichen Wattströme, mit großen Kosten verbunden. Eben so wenig hat man Gewißheit darüber, daß sich das neue Land beim Anbau wirklich so fruchtbar zeigen wird, als man geglaubt hat.

So ist die ganze Marsch nach und nach stückweise aus dem Meere aufgefischt worden. Der sonst vorliegende Koog wird nach einer solchen neuen Eindeichung ein hintenliegender, aber trotzdem behält er doch seinen Deich, wenn auch vielleicht nicht mehr so große Sorgfalt auf die Erhaltung desselben, da er jetzt ein Binnendeich geworden ist, verwendet wird als vorher, wo er noch den Ehrenposten unmittelbar am Meere hatte. Durch den Deich der vorliegenden Köge werden aber nicht diese allein, sondern gewissermaßen auch die hinter denselben liegenden Ländereien geschützt, und deshalb müssen diese auch zu den Unterhaltungskosten derselben beitragen, doch nur bei außerordentlichen Reparaturen, die gewöhnlichen müssen die vorliegenden Köge selbst aufbringen.

Da die alten Dämme fast noch alle erhalten sind, um bei einem Einbruch der Wogen nicht gleich die ganze Marsch preiszugeben, so gewährt dieselbe aus der Vogelperspective den eigenthümlichen Anblick eines großen Schachbrettes. Wir sehen hier Koog an Koog gereiht, so daß der ganze Küstensaum von der holländischen Grenze an bis gegen Jütland hin gleichsam als ein vielfach zusammenhängendes Netz anzusehen ist, aus dem man keine Masche entfernen kann, ohne zu gleicher Zeit die andern vielfach zu benachtheiligen.

Mittelst der alten Deiche können wir auch die allmälige Entstehung der Marschen verfolgen. Sie war ganz so, wie wir sie eben beschrieben haben. Zuerst bildeten sich vor der Geest, wie man das alte Festland, an das wir heute die Marsch angelehnt finden, nennt, Inseln und um den Verkehr mit ihnen zu erleichtern, führte man einen Damm von dem Festlande hinüber, wie es noch heutigen Tages auf den Watten geschieht. Diese Dämme verursachten gleichzeitig das Verwachsen der Inseln und nun bildeten sich neue. Diese alten Dämme sehen wir noch heute von der Geest strahlenförmig in die Marsch einlaufen. Sie dienen noch heute als Communicationswege.

Aus dem Vorstehenden wird klar, daß wir es hier mit einer ganz eigenthümlichen Welt zu thun haben. Schon dem äußeren Auge fällt der grelle Contrast zwischen der Marsch und Geest (von dem plattdeutschen Worte „güst" — unfruchtbar oder nicht tragend — herstammend) auf. Die Marsch ist niedrig, flach und eben wie ein Tisch; die größten Unebenheiten sind die Wurthen und die Dämme; Wälder fehlen hier ganz, überhaupt sind die Bäume hier selten, besonders in der Nähe des Meeres, da die hier vorherrschenden, stürmischen Nordwestwinde das Aufkommen der Bäume sehr erschweren. Nur wo die Dämme und Häuser einen Schutz vor diesem mächtigen Feinde bieten, gedeihen Bäume; sobald sich aber die Aeste über diesen Schutz hinaus erstrecken, sind sie vollständig dürr. Ebenso fehlen in der Marsch die Quellen und Flüsse, man sieht hier nur schnurgrade Canäle, die sich wie ein Netzwerk über weite Strecken ausdehnen. Sand- und Haidestrecken finden wir in der eigentlichen Marsch nicht. Allerdings begegnen wir mitunter ersteren, da, wie bereits angeführt, die Marsch ursprünglich aus Inseln bestanden hat, und da hat sich denn auch wohl einmal der fette Landstrich an eine sandige Insel angelegt. So ragen z. B. noch heute die drei Sandbänke, die den ursprünglichen Kern der eiderstedtschen Inseln bildeten, als ein kahler Sandrücken aus der fetten Marsch hervor. Desgleichen tritt auch das alte Festland vielfach in Vorgebirgen und Landzungen weit in die Marsch hinein. Aber überall finden wir hier eine scharfe Grenze zwischen Geest und Marsch, die namentlich im Frühjahr und Herbst, wo ein mit vier Pferden be-

spannter leerer Wagen Mühe hat, in den Wegen der Marsch fortzukommen, auffallend hervortritt.

Bei alledem fehlt es der Marsch doch nicht an Mannigfaltigkeit. Sie wird vorzugsweise durch die Verschiedenheit des Bodens bedingt, der sogar oft in ein und derselben Marsch auftritt, je nachdem der Thon, in allen Marschen der vorherrschende Bodenbestandtheil, mehr oder weniger mit Sand, Kalk oder Humus vermischt ist.

Da wir im Folgenden öfters die Namen der einzelnen Marschen anführen werden, so wollen wir hier einen Ueberblick über dieselben geben. An der holländischen Grenze liegen die ostfriesischen Marschen, an diese grenzt das Jeverland und jenseits der Jahde, zwischen dieser und der Weser, liegen Butjadingen und das Stadland. Die Marschen in den oldenburgischen Aemtern Brake und Elsfleth bilden den Uebergang zum Stedingerlande. Auf der andern Seite der Weser zieht sich die Osterstader Marsch von dem zum hannoverschen Amte Blumenthal gehörigen Dorfe Rade als ein schmaler, fünf Stunden langer Strich an der Weser hin. An diese Marsch grenzt das Land Wührden, das zu Oldenburg gehört. Nördlich von hier wird die Marsch außerordentlich schmal. Bis zum Geestefluß führt diese Marsch den Namen Vieland. Die nördlichste Marsch auf dem rechten Weserufer ist das Land Wursten. Das Land Hadeln ist die nördlichste Marsch an der Elbe; sie erstreckt sich von der Oste bis zum hamburgischen Amte Ritzebüttel. Auf dem Ufer der Oste beginnt das Land Kehdingen, das sich an der Elbe bis nach Stade hinzieht und ein Stündchen oberhalb dieser Stadt liegt das alte Land. Auf dem andern Elbufer oberhalb Hamburg haben wir zuerst die Vierlande anzuführen. Unterhalb Hamburg liegen jenseits Glückstadt die Kremper-, Wilster- und Haseldorfer Marsch, dann folgt Dithmarschen zwischen der Elbe und Eider. Jenseits der Eider haben wir Eiderstedt und den Beschluß machen die nordfriesischen Marschen bis in die Gegend von Tondern.

Zunächst haben wir die See- und Flußmarschen zu unterscheiden. Daß zwischen beiden große Unterschiede bestehen, liegt auf der Hand. Das Deichsystem ist hier natürlich viel weniger großartig, da man nicht direct mit den Stürmen und Fluthen zu kämpfen hat. Aber auch sonst machen sich merkliche Unterschiede geltend. Während in den Seemarschen in Folge der seltenen Bäume sich eine gewisse Einförmigkeit geltend macht, findet man in den Flußmarschen mancherlei Abwechselung. Alles ist hier schön belaubt durch Bäume der verschiedensten Art. Die Flußmarschen sind im Ganzen dichter bevölkert und hier herrscht der Acker- und Gartenbau, so wie in einigen die Obstzucht mehr vor, während in den Seemarschen die Viehzucht die Hauptbeschäftigung ist. In den Flußmarschen wechseln mit den Wiesen und Aeckern anmuthige Obstgärten ab, während die zahlreichen Viehheerden als Staffage der Landschaft hier mehr in den Hintergrund treten.

Mehr noch als an der Oberfläche selbst tritt die Verschiedenheit des Bodens in der Tiefe hervor. Im Allgemeinen lassen sich in den Marschen fünf verschiedene Erdarten annehmen, die in mehr oder weniger mächtigen Schichten in folgender Ordnung aufeinander folgen. Zu oberst liegt die Dammerde, der Humus. Diese Schicht besteht aus Thon, Sand und verwesten Pflanzentheilen. Je mehr der Thon vorwaltet, um so fruchtbarer ist der Boden, aber auch um so bindiger und zäher. Dadurch wird allerdings die Beackerung erschwert und deshalb heißt der Boden, in dem der Thon vorwaltet, schwerer, und der, in dem der Sand vorwaltet, leichter. Die Mächtigkeit dieser Schicht ist sehr verschieden. Sie wechselt von der Breite einer Hand bis zu mehreren Fußen, doch geht sie über vier bis fünf Fuß nicht hinaus. In den neu eingedeichten Ländereien besitzt sie jedoch eine weit größere Mächtigkeit. Auf dem sehr schweren Boden herrscht die Viehzucht und auf dem leichteren der Ackerbau vor.

Unmittelbar unter der Dammerde findet sich der sogenannte Knick oder Stört, eine harte, bröckliche, dunkelbraune, viel Eisenoxyd-Oxydul enthaltende Erde, deren Mächtigkeit selten über einen Fuß hinaus geht. Diese Erde ist so gut wie unfruchtbar. Deshalb hütet man sich beim Pflügen sehr, diesem Lager zu nahe zu kommen. Nun folgt ein großes Thonlager, eine dicke fette Schicht von Klei, wie man hier ähnlich wie im eng- Englischen (clay) den Thon nennt. Diese Schicht reicht zuweilen bis zu einer Tiefe von 15 und selbst von 20 Fuß. Dieser

Thon ist gleichbedeutend mit dem Schlamm (Schlick), wie er noch heute von dem Meere und den Flüssen angeschwemmt wird, und deshalb deutet er auf ein sehr hohes Alter der Marschen hin.

Je mehr sich dieser Schlick von dem Knick entfernt, um so fruchtbarer wird er, weil hier der Thon mehr mit Sand und Kalkerde gemischt ist. An manchen Stellen ist die Beimischung von Kalkerde sehr bedeutend und diese Erde besonders spielt in dem Ackerbau der Marschen eine sehr große Rolle. Man kann gradezu sagen, daß diese Erdschicht die Hauptgrundlage des Wohlstandes in den Marschen sei. Sobald nämlich die Fruchtbarkeit des Ackers nachläßt, so steigt man zu diesem fast unerschöpflichen Magazin hernieder und holt den Klei, wie die Bergleute die Silbererze, herauf und schafft sich so zu sagen ein ganz neues Land, indem man die jungfräuliche Erde auf dem erschöpften Acker ausbreitet. Diese Operation, die in allen Marschen allgemein verbreitet ist und stets im Winter ausgeführt wird, führt verschiedene Namen. Im Oldenburgischen sagt man „wühlen," im Lande Wursten und Hadeln „kuhlen" und in den schleswig-holstein'schen Marschen „kleien" oder „wallpiepen."

Diese Verbesserung des Landes ist allerdings mit sehr großen Kosten verknüpft, dafür ist aber auch die Fruchtbarkeit des Ackers wiederum auf lange Zeit (circa 50 Jahre) gesichert. Jeder Hauswirth, der kleiet, sorgt dadurch für den dauernden Wohlstand seiner Nachkommen, denn sein Acker ist jetzt wieder eben so fruchtbar, als hätte er ein ganz frisches, noch nie beackertes Stück Land angekauft. Auf den Werth der Ländereien hat dieser unterirdische Vorrath an fruchtbarer Erde natürlich einen großen Einfluß. Ein Land, auf dem schon vielfach gekleiet worden ist, hat lange nicht den Werth als ein anderes, unter dem die Magazine noch reichlich gefüllt sind. Ist letzteres der Fall, so findet auch der Mann leicht die Capitalien, um diese Operation ausführen zu können. Die beiden nächsten Ernten', die er für den Vorschuß verpfändet, reichen vollkommen aus, um die Schuld zu decken.

Zum Theil stammt dieser Kalkgehalt von Muscheln her, die hier gleichsam in Bänken abgelagert sind. Zum Theil sind die Muscheln, die namentlich den Gattungen Cardium, Mactra und Meja angehören, noch wohl erhalten, zum Theil zertrümmert. An andern Orten rühren diese Kalklager von Infusorien her.

Die letzte Schicht des Erdreiches in der Marsch bildet der Darg, eine Art Torf, der aus dem gemeinen Rohr entstanden ist. Oft liegt derselbe dicht unter der Oberfläche, oft dagegen 30 und selbst 60 Fuß unter derselben. Ueberall kommt jedoch der Darg nicht vor oder wenigstens nicht in gleicher Mächtigkeit. So findet er sich z. B. in den Marschen am linken Ufer der Weser und Elbe nur in unbedeutenden Spuren, in großer Mächtigkeit aber in Osterstade, dem Lande Wührden und in den schleswig-holsteinischen Marschen. Nutzen bringt der Darg den Marschbewohnern nicht, im Gegentheil ist er gradezu als eine Landplage anzusehen. Er sieht zwar aus wie Torf und brennt auch, verbreitet aber wegen seines bedeutenden Schwefelgehaltes einen so unangenehmen Geruch, daß er selbst von den ärmsten Leuten nicht als Brennmaterial benutzt wird. Noch mehr in's Gewicht fällt aber, daß er zugleich die Ursache des schlechten Trinkwassers in den Marschen ist.

Unter dem Darg folgt stets Sand und dieser ist entweder fest oder sogenannter Saugsand, in welchem man oft bis an die Knie hineinsinkt. Was unter dem Sande liegt, darum hat man sich noch nicht gekümmert.

Die bequemste Art der Benutzung des Landes ist die als Weide. Man kauft im Frühjahr Ochsen, läßt sie den Sommer über auf die Weide gehen und verkauft die fetten Thiere im Herbste wieder. So ganz von selbst werden die Ochsen freilich nicht fett; man hat genug darauf zu sehen, daß sie gut und ordentlich fressen und gehörig verdauen, aber so viel Arbeit hat man hierbei doch nicht als bei dem Bestellen der Felder. Das Gras wächst von selbst, ohne Mergelung, Düngung und Besprengen mit Jauche. Dagegen aber erfordert die „Fettgrasung" viel bedeutendere Capitalien als der Ackerbau. Die Weiden sind um so theurer, je älter sie sind, da der Graswuchs darauf mit den Jahren immer feiner, dichter und nahrhafter wird. Von den Weiden, die 70, 80, 100 Jahre und mehr alt sind, spricht man in den Marschen ganz in derselben Weise, wie in den Weinländern von guten, alten Weinen.

Gegen die Weiden in den Marschen an

der Nordsee sehen die besten Wiesen im Innern Deutschlands kahl und mager aus. Tritt man zuerst auf eine solche mit stattlichen Ochsen bevölkerte Weide, so begreift man nicht, wie man so viel Rühmens davon machen kann. Von einem gleichmäßigen, dichten Wuchse ist keine Rede, sondern man sieht eine Menge von kahlen Stellen, aus denen viele hohe Grashaufen hervorsehen, wie man solches häufig auf sauern und sumpfigen Wiesen findet, oder auf solchen, wo die Maulwürfe fleißig gearbeitet haben. Tritt man aber näher, so findet man keine Spur von Maulwurfshaufen, sondern schönes, hohes Gras, das den Ochsen aber nicht geschmeckt hat und von ihnen verschmäht worden ist. Wie die Marschochsen uns ein sehr leckeres Fleisch geben, so sind sie selbst in der Wahl ihrer Speise sehr lecker. Sie fressen nur das beste, saftige Gras. Stoßen sie auf nur minder schmackhaftes, so weiden sie rings herum und jenes bleibt als Schopf stehen. Daher rührt das unordentliche Aussehen der Marschwiesen. Diese stehengebliebenen Grashaufen nennt man „Pulien“ oder „Rauhwerk.“ Um dasselbe auszunutzen, kauft man in der späteren Jahreszeit einige frische Ochsen aus magern Gegenden. Diese sind nicht verwöhnt und fallen begierig über die „Pullen“ her. Auch mäht man das von den Sommerochsen verschmähte Gras ab und verfüttert das Heu während des Winters im Stalle.

Trifft man aber auf eine Wiese, die noch nicht von den Ochsen begangen ist, da muß man den dichten Graswuchs bewundern. Was die Schweizer von dem Alpengrase sagen, daß es so dicht sei, daß, wenn man einen Stock hineinwerfe, man ihn nicht wiederfinden könne, hat auch hier Geltung. Von dem Schmelz der Bergwiesen, den mannigfaltigen, blumigen und duftenden Kräutern, ist hier aber keine Spur zu sehen. Wie Alles in der Marsch, sind auch die Wiesen nüchtern und tüchtig; der aromatische Duft unserer Wiesen fehlt hier ganz.

Die Viehzucht wiegt besonders vor in Ostfriesland, dem Lande Stedingen, den nördlichen Kirchspielen von Osterstade, im Lande Wührden, im Vielande, im südlichen Theile des Landes Wursten und in den schleswig-holstein'schen Marschen, vorzugsweise im Eiderstedtschen. Die Milchwirthschaft tritt überall zurück, nur in der Nähe der großen Städte hat sie einige Bedeutuug. Die mageren Ochsen werden meistens aus der Fremde bezogen. So ist z. B. zwischen den schleswig-holstein'schen Marschen und Jütland ein sehr bedeutender Viehhandel im Gange. Auf dem Magermarkt, der im Frühjahr in Husum abgehalten wird, findet man oft 10,000 Ochsen und mehr. Eben so besucht sind auch die Fettmärkte im Herbste, von denen der in Itzehoe der bedeutendste ist.

In den Marschen an der Weser herrscht die holländische Race vor. Die fetten Marschochsen sind stattliche Thiere. Mancher fette dreijährige Ochse wiegt über 1000 Pfund. Fünfjährige Ochsen haben es nicht selten auf 1800 bis 2000 Pfund gebracht. Doch so lange wartet man nicht gerne. Um ein längeres Risico zu vermeiden, verkauft man die Ochsen so früh als möglich. Wie viel Ochsen in unsern Nordseemarschen Jahr aus Jahr ein fett gemacht werden, läßt sich nicht sagen. Schon vor 20 Jahren hieß es, daß alljährlich 40,000 Stück Vieh, jedoch mit Einschluß der Schafe und Kälber, allein aus den schleswig-holstein'schen Marschen zur Schlachtbank über die Grenze wanderten. Von dem ausgezeichneten Fleisch des Marschviehes hat nur der einen Begriff, der es selbst gegessen hat. Leider bekommt man davon im großen Deutschland wenig zu sehen. Wir sind zu arm, um dieses Fleisch bezahlen zu können. Nur in der nächsten Umgebung der Marschen finden die fetten Ochsen einen Markt; in Hamburg und Bremen. Ueber Hannover hinaus gehen sie schwerlich. Das überall bekannte Hamburger Rauchfleisch ist nur eine Delicatesse. Dagegen hat in der neueren Zeit unser reicher Vetter jenseits des Canales einen großen Gefallen an unseren Marschochsen gefunden. Eigene Dampfschiffe gehen beständig zwischen den schleswig-holstein'schen und Wesermarschen und England hin und her, und die Passagiere dieser Schiffe sind nur fette Ochsen. John Bull arbeitet für die ganze Welt und dafür stehen ihm auch die besten Erzeugnisse der gesammten Erde zu Gebote.

Mit Ausnahme des Buchweizens, des Hungerkornes, werden in den Marschen alle norddeutschen Getreidearten angebaut, doch geben sie hier eine reichlichere Ernte und eine schönere Frucht als auf der Geest. Fast jede Marsch hat wieder ihre eigene Kornart, die vorzugsweise angebaut wird. In dem südlichen Osterstade sind die Bohnen (Vicia

Faba, die kleine Feldbohne) die Hauptfrucht. Vor der Einführung der Kartoffeln machten sie die Hauptnahrung der armen Leute aus. Außerdem wird viel Weizen, Gerste und Hafer gebaut. Roggen geräth nicht immer; sein Anbau ist daher ein sehr beschränkter. Auch der Gemüsebau ist hier sehr bedeutend. Schwerlich sieht man anderswo so mächtige Felder von Kopfkohl und Wurzeln wie hier. — Der Sandboden im Vielande ist zum Roggenbau sehr geeignet, dem der reiche Dünger sehr zu statten kommt. Im Lande Hadeln, Wursten und Stedingen sind Weizen und Raps die Hauptfrüchte und in den schleswig-holstein'schen Marschen Bohnen und Raps, so daß diese Marschen zur Blüthezeit einem wahren Goldlande gleichen.

Das Stedingerland liegt von allen Marschen am tiefsten, weil es wohl zu frühzeitig eingedeicht worden ist. Da die Fluththüren hier wochen-, ja monatelang nicht geöffnet sind, so ist das Land im Herbste häufig Ueberschwemmungen durch das Binnenwasser ausgesetzt und in Folge dessen kann man hier nur Sommerfrüchte, namentlich Hafer bauen. Außerdem ist der Hanfbau nicht unbedeutend. Wo die Feuchtigkeit des Bodens zu groß ist, hat man ausgedehnte Weidenanpflanzungen angelegt, die einen eben so reichen Ertrag liefern wie die Kornfelder.

Das alte Land ist durch seine Obstcultur berühmt, wohl die nördlichste in Europa. Nicht allein die eigentlichen Gärten hinter den Häusern, sondern auch die Wege, die Ackerränder, die Höfe und selbst die Deiche der kleinen Binnenflüsse sind mit Obstbäumen (Kirschen, Zwetschen und Aepfeln) besetzt, so daß das ganze Land einem wahren Walde von Obstbäumen gleicht. Außerdem gedeihen hier auch Korn, Raps und Klee, jedoch tritt der Ackerbau so wie die Viehzucht bedeutend hinter den Obstbau zurück. Nicht selten verkaufen einzelne Bauern im Jahre für 7- bis 800 Thaler Obst; Einzelne lösen allein aus Kirschen im Jahre 500 Thaler. Nicht allein Hamburg und Bremen, sondern auch Amsterdam, London, Kopenhagen, Danzig, Stockholm und Petersburg werden von hier mit Obst versorgt. Diesen einträglichen Handel besorgt der Altländer selbst, weshalb hier auch die Schifffahrt nicht unbedeutend ist.

Die Vierlande haben wieder ihr besonderes Steckenpferd, die Rosencultur. Unmassen von frischen Rosenblättern gehen nach Hamburg, wo sie der Centner mit 5 bis 6 Thlr. bezahlt werden. Außerdem zieht man hier noch eine Art Rosen, die sogenannten „Knoop-Rosen" (Knospenrosen). Von diesen werden nicht die aufgeblühten Blumen, sondern die Knospen in dem Augenblick, wo sie aufspringen wollen, geerntet. Das Pfund dieser Blätter, die meistens nach England gehen, werden im getrockneten Zustande mit 3 bis 4 Mark (36 bis 48 Ngr.), bei Mißernten sogar mit mehreren Thalern, bei einem sehr überfüllten Markte jedoch nur mit 10 bis 12 Schilling (7½ bis 9 Ngr.) bezahlt. Mancher Vierländer erzielt im Jahre 2- bis 300 Pfund trockne Rosenblätter. Meistens befindet sich die Rosencultur in den Händen der ärmeren Leute. Den Hauptreichthum des kleinen Ländchens bildet der Weizen, aber selbst der reichste Weizenbauer betreibt auch stets aus Liebhaberei Rosenbau.

Wie man nicht ungestraft unter Palmen wandelt, so werden auch die Marschen von einigen Landplagen heimgesucht, die einen sehr grellen Contrast zu der verschwenderischen Fülle, womit die gütige Natur diese Gegend bedacht hat, bilden. Ein sehr großer Uebelstand ist in den meisten Marschen der Mangel an gutem Trinkwasser. In den mehr vom Meere abgelegenen Marschen findet man wohl Wasser, wenn man 60 bis 70 Fuß tief bis auf den Sand hinuntergegangen ist, aber klar und rein ist es doch nur selten. In den am Meere gelegenen Marschen dagegen findet man weit und breit keinen Brunnen. Alle Versuche, ein gutes Trinkwasser aufzufinden, sind vergebens gewesen; stets ist es salzig oder sehr stark schwefelwasserstoffhaltig. Hier ist man einzig und allein auf das Regenwasser angewiesen, das man noch heute, wie zur Zeit des Plinius, in Cisternen auffängt. Schon an sich ist das Regenwasser mit einem guten Brunnen- oder Quellwasser nicht zu vergleichen und dann geht es auch leicht, wenn nicht oft frischer Zufluß kommt, in Fäulniß über. Um dieses Wasser wenigstens einigermaßen genießbar zu machen, benutzt man in der neuesten Zeit allgemein die verschiedenartigsten Filtrirapparate.

Da die Cisternen der einzige Born für die sämmtlichen Bedürfnisse der Wirthschaft sind, so treten häufig Zeiten der größten Noth ein, obgleich man jeden Tropfen Regenwasser auf das Sorgfältigste sammelt und oft die

großartigsten Anstalten dazu eingerichtet hat. J. H. Voß, der eine Zeit lang Rector der Schule in Otterndorf im Lande Hadeln war, spricht zwar mit vielem Humor in einem Gedichte von dieser dritten Wassersnoth der Marschen, doch häufig ist sie eben so verderblich, wie die beiden andern, namentlich für das Vieh. Zwar wird das Wasser in den Zeiten der Noth von der Geest wie Wein in Fässern eingeführt, aber nur zum Gebrauch für die Menschen. Der Bedarf für das Vieh ist zu groß, als daß er auf diese Weise, ganz abgesehen von den großen Kosten, beschafft werden könnte.

Der Genuß des durchweg schlechten Trinkwassers ist auch die vornehmste Quelle der berüchtigten Marschfieber, der heftigen und hartnäckigen Gallen- und Wechselfieber, die wahrhaft großartig wüthen. Daß der Genuß dieses Wassers höchst schädlich wirken muß, wird Jedem klar, der es nur sieht. In dem heißen Sommer fault das Wasser buchstäblich überall, wo es wenig Abfluß hat, und wimmelt dann förmlich von kleinen Thieren. Und doch wird ein solches Wasser, da man in dieser Hinsicht überhaupt nicht verwöhnt ist, von den ärmeren Marschbewohnern nicht verschmäht. Oft sieht man die Leute auf dem Bauche liegen und frischweg aus diesen verpesteten Pfützen trinken.

Dazu kommen noch die übelriechenden Ausdünstungen aus Tausenden von faulenden Gräben und stagnirenden Canälen. Sicher spielen auch die Infusorien, die, wie wir gesehen haben, den am Meere belegenen Marschen eine so außerordentliche Fruchtbarkeit verleihen, bei diesen giftigen Miasmen, die fortwährend dem Marschboden entsteigen, eine große Rolle. Besonders leiden darunter die fremden Arbeiter, die zur Erntezeit zu Tausenden der Marsch zuwandern. Aber auch die Marschbewohner selbst werden von den hartnäckigen und langwierigen Fiebern, die nur zu häufig mit dem Tode in Folge von Entkräftung enden, nicht verschont. Um eine Heilung herbeizuführen, schickt man die Kranken oft auf die Geest, wie die Engländer ihre Kranken in Ostindien auf die Vorberge des Himalaya senden. Es kommen sogar Zeiten vor, daß in den Seemarschen nur ein Fünftel der Bevölkerung als gesund anzusehen ist. Im Allgemeinen ist die Sterblichkeit hier noch einmal so groß als sonst in Norddeutschland. Ist aber der Würgengel durch's Land gegangen, so sieht man wohl des Sonntags in den Kirchen ein Drittel der Anwesenden in Trauerkleidern. So lagen z. B. im Sommer 1846 im oldenburgischen Amte Burhave von 5200 Einwohnern 2940 und im Amte Tettens (Jeverland) von 4230 Einwohnern über 3000 am Gallen- und Wechselfieber darnieder.

Die Flußmarschen werden von diesen Krankheiten weniger heimgesucht. Als aber durch die Sturmfluth von 1825 Salzwasser in das Land kam, brachen auch hier überall die hartnäckigsten Marschfieber aus, die man erst nach Jahren wieder los wurde.

Wie die Beschaffenheit des Landes eine eigenthümliche ist, so werden die Marschen auch von einem eigengearteten Volke bewohnt. Die Natur des Bodens macht einen eigenthümlichen Ackerbau nothwendig und zum Theil wird dadurch auch die Art zu wohnen bedingt. Im Allgemeinen sind zusammenhängende Dörfer in den Marschen eine Ausnahme. Zumeist wohnt hier Jeder inmitten seines Besitzes, der von jeher so arrondirt gewesen ist, wie in keiner andern Gegend Deutschlands. Diese einzelnen Höfe sind über die ganze Ebene zerstreut. Man sollte meinen, daß grade die Gefahr, von der alle gemeinschaftlich bedroht waren, ein Zusammendrängen der Marschbewohner herbeigeführt haben sollte. Auf der andern Seite machte es aber die schlechte Beschaffenheit der Wege, die bei nassem Wetter fast grundlos sind, mehr als anderswo wünschenswerth, daß der Besitzer inmitten seiner Felder wohne. Dann aber hat wohl auch die große Liebe für die individuelle Freiheit, von der alle Marschbewohner beseelt sind, am meisten zu dieser Isolirung beigetragen.

Zu allen Zeiten sind die Marschen an der Nordsee eine Stätte der Freiheit gewesen. Der unaufhörliche Kampf mit den Wogen mußte die Liebe zur Freiheit stählen. Die Leichtigkeit, mit der man das Land durch Ueberschwemmungen gegen die Angriffe der Feinde vertheidigen konnte, mußte der Freiheitsliebe der Marschbewohner Vorschub leisten. Aber der Reichthum, der hier herrschte, machte die umwohnenden Fürsten lüstern und gegen diese hatten die Marschbewohner einen harten Stand. Die Grafen von Oldenburg, die Fürsten von Lüneburg und Hannover, die Erzbischöfe von Bremen, die Grafen von Holstein, die Herzöge von Schleswig und die

Könige von Dänemark hörten nicht auf, mit ihren Söldnerschaaren die Marschen zu befehden; so oft sie auch von den trotzigen Bauern mit blutigen Köpfen heimgeschickt wurden, stets kehrten sie wieder und endlich trugen sie doch den Sieg davon, freilich erst nach einem Jahrhunderte langen Kampfe.

Wohl wären die Marschen befähigt gewesen, für alle Zeiten der Fürstenmacht zu widerstehen, wenn sie alle fest zusammengehalten hätten. Wir haben gesehen, daß selbst bei sehr geringfügigen Veranlassungen die Marschbewohner zusammentreten zu einer gemeinschaftlichen Ausführung. Aber dieser Gemeinsinn beschränkt sich eben nur auf die kleinen Angelegenheiten; in den unzähligen Kämpfen gegen die Fürstenmacht finden wir keine Spur davon. Hier hatte man die Wahrheit des alten Satzes, die sie doch in anderen Dingen so oft erprobt hatten: „Die Vereinigung macht stark," ganz vergessen. Jede der kleinen Bauernrepubliken kämpfte auf eigene Faust und suchte und fand keine Unterstützung bei den Nachbaren, obgleich sichtbar das Damoklesschwert auch über diesen schwebte. Dazu kamen noch innere Zwistigkeiten zwischen den ersten Geschlechtern. Wir haben hier also dasselbe Schauspiel wie bei den kleinen unabhängigen Rittern und den freien Städten im übrigen Deutschland; wie diese wurden auch die kleinen Bauernrepubliken an der Nordsee von den Fürsten verschlungen, weil sie den alten bösen Geist der Deutschen, die Uneinigkeit, nicht bezähmen konnten.

In diesem Kampfe um die Freiheit stehen unter allen Marschen Stedingen und Dithmarschen obenan; sie können sich mit gutem Rechte den Schweizern und Niederländern zur Seite stellen, wenn sie auch nicht so glücklich gewesen sind. Da die Marschen überhaupt im Innern Deutschlands noch sehr unbekannt sind, weil sich nur selten Einer von hier in jene verirrt, so wollen wir hier einen kurzen Abriß der heldenmüthigen Kämpfe jener beiden kleinen Bauernrepubliken geben. Sie wären es werth, in jeder Schule gelehrt zu werden, aber darauf werden wir wohl noch lange warten können.

Um die Stedingermarschen einzudeichen, riefen die Erzbischöfe von Bremen und die Grafen von Oldenburg Friesen herbei, denen eine Menge von Rechten, Freiheiten und Privilegien verliehen wurden. Wenn auch die genannten Fürsten sich in die geistlichen und weltlichen Hoheitsrechte des Landes theilten und zur Wahrung dieser Rechte feste Schlösser und Burgen in den Marschen anlegten, so konnten doch die Friesen mit ihrem Grundbesitz frei schalten und walten und ihre Streitigkeiten durch selbstgewählte Richter, wie es in ihrem Stamme üblich war, schlichten. Aber schon nach hundert Jahren änderte sich das Verhältniß zwischen den Stedingern und ihren Schutzherren. Die Letzteren, von der Herrsch- und Habsucht gestachelt, machten dem Volke ein Privilegium nach dem andern streitig. Die Burgvögte suchten nicht allein die richterliche Gewalt an sich zu reißen, sondern sie ließen sich auch die gröbsten Ausschweifungen und Verbrechen zu Schulden kommen.

Diesen Uebermuth geduldig zu ertragen, waren die Stedinger nicht gewillt. Da alle Klagen bei den Fürsten mit Hohn zurückgewiesen wurden, mußte man selbst dem Unwesen steuern. So wurden denn 1159 sämmtliche Zwingburgen dem Erdboden gleich gemacht und die übermüthigen Junker und die Söldner sowie die herrschaftlichen Beamten erschlagen oder verjagt. Fast hundert Jahre dauerten nun die Kämpfe und der Sieg war stets auf Seiten der Stedinger. Noch im Jahre 1230, am Tage vor Weihnachten, erkämpften sie einen glänzenden Sieg über die drei vereinigten, weit überlegenen Heere, die von dem Erzbischof Gerhard II. von Bremen, dem Grafen Burghard von Oldenburg und dem Grafen Hermann von der Lippe, dem Bruder des Ersteren, ausgerüstet worden waren. Aber leider war dies der letzte Sieg. Der Bremer Erzbischof brütete furchtbare Rache und nur zu bald führte der Uebermuth der Pfaffen eine Gelegenheit herbei, um das tapfere, freiheitliebende Volk zu züchtigen.

Ein Priester beging die Schamlosigkeit, der Frau eines angesehenen Stedingers beim Abendmahl den Beichtgroschen, der ihm zu gering war, statt der Hostie in den Mund zu schieben. Der erbitterte Gemahl erschlug den frechen Pfaffen. Diese That wurde von allen freien Männern gebilligt und die Forderung des Erzbischofs, den Priestermörder auszuliefern, standhaft verweigert. Das kam dem stolzen und herrschsüchtigen Erzbischof grade erwünscht. Auf seinen lügnerischen Bericht, der die Stedinger als arge Ketzer und die sittenlosesten Rebellen schilderte, wurden sie von Papst Gregor IX. in den Bann

gethan und von Kaiser Friedrich II., ohne nur gehört zu werden, mit Acht und Interdict belegt.

Das Scheusal Konrad von Marburg, der fanatische Dominicaner und Ketzerrichter, durchzog 1232 — 1233 ganz Deutschland und predigte überall das Kreuz gegen die unglücklichen Stedinger. Durch die unsinnigsten Lügen suchte er die Wuth des Volkes aufzustacheln. Nach ihm waren die Stedinger sittlich ganz verkommen, die wildesten Ausschweifungen waren hier alltäglich; man hatte sich von Gott abgewendet und dem Teufel ergeben; man betete eine große Kröte an und was des Unsinns mehr war. Natürlich hielt das dumme Volk die Ausrottung dieser Gotteslästerer für eine heilige Pflicht. Mehr noch wirkte die Aussicht auf Beute und so kam in Zeit von weniger als einem Jahre in Bremen ein ziemliches Kreuzheer zusammen, aber dennoch fühlte man sich den muthigen Stedingern noch nicht gewachsen. Durch die Zuzüge zahlreicher Grafen und Ritter wurde das Kreuzheer im Frühling 1234 auf 40,000 Mann gebracht. Nachdem der Erzbischof die Waffen geweiht, die Kämpfer für den heiligen Streit eingesegnet und Jedem Ablaß ertheilt hatte, setzte sich das Heer gegen Ende Mai 1234 in Bewegung.

Obgleich Greise und Kinder, Frauen und Jungfrauen für die Vertheidigung des Landes eintraten, da sie den Tod der Schande vorzogen, waren die Stedinger dennoch nicht ein Drittel so stark wie das Kreuzheer. Aber im Vertrauen auf ihre gerechte Sache nahmen sie unter ihren heldenmüthigen Führern Bolke von Bardenfleth, Thammo von Huntorp und Detmar tom Dyk, die aber nichts Anderes waren als schlichte Bauersleute, am 27. Mai bei Altenesch den Kampf muthig auf. Den ganzen Tag währte der Kampf und immer noch standen die Bauern fest. Mitunter waren selbst die Feinde zum Weichen gebracht, aber eine Entscheidung war noch nicht herbeigeführt, als der Abend bereits hereindämmerte. Da fiel plötzlich Graf Diedrich von Cleve mit seinen Reitern den ermatteten Bauern in die Flanke und nun war es um die Stedinger geschehen. So verzweifelt sie auch kämpften, sie mußten unterliegen. 6000 Männer, darunter die drei Führer der Heldenschaar, und viele Frauen und Jungfrauen bedeckten als Leichen das Schlachtfeld. Im Kreuzheere zählte man 4000 Erschlagene, darunter Graf Heinrich von Oldenburg und Graf Wilhelm von Egmont.

Mit dieser grausigen Katastrophe war das große Drama zu Ende. Der Name und die Sitte der Friesen waren mit diesem Tage in Stedingen erloschen, aber der Kampf selber wird sicherer als manches Fürstenhaus bis an das Ende aller Tage in dem Gedächtniß der Geschichte leben. In dem kleinen Lande herrschte für lange Zeit die Ruhe des Kirchhofs. Mit seiner Freiheit war es vorbei; ein anderes Volk war in das Land eingezogen, und damit die Hörigkeit. Die Höfe der Erschlagenen wurden nämlich den Kreuzfahrern selbst zum Lehen gegeben.

Leider hat dieser todesmuthige Kampf der Stedinger keinen würdigen Geschichtschreiber gefunden. Erst 600 Jahre später hat man den im Kampfe für Freiheit und Glauben gefallenen Stedingern am Jahrestage der Schlacht auf dem Kampfplatze selbst ein einfaches Denkmal errichtet — ein Zeichen, daß wenigstens die späten Nachkommen jener alten Helden nicht ganz aus der Art geschlagen sind.

Wie Stedingen stand auch Dithmarschen seit 1062 unter dem Erzbischofe von Bremen, doch trug man diese Herrschaft nur mit Widerstreben. Zu verschiedenen Zeiten machte man sich frei und bei einer dieser Gelegenheiten hatte man den Bischof von Schleswig zum Schutzherrn angenommen. Daraus folgerten nun die dänischen Könige ein Recht auf das Land, das sie oft genug mit dem Schwert in der Hand geltend zu machen suchten. Gleicherweise prätendirten auch die Grafen von Holstein fortwährend ein Recht auf Dithmarschen, seitdem der deutsche Kaiser den Erzbischof von Bremen dafür, daß er den geächteten Heinrich den Löwen bei sich aufgenommen, in die Acht erklärt und dem Grafen von Holstein die Vollstreckung derselben hinsichtlich Dithmarschens übertragen hatte. Ebenso hielten aber auch die Erzbischöfe von Bremen fest an ihrer uralten Belehnung. Je mehr der Gewaltigen sich um das kleine Ländchen stritten, um so leichter wurde es diesem selbst, seine Freiheit zu bewahren. Am meisten wurde diese bedroht durch den großen König der Dänen, Waldemar den Sieger. Ihm war Dithmarschen unterthan und die Bewohner desselben mußten ihm Heeresfolge leisten. So standen auch die Dithmarschen 1227 auf der Haide von Born-

höved in den dänischen Reihen und sie waren es, welche diese denkwürdige Schlacht zu Gunsten der Deutschen entschieden, denn in dem entscheidenden Augenblicke, wo der Sieg sich auf Seiten der Dänen neigte, fielen die Dithmarschen ihren Unterdrückern in den Rücken. So wurde der stolze Dänenkönig auf's Haupt geschlagen und ganz Norddeutschland und mit ihm Dithmarschen von dem verhaßten Dänenjoch erlöst.

Die Dithmarschen kehrten aus freien Stücken unter den Krummstab von Bremen zurück, denn unter ihm hatten sie sich stets am wohlsten gefühlt. Allerdings hatte der Erzbischof das Recht, einige Vögte im Lande zu ernennen, aber diese haben hier nie ein größeres Ansehen gehabt als die gleichnamigen Beamten des Kaisers in den freien Reichsstädten. Die Regierung des kleinen Ländchens lag durchaus in den Händen der Einwohner selbst und war echt demokratisch, denn die oberste Entscheidung aller Angelegenheiten stand der ganzen Volksgemeinde, „Meende" oder „Meinheit" genannt, zu und dieser gehörten alle männlichen Eingesessenen über 18 Jahre an.

Ueber 330 Jahre nach dem Tage von Bornhöved wußten die Dithmarschen ihre Freiheit mannhaft zu schützen. Dithmarschen war unter allen Bauernrepubliken an der Nordsee die letzte, welche unterging. Auch die „herrenlosen" Dithmarschen waren den Fürsten ein Dorn im Auge und zu fünf Malen schlossen sie große Bündnisse, um die „rebellischen" Bauern zu züchtigen, d. h. zu unterjochen, aber viermal erlitten sie schmähliche Niederlagen (1288, 1319, 1404 und 1500). Alle Anstrengungen der Gewaltigen wurden an einem einzigen Tage, ja in wenigen Stunden von den tapfern und freiheitsliebenden Bauern zu Schanden gemacht. Selbst dem großen Gerhard von Holstein, der Schleswig und ganz Dänemark unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte, widerstanden die Dithmarschen siegreich. Wohl hatte er schon zweimal, wie der Chronist Neocurus sagt, über die Dithmarschen Victoriam behalten und dadurch die Geschlagenen gezwungen, sich in der Kirche von Oldenvörden zu verschanzen. Da der holsteiner Graf hier dem Feinde nicht beikommen konnte, ließ er das Dach der Kirche in Brand stecken. Als nun das geschmolzene Blei den Dithmarschen auf die Köpfe träufelte, machten sie am 7. September 1319 einen verzweifelten Ausfall und schlugen den Feind auf's Haupt. 2000 Holsten und Mecklenburger, darunter nicht weniger denn 12 Landesherren, bedeckten das Schlachtfeld. Der Tag von Oldenvörden lebt noch heute im Gedächtniß des Volkes unter dem Namen „Bleitropfenkrieg" und ebenso die große Fehde von 1500, die den Dithmarschen ihren glorreichsten Tag (13. Februar) brachte.

So oft auch die großen Herren sich bei den Bauern blutige Köpfe geholt hatten, so wachten ihre Gelüste doch immer wieder auf, weil der Reichthum des kleinen Ländchens im Munde des Volkes auf das Ungeheuerlichste übertrieben wurde. Hieß es doch, daß hier die Schweine aus silbernen Trögen fräßen. Diese Schätze in die stets leeren Beutel einzusacken, darauf ging alles Dichten und Trachten der benachbarten Fürsten. So glaubte denn auch König Hans von Dänemark, der zweite König aus dem Hause Oldenburg, der zugleich auch über Schweden und Norwegen herrschte, daß ihm die Unterwerfung des kleinen Ländchens gelingen müsse. Der Reichthum Dithmarschens lockte Streiter in Menge herbei; man brachte ein Heer von 30,000 Mann auf die Beine und darunter befanden sich viele Ritter und Herren aus Braunschweig, Lüneburg und der Mark, sowie die Grafen Adolf und Otto von Delmenhorst.

Der Hauptbestandtheil dieses Heeres war die weit und breit berüchtigte „grote Guardia" unter dem Junker Slentz, wohl die berühmteste Truppe der alten Landsknechte, die bereits seit hundert Jahren bestand und die sich immer dem verkauft hatte, der am besten zahlte. Sie war 6000 Mann stark und alle ihre Mitglieder verstanden das Kriegshandwerk, aber ebenso auch das Morden und Plündern aus dem Fundament. Ueberall, wo sie aufgetreten waren, hatten sie so gewüthet, daß man sie nicht für Menschen, sondern für lebendige Teufel hielt. Der Uebermuth dieser Bande war so groß, daß man mit den Bauern leicht fertig zu werden hoffte. Höhnend fragte daher der Junker, als er mit seiner schwarzen Garde in das Lager des dänischen Königs einzog und das gewaltige Heer erschaute, „ob denn Dithmarschen etwa mit Ketten an den Himmel gebunden und nicht wie andere Länder auf ebener Erde zu finden wäre."

Aber dieser Uebermuth sollte von den

Bauern doch gedemüthigt werden. Hier wurde der schwarzen Garde bewiesen, wie der Chronist sagt, daß sie doch Menschen seien und daß Menschen von Menschen überwunden werden können, da denn niemals Jemand so stark ist, daß er nicht einen Stärkeren fände. Unter dem mächtigen Schalle der „Trommeten und Bungen" (Trommeln) zog das gewaltige Heer von der Geest mitten in die Marsch (Meldorf) ein und zwar diesmal mitten im Winter, wo die Ungangbarkeit des Bodens durch den Frost aufgehoben war. Aber der Himmel war mit denen, die eine gute Sache verfochten und hierin nicht säumig waren. Grade in der Nacht vor dem Auszuge der stolzen Eroberer von Meldorf, wo man furchtbar gewüstet hatte, trat Thauwetter ein und zu diesem gesellte sich am entscheidenden Tage selbst noch Regen und ein furchtbarer Nordweststurm.

Dessen ungeachtet zog man aus, aber man kam nicht weit. In einer einzigen Nacht hatten die Bauern unter Anführung des muthigen Wolf Isebrand in Mitte des Weges zwischen Meldorf und Hemmingstedt in der Nähe des „Dusend-Düvels-Warf" (Tausend-Teufels-Werf) eine Schanze aufgeworfen und diese mit Karthaunen bewehrt. Des Feindes Heer war auf den engen Weg beschränkt und zog daher wie eine furchtbare Schlange heran, an der Spitze den übermüthigen Junker Slentz mit seiner Garde, deren Feldgeschrei: „Wahr Di, Buer, de Garde de kumt!" (Hüte Dich, Bauer, die Garde kommt!) nur zu bald von den Bauern in „Wahr Di, Garde, de Buer kumt!" umgekehrt wurde.

Das furchtbare Wetter verhinderte die Aussicht. Daher wurde das Heer höchlichst überrascht, als plötzlich die Karthaunen in der Schanze losknallten. Schon jetzt gerieth das Heer in große Unordnung, da es sich nicht entwickeln konnte. Aber noch größer wurde der Schrecken, als plötzlich die Fluth hereinbrach. Die Bauern hatten nämlich auf den Deichen am Meere Posten ausgestellt und diese öffneten sofort die Haffschleusen, als sie den Donner der Geschütze hörten. Mit den Fluthen zugleich brachen auch die Dithmarschen aus der Schanze hervor und da war es um das stolze Heer geschehen. Nur drei Stunden währte die Schlacht und dennoch entkamen nur Wenige von den vielen Tausenden, die mit dem stolzen Bewußtsein des Sieges in die Marsch eingerückt waren. Junker Slentz mit der überwiegenden Mehrzahl seiner Hauptleute und Kriegsknechte lagen erschlagen und ebenso 400 vom Adel und 140 Vögte. Selbst die heilige Sturmfahne von Danmarks Rige, der Danebrog, der, als Waldemar I. in Esthland kriegte, direct vom Himmel gefallen war und den Dänen den Sieg gebracht hatte, war den Bauern in die Hände gefallen.

Bei dem mehrerwähnten Chronisten heißt es über diese Schlacht: „Und hier trug sich denn nun eben so ein Spiel zu als vor Zeiten in Gräcia, da auch der mächtige Darius aus Persien mit denen von Athen ein Treffen hatte, da der Fürst Miltiades in die Feinde setzte und so tapfer stritt, daß man es davor angesehen, als wären die Athenienser Männer, des Königs Darii Volk aber Weiber."

Aber die Söhne der Erschlagenen schwuren den Bauern Rache und sie haben Wort gehalten. Nach länger als einem halben Jahrhundert brach der Tag des Unglücks herein. Wieder hatten der König von Dänemark und die Herzöge von Schleswig und Holstein einen Bund gegen die freien Bauern geschlossen. Der letzte Kampf wurde am 13. Juni 1559 in den Straßen von Heide, der Hauptstadt des Ländchens, ausgefochten. Die Bauern unterlagen. Trotzdem aber glaubten selbst die Feinde an eine völlige Unterwerfung so wenig, daß das Heer beim Herannahen einer Bauerngesandtschaft mit weißer Fahne verwundert ausrief: „Gotts Dusend, de Buer will sick gewe!" (Potz Tausend, der Bauer will sich ergeben!)

Die Selbständigkeit Dithmarschens ging weniger durch die Macht der Feinde als durch innere Zwistigkeiten verloren. Trotzdem aber hat das Land doch Vieles von seiner alten Freiheit bis auf den heutigen Tag bewahrt. Nicht mit Unrecht konnten daher die Dithmarschen in ihrer jüngsten Eingabe an den deutschen Bund, in der sie die Anerkennung des Herzogs Friedrich fordern, mit stolzem Selbstbewußtsein sagen: „Dithmarschen ist ein Land von historischem Namen. Auf einem reich gesegneten Areal von nahezu 24 Geviertmeilen lebt eine ländliche Bevölkerung von mehr als 70,000 Seelen. Hier waltet der Landmann, nicht selten reich begütert, wohlhabend immer, auf eigenem freien Hofe und selbst der Stand der Arbeiter erfreut sich durchweg grundeigenthümlichen Besitzes. Der Dithmarsche kennt die Geschichte und das

Recht des Vaterlandes, er hat nicht nur eine Ueberzeugung, sondern gebildet und erzogen in der Schule einer freien repräsentativen Communalverfassung, weiß er mannhaft dafür einzustehen."

Grade in diesen ernsten Tagen, wo sich das Geschick der nordalbingischen Herzogthümer auf lange Zeit entscheiden muß, hat es sich gezeigt, daß die holsteinischen Marschen, trotzdem sie alle schon längst ihre Selbständigkeit verloren haben, doch ein gutes Stück ihrer alten innern Freiheit bewahrt haben, viel mehr als die hannover'schen Marschen. Das Welfenhaus ist viel eifersüchtiger auf seine unbeschränkte Souveränetät gewesen und hat viel mehr die Freiheiten der Marschen beschnitten als Dänemark. Letzteres hatte es vorzugsweise auf das Geld der reichen Bauern abgesehen; konnte es tief genug in die Säckel derselben eingreifen, dann ließ es sie auf ihrem eigenen Grund und Boden frei schalten und walten. Nur in der letzten Zeit ist es anders geworden, seitdem das Schreckgespenst immer deutlicher hervortrat, daß bald für „ewige Zeiten" die vollen Geldsäcke der Schleswig-Holsteiner für Danmarks Rige verloren und damit auch das Ende für Danmarks Rige selbst gekommen sei.

Wie die Dithmarschen kennen auch die Bewohner der übrigen Marschen die Geschichte und das Recht ihres Landes; auch sie wissen dafür mannhaft einzustehen, aber dennoch sind alle gewaltig verschieden von ihren streitbaren Vorfahren. Auf das Jahr 1848 kann das deutsche Volk allerdings nicht stolz sein, da fast Alles, was damals im Fluge erreicht wurde, nur zu bald wieder verloren gegangen ist; aber selbst in dieser Zeit, wo ein neues Leben in unserm großen Vaterlande zu erwachen schien, herrschte in den Marschen durchweg die größte politische Trägheit. Merkwürdigerweise waren grade die rein friesischen Bezirke — im Lande Wührden, Vieland, im Lande Wursten und Budjadingen — die ruhigsten und theilnahmslosesten. Dagegen erwachte in dem Lande Hadeln und Stedingen, sowie jenseits der Elbe, in den schleswig-holsteinischen Marschen, ein regeres Leben. Die Söhne der alten Dithmarschen und Eiderfriesen haben mannhaft für die Rechte des Landes eingestanden und die Thaten ihrer Väter waren noch im Gedächtniß der Dänen, der Erbfeinde des Landes. Die schleswig-holsteinische Erhebung ist unterlegen, aber nicht durch den Einmarsch der Oesterreicher, wie es allgemein heißt, sondern durch die eigene Schuld. Ein Beseler und wie die Männer sonst hießen, waren nicht die Männer, wie sie das Land in jenen ernsten Tagen brauchte. Man hatte den alten Wahrspruch: „Hilf Dir selbst!" vergessen. Die Klippe, an der die gute Sache Schleswig-Holsteins scheiterte, war die Vertrauensseligkeit. Ob man in der schweren Zeit, die seitdem in diesen Landen herrschte, etwas gelernt hat, wird die nächste Zukunft lehren.

Groß dagegen sind die Marschen in dem passiven Widerstande; hier stehen sie mit den Kurhessen in der ersten Reihe. Mit einer unendlichen Zähigkeit halten sie fest an den alten Gewohnheiten, Rechten und Freiheiten und eben nur dadurch haben sie die vielfachen Angriffe der Regierungen auf die altverbrieften Rechte abgeschlagen und so viel von ihren alten Freiheiten bis auf den heutigen Tag bewahrt. Dies zeigte sich auch 1837, als Ernst August von Hannover eigenmächtig das Staatsgrundgesetz aufhob. Hätte das ganze Land einen eben so hartnäckigen und lebhaften Widerstand dagegen erhoben wie die Marschen, so wäre Hannover sicher eben so wie Kurhessen siegreich aus diesem Kampfe hervorgegangen.

Diese hartnäckige Anhänglichkeit an das Althergebrachte hat denn auch die alte Einfachheit in den Sitten der Marschbewohner erhalten. Nur in den letzten Jahrzehnten hat man dem Eindringen der modernen Cultur nicht ganz wehren können. Am unberührtesten davon ist das alte Land geblieben. Obgleich der altländer Bauer viel in Hamburg und Bremen verkehrt, also hinreichend mit dem modernen Luxus bekannt ist, hält er diesen doch ganz aus seinem eigenen Hause fern. An Luxus fehlt es hier allerdings nicht, aber es ist ebenfalls ein althergebrachter. Mit Stolz zeigt man dem Fremden das kostbare Hausgeräth, welches durch die Groß- und Urgroßmutter herzugebracht worden ist, ja manche Stücke sind so alt, daß man meint, sie stammen noch aus „heidnischen" Zeiten.

Wenig von der modernen Cultur beleckt sind ferner Osterstade, Wührden, Wursten und Vieland. Dagegen haben Stedingen, das Stad- und Budjadingerland, das Land Hadeln und die schleswig-holstein'schen Marschen dem Geist der Neuzeit am meisten Rech-

nung getragen. Hier findet man in den Wohnungen eine große Eleganz und namentlich bei dem weiblichen Geschlecht außerhalb des Hauses, wenn es gilt, auf den Jahrmärkten oder sonstigen Gelegenheiten den Reichthum zu zeigen, eine außerordentlich luxuriöse Kleidung, ohne daß es aber gelingt, den Bauer dadurch zu verdecken, wennschon selbst bei den Mädchen die Bildung eine gediegenere ist als bei den Bauern im Binnenlande.

Während noch heute in vielen Marschen gegen den gebildeten oder sogenannten lateinischen Bauer ein großes Vorurtheil herrscht und die ganze Bildung sich darauf beschränkt, was eben die heimische Dorfschule bieten kann, hat dagegen in Dithmarschen schon seit langer Zeit die Bildung in hohem Ansehen gestanden. Dies ergibt sich schon aus den alten Urkunden des Landes, die oft in einem sehr guten Latein abgefaßt sind und sich überhaupt durch ungemeine Umsicht und Kenntnisse auszeichnen. Dadurch, daß die Gebildeten Bauern blieben, d. h. auf ihren Höfen fleißig den Ackerbau betrieben, stiegen sie ungemein im Ansehen und wirkten zugleich günstig auf das Ganze, indem sie durch das eigene Beispiel die Vorurtheile, die man sonst gegen die Bildung hegte, besiegten. Es war daher kein eitles Prahlen bei jenem alten Dithmarschen, als er sagte:

Buern schölt de Dithmarscher sye,
Se mögen woll Herren wesen.

(Bauern sollen die Dithmarschen sein, sie mögen wohl Herren genannt werden.) Und in der That, in diesen Bauern lebt noch etwas von der alten angelsächsischen Gentry Englands.

Auf einer hohen Stufe der Bildung steht das Land Hadeln. Hier ist es keine Seltenheit, daß ein junger Bauer, der hinter dem Pfluge hergeht, fließend englisch und französisch spricht. Die glänzenden Staatszimmer, die parkähnlichen Gärten, das kostbare Porcellan- und Silbergeräth und die eleganten Equipagen der Hadeler Bauern sind weit und breit bekannt. Eben wegen der gediegenen Bildung ist man hier lange nicht so dickthuerisch wie in dem benachbarten Kehdingen. Die ersten Worte eines Kehdinger Bauern, wenn er in das Gasthaus einer Stadt tritt, sind: „Drei Bouteillen Champagner und ein Messer!“ um den Flaschen den Hals abzuschlagen; und beim Einkauf des Staates für die Frau hört man nicht selten: „Aber man jo vom Allerbesten und Allertheuersten, ick bin en Kehdinger Buer.“

Bei Hochzeiten, Kindtaufen und andern Familienfesten ist von je her der Luxus in den Marschen sehr groß gewesen, was nur zu deutlich aus den vielen landesherrlichen Verordnungen seit der Zeit, wo die Bauernrepubliken ihre Selbständigkeit verloren haben, hervorgeht. Und darin ist noch heute wenig geändert, nur daß der Luxus mehr mit der Bildung in Harmonie steht. Noch heute kommen in Osterstade Hochzeiten vor, zu denen 500 Gäste geladen werden, aber sie bauern nur einen Tag. Früher ging es nicht unter drei vollen Tagen ab — aber auch nicht ohne eine tüchtige Prügelei, zu der die Knüppel schon lange vorher ausgesucht wurden. Im Lande Hadeln waren die Gastereien eben so großartig und hier war jeder Hochzeitsgast verpflichtet, dem jungen Paare ein Stück Silberzeug zu verehren. Daher stammen zumeist die großen Silbervorräthe, die in einigen Bauerhäusern wahrhaft kolossal sind. Im alten Lande sind noch heute Hochzeiten mit 500 bis 800 Gästen und einer dreitägigen Dauer an der Tagesordnung, aber nicht, um dadurch mit seinem Reichthum zu prahlen, denn das ist nicht der Altländer Art, sondern nur, weil es ein althergebrachter Gebrauch ist, von dem der Bauer nicht abgehen kann, ohne seiner Ehre zu schaden. So ließ einer der reichen Bauern in der Wilstermarsch auf einem Kindtaufsschmause von über 40 Personen den Kaffee, die Schockolade und den Thee jedesmal in einem neuen Silbergeschirre umherreichen, einzig nur, weil es sich nicht hübsch ausgenommen haben würde, wenn das schon gebrauchte Geschirr aufgewaschen worden und abermals vor den Gästen erschienen wäre.

Man darf aber nicht glauben, daß, wenn auch die moderne Cultur mehr oder weniger die alte Einfachheit der Sitten verdrängt hat, zugleich ein Verfall der Sittlichkeit eingetreten wäre. Wie schon in alter Zeit der Reichthum hier nicht, wie es sonst gewöhnlich zu sein pflegt, die Freiheitsliebe ertödtete, so macht sich neuerdings auch der merkwürdige Umstand geltend, daß, je mehr Boden die moderne Cultur, mit ihren unzertrennlichen Begleitern Luxus und Mode, gewonnen hat, auch im Allgemeinen der sittliche Zustand sich gehoben und die Verbrechen, zu

denen früher namentlich die Unmäßigkeit im Trinken und die Rauflust ein zahlreiches Contingent stellten, in Abnahme gekommen sind. So ist beispielsweise in Osterstade in den letzten fünfzig Jahren kein ausgezeichneter Diebstahl vorgekommen und ebenso hat sich fast überall die Zahl der unehelichen Geburten sehr bedeutend vermindert. Nur in denjenigen Marschen, wo man sich mehr oder weniger hartnäckig dem Eindringen der modernen Cultur widersetzt, ist auch dem alten Unwesen am wenigsten gesteuert. Hervorragende Züge im Charakter der Marschbewohner sind ferner sein Selbstgefühl, sein Stolz und seine große Heimathsliebe. So sehr diese Gefühle auch im Allgemeinen zu achten sind, hier gehen sie doch zu weit. Wohl hat der Marschbauer Ursache, auf seinen Stand als freier Grundbesitzer stolz zu sein, aber zu entschuldigen ist es nicht, daß er auf Jeden, der weniger besitzt, auf den sogenannten „lütten" (geringen) Mann mit Verachtung herabsieht. Eine Verbindung mit diesem ist ihm gradezu ein Gräuel. Ueberhaupt wird, wie das im Allgemeinen bei dem deutschen Bauer der Fall ist, bei der Heirath nur auf das Geld Rücksicht genommen. Das Gut und Geld muß in der Familie beisammen bleiben. Eben so wenig löblich und gerechtfertigt ist die Verachtung, mit der der Marschbauer auf die übrige Welt, die jenseits seines engen Bezirks liegt, die Geest, wie er sich ausdrückt, herabblickt. Aeußerst charakteristisch ist die Art und Weise, wie ein alter Marschbauer seinem Sohne die Verwerflichkeit seiner Reiselust bewies. „Sieh, Junge," lautete die Ermahnung des Alten, „hier is de Marsch un de ganze anner Welt is man Geest. Wat wullt Du dumme Jung nu in de Welt maken?"

Wohl besitzt der Marschbauer im Allgemeinen einen hohen Grad von Ehrgefühl, aber ebenso wie die Hegel'schen Kategorien schlägt auch dieses nur zu leicht in das Gegentheil um. Daraus entspringt die Unversöhnlichkeit, die Proceßsucht, die namentlich in den friesischen Marschen in hoher Blüthe stehen. Aus Lust zum Streite entspringt diese Schattenseite der Marschbauern nicht, aber wohl aus der Rechthaberei, die sich hier bis zum Eigensinne steigert. Alle diese Schroffheiten treten um so mehr hervor, als das Gemüthsleben bei den Marschbauern ganz und gar nicht vorhanden zu sein scheint. Für äußere Eindrücke ist er fast gar nicht empfänglich und einer wahrhaften Begeisterung fast nie fähig. Nichts ist geeignet, das Phlegma zu besiegen. Der kalte, berechnende Verstand ist das vorherrschende Element. Schon ein altes Sprichwort sagt: „Frisia non cantat" und diesem getreu geht es bei allen festlichen Gelegenheiten mit erstaunlicher Ruhe und Ernst zu. Nur wenn man Einen über den Durst getrunken hat, da bricht sich eine Art von Fröhlichkeit Bahn, die aber jeden Gebildeten anwidert.

Die Tugenden und Fehler im Charakter der Marschbewohner lassen sich leicht aus der Natur des Landes ableiten. Ebenso wie die Marsch selbst ist auch der Mensch, der darin lebt, schlicht und einfach; beide versprechen auf den ersten Blick sehr wenig und doch bergen sie einen reichen Gehalt. Im Großen und Ganzen wiegt das Ehrbare in dem Charakter vor. Die Fehler, die sich daneben geltend machen, werden bei zunehmender Bildung immer mehr und mehr verschwinden. Denn hat der Marschbauer, so unhold er dem Neuen auch sein mag, sich nur irgend von dem Guten überzeugt und sich dasselbe angeeignet, so hält er auch mit der äußersten Zähigkeit und Ausdauer daran fest.

Biographien der Heerführer im deutsch-dänischen Kriege.

Generalfeldmarschall von Wrangel.

General v. Wrangel, der Oberbefehlshaber der alliirten preußisch-österreichischen Armee für Schleswig-Holstein, entstammt einer altpreußischen Soldatenfamilie, und ward am 13. September 1784 zu Stettin, wo sein Vater als Infanterieoberst in Garnison lag, geboren. Wrangel steht gegenwärtig in seinem 80. Lebensjahre und ist seit Radetzky's Tode der Nestor der deutschen Generale. Der früheren Sitte gemäß trat der junge Wrangel schon im dreizehnten Lebensjahre (d. 15. August 1796) als Junker in ein preußisches Dragonerregiment ein, in welchem er zwei Jahre später (1798) zum Secondelieutenant avancirte. In dieser Charge erwarb er sich in seinem ersten Feldzuge (1806 und 1807 in Preußen) den damals einzigen Militär-

orden pour le mérite für seine in der Schlacht bei Heilsberg bewiesene Tapferkeit, auch trug er hier eine Verwundung durch einen Pistolenschuß in die Schulter davon. Im Jahre 1808 avancirte er zum Premierlieutenant, 1811 zum Rittmeister. In den Feldzügen 1813 u. 14 begegnen wir Wrangel in fast allen größeren Schlachten, so bei Lützen, Haynau — wo er sich den Rang eines Majors erwarb — und Leipzig. Für besondere Bravour erhielt er nach dem Reitergefecht bei Haynau das eiserne Kreuz 2. Classe und nach der Leipziger Schlacht das sehr sparsam ausgetheilte Kreuz der 1. Classe. Im Feldzuge 1814 in Frankreich führte Wrangel als Commandant das ostpreußische Cürassierregiment (jetzt No. 3) in den Treffen bei Montmirail, Champaubert und Etoges. Besonders rühmt man seine kühne That am Walde von Beaumont, wo er sich mit seinem bereits verloren gegebenen Regiment mitten durch den Feind schlug. Mehrmals verlor er Pferde unter dem Leibe, wenn er seinem Regiment zum Angriff gegen die Reihen der Infanterie voranritt. Der König ernannte den erst 30 Jahre zählenden Major außer der Reihe zum Oberstlieutenant und Commandeur des 2. westpreußischen Dragonerregiments, das er mit gleicher Auszeichnung wie sein voriges in der Schlacht bei Laon und im Gefecht von Sezaime führte. Am Feldzuge 1815 nahm Wrangel keinen activen Antheil. Nach der Rückkehr aus Frankreich avancirte Wrangel zum Obersten, 1821 zum Brigadecommandeur, 1823 zum Generalmajor. Im November 1834 erfolgte seine Ernennung zum Commandeur der 13. Division, welcher 1838 die zum Generallieutenant, 1839 die zum commandirenden General des 2. Armeecorps folgte. Wrangel behielt gleichwohl den Ruf eines Reitergenerals par excellence und befestigte denselben durch die ihm übertragene Leitung der großen Cavallerieübungen auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin im Jahre 1843. — Der Grundgedanke dieser Uebungen ging dahin, den seit Friedrich's des Großen Tagen außer Uebung und Anwendung gekommenen Massengebrauch der Reiterei wieder zu beleben und in eine reglementarische Form zu bringen, die der neuern Taktik entspricht. Diese Uebungen wurden nicht allein 1852 und 1857 unter Wrangels Leitung wiederholt, sondern auch in Oesterreich, Rußland, Frankreich u. s. w. nach Wrangel's Ideen nachgeahmt. — Im Jahre 1848 stand Wrangel als commandirender General in Stettin, als im April seine Ernennung zum wirklichen General der Cavallerie und Oberbefehlshaber der gegen Dänemark in der schleswig-holsteinischen Sache aufgebotenen Bundestruppen erfolgte. Wrangel debütirte sehr glücklich mit der am 23. April (am Ostersonntag) überraschend und erfolgreich ausgeführten Occupirung der Dannewirkstellung, welche indessen damals bei Weitem nicht die heutige Stärke besaß. Diese unter dem Namen des Gefechts bei Schleswig bekannte That rehabilitirte mit einem Male den Ruf der Preußischen Garden, der durch die Märztage discreditirt war, und machte Wrangel bei der Armee wie beim Volke gleich populär. Leider kam aus höheren politischen Rücksichten des Berliner Cabinets, denen der General natürlich gehorchen mußte, der glücklich begonnene Feldzug bald in's Stocken, als die Preußen in Jütland eingerückt waren. Nur bei Hollebüll und Düppel kam es noch am 5. u. 6. Juni zu Gefechten, worauf sich die kriegerischen Actionen der Preußen im Sand verliefen und der Waffenstillstand von Malmö (den 26. August) die preußische Armee zurück in die Heimath führte. Bald nachher, den 10. November 1848, rückte Wrangel an der Spitze ausgesuchter Truppen, als neuernannter Gouverneur von Berlin und Oberbefehlshaber in den Marken, in die preußische Hauptstadt ein, um dieselbe von dem Drucke der demokratischen Nationalversammlung zu befreien und letztere zur Uebersiedlung nach Brandenburg zu nöthigen. Beides gelang ihm und zwar zum großen Theile unter der Einwirkung seines persönlichen drastischen Wesens, welches ihm eine große Popularität verschaffte.

Am 15. August 1856 erhielt Wrangel zu seinem 60jährigen Dienstjubiläum die höchste militärische Würde im preußischen Heere, den Titel als Generalfeldmarschall.

König Wilhelm hat das Gesuch des verdienten Veteranen um Versetzung in den Ruhestand wiederholt abschläglich beschieden und demselben für den Spätabend seines Lebens sogar noch das wichtige Commando über die alliirte österreichisch-preußische Armee für Schleswig-Holstein übertragen, welche am 31. Januar 1864 in Schleswig eingerückt ist, um Dänemark zur Erfüllung seiner Versprechungen gegen die deutschen Herzog-

thümer mit Waffengewalt zu zwingen. Auch bei dieser neuen Auflage des alten Streites hat Wrangel's Führung die ersten militärischen Erfolge überraschend schnell für die deutschen Waffen gesichert, denn schon am 5. Februar haben die Dänen ihr Hauptbollwerk gegen Deutschland, die Dannewirkstellung, fast ohne Kampf geräumt. Der Fortgang des Krieges in militärischer wie strategischer Beziehung liegt noch im Schooße der Zukunft.

Feldmarschall Wrangel hat sich auch in seinen alten Tagen noch viel von der Energie und Bravour seiner Jugendzeit bewahrt; Viele werfen ihm vor, daß er das Jugendliche, das ihm geblieben, wie auch den Typus des specifisch Preußischen allzustark zu Schau trägt. Nicht zu leugnen ist es, daß der Glanz seines Namens und Rufes, so wie sein Glück, für die Stimmung der unter ihm stehenden Truppen von günstigem Einfluß sein müssen.

Prinz Friedrich Karl von Preußen.

Dieser Prinz, welcher das combinirte preußische Armeecorps in der Armee für Schleswig-Holstein befehligt, ist ein Sohn des Prinzen Karl (Bruder des regierenden Königs) und am 20. März 1828 geboren, steht somit im 36. Lebensjahre, in der Blüthe der Manneskraft. Gleich allen preußischen Prinzen ward Friedrich Karl speciell für den Militärdienst erzogen, für den er frühzeitig entschiedene Neigung und Begabung zeigte. Schon als 20jähriger Jüngling begleitete er im Jahre 1848 den alten Feldmarschall Wrangel als Ordonanzofficier bei dessen Feldzug nach Schleswig, wobei der Prinz den Treffen von Schleswig und Düppel beiwohnte; im folgenden Jahre, 1849, nahm der Prinz, von Thatendurst getrieben, Antheil am badischen Feldzuge und zwar als Major im Stabe seines Onkels, des Prinzen von Preußen (jetzigen Königs). Mit mehr Bravour als Verständniß setzte er sich gleich in einem der ersten Gefechte, am 20. Juni bei Philippsthal an die Spitze eines Husarenregiments, um die badische Infanterie anzugreifen. Dem Regiment weit voranreitend gelangte er zuerst an den Feind (das 3. badische Infanterieregiment), welches den Angriff ruhig erwartete und abschlug. Der Prinz erhielt dabei einen Schuß in den Arm, der ihn für den Rest des kurzen Feldzugs kampfunfähig machte. In dem folgenden Decennium avancirte der Prinz rasch von Stufe zu Stufe, bis er als Generallieutenant und Commandeur des 3. preußischen Armeecorps im Jahre 1859 eine der höchsten Staffeln der preußischen Militärhierarchie erreicht hatte. Mit Eifer verfolgte der thatkräftige und für seinen Stand begeisterte Mann nicht allein die Dienstpflichten seiner Stellung, sondern mit scharfem und kritischem Blicke auch die Weltgebenheiten, besonders im Hinblick auf militärische Beziehungen. Das Product dieser Studien erschien — gegen den Willen des Prinzen — veröffentlicht in einer kleinen Brochüre, betitelt: „Eine militärische Denkschrift" von P. F. K. (Frankfurt am Main, 1860.) Die Erfolge der Franzosen gegen die Oesterreicher im italienischen Feldzuge 1859 hatten die nächste Veranlassung gegeben. Mit Geist und Schärfe kritisirte der Prinz die Kampfweise der Franzosen und entwickelte daraus die taktischen Grundsätze, deren sich die Deutschen, speciell die Preußen, zu bedienen haben, um bei einem etwaigen Feldzuge die neuen Gallier siegreich zu bekämpfen. Jeder unbefangene Leser wird den hier aufgestellten Doctrinen nur beistimmen können, die noch einen besonderen Werth dadurch erhalten, daß sie vom reinsten Patriotismus durchweht sind, unser militärisches Selbstbewußtsein erheben, und den moralischen Potenzen des Kriegerstandes gerechte Würdigung widerfahren lassen. Die kleine Schrift erregte selbst in Frankreich großes Aufsehen, und erfuhr im spectateur militaire 1861 eine ausführliche Besprechung, in der das verletzte militärische Gefühl der Franzosen sich empfindlich genug aussprach.

Im Januar 1864 erhielt der Prinz über das circa 25,000 Mann zählende preußische combinirte Armeecorps, das an der Seite der Oesterreicher in Schleswig einzurücken bestimmt war, den Oberbefehl. Am 31. Januar ward die Eider überschritten, und schon am 2. Februar ergriff Prinz Friedrich Karl die Gelegenheit, sich bei Missunde, einem befestigten Nebenposten der Dannewirkstellung, mit den Dänen zu messen. Sein brüsker Artillerieangriff mißlang zwar, charakterisirte aber den Geist der Kriegführung, mit dem der Prinz die Operationen zu führen gedenkt. Auch sein heimlicher Umgehungsmarsch und der Schleiübergang bei Cappeln am 6. Februar, der

dazu beitrug, die Dänen zum freiwilligen Verlassen ihrer starken Stellung zu veranlassen, ist militärisch betrachtet, eine schöne Operation zu nennen. Der Prinz besitzt etwas von „Ritter Heißsporn" und daneben viel militärische Derbheit, auch sind seine Anforderungen an die Leistungen der Truppen gewöhnlich auf's äußerste Maß gespannt, trotzdem genießt er aber bei den Truppen große Bewunderung und allgemein wird er für den „Mann der Zukunft" unter den preußischen Generalen der Gegenwart gehalten.

Feldmarschalllieutenant Baron von Gablenz.

Der das österreichische Armeecorps in der alliirten Armee für Schleswig-Holstein befehligende Feldmarschalllieutenant Ludwig Freiherr von Gablenz ist am 19. Juli 1814 zu Dresden geboren, wo sein Vater den Rang eines königlich sächsischen Generallieutenants und Gouverneurs der Residenz bekleidete. Dieser verdiente General galt für einen der fähigsten und tapfersten Führer der sächsischen Armee und diese Eigenschaften haben sich auch auf seinen Sohn übertragen, der seine militärische Erziehung in der Dresdner Ritterakademie, einer anerkannt trefflichen Anstalt, in den Jahren 1826—30 erhielt, und sodann einige Jahre als Lieutenant in der sächsischen Reiterei diente. Zu Anfang der dreißiger Jahre vertauschte Gablenz den sächsischen mit dem österreichischen Dienst, der bessere Aussichten zur Beförderung darbot. Im Jahre 1848 war Gablenz bereits einige Jahre Rittmeister und wohnte in dieser Charge dem letzten Theile des italienischen Feldzuges von 1848 und zwar als freiwilliger Ordonanzofficier im Stabe des Marschalls Radetzki bei, wobei er Gelegenheit fand, in den Schlachten bei Custozza, Verona und Mailand die ersten kriegerischen Erfahrungen auf dem Schlachtfelde zu sammeln. Mit Ende des genannten Jahres rückte Freiherr von Gablenz zum Major vor, und erhielt eine Anstellung als Generalstabschef bei dem nur 8000 Mann zählenden Corps, welches unter General v. Schlick von Gallizien aus durch den Duklapaß in das nördliche Ungarn gesendet ward, um von hier aus gegen die ungarische Insurrectionsarmee zu kämpfen. Das Verhältniß zu Schlick ward ein so ideales, wie es bei Blücher und Gneisenau, Radetzky und Heß bewundert wird, und der von beiden Führern unter dem Namen der ungarischen Wintercampagne geführte Feldzug gehört zu den schönsten Blättern der österreichischen Kriegsgeschichte. Die klugen Dispositionen des jungen Generalstabsofficiers erhielten durch die kühne Ausführung den Stempel der Vollendung. Die Schwierigkeiten des Terrains, der Jahreszeit, der feindseligen Bevölkerung und feindlichen Ueberzahl hielten die Oesterreicher nicht ab, dem Feinde eine Niederlage nach der andern zu bereiten, die wichtigste bei Kaschau am 4. Januar 1849, in welcher letzteren Schlacht Freiherr von Gablenz an der Spitze von 2 Cürassierregimentern sich auf den retirirenden Feind warf und diesem eine Batterie von 10 Kanonen abnahm. Er erhielt dafür den höchsten österreichischen Militärorden, das Ritterkreuz des Marien-Theresien-Ordens. Später ward das Corps verstärkt und bewerkstelligte in der Schlacht bei Kapolna den 27. Februar die Vereinigung mit der Hauptarmee unter Windischgrätz. Als Mitte Juni der energische Haynau das Commando über die mittlerweile bis an die deutsche Grenze zurückgedrängte österreichische Armee übernahm, erhielt Feldmarschalllieutenant Schlick den Befehl über das sogenannte 1. Armeecorps, Gablenz behielt als Oberstlieutenant die Stelle als sein Generalstabschef. In der nun folgenden glänzenden Kriegsperiode hatte das 1. Armeecorps fast fortwährend die Avantgarde und somit in den meisten Gefechten einen wesentlichen Antheil am glücklichen Ausgange derselben, so bei der Erstürmung von Raab am 28. Juni, und in den Schlachten von Komorn am 2. und 11. Juli. Nach dem Theißübergange wandte sich das Schlick'sche Corps gegen Arad und vereitelte in drei Gefechten bei Dreyspitz den 10., 11. und 12. August die Versuche Görgey's, sich mit Dembinsky zu vereinigen, wodurch der Erstere den Russen entgegengetrieben und zur Capitulation bei Vilagos genöthigt ward. — Im Jahre 1854 finden wir Gablenz als Obersten und Commandeur eines Reiteregiments bei der österreichischen Occupationsarmee in den Donaufürstenthümern, später als Generalmajor und Brigadier in Italien und zwar beim Ausbruche des Feldzuges 1859 gegen die Franco-Sarden in der Division Reischach des 7. Armeecorps (Frei-

herr von Zobel). Auch in diesem Feldzuge fand Freiherr von Gablenz Gelegenheit, seinen Namen durch hervorragende Leistungen bekannt zu machen. Besonders in der Schlacht bei Magenta, den 4. Juni, war es, wo er an der Spitze des Infanterieregiments 54, Grüber, heroische Thaten vollbrachte und die schon siegreichen Franzosen über den Naviglio grande zurückwarf. Daß dieser Erfolg ohne Nachwirkung blieb, lag in dem Zersplitterungssystem, welches die höhere österreichische Kriegführung in diesem Feldzuge kennzeichnet. Auch in der für die Oesterreicher unglücklich ausfallenden Schlacht bei Solferino am 24. Juni kam die Brigade Gablenz bei der Vertheidigung des Dorfes Cavriana in das heftigste Gefecht, ohne zum Weichen gebracht zu werden, doch konnten dadurch allein die höheren Factoren, welche den Verlust der Schlacht nach sich zogen, nicht alterirt werden. — Im Jahre 1862 avancirte Freiherr von Gablenz zum Feldmarschalllieutenant (Generallieutenant) beim 5. Armeecommando und erhielt Anfang des Jahres 1864 den Oberbefehl über das 25,000 Mann starke sogenannte 6. Armeecorps, welches an der Seite eines gleich starken preußischen Armeecorps, beide unter Feldmarschall Wrangel gestellt, nach Schleswig entsendet ward. Die Oesterreicher erhielten den linken Flügel überwiesen, überschritten den 1. Februar die Eider und erschienen am 3. Februar mit ihrer Vorhut (der Brigade Gondrecourt) vor den äußersten Werken der von den Dänen besetzten Dannewirkstellung. Wie bekannt, war ihr erster Anlauf so kühn und todesmuthig, daß sie bei Ober-Selk bis unter die Kanonen der dänischen Position gelangten. Feldmarschalllieutenant von Gablenz leitete das Gefecht persönlich mit größter Tapferkeit, Ruhe und Umsicht; ebenso energisch führte er seine Truppen in dem Gefecht bei Oeversee am 6. Februar gegen die Nachhut der Dänen, als diese die Dannewirkstellung freiwillig verlassen hatten. Neun Tage nach dem ersten Gefecht hatten die Dänen Schleswig geräumt und die Grenze nach Jütland überschritten, von den Oesterreichern unermüdlich verfolgt.

Generallieutenant von Gablenz hat durch seine vortreffliche Führung den seit 1859 etwas erschüttert gewesenen Kriegsruhm der Oesterreicher wieder zu hohen Ehren gebracht und kann in Wahrheit der Held des Tages genannt werden. Sein humanes, biederes, anspruchloses und menschenfreundliches Auftreten hat ihm überdies die Sympathien, die er bei den Truppen genießt, auch im hohen Grade bei den Bewohnern der Herzogthümer eingetragen.

Generallieutenant de Meza.

Der dänische commandirende General Christian Julius de Meza entstammt einer nach Dänemark übergesiedelten spanischen Familie und ward am 14. Januar 1792 zu Helsingör geboren, wo sein Vater als Arzt practicirte.

Der junge de Meza trat bereits 1807 als Fahnenjunker in den dänischen Landdienst, diente dann bei der Artillerie und fungirte lange Zeit hindurch als Militärlehrer an der Artillerieschule und dem Cadettenhause zu Kopenhagen. Im Jahre 1842 avancirte de Meza zum Major im Artillerieregimente, und machte erst in den drei Feldzügen von 1848—50 gegen die Herzogthümer die schnelle Carriere, die ihn zuletzt an die Spitze der Armee brachte. In dem Treffen bei Schleswig den 6. April 1848 noch Major, rückte er schon im Mai zum Oberstlieutenant und im December desselben Jahres zum Obersten der Artillerie auf. Im folgenden Jahre 1849 befehligte er unter Bülow die Artillerie des dänischen Corps auf der Insel Alsen und als dieser General nach dem Gefecht bei Düppel Alsen verließ, übernahm de Meza an dessen Stelle den Oberbefehl über die zurückbleibende, 15,000 Mann starke Armee. Ende Juni ward dieses Corps nach der Festung Friedericia in Jütland übergeschifft und nahm unter de Meza's Führung rühmlichen Antheil an der den 5. Juli geführten Ausfallsschlacht gegen die holsteinische Armee. De Meza ward zur Belohnung kurz nachher zum wirklichen Generalmajor und am 1. Januar 1850 zum Chef der gesammten dänischen Artillerie ernannt. In dem hierauf folgenden 3. Feldzuge der Dänen hielt er sich, obwohl sehr kränklich und leidend, im Stabe des commandirenden dänischen Generallieutenants Krogh auf und fand in der Schlacht bei Idstedt, den 25. Juli 1850, Gelegenheit, der Sache seines Vaterlandes einen wichtigen Dienst zu leisten, indem er an Stelle des in der Schlacht gefallenen Generals Schleppegrell den Oberbefehl über

die 2. dänische Division übernahm und an der Spitze derselben den letzten Angriff der schleswig-holsteinischen Armee zurückwies. Die Dänen verdanken ihm somit eigentlich den günstigen Ausgang dieser Entscheidungsschlacht. — Nach beendigtem Kriege übergab man ihm den Posten eines Inspecteurs der gesammten Artillerie, bis er am 22. April 1858 zum Landescommandirenden für Schleswig, Jütland und Fühnen vorrückte. In dieser Stellung erfolgte am 21. April 1860 seine Ernennung zum Generallieutenant. Der Ruf seiner Thaten, wie seines Glückes, wohl auch das Ancienitätsverhältniß mögen Veranlassung gewesen sein, ihm im December 1863 den Oberbefehl über die gesammte dänische Armee zu übertragen, als in dieser Zeit kriegerische Verwickelungen wegen der Herzogthümer Schleswig-Holstein zwischen Deutschland und Dänemark eintraten. Wider Erwarten nahm de Meza mit der in der Dannewirkstellung concentrirten, etwa 40,000 Mann starken dänischen Armee, den drohenden Angriff der alliirten Oesterreicher und Preußen nicht an, sondern räumte die Position ohne Kampf in der Nacht vom 5.—6. Februar 1864. Die getäuschte Erwartung der in Kopenhagen am Ruder befindlichen demokratischen Partei hatte de Meza's wenige Tage nachher erfolgende Abberufung vom Obercommando zur Folge, in welchem ihn später General von Gerlach ersetzte. Schon jetzt, wenige Wochen nach diesem Factum, beginnt aber die Kritik gegen den greisen, 72jährigen Feldherrn gerecht zu werden, ganz abgesehen davon, daß sich sein Rückzug auf den Beschluß eines Kriegsrathes stützte. Die Dannewirkstellung ist in ihrer ganzen Länge unbedingt zu ausgedehnt, um die dänische Armee gegen einen doppelt überlegenen Feind zu schützen, sobald dieser eine Umgehung gegen die schwachen Flanken der Stellung anlegt. De Meza hielt es, und mit Recht, für wichtiger, seinem Vaterlande die Armee für bessere Zeiten intact zu erhalten.

De Meza gilt für einen sehr befähigten, gebildeten und intelligenten General, ist aber auch in ganz Dänemark als Original voll der sonderbarsten Schrullen bekannt; namentlich in Flensburg, seiner letzten langjährigen Garnison, ist man voller Anekdoten über sein auf höchste Nervenreizbarkeit gegründetes absonderliches Wesen. Er ist enthusiastischer Musikfreund. Auf dem Schlachtfelde hat er sich sehr brav, umsichtig und entschlossen bewiesen.

Generallieutenant von Hake.

Der Commandant des deutschen Executionscorps in Holstein, der königlich sächsische General Heinrich Gustav Friedrich von Hake, ist im Jahre 1797 zu Zeitz als Sohn eines sächsischen Officiers geboren. Nach seiner Vorbildung im Dresdner Cadettenhause von 1813—1815 trat Hake im letztgenannten Jahre als Lieutenant in die sächsische Infanterie, ward 1837 Hauptmann, 1846 Major, 1849 Oberstlieutenant. In dieser Stellung fand er im ersten dänischen Kriege an der Spitze des von ihm befehligten Bataillons Gelegenheit, bei der am 13. April 1849 erfolgten Erstürmung der Düppeler Höhen durch die Sachsen sich durch tapferes und umsichtiges Verhalten derartig auszuzeichnen, daß ihm der sächsische militärische Sanct-Heinrichs-Orden, der nur durch Kriegsthaten zu erwerben ist, zuerkannt wurde. Im Jahre 1850 ward von Hake Oberst, 1855 Generalmajor und Commandant der Jäger-Brigade, im Jahre 1860 Generallieutenant und Commandant einer Infanteriedivision. Im December 1863 erhielt er den Oberbefehl über das aus sächsischen, hannöverschen, österreichischen und preußischen Truppen combinirte Executionscorps, welches Holstein im Auftrag des Bundes zu besetzen hatte. In dieser schwierigen Stellung hat sich Generallieutenant von Hake nicht allein als einen patriotischen, humanen und energischen Charakter gezeigt, sondern auch mit ebenso viel Tact als Entschlossenheit seine halb militärische, halb politische Stellung als Bundesgeneral, den ihm vielfach in den Weg gelegten Schwierigkeiten gegenüber, zu bewahren gewußt.

Blokade.

Mag sich der deutsch-dänische Conflict zu einem europäischen Krieg entwickeln oder zwischen Dänemark und Deutschland, beziehungsweise den deutschen Großmächten, verlaufen, in beiden Fällen scheint ein Seekrieg

bevorzustehen. Für einen solchen ist aber das Blokaderecht von wichtiger Bedeutung. Es wird daher grade jetzt von Interesse sein, der hauptsächlichsten Grundsätze über die Blokade sich zu erinnern, und zwar an der Hand der einschlagenden Literatur, welche besonders in den Jahren 1854 und 1855 einen reichen Zuwachs erhalten hat. (Vgl. insbesondere Soetbeer, Sammlung officieller Actenstücke in Bezug auf Schifffahrt und Handel in Kriegszeiten. Hamburg, 1855).

Obwohl die Blokade auch zu Lande ausgeübt wird, so kommt sie doch hauptsächlich zur See vor; deshalb erscheint sie auch vorzugsweise als ein Theil des internationalen Seerechts.

Man versteht unter Blokade das den kriegführenden Mächten kraft der Souveränetät gegen einander zustehende Recht, einen Ort, namentlich an der Küste, beziehungsweise einen ganzen Küstenstrich abzusperren und den Verkehr mit diesem abgesperrten Orte zu verbieten, um dadurch den Feind zu schwächen. Es bezweckt also die Blokade, den Zuzug von Truppen, oder die Zufuhr von Kriegsmaterial, Lebensmitteln und dergleichen abzuschneiden, den Handelsverkehr zu lähmen oder zu zerstören, den Nachrichtenverkehr zu verhindern. Erfolgt die Blokade unter Beobachtung der völkerrechtlichen Grundsätze, so muß sie von den neutralen Mächten respectirt werden. Eine wesentliche Voraussetzung dabei ist, daß die Blokade gleichmäßig gegen Alle ausgeübt wird, daß insbesondere die blokirende Macht ihren eigenen Staatsangehörigen keinerlei Verkehrserleichterungen gestattet, welche sie denjenigen der neutralen Mächte versagt. Was speciell die sogenannten Licenzen anlangt (die Bewilligung von Ausnahmebestimmungen zu Gunsten Einzelner behufs Aufhebung oder Milderung der Blokadestrenge), so gilt darüber der Rechtsspruch, welchen das britische Admiralitätsgericht in dem berühmten Processe der „Franciska“ gefällt hat. Dieser lautet: „Eine kriegführende Macht darf diejenigen Rechte in Bezug auf Handel und Schifffahrt, welche sie neutralen Nationen versagt, weder einer andern kriegführenden Macht einräumen, noch für ihre eigenen Unterthanen in Anspruch nehmen. Die rechtliche Begründung dieses Satzes leuchtet von selbst ein; denn die Beschränkungen des neutralen Handels beruhen einzig und allein auf dem natürlichen Rechte des Krieges, den Feind auf alle Weise zu bedrängen. Wenn zum Beispiel bei Blokaden abseiten des Staates, der dieselbe angeordnet hat, Licenzen, welche die Befugniß zur Verletzung solcher Blokaden in sich schließen, ohne Unterschied und in so reichlichem Maße an die eigenen Unterthanen ertheilt werden, daß sie ihnen den ganzen Handel zuwenden und die Neutralen davon ausschließen, so können solche Blokaden nach dem Völkerrecht nicht als rechtmäßig gelten. Finden partielle Erleichterungen rücksichtlich der kriegführenden Staaten statt, so sind die Neutralen zu entsprechenden Vergünstigungen durchaus berechtigt.“

Die Blokade setzt zu ihrer Giltigkeit thatsächliche Absperrung des zu blokirenden Ortes und die Verkündigung der Blokade voraus. Zur thatsächlichen Absperrung gehört, daß der zu blokirende Ort unter der Herrschaft der blokirenden Macht sich factisch befindet, und es genügt namentlich nicht die bloße Erklärung, es sei dieser oder jener Platz in Blokadestand versetzt (blocus sur papier), auch nicht allein das Verbot des Verkehrs mit dem zu blokirenden Orte und Lande, wie zum Beispiel Napoleon I. gegen England in den Jahren 1806 und 1807 das Continentalsystem zur Anwendung brachte.

Als thatsächliche Absperrung betrachtet man es, wenn der blokirte Ort (in der Regel ein Hafen) von stationirenden oder kreuzenden Schiffen so bewacht ist, daß kein Schiff ohne augenscheinliche Gefahr einlaufen kann („danger évident d'entrer“). Dabei kommt es nicht so sehr auf die bloße Anzahl, als vielmehr auf die Leistungsfähigkeit der blokirenden Schiffe an — drei bis vier Kriegsdampfer genügen zur Blokade einer Küstenstrecke von einhundert englischen Meilen nach dem Ausspruche des englischen Prisengerichts. Die Blokade ist aber nicht giltig und braucht nicht geachtet zu werden, wenn der blokirende Staat eine zur Wirksamkeit der Blokade hinreichende Macht nicht aufstellt. Nur ist es in der Regel schwierig, zu beweisen, daß die Blokade eine unwirksame gewesen sei; denn die Behauptung des ersten Befehlshabers der Seestation, es sei die aufgestellte Macht genügend gewesen, macht vollen Beweis. Allerdings ist Gegenbeweis zuläßig, aber offenbar nicht leicht zu führen.

Wenn ferner „vaisseaux suffisamment proches“ verlangt werden, so heißt das, daß die blokirenden Schiffe ihre Station in

einer solchen Entfernung, respective Nähe nehmen, von welcher aus die Blokade in der That und wirksam ausgeführt werden kann, was in jedem einzelnen Falle nach den concreten Verhältnissen zu beurtheilen ist.

Als eine Aufhebung der thatsächlich erfolgten Absperrung und Blokade wird es nicht betrachtet, wenn die Schiffe zum Beispiel in Folge eines Sturmes ihre Station vorübergehend oder sonst wie zufällig verlassen müssen; deshalb wird derjenige als betrüglicher Blokadebrecher behandelt, welcher bei einer solchen zufälligen Abwesenheit des Blokadegeschwaders die Blokadelinie überschreitet.

Was sodann das zweite Erforderniß, die Verkündigung der Blokade betrifft, so wird zwischen notificirten Blokaden (blocus per notificationem), bei denen übrigens die thatsächliche Absperrung vorhanden sein muß, und thatsächlichen Blokaden (blocus de facto) unterschieden.

Eine notificirte Blokade ist vorhanden, wenn die blokirende Macht der neutralen Macht die Verhängung der Blokade officiell anzeigt, entweder durch Mittheilung an den bei ihr beglaubigten Gesandten des neutralen Staates, oder durch ihren im neutralen Staate beglaubigten Gesandten. Von der rechtmäßig, beziehungsweise wirksam verhängten Blokade werden dann die Staatsangehörigen der neutralen Macht in Kenntniß gesetzt, um ihre Interessen zu wahren. Nach Verlauf einer angemessenen Frist seit dieser Notification geben die Prisengerichte der Einrede der Nichtkenntniß des Blokadezustandes keine Folge mehr; denn es ist Sache der notificirten Regierung, jene Anzeige sofort und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, und fällt ihr hierbei ein schuldbares Versehen zur Last, so ist sie dem Beschädigten haftbar. Befand sich aber der beschädigte Schiffer zur Zeit der Notification oder Bekanntmachung der Blokade in weiter Entfernung, wo er davon nichts erfahren konnte, so wird die Einrede der Unkenntniß ausnahmsweise zugelassen.

Die Notification der Blokade braucht vom Neutralen nicht respectirt zu werden, wenn die thatsächliche Absperrung zur Zeit der Notification nicht bestand oder (z. B. durch Vertreibung des Blokadegeschwaders) schon aufgehört hatte. Es ist daher zur Giltigkeit der Blokade eine neue Notification erforderlich, wenn das Blokadegeschwader zurückkehrt und den Ort wirklich absperrt; dagegen bewirkt eine solche Absperrung nicht, daß die erste Notification nun gültig würde.

Die Stelle der Notification wird vertreten durch Notorietät der Blokade oder durch eine besondere Warnung des Schiffers. Ist auch der Begriff der Notorietät in diesem Sinne nicht speciell festgestellt, so setzt sie doch glaubhafte mündliche oder schriftliche Mittheilungen, welche bei einer längeren Dauer der Blokade erfahrungsmäßig stattfinden, wesentlich voraus. Dabei werden alle Umstände des concreten Falles erwogen, aus welchen geschlossen werden kann, ob die Blokade im Heimathlande des Schiffers oder am Orte seines bisherigen Aufenthalts gehörig bekannt war oder nicht. Das britische Admiralitätsgericht hat ausgesprochen: „Wofern nicht eine Blokade de facto in dem Grade notorisch ist, daß die Kunde derselben nach dem gewöhnlichen Verlaufe der menschlichen Dinge alle bei dem fraglichen Verkehr Betheiligte erreicht haben muß, ist in den vorkommenden einzelnen Fällen eine specielle Warnung der Schiffe unabweislich. Durch Verlauf längerer Zeit und andere Umstände kann jedoch eine Blokade, auch ohne förmliche Notification, so notorisch werden, daß die allgemeine Kenntniß davon zu präsumiren ist. Diese Notorietät kann in einzelnen Fällen so weit gehen, daß sie zu einer praesumtio juris et de jure wird (gegen die der Gegenbeweis ausgeschlossen ist); in andern Fällen wird sie indessen nur die Wirkung haben, daß daraus für den Reclamanten die Verbindlichkeit erwächst, seine Unkenntniß zu beweisen. Wenn irgend ein vernünftiger Zweifel über die Notorietät obwalten kann, sind die Unterthanen neutraler Staaten berechtigt, zur Beweisführung ihrer Unkenntniß der Blokade zugelassen zu werden.“ In dieser letztern Bestimmung liegt der wesentliche Unterschied der bloß factischen Blokaden von den notificirten.

Sind nun beide Erfordernisse einer giltigen Blokade gleichzeitig vorhanden, so begründet das Ueberschreiten der Blokadelinie selbst, durch Einlaufen oder Auslaufen neutraler Schiffe einen strafbaren Blokadebruch. In der Praxis des Seerechts sind aber auch schon entfernte Versuche strafbar, z. B. das Auslaufen eines Schiffes aus dem neutralen Hafen, unternommen in der Absicht des Blokadebruchs, um mit beladenem Schiffe in

den blokirten Hafen einzulaufen. Auf die Entfernung des Schiffes vom blokirten Orte kommt nichts an, wenn der Schiffer von der Blokade Kenntniß hatte. Dagegen hat der Schiffer das Recht der Anfrage über die Fortdauer der Blokade (droit de s'enquérir), wenn der Ort seiner Abreise von demjenigen der Blokade so weit entfernt ist, daß dorthin eine regelmäßige Nachricht über die Fortdauer der Blokade nicht wohl gelangen kann; alsdann darf der Schiffer die Reise antreten in der Hoffnung, daß die Blokade inzwischen und bei seiner Ankunft wieder aufgehoben wurde.

Trotz der Blokade pflegen durchgelassen zu werden Schiffe ohne Ladung (mit bloßem Ballast), wenn sie unverdächtig sind, und Schiffe, welche ihre Ladung schon vor dem Eintritt der Blokade in dem blokirten Hafen gekauft haben und nach einem unverfänglichen Bestimmungsorte abgehen.

Auf dem Blokadebruch steht die Strafe der Confiscation des Schiffes, während die Ladung restituirt wird, falls nicht der Capitän ein Interesse an derselben hat, oder dem Eigenthümer bei dem Abgange des Schiffes das Dasein der Blokade unbekannt geblieben sein kann.

Rundschau.

Die deutschen Eisenbahnen im Jahre 1863. Das deutsche Eisenbahnnetz hat sich im verflossenen Jahre wiederum um 103¾ geographische Meilen vermehrt, etwa um 3½ Meilen mehr als im Jahre 1862. Die Gesammtlänge der in Deutschland befahrenen Eisenbahnen steigt dadurch auf 2130 Meilen. Von diesen hat:

Preußen	788⅔
Deutsch-Oesterreich .	409⅓
Baiern	273½
Hannover	105
Sachsen	99
Baden	76
Würtemberg . . .	69
Kurhessen	44½
Hessen-Darmstadt .	40⅔
Holstein und Lauenburg	34½
Thüringische Staaten	32⅙
Nassau	31⅚
Meklenburg-Schwerin	29⅔
Braunschweig . . .	19
Luxemburg-Limburg .	17¼
Anhalt	16¼
Freie Städte . . .	11
Oldenburg	4¼
Schaumburg-Lippe .	3¼
Beide Reuß . . .	2
Hamburg	1

Mit Hinzuziehung der nicht deutschen Länder hat Oesterreich 813 Meilen befahrener Eisenbahnen und übertrifft demnach Preußen um ein Weniges. Alle diese Bahnen gehören nebst einigen kleinern andern zum deutschen Eisenbahnverein, dessen Eisenbahnlängen dadurch auf 2569 geographische Meilen gesteigert werden. Von den deutschen Eisenbahnen (ohne die des nichtdeutschen Oesterreichs) sind 1345 Meilen Privatbahnen und 785 Meilen Staatsbahnen. Durch Hinzurechnung der Privatbahnen im nichtdeutschen Oesterreich hebt sich die Länge der ersteren auf 1750 Meilen. Sie sind im Besitze von 59 Actiengesellschaften. In Beziehung der Länge stehen die folgenden obenan:

	Meilen
Die österreichische Südbahn	250
Die österreichische Staatseisenbahn	184
Kaiser-Ferdinands-Nordbahn	83¾

Sechs Bahnen sind zwischen 70 und 80 Meilen lang, vier zwischen 40 und 50, drei zwischen 30 und 40, sieben zwischen 20 und 30, acht zwischen 15 und 20 2c. Zwei, die Nürnberg-Fürther und Großenhain-Pristewitzer, sind noch nicht eine Meile lang.

Die Anlagecapitalien aller Privatbahnen betragen 1060 Millionen Thaler. Das größte Actiencapital hat die österreichische Staatseisenbahngesellschaft mit 100 Millionen Thalern, das kleinste die Großenhain-Pristewitzer Bahn mit 100,000 Thalern. Nach den Angaben des Dr. Michaelis, auf denen wir fußen, waren Ende 1863 in Ausführung begriffen oder gesichert über 250 Meilen Privatbahnen. Für die in Betrieb gesetzten Staatseisenbahnen (mit Ausnahme der nassauischen, über welche niemals etwas veröffentlicht worden ist), wurden nach den neuesten amtlichen Mittheilungen etwa 353 Millionen Thaler verwendet, in Preußen 98⅔ Millionen, in Baiern 69, in Hannover

49⅓, in Sachsen 45⅗, in Würtemberg über 30, in Baden über 28⅔, in Braunschweig fast 10⅜. In der Ausführung begriffen oder genehmigt waren Ende 1863 etwa 165 Meilen Staatsbahnen. Die theuersten Bahnen im Verhältniß zu ihrer Länge sind Zittau-Reichenberg und Homburg-Bergedorf, bei denen die Meile über eine Million Thaler kostet. Die zunächst theuersten sind die folgenden:

	Thaler die Meile
Rhein-Nahe . . .	983,206
Außig-Teplitz . .	875,413
Sächsisch-böhmische .	809,983
Rheinische	758,212
Niedererzgebirgische .	746,076
Sächsisch-baierische .	738,653

Bei zwei Bahnen, der Rendsburg-Neumünsterer und der Nürnberg-Fürther betrugen die Anlagekosten noch nicht 150,000 Thaler auf die Meile.

Auf sämmtlichen deutschen und österreichischen Bahnen waren Ende 1862 etwa 4350 Locomotiven im Gange, nämlich 1320 auf Staatsbahnen und 3030 auf Privatbahnen. Von diesen Locomotiven waren nur 540 vom Auslande, die übrigen, ⅞ der Gesammtzahl, vom Inland bezogen worden. Am meisten geliefert hatten Borsig in Berlin (1283), die Maschinenfabrik der österreichischen Staatseisenbahngesellschaft in Wien (480), Maffei in München (420), Günther in Wiener Neustadt (243), die Maschinenfabrik in Eßlingen (239), Keßler in Karlsruhe (etwa 200), Egestorf in Hannover (200), Hartmann in Chemnitz (168). Der Wagenpark aller Bahnen des deutschen Eisenbahnvereins (ohne die nassauische Staatsbahn und die niederländische Rheinbahn) bestand Ende 1862 aus 8300 Personenwagen mit 327,000 Plätzen, über 80,000 Lastwagen, 3813 Arbeitswagen, 232 Schneepflügen und 308 Dräsinen.

Die Gesammtfrequenz sämmtlicher deutscher und österreichischen Eisenbahnen betrug 1862 in runder Zahl 69¾ Millionen Personen und 858½ Millionen Centner Güter, die Gesammteinnahme aber 146 Millionen Thaler. Unter den Staatsbahnen fand hinsichtlich der Bruttoeinnahme diese Reihenfolge statt:

	Thaler
Preußen . . .	12,379,884
Baiern	8,916,434
Hannover . . .	5,428,831
Sachsen . . .	5,308,000
Baden	4,876,780
Würtemberg . .	3,263,712
Braunschweig . .	1,866,012
Main-Weser-Bahn	1,569,118
Main-Neckar-Bahn	814,894

Hinsichtlich der Rentabilität stand die Niedersächsisch-Märkische Eisenbahn mit einer Einnahme von 10,86 Procent des Anlagecapitals voran, die hannoversche Westbahn mit 1,69 Procent hintenan. Im Allgemeinen ergaben die Staatsbahnen eine Rente von 6 Procent. Unter den Privatbahnen waren drei, sämmtlich österreichische, die mehr als zehn Millionen Thaler, und fünfzehn, die mehr als zwei Millionen Thaler einnahmen. Acht Bahnen (Magdeburg-Halberstadt, Leipzig-Dresden, Magdeburg-Leipzig, Nürnberg-Fürth, Berlin-Magdeburg, Köln-Minden, Kaiser Ferdinands-Nordbahn und Oberschlesische Eisenbahn) gaben mehr als 10 Procent Dividende, sechs Bahnen gar nichts. Als Durchschnittsdividende ergab sich beinahe 6,1 Procent. Mit Ausnahme von acht Bahnen bildete der Gütertransport die Hauptquelle der Einnahme. Von den 69¾ Millionen Reisenden, welche 1862 die Eisenbahnen benutzten, kamen sechs um (drei durch eigene Schuld) und neunundzwanzig wurden beschädigt (neunzehn durch eigene Schuld).

Die Waffenfabriken in Norwich. Als in der Union vor nun drei Jahren der Bürgerkrieg ausbrach und Präsident Lincoln 75,000 Mann in's Feld rief, standen den Behörden nicht mehr als 50,000 Springfield-Büchsen zur Verfügung. Als dann Aushebung auf Aushebung folgte und die Armee zuletzt 500,000 Mann zählte, da reichte die ganze Industrie des Landes nicht aus, den Bedarf an Waffen zu befriedigen. Die Folge war, daß man Büchsen und Gewehre in großer Zahl einführen mußte. Die europäischen Fabriken schickten nicht ihre besten Waffen. Am 1. Januar 1863 führte die Unionsarmee 150,000 gute Musketen, der Rest war europäischer Ausschuß. Noch jetzt sind bloß 250,000 befriedigende Feuerwaffen im Gebrauch, obgleich die Regierung in ihrem Arsenal zu Springfield einen Vorrath von 150,000 Gewehren hat. Diese bewahrt man für neue Aushebungen auf, den im Felde stehenden Soldaten läßt man ihre alten Waffen, an die sie sich gewöhnt haben.

Die Anstrengungen der Regierung, die nöthigen Waffen selbst zu liefern, spielen in Springfield, wo die Regierung ein berühmtes Arsenal hat. Die Privatindustrie ist in Norwich thätig. Norwich ist ein Städtchen in Connecticut, das bei der vorletzten Volkszählung noch nicht 5000 Einwohner hatte. Es liegt an dem Punkte, wo der Yantic und der Schetucket sich vereinigen und den schiffbaren Thames bilden. Die Umgegend ist höchst pittoresk, für den Verkehr sorgen Dampfbote, die nach New-York fahren, und eine Eisenbahn nach Boston. Die Einwohner waren bis vor Kurzem Weber. Von Capitalisten des Orts ermuntert, haben sie ihre Stühle und Spindeln verlassen und sind Waffenschmiede geworden. Nordamerika dürfte das einzige Land der Welt sein, wo der Uebergang einer ganzen Bevölkerung von einem Handwerk zu einem andern himmelweit verschiedenen, sich so leicht und rasch vollzieht. Und diese Waffenschmiede von Norwich arbeiten vortrefflich und mit der berechtigten Zuversicht, daß sie in kurzer Zeit die Thätigkeit der Regierungsfabriken überflügeln werden. Obgleich diese letztern sich an Umfang verdreifacht haben, sind die Werke von Norwich bereits halb so groß und dehnen sich verhältnißmäßig schneller aus als jene. Die Norwich Arms Company arbeitet mit einem Capital von 600,000 Dollars. Sie hat alle ihre Einrichtungen so getroffen, daß sie täglich 400 fertige Flinten oder 200 Springfield-Büchsen oder eben so viele der neuen in Norwich erfundenen Gewehre liefern kann, die man von hinten ladet. Gegenwärtig fertigen die Werke jede Woche außer Büchsen und Karabinern 1200 Musketen, 3000 Bajonette und 2000 Flintenschlösser. Die Regierung zahlt für ein Gewehr 20 Dollars und 400 Gewehre täglich würden der Gesellschaft eine jährliche Einnahme von beinahe vier Millionen Dollars gewähren.

Man macht in Norwich Alles, von der ersten Manipulation bis zur letzten. Es gehören mehr als vierhundert verschiedene Arbeiten dazu, um eine Flinte ganz fertig herzustellen. Der einzelnen Theile, aus denen die Waffe besteht, sind vierundzwanzig. Diese Theile werden so übereinstimmend gearbeitet, daß jeder einzelne Theil, den man von einem Gewehr trennt, bei jedem andern Gewehr sofort benutzt werden kann. Die neue, von hinten zu ladende Büchse ist eine Erfindung von Armstrong und Taylor in Augusta (Kentucky) und wird bloß in Norwich gearbeitet. Das Princip, auf dem die Erfindung beruht, kann auf alle kleinen Feuerwaffen, selbst auf Vogelflinten, angewendet werden. Der Theil, der die Ladung aufnimmt, ist so einfach und solide gearbeitet, daß selbst ein ungeschickter Soldat ihn nicht in Unordnung bringen kann. Als besonderer Vorzug wird gerühmt, daß die Büchse nach jedem Schusse sich selbst reinigt. Proben haben gezeigt, daß nach tausend Schüssen nichts als etwas weißer Staub in den Zügen des Rohres zurückbleibt. Das Gewicht einer solchen Büchse beträgt nicht einmal sieben Pfund.

Die Nordamerikaner versprechen den Norwicher Fabriken auch nach Beendigung des Krieges einen höheren Aufschwung. Es ist so bezeichnend, wie die Ansichten über die Bestimmung der Union, die man früher als eine rein friedliche auffaßte, sich geändert haben, daß wir uns nicht versagen können, eine Stelle aus dem Märzhefte von Harper's New Monthly Magazine zu übersetzen: „Wenn die glückliche Stunde kommt," sagt diese verbreitetste aller nordamerikanischen Monatsschriften, „in der dem Lande wieder Frieden lächelt, so kann unser Heer nicht wieder die bloß nominelle Sache werden, die es früher war. Selbst unter den günstigsten Umständen werden wir auf einem tüchtigen Kriegsfuße bleiben und eine große Militärmacht sein müssen. Unsere Stellung wird stets wachsende Rüstungen zur Erhaltung der Ruhe im Innern und zur Vertheidigung gegen Außen fordern. Nicht bloß werden die Waffenbestellungen der Regierung ungeheure sein, sondern auch die einzelnen Staaten werden in Folge der neuen Heerorganisationen, die theils schon eingerichtet sind, theils vorbereitet werden, der größten Lieferungen bedürfen. Ueberdies sind die Verbesserungen, die bei den Waffen stattfinden, so groß, daß wahrscheinlich lange vor der Zeit, in der alle die im Felde und in den Arsenalen der Union und der Einzelnregierungen nöthigen Waffen fertig sind, neue Waffen erfunden worden sind, die in allen Beziehungen so sehr den Vorzug verdienen, daß es wünschenswerth sein wird, den ganzen Vorrath zu erneuern."

Eisen und Kohlen in England. Der Vorsitzende des englischen Vereins der Civil-

ingenieure, M'Clean, hat in seinem jährlichen Ueberblick über die Fortschritte des Reichs einen Vergleich zwischen den Jahren 1815 und 1856 angestellt. 1815 bestanden seit vierzig Jahren Dampfmaschinen und 1856 lief ein neuer vierzigjähriger Zeitraum ab. 1815 betrug der ganze Jahresertrag, der aus Steinbrüchen, Bergwerken, Eisenhammern und ähnlichen Werken gewonnen wurde, 1,452,104 Pfd. St., im letztern Jahre aber 18,087,963 Pfd. St. Das ist eine Zunahme von 1200 Procent. Diese große Zunahme verdankt man größtentheils der Einführung und Ausdehnung des Eisenbahnsystems, das nicht bloß ausgezeichnet als Transportmittel ist, sondern auch eine sichere und vortheilhafte Capitalanlage bietet. Nach allen Verlusten und Unfällen, welche die tolle Speculation hervorgerufen hat, ist immer noch ein in Eisenbahnen angelegtes Capital von 400 Millionen Pfd. St. geblieben. Das Land in den drei vereinigten Königreichen, das von Eisenbahnen eingenommen wird, beträgt einschließlich aller Bahnhöfe noch nicht 200,000 Acker. Das Land, das unter dem Pfluge geht, übersteigt vierzig Millionen Acker, und doch haben die Eisenbahnen fast eben so viel an Einkommensteuer zu entrichten, wie der gesammte ländliche Grundbesitz. Ueber die Abnutzung der Eisenbahnen haben neuerdings einige interessante Untersuchungen stattgefunden. W. Fairbairn hat durch Berechnungen und Beobachtungen genau ermittelt, daß die Belastung, der man eine Eisenbahnbrücke aussetzen darf, nicht über den vierten Theil des Gewichts zu steigern ist, unter dem die Brücke zusammenbrechen würde. Bleibt man bei diesem Gewicht stehen, so können jeden Tag hundert Züge darüber gehen und die Brücke wird erst nach 328 Jahren unbrauchbar. Steigt man mit dem Gewicht bis zu einem Drittel, so wird dieselbe Brücke in acht Jahren zu Grunde gerichtet. — Der jähe Schreck, den vor wenigen Monaten eine in Newcastle gefallene Aeußerung über die schnelle Erschöpfung der englischen Kohlenfelder hervorrief, ist verschwunden. England kann in der bisherigen Weise Kohlen graben, verbrennen und an das Ausland verkaufen. Der von Sir Roderick Murchison geführte Nachweis, daß unter dem neuen rothen Sandstein und der Perm'schen Formation Steinkohlen existiren, genügt zur Beruhigung aller der ängstlichen Gemüther, die schon zu sparsamster Schonung der Lager aufforderten. Das Kohlengebiet, das, allerdings in sehr bedeutender Tiefe, seiner Erschließung harrt, erstreckt sich über mehr als die Hälfte des großbritannischen Flächenraumes. Diesen Kohlenvorrath darf man wohl unerschöpflich nennen. Was die große Tiefe der Kohlenlager betrifft, die man nach der Theorie eines brennenden Erdkerns für ein unübersteigliches Hinderniß des Abbaues hält, so bemerkt M'Clean darüber: „Die Hitze, die in einigen Bergwerken allerdings herrscht, stammt nicht von einem Centralfeuer, sondern von dem äußern Luftdruck und der mangelhaften Ventilation. Die Mechanik wird Mittel finden, kühle Luft in jede beliebige Tiefe hinunter zu schaffen, so daß wir unserm Kohlenverbrauch keine Grenze zu setzen und uns nicht um die Zukunft eines Brennstoffs zu härmen brauchen, der massenhaft vorhanden und so billig ist, daß wir, innern Verbrauch und Ausfuhr zusammengerechnet, jeden Tag über eine Kraft verfügen können, die zwölf Millionen Pferdekraft gleich ist, wobei die Kosten im Durchschnitt bloß einen Penny für jede Pferdekraft betragen, die täglich zehn Stunden arbeitet.“

Die Kohlenmenge, die jährlich aus den englischen Werken gewonnen wird, beträgt hundert Millionen Tonnen, und bei der Kohlengewinnung finden 300,000 Menschen ihr Brot. Zunächst an Bedeutung steht der Steinkohle der Eisenstein, von dem 1862 etwa 7⁶/₁₀ Millionen Tonnen ausgegraben und in fast vier Millionen Tonnen Eisen verwandelt wurden. In demselben Jahre wurden für etwa 25 Millionen Pfd. St. Steinkohlen und rohes unverarbeitetes Eisen ausgeführt. Welche Stelle die beiden Stoffe unter den Ausfuhren einnehmen, erhellt aus den Angaben des englischen Handelsministeriums über 1863, nach denen in dem genannten Jahre für 146½ Millionen Pfd. St., fast 20½ Millionen mehr als 1862, ausgeführt worden sind.

Asiatische Telegraphen. Die Russen arbeiten an ihren Telegraphen von St. Petersburg nach Peking mit großem Nachdruck. Die Linie reicht bereits bis Irkutsk und hat somit eine Länge von 5750 Werst oder etwa 820 deutschen Meilen. Die erste telegraphische Nachricht zwischen den beiden Städten wurde am 21. December 1863 befördert

und man brauchte dazu acht und eine halbe Stunde. Mit der Post würde man zur Vermittlung einer Nachricht vierundzwanzig Tage brauchen. Während Rußland im Norden und Osten arbeitet, ist England im Süden und Osten thätig. Bis Bagdad ist der Telegraph fertig, und da die mit dem Telegraphenkabel beladenen Schiffe im persischen Golfe angekommen sind, so werden wir bald hören, daß London mit Karatschi in telegraphischer Verbindung steht. Dann wird von England nach Calcutta telegraphirt werden können. Welche Zeit ein Telegramm zwischen beiden Plätzen brauchen wird, steht noch nicht fest. Es wäre zu wünschen, daß Wheatstone's automatischer Telegraph, der bis jetzt bloß auf kleinen Entfernungen thätig ist, auch auf diesen großen Linien sich bewährte. Er arbeitet unter allen Telegraphen am schnellsten. Bei den telegraphischen Mittheilungen Londons wird von ihm ein sehr starker Gebrauch gemacht, und die Erfahrung hat gezeigt, daß er zwischen Plätzen, die nicht weiter als London und Dover voneinander entfernt sind, sechshundert Telegramme in einer Stunde mittelst eines einzigen Drahtes befördert.

Alexander Calame, geboren 1817 zu Vevay, verlor seinen Vater früh durch einen Unglücksfall. Der reiche Bankier Diodati ließ den verwaisten Knaben erziehen und gab ihm dann eine Stelle auf seinem Comtoir. Calame paßte aber nicht für das kaufmännische Geschäft und warf lieber Bleistiftsskizzen auf's Papier, als daß er schrieb und rechnete. „Junge," sagte ihm sein Gönner endlich, „zum Kaufmann bist Du verdorben, vielleicht hast Du mehr Talent zum Maler." Calame kam nun in eine Zeichenschule und machte bald solche Fortschritte, daß der berühmte Landschaftsmaler Diday ihn unterrichtete. Er hatte mit dem Meister auf Fußwanderungen noch nicht viele Naturstudien gemacht, als er ihm bereits über den Kopf gewachsen war. 1842 stellte Calame in Paris seine ersten Bilder aus: Montblanc, Montcenis, Monte Rosa, Jungfrau und Brienzer See. Sein Ruf war nun begründet; er erhielt das Kreuz der Ehrenlegion und wurde Mitglied der Akademien von Brüssel und Petersburg. Von 1845 an arbeitete er längere Zeit in Italien, wo ausgezeichnete Bilder entstanden, darunter die Ruinen von Pästum, die das städtische Museum in Leipzig besitzt. Die Alpen blieben aber seine Specialität. „Er hat sich," wie ein Kritiker über ihn sagte, „so in diese hineingelebt, daß er allen ihren Affecten mit dem Pinsel zu folgen und die beredtesten, hinreißendsten Schilderungen ihrer Herrlichkeit zu geben weiß. Die Gletscher und ihre Schneekuppen, das smaragdgrüne, weißschäumende Bergwasser, vom Sturm zersplitterte Bäume und gepeitschtes Gewölk, die vielfarbigen Felsengebilde, bald halb von Nebeln verschleiert, bald sonnenhell angestrahlt, dann wieder ein ruhigklarer Sonnenaufgang oder Untergang mit idyllischem Hirtenleben — alles das versteht Calame mit solchem Genie zu erfassen und mit so lebensvollem energischem Naturalismus zur Darstellung zu bringen, daß seine Bilder wahre Triumphe der Kunst zu nennen sind." Zu den oben erwähnten Alpenlandschaften sind noch als die berühmtesten hinzuzufügen: Herbstabend, Winternacht, Schreckhorn, Wetterhorn, Handeck, Wasserfall bei Meiringen, Vierwaldstättersee, Waldsturm, Fall von Heybeck, Aus Tyrol, Aus dem Berner Oberland. Verschiedene der Calame'schen Bilder befinden sich in deutschen Sammlungen, die meisten sind in der Schweiz. Kleinere Arbeiten von ihm sind lithographisch vervielfältigt worden. Die meiste Verbreitung haben gefunden die vierundzwanzig Blatt Alpenübergänge und die achtzehn Studien von Lauterbrunnen und Meiringen.

Durch seine Kunst wurde Calame zum reichen Manne. Er bewohnte in Genf auf dem Quai de Rive ein prachtvolles Gebäude und arbeitete in einem Saal im Renaissancestil, dessen hohe Spiegelfenster ihm eine reizende Aussicht auf die blauen Wellen des Genfer Sees gewährten. Er hatte das eine Auge verloren, war überhaupt kränklich und lebte still in seiner Familie. Die Genfer bekamen ihn fast nicht zu sehen und entschädigten sich dadurch, daß sie Anekdoten von ihm erzählten. Im vorigen Herbst begab er sich, um seine durch angestrengtes und aufreibendes Arbeiten erschütterte Gesundheit wieder herzustellen, nach Mentone im Fürstenthum Monaco. Dort entriß ihn am 19. März 1864 der Tod der Kunst.

Die deutsche Bureaukratie
wie sie war und ist.

Mit dem Ausdrucke „Bureaukratie" pflegt man die der Staatsverwaltung der Neuzeit eigenthümliche Richtung zu bezeichnen, das System des papierenen Regiments, des geistlosen und selbstsüchtigen Formalismus, des Vielregierens. In diesem Sinne ist die Bureaukratie ein Gebrechen, ein krankhafter Zustand, welcher mit Ausnahme von England und der Schweiz in allen Staaten des europäischen Continents mehr oder weniger vorkommt. Verschieden davon ist die bureaukratische Verwaltungs*form* im Gegensatze zur collegialen; unter der letztern versteht man die Erledigung der Geschäfte nach vorgängiger Berathung und Beschlußfassung im Collegium, unter ersterer die Erledigung ohne collegiale Mitwirkung durch den Einzelbeamten allein, oder durch das einzelne Collegialmitglied als Referent und den Director. Uebrigens kann die collegiale Form im Geiste jener Bureaukratie, die bureaukratische im staatsmännischen Geiste gehandhabt werden; beide haben mit der Bureaukratie im obigen Sinne nichts gemein.

Diese Bureaukratie als der kranke Organismus der Staatsverwaltung findet sich in Fürsten- und Volksstaaten (Monarchie und Republik), in der absoluten und constitutionellen Monarchie, überall wo die Staatsgewalt in alle Dinge sich mischt und die formelle Behandlung über die sachliche stellt. In der unumschränkten Monarchie und der demokratischen Republik jedoch, wo das Beamtenthum lediglich vom Willen des Fürsten oder von periodisch wiederkehrenden Wahlen abhängt, entwickelt sich weniger leicht das andere Merkmal der Bureaukratie, das Standesbewußtsein mit dem charakteristischen Kastengeist, von dem das Beamtenthum noch eine niederdrückende Kraft empfängt. Immer aber stehen die Existenz und die Herrschaft der Bureaukratie im umgekehrten Verhältniß zur öffentlichen Meinung; je lebendiger und selbstbewußter die Betheiligung der Individuen und Körperschaften an der Besorgung der öffentlichen Geschäfte, um so geringer die Macht der Bureaukratie, und umgekehrt. Deshalb lassen sich auch bestimmte Perioden der Bureaukratie nachweisen, und ein Rückblick auf die Bureaukratie früherer Zeit, ein Vergleich jener Zustände mit den unsrigen lehrt, daß wir, wenn auch langsam, einen Fortschritt gemacht haben. Diese Thatsache begründet die Hoffnung, daß der krankhafte Zustand unsrer Staatsverwaltung nach und nach in einen gesunden sich verwandeln, daß die Bureaukratie endlich untergehen werde. Beides aber, jene Thatsache und diese Hoffnung, lassen uns die dermaligen Uebel leichter ertragen und geben uns zugleich die Kraft und den Muth zur Bekämpfung der Bureaukratie.

Personificirt ist die Bureaukratie das Beamtenthum; ihr Wesen, ihre Entstehung und Entwicklung fällt mit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Beamtenthums zusammen. Wir betrachten daher die deutsche Bureaukratie unter diesen Gesichtspunkten, indem wir die Frage stellen und beantworten: was war das Beamtenthum, was ist es jetzt, und was wird es sein? Dabei ist es selbstverständlich, daß die Vergangenheit und Gegenwart des Beamtenthums in den deutschen Staaten nicht durchweg und bis in die kleinsten Einzelheiten die gleiche war oder ist; in dem einen Staate erfolgte der Entwicklungsproceß rascher, in dem andern langsamer, hier ragen in die Gegenwart weniger, dort mehr Ueberbleibsel aus der früheren Periode herein; überall aber ist das *Wesen* der Bureaukratie dasselbe. —

Mit dem Uebergange von der mittelalterlichen zur modernen Staatsidee änderte sich auch der Charakter der öffentlichen Verwaltung. Im Staate des deutschen Mittelalters beherrschte der Geist der freien Bewegung und Selbstbestimmung alle Glieder der Gesellschaft; das Individuum für sich allein oder vereinigt zu Körperschaften war sich Selbstzweck und stand gleichberechtigt neben dem Staate, zumal die Gewalt des letzteren weder stark, noch centralisirt, noch absolut war, wie einst in Rom oder später in den Staaten der Neuzeit. Da der mittelalterliche Staat, wie ein jedes seiner Glieder noch der Erziehung und Kräftigung bedurfte, bis er dahin gelangte, die Interessen seiner Angehörigen zu beherrschen und nach seinen Gesetzen zu ordnen, so überließ er die Regelung der einzelnen Zweige der öffentlichen Verwaltung den dabei interessirten Kreisen.

Der moderne Staat aber stellt es sich zur Aufgabe, die geistigen und materiellen Be-

dürfnisse und Interessen seiner Angehörigen zu vermitteln. Schon an sich liegt darin die Gefahr des Zuvielregierens nahe, und sie trat mit dem Moment ein, als derjenige Stand, welchem die älteren Verfassungen der meisten deutschen Staaten in der ständischen Vertretung fast durchweg ein entschiedenes Uebergewicht eingeräumt hatten, das ihm anvertraute Amt auszufüllen sich unfähig zeigte — der Adel ließ es geschehen, daß die Rechte der Stände von der fürstlichen Machtvollkommenheit nach und nach verschlungen wurden. Als sodann im Anfange unseres Jahrhunderts die Landesherrn in Souveräne sich umgestalteten, und die deutschen Landesverfassungen umstürzten, leistete der Adel nicht nur keinen Widerstand dagegen, vielmehr ging er auf die neue Ordnung der Dinge bereitwillig ein.

An die Stelle der aristokratischen oder Adelsmonarchie trat die bureaukratische Monarchie, der Polizeistaat, in welchem der Fürst zwar rechtlich unabhängig, absolutistisch, aber moralisch abhängig ist von seinem Beamtenthum, welches ihm zur Niederwerfung des Adels und der Geistlichkeit verhalf. Die bureaukratische Monarchie, welcher die gebrochene Macht des Adels unterworfen ist, der aber die Macht des Volkes, d. h. die große gesellschaftliche Gruppe der Regierten (der „Gemeinen") im Gegensatz zu den Regierenden noch nicht gegenübersteht, verdankt ihre Entstehung dem Geiste, der Bildung des Beamtenthums, welches die gebildetste Schicht der Bevölkerung und der Träger des Zeitgeistes war, und dabei mitwirkte, daß das ständische Interesse hinter die öffentliche oder allgemeine Wohlfahrt zurücktrat. Dem Absolutismus der Fürsten und der herrschenden Idee, daß der Staat sich aller öffentlichen Interessen anzunehmen, sie von oben her zu regeln und zu beherrschen habe, entsprach das System des Vielregierens, was nun das Beamtenthum in allen Zweigen der Staatsverwaltung einführte und ausbildete. Unter diesem System in Verbindung mit der Centralisation, mit der vermehrten Zahl und dem Bewußtsein gesteigerter Wichtigkeit fühlte sich das Beamtenthum als den herrschenden Mittelpunkt des ganzen öffentlichen Lebens, und bildete sich zu einem Stand heraus, der außer und über dem Volke steht. Wie jeder Stand, hat auch dieser seine Standesmeinung, welche die einzelnen Beamten determinirt und zu einer Einheit macht.

Der Beamtenstand recrutirt sich aus allen Classen der Gesellschaft, aus dem Adel, dem Bürger- und Bauernstande. Aber mit dem Eintritt in die bureaukratische Verwaltung sieht sich der Beamte außerhalb aller dieser Classen gestellt, mit denen er nicht mehr durch den gleichen Lebensberuf verbunden ist und weil er weder das Bewußtsein noch das Streben hat, dem Interesse aller Classen zu dienen. Seine Theilnahme an der Macht und Regierung, welche die öffentliche Gewalt über Alle ausübt, verschafft ihm einen besonderen Platz oberhalb aller Kreise der bürgerlichen Gesellschaft, macht ihn zu einer Kaste, die sich hochmüthig absondert, oder höchstens herablassend mit Andern gesellig verkehrt, im dienstlichen Verkehr aber regelmäßig herb und verletzend, schroff gegen die Amtsuntergebenen ist. Der echte Bureaukrat will auch nicht Mitglied der Gemeinde sein, in der er wohnt; als mitherrschendes Glied der Staatsgewalt kann er einer Gemeindeobrigkeit sich nicht untergeordnet denken, die ja unter der Zucht der Bureaukratie steht! Ebenso sträubt er sich gegen seine Eigenschaft als Staatsbürger — er will nur Staatsdiener, Beamter sein.

Die Rückwirkung dieser Isolirung des Beamtenthums in Folge des Kastengeistes auf die bürgerliche Gesellschaft äußert sich darin, daß letztere in der Bureaukratie als dem sichtbaren Vertreter der Regierungsgewalt ein ihr fremdes und gewissermaßen feindlich gegenüberstehendes Wesen erblickt, und nach und nach das Bewußtsein verliert, dem Staate anzugehören, welcher einen solchen Organismus schuf, daß der politische Sinn, die Kraft und Lust der Aufopferung verloren gehen.

Vorzugsweise in den Organen der Regierung, vor allem der Polizeigewalt nistend, ist die Bureaukratie bestrebt, wo möglich alle Geschäfte in ihr Bereich zu ziehen, selbst diejenigen, welche von den Individuen oder Körperschaften zu besorgen wären, auch solche, von denen der Beamte nichts versteht und die er daher schlecht erledigt. Das „Schreibstubenregiment" mischt sich in Alles, als ob mit dem Amte auch der Verstand komme. Dieses vielregierende, aber wesentlich nur formalistisch regierende Beamtenthum betrachtet sich wie die irdische Vorsehung, das Volk aber als die zu bevormundende

Masse mit „beschränktem Unterthanenverstande." In diesem Sinne findet sich die Bureaukratie als die Herrschaft des tödtenden Buchstabens anstatt des Geistes, der lebendig macht, als die Jagd auf Geschäftsnummern, der Inquirententerrorismus, die Uebergriffe der öffentlichen Ankläger (Staatsanwalt oder Staatsprocurator) im Justizdienste; sie findet sich auch in der Gesetzgebung, im protestantischen Kirchenregiment, kurz überall, wo es etwas zu regieren gibt.

In der bureaukratischen Verwaltung besteht das Verdienst des Beamten darin, daß er die Formen prompt handhabt, daß er alle Geschäfte rasch und in tadelloser Form abzuthun versteht — Nummern erledigt. Mit diesem bis zur möglichst großen Vollkommenheit getriebenen Formendienst ist eine freie, auf den Grund der Sache eingehende Thätigkeit nicht vereinbar; es fehlt dazu an Zeit. Abgesehen davon erfährt aber auch eine solche sachliche Geschäftsbehandlung als ein stiller Vorwurf und Verstoß gegen das bestehende System regelmäßig Mißbilligung von oben. Zeigt sich eine Reaction gegen diese vielregierende Verwaltung, so begegnet sie diesem Widerstand dadurch, daß sie den Kreis ihrer Thätigkeit noch erweitert, und zwar durch Vermehrung und Steigerung der Formen, der Controlen, der Revisionen und Superrevisionen — durch den Formendienst geht auch der letzte Rest der innern Wahrhaftigkeit der bureaukratischen Thätigkeit zu Grunde, der Beamte wird zur Schreibmaschiene herabgewürdigt.

Nach der andern Seite hin charakterisirt sich die Bureaukratie als Dienerherrschaft — der Beamte ist Diener des Fürsten, und das Wesen dieses Dieners ist absolute Abhängigkeit vom Willen des Herrn, vollkommener Mangel eines Rechts zur Selbstbestimmung. Dem Herrn, und nur ihm dienen bis zur Aufopferung seiner selbst, insbesondere seiner Ueberzeugung, ist die vorzüglichste Eigenschaft des Dieners. Selbstverständlich hat der Diener kein Recht auf Begünstigung; was ihm der Herr gibt, ist Sache der Gnade — in Ungnade fallen, ist das größte Unglück des Dieners. Eine selbsteigene, auf seinen sittlichen Werth gegründete Ehre hat der Diener nicht, sondern nur eine von seinem Herrn entlehnte, d. h. grade so viel Ehre, als ihm der Herr zu verleihen in seiner Laune für gut findet. Die Rangordnung bildet die Scala der Ehre und Würdigkeit; Titel, Rang und Orden sind Zeichen der Gnade und ehren; sie bilden das ideale Gut des Beamten, und werden von ihm erstrebt. Je höher der Diener im Rang steht, desto mehr ist er werth, desto mehr Ehre kann er ansprechen, desto mehr Selbstgefühl besitzt er, für desto klüger und besser gilt er.

Seinem Dienstherrn gegenüber ist der Beamte dienstbeflissen, und dasselbe Verhältniß besteht zwischen dem höhern und niedern Beamten — der höhere sieht auf den niedern herab und dieser fürchtet sich vor jenem. Gleichwie der Fürst mit seinen Dienern überhaupt unzufrieden ist, weil sie ihre volle Schuldigkeit nicht thun und weil er glaubt, daß, wäre er nicht, keiner Hand und Fuß regen würde, so hält der höhere Beamte den niederen für ein Subject, das seine Pflicht nur erfüllt, wenn es gehörig geschuhriegelt wird.

Das Volk, d. h. alle, welche zur regierenden Bureaukratie nicht gehörten, befand sich nicht bloß in rechtlicher, sondern auch in moralischer Abhängigkeit von den Beamten; denn diese waren vermöge ihrer Bildung die geistigen Führer des Volks, welches einer eigenen Meinung entbehrte und daher die Beamten als Vorbild im Denken und Handeln betrachtete. Weil sich der Beamte seiner geistigen Ueberlegenheit über das Volk bewußt war und sich erhaben über dasselbe dünkte, sah er hochmüthig auf es herab und sonderte sich von ihm ab; im Verkehr mit demselben war er brutal. Er hielt alle Andern für dumm und schlecht und glaubte, daß alles Bestehende zu Grunde gehe, wenn er es nicht aufrecht erhalte; deshalb war er eifersüchtig auf jeden fremden Willen und wollte überall die Initiative haben, überall wohl thun, rathen, anordnen, nach seinem Willen Alles gestalten — die Wohlfahrt für das Volk begründen und Uebel von ihm abhalten. Weil er sich in Alles mischte, auch in das, was er nicht verstand oder wenigstens nicht kannte, waren seine Anordnungen oftmals möglichst verkehrt. Das ist der Geist der bureaukratischen Zucht und der Wohlthätigkeitsfanatismus, der Alles zu einer Staatsangelegenheit machen will. Die natürliche und nothwendige Folge davon war eine Vermehrung der öffentlichen Geschäfte bis in's Unendliche, eine Vermehrung der Beamtenzahl, eine erhebliche Steigerung

der Ausgaben für dieselben und eine entsetzliche Plackerei der Regierten bei jedem Schritt und Tritt. Dazu trat denn noch das Schreibunwesen, die Ordnung auf dem Papier, wodurch der Umfang der Geschäfte noch vermehrt wurde: die Bureaukratie pflegt die Form um ihrer selbst willen und bringt der Form das Wesen der Sache zum Opfer. Namentlich den untern Organen ist es nicht darum zu thun, nützlich zu wirken, sondern die von oben ertheilten Weisungen zu befolgen, d. h. die vorgeschriebenen Förmlichkeiten zur Zufriedenheit der Oberbehörde zu erfüllen, so daß die Form hier auch ihren relativen Werth verliert. Eine andere Folge dieser ausgedehnten Bevormundung des bureaukratischen Regiments zeigt sich in dem charakteristischen Zuge, daß die große Masse mit anerzogenem Glauben an die Allweisheit und Allmacht der Regierung auf allen Gebieten, wo sie Fortschritt und Besserung wünscht, nach Abhilfe durch den Staat, durch die Regierung schreit, selbst da, wo nur eigne Anstrengung und Arbeit vor den Schäden schützen kann, über die man klagt. Die große Masse hat eben von Jugend auf der Krücke der Bureaukratie sich bedient und nicht gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen, sich selbst zu bestimmen und sich selbst zu helfen. Dabei entbehrt sie der wirthschaftlichen Erfahrung und Kenntniß und des dadurch bedingten eignen Urtheils. Je mehr Anforderungen nun von dieser Seite an die Leistungen der administrativen und legislatorischen Gewalt des Staates gestellt werden, um so bereitwilliger dehnt die Bureaukratie ihre Herrschaft aus.

So lange der Beamte auf Sporteln angewiesen war, sah er dieselben als das an, was die Zölle für den Fürsten waren — er beutete die Unterthanen möglichst aus, ohne sich der Unmoralität bewußt und ohne dafür zur ernsten Verantwortung gezogen zu werden.

Mit Lust und Liebe Diener des Fürsten fühlte der Beamte seine Unfreiheit nicht als eine Unwürdigkeit, zumal er in seiner Herrschaft nach unten und in seinem Ansehen gegenüber dem Volke reichen Ersatz fand; er ging im Beamten auf und entbehrte der freien Mannesehre; deshalb war er als Mensch nichts.

Aus dem Diener entwickelte sich allmälig ein Aristokrat und das Beamtenthum wurde zur Aristokratie. Der Adel aber haßt diesen Concurrenten, weil er ihm die Macht geraubt, er verachtet ihn, weil er eine „bürgerliche Creatur" ist und bleibt. Die Politik des Fürsten und die des Beamtenthums war nicht bloß in Harmonie, sondern identisch. Ihr Zweck war Förderung des „unzertrennlichen" Interesses des Fürsten und des Vaterlands, und die Mittel zu diesem Zweck wurden eben vom Beamtenthum erdacht. Jede Mitwirkung des Volks blieb ausgeschlossen; es hatte unbedingt zu gehorchen und nur soweit activ zu sein, als ihm das Beamtenthum den Anstoß gab.

In diesen allgemeinen Zügen ist das Beamtenthum gezeichnet, wie es war. Einzelne derselben charakterisiren zwar auch noch heute das Beamtenthum — die Bureaukratie als solche ist und bleibt im Wesentlichen dieselbe zu allen Zeiten. Abgesehen davon ist aber doch eine merkliche Veränderung mit dem Beamtenthum vorgegangen. Und diese Veränderung, bezüglich die dermalige Stellung desselben im Staate, zum Fürsten und zum Volke, hängt enge zusammen mit dem Kampfe um den Besitz der öffentlichen Gewalt namentlich in unserem Jahrhundert. Die Regierten verlangen einen Antheil an der Regierung, der ihnen von den Regierenden so lange wie möglich verweigert wird. Mit Recht ist von der modernen Zeit gesagt worden, daß sie durch den demokratischen Zug im Volksleben sich auszeichne, wenn man darunter das Ringen unserer Zeit nach Ausgleichung des Gegensatzes zwischen Regierten und Regierenden, das Streben des Volks nach Selbstregierung versteht. Die ganze Geistesbildung der Zeit hat ein wesentlich bürgerliches Gepräge; sind die Standesunterschiede auch noch in den äußeren Formen des gesellschaftlichen Verkehrs sichtbar und fühlbar, so ist doch das Wesen der Bildung, die Erhebung des Geistes und das Verständniß der modernen Civilisation und Cultur ein Gemeingut vorzüglich des Mittelstandes geworden. Dafür sorgen die verbesserten Schulen und die Ausbreitung der populären Literatur, welche die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen und der Kritik den weitesten Kreisen zugänglich macht. Und die Kritik, indem sie den Kampf mit den hergebrachten Autoritäten beständig erneuert, erschütterte den Glauben an die überlieferten Autoritäten; sie erweckte und stärkte das Bewußtsein der geistigen Freiheit in allen

Schichten der Bevölkerung. Auch auf dem Gebiete des Privatrechts gelangte das demokratische Element mehr und mehr zur Geltung. Unter dem Einfluße der dadurch geschaffenen Zustände erwachte dann natürlich das Gefühl der Macht und der Wunsch nach Ausübung derselben auch auf dem politischen Gebiete.

Als Träger dieser Bestrebungen erscheint nun vorzugsweise das Bürgerthum, der gebildete Mittelstand; als Bundesgenossen oder Werkzeuge dieses zu einem großen gemeinschaftlichen Interesse verbundenen Körpers, sehen wir auftreten die Wissenschaft, die Literatur, die Tagespresse, den zunehmenden Handel und Verkehr, das erstarkende Gewerbs- und Industriewesen, den wachsenden beweglichen Reichthum, hier und da auch das Beamtenthum, die Bureaukratie. Und die Erfolge dieser Bestrebungen sind: Theilnahme des Volkes an der Gesetzgebung und der Justizpflege (constitutionelle Staatsverfassung und Schwurgericht), Freiheit der Person und des Grund und Bodens, Autonomie der Gemeinden, Gewissens- und Preßfreiheit, Gleichheit vor dem Gesetze &c. Auf der Seite des fürstlichen Absolutismus aber finden wir den Adel als Gegner der Freiheitsbestrebungen; sein Ruhm bestand bisher in der Unterthänigkeit, sein Stolz in der fürstlichen Gnade, seine Pflicht sah er in der Bekämpfung jeder freiheitlichen Regung — „der Adel war nicht blos politisch, sondern auch moralisch todt."

Der deutsche Constitutionalismus insbesondere ging aus der Ueberzeugung des gebildeten Mittelstandes hervor, daß die öffentlichen Zustände einer Aenderung dringend bedürfen, daß „die Idee der menschlichen und staatsbürgerlichen Gleichheit das energische Princip der Zeit in demselben Maße ist, wie dies früher die Idee der besonderen Ehre gewesen" (Stahl, Rechtsphilosophie). Derselbe Stahl, die bekannte Autorität der Conservativen, fügt hinzu: „Es kann keinen Adel mehr geben als herrschenden Stand, als Stand, der eine wesentliche Ungleichheit der Ehre und Berechtigung in sich schließt." Was wir aber in Deutschland an Constitutionalismus besitzen, ist eine „Erwerbung, die das Bürgerthum im Schweiße seines Angesichts gemacht hat, und die ihm vom Adel im Bunde mit der unumschränkten Gewalt auf's Aeußerste streitig gemacht worden ist."

In diesem großen Kampfe der Regierenden und Regierten um den Besitz der öffentlichen Gewalt bildet derjenige des Volks gegen die bureaukratische Monarchie einen wesentlichen Theil. Die Regierten werden nämlich activ und zu Einer Partei mit einer selbständigen öffentlichen Meinung, und sie verlangen, sowohl daß diese das Maß des Regierens sei, als daß man ihnen eine rechtliche Garantie dafür gewähre, daß die öffentliche oder gemeine Meinung zur Geltung komme. Diese Garantie besteht einerseits im Rechte der Mitwirkung bei der Gesetzgebung, andrerseits im Rechte der Mitwirkung bei der Gesetzesvollziehung. Während der Fürst bemüht ist, den Absolutismus zu conserviren und das dem Volke etwa eingeräumte Mitwirkungsrecht illusorisch zu machen, dadurch daß die Volksrechte nicht von Liberalen, sondern von Conservativen ausgeübt werden, ist das Volk bestrebt, den Schwerpunkt der Regierung in den Landtag zu verlegen, eine parlamentarische Regierung einzuführen.

Der Angriff der zu einer Partei verbundenen Regierten (der „Gemeinen") ist direct gegen das Beamtenthum mit gerichtet, insofern die Bureaukratie vernichtet werden soll: nicht die Meinung des Beamtenthums soll den Fürsten determiniren, sondern die öffentliche Meinung; es soll die bureaukratische Zucht aufhören und an deren Stelle Selbstbestimmung der Individuen treten. Folge davon ist die sehr erhebliche Verminderung des Umfangs der Geschäfte des Beamtenthums und Verringerung der Zahl der Beamten. Zugleich reagirt das Volk gegen das bureaukratische Schreibsystem, gegen die formalistische Behandlung der Geschäfte. Soweit es sich um den Angriff gegen das Beamtenthum handelt, macht der Adel gemeinschaftliche Sache mit dem Volke und hält mit ihm zusammen; denn der Adel wünscht und hofft, den Fürsten wieder in Abhängigkeit von sich zu setzen. Auf der andern Seite wurde das Beamtenthum durch das Interesse, sich seine Stellung gegenüber dem Fürsten zu sichern z. B. auf dem Wege des Staatsdienergesetzes, der Garantirung pragmatischer Rechte, mit dem Liberalismus verbunden, auch nach und nach vom Liberalismus angefressen. Im Beamten reagirte der freie Mensch gegen den Diener — der Liberalismus eröffnete den Beamten die Aussicht, neben ihrer dienstlichen Stellung

auch Menschen sein zu können, nur einen bestimmten Theil ihrer Kräfte dem Dienste zu widmen, im Uebrigen aber sich selbst zu leben.

Mit dem Momente, wo die Beamten an den Liberalismus zu glauben begannen, mißtraute ihnen der Fürst, denn die Tendenzen Beider waren nicht mehr in voller Harmonie. Der Fürst suchte einen andern Schwerpunkt, und er fand ihn im Adel und in der Geistlichkeit. Im Verein mit diesen bildete er nun die conservative Partei, und die bureaukratische Monarchie hatte aufgehört zu sein. Der Beamte hat nun die Wahl, sich entweder der conservativen oder der liberalen Partei anzuschließen, — dorthin zieht ihn sein materielles Interesse und die Erinnerung an seine bisherige Herrschaft, hierhin zieht ihn sein allgemeines Bewußtsein. Diese widerstrebenden Motive erzeugen eine reservirte Haltung des Beamten; er geht nicht mehr aus sich heraus, er stellt sich neutral. Seinen moralischen Einfluß auf das Volk büßt der Beamte als solcher völlig ein; dieser geht auf die gebildeten unabhängigen Liberalen über, insbesondere auf Advocaten, Literaten &c. Der Beamten**stand** ist mit Aufhören der Standesmeinung und Zerfall der Beamten in liberale und conservative zerbröckelt; jeder ist auf sich selbst gestellt und darum machtlos. Dem Beamten als solchen erweist das Volk nicht mehr wie früher besondere Ehren und Unterwürfigkeit; gegen die hergebrachte Beamtenbrutalität lehnt es sich auf. Nach den jetzigen Zeitverhältnissen und Bedürfnissen ist der Gehalt der Beamten fast durchweg kärglich; gleichwohl stößt die Erhöhung desselben bei allen Parteien auf Widerspruch, weil sie alle Gegner der Beamten sind.

Und wie ist die Stellung des Beamten gegenüber dem Fürsten? Letzterer mißtraut ihm und sucht ihn durch Furcht auf seiner Seite zu halten; er verlangt vom Beamten „gute Gesinnung" und verschärft die Disciplin durch strenge Disciplinarverordnungen; conservative Beamte werden belohnt, liberale bestraft; die Treue wird aus einer Eigenschaft des Herzens und Charakters zu einer mit Disciplinarstrafen erzwungenen Pflicht. Und will der Beamte nicht dem Haß der conservativen Partei verfallen, so ist er genöthigt, Kirchlichkeit zu bethätigen beziehungsweise zu heucheln. Natürlich corrumpirt die durch ihre Stellung auferlegte politische und religiöse Heuchelei allmälig den Charakter der Beamten und der schwächere Theil derselben wird zu Egoisten. Die Folge dieses Zustandes ist, daß den Beamten sein allgemeines Bewußtsein und sein Interesse, die Sehnsucht nach Aenderung und Besserung, zum geheimen Wühler machen. Die Zeit der Bureaukratie ist um; die conservative Partei bietet dem Beamten nichts als gemeines Dienerthum, aber weder Herrschaft, noch Ehre — denn Titel, Rang und Orden haben ihren Werth verloren, und der Beamte hat andere ideale Interessen —, noch Geld; die liberale Partei bietet wenigstens eine menschenwürdige Existenz, die Möglichkeit, bei einem mäßigen Einkommen seiner Ueberzeugung und seinen Neigungen leben zu können, sich selbst treu zu sein.

Das jetzige Beamtenthum hat Mangel an freiem weittragenden Blick und Kühnheit; diese Mängel sind die nothwendige und natürliche Folge der bisherigen Stellung der Beamten, und auf ihnen ruht der Defect an großen Staatsmännern der Neuzeit — nur der freie Mann, nicht aber der durch die Verhältnisse gewissermaßen zum Bedienten gemachte Beamte wird die Staatsverwaltung gesund organisiren und leiten. **Mohl** äußert: „So lange die Ministerien nicht der Ausdruck der politischen Mehrheit im Volke, somit der Kammern sind, sondern die Spitze der die Volksvertreter und die von ihnen adoptirten Interessen bekämpfenden Bureaukratie, so lange wird auch nicht der staatsmännische Gedanke in denselben vorherrschen. Dagegen müßte die Ernennung der leitenden Männer in den Ständeversammlungen zu Ministern **nothwendig** bedeutende, namentlich staatsmännisch begabte und geübte Talente zum Einfluße berufen." Allerdings bildet das parlamentarische Leben Staatsmänner heran, wie uns England zeigt. Aber das Parlament ist nicht das Einzige; die großen englischen Staatsmänner hätten sich vielleicht ganz anders entwickelt, wenn sie neben dem Parlament auch die Schule der deutschen Bureaukratie durchgemacht hätten. Uebrigens macht die bloße Führung der Opposition auch noch nicht den Staatsmann — die Erfahrungen des Jahres 1848 lehren, daß auch Oppositionsführer als Minister vortreffliche Bureaukraten waren, oder wenigstens nicht das Zeug dazu hatten,

an die Stelle des bureaukratisches Regiments einen gesunden Regierungsorganismus zu setzen. Jene Opposition ohne schöpferische Begabung, ohne staatsmännische Fähigkeiten brachte uns keine Staatsmänner; um ihrer Selbsterhaltung willen warf sie sich der alten Bureaukratie bald in die Arme, d. h. sie regierte auf die alte bureaukratische Weise fort. Staatsmann ist der Mann, welcher die Fähigkeit hat zu regieren, und diese Fähigkeit besitzt nur der freie Mann; ein solcher gestaltet selbst die complicirteste Bureaukratie mit Einem Schlage um, wie das z. B. Stein als preußischer Minister gethan hat und neuerlich Roggenbach-Lamey in Baden zu thun im Begriffe sind. Wenigstens stützt sich die neue badische Gemeindeverfassung auf das Princip der Selbstverwaltung; die Kirche ist vollständig freigegeben und das Unterrichtswesen wird nicht mehr von der Kirche, sondern vom Staate geleitet. Daß hiermit das Messer an die Wurzeln der Bureaukratie gelegt ist, läßt sich auch aus deren Verhalten erkennen — in und außerhalb Baden schreit die Bureaukratie gegen diese verhaßten „Neuerungen."

Wann und wie wird aber die Bureaukratie beseitigt werden, an die Stelle des Vielregierens und des Schreibunwesens eine gesunde Verwaltung der öffentlichen Geschäfte treten? Sobald ein wirkliches liberales Regiment, ein solches nämlich, bei welchem der Schwerpunkt in der öffentlichen Meinung liegt, zur Herrschaft gelangt. Alsdann hört die Zucht der Bureaukratie auf sowohl über Beamte, als über das Volk. Mit diesem Momente ändert sich auch die Stellung des Beamtenthums, dessen Ueberzeugung mit den Interessen der Regierung in Harmonie kommt. Der Beamte stellt für seinen Gehalt einen bestimmten Theil seiner Arbeitskräfte dem Staate zur Verfügung und verwendet den Rest derselben nach seinem freien Ermessen; das Privatleben des Beamten geht den Staat eben so wenig an, als das Privatleben der Bürger den Beamten. Mit dem Wegfall des bisherigen Bedienententhums der Beamten fallen auch alle seine Consequenzen: entlehnte Ehre, Rang, Titel, Orden, willkürliche Behandlung, Verwendung zu Parteizwecken; an die Stelle der Amtsehre tritt die auf dem menschlichen und sittlichen Werthe beruhende Ehre des Beamten. Wie ein jeder andere Bürger betheiligt sich der Beamte am Staatsleben, dessen eigentliche politische Wirksamkeit nun außerhalb des Amtes fällt. Und vermöge seiner Intelligenz ist das Beamtenthum eines vorzüglichen Einflusses auf die Bildung der öffentlichen Meinung und deren Verwirklichung sicher — es wird wiederum die Rolle eines Führers des Volkes übernehmen.

Heinrich Rose.

Durch den am 29. Januar erfolgten Tod Heinrich Rose's, der zu den berühmtesten Chemikern der Neuzeit zählte, hat die Berliner Universität einen sehr schweren Verlust erlitten. So groß auch die Verdienste des Abgeschiedenen um die Wissenschaft und so zahlreich auch seine Schüler sind, so gehört H. Rose doch nicht zu denjenigen Gelehrten, die im Volke selbst bekannt und beliebt sind. Aber dennoch hat er in vollem Maße verdient, sowohl als Gelehrter wie auch als Mensch, daß sein Name in den weitesten Kreisen gekannt und geehrt werde, denn was unsere Tage groß machte, dazu hat er wie nur irgend Einer redlich und segensreich mitgewirkt.

Heinrich Rose wurde am 6. August 1795 in Berlin geboren. Er gehörte einer geachteten Apothekerfamilie an und diesem Stande widmete sich auch der junge Rose. Nachdem er das Gymnasium zum grauen Kloster in seiner Vaterstadt besucht hatte, trat er seine Lehrzeit in einer Apotheke zu Danzig an. Hier blieb er acht Jahre und erlebte 1813 und 1814 die furchtbare Belagerung unter Rapp mit. Nach dem Falle Danzigs trat Heinrich Rose wie seine drei Brüder in die Schaaren der freiwilligen Vaterlandsvertheidiger und nahm als solcher auch an dem Kriege von 1815 thätigen Antheil. Nach dem Frieden setzte er seine Studien in Berlin unter Hermstädt fort. Hier hatte er das Glück, Klaproth, einen verdienstvollen Chemiker, aber noch aus der alten Schule, bei seinen chemischen Arbeiten unterstützen zu dürfen, freilich nur in seinem letzten Lebensjahre, im Sommer 1816, als seine Arbeiten durch wiederholte Krankheitszufälle oft unterbrochen werden mußten.

Um sich in seinem Berufe weiter auszubilden, nahm Heinrich Rose nochmals eine

Gehilfenstelle in einer Apotheke in Mitau an. Im Jahre 1819 rüstete er sich, in die Heimath zurückzukehren. Seinen Weg nahm er über Petersburg und Stockholm. Einige Arbeiten seines Großvaters, des Gründers der Rose'schen Familie in Berlin und Erfinders des Rose'schen Metalles, einer Legirung, die schon unter dem Siedepunkte des Wassers schmilzt, und seines Vaters — der beiden Valentine, — die nicht ohne Bedeutung für die damalige Chemie waren, dienten dem jungen Rose als vollwichtige Empfehlungsbriefe bei einem Besuch des schon damals sehr berühmten Berzelius. Namentlich hatte eine Abhandlung über das Bestandtheilverhältniß der salzsauren Neutralsalze, welche der jüngere Valentin 1806, also ein Jahr vor seinem Tode, veröffentlicht hatte, Berzelius selbst die wichtigsten Dienste geleistet. Durch Davy's Arbeiten auf die einfachen chemischen Verhältnisse geleitet, in denen die Körper sich vorzugsweise verbinden, wandte Berzelius alle seine Kräfte auf diesen Gegenstand. Aber da zu jener Zeit die chemische Analyse noch nicht so ausgebildet war, so war Berzelius, wegen der falschen Resultate, die ihm seine Versuche lieferten, oft nahe daran, diesen für die Chemie so hoch wichtigen Gegenstand ganz aufzugeben, da er daran zweifelte, dieses Räthsel lösen zu können. Da fiel ihm jene Abhandlung des jüngern Valentin Rose in die Hände. Hieraus schöpfte er neuen Muth und in der That gelang es ihm nun nach wenigen Jahren, durch Aufbietung einer in der That riesenhaften Arbeitskraft, das System der Proportionslehre, das größte Verdienst unter den vielen, die sich der Groß- und Altmeister Berzelius um die erst zur Zeit seiner Geburt durch Lavoisier in die Reihe der Wissenschaften eingetretene Chemie erworben hat, zur Verwunderung seiner Zeitgenossen fertig aufzustellen.

So fand denn der junge Rose bei Berzelius die zuvorkommendste Aufnahme und dieser Besuch war für sein ganzes Leben entscheidend. In das Laboratorium von Berzelius eingeführt, erkannte Rose sehr bald den Unterschied der alten Chemie, wie er sie bei Klaproth kennen gelernt hatte, und der neuen, und sofort war der Entschluß gefaßt, das Studium der Chemie zu seiner Lebensaufgabe zu machen. Rose wurde durch Berzelius so gefesselt, daß er drei Jahre lang, von 1819 bis 1822, in diesem Laboratorium arbeitete. In dem letztern Jahre kehrte H. Rose endlich über Kiel, wo er zum Doctor promovirte, in die Heimath zurück und habilitirte sich auf den Rath seines Lehrers sofort an der Berliner Universität als Privatdocent für Chemie, der er bis zu seinem Tode, also länger als 40 Jahre, angehört hat. Schon im folgenden Jahre wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, aber die Verleihung der ordentlichen Professur erfolgte erst sehr spät, 1835, nachdem er bereits 1832 von der Berliner Akademie der Wissenschaften als Mitglied aufgenommen worden war. Diese Zurücksetzung hatte anderswo seinen Grund als in einem Mangel an Verdiensten um die Wissenschaft.

Dadurch, daß Liebig 1840 die Schranken niederriß, welche die Wissenschaft von dem Leben getrennt hatten, und die riesigen Fortschritte der Chemie zum Gemeingut aller Gebildeten machte, ist er mit seiner Schule so in den Vordergrund getreten, daß der Ruhm der ältern Namen auf diesem Gebiete durch den strahlenden Glanz der neuen Sonne ziemlich stark erblaßte. Und doch standen die Jüngern nur auf den Schultern der Aeltern; denn diese hatten das solide und dauerhafte Fundament gelegt, auf dem jene das stattliche und von Allen bewunderte Gebäude aufführten. Zu diesen verdienstvollen Begründern der neuern Chemie gehört auch H. Rose. Lavoisier hatte nur durch die Uebertragung der Methoden, welche die Physiker schon seit Jahrhunderten in der Ermittlung der Ursachen der Naturerscheinung befolgt hatten, — durch die Einführung der Waage —, das neue Zeitalter der Chemie, das der quantitativen Untersuchungen, eingeleitet, aber die Begründung und Ausbildung mußte er seinen Nachfolgern überlassen.

Auf H. Rose's Wirksamkeit ist das Beispiel seines großen Lehrers von dem entschiedensten Einfluß gewesen. Wie dieser wandte sich auch jener vorzugsweise der anorganischen und wiederum der analytischen Chemie zu. Obgleich Berzelius mit den größten Hindernissen zu kämpfen hatte und sich alle seine Hilfsmittel, die heute überall in großer Vollkommenheit zu kaufen sind, selbst anfertigen mußte, so war er doch von Anfang an ein Meister in chemischen Analysen. Aber er hatte es unterlassen, das Ganze in ein System zu bringen. Nur der Unter-

suchungsmethode mittelst des Löthrohrs, dessen Handhabung er von seinem ältern Freunde Gahn in Falun erlernt hatte, hat Berzelius eine solche Vollendung gegeben, daß sein Werk für den Mineralogen und Chemiker heute noch eben so unentbehrlich ist wie bei seinem Erscheinen vor 40 Jahren.

Für die qualitative und quantitative Zerlegung der unorganischen Naturkörper, wie sie noch heute an allen Orten betrieben wird, ist H. Rose als Vater und Begründer zu nennen. Er begründete zuerst ein methodisches Verfahren, wodurch die Auffindung der einzelnen Elemente ermöglicht wird, ohne daß dabei eins übersehen werden kann. Dieser Gang, der von allen Chemikern befolgt wird, führt mit Recht den Namen seines Urhebers. Die Verbesserung der analytischen Chemie war die Aufgabe seines ganzen Lebens; auf sie hat er all' die reichen Kräfte seines Geistes concentrirt, so daß er auf diesem Gebiet in Wahrheit unerreicht dasteht.

Die Resultate seiner Forschungen legte er in seinem Handbuche der analytischen Chemie nieder, dessen erste Auflage 1829 in einem Bande erschien. Schon die zweite Auflage (1831) wurde zu zwei Bänden erweitert und jede neue Auflage nahm an Umfang zu, bis bei der fünften (1851) jeder Band zu 60 Bogen und mehr angewachsen war. Dieses Buch ist in seiner Art classisch und steht in der gesammten chemischen Literatur einzig da. Da es für jeden Chemiker gradezu unentbehrlich, so ist es in fast alle europäischen Sprachen übersetzt worden. 1859 bis 1861 erschien eine französische Originalauflage, die als die sechste Auflage des Werkes anzusehen ist. Jede neue Auflage dieses Werkes forderte einen großen Aufwand von Arbeitskraft, denn alle Scheidungsmethoden, die andere angegeben hatten, wurden von H. Rose in seinem Laboratorium eigens geprüft, damit er sich ein selbständiges Urtheil über ihren Werth bilden konnte. Man sagt wahrlich nicht zu viel, wenn man behauptet, daß jeder Satz in diesem Werke als das Resultat eines Versuches und oft sogar einer ganzen Reihe von Versuchen anzusehen ist. So begann z. B. der Druck der fünften Auflage bereits in der ersten Hälfte des Jahres 1847, wurde jedoch aus der angegebenen Ursache erst nach vier Jahren vollendet. Da die Chemie unausgesetzt fortschreitet, so gab die lange Dauer des Druckes wieder zu neuen Arbeiten Veranlassung, die in Nachträgen mitgetheilt wurden, um die Uebereinstimmung zwischen den früher und später ausgearbeiteten Abschnitten herzustellen. Bei allen diesen Versuchen im Laboratorium stand H. Rose ein langjähriger Freund und Gehilfe, R. Weber, getreulich zur Seite.

Wie Liebig's Ruhm, in Folge seiner oft zu kühnen Schlußfolgerungen, mancherlei Anfechtungen erlitten hat, so läßt sich auch nach seiner Berufung nach München ein sehr zu bedauerndes Nachlassen seiner Thätigkeit wahrnehmen, obgleich er damals kaum das fünfzigste Lebensjahr erreicht hatte. Bei H. Rose dagegen hat das zunehmende Alter keinen nachtheiligen Einfluß auf seine Thätigkeit geübt, ja man kann sogar sagen, daß sein Fleiß, anstatt mit der Zeit abzunehmen, sich stetig gesteigert hat. Je mehr ihn die Arbeit an sein Laboratorium fesselte, um so mehr brach er von seinen Erholungsstunden ab. In den letzten Jahren gönnte er sich nur in den späten Abendstunden die Muße zu einem weiten Spaziergange, der tagtäglich und bei jedem Wetter ausgeführt wurde. Aber auch hier war sein Geist rastlos thätig und mit seinen Arbeiten beschäftigt. Ein Jahr vor seinem Tode äußerte H. Rose: „Ich habe höchstens noch wenige Jahre zu leben und es muß noch viel gearbeitet werden!" Selbst nicht die Krankheit, die ihn übrigens nur vier Tage an das Bett fesselte, setzte seiner eifrigen Thätigkeit ein Ziel. Indem er versicherte, daß er sich ganz wohl fühle und bald wieder aufstehen werde, forderte er sogar auf dem Sterbebette die Feder und die Correcturbogen seiner Abhandlungen.

Daß ein seltener eiserner Fleiß und eine rastlose Thätigkeit das ganze Leben dieses außerordentlichen Mannes erfüllt hat, davon geben Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie, in denen H. Rose fast ausschließlich seine Abhandlungen veröffentlicht hat, den vollwichtigsten Beweis. Dieses Journal, das in der wissenschaftlichen Fachliteratur eine sehr geachtete Stelle einnimmt, ist bereits zu weit über hundert Bänden angewachsen, und nicht leicht findet sich einer darunter, der nicht eine Abhandlung von H. Rose enthält. Meistens bringt jeder Band mehrere davon. Alle diese Abhandlungen besitzen nur ein streng wissenschaftliches Interesse, so daß daraus nichts Besonderes hervorzuheben ist. Wir wollen nur anführen, daß H. Rose 1844

die Chemie mit einem neuen Element (Metall), Niobium genannt, bereicherte, das er im Tantalit, einem Mineral, das in Baiern gefunden wird, entdeckte. Die Entdeckung eines neuen Elementes ist allerdings zumeist ein Werk des Zufalls, aber doch ist nicht jeder Chemiker im Stande, das, was ihm jener bei einer Untersuchung in den Schoß wirft, gehörig zu erkennen und zu verwerthen. Um einen neuen Körper als solchen zu erkennen, dazu gehört eine durchaus vollständige Kenntniß aller bekannten Körper, die sich erst durch eine lange Erfahrung in Folge praktischer Arbeiten erwerben läßt. Irrte sich doch H. Rose, der Scheidekünstler par excellence, selbst. Er glaubte nämlich neben dem Niobium noch ein zweites Metall, das Pelopium, entdeckt zu haben; bei seinen spätern Untersuchungen erkannte er aber, daß die Pelop- und Niobsäure nur verschiedene Oxydationsstufen eines und desselben Metalles seien und darnach mußte das Pelopium wieder aus der Reihe der Metalle gestrichen werden.

In der ersten Zeit seiner Wirksamkeit hat Heinrich Rose auch einige Abhandlungen in Schweigger's Journal für Chemie und Physik, in Gilbert's Annalen der Physik und in schwedischer Sprache in den Kongl. Svenska Vetenskaps-Akademiens Handlingar veröffentlicht, sowie in späterer Zeit, so zum Beispiel über die sichere Erkennung von Blut und Blutflecken bei gerichtlichen Untersuchungen, in Caspar's Vierteljahrsschrift für gerichtliche Medicin. Daß H. Rose noch in späterer Zeit seinem ursprünglichen Beruf mit Liebe zugethan war, beweist eine Abhandlung über das Medicinalwesen und den Zustand der Pharmacie in England in Caspar's medicinischer Zeitung.

Von der größten Bedeutung ist H. Rose's langjährige Wirksamkeit als Lehrer gewesen. Es existirt wohl in unserm großen Vaterlande keine Stadt, die nicht Schüler von ihm aufzuweisen hätte. Mit Recht hat er daher so gut wie jemals ein Anderer den Ehrentitel eines Praeceptor Germaniae verdient. Durch eine hinreißende Gabe von überzeugender Beredtsamkeit fesselte er durch seinen Vortrag das dicht gedrängte Auditorium; seinem mächtigen Worte folgte Alles in der gespanntesten Aufmerksamkeit. Auch hier gab er ein lebendiges Bild seiner unermüdlichen Thätigkeit; rastlos wanderte er, mit den Händen mächtig in der Luft umherfechtend, während des Vortrags vor dem langen Experimentirtisch auf und ab, und kaum hemmte er seine Schritte, um die nöthigen Experimente auszuführen. Ebenso konnte man ihm wohl anmerken, daß seine Gedanken stets den Worten weit voraus waren. Diese Stunden sind sicher allen seinen Schülern, die nach Tausenden zählen, unvergeßlich; namentlich die kleinen Scenen, zu denen er, ohne daß er es wußte, so oft Veranlassung gab. Aber so groß war die Liebe zu dem verehrten Lehrer, daß die allgemeine Heiterkeit nur eine still vergnügte war und nie einen lauten Ausbruch fand.

Wie H. Rose zu den gefeiertsten Lehrern der Berliner Hochschule zählte, so auch zu den pflichttreuesten. Von der allgemein beliebten eigenmächtigen Verlängerung der Ferien hat er nie einen Gebrauch gemacht. Sein Anschlag war der erste am schwarzen Brette. Mit dem gesetzlichen Tage begann und schloß er jedes Mal seine Vorlesungen; er war der erste und letzte. Und diese Pflichttreue des Lehrers in seinem Beruf wirkte nach auf seine Schüler. In keinem Auditorium war wohl das Schwänzen so wenig Mode als in dem von H. Rose. Wie ernst er von Anfang an seinen Beruf genommen, hat er dadurch bewiesen, daß er zuerst in ganz Deutschland, und zwar auf eigene Kosten, ein chemisches Practicum, ohne welches eine Ausbildung in dieser Wissenschaft rein unmöglich ist, einrichtete. H. Rose war nicht so glücklich wie einige Jahre später Liebig, beim Staate die nöthige Unterstützung für diese unentbehrliche Bildungsstätte zu finden. Während im Laufe der Zeit wohl alle preußischen Universitäten mit stattlichen chemischen Laboratorien ausgestattet worden sind, mußte die Hochschule in der Metropole der Intelligenz noch bei ihrem fünfzigjährigen Jubiläum den Mangel eines chemischen Laboratoriums beklagen. Diese Thatsache gehört auch zu dem Unbegreiflichen, woran leider Preußen so reich ist.

Selbstverständlich fielen einem so verdienstvollen Manne äußere Ehren in Menge zu, aber gesucht hat er sie nicht im mindesten. Wie sehr bei ihm die Orden in Ansehen standen, darüber erzählt man sich eine köstliche Anecdote. Getragen hat er diese Ehrenzeichen wohl nie. Wir führen daher nur an, daß ihm auch die Friedensclasse des

Ordens pour le mérite zuerkannt worden war.

Ebenso groß wie in der Wissenschaft und Forschung steht H. Rose noch durch seine Humanität und seinen Charakter da. Was er in seiner akademischen Gedächtnißrede auf Berzelius, dem er bis an sein Ende mit unwandelbarer Liebe und Verehrung anhing, wie auch er der Lieblingsschüler desselben war, über diesen sagt, findet auf ihn selbst die vollste Anwendung. „Diese Schilderung seiner wissenschaftlichen Verdienste," heißt es hier, „würde indessen doch nur eine schwache Vorstellung von der ganzen Größe des unvergeßlichen Mannes geben, wenn wir dieselbe nur nach jenen beurtheilen wollten. Denn selten hat man in einem so hohen Grade, wie in ihm, eine so vollkommene Uebereinstimmung des Geistes und des Charakters gefunden. Was den, der längere Zeit den Umgang von Berzelius zu genießen das Glück hatte, so unwiderstehlich an ihn fesselte, war nur zum Theil der hohe Genius, die Klarheit und die überraschende Fülle der Ideen, die unermüdliche Sorgfalt und der große Fleiß, der Allem, was von ihm ausging, das Gepräge der Vollendung aufdrückte. Es waren — und Jeder, der ihn genauer kannte, wird mit mir übereinstimmen, — es waren zugleich jene Eigenschaften, die ihn auch als Mensch so hoch stellten; es war die Aufopferung für Andere, die edle Freundschaft, die er für Alle die zeigte, welche er derselben werth hielt, die hohe Uneigennützigkeit, die große Gewissenhaftigkeit, die vollkommene und gerechte Anerkennung der Verdienste Anderer, kurz, es sind alle jene Eigenschaften gewesen, die aus einem biedern und ehrenwerthen Charakter entspringen. Diese sind es, welche alle, die mit ihm längere oder kürzere Zeit hindurch in Berührung kamen, namentlich alle seine Schüler, mit der innigsten Pietät gegen ihn erfüllten."

Nicht besser kann H. Rose's gediegener Charakter gezeichnet werden, als er es hier unbewußt selbst gethan hat. Wohl war sein äußeres Auftreten dem Anschein nach schroff und eckig, aber ein Blick in das seelenvolle Auge genügte, um zu erkennen, daß in dieser rauhen Schale ein edler Kern verborgen war. Hervorzuheben ist noch, daß die Begeisterung für das Vaterland, die ihm in seiner Jugend die Waffen in die Hände gab, sowie für die altpreußischen Traditionen jener Zeit nie in ihm erstorben ist. Wahrheit und Gerechtigkeit waren die Richtschnur seines Handelns und beide hat er in der trüben Zeit, die über Preußen hereingebrochen, nie verleugnet. Furchtlos und laut bekannte er, daß Recht und Gesetzestreue die einzig möglichen Grundlagen des Staates seien. Vor der Unerschütterlichkeit dieser ehrenwerthen Gesinnung mußte sich schon der allmächtige Minister Eichhorn beugen.

Und doch ist diesem in jeder Beziehung ausgezeichneten Manne das Leben nicht leicht geworden. In seiner Familie war ihm großes Leid bescheert; zwei Frauen und seine einzige Tochter mußte er begraben. Sein einziger Trost in diesem tiefen Kummer war die Arbeit; durch seine rastlose Thätigkeit rettete er sich vor der Verzweiflung. Nur insofern ist das Geschick ihm gnädig gewesen, als es ihn vor dem niederdrückenden Gefühl der abnehmenden Kräfte des Körpers und Geistes bewahrte. Acht Tage vor seinem Tode hielt er noch in voller Kraft seine Vorlesungen. Eine Lungenentzündung brachte ihm ein schnelles und leichtes Ende.

Groß und gerecht ist die Klage um Heinrich Rose, zumal unser Vaterland nicht reich ist an Männern von diesem Schrot und Korn. Aber das Andenken dieses Ehrenmannes wird fortleben und wirken bis an das Ende der Tage.

Baiern,

seine Bevölkerung und Politik.

Unter den deutschen Mittelstaaten ist es besonders Baiern, welches durch seine Thätigkeit auf dem Felde der äußeren Politik während der letzten fünfzehn Jahre und in unsern Tagen, sowie durch den in Fluß gebrachten Entwicklungsproceß bezüglich seiner innern Angelegenheiten die Blicke des übrigen Deutschlands vorzugsweise und mehr als sonst auf sich lenkt. Baiern war es, welches im September 1850 in Gemeinschaft mit Oesterreich und Würtemberg durch den Vertrag zu Bregenz die Auferstehung des Bundestages von den Todten in's Werk setzte

und dann nach der glorreichen „Schlacht bei Bronzell“ in Kurhessen die deutsche Frage gegenüber Preußen zu Ruhe brachte, bei dieser Gelegenheit auch mit seinen „Strafbaiern“ die in anerkannter Wirksamkeit stehende kurhessische Verfassung gewaltsam brechen half; Baiern stand an der Spitze jener Coalitionen, welche die Gründung von Sonderbünden im Interesse Oesterreichs bezweckten — in Bamberg versuchten zu Anfang des vorigen Jahrzehnts die Anhänger Oesterreichs, an die Stelle des deutschen Zollvereins, des einzigen wirklichen Einheitsbandes der deutschen Nation, einen österreichisch-deutschen Zollbund zu setzen, um Preußens Einfluß zu paralysiren; in Würzburg brachte im Jahre 1862 der deutsche Particularismus unter eifrigem Beistande der habsburgischen Politik das vielberufene Delegirtenproject als eine todtgeborene Mißgeburt zur Welt; in München und Nürnberg deliberirten die Gründer und Anhänger der „Reformacte“ tragikomischen Angedenkens, wie man wohl das widerstrebende Preußen mit seinem Anhange sich unterwerfe. Und in der schleswig-holstein'schen Frage wartet das erregte Deutschland mit fieberhafter Spannung darauf, daß Baiern für deutsche Ehre versprochenermaßen handle. Nicht als ob man an Baiern Ansprüche erhebt, wie sie gegründet wären, wenn man sich den Illusionen hingibt, welche durch das gnädige Wohlwollen des Kaisers Franz Joseph in der „Reformacte“ — Baiern wird darin auf den Rang einer deutschen Großmacht hinaufgeschwindelt — hier und da hervorgerufen wurden; nein, Deutschland erwartet nur, daß Baiern als der bedeutendste der Mittelstaaten lediglich die ihm nach dieser Stellung obliegende Pflicht erfülle, nämlich die Initiative ergreife und im Verein mit den übrigen deutschen Mittel- und Kleinstaaten mit Ernst, Muth und Beharrlichkeit die Rechte und die Ehre der deutschen Nation gegen unbefugte Uebergriffe vertheidige.

In Ansehung der innern Angelegenheiten steht Baiern an der Schwelle einer neuen Zeit, vor Kämpfen, welche der fortschreitende Geist unserer modernen Cultur überall mit seinen Gegnern auszukämpfen hat. Ist auch die Gewalt des Polizeistaats, der allmächtigen Bureaukratie durch die neuere Gesetzgebung formell großentheils gebrochen, insbesondere durch die im Jahre 1862 vollzogene Trennung der Justiz von der Verwaltung, so ist doch das Bestreben der „Conservativen“ darauf gerichtet, das Polizeiregiment, wo nur thunlich, fortbestehen zu lassen, insbesondere die Rechtspflege unter die Controle der Staatsanwaltschaft, der Staatspolizei zu stellen. Gleich Unmündigen werden die Gemeinden und Corporationen behandelt; das Gewerbewesen leidet in der Zwangsjacke einer veralteten Gesetzgebung, welche durch die vielregierende Bureaukratie in einem der freien Bewegung feindlichen Sinne angewendet wurde; wahrhaft barbarisch und gegen die Elementargrundsätze der Volkswirthschaft verstoßend sind die gesetzlichen Vorschriften über Ansässigmachung und Verehelichung; das Schulwesen liegt im Argen; die zahlreichen Rechte (über 60), nach denen die Gerichte zu urtheilen haben, machen das bürgerliche Rechtsleben unsicher und die Processe durch das schleppende schriftliche Verfahren so langwierig wie kostspielig; die Abkürzung der sechsjährigen Staatsfinanzperioden, die Reorganisation des Heeres und der Landwehr — diese und andere Fragen stehen auf der Tagesordnung.

Es gewährt daher an sich, grade eben jetzt ein besonderes Interesse, Baierns Land und Leute sich etwas genauer zu betrachten.

Die Bevölkerung des Königreichs — 4,689,837 Köpfe nach der Zählung von 1861 — besteht hauptsächlich aus Angehörigen von drei Stämmen, aus Baiern, Franken und Schwaben. Sie vertheilen sich auf die einzelnen Regierungsbezirke folgendermaßen:

	Quadratm.	Einw.
Oberbaiern	309	778,559
Niederbaiern	195	575,338
Oberpfalz u. Regensburg	175	486,069
Oberfranken	125	516,743
Mittelfranken	139	545,285
Unterfranken u. Aschaffenbg.	162	601,758
Schwaben und Neuburg	174	578,190
Pfalz	108	608,069
	1387	4,689,837

Davon gehören etwa 3¹/₃ Millionen der katholischen, 1¹/₄ Millionen der protestantischen Kirche an; außerdem leben etwa 6000 Mennoniten und 56- bis 57,000 Juden zerstreut im Lande.

Den Kern, an welchen sich die Gebietserweiterungen seit 1805 ansetzten, bildet Alt-

baiern, bestehend aus Ober- und Niederbaiern und der Oberpfalz — in Folge des Preßburger Friedens (26. December 1805) nahm der Kurfürst Max Emanuel mit der Königskrone auch den ihm durch Napoleon verschafften Länderzuwachs an, welchem dann bis zum Jahre 1815 noch andere Eroberungen folgten. Vom Jahre 1806 datiren die officiellen Bezeichnungen: „das Reich, die bairische — oder vielmehr seit König Ludwig die bayerische — Nation.“ Von der „bairischen“ Nationalität scheint aber die Mehrzahl der annectirten Gebietstheile noch nicht viel wissen zu wollen; wenigstens nennt sich der Pfälzer, der Franke, der Schwabe im gewöhnlichen Verkehre auch heute noch nicht Baier. Und in der That, obwohl die bairische Regierung das specifisch Bairische, das Altbairische mit sichtlicher Vorliebe hegt und pflegt und nach Neubaiern zu verpflanzen strebt, unterscheidet sich namentlich der Franke und Pfälzer wesentlich vom richtigen Baier, dem Altbaier. Kräftig und derb, mit einem stark ausgeprägten realistischen Zuge, dynastisch gesinnt und bis zu einem sehr hohen Grade conservativ in politischer und religiöser Beziehung — theilweise dumpf bigott — steht der bairische Volksstamm den andern zum Theil eigenthümlich gegenüber. Insbesondere im behäbigen Bauernstande findet die Regierung eine wesentliche Stütze ihrer conservativen Politik. Mit dem durchschnittlichen Wohlstande der Landbevölkerung, namentlich im getreidereichen Niederbaiern, ist eine gewisse Ueppigkeit verbunden, die nicht selten in Rohheit und Brutalität ausartet. Nirgends aber, selbst wo weniger Wohlstand herrscht, wie z. B. in der uncultivirten Oberpfalz, ist der Sinn des bairischen Volksstammes auf Verbesserung seiner Lage durch Ausbeutung seiner Hilfsquellen oder durch Entdeckung neuer Erwerbsmittel gerichtet, sofern das eigenes Nachdenken, Arbeit und Mühe voraussetzt. Zäh an dem Althergebrachten festhaltend, verschließt sich der Altbaier mißtrauisch neuen Einrichtungen. Deshalb steht die Landwirthschaft, die Hauptbeschäftigung in Altbaiern auf einem so niedrigen Grade der Entwicklung; rationeller Betrieb stoßt auf den entschiedensten Widerspruch.

Während in Oberbaiern und in der Oberpfalz die Macht der alten Vorurtheile das Eindringen der modernen Cultur verhindert oder doch auf's Aeußerste erschwert, finden sich bei dem wohlhabenden Bauern- und Bürgerstande Niederbaierns schon Spuren dieser Cultur, welche ein eigenthümliches naturwüchsiges Gemisch von modernen und altväterischen Anschauungen und eine besondere politische Richtung zur Folge hat. So verlangt der Niederbaier mit derselben Energie Befreiung der Schule von der Kirche, mit welcher er gegen die Gewerbefreiheit auftritt; so hat die Aristokratie bei ihm die Führerschaft in öffentlichen Angelegenheiten verloren, er wählt zu Abgeordneten weder Beamte, noch Pfarrer, noch Adelige.

Das Schulwesen in ganz Baiern ist weit hinter den Fortschritten zurückgeblieben, welche während der letzten dreißig Jahre in Mittel- und Norddeutschland gemacht wurden; ganz besonders gilt das von der Volksschule im katholischen Altbaiern, wo sich die Schulpflicht auf sechs Jahre beschränkt, während in Franken bessere Schulen bestehen, die Rheinpfalz aber unbestritten den ersten Platz einnimmt. Nicht alle Schüler lernen in der Volksschule correct lesen und schreiben; von einer Ausbildung der Jugend durch Geschichte, Geographie und Naturkunde ist keine Rede — das Auswendiglernen von Gebeten ist die Hauptsache. Eine mangelhafte Schulbildung bei den Recruten des Jahres 1863 wurde festgestellt mit etwa 19¾ Procent in Niederbaiern, mit 16 Procent in der Oberpfalz und mit 9¼ Procent in Oberbaiern, während z. B. auf Mittelfranken nur 4¾ Procent trafen. Aehnliche Verhältnisse walten ob bei den höhern Schulanstalten; die Schüler des Gymnasiums werden erdrückt durch das Uebermaß der Latinitäten und Gräcitäten, durch die gramatischen Studien und den Formalismus; sie werden abgestumpft durch die handwerksmäßige Behandlung aller Lehrgegenstände, durch mechanisches Auswendiglernen. Für die bairischen Gymnasien scheinen die exacten Wissenschaften nicht zu existiren, wenigstens nicht den Zweck zu haben, daß sie die Schule in Uebereinstimmung und Wechselbeziehung mit dem Leben bringen — freilich das Studium der exacten Wissenschaften klärt auf und macht frei, und Männer mit solcher Bildung begnügen sich nicht mit der Schablone der Bureaukratie.

Noch bedenklicher sieht es mit der Erziehung des katholischen Klerus aus. Zum großen Theile recrutirt er sich aus der Land-

und niedern Stadtbevölkerung; ohne gehörige allgemeine und specielle Vorbildung tritt der künftige Priester schon frühe in's Seminar, wird daselbst klösterlich erzogen und in Unkenntniß derjenigen Verhältnisse erhalten, auf denen unser heutiges Culturleben beruht. In welcher Weise, in welcher Richtung und mit welchem Erfolge dann der Priester thätig ist, zeigt der tiefe Stand der intellectuellen und sittlichen Bildung der Bevölkerung. Dabei herrscht in den Kreisen des höhern Klerus der Romanismus und Ultramontanismus und ein entschiedener Widerstand gegen die auf Germanisirung und Nationalisirung der katholischen Kirche von Wessenberg, Sailer u. A. angeregte Richtung. Der niedere Klerus wagt zwar hier und da schüchterne Opposition, z. B. in der kürzlich behandelten Frage, ob die Priester Bärte tragen dürfen, ist aber durch die strenge Disciplin und Zucht des Kirchenregiments an selbständiger Bewegung verhindert.

Eine charakteristische Eigenschaft des Altbaiern ist das Vorwiegen des Gemüths und Gefühls auf der einen und der mangelnde Trieb zur Thätigkeit des Verstandes, insbesondere der Kritik auf der andern Seite, die vorherrschende Neigung zu substantiellen Genüssen und dabei das Bedürfniß nach Ruhe, die Behaglichkeit und Beschaulichkeit. „I will mi' Ruh' hab'n!" spricht der Altbaier, wenn er seine „Gemüthlichkeit" durch Anspannung seiner Geisteskräfte bedroht meint. Dieser natürliche Zug wird durch die Erziehung, Lebensgewohnheiten und Verhältnisse des öffentlichen Lebens noch wesentlich ausgebildet — der katholische Kultus wirkt mehr auf die Sinne, als auf das Denkvermögen; die Schule hält jedes selbständige Forschen und Denken ängstlich fern und erzieht mehr Autoritätssklaven, wie geistig selbständige Menschen. Auf allen Gebieten finden sich dann willige und willkommene Vormünder für die der Krücken bedürftige, geistig abhängige Masse: in religiösen und kirchlichen Fragen der Beichtvater, der übrigens auch in andern Dingen, von denen er nichts versteht, als Autorität gilt; in öffentlichen Angelegenheiten die wohlgegliederte, zahlreiche, herrschsüchtige Bureaukratie, deren untere Organe gleichsam die irdische Vorsehung spielen; und in der Bureaukratie selbst gilt der Ausspruch der Oberbehörde wie ein Evangelium für die untergeordneten Behörden, über das eine Kritik nicht geübt werden darf, wenn auch Neigung dazu ausnahmsweise vorhanden wäre. Das vortreffliche Bier und die schmackhaften Speisen reizen an sich zum Genuß, nicht allein zum reichlichen und übermäßigen Genuß, sondern dergestalt, daß der substantielle Genuß dem Altbaier Selbstzweck ist, bei dessen Befriedigung er keinerlei Störung duldet.

Als eine Folge, beziehungweise Voraussetzung dieser Eigenschaften des Altbaiern erscheint dessen Widerwillen gegen das ihm Fremde jeglicher Art, was er denn auch von sich fernzuhalten strebt. Fremd ist ihm aber Alles, was außerhalb Baiern existirt und daher kommt, und in seine festgeschlossenen kleinen Kreise, selbst im geselligen Leben, läßt er den Fremden wohl als Gast, nicht aber als gleichberechtigtes Glied eintreten — in den altbairischen Städten hält es dem dahin versetzten Beamten aus Franken regelmäßig sehr schwer, sich in den ersten Jahren einzubürgern. Noch schroffer aber ist der Altbaier gegen den Nichtbaier, namentlich gegen den „Preußen," worunter er den Norddeutschen überhaupt versteht — er fühlt, daß letzterer ihm an Verstandesausbildung überlegen ist; ihn genirt das gewandte, fertige Wesen, die kritische Auffassung und Darstellung, die Sprache und Manier des Norddeutschen, nicht zu gedenken des confessionellen Unterschiedes und der unbestimmten Furcht vor der preußischen Hegemonie — diese Abneigung steigerte sich zur Zeit der Discussion über den preußisch-französischen Handelsvertrag bis zur blinden Leidenschaft.

Bei diesem Widerstreben gegen das Fremde ist es bemerkenswerth, daß gleichwohl die Könige Ludwig und Maximilian fremde Gelehrte und Künstler nach München beriefen; man denke z. B. an Feuerbach, Görres, Schelling, Bluntschli, Sybel, Liebig, Carrier, Bodenstedt, Geibel. Freilich nöthigte der altbairische Particularismus und Ultramontanismus den König in vielen Fällen, jene Berufenen wieder zu entfernen oder ziehen zu lassen, nachdem ihnen das Bleiben gewissermaßen unmöglich gemacht worden war. Mag das Motiv des Königs bei Berufung jener Fremden ein mehr persönliches gewesen sein, oder mag er sie gewissermaßen als Sauerteig betrachtet haben, welcher die träge Masse in Gährung bringen sollte, jedenfalls haben sie dazu beigetragen, daß auch in Altbaiern die Cultur Fortschritte zu machen be-

ginnt, als deren Apostel die meisten jener „Fremden“ gelten.

Bei diesen charakteristischen Eigenschaften des bairischen Volksstammes ist es für dessen Entwicklung in der Cultur von unschätzbarer Bedeutung, daß er mit den Franken und Schwaben in staatliche Verbindung gebracht wurde; beide ergänzen sich, indem namentlich die Franken das bewegliche Element repräsentiren und die Schwaben in der Ergründung neuer Hilfsquellen oder in der umsichtigen Ausnutzung der vorhandenen Mittel erfinderisch sind. Huldigen jene dem Stillstand, indem sie am Alten festhalten, so sind diese dem Fortschritte zugethan; der altbairische Bauer und Bürger ist conservativ, der Franke liberal; jener gut katholisch, zum Theil ultramontan — er zahlt mehr an Peterspfennigen für den Papst als an Staatssteuern — dieser überwiegend protestantisch oder als Katholik weniger bigott.

Mit der Pfalz kommt der Altbaier wenig in Berührung; beide stoßen sich einander mehr ab als sie sich anziehen. In der That bildet der pfälzische Regierungsbezirk gewissermaßen ein Stätchen im Staate, das noch vielfach seine eigenthümlichen Institutionen — z. B. französisches Civilrecht, französische Gerichtsverfassung, Gewerbefreiheit, Verfassungsverhältnisse der Gemeinden nach den unter französischer Herrschaft zur Geltung gekommenen Normen — und seine besondern Bedürfnisse hat, auch geneigt ist, sich particularistisch abzusondern. Man macht dem lebendigen, leichtblütigen, rührigen Pfälzer den Vorwurf, daß er mehr französisch als bairisch oder deutsch gesinnt sei, unterläßt es aber, die altbairischen Zustände so zu heben, daß der Pfälzer Lust und Liebe bekommt, jene gegen die seinigen einzutauschen, daß er stolz sein kann auf sein „bayerisches“ Vaterland. Dermalen traut sich vielmehr der Pfälzer zu, an der Spitze der bairischen Civilisation und Cultur zu marschiren, und wohl nicht ganz mit Unrecht, wenn Zahlen einigen Werth haben. In der Pfalz werden vermöge der erleichterten Ansässigmachung und der Folgen der Gewerbefreiheit verhältnißmäßig viel mehr Ehen abgeschlossen als in Altbaiern und Franken; deshalb ist denn auch die Zunahme der Bevölkerung größer und die Zahl der unehelichen Geburten viel geringer — in der Pfalz etwa 8 Procent, in Altbaiern dagegen über 25 Procent; von 100 unehelich Geborenen werden durch nachfolgende Ehe legitimirt in der Pfalz über 29 Procent, in Altbaiern nur zwischen 11 und 12 Procent. Während etwa in den letzten 15 Jahren der Zuwachs der Handwerker im diesseitigen Baiern 1,4 Procent beträgt, vermehrten sich die Handwerker in der Pfalz um 65,5 Procent; ähnlich bei den Fabrikarbeitern: dort nämlich ein Zuwachs von nur 5,6 Procent, hier von 45 Procent. Nach einer andern Quelle ist die Gesammtzahl der Handwerker in der Periode von 1847 bis 1861 im diesseitigen Baiern um 0,85 Procent gefallen, in der Pfalz um 44,8 Procent gestiegen, im ganzen Königreiche um 2,6 Procent gestiegen, und die Gesammtzahl der Handwerker nebst Fabrikarbeiter im diesseitigen Baiern um 0,45 Procent, in der Pfalz um 44,9 Procent, im ganzen Königreiche um 3,95 gestiegen, während die Gesammtbevölkerung im ganzen Königreiche um 4,1 Procent stieg, nämlich im diesseitigen Baiern um 4,7 Procent sich vermehrte, in der Pfalz aber in Folge der Revolution von 1848/9 und der dann eintretenden Reaction um 0,06 Procent abnahm.

Nachdem jedoch seit Ende 1862 das Gewerbegesetz im diesseitigen Baiern mehr im Sinne der freien Bewegung angewendet und die Ansässigmachung nicht mehr gar so sehr erschwert wird, bessern sich die Verhältnisse in Ansehung der Ehen, unehelichen Geburten und des Wachsthums der Zahl der Handwerker sichtlich. Ohne Zweifel ist der Pfälzer dem Altbaier durchschnittlich voraus in der allgemeinen und speciellen Bildung, in der Industrie, im Handel, überhaupt auf fast allen Gebieten der intellectuellen und materiellen Cultur. Das fühlt auch der Altbaier, und daher seine Abneigung gegen den Pfälzer als einen ihm Fremden, dem er den Spitznamen „Rheinschnacke“ (eine kleine lebendige Fliege) gibt; allerdings trifft man in der Pfalz nicht solche Fleischklumpen in Menschengestalt, wie namentlich in Niederbaiern. —

Dies sind etwa die wesentlichen und Hauptelemente, über welche die baierischen Staatsländer bei der Wahl und Ausübung ihrer inneren und äußeren Politik zu verfügen haben. Ueberblicken wir nun im flüchtigen Umrisse den Gang der Politik während der letzten Jahrzehnte, um zu beurtheilen, ob die vorhandenen Mittel im wahrhaft staatsmännischem Sinn und Geist verwendet wurden.

Als das deutsche Reich zusammenbrach, genahm Baiern um so mehr Anstand, sich dem habsburgischen Kaiser anzuschließen, als derselbe damals (wie früher und heute noch) lediglich sein Hausinteresse als das Motiv seines Handelns betrachtete und für den rechtlichen Schutz, den er gewährte, in reicher Weise sich entschädigte. Auf der andern Seite aber verdankte Baiern seine Machterweiterung, seine Rangerhöhung und Souveränetät dem französischen Kaiser, und es lag die Frage für Baiern so, ob es zu Oesterreich — nicht zu Deutschland, denn das existirte ja in der That nicht — oder zu Frankreich in ein näheres Verhältniß treten wollte. Den Untergang des Reichs hatten alle Reichsstände verschuldet; als er sich vollzog, handelte es sich für alle zunächst und hauptsächlich um Erhaltung der eigenen Existenz. Für diese aber bot Oesterreich keine Garantie. Vom Standpunkte der Realpolitik aus läßt sich die von Baiern damals getroffene Entscheidung wohl um so weniger verdammen, als seine Verbindung mit Oesterreich zu einem dauernden Vasallenthum oder Aufgehen in Oesterreich geführt haben würde. So trat Baiern als wichtigstes Glied zum Rheinbunde, so drangen in die bairische Gesetzgebung jener Zeit mehr oder weniger Gedanken und Principien der französischen Revolution — die bürgerliche und politische Gleichberechtigung der drei christlichen Hauptbekenntnisse, die Aufhebung der Leibeigenschaft, der Privilegien des Adels, der landständischen Verfassung, an deren Stelle eine „Nationalrepräsentation" trat, welche jedoch bei der Abneigung der Regierung gegen das Repräsentativsystem nicht zur Ausführung kam.

Nach Beseitigung der Fremdherrschaft war der König Max darauf bedacht, durch seinen berüchtigten Minister Grafen von Montgelas (— man lese die Schilderung desselben in den Memoiren des Ritters Lang —) die vollen Souveränetätsrechte wieder herzustellen und die Adelsprivilegien zu restituiren. Insbesondere auf dem Wiener Congreß bei Berathung der Bundesacte eiferte Baiern gegen alle die Vollgewalt und Selbständigkeit der Regierung im Innern beschränkenden Bestimmungen, sowie gegen die Verpflichtung zur Gewährung der landständischen Verfassung in den Bundesstaaten. In der Besorgniß, durch die Bundesacte zu mehr verpflichtet zu werden, als er in Gnaden zu gewähren geneigt war, erklärte sich der König bereit, eine ständische Verfassung zu geben, und am 26. Mai 1818 wurde die Verfassungsurkunde publicirt.

Verrathen auch die derselben zu Grunde liegenden Grundsätze hier und da den Widerwillen von freier und selbständiger Bewegung und die Zucht der Bureaukratie, welche die Verfassung ausgearbeitet und dabei wesentlich ihre Rechte und Interessen sicher zu stellen nicht vergessen hat, so enthält sie doch im Ganzen eine genügende Anzahl von Keimen, welche bei entsprechender Pflege eine gedeihliche Entwicklung möglich machen. Allerdings ist die organische Fortbildung der Verfassung durch Octroirungen, wie anderwärts, bis heute nicht unterbrochen worden; aber Thatsache ist es gleichwohl, daß die bairische Regierung oft und lange Zeit bestrebt war, die Verfassung im Sinne des Polizeistaates zu behandeln, daß zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger Neigung bestand, die constitutionellen Rechte, welche nach ihrem formalen Ursprunge mehr ein königliches Gnadengeschenk, als ein erkämpftes Gut sind, zurückzunehmen oder doch einzuschränken. Wie anderwärts, so duldete man auch in Baiern jene Volksrechte, bis deren Ausübung der Krone und deren Organen mißfällig wurde, bis nämlich das Volk die Freiheit als etwas Wirkliches behandelte. Wahre Freiheit setzt volksthümliche Garantien und weiter voraus, daß sie dem Volke, welches ihre Segnungen genießen soll, auch wirklich zur ungehinderten Ausübung anvertraut werden. Das vertrug sich aber nicht mit den Anschauungen der Könige Max und Ludwig.

Anstatt im Innern eine den wirklichen Bedürfnissen der Zeit entsprechende Politik zu befolgen und die reichen Mittel im Sinne der aufgeklärten öffentlichen Meinung zu verwenden, um sich die ihm nach Lage, Territorialumfang und Machtmittel gebührende Stellung in Deutschland zu verschaffen, folgte Baiern der politischen Richtung, welche von den deutschen Großmächten, insbesondere von Oesterreich angegeben wurde. Diese verfassungs- und freiheitsfeindliche Politik culminirte unter dem Ministerium Abel (1837 bis 1847) — es wurden sogar die Ausdrücke „Staatsbürger" — es sollte nur Unterthanen geben — „Staatsdiener" — es gab nur königliche Diener — verboten; die Presse

wurde geknebelt, die wissenschaftliche Thätigkeit scheel angesehen, soweit Presse und Wissenschaft gegen die herrschende Parteiansicht auftraten; im andern Falle gestattete die Regierung z. B. gelegentlich der religiösen Differenzen in Folge der bekannten Kölner Vorgänge der Presse volle Freiheit, und die in Preußen wirklich oder angeblich Verfolgten fanden in Baiern bereitwillige Aufnahme und Unterstützung. König Ludwig, der „Teutsche,“ der Dichter, der Beschützer der Künste, der Verehrer der berüchtigten Lola Montez, welche er zur bairischen Gräfin Landsfeld erhob, warf sich zum Ritter der katholischen Kirche auf, gründete eine große Anzahl von Klöstern,*) die Mehrzahl der dermalen bestehenden, und verletzte zugleich die verfassungsmäßigen Rechte der protestantischen Kirche durch die Kniebeugungsorder, durch die Beschränkung der Generalsynodalcompetenz, durch erschwerte Bildung neuer kirchlicher Gemeinden und Nichtzulassung des Gustav-Adolf-Vereins; man versuchte, Baiern in die gute alte Zeit zurückzuschrauben, freilich ohne Erfolg. Das Jahr 1848 fegte die Vertreter dieser Richtung auch in Baiern von den Machtsesseln — König Ludwig abdicirte am 20. März 1848 und König Max II., sein Nachfolger, umgab sich mit Männern von liberalerer Richtung: Thon-Dittmer, Heintz, Lerchenfeld, welchen von der Pfordten, Kleinschrod, Aschenbrenner, Reigersberg, Lüder und dann Schrenk, Neumayer, Mulzer, Zwehl folgten.

Wie für andere deutsche Staaten, so bildet auch für Baiern die Sturm- und Drangperiode von 1848/9 einen wichtigen Abschnitt für die innere Entwicklung und den Anstoß zu mancherlei Fortschritten, beispielsweise und namentlich auf folgenden Gebieten. Blieb auch die Organisation der Kammer der Reichsräthe — bestehend aus der Aristokratie, nämlich den volljährigen Prinzen des königlichen Hauses, aus den vier Kronbeamten, aus den Spitzen der katholischen und protestantischen Kirche, aus den Häuptern der Standesherren und aus den vom Könige lebenslänglich oder erblich ernannten Mitgliedern — trotz des augenscheinlichen Bedürfnisses einer gründlichen Reform unverändert bestehen, so wurde doch für die Kammer der Abgeordneten ein neues Wahlgesetz (vom 4. Juni 1848) geschaffen. Hiernach ist wahlstimmberechtigt jeder volljährige unbescholtene Staatsangehörige, der Staatsbürger ist, oder doch eine directe Staatssteuer zahlt. Die Urwähler wählen Wahlmänner, welche 25 Jahre alt und Staatsbürger sein müssen, und die Wahlmänner wählen die Abgeordneten auf sechs Jahre — auf je 31,500 Köpfe der Bevölkerung trifft ein Abgeordneter; letzterer muß 30 Jahre alt sein. Ferner wurde den Kammern das Recht der Initiative für Gesetze eingeräumt, durch das Gesetz vom 25. Juli 1850 der Geschäftsgang der Kammern in freierer und selbständigerer Weise geregelt, die Verantwortlichkeit der Minister (4. Juni 1848), sowie die Bildung eines Staatsgerichtshofes zur Behandlung von Anklagen gegen Minister (Gesetz vom 10. März 1850) angeordnet — freilich läuft letzteres im Wesen auf Schein hinaus, weil die Erhebung einer Ministeranklage von dem Beschlusse beider Kammern abhängig ist.

Durch das Grundlastenablösungsgesetz vom 4. Juni 1848 wurde der lehns- und gutsherrliche Verband beseitigt und die Freiheit des Grundeigenthums im Princip anerkant; zu gleicher Zeit wurde die Patrimonialgerichtsbarkeit abgelößt, nur blieb diejenige des Fürsten Taxis über seine Beamten und Dienerschaft in Regensburg bestehen. Auch fielen die Vorrechte des Adels und der höhern Beamten, insbesondere das Recht der Siegelmäßigkeit (d. h. Urkunden mit der Kraft öffentlichen Glaubens ohne gerichtliche Mitwirkung auszustellen) und der befreite Gerichtsstand. Die Freiheit der Presse und des Buchhandels wurde durch das Gesetz vom 4. Juli 1848 gesichert — hiernach besteht keine Censur, keine Cautionen, keine Stempelgebühren (Zeitungsstempel) oder sonstige Präventivmittel, und die Preßvergehen werden durch Geschworenengerichte abgeurtheilt. Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, Anklageverfahren und Schwurgerichte wurden im Jahre 1848 eingeführt, und im Jahre 1862 folgten das Strafgesetzbuch und Polizeistrafgesetzbuch nach. Durch die schon im Jahre 1848 verheißene und im Jahre 1862 eingetretene

*) In Baiern bestanden im Jahre 1857: 5 Collegialstifte, 8 männliche Orden (40 Augustiner, 120 Benedictiner, 40 barmherzige Brüder, 160 Franciscaner, 30 Minoriten, 80 Capuziner, 30 Karmeliter, dann Redemptoristen, Studenten-Kleriker, Noviz-Priester und Kleriker), 18 Frauenklöster; die Zahl der diesen Instituten Angehörigen hat sich in den letzten Jahren nicht unerheblich vermehrt.

Trennung der Justiz von der Verwaltung in den untern Organen und die Einführung des Notariats schließt das Reformwerk auf dem Gebiete der Justizpflege vorläufig ab*) — dem Rechtspflegeausschuß der Abgeordnetenkammer liegt der Entwurf eines auf Mündlichkeit beruhenden Civilproceßgesetzes, sowie eines bürgerlichen Gesetzbuches zur Prüfung vor.

Daß auch die bairische Regierung bestrebt ist, die Souveränetäts- oder Kronrechte, zu conserviren und die constitutionellen Rechte des Volkes illusorisch zu machen, indem sie die Volksrechte wo möglich nicht von Liberalen, sondern Conservativen ausüben läßt, sowie daß dadurch Conflicte entstanden, ist bekannt. Indessen traten diese Differenzen nicht so schroff auf, wie anderwärts. Einmal nämlich läßt sich das bairische Volk williger als andere Volksstämme von der Regierung leiten; sodann aber werden die letzten Fragen der bürgerlichen Freiheit endgiltig in den Großstaaten gelöst — das Geschick aller deutschen Mittel- und Kleinstaaten in dieser Beziehung hängt vom Siege oder der Niederlage des Liberalismus in Preußen und Oesterreich ab. Allerdings hatte das verderbliche und freiheitfeindliche Gebahren des Ministeriums von der Pfordten-Reigersberg während der Reactionszeit im vorigen Jahrzehnt endlich eine große Aufregung im Volke hervorgerufen, und der König Max sprach dann das vielberufene Wort aus: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke!" und wechselte das Ministerium, d. h. von der Pfordten tauschte mit von Schrenk, dem Bundestagsgesandten in Frankfurt, und Reigersberg ging als Gesandter nach Stuttgart, an dessen Stelle Neumayer trat. Auf das „liberale" Ministerium vom Jahre 1859 kommen wir später zurück; hier ist indessen daran zu erinnern, daß damals der Krieg mit Frankreich drohte, daß von Preußen, wo die „neue Aera" angebrochen war, ein frischerer Hauch ausging, von welchem auch Baiern berührt und angeregt wurde, daß es endlich dieselben Führer der Kammermajorität waren (Lerchenfeld, Hegnenberg-Dux, Weiß), welche zehn Jahre lang in Eintracht und Frieden mit jenem Ministerium gelebt, jedenfalls nichts gethan hatten, um seine corrumpirende Wirksamkeit zu beseitigen. Die Opposition von dieser Seite hatte nicht entfernt die Bedeutung der Opposition des Liberalismus z. B. in Kurhessen oder Preußen. Säße auf dem bairischen Throne ein Mann von den seltenen Eigenschaften des Kurfürsten von Hessen, umgeben von Räthen wie ein Hassenpflug, Bismark, Borries oder dergleichen — würde wohl das bairische Volk so handeln wie die Kurhessen seiner Zeit gehandelt haben? Würde die Opposition und Majorität in der bairischen Kammer aus Männern bestehen, wie solche in der preußischen Kammer namentlich auch aus dem abhängigen Stande der Staatsdiener aufgetreten sind? Betrachten wir das Verhalten der bairischen Regierung und des bairischen Volkes bezüglich der Abgeordnetenkammer während der letzten drei bis vier Jahre wenigstens in seinen allgemeinen Umrissen.

Zunächst vom „liberalen" Ministerium. An der Spitze steht Baron Schrenk, ein gewandter, formengerechter Bureaukrat; ob er den Namen eines Staatsmannes verdient, kann sich Jedermann selbst beantworten, wenn er sich erinnert, wie der bairische Minister des Aeußern und des Handels und Verkehrs die großen Fragen unserer Zeit: Reform des Zollvereins, deutsch-französischer Handelsvertrag, Schleswig-Holstein und die deutsche Frage behandelt hat. Als Ritter des Dynasticismus und Vertreter des Particularismus, als Verehrer der habsburgisch-papistischen Politik ist er in Hofkreisen wohl gelitten.*) Daß Herr von Schrenk liberal sei, wird wohl von keiner Seite behauptet, würde auch nicht geglaubt werden, zumal wenn man sich erinnert, daß er seiner Zeit als Bun-

*) Ob die neue Gerichtsorganisation durchweg eine Reform in der That sei, läßt sich wohl bezweifeln; Thatsache ist, daß die Größe der Bezirksgerichtssprengel (die erste Instanz für Sachen über 150 fl. Werth, ein Collegialgericht), die beschränkte Competenz der Einzelrichter und die Einziehung vieler Advocaturen auf dem Lande, die Rechtspflege für das Publicum vertheuert und erschwert, ja in vielen Fällen auf eine Rechtsverweigerung hinausläuft.

*) Ebenso charakteristisch als curios ist die Verleihung des bairischen Civilverdienstordens und die damit verbundene Erhebung in den bairischen Adelsstand, welche nach dem Frankfurter Schützenfeste im Sommer 1862 dem Professor Wildauer aus Innspruck zu Theil wurde, und wofür? Dafür, daß er in Frankfurt gegen den Advocaten Metz auftrat, welcher Oesterreich zu den „Schmerzenskindern" Deutschlands gezählt hatte, und daß er kurz nachher in München für den Particularismus und gegen den Nationalverein in einer Versammlung „Großdeutscher" eine Rede hielt!.

destagsgesandter eine eifrige Thätigkeit entwickelte, um die berüchtigten Bundesgesetze über das Vereinsrecht und die Presse in's Leben zu rufen. Als liberaler Minister gilt Herr von Neumayer; sein Verhalten gegenüber der Kammerverhandlung über die pfälzischen Gemeindeverhältnisse, über die Reform der Reichskammer — er erklärte die Reform für überflüssig und vindicirte den Reichsräthen das Verdienst des unleugbaren Fortschrittes auf einzelnen Gebieten der Gesetzgebung! — ferner seine Interpretation und Anwendung des Vereinsgesetzes bezüglich des Verhältnisses der Hilfsvereine für Schleswig-Holstein zum Sechsunddreißigerausschuß des Abgeordnetentages in Frankfurt — er erblickt eine Unterordung der erstern unter den letztern in dem Umstande, daß die bairischen Hilfsvereine das gesammte Geld an jenen Ausschuß zu dem Ende schicken, um es an den Herzog von Holstein abzuliefern! — diese und ähnliche Handlungen lassen aber auf Liberalismus nicht schließen. Auch der Justizminister Mulzer gilt als ein Mann von liberaler Gesinnung — unter den obwaltenden Verhältnissen mögen beide die freisinnigsten Minister sein, welche dermalen möglich sind. Unzweifelhaft nicht liberal aber ist der Finanzminister Pfeufer, der in der beabsichtigten Abkürzung der offenbar zu langen Dauer der Finanzperioden (6 Jahre) einen gefährlichen und frivolen Eingriff in die Rechte der Krone erblickt. Der Cultusminister Zwehl gilt für einen ultramontanen Katholiken und bureaukratischen Geschäftsmann von reactionärer Richtung. In Summa, mögen auch einzelne Minister weniger conservativ sein als ihre Vorgänger, so sind sie doch eingefleischte Bureaukraten, die willigen Diener der Krone, keine Staatsdiener und weit entfernt von einem wirklich liberalen Regiment, welches seinen Schwerpunkt in der öffentlichen Meinung, in der Kammer findet; auch fehlt dem Ministerium als solchen offenbar der einheitliche Charakter. Deshalb bot auch der letzte Landtag (Sommer und Herbst 1863) die eigenthümliche Erscheinung dar, daß eine eigentliche ministerielle Partei, wie sie vorher und zwar in der Majorität vorhanden war, nicht zu Stande kam — jene alte Kammermehrheit befindet sich augenscheinlich in einem Zersetzungsprocesse.

Die Wahl zum letzten Landtage erfolgte unter Umständen, wie sie für das Ministerium kaum günstiger sein konnten — es lebte der Eindruck des königlichen Friedenswortes noch frisch im Gedächtniß, man freute sich und war stolz darauf, das frühere Polizeiregiment gestürzt zu haben und ein „liberales" Ministerium zu besitzen, mit welchem man sich in den großen Tagesfragen in Harmonie wußte — damals absorbirte die Handelspolitik jedes andere Interesse und die große Masse schwärmte für einen Zollverein mit Oesterreich, um die schreckliche preußische Spitze und den verhaßten Handelsvertrag mit Frankreich zu Boden zu werfen. Deshalb wurde die alte Majorität wieder in die Kammer gewählt und sie erschien als die sogenannte großdeutsche, welche einen entschiedenen consequenten Liberalismus nicht verträgt — sie erlitt mehrere große Niederlagen durch die inzwischen erstandene Fortschrittspartei, welcher sich hier und da Bürgerliche und Abgeordnete aus dem Bauernstande anschlossen. Mit welchen Schwierigkeiten diese Vertreter des Liberalismus zu kämpfen hatten, möge aus der einzigen Thatsache beurtheilt werden, daß der Redacteur der „Süddeutschen Zeitung," welche im Herbst des Jahres 1859, zur Zeit des allgemeinen Jubels über Oesterreich, in München durch Brater gegründet wurde, längere Zeit keinen Drucker und Austrager finden konnte. Man erblickte in dieser Zeitung ein Organ des Nationalvereins, welcher Baiern durch Preußen mediatisiren wolle; man hielt es mit dem „Baiersinn" nicht vereinbar, ein solches Blatt zu lesen; man erblickte in den Freunden dieser Richtung Vaterlandsfeinde und verfolgte sie mit bitterm Hasse. Durch unparteiisches Urtheil und wirklich liberale Opposition gegen die Regierung, sowie durch die Tüchtigkeit der Redaction erwarb sich die „Süddeutsche Zeitung" allmälig Achtung und Interesse. Wenn sie sich in München auch nicht halten konnte, sondern nach Frankfurt übersiedeln mußte, so hatte sie doch wesentlich dazu beigetragen, daß bei der letzten Kammerwahl die Fortschrittspartei — unter deren bekannten Führern Barth, Brater, Crämer, Folk — eine nicht unbedeutende Verstärkung erhielt, nämlich durch die Abgeordneten Hofmann, Professor in Erlangen, Behringer, Bezirksgerichtsrath in Meiningen, Fischer, Bürgermeister in Augsburg und Jordan von Deidesheim. Bemerkenswerth ist, daß Oberbaiern kein Mitglied der Fortschrittspartei

wählte, und daß besonders Franken und Schwaben Männer dieser Richtung abordneten.

War auch der Zahl nach (19 von 148 Abgeordneten) die Fortschrittspartei gering, so verschaffte sie sich doch bald durch die Klarheit und Entschiedenheit ihrer Grundsätze und durch die Macht der Rede, die ihr zu Gebot stand, einen bedeutenden Einfluß, der ihr in wichtigen Fragen die Mehrheit zuführte.

Bei der Frage über die Bundesreform betonte die Regierung die Selbständigkeit und Unabhängigkeit Baierns als die erste Voraussetzung einer Reform, womit die Mehrheit sich einverstanden erklärte; nur die Fortschrittspartei hob hervor, daß die Opferung von Souveränetätsrechten auf Seiten der Einzelstaaten die Grundbedingung einer jeden Reform sei; sie verwarf das von den „Großdeutschen“ gepriesene Delegirtenproject und forderte ein aus directen Volkswahlen zu bildendes Parlament. Als später die österreichische Reformacte auf die Bühne gebracht wurde, jubelten die „Großdeutschen“ in der Kammer diesem Werke „der nach Einigung strebenden deutschen Fürsten in Frankfurt“ zu, wogegen Professor von Hofmann im Namen der Fortschrittspartei Verwahrung einlegte.

Auch bezüglich des französischen Handelsvertrags billigte die Mehrheit das Verfahren der Regierung und war für unbedingte Verwerfung desselben in seiner gegenwärtigen Fassung, selbst auf die Gefahr einer Auflösung des Zollvereins, während die Fortschrittspartei, welcher die pfälzischen Abgeordneten zufielen, vor allen Dingen Forterhaltung des Zollvereins und den Versuch einer Verständigung über den Vertrag verlangten.

Unter den innern Fragen war von besonderer Bedeutung die Vorlage über die außerordentlichen Militärbedürfnisse. Die Regierung forderte nämlich nicht nur eine Erhöhung des ordentlichen Etats, der schon 11,415,000 fl. beträgt, um 2 Millionen, sondern auch neben dem bereits im Jahre 1861 bewilligten Extraordinarium von mehreren Millionen ein weiteres Extraordinarium von etwa 2 Millionen „mit Rücksicht auf die politischen Constellationen,“ sowie einige Millionen zu Festungs- und Casernenbauten und dergleichen. Ueber die behauptete Gefahr der politischen Lage und die Nothwendigkeit des Aufwandes für kriegerische Zwecke blieb die Regierung auf alle Fragen die Antwort schuldig. Gleichwohl war die Majorität bereit, jene Summen zu verwilligen, wogegen die Anträge der Fortschrittspartei auf Bewilligung der Erhöhung des Ordinariums für nur zwei Jahre und auf Ablehnung des Extraordinariums mit 70 gegen 54 durchgingen — hier zeigte sich deutlich, daß die alten Kammerführer nicht mehr das volle Vertrauen besaßen, daß die von der Fortschrittspartei vertretenen Grundsätze unter der alten Majorität Anhänger gefunden hatten. Es ist aber auch wohl dieser Gegenstand geeignet, selbst den begabtesten Staatsbürger zum Nachdenken anzuregen — während der Militäraufwand in den vierziger Jahren 7,300,000 fl. betrug, sollte er auf etwa 15 Millionen, also auf das Doppelte gesteigert werden. Diese Zunahme steht in keinem Verhältnisse zu der Zunahme der Bevölkerung und der Steuerkraft; die Gesammtbevölkerung im ganzen Königreiche vermehrte sich von 1847 bis 1861 um 4,1 Procent (von 4,504,874 auf 4,689,837 Köpfe), die Anzahl der Militärpersonen stieg vom Jahre 1834 bis 1861 um 82,94 Procent, von 59,268 auf 108,424 Köpfe, also in 27 Jahren fast um das Doppelte! Und für welchen reellen Zweck?

Im Zusammenhange mit dieser Debatte stand diejenige über den Antrag der Fortschrittspartei auf Einführung militärischer Vorbildung der Jugend, eines wohlorganisirten Landwehrsystems, überhaupt solcher Einrichtungen, welche zur Erleichterung der Militärlast geeignet erscheinen. Obwohl dieser Antrag fast einstimmig genehmigt wurde, so stellten sich doch die Reichsrathskammer und die Regierung ablehnend dagegen; natürlich, die Realisirung dieses Reformvorschlages, eines der bedeutendsten und folgenreichsten Gedankens unserer Zeit, paßt nicht der Aristokratie.

Aus den Regierungsvorlagen über den Neubau mehrerer Eisenbahnen erhellte wiederum, daß die Bureaukratie weit davon entfernt ist, die hohe Bedeutung dieser wichtigsten unserer Verkehrsanstalten zu begreifen und die offenbaren Fehler in der Anlage des Bahnnetzes zu rectificiren; es scheint ihr weniger auf die Befriedigung wirklicher Bedürfnisse, auf Förderung und Hebung des vorhandenen und auf das Flüssigmachen latenten Verkehrs, als vorzugsweise darauf anzukommen, alle Schienenwege möglichst nach der Haupt- und Residenzstadt München zu

führen — auch in Baiern sind die Eisenbahnfragen die ergiebigste Quelle der Corruption.

Bei den Verhandlungen über die Erhöhung der Staatsdienergehalte erkannte die Fortschrittspartei an, daß die ökonomische Lage der Beamten größtentheils eine bedrängte und unwürdige und daher zu verbessern sei; zugleich hob sie aber auch die Nothwendigkeit der Reform bei den Justiz- und Verwaltungsbehörden hervor, dort durch schleunige Einführung einer neuen Civilproceßordnung, hier durch Entwicklung des Princips der Selbstverwaltung und freien Bewegung bei den Gemeinden und im Gewerbewesen, sodann durch Vereinfachung des Geschäftsganges, um die Zahl der Staatsbeamten zu verringern und die dadurch frei werdenden Summen für Gehaltserhöhungen zu bestimmen. Auch rügte die Fortschrittspartei die bisherige Uebung, daß die Regierungspräsidenten sogenannte unständige Functionszulagen an gefügige Beamten—nach oben servil, nach unten brutal — vertheilen, während jene Zulagen nur zur Ausgleichung der mit dem Amt verbundenen schwierigern Leistungen oder größeren Kosten bestimmt seien. Es bildet jene Uebung ein beliebtes und wirksames Corruptionsmittel der bureaukratischen Zucht.

Häufige Erfahrungen im bairischen Staatshaushalte haben gelehrt, daß es ganz unmöglich ist, ein Budget, insbesondere dessen Ausgaben in jetziger Zeit auf sechs Jahre auch nur mit annähernder Sicherheit festzustellen; die Regierung selbst erkannte das factisch dadurch an, daß sie kaum anderthalb Jahre nach dem im Jahre 1861 vereinbarten Budget Nachtragspostulate für die Ministerien der Justiz, des Innern, des Cultus und des Krieges einbrachte. Gleichwohl trat sie dem von der zweiten Kammer einstimmig genehmigten Antrage der Fortschrittspartei (welchen auch Lerchenfeld einbrachte) auf Abkürzung der Finanzperioden nach den in andern Staaten bestehenden Principien mit der Behauptung entgegen, es sei die sechsjährige Dauer der Budgetperiode eine seit 45 Jahren „bewährte“ Einrichtung, die in keinem Falle aufgegeben werde. Allerdings kann die Regierung bei dieser Einrichtung mit den Staatsgeldern mehr nach ihrem Belieben und nach Willkür wirthschaften und das Mitwirkungsrecht des Volkes bei Verwilligung und Verwendung der Steuern zum großen Theil illusorisch machen. Eine charakteristische Episode bildet auch die Verhandlung der Kammer über Hunderte von Petitionen aus den katholischen, namentlich altbairischen Provinzen wegen Abkürzung der Werktags- und Verlängerung der Sonntagsschulen.*) Ein Theil der Landbevölkerung meint, daß der Schulpflicht mit einem sechsjährigen Schulbesuche genügt werde; alsdann will der Bauer seine Kinder zur freien Disposition in seiner Wirthschaft haben, zumal der Mangel an ländlichen Arbeitern (in Folge des schändlichen Ansässigmachungsgesetzes) täglich größer wird. Ein anderer Theil meint, die Kinder lernten eben so wenig im dreizehnten Jahre, wie sie vorher gelernt haben, weil die Schulen eben überhaupt schlecht sind. Der Klerus endlich ist mit der Beschränkung der Wochenschule einverstanden, will aber seinen Einfluß auf die heranwachsende Jugend ausdehnen und verlangt daher Verlängerung der Sonntagsschulpflicht. Dies sind die Motive jener Petitionen. Seitens der Fortschrittspartei wurde das Verlangen nach gründlicher Reform des Schulwesens gestellt. Ob die Regierung endlich diesen wichtigen Gegenstand in die Hand nehmen wird, steht dahin — der Cultusminister beobachtete bei jener Debatte ein beharrliches Schweigen, obwohl ihm aus seiner nächsten Nähe, in München, der verwahrloste Zustand der Volksschule bekannt sein muß. Gelegentlich einer andern Verhandlung wurden die in der Diöcese Passau bestehenden kirchlichen, auf das staatliche Gebiet zurückwirkenden crassen Uebelstände gerügt — der niedere Klerus wird schlecht gebildet und despotisch behandelt, die Volksschule vernachlässigt; die Folgen davon zeigen sich in Rohheit und Unsittlichkeit der Bevölkerung, in der großen Anzahl schwerer Verbrechen.

Unerledigt blieb und für den nächsten Landtag wurde zurückgelegt eine Reihe von Anträgen, welche zum Theil höchst wichtige Fragen betreffen, z. B. die Einführung der Gewerbefreiheit mit Freizügigkeit, die Auf-

*) An diesem Petitionssturm betheiligten sich 639 Gemeinden, bestehend aus 73,626 Familien und 331,317 Köpfen, und zwar 271 Gemeinden Niederbaierns, 241 Oberbaierns, 76 Schwabens und 26 der Oberpfalz. Auch die Landrathsversammlungen von Niederbaiern und der Oberpfalz (das ist die Vertretung der einzelnen Regierungskreise oder Landesprovinzen in provinziellen Angelegenheiten) brachten dieselbe Bitte vor.

hebung der Brot- und Biertaxe, die Selbstständigkeit der Gemeinden in der Pfalz, die Reorganisation der technischen Unterrichtsanstalten, die Revision des Heerergänzungsgesetzes, die Aufhebung resp. Reform der Landwehr, die Reform des militärischen Strafverfahrens, die Durchführung des Grundsatzes der Religionsfreiheit, die zeitgemäße Umbildung der Reichsrathskammer. Die Mehrzahl dieser Anträge rührt her oder ist vertreten von der liberalen Partei.

Von der Thätigkeit der Kammer der Reichsräthe schweigen wir; sie bestand größtentheils im Negiren und Bekämpfen der Volksrechte und der liberalen Bestrebungen; wie anderwärts, so hat auch in Baiern der Adel das Bewußtsein politischer Pflichten verloren, er ist als solcher politisch und moralisch todt. Uneingedenk seiner Vergangenheit, ohne Verständniß für die wahren Interessen der Gegenwart, beansprucht der Adel eine bevorzugte Stellung im constitutionellen Staate, den das Bürgerthum geschaffen hat und erhält, und er glaubt, solche sich zu conserviren im Dienste des nach Absolutismus strebenden Dynasticismus.

Ueberblicken wir schließlich die natürlichen Anlagen und Fähigkeiten von Land und Leuten in Baiern und die daraus für eine zeitgemäße und gesunde Politik sich ergebende Aufgabe, so stellt sich uns ein Land mit vielen verborgenen Schätzen, mit allen Grundlagen materieller Cultur, und ein „unausgelebtes" Volk dar; beide, das Land und seine Bevölkerung, scheinen nur des Geistes zu warten, der es versteht, die ruhenden Kräfte zu entfesseln und nutzbar zu machen für die höhern Zwecke der modernen Cultur. Fruchtbares Land und Wiesen, vortreffliches Vieh, reiche Waldungen, Metalle, Flüsse und Seen — wesentliche Vorbedingungen für Landwirthschaft, Gewerbe und Industrie sind vorhanden. Zwei natürliche große Verkehrsstraßen, der Rhein und die Donau*) mit den schiffbaren Nebenflüssen Main, Lech, Isar und Inn, verbunden durch den Main-Donau-Canal, eröffnen die Verbindung mit der Ostsee und dem Schwarzen Meere; zahlreiche Landstraßen (4574 Stunden lang im Jahre 1857), Eisenbahnen und Telegraphen erleichtern Handel und Verkehr. Aber was die Natur dem Menschen bietet, ist noch lange nicht ausgenutzt — die Bevölkerung blieb und ist in der Bildung zurück.

Die erste Aufgabe einer verständigen Politik wird darin bestehen, daß die Schule in allen Abstufungen rasch und gründlich nachholt, was bisher versäumt wurde, damit Baiern in der Culturentwicklung gleichen Schritt mit dem übrigen Deutschland hält und befähigt wird, auch in politischer Hinsicht diejenige Stelle einzunehmen und auszufüllen, die ihm durch die Verhältnisse angewiesen scheint. Mit der fortschreitenden allgemeinen Bildung fallen dann die alten Vorurtheile, in welchen die Bevölkerung noch befangen ist, die Trägheit und Bequemlichkeit, welche jeden Fortschritt als eine Abweichung vom alten Schlendrian und eine Störung der so sehr geliebten Ruhe hassen.

Nach dem Buchstaben des Gesetzes hat Baiern aufgehört, ein katholischer Staat zu sein und ist ein paritätischer geworden, der beide Confessionen als wesentlich gleichberechtigt anerkennt. Gleichwohl machte und macht sich noch das Bestreben nach Conservirung des ausschließlich katholischen Geistes, nach Befolgung der ultramontanen Politik geltend. Die Zukunft Baierns hängt aber wesentlich davon mit ab, daß die Regierung den confessionellen Frieden überall und stets erhält und den ultramontanen Eiferern keinen Einfluß auf den Gang der Politik in ihrem Sinne gestattet; eine verständige Politik wird das paritätische Princip zu dem Princip der Bekenntnißfreiheit für alle religiösen Ueberzeugungen erweitern. In dieser Beziehung ist Baierns Lage glücklicher als diejenige Oesterreichs und Preußens, welche schon um ihres Gegensatzes willen in eine einseitige confessionelle Politik verwickelt werden — in der Wiener Staatscanzlei herrscht uneingeschränkt katholische Politik, während die Berliner Staatsweisen trotz des gemischten Charakters des Staats (nämlich 10,863,119 Protestanten, 6,618,979 Katholiken, 1331 Griechen, 14,051 Mennoniten und 242,416 Juden) und trotz des von Friedrich II. gegebenen Anstoßes zeit-

*) Ebensowenig vom volkswirthschaftlichen Standpunkte, als von dem politischen aus, welchen das bairische Ministerium einzunehmen liebt — dem einer deutschen Großmacht, aber einer zur Zeit noch sehr künstlichen und zweifelhaften! — läßt sich der Verkauf der Staats-Donaudampfschifffahrt an Oesterreich begreifen; es wurde dieses Geschäft im Jahre 1862, zur Zeit der Agitation für einen österreichisch-deutschen Zollverein und ohne Mitwirkung des Landtages abgeschlossen! —

weise protestantische Politik treiben. Baiern aber kann den confessionellen Gegensatz leichter durch ein nicht confessionelles Staatsprincip ausgleichen, eine rein staatliche Politik zur Richtschnur nehmen.

Wie überhaupt die ganze katholische Welt, so betheiligte sich auch das katholische Baiern gar nicht an der Geistesarbeit, welche in Folge der Reformation und namentlich nach dem dreißigjährigen Kriege das protestantische Deutschland beschäftigt; der wissenschaftlichen Bewegung stand die katholische Kirche in Baiern theils feindlich, theils mindestens ablehnend gegenüber, und das unter der vollständigen Vormundschaft des ungebildeten und herrschsüchtigen Klerus befindliche Volk entbehrte die Früchte der aufstrebenden Wissenschaft. Erst im Laufe unsers Jahrhunderts und insbesondere durch die Wirksamkeit der Könige Ludwig und Max änderte sich das einigermaßen; geschah auch schon mancher Schritt zum Bessern, so ist aber doch immer noch sehr viel nachzuholen, zumal die dahin zielenden Bestrebungen bis zum heutigen Tage auf zähen Widerstand in allen Kreisen der altbairischen Bevölkerung stoßen. Trotz der „fremden" Lehrer ist München eine specifisch bairische Universität, während die Hochschulen in Franken (Erlangen und Würzburg) mehr den deutschen Charakter an sich tragen. Auf diesem Gebiete eröffnet sich ein weites und reiches Feld der Thätigkeit für eine gesunde Politik, welche dahin streben wird, die schlummernden Kräfte im Volke zu wecken und zu bilden, die innere geistige Macht durch wahre Bildung zu stärken und dadurch das Ansehen und die Macht des Staates auch nach außen zu erhöhen.

In der Erkenntniß, daß die „katholische" Literatur der „protestantischen" nachsteht, und in der Absicht, die erstere namentlich auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur zu heben resp. der „Gartenlaube" eine Concurrenz zu schaffen, gründete der katholische Klerus den „Heimgarten," welcher seit Januar 1864 in München erscheint und als Programm aufstellt, das confessionelle Gebiet, sowie Alles, was darauf verletzen könnte, zu vermeiden. Grade diese friedliche Tendenz ist es, welche bei dem bairischen Klerus, namentlich in den höhern und denjenigen Kreisen, die den „Heimgarten" in's Leben riefen, Anstoß erregt; man will auch in dem populären Unterhaltungsblatte eine „entschieden katholische" Richtung, eine Bekämpfung der „akatholischen Wissenschaft und Bestrebungen", man will eben Krieg gegen deutsches Geistesleben. Die Ultramontanen kennen keine deutsche Wissenschaft, keine deutsche Literatur, kein deutsches Vaterland — Rom ist ihnen Alles, und was sich Rom nicht fügt, muß bekämpft und vertilgt werden.

Baierns Aufschwung auf dem Gebiete der Gewerbe und Industrie, des Handels und Verkehrs datirt von dessen Beitritt zum deutschen Zollverein (15. Mai 1833); nur im festen Anschluß an Deutschland vermag es aus dem Wettkampfe, welcher unter den industriellen Nationen des europäischen Festlandes und Großbritannien entbrannt ist, als Sieger hervorzugehen, und Deutschland kämpft nur unter dem Banner der freien Bewegung auf diesen Gebieten — Handelsfreiheit, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit — der allseitigen Erleichterung des Verkehrs und der Theilung der ökonomischen Arbeit auch im internationalen Verkehre mit Aussicht auf siegreichen Erfolg. Geht die baierische Politik mit dem fortschreitenden Geiste unserer Zeit voraus, so folgt ihr das Volk willig nach; denn so conservativ auch das Volk gesinnt ist, so läßt es sich doch gerne leiten von einer starken, selbstbewußten Regierung seines Königs, dem es in dynastischer Gesinnung treu ergeben anhängt.

Wenn irgendwo, so ist in Baiern ein liberales Regiment die erste Voraussetzung seiner natürlichen und organischen Entwicklung. Baierns reiche Kräfte sind noch unentwickelt und unverbraucht, sein Volk beginnt gewissermaßen erst zu leben, im Verkehre thätig zu sein. Nach langer Zurückhaltung und gegenüber den großen Culturaufgaben unserer Zeit muß die Leitung eine ebenso willenskräftige als liberale sein, eine solche, welche mit dem freien, weittragenden und kühnen Blicke des Staatsmannes, unbeirrt durch die abgelebten Formen früherer Zeiten, unbeirrt um das Geschrei reactionärer und ultramontaner Unken, die realen Bedürfnisse Baierns erkennt und die entsprechenden Mittel zu ihrer Befriedigung findet. Grade für Baiern ist die innere Politik von besonderer Bedeutung, insofern davon vorzugsweise seine Machtstellung in Deutschland und Europa abhängt. Dem liberal regierten Baiern, welches die constitutionelle oder repräsentative Monarchie zur Wahrheit macht und die Freiheit mit

der Ordnung verbindet, wird das außerösterreichische und außerpreußische Deutschland vertrauensvoll sich anschließen, um solchergestalt aus einem „geographischen Begriff" eine Realität, eine in sich geschlossene politische Macht auch dem Auslande und den deutschen „Vormächten" gegenüber zu werden.

So lange der deutsche Bund besteht, gibt es für die europäische Welt kein Deutschland, sondern nur zwei deutsche Großmächte, Oesterreich und Preußen, welche in allen großen Angelegenheiten und Verhandlungen für Deutschland, d. h. für die deutschen Mittel- und Kleinstaaten auftraten, selbst da, wo sie bei den zu lösenden Fragen unmittelbar betheiligt waren, z. B. bei dem vielberufenen Londoner Protocoll vom Jahre 1852 und ganz neuerlich in Schleswig-Holstein. Jene Großmächte behandelten das übrige Deutschland als einen politisch unmündigen Complex von Staaten, welche einfach hinzunehmen haben, was ihnen die „Vormächte" bieten. Inzwischen hat sich aber der deutsch-nationale Sinn in den Mittel- und Kleinstaaten so bewußt und mächtig entwickelt, daß er sich gegen diese Vormundschaft sträubt und nach selbständiger und unabhängiger politischer Gestaltung strebt. Grade in unsern Tagen und an einer unzweifelhaften Frage über deutsches Recht und nationale Ehre haben jene Vormächte, indem sie den rein nationalen Charakter der schleswig-holsteinschen Sache verleugneten und dafür das Macht- und Territorialinteresse an ihr in den Vordergrund rückten, auch dem blödesten Auge klar gezeigt, daß es ihnen nicht etwa auf ein Gesammtdeutschland, sondern auf Befestigung und Erweiterung ihrer Großmachtsstellung ankommt, wobei die rein deutschen Staaten den egoistischen Zwecken der Großmächte dienstbar gemacht werden sollen. Aber nimmermehr will sich das deutsche Volk mit Oesterreich oder Preußen identificiren. Das deutsche Volk sucht vielmehr in der engen Verbindung der Mittel- und Kleinstaaten die Elemente einer wahrhaft deutschen Macht, die fähig ist, der Gewalt Oesterreichs und Preußens das Gleichgewicht zu halten und deren Uebergewicht zu neutralisiren. Und in der That repräsentiren diese secundären Staaten Deutschlands eine Bevölkerung von etwa 17½ Millionen Einwohnern, also etwa 1 Million weniger als das ganze Königreich Preußen, welches mit 14,134,315 Einwohnern zum deutschen Bunde gehört und in dem Nichtbundesgebiete 4,363,143 Menschen zählt. Dabei ist zu beachten, daß das „neue" Deutschland, was Boden- und Volkskraft, allgemeine Bildung und Cultur anlangt, im Großen und Ganzen hinter Preußen nicht zurücksteht.

In dieser nationalen Bewegung richten sich nun Aller Augen mit gespannter Erwartung auf Baiern, dem als dem größern Staate die Initiative um so mehr zugestanden wird, als Baiern die Ratification des Londoner Protocolls standhaft abgelehnt und der verstorbene König sein Wort für Schleswig-Holstein verpfändet hat. Das deutsche Volk erkennt mit mehr oder weniger Klarheit, daß die Lösung der deutschen Frage zur Zeit in Schleswig-Holstein liegt oder daselbst beginnt; es sieht durch das bundeswidrige, eigenmächtige und gewaltsame Vorgehen der sich als „Vormächte" decouvrirenden Bundesgenossen nicht nur die Selbständigkeit der Einzelstaaten, sondern auch seine constitutionellen Freiheiten bedroht. Die berechtigte Sorge um die Erhaltung der politischen Existenz und der bürgerlichen Freiheit äußert sich überall in dem Verlangen des Volkes nach Thaten, nach Ergreifen derjenigen Maßregeln, welche allein geeignet sind, die Gefahr der Mediatisirung und des Verlustes erkämpfter Rechte abzuwenden. Aber die bairische Regierung versteht nicht den Geist der Zeit, ihr fehlt auch der kühne Muth, die Kraft anzurufen, in welche von jeher und heut zu Tage vorzugsweise die Dauer und die Zukunft der Throne wurzelt — die Volkskraft. Die Räthe der Krone in München erblicken in dem frischen Geiste der Bewegung das Werk der Demokratie, des Nationalvereins, die Revolution, sie unterbinden und lähmen die natürlichen Canäle, aus welchen die Regierung Lebensfähigkeit ziehen kann — der politische Sinn, die Kraft und die Lust der Aufopferung des Volkes, welche allein den Staat in unserer Zeit der Gefahr aufrecht erhalten, werden systematisch ruinirt. Und auf der Seite, als Stütze dieses Regiments sehen wir den bairischen Adel, der mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen von der Sache deutschen Rechts und deutscher Ehre sich zurückzieht, jetzt, wo es gilt, mannhaft einzutreten für die Zukunft Schleswig-Holsteins und Deutschlands überhaupt; in dieser Gesellschaft finden wir auch die frühern

Führer der Kammer, die Wortführer der „Großdeutschen,“ die noch vor wenigen Wochen und Monaten so heldenmäßig zu Thaten in Sachen der Bundesreform aufforderten, die Lerchenfeld, Hegnenberg-Dux, Weiß ꝛc. Es scheint, als wiederhole sich auch hier das Wort (von Montgelas?), die bairische Geschichte sei reich an versäumten Gelegenheiten. Die einzige That, zu welcher sich Herr von Schrenk ermannte, ist die Berufung der Ministerconferenz in Würzburg, über deren unbefriedigendes Ergebniß die Zeitungen berichteten (23. Februar 1864) — der Antrag Badens auf allgemeine Mobilisirung der Armeen, Einberufung aller Landtage, Vereinigung derselben zu einem Generallandtage und ein Directorium ad hoc wurde abgelehnt. Kann man mit Grund erwarten, daß die Schrenk, Beust, Linden, Dalwigk ꝛc., welche bisher, jeder in seiner Manier, die nationalen Bestrebungen feindselig verfolgten und mit Leidenschaft für den Particularismus und Dynasticismus kämpften, die nationale Sache des deutschen Volkes aufrichtig vertheidigen werden? Mag auch dieser oder jener von ihnen den Schein nationaler Gesinnung und des Liberalismus zur Zeit um sich verbreiten, es läuft in der That nur auf liberale Taktik hinaus, um bei dieser Gelegenheit politisches Capital für sich zu machen. Um so größer und ernster ist die Pflicht des deutschen Volkes, vor Allem der Bevölkerung in Baiern, mit männlicher Entschiedenheit darauf zu bringen, daß in diesen gefahrvollen Zeiten Männer mit reinen Händen und „unbeflecktem Panzer“ an die Spitze der Regierung treten, Männer, die ein Herz für die Sache des deutschen Volkes haben und den Muth besitzen, die volle Kraft des Volkes in Fluß zu bringen und zu organisiren, daß an diesem Walle die freiheitsfeindlichen und Mediatisirungsgelüste der „Vormächte“ eben so zu Schanden werden, wie die Eroberungsgelüste des gallischen Nachbars, daß sich die rein deutschen Staaten, mit Ausschluß von Oesterreich und Preußen, zu einer Gesammtmacht, zu „Neudeutschland“ constituiren.

Die deutsche Nation hat — um das Gleichniß am Schlusse des Artikels über die deutsche Frage hier anzuwenden — beide Freier unwürdig befunden und verworfen; die „Großdeutschen“ wenden sich mißtrauisch und unwillig von Oesterreich, die „Kleindeutschen“ von Preußen ab und der Idee der Trias in dem Sinne zu, daß sie die einheitliche Zusammenfassung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten zu einem selbständigen politischen Körper in's Auge fassen. Ohne moralischen Druck werden aber die Regierungen, namentlich die an Haupt und Gliedern der Ruhe mit Leib und Seele ergebene in München, nicht dahin gebracht, an diesen Gedanken und dessen Ausführung heranzutreten. Sache der Nation ist es daher, diesen Druck zu üben durch energische Anträge in den Landtagen oder, wo solche nicht versammelt sind, in Volksversammlungen. Und hier muß Baiern vorangehen; das bairische Volk hat die allein richtige Parole auszugeben: Deutsches Parlament! Dieses Verlangen, ausgesprochen mit dem thatbereiten ernsten Willen, das Parlament nöthigenfalls auch gegen etwa widerstrebende Regierungen in's Leben zu rufen, wird bald überall wiederholt werden und zu einem lauten Ruf anschwellen, welchen die Regierungen, wollen sie überhaupt die Fortdauer der Dynastien und die Selbständigkeit der Einzelstaaten mit ihren constitutionellen Rechten und Freiheiten aufrichtig, nicht überhören, nicht unerfüllt lassen dürfen.

Die Schafzucht,

Wollproduction und Wollindustrie.

Skizze zur hundertjährigen Begründung der Schafzucht.

Mit dem nächsten Jahre werden es grade hundert Jahre, daß die ersten edeln (Merino-) Schafe nach Deutschland kamen. Die Wollindustrie Deutschlands ist jetzt die erste unter allen Ländern und so verdient wohl jetzt die Entwicklung der Schafzucht, auf welcher dieser enorm entwickelte Industriezweig ruht, einen Rückblick, die Wollfabrication eine kurze Darstellung zur Feier des hundertsten Jahres.

Unter den europäischen Staaten war es zuerst England, welches in der Veredlung der Schafe den übrigen vorausging und zwar wurden schon unter der Regierung der Königin Elisabeth die ersten Raceschafe aus Spanien, der eigentlichen ersten Pflanzstätte der edeln Schafe, eingeführt. Wir wenden uns daher zuerst diesem Lande zu.

Spanien besaß ursprünglich auch nur das gemeine Landschaf, „Churros“ genannt, des-

sen Wolle keine bessere war, als die des Landschafes anderer Länder. Es wurden daher im 14. Jahrhundert die ersten Merinos, kleine gedrungene Schafe mit sehr feiner weißer Wolle, aus der Berberei eingeführt und blieb die Züchtung von Merinoheerden anfangs lange Zeit ausschließlich Sache und Monopol der spanischen Regierung, bis diese die Heerden durch Verkauf in Privathände übergehen ließ. Die Schafheerden Spaniens sind entweder „stehende“ oder „wandernde.“ Die Wolle der letztern ist die beste. Die Schafe bleiben das ganze Jahr im Freien und werden im Sommer in den höchsten Gegenden Spaniens, in dem gebirgigen Theile Altcastiliens oder der Montaña und in der Herrschaft Molina von Aragon geweidet. Im Herbst werden sie aus den Gebirgen in die südlichen Ebenen von La Mancha, Andalusien und vorzüglich Estremadura getrieben. Daher heißen sie „Merino,“ das heißt wandernde Schafe. Sie genossen einstmals große Vorrechte auf ihrer Wanderschaft (die bis zu 150 Meilen beträgt, welche die Heerden in 40 Tagen zurücklegen). Es mußten sich nämlich die Besitzer der an der Straße gelegenen Fluren die Beschädigungen der nach Futter gehenden Schafe gefallen lassen. Es war das die sogenannte „Mesta,“ die aber in neuerer Zeit, wo die Schafzucht durch die innern Unruhen überhaupt viel gelitten hat, ziemlich beschränkt worden ist. Auf den Weideplätzen des vorigen Winters angekommen, werden sie auf die Fläche getrieben, wo alljährlich die Jungen geworfen werden. Die Thiere erkennen diesen Ort am Geruche. Für die Schafe werden Hürden, für die Schäfer selbst Laubhütten gebaut. Die unfruchtbaren Schafe erhalten schlechtere, die tragenden gute und die lammenden die beste Weide. Späte Lämmer treibt man zu ihrer raschern Kräftigung für die Reise nach den fettesten Plätzen. Im März sind die Schäfer vollauf beschäftigt mit Verschneidung der Hammel, Brennen, Versägung der Hörner, Abhackung der Schwänze 2c. Bis zum April muß dies Alles besorgt sein, denn da bricht die Heerde, die um diese Zeit eine instinktmäßige Unruhe zeigt, zur großen Reise auf. Die Schafschur findet in Spanien im Mai statt und wird in bedeckten Orten vorgenommen. Je eine Abtheilung kommt in das große, aus zwei Gebäuden bestehende Schafhaus. Hiervon wird wieder die für den nächsten Tag zur Schur hinreichende Anzahl in eine schmale niedrige Hütte getrieben, „das Schwitzhaus,“ wo die Schafe, dicht aneinanderstehend, stark ausdünsten müssen, wodurch die Wolle sanfter und für die Scheere geschmeidiger wird. Man rechnet die Zahl der Schafe in Spanien auf 8 Millionen, eine Zahl, die noch immer die große wirthschaftliche Bedeutung dieses Zweiges der Viehzucht für das Land beweist.

Für die Geschichte der Schafzucht in England ist das Jahr 1771 von Bedeutung. Die Erfindung der Spinnmaschine gab der Wichtigkeit und dem Bedarf nach Wolle ganz natürlicher Weise einen großen Anstoß. Der Import geschah anfangs lediglich aus Spanien, erst nach Beendigung der Freiheitskriege entwickelte sich die Einfuhr deutscher Wollen in größerm Maßstabe.

Mit der diesem Volke eigenen Energie und Ausdauer haben die Engländer allmälig durch Züchtung und Kreuzung der aus Spanien vor ungefähr 150 Jahren eingeführten spanischen Merinoschafe Racen zu ziehen gewußt, die heutzutage als vorzügliche Musterracen anerkannt werden. Man verfolgte dabei den doppelten Zweck, sowohl ein fein- und reichwolliges, als auch, und dieser Zweck stand noch höher, ein fleischreiches Schaf zu züchten. Und dieses Ziel ist in sehr gelungener Weise erreicht worden. Es war, wie erwähnt, unter der Regierung der Königin Elisabeth, als man die ersten castilianischen Widder bezog. Durch ertheilte Privilegien und Prämien regte man die Züchtung regierungsseitig an und hat seitdem ununterbrochen die Veredlung fortgesetzt bis auf unsere Tage. Die besten Schafe findet man in Treswater, Lincolnshire, Dorsetshire, Wiltshire, Herfortshire, Norfolk, Wallis und Mos. Der Engländer verwendet nun wie überhaupt in der Viehzucht, auch bei der Schafzucht diese oder jene Nahrung, je nach der Beschaffenheit der Weide und je nach dem Zwecke, für welchen die Heerde bestimmt ist. Winter und Sommer sind die großen Heerden auf freiem Felde und man theilt sie der bessern Aufsicht und Versorgung willen in kleinere Abtheilungen. Künstliche Futterkräuter müssen der Weide vielfach zu Hilfe kommen, Turnips und Kraut dienen als Winterfutter und werden für 100 Schafe 4 Acker Turnips zum Bedarf auf 5 Monate gerechnet. Sonst müssen wenigstens 20 bis 30

Morgen Landes für jedes hundert Schafe da sein und ein Stück Land zu Pimpernell und Raygras, um sie mit Anfang Frühling dahin treiben zu können. Die jungen Schafe kauft man meist im September, hält sie bei Lämmern auf dem ärmsten Lande und zieht sie dann spärlich mit Turnips auf. Im Mai, wo sie am meisten gelten, werden die Lämmer, welche fort sollen, und die fetten Schafe verkauft. Man kauft auch im Herbst einjährige Lämmer und macht sie fett auf einem mit Rüben bestellten Felde, die sie sich selbst ausreißen. Kraut macht fetter als Turnips. Manche füttern vom October bis zum Frühjahr auch Gras und Rüben. Im Herbst schmiert man die Schafe mit Theer und Butter ein, um der Raude vorzubeugen. Zum Mästen wendet man auch Heu mit Turnips, Gerstenmehl, Malzstaub, kurz jedes trockne Futter, selbst Spreu an, verbunden mit den wässerigen Turnips und endlich Rüben mit Linsenstroh.

Früher ging wegen des höhern Zolls nur gut sortirte und accomodirte Wolle nach England. Die spanische Wolle wurde in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts immer mehr und mehr von der deutschen überflügelt und jetzt bildet die sächsische und schlesische das Beste im englischen Wollmarkt. Auch die englische Wolle hat nicht die Feinheit der deutschen.

Im Jahre 1826 erfolgte eine Herabsetzung des Zolles auf $3^1/_{10}$ Thaler pro Centner, im Jahre 1844 die gänzliche Zollbefreiung und damit eine so bedeutende Erhöhung des Imports deutscher Wolle nach England, daß dieser Rohstoff im Jahre 1841 nicht weniger als 42 Procent der Gesammteinfuhr ausmachte und sich seitdem auch aus andern Bezugsländern die Einfuhr ungemein steigerte, wie folgende Zahlen beweisen:

1841.		
Australien	13,479,910	Pfd.
Süd-Amerika	8,250,044	"
Italien	1,502,281	"
Spanien	1,088,200	"
Deutschland	20,958,775	"
Rußland	4,131,652	"
	49,410,865	Pfd.

1857.		
Australien, Cap	63,477,483	Pfd.
Ostindien	14,287,828	"
Süd-Amerika	9,306,886	Pfd.
Italien	7,287,028	"
Spanien	397,238	"
Deutschland	6,088,002	"
Rußland	23,802,520	"
	124,546,985	Pfd.

Die Schafzucht am Cap und in Australien ist noch gar nicht so alt. Beide Länder haben wie England salzgeschwängerte Seeluft und fette Weiden, während das warme Klima ein zweimaliges Lammen zuläßt.

Die ersten Schafe vom Stamme der sächsischen Merinoheerden gingen etwa vor 40 Jahren nach Australien und dem Cap. Im Jahre 1826 kamen die ersten Wollen dieser Colonien nach England, zunächst einige 20,000 Pfund, sie erreichten im Jahre 1859 bereits eine Importsumme von 67,988,309 Pfund, das ist fast die Hälfte aller Einfuhr, und im Jahre 1863 ungefähr 100 Millionen Pfund, während die Zufuhr der deutschen Wollen fast auf 4 Procent (des ganzen Wollimportquantums von England) sank, die der russischen auf 16 Procent stieg.

Natürlich hängen diese ungeheuren Einfuhrsummen eng zusammen mit der in wahrhaften Riesenschritten vorwärts gegangenen Wollmanufactur Großbritanniens, welche im Jahre 1856 : 710,000 Centner, im Jahre 1860 bereits 933,000 Centner verbrauchte!

Die Ausfuhr aller Wollen vom englischen Markte betrug:

1857 : 457,000 Centner
1860 : 345,000 "

an welchem Rückgange der italienische Krieg und die Verkäufe in sehr großen Losen, die dem deutschen Markte nicht entsprechen, Ursache waren.

England erzeugt selbst gegen 148 Millionen Pfund oder 1,345,000 Centner, und verarbeitete im Jahre 1857 schon ungefähr 2,300,000 Centner. Die Zahl der Schafe soll in England 43 Millionen, in Schottland und Irland 50 Millionen Stück betragen. Wir möchten diese Zahlen stark anzweifeln. Eine neuere Angabe setzt für ganz Großbritannien nur 32 Millionen an und ist jedenfalls glaubwürdiger.

Die deutschen Wollen behaupten noch immer den ersten Rang und werden zu den feinsten tuchartigen Walkstoffen verarbeitet. Dann folgen ihrem Werth nach die Austral-

und Capwollen, dann die englischen (zu Glanzgarnen, Glanzstoffen, zu Flanell, Fries und gröbern Tuchen), dann die ostindischen (nur Frieswollen) und zuletzt die türkischen und Berber-Wollen. Den deutschen Wollen kommen nur die bessern russischen und polnischen ziemlich gleich, meist von Heerden aus sächsischen Merinostammschafen.

In Deutschland gab es ehedem schon mehrere Racenschafe, längst bevor an Einführung der Merinos gedacht wurde, so das österreichische, sächsische, fränkische, schwäbische und holsteinische Schaf und wichen diese Racen durch Größe und Feinheit der Wolle von einander ab. Eine eigentliche Pflege der Schafzucht gab es aber nicht.

Die Veredlung der Schafzucht in Deutschland datirt von 1765, in welchem Jahre König Karl III. von Spanien dem damaligen Kurfürsten von Sachsen ein Geschenk von 220 Stück (92 Stähre und 128 Mutterschafe) machte. Sie wurden in dem ehemaligen Thiergarten bei Stolpen eingestellt, doch scheint man anfangs weder die rechte Pflege der edeln Stammheerde sich besonders haben angelegen sein lassen, noch die Veredlung der Landschafe. Erst zwölf Jahre später lernte man die Wichtigkeit des Geschenks mehr würdigen und ließ, nach Ergänzung der Stammheerde, durch Ankauf einer frischen Anzahl spanischer Schafe die Heerde neu kreuzen. Die alte Heerde wurde auf die Kammergüter Lohmen und Remersdorf geschafft und hier cultivirt, wo sich denn nun auch wirklich ein selbständiger Stamm bildete. Die neu bezogenen spanischen Merinos blieben in Stolpen ohne Kreuzung mit andern Racen und so ist es fort gehalten worden, so daß bis heute die Stolpener Merinoheerde ganz rein geblieben ist und zwar ist sie die einzige reine Merinoheerde in Deutschland. Die sächsischen Stammschäfereien sind im Laufe der Zeit eine reiche Quelle des Wohlstandes für die Schafzüchter nicht nur des kleinen Landes, sondern von ganz Deutschland geworden und haben einen welthistorischen Ruf erlangt. Alle feinen Schäfereien Sachsens und des übrigen Deutschlands sind aus diesen Schäfereien hervorgegangen, auch in das Ausland, nach Frankreich, Rußland, Polen, Ungarn, England, Amerika und Australien gehen sächsische Stähre und Mutterschafe, ja im Jahre 1833 wurden eine Anzahl derselben nach Spanien bezogen, um dort die echte Merinorace wieder zu erlangen. Oesterreich kaufte im Jahre 1775, 1786 und 1802 für die kaiserlichen Familiengüter Holitsch in Ungarn und Mannersdorf in Oesterreich sächsische Merinos, Preußen 1783 und 1801 und so hat sich von den angelegten Stammschäfereien die Zucht der edeln Race über diese Länder verbreitet. Das rechte Interesse in Preußen war übrigens niedergehalten geblieben durch das verkehrte Wollausfuhrverbot. Es fiel im Jahre 1809 und dies regte alsbald den Eifer an, da jetzt ein Handelsinteresse hinzutrat. Im Jahre 1815 wurden in Frankreich von Preußen verschiedene spanische Schafstämme käuflich erworben, auf der königlichen Stammschäferei zu Frankenfeld zusammengestellt und ein dem sächsischen gleichkommendes edles Merinoschaf gezüchtigt. Die Pflege auf den Privatgütern denkender Landwirthe breitete sich immer mehr und mehr aus und entstand allmälig eine höhere Schäfereiwissenschaft. Jetzt findet man in Sachsen und Preußen das ehemalige deutsche Landschaf gar nicht mehr rein vor, obwohl es überall in Deutschland gut gedeiht — vom Merino gilt dies nicht durchaus — und eine gute Kammwolle liefert.

Preußen besaß nach Angabe der Staatszeitung vom 12. Juni 1830 nicht weniger als 12,611,000 Schafe, worunter

2,378,000	Stück	ganz veredelte
5,180,000	"	halb "
5,053,000	"	unveredelte

sich befanden. Schlesien hat allein 2,411,018 Stück Schafe.

Sachsen besaß nach den von dem statistischen Bureau veröffentlichten Tabellen laut der Ergebnisse der Viehzählung vom 3. December

1861	: 371,989	Stück
(1858)	: 378,815	"

so daß in den drei Jahren immerhin eine ziemliche Abnahme bemerkbar ist.

Oesterreich weist nach der Statistik von Czoernig in den einzelnen Provinzen einen sehr verschiedenen Schafstand auf. Den größten haben

Böhmen	mit 1,269,942	Stück
Ungarn	" 8,310,153	"
Siebenbürgen	" 1,897,171	"

Die Gesammtzahl der österreichischen Schafe beträgt 16,964,236 Stück.

Es mögen uns hier noch einige allgemeine Bemerkungen über die Stellung der Schaf-

zucht unter der Viehzucht und in der Wirthschaft des Volkes überhaupt gestattet sein.

Die Schafzucht bedarf großer Weideländereien, sie ist also, da die Wolle eines weiten Transportes ohne allzu große Frachtspesen fähig ist, für minder entwickelte Länder, wenn sie nur geographisch dazu passen, am geeignetsten. Indessen erheischt sie, sollen eben feinere Racen, das heißt feinere Wollen gezogen werden, gebildete Landwirthe und eben so gebildete, sorgfältige Schäfer und Arbeiter. Aus diesem Grunde ist denn auch die ungarische, russische und nordamerikanische Wolle meist grob. Die Einführung der feinen Schafzucht hat in Frankreich und Deutschland wesentlich dazu beigetragen, die höhern (Land-) Wirthschaftssysteme vorzubereiten. Reiche Grundbesitzer haben auf diesem Wege namentlich mehr Interesse an der Viehzucht gewonnen, die Ställe sind reinlicher, die Schäfer und Thierärzte geschickter, die künstlichen Wiesen vermehrt und die Düngerbereitung sorgfältig gesteigert worden. Wo man darauf ausgeht, sagt M. Mohl, und wo es doch nicht gelingt, hochfeine Wolle zu erzeugen, wird man auch keine mittelfeine behaupten können.

In Südrußland ist die Schafzucht vortheilhafter als die Pferdezucht. Hohe Schafzucht setzt immer eine dünnere Bevölkerung voraus. „Das Schaf muß der Cultur weichen," sagt das Sprichwort. Die schafreichsten Länder sind denn auch wirklich Mecklenburg, Hannover, Pommern, Brandenburg, Preußen, Posen, Preußisch-Sachsen, Anhalt, Ungarn, die pyrenäische Halbinsel, während die Rheingegenden, Holland, Belgien und Oberitalien zu den schafärmsten gehören.

Eine sehr interessante Vergleichung des Verhältnisses der Menge der Schafe zur Bevölkerung in einzelnen Ländern gibt folgende Tabelle:

Es kommen auf 100 Schafe

in Mecklenb.-Strelitz (1851)	40	Menschen
„ „ Schwerin (1851)	46	„
„ Pommern	45	„
„ Posen	50	„
„ Brandenburg	76	„
„ Preuß. Sachsen	83	„
„ Provinz Preußen	89	„
„ „ Schlesien	100	„
„ „ Westphalen	279	„
„ Rheinprovinz (1843)	466	„
„ Ungarn (1846)	64	„
„ Hannover (1845)	92	Menschen
„ Braunschweig (1847)	62	„
„ Oldenburg (1852)	80	„
„ Anhalt (1853)	57	„
„ Königreich Sachsen (1858)	358	„
„ Baden (1832)	719	„
„ Würtemberg (1853)	380	„
„ Spanien und Portugal	73	„
„ Holland	402	„
„ Belgien	629	„
„ Lombardei (1846)	988	„
„ Dalmatien (1846)	61	„

In Rheinpreußen und dem Königreich Sachsen ist die Schafzucht seit einiger Zeit im Abnehmen, im Osnabrückischen waren zur Zeit des Mittelalters nach Justus Mösers Angaben sogar achtmal mehr Schafe als zur Zeit des Verfassers. In Sachsen fluctuirte die Zahl folgendermaßen:

im Jahre 1837	685,000	Stück
„ „ 1858	378,815	„
„ „ 1861	371,989	„

Die Ablösungen der Weideservituten und die Gemeinheitstheilungen haben hier neben dem Steigen der Bodenpreise das Meiste gethan. Auch in der Rheinprovinz (Preußen), wo bekanntlich die industrielle Entwicklung ähnlich großen Aufschwung seit Gründung des Zollvereins genommen hat, wie in Sachsen, ist die Zahl herabgegangen. Es waren hier vorhanden

im Jahre 1825	638,000	Stück
„ „ 1837	608,000	„
„ „ 1843	575,000	„

Hier ist aber wohl zu bemerken, daß die Abnahme immer nur die eigentlichen Wollthiere, die zum Zweck der Wollerzeugung gehaltenen feinen Schafe trifft. Denn die Zahl der zur Fleischproduction gehaltenen kann sich vielleicht auch vermehren. So gehört grade das industriell und landwirthschaftlich so hoch entwickelte England zu den schafreichsten Ländern; es kommen hier auf 27½ Millionen Menschen 32 Millionen Schafe! Im Vordergrunde steht aber hier eben die Fleischproduction. Die englische Wolle hat sich seit Anfang des 19. Jahrhunderts auffallend verringert, obwohl die irischen und hochschottischen Heerden immer noch sehr schöne Vließe haben. In der Hauptsache rechnet man aber auf die Zufuhr guter Wollen aus andern Ländern, namentlich aus niedrig cultivirten Ländern, wie Australien und Süd-Afrika.

Mit der Einschränkung der großen Weiden nimmt auch die Feinheit der Wolle ab. Schon jetzt finden französische Fabrikanten, daß die australische Merinowolle an Seidenglanz und Stärke die französische übertrifft. Zu Bergamo, in der hochcultivirten Lombardei, haben die Schafe schon längst sehr grobe Wolle, sind aber groß und fett; die Wolle zur Fabrication wird aus dem schwach bevölkerten Apulien bezogen. Ganz dasselbe Verhältniß findet in Portugal zwischen den Provinzen Trasosmontes und Alemtejo statt. In Toscana hat sich die Schafzucht seit Austrocknung und Anbauung der Maremmen ebenfalls sehr vermindert. Soll das Schaf seine Wolle behalten, so muß es große Flächen zu seiner Bewegung behalten. Und so erklärt sich, daß in Spanien die wandernden Merinos in den niedrig cultivirten Provinzen Estremadura, Leon, Castilien bessere Wolle haben, als die stehenden Heerden in Aragon, Valencia, Catalonien, die wiederum besseres Fleisch geben. Das Hauptland der allerfeinsten, sogenannten ungeborenen Lämmerfelle ist ein ganz rohes und abgelegenes, nämlich die Steppe von Bukhara.

Am thörichsten, weil theuersten und unproductivsten ist das Halten von Schafen in der Nähe großer Städte. So kann es nicht leicht etwas Verkehrteres geben, als die Merinoheerde von Rambouillet, also dicht bei der Hauptstadt. Der beste Beweis dafür ist, daß man schon in Australien die Schafzucht in der allzugroßen Nähe von den Städten für unvortheilhaft hält. Die Weiden sind hier immer auch schon besser wegen der leichtern Düngung, die Einstallung größer, das Stallfutter wohl auch reichlicher (der Boden theurer). Reichliches Futter und geringere freie Bewegung begünstigt aber immer das Fleisch, mäßiges Futter und viel Freiheit den Zuwachs der Wolle.

In neuerer Zeit ist die deutsche Schafzucht stationär, wenn nicht geringer geworden, die englische dagegen vorwärts gegangen. Die auf der Hand liegende nächste Ursache ist die, daß Grund und Boden in Deutschland theurer und die Triftgerechtigkeiten abgelöst worden sind, so daß also die Wollproduction an vielen Orten zu theuer wurde. Die Wollpreise gingen nicht gleichen Schritt mit den Bodenpreisen. Aus diesem Grunde hält man jetzt bei uns nicht mehr Schafe, als nach dem Wirthschaftsturnus nöthig und nützlich sind, da die Kern-, Hack- und Oelfrüchte bei den bisherigen Preisen mehr einbringen.

Daß Deutschland jetzt weniger Wolle als früher nach England ausführt, liegt theils in der Abnahme der Schafzucht, theils in der außerordentlichen Entwicklung unserer Wollindustrie. Der Verbrauch der Wolle ist so mannigfaltig wie die Stoffe, die aus Wolle fabricirt werden. Die dichtgestapelten kürzern Wollen dienen für die gewalkten Tuche, die langen Merinowollen wieder dem Kammgarnbedürfniß. Die sogenannten Kluftwollen sind die besten für Flanellstoffe und die harten Wollen eignen sich wieder für Friesdeckenstoffe am meisten.

Die Wollindustrie in Deutschland hat jetzt eine Stufe erreicht, die es aussprechen läßt, daß wir gegenwärtig in dieser Branche unter den Culturstaaten an der Spitze stehen.

Für den Rohstoff sind die bedeutendsten Märkte Breslau, wohin die Wollen bester Qualität gelangen, ferner Berlin, Stettin, Magdeburg, Leipzig und für Oesterreich Pesth. In Böhmen ist Reichenberg der Hauptplatz für wollene Gewebe, es liefert mit der umliegenden Gegend, der industriereichsten der ganzen österreichischen Monarchie, mehr als 40,000 Stück wollene Gewebe. In Mähren ist Brünn der Hauptpunkt, das mehr als 200,000 Stück, meist Modewaaren, arbeitet. Iglau liefert etwa 250,000 Stück mittlerer und gewöhnlicher Waaren. In (Oesterreichisch-) Schlesien sind Zuckmantel und Teschen die ersten Fabricationsorte. Sie versorgen namentlich die slavischen Länder und Ungarn mit feinen und mittelfeinen Tuchen. Die Fabricate von Verona, von Siebenbürgen und den ungarischen Bauern (Kotzen) nehmen keine hohe Stelle in der österreichischen Wollmanufactur ein.

Die preußische Wollindustrie steht in ganz außerordentlicher Blüthe. In der Rheinprovinz und Westphalen zeichnen sich aus Aachen, Burscheid, Imgenbroich, Düren, Eupen, Stollberg, Lennep, Werden, Kettwich, Hückeswagen, Meschede, Siegen, Herbecke, Westhofen, Hattingen, Bochum, Meeden und Hagen, Halteren, Bocholt, Borken, Koesfeld, Münster und Rheina. Die Provinz Sachsen fabricirt alle Sorten, von den feinsten bis zu den gröbsten und sind hier als Fabricationsorte zu nennen, Burg, Langensalza, Calbe, Bitterfeld, Zeitz, Magdeburg, Mückenberg und Salzwedel.

In Brandenburg treiben die meisten Städte die Tuchmacherei als Hauptgewerbe und sind renommirt: Cottbus, Dahme, Jüterbogk, Schwiebus, Peitz, Reppen, Züllichau, Brandenburg, Berlin, Potsdam, Treuenbriezen, Crossen, Luckenwalde, Neu-Ruppin, Sommerfeld, Neudamm und Friedberg. Man bezeichnet die Tuche dieser Städte wohl auch als märkische. Cottbus allein liefert jährlich über 10,000 Stück.

In der Lausitz und Schlesien nimmt zuerst Görlitz einen hervorragenden Platz ein. Die feinen und mittelfeinen Tuche, welche die Stadt liefert, gehen nicht bloß nach den Zollvereinsländern, sondern auch nach Rußland, Skandinavien, Italien, der Schweiz und Levante. Einer ebenfalls weiten Verbreitung erfreuen sich die Fabricate von Spremberg und Finsterwalde. Daneben haben Guben, Sorau und Forste eine nicht viel weniger bedeutende Fabrication.

In Schlesien sind die Hauptorte Grünberg, Schweidnitz, Liegnitz, Sagan, Kreuzburg, Neurode, Steinau, Trebnitz und Goldberg.

In Sachsen hat sich der Proceß der Umwandlung der Hausindustrie einzelner Meister in geschlossene Etablissements langsamer vollzogen und so ist es auch gekommen, daß einzelne Städte, welche ehemals eine lebhafte Tuchmacherei hatten, jetzt zu ziemlicher Bedeutungslosigkeit herabgesunken sind.

In den feinsten Tuchen, die Nichts zu wünschen übrig lassen, arbeiten Großenhain, Oederan, Werdau, Bischofswerda, Bautzen und Bernstadt, in den mittelfeinen und gewöhnlichen Sorten Lengefeld, Kirchberg, Crimmitschau, Zschopau, Roßwein, Waldheim, Döbeln, Leisnig, Hainichen, Grimma, Camenz und Zittau.

Sachsens Hauptkunde sind die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Sonst sind Tuchwebereien noch über so ziemlich alle Theile Deutschlands verstreut und haben wir hier für unsere Leser nur die Hauptgegenden, die Centren der Wollmanufactur, näher gewürdigt.

Die Wollindustrie darf heute Deutschlands Stolz sein; sie ist zugleich eine naturwüchsige Industrie und es wäre besser gewesen, sie durch jeden Vorschub regierungsseitig zu begünstigen, anstatt der Baumwollenindustrie, in der England durch seine Lage an der See nun einmal einen natürlichen Vorsprung hat, von andern Vortheilen ganz abgesehen.

Vor zwanzig Jahren verhielten sich die folgenden Staaten noch so: Es kamen in der Erzeugung

auf England		34 Proc.
" Deutschland u. Oesterreich	fast	29 "
" Frankreich		23 "
" Rußland		4 "
" Belgien		3 "

die übrigen kleinen Procente auf einzelne andere Staaten. Heut' ist der Zollverein an der Spitze aller Staaten. Der Zollverein producirt gegenwärtig für 1000 Millionen Franken Werths Wollwaaren, Frankreich nur für 8 Millionen Franken.

Die hundertjährige Einführung der Merinos verdient also die gerechte Würdigung der Gegenwart.

Oesterreichs constitutionelle Aera.

I.

Als die Reichseinheit in den Revolutionsstürmen von Prag, Wien und Ungarn ihre Bluttaufe erhalten und die nebelhaften Ziele des Kremsierer Reichstages vor der Wucht der Waffen zerstoben waren, nahmen die Handlungen der Regierung einen stark repressiven Charakter an. Der gerettete Staat sollte eine innerlich streng centralisirte Einheitmonarchie werden, die keine provinzielle Unterschiede der vielsprachigen Kronländer mehr kenne. Die neue Organisation mußte mancherlei Uebergangsstufen durchmachen, als deren erste die octroyirte Verfassung vom 4. März 1849 auftrat. Im particulären Interesse der deutsch-slawischen Provinzen abgefaßt, ohne Rücksicht auf die Ungarn und Italiener, wurde sie nach zweijähriger Scheindauer beseitigt und ihr folgte das kaiserliche Patent vom 31. December 1851, das die unumschränkte Gewalt des Monarchen für den Gesammtstaat feststellte — auch für Ungarn, das durch seinen Aufstand nach dem starren Rechtsbuchstaben seine liberale Verfassung verwirkt hatte. Der Schöpfer des Neubaus Oesterreichs war hauptsächlich der Freiherr Bach, der in der straffen französischen Departementalverfassung, in schroffer Centralisation und unmittelbarer Ministerialherrschaft das Ideal einer rationellen Verwaltung

fand. Sein bureaukratisch organisirter Einheitsstaat wollte jedoch zu keiner gedeihlichen Entfaltung gelangen; Bach besaß nicht die erforderliche geschäftliche Uebersicht, die richtige Einsicht in die österreichischen Verhältnisse; seine Vergangenheit hinderte eine freie, entschiedene Bewegung; die Armee, der Adel und die Bureaukratie zählten zu seinen grimmigsten Gegnern; die ersteren konnten ihm seine Theilnahme an der Revolution, die andern seine Mitwirkung an den die Bauernunterthänigkeit aufhebenden Septembergesetzen, die dritten endlich seine plötzliche Erhebung in die höchsten Staatswürden nicht vergeben. Bei der Lähmung des öffentlichen Geistes, der Abwesenheit einer freien Presse und dem Mangel an parlamentarischer Aufsicht über die Verwaltung blieben daher viele Mißbräuche bestehen oder es traten bei der immer größer werdenden Finanznoth neue hinzu, die später in einem gefahrvollen Augenblicke sich in ihrer ganzen Schädlichkeit fühlbar machen sollten. Denn im Allgemeinen war kein Verwaltungszweig, in dem nicht die schroffsten Gegensätze abwechselnd zur Geltung gelangten, kein Gesetz wurde erlassen, dessen Aufhebung nicht sofort durch ein anderes angebahnt wurde, jeder Versuch, eine endgiltige Ordnung des Staatswesens eintreten zu lassen, ängstlich zurückgewiesen. Den zähesten Widerstand gegen die definitive Regelung der innern Verhältnisse leistete der Reichsrath, wo die Feinde des Finanzministers, die starren Gegner der Unterrichtsreform, die Anhänger des sogenannten patriarchalischen Systems in der Administration und Justiz saßen. Da nun kein Theil nachgab, so mußte das Staatswesen immer ärger zerrütten, immer mehr das Schwanken, die völlige Unsicherheit der Verhältnisse, die Erbitterung des Volkes sich steigern, ein Zustand, der durch das eben geschlossene Concordat nicht gemildert wurde. Nur in den agrarischen Reformen hat Oesterreich unter Bach großartige Fortschritte gemacht; der Grund und Boden wurde entfesselt, das Unterthanenverhältniß des Landvolkes zum Gutsherrn und alle aus dem Feudalwesen stammenden Dienste und Lasten (Robot), kurz der ganze Patrimonialverband wurde aufgehoben, die dadurch herbeigeführte Gleichberechtigung sämmtlicher Staatsbürger vor dem Gesetz verlieh dem Staatsleben eine neue Grundlage, bahnte ein gleichmäßiges System directer Besteuerung an und äußerte die fühlbarste Rückwirkung auf die gänzliche Umgestaltung in den volkswirthschaftlichen Verhältnissen des Kaiserreichs.

Wenden wir uns von den Lenkern des Staates zu den einzelnen einander fremden Völkern, die ihn bewohnten. Durch einen einheitlichen Staat suchten zu allen Zeiten Oesterreichs Staatsmänner ihrer Monarchie das Auftreten als europäische Großmacht möglichst zu erleichtern, aber grade durch dieses Streben erwacht in den einzelnen Provinzen das Bewußtsein ihrer möglichen Selbständigkeit, sie treten zueinander in offenen Gegensatz und wehren sich gegen diese Verschmelzungspläne; ihre Ueberlieferungen und Wünsche sind auf Lockerung und Lösung der staatlichen Bande gerichtet. Dieses eigenthümliche, vieltheilige Wesen liefert den Schlüssel zum Verständniß der österreichischen Staatskunst; diese Gährung der spröden Provinzialgeister und ihre Kämpfe mit dem Centralisationsprincip bilden den wesentlichen Inhalt der neuern Geschichte dieses merkwürdigen Völkerbundes. Ein kurzer Blick auf seine Nationalitäten lehrt uns die politischen Wünsche derselben kennen. Die italienischen Unterthanen mußten nothwendig von jeder italienischen, die Galizier von jeder polnischen Bewegung fortgerissen werden; sobald die deutsche Idee in mächtiger Lebensfülle aufloderte, fielen ihr die Sympathien der deutschen Provinzen zu, in Böhmen, in Kärnthen, in Krain und Istrien war eine slawische Opposition unausbleiblich und eine orientalische Krisis mußte die Länder der ungarischen Krone wirksam ergreifen. Daher steht der Ursprung und das ganze Wesen des Kaiserstaates in lebendigem Widerspruche zum Nationalitätsprincip, dessen Geister heute so stürmisch die politische Atmosphäre durchrauschen. Aus dieser eigenthümlichen Zusammensetzung konnte für Oesterreich auch nur eine Politik hervorgehen: die des starrsten Conservatismus, und volle zweiunddreißig Jahre hindurch hat Fürst Metternich die Revolution auf das Grimmigste bekämpft und jeden Fortschritt mit verbissener Ausdauer verhindert. Als warnender Eckard stand Oesterreich, wie Görres sagt, am Eingange des demokratischen Venusberges. Wenn nun auch in den Stürmen von 1848, die Oesterreich in seinen Grundfesten erschütterten, Metternich's Werk zusammenbrach: die Idee der centralisirten Reichseinheit ging mit ihm

nicht verloren, mit eiserner Zähigkeit wurde sie dem immer reger werdenden Nationalitätsprincip gegenüber unter absolutistischer Form von Bach festgehalten und auch die constitutionelle Aera hat mit kurzer Unterbrechung diese Traditionen gepflegt und die Idee des Gesammtsstaats zu festigen gestrebt und so sind wir an einen Punkt gelangt, wo wir die Bahnen beider engverbundenen Systeme, die Entwicklung des Constitutionalismus und die Beziehungen des Centralismus zu ihr einer besondern historischen Deduction zu unterbreiten haben.

Durch die harte Schule des italienischen Krieges wurde der Kaiserstaat einer bessern Zukunft entgegengeführt, auf der Wahlstatt von Solferino brach die Diplomatie der absoluten Krone zusammen, Tage der bittersten Noth hatten ihre Unzulänglichkeit unwiderleglich enthüllt. Aber nur mit zaudernder Aengstlichkeit entschloß man sich in Wien zur Umkehr und stellte Reformen und einen Systemwechsel in Aussicht. Auch traten anfangs Erleichterungen der Presse ein, sie dauerten indeß nur zwei Monate; man suchte durch Vertrauensmänner dann die Wünsche des Volkes in Bezug auf die dringendsten Reformen zu erfahren, aber man ließ sie mit dem übertriebensten bureaukratischen Mißtrauen überwachen und selbst das zur Regelung der Verhältnisse der ungarischen Protestanten erlassene Patent gewährte nur als Geschenk, was jene als ein entzogenes Recht verlangten und wurde deshalb fast einstimmig zurückgewiesen. Ebenso halbe Maßregeln ergriff man zur Aufhelfung der äußerst zerrütteten Finanzen. Eigenmächtig hatte man das Nationalanlehen um 111 Millionen Gulden überschritten und so dem Credite der Regierung eine tief empfindliche Wunde versetzt; als Bürgschaft, daß in Zukunft ein ähnlicher Gewaltstreich nicht wieder eintrete, schuf man eine Commission, die halb von der Bank, halb von der Regierung abhängig war. Den hauptsächlichsten Lichtpunkt bildet der im Januar 1860 erfolgte Erlaß eines sehr liberalen Gewerbegesetzes.

Den eigentlichen Anstoß zu weiteren Reformen gaben die ungarischen Protestanten, deren Bewegung immer mehr aus dem religiösen Gebiete heraustrat und einen politischen Charakter annahm. So erschien denn am 5. März 1860 das Patent über die Zusammensetzung des Verstärkten Reichsraths, dessen Befugnisse „berathend, prüfend," später „zustimmend" waren. Die Feststellung des Budget, die Verhältnisse der Staatsschuld, alle wichtigen Maßregeln der allgemeinen Gesetzgebung sollten seiner Begutachtung unterliegen. Dagegen behielt sich die Regierung die Erlassung einer Geschäftsordnung für die Versammlung vor und entzog ihr zugleich die Initiative für Gesetzesvorlagen. Am 31. Mai eröffnete dieser Reichsrath seine Sitzungen. Die Mitglieder desselben waren sämmtlich vom Kaiser ernannt, 59 an der Zahl; darunter gehörten nur 10 dem Bürgerstande, nur 2 der protestantischen Confession an; der große Grundbesitz war durch 38 Mitglieder, die katholische Kirche durch 4, die griechische durch 2 Geistliche vertreten. Am 19. Juli erweiterte der Kaiser die Rechte des Reichsraths dahin, daß die Einführung von neuen und die Erhöhung von alten Steuern, die Aufnahme von Anlehen nicht ohne Zustimmung der Versammlung erfolgen dürfe. Am 27. September wurden die Berathungen geschlossen mit der Erklärung von der Unhaltbarkeit der innern Zustände und von der Nothwendigkeit eines politischen Systemwechsels. Dem Ministerium waren drei Parteien entgegengetreten: eine kleine Anzahl ungarischer Magnaten, welche die Bach'sche Centralisation ebenso sehr haßten, wie sie die zunehmende Unzufriedenheit im eigenen Lande fürchteten, der altconservativen Partei angehörig, bemüht, das seit zwölf Jahren verlorene Ansehen wiederzugewinnen, für die nicht ungarischen Zustände ohne Sinn und ohne Interesse. Mit den magyarischen Reichsräthen durch die sociale Stellung und durch den Grimm über verlorene Privilegien verbunden waren die deutsch-slawischen Adligen. Ihr Ideal bildete die Wiederherstellung der österreichischen Verfassung, wie sie vor 1848 bestanden hatte. Freilich ließ sich die Dienstbarkeit der Bauern nicht wieder einführen, dafür sollte der grundbesitzenden Aristokratie durch Steuerprivilegien und den ausschließlichen Antheil an der Gesetzgebung Ersatz geboten werden. Diese beiden Adelsfractionen, deren Seele die hochfeudalen Grafen Szecsen und Clam-Martinitz bildeten, reichten sich bald die Hand zu einer Majorität. Ihr Schlagwort wurde „Anerkennung der historisch-politischen Individualität der einzelnen Länder und ihrer verschiedenen Nationalitäten, Anerkennung und

Begründung der provinziellen Selbständigkeit in der Verwaltung und innern Gesetzgebung und möglichste Anknüpfung an die historisch-politischen Institutionen." Die dritte Gruppe im Reichsrath bildeten die Vertreter des Bürger- und Beamtenthums, ihre Führer waren der Troppauer Advocat Dr. Hein und der Präsident der Kronstädter Handelskammer Maager, der durch sein muthiges Auftreten für den gesammtlichen und constitutionellen Standpunkt bald einer der volksthümlichsten Namen wurde. Diese Minorität erkannte in dem Votum der Adelspartei die Auflösung des Kaiserstaates in eine Anzahl kleinerer Gebiete, die nur durch Personalunion lose miteinander verbunden sein und eine starke einheitliche Regierungsgewalt auf das Aeußerste gefährden würden. Ihr Votum verlangte freie Selbstverwaltung und Selbstregierung (Autonomie) der Gemeinde, daneben unter constitutionellen Formen eine kräftige Reichsgewalt mit Rücksicht auf die dadurch bedingte Großmachtstellung Oesterreichs. Der Regierung solle die gesetzgebende und ausübende Gewalt ungeschmälert erhalten bleiben, dagegen die Bevölkerung in den Communen, im Landtage und im Reichsrathe eine freie Vertretung ihrer Interessen finden; eben so müsse eine unabhängige Controle des Staatshaushalts eingerichtet werden, damit der Staat sein Vertrauen wiedergewinne und die Finanz- und Bankfrage befriedigend gelöst werde.

Der Kaiser versprach beide Gutachten ungesäumt in Erwägung zu ziehen. So erfolgte denn das Diplom vom 20. October 1860, dessen großer aber auch einziger Fortschritt in dem Bruche mit dem Absolutismus und der Anerkennung des constitutionellen Princips bestand, dessen großer Fehler in der Sanctionirung des mit der Idee eines Einheitstaates unvereinbarlichen Nationalitätsprincips, in der Wiederbelebung des altständischen Wesens sowie in der Vorenthaltung der obersten Grundrechte freiheitlicher Entwicklung beruhete.

Zuvörderst schuf das Octoberdiplom einen doppelten Reichsrath, einen weiteren für alle Kronländer ohne Unterschied, einen engeren für die Provinzen diesseits der Leitha. Alle Angelegenheiten, die das ganze Reich betrafen, also alle Communications-, Militär- und Finanzsachen sollten auf dem erstern zum Austrag kommen; dem engern Reichsrath waren jene Zweige der Gesetzgebung reservirt, die nur für die außerungarischen Länder Folge hatten. Dabei knüpfte das Diplom an die historisch-politischen Institutionen an, d. h. da, wo solche vorhanden waren, es sollte sowohl dem geschichtlichen Rechtsbewußtsein, der bestehenden Verschiedenheit der „Königreiche und Länder," als den Anforderungen ihres untheilbaren und unzertrennlichen Verbandes gleichmäßig entsprechen. Dieses führte zuerst zu einer theilweisen Herstellung der frühern Verfassung in den Ländern der ungarischen Krone, und damit war denn zugleich auch der Dualismus der frühern Zeit zwischen Ungarn und den deutsch-slawischen Provinzen von Neuem proclamirt. Während so die Ungarn neben weitgehenden Verheißungen praktische, sofort in's Leben tretende Erfolge errungen hatten — auf die Entwicklung der ungarischen Zustände kommen wir unten zurück — konnte man in den Erbländern an keine Institutionen anknüpfen; man fand sie mit dürftigen Worten ab und zauderte mit einer lebenskräftigen Organisation, die das Vertrauen zur Regierung beleben konnte. Was das Diplom ihnen bot, war eine Erweiterung des Gesammtreichsraths, aber so künstlich ersonnen, daß dieser nimmer den Namen einer Vertretung verdiente, ferner daneben ein slawisch-deutscher Reichsrath, der nicht einmal dem ungarischen Einzellandtage das Gleichgewicht halten konnte, endlich Landtage, d. h. eine rein ständische Vertretung, in der das kleinlichste, beschränkteste aristokratisch-feudale Princip die Leitung an sich riß und die Wünsche des Bürger- und Bauernstandes der gebildeten Mittelclasse, welche hauptsächlich das materielle und geistige Capital des Reiches in sich schließt, in vornehmer Bornirtheit eigensüchtig unberücksichtigt ließ. Das Aergste war dabei der Wahlmodus: denn in den Städten hatten neben den Handelskammern nur die Gemeinderäthe actives und passives Wahlrecht, auf dem Lande wählten die Gemeindevorsteher aus den für Gemeindeämter Wählbaren, also meist Adlige oder Geistliche; aus diesen Wahlen gehen die Landtage hervor; diese sollten endlich die Mitglieder zum Reichsrathe vorschlagen, so daß in dreifacher Abstufung aus den Gemeindewahlen die angebliche politische Gesammtvertretung der deutsch-slawischen Länder hervorgeht. Gleichzeitig trat eine Cabinetsveränderung ein; die Mini-

sterien des Innern, des Cultus und der Justiz wurden Ungarn geopfert, die ihnen überwiesenen Gegenstände sollten aufhören, gemeinsame Staatsangelegenheiten zu sein; Graf Goluchowski, dessen Ideal die Herrschaft der Kutte und des Feudalismus war, der prononcirte Feind deutschen Wesens und deutscher Bildung, trat als Staatsminister an die Spitze des Cabinets, während durch Aufnahme des ungarischen Hofcanzlers Vay und des Grafen Sceszen als Ministers ohne Portefeuille ein starkes ungarisches Element hineingetragen wurde. Kein Vertrauen kam diesen Herren vom Volke entgegen, nicht einmal in Ungarn, viel weniger in den Erbländern, nirgends genügten die Concessionen, überall wuchs die Aufregung. In Ungarn wollten die Liberalen durchaus auf die Verfassung von 1848 zurückgehen, während man in den Ländern diesseits der Leitha, ohnehin auf das Bitterste aufgestachelt durch die Unterschleifsprocesse gegen den General Eynatten und den Kaufmann Richter und durch den Selbstmord des Finanzministers von Bruck, nur in ehrlichen constitutionellen Formen Heil sah. Lange sträubte sich der Hof, aber die Verlegenheiten im Innern und zugleich das Bedürfniß, dem Auslande sich stark und muthig zu zeigen, steigerte sich von Tag zu Tag und so that denn der Kaiser mit rühmlicher Entschlossenheit in dem Februarpatente den zweiten entscheidenden Schritt auf der eingeschlagenen Bahn und befriedigte in zugleich hochherziger als auch staatskluger Weise die niedergedrückte, entmuthigte Stimmung besonders der deutschen Bevölkerung seiner Staaten. Zauberisch ergriff die Frische des persönlichen Auftretens, das muthige Selbstvertrauen, womit der junge Monarch, ohne sich durch Schwierigkeiten abschrecken zu lassen, das bedenkliche Unternehmen wagte, um die drängenden Gefahren des Augenblicks zu überwinden. So siegte das Minoritätsgutachten des Verstärkten Reichsrathes; Graf Goluchowski wurde entlassen und an seine Stelle trat ein deutscher Mann, Herr von Schmerling, der am 13. December das Staatsministerium übernahm.

II.

Schmerling steht in zwei bedeutungsvollen Wendepunkten der neuesten Geschichte Oesterreichs an der Spitze der Geschäfte. Geboren zu Wien am 23. August 1805 widmete er sich aus Neigung juristischen Studien und machte sich bald nach Vollendung derselben als scharfsinniger Kenner des Rechts einen Namen; seine Eigenschaft als Mitglied der niederösterreichischen Stände bot ihm wiederholte Gelegenheit, auch auf parlamentarischem Gebiete seine vielseitige Begabung darzuthun und die Augen der Regierung auf sich zu lenken. Als daher die stürmischen Märztage von 1848 Metternich und sein Werk wegfegten, sandte das neue Ministerium Fiquelmont-Pillersdorf-Kübeck den talentvollen Mann nach Frankfurt, um dort als Vertrauensmann Oesterreichs den Berathungen über einen deutschen Verfassungsentwurf beizuwohnen. Nach dem Zusammentritt der Constituirenden Versammlung übernahm er alsdann an Colloredo's Stelle das Präsidium der Bundesversammlung, die damals bereits in den letzten Zügen lag ohne die geringste Aussicht auf Fortdauer. Damals spielte er als Abgeordneter von Tuln in der deutschen Nationalversammlung eine hervorragende Rolle, und gerühmt wurde die umsichtige und geschmeidige Feinheit, mit der er den Interessen seines Kaisers hier zu dienen wußte. Rasch drängten sich nun in Frankfurt die Ereignisse, es folgte am 28. Juni die provisorische Einsetzung einer centralen Reichsgewalt mit einem Reichsverweser an der Spitze, am 29. die Wahl des Erzherzogs Johann und am 12. Juli die Auflösung des Bundestages und die Bildung des deutschen Reichsministeriums, in welchem Schmerling das Innere übernahm. Diesem Cabinet war eine recht trostlose Rolle beschieden, es stand in schärfstem Widerspruch zu den Wünschen und Bedürfnissen der Nation. Am 26. August schloß Preußen Waffenstillstand mit Dänemark zu Malmöe und ging auf Bedingungen ein, zu deren Annahme es durch die deutsche Reichsgewalt gar nicht ermächtigt war. Im Gefühle verletzter Würde beschloß die Nationalversammlung auf den Bericht Dahlmann's, die Ausführung des Waffenstillstands zu sistiren, und die natürliche Folge war, daß das Reichsministerium seine Entlassung einreichte. Die Bildung eines neuen Ministeriums stieß jedoch auf harte Schwierigkeiten, Schmerling blieb daher an der Spitze der Geschäfte und bewog das Parlament zur nachträglichen Annahme des Waffenstillstandsvertrags, ebenso energisch die in Folge dieses

Beschlusses zu Frankfurt ausgebrochenen Unruhen bewältigend. Bald aber nahmen die Verfassungsberathungen eine Richtung, der er auf das Aeußerste entgegenarbeitete, von preußischer Hegemonie wollte er nichts wissen. In Folge dessen wurde seine Stellung unerquicklich; bittere Worte schleuderte ihm die Linke zu, bitter war ihm selbst der dadurch veranlaßte Verlust vieler seiner Freunde. Daher trat er ab (15. December) und ging nach Olmütz und Wien, wo er einen Sitz in der österreichischen Reichsversammlung einnahm und großen Einfluß auf die Haltung der Politik Franz Joseph's in Bezug auf die deutsche Frage übte. Abermals erschien er dann als Bevollmächtigter bei der Centralgewalt in Frankfurt, um hier die Interessen seines engern Vaterlandes wahrzunehmen, trat zugleich wieder in die Natinalversammlung ein, und wirkte als Führer der Oesterreicher an der Spitze der Großdeutschen emsig allen Bestrebungen entgegen, die auf Errichtung eines preußischen Kaiserthums zielten. Als aber die dem schwachen Könige von Preußen angetragene erbliche deutsche Kaiserwürde zaghaft abgelehnt wurde und die Anstrengungen der Großdeutschen, auf ein Directorium zurückzukommen, erfolglos blieben und endlich die Versammlung durch Abberufung der Abgeordneten Seitens der Regierungen aufgelöst wurde, ging auch Schmerling nach Wien zurück und wurde bald darauf als Justizminister in's Cabinet gezogen. Damit ging seine politische Laufbahn zu Ende, nach sechs Monaten legte er auch sein Portefeuille in die Hände des Kaisers zurück. Mit der energischen Politik des reactionären Ministeriums Schwarzenberg hatte der freisinnige Mann sich in seinem Rechtlichkeitssinne und seiner Ueberzeugungstreue nicht befreunden können; in der Knechtung der Presse, in der strengsten Soldatenherrschaft und dem exclusiven Wiederaufleben der ultramontanen Hierarchie vermochte er nicht das Heil des Staates zu erkennen (Januar 1851). Zehn Jahre lebte er alsdann in tiefster Zurückgezogenheit, bis er abermals als der Mann des Augenblicks erfunden und durch das Handbillet des Kaisers vom 13. December 1860 an das Staatsruder berufen wurde, um die durch das Octoberdiplom inaugurirte Neugestaltung Oesterreichs durchzuführen und den Uebergang desselben zu einem wahrhaft constitutionellen Staate zu leiten und zu fördern.

Am 23. December erließ der neue Staatsminister sein berühmtes Rundschreiben an die Statthalter, welches die Grundzüge der neuern innern Politik vom Standpunkte der Reichseinheit und einer einheitlichen Staatsverfassung gegenüber dem Goluchowski'schen Föderalismus aussprach und von den deutschen Provinzen mit ungetheiltem Beifalle begrüßt wurde. Dagegen begannen sich in den übrigen außerungarischen Ländern, besonders in Galizien und Böhmen, Gegenströmungen zu bilden und zwar auf nationalem und sprachlichem Boden gegen das deutsche System des Staatsministers, der unbeirrt jedoch an seiner Organisation zu arbeiten fortfuhr. Am 6. Januar erschien sein Wahlgesetz für die Landtage, deren die deutschslawischen Länder sechzehn zählen — Körperschaften, zur Mitwirkung an der Gesetzgebung berufen, mit dem Recht der Initiative ausgestattet. In ihren Wirkungskreis fallen alle Landesangelegenheiten in Betreff der Landescultur, der öffentlichen Bauten, der aus Landesmitteln dotirten Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten; ferner die Feststellung des Landesbudgets, die Verwaltung des Landesvermögens, des Landes- und Grundentlastungsfonds; neben diesem beschließenden steht den Landtagen auch ein berathendes Votum in Angelegenheiten zu, welche die Bedürfnisse und die Wohlfahrt der einzelnen Länder betreffen. Nach dem Principe der Interessenvertretung besteht jeder Landtag aus drei Curien; die erste Curie, die der Großgrundbesitzer, trägt die zahlreichsten und bedeutendsten conservativen Elemente zu; die zweite, oder die Curie der Städte, Industrialorte und der Handelskammern, vertritt die sogenannte praktische Intelligenz, in den Landtagen mit gemischter Nationalität, wie in Böhmen, bildet sie zugleich ein Bollwerk des deutschen Elements, da Handel und Industrie fast ausschließlich in den Händen der Deutschen ruhen und die größeren Städte sämmtlich ein deutsches Gepräge tragen. Die dritte Curie, die der Landgemeinden, vertritt in den Ländern mit gemischter Nationalität fast ausschließlich das nationale, deutschfeindliche Element, mit Ausnahme Galiziens, wo die Ruthenen, das antipolnische Element, den Kern dieser Curie bilden. — Diese Landtage sollten aus unmittelbaren Wahlen auf ziemlich breiter Basis hervorgehen, eingeschränkt war nur das Wahlrecht des dritten Wahl-

körpers in den Städten und der dritten Besteuerungsclasse in den Landgemeinden mit Rücksicht auf die der untern Volksclasse angehörenden unruhigen Köpfe. Alsdann erschien am 26. Februar 1861 das kaiserliche Patent, welches die Staatsgrundgesetze über die „Reichs- und Landesvertretung," ein Grundgesetz über die Reichsvertretung, ein Statut für den neugegründeten Staatsrath, endlich die Landesstatute für sämmtliche Kronländer mit Ausnahme Ungarns und Venetiens verkündete. Die neue Verfassung hob den ursprünglichen und Verstärkten Reichsrath auf, ein neuer trat an seine Stelle, als eigentliches Parlament, als wirklicher Factor der Gesetzgebung, nicht als Beirath der Regierung, zerfallend in das Herren- und Abgeordnetenhaus. In letzterm saßen 343 Deputirte, die nicht mehr der Kaiser ernannte, aber auch nicht aus freier Wahl hervorgingen, sondern — und dies ist ein Gegenstand nicht ungerechten Vorwurfes — von den Landtagen aus ihrer Mitte gewählt wurden. Eine bedeutungsvollere Ausstellung konnte der Verfassung gemacht werden, daß sie eine der realsten Grundlagen in der Umgehung des Princips der Ministerverantwortlichkeit entbehrte, ja das unverantwortliche Ministerium war sogar durch Art. 13 zu eigenwilligen Verfügungen ermächtigt, wenn zur Zeit, wo der Reichsrath nicht versammelt ist, in einem Gegenstande seines Wirkungskreises dringende Maßregeln getroffen werden müssen, nur solle es gehalten sein, dem nächsten Reichsrath die Erfolge und Gründe der Verfügung vorzulegen. Endlich fehlte auch die Bestimmung der Frist, binnen welcher ein aufgelöster Reichsrath wieder einzuberufen sei.

Fragen wir nach der Stimmung, welche die neue Verfassung in den Kronländern hervorrief, so war diese bei einem großen, namentlich deutschen Theile eine anerkennende. Manche Wünsche waren zwar nicht zur Geltung gelangt, aber welche Schwierigkeiten hatte nicht der Staatsminister zu bewältigen gehabt! wie hat er sich waffnen müssen gegen die dynastischen und Hofinteressen, wie fest und muthig hatte er nicht die Stirne hoch getragen inmitten aller feudalen, klerikalen und Nationalitätseinflüsse, um den Gesammtstaat in einen alle Länder gleichmäßig umfassenden Rahmen zu fügen! Die Ungarn aber, die Hochtories der Aristokratie, die Czechen verhielten sich negirend und verschrien das Februarpatent als den Inbegriff der straffsten Centralisation, und so ist zugleich die neue Verfassung ein Ausgangspunkt interessanter aber bedauerlicher Kämpfe geworden zwischen den Vertretern des Gesammtstaatprincips und den Föderalisten, den Bekennern der historisch-politischen Individualitäten.

Unbeirrt ging Schmerling seinen Weg. Gleichzeitig mit dem Verfassungspatente erschien eine kaiserliche Verordnung, welche die Landtage auf den 2., den Reichstag auf den 29. April einberief; rasch vollzogen sich die Wahlen, bald waren die Landtage in Thätigkeit, am 29. April constituirte sich der Reichsrath und damit war das Princip der Theilnahme des Volkes zur vollendeten Thatsache geworden, der Bruch mit dem Systeme der Vergangenheit besiegelt. Am 1. Mai begrüßte der Kaiser die Vertreter seines Reiches in feierlicher Thronrede, versprach an der Anwendung erprobter constitutioneller Formen der Mitwirkung der Vertretungskörper an der Gesetzgebung festzuhalten und bezeichnete nachdrücklich die Idee des Gesammtstaates als das unantastbare Fundament seines einigen und untheilbaren Kaiserstaates. Der lang ersehnte Vertretungskörper war nun zwar geschaffen, aber er konnte nicht vervollständigt werden; Ungarn verlangte völlige Selbständigkeit, Anerkennung der Rechtscontinuität oder der Verfassung von 1848; die Verhandlungen des Pesther Landtags nahmen einen feindseligen Charakter an, und so war nicht von dort eine Beschickung des Reichsraths, ein gemeinsames Gesetzbuch, eine gleichförmige Administration zu erwarten. So fehlten also die 85 Deputirten Ungarns im Reichsrathe, ferner aus ähnlichen Gründen die 9 Kroatiens und Slawoniens, die 26 Siebenbürgens, endlich die 20 aus Lombardo-Venetien. Hierdurch verlor die Reichsvertretung viel von ihrer Bedeutung, weil sie wesentlich nur die Länder des Engern Reichsraths repräsentirte und von der Regierung ausdrücklich als solcher anerkannt wurde. Nach formellem Rechte fehlte dieser Versammlung ihre Competenz, namentlich in Finanzgeschäften, indem die zur Deckung der Finanzbedürfnisse nöthigen Geldmittel nur auf verfassungsmäßigem Wege durch Mitwirkung der Gesammtvertretung konnten flüssig gemacht werden. Nur so konnte moralisch der Staatscredit gekräftigt,

nur so die Deckung des Deficits, die Steuererhöhung, die Valutafrage zur Entscheidung gebracht werden. Gesteigert wurde diese Schwierigkeit durch die Stellung des Ministeriums zu den im Abgeordnetenhause versammelten Deputirten. Als die Sitzungen begannen, hatten sich jene also gruppirt: Die äußerste Linke nahmen die verfassungsfreundlichen Söhne der Alpen, Steirer, Oberösterreicher und der liberale Theil der Tiroler; auf der Linken ferner und auf dem linken Centrum saßen die Deputirten aus Niederösterreich und den deutschen Theilen Böhmens und Mährens; im Centrum saßen meist Conservative, denen die Nationalität Nebensache war; die Rechte gehörte den slawischen Abgeordneten aus Böhmen, der nachmaligen czechischen Fraction, und den Polen.

Fractionsführer der polnischen Masuren ist Dr. Smolka. Galizien ist bekanntlich das Land bitterer Racenkämpfe gewesen, die Polen hatten den Sieg über die ursprüngliche Bevölkerung, die Ruthenen, davongetragen und sie in die Stellung von Leibeigenen hinabgedrückt; in rohem Uebermuthe hatten sie dann geschaltet und mehr als einmal wüthende Aufstände in blutigster Weise niederwerfen müssen. Als nun sämmtliche Nationalitäten als gleich anerkannt, als Patrimonialgerichtsbarkeit und Robote aufgehoben wurden, loderte der Haß des masurischen Elementes gegen das ruthenische nur noch höher empor und machte sich bei jeder Gelegenheit fühlbar. Auf dem Landtage und den Wahlen aus diesem zum Reichsrathe erlangten die Polen leicht das Uebergewicht, weil der große Grundbesitz sich in ihren Händen befindet. Mit schneidender Schärfe trat namentlich auf dem Landtage von 1861 der leidenschaftliche Gegensatz zwischen beiden Nationalitäten hervor, durch gehässige Ränke, Ungiltigkeitserklärungen suchten die Polen in ihrer dominirenden Stellung die Reihen der ruthenischen Fraction zu lichten. Während die Ruthenen sich an die Regierung anlehnten, verbündeten sich die Polen anfangs mit den Czechen und den Klerikal-Feudalen und ertheilten sogar den Vorgängen auf dem Pesther Landtage ihre Zustimmung. Dies bewog die Regierung, den Wünschen der Ruthenen entsprechend, die Provinz in Ost- und Westgalizien zu theilen. Ein kaiserliches Rescript vom 26. December 1861 verfügte, daß die oberste politische und administrative Leitung des ganzen Königreichs in den Händen eines in Lemberg residirenden Generalgouverneurs vereinigt werde, dem aber zur Erleichterung und Beschleunigung des Verwaltungsdienstes zwei voneinander unabhängige politische Landesbehörden in Lemberg und in Krakau untergeordnet sind. Daher ist die Opposition der Polen bedeutungslos geworden, eine Fusion mit den Czechen verschmäheten sie, das Octoberdiplom ist ihnen kaum minder verhaßt als das Februarpatent, denn ihr letztes Ziel erblicken sie in der Wiederherstellung des alten Polens, ihre eigentliche Obrigkeit in der geheimnißvollen Nationalregierung. Eine andere Färbung hatten die Verhältnisse in Böhmen angenommen. Hier hat der nationale Streit eine solche Leidenschaftlichkeit entfesselt und der Haß der Deutschen und Slawen eine solche Stärke erreicht, wie er nicht einmal 1848 aufgebraust war. Die Czechen ahmten den Ungarn nach, sie begannen nach dem Erscheinen des Octoberdiploms auf Anerkennung ihrer historisch-politischen Individualität zu dringen und traten mit der Theorie der „Krone des heiligen Wenzel" gegen den Gesammtstaat auf und zwar unter sehr begabten Führern, wie Rieger, Braun und Palacky. Es ist dies der alte Kampf, der seit fünf Jahrhunderten gegen das deutsche Element geführt worden ist und jedesmal mit einer Niederlage der Czechen endete, bis endlich die nationale Aristokratie beinahe gänzlich ausgerottet wurde und beinahe die Hälfte des schönen Landes in die Hände der fleißigen Deutschen fiel. Die czechische Partei will unter der Krone des heiligen Wenzel Mähren, Schlesien und Böhmen wieder vereinigt sehen; sie will ein staatsrechtliches, selbständiges Czechenreich, wobei sie nur vergißt, daß mittlerweile deutsche Arbeit und deutsche Intelligenz ihr Land befruchtet und zu einem lebensfähigen Glied der deutschen Länderkette gemacht hat. In ihrem politischen Fanatismus, sich zu alleiniger Geltung im Lande zu bringen und die Deutschen zu unterdrücken, scheuten sogar ihre Führer nicht, mit ihrer Vergangenheit zu brechen und nach einer hervorragenden Betheiligung an den Stürmen des Jahres 1848 mit den ultrafeudalen Grafen Clam-Martinitz und Leo Thun in Verbindung zu treten. Ihre Bemühungen wurden an entscheidender Stelle nicht mit Erfolg gekrönt; so muthig die czechischen Abgeordneten auch ihre Idee ver-

fochten, ihren politischen Plänen sind sie keinen Schritt näher gekommen und der Antrag ihres Verbündeten, des Fürstbischofs Schwarzenberg, der Kaiser möge sich in Prag krönen lassen, fiel glänzend durch. Auch in der zweiten Landtagssession scheiterten ihre Tendenzen, zwei Parteien standen ihnen feindlich gegenüber; die mächtige Majorität der Großgrundbesitzer, vielfach altadligen böhmischen Geschlechtern angehörend, ist verfassungsfreundlich und sucht redlich die Verfassung gegen die Angriffe der Nationalpartei zu schirmen, ein leuchtender Stern in ihr ist der edle Fürst Carlos Auersperg, der erste Cavalier des Reiches, wie Schmerling ihn ehrend nannte. Auch die deutsche Partei, ein kleines Häuflein wackerer, unverzagter Streiter, verfügt über treffliche hochbegabte Männer; aus ihr gingen als tüchtige Redner zum Reichsrath nach Wien die beiden Professoren Brinz und von Hasner, aus ihr die hervorragendste parlamentarische Kraft Oesterreichs, der populärste Name Deutschböhmens, Professor Herbst. So ist das national-czechische Element trotz seiner unnatürlichen vornehmen Allianz zu steter Einflußlosigkeit verdammt. Noch einen letzten Anlauf nahmen sie auf dem vorigen Landtage, wo Palacky, um den Czechen eine größere Vertretung zu gewinnen, darauf antrug, daß die Landtagswahlordnung einer Revision zu unterwerfen sei; das Princip der Interessenvertretung, welches in jener das bestimmende sei, habe wegen des numerischen Uebergewichts der Czechen in Böhmen keine Berechtigung. Am 10. März 1863 wurde die Bill nach zehnstündiger heißer Debatte verworfen und dadurch der Nationalpartei eine vollständige Niederlage bereitet, ihr politischer Einfluß gebrochen.

Einige Worte seien noch über die Landtage gestattet. Die Landtage, die der Einberufung des Reichsrathes vorausgingen, hatten keine Zeit, sich auszusprechen, ihre Wünsche zu formuliren und ihr Verhältniß zum Februarpatente festzustellen. Mit der Wahl der Abgeordneten endigte ihre Mission, ohne daß sie eine legislatorische Thätigkeit entwickeln konnten. Die zweite Landtagssession ging, ohne das Februarpatent zu gefährden, ruhig vorüber und bewies die gesteigerte Macht der Regierung, die vermehrte Zuversicht des Volkes auf die Constitution. Werfen wir einen kurzen Umblick auf die bedeutendsten derselben, so hatte die czechische Partei auf dem böhmischen nur Spott und Hohn davongetragen; glücklichere Erfolge hatte sie auf dem mährischen errungen, weil das slawische Element im Lande selbst viel stärker ist als das deutsche und der Adel mit wenigen Ausnahmen den Schlagwörtern der edlen Herren von Thun und Clam folgt. Daher war die Verfassungspartei nur schwach vertreten und konnte gegen die Föderalisten nicht viel ausrichten, obwohl ein braver deutscher Mann, Dr. Giskra, mit dem ganzen Feuer seiner Rede für den Bestand des Gesammtstaates stritt. Einen erfreulichern Eindruck hinterließen die Landtage von Oberösterreich und Steiermark; hier erhitzen keine nationalen Leidenschaften die Gemüther, in selbständiger und zweckbewußter Haltung stehen sie entschieden zur Verfassung und arbeiten an deren liberalem Ausbau, ihre Vertreter im Reichsrath zählen zur Autonomistenfraction, deren hervorragendste Führer die Abgeordneten von Waser und Rechbauer sind. Minder einladend sieht es im Nachbarlande Tirol aus; hier schweigen die nationalen, desto lauter reden die Stimmen heißen religiösen Eifers und starrer Intoleranz gegen Andersgläubige. Die Glaubenseinheit will der Landtag um jeden Preis aufrecht erhalten wissen, keine andere Religionsgenossenschaft im Lande dulden, noch weniger ihr die Erwerbung unbeweglichen Eigenthums gestatten, ohne zu bedenken, welcher Schlag dadurch der Volkswirthschaft versetzt wird, daß man fremder Intelligenz und Capitalkraft den Eingang verwehrt. Zum Glück haben jedoch diese Zeloten, wie Haselwanter, Gerstingl, Graf Enzendorf, und die übrigen Adjutanten des Bischofs von Brixen trotz aller Wühlereien ihre Absicht noch nicht erreicht und werden schwerlich, so lange die Constitution bestehen bleibt, dahin gelangen. Merkwürdig ist die Lage in Dalmatien; hier bilden die Abgeordneten italienischer Nation die Partei der Verfassung und zugleich die Majorität, während ihr gegenüber der serbische Volksstamm, die Union Dalmatiens mit Kroatien und Slavonien, die Idee des sogenannten dreieinigen Königreiches vertritt. Die Verhältnisse Dalmatiens zum Gesammtstaate sind noch nicht definitiv zum Austrag gebracht, das Februarpatent verschob seine desfallsigen Erklärungen, bis die Frage über die Stellung Kroatiens und Slawoniens eine endgültige Lösung erfahren hätte. Während demnach hier die Ita-

liener sich in den Rahmen der Verfassung fügen lassen, wußte die Partei der Italianissimi, in dem Municipium von Triest schon vor Zusammentritt des Landtages seine Auflösung herbeizuführen, wie denn überhaupt in den italienischen Besitzungen der Krone der Nationalhaß jedes Gehen mit der Regierung unmöglich macht; Venetien und das alte Fürstbisthum Trient, das seit 1815 Wälschtirol heißt, betrachten sich nicht als integrirende Theile des Kaiserreiches und können nur durch das Schwert demselben erhalten werden.

So droheten, um den Faden wieder aufzunehmen, die Verwicklungen im Reichsrathe täglich ernster zu werden, die Föderalisten waren in keiner Weise dafür zu gewinnen, die Finanzfrage im engern Reichsrathe zu verhandeln und nannten es eine Contumacirung der nicht vertretenen Provinzen, wenn eine so tiefgreifende Sache in dem incompleten und darum incompetenten Reichsrathe zur Entscheidung käme. Aber auch die gesammtstaatliche, größtentheils aus Deutschen bestehende Partei, wollte sich nicht ohne Weiteres über diese Bedenken hinwegsetzen, indeß kam es zwischen ihr und dem Ministerium zu einem Einverständniß, in Folge dessen alle nothwendigen formellen Vorsichtsmaßregeln getroffen wurden. Am 17. December 1861 wurde die Finanzvorlage eingebracht und damit trat der Reichsrath als weiterer auf, doch nicht kraft seines Rechtes, sondern nur in Folge kaiserlicher Ermächtigung. Diese Anomalie haben die Umstände nöthig gemacht; entweder mußte die ganze Verfassung ruhen, bis die Ungarn, Czechen und Italiener willfährig gemacht, oder die Nachhilfe der Regierung gestattet werden, um wenigstens eine künstliche Bewegung zu schaffen. Jedenfalls bezeichnet der 17. December einen Schritt von großer Tragweite, indem der Reichsrath erst in seine eigentliche Bedeutung trat; er wurde gegen die willkürlichen Uebergriffe und den ertödtenden Formalismus der Bureaukratie ein brauchbarer Zügel; die Börse und die Staatsgläubiger setzten mehr Vertrauen in seine Verhandlungen als in das dunkle Treiben einer Beamtenstube. Jedoch überwog bis jetzt der moralische Werth und Erfolg den praktischen. Das junge Parlament stand auf einem von Parteileidenschaft unterwühlten Boden und wurde durch den kaiserlichen Erlaß an den guten Willen der Regierung gebunden, da diese in ihrem vollen Rechte wäre, wenn sie die Befugnisse des Weitern Reichsraths vorläufig auf sich selbst übertrüge und auf dem einfachen Verordnungswege Alles regelte, was bei der vollständigen Wirksamkeit der Verfassung unter die Zuständigkeit des Reichsrathes fiele. Aus diesem Verhältniß entsprangen während der ersten Session bittere Klagen über den schleppenden Geschäftsgang, über die thatsächliche Unterordnung des Abgeordnetenhauses unter die beiden andern Factoren, endlich die geringe und unerwartete Lösung der brennendsten Fragen. Das Budget war im Sinne der Regierungsvorlage erledigt, die Bankacte bestätigt, eine Preßnovelle angenommen worden, welche der Preßfreiheit den empfindlichsten Zwang anlegte. Die Presse wurde zwar von dem willkürlichen Polizeidrucke befreit, ihr Zustand aber wurde nicht wesentlich gemildert, und die mit Schriftstellern angefüllten Kerker beweisen hinlänglich die engen Schranken, die hier gezogen sind. Nicht berührt oder nicht zum Abschluß gebracht wurde das auch jetzt noch zeitgemäße Gesetz zum Schutze des Briefgeheimnisses, der Antrag auf Aufhebung der Zwangsgenossenschaften, wie denn überhaupt der Reichsrath volkswirthschaftlichen Fragen gern auswich; nicht geregelt wurde das Vereins- und Versammlungsrecht, die Unabhängigkeit des Richterstandes, das Gerichtswesen und die Concordatsverhältnisse.

Ein Lichtpunkt in der Session war die kaiserliche Botschaft an das Abgeordnetenhaus vom 1. Mai 1862, in welcher die Anerkennung des Princips der Ministerverantwortlichkeit feierlich proclamirt und das Cabinetsschreiben vom 20. August 1851, welches das Ministerium allein und ausschließlich dem Monarchen verantwortlich erklärt und der Verantwortung jeder andern politischen Autorität gegenüber enthebt, außer Wirksamkeit gesetzt wurde. Damit war ein fester Eckstein in den Verfassungsbau eingefügt und das moralische Ansehen des Hauses nicht wenig gekräftigt.

Mittlerweile ist vor wenigen Tagen auch die zweite Session des Reichsrathes geschlossen. Durch den Eintritt der siebenbürgischen Abgeordneten hat er allerdings an Ansehen und zugleich den rechtlichen Charakter des verfassungsmäßigen Gesammtreichsrathes gewonnen, ist jedoch in seiner sechsmonatlichen Ses-

sion nicht vorwärts gekommen. Hauptsächlich mit dem Budget beschäftigt, hat er dasselbe und eine Anleihe von 100 Millionen Gulden votirt, eine Anzahl von Steuergesetzen ergebnißlos discutirt, aber die Reform, welche das Staatsleben fordert, hat er kaum um einen erheblichen Schritt weiter gebracht. Die Regelung der Finanzen bleibt für den Kaiserstaat eine seiner brennendsten Fragen; abgesehen von dem laufenden Deficit von mehr als 45 Millionen muß man staunen, wenn man den Jahresbericht der aus beiden Häusern des Reichsrathes zusammengesetzten Staatsschulden-Controlcommission liest und sieht, zu welchen unglaublichen Mitteln der Finanzminister greift, um sich augenblicklich Geld zu verschaffen; er eignet sich ohne Umstände alle Fonds an, deren er habhaft werden kann, auch wenn ihm keine Disposition darüber zusteht; er verpfändet Obligationen, welche dem gesetzlich ganz abgesondert bestehenden Militärvertretungsfonds gehören und aus den Militärdienstbefreiungstaxen herstammen, ebenso Hypothekar-Anweisungen, die dem Remontefonds gehören, desgleichen dem lombardo-venetianischen Amortisationsfonds gehörende Obligationen und dem Triester Lloyd gehörende Actien und Wechsel; er versetzt ständische Domesticalobligationen und noch nicht verausgabte Stücke des englischen Anlehens von 1859, sowie des 1860ger Lottoanlehens; er entnimmt ohne Weiteres 1½ Millionen aus dem Wiener Stadterweiterungsfonds und vermehrt eigenmächtig das Anlehen von 1851 um 3½ Million, zieht die Ueberschüsse einzelner Grundentlastungsfonds für sich ein, kurz er rafft von Jedermann, den er erreichen kann, Fonds zusammen, um nur von einem Tage zum andern zu leben. Die Controlcommission verdient alle Ehre, daß sie dieses Wirthschaften unverzagt öffentlich aufgedeckt hat, denn nur durch gewissenhafte scharfe Einsicht in den Staatshaushalt ist es möglich, den wankenden Credit zu heben. Leider läßt sich auch von der Regierung überhaupt nicht sagen, daß sie viel für die Reform gethan, insoweit sie ohne Mithilfe des parlamentarischen Körpers eine Thätigkeit entwickeln konnte. Den Landtagen hatte sie eine Ausarbeitung einer neuen Gemeindeordnung anbefohlen; die Arbeit kam zu Stande, aber obwohl diese Gemeindeordnungen sich nur innerhalb der vom Reichsrathe hierfür aufgestellten Grundsätze bewegen durften, ist ihnen die Sanction versagt geblieben; der Genuß des Versammlungsrechtes wurde dem Volke vorenthalten und die Thätigkeit auf volkswirthschaftlichem Gebiete ist nichts weniger als erfrischend; der Eisenbahnbau ist ebenso arg vernachlässigt, Projecte genug, aber kein Impuls zur Verwirklichung. Ein neues Handelsgesetzbuch trat zwar in's Leben, aber die wohlthätigen Folgen können erst später fühlbar werden, wenn die kaum noch begonnene Reform des Gerichtswesens und des Proceßverfahrens, desgleichen der Wuchergesetze vollendet sein wird.

Langsam also unter unzähligen Schwierigkeiten, unter der ungestümen Gährung der feindseligsten Tendenzen arbeitet sich im Kaiserstaate das constitutionelle Princip, die liberale Idee weiter, Schritt für Schritt muß es sich den Boden erobern, die Gegensätze versöhnen, die erregten Nationalitätsleidenschaften beruhigen. Jedoch erst dann kann dieses in fruchtbarer Weise geschehen, wenn es gelungen ist, die stolzen Magyaren zu gewinnen. Und so sind wir an den letzten wichtigen Abschnitt der neuesten Geschichte Oesterreichs gelangt, an die ungarische Frage.

III.

Die Geschichte Ungarns seit Joseph II. ist ein von Seiten der österreichischen Regierung und den ungarischen Ständen mit zäher Erbitterung geführter Kampf über die Ausdehnung königlicher und ständischer Rechte, um Grundbestimmungen der ungarischen Verfassung. Daher war die Thätigkeit der ungarischen Reichstage für die allgemeinen Culturinteressen eine äußerst geringe, man sah auf denselben fast ausschließlich den Adel vertreten, der es als seine Hauptaufgabe ansah, seine Vorrechte auf das Tapferste zu wahren, und der darum acht Zehntel der Nation in der Dienstbarkeit hielt und deren Erwerbfleiß lahm legte. Aber die Strömung der Zeit und der Einfluß liberaler Ideen begannen auch hier allmälig die harte Eisdecke erstarrender Adelssuprematie zu sprengen und befruchtend die halb mittelalterlichen Verhältnisse zu durchdringen. Es bildete sich im Lande selbst eine liberale Partei, die nichts Anderes bezweckte, als die engherzige, exclusiv aristokratische Verfassung zum Nutzen der

Gesammtheit umzustoßen, das Land aus den feudalen Zuständen in Verhältnisse hinüberzuleiten, die den modernen Staatsideen entsprächen und die Möglichkeit eines socialen und politischen Fortschrittes gewährten. Das Haupt dieser Reformpartei war der bekannte unglückliche Graf Stephan Szechenyi, dem sein Vaterland überhaupt die Anregung eines neuen Lebens zu verdanken hat. Durch großartige Unternehmungen, Errichtung von Banken und Fabriken, Brücken- und Straßenbau suchte man den zerrütteten materiellen Zustand des Landes zu heben und besonders durch Verbesserung der Lage des Landvolkes, durch Erleichterung seiner Lasten und Dienste unzählige Kräfte zum Heile Ungarns zu entfesseln. Als nun 1832 der sogenannte Operatenreichstag und die Ständetafel Anträge auf eine freisinnige Lösung der Urbarialfrage, d. h. Ablösbarkeit der bäuerlichen Unterthänigkeitslasten, stellte, trat die Regierung, welche nur dahin trachtete, Ungarn wie ein unterworfenes Land in möglichster Abhängigkeit von der Centralgewalt zu halten, auf die Seite der auf ihre Vorrechte eifersüchtigen Magnaten und erlangte wenigstens einen Aufschub der gefürchteten Maßregel, welcher jedoch nur die Reihen der Opposition verstärkte. Als daher die Regierung, bewogen durch die allgemeine Weltlage auf dem Reichstage von 1847 liberalere Anschauungen äußerte, hatte sie schon das Spiel verloren, der Boden war zu tief unterwühlt, die hochgehenden Wogen nationaler Erregung und Begeisterung rissen unwiderstehlich Alles mit sich fort. Am 11. April sanctionirte der Kaiser die Beschlüsse des ungarischen Reichstages, der als wesentliche Garantie für alle Reformen die Einsetzung einer nationalen, von jedem fremden Einflusse freien ungarischen Regierung und die Umgestaltung des bisherigen Collegialministeriums, das in Wien seinen Sitz hatte, in ein verantwortliches, nur für Ungarn bestimmtes Ministerium, das in Pesth residiren sollte, verlangt hatte. In den Augen der Nationalpartei war diese Veränderung in der bisherigen Regierungsweise nur eine Folge der Selbständigkeit Ungarns, die in der pragmatischen Sanction, in dem Krönungseide der Könige und den Fundamentalgesetzen des Landes ihre Berechtigung hatte. Auf demselben hochwichtigen Reichstage wurden noch eine Menge von Anträgen des neuen Ministeriums angenommen, welche die altungarische Verfassung von vielen feudalen Resten befreite und das ständische Ungarn in einem wahrhaft modernen Staat mit parlamentarischen Institutionen verwandelte. Daher kann man die Verfassung von 1848 nicht mehr eine bloße Reform nennen, ihre große That beruht darin, daß sie mit Bewahrung der Rechtscontinuität den gesetzlichen Boden geschaffen, auf den die heutigen Forderungen der Ungarn sich stützen.

Während so die Magyaren nicht die constitutionelle Prärogative des Souveräns, sondern nur die Eingriffe der Wiener Minister in die ungarische Verfassung zu beschränken glaubten, sah man in der Hofburg die Sache mit andern Augen an; man erkannte in der Errichtung eines nationalen und selbständigen Ministeriums nicht nur den ersten Schritt zu einer gänzlichen Trennung dieses Landes von Oesterreich, sondern glaubte das Bestehen der Monarchie überhaupt gefährdet, indem Böhmen, Galizien und Lombardo-Venetien dasselbe fordern und dadurch den Gesammtstaat sprengen konnten. Bald mochte sich daher ein reactionärer Umschwung in Wien geltend, der den längst zwischen den Magyaren und den Südslawen bestehenden Nationalhaß auf das Schlaueste ausbeutete, um jene Bewilligungen zurückzunehmen. Wir gehen über die folgenden bedeutungsschweren Ereignisse rasch hinweg; die ungarische Revolution, jetzt die völlige Losreißung Ungarns vom Kaiserstaate erstrebend, flammte auf zu einer Zeit, wo Oesterreichs Heere auf den italienischen Schlachtfeldern gegen die Piemontesen stritten; nach den heldenmüthigsten Kämpfen wurde die Unterwerfung des lange siegreichen Landes nur durch russische Hilfe wieder möglich. Die Folge war der schrankenloseste Militärdespotismus, der sich in gehässigster Rachsucht durch schmachvolle Hinrichtungen am Galgen oder durch Blei, durch Einkerkerung und Confiscationen äußerte. Die Verfassung wurde für verwirkt erklärt, die ungarischen Nebenländer zu Kronländern mit eigenen Hofcanzleien erhoben, eine neue serbische Wojwodina geschaffen.

Trotz dieser so harten, tief in das Leben einschneidenden Schläge vermochte der Absolutismus des Ministeriums Bach-Schwarzenberg das hohe Selbstgefühl der Nation nicht zu unterdrücken; allen Umgestaltungsversuchen, welche seine Selbständigkeit und Verfassung in dem streng centralisirten Kaiser-

staat aufgehen lassen wollten, setzte das Volk einen ernsten, wenn auch passiven Widerstand entgegen, in glühender Liebe an seinen heimischen Institutionen festhaltend. Als nun die ungeheure Noth über den Kaiserstaat hereinbrach und ihn zwang, durch eine constitutionelle Verfassung sich aus dem Elend herauszuarbeiten, trat sofort die ungarische Frage bedeutsam in den Vordergrund. In Folge der neuen Organisation des Reiches wurden die Formen der alten Verfassung, wie sie vor 1848 bestanden hatten, wieder hergestellt. An die Stelle des verantwortlichen Ministeriums wurde die alte Institution der ungarischen Hofcanzlei reactivirt und Graf Vay, dem Haupt der ungarischen Altliberalen, die Leitung derselben übertragen. Aber den Magyaren genügte die theilweise Zurückgabe ihrer Verfassung nicht, namentlich wollten sie von einem Uebergange der Militär- und Finanzsachen von ihrem Landtage auf den Gesammtreichsrath nichts wissen und die getrennten Nebenländer, Kroatien, Slawonien, Dalmatien und Siebenbürgen wieder mit der ungarischen Krone vereinigt sehen. Unklar und vieler Deutungen fähig war endlich die Wahlverordnung. Die Regierung stöberte einen Gesetzartikel vom Jahre 1608 auf, nach dem die Reichsstände aus Prälaten, Reichsbaronen oder Magnaten, Edelleuten und königlichen Freistädten bestehen sollten, und um dem Geiste der Neuzeit einige Rechnung zu tragen, sollten die früher politisch unberechtigten Classen in den Genuß des ihnen durch die Gesetze von 1848 zugestandenen Wahlrechts gesetzt werden. Gegen diese Widersprüche erhob sich bald die Opposition der Comitate, welche die unter dem Vorsitze des Primas von Ungarn, Cardinal von Scitowski, zusammengetretene Notabelnversammlung mit sich fortriß und es durchsetzte, daß die Wahlen nach dem etwas modificirten Wahlgesetze von 1848 erfolgten. Andere Concessionen kamen hinzu; die Regierung gestattete die Herstellung der unabhängigen Verwaltung und ließ dadurch die Polizei-, Justiz- und Finanzgewalt für die Länder jenseits der Leitha aus den Händen. Dafür erntete sie böse Früchte. Im Anschluß an die Wahlagitation für die bevorstehende Einberufung des Landtages konnte sich die nationale Bewegung schrankenlos entwickeln, immer unverhüllter trat das Bestreben hervor, zur Personalunion zurückzukehren, und da man die Regierung für verfassungsfeindlich ansah, so floß daraus das Recht der Verweigerung aller vom Landtage nicht genehmigten Steuern, das bald praktisch durchgeführt wurde und immer weiter um sich griff; man fand sogar eine freimüthige Kundgebung patriotischer Gesinnung darin, die Comitats- und Municipalbehörden sahen stillschweigend mit geheimer Freude zu und suchten durch Einschüchterung die gehorsame Bevölkerung zu magyarischer Gesinnung zu belehren. Eine gewaltthätige Stimmung voll trotzigen Ungestüms brauste durch das ganze Land.

Unterdessen war das Ministerium Goluchowski gestürzt und Herr von Schmerling mit der Februarverfassung hervorgetreten. Natürlich erregte diese in Ungarn erst recht Mißvergnügen, und als der Landtag am 6. April im Schlosse zu Ofen, später nach Pesth übersiedelnd, eröffnet wurde, waren alle Parteien in beiden Häusern darüber einig, daß jeder weitern Thätigkeit die Wiederherstellung der Rechtscontinuität, d. h. die Wiedereinführung der Gesetze von 1848, zu Grunde liegen müsse, und die Debatten drehten sich fast ausschließlich um die Frage, ob für diese Zurückforderung der Rechte eine Resolution oder eine Adresse die angemessenere Form sei. Franz Deak, der gefeiertste Patriot Ungarns, der hochbegabte Führer der Liberalen, war für die gemäßigte Form einer Adresse; dieser sogenannten Adreßpartei stand die radicale Resolutionspartei unter Teleki und Nyary gegenüber. Die Verhandlungen waren äußerst stürmisch, man wollte den Kaiser gar nicht als rechtmäßigen König von Ungarn anerkennen, da dieses noch immer Kaiser Ferdinand sei; endlich siegte Deak, aber die Adresse wurde dem Kaiser in einer Form überreicht, daß er sie nicht entgegennehmen konnte. Ein kaiserliches Rescript vom 30. Juni, ernst und würdevoll gehalten, forderte den Landtag auf, sie ihm in solcher Gestalt zu unterbreiten, daß die Annahme derselben mit der Würde der Krone und den ererbten Herrscherrechten in Einklang stehe. Der Landtag ging darauf ein und die neue Adresse wurde dem Kaiser am 8. Juli überreicht und angenommen; dieselbe entwickelte das Princip der Personalunion als das einzige zu Recht bestehende und verlangte die factische Wiederherstellung der vollständigen Verfassung des Jahres 1848, Forderungen, die mit dem Interesse des Gesammtstaates in keiner Weise zu vereinigen waren. Lange

Berathungen folgten in Wien über die Beantwortung des Actenstückes, endlich siegte die deutsche Partei des Ministeriums und am 21. Juli erließ der Kaiser das zweite Rescript als Antwort auf die Adresse, daß Ungarns Verhältniß zum Gesammtstaat factisch und gesetzlich Realunion sei in Kriegs-, Finanz- und auswärtigen Angelegenheiten, daß ferner auch in jene Punkte nicht gewilligt werden könne, welche die nicht magyarischen Nationalitäten jenseits der Leitha durch deren unbedingte Einverleibung in Ungarn in ihren Rechten verletzen. Daher möge der Landtag zu einer Revision der Gesetze von 1848 schreiten und den Reichsrath besenden. Die Magyaren ließen nicht lange mit der Antwort warten. Am 8. August legte Deak den Entwurf einer das königliche Rescript beantwortenden Adresse vor, worin er vom staatsrechtlichen und politischen Standpunkte aus in glänzendster Weise mit der ganzen Fülle juristischen Scharfsinnes die ungarischen Ansprüche begründete. Am 14. August wurde dem Kaiser die neue Adresse durch die Präsidenten beider Häuser überreicht, dem nun nichts mehr übrig blieb, als die Auflösung des Landtags zu verfügen, was am 21. August geschah. Positive Resultate hatte diese erste Session nicht zurückgelassen, die einzige That von einigem Belange war die Annahme der auf die Regelung des zerrütteten Rechtswesens hinzielenden Judexcurialbeschlüsse.

Selbstredend mußte der seit dem 2. Mai tagende Reichsrath von diesen Vorgängen tief berührt werden, zumal da die Regierung jetzt darauf angewiesen war, an der Reichsvertretung eine Stütze zu finden, da ja in deren Mitinteresse der Act vollzogen war. Eine kaiserliche Botschaft, begleitet von einem scharfen Exposée des Staatsministers entwickelte die Beweggründe der kaiserlichen Politik und erklärte die Aufrechterhaltung der Grundsätze vom 26. Februar auch für Ungarn mit dem bedeutsamen Zusatze, daß die Ungarn gegebene Verfassung nur ein Ausfluß der Machtvollkommenheit des Monarchen gewesen, indem die frühere Verfassung durch den Aufstand verwirkt und beseitigt sei. Beide Häuser des Reichsraths erließen eine zustimmende Adresse, die Ungarn hingegen protestirten heftig gegen die Auflösung ihrer Kammern, so daß der Hofcanzler Graf Forgach, um die mannigfachen Demonstrationen der Comitate zu verhindern, durch Militärgewalt die Ausschußsitzungen schließen ließ, und die Regierung als Provisorium den Belagerungszustand über das Land verhängte. In einem Handschreiben vom 5. November sprach dann zwar der Kaiser die Absicht aus, die Verfassung Ungarns wiederherzustellen, seine Rechte und Freiheiten, seinen Landtag und seine Municipien auf Grund des Octoberdiploms aufrecht zu erhalten, allein die sechs Monate, die als Frist für die Wiederberufung des Landtages angesetzt waren, verstrichen, ohne daß die Situation sich änderte, vielmehr ist der passive Widerstand der Magyaren bis zur Stunde ungebrochen. Jedenfalls ist dies Verhältniß ein sehr bedenkliches und zwar für beide Theile. Ungarn wird durch seine Sprödigkeit dem volkswirthschaftlichen Ruin entgegengehen. Um nur ein Beispiel anzuführen, so suchte man in blinder Anhänglichkeit an die alten Institutionen sofort auch die ungarische Gesetzgebung wieder hervor, die den modernen Verhältnissen gar nicht mehr entspricht und daher bald Handel und Verkehr in's Stocken brachte; das deutsche Wechselgesetz wurde in vornehmer Geringschätzung abgeschafft und das alte ungarische proclamirt, das dem schnödesten Betruge die leichteste Handhabe bietet. Bald fühlten die stolzen Herren, wie sehr sie sich selbst geschadet hatten, und schon am 30. Januar 1863 sah man die Pesther Kaufleute, über alle Parteidisciplin sich hinwegsetzend, zum Judex Curiae wallfahrten, mit der Bitte, schleunigst das verachtete deutsche Handels- und Wechselgesetz wieder einzuführen — eine Angelegenheit, die noch heute schwebt. Um dieselbe Zeit schritt die Wiener Nationalbank nothgedrungen zu dem Beschlusse, keine Hypothekaranleihen mehr nach Ungarn zu geben, weil mehrere von ihr erwirkte Executionsurtheile nicht konnten ausgeführt werden. Dieser Rechtszustand lähmt das ganze Land und hemmt allen Handel und Verkehr, da die Handelshäuser diesseits der Leitha vorsichtig mit Creditgeben geworden. Nicht geringer leidet der Gesammtstaat durch den Druck dieser Mißzustände. Schmerlings Constitution bleibt, so lange die Magyaren sich weigern, ihre Sitze in dem hölzernen Hause vor dem Wiener Schottenthore einzunehmen, ein unvollendeter Bau, der leicht auseinander fallen kann, während das unversöhnte Ungarn bei einer äußern Gefahr den Kaiserstaat in seinen Grund-

festen zu erschüttern vermag. Diese Lage der Dinge muß die Regierung früh oder später bewegen, ihr Gesammtstaatsprogramm zu Gunsten der Magyaren in einigen wichtigen Punkten zu modificiren; da die Gesetze von 1848 persönlich und feierlich vom Monarchen sanctionirt sind, so müssen sie wenigstens zur formellen Anerkennung geführt werden, damit der faktisch abgerissene Faden der Rechtscontinuität wieder sich zusammenknüpfe; alsdann kann man sie, da sie ja nicht unwandelbar sind, einer Revision unterziehen; die große Mehrzahl jener Gesetze, durch welche die sociale Frage gelöst wurde, ist auch jetzt nicht außer Kraft gestellt, es handelt sich nur um das Mehr oder Minder der Freiheit; den Grundsatz der Einheit der Armee anerkennend, wird Ungarn wohl kein getrenntes Kriegsministerium verlangen, schwerlich jedoch sein altes Recht aufgeben, die Recrutenaushebung landtäglich zu votiren und die Conscription durch die constitutionellen Behörden zu bewerkstelligen; sehr schwierig ist auch die Einigung in Hinsicht der Finanzen; die Feststellung der Steuern wird der Landtag nicht dem Wiener Reichsrath überlassen, und dazu kommt noch ein letzter Punkt, den wir zum Schlusse noch besprechen müssen, das ist die Frage der Partes adnexae oder der ungarischen Nebenländer.

Die Magyaren verlangen nämlich die Wiedervereinigung der nach Besiegung der Revolution von der Krone des heiligen Stephan getrennten Nebenländer Kroatien, Slawonien, Dalmatien, der Wojwodschaft Serbien und Siebenbürgens mit Ungarn; ein Theil eines Staates erhebt also Ansprüche auf andere, eine Erscheinung, die sich sonst nur im völkerrechtlichen Verkehr der Staaten untereinander wiederfindet. Schon früher vor 1848 ging die innere Politik der Wiener Staatsmänner darauf hin, das Verhältniß dieser sogenannten Partes adnexae zur ungarischen Krone möglichst zu lockern, jedoch ohne Erfolg, so lange die Sache einen staatsrechtlichen Charakter trug; schneller gelangte die geschickt arbeitende Diplomatie zum Ziele, als durch die Schuld und den grenzenlosen Hochmuth der Ungarn das Nationalitätsprincip in den Streit getragen wurde. Als nämlich 1848 die Vereinigung der Nebenländer mit Ungarn auf verfassungsmäßigem Wege hergestellt und die Herrschaft des magyarischen Elements eingeführt wurde, erkannte es Oesterreich für eine Lebensfrage, alle Kräfte anzuspannen, um sich zu einem Gesammtstaate zu entwickeln. Deshalb mußte es vor Allem einen Staatskörper zu sprengen suchen, der so frisch und muthig in stetigem Fortschreiten aus den Zuständen des Mittelalters mit eigenen Kräften sich zu den modernen Staatsideen heraufgearbeitet hatte und jetzt den letzten Schritt that, um sich in einen constitutionellen, streng concentrirten Einheitsstaat zu verwandeln. Gegen dieses Streben konnte nun Nichts entscheidender wirken, als eben das Nationalitätsprincip, welches dann auch meisterhaft vom Hofe ausgebeutet, die erfolgreichsten Stöße gegen die Integrität des ungarischen Königreiches führte. Als durch die großen nationalen Bewegungen des Jahres 1848 in Kroatien die slawische Idee zu zünden begann und ein großes südslawisches Reich von der Drawe und Donau bis zum Balkan in den Bereich der Möglichkeit trat, lösten die Südslawen den beinahe achthundertjährigen Verband mit Ungarn, und in Wien konnte man sogar diese steigende kühle, später feindselige Gesinnung, diesen Widerstand gegen die ungarischen Centralisationspläne zum Stützpunkt der Niederwerfung Ungarns machen. Ein unseliger Racenkampf zur Erdrückung des Magyarenthums, von der Regierung geschürt, entbrannte, von Jellachich kräftig unterstützt, und die dadurch hervorgerufenen Verwicklungen waren es bekanntlich, welche die Erhebung Ungarns beschleunigten. Nach der traurigen Waffenstreckung Görgei's bei Vilagos wurden die Nebenländer von der Krone Ungarns getrennt. Als die constitutionelle Aera erschien, hatte mittlerweile die südslawische Bewegung, genährt durch die glücklichen Fortschritte der Serben, an Kraft und Bedeutung gewonnen, und deshalb konnte auch hier Schmerling's gesammtstaatliche Politik keine Begeisterung finden. In den letzten Jahren hatten die Südslawen sich der Opposition der Ungarn gegen den für Alle gleich empfindlichen Druck des centralisirenden Systems aufrichtig angeschlossen. Sie acceptirten daher zwar von dem Februarpatent recht gern die Autonomie ihres Landes Ungarn gegenüber, sowie die Zugeständnisse hinsichtlich der Amtssprache und der Zugehörigkeit der kroatisch-slawonischen Militärgrenze zu den Ländern der Krone Zvonimirs, aber zu einer Beschickung des Reichsraths und zu einer Majorisirung durch

die deutsch-slawischen Erbstaaten waren sie nicht zu bewegen. Eine Partei versuchte sogar Wahlen zum ungarischen Landtage durchzusetzen, und nur mit Hilfe der „illyrischen“ extrem südslawischen Partei gelang es den vereinten Bemühungen des Banus Sokcevich und Eugen Kvaterniks, „der Catilinarischen Existenz Kroatiens par excellence“ es zu hintertreiben. Wie die Regelung des Verhältnisses der Südslawen zu den Ungarn zu einer befriedigenden Lösung gelangen soll, ist sehr ungewiß; eine große Partei im Lande will weder von Wien noch von Pesth sich bevormunden lassen; vielleicht wird die Lösung eine blutige wie früher, und grade weil ein Vorgefühl davon auch unter den Magyaren verbreitet ist, muthen sie der Regierung zu, die Entscheidung zu ihren Gunsten zu geben, während man in Wien lieber die Verantwortlichkeit auf die autonomen Landtage abwälzen will.

Das letzte Glied in der ungarischen Länderkette bildet das Großfürstenthum Siebenbürgen, das Bollwerk des Reiches im Osten. Dieses Land wird von drei Volksstämmen bewohnt, die sich in verschiedener Stärke über dasselbe verbreitet haben: Rumänen oder Walachen 1,100,000, bann Mayaren 700,000, die sich in eigentliche Ungarn und Szekler, d. h. Söhne der Hunnen, scheiden, endlich Sachsen 200,000, die im zwölften Jahrhundert hierhin berufen wurden. Entsprechend ihrer größten Zahl bedeckten die Rumänen den größten Theil des Landes, waren jedoch bis 1848 vom Genusse der meisten politischen Rechte ausgeschlossen. Das Jahr 1848 griff nun auch in diese Verhältnisse umgestaltend ein. Am 15. März erließ die Pesther Jugend ihr nationales Programm in zwölf Artikeln, von denen einer die Union Ungarns mit Siebenbürgen verlangte. Der Landtag zu Preßburg ging darauf ein, erklärte aber die Wiedereinverleibung des Landes abhängig von dem zustimmenden Votum seiner Bewohner. Dieses erfolgte auf dem Landtage zu Klausenburg; feierlich sprach derselbe die Union mit Ungarn aus „unter Vorbehalt der unversehrten Beibehaltung der die Einheit der Monarchie bezweckenden und durch die pragmatische Sanction geheiligten Bande und unter Gleichheit der Nationalitäten.“ Am 10. Juni wurde das Unionsgesetz staatsrechtlich von Ferdinand V. zu Insbruck bestätigt. Aber die Revolution löste wiederum das Band, die Siebenbürger blieben in derselben dem Kaiserhause getreu und trugen nicht wenig zu dem Siege der kaiserlichen Waffen bei. Die Zeiten, welche diesem folgten, waren Zeiten der Rache gegen Ungarn, des Undanks gegen die eigenen Bundesgenossen, Bach's Centralisationssucht legte sich in drückender Schwüle über das Volk der Gebirge und rief überall bittere Entrüstung und Unzufriedenheit hervor. Als nun den Völkern des Kaiserstaates nach langem Harren vom Kaiserthrone das arg verpönte Wort Constitution entgegenscholl, erfüllte das Beharren der Ungarn auf die Gesetze von 1848, mithin auch auf die Union, dazu die Nichtbefriedigung ihrer Wünsche bezüglich der Zusammensetzung der Municipalversammlungen und die Besetzung der Aemter die beiden dissidenten Volksstämme in Siebenbürgen mit großem Mißtrauen; wie vor zwölf Jahren bestanden die Walachen und Sachsen auf Selbständigkeit des Großfürstenthums, namentlich griff die walachische Agitation, deren Endziel die Vereinigung sämmtlicher rumänischer Völkerschaften in einen Staat ist und die nicht bloß Siebenbürgen und die daran grenzenden Gespannschaften bis an die Theiß, sondern auch die Bukowina und Bessarabien mit den beiden Donaufürstenthümern im Auge hat, wirksam in die Aufregung hinein. So lange Schmerling noch Aussicht hatte, Ungarn, das Hauptland, für die Reichsverfassung zu gewinnen, ließ er Siebenbürgen, das jenem folgen mußte, unbeachtet. Nach seiner Niederlage suchte er alsdann in den Gebirgen durchzusetzen, was an der Donau ihm nicht gelungen war, und dazu fand er an dem Grafen Nadasdy ein energisches, fähiges Werkzeug. An die Stelle des ungarisch gesinnten Baron Kemenyi zum siebenbürgischen Hofcanzler ernannt, forderte dieser sofort von allen Beamten einen Eid unbedingten Gehorsams ohne Erwähnung der Constitution und befahl, alle Behörden in diesem Sinne zu reorganisiren; alsdann fing er mit den einzelnen Volksstämmen an, zu verhandeln, zuerst mit den Sachsen. Daher wurde zu diesem Behufe die sächsische Nationsuniversität einberufen. Sie beschloß ohne Weiteres die Anerkennung der Gesammtverfassung, sowie ihre Wünsche bezüglich der innern staatsrechtlichen Verhältnisse Siebenbürgens in einer Adresse an den Kaiser niederzulegen. Schwieriger war die Aufgabe bei den Wa-

lachen, weil sie kein Organ wie die sächsische Universität hatten; sie wurden aber sehr schlau angegriffen. Es liegt nämlich die Intelligenz der Rumänen fast ausschließlich in den Händen ihrer Popen; wer die Priester sich gewonnen hat, kann über die Bevölkerung verfügen. Nun standen an der Spitze des walachischen Klerus zwei Männer von großer Ehrsucht, die von der Regierung geschickt genährt wurde: Baron Schaguna, Bischof der orientalischen Kirche, und Graf Sterka-Sulutz, Erzbischof des griechisch-katholischen Ritus. Diese beiden Herren versprachen, ihren ganzen Einfluß in die Wagschale zu werfen, und wurden dann nach Wien zu näherer Verständigung befohlen. Hier beschloß man, einen rumänischen Nationalcongreß nach Hermanstadt einzuberufen, jeder der beiden Oberhirten sollte als Großwähler eine Anzahl von Vertrauensmännern ernennen. Der Congreß versammelte sich am 19. April 1863 und äußerte sich mit gewünschter Einhelligkeit zu Gunsten des Octoberdiploms und des Februarpatents, d. h. für die Autonomie Siebenbürgens einerseits und die Beschickung des Reichsraths andererseits. Die Magyaren wurden durch diese Vorgänge mit trüber Besorgniß erfüllt und suchten durch täuschende Wahlmanöver für die Aufrechterhaltung der alten Constitution zu siegen; sie mochten hoffen, die Sachsen mit dem Uebergewicht der Rumänen, diese mit der bevorzugten Stellung der Sachsen zu schrecken, und falls es nicht gelänge, einen der beiden Volksstämme zu sich hinüberzuziehen, durch geschickt angebrachte, Mißtrauen erzeugende Zuflüsterungen die Allianz zu sprengen. Ihr Bemühen war jedoch ein vergebliches; ein kaiserliches Handbillet schrieb den Landtag auf den 15. Juli nach Hermannstadt aus, der sächsischen Metropole, anstatt nach dem ungarischen Klausenburg, um die Landboten jeder regierungsfeindlichen Berührung zu entziehen; Graf Crenneville eröffnete denselben mit einem allerhöchsten Rescript, in dem es hieß, daß eine Union zwischen Siebenbürgen und Ungarn nie mit voller Rechtskraft durchgeführt sei und sich factisch sofort aufgelöst habe. Um nicht die folgenden Ereignisse gutzuheißen, schlossen sich, mit Ausnahme dreier Regalisten, die ungarischen Deputirten aus und beschlossen einstimmig die Sitzung des Landtags zu verlassen, der dann wirklich das Octoberdiplom und das Februarpatent in die siebenbürgischen Landesgesetze aufnahm und die Wahl der sechsundzwanzig Deputirten für das Abgeordnetenhaus des Gesammtreichsraths vollzog. Auf die Bedeutung dieses Schrittes haben wir oben bereits hingewiesen.

Schwer ist es, wenn nicht unmöglich, die politischen Wünsche der Völker Oesterreichs in die Bahnen der Einheit zu leiten, Spannung und Streit kann stets wiederkehren und die Austragung der innern Gegensätze wird stets das Ziel der Entwicklung des Kaiserstaates bilden!

Ueber das Bier und die Bierfrage in Baiern.

Ein charakteristisches Zeichen unseres modernen Culturlebens ist das bewußte oder unbewußte Ringen nach Ausgleichung der aus früheren Zeiten noch bestehenden Gegensätze — auf dem Gebiete der Politik kämpft die Gesammtheit der Regierten um die Theilnahme an der öffentlichen Gewalt, um die Selbstregierung des Individuums und der Corporationen; auf dem Gebiete der materiellen Interessen, des Handels und Verkehrs, der Industrie und der Gewerbe, erobert das Princip der freien Bewegung Tag um Tag mehr Boden, fallen nach und nach die Schranken, welche die Stadt vom Lande, die Provinz von der Provinz, den Staat vom Staate, die Nation von Nationen trennten. Auch das Gebiet des geselligen Verkehrs ist von dieser Bewegung ergriffen und hier und da schon wesentlich umgestaltet worden. Alle diese Erscheinungen des Geistes unserer Zeit haben einen nivellirenden Erfolg, zum Theil auch eine nivellirende Tendenz — das energische Princip des neunzehnten Jahrhunderts ist eben die Idee der Gleichheit, der menschlichen wie staatsbürgerlichen.

Unter den Mitteln, welche auf das gesellschaftliche Leben in dieser Richtung namentlich während der letzten fünfzehn Jahre wirkten, nimmt das Bier eine hervorragende Stellung ein. Kein anderes Getränk scheint dem demokratischen Zuge unserer Zeit mehr zu entsprechen, wie das Bier, und in keinem andern Lande hat sich diese Eigenschaft des Bieres so allgemein geltend gemacht und ausgeprägt als in dem Vaterlande des wahren und echten Bieres, in Altbaiern, wovon ein ge-

nauer Kenner der Volkszustände und glühender Verehrer der „baierischen Biereinheit" mit Stolz ausruft: „Im Bierverkehre aller Schichten des Volkes herrscht mehr vernünftiger gesunder Republikanismus, mehr naturwüchsiger Gleichheitssinn, als in allen demokratischen Verfassungen der Welt. Bei unsern Kneipereien handelt es sich um prosaisches Durststillen und ein bischen Unterhaltung; sie sind ein Band, das unser ganzes gesellschaftliches Treiben umschlingt; ein Simultanforum für alle Stände, Parteien und Meinungen; ein Zügel, der den Staatsmann, Gelehrten, Künstler immer wieder zurückführt zum Volk und in's Leben!" Freilich stellt sich der baierische Lobredner des Bieres, was dessen Fabrication anlangt, auf die Seite der Gegner der freien Bewegung. Indem er nämlich im weitern Verlaufe seiner Apologie des Biercultus das Bier auch als einen politischen Factor betrachtet, klagt er über die politischen Bestrebungen derjenigen, welche die Freigabe des Biersiedens aus der polizeilichen und bureaukratischen Vormundschaft anstreben. „Vor Allem verdient ein Volksgetränk Beachtung, da es unmittelbar die geistige Bewegung beeinflußt. Es ist doch wohl ein Unterschied, ob ein großer Theil des ganzen Volkes sich tagtäglich fröhlich zur Ruhe legt und erfrischt zum neuen Tagwerk sich erhebt, oder ob es sich niederlegt unzufrieden und mit wüstem Kopfe, und aufsteht mit verdorbenen Magen. Daß Alles dies der Regierung nichts angehen, sie nicht zur Einmischung berechtigen soll, heißt: das Selbstregiment zur Caricatur steigern!" —

Nach einer Mythe des Alterthums hat Bachus, der heitere, menschenfreundliche Gott, die Verfertigung des Bieres den Menschen gelehrt, deren Land nicht den Weinstock trägt, um ihnen einen Ersatz zu geben für den Wein, der „des Menschen Herz erfreut." Schon früher war das Bier bekannt bei den Egyptern und Griechen — Aeschylus nennt es Wein aus Gerste, — während es den Römern fremd blieb. Auch bei den Galliern finden wir das Bier, aber nur als Getränk der ärmeren Classen. Am verbreitetsten war das Bier bei den germanischen Völkerschaften, die es als Nationalgetränk behandelten; es wurde aus Gerste, Weizen und Hafer bereitet und mit Eichenrinde, seit etwa dem 11. Jahrhundert aber mit Hopfen gewürzt. Später verwendete man dazu auch Honig und Gewürze, wenn auch der Hopfen, namentlich zur Bereitung der Lagerbiere immer mehr benutzt wurde. Schon gegen Ende des Mittelalters zeichneten sich die Biere in Franken, Baiern, Ober- und Niedersachsen durch ihre Güte aus; sie wurden, wie die märkischen Biere, selbst nach England ausgeführt, wo die Benutzung des Hopfens erst seit 1524 in Uebung kam, bis dann die englischen Biere, Porter und Ale, seit 1730 im In- und Auslande siegreiche Concurrenz machten.

Bis auf den heutigen Tag sind es vorzugsweise die deutschen Volksstämme, welche das Bier am vollendetsten fabriciren und am meisten consumiren. Und da der Deutsche vermöge des in ihm liegenden Wanderdranges über alle Theile der Erde sich verbreitet hat, so finden wir überall deutsche Biere, und seien es auch nur Exportbiere. Selbst in den Weinländern bürgert sich das Bier nach und nach ein — am Rhein und Main erstehen Jahr um Jahr Brauereien, welche „baierisches" Bier fabriciren, nicht zu gedenken der in Baiern selbst gebrauten und nach allen Himmelsgegenden ausgeführten Biere. In Franken gibt es eine nicht geringe Anzahl von Bierbrauereien, welche nur, oder doch größtentheils für den Export arbeiten; besonders berühmt sind die Biere in Kulmbach, Kitzingen, Erlangen, Nürnberg; übrigens exportirt auch München in neuerer Zeit Bier. Im Verwaltungsjahre 1861/62 wurden durch die baierischen Eisenbahnen überhaupt 300,000 Ctr. Bier ausgeführt; davon treffen auf München 57,000 Ctr., auf Erlangen 48,000 Ctr., auf Kulmbach 83,000 Ctr., auf Rottendorf 56,000 Ctr., auf Nürnberg 50,600 Ctr.'

Auch in den südlichen Ländern Europa's, in Italien, Spanien, Portugal, Griechenland, in der Türkei, in Frankreich kommt das Bier mehr und mehr in Aufnahme; in Petersburg errichtet man jetzt eine großartige Actienbrauerei. In Nordamerika hat die Bierfabrication einen eben so raschen als umfassenden Aufschwung genommen; in Südamerika, in Afrika, Asien und Australien findet man englische und baierische Biere. —

Obwohl Deutschland als das Vaterland des Bieres gelten kann, so war und ist es doch nicht überall und zu allen Zeiten gleich gut. Haben sich auch einzelne Länder und Städte den Ruhm eines guten Bieres von jeher erhalten, so datirt

doch der allgemeine Umschwung zum Bessern von der Gründung des deutschen Zollvereins, seit jener Zeit, wo man für Herstellung guten und wohlfeilen Bieres sorgte und dadurch, so wie durch Auflegung eines starken Impost's den Branntwein zu verdrängen suchte. Bis in die Mitte unseres Jahrhunderts galt aber das Bier, wenigstens in Mittel- und Norddeutschland, mehr wie ein plebejisches Getränk, dessen sich die Aristokratie und wer sich dazu zählte — das Beamtenthum, das Officiercorps, das vornehme Bürgerthum — zu enthalten pflegte. Der Besuch von allgemeinen Bierstuben war gewissermaßen anstößig — es lebt wohl noch in der Erinnerung mancher Leser, daß den Staatsdienern und Officieren der Besuch von Bierhäusern und Bierkellern von oben herab direct oder indirect verboten wurde. Ahnte der bureaukratische Kastengeist damals das demokratische Element, welches im geselligen Bierverkehre wirkt? Kaum hatte die Bewegung des Jahres 1848 das stramme Regiment des Polizeistaates etwas gelockert, so öffneten sich die Pforten der Bierhallen auch den Staatsdienern, und es galt gewissermaßen als ein Zeichen von Liberalismus, sich in den Bierhäusern zu zeigen und einen Schoppen oder eine Halbe zu trinken.

Und wiederum in der Zeit der Reaction wurde das Bier hier und da in die Acht erklärt, wenigstens insoweit, als die „Vornehmen“ es nicht anständig fanden, allgemeine Bierwirthschaften zu besuchen und sich auf die „Restaurationen“ beschränkten, wo theure Biere, englische oder baierische Exportbiere verschenkt wurden. Indessen erobert die öffentliche Meinung bezüglich der Bierconsumtion immer mehr Boden; die Vorurtheile gegen dasselbe sind im Grunde erschüttert; die Fabrication der einheimischen Biere verbessert sich überall; das gesellige Vergnügen beim Biere ist billiger als beim Wein, und darauf hat auch die Mehrzahl des Beamtenstandes, sowie der Mittelstand überhaupt zu sehen. Ueberdies ist das Bier hoffähig geworden; abgesehen nämlich davon, daß ihm auch in den größeren Gasthäusern, wo es noch vor einem Jahrzehnt auf der Wirthstafel nicht erscheinen, sondern höchstens an einem Nebentische oder in einem besondern Zimmer genossen werden durfte, ein Platz neben dem Wein gestattet zu werden pflegt, wird es an vielen Höfen bei der Suppe servirt.

Neben dem culturgeschichtlichen Interesse hat das Bier eine große volks- und staatswirthschaftliche Bedeutung; die Fabrication des Bieres wirkt zurück auf den Landbau; sie setzt viele Hände und Capitalien in Thätigkeit; sie ist für viele Staaten ein erhebliches Object der Besteuerung — von dem Schicksal bedeutender Bierbrauereien, wie z. B. von Dreher bei Wien, Barclay in London hängt mehr oder weniger das Wohl und Wehe von Tausenden ab. Hat Baiern auch keine so großen Etablissements — das königliche Hofbrauhaus in München wird in Ansehung seines Geschäftsumfanges von vielen baierischen Privatbrauereien übertroffen, ist aber als Musterbrauerei von besonderer Wichtigkeit, — so gilt es doch schon lange als das gelobte Land des Bieres, und es ist deshalb billig und recht, diese seine Eigenschaft näher zu betrachten.

Es wird wohl allgemein anerkannt, daß der altbaierische Volksstamm in der Bierfabrication unter allen Völkern den ersten Platz einnimmt. Und in der That zeichnet sich das baierische Bier, insoweit es sich um den täglichen Trank und nicht um Luxusbiere handelt, durch seine Güte, seinen lieblichen, erfrischenden Geschmack vor dem aller andern Nationen, selbst vor dem englischen Biere aus. Deshalb bildet Baiern gewissermaßen die Hochschule für die Bierbrauer aus allen Ländern, und die baierischen Braumeister werden nach nah und fern berufen, um Brauereien nach baierischer Art einzurichten. Um so überraschender ist die Erscheinung, daß man in Baiern selbst über das Bier mehr Tadel als Lob hört; die Angriffe richten sich besonders gegen die steigende Biertaxe und die immer geringer werdende Güte des Bieres selbst. Man sieht in der hohen Taxe des Bieres eine ungerechte Begünstigung der Brauer, welche sich auf Kosten des Publicums bereichern.

Von jeher hat die baierische Regierung dem Braugewerbe eine besonders große Sorgfalt zugewendet. Man würde jedoch irren, wenn man darin ein besonders ausgebildetes *nationalökonomisches* Interesse erblicken wollte; der Grund liegt vielmehr in dem *fiscalischen* Interesse. Einmal nämlich besaßen schon seit den ältesten Zeiten die baierische Aristokratie — die Klöster und die adeligen Landsassen, welche den Haupttheil der Landesvertretung bildeten, — und die

Herzöge selbst die größten Brauereien; sodann war schon im Jahre 1543 eine Auflage (die Türken- oder Tranksteuer) auf das Bier gelegt, welche nach und nach erhöht wurde. Aus den hierauf bezüglichen Bestimmungen ist ersichtlich, wie die adeligen und geistlichen Landtagsmitglieder für sich Vortheile gegen die bürgerlichen Bräue zu gewinnen wußten.

Viele Bestimmungen der alten Brauerordnungen (namentlich von 1553 und 1616) sind in das dermalen geltende Gesetz von 1811 herübergenommen worden, so z. B. der Malzaufschlag, der Lokalzuschlag, der Schenkpreis, welchen der Landesfürst alle Jahr für das ganze Land ausschrieb. In allen Bierverordnungen der früheren Zeit wurde über das Nichteinhalten der gesetzlichen Vorschriften geklagt und versucht, es besser zu machen. Der letzte Versuch ist das Bier-Regulativ vom Jahre 1811, welches den Zankapfel der biertrinkenden Baiern bildet.

Unter all' den Verdiensten, die sich der König Maximilian I., der „Vater Max," um die baierische „Nation," ja um die gesammte biertrinkende Welt erworben hat, wird ihm von vielen Seiten in Baiern ganz besonders hoch angerechnet, die Verordnung vom 25. April 1811 über das Biersudwesen. Denn dieses Gesetz hat, so sagt man, die baierische Biereinheit begründet, es möglich gemacht, daß überall im baierischen „Reiche" ein gleich gutes, gesundes und wohlfeiles Bier fabricirt wird, während vorher das baierische Bier ebenso schlecht gewesen, wie im übrigen Deutschland.

In der That wird von allen Seiten zugestanden werden müssen, daß jene Bierverordnung einen Wendepunkt der Geschichte des Bieres bezeichnet und mehrere Jahrzehnte hindurch den Bedürfnissen und Wünschen aller Betheiligten entsprach. Daraus folgt aber noch nicht, daß die Vorschriften dieses Biergesetzes auch heute noch, bei wesentlich veränderten Verhältnissen, in gleicher Weise günstig wirken. Vielmehr wird dies von sachverständiger Seite verneint, und es ist darüber ein lebhafter Streit in der Presse, in Versammlungen und selbst bei den Behörden ausgebrochen. Zum besseren Verständnisse der einschlagenden Verhältnisse überblicken wir flüchtig die Bestimmungen jener Verordnung, welche im Wesentlichen noch heute gilt. Es handeln dieselben von der Feststellung des Bierpreises, vom Verhältnisse der zu verwendenden Ingredienzien (Hopfen und Malz) zu dem zu erzeugenden Normalquantum, von den Beziehungen der Wirthe zu den Brauern und von den Biervisitationen behufs polizeilicher Ueberwachung der Brauer und Wirthe.

Was zunächst den Bierpreis anlangt, so wird derselbe aus der Berechnung der ständigen und unständigen Biererzeugungskosten gebildet. Erstere bestehen theils in dem Anschlag für die Verzinsung des Anlage- und Betriebscapitals, für die Abnutzung der Utensilien, für Arbeitslöhne und dgl., theils in der sogenannten Mannsnahrung, das ist der „billige Fabricationsgewinn" für den Brauer (mit 1½ Pfennig für die baierische Maß), theils in Malzaufschlag mit 4 Pfennig für die baierische Maß. Alle diese ständigen Vorauslagen sind auf 10 Pf. (2½ Kreuzer) für die baierische Maß Winter- oder Sommerbier festgestellt. Unter den unständigen Kosten werden die nach dem Preise der Gerste und des Hopfens jährlich mehr oder weniger wechselnden Erzeugungskosten verstanden, und die Ermittelung zur Feststellung derselben erfolgt durch die einzelnen Kreisregierungen jährlich zwei Mal, nämlich je für das Sommer- und Winterbier besonders. Diese beiden Factoren (die ständigen und unständigen Kosten) bilden dann den jeweiligen Brauhaus- oder Gantenpreis, während der Wirth zu diesem Gantensatz noch 2 Pf. für die Maß zuschlagen darf und so der Schank- oder Detailpreis entsteht. Letzterer wird an vielen Orten noch dadurch erhöht, daß die Ortsbehörde zur Tilgung von Schulden eine Consumtionssteuer durch den sogenannten Bierpfennig (1, 2 oder mehrere Pfennige für die Maß) erhebt.

Ueber das quantitative Verhältniß der Ingredienzien zur Quantität der Biererzeugung besteht die Vorschrift, daß aus 5 baierischen Scheffeln trocknen Malzes nicht mehr als 30 Eimer (à 62 Maß) Sommer- und 35 Eimer Winterbier fabricirt werden dürfen und daß dazu an Hopfen 15 baierische Pfund Land- und beziehungsweise 25 Pfund Böhmer-Hopfen zu verwenden sind. Diese Vorschrift nach dem Maße bestand schon früher, konnte aber weder eingehalten noch controlirt werden, wie die Erfahrung nachher und vorher gelehrt hat. Ohnehin ist der Satz: wenn aus einem Scheffel Gerste nur sieben Eimer Bier erzeugt werden, so muß letzteres ein gutes sein, ganz

falsch, insofern bekanntlich die Gerste bezüglich des Malzextracts und der Würze nicht überall und nicht jederzeit gleich, vielmehr häufig sehr verschieden ist.*)

Bei Beginn des Sudjahrs (Michaeli) hat jeder Bierwirth mit einem bestimmten Brauer wegen Lieferung des Bieres auf ein Jahr einen Vertrag abzuschließen, und er darf bei Strafe kein fremdes Bier führen, auch von seinem Brauer nicht abgehen, ausgenommen wenn letzterer wegen schlechten Bieres dreimal bestraft worden ist.

Die Erfolge dieses Biergesetzes waren im Großen und Ganzen für alle Betheiligten längere Zeit mehr oder weniger günstig. Trotz der steigenden Fruchtpreise sind die baierischen Brauer regelmäßig reich oder doch wohlhabend geworden; die Staatscasse zog aus dem Malzaufschlag beträchtliche Einnahmen — der Malzaufschlag stieg von etwa 1 Million Gulden im Jahre 1811 auf 4 Millionen im Jahre 1830 und auf 6,200,000 Gulden im Budget für die Finanzperiode 1861/62 bis 1866/67. Da der Malzaufschlag 5 fl. für den Scheffel beträgt und aus einem Scheffel 6 bis 7 Eimer Bier bereitet werden sollen — in der That werden aber mehr daraus bereitet —, so läßt sich aus jenen Ziffern die enorme Steigerung der Bierfabrication seit 50 Jahren wenigstens annähernd berechnen. Die Bierconsumtion hat sich, wenn man den Ertrag des Malzaufschlags zu Grunde legt, in soweit sich solches überhaupt ermitteln läßt, von 1811 bis 1830 um das 1½fache und von 1811 bis 1860 um das Vierfache vermehrt. Dabei ist freilich auch die Vermehrung der Bevölkerung, der sich ausdehnende Export des Bieres und der durch die Verkehrsmittel gesteigerte Fremdenbesuch mit in Anschlag zu bringen.

Was endlich das biertrinkende Publicum betrifft, so kann sich dasselbe wohl über den Bierpreis nicht beschweren — mit Ausnahme der Nothjahre 1817 und 1818 überstieg die Biertaxe bis zum Jahre 1844 nicht den Betrag von 3¾ Kr. für die Maß (natürlich ausschließlich des hier und da bestehenden Bierpfennigs als Verzehrungssteuer); bis zum Jahre 1860 stieg er nur selten über 6 Kr., nur einmal auf 7 Kr. 7¾, 8 und 8¼ Kr. für die Maß. Um so zahlreicher, allgemeiner und lauter sind aber die Beschwerden des Publicums über die Qualität des Bieres geworden, und schon seit den vierziger Jahren beschäftigt sich die baierische Regierung auf Anregung des Landtags mit der Frage, ob jene Bierverordnung zeitgemäß zu revidiren oder aufzuheben sei. Um zu begreifen, wie wichtig diese Angelegenheit für Baiern ist, muß man sich erinnern, daß das Bier in vielen Provinzen, namentlich in Altbaiern als **Nahrungsmittel** betrachtet und behandelt wird, wenigstens Seitens der kleineren Leute, Handwerker, Tagelöhner, Arbeiter. Für diese bildet das Bier mit Brot einen wesentlichen Bestandtheil ihrer Hauptmahlzeiten, und erst in neuerer Zeit kommt bei ihnen Kaffee und Branntwein, früher nur wenig gekannt, mehr und mehr in Aufnahme. Unter diesen Umständen ist es auch erklärlich, wie die Erhöhung der Biertaxe oder die Verabreichung schlechten Bieres hier und da zu Störungen der öffentlichen Ordnung, zu den Biercrawallen führte, und wie ein baierisches Bezirksamt im Herbst 1863 ausschreiben konnte: „Eine ziemlich allgemeine, vollkommen begründete Klage erhebt sich wegen schlechter Beschaffenheit des Bieres, welches als **Nationalgetränk** beim Mangel oder der Unzureichenheit für die arbeitenden Classen, oder Gefährlichkeit anderer Getränke (Wein, Wasser, Branntwein) nun einmal hier zu Lande zu den **absoluten Lebensbedürfnissen** gehört."

Während nun die Einen lediglich in dem Fortbestande des Biergesetzes vom Jahre 1811 die Möglichkeit erblicken, daß der Ruhm des baierischen Biers und die baierische „Biereinheit" intact bleibe, will eine zweite Partei gern die Aufhebung der gesetzlichen und dazu obrigkeitlichen Bestimmung der Biertaxe, aber die Beibehaltung des Bierbraurechts, d. h. der Bestimmung, daß die Wirthe ihren Bierbedarf vertragsmäßig von einem bestimmten Brauer während je eines Jahres abnehmen; eine dritte Partei endlich verlangt, wie für alle Gewerbe, so auch für das Brauwesen die Einführung der Grundsätze der reellen Gewerbefreiheit.

*) Wenige Jahre nachher, 1804, ließ die englische Regierung die einschlagenden Verhältnisse untersuchen; sie verfuhr dabei aber nicht wie die baierische, sondern nach technischen und wissenschaftlichen Grundsätzen, indem die niedergesetzte Commission mit der aus allen Theilen des Reichs angekauften Gerste verschiedenster Qualität alle auf Malz und Bierbereitung bezüglichen Versuche machen mußte.

Eine mehr als fünfzigjährige Erfahrung hat gelehrt, daß der Zwangstarif und die bureaukratisch-polizeilichen Maßregeln die Fabrication und Verabreichung guten preiswürdigen Bieres zu garantiren nicht im Stande sind. Namentlich gegenüber den Fortschritten in der Chemie und den unter den Brauern verbreiteten Kenntnissen der Chemikalien, reichen die Vorschriften des Biergesetzes vom Jahre 1811 nicht mehr aus, um Unterschleife zu verhüten oder zu entdecken. Daß viele, ja die meisten Brauer anstatt Hopfen und Malz billigere Ingredienzien verwenden, daß häufig kein Bier, sondern ein Absud von verschiedenen, oft gesundheitswidrigen Droguerien fabricirt wird, daß sich die Brauer über das gesetzlich vorgeschriebene Verhältniß der Quantität von Hopfen und Malz zu dem zu erzeugenden Bierquantum schon lange hinweg setzen, daß das Bier mit Wasser vermischt, gefälscht wird, Alles dies und Anderes ist ein öffentliches Geheimniß; der Polizei ist es aber noch nicht gelungen, diese Uebelstände abzuschaffen, den guten Ruf des altbaierischen Bieres zu bewahren beziehungsweise wieder herzustellen.

Auch die sogenannte baierische Biereinheit, die Behauptung, daß Alle, „Herren und Knechte," ein Bier, von derselben Güte und zu billigem Preise in Folge des alten Biergesetzes trinken, läuft mehr auf eine Phrase hinaus. Es ist nämlich bekannte Thatsache, daß in Baiern schon seit vielen Jahren verschiedene Biere bestehen, verschieden nach Gehalt und Preis. Abgesehen auch von den Luxusbieren Bock und Salvater, ferner vom Doppel- und Weißbiere, so trinken die „Herren" ein anderes Bier wie die „Knechte;" die arbeitende Classe genießt als Nahrungsmittel ein Gemisch von Bier und Covent (Nachbier), das sogenannte Schenkbier, welches zwar billig, aber unschmackhaft ist, während die wohlhabenderen Classen das für den Schenkpreis verabreichte Bier trinken, aber nicht als Nahrungsmittel.*) Soweit es sich um jenes Getränk der ärmeren Classen handelt, ist nicht wohl einzusehen, wie dasselbe durch Aenderung jenes Gesetzes schlechter oder theurer werden sollte. Und was das wirkliche Bier betrifft, so lehrt die Erfahrung anderer Länder, in welchen Gesetze, wie die baierische Bierverordnung nicht bestehen, daß auch ohne solche ein gutes und preiswürdiges Bier fabricirt werden kann.

Gleichwohl sind die Anhänger des alten Biergesetzes zahlreich, und es erklärt sich das theils aus dem bureaukratischen Zuge, welcher in Baiern besonders stark ausgeprägt ist, theils aus dem Bedürfnisse der großen Masse, sich regieren und bevormunden zu lassen. Sie ist dabei unmündig geblieben und traut sich nicht die Fähigkeit zu, ihre Geschäfte selbst zu besorgen; sie ist geistig träge und mag die staatspolizeiliche Curatel auch in der Bierfrage nicht entbehren.

Jene zweite Partei, die Anhänger des Bierbraurechts und der Freigabe der Biertaxe, besteht großentheils aus den zahlreichen Brauern oder Brauereibesitzern. Da die Brauerei in Baiern ein vornehmes Geschäft ist, welches nicht bloß von Bauern und Bürgern, sondern auch von der Aristokratie betrieben wird — wohl ein jeder adelige Grundbesitzer, die Klöster und Kirchen, Bischöfe, Fürsten, Glieder des königlichen Hauses, der König selbst besitzen und exerciren Braugerechtsame, — so ist diese andere Partei nicht ohne Einfluß. Es sagt ihr die Freigabe der Biertaxe vortrefflich zu; denn durch diese Maßregel hoffen die Herren Bierbrauer ihren Geschäftsgewinn zu erhöhen, zumal wenn ihr Privileg gegenüber den Wirthen bestehen bleibt. Seiner Zeit mag dieses Sonderrecht zweckmäßig und für Hebung der Bierfabrication förderlich gewesen sein; heute aber bedeutet die Fortdauer desselben einen ungerechtfertigten Schutz der Brauer zum Nachtheil der Wirthe und des Publicums, zumal die Bierfabrication in Baiern eine Ausdehnung und Vollkommenheit erlangt hat, daß ein solcher besonderer Schutz der allgemeinen Wohlfahrt nicht dient. Wer gutes Bier braut, findet auch ohne jenes Privileg dauernde Kundschaft; der ehrliche Geschäftsmann bedarf eines solchen Vorrechts nicht, und in der Hand des unehrlichen Brauers ist dieses Privileg in seinen Wirkungen eine Plage der Wirthe und Consumenten, ein offenbarer Nachtheil für das öffentliche Wohl überhaupt.

Unter diesen Umständen kann es nicht befremden, wenn die Zahl derjenigen, welche die Aufhebung des Biergesetzes vom Jahre

*) In München gab und gibt es gleichzeitig Bier zu allen Preisen: Schöps zu 2 Kr., freiwillig herabgesetztes Sommerbier zu 5 Kr. neben dem zur gesetzlichen Taxe von 7 Kr., Luxusbier zu 8 Kr., Bock zu 10 Kr. und Salvator zu 11 oder 12 Kr.

1811 und die Behandlung des Biersudwesens nach den Grundsätzen der Gewerbefreiheit verlangen, eine verhältnißmäßig geringe ist, während doch die Annahme nahe liegt, daß die Bierconsumenten als wesentlich dabei betheiligt zu der Ansicht gelangt sein müßten, das Regieren von oben tauge auf dem Gebiete der Bierfabrication nichts und liefere kein gutes preiswürdiges Bier. Diese Indolenz hängt innig mit dem großen Mangel des Verständnisses für bürgerliche und politische Freiheit zusammen. Die Bureaukratie traut sich selbstverständlich die Befähigung zu — mit dem Amte kommt ja bekanntlich auch der Verstand — und vindicirt es sich als Aufgabe, das Glück und die Wohlfahrt der Regierten mit dem „beschränkten Unterthanenverstande" zu begründen, und die Regierten erblicken in der Bureaukratie die irdische Vorsehung, welche ja dafür da ist, daß sie Uebel abwendet und für die Wohlfahrt des Volkes sorgt, zumal das Volk das Bedürfniß nicht kennt, auf eigenen Füßen zu stehen und sich selbst zu regieren.

Die Regierung kennt die aus dem Bierregulativ hervorgehenden Uebelstände recht wohl, scheint aber für deren Beseitigung nur zwei Maßregeln in's Auge zu fassen, nämlich Revision des alten Regulativs, beziehungsweise Erlaß eines neuen, oder Freigabe der Taxe. Und in diesen beiden Maßregeln erblickt die Regierung eine Benachtheilung des Fiscus hinsichtlich der Aufschlagsgehalte, oder Nachtheile für den Preis und die Güte des Bieres.

Handelt es sich um ein neues Regulativ, so kommt es weniger auf dessen Ausbildung in rechnerischer, polizeilicher und technischer Hinsicht an — diese Seiten treten im alten Regulativ ganz besonders hervor, während dasselbe von einer Beurtheilung des Brauereigeschäfts nach wissenschaftlichen Grundsätzen gar nichts enthält; es müßte grade diese Lücke ausgefüllt werden. Um zu controliren, ob die darauf zu bauenden Vorschriften überall befolgt werden, wäre aber eine kostspielige Beaufsichtigung nöthig. Ueberdies würde inzwischen die eingetretene Preissteigerung für die meisten Artikel, z. B. Arbeitslöhne, Holz, Pech, Geschirre, die Taxe des Bieres erhöhen. Insofern nun die Regierung fürchtet, daß durch die Preiserhöhung des Bieres die Consumtion sich vermindern und dadurch ein erheblicher Ausfall am Aufschlagsgehalte entstehen werde, — also aus fiscalischen Gründen, mag sie ein neues Regulativ nicht geben. Aus denselben Gründen ist sie auch gegen Aufhebung des Regulativs und Freigabe der Taxe; denn sie fürchtet, daß dadurch das Bier vertheuert oder verschlechtert, und in Folge davon die Bierconsumtion verringert, beziehungsweise der Ertrag des Aufschlags vermindert werde. Dazu mag auch noch die Scheu der Regierung vor einer jeden freien Bewegung des Volkes auf irgend einem Lebensgebiete kommen — mit der freien Taxe begibt sich die Bureaukratie eines Stücks der Vormundschaft und die bisher Bevormundeten werden mündig erklärt.

Fällt das Bierregulativ und hat der Brauer den Preis für sein Bier zu machen, so wird er letzteren mit Rücksicht auf die Kosten seines Fabricats oder auf die Concurrenz bestimmen. Allerdings ist es wahrscheinlich, daß alsdann verschiedene Biere, verschieden nach Güte und Preis gebraut werden; das ist aber freilich schon jetzt der Fall und gewiß kein Nachtheil, denn ein leichtes und billigeres Bier als das dermalige, ist namentlich für die Arbeiterbevölkerung in der Stadt und auf dem Lande zum Theil Bedürfniß, jedenfalls sehr wünschenswerth. Und was das bessere Bier anlangt, so lehrt die Erfahrung in den Ländern, wo der Bierpreis freigegeben ist, daß die Verschiedenheit der Biere nach und nach geringer wird, indem man überall nach einem gleichmäßig guten Biere strebt; das biertrinkende Publicum will vor allen Dingen gutes Bier haben, wenn dasselbe auch etwas theurer ist, als das bisherige schlechte oder mittelmäßige.

Eine weitere Folge der Freigabe des Bierpreises wird darin bestehen, daß das biertrinkende Publicum künftig die Bierpolizei selbst ausübt. Für Altbaiern, wo das Volk in allen Schichten an das Gängelband der Bureaukratie gewöhnt ist und dessen nach seinem Bildungsgrade noch mehr oder weniger bedarf, wird das aber im Anfang mit Uebelständen verknüpft sein. Indessen gibt es hier nur ein Mittel, welches hilft — das Volk muß dadurch, das es auf die eigenen Füße gestellt wird, die Selbständigkeit lernen und an die bürgerliche Freiheit gewöhnt werden. Alle Verhältnisse drängen nach Anwendung der Grundsätze der Gewerbefreiheit überhaupt; sie muß auch für die Bierfabrication eingeführt werden, wenn nicht

Baiern hinter seinen Nachbarn zurückbleiben will, welche durch das Princip der freien Bewegung rasche Fortschritte machen auf allen Gebieten der modernen Culturentwicklung. Selbst Rußland ist im Begriffe, die industrielle Freiheit einzuführen, den Gewerbebetrieb freizugeben. Wird sich etwa Baiern nicht getrauen, was Rußland für nöthig und ausführbar hält?

Die A. W. Faber'sche Bleistiftindustrie.

Von welchem wesentlichen Einfluß auf das Gedeihen der Industrie die Aufhebung aller Zunftschranken ist, und welche überraschende Resultate die Annäherung der Wissenschaft an die praktische Arbeit hervorbringt, das beweist uns die seit einigen wenigen Decennien mit Riesenschritten sich emporschwingende deutsche Industrie. — Bis vor nicht allzulanger Zeit stand dieselbe hinter der ausländischen weit zurück und Deutschland sah sich mit einer Menge ausländischer Fabricate überschwemmt, die es alle eben so gut selbst hätte erzeugen können; ja es war sogar so weit gekommen, daß das Ausland es wagen durfte, deutsche Fabricate, mit ausländischen Stempeln versehen, auf den deutschen Markt zu bringen.

Dank dem unermüdlichen Eifer und dem rastlosen Streben des größten Theils unserer Industriellen, ist es der deutschen Industrie in einem verhältnißmäßig sehr kurzem Zeitraume gelungen, der ausländischen nicht nur die Wage zu halten, nein sie sogar in einigen Artikeln zu überflügeln und ihr im eignen Lande Concurrenz zu machen. Dergleichen Artikel sind z. B. Drahtstifte, Gußstahl, Glas und besonders Bleistifte, in welchen letztern England früher einen unbestrittenen Ruf besaß.

Der unermüdlichen Thätigkeit, der Firma A. W. Faber in Stein bei Nürnberg ist es gelungen, sich von den bescheidensten Anfängen an in dem Zeitraum von etwas über hundert Jahren auf die höchste Spitze dieses Industriezweiges zu schwingen und mit seinen Fabricaten die Märkte nicht nur von England, Frankreich, Rußland, sondern der ganzen Welt zu versorgen.

Wir geben in Folgendem einen kurzen Abriß der Entwicklungsgeschichte dieser Firma, der wir einige Bemerkungen über die Entstehung des Bleistiftes vorausschicken wollen.

Dem classischen Alterthum und seiner Kunst war der Bleistift und dessen Gebrauch gänzlich unbekannt; erst im Mittelalter fing man an Blei zum Schreiben zu verwenden, doch in höchst beschränktem Maße, bloß zum Ziehen von Linien. Dieses Metall ist aber keineswegs mit dem Graphit unserer Bleistifte zu vergleichen, welche nur von der „bleiähnlichen Farbe ihrer Schrift, ihren Namen herleiten. Die ersten Spuren bleistiftartiger Zeichnungen finden sich erst in der Entwicklungsperiode der modernen Malerei vor, und werden namentlich von van Eyck und von Memlinck Compositionen erwähnt, welche mit einem bleistiftähnlichen Instrumente auf gekreidetes Papier gezeichnet erschienen, eine Art Zeichnung, die man „Zeichnungen in Silberstift" nennt. In Italien brauchte man Stifte, die aus einem Guß von Blei und Zinn bestanden, und ließ sich die Zeichnung davon mit Brotkrume wegwischen Später bediente man sich bei Zeichnungen namentlich der Feder und während der Blüthezeit der Malerei fanden die schwarze Kreide und der Röthel den ausgedehntesten Gebrauch.

Durch die Entdeckung des Graphits wurde mit einem Male dem langgehegten Wunsche nach einem guten Zeichenmaterial Rechnung getragen, und die Eröffnung der Gruben zu Borrowdale in Cumberland im Jahre 1664 lieferte das Material, welches die Veranlassung zu dem neuen Industriezweige, der Bleistiftfabrication, wurde, die mit dem Jahre 1665 in England ihren Anfang nahm. Der aus der Borrowdalegrube genommene Graphit wurde sofort in lange dünne Stückchen gesägt, welche ohne alle weitere Zuthat in Holz eingefaßt wurden. Die auf diese Weise hergestellten Bleistifte waren die besten, die je gefertigt wurden und die Zartheit und Milde des Bleies ist bis jetzt noch von keinem andern Fabricate übertroffen worden. Bis auf die neueste Zeit behauptete durch seine Qualität der in der Borrowdalegrube gebrochene Graphit die Oberhand über alle später in andern Gruben entdeckten Graphitmassen, deshalb war er auch so geschätzt und deshalb erschwerte auch die englische Regierung die Ausfuhr desselben so sehr, was sogar so weit ging, daß ihm nur in Gestalt von Bleistiften die Ausfuhr gestattet war.

Obgleich jährlich die Grube nur 6 Wochen lang der Ausbeute geöffnet war, in welcher Zeit die Ausbeute auf circa 40,000 Pfd. St. oder eine Million Francs berechnet wurde, nahm in Folge der jahrhundertlangen Ausgrabungen die Ergiebigkeit der Grube so ab, daß sie jetzt nur noch einen sich wenig zur Bleistiftfabrication eignenden Abfall liefert.

Der aus der Borrowdalegrube erbeutete Graphit wurde nach London geschickt und daselbst am ersten Montag eines jeden Monats auf dem Graphitmarkte (black lead market) im Wege der Versteigerung verkauft, wobei der Preis des englischen Pfundes auf 40 bis 50 Francs zu stehen kam. Die Kostbarkeit des Materials und namentlich das Schwächerwerden der Ausbeute und das voraussichtliche Versiegen der Borrowdalegrube, ließ die Fabrikanten auf Mittel sinnen, da die Entdeckung neuer Gruben in England bis heutigen Tages fruchtlos blieb, die vorhandenen unreinen Reste zu reinigen und nutzbar zu machen. Zu diesem Zwecke wurde der Graphit gestoßen, durch einen chemischen Prozeß von allen fremdartigen Substanzen gereinigt und dann wieder comprimirt. Dabei benutzte man als Bindemittel die verschiedenartigsten Substanzen, wie Leim, Hausenblase, Traganth, Gummi, doch wollte keines recht günstige Resultate liefern, selbst die Verschmelzung mit Schwefel und Spiesglas hatte keine erwünschten Erfolge. Erst in Frankreich, wohin gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Bleistiftfabrication verpflanzt worden, war man im Jahre 1795 so glücklich, ein Bindemittel zu finden, welches die gewünschten Resultate lieferte, und die Fabrication bedeutend erleichterte; das Bindemittel war der Thon.

In Deutschland wurde, wenn auch in sehr bescheidenem Maße, die Bleistiftmacherei schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts betrieben und finden wir die ersten Spuren davon in dem kleinen Dorfe Stein bei Nürnberg, wo bereits 1726 die Kirchenbücher bei Gelegenheit von Trauungen der „Bleistiftmacher" Erwähnung thun, doch scheint dieselbe auf der niedrigsten Stufe des Handwerks gestanden zu haben, denn man findet nirgends Spuren einer größern Werkstätte.

Bald jedoch lenkte die baierische Regierung ihre Aufmerksamkeit auf diesen Industriezweig und ertheilte 1766 einem Grafen von Kronsfeld die Erlaubniß zur Errichtung einer Bleistiftfabrik in Jettenbach. Mangel an Material, Erfahrung und Absatz ließen diese Fabrik jedoch nie die niedrigste Stufe übersteigen. Erst 1816 errichtete die baierische Regierung, mit der Absicht, sie nach vollständiger Einrichtung Privathänden zu übergeben, eine königliche Bleistiftfabrik in Obernzell, wobei sie das französische Verfahren, Thon als Bindemittel zu benutzen, einführte. Die jetzt noch berühmten Regensburger Bleistifte sind das Product dieser Fabrik. Auch in Wien entstand sehr bald ein bedeutendes Etablissement dieser Art.

Die jetzt unter der Firma A. W. Faber in Stein bei Nürnberg bestehenden großartigen Etablissements einer Bleistiftfabrik führen ihren Ursprung ebenfalls auf einen sehr bescheidenen Anfang zurück. Im Jahre 1760 hatte sich daselbst ein schlichter, aber strebsamer Mann, mit Namen Kaspar Faber, angesiedelt, und begann im darauf folgenden Jahre mit der Verfertigung von Bleistiften. Ein kleines Häuschen mit Gärtchen, an der Rednitz gelegen, war die ursprüngliche Werkstätte.

Wie bescheiden seine Verhältnisse, zeigt ein noch in der Familie aufbewahrtes gerichtliches Inventar vom Jahre 1786, das den kleinen Besitzstand der Familie getreulich aufführt und mit einem Baarvermögen von neunundfünfzig Gulden schließt.

Sehr gering und nur local war der Absatz der gefertigten Producte, welche jeden Sonnabend in einen Korb verpackt nach Nürnberg getragen, dort aber gut bezahlt wurden, was beweist, daß die Waare gut war.

Die in der damaligen Zeit wenig geregelten Verhältnisse zwischen der Production uud dem consumirenden Publicum, erschwerten den directen Vertrieb der Waare für den Fabrikanten sehr, und nöthigten ihn, sich den Händen der Kaufleute zu überliefern, die ihn in völliger Abhängigkeit erhielten und ihm nicht einmal gestatteten, die besseren Sorten seiner Waare mit seinem eigenen Namen zu bezeichnen.

Die französische Manier, den Graphit mit Thon zu verbinden, fand im Allgemeinen langsame Aufnahme, und noch viele Jahre wurde auch in dem Faber'schen Etablissement nach der alten Manier, das spanische Blei durch Schmelzen und durch Schneiden mit der Säge zu verarbeiten, gearbeitet. Erst

die zunehmende Concurrenz nöthigte die Nürnberger Kaufleute auf ihre Fabrikanten zu wirken, sich dem neuen Verfahren anzuschließen, und das Resultat war, daß beide Theile bedeutende Vortheile dadurch errangen. Leider währte diese günstige Periode nicht lange, die Concurrenz wuchs immer mehr und mehr, die Nachfrage blieb weit hinter dem Angebot zurück und für die Fabrikanten entstand die Lebensfrage, ob sie ihre Artikel besser oder billiger zu liefern im Stande seien. Eine schwierige Aufgabe, die von den Nürnberger Fabrikanten auf keine ganz günstige Weise gelöst ward.

Wie schon erwähnt, war die Fabrication vom Nürnberger Handel abhängig geworden und dieser stand nicht mehr auf seiner frühern Höhe, ihm mangelte der selbsteigene Anblick der großartigen Bewegung in der ausländischen Industrie, er lag in den Banden des Zunftwesens, und die Isolirung des Gewerbewesens, das hierdurch in seine Hände gegeben war, war der Bann, der seinen Fortschritt lange Zeit hindurch hinderte und ihn verlockte, gegen die Interessen der heimischen Industrie, und somit auch gegen seine eigenen, zu handeln. Der alte Glanz und Ruhm Nürnbergs war zu einem Minimum herabgesunken. Die frühern gediegenen, sinnreichen Artikel Nürnbergs hatten Erzeugnissen Platz gemacht, die nur den Ruhm beispielloser Billigkeit besaßen, das frühere berühmte „Nürnberger Gut" war in die höhnende Bezeichnung „Nürnberger Waare" umgewandelt worden, ja es galt in der Geschäftswelt die Annahme: in Nürnberg kann nichts Gutes gearbeitet werden.

Diese Handelsverhältnisse Nürnberg's übten natürlich auch ihre Rückwirkung auf die Bleistiftfabrication in Stein aus, und obgleich man bei derselben Verbesserungen angestrebt und durchgeführt, sich auch an Erfahrungen bereichert hatte, so war es doch gewiß immer keine Kleinigkeit für den Sohn des Gründers, Anton Wilhelm Faber, dessen Namen die Firma noch heute trägt, und seit 1810 für Georg Leonhard Faber, Vater des gegenwärtigen Besitzers, die Fabrik nicht nur in ihrem Bestehen zu behaupten, sondern auch den Grund zu legen zu den großartigen Verhältnissen, unter welchen sie gegenwärtig besteht, welche sie aber namentlich den intelligenten und rastlosen Bemühungen des gegenwärtigen Besitzers verdankt.

Johann Lothar Faber übernahm nach dem Tode seines Vaters Georg Leonhard 1839 die Fabrik. Nachdem derselbe bis zu seinem neunzehnten Jahre sich eine möglichst gründliche und allgemeine kaufmännische Ausbildung in Nürnberg zu erwerben gesucht hatte, wobei er das Studium der die väterliche Fabrik betreffenden Verhältnisse nicht aus den Augen ließ, ging er zu seiner ferneren Ausbildung nach Paris, wo sich ihm ein weiter Gesichtskreis eröffnete, und wo ihm zum ersten Male die großartigen Beziehungen lebendig entgegentraten, welche Paris mit dem In- und Auslande unterhält und die sich in ihm zu einem ungeheuren Knoten schürzen. Hier zeigte sich ihm zuerst die Blüthe einer freien, regen Industrie; er überschaute die Straßen, auf denen der Handel aus der Heimath in die Ferne hinaus zieht; er erblickte das Bild eines kolossalen Verkehrs, der kein Product seinem Augenmerk entschlüpfen läßt und in ewig bewegten Wogen zwischen Abnehmern und Anbietern hin und her strömt. Hier dachte er wehmüthig der fernen Heimath und ihrer Industrie, die sich in so engen Schranken gehalten und dem Weltmarkt entfremdet sah; hier leuchtete ihm die Möglichkeit ein, daß man die heimischen Verhältnisse ganz anders gestalten und der vaterländischen Industrie nicht nur die Ehre und den Klang ihres ehemaligen guten Namens wieder geben könne, sondern daß sie auch aus ihren engen Mauern herausgeführt, und ihr, im Wettkampf der Kraft und Intelligenz, der Weltmarkt geöffnet und eine Achtung gebietende Stellung gesichert werden könne.

Der unerwartete Tod seines Vaters beendete den dreijährigen Aufenthalt in Paris und nachdem er noch eine Reise nach London, um seine Kenntnisse durch dortige Anschauungen zu erweitern, gemacht hatte, kehrte er aus dem geräuschvollen Treiben der Welt in seine stille Heimath zurück, um daselbst alle die eingesogenen Ideen über das Wesen der Industrie zu verwerthen und zu verwirklichen. Im August 1839 übernahm er die väterliche Fabrik, deren Zustand, wie schon angedeutet, ein nicht sehr befriedigender war, denn sie beschäftigte nur noch etwa 20 Arbeiter, und ihr jährlicher Umsatz betrug etwa 12,000 fl.

Nun galt es, wollte er seiner Fabrik eine glänzende Zukunft bereiten, seine in Paris gemachten Pläne und gehegten Ideen in die

Wirklichkeit eintreten zu lassen. Dabei hatte er aber einen harten Kampf gegen verkehrte Grundsätze und einen alten Schlendrian zu bestehen; muthig begann er diesen Kampf, doch nicht in stürmischer, überstürzender Hast, nein in einem sichern und allmäligen Vorgehen. Zur Grundlage seines Handelns nahm er die Devise: „Wahrheit, Sittlichkeit, Fleiß!" —

Er war der Erste, der, wenn auch nur zunächst für die Bleistiftfabrication, die heimathliche Industrie mit den Ideen des Auslandes direct in Verbindung brachte.

Im Vertrauen auf die glückliche Erfüllung seiner Hoffnungen, rief er zu seiner Unterstützung seinen nächst jüngern Bruder Johann zu sich in's Geschäft.

Anfangs wurden nun verhältnißmäßig wenige und billige Sorten fabricirt, doch bald sah sich der neue Fabrikherr veranlaßt zu feinern Sorten mit höhern Preisen überzugehen. Besonders waren es die sogenannten Polygradesbleistifte, welche sich bald in der Künstlerwelt eines ungetheilten Beifalls erfreuten. Seine Fabricate versah er alle mit dem Namen der Firma, A. W. Faber, und emancipirte sich somit zuerst von der lächerlichen und erniedrigenden Sitte, deutsche Erzeugnisse mit französischen oder englischen Etiquetten zu versehen. Da die verbesserten Fabricate, bei natürlich erhöhten Preisen, wenig oder keine Abnahme bei den Nürnberger Kaufleuten fanden, so bereiste er selbst ganz Deutschland, Rußland, Oesterreich, Belgien, Holland, Frankreich, England, Italien und die Schweiz und knüpfte selbst in allen bedeutenden Städten directe Handelsverbindungen an, die ihn bald, bei der immer fortschreitenden Verbesserung seiner Fabricate, eine sich mehr und mehr steigernde Nachfrage verschafften. Diese gesteigerte Nachfrage hatte bedeutende Veränderungen in seiner Fabrik zur Folge. Jedes Jahr brachte neue Bauten zum Vorschein, bei denen allen die Ansicht zu Grunde gelegt wurde, daß es sich mit größerer Lust und Liebe in einem hellen, sonnigen und luftigen Raume arbeitet, als in einem dumpfen, düsteren Gewölbe. So entstanden nach und nach die gegenwärtigen umfassenden Fabrikgebäude, deren zahllose Maschinerien theils durch Wasser, theils durch Dampf getrieben werden, und die nicht bloß Arbeits- und Lagerräume in sich schließen, nein auch für das materielle Wohl der Arbeiter und ihrer Familien ist gesorgt, indem man darauf bedacht gewesen ist, für dieselben eine Menge billiger und dem Zweck entsprechender Wohnungen herzustellen.

Den sichersten Beweis für die Vorzüglichkeit der Faber'schen Bleistifte geben die Aussprüche von Männern, welche bei ihrer Berufsarbeit gezwungen sind, die höchsten Anforderungen an dieses Instrument zu stellen; die gesammte Künstlerwelt, Architekten und Ingenieure haben längst den A. W. Faber'schen Bleistift für den besten Zeichenstift erklärt. Die größten Maler der Neuzeit, wie Cornelius, Kaulbach, Bendemann, Lessing, Horace Vernet, haben sich in diesem Sinne ausgesprochen. Auf allen Landes- und Weltindustrieausstellungen trugen die Faber'schen Stifte über ihre Concurrenten den Sieg davon.

Die Anerkennung und Anwendung, welche die Faber'schen Stifte in Amerika fanden, veranlaßten ihren Erzeuger, in Erwägung, daß die Bleistiftfabrikanten daselbst noch keinen festen Fuß gefaßt hatten, 1849 ein Haus in New-York zu gründen, dessen Leitung er seinem jüngsten Bruder Eberhard, nachdem derselbe seine Rechtsstudien in Berlin und Erlangen beendigt und sich in Stein die nöthige merkantilische Ausbildung angeeignet hatte, übertrug. Somit war der kühne Gedanke des Jünglings, eine Weltindustrie zu schaffen, verwirklicht, denn da auch England, Frankreich, Rußland, Italien, der Orient längst dem Faber'schen Product geöffnet waren, und durch eine Agentur in London auch Indien und Australien zugezogen wurden, so war durch den Zutritt des amerikanischen Continents der Gürtel um den ganzen Erdball geschlossen.

Bei all dieser großartigen Entfaltung der Fabrik nach Außen, vergaß der Besitzer doch nicht, im Innern derselben für das sittliche und materielle Wohl seiner Arbeiter zu sorgen und daran gewöhnt sie als Menschen, als seine Mitmenschen, zu betrachten, ließ er in ihrem Interesse Fabrikstatuten verfassen, die die Pflichten und Rechte jedes Einzelnen genau regelten, und namentlich das moralische Wohlverhalten des Arbeiters betrafen. Durch sie wurde tüchtigen und älteren Arbeitern unter bestimmten Verhältnissen eine Lohnerhöhung zugesichert, der Sinn für Sparsamkeit durch Einrichtung einer Sparcasse in ihnen erweckt und für Krankheits- und Sterbefälle ein eigener Fond gestiftet. Die Anle-

gung einer Bibliothek verschafft dem Arbeiter Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern; für die kleinen Kinder ist durch Errichtung einer Kleinkinderbewahranstalt gesorgt und zur Beförderung des Schulwesens unterstützte er aus eigenen Mitteln den Bau eines neuen Schulhauses. Durch Gesangvereine, sommerliche Vergnügungen und dergleichen wußte er das gesellige Leben des Arbeiters zu veredeln. Auch für das Seelenheil derselben trug der Fabrikherr die nöthige Sorge und ließ, da er auf anderm Wege nicht zum Ziele gelangen konnte, aus eigenen Mitteln eine schmucke Kirche bauen und errichtete eine eigene Pfarrei.

Bei allem Gedeihen der Fabrik blieben natürlich ihrem Besitzer harte Kämpfe und trübe Erfahrungen nicht erspart; besonders waren es mehrfache Fälschungen, welche von anderen Producenten mit dem Fabrikzeichen gemacht wurden, namentlich war es eine Fabrik Robinstein in Moskau, welche längere Zeit die Faber'schen Fabrikzeichen und Etiquetten für ihre Fabrikate verwendete, bis durch die eigene Verwendung des König Max, von Seiten der russischen Regierung diesem Unwesen ernstlich gesteuert wurde. Auch in New-York, in Hessen und selbst in Nürnberg kamen dergleichen Fälschungen vor, doch wurden sie nach und nach alle glücklich beseitigt.

Das Hauptbestreben Faber's war vor allem nicht nur die Cumberlandstifte zu erreichen, sondern sie noch zu übertreffen, und dies ist ihm nach Ausspruch aller Sachverständigen vollkommen gelungen, namentlich in den feinen Sorten, die sich durch ihre gleichbleibenden Härtegrade, durch ihre größere Festigkeit und Haltbarkeit, so wie durch die größere Reinheit des Bleies gegen jene auszeichnen. Ueberdies besitzen sie einen solchen Grad von Milde und Zartheit, mit der sich das Blei auf dem Papier aufträgt, daß sie auch in dieser Beziehung jeden Vergleich mit den besten Cumberlandstiften aushalten. Auch in Bezug der äußeren Formen wurden in neuester Zeit eine Menge Verbesserungen vorgenommen, welche namentlich den sogenannten Künstlerstiften eine allgemeine Anerkennung verschafften.

Allen diesen Bestrebungen zur Vervollkommnung würden aber bald, durch das immer weniger werden der vorhandenen Graphitmassen, unübersteigliche Hindernisse entgegen getreten sein, wäre nicht gegen Ende der vierziger Jahre die unerwartete und erfreuliche Nachricht eingetroffen, daß es dem rastlosen Streben eines russischen Negocianten, mit Namen Johann Peter Alibert, von Tebasthus in Sibirien, gelungen sei, in der Nähe von Irkutsk, nahe der Grenze von China, ein primitives Graphitlager zu entdecken, dessen Producte, nach der Analyse der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, denen der Grube von Borrowdale vollkommen gleichkommen.

Alibert setzte sich mit Faber, als dem größten Bleistiftfabrikanten der Neuzeit, in Verbindung und bot ihm einen Vertrag an, nach welchem er seinen Graphit zur Fabrikation von Bleistiften nur an ihn allein abgeben würde. Nach reiflicher und genauer Prüfung der ganzen Sachverhältnisse und nach wiederholten chemischen Untersuchungen, die Beiden die gewünschten Resultate lieferten, ging die Fabersche Fabrik auf das Anerbieten ein und nachdem sie ihre Vorbereitungen dazu bereits getroffen hatte, verarbeitet sie seit dem Jahre 1856 nur noch den sibirischen Graphit. Die Resultate mit dem neuen Material übertrafen alle gehegten Erwartungen, denn bei der künstlichen Verarbeitung wurde ein Höhegrad von Gleichmäßigkeit, Reinheit und unveränderlicher Härte erreicht, wie er nie zuvor, selbst bei den besten Cumberlandstiften nicht zu finden war. Nach mehrjährigen Versuchen mit dem neuen Material betrat die Fabrik mit ihren neuen Erzeugnissen den Weltmarkt und schlug damit die englische Bleistiftindustrie vollkommen.

In der neuesten Zeit tauchen Gerüchte von Entdeckung neuer Graphitlager auf den australischen Inseln auf, doch fehlen noch die nähern Bestätigungen, und sollten diese sich auch bewahrheiten und den Engländern zu Nutze kommen, so wird die Faber'sche Fabrik, bei ihren gegenwärtigen Verhältnissen, leicht jeder neuen Concurrenz entgegen treten können, sie, die in weit ungünstigeren Lagen die gefährlichste Concurrenz bekämpfte und glücklich besiegte.

Im Jahre 1861 feierte die Fabrik das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens. Die dabei stattfindenden Feierlichkeiten bildeten einen Glanzpunkt in der Geschichte der Fabrik. Namentlich wurden von allen Seiten dem gegenwärtigen Besitzer, Johann

Lothar Faber, in Berücksichtigung seiner außerordentlichen Verdienste, die er sich durch sein zur Nacheiferung anregendes Beispiel um die gesammte Industrie erworben, die anerkennendsten Beweise zu Theil. Von seinem König Max, der ihn schon früher mit dem St. Michaelsorden decorirt, erhielt er ein eigenhändiges, in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßtes Beglückwünschungsschreiben, dem in neuester Zeit die Erhebung in den Adelstand folgte. Möge er der Stammvater einer zweiten Fugger'schen Familie werden. —

Es erübrigt uns nur noch eine gedrängte Schilderung der verschiedenen Manipulationen zu geben, welche bei der Fabrikation des Bleistiftes vorgenommen werden. Nachdem zuerst der Graphit und Thon gehörig geschlemmt und in großen Pfannen getrocknet worden, werden sie beide nach den erforderlichen Verhältnissen gemischt, und sodann in nassem Zustande gemahlen, worauf die Masse abermals in eigens dazu bestimmten Oefen getrocknet wird. Diese trockne Masse wird nun von Arbeitern mit Hilfe von Wasser zu einem fügsamen Teig getrocknet, der mittelst einer Presse durch Cylinder gedrückt wird, die an ihrem Boden eine kleine Oeffnung von der Stärke des verlangten Bleies haben. Der unter der Presse sich ringförmig zusammenlegende Bleifaden, wird nun auf Brettern grade gelegt und an einem mäßig warmen Orte getrocknet. Bevor er aber vollständig trocken, wird der Bleifaden in Stäbchen von der Länge der zu verfertigenden Bleistifte geschnitten, worauf diese Stäbchen, nachdem sie vollständig ausgetrocknet, in eigens dazu construirten Oefen ausgeglüht werden. Zu der nöthigen Umhüllung des Bleies werden große Blöcke der Floridaceder durch eine Gattersäge in Stücke von der Länge der Bleistifte zerschnitten, welche sodann durch kleine Circularsägen in Brettchen umgewandelt werden, die man auf der einen Seite vermittelst einer Hobelmaschine glatt hobelt. Mittelst einer Nuthmaschine und kleinerer Circularsägen werden nun aus diesen Brettchen die Nuthen und Deckel geschnitten. Hierauf werden die Bleistäbchen in das Holz eingeleimt, die Bleistifte geordnet und unter eine Presse gebracht, um die aufgeleimten Deckel gehörig zu befestigen. Die so weit fertigen Bleistifte sind alle viereckig, werden aber nun durch Hobelmaschinen in die verlangten Formen gebracht, in runde, sechseckige, viereckige, dreieckige und ovale. Nunmehr gehen die soweit fertigen Bleistifte aus den Händen der Männer in die von Mädchen über, welche dieselben mit Farben poliren, den Fabrikstempel daraufpressen, sie zu Dutzenden zusammenpacken, und mit den betreffenden Etiquetten versehen. Von hieraus dem merkantilen Theil des Etablissements übergeben, beginnen sie ihre Wanderung durch die weite Welt, ein nothwendiges Bedürfniß für den Geschäftsmann jeder Art, ein willkommenes Vergnügungsmittel für Alt und Jung.

Der Musterschutz.

Weit schwieriger als die Frage der Patentgesetze und in der praktischen Durchführung gar nicht ausführbar, wenigstens nicht ohne peinigende Belästigung der fabricativen Thätigkeit, ist der Musterschutz. Die Patentirung der Muster ist für den, der zu den Vertheidigern des Patentwesens gehört — wir unsererseits verwerfen alles Patentwesen als unnütz und verkehrsbelästigend — nur eine zugespitzte Consequenz der Erfindungspatente und wie schon in der Logik die äußersten Consequenzen zum Lächerlichen führen, so überzeugt sich jede Mustergesetzgebung sehr bald, daß der für irgend ein Muster häufig unbedeutendster Natur, für ein Muster, welches aus der Combination einer Anzahl Linien oder Farben besteht, in Anspruch genommene rechtliche Schutz zuletzt ein illusorischer ist. Wollte man folgerichtig weiter gehen, so könnte wirklich schließlich jeder Staatsangehörige in seinem Geschäftsbetriebe für irgend eine Verfahrungsweise, die bestimmte Formen annimmt, so zum Beispiel jeder Baumeister für neue Ornamentenmuster, der Tischler, Töpfer, Maurer, Parquetfußbodenfabrikant, Maler, Tapezirer, Gärtner u. s. w., kurz schließlich die ganzen Tausende und Abertausende von Handwerkern sich Musterpatente lösen und es wäre zuletzt, um mit Worten der Times zu reden, kein Mensch mehr vor den überall liegenden Fußangeln sicher, kein Mensch mehr ohne die Gefahr, überall und stündlich in Processe verwickelt zu werden durch Einen, der mit der Behauptung auftritt, daß er diese Formencombination schon eher gemacht und sich patentiren lassen habe.

Es wird von uns leicht erkannt, daß aus

der Unredlichkeit der Fabrikanten ein großer Uebelstand entsteht, weil ein neues Muster in allen der Mode unterworfenen Marktwaaren beziehentlich dessen Alleinbesitz allerdings von großer Wichtigkeit ist, es walten hier aber auch ganz besondere Umstände, die eben aus der herrschenden und zwar sehr dictatorisch herrschenden Mode entspringen, deren Gebiet um so enger ist, als sie von einem Platz aus dirigirt wird — von Paris. — Zunächst haben nun die Industriellen, die sich die vollen Consequenzen des Musterschutzes für die Allgemeinheit, namentlich die großen Hemmnisse und Plackereien für die Industrie nicht klar machten oder auch gleichgiltig sein ließen, die Regierungen um Musterschutzgesetze bestürmt und sind einzelne Regierungen auch, natürlich in bester Absicht, darauf eingegangen.

Es gibt gegenwärtig Musterschutzgesetze in Frankreich, England, Nordamerika, Belgien, während in den Niederlanden, der Schweiz, Italien, Spanien, Portugal und im Zollverein keine derartigen Gesetze bestehen.

Die französische Gesetzgebung über den Musterschutz beruht in der Hauptsache auf dem Gesetze vom 18. März 1806, welches das Gesetz vom 19. Juli 1793 (Eigenthumsrecht der Schriftsteller, Componisten, Maler und Zeichner) ergänzte und auf den neuern Bestimmungen vom 19. Februar 1810 und vom 29. August 1825. Das Gesetz geht von dem Grundsatze aus, daß das Muster Eigenthum des ersten Erfinders sei und erstreckt seinen Schutz auf alle Arten der Industrie in ihrer Anwendung auf gewebte und bedruckte Stoffe, auf Papier, Porcellan, Glas, Thon, Holz, Bronce u. s. w. Ursprünglich war es nur für den Bezirk des zu Lyon niedergesetzten Conseil des prud'hommes bestimmt, im Jahre 1810 wurden im Strafgesetzbuche in den Artikeln 425, 426, 427 und 429 die auf Nachahmung angedrohten Strafen festgesetzt, und als sich später viele Fabrikanten beschwerten, daß sie nicht in dem Bezirk eines Conseil des prud'hommes wohnten, ward das Gesetz 1825 auf das ganze Land ausgedehnt. Nach dem Gesetze ist jeder Fabrikant, welcher das Eigenthumsrecht für ein Muster in Anspruch nehmen will, verpflichtet, eine Probe desselben, wenn irgend möglich, ausgeführt oder mindestens in möglichst guter Nachbildung, mit seiner Unterschrift und versiegelt in den Archiven des Conseil des prud'hommes niederzulegen. Der Fabrikant erklärt zugleich, ob er das ausschließliche Eigenthumsrecht während eines Jahres, während drei oder fünf Jahren, oder für ewige Zeiten in Anspruch nehmen wolle, und hat dafür nur an den Protocollanten eine sehr niedrige Gebühr zu zahlen. Das Packet wird mit dem Siegel des Conseil des prud'hommes versehen, außerdem mit dem Datum der Einregistrirung und einer Nummer bezeichnet, welche dem Erfinder auf der Bescheinigung (Quittung) bemerkt wird und bleibt dann bis zum Ablauf der geforderten Frist in dem Archiv der Behörde aufbewahrt. Das Muster darf während dieser Zeit auf keine Weise und durch keine Industrie ebensowenig durch Veränderungen in Form und Größe nachgeahmt werden. Entsteht ein Streit zwischen zwei oder mehreren Fabrikanten über das Eigenthumsrecht eines Musters, so öffnet das Conseil des prud'hommes das oder die niedergelegten Packete und entscheidet zu Gunsten desjenigen, welcher auf seiner Bescheinigung das älteste Datum aufzuweisen hat. Dem Conseil des prud'hommes steht eine weitere Entscheidung oder eine Strafe nicht zu, vielmehr bleibt es dem Verletzten überlassen, seine Entschädigungsansprüche bei den Justizbehörden einzubringen, und erst diese können bei streitigen Fällen, welche größere Sachkenntniß erfordern, das Gutachten der prud'hommes einholen. Läßt sich eine wissentliche Uebertretung des Musterschutzgesetzes nachweisen — ein Fall, der in der Praxis dem Verletzten nur sehr selten gelingt — so sind außer der Confiscation der Waaren und selbst bei ganz verschiedenem Rohmaterial ziemlich hohe Geldstrafen und die Entziehung gewisser Ehrenrechte, zum Beispiel der Mitgliedschaft im Conseil des prud'hommes gesetzt. Man würde übrigens irren, wenn man annehmen wollte, daß Frankreich die Herrschaft, welche es gegenwärtig mit seinen Modemustern auf dem Weltmarkte behauptet, dem Musterschutzgesetze verdankte. Seit etwa 300 Jahren übt der französische Geschmack diesen Einfluß aus, während das Gesetz noch nicht 50 Jahre besteht. Wir kommen auf die französische Weltherrschaft in Modesachen weiter unten zurück.

Das belgische Musterschutzgesetz ist dem französischen ganz und gar nachgebildet, doch hat man irgend welchen Einfluß auf die Originalität der Muster wie auf eine Veredelung des Geschmacks dort noch nicht bemerken können. Wenn die belgische Industrie in ästhetischer Beziehung irgend welche Fortschritte gemacht haben sollte, so sind die artistischen Handwerkerschulen auf alle Fälle von größerm Nutzen gewesen, als das Gesetz, von dem man in Belgien nur selten Gebrauch macht.

Die englische Gesetzgebung unterscheidet sich principiell dadurch von der französischen, daß sich der Schutz eines und desselben Musters

nicht auf alle Rohstoffe erstreckt, bei welchen es überhaupt anwendbar gewesen wäre. Nachdem die englischen Waaren angefangen hatten, auf ausländischen Märkten mit der dort einheimischen Industrie zu concurriren, mußten die Fabrikanten Großbritanniens bald die Bemerkung machen, daß ihre Erzeugnisse in Bezug auf die Gefälligkeit für das Auge wie in der gesammten Befriedigung der ästhetischen Geschmacksforderungen nicht nur den französischen, sondern häufig auch den deutschen Producten nachstanden und ganz wie es jetzt in Deutschland der Fall ist, glaubte man auch in England zur Heranbildung des Geschmacks und zur Aufmunterung für die Fabrikanten für den Musterschutz nicht genug thun zu können. In der kurzen Zeit von acht Jahren vom 1. September 1842 bis 14. August 1850 wurden allein drei Gesetze erlassen, deren wesentlichste Bestimmungen auf folgende Punkte hinauslaufen.

Das englische Gesetz unterscheidet zwei Arten von Mustern: Ornamentszeichnungen und Nützlichkeitsmuster. Unter den erstern versteht man Zeichnungen, welche auf der Oberfläche eines Stoffes, zum Beispiel bei Zeugen, gemalten Papieren u. s. w. oder an der Form selbst, zum Beispiel bei Porcellanvasen, Glas- und Thonwaaren u. s. w. gebraucht werden. Bei den Nützlichkeitsmustern ist weniger die ästhetische Form, sondern die praktische Wichtigkeit der Gestalt die Hauptsache, zum Beispiel bei Stahlfedern, Maschinen, Kesseln u. s. w. und nähern sich derartige Muster in hohem Grade den eigentlichen Patenten. Wer sich den Alleinbesitz eines Musters erkaufen will, hat bei dem Mustereinbringungsoffice zwei gleichlautende Beschreibungen nebst Zeichnungen des betreffenden Gegenstandes mit seinem Namen und seiner Adresse einzureichen. Das eine Exemplar bleibt auf dem Bureau zurück, das andere wird dem Petenten mit einer Bescheinigung der Eintragung zurückgegeben. Gleichzeitig wird ein besonderes Zeichen gewählt, mit welchem der Erfinder sein Fabricat bei Verlust des Eigenthumsrechtes zu versehen hat. Das Certificat für ein Ornamentationsmuster kostet von 5 Sch. bis 4 Pfd. St. 10 Sch., ein Nützlichkeitsmuster 10 Pfd. St. Die Dauer des Schutzes ist für ein Ornamentationsmuster je nach den Rohstoffen von ³/₄ bis 3 Jahr festgesetzt; für Nützlichkeitsmuster beträgt sie in der Regel 3 Jahr, doch kann von dem Handelsrathe eine Verlängerung bewilligt werden. Die Nachahmung eines eingetragenen Musters wird für jeden Fall mit 5 bis 30 Pfd. St. bestraft. — Wir bezweifeln, daß die englische Regierung mit diesem Gesetze, das von Härten nicht freizusprechen ist, ihren Zweck erreicht hat. Wenn die englischen Waaren in der ganzen Welt willige Käufer finden, so geschieht es weniger, weil sie mit der Eleganz eine für das Auge gefällige Form verbinden, sondern weil sie meist nach Güte und Qualität ausgezeichnet geliefert werden und der letztere Vorzug läßt uns gern jenen Mangel übersehen. Durch die ausländische Concurrenz gedrängt, namentlich auch durch die erste große Weltausstellung von dem Mangel an guten Geschmack überzeugt, hat die englische Industrie in den letzten 10 bis 12 Jahren große Anstrengungen gemacht und schon die letzte Londoner Ausstellung hat bewiesen, daß die englische Fabrication ganz entschiedene Fortschritte in der edlern Formen- und Farbencombination gemacht hat.

Auch in den Vereinigten Staaten ist die Industrie durch ein sehr strenges Gesetz geschützt. Jede Nachahmung eines patentirten Musters, das in der Regel volle sieben Jahre Eigenthum des Erfinders bleibt, wird mit 100 Dollar und darüber bestraft.

Oesterreich ist den übrigen deutschen Staaten mit einem Musterschutzgesetz vorangegangen. Dieses Gesetz „Ueber den Schutz von Mustern und Modellen für Industrieerzeugnisse," das nach dem Reichsgesetzblatt für das Kaiserthum Oesterreich von 1858 S. 708 ff. mittelst kaiserlichen Patents vom 7. December desselben Jahres publicirt ist und mit dem 1. März 1859 in Wirksamkeit trat, bestimmt Folgendes: Unter Muster und Modell wird jedes auf die Form eines Industrieerzeugnisses Bezügliche zur Uebertragung auf ein solches geeignete Vorbild verstanden. Was im Gesetz von Mustern gesagt ist, gilt immer auch von Modellen. Derjenige, welcher ein Muster entweder selbst oder durch einen Andern für eigene Rechnung ursprünglich zu Stande gebracht hat, ist für die im Gesetz bestimmte Zeit allein berechtigt, dasselbe auf Industrieerzeugnisse anzuwenden. Er kann dieses Recht auch ganz oder theilweise auf Andere übertragen. Auf Muster, die Jemand widerrechtlich an sich gebracht hat, oder welche bloß in Nachbildungen von selbständigen Werken der Kunst bestehen, wird ein ausschließliches Recht nicht anerkannt. Das ausschließliche Benutzungsrecht dauert ohne Unterschied des Musters drei Jahre vom Zeitpunkte der Registrirung desselben.

Wer sich das ausschließliche Recht auf die Benutzung eines Musters sichern will, muß dasselbe offen oder versiegelt in der Canzlei der Handels- und Gewerbekammer seines Bezirks niederlegen. Dasselbe wird in das Musterregister eingetragen und über die Hinterlegung ein Protocoll aufgenommen. Für

die Registrirung sind 10 Gulden zu erlegen. Derjenige, auf dessen Namen ein Muster eingetragen wurde, wird so lange als der wirkliche Eigenthümer des Musters angesehen, bis das Gegentheil erwiesen ist. Innerhalb eines Jahres nach der Hinterlegung muß der Schutzberechtigte das Muster im Inlande auf Industrieerzeugnisse anwenden und die letztern in Verkehr bringen.

Die erfolgte Registrirung eines Musters ist nichtig und ohne Wirkung, wenn einer der nachstehenden Umstände bewiesen wird:

1. Daß schon vor dem Zeitpunkte der Hinterlegung nach dem hinterlegten Muster verfertigte Industrieerzeugnisse im Inlande oder Auslande im Verkehr waren.

2. Daß schon früher das Muster in einem veröffentlichten Druckwerke erschienen ist.

3. Daß dasselbe schon früher auf den Namen eines Andern im Auslande registrirt worden ist.

4. Daß der Hinterleger das Muster widerrechtlich an sich gebracht hat.

Das Recht des ausschließlichen Gebrauches eines Musters erlischt:

1. Wenn der Hinterleger das geschützte Muster binnen einem Jahre nach der Hinterlegung im Umfange des österreichischen Reichsgebiets nicht benutzt.

2. Wenn der Hinterleger nach dem Muster im Auslande verfertigte Waaren in das österreichische Reichsgebiet einführt.

Jeder Eingriff in das Musterrecht, sei es durch unbefugte Uebertragung oder Nachbildung eines geschützten Musters, sei es durch den Verkauf der hiernach verfertigten Waaren, begründet für den Verletzten das Recht, auf die Einstellung der ferneren Anwendung des Musters und des ferneren Verkaufs der betreffenden Waare zu dringen. Auch kann er verlangen, daß die zur Nachbildung ausschließlich oder vorzugsweise dienlichen Werkzeuge und Hilfsmittel für diesen Zweck unbrauchbar gemacht werden. Ansprüche des Verletzten auf Ersatz des durch den Eingriff in sein Musterrecht erlittenen Schadens sind nach dem bürgerlichen Gesetzbuche zu beurtheilen. Eine Nachbildung hört deshalb nicht auf, eine verbotene zu sein, weil bloß die Dimensionen oder die Farben des Musters verändert werden. Ist der Eingriff wissentlich begangen worden, so ist gegen den Schuldigen außer der nach dem allgemeinen Strafgesetz eingetretenen Bestrafung eine Geldbuße von 25 bis 500 Gulden zu verhängen. Bei einem Rückfalle kann die Strafe verdoppelt werden, und begeht der Schuldige eine dritte Nachahmung eines Musters, so soll er nicht blos mit Geld-, sondern auch mit Gefängniß bis zu drei Monaten bestraft werden.

Im Zollvereine schreit man lange schon wie „aus tiefer Noth“ zu den Einzelregierungen, wie zu dem hohen Bundestage um gesetzliche Regelung des Musterschutzes. Diese Agitation wurde namentlich wieder wachgerufen, seitdem die Patentfrage in den Vordergrund trat und eine Anzahl Regierungen am Bunde eine Commission zusammensetzten behufs der Berathung eines Entwurfes eines allgemeinen deutschen Patentgesetzes. Man wünschte dasselbe Recht des geistigen Eigenthums, welches bei den Patenten gilt, auch auf die Fabrikmuster übertragen und ausgedehnt zu sehen. Eben weil ein solches Schutzgesetz nicht vorhanden sei, daher komme der Uebelstand, daß Deutschland so gut wie gar keine neuen Muster erfinde, indem sich die Concurrenten in der betreffenden Branche vor Beginn der Saison entweder unredlicher Weise durch Bestechung der Fabrikarbeiter die Muster zu verschaffen wüßten oder gleich bei der ersten Versendung die Waaren bezögen und die neuen Muster sofort nachahmten d. h. stahlen, sodaß die Kosten, mittelst welchen dieselben hergestellt seien, (Ausgaben für das Muster selbst, für Formen, Stempel, Abdrücke) umsonst gemacht würden. Es sei daher im Zollvereine der Musterdiebstahl ohne jede Behinderung, während eben in Frankreich und England gesetzlicher Schutz bestehe und dadurch derjenige Fabrikant, welcher mit Novitäten auf den Markt komme, im Alleinbesitz derselben geschützt, den Gewinn davon als Prämie ziehe, indem er die neuen Muster zu hohen Preisen verwerthe, während die deutschen Industriellen nur das Nachtreten hätten. In dem mit Oesterreich abgeschlossenen Zoll- und Handelsvertrage vom 9. Februar 1853 seien übereinstimmende Maßregeln in Betreff ausschließender Benutzungsrechte auf Muster in Aussicht gestellt worden, aber es lasse die Erfüllung noch heutzutage auf sich warten. Man dürfe jedoch die Erfüllung dieser Zusage jetzt um so mehr hoffen, da Oesterreich mit Erlassung eines Musterschutzgesetzes bereits vorangegangen sei. Wünsche man daß die deutsche Industrie allmälig selbständig arbeite und sich zur Originalität in den Mustern durchringe, so sei zu dieser nationalen Emancipation auf fabricativen Gebiete vor allem ein Gesetz nöthig.

Da wir nun auf dem Gebiete des Patentwesens mit nicht weniger als 27 Patentgesetzgebungen im Zollvereine gesegnet sind und hieraus für den Patentsucher die in sehr bedeutende Geldkosten ausschlagende, furchtbare Last entspringt, bei allen 27 Regierungen das Patent für seine Erfindung nachzusuchen, wenn er auf dem Zollvereinsgebiete

geschützt sein will, d. h. wenn er sich nicht der Lage aussetzen will, daß alsbald nach dem Auftreten seiner Erfindung Fabricate der patentirten Art über die Grenze hereingebracht werden sollen, so hätte auch der Musterschutz nur dann Sinn und Wirkung, wenn entweder auch hier eben so viele Musterschutzgesetze wären als wir Einzelregierungen zu haben so glücklich sind, was kaum ein Vernünftiger wünschen wird, oder wenn ein allgemeines deutsches Musterschutzgesetz zu Stande und allgemeiner Wirksamkeit käme. In den Zollvereinsconferenzen ist denn auch dieser Gegenstand mehrfach berathen worden, bei der Münchener fanden vielfache Erörterungen darüber statt und wurde derselbe auch auf Grund eines von dem handelspolitischen Ausschusse abgegebenen Gutachtens in der Bundestagssitzung vom 7. November 1851 zur Sprache gebracht.

In Preußen haben sich die Handelskammern in der Frage mehrfach geregt, auch dem Abgeordnetenhause wurde eine Petition um ein Musterschutzgesetz überreicht und später ist von einem Abgeordneten ein Gesetzentwurf vorgelegt worden.

Es setzt dieser Entwurf für die „Patentirung" (wir haben noch keinen specifischen Ausdruck) jedes Musters 10 Thaler jährlich fest, „damit durch diese hohe Taxe dem Andrange unbedeutender Gegenstände eine Schranke gesetzt werde." Der Entwurf will nur werthvollere Erzeugnisse patentirt wissen, sodaß demnach schon der kleinere Fabrikant, oder Fabriken weniger werthvoller Waaren, die häufig einen weit größeren Markt und einen sehr großen Umsatz haben, der Musterschutz gar nicht zugänglich sein soll. Und diejenigen Fabriken, welche dessen theilhaftig werden sollen, kämen zu einer ganz respectabeln Steuer, da ja häufig in größeren Etablissements sich hunderte Originalmuster vorfinden, was also gelegentlich eine Jahrausgabe von 1000 Thaler resp. mehreren Tausenden ausmachen könnte. Wir glauben die meisten Etablissements würden für einen so theuern Schutz danken und lieber den bisherigen Freibeuterzustand forterhalten wollen.

Auch haben die Erfahrungen beim Patentwesen in England bewiesen, daß hohe Taxen dem Andrange der unbedeutenden Muster und Erfindungen durchaus nicht Einhalt thun. Der englische Gesetzgeber hatte ganz dieselbe Absicht bei der Feststellung der Taxe, wie der oben erwähnte Entwurf. Sie ist bekanntlich ganz unbillig hoch. Die englische Presse aber sagt, daß allerdings selbst läppische Erfindungen trotz der hohen Abgabe um Patentirung nachsuchen. Mit dem Musterschutz kommt es allmälig, ja noch weit eher dahin, daß jeder Industrielle ängstlich die ganzen Musterarchive erst durchsehen lassen möchte, ehe er sein eigenes neues Muster als wirklich neu ansehen und sicher an den Markt bringen darf.

Und wie will ein Gesetz im Voraus alle diejenigen Fälle genau präcisiren oder eine allgemeine Formel finden, ohne daß daraus wirkliche Härten entstehen, wie solche bei allen bestehenden Musterschutzgesetzen vorkommen, das so oft gerühmte französische nicht ausgenommen.

Wenn wir in Deutschland erst in manchen Branchen angefangen haben, selbständig Muster zu fabriciren, so liegt dies in letzter Instanz mit in unserer politischen Zerrissenheit. Wird Deutschland über kurz oder lang als ein einheitliches Reich auftreten, werden seine Söhne Ursache haben, auf dieses gebietend dastehende Vaterland stolz zu sein, so wird auch allmälig die jahrhundertlange Nachäfferei der französischen Moden aufhören. Jetzt ist Paris noch die Weltstadt, der Sammelpunkt der eleganten Welt Europa's, die Hauptstadt eines großen mächtigen Reiches, die schönste Stadt des Continents und eines Volkes, welches ohne Zweifel von Natur schon mit einem feinen Geschmacks- und Formensinn begabt ist. Wer von der Formengewandtheit sich überzeugen will, der nehme nur ein Mal französische Zeichnungen des leichten Genres her und halte sie gegen englische und deutsche auf demselben Gebiete. Dieser Vorzug der Franzosen ist also ein nationaler und deshalb wird er ihnen bleiben, wenn auch die Mode nicht mehr ausschließlich von der Seinestadt aus so dictatorisch wie bisher dictirt werden wird. Daß es uns Deutschen nicht an Geschmack und Erfindungsgabe fehlt, zeigt außer dem weiter unten folgenden englischen Urtheile auch u. A. die Thatsache, daß Musterzeichner aus Großschönau, dem berühmten Damastfabricationsorte der Oberlausitz, mehrfach nach Paris engagirt worden sind.

Paris ist ein lebendes Kaleidoskop und die fortwährende bunte Strömung wechselnder Lebensbilder und Gestalten gibt natürlich der mitten in dieser Strömung lebenden Künstlerphantasie der Dessinateure eine nie versiegende reiche Nahrungsquelle und lebhafte Anregung.

Alles dies zusammengehalten kann uns nicht Wunder nehmen, warum die Pariser Mode herrscht und in ihren Einzelnmustern auch wirklich höchst Geschmackvolles leistet und noch lange ihre Präponderanz ausüben wird.

Die französische Regierung hat außerdem das große Verdienst, für Heranbildung tüchtiger Musterzeichner durch Dessinateurschulen im Interesse ihrer Industrie viel gethan zu haben.

In Deutschland ist auf diesem Gebiete noch äußerst wenig geschehen.

Im Uebrigen aber hat die letzte Londoner Industrieausstellung bezüglich der Vervollkommnung des deutschen Geschmacks sehr schöne Zeugnisse geliefert, während die französische Luxusindustrie jenen glänzenden Triumph, den sie im Jahre 1851 errang, dies Mal nicht mehr feierte. Die englische und deutsche Industrie war ihr dies Mal entschieden überlegen. Ein englischer Bericht darüber sagt:

„Was ist die Ursache, warum die französische Luxusindustrie gegen die englische und deutsche zurückgegangen ist? Es ist dies vor Allem die überspannte, seit zehn Jahren übersättigte, blasirte Parvenügesellschaft. In solchen extravaganten Anforderungen ging der kaiserliche Hof voran, ganz Frankreich folgte in echt französischer Weise natürlich ihm nach. Die maßlosen Ansprüche eines verschwenderischen Luxus forderten zum fortwährenden Wechsel heraus, die Erfindungsgabe erschöpfte sich endlich, der feine edlere Geschmack verschwindet mehr und mehr, die Zeiten der Pompadour sind wieder im besten offenen Anzuge. Der monströse Reifrock ist ein Vorläufer, es ist ein Ausdruck des Geschmacks am Barocken.“

Nach den oben ausgeführten Gründen wird also Deutschland namentlich auf dem Gebiete der Webwaarenindustrie, sowie in sehr vielen Gegenständen der Zimmerutensilien, Möbel, Gardinen ꝛc. sowie der feinern Luxusgegenstände überhaupt noch lange auf Nachahmung angewiesen sein.

Es haben bei uns einzelne Etablissements französische Musterzeichner engagirt, aber meist die Erfahrung gemacht, daß sie, wenn sie längere Zeit in einem kleinern Orte, wohl gar auf einen entlegenen Dorfe beschäftigt gewesen sind, förmlich auf den Sand laufen und vertrocknen, da ihre Phantasie der bunten Gestalten eines rauschenden Wechsels im Leben großer Städte bedarf und hier entbehrt.

Wir nannten schon oben den Musterschutz illusorisch. Besteht in einem Lande der gesetzliche Schutz, so ist für den Concurrenten nichts leichter als ein Muster trotz der Strafbestimmungen des Gesetzes ungestraft nachzumachen, indem er einfach einige Linien ab- oder zusetzt, oder in der Längen- oder Breitendimension Aenderungen vornimmt oder einige Schattirungen anbringt oder den Untergrund modificirt — kurz, auf vielfache Weise kann mit leichter Mühe das ganze Gesetz umgangen werden und Kosten, Mühe der Anschaffung und Patentirung sammt allen dazu erforderlichen Ausgaben, Formalitäten und Zeitaufwand sind umsonst gewesen.

Das Gesetz ist trotz allen guten Willens des Gesetzgebers bei der eigenthümlichen Art des hier in Frage kommenden Gebiets, nämlich des Weltmarkts, nicht einmal im Stande, den Musterdiebstählen genügend zu folgen, die häufig raffinirt betrieben werden. Es halten die Etablissements ihre Reisenden, die gleich wenn die ersten Musterwaaren vor Anfang der Saison versendet werden, solche kaufen und auf diese Proben nun als ihre eigenen neuen Muster reisen, Bestellungen darauf annehmen und diese sofort zu Hause von ihrer Fabrik ausführen lassen! Die Waare geht hinaus nach allen Seiten der Windrose, will da die hinkende Strafrechtspflege nachkommen, die widerrechtliche Aneignung des Musters überall entdecken und verfolgen können, selbst wenn die Copie ganz ohne Weiteres unverändert gemacht wäre?

Bei den Erfindungspatenten haben sich viele Stimmen erhoben, welche von ihnen die rasche Entwickelung der Industrie ableiten beziehentlich welche behaupten, daß, wenn keine Patente für Erfindungen mehr vorhanden wären, ein Hauptsporn für erfinderisches Streben in Wegfall komme. Wir unsererseits halten diese Ansicht für falsch, weil die größten Erfindungen vor den Patenten, ohne Absicht auf Patentirung und äußeren Gewinn gemacht worden sind. Aber selbst die Richtigkeit jener Ansicht zugegeben, so wäre immer noch zwischen einem schnell vorübergehenden Modenmuster und einer für lange Zeit bestimmten Erfindung ernsterer Natur ein großer Unterschied. Spricht man Männer aus praktischen Kreisen, so wird man übrigens immer hören können, daß die französischen Novitäten trotz des Eingangszolles, eben weil sie zuerst und früher als die nachahmenden deutschen Waaren am Markte erscheinen, einen Avance im Absatz und Preise haben und so das neue Muster immerhin seine Prämie erhält. Haben sie die erste gute Conjunctur genützt, alsdann können sie durch Concession im Preise immer noch die Concurrenz mit den nachahmenden Waaren aufnehmen. Das Beste haben sie doch vorweg.

Die Musterschutzgesetze werden nirgends ihren Zweck gehörig erreichen, nirgends wirklich große Erfolge aufweisen können, aber überall leicht dieselben Folgen haben, nämlich mannigfache Belästigungen für die fabricirende Industrie und zahlreiche Härten für die rastlos Neues anstrebende Betriebsamkeit in Industrie und Gewerbe. Auch hier gilt die Parole: freie Bahn.

Fast alles, was gegen die Patente gilt, läßt sich so ziemlich auch gegen die Musterschutzgesetze in Anwendung bringen!

Finanzen und Steuern der europäischen Staaten.

Die Finanzen der europäischen Staaten spielen im Leben der Völker von Jahr zu Jahr eine immer gewichtigere Rolle. Das Steuerwesen ist ein überaus wichtiger Zweig der politischen Oekonomie und die Art und Weise seiner Erhebung von der größten volkswirthschaftlichen Bedeutung.

Einen allgemeinen Ueberblick über die Mittel, welche jedem Staate zu Gebote stehen, hat die Statistik in neuerer Zeit reichlich geliefert. Eine genaue Statistik ist gleich einem untrüglichen Zeugen, den man mit Vertrauen und mit Nutzen erfragen kann, so bald man sich aufklären will über den Stand der Dinge. Ihr entnehmen wir die nachstehenden Verhältnisse, denn sowohl dem Volke wie dem Einzelnen ist eine genaue Kenntniß seiner Lage unerläßliches Bedürfniß.

Bei diesen Zusammenstellungen liegt das Interesse weniger in den Vergleichungen zwischen den Einnahmen der großen und kleinen Staaten, z. B. zwischen den Revenuen Frankreichs oder Großbritanniens einerseits und denen der Schweiz und Griechenlands andererseits. Hier weiß schon ein Jeder, wo das Uebergewicht ist. Die Vergleichung wird lehrreicher, wenn es sich um weniger verschiedene Situationen handelt, z. B. um Frankreich und England, Preußen und Oesterreich, oder um Holland und Belgien.

Die Einnahmen betrugen im Jahre 1862:

	Thaler	Zunahme in Procent seit 1828	Steuer pro Kopf Thlr.	Sgr.
Frankreich . .	490,873,000	78	13	8
Großbritannien .	449,720,000	33	15	17
Oesterreich . .	199,703,000	188	5	21
Rußland . .	309,661,000	346	4	25
Spanien . . .	157,801,000	275	9	19
Preußen . . .	135,341,000	166	7	19
Italien . . .	126,203,000	529	5	19
Deutschland . .	104,316,000	80	5	26
Holland . . .	54,260,000	94	15	15
Türkei . . .	52,667,000	229	1	14
Belgien . . .	39,634,000	52	8	15
Dänemark . .	19,557,000	95	7	28
Portugal . .	17,573,000	49	4	15
Griechenland .	5,227,000	195	4	27
Norwegen . .	5,212,000	111	1	13
Schweiz . . .	5,029,000	—	2	3
Schweden . .	13,595,000	—	3	22

So nothwendig es auch ist, die Zahl zu kennen, welche als Totalsumme auf dem Budget eines Staates figurirt, so wenig genügt diese Angabe allein, um seine Finanzlage zu beurtheilen. Eines der Mittel aber, das Gewicht der Staatslasten zu prüfen, pflegt darin zu bestehen, daß man die Einkünfte mit der Zahl der Bewohner vergleicht und so den durchschnittlichen Betrag pro Kopf feststellt. Diese Verhältnißzahl ist nicht ohne Werth, doch auch sie darf nur mit großer Behutsamkeit benutzt werden, denn erstlich herrscht von einem Lande zum andern die größte Verschiedenheit in der Zusammensetzung des Budgets. Bald ist die ganze Bruttoeinnahme aufgenommen und die Erhebungskosten der Steuern finden sich bei den Ausgaben. Bald ist nur der Nettobetrag angegeben und manchmal ist zu gleicher Zeit der Nettoertrag für eine und der Bruttobetrag für die andere angeschrieben. Andererseits ist neben diesen formellen Abweichungen eine innere Verschiedenheit hervorzuheben. In Frankreich z. B. figurirt die Ausgabe für den Cultus auf dem Budget, in

England nicht. Anderswo hat der Staat nur einen Theil dieser Ausgabe übernommen. Beispiele der Art könnte man noch mehrere anführen. So wechseln selbst öfters die Ansichten über das, was von den Gemeinden und Provinzen, und das, was vom Staate direct zu tragen ist. In Frankreich z. B. wurden bis 1857 die Gefängnißausgaben aus den Departementalcassen bestritten, jetzt zählen sie zu den Staatsausgaben. Drittens hat der Staat auch oft Vermögen und sonstige Einnahmen und dann auch darf man nicht außer Acht lassen, daß die Steuerfähigkeit der einzelnen Staaten, je nach dem Grade des öffentlichen Wohlstandes und der ökonomischen Entwicklung gar sehr differirt. Niemand wird z. B. bezweifeln, daß die Einwohner von Großbritannien eine jährliche Steuerlast von 15 Thlr. 17 Sgr. auf den Kopf viel leichter tragen, als die Einwohner Rußlands mit 4 Thlr. 25 Sgr., wenngleich letztere kaum den dritten Theil der englischen beträgt. Endlich darf man auch nicht übersehen, daß die vollständige Enthaltung von Allem, was nicht streng dem öffentlichen Interesse angehört, die Ursache ist, daß die Schweiz und Norwegen verhältnißmäßig so bescheidene Zahlen in ihrem Budget haben.

Der Reichthum eines Staates ist natürlich eben so schwer zu schätzen, als der eines Privatmannes, doch aber gibt der Handel eines Landes einen annähernden Maßstab desselben ab. Folgende Zusammenstellung, worin wir die Länder nach der Größe der individuellen Steuernote classificiren und dabei das Verhältniß des auswärtigen Handels (Ein- und Ausfuhr) hinzufügen, wird daher nicht ohne Interesse sein:

	Steuern oder Einnahme pro Kopf	Auf 1 Thlr. Staatseinnahme kommen im Handel
Holland . . .	15 Thlr. 15 Sgr.	1 Thlr. 14 Sgr.
Großbritannien .	15 „ 17 „	1 „ 4 „
Frankreich . . .	13 „ 8 „	— „ 17 „
Spanien . . .	9 „ 19 „	— „ 8 „
Belgien . . .	8 „ 15 „	1 „ 17 „
Dänemark . . .	7 „ 28 „	— „ 22 „
Preußen . . .	7 „ 19 „	— „ 28 „
Italien . . .	5 „ 19 „	— „ — „
Oesterreich . . .	5 „ 21 „	— „ 14 „
Griechenland . .	4 „ 27 „	— „ 26 „
Rußland . . .	4 „ 25 „	— „ 8 „
Portugal . . .	4 „ 15 „	— „ 26 „
Schweden . . .	3 „ 22 „	— „ 26 „
Türkei	1 „ 14 „	1 „ 22 „

Wenn man die erste Colonne allein betrachtet, so hat man die Reihenfolge der Staaten hinsichtlich der durchschnittlichen Besteuerung. Wenn man aber auf die zweite Colonne Rücksicht nimmt, so ist die Scala eine ganz andere. Alsdann sind die Türkei, Belgien und Holland die mindest belasteten Länder; dann trägt der Preuße, dessen Handel der Bevölkerung nach auf stark die Hälfte des zollvereinten Handels geschätzt ist, eine geringere Steuerlast als der Oesterreicher. Dann bezahlt der Franzose seine 13 Thlr. 8 Sgr. leichter als der Russe seine 4 Thlr. 25 Sgr. Der Handel ist, wie gesagt, zwar noch kein vollständiges Kriterium des Reichthums, er ist aber ein unfehlbares Symptom desselben und wird als solches allseitig anerkannt, daher obige Tabelle beachtenswerthe Andeutungen gibt. Ueberhaupt gibt es, wie gesagt, in diesem Bereiche keine streng mathematische genaue Bestimmungs- und Vergleichungsmittel. Allein wie in einer Streitfrage mehrere halbe Beweise einen ganzen bilden können, so möchten mehrere unvollständige Vergleichungsmittel zusammengenommen ein vollständiges ausmachen.

Oft hat der Staat auch Vermögen und sonstige Einnahmen aus Domänen, Wäldern, Regalien und aus gewissen den Bürgern geleisteten Diensten, wie Posten, Eisenbahnen und Telegraphen. Die Postgefälle, der Briefverkehr, die Zahl der telegraphischen Depeschen, die Bewegung der Eisenbahnen sind nächst der Consumtion die sichersten Prosperitätsmesser.

Was den Briefverkehr betrifft, so beläuft sich die Zahl der circulirenden Briefe auf 1000 Einwohner auf 1907 in Großbritannien, 1630 in der Schweiz, 706 in den Vereinigten Staaten, 699 in Frankreich, 669 in Preußen, 492 in Holland, 438 in Belgien, 413 in Sachsen, 348 in Baiern, 274 in Spanien, 234 in Hannover, 155 in Oesterreich, 126 in Dänemark, 34 in Portugal, 23 in Rußland. Da jeder geleistete Dienst Vergeltung und Lohn verdient, so ist es billig, daß der Staat einen mäßigen Vortheil aus dem Postverkehr zieht. Die im Budget mehrerer Staaten verzeichnete Hauptsumme der Posterträge beträgt für Frankreich 16,522,000 Thlr., Preußen 13,316,000 Thlr., Großbritannien 9,652,000 Thlr., Rußland 7,466,000 Thlr., Schweiz 1,902,000 Thlr., Oesterreich 1,536,800 Thlr., Holland 1,142,400 Thlr., Belgien 757,300 Thlr., Portugal 656,800 Thlr., Schweden 522,000 Thlr., Norwegen 516,000 Thlr.

Die Staatstelegraphen bringen überdies ein: in Frankreich 1,330,000 Thlr., Preußen 800,000 Thlr., Oesterreich 320,000 Thlr., Belgien 133,000 Thlr., Schweiz 130,000 Thlr.

Die Eisenbahnen tragen durchschnittlich zu den Staatseinkünften bei: in Frankreich 1/10 der Fahrpreise mit 5,543,200 Thlr., Preußen 9,930,000 Thlr., Belgien 7,260,000 Thlr., Rußland 1,000,000 Thlr.

Wenn wir die Einnahmen sämmtlicher europäischer Staaten überschauen, so finden wir, daß einige Staaten übergroße Anstrengungen gemacht, d. h. der Steuerkraft ihrer Bürger das Höchstmögliche zugemuthet haben, daß aber auch in manchen Fällen, wie näheres Eingehen ergeben würde, die jetzige größere Last leichter getragen wird, als die geringere früherer Jahre. Von den vielen speciellen und allgemeinen Ursachen, die hierzu mitwirken, wollen wir bloß eine hervorheben; ein Pfund Gold oder Silber, oder die daraus geprägten Münzen, kauft gegenwärtig w e n i g e r Dinge und Dienste, als in den zwanziger Jahren, wird daher leichter verdient und leichter gezahlt.

In den meisten Staaten sind übrigens die Steuergesetze Conglomerate, an denen die Geschichte der Staatenbildung erlernt werden könnte, Stückwerke, wie die Staaten selbst, nicht einheitlich und organisch nach einem Principe verbunden, nicht aus einem Gusse geflossen.

Die Besteuerung selbst aber ist recht eigentlich eine Volkssache; es ist Keiner, den sie nicht berührt; dazu kommt, daß die Steuern das sichtbare Band sind, welches an die Regierung anknüpft. Der Bürger empfindet das Dasein der Regierung weit mehr durch die positive Steuerzahlung, als durch die negativen Vortheile des Schutzes, der Sicherheit und anderer Annehmlichkeiten des Staatslebens. Die Steuern sind die Fühlhörner der Volkszufriedenheit.

Schlimm steht es allerdings in einem Staate, wenn die Steuern als der einzige Gradmesser der Volkswohlfahrt gelten, wenn die Vaterlandsliebe nach der Steuerrolle sich bemißt. Gut aber steht es, wenn außer dem materiellen Klang noch ein höherer Ton des Bürgers Ohr reizt, wenn in jenem Klang nicht sein ganzer Patriotismus aufgeht, wenn er Steuern zahlt, nicht weil er muß, sondern weil er will.

Ein richtiges Steuersystem muß vor Allem auf dem Grundprincip der Allgemeinheit der Abgaben beruhen, gemäß dem alle Bürger ohne Ausnahme von demselben getroffen werden.

Alle Staatsbürger müssen daher ohne Ausnahme Steuern zahlen; sie können nur dann hiervon befreit werden, wenn sie durch eine andere Art der Aufopferung einen hinreichenden Ersatz leisten, oder in solchen Vermögensverhältnissen sich befinden, daß ihnen nur der nothdürftigste Lebensunterhalt zu Theil wird. Mit diesem Grundsatze ist das Princip der Gleichförmigkeit derselben auf das Innigste verwandt, dasselbe verlangt, daß alle Bürger nach einem ganz gleichen Maßstabe zur Tragung der öffentlichen Lasten angehalten werden. Diese Gleichheit ist nicht vorhanden, wenn die Steuern in numerisch gleichen Größen auf die Staatsgenossen vertheilt sind, sondern nur in dem Falle, wenn die ganze Masse derselben so repräsentirt wird, daß ein Jeder einen seinem Vermögen und seinen Mitteln entsprechenden Theil übernehmen muß. Die Gleichheit darf keine absolute, sondern muß eine relative sein, d. h. jeder Bürger muß seiner Beitragsfähigkeit gemäß herangezogen werden.

Jedermann weiß, daß die Steuern der Beitrag sind, den der Bürger zu den Ausgaben des Staates zu entrichten verpflichtet ist. Dieser Beitrag ist der Preis seiner Ruhe und Sicherheit und vieler anderer höchst schätzbaren Vortheile, dennoch aber wird er von Vielen nur ungern gegeben. Ruhe und Sicherheit sind politische Imponderabilien, deren Vorhandensein, wie beim Magnetismus und der Elektricität, nur unter gewissen Umständen fühlbar wird. Wenn der Blitz leuchtet und der Donner rollt, dann denkt man mit Dankbarkeit an den schützenden Blitzableiter; so erkennt man auch nur in stürmischen Zeiten die ganze Wohlthat der öffentlichen Ordnung. Wie theuer hat man nicht schon diese Erkenntniß erkauft!

Man hat sich lange darüber gestritten, welche Steuern die besseren seien, die directen oder indirecten? Dieser Streit ist mit Heftigkeit geführt worden. Man würde vielleicht schneller zu einem Resultate gelangt sein, wenn man die Natur der verschiedenen Steuern schärfer untersucht hätte und nun jeder den Sprengel angewiesen, der ihr vermöge ihrer Natur zukömmt; die Meinungen haben sich indeß gegeneinander abgekämpft und dahin ausgeglichen, daß die directen Steuern ihre besonderen Vorzüge haben und die indirecten ebenfalls die ihrigen, daß aber Alles darauf ankomme, daß man jede nur da anwende, wo sie schicklich und paßlich sei.

Als man die großen Summen sah, welche die indirecten Steuern in den Städten aufbrachten, glaubte man, daß man mit ihnen dieselben Summen würde heben können, wenn man sie auf's flache Land anwendete. Hierbei beging man einen doppelten Fehler. Zuerst kann man auf dem Lande nicht dieselbe Summe haben, weil die Controle schwieriger ist, da dort Jeder sein eigener Bäcker, Schlächter und Brauer ist und die Gewerke sich nicht so in den Händen Weniger concentrirt haben, als in den Städten, wo also die Aufsicht leichter ist. Dann beging man aber auch noch den Irrthum, daß man den Umstand übersah, daß die Menschen in den Städten und besonders in den Residenzstädten, viel mehr verzehren als auf dem Lande, und daß alle Steuern, die den Verkehr treffen, nothwendigerweise viel größere Summen tragen müssen, als sie auf dem Lande tragen können.

Man versteht gewöhnlich unter directen Steuern diejenigen, die in Folge einer Vertheilung jedem Bürger namentlich auferlegt werden. Die directen Steuern haben überall den ausgesprochenen Zweck, das Einkommen zu erreichen und verhältnißmäßig in Anspruch zu nehmen. In England hat man sich nicht gescheut, das Ding beim rechten Namen zu nennen, in andern Staaten hat man es vorgezogen, sich an äußere Anzeichen des Vermögens zu halten. Daher die Grund-, Häuser-, Fenster-, Mobiliar-, Gewerbe- und ähnliche Steuern.

Es erheben an directen Steuern:

	Gesammtsumme Thlr.	Procente der ganzen Einnahme	Durchschnittspreis pr. Kopf der Bevölkerung	
Großbritannien .	140,296,000	23,28	3	18
Frankreich . . .	80,899,000	16,48	2	6
Oesterreich . .	70,361,000	35,33	2	
Preußen . . .	26,045,000	19,24	1	17
Rußland . . .	62,933,000	20,22	—	29
Italien . . .	30,230,000	—	—	—
Türkei	30,000,000	35,20	—	25
Belgien . . .	8,997,000	22,8	1	26
Dänemark . .	4,512,000	23,7	1	25
Griechenland . .	1,333,000	25,5	—	8
Holland . . .	11,482,000	22,25	—	10
Portugal . . .	3,068,000	17,46	—	24
Spanien . . .	31,666,000	21,66	2	—
Schweden . . .	3,050,000	22,80	2	15

Nach dieser Tabelle werden in den meisten Ländern etwa 22 oder 23 Procent der Steuern auf directe Weise erhoben. Diese Grenzen werden bloß in der Türkei und

Oesterreich wesentlich überschritten, denn wir finden in diesen beiden Reichen 35 Procent. Die Ursachen sind verschieden. Die türkische Regierung ist nicht geregelt genug, um eine künstliche Organisation, wie die Erhebung von Consumtionssteuern zu bieten; überdies untersagt die mohamedanische Religion den Genuß geistiger Getränke. In Oesterreich ist die Regierung den directen Steuern günstiger. In Rußland, wo die Regierung allmächtig ist, hat bloß die geringere Wohlhabenheit des Volkes und die Abwesenheit einer Mittelclasse die directen Steuern auf den verhältnißmäßig niederen Satz von 20⅓ Procent erhalten. In Frankreich sind die directen Steuern höchst unpopulär, man hat dieselben daher öfters vermindert und selten vermehrt. Die Hauptursache des niederen Verhältnisses der directen Steuern liegt in der großen Zunahme des Wohlstandes, die sich namentlich im Steigen der Consumtionssteuern fühlbar macht. Was Großbritannien betrifft, so muß es auffallen, daß in diesem Lande des Selbstgouvernements 23 Procent der Revenuen auf die directen Steuern fallen.

Bei den indirecten Abgaben wird die Steuerfähigkeit der Bürger zur Entrichtung derselben im Einzelnen nicht erforscht. Man setzt voraus, daß Derjenige, welcher einen Aufwand zur Erlangung bestimmter Güter, behufs Befriedigung seiner Bedürfnisse macht, auch im Stande sei, zur Deckung der Staatsbedürfnisse Etwas abzugeben. Diese Steuern knüpfen sich also nicht, wie die directen, an eine Einnahme, sondern an das Entgegengesetzte, an eine Ausgabe. Sie erfassen nicht unmittelbar das wirkliche Einkommen der Bürger, wie die directen Abgaben, sondern das bloß wahrscheinliche und muthmaßliche, indem vorausgesetzt wird, daß Niemand einen besteuerten Gegenstand verbrauchen werde, wenn er nicht im Stande ist, die auf ihm haftende und im Preise mit zu zahlende Steuer aus seinem Einkommen zu bestreiten.

Die indirecten Steuern betragen in:

	Gesammteinnahme Thlr.	Procentzahl der Einnahme	Durchschnitt pro Kopf Thlr.	Sgr.
Großbritannien .	321,552,000	71,5	10	2
Frankreich . . .	272,925,000	55,5	7	22
Oesterreich . . .	117,728,000	58,9	3	2
Preußen . . .	47,623,000	35,2	2	25
Rußland . . .	193,813,000	62,4	3	12
Italien	81,699,000	—	3	20
Türkei	10,000,000	19,0	—	27
Belgien	20,260,000	51,1	3	20
Dänemark . . .	7,493,000	38,2	2	10
Griechenland . .	1,333,000	25,5	1	10
Holland	20,375,000	37,5	6	4
Portugal . . .	8,008,000	45,8	2	5
Spanien	80,025,000	50,7	2	10
Schweden . . .	7,765,000	—	2	10

Die indirecten Steuern sind weit mannigfaltiger und einträglicher, als die directen; dabei bemerkt man eine größere Verschiedenheit von einem Staate zum andern. Die Ursachen dieser großen Verschiedenheit sind nicht leicht festzustellen. Der Ertrag der Consumtionssteuern hängt nicht allein von der Wohlhabenheit, sondern auch noch von den Sitten und Gebräuchen einer Nation ab. So bringt der Thee in England 35 bis 38 Millionen Thaler ein, während er in Frankreichs Zolltabellen nur mit 111,000 Thaler figurirt. Dann sind einzelne Objecte allgemeinen Gebrauchs, z. B. Salz, hier gar nicht, dort leicht, anderswo schwer belastet. Der Tabacksverbrauch ist sehr ungleich verbreitet; während die Franzosen eine solche Quantität dieser Pflanze in Rauch aufgehen lassen, daß der Staat 183 Millionen davon bezieht, zahlt die weit zahlreichere russische Bevölkerung keine zehn Millionen für ihre Tabacksconsumtion, denn in Rußland wird fast nur in den Städten geraucht. In Preußen, Belgien, Dänemark, Holland und Schweden bringt der Taback gar Nichts ein, in Portugal nur eine Kleinigkeit. Die Einnahme von Rübenzucker, wie vom Zucker überhaupt, ist nur in Frankreich, Großbritannien und Preußen groß, in Oesterreich,

Rußland und Spanien gering, während derselbe in Belgien, Italien, Dänemark, Portugal und Schweden Nichts abwirft.

Der Ertrag der Zölle, in Vergleich mit den Gesammtrevenuen des Staates ist auch sehr verschieden. Er beträgt in Großbritannien 32 Proc., Frankreich 8 Proc., Oesterreich 5 Proc., Preußen 7 Proc., Türkei 19 Proc., Belgien 9 Proc., Dänemark 28 Proc., Griechenland 20 Proc., Holland 4 Proc., Portugal 39 Proc., Spanien 10 Proc. und in Rußland 4 Proc. Die Besteuerung der Getränke liefert zu den Gesammteinnahmen der Staaten in Rußland 42 Proc., Großbritannien 20 Proc., Belgien 17 Proc., Frankreich 10 Proc., Oesterreich 16 Proc., Holland 7 Proc., Preußen 5 Proc. und Spanien 2 Proc.; während dieselbe in Dänemark, Griechenland und der Türkei Nichts abwirft.

Welches auch die Lösung sein mag, die eine gründliche wissenschaftliche Erörterung für das Steuerproblem finden wird, so viel scheint gewiß, daß die meisten Staaten die indirecten Abgaben vorziehen und zwar aus folgenden Gründen:

1) Die Zahlung ist fast unspürbar, so sehr ist sie zertheilt, oft ihr Vorhandensein ganz unbekannt.

2) Der Steuerpflichtige vermeidet es, Fremden, und besonders den Fiscusbeamten, einen Einblick in seine Vermögensverhältnisse zu geben.

3) Die Verbrauchssteuern werden bezahlt, wenn der Verzehrer Geld für Genüsse besitzt.

4) Sie werden ohne Belästigung des Verzehrers eingezogen.

5) Diese Steuern treffen auch den Fremden.

6) Sie gehen auch in Zeiten der Noth und Nahrungslosigkeit ein.

7) Die indirecten Steuern haben nie Reste.

8) Sie bedürfen keiner Execution zu ihrer Beitreibung.

Wenn wir die indirecten mit den directen Abgaben vergleichen, so findet man, daß auf einen Thaler directer an indirecter kommen in:

Frankreich	3,37	Preußen	1,82
Großbritannien	3,08	Holland	1,27
Rußland	3,02	Oesterreich	1,67
Portugal	2,61	Dänemark	1,66
Schweden	2,54	Griechenland	1,00
Spanien	2,52	Türkei	0,33
Belgien	2,25		

Einige dieser Resultate sind wirklich überraschend. Wer hätte z. B. gedacht, daß in Frankreich die indirecten Steuern verhältnißmäßig mehr eintragen, als in Großbritannien, und in Preußen weniger wie in Belgien?

Nach Czoernig, dem berühmten österreichischen Statistiker, entfallen in Gulden österreichischer Währung an directen und indirecten Abgaben zusammen in:

	Auf die Quadratmeile	Auf den Kopf der Bevölkerung
Großbritannien	117,959	23,24
Frankreich	56,832	15,52
Holland	85 298	15,36
Spanien	19,303	10,74
Belgien	85,438	9,82
Oesterreich	29,176	9,58
Preußen	30,552	8,72
Portugal	13,986	8,58
Baiern	20,000	8,90
Rußland	1,095	5,72

Hiernach steht Preußen, wie auch Baiern, hinsichtlich der Steuerlast überhaupt hinter Großbritannien, Frankreich, Belgien und Holland nicht unerheblich zurück und der erstere Staat nur Oesterreich nahezu gleich. Dagegen ist innerhalb des Zollvereins die Steuerlast in Preußen die größte, denn z. B. für Würtemberg betragen die directen Steuern pro

Kopf nur 2 Gulden 9 Kreuzer und die indirecten 2 Gulden 56 Kreuzer, mithin zusammen nur 5 Gulden 5 Kreuzer. Außerdem sind im Zollverein noch einzelne Abgaben, welche namentlich die Industrie treffen und welche in diesen Formen anderwärts nicht mehr bestehen, oder mit deren Beseitigung man sich wenigstens anderwärts gegenwärtig befaßt, nämlich die Bergwerksabgaben, die Wasserzölle, die Brücken-, Wehr- und Hafengebühren. Sodann wirkt auch die Verschiedenartigkeit der Steuersysteme in den einzelnen Zollvereinsstaaten auf die freie Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse nur ungünstig ein. Und zwar sind die indirecten Steuern nach Art oder Maß, in der Hauptsache wenigstens, fast in jedem einzelnen Vereinsstaate wieder andere und geben damit zu den lästigsten Uebergangscontrolen und den vielfachen Uebergangssteuern im Innern des Zollvereins Anlaß. Auch die directen Abgaben beruhen überall wieder auf verschiedenen Grundlagen. Nirgends ist hier auch nur ein Versuch bemerkbar, ein Einverständniß, wenigstens über die Grundprincipien zu erzielen. Auch das Steuerwesen muß dem großen Zuge der Zeit, der nationalen Umbildung folgen, einen centralen und universellen Charakter tragen.

Sparsamkeit ist eine Tugend im Staats- wie im Privathaushalt, allein Nichts ist relativer, als der Sinn dieses Wortes. Für Jemand, der einen halben Gulden oder einen Viertel Thaler verdient, ist sparen oft gleichbedeutend mit entbehren. Derjenige aber, der seine jährlichen Einkünfte nach Tausenden berechnet, spart dann noch vielleicht, wenn auch seine Ausgaben eine Menge außergewöhnlicher Artikel umfassen.

In den Staatsausgaben soll Sparsamkeit herrschen, das kann bei einem großen Staate nur bedeuten, daß kein Geld vergeudet oder unnütz verwandt werde, und daß man für einen Gegenstand nicht mehr ausgeben soll, als er wirklich werth ist; es kann aber nicht sagen wollen, sich vollständig von Allem enthalten, was der dringenden Nothwendigkeit nicht angehört, oder daß ein großes wohlhabendes Land sich jeder besonderen Ausgaben enthalte. Es kann ein großer Unterschied bestehen zwischen nützlichen und nothwendigen Ausgaben. Wo die Verwendung Anlagen betrifft, wie Eisenbahnen, Telegraphen, Land- und Wasserstraßen und manche andere öffentliche Bauten und Arbeiten, da handelt es sich meist um nützliche, ja oft um eine sehr fruchtbringende Ausgabe. Wenn man stets auf die Staatsausgaben das dem Privatmann so räthliche: „nach der Decke strecken," anwenden will, so schadet man oft weit mehr, als man nützt. Man muß den Aufwand des Staates in das rechte Verhältniß zu den legitimen Anforderungen bringen, die man an ihn machen kann.

Ein Land hat und je größer es ist desto mehr, gar mannigfache Hilfsmittel. Dieselben, wir sprechen von den ordentlichen, nachhaltigen, beruhen auf den Productionskräften seiner Bürger, und sie fließen desto reichhaltiger zu, je intensiver diese Kräfte sind. Eine Staatscasse ist um so leichter und besser gefüllt, je blühender Industrie, Gewerbe, Handel und Ackerbau sind. Das sind die wirklichen materiellen Grundlagen der Macht und der Stärke. Wer auf das Gedeihen dieser Grundlagen einwirkt, der füllt alle Cassen. Großbritannien und Holland liefern den redendsten Beweis, wie ein Staat große Ausgaben machen, viele Steuern zahlen und doch reich werden kann.

Die Production ist das höchste Ziel der Staatswirthschaft, sie allein ist die nie versiegende Quelle, aus der der Staatshaushalt die ihm nothwendigen Lebenselemente schöpft. Mit dem Ueberschusse seiner Production muß der Staat seine Auslagen und der Bürger seine Steuern bezahlen.

Die ordentlichen und die außerordentlichen Ausgaben betrugen in:

		1786	1862
Frankreich . . .	Francs	1029,078,000	1840,121,000
Großbritannien .	Pfd. St.	54,502,000	68,009,000
Oesterreich . . .	Gulden	108,798,000	386,047,000
Preußen . . .	Thaler	64,033,000	140,208,000
Belgien . . .	Francs	127,072,000	188,093,000
Spanien . . .	Realen	1257,578,000	2360,808,000
Holland . . .	Gulden	75,757,000	91,202,000
Dänemark . .	Rthlr.	17,221,000	26,317,000

		1786	1862
Griechenland . .	Drachm.	17,940,000	21,307,000
Portugal . . .	Mreis	12,000,000	13,913,000
Rußland . . .	Rubel		301,890,000
Deutschland . .	Thaler		105,000,000
Italien . . .	Francs		800,000,000
Türkei	Piaster		790,000,000
Schweden . . .	Rthlr.		35,726,000

Hält man die durch die Schulden verursachte Ausgabe mit den Gesammtausgaben jeden Staates zusammen, so findet man folgende Reihenfolge in Procenten:

Holland	41,7	Rußland	18,5
Großbritannien . .	39,4	Griechenland . . .	18,6
Portugal	28,6	Spanien	15,5
Frankreich	27,1	Türkei	14,6
Oesterreich . . .	25,7	Italien	14,6
Dänemark . . .	25,6	Preußen	10,8
Belgien	20,8	Schweden	10,1
Deutschland . . .	19,8		

Auf dieser Liste war's ein Vortheil, nahe am Ende zu stehen. Auf der folgenden dagegen ist der erste Rang nicht beneidenswerth. Wir geben nämlich in nachstehender Uebersicht die procentale Zunahme seit 1847 der jährlichen Ausgaben für das Schuldenwesen:

Spanien . . .	217	Proc.	Belgien . . .	47	Proc.
Preußen . . .	110	"	Dänemark . . .	27	"
Oesterreich . . .	109	"	Holland . . .	6	"
Portugal . . .	89	"	Griechenland . .	3	"
Frankreich . . .	51	"			

Es ist hier vor Allem nöthig, zu bemerken, daß Spanien im Jahre 1847 seine Schulden nicht bezahlte, aber jetzt seine Verbindlichkeiten erfüllt, es handelt sich also hier im größern Maße um eine Zunahme der Ehrlichkeit, als der Ausgaben. Preußen hatte 1847 eine, man möchte fast sagen unverhältnißmäßige Schuldenlast, die jetzige ist gegen die anderen Staaten immer noch nicht groß, allein die Zunahme erscheint proportionell sehr stark.

Wenn man die Zunahme dieser Ausgabe für das Schuldenwesen mit den Gesammtausgaben vergleicht, so findet man, daß die specielle Ausgabe für die Schuld bloß in Frankreich, Spanien und Portugal schneller zugenommen hat, als die Gesammtausgabe, dahingegen in den meisten andern Ländern die allgemeinen Ausgaben schneller gewachsen sind als die eigentliche Schuldenlast.

Die zu den Ausgaben gehörenden Zinsen der Staatsschulden betrugen in:

		1862	Procente der Gesammtausgabe	pro Kopf der Bevölkerung
Frankreich . . .	Francs	499,265	27,1	13,48
Großbritannien . .	Pfd. St.	26,833	39,4	23,13
Oesterreich . . .	Gulden	99,465	25,7	7,01
Preußen	Thaler	15,274	10,8	3,18
Rußland	Rubel	54,406	18,8	3,40
Deutschland . . .	Thaler	20,213	19,2	4,18
Italien	Francs	112,000	14,0	5,09
Türkei	Piaster	115,000	14,6	0,64
Belgien	Francs	39,404	20,9	7,80
Norwegen . . .	Rthlr.	6,500	25,6	5,90
Griechenland . .	Drachm.	4,000	18,3	3,60
Holland	Gulden	38,008	41,7	19,40
Portugal . . .	Mreis	3,982	28,6	5,45
Spanien . . .	Realen	366,020	15,5	6,00
Schweden . . .	Rthlr.	3,605	10,8	1,33

Die außerordentliche Bedeutung des Staatsschuldenwesens für die allgemeinen volkswirthschaftlichen Verhältnisse hat bisher nicht immer diejenige Aufmerksamkeit und Beachtung gefunden, welche dieser Gegenstand in mehrfacher Hinsicht fordert. Eine nähere Untersuchung der directen und mehr noch der indirecten Einflüsse des Staatsschuldenwesens in den kolossalen Dimensionen, welche dasselbe im Laufe dieses Jahrhunderts angenommen und die progessiven Anforderungen, welche dasselbe Jahr für Jahr an die Steuerkraft der producirenden Bevölkerung macht, wird vermuthlich in einleuchtender Weise herausstellen, welche Rückwirkung die Vermehrung des fictiven Capitals des in Staatsschulden angelegten Vermögens auf die Preise überhaupt und insbesondere auf die Preise von Inmobilien äußern muß. Abgesehen von denjenigen Summen, welche die Staaten zur Herstellung von gut rentirenden Eisenbahnen oder ähnlichen Anlagen angeliehen haben und bei denen der Ertrag dieser Anlagen die Zinsen der Anleihen deckt; wo also bestimmte Objecte als Gegenwerth der betreffenden Staatsschuldscheine effectiv vorhanden sind, repräsentiren diese Obligationen kein wirthschaftliches Capital, sondern enthalten nur ein Versprechen auf einen Antheil an der künftigen jährlichen Production des Landes.

Die Creirung von Staatspapieren war meist ein Werk der Noth. Man blicke nur rückwärts in die Geschichte. Wo gab es vor 300 Jahren Staatspapiere? Nirgends. Sie wurden geschaffen, weil die von Tag zu Tag wachsenden Bedürfnisse der modernen Staaten die Einkünfte erschöpften und man zu künstlichen Mitteln schreiten mußte, um die früher nicht dagewesenen Ausgaben zu decken. Doch wir wollen den Leser nicht mit den üblichen Klagen über die Masse von geborgten und abhanden gekommenen Millionen und mit den Betrachtungen über die Frage verschonen, wohin es führen soll, wenn gewisse Staaten fortfahren, sich immer tiefer in Schulden zu stecken. Die Klagen helfen nicht, die Unglückspropheten werden nicht gehört und außerdem behalten sie auch häufig Unrecht. Es ist ja nur unsere Absicht, einen allgemeinen Ueberblick über die Finanzen der europäischen Staaten zu einer richtigen und lehrreichen Vergleichung zu geben.

Die Staatsschulden betrugen in:

		1847	1862	
				Thlr.
Frankreich . . .	Francs	5838,000,000	9334,000,000	2489,070,000
Großbritannien .	Pfd. St.	790,300,000	805,078,000	5367,187,000
Oesterreich . . .	Gulden	913,872,000	2368,070,000	1512,047,000
Holland . . .	Gulden	1231,722,000	1071,323,000	605,654,000
Spanien . . .	Realen	16,227,474,000	14,635,165,000	975,677,000
Rußland . . .	Rubel	315,084,000	818,960,000	873,557,000
Preußen . . .	Thaler	105,103,000	239,152,000	239,152,000
Deutschland . .	Thaler	—	449,184,000	449,184,000
Italien . . .	Francs	550,000,000	2320,000,000	618,467,000
Portugal . . .	Mreis	73,802,000	131,574,000	192,975,000
Belgien . . .	Francs	640,970,000	662,290,000	176,611,000
Türkei	Piaster	—	2800,000,000	149,635,000
Dänemark . . .	Rthlr.	106,314,000	105,170,000	78,527,000
Griechenland . .	Drachm.	112,000,000	112,000,000	26,880,000
Schweden . . .	Rthlr.	—	37,650,000	13,789,000

Wenn man das Capital der Schuld durch die Zahl der Einwohner zertheilt, so kommt auf den Kopf der Bevölkerung in:

Großbritannien . .	178⅔ Thlr.	Griechenland . . .	26¼ Thlr.
Holland	151½ „	Dänemark . . .	26 „
Spanien	65 „	Deutschland . . .	24½ „
Frankreich . . .	64¾ „	Rußland	13⅓ „
Portugal . . .	48½ „	Preußen	13⅓ „
Oesterreich . . .	43 „	Türkei	4½ „
Belgien	35½ „	Schweden . . .	3¾ „
Italien	28⅓ „		

In den meisten Staaten haben die Schulden seit 1847 stark zugenommen; eine Ausnahme machen Holland, Spanien und Dänemark.

Vergleicht man die Schuldenlast vor dem Ausbruche der französischen Revolution mit derjenigen in der Gegenwart, so zeigen sich folgende Resultate:

	1786		1862		
Großbritannien . .	240	Mill.	805	Mill.	Pfd. St.
Frankreich	1200	"	9334	"	Francs
Oesterreich	180	"	2368	"	Gulden
Preußen	55	"	239	"	Thaler
Spanien	2600	"	14,635	"	Realen
Holland	1000	"	1071	"	Gulden
Rußland	80	"	818	"	Rubel
Türkei	—	—	200	"	Piaster

Außer den Staatsschulden bildet die Militärlast in fast jedem Staate die Hauptausgabe. Europa liegt mitten im Frieden unter dem Drucke seiner Wehrhaftigkeit.

Unser Planet ist kleiner geworden, Ströme und Thäler sind überbrückt, die Kluft im Gebirge ist verschwunden, hoch über den Fluthen brausen die jagenden Dampfer, die Welt rückt täglich mehr zusammen, in wenigen Monden ist sie zu umschiffen, und unter dem Meere her, wie über den Erdkreis hin, läuft der elektrische Funke und mit ihm in Blitzesschnelle das fliegende Wort, — — die Völker aber und die Menschen haben noch nicht verlernt sich zu hassen; noch immer gilt die Herrschaft des Starken, und sie wird fortherrschen, bis wir den Faden gefunden haben, der uns aus dem Labyrinthe der menschlichen Leidenschaften führt.

Die Recrutirung der Armeen besteht entweder auf freier Werbung, wie in Großbritannien, oder auf allgemeiner Dienstpflicht, wie in den übrigen Staaten Europa's. Für jedes dieser beiden Systeme werden gewichtige Argumente angeführt. Untersucht man die Länge der Dienstzeit der unfreiwillig Ausgehobenen, so beträgt dieselbe in Rußland zwölf Jahre; in Oesterreich, Belgien, Spanien acht Jahre, in Portugal und Frankreich sieben Jahre, in Holland Schweden und der Türkei fünf Jahre, Dänemark vier Jahre, Preußen und Sardinien drei Jahre.

Man hat viel über eine längere oder kürzere Dienstzeit gestritten, ohne daß man sich gegenseitig hätte überzeugen können. Dies rührt aber nicht so sehr von der Schwierigkeit der Sache an sich her, als von der Verschiedenheit der zu erreichenden Zwecke. Die Staatsmänner, die eine stark organisirte Heeresmacht über Alles setzen, sprechen sich zu Gunsten einer längeren Dienstzeit aus. Sie sagen: der Krieg in unserer Zeit beruht nicht mehr auf der bloßen Tapferkeit. Er erfordere geübte Soldaten, die im Einzelkampf erfahren sind, und die, aufgelöst fechtend, sich im Momente doch wieder zur gegliederten Bataillonsmasse zusammenballen können. Drei Jahre seien unbedingt erforderlich, um den einzelnen Mann so durchzubilden, daß das Gefühl seiner factischen Bedeutung für das Ganze ihm unter allen Umständen gegenwärtig bleibe. Auch sei es echte Staatsweisheit, die Armee eines Landes im Hinblick auf die Armee der Nachbarstaaten zu organisiren, denen sie am häufigsten auf dem Schlachtfelde begegnen. Für Deutschland sei dies aber der alte Erbfeind Frankreich und dieser habe eine siebenjährige Dienstzeit.

Die kurze Dienstzeit findet ihre Anhänger vor Allem unter Denjenigen, welche einen hohen Werth auf politische und bürgerliche Freiheit legen. Man fürchtet, daß ein gar zu langes Verweilen unter den Fahnen das Heer dem Volke entfremden und bei allzu gründlichem Aneignen des militärischen Geistes, unter gegebenen Umständen, zu Werkzeugen der Unterdrückung machen könnte. Sie behaupten, daß Vaterlandsliebe einen noch weit bessern militärischen Geist schaffe, als der, den man durch einen jahrelangen Aufenthalt in der Caserne erwerbe. Man sieht, die Anhänger der geistigen Kraft sind für eine kurze, die Anhänger der materiellen Kraft für eine längere Dienstzeit. Unter beiden sind namhafte Autoritäten.

Uns will es bedünken, daß insonderheit diejenige Armee jedenfalls zu theuer ist, auch für das reichste Land, welche zu klein oder zu schlecht organisirt ist, um dieses Land mit Erfolg zu vertheidigen.

Es beträgt die Landmacht in:

	Kriegsfuß	Friedensfuß	Im Frieden auf 1000 Einwohner
Frankreich	660,000	467,000	12
Großbritannien . .	510,000	359,000	12
Oesterreich	632,000	300,000	8
Preußen	500,000	200,000	11
Rußland	860,000	500,000	9
Italien	400,000	200,000	9
Türkei	200,000	100,000	3
Belgien	84,000	46,000	9
Dänemark	80,000	22,000	9
Holland	110,000	80,000	22
Portugal	50,000	27,000	7
Spanien	230,000	150,000	12

Ueber die Ausgaben der verschiedenen Staaten für das Kriegswesen gibt der französische Statistiker Fr. Block die nachstehende Auskunft:

	für die Armee	für die Marine	pro Kopf der Bevölkerung	
	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Sgr.
Frankreich	92,735,000	43,795,000	3	22
Großbritannien . .	116,377,000	86,611,000	7	5
Oesterreich	92,345,000	4,780,000	2	23
Preußen	31,447,000	607,000	1	24
Rußland	108,688,000	22,700,000	2	1
Türkei	18,333,000	4,000,000	—	19
Belgien	8,600,000	—	1	26
Dänemark	3,091,000	1,386,000	2	27
Holland	7,412,000	5,119,000	3	18
Portugal	4,479,000	1,482,000	1	16
Spanien	28,791,000	11,626,000	2	16

Wir finden in diesen Zahlen, daß die größere oder kleinere Quote der landesüblichen Freiheit ohne Einfluß auf die Schwere der Kriegsbürde ist. Die englische Land- und Seemacht kostet 7⅙ Thlr. pro Einwohner, dagegen die russische kaum 2 Thlr. 1 Sgr. Die Holländer zahlen durchschnittlich 3 Thlr. 18 Sgr. und die Türkei noch keine 20 Sgr. Der Kostenpunkt kann übrigens zur Vergleichung nicht absolut gelten, da dieselbe Anzahl Soldaten nicht in jedem Lande gleich viele Ausgaben verursachen. Dann auch enthält die Summe oft Ausgaben für Festungsbauten, außerordentliche Materialausgaben, durchlaufende Kosten. Auch ist die Vertheilung des Heeres unter die verschiedenen Waffengattungen nicht überall dieselbe, hier können doppelt so viel Pferde zu unterhalten sein als dort. Selten ist auch der Bestand der Mannschaft auf dem Papiere gleich der wirklichen Präsenz in der Caserne. Die Aufstellungen nützlicher Vergleichungen sind daher schwierig. Zu einigen Anhaltspunkten setzen wir indeß die v. Reden'sche Berechnung hierher. Nach ihm ergeben die Ausgaben auf jeden Kopf des Heeres in:

Großbritannien . .	625	Thlr.	Türkei	147	Thlr.
Frankreich . . .	229	„	Preußen	124	„
Belgien	273	„	Griechenland . .	118	„
Sardinien . . .	200	„	Holland	104	„
Neapel	210	„	Schweden . . .	94	„
Spanien	191	„	Dänemark . . .	84	„
Portugal . . .	187	„	Norwegen . . .	80	„
Kirchenstaat . . .	167	„	Rußland . . .	89	„

Die Seeküste kann in gewisser Hinsicht als ein Fenster angesehen werden, durch welches ein Staat in die weite Welt hineinblickt. Das Weltmeer ist der mächtigste Factor im volkswirthschaftlichen, industriellen Leben. Der Ocean übt auf den Handel seine Zauberkräfte und schon deshalb ist er für einen Staat ein Element der Macht. An dieser Macht besteht der Antheil wie folgt:

	Friedensfuß			Kriegsfuß		
	Segel	Dampfer	Kanonen	Segel	Dampfer	Kanonen
Frankreich . . .	85	95	1920	224	317	12,411
Großbritannien .	70	226	5890	349	438	14,516
Oesterreich . . .	15	33	691	49	38	893
Preußen . . .	9	26	246	9	28	352
Rußland . . .	41	186	—	342	200	3851
Italien	30	43	1192	40	60	1500
Holland . . .	39	24	1191	103	49	1643
Dänemark . . .	23	18	994	30	24	1250
Griechenland . .	24	7	154	24	7	154
Portugal . . .	28	9	260	40	13	367
Spanien . . .	10	25	413	54	43	1015

Um eine Seemacht zu werden, genügt es nicht, es zu wollen, es müssen dazu auch gewisse Bedingungen vorhanden sein. Natürlicherweise vor Allem gute bequeme Häfen und eine seetüchtige Bevölkerung. In der Regel ist der künftige Seemann in der Nähe des Meeres geboren, hat sich früher mit seinen Gefahren vertraut gemacht und sie sogar lieb gewonnen. Daher hat auch ein Land gewöhnlich um so mehr Matrosen, als sich seine Küste in größerer Länge hinstreckt. Auf den englischen Schiffen befanden sich 1862 171,592 Mann. In Frankreich enthalten die maritimen Register 170,000 Namen, in Spanien 81,000, Oesterreich hat 34,664, Preußen 11,734, Schweden 9666, Portugal 8098 Seeleute. Nach der Bemannung ist die Hauptbedingung, die Ausgaben nicht zu scheuen; wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen.

Vergleicht man die Kosten der Seemacht mit denen der Landheere, so findet man folgendes Verhältniß:

Die Landmacht gleich 1000 gerechnet, so kostet die Seemacht in:

Frankreich	443	Griechenland . . .	410
Großbritannien . .	745	Holland	685
Oesterreich	52	Portugal	327
Preußen	45	Spanien	404
Rußland	209	Schweden	395
Türkei	217	Norwegen	495
Dänemark	448		

Der geschärfte, auf das Meer gerichtete Blick des deutschen Vaterlandes ist das Beste, was die letzten Jahre uns brachten. Ein Blick auf die Karte zeigt deutlich, daß wir Beruf haben, uns nicht auf ewig vom Meere zurückzuziehen, sondern von dieser flüssigen Bühne nur für eine kurze Zeit abgegangen sind, um sie auf's Neue wieder zu betreten. Die Zeit wird hoffentlich kommen, in der Deutschland auf dem Ocean für Aufrechthaltung der Weltdisciplin mitsorgen hilft; auf diesem Theile der Erde gibt es gar viel zu ordnen und zu vermitteln. Jene geheimnißvolle Anziehungskraft des Wassers, deren Wirkung auf den Menschen die Poesie so häufig geschildert hat, ist in der That vorhanden. Das flüssige Element lockt den Menschen von den Gebirgen und Hochebenen herab, um sich ihm dienstbar zu machen. Darin liegt der Grund der Suprematie Englands, daß überall, wo der englische Boden vom Wasser berührt wird, die Industrie sich entfaltet, und überall, wo die Industrie Fuß gefaßt hat, das Meer sich zu ihr den Weg gebahnt sieht. Der deutsche Gewerbefleiß hat längst diese Anziehungskraft des Meeres empfunden.

Was ist aller Hader zu Lande gegen den einen großen Gedanken der deutschen Wiedergeburt zur See! Ehe das Jahrhundert zu Ende geht, möge der Ocean zum Lethe werden, in welchem wir alle Zwietracht versenken.

Das Rosten des Eisens.

Obgleich das Eisen unter allen nutzbaren Metallen am weitesten und massenhaftesten in der Natur verbreitet ist, so ist es doch nur erst sehr spät in allgemeinen Gebrauch gekommen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es nirgends im gediegenen Zustande gefunden wird, ausgenommen als Meteoreisen. In der ersten Zeit seines Bekanntwerdens wurde es wohl nur zu Kriegszwecken verwendet, was daraus hervorgeht, daß die Römer ihm, als dem Symbol des Krieges, den Namen Mars beilegten. Der Ausspruch des Solon, als Krösus ihm seine Schatzkammer zeigte: „Wenn einer kommt, der besseres Eisen als Du hat, so wird er schnell Herr Deines Goldes sein," hat selbst noch heute Geltung; ja eine so wichtige Rolle wie heute hat das Eisen wohl noch nie im Kriegshandwerke gespielt. Und bei alledem ist es doch zugleich auch der Haupthebel der Civilisation gewesen. So lange der Mensch auf Geräthe und Werkzeuge von Stein angewiesen war, konnte von einer Cultur wenig die Rede sein. Wie wenig die Völker in ihrer Kindheit, denn so kann man das Steinzeitalter nennen, von dessen Dasein die alten Grabstätten allüberall die Beweise liefern, im Stande waren, der von der Natur an unser Geschlecht gerichteten Weisung, die Erde zu erfüllen und sie sich unterthan zu machen, nachzukommen, sehen wir am besten an den Südseeinseln, deren Bewohner bei ihrer ersten Auffindung über die Geräthe und Werkzeuge von Stein noch nicht hinausgelangt waren. Bei den Völkern des Alterthums ging zwar die Bronze, die man trefflich zu härten und zu stählen verstand, dem Eisen voraus, aber sehr bald erkannte man die Ueberlegenheit des letzteren. Die Römer beteten allerdings das Eisen nicht an, wie die Eingeborenen der Südseeinseln, als sie zuerst damit bekannt wurden, aber seines Werthes waren sie sich wohl bewußt, denn überall, wo sie auf ihren weiten Eroberungszügen Eisenerze antrafen, legten sie sofort frisch Hand an die Gewinnung dieses wichtigen Metalles.

Einer sehr langen Zeit hat es bedurft, ehe der Mensch die besondere Eigenthümlichkeit dieses Metalles, mit großer Leichtigkeit in Folge gewisser Veränderungen bei seiner Darstellung seinen Charakter gänzlich zu verändern und hierbei stets neue, aber doch nutzbare Eigenschaften anzunehmen, kennen und praktisch ausüben lernte. Sonst sieht man die Veränderlichkeit im Leben grade nicht als ein gutes Zeichen an, aber hier ist sie es allein, die das Eisen für alle Zweige der Technik und für alle Bedürfnisse des Lebens gradezu unentbehrlich gemacht hat. So hat denn vorzugsweise in der neuesten Zeit das Eisen alle übrigen nutzbaren Metalle weit überflügelt. Wenn auch jetzt schon ganz himmelweit verschiedene Dinge aus dem Eisen angefertigt werden, so müssen wir doch bekennen, daß wir erst an der Schwelle einer neuen Zeit für die allgemeine Verwendung dieses Metalles stehen, deren Verlauf wir heute noch gar nicht berechnen können. Und doch steht heute schon so viel fest, daß das Eisen für den Menschen werthvoller ist als alle andern Metalle zusammengenommen. Kein Verständiger bezweifelt heute mehr, daß die Wohlfahrt der Völker von dem prunklosen Eisen mehr abhängt als von dem gleißenden Golde, nach dem sich Alles drängt und an dem Alles hängt.

Trotz der vielen überaus wichtigen nutzbaren Eigenschaften hat das Eisen aber doch auch seine leicht verwundbare Achillesferse. Mit vollem Recht sehen wir das Eisen als den Ausdruck der Macht und der Kraft an, und doch unterliegt es und zwar binnen kurzer Frist dem nagenden Zahne der Zeit, da es gegen die Angriffe der Luft so wenig gewaffnet ist. In völlig trockener Luft und unter luftfreiem Wasser behält zwar das Eisen seinen Glanz unverändert, aber diese Bedingungen sind im gewöhnlichen Leben nicht gut zu erfüllen, da die Luft stets Wasserdampf und das Wasser stets Luft enthält. Als dritten im Bunde haben wir die Kohlensäure, die gleichfalls nie in der Luft und dem Wasser fehlt, anzusehen; sie ist es gleichsam, welche den Sauerstoff in der Luft und das Wasser zu den Angriffen auf das Eisen anregt. So sehen wir denn, daß das Eisen sich sehr bald mit einem braunen Ueberzuge bedeckt, den wir Rost nennen. Das Eisen verbrennt gleichsam, d. h. es verbindet sich mit dem Sauerstoff der Luft zu Eisenoxyd und dieses wieder mit Wasser zu Eisenoxydhydrat.

Allerdings verlieren die anderen Metalle,

mit Ausnahme der edlen, gleichfalls ihren Glanz und die ihnen eigenthümliche Farbe an der Luft, aber hier sind die Verhältnisse doch günstiger als beim Eisen. Bei den andern Metallen, z. B. beim Kupfer, ist die Oxydschicht fest mit dem Metall verbunden und zugleich dicht, so daß sie die darunter befindliche Metallfläche vor den weitern Angriffen der Luft bewahrt. Der Eisenrost dagegen bildet eine poröse und blättrige Masse, die sich leicht von dem Eisen ablöst. Schon dadurch ist die allmälige Zerstörung des Eisens bedingt, aber mehr noch durch eine andere Eigenschaft des Rostes. Haben sich nämlich einmal auf dem Eisen Rostflecke gebildet, so erleichtern diese die Angriffe der Luft ungemein; der Rost überträgt gleichsam den Sauerstoff der Luft auf das Eisen. Binnen sehr kurzer Zeit wird dann die ganze Masse durch und durch von dem Roste zerfressen.

Bei der allgemeinen Verwendung des Eisens ist die Frage: wie kann man das Rosten verhüten? von großer Bedeutung geworden. Am gründlichsten wäre hier mit einer gänzlichen Beseitigung der Ursachen geholfen; eine solche ist aber nicht denkbar und deshalb findet auch eine Freihaltung des Eisens vom Rosten durch den regelmäßigen Gebrauch selbst nur in einem sehr beschränkten Maße statt. Da ein Fernhalten der Luft und des Wassers von den eisernen Gegenständen nicht ausführbar ist, so liegt es nahe, die unmittelbare Berührung derselben mit dem Eisen so viel als möglich zu verhindern und solches kann durch Herstellung eines Ueberzuges geschehen.

Die erste Stelle nehmen hier die Anstriche von verschiedener Art ein, wobei jedoch der zum Grundiren verwendete Stoff von Wichtigkeit ist. Die Mennige verdient keine besondere Empfehlung als Grundfarbe bei Eisenanstrichen, obgleich sie sehr allgemein im Gebrauch ist. Bessere Resultate scheint der Grünspan zu geben. In neuester Zeit hat man die sogenannte Diamantfarbe, die aus feingemahltem Graphit und Leinölfirniß zu bestehen scheint, sehr angelegentlich empfohlen, doch leuchtet ein, daß die Dauer wegen der Vergänglichkeit des Firnisses kaum eine wesentlich längere sein kann. Besser allerdings wie die Mennige scheint der Graphit sich zu bewähren. Besonders in geschlossenen Räumen, wo nicht viel Feuchtigkeit vorhanden, sind Graphitüberzüge ohne Firnißzusatz zu empfehlen. Von dem in neuerer Zeit ebenfalls sehr empfohlenen sogenannten galvanischen Anstrich, welcher aus feinem Zinkpulver mit Oelfirniß besteht, gilt dasselbe wie von der Diamantfarbe.

Bei der bekannten Britanniabrücke in England wendet man Bleiweißfirniß an. Zu diesem Zwecke hat man eine eigene Arbeitercolonne errichtet, die ununterbrochen in Thätigkeit ist und im Laufe von fünf Jahren den Anstrich der ganzen Brücke einmal erneuert, denn für länger gewährt der Anstrich keinen Schutz. Für so große Gegenstände sind aber diese Anstriche viel zu theuer. Man hat daher nach billigern Mitteln gesucht, und glaubt ein solches in einem Anstrich aus Asphalt, Theer und Graphit gefunden zu haben, da dieser sich nach einem vieljährigen Bestande als haltbar bewährt hat. In vielen Fällen verdient er daher auch den Vorzug vor anderen Anstrichen.

Klett hat bei seinen bekannten Eisenbrücken ein anderes Verfahren in Anwendung gebracht, das erfolgversprechend zu sein scheint. Die einzelnen Theile werden nämlich, nachdem sie in Säuren abgeätzt worden sind, in siedendes Leinöl getaucht. Hauptsache dabei ist, daß die letzten Spuren der Säure sorgsam entfernt werden, denn sonst wird der Oelüberzug sehr bald zerstört und das Eisen viel heftiger durch den Rost angegriffen, da stärkere Säuren das Rosten ungemein mehr begünstigen als die Kohlensäure. Zu diesem Ende bringt man das Eisen nach dem Aetzen in ein Bad von Kalkmilch, um die Säure abzustumpfen, reinigt es dann durch Eintauchen in heißes Wasser und trocknet es durch Einwirken einer höhern Temperatur vollständig ab, bevor man es in das Leinöl eintaucht. Ein Anstrich von kaltem Leinölfirniß auf so zubereitetem Eisen soll sich gleichfalls bewährt haben.

Sonst bedient man sich auch einer Auflösung von Kautschuk, Kopal- oder Bernsteinfirniß u. s. w. zum Anstreichen des Eisens, wie denn überhaupt in letzterer Zeit die Kunst des Polirens der Eisenwaaren eine große Vollkommenheit erreicht hat. Größere und weniger werthvolle Gegenstände überzieht man mit Asphaltlack oder Theer. Diese schwarzen, einförmigen Ueberzüge sind neuerdings größtentheils durch solche von bronzeartiger Färbung, die ein viel gefälligeres Aussehen besitzen, verdrängt worden.

Als ein weiteres Schutzmittel gegen die Zerstörungen des Eisens durch den Rost dient dieser selbst. Man befördert nämlich das Rosten der äußern Fläche durch künstliche Mittel und reibt sodann die losen Massen des Rostes ab. Dieses Verfahren wird so lange wiederholt, bis eine zusammenhängende und festhaftende Schicht von Eisenoxyduloxyd erzeugt ist. Das weitere Rosten wird besonders wirksam verhütet, wenn man die Schicht mit Firniß überzieht oder polirt. Man nennt diese Operation, die besonders bei den Gewehrläufen zur Anwendung kommt, das Braunmachen oder Bruniren.

Französische Ingenieure haben diese Methode, wegen des wirksamen Schutzes, den sie gewährt, zur allgemeinen Benutzung empfohlen. Um die Bildung der festhaftenden Oxyduloxydschicht auf eine leichtere Weise zu bewerkstelligen, schlagen sie vor, die Eisenstücke, auf deren Oberfläche künstlich Rost erzeugt worden ist, zu erhitzen. Dieser Vorschlag hat großes Aufsehen erregt, aber bis jetzt ist nicht bekannt geworden, ob diese Methode bereits in größerem Maßstabe mit Erfolg angewendet worden ist.

Ein weiteres Schutzmittel ist das Emailliren des Eisens, das Ueberziehen desselben mit einer leicht schmelzbaren Glasur. Der Ueberzug an sich ist zwar fest und dauerhaft und erfüllt seinen Zweck sehr gut, aber ein großer Uebelstand ist der, daß die Glasur bei raschem Temperaturwechsel leicht abspringt, weil sie sich hierbei in andern Verhältnissen ausdehnt und zusammenzieht als das Eisen. Man hat das Uebel dadurch zu verhüten gesucht, daß man der Grundmasse eine andere Zusammensetzung gegeben hat als der Deckmasse.

Schon seit langer Zeit hat man das Eisenblech, um es gegen den Rost zu schützen, mit Zinn überzogen. Diese Methode soll zuerst in Böhmen zur Ausführung gebracht worden sein. Durch einen katholischen Geistlichen, der zur lutherischen Religion übergegangen war und deshalb sein Vaterland verlassen mußte, wurde man 1620 in Sachsen mit dem Verzinnen des Eisenbleches bekannt. Bis zum Anfange des nächsten Jahrhunderts wurde ganz Europa von Deutschland mit verzinntem Eisenblech versorgt. Dann aber trat England als mächtiger Concurrent auf.

Der Zinnüberzug schützt aber das Eisen nur so lange, als er selbst unversehrt bleibt und dasselbe vollständig bedeckt. Sobald aber irgendwo Lücken entstehen, so hört nicht allein der Schutz auf, sondern nun wirkt die Verzinnung direct nachtheilig, indem sie das Rosten des Eisens befördert, weil dadurch die elektrische Spannung im Eisen erhöht und die Neigung, sich mit dem Sauerstoff der Luft zu verbinden, gesteigert wird. An sich wird das Eisen positiv elektrisch und da der Sauerstoff der Luft negativ elektrisch wird, so haben beide eine große Zuneigung zu einander. Durch das Zinn wird nun, wie bereits angegeben, der Gegensatz vergrößert und die Vereinigung des Sauerstoffs mit dem Eisen beschleunigt.

Neuerdings ist man auf den Gedanken gekommen, das Eisenblech mit einem Ueberzuge von Zink zu versehen. Solches Eisen nennt man galvanisirtes. Hier verhält sich die Sache aber anders wie bei dem verzinnten Eisenblech. Das Zink an sich ist stärker positiv elektrisch als das Eisen; kommen daher beide zusammen, so verhält sich das Eisen negativ elektrisch und ist folglich gegen die Angriffe des Sauerstoffes geschützt, der sich nun gegen das Zink wendet. Beim Kupfer ist der Schutz, den das Zink gewährt, sehr bedeutend. Es ist Thatsache, daß der im Wasser befindliche kupferne Ueberzug der Seeschiffe wesentlich gegen das Wasser geschützt wird, wenn man Zinkplatten, auch nur an einigen Stellen auflöthet. Man nimmt an, daß eine Zinkplatte von einem Quadratzoll wenigstens eine Kupferfläche von 40 □Zoll schützt. In gleicher Weise hat man auch das Eisen zu schützen gesucht; aber hier sind die günstigen Erwartungen nicht immer durch die Erfahrung bestätigt worden. Ueberhaupt sind die Resultate sehr verschiedenartig und sogar sich direct widersprechend ausgefallen. So viel steht fest, daß man die Einwirkung des Zinks auf das Eisen lange Zeit überschätzt hat. Bei Eisen, das sich ganz unter Wasser befindet, soll jedoch der Schutz wirksamer sein.

Früher glaubte man, daß bei dem galvanisirten Eisen sich die schützende Kraft des Ueberzuges auch dann bewähren müsse, wenn derselbe theilweise abgenutzt und das Eisen davon stellenweise entblößt sei. Daß die Nachbarschaft des Zink auch in der Luft das Eisen gegen das Rosten schützt, wird allerdings dadurch bewiesen, daß bei verzinktem Eisen nach theilweiser Entfernung des Ueberzuges der Rost sich nicht in unmittelbarster

Nähe des Zink ansetzt, sondern nur in $2^1/_2$ bis 3 Linien Entfernung von den nächsten Zinktheilen, aber dennoch haben sich die Erwartungen, die man über die Verzinkung des Eisens hegte, keineswegs erfüllt. Dies erklärt sich aus dem Verhalten des Zink gegen die atmosphärischen Einflüsse. Das Zink oxydirt sich selbst an der Luft; allerdings schützt die Oxydschicht das darunter befindliche Metall gegen weitere Angriffe, aber leider haftet sie auf diesem nicht sehr fest. Namentlich durch den Regen wird es fortgeführt und so nach und nach das Zink ganz aufgezehrt und dann bleibt das Eisen natürlich ohne allen Schutz zurück.

Nichtsdestoweniger fertigt man doch verzinkte Eisenbleche in Menge an, da sie nicht unter allen Umständen den Zinkblechen nachstehen. Erstere verdienen unbedingt den Vorzug, wo eine größere Widerstandsfähigkeit gegen Beschädigung durch Stoß und Schlag erforderlich ist, wie es z. B. bei manchen Dachrinnen, welche durch äußere Einwirkungen stets in Anspruch genommen werden, der Fall ist. Ferner empfiehlt sich das galvanisirte Eisenblech besonders zum Dachdecken. Allerdings wurde das gewöhnliche Eisenblech seiner Billigkeit wegen dazu schon in früherer Zeit vorgeschlagen, aber eben wegen der leichten Zerstörbarkeit durch den Rost wurde es, seitdem es den Hüttenleuten gelungen war, die große Sprödigkeit des Zinkbleches zu beseitigen, von diesem sehr bald überflügelt. Anders ist es nun mit dem verzinkten Eisenblech. Es vereinigt die Vortheile beider Metalle; es widersteht durch den Zinküberzug besser der Zerstörung durch die Einwirkung der Luft und als Eisenblech der durch das Feuer. Bei einer Hitze, wo das Zinkblech längst geschmolzen wäre, verbrennt das Eisenblech oberflächlich und sind die Bleche sonst nur gut gearbeitet, so hält ein Dach von galvanisirtem Eisen selbst bei einem sehr heftigen Feuer zusammen.

Wie vortheilhaft und wichtig diese Bedachung ist, lehrte vor ungefähr 18 Jahren der Brand eines Wagenschuppens auf dem Bahnhofe der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn zu Wien. Als die hölzernen Träger des eisernen Daches verbrannt waren, senkte sich das ganz unversehrte Dach gleichsam als Decke über die Mauern herab. Dadurch wurde der Zutritt der Luft zu der Flamme so bedeutend beschränkt, daß es leicht wurde, des Feuers Herr zu werden. Ohne diesen glücklichen Umstand wäre es sehr schwer gewesen, der Verheerung Einhalt zu thun.

Da das Zinkoxyd nicht sehr fest haftet und in Folge dessen allmälig eine gänzliche Zerstörung des schützenden Ueberzuges herbeigeführt wird, so hält man zum besseren Schutze des Eisens auch hier einen Oelfarbeanstrich für geboten. Um das Haften der Oelfarbe auf dem Zink zu befördern, ist es zweckmäßig, die anzustreichende Fläche zuvor mit verdünnter Säure abzuätzen. Auch ein Anstrich mit Wasserglas wäre hier zweckdienlich. Neuerdings empfiehlt man als Zusatz fein gepulverten Schiefer ($^7/_8$) und Ruß oder Graphit ($^1/_8$).

Uebrigens hängt die Dauer der Dächer aus verzinktem Eisenblech wesentlich von localen Umständen, so wie von der sorgfältigen Beaufsichtigung derselben ab. In England hat man vielfach die Beobachtung gemacht, daß solche Dächer kaum oder wenig über fünfzehn Jahre gehalten haben. Aber auch Dächer von Zinkblech waren hier nach 20 bis 25 Jahren gänzlich zerstört. Auf dem Bahnhofe zu Lehrte zeigte die Perronbedachung aus verzinktem Eisenblech nach acht Jahren nur erst einige wenige Rostflecken, die nur durch Ueberstreichen mit Oelfarbe möglichst unschädlich zu machen sind. Dagegen war auf dem Bahnhofe zu Hannover eine Dachrinne nach 7 bis 8 Jahren gänzlich zerstört; allerdings waren hier die localen Verhältnisse besonders ungünstig.

In neuerer Zeit hat man die kupfernen Drähte bei den Telegraphenleitungen allgemein durch verzinkten Eisendraht ersetzt und hier hat man sich allerdings in den Erfolgen, die man erwartete, bis jetzt nicht getäuscht. Freilich leitet Kupferdraht die Elektricität besser als Eisendraht, aber diesen Nachtheil kann man dadurch ausgleichen, daß man dem Eisendraht eine größere Stärke gibt. Dadurch werden allerdings die Vortheile, welche der Preis des Eisens im Vergleich zu dem des Kupfers bietet, wesentlich beeinträchtigt; aber dennoch bietet der verzinkte Eisendraht dadurch noch pecuniäre Vortheile, daß er wegen seiner Stärke besser geeignet ist, sich auf größern Strecken selbst zu tragen. Man kann also die Stangen, die dazu dienen, den Draht zu stützen, viel weiter auseinandersetzen, wodurch die Zahl derselben bedeutend vermindert wird. Welche Bedeutung die Telegraphen-

drähte als Handelsartikel erlangt haben, geht daraus hervor, daß England allein in den letzten 10 Jahren deren für 16,479,570 Thlr. ausgeführt hat.

Das elektrische Verhalten der Metalle zu einander muß man besonders im Auge haben, wenn man in der Nachbarschaft des Eisens andere Metalle anbringen will. So findet man z. B. Gitterstangen, deren Füße mit Blei vergossen sind, sehr häufig ganz vom Roste zerfressen. Dasselbe findet statt bei eisernen Gas- und Wasserleitungsröhren, deren Verbindungsstellen durch Blei gedichtet worden sind. Auf Rechnung dieser Verdichtungsmethode sind zumeist wohl die vielen Undichtigkeiten dieser Röhrensysteme, wodurch namentlich die Gasanstalten ganz erhebliche Verluste erleiden, zu setzen, so daß es wohl anzurathen ist, das Blei hierbei ganz aus dem Spiele zu lassen.

Eben so schädlich wie das Blei ist auch das Kupfer dem Eisen. So findet man z. B. häufig die Köpfe von eisernen Nägeln welche zur Befestigung der kupfernen Blitzableiterstreifen dienen, ganz vom Roste zerfressen. Schlagend konnte man die schädliche Einwirkung des Kupfers auf Eisen an einer Fahne auf dem Kirchthurme der Aegidienkirche zu Hannover beobachten, als man sie kürzlich herunternehmen mußte. Das starke eiserne Gerippe dieser in Form eines Kleeblattes aus doppeltem Kupferblech angefertigten Fahne war überall, wo es mit diesem in Berührung stand, durch den Rost fast ganz zerstört, während die übrigen Theile sich noch ziemlich wohl erhalten zeigten, obgleich die Fahne 150 Jahre alt war.

Andererseits wird das Eisen wieder dem Zink gefährlich. Man darf daher Dachrinnen von Zinkblech nicht mittelst eiserner Haken befestigen, sondern muß an deren Stelle stets verzinkte anwenden.

Auch der Schwefel gefährdet das Eisen, indem sich Schwefeleisen bildet und hierdurch wird eine Volumvermehrung herbeigeführt. Hierdurch erklärt sich das häufige Zerspringen der porzellanenen Telegraphendraht-Isolatoren mit eingeschwefelten Haken.

Bei den eisernen und eisengepanzerten Schiffen, die in der neuesten Zeit immer mehr in Gebrauch kommen, hat sich das Rosten, das im Seewasser noch schneller vor sich zu gehen scheint, bereits sehr fühlbar gemacht. Ein weiterer Uebelstand ist der, daß sich an dem Schiffe, so weit es sich im Wasser befindet, große Massen von Seegewächsen, Muscheln u. s. w. ansetzen, wodurch die Schnelligkeit desselben nicht unbedeutend beeinträchtigt wird. Bei den Kupferbeschlägen der Schiffe ist dies nicht der Fall, weil das Kupferoxyd giftig auf die Thiere und Pflanzen wirkt. Um diese Uebelstände zu beseitigen, hat man verschiedene Versuche angestellt, die mehr oder weniger von Erfolg gewesen sind. So hat man dem Eisen einen Anstrich von Kupferhammerschlag und Leinöl gegeben, das Eisen auf galvanischem Wege oder durch Eintauchen in das geschmolzene Metall verkupfert und die eisernen Platten mit emaillirtem Blech bedeckt.

Professor Croce Calvers in England hat neuerdings Versuche angestellt, die rasche Zerstörung des Eisens durch den Rost durch die galvanische Einwirkung des Zink zu verhindern. 1858 bedeckte er Eisenplatten zu $^1/_{20}$, $^1/_{40}$, $^1/_{80}$ und $^1/_{100}$ der Oberfläche mit Zink und versenkte diese vorgerichteten Platten in süßes und in Seewasser. Bei der Besichtigung nach einem bis drei Monaten zeigten sich die Platten sehr gut erhalten. Auch verzinktes Eisen gab sehr gute Resultate. Eisenplättchen von 3 Quadratzoll Oberfläche hatten nach zwei Monaten in destillirtem Wasser 1,230 Gramm verloren, das verzinkte Eisen dagegen nur 0,1 bis 0,125 Gran. Noch günstiger stellten sich die Verhältnisse im Seewasser; hier hatten die ungeschützten Platten 2,38 bis 2,4 Gramme verloren, die galvanisirten dagegen nur 0,09 bis 0,095 Gramme. Nach weitern 14 Monaten hatten die ersteren im destillirten Wasser 1,53 bis 1,7 und im Seewasser 4,28 bis 4,32 Gram. verloren; die letztern dagegen im destillirten Wasser 0,5 bis 0,83 und im Seewasser 0,78 bis 1,22 Gramme.

Bemerkenswerth ist noch, daß durch das Zink nicht allein die Abnutzung des Eisens verlangsamt wird, sondern auch das Holz, besonders das Eichenholz, wird wesentlich conservirt, während es sonst durch den schädlichen Einfluß des Rostes, wovon wir gleich sprechen werden, sehr rasch zerstört wird.

Mit dem Namen „Argentiren" bezeichnet neuerdings Fleck ein Verfahren, Eisengeräthe mit Neusilber (Argentan), Messing, Bronze, Kupfer oder Silber in höchst dünnen Schichten zu überziehen, und ihnen dadurch ein gefälliges Ansehen, so wie eine größere Wider-

standsfähigkeit gegen die oxydirenden Einflüsse des atmosphärischen Sauerstoffes zu verleihen. Das Argentiren gründet sich auf die Eigenschaft der meisten Metallsalze mit den Ammoniaksalzen Doppelsalze zu bilden, welche durch den Einfluß von Kohle und Alkalien zu Metall reducirt und auf die rostfreie Eisenfläche in gleichmäßigen, sehr dünnen Lagen aufgeschmolzen werden. Diese Ammoniak-Doppelsalze werden auf die Art erhalten, daß man die obengenannten Legirungen oder Metalle in einem Gemisch von Salz- und Salpetersäure auflöst und zu der Lösung so lange Ammoniakflüssigkeit hinzusetzt, bis sich ein bleibender schwacher Niederschlag zu bilden anfängt. Dann dampft man die Flüssigkeit in irdene Gefäße ein, bis ein dicker Salzbrei entstanden ist und diesen trocknet man bei mäßiger Wärme aus.

Sollen eiserne Geräthe argentirt werden, so ist zunächst die Oberfläche durch ein schwaches Aetzmittel zu reinigen. Als solches dient eine Auflösung von Zinn in sehr schwacher Salpetersäure. In diese Lösung werden die Eisenstücke, nachdem sie vorher in heißem Wasser angewärmt worden sind, je nach ihrer Größe 5 bis 15 Minuten lang eingetaucht, sodann mit warmem Wasser abgewaschen und mit einem trockenen wollenen Lappen sorgfältig abgerieben. Dann folgt das Ueberziehen mit dem Argentirbrei. Drei Loth des Salzmehles werden mit kohlehaltigem Material (Theer, Leim oder Terpentinöl) zu einem Brei angerührt und in diesen trägt man zwei Loth gebrannten Kalk ein. Mit diesem Brei überzieht man ein bis zwei Linien hoch, möglichst gleichmäßig die vorher sorgfältig gereinigten Gegenstände, überstreut sie dann mit trocknem Kalkmehl und setzt sie in einer Muffel wenigstens eine halbe Stunde hindurch der Rothglühhitze aus. Um das hierbei entweichende Ammoniak wieder zu gewinnen, bringt man an der hintern Seite der Muffel ein Thonrohr an und leitet dasselbe in einen Raum, in welchem mit Salzsäure angefüllte Schalen aufgestellt sind. So wie das Ammoniak in diesen Raum eintritt, wird es durch die Salzsäure angezogen und man gewinnt es dann als Salmiak.

Die geglühten Gegenstände werden nach dem Erkalten in lauwarmes Wasser gelegt und dadurch der Kalküberzug entfernt und das Metall bloßgelegt. Letzteres sitzt so fest, daß man ihm eine schöne Politur ertheilen kann.

Um seine Stahlwaaren gegen den Rost zu schützen, überzieht man dieselben mit einer Auflösung von Wachs in kaltem Benzol. Letzteres verdunstet sehr schnell an der Luft und das Wachs bleibt dann als ein dünner, aber dichtschließender Ueberzug zurück. Die kleineren Stahlwaaren vergoldet man auch, um sie gegen den Rost zu schützen. Zu diesem Ende schüttelt man eine concentrirte Goldlösung mit dem dreifachen Volumen Aether, der das Goldchlorid in sich aufnimmt. In diesen Aether taucht man dann die vorher gut gereinigten Gegenstände, die man nach der Vergoldung mit Wasser abwäscht und bei 25 Grad trocknet. Das Gold haftet so fest, daß man es poliren kann. Nur wenn die Flüssigkeit sehr sauer war, löst sich das Gold leicht ab.

Bemerkenswerth ist noch die zerstörende Einwirkung des rostenden Eisens auf das Holz. An den Planken alter ausgedienter Schiffe hat man vielfach beobachtet, daß überall wo eiserne Nägel oder Bolzen in denselben saßen, das Holz rundumher ganz verändert war. Das Holz erscheint gewissermaßen ganz verkohlt, als wenn die Nägel vor dem Eintreiben glühend gemacht worden wären, und ist ganz mürbe. Diese nachtheilige Einwirkung des Eisenrostes rührt davon her, daß das Eisenoxyd bei der Berührung mit dem Holze einen Theil seines Sauerstoffes an das Holz abgibt und dadurch in Eisenoxydul verwandelt wird. Dieses aber nimmt wieder Sauerstoff auf und überträgt denselben wieder auf das Holz und dadurch, daß sich dieser Vorgang unausgesetzt wiederholt, wird eine langsame Oxydation oder Verwesung des Holzes herbeigeführt. Hierin haben wir mit eine Hauptveranlassung zu suchen, daß die Schiffe in so kurzer Zeit untüchtig werden.

Oft enthält das Wasser in dem Erdboden Eisenoxyd in Verbindung mit organischen Substanzen und dann wirkt es auf Holz, mit dem es in Berührung kommt, ähnlich wie ein Ferment. Diese Verbindung nimmt einen großen Antheil an der Zerstörung der Rostpfähle. Das Holz wird dadurch so verändert, daß es in feuchtem Zustande gar keinen Widerstand mehr leistet.

Diese Anklage gegen die eisernen Nägel ist wichtig genug, um auf Abhilfe zu denken, und diese ist darin gegeben, daß man die Nägel verzinkt. Solche Nägel sind auch beim Befestigen der Eisenbahnschienen auf den Schwellen sehr zu empfehlen.

Aehnliche Fälle, wo das Eisenoxyd (Rost) zerstörend auf organische Substanzen wirkt, kommen übrigens im alltäglichen Leben sehr häufig vor. Behandelt man z. B. Leinen- und Baumwollengewebe, in denen sich Tintenflecke befinden, wiederholt mit Lauge, so werden diese Stellen mürbe oder es entstehen auch gradezu Löcher. Bei den Lüsterfarben (Rostgelb und Schwarzbraun), die man den Geweben dadurch ertheilt, daß man sie mit einer Auflösung von schwefelsaurem Eisenoxydul oder Manganoxydul tränkt, nach dem Trocknen durch Aetzkalilauge zieht, und dann das Oxydul durch Aussetzen an die Luft in Oxyd verwandelt, zeigen sich ähnliche Uebelstände. Die Gewebe verlieren an Festigkeit und man sagt gewöhnlich, sie seien beim Färben verbrannt, während hierbei doch kein Versehen stattgefunden hat. Dasselbe Mürbewerden zeigt sich auch bei Geweben, die beim Waschen mit Eisen verunreinigt worden sind.

Man glaubt sogar, daß durch die energische Wirkung des Eisenoxydes die so häufig vorkommende freiwillige Entzündung der gefetteten Abfälle von Baumwolle und Wolle mit bedingt werde. Allerdings begünstigt die begierige Aufnahme des Sauerstoffs durch das Oel die Entzündung gleichfalls, doch mag auch das Eisenoxyd, wodurch diese Abfälle beim Putzen oder sonst häufig verunreinigt werden, mit dazu beitragen.

Wie das Rosten des Eisens vielfach schädlich wirkt, so leistet uns dasselbe in gewisser Hinsicht aber auch wiederum große Dienste. Ohne diese Eigenschaft des Eisens wäre es sehr schwierig, wenn nicht gar unmöglich, so große Gefäße von Blech, wie sie heute zu den Gasbehältern in den Leuchtgasfabriken erforderlich sind, anzufertigen. Dasselbe gilt vom Bau der eisernen Schiffe. Hier wie dort werden die einzelnen Bleche durch Nieten mit einander verbunden, wodurch aber eine für Luft und Wasser undurchdringliche Dichtung nicht erzielt wird. Solche ist aber sehr leicht mit Hilfe des Rostes herzustellen, indem man die Verbindungsstellen mit schwachen Säuren befeuchtet. Der dadurch entstehende Rost verbindet beide Platten auf das Innigste. Eiserne Schiffe ziehen selbst auf den weitesten Fahrten kein Wasser und dadurch unterscheiden sie sich auf das Vortheilhafteste von den hölzernen, in deren untersten Räumen das darinstehende Wasser so häufig einen pestilentialischen Gestank verursacht.

Ebenso ist das Rosten des Eisens ein gutes Mittel Fugen an Dampfkesseln, Röhrenleitungen u. s. w. zu dichten. Man streicht die Fugen mit einem Brei aus, der aus Eisenfeilen (40 Theile) und Salmiak (1 Theil) und dem nöhtigen Wasser oder Essig oder verdünnter Schwefelsäure (2 bis 3 Theile Säure auf 100 Theile Wasser) besteht.

Durch das Rosten des Eisens wird ferner das Wasser vor dem Verderben bewahrt. Dies mögen sich namentlich die Besitzer und Liebhaber von Aquarien gesagt sein lassen. Allerdings soll sich diese kleine Welt ganz durch sich selbst erhalten, indem jedes Mitglied das erzeugt, was einem andern durchaus unentbehrlich zum Leben ist. Die Thiere athmen Sauerstoff ein und Kohlensäure aus; da sich letztere in ziemlich bedeutender Masse im Wasser auflöst, so würde sehr bald das Leben der in dem Wasser befindlichen Thiere bedroht sein, denn die Kohlensäure ist für sie ein tödtliches Gift, für die Pflanzen aber ein unentbehrliches Nahrungsmittel, ebenso wie das Ammoniak, das sich aus den verbrauchten thierischen Stoffen entwickelt. Die Pflanzen schaffen nicht nur diese schädlichen Stoffe fort, sondern sie entwickeln auch Sauerstoff, so daß sie also gleichzeitig die Thiere direct mit dem für sie unentbehrlichen Lebenselemente, dessen in dem Wasser enthaltener Vorrath bald erschöpft sein würde, versorgen. Soll diese sich selbst regulirende häusliche Oekonomie ungestört ihren Fortgang haben, so muß dafür gesorgt werden, daß die beiden Factoren, die sich gegenseitig die Waage halten, stets in dem richtigen Gleichgewicht zu einander stehen. Sobald das eine vorwiegt, muß das andere darunter leiden, und dann wird das Wasser sehr bald faul und stinkend. Will man daher nicht Verdruß statt der Annehmlichkeit eintauschen, so lege man Eisen, z. B. Nägel, Draht, Blechschnitzel u. s. w. in das Wasser. Man hat dann einzig nur von Zeit zu Zeit das Wasser zu ersetzen, was durch die Verdampfung davongegangen ist. Blutegel haben sich auf diese Art vier Jahre und länger erhalten, ohne daß es nöthig gewesen wäre, das Wasser auch nur ein einziges Mal zu erneuern.

Da das Eisenoxyd (der Rost), in Folge der fortwährenden Abgabe und Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft, ein so kräftig wirkendes Oxydationsmittel ist, so spielt es in der Natur bei der Verwesung der orga-

nischen Stoffe eine sehr große Rolle; mithin auch bei der Düngung, da in der Ackererde stets Eisenoxyd enthalten ist. Wenn auch in jeder Pflanzenasche Eisenoxyd gefunden wird und dasselbe daher auch als Nahrungsmittel für die Pflanzen angesehen werden muß, so nahm man doch an, daß sein Haupteinfluß auf die Fruchtbarkeit des Ackerbodens darin bestehe, daß es diesen mehr befähige, die Sonnenstrahlen einzusaugen und das Ammoniak aus der Luft und dem Dünger zu binden. Man hat auch zugelassen, daß bei der Oxydation des Eisens Ammoniak auf Kosten der Luft und des Wassers entstehen könne.

Die verschiedenen Thatsachen, die wir über die Wirkung des Eisenoxydes bei Gegenwart organischer Substanzen mitgetheilt haben, setzen aber eine entschiedene Mitwirkung desselben bei der Zersetzung des Düngers außer Zweifel. Es trägt also mit dazu bei, den Pflanzen die zu ihrem Bestehen nothwendige Kohlensäure zu liefern, und indem es die organischen Substanzen in Nahrungsmittel für die Pflanzen umwandelt, befördert es den ewigen Kreislauf, in welchem sich die Materie überhaupt bewegt.

Die Patente und der Patentstreit in der Gegenwart.

I.

Die Patente sind erst ein Paar Jahrhunderte alt. Heute steht der Zeitgeist ihnen schon wieder gegenüber und fordert ihre Beseitigung, ein auf den ersten Blick eigentlich um so eigenthümlicherer Vorgang, als es die Billigkeit und Gerechtigkeit war, welche die Patente, die Schutzbriefe neuer Erfindungen, gewährte, um das Verdienst um einen technischen Fortschritt in der Industrie zu belohnen, und für die Mühen und Opfer, vielleicht auch Sorgen und Entbehrungen eine Prämie zu geben.

Wir folgen auch hier unserem Grundsatze, auf frühere Jahrhunderte oder auf Jahrtausende zurückzublicken, um historisch erst festzustellen, ob, oder beziehendlich warum in früherer Zeit Patente nicht vorhanden waren. Die Gegenwart erklärt sich überall in wirthschaftlichen Dingen ganz erst aus der Vergangenheit, und jeder Denkende hat schon in sich das Bedürfniß historischer Klarlegung menschlicher Institutionen.

Die Patente hängen eng zusammen mit der Entwicklung der Gewerbe eines Volkes und mit den socialen Zuständen, welche in einem Volke herrschen, und diese letzteren werden es, wie wir gleich sehen werden, erklären, wenn wir bei Griechen und Römern, sowie im Mittelalter, irgend eine den heutigen Patenten ähnliche Institution nicht vorfinden.

In den durch ihre hohe culturliche Entwicklung in den Wissenschaften und Künsten noch heut vielfach als glänzendes Beispiel eines Volkes und Staates dastehenden althellenischen Freistaaten war die Handarbeit ziemlich überall und in ziemlich allen Epochen ihrer Geschichte lediglich Sache der Sclaven, für den *freien* Mann war sie eine entehrende Beschäftigung, und der altgriechische Geschichtschreiber Herodot sagt, daß dies schon früher auch bei den alten Egyptern, Thraziern, Scythen, Persern und Lydiern ebenso gewesen sei. Bei den Lacedämoniern wurden die Gewerbe durch die eisern strenge Gesetzgebung niedergehalten, es durften nur solche Hausgeräthe gebraucht werden, welche mit nicht feineren Werkzeugen als Axt und Säge zugerichtet waren. Das Volk sollte — das war der Zweck des Gesetzgebers — in höchster Einfachheit und von verderblichem Luxus fern gehalten und nur zur Körper- und Kriegstüchtigkeit erzogen werden, um in sich selbst die beste Wehr gegen Gefahren seiner Freiheit zu finden.

Selbst große und edle Männer des altgriechischen Volkes, wie Aristoteles, Plato, Xenophon, Sokrates sprechen es offen aus, von den Ideen ihrer Zeit beherrscht, daß Gewerbe und Handarbeit den freien Bürger herabwürdige und sich nicht für ihn gezieme; nur dem Ackerbau wurden Loblieder gesungen, besonders von den römischen Schriftstellern, bei dem großen Redner Cicero findet sich auch die Ansicht, daß der Handel im Allgemeinen ebenfalls eine gemeine Beschäftigung sei, außer wenn er als Grossohandel betrieben werde.

Boeckh in seinem „Staatshaushalt der Athener" sagt in dieser Beziehung: Die Gewerbe standen nirgends im hellenischen

Alterthum in Achtung, am wenigsten aber in aristokratisch oder oligarchisch beherrschten Republiken. Mehrfach wurde auch der Antrag eingebracht, man solle die gesammten Gewerbearbeiten von Staatssclaven verrichten lassen.

In Athen hatte der weise Gesetzgeber Solon die Bürger ermuntert, Handwerke und Künste zu treiben, ja sogar ein Gesetz erlassen, „daß der Sohn nicht gehalten sein solle, seinen Vater zu ernähren, wenn dieser ihn nicht habe ein Handwerk lernen lassen." Es blieb auch zunächst in Folge dieser weisen Maßregeln das Handwerk und die freie Arbeit im alten Athen noch unter Themistokles und bis zu Perikles Zeiten geehrt und in Ansehen. Die Zahl der Leibeigenen nahm aber in der Folgezeit so gewaltig zu, daß die Handwerksarbeit ihnen allmälig ganz zufiel. Die sichere Folge hiervon war die Demoralisation und Verarmung der mittleren Classen des Volkes.

Später erlaubten zwar die Athenienser ihren Bürgern gewisse bestimmt angegebene Gewerbe zu betreiben, aber immer nur durch Sclaven, so daß ihnen nur die Leitung zufiel.

Wir haben aus jener Zeit noch Nachrichten über mehrere Fabriken, über ihren Geschäftsumsatz und den Reingewinn den sie abwarfen.

Höchst interessant ist nun hier eine prophetische Aeußerung des großen Philosophen und Naturforschers Aristoteles (lebte von 384 bis 322 vor Christus), der da sagt: „Wenn der Meißel und das Weberschiffchen selbstthätig schaffen könnten, so würde die Sclaverei aufhören eine Nothwendigkeit zu sein." Wir sind heut mit unsern Maschinen dahin gelangt, da sie die rein mechanische Arbeit, die den Menschen gewissermaßen zum Sclaven, zum lebenden bloßen Werkzeug herabwürdigte, übernehmen.

Im alten Rom war das Gewerbe ebenfalls in den Händen der Sclaven und die Herren zogen hierdurch bedeutenden Nutzen. Das römische Recht hat die rechtlichen Grenzen dieses Verhältnisses, besonders in Bezug auf das Vermögen, sehr genau bestimmt.

In den dunklen Zeiten des Mittelalters gelangten die Gewerbe schon deshalb nicht zur Achtung, weil es allmälig durch die überwuchernde Feudalwirthschaft dahin gekommen war, daß nur noch Ritter, Leibeigene (Hörige, Erbunterthänige ꝛc.) bestanden. Von einem freien Volk war nicht mehr die Rede.

Erst mit der Bildung der Gemeinden und deren Losreißung von dem menschenentwürdigenden Joche, welches ihnen eine raubsüchtige, arbeitsscheue Adelskaste aufgebürdet hatte, namentlich aber mit der Bildung von Städten, wohin sich die Leibeigenen flüchteten und wo sie sofort frei wurden, also etwa mit dem 12. Jahrhundert, gewannen die elenden socialen Verhältnisse des Volkes eine Wendung zum Besseren und mit dieser Wendung beginnen auch die ersten jungen Keime der Ehre der Arbeit, die Achtung menschlichen Fleißes. Hier hebt die Blüthe der jungen Städte an, hier legt sich die neue Grundlage von Menschenrecht und Menschenwürde, von Bürgerwohlstand und Bürgertugenden, die Grundlage einer neuen Epoche der Menschengeschichte, die überall abhängt von der Achtung und Liebe von und zu der Arbeit.

Die moderne Gesellschaft und ihre gewerbliche Entwicklung wuchs in ihren ersten Anfängen aus diesen elenden und kampfreichen Zuständen heraus. Freilich waren, ehe der Spruch: „Arbeit ist des Bürgers Zierde" ein allgemeiner wurde, Jahrhunderte nöthig und manch harter Strauß mußte noch vornehmlich von den Zünften, die sich allmälig zu bewaffneten Corporationen ausgebildet hatten, gegen den Adel ausgefochten werden.

Doch war die Zunftverfassung, so sehr sie nach Außen zu einer Wehr der Freiheit wurde, nach innen für die Entwicklung der Gewerbe in dem Maße hemmend, als sich die Zünfte consolidirten, ihre Arbeitsgebiete abgrenzten und die Erlangung der selbstständigen Meisterschaft mit allen möglichen Mitteln erschwerten. Die drückende Bevormundung hemmte natürlich den gewerblichen Fortschritt ungemein, um so mehr, da sie sich nicht etwa bloß auf das Arbeitsgebiet, sondern sogar auf die Darstellungsweise, Form und Qualität der Erzeugnisse erstreckte. So kam es, daß die Erfinder nicht selten als schädliche, gefährliche Neuerer angesehen wurden, welche den hergebrachten Schlendrian störten, bei dem sich die alten oder unfähigen Meister wohl befanden. Selbst wenn ein Erfinder aus der Mitte eines Gewerbes auftrat, so war er in der Ausführung seiner Idee durch die engen

Schranken gehemmt, welche sein Gewerbe von jedem andern schieden, und es wurde so manche Erfindung im Keime erstickt, weil ihre Ausführung gegen die altverrotteten Vorschriften der Innung verstieß. Oft kam auch die Eifersucht der Städte unter einander mit in's Spiel, der Erfinder sollte seine Erfindung nur in der einen Stadt fertigen und diese eine wollte allein sein Werk besitzen. Wer dächte hier nicht an die Sage von der Blendung des Uhrmachers, welcher die große Uhr am Straßburger Dome gefertigt hatte.

Diese Umstände erklären es auch, daß die früheren Gewerbsprivilegien fast durchgängig den Charakter eines jus singulare, d. h. den Charakter von Sonderrechten trugen, welche einzelne Personen gegen allgemein verbietende Gesetze in Schutz nahmen und somit zu eigentlichen Dispensationen, Ausnahmen (Gnaden-Indulten) von dem strengen Wortlaut der Zunftmaßregeln wurden. In unseren letzten Jahrzehnten, in welchen der Zunftzwang den Erfindungen drückender als je zuvor wurde, haben wir in verschiedenen Staaten ganz ähnliche Dinge erlebt. In Oesterreich war vor Einführung der Gewerbefreiheit die Bewerbung um Patente häufig nur der Weg, um die Schranken des Zunftwesens zu durchbrechen. Ein Schneidergeselle nahm ein Patent auf eine Maschine zum Zwirnwichsen, weil er dadurch zur Anwendung des gewichsten Zwirns, d. h. zur Anfertigung von Kleidern berechtigt wurde. Die Freiheit der Gewerbe hob diesen von dem Zunftterrorismus herbeigeführten Mißbrauch des Gesetzes auf.

In England traten, obwohl das Zunftwesen auch hier blühte, doch früh schon mildernde Umstände ein. Zwar verordnete die Königin Elisabeth im 5. Jahre ihrer Regierung, daß künftig Niemand eines der in den Marktflecken üblichen Gewerbe betreiben dürfe, ohne wenigstens eine Lehrzeit von 7 Jahren hinter sich zu haben. Dies Gesetz wurde wirklich auch erst im Jahre 1814 aufgehoben. Aber es wurde, obwohl dem Sinne nach allgemein giltig, doch nur nach dem Wortlaute ausgelegt, und nur auf die Marktflecken angewendet, sodaß Jeder auf dem Lande mehrere Gewerbe betreiben konnte, ohne jene lange Lehrzeit, und außerdem geschah die Auslegung insofern noch besonders eng, als man jene Vorschrift nur auf diejenigen Gewerbe ausdehnte, welche unter der Regierungszeit Elisabeth's bestanden hatten. Dabei genossen z. B. die Kutschenfabrication, der Maschinenbau, die Baumwollen- und Leinenindustrie &c. volle Freiheit. Die Neuerungen und Erfindungen waren hier nicht eingeengt. Ebenso traf das Gesetz die erst später großgewordenen Fabrikstädte, wie Birmingham, Liverpool, Manchester nicht. Und grade hier fand der regegewordene Erfindungsgeist den nöthigen Spielraum und einen willkommenen Wirkungskreis. Hier war also auch der günstige Boden für die erste Anwendung eines auf die Rechte der Erfinder bezüglichen Gesetzes, des ersten Patentgesetzes.

Im Jahre 1623 mußte die Regierung Jakob I. dem Drängen des Parlaments gegen das Unwesen der Monopol- und Privilegienwirthschaft nachgeben — einzelne Personen hatten sich nämlich in den Alleinbesitz der einträglichsten Handelszweige durch Gunst oder Bestechung zu setzen gewußt — und es erschien nun das berühmt gewordene Statut (21. Jakob I. c. 3.), welches sämmtliche Vorrechte und Privilegien, welche mit dem gemeinen Recht in Widerspruch standen, ein für allemal aufhob. Indessen wurde doch das Hoheitsrecht aufrecht erhalten, durch welches die Krone dem Erfinder auf eine gegebene Zeit das ausschließliche Recht verbürgen konnte, seine Erfindung allein ausbeuten und benutzen zu dürfen, und zwar „weil diese Privilegien weder dem Staate nachtheilig wären, da sie den Handel in keiner Weise weder durch Preiserhöhung noch sonst wie beschränkten, noch auch den landesüblichen Gesetzen zuwider liefen."

Hier war also das Patent, der regierungsseitige Schutz der Erfindung, zum ersten Mal ausgesprochen, und somit war durch dieses Statut der Grundstein gelegt zu der factischen Anerkennung des Eigenthumsrechts des Erfinders an seiner Idee. Mag auch hier noch die Form der königlichen Gnade oder Verleihung hinzukommen, das Gesetz stellt doch nun zum ersten Mal fest, — was vielleicht schon längeres Herkommen war — daß nach Erfüllung gewisser Förmlichkeiten Jeder die Verleihung eines Schutzbriefes für seine Erfindung beanspruchen durfte.

Die gewerbliche Arbeit, bei Griechen und Römern verachtet, im Mittelalter von der bürgerlich und social unterdrückten Classe

zwangsmäßig ausgeübt und gleichfalls gering geschätzt, hatte sich also endlich im 17. Jahrhundert soweit zur Ehre und Achtung selbst der Regierung durchgerungen!

Erst anderthalbhundert Jahre nach der Regierung Jakob I. fühlte sich ein anderer Staat bewogen, dem Beispiele Englands zu folgen, nämlich die Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche durch die Unabhängigkeitsacte und Verfassung vom 17. September 1787 dem Centralcongreß die Aufgabe stellten: Das Fortschreiten der Wissenschaften, nützlichen Künste und Gewerbe dadurch zu befördern, daß er für bestimmte Zeit den Autoren und Erfindern das ausschließliche Recht auf ihre Werke und Entdeckungen sichere.

Der nächste Staat, welcher folgte, war Frankreich. Schon im December 1787 hatte, wahrscheinlich unter dem Einfluß der Vorgänge in Amerika, die Handelskammer der Normandie wegen Erlassung ähnlicher Verordnungen dringende Vorstellungen an den König gerichtet. Anfangs des Jahres 1788 hatten die Abgeordneten des Handelsstandes und am 13. Februar auch die Generalinspection des Handels ähnliche Wünsche ausgesprochen, die in einer besonderen Denkschrift Barthelemy's, des Botschafters Ludwig XVI. am Hofe von St. James, nachdrückliche Unterstützung fanden. Mehrere der an die Generalstaaten eingereichten Berichte, namentlich der des Thiers-Etat der Stadt Paris, stellten den gleichen Antrag, bis endlich im Jahre 1790, auf Grund einer an dieselbe von mehreren Künstlern und Erfindern gerichteten Supplik, die constituirende Versammlung ihren Ausschuß für Handel und Ackerbau mit der Abfassung eines bezüglichen Gesetzvorschlages beauftragte. Derselbe erhielt am 7. Januar 1791 die Sanction König Ludwig XVI.

Ein Vierteljahrhundert später entschloß sich auch Preußen, jenem von den drei Industriestaaten gegebenen Beispiel zu folgen, indem es durch das Publicandum vom 14. Oktober 1815 die Erfinder in dem Alleinbesitz ihrer Vorrichtungen und Werke auf eine gegebene Zeit zu schützen verhieß.

Allmälig traten auch Oesterreich, Belgien und die Niederlande, Neapel und der Kirchenstaat, Rußland, Baiern, Würtemberg und Hannover hinzu. Die anderen deutschen Staaten kamen allmälig langsam nach.

Wir geben nun zur Orientirung für unsere Leser aus dem Patentrecht eine kurze vergleichende Darstellung der hauptsächlichsten Bestimmungen der bedeutendsten Staaten, um einigermaßen in das Wesen der Patentgesetzgebung einzuführen, ohne deren wenigstens oberflächliche Kenntniß die ganze brennende Zeitfrage unverständlich ist. Es kommt uns hierbei namentlich darauf an, Dauer, Kosten, Umfang und Wirksamkeit des Patents in einzelnen Ländern festzustellen.

1. Amerika. Erfindungen, die eines Musterschutzes bedürfen, erhalten einen solchen auf 7 Jahre; alle übrigen patentfähigen Objecte auf 14 Jahre. Konnte das Patent in seiner ersten Dauer von seinem Inhaber nicht so ausgebeutet werden, daß er für seine Opfer von Geld, Zeit und Mühe entschädigt wurde, so kann es auf noch auf 7 Jahre verlängert werden (so daß das Patent im Ganzen 21 Jahre gilt). Es erlischt, außer mit der bestimmten Zeit, wenn der Gegenstand ungetreu beschrieben, wenn er nicht neu ist, nicht rechtlich erworben wurde, und nicht binnen 18 Monaten nach der Patentverleihung zur Ausführung gebracht worden ist.

Die Ertheilung eines Patentes an einen Inländer oder an einen Ausländer, der sich ein Jahr lang in den Vereinigten Staaten aufgehalten hat und eidlich erklärt, dort Bürger werden zu wollen, kostet 30 Dollar, an einen großbritannischen Unterthan 500 Dollar, an jeden anderen Ausländer 300 Dollar. Für Zusätze und Verbesserungen, aber als selbstständiges Patent (auf 14 Jahre), werden 30 Dollar, in der Form als bloße Ergänzung nur 15 Dollar gezahlt. Die Patente werden alljährlich veröffentlicht, ohne specielle Beschreibung.

Laut Sect. V. des Gesetzes von 1836 gibt das Patent seinem Inhaber „das volle und ausschließende Recht und die Freiheit, die besagte Erfindung oder Entdeckung auszuführen, anzuwenden und deren Benutzung an Andere käuflich zu überlassen. Gegen Beeinträchtigungen steht ihm gerichtlicher Schutz zu.“ Die Einfuhr schon patentirter Gegenstände ist nicht gestattet.

2. England. Das Patent dauert 14 Jahre, ohne daß es bei Nichtanwendung erlischt, und kann auf weitere 7 Jahre, nach Umständen sogar 14 Jahre verlängert werden, unter derselben Voraussetzung, wie oben in

Amerika. Außer mit Ablauf der Patentzeit erlischt es, wenn die Taxen, die im 3. und 7. Jahre fällig sind, nicht bezahlt werden, das Patent unrechtmäßig erworben ist, etwaige Besitzwechsel nicht angezeigt worden sind, noch ordnungsmäßig stattfanden oder die Erfindung sich als nicht neu herausstellt.

Bei Ueberreichung des Patentgesuches sind 5 Pfd. St.; bei Kundgebung der Absicht, zur Patentnahme schreiten zu wollen, 5 Pfd. St.; für Siegelung des Patents 5 Pfd. St.; bei Uebergabe der Beschreibung 5 Pfd. St.; vor oder bei Ablauf des 3. Jahres 40 Pfd. St., des 7. Jahres 80 Pfd. St.; außerdem an Stempelgebühren für das warrant (d. h. die Bescheinigung des Staatsbeamten, daß das Patentgesuch zulässig sei) 5 Pfd. St.; für die Bescheinigung der Tax-Entrichtung des 3. Jahres 10 Pfd. St., für die Bescheinigung der Tax-Entrichtung des 7. Jahres 20 Pfd. St., für einen provisorischen Schutz von 6 Monaten (auf die Zeit von Einreichung des Patentgesuchs bis zur Ausfertigung der Patenturkunde) 5 Pfd. St. zu entrichten.

Neben diesen Kosten gehen noch verschiedene Gebühren in besonderen Fällen nebenher, die zum Theil nicht unerheblich sind.

Ein Unterschied zwischen In- und Ausländern findet nicht statt. Patentertheilung und Patentbeschreibung wird publicirt.

Der Patentinhaber hat das Recht, die Erfindung allein auszuführen und zu benutzen, sowie zu verkaufen, seinen Besitztitel zu vererben, zu verschenken und abzutreten, wie ihm beliebt, Contraventionen zu verfolgen und die Confiscation nachgemachter Gegenstände zu beantragen. Eine Beschränkung dieser Rechte, den Ausländern gegenüber, findet nicht statt. Die Einfuhr schon patentirter Gegenstände ist verboten und wird als Eingriff in das Patentrecht angesehen.

3. Frankreich. Das Patent dauert je nach Wunsch des Bittstellers 5, 10 oder 15 Jahre, ebenso lange die besonderen Verbesserungspatente, wofür er pro Jahr 100 Fr. zu erlegen hat. Erbittet er das Verbesserungspatent nur in Form eines bloßen Zusatz-Certificats in seine Patenturkunde, so bezahlt er nur 25 Fr., Verbesserungspatente erlöschen aber mit dem Hauptpatent. Verbesserungen der Erfindungen Anderer erhalten ein besonderes (selbständiges) Patent. Die praktische Anwendung des Patents darf nicht 2 Jahre unterbrochen bleiben. Ein Patent kann nicht verlängert werden, außer durch ein Gesetz. Es erlischt 1) wenn der patentirte Gegenstand nicht neu ist; 2) wenn er nicht patentfähig war; 3) wenn der Titel des Patents betrügerischer Weise einen anderen als den eigentlichen Gegenstand der Erfindung bezeichnet; 4) wenn die Erfindung nicht hinlänglich oder nicht richtig beschrieben worden ist; 5) wenn es andere frühere Patente beeinträchtigt; 6) wenn die jährlichen Taxzahlungen nicht berichtigt wurden; 7) wenn die Erfindung nicht binnen zwei Jahren ausgeführt oder die Anwendung zwei Jahre lang unterbrochen wird; 8) wenn der Patentinhaber Gegenstände, auf die er in Frankreich ein Patent erhalten hat, im Auslande verfertigt und nach Frankreich einführt.

Für ein Patent werden entrichtet: auf 5 Jahre 500 Fr., auf 10 Jahre 1000 Fr., auf 15 Jahre 1500 Fr. An Gebühren: Zur Ausfertigung einer Bescheinigung über das erfolgte Einreichen des Patentgesuchs sind noch besondere Stempelkosten, für jede wiederholte Ausfertigung des Patents sind 25 Fr. zu erlegen. Ein Verbesserungscertificat für den Erfinder kostet 25 Fr., für einen Dritten aber die Kosten des selbständigen Patents. Ein Unterschied zwischen In- und Ausländern findet nicht statt. Alle drei Monate werden die ertheilten Patente veröffentlicht, alle Jahr ein Katalog über sämmtliche Patente, die im Jahre ertheilt wurden. Nach Erlegung der zweiten Annuität werden die Beschreibungen ganz oder im Auszuge publicirt.

Der Patentinhaber hat das ausschließliche Recht der Alleinbenutzung seiner Erfindung für das Inland und kann dieses Recht theilweise oder ganz vererben und auf andere übertragen und überhaupt beliebig damit schalten, wie mit jedem anderen Besitzthum. Die Einfuhr im Inlande patentirter Gegenstände ist verboten und selbst dem Patentinhaber steht nur die Einfuhr von Modellen seiner Erfindung frei.

4. Preußen. Die kürzeste Zeitdauer eines Patents wird auf 6 Monate, die längste auf 15 Jahre bestimmt; doch wird gewöhnlich das Patent nur auf 5 Jahre, selten auf 8 Jahre gewährt, kann prolongirt werden je nach Ermessen der Patentcommission und erlischt

durch Unbenutztlassung während eines Jahres. Ferner kann es zurückgenommen werden, wenn die Erfindung sich als nicht neu und nicht eigenthümlich zeigt, weiter wenn dasselbe nicht binnen 6 Monaten zur Ausführung gelangt. Gegen gleichzeitige oder frühere Erfinder (ohne Patent) hat der Patentinhaber keinen Schutz.

Außer den gewöhnlichen tarifmäßigen Stempel- und Sportelkosten soll keine besondere Patentsteuer bezahlt werden. Die gesetzmäßige Gewerbesteuer versteht sich von selber. In- und Ausländer werden gleich behandelt. Die Ertheilung des Patents wird amtlich publicirt, die Beschreibung geheimgehalten, sie kann jedoch je nach Ermessen der Regierung auch veröffentlicht werden.

Der Erfinder erwirbt durch das Patent das Recht der Ausübung, beliebigen Verwerthung, Cession und Vererbung seines Patents und der Belangung der Contravenienten. — Was die Unterthanen eines anderen Zollvereinsstaates anlangt, so begreift die Gewährung des Patents nicht auch in sich die Befugniß zur selbständigen Niederlassung und Ausübung des Gewerbes, in welches der patentirte Gegenstand einschlägt; vielmehr ist die Befugniß hierzu nach Maßgabe der Verfassung jedes Staates besonders zu erwerben. Die Ertheilung eines Patents hindert nicht die Einfuhr, den Verkauf und Absatz der im Inland patentirten Gegenstände, ebensowenig den Ge- und Verbrauch von dergleichen Gegenständen, mit alleiniger Ausnahme des Falles, wenn von Maschinen und Werkzeugen für die Fabrication und den Gewerbebetrieb, nicht aber von allgemeinen Handelsconsumartikeln die Rede ist.

5. Sachsen. Die Dauer des Patents ist 5 Jahre. Sie kann aber auf weitere 5 Jahre verlängert werden. Gründe für das Erlöschen sind: Ablauf der Patentzeit, Zurücknahme, im Fall sich zeigt, daß die Erfindung nicht neu und nicht eigenthümlich ist, oder wenn eine falsche Angabe der Staatsangehörigkeit seitens des Erfinders oder unrechtmäßiger Besitz der Erfindung oder Unvollständigkeit der Beschreibung vorliegt. Die Giltigkeit jedes Erfindungspatents hängt von der Ausführung binnen einem Jahre ab, es seien denn nachgewiesene Gründe der Nichtausführung vorhanden, an denen sich erkennen läßt, daß der Patentinhaber nicht Schuld hat. Dies ist vier Wochen vor Ablauf dieser Frist zu beweisen.

Bei der Einreichung eines Patentgesuches sind zu zahlen:

Für technische Begutachtung	5 Thlr.	— Ngr.
An Sporteln	2 „	15 „
Im Ganzen	7 Thlr.	15 Ngr.

Bei der Ertheilung eines Patents auf 5 Jahre:

Stempelsteuer	5 Thlr.	— Ngr.
Dermaliger Zuschlag	2 „	15 „
Taxe	15 „	— „
Im Ganzen	22 Thlr.	15 Ngr.

Bei Einreichung des Gesuchs um Verlängerung auf weitere 5 Jahre:

Stempelsteuer	5 Thlr.	— Ngr.
Dermaliger Zuschlag	2 „	15 „
Sporteln ꝛc.	2 „	15 „
Taxe	40 „	— „
Im Ganzen	50 Thlr.	— Ngr.

Der Zuschlag ist heut weggefallen.

Bei Einreichung eines Gesuchs um Verlängerung der Ausführungsfrist zusammen 4 Thlr. — Eine Unterscheidung zwischen In- und Ausländern findet nicht statt. Die Patente werden bekannt gemacht; die Veröffentlichung der Beschreibung nach dem Erlöschen des Patents ist vorbehalten.

Laut §. 6 der Verordnung vom Jahre 1853 gibt das Patent „dem Inhaber das Recht, daß Niemand ohne seine Einwilligung innerhalb des Königreichs Sachsen, den Gegenstand der Erfindung anfertigen, ausführen, oder wenn es sich um Fabricationsmethoden, Maschinen oder Werkzeuge für die Fabrication handelt, anwenden darf.“ Dieses Verbietungsrecht erstreckt sich niemals auf die Einfuhr, noch auf den Verkauf und Absatz solcher Gegenstände, welche mit dem patentirten übereinstimmen, ebensowenig auf den Gebrauch derselben, dafern sie in etwas Anderm als Fabricationsmethoden oder für die Fabrication bestimmten Maschinen oder Werkzeugen bestehen. §. 7 desselben Gesetzes fährt fort: Das hierdurch ertheilte Verbietungsrecht bleibt denjenigen gegenüber, welche vor

Ertheilung des Patents den Gegenstand bereits gekannt haben, jedenfalls unwirksam.

6. Baiern. Die längste Dauer ist 15 Jahre, über welche Zeit es keine Prolongation gibt. Einführungspatente dauern nur bis zum Ablauf des ausländischen Patents. Die Patente, „Gewerbs-Privilegien" verlieren ihre Wirksamkeit, wenn sich nach der Ausfertigung die Nichtneuheit und Nichteigenthümlichkeit ergibt. Gleichzeitigen und früheren Erfindern gegenüber, die kein Patent suchten und ihre Erfindung geheim hielten, gilt das Patent nicht. Ebenso bei unvollständiger oder unrichtiger Beschreibung, oder wenn das Privilegium nicht binnen drei Jahren, oder, bei Einführungspatenten, binnen einem Jahre zur Ausübung kommt, oder die Ausübung zwei Jahre unterbrochen wird. Es erlischt durch Verzicht oder Nichtanzeige der Cession, die binnen drei Monaten zu geschehen hat.

Die Privilegientaxe wird für jedes der ersten 5 Jahre der ganzen Dauer der Ausschließungszeit auf 5 fl. und für jedes der nachfolgenden 5 Jahre bis zum 10., auf 10 fl. festgesetzt. Auf 1 Jahr 5 fl., auf 2 Jahre 10 fl., auf 3 Jahre 15 fl., auf 4 Jahre 20 fl., auf 5 Jahre 25 fl., auf 6 Jahre 35 fl., auf 7 Jahre 45 fl., auf 8 Jahre 55 fl., auf 9 Jahre 65 fl., auf 10 Jahre 75 fl. — Vom 10. Jahre steigt die Progression folgendermaßen: für ein Privilegium von 11 Jahren beträgt die Taxe 95 fl., von 12 Jahren 125 fl., von 13 Jahren 165 fl., von 14 Jahren 215 fl., von 15 Jahren 275 fl. Wenn ein ursprünglich auf eine kürzere Dauer ertheiltes Privilegium verlängert wird, so ist zwar die Taxe für die Verlängerungszeit zu entrichten, diese jedoch nach den stufenweise steigenden höheren Ansätzen der späteren Jahre zu bemessen. Verbesserungspatente haben dieselben Sätze. Eine differentielle Behandlung nach Nationalität der Erfinder hat nicht Platz. Die Privilegien werden publicirt. Nach deren Erlöschen steht die Beschreibung Jedem offen, sie ist Gemeingut und wird, so oft es zweckmäßig erscheint, veröffentlicht.

In §. 22 des Gesetzes von 1842 heißt es: „Ein Gewerbsprivilegium gilt je nach Maßgabe des Inhaltes der darüber ausgestellten Urkunde. Die Einfuhr, der Verkauf oder Verbrauch von im Inlande patentirten Gegenständen ist dadurch nicht beschränkt, außer, wenn die eingeführten und nachgemachten Gegenstände in Fabricationsmethoden oder für die Fabrication bestimmten Maschinen bestehen. Das Patent ist in jeder Weise übertragbar. Erfindungsverbesserungen müssen aber besondere Patente lösen. Der Patentirte hat Alleinrecht der Anfertigung und des Vertriebes resp. Benutzung, ferner das Recht, Gewerbsanlagen zu errichten und Hilfsarbeiter aufzunehmen, er muß jedoch die Befugniß zur selbständigen Gewerbsausübung besonders erwerben."

7. Hannover. Das Patent wird auf höchstens 10 Jahre ertheilt, darüber hinaus findet keine Prolongation statt. Einführungspatente gelten für die Zeitdauer des ausländischen Patents. Zurückgenommen wird das Patent, im Fall sich zeigt, daß die Erfindung nicht neu oder eigenthümlich oder unvollständig oder unrichtig beschrieben oder widerrechtlich angemaßt worden ist. Gegen einen Erfinder, der die nämliche Erfindung geheimhielt, gilt das Patent nicht. Es erlischt, wenn die Ausübung eine halbjährige Unterbrechung erfährt.

Es bestehen hier nur Ausfertigungsgebühren, die nicht näher angegeben sind, gleich für In- und Ausländer. Das Patent wird veröffentlicht, die Beschreibung kann veröffentlicht werden.

Der Patentinhaber hat das Recht der Alleinbenutzung und Alleinausführung; die Einführung im Inlande patentirter Gegenstände verbietet das Gesetz nicht.

8. Oesterreich. Die Patentdauer geht nicht über 15 Jahre, worüber hinaus auch keine Verlängerung stattfindet. Das Einführungspatent geht nicht über die Dauer des ausländischen Patents. Die „Privilegien verlieren ihre Giltigkeit durch Nullitäts- und Nichtigkeitserklärung (Cassirung, Aufhebung oder Erkenntniß), im Fall die Beschreibung mangelhaft oder unrichtig oder das Gesuch nicht den speciellen Vorschriften darüber angemessen ist; wenn ferner die Erfindung nicht neu, oder überhaupt schon patentirt oder nicht Eigenthum des Nachsuchenden oder mit öffentlichen Rücksichten unvereinbar ist. In allen diesen Fällen ist das Patent nichtig. Es erlischt dagegen durch Nichtausübung innerhalb des ersten Jahres oder zweijährige Unterbrechung oder freiwilligen Verzicht."

Die Privilegientaxe wird nach der Dauer des Privilegiums bemessen. Sie beträgt für die ersten 5 Privilegiumsjahre 100 fl., für die nächstfolgenden 5 Jahre 200 fl. und für die letzten 5 Jahre 400 fl., wovon auf jedes Jahr einzeln und zwar auf jedes der ersten 5 Jahre 20 fl., mithin auf diese 5 Jahre zusammen obige 100 fl., auf das 6. Jahr 30 fl., auf das 7. Jahr 35 fl., auf das 8. Jahr 40 fl., auf das 10. Jahr 50 fl., auf das 11. Jahr 60 fl., auf das 12. Jahr 70 fl., auf das 13. Jahr 80 fl., auf das 14. Jahr 90 fl., auf das 15. Jahr 100 fl., folglich auf alle 15 Jahre, als die gestattbare längste Dauerzeit 700 fl. entfallen. Die Staatsangehörigkeit des Erfinders macht keinen Unterschied. Jedes Patent, oder dessen Verlängerung oder Cession wird veröffentlicht. Die Beschreibungen aufhörender Privilegien werden nach Befund der Nützlichkeit bekannt gemacht.

§. 21 ff. des Gesetzes sichert dem Patentinhaber den ausschließlichen Gebrauch seiner Entdeckung, Erfindung oder Verbesserung zu. Er kann dieselbe ungehindert fabriciren, vertreiben, veräußeren, cediren und vererben. §. 38. Litt. b. u. c. bezeichnet es als einen Eingriff in ein Privilegium, wenn Jemand ohne Zustimmung des Privilegirten „nachgemachte oder nachgeahmte Gegenstände eines inländischen Privilegiums zum Zwecke eines gewerbemäßigen Verschleißes oder zur Aufbewahrung oder Ausstellung für einen solchen Verschleiß aus dem Auslande einführt oder bezieht, oder endlich den Verschleiß oder auch nur Aufbewahrung oder Ausstellung solcher Gegenstände zum Verschleiße besorgt oder übernimmt."

Aus dieser Uebersicht wird der Leser, wenn er prüfend diese legislatorischen Bestimmungen durchliest, ersehen, wie mannigfache Uebelstände für die Erfinder in den meisten Staaten bestehen bleiben, wie viel Löcher die Schutzwand hat, welche der Gesetzgeber aufgerichtet hat.

Wir werden im folgenden Artikel zeigen, wie wenig der ganze Patentschutz, zunächst vom Staat in bester Absicht gewährt, die Erfinder schützt, wie drückend er für den industriellen Fortschritt werden kann und bei der heutigen Entwicklung der Gewerbetechnik schon geworden ist, zu welcher Ungerechtigkeit zugleich dieser Schutz sich gestalten kann, obwohl er grade aus einem Gefühl der Billigkeit hervorgegangen ist, die dem Erfinder als Erzeuger einer Idee und Träger eines industriellen Fortschritts gerecht zu werden bemüht ist.

II.

Nach einem kurzen Ueberblick über die Geschichte der Patente und die hauptsächlichsten Bestimmungen der Hauptgesetzgebungen kommen wir jetzt zu dem großen Streit in der Gegenwart über Nützlichkeit und Schädlichkeit der Patente selbst.

Diese Patentfrage hängt eng zusammen mit der Frage des geistigen Eigenthums, welches gegenwärtig in der Literatur nach langen Kämpfen seine Anerkennung gefunden hat, und zwar spät und von vielen Juristen in der Theorie noch immer bestritten.

Bei den Erfindungen und der Gesetzgebung zu ihrem Schutz herrschte das allgemeine Billigkeitsgefühl des Volkes, das Gefühl, daß eine jede Erfindung ein geistiges Eigenthum sei, welches den Staatsschutz verdiene, theils um den Erfinder die Früchte seiner Idee ernten zu lassen, theils um dadurch auf den Erfindungsgeist anspornend und somit für die Industrie im allgemeinen Interesse der Gesellschaft wohlthätig zu wirken. Man gelangte dazu namentlich unter dem Einfluß oft trüber Lebensschicksale von Männern, denen man große Erfindungen verdankte und die, obwohl sie wohl große Opfer an Geld, Zeit und geistigen Anstrengungen gemacht, Entbehrungen und Kämpfe durchlebt hatten, doch elend verkümmerten. Andrerseits verdankt aber auch die Welt manche werthvolle Erfindung rein dem Zufall und doch würde es sehr schwer sein, wollte der Staat einen Unterschied zwischen beiden Arten der Erfinder machen. Man kam also zum Schutze der Erfindung und zur Prämiirung der Erfinder, auf die staatliche Verleihung der Erfindungspatente, kraft deren dem Erfinder, wenn er die Erfindung sofort in's Leben treten läßt oder bekannt macht, die Ausbeutung seiner Erfindung auf eine gewisse Zeit allein zustehen, nach Ablauf derselben aber zum Gemeingut werden soll.

Heut, wo man die Nützlichkeit des ganzen Patentenwesens anzweifelt, fragt man oft

nach Zahlenbeweisen dafür, daß die Patente auch wirklich auf den Erfindungsgeist anspornend und somit für die Industrie vortheilhaft eingewirkt haben. Solche statistische Beweise lassen sich aber nicht aufstellen, es liegt das in der Natur des Culturlebens der Völker, und man kann immer nur sagen, wahrscheinlich haben sie auf die rasche Entwicklung unsers Jahrhunderts mit eingewirkt. Sie können für viele mechanische Talente wirklich Anregung geworden sein, Ideen zugleich zu einer Quelle des Gewinns zu machen. Aber es darf auch nicht verschwiegen werden, daß schon vor den Patenten große und wichtige Erfindungen gemacht worden sind. Ist eine Industrie noch in der Entwicklung begriffen, wo also täglich Fortschritte zu machen sind, da hat jede Anspannung des Erfindungsgeistes große Wichtigkeit, sobald sich die Industrie aber hoch entwickelt hat, da kann, wie wir gleich sehen werden, das Patentwesen auch sehr hemmend und belästigend wirken. Diese hemmenden Belästigungen sind es auch gewesen, welche die große Agitation in dem Geburtslande der Patente, in England, und auf dem Continent hervorgerufen haben. In Deutschland waren es besonders die Handelskammern, welche die Frage zum Gegenstande ihrer Berathungen machten. Die Volkswirthschaftlichen Congresse nahmen sie ebenfalls in ihr Programm auf und kamen zu dem Resultat, daß das Patentwesen heutzutage nicht nur nicht nützlich, sondern sogar lähmend und schädlich wirkt. Die Ingenieurvereine haben seitdem in ihren Versammlungen den Gegenstand öfters discutirt, der Bundestag hat einen Entwurf für ein allgemein deutsches Patentgesetz berathen und redigirt, die preußische Regierung dagegen hat sich wiederum gegen die in demselben zu Grunde gelegten Grundsätze ausgesprochen. Kurz, der Kampf um die Frage ist im vollsten Gange und gehört demnach zur Geschichte unsrer Tage.

Das von den Regierungen befolgte System der Patentertheilung ist ein zweifaches, einmal das Anmeldeverfahren, öffentliches Verfahren, wie es in England, Frankreich und Oesterreich herrschend ist, oder das Prüfungsverfahren, das geheime Verfahren, wie es im Zollverein gilt, oder ein aus beiden Verfahrungsarten combinirtes System mit vorwaltender Oeffentlichkeit.

Im Zollverein, wo jeder einzelne Staat wiederum ein besonderes Patentgesetz hat, gibt es augenblicklich nicht weniger als 25 Patentgesetze!

Unter dem Prüfungsverfahren hat man sich nun Folgendes vorzustellen. Das Ministerium des Innern, oder des Handels, hat eine besondere Abtheilung, eine technische Deputation, Patentcommission, und an diese muß der Erfinder sich um Patentertheilung wenden, mit Beigabe einer genauen Beschreibung und, wo es nöthig oder thunlich, Zeichnung der Erfindung. Die Commission prüft nun das Neue und Gemeinnützige, hauptsächlich aber Ersteres. Zeigt sich, daß die Erfindung wirklich neu ist, so erhält der Erfinder, wie wir in Art I. sahen, gegen eine höhere oder geringere Gebühr ein Patent auf gewisse Jahre mit der einschränkenden Clausel, daß Andere im Gebrauche schon bekannter Theile und Processe nicht beschränkt werden dürften und daß, wenn innerhalb dieses Zeitraumes die Erfindung nicht zu praktischer Einführung gelangt sei, das Patent erlösche.

Es leuchtet auf den ersten Blick ein, daß keine Commission irgendwo, und bestehe sie auch aus den bedeutendsten Kräften und fleißigsten Technikern, die möglichst allen mechanischen, physikalischen und chemischen Fortschritten zu folgen suchten, im Stande ist, das ganze tausendfältige Gebiet mit seinen unaufhaltsamen, fast täglichen Neuerungen zu beherrschen. Es sind also Irrthümer und Ungerechtigkeiten leicht möglich. Außerdem publicirt das Patentamt nur den Titel der neuen Erfindung, ohne das eigentliche Wesen derselben anzugeben. Dies ist ein großer Uebelstand. Denn der Industrielle, welcher eine Verbesserung hat, die er sich patentiren lassen möchte, muß erst den langen kostspieligen Weg der Nachfragung bei der Patentcommission gehen, um sich zu vergewissern, ob nicht die Verbesserung schon vorhanden ist und er so mit bereits erworbenen Patentrechten in Collision kommt. Auf diese Weise kann manche gute Idee wieder fallen gelassen werden, um diese zeitraubenden Formfragen nicht erst durchzumachen. — Da das Patent den Erfinder vor Nachahmung schützt, so ist das Geheimhalten der Wesenheit der Erfindung ungerechtfertigt, ja es kann und wird oft schädlich wirken, wenn man bedenkt, daß bei dessen Bekanntwerden oft

rasch weitere Vervollkommnungen erreicht worden wären. Dieser Uebelstand wird besonders dann grell hervortreten, wenn, wie so oft geschieht, die Erfindung, die vielleicht von einem Zweiten oder Dritten verbessert, sehr nützlich sein würde, in ihrer vom ersten Erfinder, vom Patentinhaber gemachten Construction oder Art noch nicht praktisch ist und deshalb gar nicht zur Einführung kommt, während doch das Patent innerhalb fünf und mehreren Jahren fortwirkt und Niemand genauere Kenntniß davon erlangt. Also weder der Patentinhaber noch die Industrie hat einen Nutzen, die Erfindung, vielleicht im Princip sehr gut gedacht und, wenn sie weiter entwickelt würde, sehr wichtig, liegt begraben in den Acten der Ministerial-Patentcommission, ja hindert vielleicht, ohne selbst je zum Leben zu kommen, durch ihr Patentrecht Andere an der Verfolgung der gleichen Idee.

Und was die Zeitdauer der Patente anlangt, so wird sich Jedem bei einigem Nachdenken sehr bald die Ueberzeugung aufdrängen, daß keine Patentcommission der Erde bei einer neuen Erfindung übersehen kann, wie lange Zeit sie eigentlich brauchen werde, um in praktische Anwendung zu kommen. Grade große Erfindungen brauchen nicht selten sehr lange Zeit, und zwar gewöhnlich um so längere, eine je größere Umwandlung oder Umwälzung sie in die bisherigen Verhältnisse bringen. Natürlich muß das Gesetz eine Frist bestimmen, weil, sollte dies in jedem einzelnen Falle der Commission überlassen werden, eine heillose Verwirrung entstünde. Man braucht hier bloß an Erfindungen wie die des Schießpulvers zu denken; wer hätte hier gleich an die Umwälzung der ganzen Kriegsführung gedacht, oder als Guttenberg seine ersten Holzbuchstaben vorbrachte, geahnt, daß die Cultur der ganzen Menschheit dabei betheiligt sei und in beschleunigte Entwicklung gelangen werde. Wer glaubte bei den ersten Versuchen Daguerre's, daß einstmals aus seiner Erfindung einer der größten und schönsten Industriezweige entstehen würde, der alljährlich hunderttausende Centner Luxuspapiere verarbeitet, wofür heutzutage schon besondere große Fabriken ausschließlich thätig sind. Wer hätte wohl bei der ersten rohen Zusammensetzung einer Locomotive durch den schlichten Killingworther Maschinenheizer, Robert Stephenson, vorausgesagt, daß diese Maschine den Weltverkehr umgestalten würde, und wie viel Jahre vergingen nicht, ehe Stephenson selbst befriedigende Resultate erreichte. Und wie oft kennt der Erfinder selbst nicht die Tragweite seiner Erfindung! Wir erinnern nur an die Ueberleitung des ausgeblasenen Wasserdampfes in den Schornstein, von dem sich Stephenson anfänglich der Wirkung selbst nicht so bewußt war, daß sich hierdurch in Folge des vermehrten Zuges der Heizeffect und folgeweise die Dampfentwicklung verdoppelte!

Das ganze Verfahren der Prüfung schützt aber den betreffenden Patentinhaber gar nicht einmal im Bereiche des Zollvereins. Wie schon angeführt, sind wir mit nicht weniger als 25 verschiedenen Patentgesetzen gesegnet. Ein Patentinhaber ist nun vielleicht anfänglich der Meinung, er habe, wenn er die Förmlichkeiten bei seiner Regierung durchgemacht, die Taxen erlegt und das Privilegium erhalten hat, durch das Patent Schutz. Aber er hat ihn erst dann, wenn er bei sämmtlichen 25 Regierungen das Patent unter Aufwendung bedeutender Kosten und Zeit gelöst hat. So lange dies nicht geschehen ist, können aus den Staaten und Staatchen des Zollvereins patentirte Fabricate in unbeschränkter Masse frei eingeführt werden. Nehmen wir aber auch einmal den Fall an, daß der Erfinder ohne Scheu vor Kosten, Weitläufigkeiten und Zeitaufwand bei sämmtlichen Regierungen die Runde macht und das Patent erwirbt, auch dann ist er noch lange nicht geschützt, denn es genügt nur eine geringe Umwandlung und Veränderung der Construction oder Verfahrungsweise seitens eines anderen Technikers, um die Erfindung des ursprüglichen Patentinhabers für eine neue Erfindung auszugeben. Derselbe hat nun zwar den Rechtsweg zu seinem Schutze offen, es ist aber mit dem Sachverständigenbeweise, auf den der Proceß hinauskäme, immer eine sehr precäre Sache, in einem Patentprocesse voraussichtlich aber um so mehr, als Beschreibung und Zeichnung der Erfindung in den Acten des ressortirenden Ministeriums vergraben liegen. Mit dem wirksamen Rechtsschutz durch ein Patent steht es also sehr wankend und die im Ganzen große Seltenheit der Patentprocesse gibt schon ein sehr helles Schlaglicht auf das Precäre des Rechtsschutzes.

In England ist die Erlangung eines Patentes mit großen Kosten verknüpft, durch die man namentlich das Bewerben um werthlose oder ziemlich unbedeutende Erfindungen ausschließen will. Hierdurch wird zugleich, wenn der Erfinder sich trotzdem nicht abhalten lassen will, das Patent zu lösen, die hohe Patenttaxe zu einem fühlbaren Opfer, falls die Erfindung sich im praktischen Leben als unnütz oder unbedeutend herausstellt. Es herrscht in England das öffentliche oder Anmeldeverfahren, das Patentamt prüft also gar nicht die Neuheit der Erfindung, sondern stellt denjenigen, die sich in ihrem Patentrechte verletzt glauben, anheim, auf dem Rechtswege sich gegen erlittene Eingriffe sicher zu stellen und schadlos zu halten. Der Proceß spielt alsdann vor einer Sachverständigen-Commission mit richterlicher Beihilfe, die Kosten aber sind trotz der raschen Erledigung sehr hoch und oft ganz außer Verhältniß zu der dem Beklagten auferlegten Strafe. Das englische Gesetz verlangt aber die Veröffentlichung der Erfindung mit genauer Beschreibung derselben, was den auf der Hand liegenden Vortheil hat, daß Jeder, wenn auch mit großem Mühaufwand, sehen kann, ob er in irgend einer Weise selbst in seinem eigenen Patent bedroht ist oder ein schon vorhandenes Patent verletzt.

Das Anmeldeverfahren herrscht in Frankreich, Oesterreich und den meisten europäischen Ländern, welche überhaupt Patentgesetze haben, nur Rußland und die Zollvereinsstaaten haben das Prüfungsverfahren.

So sehr zunächst der Vortheil des Anmeldeverfahrens vor dem Prüfungsverfahren in die Augen fällt, so wenig bleiben an ihm die offenen Mängel aus. Die hohe Patenttaxe in England hat ihren Zweck, unnütze oder unwesentliche Erfindungen von der Patentirungssucht abzuhalten, eben so wenig erreicht. In der englischen Presse sind diese Schäden in der letzten Zeit, wo sich grade hier in dem Geburtslande des Patentwesens eine lebhafte Agitation gegen alles Patentwesen erhoben hat, schonungslos aufgedeckt worden. Es werden hier für die einfachsten Combinationen in Folge des eingerissenen Patentschwindels Patente gelöst und dadurch eine Menge peinigender Hemmnisse [illegible] die technischen Gewerbe und in die [illegible]e Technik selbst gebracht. Jeder Industrielle, der irgend eine neue Vor- oder Einrichtung einführt, muß sich links und rechts vorsehen, daß er nicht unter den Tausenden von Patenten eines verletzt, welches diese Vorrichtung, sei sie auch noch so unwesentlich, schon schützt. Der Boden der industriellen Thätigkeit ist auf diese Weise mit Fußangeln förmlich gepflastert. Will der Industrielle sich wirklich versichern, daß er kein Patent verletzt, so muß er ganze Stöße von Registern durchgehen, um die Neuheit seiner Vorrichtung zu prüfen, was beim Prüfungsverfahren im Zollvereine die Patentcommission thut, in England u. s. w. aber den Industriellen überlassen ist. Wie schwer das ist, da der Privatmann nicht die Mittel zur Hand hat, welche dem Patentoffice zu Gebote stehen, braucht nicht gesagt zu werden. Nimmt er aber diese Prüfung gar nicht oder ungenau vor, so harren seiner ein kostspieliger Proceß, die Confiscation seiner Fabricate und eine Geldstrafe wegen unbefugter Aneignung fremden sogenannten geistigen Eigenthums!

Zunächst hat das bloße Anmeldeverfahren eine ungeheure Ueberfluthung mit Patenten zur Folge, was indessen zunächst noch angehen möchte. Das Schlimme aber dabei ist der Umstand, daß das Verfahren ohne Prüfung die specielle Erfindung und ihren Bereich nicht genau genug präcisiren und begrenzen kann, sodaß dieselbe im Patent oft eine weitere Basis und Namen erhält, als sie verdient, in Folge davon aber in desto größerem Maße hemmend und belästigend auf die Industrie und technische Weiterentwicklung wirkt. Ist eine größere Erfindung gemacht und ein bisheriges Problem seiner Lösung nahe, so ist häufig die Fachpresse damit schon vielfach, vielleicht auch mehrere Techniker damit beschäftigt. Wenn derjenige, welcher eine, wenn auch lange nicht die beste Lösung findet, ein speculativer Kopf ist, läßt er sich seine Erfindung so schnell wie möglich patentiren, um den Andern zuvorzukommen, und schließt nunmehr mit seinem Patentrecht die übrigen gleichzeitigen Mitbewerber und Nachfolger auf dem Gebiet aus, auf dem sie jetzt ohne seine Einwilligung gar Nichts machen können. Ist es eine Ein- oder Vorrichtung, die einem allgemeineren Bedürfniß entgegenkommt, so besitzt der erste Patentnehmer gradezu eine reichlich fließende Finanzquelle und jeder Nachfolger, der nicht in

Proceßstreitigkeiten verwickelt sein will, wird ihm tributpflichtig, selbst wenn der Nachfolger die Aufgabe zwar ähnlich, aber weit besser gelöst hat. So hat ein Amerikaner mit einem kleinen Aparat Versuche zur Zersetzung des Wassers gemacht, um es zur Feuerung zu verwenden, hierauf sofort ein Patent genommen, sodaß heut auf dem ganzen Gebiete Niemand weiterbauen und eine Erfindung benutzen kann, ohne sich vorher die Bewilligung des Amerikaners erkauft zu haben.

In den englischen Parlamentsverhandlungen Anfang der fünfziger Jahre, in welchen zuerst die Mißstände des ganzen Patentwesens aufgedeckt wurden, berichtete der Director der großen Telegraphencompagnie, daß seine Gesellschaft nicht weniger als 200,000 Pfund Sterling, also weit über eine Million Thaler bloß dazu habe verwenden müssen, um alle die ganz nutzlosen Patente aufzukaufen, welche neben dem ihrigen bestanden, da diesem alle Entwicklung abgeschnitten war und fortwährend Processe gegen die Gesellschaft anhängig wurden.

Dies ist nur ein wegen der enormen Ablösungssumme eclatant dastehendes Beispiel; natürlich aber kommen deren zahlreich andere mit den beziehendlichen Proceßplackereien oder Geldtributen fortwährend vor, da das Patentrecht dem Schwindel Thür und Thor öffnet und so auf der Entwicklung der Technik als Druck lastet. Um so stärker entfaltete sich die Anfechtung des Patentwesens. Schon im Jahre 1851 wurde im englischen Unterhause eine Bill auf gänzliche Beseitigung desselben eingebracht, wenn sie auch nicht durchdrang. Im folgenden Jahre wurde von der Regierung die Verordnung erlassen, der gemäß ein Provocationsverfahren zur Prüfung der Neuheit einer Erfindung mit sechsmonatlicher bloß vorgängiger Registrirung stattfinden, dem Publicum Bürgschaft geben und dem Erfinder Conflicte ersparen sollte. Indessen half die Verordnung dem allgemeinen Unwesen wenig ab. Im nächstfolgenden Jahre, 1852, setzte die britische Regierung eine Commission ein, um das Patentwesen von derselben einer Revision unterwerfen zu lassen. Diese erklärte den Grundsatz der steigenden Scala, wie dieselbe in Nordamerika, Frankreich und Oesterreich bei der Patentertheilung gilt, für den sichersten Schutz gegen die Nachtheile der jetzigen Methode der Patentgesetzgebung.

Wir sagten oben, daß Nordamerika eine glückliche Combination beider Systeme, des Anmelde- und des Prüfungsverfahrens besitze. Das Anmeldeverfahren ist nämlich in der Weise modificirt, daß mit der Dauer die Gebühren dafür steigen und jährliche und mit jedem Jahre wachsende Patentabgaben zu entrichten sind. Auch hier aber erlischt das Patent nach einer gewissen Anzahl Jahren, nämlich in 14 Jahren (in Frankreich in 15, in Oesterreich ebenfalls). Die Erfahrung hat diese Maßnahme als sehr gut bewiesen, denn man hat gesehen, daß schon die Mehrzahl der Patente im dritten Jahre fallen gelassen wird, wenige aber das sechste Jahr überleben. — Es wird also auf diese Weise unstreitig schon viel gewonnen, wenn man überhaupt das Patentwesen aufrecht erhalten will.

In neuester Zeit haben wir eine ganze Reihe von Gutachten und Aussprüchen von Handelskammern und Corporationen erlebt, die wir als Urtheile aus Kreisen unmittelbarer Geschäftsleute und Techniker mit einigen Worten berühren müssen.

Das Gutachten der Berliner Kaufmannschaft hat zunächst die Frage nach der Nothwendigkeit eines Patentgesetzes bejaht. Andere kaufmännische und industrielle Körperschaften haben sie verneint. Das Gutachten sagt: „Das in Preußen geltende System geheimgehaltener, auf Grund einer amtlichen Voruntersuchung ertheilter Patente verwerfen wir unbedingt und befürworten die baldmöglichste Beseitigung dieses Gesetzes. Dagegen erachten wir die Ertheilung von Erfindungspatenten mit unbedingter Publicationsverpflichtung für unentbehrlich und können daher die Abschaffung der Erfindungspatente überhaupt nicht befürworten. Als das zweckmäßigste Patentgesetz erachten wir ein solches mit Anmeldeverfahren, consultativer Voruntersuchung und richterlichem Schutz des Erfinders wie des Publicums. Wir empfehlen Patentabgaben mit steigender Scala. Wir können nur in einem internationalen oder doch mindestens das ganze Zollgebiet umfassenden einheitlichen Patentgesetze mit gemeinschaftlichen Institutionen einen völlig befriedigenden Abschluß dieser schwierigen, für die fernere gedeihliche Entwicklung der Industrie und des Handels überaus wichtigen Frage erkennen." Die Motive dieses Gutachtens lauten hauptsächlich

dahin, daß ohne Patentschutz, also ohne Belohnung, den Befähigten die Lust entgehen werde, Erfindungen nachzuforschen, oder daß sie sonst geheimgehalten werden. Beides sei ein Nachtheil, für Industrie und Publicum. In Folge davon werde Geheimnißkrämerei an Stelle freudiger Entwicklung der Technik treten. Es sei gerecht, daß der Erfinder für sein Talent und seine Opfer den gebührenden Lohn erhalte und dieser Lohn werde am einfachsten und zweckmäßigsten durch Patentverleihung gewährt. Die Industrie könne die Patente nicht entbehren, die mit ihnen verknüpften Uebelstände könnten durch ein entsprechendes Patentgesetz verringert oder gänzlich beseitigt werden.

Man muß nun hiergegen zunächst anführen, daß die meisten Erfindungen nicht von vornherein gemacht werden und darauf ausgehen, um durch Patentschutz ausgenutzt zu werden. Die Geheimnißkrämerei aber wird sicherlich um Nichts geringer und um Nichts größer, als sie schon bei dem bisherigen Prüfungsverfahren ist. Hierbei kommen eine Menge tüchtiger Erfindungen in den Alleinbesitz des Patentinhabers, der sie ängstlich geheim bewahrt und ausnutzt. Die Industrie im Allgemeinen gewinnt hierbei wenig, das Publicum aber leidet darunter. Während einerseits nach einer gesunden volkswirthschaftlichen Politik das Interesse der Gesammtheit dem Interesse Einzelner vorgehen muß, wird hier das umgekehrte Verhältniß hergestellt, ohne daß obendrein noch der Patentschutz ein so wirksamer ist, daß der wirkliche Erfinder auch in Wahrheit die ihm zugedachte Belohnung erhält.

Eine Menge historischer Thatsachen sind hier anzuführen. Wir erinnern hierbei an die deutsche Erfindung der Schnellpresse und wie sie in englischen patentirten Besitz kam.

Ferner ist Arkwright durch die Mule Jenny berühmt und reich geworden. Aber dieser ist gar nicht der Erfinder der Jenny-Mule sondern James Hargreaves, ein armer Weber zu Standhill bei Blackburn, der sich 1764 mit der Construction einer Spinnmaschine beschäftigte und im Jahre 1767 damit fertig wurde. Den Namen erhielt sie nach seiner Tochter Jenny und er behielt die Maschine zunächst für sich geheim. Hargreaves soll auf die Erfindung durch ein umgefallenes Spinnrad gekommen sein, an welchem die Spindel sich noch in senkrechter Lage fortbewegte. Er versuchte deshalb zunächst mehrere Spindeln neben einander zu stellen und in dieser Lage zu bewegen. Die Spinner aber fürchteten Brotlosigkeit von diesem mechanischen Arbeitsconcurrenten, drangen in sein Haus ein, zerschlugen die Maschine, Hargreaves wandte sich nach Nottingham und verkaufte seine Erfindung, welche die ganze Spinnerei umgestaltet hat, für eine sehr geringe Summe an Arkwright, der, wie erwähnt, durch sie berühmt und reich geworden ist.

Aehnlich ist die Geschichte mit dem Dampfpflug, welche erst voriges Jahr durch einen Proceß aufgedeckt wurde. Fowler galt bisher als Erfinder desselben, der dadurch reich geworden ist und geehrt. Die Proceßverhandlungen ergaben aber, daß zwei Gebrüder Namens Fisken, arme Schullehrer, und ein Dorfschmied, Rogers, die Erfinder seien, die mit Noth und Mühe das Geld zum Patent zusammengebracht und später, da Niemand die Erfindung zur Ausführung übernahm, die Erfindung unter dem Patentkostenpreise an den Ingenieur Fowler verkauft hatten. Im Proceß handelte es sich um die Summe von 600,000 Thaler, welche drei Maschinenbauanstalten für Mitbenutzung des Patents an Fowler zahlen sollten. Die Summe fiel Fowler in die Tasche — die patentirten Erfinder gingen leer aus.

Bei einer ganzen Reihe von Erfindungen von Wichtigkeit hat der Erfinder trotz seines Patents das Nachsehen gehabt, wie Andere seine Erfindung fabricirten und ausbeuteten, so u. A. Bauer mit seinen Taucherapparaten, Psnor mit seinem an die Bank von England gelieferten Numerir-Druckapparat.

In letzter Zeit haben nun mehrere Zollvereins-Regierungen dem Segen der fünfundzwanzig Patentgesetze ein Ende machen wollen und am Sitze des hohen Bundestages Vertreter tagen lassen zur Niedersetzung eines allgemeinen deutschen Patentgesetzes.

Der Entwurf dieser Frankfurter Commission enthält folgende Hauptbestimmungen:

Gegenstand des Patentschutzes sind: Erzeugnisse, Erzeugungsmittel und Verfahrungsweisen, sowie Verbesserungen an solchen, vorausgesetzt, daß dieselben zur Zeit der Anmeldung noch neu sind.

Ausgenommen von dem Patentschutze sind: Naturproducte, wissenschaftliche und

technische allgemeine Sätze ohne vorliegende bestimmte Form der Ausführung; Erzeugnisse der Literatur und bildenden Künste; Formen der äußeren Gestalt und Verzierung (Muster, Modelle); Gegenstände, deren Ausübung gegen die guten Sitten oder die Landesgesetze verstößt.

Den einzelnen Staaten bleibt vorbehalten, Nahrungsmittel, Getränke und Arzeneien von dem Patentschutze auszuschließen.

Die schriftlich einzureichenden Patentgesuche müssen enthalten: die allgemeine, aber bestimmte Bezeichnung des Gegenstandes; die Angabe der Dauer, für welche das Patent gewünscht wird; die Erklärung, ob die Urkunde auf Namen oder Firma ausgestellt werden soll; die Erklärung, ob Geheimhaltung der Patentbeschreibung nebst Beilagen verlangt wird oder nicht. Unter besonderem Verschlusse ist beizufügen eine Beschreibung so genau, daß die Sache danach durch Sachverständige ausgeführt werden kann, und dabei zu sagen, worin die Neuheit besteht, beziehendlich unter Beilegung von Proben, Modellen, oder Abbildungen.

Gegenstände verschiedener Erfindungen sind getrennt zu halten.

Eine Prüfung der Neuheit und Nützlichkeit der Erfindung findet nicht statt.

Die Patenturkunde enthält die hauptsächlichsten Patentrechtsbestimmungen über Dauer, Umfang des Schutzes, Nichtigkeit, Taxen u. s. w. — Längstens binnen 14 Tagen ist die Ertheilung des Patents zu veröffentlichen und dabei unter Anderem zu erwähnen, wenn die Beschreibung nicht geheimgehalten werden soll. Die Regierungen theilen sich allvierteljährlich Verzeichnisse der Patente mit. In gleicher Weise ist die Verlängerung, die Nichtigkeitserklärung und das Erlöschen von Patenten bekannt zu machen. Wo der Patentsucher die Geheimhaltung will, dauert diese bis zum Patentablauf oder event. der Nichtigkeit.

Die Patente dauern nicht länger als fünfzehn Jahre vom Datum der Urkunde ab. Jedem Staate steht frei zu bestimmen, ob Patente für kürzere Zeit ertheilt werden können und ob alsdann die ertheilten Patente durch Verlängerung bis auf die längste zulässige Dauer auszudehnen oder ob die Urkunden stets auf die längste zulässige Dauer in der Art auszustellen sind, daß die Patente durch Nachzahlung der Taxe für einzelne der Abschnitte, in welche die Zeit von fünfzehn Jahren für diesen Zweck zu zerlegen ist, erlöschen.

Für die Ertheilung von Patenten ist in jedem Staate eine Taxe zu erheben, deren Betrag für jedes Jahr oder jeden Abschnitt von mehreren Jahren nach einem bestimmten Verhältnisse wächst. Rückzahlung der Taxe erfolgt nicht.

Was die Nichtigkeit und das Erlöschen der Patente anlangt, so tritt Nichtigkeit ein, wenn die Beschreibung Theile verschweigt oder unrichtig angibt, oder die Erfindung schon in einem der contrahirenden Staaten patentirt oder zur Patentirung angemeldet ist, oder der Gegenstand nicht neu war. Sind einzelne Theile der Erfindung nicht neu, so erstreckt sich das Patent nur auf das wirklich Neue, ebenso bleibt, wenn einzelnen Personen die Erfindung schon bekannt ist, diesen Personen gegenüber das Patent wirkungslos.

Ein Patent erlischt außer mit Ablauf der Zeit auch durch Verzicht; bei Gegenständen, welche schon im Auslande patentirt waren, mit Ablauf der Patentdauer oder Aufhebung des Patents daselbst; oder wenn der Patentinhaber nicht binnen zwei Jahren nach Ertheilung des Patents angefangen hat, in dem Staate, für welchen dasselbe ertheilt wurde, seine Erfindung auszuüben. Auf Nachweis genügender Verhinderungsgründe kann diese Frist, jedoch höchstens bis zum Ablauf des dritten Jahres, verlängert werden.

Der Patentschutz erstreckt sich auf die ausschließliche Anfertigung oder Ausführung des Gegenstandes, bei Maschinen, Werkzeugen, Fabrikgeräthen sowie bei Verfahrungsweisen auch auf die ausschließliche Anwendung.

Die Einfuhr von und der Handel mit Artikeln, welche mit den patentirten übereinstimmen, wird durch den Patentschutz nicht beschränkt, ebensowenig der Gebrauch solcher Artikel, soweit solche nicht zu den Erzeugungsmitteln gehören. Es soll jedoch Jeder, der einen schon patentirten Gegenstand feilbietet, genöthigt werden können, die Bezugsquelle anzugeben.

Patente, welche auf Verbesserungen an bereits patentirten Gegenständen ausgestellt werden, schließen die Befugniß zur Ausübung des bereits Patentirten nicht in sich.

Das Recht am Patent ist vererb- und

übertragbar. Ein Verfahren wegen Eingriffen in ein Patentrecht erfolgt nur auf Antrag des Verletzten. In allen Fällen, wo die Beschreibungen geheim gehalten und dem Betreffenden nicht bekannt waren, soll auf den ersten Eingriff nur das Verbot fernerer Eingriffe ausgesprochen und Sicherungsmaßregeln provisorisch verfügt werden.

Dies sind die Hauptgrundsätze, welche die contrahirenden Staaten (Oesterreich, Baiern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Hessen-Darmstadt und Kurhessen) festhalten wollen, während die speciellen Bestimmungen der Particulargesetzgebung verbleiben, über die sich die contrahirenden Regierungen gegenseitig stets Mittheilungen zugehen lassen würden. Hierzu noch Folgendes: Die gemeinsamen Patente heißen „Vereinspatente“ und werden nur an Einwohner der verbundenen Staaten ertheilt. Die Dauer ist fünfzehn Jahre, die Taxe für die ersten drei Jahre ist vorauszubezahlen. Ein bisheriges Particular-Landes-Patent kann in ein Vereinspatent umgewandelt werden, jedoch so, daß es im Ganzen, mit Hinzurechnung der schon gehabten Geltungszeit, nicht länger als fünfzehn Jahre dauert. Dem entsprechend wird die Taxe berechnet.

Eine gemeinsame Taxe soll verabredet werden. Es soll jedoch die Taxe von drei zu drei Jahren steigen. Sie wird an die Landesregierung bezahlt. Ein Vereinspatent hat einem früheren Landespatent gegenüber keine Wirkung. Die Ausübungsfrist kann von der Landespatentbehörde verlängert werden.

Sobald die Patenturkunde ausgehändigt wird, hört die Geheimhaltung der Beschreibungen und ihrer Beilagen auf.

Ueber die Nichtigkeit, über das Erlöschen eines Vereinspatents und Anfechtungen eines Patents entscheidet diejenige Behörde, welche das Vereinspatent ertheilt hat. (Art. X.) Die Verwaltungsbehörden der verbundenen Staaten verfügen auf gegenseitige Requisitionen. Die Nichtigkeit sowie das Erlöschen eines Vereinspatents wird bekannt gemacht.

Ueber Eingriffe in die aus einem Vereinspatent erwachsenen Rechte entscheidet die zuständige Behörde des Beklagten. Wird im Laufe einer solchen Verhandlung die Nichtigkeit oder das Erlöschen des Patents behauptet, so ist nach Art. X. zu verfahren. Die Beschreibung und Beilagen werden sich die Behörden gegenseitig verabfolgen, sowie überhaupt Kosten auf Requisition beitreiben.

Preußen, welches sich an den Commissionsberathungen nicht betheiligte, hat gegen den Entwurf eine Erklärung einreichen lassen. Sie besagt, daß die Regierung nach sorgfältigster Prüfung den Vorschlägen des Entwurfs nicht beistimmen könne. Die in Preußen geltende Vorprüfung beseitige viele Ansprüche auf Patente für ganz bekannte oder werthlose Dinge; sie entferne also unnütze Belästigungen. Der Commissionsentwurf aber empfehle das entgegengesetzte Verfahren, das sogenannte Anmeldeverfahren, bezwecke also eine Erweiterung des Patentschutzes und eine Erleichterung der Erlangung. Der Entwurf sei den Beweis schuldig geblieben, daß das bloße Anmeldeverfahren vortheilhafter sei als die Vorprüfung. Die Bundescommission habe auf die zahlreichen Stimmen gegen den Patentschutz keinen Werth gelegt, weil ein genügendes Material aus praktischen Kreisen nicht vorliege. Aber grade Männer der Praxis in England und Frankreich hätten sich auf Grund der Erfahrungen für Beschränkung, beziehendlich Beseitigung der Patente erklärt. Hierzu komme für die Regierung der Ausspruch der weitaus größten Mehrzahl des preußischen Handels- und Gewerbestandes, welcher dahin gehe, daß die Nachtheile des Anmeldeverfahrens die Vortheile, welche die Verleihung von Patenten überhaupt darbiete, überwögen und es bei dem heutigen Stande der Industrie des Patentschutzes gar nicht mehr bedürfe. Unter diesen Umständen müsse die Regierung dem Entwurfe, der nicht den Wegfall, sondern die Erweiterung des Patentwesens bezwecke, ihre Zustimmung versagen.

Vom „Technischen Vereine für Eisenhüttenwesen zu Düsseldorf“ ward in letzter Zeit eine Commission ernannt, welche die Patentfrage eingehend prüfen und ihre gewonnenen Ansichten und Vorschläge in einer Denkschrift zur Einreichung an das königlich preußische Ministerium und den deutschen Bundestag in Frankfurt niederlegen sollte.

Die Denkschrift ist jetzt vollendet, sie befürwortet den Patentschutz mit consultativer Vorprüfung, verwirft das bisherige preußische Patentgesetz und schließt sich am nächsten dem Gutachten der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft an.

Techniker werden fast immer dem Patent-

wesen günstig sein, schon ihr einseitiger Standpunkt drängt dahin. Die Erklärung der preußischen Regierung ist jedenfalls von besonderem Gewicht, nicht bloß, weil sie schon auf die gegen alles Patentwesen gerichteten Ansichten von Praktikern in England und Frankreich hinweist, sondern selbst bereits auf dem ganz liberalen Standpunkt steht und sich zur Nothwendigkeit der Befreiung bekennt. Bei der ganzen Agitation gegen das Patentwesen in Deutschland und England, die doch nur hervorgerufen ist durch die Uebelstände oder das Unnütze der Patente, ist das Eigenthümliche, daß man in England auf den Zollverein und das hier geltende Prüfungsverfahren über Werth und Neuheit verweist, während man im Zollverein auf England zeigt und dessen bloßes Anmeldeverfahren als das richtige preist und fordert. Ein derartiger Vorgang ist nur möglich, wenn diesseits und jenseits des Canals bedeutende Schattenseiten des Verfahrens sichtbar werden. Daneben sind aber auch sehr gewichtige Stimmen in beiden Ländern aufgetreten, welche das ganze Patentwesen überhaupt beseitigt wissen wollen.

Bekanntlich setzte auch der Congreß deutscher Volkswirthe in Dresden (14. bis 16. September vorigen Jahres) das Patentwesen auf seine Tagesordnung und faßte folgenden Beschluß:

In Erwägung 1) daß Patente die Fortschritte der Erfindung nicht begünstigen, vielmehr deren Zustandekommen erschweren;

2) Daß sie die rasche, allgemeine Anwendung nützlicher Erfindungen hemmen;

3) Daß sie dem Erfinder selbst im Ganzen mehr Nachtheil als Vortheil bringen, und daher eine höchst trügliche Form der Belohnung sind, erklärt der Congreß, daß Erfindungspatente dem Gemeinwohl schädlich sind.

Der oft gehörte Vorschlag der Nationalbelohnungen ist eine schöne, würdige Einrichtung, wenigstens scheint es auf den ersten Augenblick so, aber in der praktischen Ausführung erhält die an sich gute Idee ein ganz schiefes Gesicht. Viele Erfindungen treten gleich anfangs mit großem Lärm auf und sanguinische Hoffnungen knüpfen sich an sie. Und doch sind das nicht selten grade solche, die alsbald zusammenfallen und sich werthlos erweisen. Wieder sind es andere Erfindungen, die anfangs geräuschlos und unscheinbar auftreten, ja nicht viel beachtet oder wohl gar belächelt werden, die lange Zeit zu ihrer Entwicklung brauchen, allmälig aber ihre Bedeutung zeigen und große Umwälzungen hervorrufen. Man lese nur die Biographie Robert Stephenson's und man hat hierzu einen sehr redenden Beleg. — Wie wollte also eine Staatsregierung übersehen können, wie viel aus einer scheinbar noch unbedeutenden, wie wenig oft aus einer mit Lärm auftretenden Erfindung in der Zukunft wird.

Der deutsche Bund hat zweimal Nationalbelohnungen gegeben, einmal für Benutzung des Elektromagnetismus als bewegende Kraft an Wagner — die ganzen Erwartungen über die Erfindung sind getäuscht worden —, ein andermal für Erfindung der Schießbaumwolle an Böttger und Schönbein. Die Schießbaumwolle hat bis jetzt das Pulver mit seinem häßlichen Rauch und seiner Verunreinigung der Schießwaffen noch nicht verdrängt und dankt auch erst mannigfachen Umständen, daß sie nutzbarer geworden ist.

Je mehr die Nationen zum Bewußtsein kommen, desto mehr werden sie die Nationalbelohnung selbst in die Hand nehmen und dann sicher erst zu einer Zeit, wo sich die Größe einer Erfindung oder der Segen edler Thaten oder aufopfernder Mühen schon übersehen läßt. Und man darf sagen, daß der Anfang dazu gemacht ist. Man denke an die Nationalsubscriptionen für den Dichter Lamartine in Frankreich, für den Vater des Genossenschaftswesens, Schulze-Delitzsch, für den Begründer des Freihandels in England, Cobden, für die Erfindung der Taucherapparate, an den Submarine-Ingenieur Bauer. Auch der rührige Agitator für Einführung des Pfennigtarifs, der kürzlich verstorbene Justizrath Braun in Coburg, ist für seine Thätigkeit belohnt worden. Und diese Bahn wird mit dem Fortschreiten der Völker immer mehr und mehr beschritten werden.

Auch ist das allgemeine Beklagen von „armen Erfindern" und das sentimentale Lamentiren von „verhungerten oder verkümmerten großen Geistern" nicht selten leeres Geschwätz, sobald man sich die Verhältnisse und Personen näher ansieht, wie sie wirklich waren. Es soll gar nicht bestritten werden, daß häufig ein Anderer, der mehr Capital oder Klugheit besitzt oder mehr Gunst der Verhältnisse, die Früchte genießt, während der, der die Saat streute, leer ausgeht.

Aber in sehr vielen Fällen geht dies sehr natürlich zu, wie das im Weltlauf nun einmal zu gehen pflegt aus sehr folgerichtiger Verkettung von Ursache und Wirkung, in sehr vielen Fällen liegt die Schuld gradezu an den Personen selbst.

Die wirthschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart liegen so, daß ein kluger und energischer Mann, der eine tüchtige Erfindung gemacht hat, auch einen Unternehmer dafür findet, und viele Erfindungen sehen heutzutage von der Patentlösung schon vollständig ab, weil sie ihren Weg allein zu finden hoffen und auch wirklich finden.

Die industrielle Entwicklung ist heutzutage eine so gewaltige, täglich fortschreitende, daß sie Nichts so sehr bedarf, als Freiheit, dieselbe Freiheit, welche die ganze Gegenwart laut und überall für die gewerbliche Arbeit und Wahl des Wohnorts zurückfordert. Jedes Privilegium, und ein solches ist das Patent, wirkt beschwerend für diese Entwicklung, die heut von Gängelbändern nun einmal nichts mehr wissen will. Mag auch die Scalentaxe viele Hemmnisse, wie sie bisher durch das Patentwesen herbeigeführt werden, beseitigen, mag ein Modus gefunden werden, der Anmelde- und Prüfungsverfahren in glücklicher Weise combinirt, es werden Belästigungen des Verkehrs durch die Patente nie ausbleiben. Eines der industriereichsten Länder der Erde, die Schweiz, kennt keine Patente.

Jede große Entwicklung eines wirthschaftlichen Gebiets beruht überall auf der Freiheit!

Die
Hilfs- und Wohlthätigkeitsanstalten
des heutigen London,
sowie Englands überhaupt.

Zur Würdigung der Humanitätsbestrebungen unserer Tage.

I.

Es liegt etwas Erhebendes darin, zu sehen, wie unser sonst viel gescholtenes Jahrhundert in wahrhaft großer, edler Weise für die nothleidende, hilfsbedürftige Gesellschaftsclasse so außerordentliche Opfer bringt, wie sie sicherlich noch keine Periode der Geschichte je gebracht hat. Es bezeugt dies einen offenbaren Fortschritt auf der Bahn der Entwicklung des Menschengeschlechts, es bezeugt, wie die von dem Stifter unserer Religion gepredigte Liebe immer lebendiger wird und thatfreudig der Mitmenschen gedenkt als Brüder.

Das kolossale London, jene Riesenstadt mit ihren ungeheuern Reichthümern, ihrem Glanz der öffentlichen und privaten Paläste, es ist gleichzeitig die Heimath tiefsten menschlichen Elends, die Heimath von vielen Tausenden, welche nach ihrem alltäglichen Bettelgange in feuchten, dumpfigen Kellern Obdach und Ruhestatt suchen müssen, und von Abertausenden sittlich Verwahrloseten. Je mehr die Humanität, je mehr aufopfernde Menschen aus den höhern Classen das Elend jener Armen aufgesucht, aufgedeckt und sich zur Abhilfe an die wohlhabenden Stände gewendet haben, desto reicher sind die Spenden von allen Seiten und zu jeder Zeit geflossen, und heute hat die einzige Stadt London nicht weniger als 640 **Wohlthätigkeitsanstalten!**

Ein neueres Werk von Sampson Low: „The Charities of London," hat es sich zur Aufgabe gemacht, genauere Nachrichten über diesen Staat im Staate, über diese humanen Anstalten, ihre innern Einrichtungen und den Umfang ihrer Wirksamkeit zu geben.

Unsere Verwunderung, ja hohe Bewunderung über diese Charities, welche alljährlich nicht weniger als **über 16 Millionen Thaler** ausbringen, wird noch durch die Thatsache gesteigert, daß der vierte Theil der Anstalten allein im letzten Jahrzehnt gegründet worden ist. Nicht weniger als 11 Millionen Thaler von jener enormen Gesammtsumme werden **lediglich aus freien Beiträgen** aufgebracht. Diese Heimstätten für Noth und Elend sind nicht selten förmliche Paläste und tragen die Inschrift: „Supported by voluntary contributions" (unterhalten durch freiwillige Beiträge), aus der man die große Privatwohlthätigkeit ersieht.

Die ungeheure Bevölkerung Londons ist ein großer socialer Körper, dessen überwiegend gesunde Kräfte unablässig ringen und arbeiten, um die krankhaften zu heilen oder wenigstens zu mildern, damit das Ganze gesund und ungefährdet erhalten bleibe. Die Opferwilligkeit muß um so stärker sein, je größer die staatliche Steuerbelastung schon an sich auf jenem gesunden Theile des gewaltigen Organismus liegt.

Wie anderwärts, so hat man auch in der englischen Hauptstadt mannigfache Fürsorge getroffen, sanitätische und medicinalpolizeiliche Anstalten aller Art zu begründen, und darauf beruht auch die erfreuliche Erscheinung, daß die durchschnittliche Lebensdauer in London gegen früher bedeutend zugenommen hat. Rechnete man doch in dieser Stadt noch während der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts alle 20 Jahre eine Rückkehr der Pest, von welcher durchschnittlich ein Fünftel der Bevölkerung hinweggerafft wurde! Daselbst kamen noch in den Jahren 1770 bis 1779 auf 1000 Todte nicht weniger als 102 Opfer der Pockenkrankheit, in den Jahren 1830 bis 1836 nur noch 25! Marshall hat aus den Sterbelisten Londons gefunden, daß die durchschnittliche Lebensdauer in dieser Stadt in den Jahren 1728 bis 1739 bei Neugeborenen 6 Jahre, in den Jahren 1820 bis 1829 aber 26 Jahre war!

Die medicinalen und sanitätischen Anstalten geben der Bevölkerung also nicht nur Heilmittel, sie geben ihr, natürlich im Verein mit andern socialen und gesundheitlichen Momenten und Fortschritten, auch Jahre des Lebens zum Geschenk!

Die oben citirte Schrift führt zunächst 14 große medicinische Hospitäler auf. Es folgen 66 andere Hospitäler, Krankenhäuser und Institutionen für specielle medicinische Zwecke, 39 Dispensions-, d. h. Arzneibereitungsanstalten für Arme, 12 Institute für Erhaltung des Lebens, der Gesundheit und öffentlichen Moral, 1 Findelhaus, 22 Hospitäler und Magdalenenstiftungen für weibliche Personen, 6 Anstalten für Unterstützung von Gefangenen, Besserungs- und Zufluchtshäuser (außer den noch vorhandenen besondern Industrieschulen und localen Zufluchtsinstitutionen), 29 Anstalten für Armuth und Elend auf der Straße und für specielle Ansprüche, wozu 1861 noch 58,000 Pfund Sterling in den 13 Polizeigerichtshöfen freiwillig eingezahlt und ausgegeben wurden. Dann gibt es 21 Zufluchtsstätten, „Homes,“ für Näherinnen und weibliche Dienstboten, 9 Pensionsfonds für wohlthätige Zwecke (Zahlung von Annuitäten an hilflose mündige Arme), 14 Gesellschaften mit Fonds für arme Geistliche, 6 für protestantische Dissentergeistliche, 72 Wohlthätigkeitsfonds für Handwerkerinnungen, etwa 21 Fonds von Citycompagnien und Parochialvorständen für wohlthätige Zwecke, 5 specielle Nationalfonds für die Noth in Indien, die 1861 über eine halbe Million Pfund Sterling sammelten und vertheilten. Sie wirken noch als allgemeine Wohlthätigkeitsanstalten fort.

Die Zahl der Armenhäuser und Asyle für die Armuth im hohen Alter ist 124. Für Blinde und Taubstumme gibt es 16 Institute, auch 1 für arme Krüppel und Lahme. Sodann verwendeten 31 Gesellschaften von ihren Fonds jährlich gegen 100,000 Pfund für Beförderung und Unterstützung von Schulen und 9 Anstalten zum Unterricht für Erwachsene; 14 Asyle erziehen und erhalten ganz und gar etwa 2000 Waisenkinder mit jährlich 60- bis 70,000 Pfund freiwilliger Beiträge (excl. der Regierungswaisenhäuser) und 20 andere Asyle erziehen und erhalten 3000 andere arme oder Verbrecherkinder für mehr als 100,000 Pfund jährlich. Endlich kommen 56 Bibel- und Missionsgesellschaften, die jährlich für mehr als 7 Millionen Thaler Bibeln und sonstige religiöse Erbauungsschriftchen vertheilen, und 4 unbestimmte Wohlthätigkeitsanstalten. Die enorme Summe der allein bei den statistisch näher beschriebenen Privatwohlthätigkeitsanstalten der Stadt eingehenden Spenden zeigt schon den ungeheuern Reichthum der dortigen Bürger. So kam erst vor einigen Jahren der vielleicht noch Manchem erinnerliche Fall vor, daß ein Kaufmann Namens George Peabody verschiedenen Gesellschaften für das Wohl der arbeitenden Classen 1 Million Thaler vermachte! So sind auch Beiträge von 30- bis 40,000 Thaler gar nicht so seltene Vorgänge in der Londoner Armenpflege. Ein einzelner Arzt, Namens Dr. Andrew Reed, begründete allein ein Asyl für kleine Waisenkinder, für uneheliche und vaterlose Kinder, ein Institut für Idioten und ein Hospital für unheilbare Kranke.

Die vierzehn großen Hospitäler mit mehr als 3500 Betten, in welchen 1861 über 32,000 Kranke behandelt wurden (außer 400,000 Außenpatienten), haben ein jährliches Einkommen von etwa 130,000 Pfund aus Dividenden, Eigenthum und Arbeit der Patienten, dazu gegen 60,000 Pfund freiwillige Beiträge, also jährlich viel über eine Million Thaler. Das älteste derselben, St. Bartholomew's Hospitol, besteht schon über 700 Jahre, nachdem es im Jahre 1123 von

einem Privatmanne gegründet worden war. Es bildet mit St. Thomas, Bridewell, Bethlehem (Bedlam) und Christhospital die fünf großen Krankenhäuser der City.

Die 66 speciellen Hospitäler unterscheiden sich voneinander durch Nationalität und Krankheit der Patienten. So gibt es 1 Hospital für Deutsche, 1 für Spanier, 1 für Matrosen, 1 für Fieber, 4 für Schwindsucht, 8 für Entbindungen, 4 für Weiber, 4 für Kinder, 3 für Unheilbare, 3 Pocken-, 5 Augen-, 1 Ohr-, 9 Bruch- und Entstellungs-, 4 Haut-, 4 Reconvalescentenhospitäler, 6 für Irre, 1 für Idioten, 3 für Krankenwärterinnen, 1 homöopatisches Hospital, 1 Seebad, 1 Zahnhospital, also im Ganzen 50 Hospitäler und Krankenhäuser in London.

Das deutsche Hospital in Dalston (Norden von London) beherbergte und verpflegte seit der 1845 erfolgten Gründung durch Anregung des Königs von Preußen und die Unterstützung anderer deutscher Fürsten, sowie deutscher und englischer Privatpersonen über 70,000 Kranke (davon etwa 5000 innerhalb), wovon über ein Dritttheil Engländer waren. Diese Bereitwilligkeit ist denn auch genügend und öfters von den Engländern gewürdigt worden und wird auch von den englischen Hospitälern erwiedert. Leider hat sich in die Verwaltung des Hospitals, wie vielfach geklagt wird, Frömmelei nach englischem Muster eingeschlichen.

Will man diese riesenhaften Anstrengungen der Bevölkerung nicht bloß gegen Noth, sondern auch speciell für den sittlich gesunkenen Theil der Gesellschaft begreifen, so muß man auch in die Moralitätsverhältnisse des Landes einigermaßen eingehen, deren Zustand nach statistischen Erhebungen freilich in einem furchtbaren Gegensatze steht zu den edlen Gesinnungen des opferwilligen Theiles der Gesellschaft. Neben dem englischen Reichthum und Edelmuth steht hart nebenan weit verbreitetes tiefes Elend und weit verbreitete sittliche Verkommenheit unter den ärmsten Classen der Hauptstadt und der größern Städte des Landes.

Es fanden sich im Jahre 1862: 25,000 berüchtigte Häuser in England und Wales, die alle Tage 135,000 Individuen beiderlei Geschlechts gegen die „gute Gesellschaft" losließen. Etwa 6500 davon sind Diebe unter, 27,000 über 16 Jahren. Mehr als 39,000 waren im Allgemeinen verdächtig, und ohne bestimmten Erwerb, 22,500 professionelle Vagabunden, alle der Polizei bekannt und mehrere Male im Gefängniß gewesen, die denn auch die durchschnittlichen 25,000, welche im Gefängnisse sitzen, gelegentlich ablösen. Charakteristisch ist das Verhältniß der verschiedenen Procente der Verbrecher zu den respectabeln Bewohnern. In Manchester und den Baumwollengegenden kommen 154, in Brighton, Worthing und andern Vorstädten 93, in Sheffield, Birmingham und den sonstigen Kurzwaarendistricten bloß 47 ordentliche Leute auf je einen Verbrecher. Merkwürdig, daß das verrufene London immer noch etwas besser steht als alle Städte und Gegenden; ein „Gefängnißvogel" kommt hier auf je 178 ordentliche Leute. Gegen diese Raubthiere der Gesellschaft werden 20,256 Policemen gehalten, in jedem Jahre mehr, voriges Jahr allein über 1000 mehr. Sie arretirten unter Anderm 1859 über 404,000 Menschen, sodaß 20 auf jeden Policemen kommen, von denen mehr als zwei Drittel verurtheilt wurden, über 65,000 zu Gefängniß, über 160,000 zu Geldstrafen, 302 zu Gefängniß und Peitsche. Ueber 85,000 waren wegen Trunkenheit und Scandal, 83,000 wegen „Assaults," 42,000 wegen Diebstahls, gegen 33,000 wegen Prostitution mit öffentlichem Tumult und Aergerniß und die übrigen wegen tausenderlei anderer Vergehen und Verbrechen arretirt worden. Zu dieser Armee kommt aber noch das schwere Geschütz der Criminalverbrecher: 17,800 Individuen. Vier Fünftel davon wurden verurtheilt, 10,800 einfach zu Gefängniß, 229 zur Peitsche, 2130 zu Strafarbeit, 53 zum Hängen, von denen aber nur 11 wirklich an dem Galgen starben, weil man sich doch wohl immer mehr dieser ekelhaften Strafe wegen der Schande für die Lebenden schämen mag. Transportirt wurde auch Niemand. Diese, seit 140 Jahren blühende Strafe wurde in allen Fällen durch Strafarbeit zu Hause ersetzt — zu Hause, d. h. in 156 Gefängnissen und Correctionsanstalten mit mehr als 2400 Beamten, die voriges Jahr 140,000 neue Unterthanen und Kostgänger aufnahmen und Tag und Nacht für sie wachten. Dazu kamen 186 Gouverneurs, 146 Aerzte, 146 Seelsorger, 147 Secretäre. An der Themse unter Millbank, auf der steinigen Insel Portland, in der schmutzigen Matrosenstadt Portsmouth, in dem noch schmutzigeren Chatham, in Dortmoor, Lewes, Purkhurst und Brixton

werden die 7000 männlichen und 1000 weiblichen Verbrecher unterhalten, die vor 50 bis 60 Jahren noch alle gehangen worden wären. Die schlimmsten davon, und zwar nur diese werden gelegentlich nach Gibraltar, Bermuda oder Westaustralien versetzt. Von den 11,000 Bewohnern der 10 Criminalgefängnisse wurden bloß noch 312 mit „tickets of leave“ entlassen. Auf je 6 dieser Gefangenen kommt ein Beamter, 147 sind zur Peitsche, 3315 zum dunklen Keller, 2906 zur Hungercur und 2550 zu andern Extrastrafen verurtheilt. Und nun die Rechnung! Die Polizei kostete noch nicht ganz 1½ Millionen Pfund. Die Verbrecher vor Gericht wurden für 95,800 Pfund untersucht und abgethan. Für die Erhaltung der Gefängnisse wurde über eine halbe Million gebraucht. Die Strafarbeiten brachten bloß 23,000 Pfund ein, so daß jeder in entsetzlicher Zwangsarbeit Beschäftigte doch noch 23 Pfund 10 Schillinge Zulage haben mußte, ein herrliches Beispiel, wie der Staat Industrie treibt. Es wurden auch 800 Personen wegen verschiedener Verbrechen untersucht, aber wegen Wahnsinns in eines der öffentlichen Irrenhäuser gebracht, die 22,000 Pfund kosteten. Die 47 Reformschulen für Verbrecher unter 16 Jahren kommen dem Staate theurer, als alle preußischen Gymnasien, sie kosteten 31,000 Pfund im vorigen Jahre. Dies sind in Summa 2,384,054 Pfund 3 Schillinge 4 Pence. Es kamen nun nur noch einige Kleinigkeiten hinzu: Richter, Recorders, bezahlte Magistratsbeamte, Secretäre, Gerichtslocal rc. kosten eben so viel. Die Londoner Polizei sagt, die Diebe in der Metropolis könnten unter 50,000 Pfund jährlich gar nicht auskommen, die in Manchester brauchen 15,000. Man hat berechnet, daß täglich 135,000 Menschen stehlen müssen, wenn sie sich nicht hungrig hinlegen wollen. Unter 25 Pfund jährlich kann auch der bescheidenste und mäßigste Dieb nicht leben. Sonach eignen sich die Diebe in England und Wales unter den allerbescheidensten Ansprüchen mindestens 3,873,000 Pfund an, in je 12 Monaten. Die Criminaljustiz mit ihrem Gesammtapparat kostet in England mehr als der ganze preußische Staat vor 1848 jährlich einnahm und ausgab.

Ein ferneres Moment in der englischen Gesellschaft ist die unverhältnißmäßige Anzahl von Unglücksfällen in Folge des Leichtsinns und der Gewissenlosigkeit, mit der in Arbeitsetablissements, in Bergwerken rc. umgegangen und wodurch zahlreiches Elend herbeigeführt wird. Feuer und Schiffbrüche tragen das Ihre mit hierzu bei.

In dem Zeitraum von 1848 bis 1861 sind in England nicht weniger als 39,927 Personen umgekommen, eine größere Zahl aber sonst verunglückt.

Ebenso gehört hierher das verbreitete Laster der Trunkenheit. Im Verwaltungsjahre 1861 auf 1862 waren, officiellen Ausweisen zufolge, 19,336,236 Gallonen englischer und 5,112,078 Gallonen importirter Spirituosen zum heimischen Verbrauche im Lande geblieben! (Die Spirituosensteuer ertrug netto 12,267,600 Pfund Sterling.)

Endlich darf man nicht vergessen den Mangel an einer gehörigen Organisation des Volksschulunterrichts, der in unserer deutschen Verbreitung und Regelung dort nicht existirt.

Alle diese Verhältnisse nun haben natürlich eine entsprechende Ausbreitung von Verwahrlosung des jungen Geschlechts der ärmsten Classen, von unsittlicher Lebensweise des herangewachsenen und von tiefster Verarmung und großen Elendes aller Art im Gefolge.

Die gewaltigen Anstrengungen der vermögenden Classen haben also ein entsprechend großes Feld für ihre schöne Thätigkeit, gefallene, gesunkene Menschen wieder zurückzuführen zum Besseren, körperlich Leidenden zu helfen, Schutzbedürftige aufzunehmen und darbenden Arbeitsfähigen Unterstützung durch Spenden, Arbeit und Unterkommen zu gewähren. Gehen wir jetzt auf die Wohlthätigkeitsanstalten im Einzelnen ein, so kommen wir zuerst zu der Kategorie der „philanthropischen Gesellschaften“ in London. Sie haben den Zweck, physisches und sittliches Leben zu erhalten und zu retten und gefallene Frauenspersonen, sowie entlassene Sträflinge oder Gefangene zu bessern und wieder zu erheben.

Die „königliche Humane Gesellschaft“ ist bereits 87 Jahre alt und widmet sich der Errettung Ertrinkender beim Baden oder Schlittschuhlaufen, beziehendlich der Wiederbelebung Ertrunkener. Sie hat hierzu eine Menge Rettungsapparate (drags) in 260 Depots, besondere Wächter, und für die Wiederbelebungsversuche besonders unterrichtete Personen. Auch Selbstmörder zieht die Gesellschaft in ihren Bereich; im vorigen Jahre kamen 27 Fälle dieser Art vor. Im

Ganzen aber griff ihre Thätigkeit in 171 Unglücksfällen ein, von denen in 156 wirkliche Rettung herbeigeführt wurde.

Das Lebensbotinstitut zur Rettung von Schiffbruch hat bereits 12,000 Personen aus untergehenden Schiffen gerettet und sind hierfür 82 goldene und 666 silberne Medaillen im Werthe von 1400 Pfund Sterling vertheilt worden. Die Gesellschaft besitzt um die Küsten Englands herum 120 ausgezeichnete Rettungsbote und eine kleine Armee von unerschrockenen Leuten. Der Fonds der Gesellschaft beträgt etwa 16,000 Pfund Sterling.

Einen besondern Zweck verfolgt wiederum die „Rettungsgesellschaft aus Feuer.“ Sie rettete im vorigen Jahre 94 Personen und war bei 524 Feuern thätig. Ihre 73 „Feuerfluchtstationen,“ eigenthümliche, auf Rädern gefahrene Leitern, sind jede Nacht in bestimmten Distancen über London ausgedehnt und Feuermänner halten an diesen bestimmten Stationen Wacht. Sie hat 15,000 freiwillig Beitragende und eine große Anzahl unregelmäßige Beisteuerer und ist in andauerndem Wachsen begriffen.

Die „Society for the Prevention of Cruelty to Animals,“ welche seit dem Jahre 1824 besteht, hat es, wie schon ihr Name besagt, damit zu thun, Thierquälereien zu verhüten und zur Bestrafung zu bringen. Sie hat bereits über 7000 Fälle von unmenschlicher Behandlung von Thieren zur Anzeige und Bestrafung gebracht und mehr als eine Million kleiner Schriften über eine menschliche, vernünftige und den Eigenthümern selbst vortheilhafte Behandlung der Thiere auf Viehmärkten, unter Kutschern, Knechten und Viehtreibern vertheilen lassen. Die Erfolge dieser Gesellschaft sind bereits hoch erfreuliche, es wird mit dem Vieh in England im Allgemeinen freundlich und gut umgegangen, selbst bei Hirten nimmt man eine milde, oft sogar zärtliche Behandlung wahr, und in englischen Romanen spielt das humane, liebevolle Umgehen mit diesem oder jenem Lieblingsthier gewöhnlich eine Rolle — eine stereotype Erscheinung, die nicht zufällig ist, sondern das Volksleben zurückspiegelt. Eine andere Classe Gesellschaften widmet sich der Verbesserung von Arbeiterwerkstätten durch Capital- und Creditassociation. Es sind dies Gesellschaften wie die „Labourers friend Society,“ „Association for improving the Dwelling of the Industrious Classes,“ „Cottage Improvement Society“ und andere. Diese Genossenschaften haben sehr Bedeutendes geleistet. Ganze Stadttheile in London von großem Umfange sind durch sie geschaffen worden, Häuschen an Häuschen in unabsehbaren Linien, ein jedes derselben mit Gärtchen vor und hinter demselben, entweder bereits Eigenthum des Arbeiters oder Handwerkers, oder durch Jahresabschlagszahlungen in Form hoher Miethzinsen allmälig in's Eigenthum übergehend.

Das ist es auch, was uns in den großen Städten Deutschlands so sehr fehlt, wo die ärmeren Familien zusammengepfercht sind in schlechten Stadtvierteln, in Dachwohnungen oder Kellerräumen, ohne das Gefühl des „Sweet Home,“ wie der Engländer sagt, ohne das moralische, stärkende Bewußtsein ein „Heim“ zu besitzen. Wie demoralisirend müssen solche comprimirte Zusammenschichtungen von armen Familien wirken. Die Baugesellschaften wollen bei uns noch nicht recht gedeihen und für Arbeitereisenbahnzüge am Morgen und Abend aus großen Städten werden bei uns erst die Eisenbahndirectionen eines spätern Geschlechts Sinn und Einsicht gewinnen. Die Arbeiterschaaren müssen auf dem Lande umher wohnen, die meisten unserer Städte haben für Bauten schon von vornherein einen viel zu hohen Grund- und Bodenpreis, als daß der Miethpreis der Wohnungen niedrig oder die Erwerbung eigener Häuschen bei unsern niedrigern Arbeitslöhnen für jetzt leicht werden könnte. Der versittlichende Einfluß des Landes mit seiner größern Ruhe und den gesündern, freundlichern Wohnungen in der unmittelbaren freien Natur müßten namentlich auf das heranwachsende Geschlecht von hoher Wichtigkeit erscheinen.

Im Jahre 1850 entstanden in England nicht weniger als 2000 Baugesellschaften mit dem angegebenen Zwecke, kleinen Leuten gesunde, saubere Wohnungen zu bauen und ihnen mittelst Credits Gelegenheit zu schaffen, durch allmälige Abzahlungen sich eine solche Wohnung zu einem schuldenfreien Eigenthum zu erwerben. So sind denn auch wirklich allmälig Tausende von Arbeiter- oder Handwerkerfamilien, welche ehemals geplagte Miethseinwohner waren, zu einem eigenen „Heim“ gelangt — das einzelne Häuschen ist immer nur für eine Familie — für mehr als 100 Millionen Thaler sind auf diesem genossen-

schaftlichem Wege für die arbeitenden Classen zu deren Nutzen und ohne Schaden der Genossenschaften in Gebäuden angelegt worden.

II.

Die im obigen Abschnitte geschilderten Baugesellschaften zum Bau von Arbeiterwohnungen oder zu deren Verbesserung haben neben sich wieder verwandte Vereine. So sind besondere Gesellschaften seit 1844 thätig, um Bade- und Waschhäuser für ärmere Familien zu errichten. In London bestehen deren bereits über 20, in andern Theilen Englands über 100. In den erstern wurden im Jahre 1861 über 2 Millionen Bäder im Preise von 1 bis 6 Pence genommen. In dem Modellbade- und Waschhause am Goulston-Square, Whitechapel, nahmen 150,000 Personen in einem Jahre Bäder und für 1/4 Million Personen wurde darin gewaschen.

Eine andere Gesellschaft errichtet Trinkbrunnen auf den Straßen Londons. Die „Metropolitan Free Drinking Fountain Association“ entstand 1859, hat in der kurzen Zeit bereits 80 Brunnen gebaut für eine Summe von 80,000 Pfund Sterling, im Plane sind aber 400. Die Brunnen sind in der Regel mit ornamentalem Schmuck versehen und werden sehr viel benutzt. So hat man bereits beobachtet, daß von den angeketteten Trinkgeschirren an einem einzigen schönen Tage von 10,000 Passanten Gebrauch gemacht wurde. Wie manchem Arbeitsmanne wird durch einen solchen Labetrunk eine Erfrischung verschafft, und was noch mehr ist, eine Ausgabe erspart, die er früher in die Schenke trug.

Die „Frühschließungsassociation“ arbeitet daran, und zwar mit gutem Erfolge, daß die Detailgeschäfte am Sonnabend früher geschlossen werden, von philanthropem Standpunkte aus gewiß ein sehr löblicher Zweck. Die Grossogeschäfte haben meist durchgehende, d. h. über Mittag fortgehende Comptoirzeit. Sie schließen gegen 5 Uhr, sodaß jeder Comptoirist und Bedienteste noch zeitig genug diniren und alsdann einen freien Abend genießen kann.

Hamburg hat bereits diese vortreffliche Einrichtung nachgeahmt. In den meisten andern Städten zerspaltet noch in ganz thörichter Weise die Mittagszeit die Tagesarbeit, bringt auf diese Weise eine allerwärts gefühlte Zeitzerreißung und Arbeitsvergeudung mit sich, während der Beamte selbst nur in den hohen Sommermonaten eine Stunde Zeit hat, um bei Tage in freier Luft noch spazierengehen zu können.

Auch in Leipzig sind schon Versuche gemacht worden, die Sitte einzuführen, aber leider vergeblich und es wird dies nicht eher gelingen, ehe nicht die öffentlichen Anstalten, wie Post rc. diesem nachahmungswerthen Beispiele Englands folgen.

Alles Vernünftige braucht in unserm vielbelobten deutschen Vaterlande lange Zeit, um zur Geltung zu gelangen.

Die „Gesellschaft zur Unterdrückung des Lasters,“ welche seit dem Jahre 1802 besteht, richtet ihre humanen Bestrebungen auf Unterdrückung unsittlicher Schriften und schlechter Häuser. Sie hat es auch so weit gebracht, daß die betreffenden unsittlichen Gewerbe nicht mehr straflos öffentlich betrieben werden und daß derartige Gewerbe nicht mehr gegen den Willen der Inwohner in anständigen Häusern ihr Unwesen führen dürfen, wohin wir in Deutschland noch nicht gelangt sind. Namentlich beklagenswerth bei unserer faulen Polizeiorganisation ist dieser Umstand dadurch, daß in Gassen mit derartigem Prostitutionsgesindel ärmere Arbeiterfamilien, wegen der geringeren Miethzinsen für abgelegenere Logis, mitwohnen müssen und die Kinder in der Nähe der moralischen Pest aufwachsen.

Für diese prostituirten Frauenzimmer eröffnen sich nun zahlreiche weibliche Asyle, Schlafstätten, Mitternachtsmeetings, Reu- und Magdalenenheime, um sie an gehörige Arbeit zu gewöhnen und das Gefühl von Ehre und Sitte in ihnen wieder zu erwecken. Die Anstalten gebrauchen dazu verschiedene Mittel, lebendiges Wort und thatkräftige Hilfe und Unterstützung. Das merkwürdigste Mittel sind wohl die „Mitternachtsmeetings,“ zu welchen die lüderlich herumschwärmenden Mädchen, sowohl auf der Straße, als auch auf ihren Tanzsälen in freundlichster Weise durch feine Einladungskarten wie zu einem Abendessen eingeladen werden. Thee und Brot wird auch herumgereicht. Englische Zeitungen bringen in ihren Feuilletons öfters Berichte darüber als pikante Lectüre und verspotten sie. Wenn man nun auch die pietistische Färbung dieser Bekehrungsbestrebungen nicht ganz leugnen kann, so ist wiederum auch zu constatiren, daß sie wirklich Erfolge aufzuweisen haben.

Auf zwölf für Engländerinnen und zwei für Französinnen abgehaltenen Meetings im Jahre 1860 waren 2400 Personen Zuhörer und aus ihnen wurden 26 den Ihrigen gebessert wieder zugeführt, freilich ein sehr geringes Procent, wenn man annimmt, daß 80,000 leichtsinnige Frauenzimmer in London existiren, welche mit ihrem Körper ein Gewerbe treiben, und wenn man weiter anführt, daß von den Vereinen über 9000 fromme Tractätchen und 6000 „Noel'sche Adressen," das sind Reden an solche Mädchen, vertheilt worden waren.

Der reformatorische und Zufluchtsverein und die Industrieschulen nehmen sich der unerwachsenen Tage- und Taschendiebe an, um sie zu nützlicher Arbeit anzuhalten.

Die „Society for the Protection of Young Women and Children" nimmt Waisen vom sechsten bis zehnten Jahre auf, das alte Findelhospital Säuglinge armer, verlassener Mütter, doch nur, wenn die Mütter sonst respectabel sind und die Männer sie gewissenlos verlassen haben. Es beherbergt im Ganzen etwa 450 solcher kleiner Wesen und hat seiner ganzen Organisation nach durchaus nicht den Charakter eines eigentlichen Findelhauses. Für prostituirte Kranke gewährt das „Lock Hospital Asylum," welches bereits seit dem Jahre 1746 besteht, Aufnahme und Verpflegung. Ein ähnliches größeres Institut ist im Bau begriffen.

Die „Neuasyle" und „Homes" nehmen derartige Kranke nicht auf. Das „Magdalenenhospital," welches seit 1758 besteht, hat seit Anfang dieses Jahrhunderts 9000 reuige Sünderinnen aufgenommen und davon 6000 wieder mit den Angehörigen versöhnt und andere in ordentliche Lebensverhältnisse gebracht.

Einstweiliges Unterkommen und Beschäftigung finden prostituirte Mädchen in dem „Guardian Society Asylum," gegründet im Jahre 1812. Es hat seitdem 2500 solcher Frauenzimmer beherbergt.

Zum Schutze von verführten Mädchen unter fünfzehn Jahren wirkt in London die „Society for the Protection of Young Females," gegründet im Jahre 1835. Sie richtet ihr Bestreben besonders auf Unterdrückung geheimer Bordelle, auf Bestrafung der Wirthinnen und Kuplerinnen, die solche junge Geschöpfe dahin locken oder sonstwie dem schändlichen Gewerbe Vorschub leisten. Im Laufe von noch nicht 30 Jahren wurden über 500 berüchtigte Häuser unterdrückt und über 800 Mädchen dieses frühen Alters durch das Asyl aufgenommen.

Das „Female Penitentiary," welches seit 1807 besteht und solchen Dirnen, die erklären, zu einem ordentlichen Lebenswandel zurückkehren zu wollen, Aufnahme, Unterricht und Arbeitsvermittelung verspricht, hat seit seinem Bestehen 4000 Mädchen aufgenommen, von denen über 900 den Ihrigen wieder zugeführt, über 1200 als Dienstmädchen &c. untergebracht wurden.

Sonst gibt es noch eine große Reihe ähnlicher Anstalten, die alle hier zu beschreiben, viel zu weit führen würde. Neuasyle, Zufluchtsorte, Homes, Präventiv- und Besserungsinstitute, weibliche Schutzgesellschaften &c., sämmtlich für Gefallene und sonst verirrte Glieder der menschlichen Gesellschaft, ebenso speciell für entlassene Sträflinge und verbrecherische Kinder. Die Institute mehren sich im Ganzen der Zahl nach fortwährend und breiten sich auch im Einzelnen immer mehr und mehr aus. So gaben zwei solcher Institute in einem Jahre über 30,000 Thaler für 920 verlassene Kinder aus, die in denselben verpflegt wurden. Daneben bestehen auch in allen Stadtdistricten Lumpen- und Industrieschulen, die herumvagirendes Gesindel aufnehmen, zur Arbeit anhalten, für Lohn beköstigen und zu einem ordentlichen Lebenswandel zurückzuführen suchen.

Die „Charitable Societies for the relief of destitution and distress" sind Gesellschaften für Unterstützung im Winter, für Entdeckung von Betrügereien, Vereine zur Almosenspendung unter bestimmte Kategorien von Armen und Arbeitern, zum Schutze von Seeleuten, von Fremden im Allgemeinen oder Fremden einer bestimmten Nation. Diese Vereine vertheilten 1859 über 50,000 Pfund Sterling, wozu aus den Magistrats- und Polizeiarmenbüchsen noch 38,000 Pfund Sterling kamen. Die Armensteuern sind in England enorm hoch.

Daneben stehen die „Provident and Benevolent Institutions" und die Loan-Societies. Letzteres sind nicht directe Wohlthätigkeitsanstalten, wohl aber durch ihren Zweck, bedrängten Leuten Geld zu leihen, eine große Wohlthat. Sie machen die Vorschüsse auf sehr verschiedene Zeit und verwilligen bis 100 Pfund an vertrauenswürdige Personen,

die sich in Verlegenheiten befinden oder Etwas unternehmen wollen. Im Jahre 1850 gab es erst 34 solche Vereine, im Jahre 1860 242, die an über 20,000 Creditsuchende gegen 70,000 Pfund Sterling verborgten.

Die Sparbanken hatten am Ende des Jahres 1860 über 1½ Millionen Sparer mit einem Einlagecapital von mehr als 41 Millionen Pfund Sterling. Eine höchst nachahmungswerthe Einrichtung im englischen Sparwesen sind die Post-Office-Saving-Banks und die Money-Order-Offices. Durch dieselben ist dem Volke die Gelegenheit verschafft, jeden kleinen Geldbetrag in jedem Bureau des Landes einzuzahlen und gegen vierundzwanzigstündige Kündigung in einem andern beliebigen Bureau ausgezahlt zu erhalten. Die Bureaux der Post nehmen schon Beträge von 10 Silbergroschen ab von Jedem an und zahlen sie jeder Zeit auf Verlangen in jeder andern Bank des Landes mit 2½ Procent Zinsen wieder aus. Jeder Einleger kann jeden Andern mit Deponirung oder Einziehung beauftragen. Auch Kinder können deponiren. Interessen für weniger als 1 Pfund werden zwar nicht bezahlt, aber wer weniger nur lange genug stehen läßt, erhält dann auch die Zinsen für die gemeinsame Summe, sobald sie mit Zins und Zinszins auf mehr als 1 Pfund gestiegen ist. Es kann also jeder Arme, der einmal ein Paar Thaler übrig hat, in nächster Nähe dieselben zum Aufheben geben und sicher sein, sie jeder Zeit auf Verlangen mit Zinsen für Tag und Stunde wiederzuerhalten. Dabei ist von keinen Extraausgaben die Rede und alle Briefe darüber sind frei.

Das Sparcassenwesen Englands, vorwiegend von den mittlern und untern Classen des Volkes benutzt, ist in der gegenwärtigen Wirthschaft des englisches Volkes einer der interessantesten und wichtigsten Factoren, sein Umfang heut bereits zu einer staunenswerthen Ausdehnung gelangt. England, d. h. das vereinigte Königreich, England, Wales, Schottland und Irland, steht jetzt, mit einziger Ausnahme einzelner Partien des sächsischen Sparcassenwesens, in dieser Beziehung ohne Gleichen da. Am 20. November (dem gewöhnlichen Tage des Rechnungsabschlusses) im Jahre 1859 gab es in diesem Reiche 607 Sparcassen. Die 1,479,723 individuellen Einleger hatten ein Guthaben von 38,995,876 Pfund Sterling. Hierzu kommen aber noch die ihrer Höhe nach nicht beschränkten Einlagen von 16,315 Wohlthätigkeitsanstalten mit 802,341 Pfund Sterling. Ferner die eine gleiche Begünstigung genießenden Einlagen von 10,738 Friendly Societies mit 1,731,095 Pfund Sterling. Außerdem stehen noch 580 Friendly Societies direct mit der Staatsschuldentilgungscommission in Abrechnung und zwar für einen Betrag von 2,001,754 Pfund Sterling. Außer diesen Sparcassen war in den besondern Sparcassen für die Landtruppen ein Guthaben von 204,377 Pfund Sterling vorhanden und endlich in den Sparcassen für die Seeleute ein Guthaben von 26,448 Pfund Sterling. Das sind zusammen 43,761,891 Pfund Sterling, d. h. eine Summe von beinahe eben so viel Pfund Sterling, als die preußischen Sparcassen zur nämlichen Zeit Thaler in Bestand hatten.

		in Großbrit. 1859	in Preußen 1859	in Sachsen 1858
Eine Sparcasse kommt auf Bewohner .		44,300	38,257	19,237
Es kommt eine Sparcasse auf Quadratmeilen		$9_{,4}$	$11_{,00}$	$2_{,87}$
Es kommen Conten auf eine Casse . .		2,469	1,269	2,324
Der durchschnittliche Geschäftsumfang ist, dem Geldbetrage des Guthabens der Einleger nach	Thlr.	456,113	98,011	139,068
Der Durchschnittsbetrag eines Contos ist	Thlr.	$183_{,7}$	$80_{,14}$	$59_{,83}$
Ein Sparcassenbuch kommt auf Bewohner		$17_{,8}$	$31_{,3}$	$8_{,6}$
Auf einen Bewohner kommt ein Sparcassenguthaben von	Thlr.	$10_{,26}$	$2_{,36}$	$6_{,95}$

So hoch entwickelt auch das englische Sparcassenwesen ist, so lehrt doch ein Blick auf vorstehende Tabelle, daß diese Entwickelung mehr eine natürliche Folge des größern Reichthums Englands und nicht bloß eine größere Verbreitung der Sparcassen selbst ist.

Die Zahl der Cassen auf die Bewohner vertheilt, ist das Verhältniß in Preußen sogar noch günstiger als in England. Im Königreich Sachsen ist selbst eine weit größere Entwicklung wahrzunehmen. Die Sparcassen sitzen dort nicht allein weit dichter aufeinander als in England, sondern auch die Durchschnittszahl der Conten einer Casse ist trotzdem nahe so groß als in England. Wenn sich hierneben bei gleicher Entwicklung der Durchschnittsbetrag eines Conto in Sachsen nur auf 59,83 Thaler gegen 183,7 Thaler in England beläuft, so ist anzunehmen, daß das Sparcassenpublicum Englands im Stande ist, fast dreimal mehr zurückzulegen als in Sachsen.

Wir gehen nun wieder zurück auf die Weiteraufzählung der Wohlthätigkeits- und sonstigen Humanitätsanstalten.

In ganz England gibt es jetzt zusammen nicht weniger als 23,000 „Friendly Societies" zur gegenseitigen Unterstützung ihrer Mitglieder in Krankheitsfällen und Alter, für Bestattung der Leichen und Unterstützung der hinterbliebenen Wittwen und Waisen. Es sind dies Anstalten, ganz aus der Initiative des Volkes entsprungen, in keinerlei Weise von der Polizei berührt, aber gesetzlich beschützt. Die Humanität der englichen Nation hat diese herrliche Blüthe getrieben. Natürlich sind auch hier Mißbräuche nicht ausgeblieben, wie z. B. in den Leichencassen, Burial Clubs, Eltern mit leichtern Gewissen ihre Kinder mehrmals einkauften und mehrmals sterben ließen, um den Cassenbeitrag zu erschwindeln. Kaum irgend ein Gewerbe ist heutzutage in England ohne eine solche Friendly Society, und es zeigt diese Versicherung, dieses Zusammenschließen zu gegenseitiger Unterstützung in Nothfällen am besten von dem regen Gemeingeiste und, nicht zu vergessen, von der Freiheit des englischen Volkes überhaupt.

Für alte Personen, welche ohne eigene Verschuldung in Dürftigkeit gerathen sind, treten die „Benevolent and Provident Pension Funds" ein und gewähren Jahresrenten und Pensionen. Die von ihnen vertheilten Unterstützungssummen sind ganz bedeutend, nämlich 1½ Millionen Thaler im Durchschnitt pro Jahr unter 12,000 Personen aus den verschiedensten Berufen, aus dem Militär-, Gelehrten- und Künstlerstande, der Geistlichkeit und Marine. Diese Gesellschaften sind also eine freiwillige Ergänzung der Staatspensionseinrichtungen.

Der „Royal Literary Fund," Schriftsteller-Pensionsfonds, besteht bereits seit dem Jahre 1790 und hat bisher über 60,000 Pfund an ungefähr 3000 Schriftsteller beiderlei Geschlechts vertheilt. Der Name des Unterstützten wird nicht genannt.

Daneben besteht noch ein besonderer Scientific Relief Fund, begründet von edlen, reichen Männern im Jahre 1859 zu dem Zwecke, Männern der Wissenschaft und deren Familien Unterstützungen zu gewähren, damit Forschungen, die, vorläufig ohne materiellen Gewinn, oft Nahrungssorgen für die Pioniere der Wissenschaft mit sich führen würden, nicht unterbleiben. Und wie oft müssen solche Forschungen unterbleiben, wo eine solche Gesellschaft nicht vorhanden ist.

Weiter sind noch zu nennen Vereine für Näherinnen, Putzmacherinnen, für den Verkauf von Arbeiten solcher Damen, die ihre Arbeiten selbst zu verkaufen nicht Zeit, noch Gelegenheit oder Geschick haben, Vereine für junge Mädchen im Allgemeinen, verbunden mit Industrial-Homes &c., Schulen und Vorbereitungsanstalten für Dienstboten, Schutzgesellschaften für alleinstehende Mädchen, Kochkunstschulen.

Ferner Säuglingspflegeanstalten, „Infant Nurseries," für ganz kleine Kinder armer arbeitender Mütter, welche 2½ Silbergroschen für je einen Tag und Nacht zu entrichten haben; Wohlthätigkeitsanstalten für Krüppel, Invaliden, Alterszufluchtsstätten und sonstige derartige Institute in großer Anzahl.

Wiederum besondere Anstalten und Cassen bestehen für Künstler, Architekten, Lehrer, Lehrerinnen, Gouvernannten, für Damen aus guter Familie, „Home for Gentlewomen," manche für Nahrung und Kost gegen billige Entschädigung, manche unentgeltlich, manche nur als Hospitäler in Krankheitsfällen, andere für Schwachsinnige &c. Fast jeder Stand, jeder Beruf hat seine Humanitätsanstalt, wo das Mitglied desselben, wenn Noth über dasselbe hereinbricht, freundliche Aufnahme, Hilfe, Schutz und Tröstung findet, sei es durch die Friendly Societies, sei es durch besondere Institute für den besondern Beruf oder besondern Bedürftigkeitsfall, Alter, Krankheit oder Pauperismus.

Hier liegt also wieder eine specifische innere Seite der Londoner und englischen Gesell-

schaft, deren Einblick von der edelsten Menschenliebe und Aufopferung des Jahrhunderts in schönster Weise Zeugniß ablegt.

Eine andere, eigenthümliche Art Wohlthätigkeitsanstalten Londons sind die von Innungscorporationen, deren die City 91 zählt, von welchen aber mehrere verfallen und erloschen sind. Sie reichen zum Theil bis in's dreizehnte Jahrhundert hinauf, wie die „honorable" Gilde der Fischhändler, die meisten bis in's fünfzehnte Jahrhundert, wie die Innung der Goldschmiede, Gerber, Pöller, Eisenhändler &c. Die Fonds sind meist aus alten Vermächtnissen gebildet und es werden hiervon alten Mitgliedern Unterstützungen gewährt, ebenso auch Vorschüsse an Anfänger. Die Goldschmiede bezahlen jährlich nicht weniger als 10,000 Pfund an bedürftige Mitglieder im ganzen Lande. Die Vermächtnisse betragen 20,000 Pfund. Solche Innungsvermächtnisse gibt es auch für Hospitäler, Schulen, Gefangene &c.

Bekannt ist außerdem die große Opferwilligkeit zu einzelnen Zwecken. In neuester Zeit sind allein für Lancashire an die dortigen, durch die Baumwollenkrisis in Noth gerathenen Arbeiter 5 Millionen Thaler gesammelt worden. Ebenso waren die Beiträge für die Opfer der letzten indischen Rebellion sehr groß.

Lloyds Patriotic Funds hat seit 1803 bis 1861 an Hinterbliebene der im Kriege gefallenen Soldaten 6 Millionen Thaler vertheilt. Mehrere andere Vereine leisten an die Soldatenwaisen große Unterstützungen.

Hierzu kommen noch eine große Anzahl Asyle, Hospitäler, Almoseninstitute für alte Leute, für Blinde, Taubstumme, Krüppel und Invaliden aller Art, Erziehungs-, Schul- und Besserungsanstalten für Verwahrloste, für bestrafte Kinder, für Waisen bestimmter Classen und auch Waisen im Allgemeinen, fromme Gesellschaften für Ausbreitung des Wortes Gottes durch Bibeln und besonders durch Tractätchen, Vereine für „innere" Mission und bedeutende Opfer für die äußere Mission. Unsere deutsche (sächsische) Brüdergemeinde Herrnhut in der Lausitz, welche die hauptsächlichste Leitung der äußern Mission von Deutschland aus hat, steht in sehr directer Beziehung zu England, wie ja unter Andern der berühmte deutsche Missionär für China, Gützlaff, durch englische Mittel seine Laufbahn gemacht hatte, zuletzt auch gradezu für England eine diplomatische Rolle spielte.

Das anfangs citirte Werk: „The Charities of London" von Sampson Low, erstattet über nicht weniger als 640 Wohlthätigkeitsanstalten Bericht und gibt, um dies zu recapituliren, an, daß das durch freiwillige Beiträge beschaffte Einkommen derselben 1,600,000 Pfund Sterling betrage, wozu aus gearbeiteten und verkauften Sachen, sowie Arbeit überhaupt, und aus Vermächtnissen 841,000 Pfund Sterling kommen, so daß das Gesammteinkommen 2,500,000 Pfund Sterling beträgt. Das sind also über 16 Millionen Thaler jährlich, die in dem stark besteuerten Volke zur größern Hälfte durch freiwillige Selbstbesteuerung aufgebracht werden.

An jedem gesunden, frischen Baume werden auch kranke Zweige zu finden sein. Die höchste wirthschaftliche und geistige Cultur und die dichte Zusammendrängung von Menschen schließt das Aufwuchern von Laster und die Verbreitung menschlichen Elends nicht aus, ja sie verstärkt Beides sogar durch das Zusammenwirken verschiedener Factoren. Laster und Elend aber finden sich selbst bei Völkern auf niedrigster Culturstufe.

Was aus den geschilderten Wohlthätigkeitsanstalten und Opfern der englischen vermögenden Classen an die nothleidenden Theile der untersten Schichten hervorgeht, ist das lautredende Zeugniß für die wachsende Humanität des Menschengeschlechts auf seiner Entwicklungsbahn, die von der Weltgeschichte unbestritten gelehrt wird, so wenig uns auch die Philosophie der Geschichte noch den letzten Endzweck des Menschengeschlechts überhaupt klarzustellen vermag.

Noch nie seit dem Bestehen des Menschengeschlechts hat die opferwillige Liebe so Großes geleistet wie in unsern Tagen.

Der deutsch-dänische Krieg 1864.

Eine kriegsgeschichtliche Skizze.

Erster Artikel.

Ein Beschluß des deutschen Bundes vom 7. December 1863 verordnete die executorische Besitznahme der Herzogthümer Holstein und Lauenburg, um die dänische Regierung durch diese Inpfandnahme zu zwingen, ihren Verpflichtungen zur Aufrechterhaltung der

politischen Rechte der deutschen Herzogthümer nachzukommen. Von der beschlossenen Occupation sah man auf Oesterreichs und Preußens Andringen ab, da diese sich nur auf die Erbfolgefrage basiren konnte und somit auch das nicht zum Bundesgebiet gehörige Herzogthum Schleswig umfassen mußte, eine Action, welche die deutschen Großmächte Oesterreich und Preußen, als außerhalb der Befugnisse des Bundes stehend, bezeichneten. Die Bundesexecution sollte daher einen friedlichen Charakter im kriegerischen Gewande festhalten. Mit Ausführung der Execution wurden die deutschen Bundesstaaten Sachsen und Hannover beauftragt, von denen 12.000 Mann (je eine sächsische und hannöver'sche Brigade) zum Einrücken in Holstein bestimmt waren, während weitere 12,000 Mann (je eine österreichische und preußische Brigade) als Reserve an der Grenze der Herzogthümer stehen bleiben sollten, um im Falle militärischen Widerstandes seitens der Dänen die hinreichenden Mittel zur Hand zu haben, zur kriegerischen Action übergehen zu können. Das Obercommando ward Sachsen übertragen. Für den Fall eines Krieges hatten sich die Großmächte bereit erklärt, eine jede circa 20,000 Mann nachrücken zu lassen, die vorläufig aber nur designirt und in ihren Friedensgarnisonen zurückgehalten wurden. Der Oberbefehl über das Kriegsheer sollte dann an Preußen übergehen, welches hierzu den Generalfeldmarschall von Wrangel bezeichnete. —

Am 15. December Nachmittags wurde dem dänischen Premier Minister Hall in Koppenhagen eine Depesche überreicht, in welcher Sachsen verlangte, daß binnen 7 Tagen die dänischen Truppen die Herzogthümer Lauenburg und Holstein geräumt haben müßten, widrigenfalls die Executionstruppen mit bewaffneter Hand vorgehen und Gewalt mit Gewalt erwiedern würden. Gleichzeitig erschienen die deutschen Executionstruppen an den Grenzen der Herzogthümer, wo sie in der darauf folgenden Woche bis zum 22. December folgende Aufstellungen einnahmen:

Obercommando unter dem sächsischen Generallieutenant von Hake in Boitzenburg.

Sächsische Brigade: Generalmajor von Schimpff: 6 Bataillone, 6 Schwadronen, 16 Geschütze in 3 Batterien in und bei Boitzenburg an der lauenburgischen Grenze.

Hannöver'sche Brigade: Generallieutenant von Gebser: 6 Bataillone, 6 Schwadronen, 18 Geschütze in 3 Batterien, zwischen Lüneburg und Harburg längs des linken Elbufers.

Oesterreichische Brigade: Generalmajor Graf Gondrecourt: 5 Bataillone, 4 Schwadronen, 6 Geschütze. Stadt- und Landgebiet Hamburg.

Preußische Brigade: Generalmajor von Cannstein: 6 Bataillone, 4 Schwadronen, 6 Geschütze. Stadt- und Landgebiet Lübeck.

In der Woche vom 17. — 22. December, während welcher obige Aufstellung vor sich ging, fand die Mission des Lord Wodehouse, eines diplomatischen Agenten Lord Russel's, nach Koppenhagen und Berlin statt, um einen letzten Versuch seitens Englands zu machen, der Execution vorzubeugen. Es ist als gewiß anzunehmen, daß Dänemark bis zu dem Eintreffen Lord Wodehouse's den festen Entschluß hatte, der Execution bewaffneten Widerstand entgegen zu setzen, um die militärische Einmischung Frankreichs und Englands herbeizuführen. Dafür spricht nicht allein, daß Dänemark gegen 25,000 Mann Truppen theils in Holstein theils längs der Eider in Schleswig zusammengezogen, sondern auch, daß es im Mittelpunkte Holsteins, an dem Straßen- und Eisenbahnknoten Neumünster eine starke verschanzte Stellung vorbereitet hatte, in welcher es unter dem Vortheile des Terrains einen ersten militärischen Zusammenstoß mit Aussicht auf Erfolg annehmen konnte. Weniger der Sendung des Lord Wodehouse als der kurz darauf erfolgenden des General Fleury, Adjutanten und Vertrauten Louis Napoleon's, der die letzte Hoffnung auf eine Einmischung Frankreichs für die Dänen zerstörte, dürfte es zuzuschreiben sein, daß es das dänische Cabinet in letzter Stunde für gerathen hielt, vor den Bundesexecutionstruppen widerstandslos zurückzuweichen und Holstein und Lauenburg gütlich zu räumen.

Schon war mit dem Ablaufe der Frist, den 22. December Nachmittags, alle Veranstaltung seitens des sächsischen Obercommandos getroffen, von allen Seiten mit sämmtlichen 4 Brigaden den 23. früh in Holstein einzurücken, als aus Frankfurt die Weisung einging, daß in Folge des zugesagten friedlichen Zurückgehens der Dänen die Truppen der Großmächte (die 2 Reserve-

brigaden) sich am Einrücken in Holstein nicht betheiligen sollten. Darauf hin mußten andere militärische Dispositionen getroffen werden, denen zufolge am 23. ein sächsisches Linienbataillon per Eisenbahn von Boitzenburg nach Hamburg translocirt wurde, worauf dann am 24. December Morgens der Einmarsch dieses Bataillons von Hamburg auf Altona, wie der sächsischen. Brigade von Boitzenburg auf Lauenburg ohne Hinderniß erfolgte. Die dänischen Truppen gingen allenthalben widerstandslos zurück, während die Bundestruppen, vom Jubel der Einwohner begrüßt und auf's Wärmste empfangen, in mühseligen Märschen allmälig gegen die Eider vorrückten.

Am letzten Tage des Jahres, den 31. December, ging der letzte dänische Soldat bei Rendsburg über die Eider zurück, unmittelbar gefolgt von den Sachsen, die sich mit ihrem Hauptquartiere hier niederließen, und in den nächsten Tagen von Kiel über Rendsburg nach Lunden (Friedrichstadt gegenüber, woselbst die Dänen den auf holsteinischem Gebiet liegenden Brückenkopf sprengten) eine Cordonstellung südlich längs der Eiderlinie bezogen; die Hannoveraner dahinter in zweiter Linie. Fast schien es, als sollten die ersten Tage des Jahres einen Conflict hervorrufen, welcher die Thätigkeit der Executionstruppen sofort auf das rein militärische Gebiet verpflanzt hätte. Bekanntlich gehören zum Herzogthum Holstein seit uralter Zeit 6 Dörfer bei Rendsburg, unmittelbar dieser Stadt gegenüber auf dem rechten Eiderufer gelegen, im Jahre 1853 von den Dänen eigenmächtig zum Herzogthum Schleswig geschlagen. Als am 31. December General von Hake mit der sächsischen Vorhut Rendsburg passirt hatte, und sich über die Eider-Schleusenbrücke nach dem sogenannten Kronwerke auf das rechte Eiderufer begeben wollte, fand er daselbst ein dänisches Regiment sowie eine Batterie aufmarschirt, um seinem Vorhaben bewaffneten Widerstand zu leisten. Die das Exutionscorps begleitenden Civil-Commissäre des deutschen Bundes erklärten in diesem wichtigen Momente, ohne Instructionen über ihr Verhalten für diesen streitigen Punkt zu sein, und eine telegraphische Anfrage in Frankfurt am Main sprach sich dahin aus, daß das holsteinische Gebiet auf dem rechten Eiderufer allerdings streitiges Grenzgebiet und von den Executionstruppen daher zu respectiren sei. So ward bei dieser Gelegenheit zum zweiten Male durch Maßregeln der höhern Politik die Thätigkeit der Bundestruppen unterbunden und das Vorspiel zu dem geliefert, was bald darauf in vollstem Lichte zu Tage treten sollte — der Widerspruch zwischen den Intentionen der deutschen Mittel- und Großstaaten in Bezug der Durchführung der gegen Dänemark anzuwendenden Mittel.

Während der Monat Januar das absonderliche Schauspiel darbot, die sächsischen und dänischen Vorposten in friedlicher Nähe zu beiden Enden der Rendsburger Schleusenbrücke sich gegenüberstehen zu sehen, wurden in den Sitzungen des Bundestages zu Frankfurt am Main Beschlüsse gefaßt, welche dem Fortgang des deutsch-dänischen Streites eine vollkommen andere Gestaltung verliehen und den Austrag desselben endlich auf das militärische Gebiet verwiesen.

Am 18. November 1863 war in Koppenhagen unter dem Drucke des demokratisch und eiderdänisch gesinnten Landtags und Ministeriums durch den eben zur Thronfolge gelangten König Friedrich VII. ein sogenanntes Grundgesetz zu Stande gekommen, welches die vollständige Incorporirung des Herzogthums Schleswig in Dänemark aussprach, unberücksichtigt der Zusagen vom Jahre 1851 und 1852, welche diesem Herzogthume eine gewisse Selbständigkeit verhießen. Von diesem Zeitpunkte an machten sich dieser Frage gegenüber in den deutschen Cabinetten zwei gesonderte politische Parteiungen bemerkbar. Während die deutschen Mittelstaaten vor Allem die Erbfolgefrage für Holstein, ob nämlich König Friedrich VII. (der sogenannte Londoner Protocollprinz) oder der Erbprinz von Augustenburg zur Regierung daselbst berechtigt sei, am Bunde entschieden wissen wollten, stellten die beiden deutschen Großmächte die Erbfolgefrage in den Hintergrund und verlangten vor Allem, daß die Rechte Schleswigs gewahrt werden sollten. In diesem Sinne stellten Oesterreich und Preußen in den Sitzungen des Bundestags vom 28. December 1863, sowie 11. Januar 1864 den Antrag auf militärische Besetzung Schleswigs, um ein Pfand für die Erfüllung der Forderung in die Hand zu bekommen, daß Dänemark das Grundgesetz vom 18. November aufhebe. In der Sitzung vom 14. Januar faßte die Majorität der

deutschen Cabinette, repräsentirt durch die Mittelstaaten, den Beschluß, diese Forderung der beiden deutschen Großstaaten abzulehnen, weil sie unpolitisch und nicht ganz unpräjudicirlich sei, denn vor Allem handele es sich darum, Dänemark das Successionsrecht auf Schleswig zu bestreiten, und erst auf diesen Rechtsgrund hin activ für Schleswig einzutreten. So correct und theoretisch richtig dieses Vorgehen gewesen sein mag, so politisch unpraktisch dürfte dieses Beharren auf dem doctrinären Standpunkt bezeichnet werden, denn in derselben Sitzung erklärten die beiden deutschen Vormächte: die Besetzung Schleswigs, trotz dieses Majoritätsbeschlusses, unabhängig vom Bunde in ihrer Eigenschaft als Großmächte vornehmen zu wollen. Beklagenswerth muß der ablehnende Beschluß der deutschen Bundesstaaten deshalb genannt werden, weil er die Ohnmacht der deutschen Mittelstaaten offen darlegte, einen tiefen Riß in die rechtlichen Befugnisse des Bundesverhältnisses erzeugte, und den Mittelstaaten die Gelegenheit entzog, durch active Betheiligung an dem Vorgehen gegen Dänemark sich eine Stimme in der Endentscheidung über die zukünftige Gestaltung der Herzogthümer zu sichern. Durch einen spätern Beschluß des Bundes ward den Truppen der deutschen Großmächte der Durchmarsch durch Holstein gestattet, nachdem sie erklärt hatten, daß durch Besetzung Schleswigs den bisherigen Beschlüssen des Bundes in den Angelegenheiten der Herzogthümer kein Eintrag geschehen solle. In wie weit diese Zusage illusorisch war, wird die Zukunft lehren. Für den Zweck dieser Zeilen sind wir auf dem Standpunkt angelangt, der uns gestattet, von dem politischen auf den militärischen Theil der Darstellung des Krieges überzugehen.

Bereits am 16. Januar übergaben die Gesandten von Preußen und Oesterreich in Kopenhagen eine „Sommation," in welcher sofortige Aufhebung der Novemberverfassung verlangt ward. Gleichzeitig setzten die schon früher bezeichneten Truppen der Großmächte sich in Bewegung und concentrirten sich in der zweiten Hälfte des Januar um Hamburg und Lübeck, um zum Einrücken in Schleswig bereit zu stehen. In unglaublicher Verblendung über den Ernst der Sachlage lehnte Dänemark das Verlangen der deutschen Großmächte ab, noch immer auf einen thätigen Beistand Englands und vielleicht Schwedens zählend, und so erließ der Generalfeldmarschall Wrangel als Obercommandant der „allürten Armee für Schleswig-Holstein" am 30. Januar an den Oberbefehlshaber der in Schleswig concentirten dänischen Armee General de Meza die Notification: daß er den Auftrag habe, Schleswig zu besetzen und die Verwaltung daselbst zu übernehmen, da Dänemark sich geweigert habe, die Novemberverfassung zurückzunehmen. Eine Frist zur Räumung Schleswigs war nicht gesetzt worden. — General de Meza erklärte darauf in seinem Antwortschreiben, daß er dazu nicht ermächtigt sei, und daß er bereit und gerüstet stehe, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Betrachten wir nun die Streitmittel, welche gegenseitig in den Kampf geführt wurden.

Die „alliirte Armee für Schleswig-Holstein" ward vom Generalfeldmarschall Freiherrn von Wrangel befehligt, dessen Biographie wir schon früher gegeben haben. Im Stabe desselben befanden sich Prinz Albrecht von Preußen, ein jüngerer Bruder des Königs, so wie der Kronprinz von Preußen. Generalstabschef ist der Generalmajor Freiherr Vogel von Falkenstein.

Oesterreicher.

VI. Armeecorps.

Commando: Feldmarschalllieutenant Freiherr von Gablenz. Ab Latus: Feldmarschalllieutenant Graf Neipperg. Generalstabschef: Oberstlieutenant Freiherr von Blasits.

a) 4 Infanteriebrigaden, jede zu 2 Infanteriegimentern à 2 Bataillone, und 1 Jägerbataillon. Nämlich:

1. Infanterie-Brigade: Generalmajor Graf Gondrecourt.

30. Infanterieregiment Martini. (Polen.) 34. Inftrgmt. König von Preußen. (Gallizier.) 18. Jägerbataillon. (Böhmen.)

3. Infanterie-Brigade: Generalmajor Thomas.

6. Infanterieregiment Coronini. (Serben.) 80. Inftrgmt. Holstein. (Venetier.) 11. Jägerbataillon. (Steyrer.)

2. Infanterie-Brigade: Generalmajor von Nostitz.

14. Infanterieregiment Großherzog von Hessen. (Oberösterreicher.) 27. Inftrgmt. König der Belgier. (Steyrer.) 9. Jägerbataillon. (Steyrer.)

4. Infanterie-Brigade: Generalmajor Dormus von Kiliansshausen.

35. Infanterieregiment Khevenhüller. (Böhmen.) 72. Infstrgmt. Ramming. (Ungarn.) 22. Jägerbataillon. (Gallizier.)

b) Cavallerie-Brigade: Generalmajor Dobrzjenski von Dobrzenitz.

2. Dragonerregiment Fürst Windischgrätz. (Böhmen.) 5 Escadrons. 9. Husarenregiment Fürst Lichtenstein. (Ungarn.) 5 Escadrons.

c) An Artillerie:

Zu jeder Brigade 1 Batterie gezogener 4-Pfd.

Geschützreserve: 2 Batterien gezogener 8-Pfd.

Total: 20 Bataillone, 10 Escadrons, 7 Batterien, 1 Pionier- und 1 Sanitätscompagnie in der Gesammtstärke von etwa 23,000 Mann.

Wie man sieht, war nur ein sehr geringer Theil der Oesterreicher von deutscher Nationalität. Ohne weitere Details zu berühren sei erwähnt, daß sämmtliche österreichische Regimenter das Gepräge des Kriegstüchtigen, fest zusammen Gelitteten, Praktischen tragen; gute Bewaffnung, strengste Disciplin und Sicherheit in der Führung und Ausbildung, daneben für einzelne Regimenter der Vortheil bereits erlangter Kriegserfahrung lassen das österreichische Armeecorps als eine Truppe von hohem militärischen Werthe erscheinen.

Preußen.

A. Combinirtes Armeecorps.

Commando: General Prinz Friedrich Karl von Preußen. Chef des Generalstabes: Oberst von Blumenthal.

VI. Infanterie-Division.

Generallieutenant von Manstein.

11. Infanterie-Brigade: Generalmajor von Canstein.

Brandenburger Füsilierregiment Nr. 35. 7. Brandenburger Infanterieregiment Nr. 60.

12. Infanterie-Brigade: Generalmajor von Röder II.

4. Brandenburger Infanterieregiment Nr. 24. 8. Brandenburger Infstrgmt. Nr. 64. Brandenburger Jägerbataillon Nr. 3.

XIII. Infanterie-Division.

Generallieutenant von Wintzingerode.

25. Infanterie-Brigade: Generalmajor von Schmidt.

1. Westphälisches Infanterieregiment Nr. 13. 5. Westphälisches Infstrgmt. Nr. 53.

26. Infanterie-Brigade: Generalmajor von Göben.

2. Westphälisches Infanterieregiment Nr. 15. 6. Westph. Infstrgmt. Nro. 55. Westphäl. Jägerbataillon Nr. 7.

Combinirte Cavallerie-Division.

Commando: Generalmajor Graf zu Münster-Meinhövel.

6. Cavallerie-Brigade: Oberst Fließ.

Brandenburger Cürassierregiment Nr. 6. Brandenburger Husarenregiment Nr. 2. 2. Brandenburger Uhlanenregiment Nr. 11.

13. Cavallerie-Brigade: Generalmajor von Hobe.

Westphälisches Cürassierregiment Nro. 4. Westphäl. Dragonerregiment Nr. 7. 1. Westphäl. Husarenregiment Nr. 8.

Combinirte Artillerie-Brigade.

Oberst Colomier.

Reitende Abtheilung der westphälischen Artillerie-Brigade Nr. 7., 4 reitende 6-pfd. Batterien. 1. Fuß-Abtheilung der westphäl. Art.-Brig. Nro. 7., 5 12-pfd. Batterien. 2. Fuß-Abtheilung der Brandenburgischen Art.-Brig. Nro. 3., 4 Haubitzbatterien. 3. Fuß-Abtheilung der Brandbg. Art.-Brig. Nro. 3., 5 gezogene 6-pfd. Batterien.

Ingenieure: Oberst von Kriegsheim.

Brandenburgisches Pionierbataillon Nr. 3. Westphälisches Pionierbataillon Nr. 7.

Da jedes Infanterieregiment zu 3 Bataillonen, jedes Reiterregiment zu 4 Escadrons ausgerückt ist, so zählt das ganze combinirte Armeecorps 26 Bataillone Infanterie, 24 Escadrons, eine Artillerie-Brigade mit 18 Batterien (96 Geschütze) und 2 Pionierbataillone, oder etwa 28,000 Mann.

B. Combinirte Gardeinfanterie-Division.

Commando: Generallieutenant von der Mülbe.

Combinirte Gardeinfanterie-Brigade.

Generalmajor Graf von der Goltz.

3. Garderegiment zu Fuß. 4. Garderegiment zu Fuß.

Combinirte Gardegrenadier-Brigade.

Oberst von Bentheim.

3. Gardegrenadierregiment, Königin Elisabeth. 4. Gardegrenadierregiment, Königin Auguste.

Zugetheilt. Gardehusarenregiment, 4

Escadrons. 4 Batterien gezogener 4-Pfd. der Gardeartillerie-Brigade à 6 Geschütze.

Die combinirte Gardeinfanterie-Brigade kommt somit auf 12 Bataillone, 4 Escadrons, 4 Batterien, auf 11,000 Mann mit 24 Geschützen.

Die Totalstärke der Alliirten Armee ergibt also:

23,000 Mann österr. 6. Armeecorps.
28,000 " preuß. comb. Armeecorps.
11,000 " pr. comb. Gardeinfant.-Div.
62,000 Mann.

Die preußische Armee enthält vorzügliche Elemente, besitzt ein sehr intelligentes Officierscorps, ist vorzüglich gut organisirt und bewaffnet; der einzelne Mann besitzt viel militärisches Selbstbewußtsein, Anstelligkeit und Ehrgefühl, aber der Armee fehlt die Kriegserfahrung, auch besteht sie fast nur aus sehr jungen Soldaten (in Folge der dreijährigen Dienstzeit), endlich laborirt sie an der für den Krieg mitunter schädlichen Begünstigung des rein Formellen und Parademäßigen. Man rühmt vor Allem die genialen Entwürfe des Generalstabes so wie die Trefflichkeit der Hospitäler, tadelt aber manches Unpraktische in der Bekleidung und Ausrüstung des Soldaten.

Die dänische Armee.

Dieselbe ist im 2. Bande dieser Zeitschrift Seite 570 bereits besprochen worden und erübrigt es daher nur, deren Schlachtordnung für den gegenwärtigen Kampf mitzutheilen.

Obercommandant: Generallieutenant de Meza. Chef des Generalstabs Oberst von Kauffmann.

I. Infanterie-Division.

Generallieutenant von Gerlach.

1. Infanteriebrigade: 2. und 22. Infanterieregiment.

2. Infanteriebrigade: 3. und 18. Infanterieregiment.

3. Infanteriebrigade: 16. und 17. Infanterieregiment.

Jedes Regiment zu 2 Bataillonen à 800 Mann. Hierzu: 2 Feldbatterien, das 1. Halbregiment Gardehusaren (2 Escdr.). Summa: 12 Bataillone, 2 Escadrons, 16 Geschütze.

II. Infanterie-Division.

Generalmajor du Plat.

4. Infanteriebrigade: 4. und 6. Infanterieregiment.

5. Infanteriebrigade: 7. und 12. Infanterieregiment.

6. Infanteriebrigade: 5. und 10. Infanterieregiment.

Hierzu: 2 Feldbatterien, das 1. Halbregiment vom 4. Dragonerregiment (2 Escdr.). Summa wie oben.

III. Infanterie-Division.

Generalmajor Steinmann.

7. Infanteriebrigade: 1. und 11. Infanterieregiment.

8. Infanteriebrigade: 9. und 20. Infanterieregiment.

9. Infanteriebrigade: 19. und 21. Infanterieregiment.

Hierzu: 2 Feldbatterien, das 2. Halbregiment vom 4. Dragonerregiment (2 Escdr.). Summa wie oben.

IV. Cavallerie-Division.

Generallieutenant von Hegermann-Lindencrone.

2., 3., 5., und 6. Dragonerregiment à 4 Escadrons, das 2. Halbregiment Gardehusaren (2 Escadr.), 1 Feldbatterie. Summa 18 Escadrons, 8 Geschütze.

Artilleriereserve.

Generalmajor von Lüttichau.

6 oder 8 Batterien à 8 Geschütze.

Die Infanteriereserve in Formirung auf den dänischen Inseln. Bleiben für die Feldarmee 36 Bataillone, 24 Escadrons, 13 oder 15 Batterien, oder circa 37- bis 40,000 Mann.

In dieser Schlachtordnung sind nicht aufgeführt das Gardebataillon, das 8., 13., 14., 15. Infanterieregiment und 1. Dragonerregiment, die auf den Inseln zurückblieben. Ebenso die für die Reserve-Division bestimmte sogen. Verstärkung, nach dem Plane 20 Bataillone, à 800 Mann, = 16,000 Mann. — Alles in Allem kann Dänemark etwa 60,000 Mann aufstellen, von denen jedoch für den Krieg die holsteinischen Regimenter 13, 15 und 16, so wie das Lauenburgische Nr. 14 in Abzug zu bringen sind, das sind 6500 Mann. Ebenso zeigten sich die aus Schleswig recrutirten Regimenter deutscher Abstammung sehr unzuverlässig. (10. 11. 12. 17. 21.) Beides machte sich als eine sehr empfindliche Abschwächung bemerklich.

Es ist der dänischen Armee weder Tapferkeit noch Disciplin und Willigkeit abzusprechen;

auch ist sie im Ganzen gut ausgerüstet, bewaffnet und einexercirt; besonders gut sind die Reiterei, Genietruppen und Artillerie. Aber die Armee leidet an den innern Gebrechen ihrer Organisation, die auf eine möglichst hohe Kopfzahl ohne Berücksichtigung der nöthigen Durchbildung des Soldaten begründet ist. Der Letztere ist bei achtjähriger Dienstzeit nur 16 Monate unter der Fahne, also mehr Bürger als Soldat; die Duplirung der 22 Friedensbataillione zu 22 Regimentern im Kriege lockert die gewohnten Bande im entscheidendsten Zeitpunkt, endlich füllen sich die Reihen der Subalternofficiere mit einer Menge unerfahrener Halbwisser ohne gediegene Berufsbildung. Es zeigen sich alle Nachtheile des Milizsystems mit festen Cadres gegen feindliche Armeen, welche Berufs- und langgediente Soldaten unter gut geschulten Führern in ihren Reihen zählen.

Den Leitern des dänischen Kriegswesens konnten diese Schattenseiten nicht unbekannt geblieben sein. Sie konnten sich nicht verhehlen, daß bei einem Kriege mit Deutschland ihre Armee doch immer in der Minderzahl sein werde und daß man durch andere Mittel diesem Uebelstand auszugleichen bemüht sein müsse. Das Hilfsmittel hierzu bot die Fortification. Bei der ohnehin schon günstigen strategischen Position Dänemarks gegenüber Deutschland, begründet durch die kurze Vertheidigungsfront gegen Süden und seine insulare Lage, hatte die dänische Regierung schon seit 1852 darauf hingearbeitet, die der Defensive ungemein günstige Terrainbeschaffenheit des Landes in ein allgemeines Landesvertheidigungssystem hineinzuziehen. Dasselbe gründet sich auf drei große Positionen.

1) Die Danewirkstellung, als wichtigste, an der Grenze des Festlandes und der Halbinsel.

2) Die Flankenstellungen bei Düppel und Fridericia.

3) Die Inseln mit dem Centralpunkt Kopenhagen.

Wir haben schon in einem frühern Artikel (die Wehrverhältnisse Dänemarks. Bd. II. S. 570), diese Stellungen geschildert und recapituliren daher nur kurz das Wichtigste des Zusammenhangs der Darstellung wegen.

Die Danewirkstellung erstreckt sich von der Mündung der Schlei in die Ostsee längs dieses Gewässers ($4^1/_2$ deutsche Meilen lang) bis zur Stadt Schleswig, schließt sich dann an die eigentlichen Danewirke an, folgt dem Lauf der Reiderau und Treene bis zur Eider und findet hier in Friedrichstadt an der Nordsee ihren rechten Flügelpunkt. Von Friedrichstadt bis Schleimünde sind in grader Lienie 10 Meilen. Die Stellung ist demnach sehr lang, da aber die Wasserlinien — Schlei, Reiderau, Treene und Eider — durch Ueberschwemmungen wie ihre natürliche Beschaffenheit mit nur geringen Kräften vertheidigt werden können, so bleibt in Wirklichkeit als eigentlicher Angriffspunkt nur eine Länge von $^3/_4$ Meilen zu vertheidigen. Diese Strecke, westlich von der Stadt Schleswig gelegen, lehnt sich links an das westliche Ende des Schleimeerbusens, rechts an die Moore von Hollingstedt und wird durch die aus uralter Zeit stammenden hohen Erdwälle der Danewirke verschlossen. Besonders da, wo die Eisenbahn und die beiden Straßen von Rendsburg die Werke durchschneiden, d. i. unfern der Stadt Schleswig, war die moderne Fortificationskunst in vollstem Umfange ausgebeutet worden, einem Angriffe die größten Hemmnisse entgegenzusetzen. Eine Reihe von 12 Schanzen, welche sich von der Schlei östlich Bustorf bis nach dem Dorfe Groß-Danewirk hinzieht, bildet hier den Schlüssel der Position. Diese Schanzen können als einzelne losgerissene, aus Erde aufgeführte Bastionen betrachtet werden, die nach Süden gerichtet sind; sie waren sämmtlich sturmfrei und in der Kehle mit Palisaden geschlossen, hatten breite Gräben, bombenfeste Blockhäuser und Pulvermagazine im Innern, waren überhaupt meisterhaft construirt. Neuerdings hatte man noch an der Rendsburger Straße zwei Schanzen vorgeschoben, um die Eisenbahn bei Klosterkrug besser bestreichen zu können. Zwischen den Werken waren Colonnenwege, endlich in und bei Schleswig hinter der eigentlichen Stellung eine Menge ausgezeichneter Rückhaltspunkte angelegt.

An diese Hauptstellung schlossen sich kleinere fortificatorische Anlagen, sowohl längs der Treene und besonders bei Friedrichstadt, als auch zur Vertheidigung des Defilé's zwischen der Schlei und der Eckernförder Bucht, so wie des Laufs der Schlei bis zur Mündung derselben. Der wichtigste Punkt ist hier Missunde, $1^1/_4$ Meile östlich von Schleswig. Wird hier die Flußenge der Schlei vom An-

greifer überschritten, so kann er die Schleswiger Position im Rücken angreifen. Der Vertheidiger wäre dann genöthigt, hier eine Schlacht mit verworfener Front anzunehmen, die ihn bei unglücklichem Ausgange von seiner Rückzugslinie Schleswig-Flensburg ab und gegen die Gestade der Nordsee drängen würde. Die natürlich Operationsbasis der Dänen ist aber ihrer Inseln wegen die Ostseeküste.

In Anerkennung der Wichtigkeit von Missunde waren dort sieben Schanzen angelegt, daruter einige Redouten, so wie ein befestigter Brückenkopf. Außerdem befanden sich Befestigungen an der Schlei bei dem Dorfe Stexwig, bei Cappeln und Olpenitz an der Schleimündung. — Sämmtliche Verschanzungen zusammengezählt kommt man auf die Zahl von einigen 60. — Als Nachtheil ist anzuführen, daß die Artilleriebewaffnung aus meist alten und glatten eisernen Geschützen bestand, welche dem Angriffe mit gezogenen Rohren wenig gewachsen sein würden.

Ueberblickt man die gesammte Stellung noch einmal in ihrem innern Zusammenhange, so muß man anerkennen, daß sie mit Geschick ausgesucht und benutzt war. Aber sie besaß die Nachtheile einer zu großen Ausdehnung für die disponiblen Streitkräfte der Dänen (35- bis 40,000 Mann), war nur auf die Frontalvertheidigung berechnet und zwar auf die reine Defensive. Alle Stellungen gewinnen aber erst dann einen Werth, wenn sie das Vorbrechen mit bereitgehaltenen Reserven, die sogenannte active Vertheidigung zulassen, und diese hatten sich die Dänen durch eine zu große Anhäufung todter Vertheidigungswerke selbst abgeschnitten. Wären die Danewirke wirklich angegriffen und an einem Punkte durchbrochen worden, so würde man vermuthlich die dänische Armee in den Werken verzettelt gefunden und vollständig zersprengt haben. Eine bedenkliche Schwäche der Danewirkstellung ist endlich noch ihre Abhängigkeit von der Jahreszeit. Im Sommer trocknen manche der Wasseradern aus, die in die Vertheidigungslinie gehören, und im Winter frieren sie ganz zu, wo sie dann aufhören, ein Hinderniß abzugeben. Hätten die Alliirten statt im Februar im Januar angegriffen, so würden sie die zugefrorene Schlei an vielen Punkten haben überschreiten können.

Wenden wir uns nun zu den Kriegsereignissen selbst, die sich zunächst vor der von der dänischen Armee besetzten Danewirkstellung abwickelten.

In den letzten Tagen des Januar hatte sich das preußische Corps um Plön concentrirt, das österreichische links daneben, die Spitzen beider bis Kiel und resp. Rendsburg vorgeschoben. Eigentlich war ein sogenannter strategischer Aufmarsch längs der Eiderlinie seitens des Generals Wrangel beabsichtigt, wenigstens wollte man die preußische Gardedivision noch abwarten, die vor dem 1. Februar nicht eintreffen konnte. Da aber die Dänen für diesen Tag eine große Contribution für das Herzogthum Schleswig ausgeschrieben hatten, so beschloß der Obercommandant der Alliirten, seinen Einmarsch nicht aufzuschieben, und gab die darauf bezüglichen Befehle. Demgemäß rückten am 1. Februar die Oesterreicher von Rendsburg, die Preußen von Kiel aus in Schleswig ein, womit der Krieg factisch seinen Anfang nahm. Dem Vormarsch der Oesterreicher stellte sich außer Patrouillen nichts entgegen; diese zerstörten auf ihrem Rückwege die Brücken über die Sorge, wodurch der Vormarsch hier seine Grenze fand. (Drei Stunden von Rendsburg.) Das preußische Corps, dem sich stärkere Abtheilungen entgegenstellten, warf diese über den Haufen, nahm Eckernförde und entrirte hier mit einer Batterie einen Geschützkampf gegen zwei im Hafen liegende dänische Kriegsschiffe, der mit dem schnellen Rückzug derselben endigte. Am Abend des 1. Februar stand das preußische Corps vollständig jenseits der Eider, von den Oesterreichern zwei Brigaden. Von Mittag an trafen in Rendsburg zugleich die ersten Eisenbahnzüge mit der preußischen Garde-Infantrie-Division ein, die links neben die Oesterreicher geschoben wurde. Die Letzteren erhielten hierdurch das Centrum der ganzen Armee.

Für den 2. Februar war befohlen, daß sich alle drei Corps auf dem nördlichen Eiderufer concentriren sollten und zwar das preußische Corps zwischen Eckernförde und Wittersee, das österreichische zwischen Wittersee und der Eisenbahn, die Gardedivision zwischen der Eisenbahn und Holm.

Da die Dänen wider Erwarten überall schnell zurückgingen, selbst die Position Holm-Kochendorf nördlich Eckernförde rasch räumten, so beschloß Prinz Friedrich Karl, mit der Avantgarde des preußischen Corps einen

Vorstoß gegen Missunde zu wagen, vornehmlich zum Zwecke einer Recognoscirung der Schlei und der dortigen Befestigungen, so wie eines etwaigen Uebergangs. Der Avantgarde folgte hierzu die gesammte Reserve-Artillerie — 74 Geschütze. Die Dänen gingen schnell in ihre Schanzen bei Missunde zurück, gegen welche nun um ein Uhr eine allgemeine Beschießung durch die preußischen Feldgeschütze auf die Entfernung zwischen 800 und 1500 Schritt vorgenommen ward. Bald zeigte sich aber das Erfolglose des Unternehmens. Ein dicker Nebel, der sich niedersenkte, ferner die Ueberlegenheit des schweren dänischen Calibers, deren gut gedeckte Stellung, endlich die Nothwendigkeit für die Preußen, auf freiem Felde auffahren zu müssen — Alles dieses beeinträchtigte die Wirkung des preußischen Feuers. Auch zeigte es sich, daß die Dänen nördlich der Schlei noch mehrere starke Schanzen angelegt hatten, unter deren Feuer eine Erstürmung des Bückenkopfs sowie ein Flußübergang fast unmöglich waren; der Prinz gab den Befehl zum Zurückgehen in die ihm vorgeschriebene Position. Beide Theile hatten sich in diesem Erstlingsgefechte tapfer und muthig geschlagen und verdient das Verhalten der preußischen Artillerie alle Anerkennung. Der preußische Verlust bestand in 3 Officieren 20 Mann todt, 9 Officieren 147 Mann verwundet; der dänische zusammen in 6 Officieren 129 Mann.

Die beiden andern Corps bezogen am Nachmittag die ihnen vorgeschriebene Stellung.

Das Gefecht von Missunde ist sehr verschieden beurtheilt worden. Im Allgemeinen spricht sich die militairische Kritik aber dahin aus, daß es nicht in den allgemeinen Operationsplan gehörte, daß das Scheitern der Unternehmung vorauszusehen war und die gebrachten Opfer für ein Impromptü jedenfalls zu hoch waren.

Nach der Disposition für den 3. Februar sollte das preußische Corps mit Vorposten gegen Missunde stehn bleiben, dagegen das österreichische mit der preußischen Garde-Division bis an die Danewirkstellung und zwar auf den beiden von Rendsburg kommenden Straßen anrücken. Gegen die Erwartung kam es hier mit den Dänen zum Gefecht, vermuthlich weil die beiden vorgeschobensten Schanzen der Danewirkstellung noch nicht vollendet waren und hierzu Zeit gewonnen werden sollte. Es war gegen Mittag, als die auf der alten (östlichen) Straße von Rendsburg anrückende Colonne des österreichischen Corps zwischen Lottorf und Geltorf auf die Dänen stieß. Es war die österreichische Brigade Graf Gondrecourt (5 Bataill.), unterstützt vom neunten Jägerbataillon, welche auf 6 Bataillone, 2 Schwadronen und einige Geschütze der Dänen traf. Die Oesterreicher, vom Feldmarschallieutenant von Gablenz persönlich geleitet, setzten sich schnell in Schlachtordnung und trieben den Feind von Position zu Position, sich nicht in ein langes vorbereitendes Feuergefecht einlassend, sondern gleich zum Bajonett greifend. Die Dänen suchten sich im Dorfe Ober-Selk festzusetzen, wurden aber nach Erstürmung desselben, wobei ein Geschütz verloren ging, genöthigt noch weiter zu weichen, mußten endlich sogar den nördlich Ober-Selk liegenden Königsberg den rastlos nachdringenden Oesterreichern überlassen und bis in ihre verschanzte Stellung zurückgehen. Gleichzeitig stürmte ein Theil der zweiten österreichischen Brigade das auf der westlichen Anmarschlinie, der Chaussee nach Schleswig, liegende Dorf Sagel. Die Alliirten hatten sonach das günstige Resultat erreicht, bis unter die Kanonen der Danewirkstellung vorzubringen und hier festen Fuß zu fassen. Der Verlust der österreichischen Brigade Graf Gondrecourt bestand in 30 Officieren, 519 Mann an Todten und Blessirten; die Dänen geben den ihrigen, wahrscheinlich zu gering, auf nur 8 Officiere, 245 Mann an; über 100 Gefangene fielen in die Hände der Oesterreicher. Beide Theile hatten sich sehr brav geschlagen; bei den Oesterreichern machte sich eine besondere Frische und Energie des Angriffs bemerkbar und die moralische wie taktische Ueberlegenheit ihrer langgedienten, fest geschulten Soldaten war in das hellste Licht getreten. Die Recognoscirungen der dänischen Schanzenlinie vor Missunde wie vor Ober-Selk hatten ergeben, daß ein Angriff auf die Front derselben nur im Wege der förmlichen Belagerung möglich sei, was natürlich für die Alliirten höchst langwierig gewesen sein würde, zumal man keinen Belagerungspark bei sich führte. Feldmarschall Wrangel entschloß sich daher, die Danewirkstellung mit einem so großen Theile der Armee in Flanke und Rücken zu umgehen, daß die Dänen gezwungen wären, sie zu räumen;

während der Umgehung sollte der Feind in der Front festgehalten und dann wo möglich in nachtheilige Rückzugsgefechte verwickelt werden. Dieser Disposition zufolge sollte das preußische Corps des Prinzen Friedrich Karl, welches die Umgehung und zwar über die untere Schlei ausführen sollte, diesen Fluß noch einmal genau recognosciren, während die Oesterreicher einen Frontalangriff mit Artillerie fingiren sollten. Hierzu ward am Abend des dritten eine preußische gezogene Batterie nach Fahrdorf entsendet, ebenso die 12 Stück preußische gezogene Zwölfpfünder nach dem Königsberge dirigirt, von welchem Punkte aus man allein einen Einblick in die Danewirkstellung erlangen konnte. In der Nacht vom 3. bis 4. Februar fing es heftig an zu schneien und zu frieren, wodurch die Straßen spiegelglatt, die Landschaft fußhoch mit Schnee bedeckt, und dadurch die nun folgenden Operationen auf's Höchste erschwert wurden.

Am 4. Februar blieben die österreichischen und preußischen Garden in ihrer am 3. eingenommenen Stellung. Die preußische gezogene Batterie bei Fahrdorf hatte am selben Tage ein Feuergefecht über die Schlei weg mit zwei Batterien der Dänen ohnweit Schleswig, der Batteriebau auf dem Königsberge mußte des heftigen feindlichen Feuers wegen den Tag über eingestellt werden. Die Reiterrecognoscirungen des Prinzen Friedrich Karl hatten ergeben, daß bei Cappeln und Arnis die geeignetsten Punkte zu einem Uebergange über die Schlei seien; die Breite derselben ward zu 300, resp. 500 Schritt gefunden; die Ränder des Flußes mit Eis bedeckt.

Der Feldmarschall bestimmte nun, daß das preußische Corps in der Nacht vom 5. zum 6. den Uebergang über die Schlei ausführen und sich dann nach Schleswig, mit einer Brigade auf Flensburg wenden sollte. Während die Preußen nun den 5. Februar benutzten, um sich aus der Umgegend von Eckernförde an die untere Schlei zu begeben und hier zu concentriren, blieb im Centrum und auf dem linken Flügel vor der Danewirkstellung Alles ruhig. Die Batterie auf dem Königsberg ward in der Nacht vom 5. zum 6. fertig gebaut und armirt.

Obgleich die innere Geschichte dieser und der folgenden Februartage noch nicht offenkundig und officiell dargestellt vorliegt, eine Beurtheilung derselben daher leicht irrige Schlußfolgerungen herbeiführen kann, so scheint es doch, als hätten die Vorbereitungsarbeiten der Preußen für ihre Umgehung zu viel Zeit erfordert. Sicher ist es, daß die Dänen bereits am 5. Nachmittags sichere Kunde von dem Vorhaben der Preußen hatten. General de Meza, der dänische Obergeneral, berief zu dieser Zeit einen Kriegsrath, welchem er die Frage vorlegte, ob man bei dem Vorhaben des preußischen Ueberganges bei Arnis dieser Operation Widerstand entgegensetzen oder die Danewirkstellung noch rechtzeitig räumen wolle, um das feindliche Manöver in seiner weitern Tragweite unschädlich zu machen. Der dänische Kriegsrath entschied sich mit neun Stimmen gegen eine für den ungesäumten Rückzug auf Flensburg, der demgemäß Abends 8 Uhr am 5. Februar angetreten ward.

Die öffentliche Stimme in Dänemark hat diesen Entschluß de Meza's fast einstimmig verurtheilt und der dänische General mußte ihn deshalb mit der sofortigen Enthebung von seinem wichtigen Posten bezahlen; nach den vorliegenden Verhältnissen, die wir bei der Beurtheilung der Danewirkstellung besprachen, und die sich hier vorzüglich in der doppelten numerischen Stärke der Deutschen, wie deren an den Tag gelegten militärischen Ueberlegenheit aussprach, kann die militärische Kritik mit dem Beschlusse de Meza's sich aber nur einverstanden erklären. Er zerstörte zwar das Trugbild, mit dem die Volksmeinung gegen die bessere militärische Ueberzeugung der Sachverständigen seit Jahren getäuscht worden war, aber er erhielt seinem Vaterlande die Armee für die Verwendung in strategisch und taktisch weit günstigeren Positionen — Düppel und Fridericia. — das Aufgeben Schleswigs, das damit verbunden war, kam freilich einer politischen Niederlage der eiderdänischen Partei gleich und deshalb konnte diese am Ruder stehende Volkspartei den Schlag auch nicht verwinden.

Es wird sich selten ereignen, daß eine Armee, welche der andern unmittelbar gegenübersteht, dieser, so zu sagen, unter den Händen verschwindet; aber hier geschah es, begünstigt durch eine dunkele und stürmische Nacht; überdies hatten die Dänen mit Erfolg versucht, durch einen um 10 Uhr Abends in's österreichische Hauptquartier entsendeten

Parlamentär die Aufmerksamkeit ihrer Gegner abzulenken.

Es war am 6. Februar nach Mitternacht, als Einwohner aus der Stadt Schleswig die Nachricht vom Abzuge der Dänen zu den österreichischen Vorposten brachten, worauf die letztern 4½ Uhr Morgens sich sogleich zur Verfolgung aufmachten. Feldmarschallieutenant von Gablenz setzte sein ganzes Armeecorps sofort in Marsch, machte Meldung in Wrangel's Hauptquartier nach Damendorf und ließ die preußische Gardedivision auf seiner Linken ebenfalls benachrichtigen, mit der Aufforderung, sich an der Verfolgung der Dänen ungesäumt zu betheiligen. Durch ein Mißverständniß wurde dieser Befehl für den General von der Mülbe, welchen General Gondrecourt befördern sollte, von diesem, wie glaubhaft versichert wird, uneröffnet nebst einer Menge anderer Dienstschriften im Drange des Augenblicks mit auf den Marsch genommen, so daß die Gardedivision ohne Kenntniß von dem wichtigen Vorgange blieb. Erst gegen Morgen entdeckten ihre Vorposten den Abmarsch der Dänen, weshalb die Division erst 9½ Uhr den Vormarsch von Kropp antreten konnte. Die Oesterreicher hatten durch diesen Umstand einen fünfstündigen Vorsprung gewonnen und erreichten mit ihrer Vorhut, dem Regiment Lichtenstein-Husaren, bereits im Laufe des Vormittags die Nachhut der Dänen auf der Chaussee nach Flensburg. Eine Menge auf dem tief verschneieten und glatten Wege zurückgelassener Wagen und Gegenstände bezeichneten den schleunigen Rückzug der Dänen, die sich übrigens erst Nachmittags 3 Uhr bei dem Dorfe Oeversee, 2½ Stunde südlich von Flensburg, mit ihrer Arrieregarde in einer gut gewählten Stellung zur Vertheidigung setzten. Es war die 7. und 8. Infanteriebrigade (Regiment Nr. 1, 11, 9 und 20) unter General von Steinmann, einige Cavallerie und eine Batterie, zusammen etwa 7000 Mann, welche die waldigen riegelartig vorliegenden Höhen hinter Oeversee besetzt hielten. Von den Oesterreichern hatte die Brigade Nostitz, bestehend aus den deutschen Regimentern Nr. 27 „König der Belgier" und Nr. 14 „Großherzog von Hessen" nebst dem 9. Jägerbataillon, die Vorhut; die Brigade Gondrecourt folgte. Wie bei Oberselk, so gingen auch hier die Oesterreicher, nachdem ihre Cavallerie abgewiesen worden war, sogleich mit Entschiedenheit zur Offensive über. Den Schlüssel zur dänischen Stellung bildete ein westlich der Chaussee gelegenes Waldstück, gegen welches das tapfere Regiment König der Belgier vorging. Die Dänen vertheidigten sich auf's Tapferste, mußten aber den unaufhaltsamen Angriffen der Oesterreicher, die meist mit dem Bajonette kämpften, weichen und die Flensburger Straße preisgeben. Die gänzliche Erschöpfung der Truppen und die einbrechende Dunkelheit setzten hier dem Kampfe ein Ziel. Mit dem Rückzuge der Dänen auf Flensburg schloß der blutige Tag, dessen siegreichen Ausgang die kaum 5000 Mann zählende Brigade Nostitz mit einem Verluste von 27 Officieren, 620 Mann Todten und Verwundeten erkaufte. Die Dänen gaben den ihrigen auf 15 Officiere, 779 Mann an. Unter den Verwundeten befand sich General Steinmann. Berücksichtigt man die kurze Dauer des Gefechts von Oeversee, so muß man es zu den blutigsten Actionen der neuern Zeit rechnen; beide Theile verdienen das höchste Lob. —

Wenden wir uns nun zu den Ereignissen des 6. Februar beim preußischen Corps des Prinzen Karl, das wir den 5. Abends vor Cappeln und Arnis an der untern Schlei verlassen haben. Auch hier brachten Landesbewohner Nachts 12 Uhr die erste Meldung von dem heimlichen Abzuge der Dänen. Früh 4 Uhr begann darauf hin bei Cappeln das Uebersetzen der 12. Infanteriebrigade auf den von Eckernförde mitgebrachten Schiffsgefäßen, und erst den andern Morgen (den 6. Februar) früh ½7 Uhr das Schlagen der 600 Fuß langen Schiffsbrücke mit 49 Pontons bei Arnis, durch die am Ufer aufgefahrenen Batterien gegen einen etwaigen Störungsversuch zur See seitens der Dänen gedeckt. ½11 Uhr war die Brücke passirbar, worauf sogleich die Avantgarde und Reserve-Cavallerie den Uebergang über die Schlei vollzogen und den Weg nach Flensburg angewiesen erhielten. Es war ½12 Uhr, als beim Prinzen die Mittheilung des Feldmarschalls vom gänzlichen Abzuge der Dänen aus der Danewirkstellung und die Weisung einlief, das gesammte Corps in der Richtung auf Flensburg in Marsch zu setzen. Dasselbe schlug die Straßen über Rabenkirchen und Boel,

so wie die über Wittkiel ein, konnte aber mit der Spitze spät Abends wegen großer Marschbeschwerlichkeiten nur bis Sterup — halbwegs nach Flensburg — gelangen. Die letzten Truppen passirten erst Abends ½5 Uhr die Brücke. Von einer Cooperation mit den österreichischen Truppen und Abdrängung der Dänen von Flensburg konnte natürlich keine Rede mehr sein; doch setzten die 3 Schwadronen der Avantgarde die Nacht hindurch ihren Marsch fort und trafen am 7. Februar Morgens ½8 Uhr als die ersten deutschen Truppen in Flensburg ein, welches die Dänen einige Stunden vorher verlassen hatten. Gleichwohl fielen noch eine Menge Nachzügler, Kriegsvorräthe, 2 Geschütze und mehrere im Hafen liegende Transportschiffe in die Hände der preußischen Reiterei. —

Der 6. Februar war sonach trotz des im Grunde nur halb erlangten Erfolges dennoch ein sehr resultatreicher. Die Dänen hatten ihr Hauptbollwerk, die Danewirkstellung, die mit einem Kostenaufwande von ½ Million Thaler angelegt und mit 126 Geschützen schwersten Calibers armirt war, den Händen der deutschen Truppen überlassen müssen, und zwar hatten diese das große Resultat erlangt, ohne einen Tropfen Blut dafür vergossen zu haben. Die Dispositionen des alliirten Hauptquartiers verdienen deshalb gewiß alle Anerkennung und wenn der Uebergang über die Schlei in seiner Anlage wie Durchführung wohl mit weniger Zeitaufwand ausgeführt werden konnte, wodurch den Dänen Gelegenheit wurde, der gestellten Falle zu entschlüpfen, so dürfen die Ursachen hierzu wohl hauptsächlich in den ungünstigen Einflüssen der Jahreszeit, wie dem gut organisirten Nachrichtenwesen der Dänen gesucht werden.

Eigentlich hatte Feldmarschall Wrangel beabsichtigt, für den 7. Februar die Verfolgung energisch fortzusetzen und dadurch den Dänen auf ihrem Rückzug noch möglichsten Abbruch zu thun. Mehrfache Umstände, die wir schon kennen, hinderten dies, wodurch es den Dänen möglich ward, an diesem Tage mit ihrer Hauptmacht ungestört die Düppelstellung zu erreichen. Die 7. und 8. Infanteriebrigade, wie die Reiterdivision, wandten sich nach Jütland. Von den Alliirten war das österreichische Corps in Folge der Anstrengungen der vorhergehenden Tage dermaßen erschöpft, daß es bei Oeversee einen Rasttag machen mußte; die preußische Gardedivision auf ihrer Linken war Tags vorher nur bis Wanderup, Tarp und Jersoe gelangt und setzte sich im Laufe des 7. vor das österreichische Corps, nun die Avantgarde übernehmend. Das preußische Armeecorps des Prinzen Friedrich Karl bezog an diesem Tage Quartiere in und um Glücksburg. Da die Fühlung mit den Dänen nun einmal verloren gegangen war, die Aufstellung der Truppen etwas untereinander gerathen und keine Möglichkeit zu einer combinirten Bewegung da war, so ließ der Feldmarschall in Anbetracht der großen Erschöpfung sämmtlicher Truppentheile auch den 8. Februar die Truppen in ihren Quartieren rasten und nur durch die Vortruppen der Garden gegen Apenrade wie Gravenstein recognosciren. Der Feind war aber schon am 8. früh von Apenrade nach Norden abgezogen. Nur bei Rübel stieß man auf Cavallerievorposten. Am selben Tage erfuhr man auch, daß Friedrichstadt, der rechte Flügel der Danewirkstellung, bereits am 5. Abends von den Dänen unter Zurücklassung von neun Geschützen geräumt worden war. Die dortige Besatzung hatte sich längs der Westküste nach Norden gewendet und entkam ebenfalls glücklich über Lügumkloster nach Jütland. —

Mit dem ungehinderten Entkommen der dänischen Armee in ihre neuen Positionen nach Düppel und Fridericia trat auch an das alliirte Obercommando die Frage, in welcher Weise die Operationen nun fortzusetzen seien. Politische Rücksichten machten es unbedingt nothwendig, die Occupation des ganzen Herzogthums effectiv zu vollziehen, also einen Theil der Armee bis an die Grenze von Jütland zu schieben, während ein anderer Theil die Düppelstellung derartig einschließen mußte, daß jeder Ausfall der Dänen mit Erfolg zurückgewiesen werden konnte. Zu der ersten Aufgabe ward das österreichische Corps nebst der preußischen Gardedivision, beide unter Feldmarschallieutenant von Gablenz gestellt, bestimmt, während das preußische Corps des Prinzen Friedrich Karl die Position auf der Halbinsel Sundewitt, an deren Spitze Düppel gelegen, einnehmen sollte. Am 10. Februar schob die Gardedivision ihre Vorposten sowohl gegen Apenrade (bis Hostrup) wie bis Gravenstein (gegen Düppel), von wo aus

man die dänischen Vorposten bei Radebüll und Satrup an die Klinge bekam. In den folgenden Tagen erfolgte die Translocirung der beiden Corps nach ihren neuen Bestimmungen; den 11. ward Apenrade, den 12. Hadersleben, den 14. Christiansfeld besetzt, die Nachschübe, das Verpflegungs- und Lazarethwesen geordnet, und am 18. Februar von dem Corps des Feldmarschalllieutenants von Gablenz die Grenze von Jütland erreicht, wobei es in der Grenzstadt Kolding, an der Königsau, dem Grenzfluße, zwischen der Avantgarde (preußischen Gardehusaren) und der dänischen Nachhut zu einem Gefecht kam, in dessen Verlaufe die jütländische Grenze überschritten ward und Kolding in den Händen der Preußen blieb. Der diplomatische Einspruch der englischen und französischen Regierung sistirte hier momentan das weitere Vorgehen der Alliirten und bezeichnete somit den ersten Abschnitt des deutsch-dänischen Krieges als erreicht, die Occupirung des ganzen Herzogthums Schleswig bis zur Königsau. Das Gablenz'sche Corps bezog demgemäß Contonnements längs der jütländischen Grenze, den Ausgang der diplomatischen Verhandlungen hier abwartend.

Das preußische Corps des Prinzen Friedrich Karl, der am 11. sein Hauptquartier nach Gravenstein verlegte, sicherte in dem Zeitraum bis zum 18. seine Cantonnements um Flensburg und im Sundewitt durch Anlage von Küstenbatterien bei Flensburg, Alnör und Hollnis, um dänischen Schiffen das Eindringen in den Flensburger Meerbusen abzuschneiden. Am 17. Februar ward zwischen Alnör und Eckensund, über die schmale Wasserenge, welche den Flensburger Busen und die Nebenbucht Nübel Noor verbindet, eine Schiffbrücke geschlagen, um einen kürzern Weg zu der Halbinsel Broaker zu gewinnen. Der letzte Tag des hier geschilderten Zeitabschnitts, der 18. Februar, brachte zugleich auch auf diesem Operationsfelde die ersten Actionen mit sich. An diesem Tage erschien das dänische Panzerschiff Rolf Krake vor der Pontonbrücke bei Eckensund, um diese durch sein Feuern zu zerstören. Dieser Versuch mißlang. Es kam zu einem 1½stündigem Feuergefecht mit den Strandbatterien und einer am Ufer aufgefahrenen gezogenen preußischen 6-Pfd.-Batterie, das mit der Abfahrt des vielfach getroffenen Schiffs endigte. Am selben Morgen machten die Preußen eine scharfe Recognoscirung von Nübel aus auf der Straße nach Sonderburg (auf der Insel Alsen) und warfen dabei die dänischen Vorposten aus dem Gehölz „Büffelkoppel," ohnweit dem Dorfe Düppel. Die dänische Vorpostenlinie fand man auf der Linie Büffelkoppel, Stenderup, Ravenskoppel, vom Wenningbund links bis zum Alsensund rechts sich ausdehnend, ungefähr 4000 Fuß vor den Linien ihrer Schanzen. Die weitere Entwicklung der Operationen gehört in den zweiten Theil des Feldzugs.

Noch ist zu erwähnen, daß die Preußen in Folge ihrer getrennten Aufgaben eine neue Brigade, die 10., unter Generalmajor von Raven, bestehend aus dem 18. und 52. Infanterieregiment, aus der Heimath in Marsch auf den Kriegsschauplatz setzten. Dieselbe kam am 12. nach Hamburg und sollte angeblich zur Besetzung einer Etappenlinie in Holstein verwendet werden, in Folge dessen es am 13. in Altona zu drohenden Conflicten mit dem Obercommando der Executionstruppen kam. Von Frankfurt am Main aus erfolgte endlich eine Ausgleichung, derzufolge diese Brigade bataillonsweise in Kiel, Neumünster und Kronwerk Rendsburg Quartiere angewiesen erhielt. —

Sociale Dienste der Photographie und Telegraphie in der Gegenwart.

Kaum haben neben Dampfmaschine und Eisenbahn irgend welche großen Erfindungen der Neuzeit so großes praktisches Interesse gewonnen und zugleich so allgemeine Popularität gefunden, wie die Photographie und Telegraphie, so wohl bei uns auf dem Continent, als weit mehr noch jenseits des Canals und Atlantischen Meeres, in England und Amerika. Die Anwendungen gehen bereits weit hinaus über die Grenze, innerhalb deren man früher ihren Bereich glaubte. Die französischen Photographen warfen sich in echt französischer Weise neben dem Porträt besonders auf das Gebiet der nackten Figuren und Gruppen in frivoler oder obscöner Stellung, und überschwemmten mit solchen

Stereoskopen und Mikroskopen alle Märkte. Wohl jeder von den Lesern hat einmal derartige Sachen unter dem Stereoskop, oder Berloques, Uhrgehängsel mit unsittlichen Scenen gesehen. Deutschland (Berlin, Dresden und München) fertigte in nicht genug zu begrüßender Weise künstlerische Bildergalerien an und schaffte hierdurch, da fortwährend mehr Stiche von Bildern großer Meister in photographischen Copien erscheinen, den besten Schöpfungen aus der Malerei und Bildhauerkunst eine Verbreitung unter dem Volke, wie sie ohne die Photographie überhaupt nie erreichbar gewesen wäre. Zur Ausbildung junger Künstler und aller im gewerblichen Dienste stehenden Zeichner, ja für eine zahlreiche Gruppe von Gewerben ist dies in Zukunft von einer ganz unschätzbaren Bedeutung, die man erst später ganz zu würdigen im Stande sein wird. Wurde doch erst neulich in dem Bericht eines Engländers über den Geschmack der englischen Kunstgewerbe hervorgehoben, daß seit der Aufstellung der griechischen Antiken im British Museum sich der Geschmack wesentlich gebessert habe und daß man jetzt schon in zahlreichen Werkstätten gute Abgüsse dieser Antiken finde. In Frankreich und andern Ländern verrichtet die Photographie jetzt Dienst in der Aufnahme von Bildern der verschiedenen Gestirne, welche bereits die Kenntniß der Gestaltungen und Veränderungen derselben auf ihrer Oberfläche zu vervollkommnen beginnen, wie es sonst nie möglich gewesen wäre, sie verrichtet Dienst bei den verschiedensten physikalischen und chemischen Versuchen, ja sie muß sogar der Polizei gegen ihre Verfolgten dienen. In Amerika ging man in neuerer Zeit noch weiter. Die Photographie muß auf den Schlachtfeldern und in Luftballons arbeiten und außerdem die Leicht- und Abergläubischen mit Geistererscheinungen betrügen helfen. Die kolossale Ausdehnung des Industriezweiges in den Vereinigten Staaten mag daraus geschlossen werden, daß die Menge photographischen Papieres, welches Frankreich und Deutschland jährlich dahin liefern, ungefähr auf 15,000 Ries geschätzt wird, zu deren Albuminisirung (mit Eiweis) 10,000 Hühner nothwendig sind. Es gibt jetzt bereits Fabriken, die sich nur mit Anfertigung photographischer Papiere beschäftigen. Große Quantitäten Chemikalien werden consumirt und schätzt man den Verbrauch edler Metalle zu photographischen Zwecken in den Vereinigten Staaten auf nicht minder als 10 Tonnen Silber und eine halbe Tonne Gold. Größer noch sind die Quantitäten schweflicher Soda, die hierbei mit nöthig werden.

Die Genauigkeit, mit welcher die Photographie die feinsten Züge des Gesichts wiedergibt, weit genauer, als sie das flüchtige menschliche Auge gemeinhin wahrnimmt, wird Jeder kennen, der einmal mit einer Loupe ein photographisches Bild ansah. — Jeder von Physiognomen gedeutete Zug, jede Falte und Runzel des Gesichts kommt hier zur getreuen Copirung und deshalb wurde die Erfindung ein wichtiges Instrument im Dienste der Criminalpolizei. Sehr interessant ist es, Photographien einer und derselben Person aus nacheinanderfolgenden Jahren zu vergleichen, d. h. sie unter eigenen Augen älter werden zu sehen. Wird die Photographie in dieser Weise öfter verfahren und viele Menschenleben photographisch verfolgen, so wird sich für den scharfen anthropologischen Beobachter wahrscheinlich durch Vergleichung finden lassen, daß die Natur in den Umrissen, welche die Jahre des menschlichen Lebens angeben, sehr genau ist.

Eben so interessant für die Criminaljustiz ist schon jetzt eine scharfe Beobachtung der Bilder nach der eingenommenen Stellung der Person, nach Kleidung, Gesichtszügen, Händen und Füßen, weil hier Schein, Lüge und Wahrheit sehr bald zu Tage treten, aufgelegte Kleider und angenommene Züge, gezwungene Leutseligkeit und geglättete Stirn sich selbst verrathen. Innere Leidenschaften, kurz die Geschichte der Seele zeichnet sich allmälig auf dem Gesicht zu einem bestimmten Charakter, den es annimmt, und besonders ist es der Zug um den Mund, der die feinsten verrätherischen Spuren der wahren Individualität eines Menschen trägt. Wer nur einmal auf einem Polizeiamt eine Schurkengalerie gesehen hat, wird gefunden haben, daß den Gesichtern, so verschieden die einzelnen, oberflächlich liegenden Hauptzüge sind, doch etwas Gemeinsames innewohnt, was jeder geübte Polizeidiener kennt, was sich aber leichter fühlen als in Worte fassen läßt. Dieses Gemeinsame ist allmälig erst auf dem gleichen Wege des Verbrechens

in die Gesichtszüge hineingebildet worden, plastisch, ein äußerer Stempel der innern Verworfenheit. Wird dieses Gebiet von Psychologen im Laufe der Zeit genauer verfolgt, so wird sich später dem Auge des Forschers zu erkennen geben, wann die ersten Spuren des Verbrechens in einem seither noch unschuldig gewesenen Gesicht auftreten, und in Kinderrettungshäusern und Correctionsanstalten, wann umgekehrt ein verwahrlostes Kind wieder anfängt, unter der sorgenden Pflege guter Menschen zurückzukehren zum Bessern. Solche Anstalten werden der Forderung des Hamlet folgen, wenn er sagt: Siehe Dir dieses Bild an und dann dieses — das des zuchtlosen Buben bei seinem Eintritt und das des anständigen Jünglings bei seiner Entlassung.

Die Amerikaner haben jetzt die Photographie auf das traurige Terrain der Schlachtfelder hinübergeführt und die große Anstalt von Mr. Brady aus New-York hat eine Reihe der furchtbarsten Schreckensscenen aus dem unmittelbaren Leben gegeben, deren Entsetzliches und Schaudererregendes die kühnste Phantasie des friedlichen Bürgers nicht sich auszumalen vermag. Es liegt dies grade in der treuen Copie der Natur, denn die Lichtbildnerei gibt den wahnsinnigen Vernichtungskampf zweier mordend übereinanderstürzenden Heere so wieder, wie er war, als „der Natur furchtbarster und doch bester Maler."

Ein anderes Gebiet cultiviren die Herren King und Black. Sie steigen in Ballons auf zu einem „luftphotographischen Ausfluge, „um Städte oder Terrains aus der Vogelperspective aufzunehmen, also sie dem Beschauer zu zeigen, wie sie etwa der Adler sieht. Es sind interessante Bilder in ungemein scharfer Wiedergabe der Häusermeere, der Umgebungen und endlich der am Rande verlaufenden weiter entfernten Gegend. Leicht kann in spätern Kriegen diese Anwendung wichtig werden.

Auf dem Gebiete der schon erwähnten astronomischen Photographie ist in England de la Rue, in Amerika Rutherford und Whipple damit beschäftigt, stereoskopische Bilder vom Monde zu gewinnen. Dr. Henry Draper hat ein Teleskop mit silbernem Reflector, dem größten, den es außer dem Pariser gibt, ausschließlich für Himmelsphotographien erbaut. Diese Photographien zeigen Kleinstes in viermaliger Vergrößerung und lassen z. B. den Trabanten des Sirius oder den sechsten Stern im Trapeze des Orion mit Leichtigkeit erkennen. Draper hat fast alle täglichen Phasen des Mondes vom sechsten bis siebenundzwanzigsten Tage aufgenommen und wiederholt den Vollmond in 1/3 Secunde gewonnen.

Eine weitere jetzt schwunghaft betriebene Anwendung der Photographie sind vergrößerte Porträts bis zur Lebensgröße nach alten Daguerreotypen und auch nach neueren photographischen Miniaturen. Für diesen Zweck wird eine Camera obscura hergerichtet und das vergrößerte Bild von oben durch eine Linse auf ein Blatt sensitives Papier geworfen, das auf einem Tische liegt, der sich nach Bedürfniß höher oder niedriger machen läßt. Das Bild, durch die Ausbreitung über eine so große Fläche geschwächt, druckt sich langsam ab, kommt aber doch zuletzt mit erstaunenswerther Klarheit.

In Amerika copirt man jetzt auch viel Documente, eine sehr wichtige Anwendung dieser Kunst, namentlich da, wo eine alte Urkunde defect, ein alter Denkstein, eine antike Inschrift beschädigt ist, so daß der Interessent oder Forscher ruhig im Studirzimmer über Worte oder Sinn der Urkunden und Manuscripte nachdenken kann. In Europa ist diese Anwendung der Photographie schon länger bekannt, und wir danken ihr schon die verschiedensten wichtigsten Dienste in der Welt-, Rechts- und Culturgeschichte und im unmittelbar praktischen Leben.

Aber nicht bekannt ist bei uns der große Schwindel, der jetzt jenseits des Oceans mit „Geisterphotographien" getrieben wird. Eine Mutter z. B., die ihr Kind verloren hat, wünscht dessen Geistesporträt mit ihrem eigenen abgenommen zu haben. Eine besondere Sitzung gegen höheres Honorar wird anberaumt und die Mutter erhält wirklich ihr Porträt mit einer nebligen undeutlichen Kindergestalt auf ihrem Schooß. Gewöhnlich erkundigt sich der schlaue Photograph nach Alter, Geschlecht und sonst Wissensnöthigem von dem verlangten Abgeschiedenen, sucht dann aus den zahlreich vorräthigen Negativen ein einigermaßen der Beschreibung nahekommendes aus, bereitet eine sensitive Platte, legt die Negative darauf und hält sie nahe an eine Gaslampe. So gewinnt man eine verwischte Copie,

die in die Camera obscura kommt, um das lebendige Porträt des Sitzenden in der gewöhnlichen Weise zu nehmen.

Die Thorheit der Menschen verdient kein besseres Schicksal.

II.

Neuere Anwendungen der Telegraphie.

Fast täglich wird der Dienst der Telegraphie für die Zwecke des socialen und gewerblichen Lebens größer. Man blitzt jetzt die Gedanken über die ganze Erde hin, eben so wie die Hausfrau dem Kutscher und Bedienten durch die elektrische Hausklingel Befehle telegraphirt.

Je entwickelter ein Volk ist, desto höher weiß es den Werth der kostbaren Zeit zu achten, desto sorgsamer achtet es selbst auf das Richtiggehen der Uhren. In England und Amerika hat man deshalb in neuerer Zeit „elektrische Zeitkugeln," „elektrische Uhren," und zur schnelleren Correspondenz der großen Geschäfte in der Stadt untereinander, für welche die Benutzung der Stadtpost immer noch zuviel Zeit kostete, „elektrische Stadtposten" eingerichtet.

Die erste Zeitkugel wurde vom Professor Airy, Director der Greenwichsternwarte, auf dem Thurme der dortigen Sternwarte angebracht. Unten geht die berühmte astronomische Uhr; durch einen elektrischen Apparat mit der großen Kugel über dem Dache der Sternwarte aufgezogen, wird letztere jeden Tag obengehalten bis es astronomisch Punkt 1 Uhr ist. In dem Augenblicke, in welchem es im Weltall für England 1 Uhr schlägt, löst ein elektrischer Ruck den Hebel, der die Kugel oben hält, aus, und im Nu fällt sie ungefähr 12 Fuß tiefer. Sie wird, hell und glänzend oben an dem Stabe schwebend, viele Meilen weit in der Umgegend gesehen und Hunderttausende von Menschen der weiten Umgebung und Tausende von Schiffern, von und nach der verschiedensten Weltgegend fahrend, schauen Mittags nach der Kugel, die Uhr in der Hand, um sie zu corrigiren oder an der Differenz gegen gestern den Gang des Werkes zu prüfen. In London selbst sind mehrere derartige „Greenwichzeitkugeln" aufgestellt. So hat die Elektro-Telegraphen-Compagnie daselbst in der großen Straße „The Strand" eine solche Kugel über dem Dache ihres Gebäudes; eine größere von Zink, 5½ Fuß im Durchmesser und 150 Fuß über dem Spiegel der Themse, steht in der City über dem Hause des Chronometermachers Frendh, eine weitere findet sich auf dem Nelsondenkmale in Edinburg, viele andere in verschiedenen englischen und schottischen Häfen. Alle diese Zeitkugeln hängen durch elektrische Drähte mit der Greenwicher Sternwarte zusammen und fallen, da der elektrische Blitz so gut wie keine Zeit braucht, in demselben Momente nieder. Auf diese Weise vermöchte man leicht in jedem Lande durch Drähte sämmtliche Kugeln an jedem Orte, der eine solche aufstellt, mit einer Sternwarte zu verbinden und könnte, wollte man dies, jede Stunde astronomisch genau über das Land blitzen. Die Einuhrstunde wird nur deshalb gewählt, weil zu dieser Zeit die Luft am hellsten ist und sich deshalb die größte Fernsicht bietet. Die Zeitkugeln sind zunächst von elektrischen Uhren regiert, die nicht sowohl wirkliche Uhrwerke, als einfache Hebel, Drähte und Räder sind, welche durch die Centraluhr an der Greenwicher Sternwarte bewegt und gerichtet werden. Eine größere solche elektrische Uhr, bei Nacht erleuchtet, besitzt die Elektro-Telegraphen-Compagnie am Strande und mehrere sonstige Bureaux, so daß die Eisenbahnen, die im Stadtbereich London etwa 60 Stationen haben, nach diesen elektrischen von Greenwich dirigirten astronomischen Zeiten ihre Uhren stellen. Wenn man an den ungeheuren Eisenbahnverkehr dieser Stadt denkt, wo auf manchen Linien in den kürzesten Intervallen, auf manchen Linien alle 7 Minuten, Züge nacheinander abgelassen werden und somit Tag und Nacht Zug auf Zug heran- oder davonbraust, so vermag man leicht zu erachten, wieviel hier auf die Differenz von auch nur einer Minute in Folge unrichtiger Uhren ankommen kann.

Die ungeheure Masse der täglichen Stadtpostbriefe, welche durch die enorme Ausdehnung des Geschäfts immer mehr und mehr anschwillt und welche, trotz der Anstrengungen der Post, doch noch viel Zeitverlust veranlaßt, hat in neuerer Zeit dazu geführt, die Elektricität in den Dienst der Stadtpost aufzunehmen. Im kleinen Maßstabe waren die amerikanischen Riesenhotels und das Parlamentsgebäude in England schon vorausgegangen, in denen man Befehle und An-

fragen nach allen Seiten des Gebäudes blitzen konnte. Fabriken hatten ähnliche Einrichtungen getroffen, in Paris, Brüssel und New-York standen einzelne Bureaux in Verbindung und in Berlin hat bekanntlich der Polizeipräsident von Hinkeldey die ganze Stadt mit einem telegraphischen Spinnendrahtnetz durchziehen lassen, um aus dem Mittelpunkte nach allen Seiten hin sofort zu befehlen und von den Seitenpunkten her Meldungen zu erlangen. Bei Feuersgefahr ist der hohe Nutzen durch sofortige Requirirung aller Spritzen ohne Zweifel.

In London ist die Ueberspinnung der Stadt nicht sowohl aus Grund polizeilicher Ueberwachung geschehen, sondern zunächst durch Privatcompagnien zu geschäftlich-praktischen Zwecken ausgeführt. Der Mittelpunkt fällt in das Centrum Londons, Charing-Croß (Trafalgar-Square). Von hier laufen die Drähte nach jeder Seite 4 Meilen weit (als Radius, im Durchmesser also 8 Meilen) zunächst in 11 Hauptpunkte, deren jeder 9 Stationen enthält. Dies gibt etwa 100 Stationen oder elektrographische Stadtpostbureaux, in welchen die Depeschen aufgegeben und an der Adressestation sofort expedirt werden, so daß man allenfalls auf Antwort warten kann, die schon in einigen Minuten einzutreffen vermag. Ein eigentlicher Zeitaufwand wird erst veranlaßt durch das Aufschreiben der Depesche und die Besorgung derselben in das Haus des Adressaten. Natürlich sind trotz der Masse Drähte doch nicht überallhin solche, und es macht daher manche Depesche große Umwege, was für die Zeit des Telegraphirens jedoch bekanntlich gleichgiltig ist. Die Depesche würde um die ganze Erde herum nicht allzuviel länger brauchen.

Vor vier Jahren wurde der erste Draht über die Häuser Londons hinweggespannt, und man staunte, heute sind an den Knotenpunkten des Verkehrs, wie über den Regents-Circus, Charing-Croß u. s. w., so dichte Mengen Drähte, daß man an den Himmel hinauf durch ein Spinnennetz zu sehen glaubt.

Tausendfachen Zwecken dient die elektrische Stadtpost, für welche sonst Briefe und stundenweite Boten oder Fuhren nothwendig wurden, so daß ein Kaufmann leicht ¼ oder ½ Tag verlor, wollte er der Sicherheit wegen die Sache persönlich abmachen. Jetzt fragt ein Solcher vorher telegraphisch an, ob sein Geschäftsfreund zu Hause sei; ein Anderer telegraphirt einen Dritten zu sich; ein Anderer ruft den Arzt, das Gericht ladet Zeugen vor, Geburten, Verlobungen, Trauungen, Todesfälle, Feuersignale, polizeiliche Anordnungen, kurz alle jene tausend und abertausend Begebenheiten, die unzähligen kleinen Verrichtungen und Bedürfnißfragen des täglichen Lebens, sie werden von dem wohlhabenderen Theile der Bevölkerung dem Telegraphen übergeben, wie einem stets bereiten sichern fliegenden Lohndiener.

Die elektro-telegraphische Stadtpostcompagnie London erklärt, täglich 10,000 Botschaften von einem einzigen Bureau empfangen und versenden zu können. Die Einrichtung der 100 Stationen kostet 35,000 Pfund Sterling und hofft man 40,000 Pfund Sterling jährlich einzunehmen. Die Sache ist noch neu. Aber die Post hat hier gelehrt, in wie ungeheurem Maße das Bedürfniß wächst, wenn ihm in rationeller Weise entgegengekommen wird. Dieser nationalökonomische Lehrsatz wird sicher auch bei der Elektricitätsindustrie sich bewahrheiten. Das Rationelle besteht bekanntlich in der Billigkeit und in der Sicherheit der Dienstleistung. Diesem Gedanken sind jetzt auch die zahlreichen andern Telegraphencompagnien gefolgt, indem sie sich einigten, die Schillingtaxe für jedes inländische Telegramm in ähnlicher Weise festzusetzen, wie die Post die Pennytaxe angenommen hat, seit welcher — es sind nun 20 Jahre seit der großen Postreform her — die Briefmasse Großbritanniens sich um mehr als 300 Procent vermehrt hat.

Diese neue sociale Seite der Telegraphie wird namentlich gefördert durch den Wheatston'schen Magneto-Elektro-Telegraphen, der ohne alle galvanische Säure und Complication ungemein leicht zu handhaben ist, auch für Frauen. Letzteres hat die „Internationale Compagnie“ in Great-Bell-Alley bereits bewiesen und benutzt. In dem „Inneren Departement“ des palastähnlichen großen Gebäudes dieser Gesellschaft arbeiten in einem 80 Fuß langen und 30 Fuß breiten Saale mit Glasdach über 100 Mädchen und Frauen, und blitzen, an den saubern Apparaten sitzend, die tausendfach verschiedenen Botschaften in alle Gegenden

Englands, Schottlands und Irlands aus dem chaotischen Getreibe der ungeheuren Hauptstadt, erhalten die Antworten und lassen sie an ihre Adresse gelangen. Hierzu sind wieder Laufmädchen bestimmt, die der Besucher Londons oft mit netter Mappe und Controlbuch unter dem Arm als fliegende Post an sich flink vorübereilen sehen kann. Der Depeschenempfänger trägt Stunde und Minute des Empfangs in das Controlbuch ein.

Bei manchen Anfragen in die Weite warten die Depeschenaufgeber gleich auf die Antwort, die häufig schon in 10 bis 15 Minuten wieder da ist. Der Wheatston'sche Apparat leistet in der Minute 100 Buchstaben, der sogenannte „Automat" bis 600 in der Minute, nur ist seine Behandlung schwieriger.

Die Universal-Privat-Telegraphen-Compagnie in London hat unter den schwächeren Drähten, wie man leicht bei einem Blick hinauf nach dem Netz bemerken kann, auch stärkere. Es sind dies ganze Bündel von isolirten Drähten, die einzeln an Privatleute zu 4 Pfund Sterling für die Meile und 12 Pfund Sterling für ein Paar Wheatston'sche Apparate zum Hausgebrauch vermiethet werden. Auch andere größere Städte Großbritanniens sind bereits für die Privattelegraphie überzogen. Alle namhaften Bureaux, Feuer-, Wasser-, Polizei- und Staatsbehörden und die Organe aller größern Corporationen, wie alle größern Geschäftsmänner stehen durch das ungeheure Draht-Maschennetz mit einander in Verbindung. Der Mittelpunkt dieses elektrischen allgegenwärtigen, allwissenden und allwißbegierigen Lebens ist ein Deutscher, der bekannte Reuter.

In Deutschland hat der Staat die Telegraphie in seine Alles umfangenden Arme genommen und wir werden, ehe nicht das alte bureaukratische System gebrochen ist, nicht zu diesen großen Reformen gelangen.

Rundschau.

Untercochinchina. Nachdem am 14. April 1863 zu Huë, der Hauptstadt des anamitischen Reiches, die Ratification des am 5. Juni 1862 zu Saigon zwischen den Kronen Frankreich und Spanien einerseits und dem Kaiserreich Anam andererseits geschlossenen Friedensvertrages stattgefunden hat und dadurch die drei früheren anamitischen Provinzen Bien-hoa, Gia-dinh und Dinh-Thuong, sowie die aus 12 Eilanden bestehende und gegen 50 Seemeilen von dem westlichen Ausfluß des Mekiang (Combodscha) gelegenen Inselgruppe Pulo Condor für „ewige Zeiten" in den Besitz Frankreichs übergegangen sind, beschäftigen sich die französischen Journale angelegentlich mit der Erörterung der natürlichen Hilfsquellen dieser neuen Colonie, die durch ihre geographische Lage den Franzosen eine dauernde Herrschaft über einen großen Theil Hinterindiens, und mehr noch einen zukunftreichen Einfluß auf den Handel im indischen Ocean sichert. Aus diesen verschiedenen Berichten wollen wir zu dem, was bereits in Bd. IV. S. 374 über die neue französische Colonie gesagt worden ist, eine Nachlese halten, da im Allgemeinen über diese Gegend bisher wenig bekannt war.

Untercochinchina ist eine große flache Alluvialebene, gebildet durch das Delta des Mekiang, dann durch das Delta des Saigonflusses und den Unterlauf des Vaïco. Nur im Osten wird die Provinz Bien-hoa von einzelnen Höhenzügen, Ausläufern des noch völlig unbekannten Grenzgebirges, durchsetzt, die sich bis in die Gegend von Saigon hinziehen. Die genannten Flüsse bilden mit ihren unzähligen Nebenflüßchen und Bächen, die wiederum, der Bewässerung der Felder wegen, durch Canäle untereinander verbunden sind, einen durch die ganze Niederung verzweigten Arterienstamm. Von großer Bedeutung für die Bebauung der Felder ist der Umstand, daß der Mekiang ebenso periodisch anschwillt wie der Nil. Durch die Anschwellung des Flusses wird hier eine weit größere Fläche überschwemmt als in Egypten, da das Wasser im Mekiang durchschnittlich um 6 Fuß höher steigt als das des Nils. Das Steigen des Mekiang fällt zwar mit der Regenzeit in Untercochinchina zusammen, doch ist die Ansicht falsch, daß dieser Regen das Anschwellen der Gewässer hervorbringe, da die Regenmasse bei einem Strome von 60 bis 90 Fuß Tiefe, einer Breite von 600 bis 900 Fuß und bei einer Schnelligkeit von 3 bis 4 Meilen in der Stunde nur von geringem Einfluß sein kann; vielmehr hängt das Steigen des Stromes mit der unge-

heuern Wassermasse zusammen, welche die Schneeschmelze in den tübetanischen Gebirgen herabsendet. Im Juli beginnt das periodische Steigen des Flusses und das Fallen tritt gegen den November hin ein. Von großer Wichtigkeit für die Bewässerung des Landes ist der eine Arm des Mekiang, der sich auf seinem Laufe zu einem großen Seebecken erweitert, den Tale-sab oder Bien-ho, das über 400 Quadratmeilen groß ist und vollständig unter dem Einflusse des Steigens und Fallens des Mekiang steht. Zur Zeit der Flußschnellen strömt nämlich das Wasser des Stromes dem Seebecken zu und speichert sich hier auf, und aus diesem großen Reservoir wird dann nach dem Eintritte der trockenen Jahreszeit der Unterlauf des Mekiang reichlich gespeist.

Der landwirthschaftliche Charakter dieser Gegend ist freilich sehr einförmig; überall, so weit das Auge reicht, sieht man Reisfelder in viereckiger Gestalt mit Dämmen umschlossen. Nur die Baumreihen, welche die Flußufer säumen, die zerstreuten Gruppen von Cocospalmen und Bananen und andere Gebüsche, aus denen die Dächer und Pagoden hervorblicken, bieten einige Abwechslung. Aber dennoch ist das Bild sehr belebt, da der gesammte Verkehr ausschließlich durch die Wasserstraßen vermittelt wird.

Da die Provinz Bien-hoa am höchsten liegt, so bietet sie für den Reisbau ein weniger ergiebiges Feld, dafür aber gedeihen hier Tabac, Zuckerrohr, Baumwolle und Indigo. Außerdem findet noch ein lebhafter Handel mit Mais, Ignamen, Gurken, Hülsenfrüchten, Ananas, Orangen, Citronen, Bananen und Granatäpfeln nach den benachbarten Provinzen des anamitischen Reiches statt. In der Provinz Gia-dinh (Saigon) tritt die Mais-, Tabac- und Zuckerrohrcultur mehr gegen den Reisbau zurück, der aber in der Provinz Dinh-Thuong die größte Ausdehnung erlangt. Außerdem gedeihen in letzterer noch vortrefflich die Banane, die Cocos- und Arekanuß und das Betelkraut.

So günstig nun auch die natürlichen Hilfsquellen dieser Gegend sind, so haben die Bewohner es doch nicht verstanden, dieselben auszunutzen. Zum Theil hat daran das strenge Gesetz, welches den Eingeborenen jeden Handel mit dem Auslande verbot, Schuld. Ob sich in der Folge die Bevölkerung dazu eignen wird, der Cultur des Landes einen großen Aufschwung zu geben, ist daher noch fraglich. Allerdings werden die Eingeborenen als intelligent und fleißig, aber ebenso auch, wie es bei dem großen Despotismus, der bislang dort geherrscht hat, ganz erklärlich ist, als sehr verschmitzt und betrügerisch geschildert.

Bisher befand sich der ganze Handel und die Industrie in den Händen von Chinesen. Grundbesitz zu erwerben, ist ihnen allerdings nicht erlaubt, aber sie heirathen anamitische Frauen, und da sie sich durchaus nicht in die politischen Verhältnisse des Landes mischten, haben sie Gnade gefunden vor den Augen der anamitischen Despoten. In jedem Dorfe findet man daher die Chinesen auf den Märkten; sie versorgen das Land mit fremden Producten und tauschen dafür die des Landes ein, die über Saigon nach China ausgeführt werden. Auf diese chinesische Einwanderung wird wohl die französische Regierung ihr Hauptaugenmerk richten und deren Colonisation befördern müssen, will sie anders möglichst schnell durch die reichen natürlichen Hilfsquellen zu einer gewinnreichen Ausbeute gelangen. Auf eine Colonisation von Europa aus hat sie wohl der klimatischen Verhältnisse wegen weniger zu hoffen. Uebrigens fehlt es dem Lande an Menschen. Große Strecken sind ganz entvölkert und andere bei den günstigsten Bodenverhältnissen nur theilweise bebaut, da es an fleißigen Händen mangelt.

Uebrigens sind die Resultate der Handelsbewegung des am 21. Februar 1860 eröffneten Hafenplatzes Saigon höchst überraschend. Während des Jahres 1862 hatten sich hier bereits 114 europäische Schiffe und 72 chinesische Dschonken eingefunden. Ausgeführt wurden 2430 Tonnen getrockneter Fische, 2363 Barels Cocosöl, 18,635 Stück Büffelhäute, 16,570 Stück Büffelhörner, 45,130 Stück Matten, 715 Tonnen Arekanüsse, 1023 Ballen Baumwolle, 1746 Ballen Cattun und 42,470 Tonnen Reis, Zucker, getrocknete Hülsenfrüchte, Tabac und Seide.

Von sehr großer Bedeutung für die Zukunft kann die Baumwolle werden. Die Cultur derselben wird durch die natürliche Beschaffenheit des Bodens, die mit der des Mississippithales die größte Aehnlichkeit hat, ungemein begünstigt. Um die Baumwollencultur zu fördern, hat die französische Regierung bereits Samen aus Egypten kommen und unentgeltlich vertheilen lassen.

Die Apenninenbahn. In einigen Monaten wird die directe Eisenbahnverbindung zwischen Florenz und Turin fertig sein. Das Stück, welches man zunächst dem Verkehr übergeben wird, verbindet Bologna mit Pistoja und geht über einen der höchsten und steilsten Punkte der toskanischen Kette über die Apenninen. Schon vor dem Kriege hatte man die Idee, Toskana mit dem Kirchenstaat durch eine Eisenbahn zu verbinden. Aus strategischen Rücksichten wählte die österreichische Regierung grade die Linie, bei deren Ausführung die größten Schwierigkeiten zu überwinden waren. Allerdings kann ein Schienenweg, der zahlreiche Kunstbauten, wie Tunnels, Viaducte &c. nothwendig macht, viel leichter und auf längere Zeit unterbrochen werden. Die Berechnungen der österreichischen Politik sind aber durch die Ereignisse zu Wasser geworden, noch vor dem Zustandekommen dieser Eisenbahn. Aber dieser Uebergang über die Apenninen hat drei geschickten Ingenieuren, Siben, Protche und Neder Gelegenheit gegeben, zu zeigen, bis zu welchem Grade von Kühnheit man heute bei dergleichen Bauten gehen kann. Wenn man in dem herrlichen Thale des Ombrone, dicht vor den Thoren von Pistoja, den Schienenweg, der sich an den Flanken des Berges hinschlängelt, mit den Augen verfolgt, so erschrickt man fast vor dem Gedanken, daß vielleicht bald eine Locomotive mit einem Zuge diese steilen Abhänge, deren Steilheit durch die Perspective noch vergrößert wird, herabkommen wird. Die Bahn von Pistoja bis Prachia, d. h. bis zum Gipfel der Apenninen, steigt beständig in dem Verhältniß von 2½ auf 100, oder 1 : 40, ein Verhältniß, das nahe an der Grenze des Möglichen steht. Die Curven mit einem kurzen Halbmesser sind sehr zahlreich und auf jedem Ringe dieser riesigen eisernen Schlange findet man Tunnels, Viaducte und andere nicht minder imposante Bauwerke.

Schlesiens Steinkohlenverkehr. 1847 wurden auf der neu eröffneten Eisenbahnstrecke Myslowitz-Breslau 80,599 Tonnen Steinkohlen (à 3½ Centner) befördert, 1848 jedoch schon 148,655 Tonnen. 1850 wurde die halbe, 1852 die erste und 1855 die zweite Million überschritten und das Steigen währte an bis 1858, auf 2,517,585 Tonnen oder 8,811,547 Centner. 1859 fand jedoch ein Rückgang um 22,22 Procent statt, aber 1861 wurde die dritte und 1862 die vierte Million überschritten (4,443,544 Tonnen oder 15,552,404 Centner). Seit 1848 ist also die Steinkohlenbewegung auf der oberschlesischen Bahn fast um das Dreißigfache gestiegen. 1846 machten die Steinkohlen 46,7 Procent und 1862 54,8 Procent der Gesammtfrequenz (ohne Postgut und Viehtransport) dieser Bahn aus. Während dieser Zeit stieg die Einnahme für den Steinkohlentransport von 715,860 Thaler auf 1,216,501 Thaler oder von 34,5 Procent der Gesammteinnahme aus dem Gütertransport auf 42,01 Procent. Der Steinkohlenverkauf des oberschlesischen Haupt-Bergdistricts stieg in den Jahren 1854/58 von 8,650,273 Tonnen auf 14,078,284 Tonnen, dann trat aber 1859 und 1860 ein Rückschlag ein; 1861 ging es aber wieder aufwärts und 1862 wurden 16,738,854 Tonnen oder 58,585,989 Centner verkauft. Im niederschlesischen Bergdistricte erreichte der Steinkohlenverkauf gleichfalls im Jahre 1858 ein Maximum (3,852,811 Tonnen gegen 2,818,637 Tonnen im Jahre 1855); hier trat jedoch erst 1862 wieder eine Steigerung ein (4,491,407 Tonnen). Der Durchschnittspreis einer Tonne Steinkohlen an der Grube betrug in Oberschlesien 1855 7 Silbergroschen 10,3 Pfennig; er stieg 1858 auf 8 Sgr. 5,6 Pf. Dann trat alljährlich ein Nachlaß ein bis auf 6 Sgr. 2 Pf. im Jahr 1862. In Niederschlesien ist dagegen eine Vertheuerung eingetreten (1855 11 Sgr. 1,94 Pf. und 1863 11 Sgr. 3 Pf.). In Breslau kosten die oberschlesischen Kohlen 26 bis 29 Sgr., die niederschlesischen 18½ bis 28 Sgr. In Berlin kostet die schlesische Steinkohle 26 bis 33 Sgr. und die englische 30 bis 40 Sgr. Nach Berlin gelangten die ersten oberschlesischen Steinkohlen (83,965 Tonnen) 1852 und die ersten niederschlesischen (19,765 Tonnen) 1854. 1862 gelangten im Ganzen 2,688,193 Tonnen Steinkohlen und Coaks nach Berlin und darunter 744,976 Tonnen aus Ober- und 115,755 Tonnen aus Niederschlesien; im Ganzen also 860,731 Tonnen oder wenig über 32 Procent der Gesammtzufuhr. Verschifft wurden 1862 im Ganzen 266,463 Tonnen.

Merkwürdige Lebensmittel
der heutigen Völker der Erde.

I.

Cultur des Menschen und Art der Lebensmittel, Klima des Landes und Menge der genossenen Speisen stehen immer in einem ziemlich engen Zusammenhange. Es ist deshalb ein interessantes Bild in der Culturgeschichte der Menschheit, interessant und zugleich lehrreich, wenn man die merkwürdigeren Speisen der einzelnen Völker zusammenstellt, um zu erkennen, wie unendlich verschieden dasselbe Wesen, der Mensch, unter den einzelnen Himmelsstrichen seine Speisen wählt, namentlich was er für einen Leckerbissen hält, und wie viel oder wenig er genießt. Denn auch die Menge des Genossenen ist ungemein verschieden. Und nicht etwa bloß rohe nordische Völker essen viel, sondern selbst bei uns ißt nach Sidney Smith's Berechnung ein Reichgeborener zwischen seinem zehnten bis zwanzigsten Jahre an unnöthigen Gerichten und Getränken vierzig Wagenladungen. Dagegen begnügt sich ein Italiener mit einer Hand voll Brot und Trauben und ein Hindu nimmt dann und wann einen Löffel Reis zu sich. Ein Eskimo wieder vermag in einem Tag 20 Pfund Fleisch zu überwältigen, ein russischer Tatar in 24 Stunden 40 Pfund. Ja in den Reisen von Capitän Cochrane kommt ein tatarischer Vielfraß vor, der in 24 Stunden das Hinterviertel eines starken Ochsen verzehrte und dazu noch außerdem 20 Pfund Fett nebst einer verhältnißmäßigen Quantität Butter trank; drei andere Tataren vom Stamme der Jakuten hielten es für eine Kleinigkeit, ein ganzes Renthier auf einen Sitz bis auf die blanken Knochen zu vertilgen. In London und New-York kommt täglich auf einen Kopf im Durchschnitt ein halbes Pfund Fleisch, in Paris nur ein Sechstel und in den Dörfern und auf dem Land in Frankreich überhaupt ein noch kleinerer Bruchtheil; indessen auch eines Irländers Knochen und Muskeln entstehen nur aus Kartoffeln und nicht aus Fleisch und der kräftige Bergschotte baut seine gigantischen Glieder auf aus Suppe, Kohl und Whisky. Fleischnahrung ist also nicht absolut nothwendig auch nicht für Nordländer, zumal wenn sie es verstehen, mit chemischem Instinkt hinreichende Ersatzmittel zu finden und die Stoffe einzeln sich einzuverleiben, welche in einem guten Stück Rind- oder Hammelfleisch vereinigt sind. Für die Neubraunschweiger hat die Schnauze oder die weiche Nase eines Musthieres einen ganz besonderen Reiz. Haifinnen und Fischmagen, noch nicht ausgebrütete Enten und Hühnchen, Seeschnecken und Vogelnester, alles das steht bei den allesessenden Chinesen hoch in Preis. Die Eskimos schwelgen in Schiffs- und Talglichtern, für sie eine ausländische Delicatesse, und der Abessinier berauscht sich in rohem Fleisch und Blut, Stoffe, die in ihrer Art ebenso berauschend sind als gebrannte Wasser. In Paris war man jüngst toll auf Pferdefleisch und auf der Ausstellung von 1851 zeigte und verkaufte ein Monsieur Brocchieri deliciöse Kuchen, Pasteten und Bonbons von Ochsenblut. Fleischzwieback, in Texas für den Gebrauch der amerikanischen Marine gefertigt, war ebenfalls ausgestellt; er sah aus wie hellbräunlicher Zuckerkuchen und ein einziges Pfund davon enthält fast mehr Nahrungsstoff als fünf Pfund einer gewöhnlichen Fleischspeise. Taschenbouillon ist ein anderes Beispiel culinarischer Condensation. Ebenso ist der den Nordpolarreisenden so wohl bekannte Pemmican eine ähnliche Condensation von reinem pulverisirtem Fleisch, gemischt mit Zucker, Fett und kleinen Rosinen. Eine aus 14 Personen bestehende Jagdgesellschaft erbeutete in Labrador auf einem Ausfluge im Winter 1858 bis 1859 zwischen Winnipeg- und Obernsee gegen 2000 Kaninchen, welche zu einem gewaltigen Pemmican eingesotten wurden und die Winterfourage bildeten. Die Siamesen trocknen das Fleisch der Elephanten, so wie Deutschland sein Rind- und Schweinefleisch in den Rauch hängt. Cuba füttert seine Sclaven mit getrocknetem Fleisch, das in enormen Quantitäten aus Buenos Ayres und den Vereinigten Staaten eingeführt wird, ein Handel, der durch ganz Amerika lebhaft und mit Vortheil betrieben wird und sich auch bis nach Europa ausdehnt, das für seinen Theil eine hübsche Menge davon importirt und consumirt (Morgenblatt 1861). In neuer Zeit haben sich besondere zahlreiche Actiengesellschaften zur Ausbeutung des Viehreichthums nordamerikanischer Ländereien gebildet. Sie sieden das Fleisch ein und hierauf wird es in luftdicht verschlossenen blechernen Büchsen als Fleischextract nach allen Weltgegenden verschifft.

Walroß ist ein gutes Essen, es schmeckt wie grobes Rindfleisch. Vom Walroß ist Zunge, Herz und Leber besonders schmackhaft, wenn auch das Fleisch selber für uns zu grob ist und einen zu starken thranigen Geschmack hat. Gefrorner Seehund gilt als ausgezeichneter Imbiß auf Reisen; wird er faulig, so genießt man ihn, wenn er den ganzen Sommer über mit Gras bedeckt gelegen hat, als ein beliebtes Winteressen.

Aus Renthiermagen macht der Eskimo eine Speise „Neralut" oder „das Eßbare" genannt; man schickt davon seinen Nachbarn und guten Freunden, wie man dies bei uns mit feinem Wild und Früchten thut. Ein Eskimo verzehrt sogar gelegentlich seinen Schlitten, wenn derselbe aus getrocknetem Lachs zwischen zwei Häute genäht ist und die Querstäbe aus Rennthierknochen bestehen. Renthier ist des Eskimos höchster Genuß, gefrorenes Renthier roh gegessen schmeckt ihm besser als das herrlichste gebratene Wild. Fuchs dagegen mag er nicht, obwohl er sonst selbst faulige Fische ißt. In Italien wiederum gilt der Fuchs als eine Delicatesse. In den arktischen, fleischarmen Gegenden zieht man eine Fuchspastete dem Kaninchenbraten vor. Das Stinkthier, der Prairiewolf und das Faulthier werden ebenfalls gegessen. Katzen und Hunde sieht man mit Dachsen, die wie Wildschwein schmecken, in den Fleischbuden der Chinesen hängen, nebst Ratten und anderen wunderlichen Gerichten. Auch in der Südsee ist der Hund ein Lieblingsgericht und Ragout von jungen Hunden ist in Zanzibar, namentlich bei Festmahlen der Häuptlinge, ein Leckerbissen. Die Hunde werden hierzu reinlich und gut gefüttert. Auch in Australien essen ihn die Schwarzen gern. In Südafrika kann man für einen großen Hund eine Kuh einhandeln. Südafrika ist überhaupt ein Landstrich mit sonderbarer Speisekarte. Wir entnehmen hierüber einer vom „Auslande" mitgetheilten neueren Reisebeschreibung einer englischen Gesellschaft einige interessante Notizen. So ist z. B. ein beliebter Braten der holländischen Boeren Südafrika's Braten von Eland (Hirschochse, Antilope bubalis) und Seekuh-Pork. Das Antilopenfleisch ist zart, saftig und hat eine Art Wildpretgeschmack. Das Hippopotamusfleisch wird gewöhnlich gesotten und hat dann einen Geschmack, der die Mitte hält zwischen gesottenem Rindfleisch und gesottenem Schweinefleisch. Höchst wahrscheinlich könnte Jemand ein Stück Hippopotamusfleisch essen in dem guten Wahne, daß es ein Stück von einem Preisochsen sei. Der Hippopotamus, oder das Flußpferd, scheint ein zufriedenes Gemüth zu besitzen, und häuft rasch Fett an; es ist etwas sehr Ungewöhnliches, wenn man eines dieser Geschöpfe findet, das mager ist, oder dem es selbst an Beleibtheit fehlt.

Eines Tages bekam die Gesellschaft auch „Kamelpardel" (Giraffe) vorgesetzt. Unglücklicherweise war dieses Giraffenfleisch gesalzen und theilweise an der Sonne getrocknet worden, so daß sein voller reicher Wohlgeschmack in großem Maß verloren gegangen war; dennoch aber kostete man genug davon um zu entdecken, daß Giraffenwildpret sehr gut ist, und spätere Erfahrung bewies Dasselbe. Besonders wenn das Thier jung erlegt wird, ist der Giraffenbraten von allen wilden Thieren Südafrika's das Beste. Denjenigen, welche eine besondere Vorliebe für Markknochen haben, bietet die Giraffe eine reichliche Mahlzeit, und der Vorrath an Mark ist viel größer als der in den Knochen eines Ochsen. Nur ist die Giraffe ein sehr scheues Thier, also schwer zu erlegen. Elephantenfüße in starken Palmessig eingemacht und mit Cayennepfeffer bestreut, gelten in Ceylon für etwas Delicates. Das Fleisch am Rüssel soll dem Höcker des Büffels ähneln.

Zwischen Natal und dem Tugula kam die Gesellschaft in ein Kafferndorf, wo großer Lärm und Jubel herrschte. Die Kaffern hatten nämlich junge Elephanten erlegt. Es war eine tolle und einen wilden Anblick darbietende Scene. Innerhalb einer kreisrunden, bienenkorbartigen Hütte, die ungefähr fünfzehn Fuß im Durchmesser hatte, waren etwa fünfundzwanzig Kaffern versammelt, Männer, Weiber und Kinder. In zwei gewaltigen irdenen Gefäßen lagen Massen des Elephantenfleisches, siedend und schmorend. Ein Holzfeuer brannte auf dem Fußboden der Hütte und hielt die Töpfe im Sieden. Dies war aber bereits die dritte Portion Fleisch, die von diesen Leuten an diesem Tag gegessen werden sollte! Endlich sagte ein alter Kaffer, der das Kochen beaufsichtigte, das Fleisch sei gar, und man bot den Engländern nun ein etwa zwei Pfund schweres Stück an. Die Messer schienen aber diesem Fleisch gegenüber erstaunlich stumpf, die Zinken

der Gabel schienen rund, statt spitzig, die Zähne hatten ihre Schärfe verloren, und es war nicht möglich, trotzdem man sich alle Mühe gegeben, das Fleisch zu zerbeißen. Es scheint sonderbar, daß zwei Thiere, deren Fleisch so ähnlich ist wie das des Elephanten und des Flußpferdes, und die an Schwerfälligkeit des Körpers einander gleichkommen, doch so unähnlich sind in Betreff der Zähigkeit desselben — das erstere ist beinahe ungenießbar, das letztere eine sehr annehmbare Nahrung. Während wir aber von zähem und unschmackhaftem Fleisch sprechen, dürfen wir das Zebra und das wilde Beest, oder Gnu (Antilope gnu, Hippelaphus gnu), wie es auch genannt wird, nicht vergessen. Diese beiden Thiere werden gegessen, aber sie haben zähes und grobes Fleisch. Ein junges Zebra indessen, ungefähr halb ausgewachsen, ist nicht zu verachten, und schmeckt wie Kalbfleisch, ist aber weniger saftig. Hottentotten ziehen oft das Zebra- dem Rindfleisch vor, wenn sie die Wahl zwischen beiden haben. Das Fleisch des Gnu indeß hat einen ranzigen Geschmack an sich, so daß man ihm nicht leicht den Vorzug gibt; in der Wüste aber kommt es zuweilen vor, daß man nur Gnufleisch hat.

Das Zäheste was man je zwischen die Zähne bringen kann, und gegen das selbst Elephantenfleisch noch zart zu nennen ist, ist eine Portion Straußhahnfleisch. Selbst Leder oder Drath könnte möglicherweise von einem Kaffer gekaut werden, allein dieser starkzähnige Sohn der Wildniß lacht und schüttelt seinen Kopf, wenn ihm eine Portion Straußenfleisch zur Mahlzeit geboten wird. Zuweilen erweisen sich die seltsamst aussehenden Geschöpfe schmackhaft, so z. B. das Stachelschwein. Der Holländer am Cap kennt dessen Wohlgeschmack so gut wie der Australier und der Trapper der ehemaligen Hudsonsbai-Compagnie so gut wie der Indianer Nordamerika's, die es eben so gern wie Biber verzehren. Der Geschmack des Stachelschweins ist nicht unähnlich dem eines Hasen. Auch der Igel hat ein sehr zartes Fleisch. Das wilde Perlhuhn und der Pouw kommen in Afrika auch häufig auf den Speisetisch, was aber Zartheit und Wohlgeschmack betrifft, so ist der Coran oder die kleinere Trappe das beste des gefiederten Wilds von Afrika. Die große Trappe ist auch ein vortreffliches Essen; sie ist einem Truthahn nicht unähnlich. Ein sehr merkwürdiges Gericht Afrika's sind Heuschrecken. Diese waren, wie man sagt, eine Lieblingsspeise bei den Alten, allein heutzutage betrachten wir dieselben gewiß nicht als sehr vortrefflich. Sie werden mit ein wenig Butter gebraten und gleichen einigermaßen einem Whitebait (einer kleinen zarten Art Fisch der Temse, vom Geschlecht Clupea). Die Guana (Iguana) oder große Eidechse ist ein anderes zur Nahrung bewundernswerth passendes Geschöpf, und wird in einigen Theilen Südamerika's und zwar verdientermaßen ungemein gern gegessen. In Afrika dagegen weigern sich die Kaffern, selbst wenn sie fast vor Hunger sterben, falls sie sich weder Rindfleisch noch Korn verschaffen können, Eidechsenfleisch zu essen — dieselben Leute, die kein Bedenken tragen, heißhungrig den halbgekochten Wanst eines Ochsen zu verzehren. Sie essen dagegen ungemein gern Flußpferd und der Speck von diesem ungestaltenen, scheinbar antidiluvianischen Thier vertritt bei ihnen die Stelle der Butter. Elephantenfett geht ihnen über Alles. Man begreift diese Verschiedenheit des Geschmacks nicht, besonders wenn man Schilderungen aus Südamerika liest. Ob der Kaffer sich wirklich durch die häßliche Gestalt der Iguana abhalten läßt oder ob vielleicht, was wahrscheinlicher ist, ein Aberglaube ihn zurückhält, wer weiß es? Die Schuppen der Eidechse sind dunkelgrün und in Zwischenräumen von 3 bis 4 Zoll laufen tiefe schwarze Bänder um den Leib, über den Rücken geht vom scheußlich häßlichen Kopfe aus ein stachlichter Kamm. Trotzdem ist sie in Centralamerika der Leckerbissen der Eingeborenen. Die Eier, etwas kleiner als die der Schildkröte, werden getrocknet und bilden einen Hauptbestandtheil der Nahrung des Volkes. Das Fleisch der Iguana ähnelt dem Hühnerfleisch oder nach Anderen dem Kaninchen, wenn sie gedämpft und mit Kurry gewürzt wird, dem Hasen, selbst ein Gericht falschen Kalbsfricassees kann man daraus herstellen, wenn man Citronencrême und durchwachsenen Speck hinzuthut. In den ärmeren Stadtvierteln der Küstenstädte spielen Iguanas und Schildkröten in besonderen Fleischläden eine große Rolle. Ein Brief aus Aspinwall beschreibt einen solchen Schildkrötenladen in folgender Weise:

„Im Vordergrunde des Ladens war eine große Menge von Schildkrötenfleisch nebst

Füßen, Köpfen und Schalen aufgeschichtet. Ein Paar halbnackte robuste Neger waren eben im Begriff, eine mächtige, wohl 200 bis 300 Pfund schwere grüne Schildkröte abzuschlachten. Kleinere Schildkröten lagen auf dem Rücken umher, demselben Schicksale bestimmt; in einer nahen Lagune plätscherten eine große Menge anderer als Vorrath. Ein furchtbarer Gestank erfüllte die Luft um den Schildkrötenladen. Diese Schildkröten gehörten der Gattung an, welche von den Feinschmeckern der großen Welt so hoch verehrt wird. Sie finden sich an der Küste in großer Anzahl vor und ihr Fang macht nur wenig Mühe. Bevor die Eisenbahn über den Isthmus (von Panama) gebaut wurde, hatte das Fleisch einen sehr geringen Preis. Jetzt kostet das Pfund bester Sorte bereits über 10 Cents. Eine Anzahl schwarzer Frauen warteten mit hölzernen Näpfen auf dem Kopfe, um von den Schildkrötenzerlegern ihre Lieblingsspeise zu kaufen. Kinder und elende Hunde machten sich den Abfall von der Schlachtbank streitig.

Mich trieb der pestilenzialische Gestank hinweg."

Die Malayen essen Tigerfleisch und glauben, nach einer vom Morgenblatt (1861) gegebenen Mittheilung, der wir hier folgen, daß sich seine Kraft dem Verzehrer mittheile. Der amerikanische Panther und die wilde Katze sollen wie der Puma ganz vorzüglich schmecken und letzterer von Kalbsbraten in Nichts zu unterscheiden sein. Auch das Fleisch des Löwen ist in Farbe, Geschmack und Faser dem Kalbfleisch sehr ähnlich. Bärentatzen waren in Deutschland lange ein Lieblingsessen und im Bärenfleisch fanden die Feinschmecker die Vorzüge des Schweine- und Rindfleisches vereinigt. Namentlich soll das Fett sehr gut sein. Zunge und Schinken werden geräuchert, den Kopf wirft man weg. Bärenschinken ist selbst heut bei uns noch hie und da auf der Tafel. Eine deutsche Dame aus Sibirien, die sich einen jungen Bären aufgezogen und als er unbändig geworden war, geschlachtet hatte, erzählte, daß namentlich das Fleisch der jungen Bären sehr wohlschmeckend sei. Das Känguru steht unserem Hochwildpret nicht nach und die Känguruschwanzsuppe ist besser als die beste Londoner Ox-tail-soup. Ein australisches Eingebornen-Nationalbanquet hat folgende Aufsätze: Kängurus und Wallobys, Opossums und fliegende Eichhörnchen. Kängururatten, Wombats und Wandikuts gelten für Hochwildbraten, während Ratten, Mäuse, Schlangen und Schnecken, große weiße Maden (Coberra genannt), Würmer und Raupen die beliebtesten Zwischenspeisen und Zugemüse sind.

Der Eskimo reiht sich die gefangenen Mäuse vorrathsweise auf Schnuren, etwa wie Leipziger Lerchen oder böhmische Meisen. Die Moschusratte ist trotz ihres Geruchs auf Martinique ein gesuchter Leckerbissen, die Zuckerrohrratte genießt man in Form der Fricassees. Zur Jagd dieser Thiere sind eigne professionirte Rattenfänger bestellt, während bei Vielen wieder der Glaube besteht, der Genuß der Zuckerrohrratte erzeuge Auszehrung. Der Chinese stellt Rattensuppe über Mockturtle; doch soll diese chinesische Kraftsuppe nach Albert Smith's Reisebericht auch noch Zuthaten von Fledermaus, alten getrockneten Fischen, Schnecken und verdorbenen Eiern haben. Als die ersten Chinesentransporte es sich in San Francisco heimisch werden ließen, bemerkten sie zu ihrer großen Freude eine Menge großer Ratten als Haus- und Schleusenbewohner, begannen auch sofort ihre Jagden auf dieselben, um ihre nationalen Rattengerichte und besonders aber ein solches aus Rattenhirn zuzubereiten. Auch werden große Raupen in Fleischbrühsuppe mit Zwiebeln verwendet. In Indien hofft man mit Ausfuhr von eingepökelten Ratten nach China ein gutes Geschäft zu machen.

Ein australisches Lieblingsgericht ist der „Bandikut," oder die Schweineratte, bei dessen Namen jedem Eingeborenen der Mund wäßrig wird. Zu dieser Familie gehört auch die Springratte (Djirboa), ebenfalls eine Lieblingsspeise. Das Seekalb liefert ein delicates weißes Fleisch, ähnlich wie junges Schweinefleisch. Ein mageres oder fibröses Stück sieht aus wie recht rothes Rindfleisch; das Fett gleicht dem Hundefett, mit Ausnahme desjenigen Theils, der zwischen den Eingeweiden und der Haut liegt, wie Mandelöl schmeckt und ein ausgezeichnetes Surrogat für Butter abgibt. Der größte Leckerbissen aber ist der Schwanz. Das ihn umgebende Fett ist fester und feiner von Geschmack als das am übrigen Körper. Die Zunge des Seelöwen (Phoca jubata) wird von Vielen einer Ochsenzunge vorgezogen. Das Herz

dieses Thieres kommt einem gebratenen Kalbsherzen gleich.

Die wunderlichsten Beispiele von Feinschmeckerei bietet aber wohl der hohe Norden. Die Hauptgegenstände eines Tuski-Gastmahls sind folgende: Robbenspeck und dazu das noch nicht wiedergekaute Futter eines Renthiers als Beikost oder Salat, Walfischhaut in Würfeln geschnitten und süß wie Cocosnuß, Walfischgaumen, noch mit dem Fischbein dran, fast wie Rahmkäse duftend und Tuskizucker genannt. Bei einem grönländischen Gastmahl bildeten die feinsten Gerichte halbrohes und fauliges Robbenfleisch, fauliger Walfischschwanz, eingemachte Krähenbeeren in dem Darmsaft von Renthier oder in Thran.

Man sieht auch hier, „de gustibus non est disputandum," und wir werden hiervon noch weitere Beispiele sehen, wenn wir in folgender Rubrik von den Vögeln, Fischen und Insecten sprechen.

II.

Vögel und Fische mußten zu jeder Zeit ein großes Contingent auf die reichbesetzten Tafeln liefern. Nur hat der Geschmack mit den Zeiten sehr gewechselt. Hierüber beiläufig nur eine kurze Notiz.

Im alten Rom gab es zur Zeit des staatlichen Verfalles Fischteiche von nicht weniger als sieben Morgen Größe, ja ein Admiral des Kaisers Claudius erlangte nicht sowohl aus Seetreffen als dadurch einen Namen, das er künstliche Fischzucht trieb und neue Arten Seefische aus entfernten Meeren an der Küste Italiens ansiedelte. Ein beliebter Fisch für die Tafel war der Mullus, der beim Schlachten in den prachtvollsten Farben schillerte. Man hatte eine eigene Sauce, die diese eigenthümliche Erscheinung noch erhöhte.

Der Kaiser Heliogabalus setzte einst seinen Gästen bei einem Mahle 600 Straußenhirne vor, der Schauspieler Aesopus eine Schüssel mit lauter Zungen der herrlichsten Singvögel im Kostenbetrage von 6000 Louisd'or, wie der Wirth seinen Gästen selbst versicherte. Es galt hier nicht dem wirklichen Geschmack, sondern der raffinirten unnatürlichen Ausgesuchtheit.

Als eine der eigenthümlichsten heutigen Speisen können füglich die indianischen Vogelnester gelten, welche eine Lieblingsspeise der Chinesen ausmachen. Sie kommen hauptsächlich aus Java und Sumatra und wird das Einsammeln derselben mit großen Feierlichkeiten vorgenommen. Die Nester sehen aus wie eine faserige, schlechtzubereitete Hausenblase, haben die Dicke eines Löffels, die Größe eines Gänseeies und sind röthlich. Getrocknet schrumpfen sie sehr zusammen. Sie werden außerordentlich hoch bezahlt, am höchsten die weißen Nester. Sie erfordern schon ihrer Zerbrechlichkeit willen eine sehr sorgsame Behandlung, um für den chinesischen Markt versandt zu werden.

Diese merkwürdige Delicatesse thut nun der Chinese in eine besonders dazu zubereitete Suppe, auf der sie in gallertartigen Klumpen schwimmen. Die Schwalbenart ist die hirundo esculenta und sie hat bisher den für sie selber nicht vortheilhaften Ruhm, daß sie allein unter allen Vögeln ein eßbares Nest baut. Freilich haben den eigentlichen Hautgout bisher auch erst die Chinesen herausbekommen.

Das Einsammeln der Vogelnester auf Java hat Money in seinem Werke über Java sehr hübsch beschrieben. Er sagt hierüber in der hierher gehörigen Stelle Folgendes: Es wird merkwürdig erscheinen, daß die Regierung allein aus den Vogelnestern eine jährliche Steuer von 5000 Pfund Sterling, nach Anderen noch weit mehr einzieht; allein es erklärt sich dies aus der starken Nachfrage, die bei den Chinesen nach Vogelnestern herrscht. Dieselben sind je nach ihrem Alter an Farbe und Güte verschieden, und bestehen aus einer leimartigen Masse in langen nudelähnlichen Fäden. Bei verschiedenen Gelegenheiten wurden wir mit Vogelnestersuppe tractirt, doch hatte ich das Unglück, nicht im Stande zu sein, ihre kostbaren Eigenschaften zu entdecken. Von Geschmack wie auch von Aussehen war sie schlechter Nudelsuppe ähnlich, und ich hörte auch nicht, daß die Holländer sie im Allgemeinen mehr schätzten als ich, obschon sie wegen der Seltenheit und des hohen Preises, der dafür bezahlt wird, häufig auf den Tisch kommt, wenn Fremde zu Gast geladen sind. Die Nester von den auf Kronländereien gelegenen Höhlen werden von der Regierung wie ihre sonstigen Producte verkauft; doch befinden sich manche dieser Höhlen auch im Privat-

besitz und werfen den Eigenthümern bedeutenden Nutzen ab.

Gewöhnlich da, wo an Küstenfelsen sehr viele Spalten, Höhlen und Löcher bis an die Oberfläche des Wassers sich am Felsen hinabziehen, nistet diese Schwalbenart in Unzahl. Das Thierchen ist von graulicher Farbe und baut ihr Nest, das aus einer gallertartigen Masse besteht, an den Granitwänden dieser dunkeln, fast unzugänglichen Höhlen. Von der See geschützt, scheinen die Nester außer dem Bereich des Menschen und vollkommen sicher, allein gleichwohl weiß man sie auch dort zu erhalten, da sie als Leckerbissen von den Chinesen fast mit Gold aufgewogen werden.

Dreimal jährlich findet das Einsammeln statt. Bei stürmischem Wetter würde es natürlich unmöglich sein, diese Höhlen zu betreten, und selbst wenn die See verhältnißmäßig ruhig ist, bleibt das Unternehmen noch gefährlich genug. Auf einer Seetangleiter steigt der Javanese von der hervorspringenden Klippe an der Granitwand bis zu 200 Fuß senkrecht hinab. Wenn er sich dem Eingang der Höhle, die er sich auserlesen hat, nähert, so wartet er, bis die Welle hineingeschlagen ist, und schwingt sich dann geschickt ihr nach. Im Innern ist ein Gerüst aus Bambus errichtet und mit Stricken an die Wände befestigt. Auf diesem stehend, nimmt er die Nester von den Wänden oder reißt sie mit einem Haken, den er zu dem Ende bei sich führt, ab. Inzwischen schlagen die Wogen unter ihm beständig in die Höhle hinein und wieder heraus, und sollte das Meer plötzlich stürmisch werden, so wird der unglückliche Nestsammler fortgespült und ist unrettbar verloren. Ebenso kommen auch Viele durch Schwindel oder durch das Reißen der Stricke am Gerüst um. Daß die sonst so indolenten und genügsamen Javanesen sich zu einer Arbeit verstehen, die mit so großer Gefahr verbunden ist, findet seine Erklärung in ihrem Aberglauben. Wenn die Zeit herrannaht, wo die Nester eingesammelt zu werden pflegen, werden Feste gefeiert und auf öffentliche Kosten den zahlreichen Berggeistern, welche diese Höhlen bevölkern sollen, Geschenke dargebracht; dieselben bestehen hauptsächlich aus Blumen, Früchten, einheimischen Gewürzen, Fleisch und Gemüse, und legt man dieselben hier und dort auf den Bergen nieder, damit die Geister sich daran erfrischen. Eine Göttin, die in den javanesischen Legenden als die Königin der Südsee figurirt, spielt bei diesen Ceremonien eine wichtige Rolle. Ihr zu Ehren errichtet man am Eingang des Packhauses, in dem die eingesammelten Nester aufgespeichert werden, ein Staatsbett, auf dem sie, wie man glaubt, ihre müden Glieder ausruht. Während der Sammelzeit werden ihr jeden Donnerstag Abend Gaben dargebracht, Lampen werden angezündet, damit sie sich auf dem Heimweg nicht verirre; ihr Bett wird mit wohlriechendem Weihrauch geräuchert, und eine Menge sonstiger abergläubischer Ceremonien werden ausgeführt. Der letzte Abend vor dem Einsammeln wird unter wildem Lärm zugebracht; Musik, Tanz und andere geräuschvolle Vergnügungen dienen dazu, jeden Gedanken an die bevorstehende Gefahr zu bannen, und unter dem Einfluß des reichlich genossenen Opiums tanzen und spielen die Unglücklichen, bis ihre Sinne schwinden.

Eine andere Delicatesse aus dem Reiche der Vögel ist der Feigenfresser, am besten für die Küche zur Zeit, wo die Feigen reif sind. Die australische bronzenfarbene Taube ißt man am liebsten, wenn der Acaziensamen reift, den häßlichen Diablotin oder Ziegenmelker, wenn er noch jung und eben erst flügg ist, oder auch in späterem Alter zur Zeit der Palmenfruchtreife.

Unter den Fischen gilt der unter dem Namen Tummler oder Meerschwein bekannte Fisch britischen Seeleuten, wenn sie unter dem langen Genuß von Salzfleisch oder an Scorbut leiden, durchaus nicht als verächtlich, und wenn er jetzt auch wenig gesucht wird, so nahmen zur Zeit, als noch Pfauen in ihrem vollen Glanz, Schwäne und Reiher auf die Tafeln Englands kamen, auch die Tummler oder Meerschweine neben jenem Geflügel einen Ehrenplatz auf denselben ein. Caviar ist getrockneter Fischrogen oder gesalzener Fischlaich; der schwarze, welcher der beste ist, kommt vom Stör, der rothe von der grauen Seebarbe und dem Karpfen. Botargo ist eine Art Caviar, bereitet aus dem Laich der rothen Seebarbe, die in Sicilien sehr geschätzt wird. Aus dem Rogen der Quappe kann man ein gutes Brot bereiten und derjenige der Eotha maculosa kann zu Zwieback verbacken werden, der in den Pelzländern als Theebrot gegessen wird.

In Beludschistan leben die Einwohner fast

nur von Fischen, selbst das Vieh wird daselbst mit Datteln und getrockneten Fischen gefüttert, während in England Sprotten und andere Arten zu Hunderten von Pfunden auf die Felder geworfen werden, um das Land fruchtbar zu machen. Der Thunfisch des Atlantischen Meeres ist dem Kalbfleisch ähnlich, nur trockener und fester. Der im alten Griechenland und Rom so sehr geschätzte Stör hat eine Aehnlichkeit mit blutlosem Fleisch, der spitznasige Stör dagegen mit Rindfleisch, er ist grobfaserig, ranzig und nicht sehr schmackhaft. Der Hai ist trocken und sauer, Havana ist der einzige Ort, wo er auf dem Markte feil geboten wird, außerdem schreiben noch die Chinesen den Finnen und dem Schwanz desselben eine besonderes stärkende Kraft zu. Die Neger der Goldküste lieben das Fleisch des Hais sehr, ebenso das der Flußpferde und Alligatoren und die Bewohner Polynesiens überessen sich in jenem bis zum Krankwerden, indem sie es ganz roh verschlingen. In Schottland und einigen anderen nördlichen Ländern ißt man den Stachel- und den Hundshai.

Der Meeraal, getrocknet und geschabt, wird in katholischen Ländern benutzt, um Suppen dick zu machen, er gehört in Jersey zu den Leckereien und schmeckt wie Kalbfleisch. In Cornwallis bäckt man denselben, so wie alles mögliche Andere in einen Teig. Die Chinooks trocknen einen kleinen Fisch, etwas Aehnliches wie eine Sardine, und brennen ihn dann als Kerze an. Der Kallipeve schmeckt sehr zart, und seine Schuppen geben außerdem noch schöne Schmucksachen.

Sowohl in Nord- wie in Südamerika gelten fette Salzwasserterrapins, gegen Ende des Sommers gefangen, für eine ausgesuchte Leckerei.

Kaimans und Krokodile, Eidechsen und Frösche, alle werden gegessen, und in manchen Gegenden sehr gern gegessen. Das wahre Krokodil schmeckt wie Kalb, während einige andere Arten einen starken Moschusgeschmack haben, der allerdings übel machen kann, andere dagegen schmecken wie ein saftiges junges Schwein, eine andere Art wie Seekrebse und wiederum andere haben einen so durchdringenden Fischgeschmack, daß er widrig wird. Im Ganzen liefern die Krokodile eine Speise von sehr zweifelhafter Güte und man muß sich hüten, zu rasch zuzugreifen. Dies wurde auch nämlich wieder bestätigt durch einen Bericht einer englischen Reisegesellschaft aus Egypten, die sich Krokodilbraten hatte vorsetzen lassen. Es war, wie der Bericht sagte, die ganze altenglische Kaltblütigkeit nöthig gewesen, um überhaupt die Eßversuche einige Zeit fortzusetzen. Vom Alligator sagt man, daß er stärkende und restaurirende Eigenschaften besitze. In Manilla wird er zu hohen Preisen verkauft; die Chinesen greifen begierig danach zur Bereitung ihrer Suppen. Den Alligator selbst hat man in Bezug auf Geschmack mit Spanferkel verglichen. Die Eier haben einen Beigeschmack von Moschus. Die merkwürdige schlangenhalsige Version einer Landschildkröte ist die Hiccatee in Neu-Holland. Ihre Leber hat einen so vorzüglichen Geschmack, daß sie füglich mit den berühmten Straßburger Gänseleberpasteten wetteifern könnte. Nur bekommen die wohlhabenderen Feinschmecker das Schildkrötenfleisch leichter satt, wie große Variationen auch die Kochkunst mit demselben vorzunehmen vermag. Indessen ist das so ziemlich mit jeder menschlichen Speise der Fall. Dr. Mantegazza, Professor der Medicin an der Universität von Pavia, der viele Jahre in Südamerika lebte, machte in einem Briefe vom 2. April 1862 unter Anderem folgende Mittheilungen:

In ganz Südamerika werden die Samen der Erdeichel (Arachis hypogaea L.) in größter Menge verzehrt; in Brasilien nennt man sie Manduli, im spanischen Amerika aber Mani; sie werden für Aphrodisiaka gehalten. Die Früchte des Juviabaumes (Bertholletia excelsa Humboldt) heißt man in Brasilien Castanhas de Maranhao; sie zeichnen sich dort durch großen Wohlgeschmack aus. Auch zu den Speisen Brasiliens gehört der gebratene Schwanz der großen Eidechse Iguana, zu den beliebten Getränken der aus Maté en folha (Paraguay-Theeblättern) bereitete Aufguß. Dieselben Blätter benutzt man dort auch zur Brotbereitung. Der brasilianische Thee ist sehr schlecht. Die Brasilianer sind überhaupt nicht sehr mäßig, sondern im Gegentheil Vielesser und Feinschmecker.

In Bolivia ist Kaffee ein Hauptgetränk. Der Kaffee von Gungas soll, wie viele Boliviareisende es bestätigen, der vorzüglichste Kaffee der Welt, besser als der Mokka sein.

In Chile und in der Argentinischen Eid-

genossenschaft hält man den aus den Blättern der Psoralea glandulosa bereiteten Thee für verdauungsbefördernd und schweißtreibend. In einigen Theilen der Argentina verspeist man Vertolaga. Aus den Samen der Quinoapflanze (Chinopodium Quinoa L.) werden sehr gute und nahrhafte Suppen bereitet, besonders in den Argentinischen Staaten Salta und Suguy, ferner in Peru und Bolivia verwendet man ebenfalls viel Fleiß auf die Cultur jener Pflanze. Das Fleisch der Armadylle (Dasypus L.), besonders des Mulita (Dasypus hybridus), gibt in ganz Argentinien eine Leckerspeise ab, sein Geschmack erinnert an den des Entenfleisches.

In Paraguay wird das Fleisch des großen Affen Mycetes carraya, von den Eingeborenen auch das des Kaiman gegessen. Zwei Indianerstämme trinken das warme Blut der Pferde; sie öffnen den Thieren die Drosselblutader und bringen den Mund auf die Wunde. Zur Zeit der Noth und während des Herrschens von Rinderseuchen werden viel Pferde und Maulesel gegessen.

Die Australier essen selbst die giftigsten Schlangen, selbstverständlich nach Beseitigung der Giftzähne, und Leute, welche dieselben gekostet, behaupten, sie schmeckten wie Aal. Im Allgemeinen hat das Schlangenfleisch Aehnlichkeit mit dem der Kälber.

Die Jäger am Mississippi haben noch heutigen Tages ein leidenschaftlich genossenes Gericht „Musical Jack,“ es besteht aus einem Ragout von Klapperschlangen. —

Die Franzosen lieben bekanntlich die Frösche sehr. Dieselben erreichen stets einen hohen Preis auf den Märkten von New-York, wo man sowohl den großen Ochsenfrosch, der mitunter ein halbes Pfund wiegt, als auch den kleinen grünen Frosch (Rana esculenta) feil bietet, dessen Hinterschenkel große Aehnlichkeit mit dem besten Hühnerfleisch haben, wenn sie, wie in den Restaurants von Paris und den Hôtel's von Wien geschieht, mit weißer Sauce zugerichtet werden. Natürlich gehen die Frösche in China nicht frei aus, wo man eben Alles verschlingt, was Blut und Fleisch hat. Die Neger in Surinam verzehren sogar die noch abscheulicheren, ekelhaften surinam'schen Kröten. In Böhmen und England wird vielfach die große Gartenschnecke gegessen, in anderen Gegenden nur als Speise für an Auszehrung Leidende zu Gelée gekocht und für sehr kräftigend gehalten. Die meisten Stämme Afrika's sind niemals mehr entzückt, als wenn sie einen zarten jungen Affen, wenn er schon etwas müffig geworden ist, in der Erde braten und zum Mittagsmahl haben können. Die Affen von Rio Janeiro werden auf den dortigen geringeren Fleischmärkten zusammen mit Papageien und dem Paca, einem nicht eben apetitlich aussehenden Nagethiere, verkauft. Der große rothe Affe, der schwarze Spinnenaffe, der Brüllaffe und der Curio werden sämmtlich zusammen von den verschiedenen Völkerschaften, in deren Wohngebiet sie vorkommen, gegessen. Affe schmeckt wie Kaninchen und soll sehr nahrhaft sein.

Fledermäuse und der von den Engländern Fuchsaffe genannte fliegende Lenna werden ebenfalls gegessen. Sie haben aber einen unangenehmen ranzigen Geschmack und sind nur bei den roheren Eingeborenen der Inseln des Indischen Archipels, Malabars u. s. w. beliebt. Nur eine Fledermausspecies ist ein gutes Essen, wenigstens gilt sie als solches bei den Naturforschern, die ihr den Namen „eßbar“ als Epitheton gaben. Von Aussehen ein abscheuliches Thier, ähnelt sie in der Gestalt dem Wiesel. Ihr Körper ist 10 Zoll lang, mit kurzen glänzenden Haaren besetzt und mit Flughäuten von 4 Fuß ausgestattet. In Ost- und Westindien ist die Larve eines auf der Palme lebenden Rüsselkäfers beliebt. Der Araber pflegt Heuschrecken zu dörren, zu mahlen und zu einer Art Brot zu verbacken; oder er salzt und räuchert sie, um sie später zu kochen oder zu braten. Der Hottentotte liebt eine Suppe aus Heuschreckeneiern. Auch Ameisen und Termiten wandern in den Kochtopf. Die fette weiße Made der Termite ißt der australische Eingeborene gern, der Buschmann eine Art Spinnen und der Chinese kocht als besondere Delicatesse die Raupen aus den Seidencocons zur Suppe, woneben an Festtagen alsdann auch Hunde-, Katzen-, oder Mäuse- und Rattenfleisch figurirt. In Spanien ißt man Schneckenarten. Und hierbei vergesse man nicht die Auster. Gewiß sind sie eine eigenthümliche und doch unendlich wichtig gewordene Speise aus dem Meere, von deren Fang sich bereits Tausende von Menschen nähren.

Im Ganzen werden jetzt in Frankreich jährlich mindestens 100 Millionen Stück Austern gefischt, und zwar an folgenden Punkten nach zuverlässigen Ueberschlägen; es liefern:

Dieppe und die Küstenstrecke bis Granville	2 Mill.
Die Bai von Cancale und von Granville	60 „
St. Brieux, Paimpol u. Fréguier	6 „
Die Rede von Brest	2 „
Die Bai von Quiberon, von Bourgneuf und das Bassin von Arcachon	30 „
Zusammen	100 Mill.

Paris consumirt hiervon allein 60 bis 70 Millionen namentlich von Cancale, Granville und Saint Brieux. Die Consumption von Austern hat sich seit einem Vierteljahrhundert in Frankreich verdoppelt. Die Anzahl der beim Fang an der französischen Küste beschäftigten Menschen ist sehr groß. In Granville allein finden sich im September gegen 400 bis 500 kleine Fahrzeuge zum Fang mit 3000 Personen ein. Ein Fahrzeug gewinnt in 3 bis 4 Tagen 30- bis 36,000 Stück, das Tausend zu 6 bis 12 Franken.

An den englischen Küsten werden ebenfalls und vortreffliche Austern gefangen, namentlich bei Purfleet und Colchester. Man rechnet, daß 200 bis 300 Fahrzeuge von 20 bis 40 und 50 Tonnen Trächtigkeit mit 4- bis 500 Matrosen mit dem Austernfang durch Schleppnetze beschäftigt sind. Man rechnet ferner, daß in London jährlich 309,935 Bushels, jeder zu 4 Pecks, verbraucht werden; da nun das Peck 33 Dutzend enthält, so beträgt obiges Quantum nicht weniger als 490,937,040 Stück.

Sonst findet auch eine sehr flott betriebene Austernfischerei an den belgischen, holländischen und norddeutschen Küsten statt, am großartigsten aber ist sie wohl in Amerika entwickelt. Der New-York Herald gibt darüber folgende interessante Notizen:

Man wird es kaum glauben, daß der Verkauf von Austern allein in New-York 5 Millionen Dollars jährlich beträgt und im Ganzen gegen 50,000 Personen dabei beschäftigt sind. Zwei Drittheile der enormen Masse Austern kommt aus Virginien. Die Auster gilt in New-York als ein wesentliches Nahrungsmittel, nicht etwa bloß als ein luxuriöser Leckerbissen. Es gibt kolossale Geschäfte für den Artikel und man hat zur besseren Betreibung künstlicher Austernbänke Seeleute von den nordfriesischen Außeninseln, wo der Austernfang seit Jahrhunderten betrieben wird, übergesiedelt.

Die Pflege der Austern erfordert viel Mühe, um sie für den Feinschmecker gut aufzuziehen. Regen, Kälte und Flußwasser verträgt die Auster nicht gut.

In Frankreich hat man in den letzten Jahren eine große Thätigkeit auf dem Gebiete der künstlichen Austernzucht entfaltet, die bereits ein bedeutender Industriezweig geworden ist.

Zunächst ist die Insel Ré in der Nähe von La Rochelle ein neuerdings berühmt gewordener Austernzuchtplatz. Hier laufen zwei mit Schlamm gefüllte Steindämme einander parallel, mit einer Wasserhöhe von 12 bis 18 Zoll. In diese Austernbank sind mit Kalk bestrichene, convexe Ziegeln gelegt, sowie andere Steine, damit sich die jungen Austern an denselben festsetzen können. Noch vor einigen Jahren war der Strand ganz wüst und leer, 1863 aber waren bereits ungeheure Mengen Austern vorhanden. Auf einer Küstenlänge von fünf englischen Meilen gibt es bereits mehr als 2000 Austernparks.

Aehnliche Parks gibt es an der Garonnemündung. Westlich von Bordeaux liegt ein großer Salzsee, fast 20 Meilen im Umfang, das Bassin d'Arcachon. Eine große Anzahl Menschen sind hier beschäftigt, nicht weniger als 200 Bote sind auf dem See thätig. Vor drei Jahren waren hier 500,000 Austern ausgesetzt worden, jetzt befinden sich bereits 7 Millionen Stück daselbst.

Eine einzige Bank in St. Brieux hat bereits 17 Millionen Stück geliefert!

Diese großen Resultate sind für uns Deutsche ein ernster Wink!

Der Chinese schwärmt für ein Gericht aus Seeschnecken und ein solches von Seewürmern ist für die Familie der Bewohner der Inseln des Stillen Oceans ein großes Ereigniß. Die Hottentotten essen geröstete Raupen als Confituren. Ihr Geschmack soll süß sein. (Morgenblatt.)

Warme Länder haben gewöhnlich wohlfeilere Nahrungsmittel, wie z. B. Reis, Bananen. Schon Liebig hat darauf aufmerksam gemacht, daß ein Theil der Nahrungsmittel zur Erhaltung der animalischen Wärme verbraucht wird. In Frankreich leben fast ²/₃ der Bevölkerung von Kastanien, Mais und Kartoffeln, während in England Malz, Hopfen, Zucker, Branntwein, Thee, Kaffee, Taback, Seife und Zeitungen als articles chiefly used by the labouring classes bezeichnet

werden. So verschieden sind die Bedürfnisse der Menschen. (Roscher.)

Im Allgemeinen sind die südlichen Völker insgesammt mäßiger, als die nördlicher wohnenden, was der obige Ausspruch Liebig's erklärt, dem auch Moleschott in seiner Physiologie der Nahrungsmittel beipflichtet; die Culturvölker lassen sich bei der Wahl der Lebensmittel zugleich mit von dem äußeren Aussehen der Thiere bestimmen. Nur Naturvölker greifen nach Allem, was da fleugt und kreucht, Spinnen, Maden, Raupen, Insecten aller Art, einigermaßen nahe kommt ihnen wieder der raffinirte Luxus eines sinkenden Volkes.

Rohe, im Mittelalter lebende Völker, sind bei einzelnen Gelagen unmäßig, der Pomp zeigt sich hier allein in der kolossalen Masse der Speisen und Getränke. Wilhelm von Oranien bewirthete auf seiner Hochzeit im Jahre 1561 eine Gästeschaar, die nicht weniger als 5657 Pferde bei sich führte, er selbst hatte mit seinem Gefolge 1100 Pferde bei sich. Verzehrt wurden 4000 Scheffel Weizen, 8000 Scheffel Roggen, 13,000 Scheffel Hafer, 3600 Eimer Wein, 1600 Fässer Bier, eine ungeheure Zahl Rinder, Schweine, Schafe und Kälber.

Ein Volk in der Blüthezeit seiner Cultur sieht auf einfache, aber kraftvolle Speisen, namentlich kraftvolle Fleischgerichte, anstatt zahlloser theilweis unnatürlicher Saucen und Confituren, wie sie aus dem früheren Frankreich kamen.

So ist man auch bei uns in Europa mit dem Fortschreiten der Cultur und des Wohlstandes zu einem feineren Brotkorne übergegangen, die Zahl der Weißbrotesser betrug in Frankreich 1700 erst 33 Procent der Bevölkerung, 1839 schon 60 Procent. In England verzehrte unter Heinrich VIII. nur der Adel Weizen. Um 1758 lebten in England und Wales schon 3¾ Mill. Menschen von Weizenbrot, während im Norden und Nordwesten noch lange Haferbrot vorherrschte und in Wales nur 10 Procent von Weizen lebten. Seitdem hat sich dies um Vieles gebessert, vorwiegend in der Provinz England. Auf den äußern Hebriden leben immer noch heutzutage 9/10 der Bevölkerung von Gerstenbrot und in Irland rechnete man 1838, daß von 8 Millionen Einwohnern 5 Millionen Kartoffeln, 2½ Millionen Haferbrot als Hauptnahrung benutzten. Auch die alten Culturvölker haben in ihren früheren Entwicklungsperioden vorzugsweise Gerstenbrot gegessen. Im deutschen Mittelalter wurde das Bier aus Hafer gebraut.

Die Städte verzehren mehr Fleisch als das platte Land. Der Fleischverbrauch betrug in den schlachtsteuerpflichtigen Städten der preußischen Monarchie 1846 pro Kopf: in Ostpreußen 61 Pfund, Pommern 66 Pfund, Posen 70 Pfund, Westpreußen 71 Pfund, Sachsen 75 Pfund, Rheinprovinz 83 Pfund, Schlesien 86 Pfund, Brandenburg fast 104 Pfund, Berlin allein 114 Pfund, im Durchschnitt des ganzen Staates aber kaum 40 Pfund. (Dieterici.) Im Königreich Sachsen ist der Durchschnitt 41⅔ Pfund jährlich, in Leipzig allein 133 Pfund. (Reuning.)

Der Zuckerverbrauch war in England 1734 nur etwa 10 Pfund pro Kopf, 1845 im ganzen britischen Europa 20⅓ Pfund, 1849 beinahe 25 Pfund, 1854 gegen 30 Pfund, wobei man nicht übersehen darf, daß in Irland schwerlich mehr als 8 bis 10 Pfund auf den Kopf kommen.

Noch unter Heinrich IV. wurde der Zucker in Frankreich nur unzenweise von den Apothekern verkauft. Um 1845 berechnet Fr. Scheer die russische Zuckerverzehrung auf 0,77 Kilogramm pro Kopf, die von Oesterreich und Italien auf 1,2 Kilogramm, die von Holland, Belgien und dem nordwestlichen Deutschland auf 5,41 Kilogramm, die portugiesische auf 2,93 Kilogramm, die spanische auf 2,62 Kilogramm, die der Vereinigten Staaten auf 8 Kilogramm. Im deutschen Zollverein hob sie sich von 2½ Pfund im Jahre 1834 auf 8½ Pfund im Jahre 1858. Die Einfuhr von Zucker stieg 1834 bis 1847 um 147,5 Procent, von Kaffee um 117,5 Procent, von Gewürzen um 58,2 Procent, von Südfrüchten um 34,5 Procent, von Cacao um 246,2 Procent. Eine Menge von Gemüsen haben wir noch gar nicht sehr lange Zeit. So kannten die Engländer vor 1660 noch keine Artischocken, Spargel, mehrere Arten Bohnen, Salat u. s. w., die Franzosen vor dem Anfang des vorigen Jahrhunderts wenig feinere Obstsorten.

Alle feineren und doch dabei einfacheren Genüsse des Menschen erblühen erst mit dem Aufblühen der allgemeinen Cultur, die allein erst dem Menschen ein menschenwürdigeres Dasein verleiht.

Die russischen Finanzen.

Durch die liberalere und einsichtsvollere Regierung des gegenwärtigen Kaisers Alexander II. ist unser östlicher, in seiner Größe so gewaltiger Nachbarstaat*) in eine neue Culturepoche eingetreten, welche seine innern Angelegenheiten, die wir noch während des Krimkrieges namentlich in einem erbärmlichen Zustande begriffen sahen, auf das Eingreifendste und Umfangreichste alterirt hat. Zugleich hat die in- und ausländische russische Presse**) den fast undurchdringlichen Schleier gelüftet, der bisher über dieselben durch das absolutistisch-bureaukratische System geworfen war.

So hat sich denn auch im Jahre 1862, nachdem es dem bekannten russischen Flüchtlinge Alex. Herzen gelungen war, sich die Budgets der Jahre 1859 und 1860 zu verschaffen und er dieselben in seiner zu London erscheinenden Zeitung „Die Glocke" zur öffentlichen Kenntniß gebracht hatte, die Regierung zum ersten Male entschlossen, die Budgets zu veröffentlichen.

Es liegen bis jetzt zwei dergleichen vor, das Budget für 1862 und das für 1863. Während beide dadurch verschieden sind, daß das erstere, vom damaligen Minister der Finanzen Kniajewitz ausgearbeitet, in seiner Vollständigkeit und Genauigkeit dem zweiten, unter dem jetzigen Finanzminister von Reutern veröffentlichten, nachsteht, so sind sie doch sich darin sehr ähnlich, daß beide ein fast gleiches Deficit aufweisen, denn dasselbe beträgt für 1862 14,857,932 Rubel und für 1863 15,700,000 Rubel.

Wir theilen im Folgenden das Budget für 1862 mit:

Ausgaben:

Für die Interessen der Staatsschuld	54,397,188	Rubel
„ „ Civilliste	7,956,905	„
„ das Ministerium d. Cultus u. öffentl. Unterrichts	8,817,922	„
„ „ „ „ Krieges	110,111,851	„
„ „ „ der Marine	20,589,831	„
„ „ „ „ auswärtigen Angelegenheiten	2,256,015	„
„ „ „ des Innern	7,477,211	„
„ „ „ der Finanzen	26,732,217	„
„ Pensionen	14,596,578	„
„ das Ministerium der Justiz	5,502,896	„
„ die Verkehrswege	9,128,214	„
„ die Posten	3,524,860	„
„ Subventionen	7,759,662	„
Verschiedene und außerordentliche Ausgaben	11,359,365	„
Rückstände	4,000,000	„
	294,210,715	Rubel

Einnahmen:

Directe Steuern	55,255,929	Rubel
Ertrag der Domänen***) und Bergwerke	11,798,032	„
Getränkesteuern (Monopol, Accise u. Licenzen)	124,294,556	„
Salzregal	9,500,000	„
Zölle	31,800,006	„
Posten	7,044,532	„
Stempelgefälle	10,520,770	„
Patentgebühren	5,200,000	„
Taback†)	2,853,000	„
Anderweitige Einkünfte	7,268,184	„
Verschiedene Einnahmen u. eincassirte Schulden	18,817,774	„
	279,352,783	Rubel.

*) Er umfaßt den siebenten Theil des Festlandes der ganzen Welt.

**) Siehe „die russische Tagespresse" in Heft 57 des vorigen Jahrganges.

***) Die Kron- und Staatsgüter im russischen Reiche nehmen einen Flächeninhalt von 43,900 geogr. Quadratmeilen ein.

†) Mit dem Tabacksbau beschäftigen sich vorzugsweise die Colonien, welche im Gouvernement Samara

Das Budget für 1863 können wir, da es zu viel Raum wegnehmen würde, nicht im Einzelnen geben. Nach demselben betragen die Einnahmen zwar 318,800,000 Rubel, aber auch die Ausgaben 334,500,000 Rubel.

Wollte man nun lediglich aus diesen Budgets und den Deficits, die sie zeigen, obgleich die Administration der Finanzen namentlich in der jüngsten Zeit in sehr tüchtigen Händen geruht hat, auf die jetzige materielle Lage Rußlands schließen und demselben in dieser Beziehung ein Prognostikon stellen, so müßte man allerdings zu dem gleichen Schlusse gelangen, wie Wolowski, der vor Kurzem in einem die Finanzen Rußlands behandelnden Artikel der „Revue des deux mondes“ (Tome quarante-neuvième, 2e livraison pag. 431 u. ff.) gesagt hat, daß Rußland arm und keineswegs in Wahrheit eine Macht sei, welche ein Uebergewicht über die andern Staaten Europa's habe oder so bald erlangen werde.

Ohne uns nun auf den Standpunkt der russischen Gegner dieses polnischen Nationalökonomen mit blinder Parteilichkeit stellen zu wollen — denn Wolowski's tendenziöser Aufsatz hat einen wahren Sturm in der russischen Presse hervorgerufen, — müssen wir doch der Ansicht des Barons von Meyendorff (siehe dessen „Les finances de la Russie.“ Lettre à Mr. Wolowski, de l'Institut. Paris, 1864) beistimmen, daß die Budgets nur für die durch die Regierung in den letzten Jahren verfolgten Systeme Zeugniß ablegen, die alten Institutionen zu beseitigen, welche bisher eine vollständige Ausbeute und Entwicklung der Reichthumsquellen verhindert haben und als sociale Gebrechen anzusehen gewesen sind.

auf dem linken Ufer der Wolga liegen. Im Allgemeinen werden folgende Tabacksorten gebaut: 1) russischer Taback (Machorka); 2) deutscher Taback, und zwar: a) Maryland, b) Virginischer Cigarrentaback, c) Havannahtaback zu Cigarren, d) gewöhnlicher, schwarzer Taback und e) türkischer Taback in einigen Sorten. Die Preise für den Taback sind verschieden, da sie von der Quantität der Ernte und der Güte des Tabacks selbst abhängen. Im Durchschnitt kann man folgende Preise annehmen: russischer Taback 40—50 Kopeken, Maryland 2 Rubel, Cigarrentaback $1^1/_2$ bis 2 Rubel, schwarzer Taback 80 Kopeken bis 1 Rubel und türkischer Taback 3—5 Rubel pro Pud. Die jährliche Ernte beträgt im Durchschnitt: russischer Taback 100,000, Maryland 20,000, Cigarrentaback 50,000, schwarzer Taback 120,000 und [türki]scher Taback 10,000 Pud.

Es ist ganz natürlich, daß die vielen neuen und mit großer Hast zur Ausführung gebrachten und angebahnten Reformen auch große finanzielle Opfer erfordert haben und noch erfordern, bevor sie die gewünschten und angestrebten Resultate, die im Wohlstande der gesammten Unterthanen und in einem höchstmöglichen Grade von Freiheit und Bildung gipfeln, und deren günstige Rückwirkungen auf die Finanzverhältnisse des Staates hervorbringen. Man denke nur allein daran, daß die russische Regierung in der endlichen Erkenntniß des Mangels einer hauptsächlichen Vorbedingung zu einem wahrhaft gesunden Staatsorganismus, die in einem freien Bauern- und in einem zahlreichen Mittelstande, dieser moralischen Kraft eines Volkes, besteht, zu dem Entschluß gekommen war, 22 Millionen Leibeigenen binnen einer bestimmten Zeit (vom 19. Februar 1861 bis zum 19. Februar 1863) eine freie, legale und ökonomische Stellung zu geben. Wie die Emancipation der Leibeigenen aber von momentanen Opfern für die Krone begleitet gewesen, so mußte auch die Verwandlung des Getränkemonopols in die Accise und das Herabsetzen des Verkaufpreises für den Branntwein von $9^3/_4$ Rubel für den Wedro auf $5^3/_4$ Rubel (incl. die Accise) eine Abnahme der Einkünfte durch die Getränkesteuern auf kurze Zeit nach sich ziehen. Dafür haben indessen diese Einnahmen schon jetzt ihre veranschlagte Höhe überschritten und das Deficit im Budget für das Jahr 1863 bedeutend vermindern helfen,*) ja, da die national-ökonomische Ansicht der alten Schule, daß die Consumtion im directen Verhältniß zur Verminderung des Preises eines Productes wächst, sich jederzeit als richtig gezeigt hat, so werden gewiß die Einnahmen durch die Getränkesteuern bald die der frühern Jahre sogar überholen.

Eine interessante Bemerkung übrigens, die man bei der Einführung der Accise im ganzen Reiche gemacht hat, ist folgende: In den Ostseeprovinzen, aus welchen man, da dort niemals die betrügerische Branntweinpacht eingeführt gewesen, genaue Consum-

*) Der Voranschlag der Einnahme durch die Getränkesteuern war im Budget für 1863 auf 98,000,000 Rubel festgesetzt worden, die wirkliche Einnahme hat sich jedoch auf 108,300,000 Rubel belaufen!

tionslisten besitzt, hat sich herausgestellt, daß nach der Besteuerung grade eben so viel Geld für Branntwein ausgegeben worden ist als vor der Besteuerung, also jetzt weniger getrunken wird, denn früher. Hieraus kann man aber den traurigen Schluß ziehen, daß der Bauer dieser Provinzen jährlich eine gewisse Geldsumme in die Schenke trägt, welche ihre ganz bestimmte Grenze hat, und daß, da man die Sorglosigkeit dieser Menschen kennt, diese Grenze die äußerste ist, welche die Nothwendigkeit selbst zieht; oder mit andern Worten: daß der Bauer der Ostseeprovinzen Alles vertrinkt, was er nur immer vertrinken kann. Hierbei ist freilich noch zu bemerken, daß der Bauer in den Ostseeprovinzen zu einer von derjenigen der Gutsherrn ganz verschiedenen Nationalität gehört, und daß wohl anzunehmen ist, daß er in der Civilisation noch unter dem eigentlich russischen Bauer steht. Diesem ist auch überall Land zugetheilt worden, während der lief- und esthländische Bauer noch kein Land eigenthümlich besitzt, seine Freiheit also viel weniger benutzen kann als der russische.

Der Reichsrath hatte, beiläufig gesagt, obigen Beschluß, den Branntwein um so viel billiger zu verkaufen, im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt gefaßt. Wir müssen indessen einen daraus erwachsenden Gewinn für die Moralität und Intelligenz des Volkes stark in Zweifel ziehen.

Ein für Rußland sehr eingenommener Schriftsteller, der Freiherr von Haxthausen, dessen „Studien“ man noch heute, trotz der vielen seit ihrem Erscheinen eingetretenen großen Veränderungen, namentlich wegen der darin enthaltenen vortrefflichen volkswirthschaftlichen Bemerkungen mit gleichem Nutzen lesen kann, wie vor Jahren, sagt: „Das Branntweintrinken ist Rußlands Pest,“ und er hat wohl entschieden Recht. Diese Pest ist aber bisher von der Regierung nicht nur nicht bekämpft, sondern sogar — horribile dictu! — auf jede Weise begünstigt worden. Unterstützte sie dieselbe früher, indem sie den Branntweinpacht, der im ganzen eigentlichen Rußland eingeführt war, so hoch hinauftrieb, daß die Pächter, welche fast alle zu Millionären geworden sind, gezwungen waren, um keine Verluste zu erleiden, statt reinen Branntweins Wasser mit ätzenden Substanzen vermischt zu verkaufen, so thut es die Regierung jetzt unabsichtlich dadurch, daß der niedrige Preis theils zu einer noch größern Verbreitung des Branntweintrinkens führt, theils zu einem Uebermaß dieses abscheulichen Genusses bei den Einzelnen anlockt und die gesteigerte Nachfrage die Branntweinverkäufer doch immer wieder dazu treibt, noch stärkeres Gift zu verkaufen, als der übermäßige*) Genuß des Branntweins schon enthält. Zu dieser Erkenntniß ist auch die russische Regierung bereits gelangt, denn nachdem sie gesehen, daß die Branntweinconsumtion und die Trunksucht in denjenigen Provinzen, die ehemals unter dem Regime des Branntweinpachtes gestanden, zugenommen hat, so ist die Accise um 1 Rubel erhöht worden, so daß jetzt der Wedro Alkohol ($1\frac{1}{4}$ Decaliter) $5\frac{3}{4}$ Rubel — oder 5 Kopeken für 1 Procent Alkohol à Wedro — kostet, und wird beabsichtigt, den Branntweinverkauf einer strengen Controle zu unterwerfen, zu welchem Zwecke der Director des physikalischen Centralobservatoriums in St. Petersburg, von Kupffer, beauftragt ist, Alkoholometer herzustellen, vermöge deren der Alkoholgehalt einer Flüssigkeit genau bestimmt werden kann. Wir stimmen aber der Meinung dieses rühmlichst bekannten Gelehrten vollständig bei, daß die Accise noch mehr zum Nutzen des Landes erhöht werden könnte: in England ist sie drei Mal so hoch!

Doch zurück von dieser Abschweifung! Eine ungeheure Summe, so ziemlich fast die ganze Einnahme durch die Getränkesteuern, verschlingt die Armee.**) Aber man bedenke, daß Rußland sich mit Hilfe seiner Armee, durch die es zugleich seine civilisatorische Mission gen Osten vorbereitet, eine Menge neuer und ganz ungeheurer Reichthumsquellen schafft. Nicht lange wird es mehr währen und der Kaiser ist Herr des Kaukasus, Herr eines von der Natur ge-

*) Nur dieser natürlich ist wegen seiner Folgen, die die Volkskraft schwächen und lähmen, eben so entschieden zu verdammen, wie es allerdings feststeht, daß das Klima Rußlands eine verhältnißmäßig größere Consumtion spirituöser Getränke zu einer hygienischen Nothwendigkeit macht.

**) Sie bestand im vorigen Jahre aus 600 Generalen, 36,000 Officieren und 1,161,000 Unterofficieren und Gemeinen. Das ist jedoch Kriegsfuß, den der Aufstand in Polen und die drohende Lage überhaupt nöthig gemacht hatte.

schaffenen, unangreifbaren Lagers von 8000 Quadratmeilen. Der Kaukasus aber macht Rußland zum alleinigen Herrn des Caspischen Meeres und ist der Hauptschlüssel zur Unterwerfung Kleinasiens. Im Osten des Caspischen Meeres und weiter nach dem Osten von Asien zu hat Rußland keine Grenzen mehr. Die Steppen sind nach hundertjährigen Mühsalen und Opfern überschritten, die Etappen festgestellt, die Militärlinie soviel als möglich bevölkert — die Ernte kann beginnen!

Es sind schon keine von Nomaden durchzogenen Steppen mehr, welche die Truppen des Czaren seit einigen Jahren in Besitz nehmen; es sind blühende, stark bevölkerte Königreiche, deren wenig kriegerische Bewohner, an asiatische Knechtschaft gewöhnt, die russische Herrschaft fast ohne Widerstand annehmen. Bokhara, Koland, Samarkand und die andern kleinen Reiche fallen durch das einfache Vorrücken der Russen längs dem breiten, schiffbaren Amu, nicht zu verwechseln mit dem Amur, welcher die Grenze gegen China bildet. Das seit der Thronbesteigung Alexander's II. unterworfene, von den 4 Millionen Khalka-Tataren bewohnte Land, dessen Klima dem des südlichen Frankreichs gleich ist und welches das Italien Sibiriens genannt wird, und das von dem Amur bewässerte Land sind so groß wie Frankreich, Belgien und Holland und ganz Deutschland zusammengenommen. Vom Amu bis zum Indus ist nicht weiter als von der Donau zum Bosporus, und auf diesem Wege wird England keine türkischen Festungen, keinen Balkan, kein Oesterreich in der Flanke und kein Frankreich in der Reserve haben, um das Vordringen der Russen zu hindern.

Weiter im Osten sind die Fortschritte der Russen noch viel gefährlicher. Die chinesische Mauer ist längst überschritten; die Horden der Kirgisen, Kalmucken, Tungusen und anderer Nomadenvölker an den Grenzen China's sind zum großen Theil ansässig gemacht, getauft und in Regimenter eingetheilt, welche die Avantgarde Rußlands zur Eroberung des himmlischen Reichs bilden.

An der Mündung des Amur schafft sich Rußland einen neuen Hafen, im japanischen Meere eine neue Seemacht, deren freie Bewegung nichts mehr hindern kann. Und während dies still und geräuschlos geschieht, vergrößert sich das russische Reich immer mehr und mehr; von der Insel Sakhalim sehen die Russen nach Japan; am rechten Amurufer ist die Mandschurei und die große, wohlbevölkerte Halbinsel von Korea occupirt, und die Russen stehen nur 80 Meilen von Peking entfernt! Nicht auf Indien, sondern auf China*) geht aber die Absicht Rußlands. Und sollte sich, vielleicht sogar in nicht allzuferner Zeit, die Illusion, welche jetzt ein Jeder, vom Lieutenant bis zum Feldherrn hat, zur Wahrheit gestalten, daß nämlich China russisch wird, dann wird auch das übervölkerte China dem verhältnißmäßig freilich menschenarmen Rußland Millionen Menschenhände liefern.

Wie wir auch außerdem noch Verschiedenes für unsere Ansicht anführen könnten, daß die Einnahmen und Ausgaben der Krone in den letzten Jahren nichts mit der wahren wirthschaftlichen Lage der Nation gemein haben und daß sich bei den meisten Posten jener Budgets die Einwirkung so vieler großer Reformen und weitgehender Projecte geltend gemacht hat, so spricht auch der fortwährende Wechsel im Course der russischen Papiere und deren meistentheils sehr niedriger Stand im Auslande nur für verfehlte Finanzoperationen und Finanzmanipulationen, die versuchsweise angestellt worden sind, um das allerdings sehr zerrüttete Geldsystem wieder in Ordnung zu bringen, damit „die Angst des Irdischen," um Schiller's Ausdruck zu gebrauchen, kein Hemmniß der innern staatlichen Entwicklung werde.

Wie schwierig diese Aufgabe aber ist, geht z. B. daraus hervor, daß vor ein paar Monaten der General Tschevkine, als man ihm die Administration der Finanzen angetragen, zur Antwort gegeben haben soll: „Um das Portefeuille der Finanzen bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge anzunehmen, dazu muß man entweder ein Mann von Genie oder ein Narr sein; da ich aber weder das eine, noch das andere

*) Die am 2. December vorigen Jahres eröffnete, 814 deutsche Meilen lange Telegraphenlinie von St. Petersburg nach Irkutsk wird auch bereits über Kiachta nach Peking weiter geführt, und hat Rußland die Berechtigung erlangt, die Stationen auf chinesischem Gebiet durch Blockhäuser zu befestigen.

bin, so muß ich die Annahme ablehnen!" Diese Schwierigkeit wird nämlich durch die der keineswegs allzu hohen consolidirten Schuld*) zur Seite stehende schwebende Schuld verursacht, denn diese ist eine ungeheure.

Es circuliren gegenwärtig — ob in Wahrheit, werden wir nachher sehen — mit Zwangscours circa 635 Millionen Rubel (ungefähr 2½ Milliarden Francs) in Creditbillets (früher Assignationen genannt), während England nur 1 Milliarde und Frankreich 900 Millionen Francs Papiergeld haben. Der bisherige Mangel an genügendem Credit im Auslande**) hatte öfters, namentlich durch große Kriege nöthig gewordene Anlehen in gewöhnlicher Form verhindert; die Krone hatte sich daher von Katharina II. an stets, außer unter der langjährigen Finanzverwaltung Cancrin's (von 1822 bis 1839) auf die schlimmste Art, zunächst durch Ausgabe von Papiergeld geholfen,***) und war dasselbe durch maßlose Emissionen 1857 bis zu einer Höhe von 735 Millionen Rubel angewachsen. In Folge dessen ist es im Werthe gegen klingende Münze, die durch den Papierrubel fast ganz aus dem Verkehr verdrängt worden, schließlich sehr gefallen, was nothwendiger Weise auch ein Sinken des Werthes gegen ausländisches Metall nach sich ziehen mußte.

Manche sind geneigt, zu behaupten, daß die Zahlungen Rußlands an das Ausland und die vermehrte Waareneinfuhr in Folge des neuen Zolltarifs von 1857, indem sie die Bilanz benachtheiligte, den Begehr nach klingender Münze gesteigert haben und steigern mußten. Allerdings hat Rußland viele Zahlungen im Auslande zu machen, wobei von der unerhörten Anordnung die warnende Erwähnung zu machen ist, daß russische Banknoten zwar nach dem Auslande gesendet, dagegen bei Confiscationsstrafe nicht mehr nach dem Reiche zurückgebracht werden dürfen. Die Zinsen der ausländischen Anleihen betragen 15 Millionen, die von der Regierung garantirten Zinsen der Eisenbahngesellschaft 6 Millionen; eine beträchtliche Summe erfordert der Unterhalt der Gesandtschaften, der diplomatischen Agenten und Beamten der russischen Regierung im Auslande, der im Auslande befindlichen russischen Schiffe, die Bezahlung der von der Regierung, den Compagnien und Privatleuten im Auslande bestellten Gegenstände. Manche schätzen die Summen, welche die im Auslande reisenden Russen aufwenden, auf 20 Millionen Rubel, was in Analogie der vor 30 Jahren von reisenden Engländern auf dem Continent verzehrten 80 Millionen Rubel Silber nicht zu hoch gegriffen sein mag. Alle diese Zahlungen müssen in klingender Münze gemacht werden. Aber das Alles erklärt die Entwerthung des Papiergeldes nicht. Vielmehr ist klar, daß, wenn in Rußland Metallgeld vorhanden und dasselbe nicht durch die ungeheure Papieremission verdrängt wäre, sich der Begehr vom Auslande her leicht ohne Agio befriedigen ließe.

Manche wollen ferner die Ursache der Entwerthung des Papiergeldes in dem Umstande erblicken, daß die Einlösung desselben gegen edles Metall sistirt wurde, und allerdings haben sich bereits von der jetzt angebahnten Einlösung wohlthuende Folgen fühlbar gemacht. Indessen muß man sich erinnern, daß auch vor dem ominösen Krimkriege eine schrankenlose Einlösbarkeit des Papiergeldes nicht bestand. In dem dreizehnten Abschnitt der betreffenden Bestimmung vom 1. Juni 1853 ist gesagt: Zur

*) Die consolidirte Schuld belief sich am 1. Januar 1859, nach einem Berichte des Finanzministers vom 27. Juni desselben Jahres, auf 515,988,012 Rubel — 2,345,955 Rubel weniger als 1857. Kürzlichst ist eine neue 5procentige englisch-holländische Anleihe im Betrage von 6 Millionen Pfd. St. (70,800,000 holländische Gulden) abgeschlossen worden, die (zum Preise von 84¾ per Hundert begeben) der durch die außerordentlichen Ereignisse des vorigen Jahres hervorgerufenen Finanzverlegenheit abhelfen soll.

**) „Was die Ursache anbetrifft," schrieb kürzlich der obengenannte wirkliche Staatsrath und Akademiker von Kupffer dem Verfasser dieses Artikels, „warum der ausländische Credit Rußlands nicht in Ordnung ist, während der Welthandel zu andern Staaten, die mehr Schulden haben als der russische, ein blindes Zutrauen hat, so liegt das wohl eben so im Dunkeln, wie so viele andere nationalökonomischen Fragen, zu deren Erklärung unsere jetzige Wissenschaft nicht auszureichen scheint. Daß es uns wirklich noch an Mitteln fehlt, unsere Ressourcen zu verwerthen, liegt am Tage; daß wir aber dann, wenn diese Mittel sich ausgebildet haben werden, in einer bessern Lage sein werden als jetzt, ist klar. Dazu gehört jedoch Zeit!" ...

***) S. in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik." Herausgegeben von B. Hildebrand. Bd. I. Jena 1863: „Die Geschichte des russischen Papiergeldes u. s. w." von Brückner, S. 48 bis 64.

Sicherstellung der Einlösung des Papiergeldes in kleinen Summen in den Gouvernements sind die Staatscassen angewiesen, auf Grundlage des Manifestes vom 1. Juli 1839 jedem Präsentanten von Reichsbillets bis 100 Rubel in klingender Münze dagegen auszuzahlen. Nur in St. Petersburg zahlte die Expedition des Papiergeldes unlimitirte Summen aus, und in Moskau die dort bestehende Casse je 3000 Rubel an die einzelnen Präsentanten. Unbeachtet solcher Beschränkungen hatte sich das Papiergeld bis zum orientalischen Kriege ganz gut erhalten, und begann erst da im Preise gegen klingende Münze zu fallen.

So konnte denn die Regierung nicht mehr anders, als ein Verfahren einzuleiten, durch welches die Menge des coursirenden Papiergeldes verringert würde. Dieses Verfahren bestand, wie schon gesagt, in der Einlösung der Creditbillets gegen edles Metall durch die Reichsbank.

Nun circuliren zwar, wie auch schon angeführt, noch immer für 635 Millionen Rubel Creditbillets, aber man darf nicht vergessen, daß das, wie der russische Publicist von Thörner im „Russischen Invaliden" ganz richtig sagt, in einem Reiche ist, dessen Ausdehnung nach der Aufstellung von Köppen, einem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, 343,240 geogr. Qu.-M. beträgt, und daß sie sich unter einer Bevölkerung von fast 74 Mill. Menschen vertheilen, denen zumeist die modernen Erfindungen auf dem Gebiete des Credits noch unbekannt sind. Man muß eben so in Betracht nehmen, daß diese Masse Papiergeld alle andern Geldwerthe, die anderswo bestehen, ersetzt, und daß sie in Rußland eine Art consolidirter Schuld bildet, welche nur nicht mit Interessen belastet ist und nach Abzug der 72 Millionen des Wechselfonds kaum den Bedürfnissen des Landes genügt.

Sparcassen bestehen in Rußland beinahe gar nicht; der Credit ist nicht so demokratisirt, wie in Frankreich und Deutschland. Der Bauer, der Handwerker, der kleine Beamte, der Dienstbote, mit einem Worte, die ganze Masse des Volkes weiß noch nicht, was eine Actie oder ein Coupon ist.

Alle Ersparnisse des Volkes sind in Creditbillets angelegt. Es würde schwer sein, genau die Zahl anzugeben, auf welche sie sich belaufen; aber 70 Millionen Einwohner, deren Ersparnisse ziemlich bedeutend sind, müssen eine Menge von Creditbillets beanspruchen, die mindestens auf ein Drittel, wenn nicht auf die Hälfte des gesammten in Umlauf befindlichen Papiergeldes veranschlagt werden kann. Bei allen Zahlungen von Ort zu Ort bedient man sich eines Mittels, welches im übrigen Europa längst nicht mehr üblich ist: man schickt nämlich den Betrag in Papiergeld mit der Post; Tratten und Remissen kennt man noch nicht, und es gibt kein Land auf der Welt, wo so bedeutende Baargeldsendungen durch die Post gemacht werden wie in Rußland.

Kaum in fünf oder sechs Städten bestehen Comptoire der Bank,*) welche Anweisungen ausstellen. Die Bank muß aber noch die Comptoire mit Fonds versehen, welche sie ihnen durch die Post, oder in Baarem durch einen Beamten zusendet. Eine große Masse des Papiergeldes ist daher auch fortwährend der Circulation entzogen, weil es nur erst wenig Eisenbahnen gibt, welche den Verkehr so schnell wie bei uns vermitteln und die ungeheuren Strecken abkürzen könnten, welche die Geldsendungen oft zu durchlaufen haben.

Ferner werden dadurch große Summen von der Circulation fern gehalten, daß die Steuern nur nach gewissen Zeiträumen aus den 600 bis 700 Gouvernements- und Districtscassen in den Schatz abgeführt werden.

Diese Umstände allein schon reduciren die wirkliche Menge des Papiergeldes um 400 bis 450 Millionen, so daß nur 200 oder 250 Millionen in Circulation begriffen sind, eine Zahl, welche eher noch zu hoch als zu niedrig angegeben ist, und welche sowohl den Mangel an Geldzeichen, als den hohen Discont im Innern und an den Börsen von Petersburg und Odessa erklärt.

Der Ueberfluß an Papiergeld wird freilich durch dessen Entwerthung augenfällig. Trotzdem aber ist das Vertrauen zu demselben unerschütterlich. Als Beweis hierfür braucht bloß der Umstand erwähnt zu werden, daß vom 1. September bis Ende October 1863, wo die Bank Geld al pari ausgegeben, das Land selbst nichts eingewech-

*) Gegenwärtig sind die ersten und angesehensten Kaufleute St. Petersburgs bestrebt, daselbst nun auch eine Börsenbank zu errichten.

selt hat; alle Nachfragen waren für auswärts und zum Saldiren der Contos für die Einfuhr vom Auslande bestimmt.

Das Steigen des Courses in den Jahren 1862 und 1863 ergab für den Importhändler eine Prämie von 5 bis 10 Procent, und da in Folge der guten Ernten in Frankreich und England der Export russischen Getreides schwächer geworden war, so mußte dem Auslande das Deficit der russischen Handelsbilanz in Gold- oder Banktratten bezahlt werden. So lange aber die Handelsbilanz Rußland ungünstig sein wird, kann sich natürlich die Parität des Courses nicht mit der nöthigen Festigkeit einstellen, und alle möglichen künstlichen Heilmittel entfernen eher von diesem Ziele, als daß sie demselben näher bringen: nur die Entwicklung des öffentlichen Wohlstandes und eine noch größere Belebung der Industrie und des Ackerbaues, besonders durch die Anlegung neuer Chausseen, Canäle und Eisenbahnen, wird das Gleichgewicht von selbst herstellen.

Als die erste Eisenbahn in Deutschland, die 0,8 Meilen lange Ludwigsbahn von Nürnberg nach Fürth, 1835 fertig geworden war, hat man da wohl schon gehofft, daß nun ganz Deutschland aufblühen werde? Und die Länge der jetzt bereits vollendeten Eisenbahnen in Rußland steht zur Ausdehnung des ganzen Reiches ungefähr in demselben Verhältniß, als die Oberfläche des Landes, die durch die Fürth'sche Eisenbahn beschickt wurde, zur Oberfläche von ganz Deutschland. Ueberdies ist wohl zu beachten, daß die ersten Eisenbahnen in Rußland mehr eine politische, als eine mercantile Bedeutung haben; grade in den Provinzen gibt es noch keine Eisenbahnen, so daß die Ausfuhrproducte, die möglichst billige Transportmittel erfordern, wenn sie die Concurrenz mit andern Exportländern — in den Handelsartikeln Rußlands stehen demselben namentlich Amerika und Australien als zwei wichtige Concurrenten gegenüber — aushalten sollen, unverwerthet bleiben müssen. Das wird aber Alles kommen und kommt schon, denn die Regierung läßt sich jetzt den Bau von Bahnen sehr angelegen sein.

Unter Kaiser Nikolaus huldigte man dem System der Staatsbahnen, während man unter dem jetzigen Kaiser Bau und Betrieb von Eisenbahnen nur größern Actiengesellschaften überlassen zu wollen scheint. Gegenwärtig sind folgende Bahnstrecken im russischen Reiche dem Betrieb übergeben: Die Nikolausbahn unter Staatsverwaltung, 652 Kilometer lang, von St. Petersburg nach Moskau, mit einer Zweigbahn nach den Alexandrowsky'schen Bergwerken und dem Verbindungsgeleis zur Wien-Warschauer Bahn. In Privatverwaltung stehen folgende Linien: St. Petersburg-Tjarskoé-Sélo, 28 Kilometer lang; St. Petersburg-Peterhoff mit einer Zweigbahn Krasnoé-Sélo, 43 Kilometer lang; Riga-Dünaburg, 227 Kilometer; Moskau-Kolomna und Moskau-Sergiewski-Posad, erstere 116, letztere 74 Kilometer lang; Gronschefsk-Don, 65 Kilometer, und Wolga-Don, 81 Kilometer lang; Warschau-Wien mit Zweigbahn Kattowitz-Zabkowice mit 343 und Warschau-Bromberg (preußische Grenze) mit 161 Kilometer Länge; ferner die drei Linien der großen russischen Eisenbahngesellschaft: St. Petersburg-Wilna-Warschau mit 1162, Wilna-Eydtkuhnen mit 179 und Moskau-Nishnij-Nowgorod mit 455 Kilometer Länge. Sämmtliche ausgeführte Bahnen haben eine Länge von 3586 Kilometer oder 471 deutsche Meilen.*) Projectirt sind und gelangen ebenfalls durch Private zum Bau zunächst folgende Linien: 1) die Bahn von Prom nach dem Ural, von da über Jekatrineuburg nach Tiumen; 2) die Bahn von Dünaburg nach Witebsk; 3) die Südbahn Moskau-Sebastopol; 4) eine Bahn von Odessa nach Kiew über Krementschul mit einer Zweigbahn von Odessa nach Parkan am Dniestr. Ferner soll die Bahn Moskau-Posad bis Jaroslaw verlängert werden und ist von Kiew aus eine Verbindung gegen Brody zur Verbindung mit der Lemberger Bahn projectirt. Nach den Concessionsbedingungen sollen die erstgenannten vier Hauptbahnen bis 1870 fertig sein.

Selbst die Ströme Sibiriens beleben sich, denn nicht bloß auf dem Amur fördern mächtige Dampfer die Interessen der Civilisation, auch auf dem Jenisei haben Dampfschiffe ein neues Leben in Verkehr und Handel gebracht.

*) Das Gebiet des deutschen Eisenbahnvereins dagegen umfaßte am Anfang des gegenwärtigen Jahres 85 Bahnen mit einer Gesammtlänge von 2527,23 Meilen.

Auch die Petschora öffnet ihre Mündung dem Weltverkehr und hilft mit dem Holzreichthum der bis jetzt unausgebeuteten Petschoragegend dem Mangel im Westen von Europa ab.

Während außerdem bei uns commercielle Geschäfte höchstens auf Termin von drei Monaten abgeschlossen werden, macht man sie in Rußland gewöhnlich auf Termine von sechs, neun, ja zuweilen sogar zwölf Monaten. Meistentheils werden die Zahlungen für die Zeit der großen Messen in Nishnij-Nowgorod, diesem Hauptemporium des russisch-sibirischen und russisch-asiatischen Handels,*) in Charkow, Poltawa, Irbit u. s. w. festgesetzt.**) Selbst in dem Falle, wo der russische Kaufmann das Geld zwei bis drei Monate vor dem bestimmten Tremine disponibel hat, verwerthet er es nicht, sondern behält es bis dahin bei sich. Während unser Papiergeld beständig und rasch circulirt, folgt das russische grade dem entgegengesetzten Wege. Bei uns bedient sich jeder Geschäftsmann der Vermittlung der Banquiers und diese verwerthen sogleich die Summen, welche sie empfangen haben. Alles das ist aber in Rußland vollkommen unbekannt, eben so wie der Creditbrief. Die Gewohnheiten der Russen im Allgemeinen sind eben noch anderer Art, wie die unsrigen. Alle landwirthschaftlichen Producte werden baar bezahlt und der Käufer muß die nöthigen Summen in Creditbillets bei sich tragen, die oft während der ganzen Dauer einer langen Reise in seiner Tasche bleiben.

Die Regierung hat es sich daher jetzt nicht nur zur Aufgabe gemacht, das Papiergeld zu vermindern, sondern auch ganz vornehmlich die Creditverhältnisse zu regeln und zu reformiren; damit steht aber auch zugleich die Reform des Justizwesens in engster Verbindung, die bereits angebahnt ist, da die neue Gerichtsordnung in nächster Zeit im St. Petersburger und Moskauer Gouvernement durchgeführt werden soll.*) Findet erst in Rußland der Gläubiger sein schnelles und volles Recht, und wird der Schuldner rücksichtslos zur Zahlung angehalten, was bis jetzt leider nicht immer der Fall gewesen ist, dann werden sich auch die Handelsbeziehungen Rußlands zum Auslande weit lebhafter gestalten, dann werden auch die Märkte und Messen noch bedeutender werden als jetzt, wo sie doch schon recht ansehnliche Resultate aufzuweisen haben.

Nur politische Antipathien können einen Nationalökonomen, der, wie Wolowski, durch die Unparteilichkeit seiner sonstigen wissenschaftlichen Erörterungen so ausgezeichnet ist, zu der kühnen Behauptung verleiten, daß Rußland arm sei, und nur die höchste

*) Nishnij-Nowgorod hat zwar auch eine geschichtliche Bedeutung, diese verschwindet jedoch im Vergleich zu der praktischen Bedeutung, die ihm heute durch die große Weltmesse geworden ist, welche seit 1817 alljährlich im Monat Juli hier abgehalten wird, während sie vorher das 11 Meilen östlich an der Wolga gelegene Kloster Makariew besaß. Schon besitzt auch die Stadt die sichtbarsten Zeichen eines mächtigen und nachhaltigen Aufschwungs, und die Regierung hat ein doppeltes Interesse daran, die die Nishnij-Nowgoroder Messe besuchenden Kaufleute, sowohl in Betreff ihrer Personen, als auch ihrer werthvollen Handelsartikel auf jede Weise in ihren besondern Schutz zu nehmen und jede Störung des Geschäftsganges von der Messe fern zu halten. Für die den Verkehr auf dieser Messe repräsentirende Summe nimmt man gemeiniglich 48 bis 50- Millionen Rubel Silber an, und es sind nicht allein alle russischen Industrieproducte und Rohproducte, die einer technischen Bearbeitung entgegen sehen, vertreten, sondern auch vielfach asiatische Waaren; außerdem werden hier auch alle ausländischen Waaren in den Handel gebracht und Abschlüsse nach Mustern und Proben ausgeführt; selbst Weine, namentlich aber die Weine aus der Krim und vom Don lagern hier in großen Quantitäten zum Verkauf.

**) Die Zahl aller Märkte und Messen hat sich im Jahre 1861 bis auf 4988 vermehrt.

*) Es sei hier auch der seit Neujahr eingeführten Gubernial- und Districts-Landinstitutionen Erwähnung gethan, durch welche die Regierung der ökonomischen Selbstverwaltung eine Erweiterung hat geben wollen, um dadurch den Aufschwung geistiger Selbständigkeit, welchen die Bauernemancipation zur Folge gehabt, weiter zu fördern, und zugleich soviel als möglich die Mißstände zu beseitigen, die das bureaukratische System mit sich bringt. Als specielle Gegenstände für diese Landinstitutionen sind z. B. angeführt: die Aufsicht über das Vermögen, die Capitalien und die Geldabgaben des Territoriums; Bau und Erhaltung der Gebäude, Chausseen u. s. w., die auf Kosten des Territoriums erhalten werden; Sicherheitsmaßregeln für die Verpflegung der Bevölkerung; Fürsorge für die Wohlthätigkeitsanstalten; Hilfsmittel, den Pauperismus abzustellen; die gegenseitige Feuerversicherung; Sorge für die Entwicklung des localen Handels und der Industrie; Theilnahme an der Volksbildung, Volksgesundheitspflege, den Gefängnissen; Mitwirkung an Verhinderung des Viehfalles, Sorge für Bewahrung der Aussaat u. s. w. — Die Gouvernements- und Districtslandesversammlungen treten jährlich einmal auf die Dauer von zwanzig, resp. von zehn Tagen zusammen.

vertrauensselige Leichtgläubigkeit, die eine genauere Prüfung unterläßt, kann sich in der einer solchen Verkündigung zu Grunde liegenden Absichtlichkeit, die finanziellen Kräfte Rußlands auf dem wissenschaftlichen Gebiete in der Voraussetzung zu discreditiren,*) daß die praktischen Folgen nicht ausbleiben werden, durch die scheinbar für deren Wahrheit sprechenden und mit großer Gewandtheit benutzten officiellen Zahlen täuschen. Wir Deutschen aber namentlich, als die nächsten Nachbarn des ungeheuren Ostreichs, wollen jene Behauptung am allerwenigsten so ohne Weiteres gelten lassen, zumal da der Abschluß eines Handelsvertrages zwischen dem Zollverein und dem russischen Reiche in nahe Aussicht gestellt ist.

Die gegenwärtige Lage der russischen Finanzen ist, wir betonen dies, nur eine Folge der schwierigen Verhältnisse des in einem fundamentalen Entwicklungsprocesse begriffenen Landes. Rußland befindet sich in einem Uebergangszustande, aus dem gewiß, wie Alles, auch die finanziellen Verhältnisse neu gekräftigt hervorgehen werden.

Der nationale Reichthum Rußlands ist verhältnißmäßig demjenigen der in dieser Beziehung bestsituirten Länder gleich. Der einzige Unterschied liegt nur darin, daß dieser Reichthum noch nicht in demselben Grade entwickelt, ausgebeutet und noch nicht eben so hoch besteuert ist.

Die herrlichen Landstriche, welche zwischen der majestätischen, von 235 Dampfschiffen befahrenen Wolga und der Dwina, zwischen dem Dniestr und dem Bug liegen, deren Oberfläche so groß wie die Hälfte von Europa ist, besitzen einen ungemein fruchtbaren Boden, der nicht einmal der Düngung bedarf, um die reichsten Ernten hervorzubringen, und bereits hat die freie Arbeit die glänzendsten Resultate geliefert, denn noch nie haben die Bauern so viel Land besät, als 1862 bis 1863. Die Gutsbesitzer freilich haben die Bearbeitung des Bodens beschränken müssen, dafür indessen dieselbe, Dank sei es gleichfalls der freien Arbeit, bedeutend verbessern können und so durch die Qualität wieder gewonnen, was sie an Quantität verloren haben.

Was die Viehzucht anbetrifft, so ist Rußland laut der officiellen Zählung von 1858 schon, wo auf eine Quadratmeile etwa 385 Stück und auf 100 Einwohner 170 Stück Vieh kamen, reicher als Frankreich und Oesterreich. Die Jagd und der Fischfang sind vorzüglich. Der Bergbau liefert Gold — von 1848 bis 1857 betrug die russische Goldgewinnung 523,000 Zollpfund (das Pfund Gold = 450 Thaler) und die Goldproduction in Sibirien ist für dieses Jahr auf 1500 Pud (1 Pud = 32¾ Zollpfund) abgeschätzt —, eine Menge anderer Metalle — nach der neuesten statistischen Aufstellung trägt Rußland zur allgemeinen Production der Edelmetalle allein jährlich 31,350,000 Thaler bei — und Mineralien, und wenn nach einer Aeußerung des berühmten Geologen Roderick die große Zukunft eines Landes wirklich bloß von der Menge reicher und guter Steinkohlenflötze abhängig sein sollte, so dürfte auch diese Bedingung mit der Zeit wohl erfüllt werden, da man dergleichen ja bereits im Kaukasus und neuestens im Donezgebirge gefunden hat. In der Anwendung mechanischer Kräfte bei der Landwirthschaft hat Rußland in der letzten Zeit ungeheure Fortschritte gemacht. Außer England dürfte es vielleicht nur wenig Länder geben, in denen eine größere Anzahl von Locomobilen, Dreschmaschinen und Dampfmühlen vorhanden ist, und sind für den Ankauf dieser Maschinen enorme Summen in das Ausland (namentlich nach England und Belgien) gegangen, die gleichfalls ziemlich schwer auf die russische Handelsbilanz gewuchtet haben und sich selbstverständlich erst mit der Zeit angemessen werden verzinsen können.

Nirgends auch fast sind die Steuerauflagen so mäßig, wie bisher noch in Rußland. Der Adel, welcher von den Revenüen seiner Güter oder Capitalien lebt, ist bis jetzt noch so gut wie gar nicht besteuert gewesen. Die Einkommensteuer, so wie die Mahl- und Schlachtsteuer kennt man in Rußland auch noch nicht, und der Taback und das Salz,*)

*) Ein Herr B. Alexandrow hat aber nicht Unrecht, wenn er im „Journal de St. Petersbourg“ sagt: „L'article de la Revue des deux mondes est destiné à faire plus de bien que de mal à la Russie.“

*) Seitdem die Ausbeutung der Salzbergwerke in der Krim freigegeben wurde, haben viele Speculanten ihre Capitalien darauf verwandt. Der Ertrag an Salz war so ergiebig, daß jetzt der Verkauf desselben sogar schwer ist. In Privatmagazinen sind

die anderwärts so hoch besteuert sind, unterliegen hier nur einer geringen Accise. Das Alles jedoch wird bald anders werden.

Die Manufactur-Industrie ferner hat sich schon bedeutend gehoben, denn während sie, obgleich seit 1810 durch den Minister des Innern Kozadawlew protegirt, von 1822 bis 1824 in 3000 Fabriken nur einen Werth von 120 bis 130 Millionen Rubel im Jahre producirt hatte, stieg im Jahre 1830 die Anzahl der Fabriken auf 5340 und die Production auf nahe von 240 Millionen Rubel Werth, und 1850 zählte man schon 10,500 Fabriken, deren jährliche Production wenigstens auf 360 Millionen Rubel anzuschlagen war: ein Aufschwung, welchen Rußland zumeist der außerordentlichen Thätigkeit des Grafen Cancrin zu verdanken hatte. Obgleich nach dessen Tode die Regierung in die Apathie des „laisser aller“ und „laisser faire“ zurückverfiel, eines Principes, welches für den Indifferentismus einer Bureaukratie sehr bequem ist, die es vergißt, daß sie für die Förderung der nationalen Arbeit bezahlt wird, so nahm doch diese zu einer immer größer werdenden Entfaltung führende Bewegung in Folge der vom Volke schon erlangten Kraft ihren Fortgang.

Unter den Zweigen der fabrikmäßigen Gewerbthätigkeit, welche, erst seit neuerer Zeit auf russischen Boden verpflanzt, durch das Prohibitivsystem*) jährlich an Ausdehnung gewonnen, hat die Baumwollenspinnerei und Weberei die rascheste Entwicklung aufzuweisen. Die Einfuhr roher Baumwolle stieg in den Jahren 1847 bis 1849 von 862,000 auf 1,550,000 Pud. Im Jahre 1850 bestanden 50 Spinnereien mit mehr denn 600,000 Spindeln, die jährlich 700,000 Pud Garn von Mittel- und niedrigen Nummern lieferten, ohne jedoch den Bedarf der einheimischen Weberei zu decken, die 1 Million Pud Garn verarbeitete und in mehr als 300 Fabriken an 8 Millionen Stück Baumwollenstoffe erzeugte. Schon 1845 betrug der jährliche Werth der letzteren gegen 45 Millionen Silberrubel, wovon gegen 25 Millionen allein auf das Gouvernement Wladimir kamen. Auch die Wolleninduftrie hat bedeutend an Umfang zugenommen. Noch 1824 wurde das Tuch zur Bekleidung der Garden aus England bezogen und versorgten Schlesien und Polen ausschließlich den russischen Tuchhandel mit China. Jetzt sorgt die russische Tuchmanufactur für beiderlei Bedarf und 1862 verkaufte man sogar russisches Tuch auf der Londoner Industrieausstellung, welches, im Verhältniß zum Preis und zur (mittlern) Qualität, mit andern Tuchen verglichen für das bessere erklärt wurde.

Aehnliches könnte von den andern Industriezweigen berichtet werden, namentlich von der Metallfabrication,*) die bei dem großen Reichthum der russischen Bergwerke mit jedem Jahre bedeutender wird. (Der Werth der jährlich fabricirten Güter beträgt schon 486 Millionen Silber-Rubel, die Zahl der in den Fabriken beschäftigten Arbeiter 6,064,700, und der Werth der gesammten inneren Betriebsamkeit wird auf 1200 Millionen Rubel jährlich geschätzt.) Was jedoch noch als von größerer Wichtigkeit erscheint, das ist der wohlthätige Einfluß, den die Entfaltung der Manufacturindustrie auf die landwirthschaftliche Industrie ausübt. Diese hat, durch die Comsumtion der inländischen Fabriken dazu angespornt, ihre Producte zu vervollkommnen gesucht, und im Jahre 1858 exportirte sie bereits für 11 Millionen Rubel Wolle, nachdem sie über 1 Million Pud an die inländische Industrie abgegeben, nach dem Auslande. Wie überall ferner, so hat auch in Rußland die gehobene Manufacturindustrie innere Märkte für die Producte der Agri-

---

27 Millionen Pud und in denen der Regierung 10 Millionen Pud aufgelagert, nichtsdestoweniger hält sich der Preis.

*) Seit 1822 galt in Rußland das strengste Prohibitivsystem für ausländische Erzeugnisse, und erst der Ukas vom 28. Mai 1857 führte gemäßigtere, wenn auch noch hohe, Schutzzölle ein. Die Zollfreiheit ist seitdem auf ziemlich viele, nämlich 300 Artikel ausgedehnt, die Zahl der zollpflichtigen Einfuhrwaaren, oder richtiger Gruppen, von 472 auf 367 herabgesetzt worden. Der Gesammtverkehr mit dem Ausland betrug 1824 bis 1828 durchschnittlich 107 Millionen Silber-Rubel, 1844 bis 1848 170 Millionen, 1854 bis 1858 265 Millionen. Für 1859 stellte sich die Einfuhr auf 162 Millionen Silber-Rubel und die Ausfuhr auf 194 Millionen Silber-Rubel, mithin der Gesammtumsatz des internationalen Verkehrs auf 356 Millionen Silber-Rubel.

Wie sich Rußland schon seit mehreren Jahren geneigt gezeigt hat, die Einfuhrzölle immer mehr zu modificiren, so geht man so eben auch im Finanzministerium damit um, den Ausfuhrzoll gänzlich aufzuheben.

*) Die gesammte Eisenproduction beträgt jetzt jährlich 30 Millionen Pud oder gegen 10 Millionen Centner.

cultur geschaffen. Während man z. B. bis 1824 aus dem Süden des Reiches für die Consumtion des mittleren und nördlichen Rußlands nur 4 bis 5 Millionen Tschetvert Getreide zog, so hatte man 1849 bereits 12 Millionen nöthig und jetzt verkauft man im Innern beinahe das Dreifache dessen, was jährlich in das Ausland geht.

Im ganzen Reiche endlich hat der Aufschwung der Manufacturindustrie, indem sie jetzt mehr denn 2 Millionen Hände beschäftigt, eine große innere Consumtion geschaffen und die vermehrte und verbesserte landwirthschaftliche Arbeit hat nothwendigerweise auch den Werth des Grund und Bodens dieser aufsteigenden Bewegung angemessen erhöht: so ist z. B. binnen einer nicht zu langen Zeit der Grund und Boden an der Wolga um das Dreifache, ja an der Mündung des Don sogar um das Vierfache im Werthe gestiegen.

Aus diesem Allem erhellt die große Elasticität der productiven Kräfte Rußlands, die eine sich immer mehr ausbildende Arbeitstheilung und entsprechende Arbeitsvereinigung zu einer noch immer umfangreicher werdenden Verwerthung führen wird. Nichts aber konnte einen besseren Hebel dazu liefern, als die Emancipation der Bauern, unter denen sich bereits auf Grund der ihnen bewilligten Freiheit der Arbeit und ihres überkommenen Besitzstandes ein ziemliches Wohlbefinden verbreitet.*) Ein jeder Nationalökonom muß aber wohl das zugeben, daß das beste Mittel, den Zustand der Finanzen eines Staates zu heben, in einer Hebung des Wohlstandes der Massen besteht, eines Wohlstandes, der viel mehr als der Reichthum der meistentheils verschwenderischen Adelsclassen dem Staatsschatze zu Gute kommt. Dies hat auch die russische Regierung, wie gesagt, endlich erkannt, wofür zum Beweise schließlich die hochwichtige Thatsache angeführt werden möge, daß sie bemüht ist, das Gebäude der Volkswohlfahrt auch durch die Aufklärung des Volkes zu befestigen. Damit von den Menschenrechten ein vernünftiger Gebrauch gemacht werde, will sie in den Massen ein Bewußtsein dieser Rechte, Liebe zu vernünftiger Arbeit entwickeln, Jedem Achtung vor sich selbst und vor dem Menschen überhaupt einflößen helfen, um dadurch zugleich die noch herrschende Trennung der Stände zu beseitigen und eine weise Vertheilung aller in der Gesellschaft wirkenden Kräfte herbeizuführen. Nicht allein, daß das gesammte Unterrichtswesen einer gründlichen Reform unterworfen worden ist, sind auch die Mittel zur Verbreitung der Bildung in Rußland erleichtert worden. Ein wesentlicher Uebelstand war der, daß die Gründung aller Schulen, nicht bloß der öffentlichen, sondern auch der privaten, von der Regierung bisher allein ausging. Die Regierung hatte aber bei allen guten Vorsätzen nicht die materielle Möglichkeit, überall Schulen zu errichten, wo solche nothwendig, woher es denn kam, daß die Zahl der Schulen in Rußland so klein war im Verhältniß zum Raum und der Bevölkerung. Jetzt ist daher die Mitwirkung von Privaten und Gemeinden herbeigezogen und eine allgemeine Freiheit der Schulgründung eingeführt worden.

Dieses Wirken der Regierung aber ist ein gar bedeutungsvolles Zeichen für den Geist der neuen Zeit, die in Rußland aufgegangen und in jeglicher Beziehung gute Früchte tragen wird, von denen auch Deutschland durch einen Handelsvertrag Nutzen ziehen können wird, zumal da neuestens auch die Aufnahme von Ausländern in den russischen Unterthanenverband auf die liberalste Weise erleichtert worden ist!

*) In dem Gouvernement Simbirsk z. B. haben die Bauern vom 1. Januar bis zum 15. December 1863 563 Dessjätinen (1 Dessjätine = 4 1/3 Morgen) Land zu Parcellen von 40 bis 80 den Gutsherrn abgekauft und viele Güter in Pacht genommen. Von Kaufleuten wurden mehr als 1800 Dessjätinen käuflich vom Adel erworben. Und in dem Gouvernement von Samara hat die dortige Sparcasse 367 Empfangsbücher über die Summe von 11,829 Rubel Silber ausgestellt.

Giacomo Meyerbeer.

Nicht allein die musikalische, sondern auch die ganze musikbefreundete Welt hat durch den jüngst erfolgten Hingang dieses Tonkünstlers von Weltruf in das Land der ewigen Harmonie einen schweren Verlust erlitten.

Es ist ein zu reiches Leben, das uns hier nun abgeschlossen vorliegt, als daß der ganze aus einem ununterbrochenen, rastlosen Schaffen und Wirken bestehende Inhalt desselben in einer dem Raume dieser Blätter angepaßten Skizze vollständig erschöpfend zur Anschauung gebracht werden könnte.

Nach den Geburtsregistern der jüdischen Gemeinde zu Berlin war Jakob Meyer Beer (denn dies ist der eigentliche Name des verstorbenen Meisters) als der Sohn eines reichen jüdischen Banquiers am 23. September 1791 geboren, welches letztere um so mehr zu constatiren ist, da Meyerbeer in manchen Lebensbeschreibungen und auch anderwärts als jünger angegeben worden ist, ja, da er auch selbst die kleine Schwäche besessen, sich für jünger auszugeben.

Die freiere Strömung des staatlichen Lebens, die seit Friedrich dem Großen angestrebte und nun endlich erreichte Beseitigung jenes Sisiphussteines, der so lange auch in Preußen die Israeliten niedergehalten, sollten auch auf seine Erziehung den segensreichsten Einfluß ausüben. Mit seltener Energie wandten sich namentlich in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts die Söhne wohlhabender jüdischer Eltern den Wissenschaften und Künsten zu, und jetzt, wo das Werk der Judenemancipation fast in allen Ländern schon so große Fortschritte gemacht hat, würde man nur wenig Branchen der menschlichen Geistesthätigkeit anführen können, denen dies merkwürdige Volk nicht große, glänzende Genies geliefert hätte. Mit regem Eifer haben die Sprößlinge aus dem unverwüstbaren, in der Neuzeit wieder erstarkten und verjüngten Stamme Israels, wie die Feder, so die Lyra in die Hand genommen, und das Beer'sche Haus allein hat in dreien seiner Söhne auf verschiedenen Gebieten ausgezeichnete Männer hervorgebracht; denn es hat sich von den Brüdern unseres Meyerbeer der 1797 geborene und 1850 gestorbene Wilhelm, welcher auch die Feldzüge von 1813 bis 1815 erst als Freiwilliger zu Pferd, dann als Officier mitgemacht, obwohl sein nachher erwählter Beruf der kaufmännische war, als Astronom einen allgemein geachteten Namen,*) und Michael (geboren 1800 und gestorben 1833) einen ziemlich bedeutenden Rang unter den Jüngern der Poesie erworben.**) Musik aber gehörte seit des königlichen Harfenspielers Zeiten zu den Künsten, denen die Juden leidenschaftlich ergeben waren, und jetzt, seit ihrer Entfesselung, ist fast kein Instrument zu finden, auf dem nicht jüdische Virtuosen uns, wie David den Saul, entzückt hätten. Bei Giacomo, wie Meyerbeer später als Componist seinen Vornamen italisirte, trat schon sehr früh ein großes musikalisches Talent auffallend hervor, wurde auch glücklicher Weise zeitig erkannt und durch die besten Lehrer ausgebildet. Der, damals berühmte, seitdem aber verschollene und vergessene böhmische Pianist Franz Lauska übernahm den Unterricht im Clavierspiel, Zelter und B. Anselm Weber machten ihn in der Folge mit dem Generalbaß und der Compositionskunst bekannt. Bereits als ein Knabe von neun Jahren erntete seine erstaunliche mechanische Fertigkeit auf dem Clavier, verbunden mit einer ebenso geistvollen als eigenthümlichen Auffassung aller Piecen, in Concerten*) den höchsten Beifall und zwar nicht bloß von Seiten des Publicums, sondern auch competenter Sachkenner, wie ihn z. B. Karl Maria von Weber schon damals für den größten Clavierspieler Deutschlands erklärte. Als Jüngling setzte er die Wiener durch das wunderbare Beherrschen seines Instruments in staunendes Entzücken, und veranlaßte sogar die renommirtesten Pianisten, wie selbst Hummel, ihr Spiel bedeutend zu modificiren, wollten sie nicht gar zu weit hinter den Erfolgen des jungen Berliners zurückbleiben.

Dies Alles schien ihm anfänglich als Ziel seiner musikalischen Bestrebungen nur den Ruhm des Virtuosenthums anzuweisen. Er fand indessen daran kein Genüge und wandte sich daher von der Laufbahn eines bloß ausführenden Künstlers ab und ausschließlich der Composition zu, deren Studien er gleichzeitig mit Karl Maria von Weber und Gänsbacher in den Jahren 1810 und 1811 bei dem damals so berühmten Theoretiker und tüchtigen Componisten, dem Abte Vogler in Darmstadt, vollendete. Zuerst versuchte er sich dann auf dem Gebiete der geistlichen Musik, in-

*) Wilhelm Beer besaß eine kleine Sternwarte im Berliner Thiergarten und schrieb mit Mädler: „Physische Beobachtungen des Mars." Berl. 1850. „Mappa selenographica," ebd. 1834 — 1836, und „Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen," ebd. 1837.

**) Michael Beer schrieb die Trauerspiele: „Klytämnestra" (1819); „Die Brüder von Aragonien" (1822); „Der Paria" (1823); „Struensee" (1827), zu dem der Bruder 1845 die begleitende Musik (Ouverture und Zwischenacte) componirt hat, und „Schwert und Hand" (1832); außerdem noch „Genuesische Elegien" (1826).

*) Sein erstes Concert außerhalb Berlins gab er in Leipzig am 2. Januar 1804.

dem er Fugen und Cantaten componirte. Von den letztern gelangte „Gott und die Natur“ in der Berliner Singakademie zur Aufführung.

Obgleich nun diesen Erstlingsblüthen seines ungeheuren Fleißes und seiner productiven Kraft großer Beifall gespendet wurde, so verließ er doch diesen Zweig der Musik und ging zur Composition von Opern über. Hierbei sollte er aber harte Kämpfe, innere und äußere, durchzumachen haben, ehe er sich zur Anerkennung emporarbeitete, denn seine ersten Opern („Jephta's Tochter“ und die komische Oper „Abimelech oder die beiden Chalifen“) wurden zwar hier und da aufgeführt, doch ohne mehr als einen succès d'estime zu erringen. Das wollte dem jungen ruhmdürstigen Künstler nicht behagen, und er verließ sein kaltes deutsches Vaterland und ging nach Italien, deren leichter zu enthusiasmirende Bewohner mit den Lorbeeren weniger haushälterisch umgehen. In Venedig brachte grade der Maestro aus Pesaro, Rossini, seinen „Tancred“ auf die Bühne (1813). Die bezaubernde Musik dieser Oper rief den Künstlerneid Meyerbeer's wach, und die Ovationen, mit denen Jener von der großen Menge gefeiert wurde, trieben ihn an, sich dergleichen Triumphe in ähnlicher Weise zu erwerben. Er ward der strengen deutschen Weise untreu und warf sich der italienischen Musik in die Arme.

Allerdings waren auch die Erfolge seiner in Rossini'schem Stile geschriebenen Opern „Romilda e Costanza,“ welche 1817, wie die folgenden, zuerst in Padua in Scene ging, „Margherita d'Anjou,“ „Semiramide riconnosciuta,“ „Emma di Resburgo,“ „Esule di Granada“ und „Il crociato in Egitto“ in Italien großartig und glänzend, aber er mußte doch den geringen Werth derselben bald erkennen. Die deutsche Kritik war darin einstimmig, daß diese Erzeugnisse einer verkehrten Richtung der neuern italienischen Musik ohne Ernst, ohne Tiefe und ohne alle dramatische Wahrheit seien. Namentlich ist die folgende Aeußerung des Componisten der „Euryanthe“ über die Erfolge seines Jugendfreundes nicht allein für diese Productionen Meyerbeer's, sondern auch für das leitende Motiv seines ganzen Strebens von Bedeutung: „Es ist Jammer und Schade um Meyerbeer, daß der Durst nach äußern Erfolgen ihn so ganz auf diese verkehrte Seite der Kunst gelenkt hat, denn er hatte ein großes, tiefes, deutsches Talent, vor dem ich mich, als wir noch bei Vogler studirten, oft gefürchtet habe, und meine ganze Kraft anstrengen mußte, um es ihm gleich zu thun. Ich versichere Sie, in seiner Oper „Jephta“ kommen außerordentlich schöne Sachen vor, und ganz deutsch und gründlich gearbeitet. Und jetzt schreibt er Alles das verfluchte Zeug, nur um der elenden Mode zu huldigen und in Italien den Beifall einer Menge zu ernten, die er verachten sollte.“

Von seiner Ruhmsucht getrieben, ging nun im Jahre 1825 Meyerbeer nach der Metropole Frankreichs, um hier andere Mittel zur Erreichung seines Zweckes zu versuchen, der in nichts geringerm als in einem Weltrufe bestand. Hier machte er die Bekanntschaft Scribe's und der Verbindung mit diesem fruchtbaren und geschickten Versemacher verdankt die Welt die Entstehung der modernen französischen Oper, „welche freilich, im directen Widerspruche mit dem jubelnden Applaus der begeisterten Massen, die strengere Kritik eine musikalische weltbürgerliche Monstrosität nennen möchte,“ da sie die contrastirendsten Eigenschaften und Bestandtheile — „Wahrheit und Unwahrheit, Geschmack und Geschmacklosigkeit, Adel und Trivialität, Schönheit und Häßlichkeit“ — in sich vereinigt.

In Italien ist das Libretto Neben-, in Frankreich dagegen die Hauptsache. Dort wird der Text von der Musik, hier die Musik vom Texte getragen. Die Italiener beanspruchen von der Handlung und der scenischen Ausschmückung soviel wie gar nichts, die Franzosen können darin nicht genug des Frappanten und Pikanten bekommen. Dies erkannte Meyerbeer sofort mit seinem schnellfassenden Blicke für den herrschenden Geschmack des Publicums; er legte sich die Idee zu einem Texte zurecht, der alle bisherigen Schaustücke der französischen Oper übertreffen sollte, und Scribe führte sie zu seinem Entzücken aus, denn das danach verfaßte Libretto mit seinen trivialen und unnatürlichen Motiven, den verschrobenen Gefühlen und Leidenschaften seiner Personen bot ihm Alles zu der Musik, die er für das Pariser Publicum im Sinne hatte.

In der That hatte „Robert der Teufel“ (1831) einen fast beispiellosen Erfolg und freilich kann man nicht leugnen, daß, wenn auch in dieser Oper alle bisherigen Stile der Musik wild und regellos ineinander laufen, eine bizarre Instrumentation durch die wilden Tonmassen schreit und man in dem Gewühle vergeblich die dem Ganzen zu Grunde liegende Idee sucht, ein wahrhaft schöpferisches Genie aus diesem Chaos gleich leuchtenden Blitzen hervorbricht, daß darin ein seltener Melodienreichthum enthalten ist und daß nur das hervorragendste Talent diese Massen bewältigen und zusammenreihen konnte.

Die Oper verdunkelte nicht allein für den Augenblick die beiden gefeierten Meister jener Tage, Rossini und Auber, sondern verbreitete auch wirklich den Ruhm ihres Componisten von der Seine aus über die ganze civilisirte Welt. Sie wurde in Paris 400mal gegeben*) und erhält sich noch jetzt überall auf dem Repertoir.

Da der Erfolg seines ersten Werkes in dieser neuen Richtung seine kühnen Hoffnungen fast sogar noch überstieg und mithin die getroffene Wahl der Mittel vollständig rechtfertigte, so galt es natürlich nun, immer mehr dergleichen bei jeder folgenden Production zur Anwendung zu bringen. So ruft er denn in den spätern Opern, um frappant zu sein und die höchstmöglichsten Effecte zu erzielen, neben der größten scenischen Pracht und Mannigfaltigkeit nicht nur Alles, was klingt, sondern auch was nur Geräusch macht, kurz Alles, was auf die Sinne eine gewaltige Anziehungskraft ausübt, zu Hilfe. In Beziehung auf den Contrast schießen die grellsten Lichter und Schatten im schnellsten Wechsel durcheinander, ein Bühnenwunder reiht sich eben so an das andere, wie eine pikante musikalische Form auf die andere folgt. So viel auch die neue italienische Schule nach dem Vorbilde Rossini's für den brillanten Gesang gethan hat, Meyerbeer wußte ihn durch tausend wunderbare Passagen, Fiorituren, Melismen und Cadenzen noch frappanter zu machen. Er setzte namentlich die Hauptsängerin mit den geschicktesten Virtuosen im Orchester in den schwierigsten Wettkampf; sie mußten der dramatischen Person Passagen, Läufer, Staccatosprünge, Triller ꝛc. von der größten Schwierigkeit vorspielen, die Sängerin ihnen dieselben nachahmen.

Dies Alles schließt jedoch keineswegs große Schönheiten und wahrhaft Künstlerisches aus. Namentlich documentiren die 1836 zum ersten Male über die Bühne gegangenen „Hugenotten“ ein außerordentlich geniales Gestaltungsvermögen ihres Componisten. Ein Hauptvorzug dieser historischen Oper, deren Orchestration gradezu majestätisch ist und in der die Situationen fesselnd und ergreifend durchgeführt sind, besteht in dem Streben nach Charaktereinheit, die Meyerbeer hauptsächlich dadurch erzielt hat, daß von ihm der in seiner Wirkung so gewaltige Choral Martin Luther's, „Eine feste Burg ist unser Gott“ (den Victor Hugo jüngst als die deutsche Marseillaise bezeichnet hat), zur Hauptsäule des ganzen schönen Baues genommen worden ist. Wie in den „Hugenotten,“ so findet man auch in vielen seiner andern Stücke viel Feuer und einen eben so hinreißenden Schwung, wie eine bewunderungswürdige Originalität und Unerschöpflichkeit der Melodien. Die Steigerung nach dem Ende derselben zu ist allerdings selten durch die Natur des Gefühls motivirt, sondern mehr, um den Applaus für den Sänger herbeizuzwingen; wo sie aber durch die Situation gerechtfertigt ist, wie in manchen Ensembles und Finalschlüssen, da wirkt sie mit unwiderstehlicher Macht.

Das kolossalste Tonwerk Meyerbeer's ist „der Prophet“ (1849). In dieser durch ihr ungeheures Schaugepränge alles Bisherige in Schatten stellenden „Großen Oper,“ deren Erscheinen schon Jahre lang von öffentlichen Blättern vorherverkündigt worden war, ließ er alle andern Künste mit der Musik vereint nach demselben Mittelpunkte wirken, um ein in jedem Punkte Ungewöhnliches hervorzubringen. Das ist ihm nun freilich glänzend gelungen, aber trotzdem macht sich im „Propheten“ bereits ein Sinken der musikalisch-productiven Kraft des Componisten bemerkbar und sind die musikalischen Formen schwächer und kälter.

Auch im „Nordstern,“ der eine bloße

*) Meyerbeer hat für die 400 Aufführungen 64,000 Francs (17,066⅔ Thaler) erhalten, ohne die Einnahme vom Verkaufe der Partitur und des Verlagsrechtes aller Arrangements aus derselben.

Umarbeitung des für die Eröffnung des neuerbauten Berliner Opernhauses geschriebenen „Feldlagers in Schlesien" ist, sind die Schönheiten der Musik schon spärlicher und vereinzelter, obwohl der Ausbau der Ensemblestücke als geistreich zu bezeichnen ist. Die gesuchten Effecte, die Raffinements springen immer mehr in die Augen und erreichen ihren Höhepunkt in „Dinorah" oder „die Wallfahrt nach Ploërmel" (einer komischen dreiactigen Oper, zu der nicht Scribe, sondern Michel Carré und Jules Barbier den Text geliefert haben), obgleich von dieser der Componist gegen den Kritiker Scudo geäußert hatte: „Ich steige hier bis zum Grade eines Unterofficiers herab, indem ich ein Werk liefere, in welchem ich mich freiwillig aller Kriegslist begebe — ein offenes Geständniß —, mit der ich bisher meinen Ruf begründet habe. Ich mache es wie Virgil, aber umgekehrt, indem ich die Kriegstrompete ablege, um auf der Hirtenflöte zu blasen," oder vielmehr Clarinette. „Der Wettkampf der Sängerin" nämlich, sagt sehr wahr ein Biograph in der „Europa," „mit der Flöte im „Feldlager" war so günstig ausgefallen, daß er in „Dinorah" widerkehren mußte. Diesmal macht's die Clarinette ab. Diese — die Clarinette ist das Motiv, welches den Dudelsackspieler in das Stück gebracht hat. Eine Eremitenklause muß auf die Scene — um das Spiel eines Glöckchens mit dem Orchester vereinigt hören lassen zu können. Die Sängerin soll eine Scene bekommen, wie noch keine dagewesen, — durch Spiel, Gesang und Tanz zugleich die erstaunten Zuschauer und Hörer hinreißen — verblüffen. Sie soll bei Mondenlicht ihren eigenen Schatten ansingen und mit ihm tanzen — Schattentanz. Eine Ziege kommt in das Stück. Wie muß es die Zuschauer reizen, in Erstaunen setzen, wenn ein unvernünftiges Vieh als Mitschauspielerin auftritt, eine vorgeschriebene Rolle ordentlich nach dem Stichwort ausführt. Außerdem gibt sie Gelegenheit, ein Wiegenlied — einer Ziege singen zu lassen. Daß solche Dinge kein Mensch mit gesundem Verstande thun kann, ist natürlich; darum muß Dinorah das ganze Stück hindurch wahnsinnig sein!" Dieser höhere Blödsinn vom dramatischen Gesichtspunkte aus kann doch nur schließlich ermüdend wirken und selbst durch den reichsten Melodienkranz nicht aufgewogen werden.

Trotz aller erwähnten Mängel und von einer unparteiischen, nüchternen und an den unwandelbaren Typen unserer Classiker festhaltenden Kritik entschieden zu verwerfenden Eigenschaften der Meyerbeer'schen Opern ist aber doch derselbe als einer der größten dramatischen Tonkünstler der Neuzeit zu bezeichnen, der unsern ersten Meistern hätte gleich kommen können, hätte ihn nicht seine unbegrenzte Ehrsucht auf falsche Wege geführt. Diese allein hat es ihn verschmähen lassen, ein Mitgenosse des deutschen Wirkens und des unsterblichen Ruhmes eines Weber's zu werden, oder auch nur deutscher Musik, wie im „Nordstern," ein deutsches Sujet statt einer russischen Parodie unterzulegen. Dieser hat es geschmeichelt, daß die von ihm geschaffene moderne große französische Oper durch ihre zwingende Kraft auf die Menge seit über 30 Jahren die europäische Bühne beherrscht, und daß die Pariser ihn mit Stolz „Notre Meyerbeer" nannten.

Wir lassen eine Anzahl von ihm außerdem noch componirter Cantaten, Märsche *) ꝛc. unerwähnt, und theilen zum Schluß noch einige äußere Lebensbezüge Meyerbeer's mit.

Im Jahre 1835 wurde er zum wirklichen Mitgliede der französischen Akademie der Wissenschaften und 1842 zum königlich preußischen Generalmusikdirector**) in Berlin ernannt, weshalb er hier von dieser Zeit an, abwechselnd mit Paris, seinen Wohnsitz nahm.

Seit 30 Jahren überhaupt lebte Meyerbeer auf den Eisenbahnen und in Hotels; er verlangte, wenn er ankam, nichts als ein Piano und Notenpapier. Um ein Werk zu hören, das er nicht kannte, oder einen Sänger, den man ihm angerühmt, legte er oft 200 Meilen zurück. Wenn er zeitweilig in seinem Hotel zu Berlin weilte, dessen Pracht und Reichthum, welche die Interessen seines auf drei Millionen Thaler sich belaufenden Vermögens und seines Ruhmes gewesen, er seiner Frau und seinen zwei Töchtern über-

*) Das letzte Werk dieser Art dürfte der zur Eröffnungsfeier der vorjährigen Londoner Industrieausstellung componirte Marsch sein.

**) Als solcher hatte er die Pflicht, im Jahre etwa zwei oder drei Hofconcerte zu dirigiren.

ließ, zog er sich in ein kleines Zimmer zurück, lebte dem Clavier und den Partituren, und ließ nur den Diener ein, der ihm sein einfaches Essen brachte. In Paris bewohnte er in der letzten Zeit ein einfaches Gemach in der Nähe der Champs-Elysées, an der Ecke der Avenue Montaigne, kaum zwanzig Schritte von dem Haus entfernt, wo Heinrich Heine, der bekanntlich manchen Witz über Meyerbeer gemacht hat, die letzten Tage seines martervollen Lebens zubrachte. Er lebte da zurückgezogen und fleißig, wie ein Benedictiner, stand um sechs Uhr Morgens auf, componirte bis gegen zehn Uhr, ging dann aus, um das Frühstück einzunehmen, kehrte rasch zurück und führte dann seine Correspondenz nach allen Weltgegenden. Er ruhte hierauf eine kurze Zeit und sehr regelmäßig, während die halbe Nacht den Salons und den Theatern gehörte.

Am 23. April befiel ihn eine tödtliche Krankheit, der er bereits am 2. Mai sieben Uhr Morgens erlag.

Meyerbeer starb wie er gelebt, denn mitten in der Arbeit, die er bis zu seinem letzten Lebenstage fortsetzte, traf ihn der Tod. Er kämpfte, um seinen Ruhm noch zu vermehren, gegen den Schmerz, gegen die Abnahme seiner Kräfte, ja selbst gegen den Tod, als dieser seinem Krankenlager nahte. Als ihn am 29. April der Director der großen Oper besuchte, sagte er zu ihm: „Mein lieber Herr Perrin, ich bin sehr krank. Trotzdem wollen Sie eine Ouverture zu der „Afrikanerin" — einer Oper, die Meyerbeer unter andern Compositionen hinterlassen — „haben, da Sie mir immer vorwerfen, daß meine Opern keine Ouverturen besitzen!" Er hatte in der letzten Zeit eines seiner Zimmer in eine förmliche Copiranstalt verwandelt; er ließ nämlich in demselben unter seinen Augen die Partitur und die Rollen der „Afrikanerin" abschreiben, las sie selbst durch und corrigirte in seinem Bett mit größter Anstrengung die Schreibfehler, welche sich eingeschlichen hatten. „Sie sehen," sagte er zum Director Perrin, der ihn öfter bei dieser Arbeit überraschte, „ich arbeite für Sie; ich erleichtere der Oper die Arbeit der Proben." Am letzten April noch gab er den Auftrag, daß man nicht vergessen solle, die Schreiber für den kommenden Tag zu bestellen. Der Körper des Gestorbenen war in den letzten Tagen zum Skelet geworden; aber der Geist, die Intelligenz, der Wille, hatten sich in das Gehirn zurückgezogen und sich dort förmlich gegen den Tod verbarricadirt. Von der Angst vor dem in Folge eines möglichen Scheintodes etwa stattfindenden Lebendigbegrabenwerden getrieben,*) hatte er ein Papier mit folgenden Zeilen hinterlassen: „Ich bitte, daß man mich nach meinem Tode vier Tage lang mit unbedecktem Gesicht auf meinem Bett liegen lasse. Man möge mir an Händen und Füßen zur Ader lassen. Man gebe 50 Thaler den zwei Männern, die mich bewachen. Ich bitte, daß man meine Leiche nach Berlin transportire, ohne in Paris vorläufige Leichenfeierlichkeiten abzuhalten, und vermache jener Person 200 Thaler, welche in Bezug der hier angegebenen Clauseln mein Testamentsexecutor wird."

Während der erstgenannte Wunsch erfüllt worden ist, hat der andere natürlich keine Berücksichtigung gefunden.

„Paris," schreibt La Gironde, „hatte seine Emeute: es folgten wohl 300,000 Menschen der Leiche Meyerbeer's (als dieselbe nach dem Nordbahnhofe gebracht wurde), ein Geleite, das weniger Traurigkeit als stille Freude einflößte; denn es ist ein tröstliches Zeichen der Zeit, ganz Paris umgestürzt und in Aufregung zu sehen bei der letzten Heimkehr eines Mannes, der weder Beamter noch Soldat war, sondern — Preuße und Israelit (!)." Auf dem gleichsam in einen Tempel verwandelten Bahnhofe wurden zwischen der Aufführung geeigneter Piecen aus den Meyerbeer'schen Opern sieben Reden gehalten. Dann erst ging die Leiche in Begleitung Perrin's, Julius Beer's (eines Neffen Meyerbeer's), Louis Brandus' und des Kammerdieners nach Berlin ab, um hier am 9. Mai zur Erde bestattet zu werden.

Eine prächtige Maisonne warf hier ihre blendenden Strahlen auf den imposanten Trauerzug, dem ein Musikcorps, ernste Weisen blasend, voranschritt. Den von sechs Rappen gezogenen Leichenwagen schmückten Palmzweige, und unmittelbar hinter den Leidtragenden fuhren die königlichen und

*) Auch hatte er stets seine Gesundheit mit einer derselben unmöglich zuträglichen Aengstlichkeit bebeobachtet.

prinzlichen Galawagen. Dann kam eine endlose Reihe glänzender Equipagen, die sich durch den dichten Volksknäuel nur mit Mühe Bahn brechen konnten. Als die Spitze des Zuges das Opernhaus erreichte, erhob der Chor desselben einen hehren Klagegesang.

Meyerbeer, der überhaupt mit vielen Orden geschmückt worden, gehörte zu den ersten dreißig Rittern der Friedensclasse des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste. Bei der Krönung des jetzigen Königs von Preußen erhielt er auch den neugestifteten Kronenorden und zwar in der zweiten Classe. So war auch hierin sein Ehrgeiz befriedigt worden.

Das Steinsalzlager zu Staßfurt.

Die Hoffnung, die wir in unserm Bericht über das großartige Steinsalzlager zu Staßfurt (Bd. III. S. 447) aussprachen, daß dasselbe die Grundlage zu wichtigen Industriezweigen abgeben werde, ist bereits vollständig in Erfüllung gegangen. Das borsäurehaltige Mineral kommt allerdings nur sporadisch vor, so daß eine regelmäßige Verarbeitung darauf noch nicht hat gegründet werden können. Dafür aber hat der Carnallit, das chlorkaliumhaltige Mineral, das in einer Mächtigkeit von hundert Fuß vorkommt, bereits eine große Wichtigkeit erlangt. Da dieses Mineral mit Steinsalz und Kieserit (schwefelsaurer Magnesia) gemengt vorkommt, so beträgt der Chlorkaliumgehalt in der Regel nur 16 bis 18 Procent. Die Gewinnung dieses werthvollen Salzes ist aber sehr leicht; durch einfaches Umkrystallisiren können wenigstens die das Chlorkalium begleitenden Salze, vorzugsweise Chlormagnesium, zum größten Theil abgeschieden werden, so daß man ein Salz gewinnt, welches 80 Procent Chlorkalium enthält.

Vor zwei Jahren (1861) wurden nur 46,000 Centner von diesem Abraumsalz abgesetzt, 1862 schon 390,000 Centner, 1863 aber 850,000 Centner. Davon sind 50,000 Centner im natürlichen Zustande zum Düngen der Felder verwendet worden, während 800,000 Centner in die chemischen Fabriken wanderten, um auf Chlorkalium verarbeitet zu werden. Nicht weniger denn dreizehn Fabriken von großem Umfange sind bereits in der nächsten Nähe von Staßfurt entstanden, die sich mit der Verarbeitung des Abraumsalzes beschäftigen, so daß das kleine Städtchen ganz verwundert auf das ungewohnte rege Leben ringsum, das gleichsam über Nacht geboren worden ist, schaut. Man wird hierdurch lebhaft an die große Rolle, die das heutige kleine Provinzialstädtchen in früheren Jahrhunderten gespielt hat, erinnert. Diese Tage sind wieder im Anzuge, aber noch sieht man ihnen mit einem gewissen Bangen entgegen, da sich das Bewußtsein regt, daß dadurch die liebgewonnenen gemüthlichen Zustände bedroht werden.

Das in Staßfurt gewonnene Chlorkalium wandert in die Salpeterhütten und wird hier in Salpeter umgewandelt und dieses dient wieder zur Fabrication des Schießpulvers. Bei einem Durchschnittsgehalte des Abraumsalzes von 17 Procent Chlorkalium, fabricirt man in Staßfurt 136,000 Centner Chlorkalium und diese geben wieder 184,000 Centner Salpeter, die für 250,000 Centner Schießpulver ausreichen. In früherer Zeit war die Beschaffung des Salpeters, der für die Kriegführung so nöthig ist wie das tägliche Brot, im eigenen Lande eine Hauptsorge der Regierungen, so daß in einigen Ländern den Unterthanen zur Pflicht gemacht wurde, jährlich eine bestimmte Menge Salpeter gleichsam als Abgabe einzuliefern. In andern Ländern waren den Salpeterfabrikanten wichtige Privilegien verliehen, die zu zahllosen Scherereien und höchst drückenden Belästigungen der Unterthanen Veranlassung gaben. Diese Verhältnisse haben sich seit dem Aufblühen des Handels und der Schifffahrt wesentlich geändert. Heute versorgt uns Ostindien vorzugsweise mit Salpeter, der hier während der Regenzeit auf ausgedehnten Gebieten an der Oberfläche auswittert und nach Beendigung der nassen Jahreszeit eingesammelt wird.

In neuerer Zeit hat der ostindische Kalisalpeter in dem südamerikanischen Natronsalpeter, dem sogenannten Chilisalpeter, der in der Wüste Atacama in ungeheueren Ablagerungen gefunden wird, einen bedeutenden Concurrenten erhalten. Durch die Vermehrung der stehenden Heere ist aber der Verbrauch des Schießpulvers selbst in Friedenszeiten, auf den Exercierplätzen, ein so bedeutender geworden, daß die Preise des ostindischen Salpeters durch das Auf-

treten des Chilisalpeters wenig beeinträchtigt worden sind. In der neuesten Zeit wirft sogar die Umwandlung des Chilisalpeters in Kalisalpeter, durch Zersetzung des ersteren mittelst Kalisalzen, noch Vortheile ab. Dieser neue Industriezweig entstand bei uns in Folge des Krimkrieges. Man fand in Rußland einen gut zahlenden Abnehmer dieses Salpeters, da die Einfuhr zur See durch die englisch-französische Flotte abgeschnitten war. Für die Dauer hätte sich allerdings dieser Industriezweig nicht halten können, da die für die Umwandlung des Chilisalpeters unentbehrlichen Kalisalze zu theuer waren. Nur in außergewöhnlichen Zeiten, wo man für den Kalisalpeter willig jeden Preis zahlt, konnte diese Fabrication Gewinn bringen.

Durch die Auffindung einer fast unerschöpflichen Quelle von Chlorkalium in dem Staßfurter Steinsalzlager hat dieser neue Industriezweig aber eine sichere Grundlage erhalten. Der Preis des Abraumsalzes und des daraus gewonnenen Chlorkaliums ist durchaus abhängig von den Marktpreisen des ostindischen und des Chilisalpeters. Fällt der erstere oder steigt der letztere, so muß nothwendig auch der Preis für das Abraumsalz und das Chlorkalium heruntergehen, aber er kann wieder steigen, wenn solches beim ostindischen Salpeter der Fall ist oder wenn der Chilisalpeter fällt. Bei dem heutigen Preise von 12⅔ Thlr. für den ostindischen und von 5 Thlr. für den Chilisalpeter kann sich das Staßfurter Chlorkalium recht gut auf 4 Thlr. und das Abraumsalz auf 9 Ngr. pro Centner halten.

Die Förderung des reinen Steinsalzes hat sich zwar auch gesteigert, aber doch nicht in einem dem ungeheuren Vorrath entsprechenden Maße. Im Inlande stehen dem Verbrauch des Steinsalzes noch mancherlei, allerdings ganz ungerechtfertigte Vorurtheile entgegen; ebenso ist auch das Salzmonopol ein großer Hemmschuh für eine noch großartigere Entwicklung des Steinsalzbergbaues bei Staßfurt. Gegen das Ausland hat die Regierung allerdings billigere Grundsätze angenommen und durch eine bedeutende Herabsetzung des Preises, wie es heißt bis auf 1 Ngr. den Centner, den Absatz beträchtlich erweitert. Die Concurrenz des Staßfurter Steinsalzes gegen das ausländische, namentlich das englische Salz, soll bereits sehr bedeutend sein, ja sogar nach England selbst sollen schon nicht unbedeutende Mengen gehen.

1863 wurden 900,000 Centner Steinsalz abgesetzt und über 250,000 Stück von den Viehsalzleckſteinen.

So lange die Regierung an ihrem Salzmonopol festhält, wird die Gewinnung des unreinen Salzes von größerer Bedeutung sein als die des reinen. Schon jetzt spielt jenes die Hauptrolle, aber es wird eine noch viel größere Bedeutung erlangen, sobald es gelingen wird, das chlorkaliumhaltige Salz auch auf andere Kalisalze, namentlich auf Pottasche zu verwerthen. Allerdings muß man dann mit dem Preise des Abraumsalzes heruntergehen und dazu wird man sich wohl bei dem ungeheueren Vorrath entschließen müssen, da das Absatzgebiet für das Chlorkalium doch nur ein beschränktes ist.

Schon jetzt werden mancherlei Versuche gemacht, das Abraumsalz auf Pottasche zu verarbeiten. Daß sie zu einem gedeihlichen Ziele führen werden, ist gar nicht zu bezweifeln, und dann steht Staßfurt ein weit großartigerer Aufschwung bevor als seine Blüthezeit im Mittelalter. Sein Steinsalzlager ist die wichtigste Quelle für die Kalisalze, die überhaupt existirt, so daß man von hier aus in der Zukunft den Weltmarkt gradezu beherrschen wird.

Einen neuen wichtigen Industriezweig wird ehestens die 180 Fuß mächtige Schicht, die stark bittersalzhaltig ist, in's Leben rufen. Schon jetzt ist man mit der Erbauung einer großartigen Fabrik beschäftigt, in der der Kieserit, aus 87 Gewichtstheilen schwefelsaurer Talkerde und 13 Gewichtstheilen Wasser bestehend, auf Schwefelsäure verarbeitet werden soll.

Jedem Reisenden, der diese Gegend berührt, ist der Besuch dieses aufblühenden Ortes anzurathen. Die über Tage befindlichen Betriebsanlagen stehen vollständig auf der Höhe der heutigen Technik. Die Ausbreitung derselben wird einigermaßen durch die Stadt beschränkt, deren Häuser hart an die Schächte herantreten, so daß man hier auf einem verhältnißmäßig kleinen Raum eine ganz vorzügliche und darum höchst interessante Ausstellung der mannigfaltigsten Vorrichtungen zur Förderung, Verladung und Weitertransportirung des Steinsalzes, sowie zur Aufbereitung desselben beisammenfindet.

Auch eine Fahrt in die Tiefe lohnt sich

wohl der Mühe. Die domähnlichen, siebzig Fuß breiten Ausrichtungsstrecken und Abbauörter machen einen überwältigenden Eindruck und mehr noch besticht der Zauber der Farbenspiele in diesen unterirdischen Räumen das Auge.

Die Strohflechterei und Weberei.

Namentlich in wärmeren Ländern ist ein Strohhut eine sehr angenehme Kopfbedeckung nicht allein seiner Leichtigkeit wegen, sondern mehr noch, weil er den Ausdünstungen des Kopfes ungehindert einen Ausweg gewährt. Daher ist denn auch Italien wenigstens in Europa das erste Land, wo die Strohhüte aufkamen. Namentlich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erreichte hier die Strohflechterei eine außerordentliche Ausdehnung. Eine sehr bedeutende Zahl von Strohhüten wurde alljährlich von hier nach allen Ländern Europa's verschickt, wodurch man fast unglaubliche Summen gewann, denn während das Material selbst sehr wenig kostspielig ist, gibt es Damenhüte, die im rohen Zustande, 100 bis 150 Thaler und mehr kosten. Noch heute blüht dieser Industriezweig besonders in der Umgegend von Florenz und Siena.

Da die feinere Strohflechterei sehr einträglich ist, so fand sie auch in andern Ländern bald Eingang. Namentlich zeichneten sich Tyrol und Sachsen schon ziemlich früh durch schöne Geflechte aus. Besonders war es eine Familie Engelhard in Dresden, die sich große Verdienste um die Ausbildung dieses einträglichen Industriezweiges erwarb. Seitdem man gelernt hatte, das Material zu veredeln und zu vervielfachen, so daß man grade aus dem, was man früher fortgeworfen, die feinsten Flechtwerke anfertigte, fanden viele tausend Menschen in der Strohflechterei einen vorher nie gehabten Erwerb. Allerdings war die außerordentlich günstige Periode für die sächsische Strohflechterei nur eine vorübergehende; noch vor Ablauf des vorigen Jahrhunderts traten ungünstigere Verhältnisse ein, aber dennoch waren vor 50 Jahren allein im meißnischen Kreise in 50 Dörfern 5000 Menschen mit der Verarbeitung des Strohes beschäftigt, wodurch sie jährlich 120,000 Thaler verdienten. Man gibt an, daß man im Lande jährlich allein 100,000 Strohhüte absetzte. Die Bestellungen aus Böhmen, Ungarn, Polen und Rußland waren sehr bedeutend und selbst nach Italien fanden die sächsischen Strohhüte ihren Weg.

Seitdem ist die Concurrenz allerdings in Deutschland selbst bedeutend größer geworden und namentlich durch die Schweiz hat die sächsische Strohflechterei sehr schwer zu leiden. Nichtsdestoweniger aber ist dieser Industriezweig dennoch von Bedeutung. Wie in früherer Zeit hat auch heute noch das kaufmännische Geschäft vorzugsweise seinen Sitz in Dresden, während die Arbeiten selbst in den Dörfern von Dippoldiswalde nach dem Erzgebirge hin angefertigt werden. In der neuesten Zeit, wo die Spitzenklöppelei im obern Erzgebirge einen immer kärglicheren Lohn abwirft, haben sich viele fleißige und geschickte Hände der Strohflechterei zugewendet. Indessen wollte es auf der deutschen Industrieausstellung zu München 1854, wo allerdings die sächsische Strohflechterei nur höchst ungenügend vertreten war, scheinen, daß Würtemberg und Baden, wo sich dieser Industriezweig, namentlich im Schwarzwalde, erst viel später eingebürgert hat, Sachsen hinsichtlich der Leistungen bereits überflügelt haben. Namentlich konnten sich die badischen Flechtereien dreist den bessern Arbeiten des Auslandes an die Seite stellen und in der That concurriren sie mit diesen auch in dem Export.

Um die Einbürgerung dieses neuen Industriezweiges in Würtemberg hat sich besonders die 1833 als Armenbeschäftigungsanstalt auf Actien gegründete Manufactur in Schramberg, die schon vor 10 Jahren 5000 Personen beschäftigte, Verdienste erworben. Die hier gefertigten Artikel zeichnen sich durch Mannigfaltigkeit, Geschmack in den Mustern und durch sorgfältige Ausführung aus. Später wurde eine andere Manufactur in Spaichingen gleichfalls auf Actien gegründet. Ein Hauptsitz der deutschen Strohflechterei ist noch Wien, von wo die gesammte Damenwelt des Kaiserreichs alljährlich mit neuen Strohhüten versorgt wird.

In Frankreich beschäftigte man sich zwar auch schon im vorigen Jahrhundert mit der Strohflechterei, aber doch lange nicht in dem Maße wie in Italien und Sachsen. Erst als man durch die Revolutionskriege mit

Italien in vielfache Berührung kam, erhielt einer der politischen Commissäre den Auftrag, über die Fabrication der feinen Strohhüte an Ort und Stelle genaue Erkundigungen einzuziehen. In Folge dessen bemühte sich die Administration des Museums der Naturgeschichte durch vielfache Versuche, die Art und Weise ausfindig zu machen, wie das beste Stroh zu erzielen sei. Diese Bemühungen blieben zwar nicht ganz ohne Erfolg, aber einen größern Aufschwung hat die französische Strohflechterei erst in der neuesten Zeit genommen.

Nach dem Frieden machte man in Frankreich allerlei Anstrengungen, um das Flechtmaterial selbst zu bauen. Jahre lang waren dieselben aber stets vergebens; so oft man die Versuche auch aufnahm, immer traten Umstände ein, die alle Bemühungen scheitern ließen. Erst nachdem man sich an Ort und Stelle genau in der Cultur und Behandlung des Strohes unterrichtet hatte, war man glücklicher. Die französische Industrieausstellung von 1849 brachte verschiedene Strohproben von ziemlich feiner Beschaffenheit, die in der Umgegend von Elbeuf (Departement der untern Seine) und von Grenoble und andern Orten im Departement Isère gezogen worden waren. Zu den feinsten Arbeiten mußte man jedoch nach wie vor Stroh aus Italien verwenden. Ueberhaupt reichte das eigene Erzeugniß nicht aus; man mußte aus der Schweiz und Belgien weiteres Flechtmaterial einführen.

Auf der französischen Industrieausstellung von 1849 waren 6 Strohflechtereien vertreten; die Preise der Strohhüte schwankten zwischen 8½ bis 48 Francs pro Dutzend. Eine Flechterei in Paris, die 1819 gegründet worden, beschäftigte 220 Arbeiter und setzte jährlich 80,000 Strohhüte ab. Die große Industrieausstellung von 1855 bekundete einen bedeutenden Fortschritt der französischen Strohflechterei; die Zahl der Aussteller belief sich auf 16, die außer Paris 8 Departements angehörten. Auch in dem Anbau des Strohes hatte man bedeutende Fortschritte gemacht; man konnte davon bereits an das Ausland ablassen. So verarbeitete man namentlich in Baden anfangs französisches Stroh. Erst seit zwei Jahren hat man hier die Production desselben selbst versucht und die Resultate sind höchst günstig ausfallen. Das badische Stroh ist eben so fein als das französische, hat den gleichen Atlasglanz, übertrifft aber das französische durch das blendende Weiß seiner Farbe.

Auch in England faßte die Strohflechterei festen Fuß, so daß im Anfange unseres Jahrhunderts wohl 5000 Kinder und junge Mädchen bei der Anfertigung der Strohhüte Arbeit und Verdienst fanden. Noch heute ist England wohl das Land, wo die meisten Strohhüte getragen werden von Reichen und Armen beiderlei Geschlechts, aber den Bedarf kann man nicht decken. Weitaus die meisten Strohhüte bezieht man aus der Schweiz. Andererseits machen aber auch die englischen Geflechte denen des Festlandes eine nicht unbedeutende Concurrenz. Das englische Stroh ist sehr kernhaft; man versteht es ganz vorzüglich zu bleichen und besonders gleichförmig und körnig zu flechten.

In der Schweiz wurden die ersten Strohgeflechte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts angefertigt und zwar im freien Amte (Aargau). Anfangs beschränkte man sich nur auf 2 oder 3 Muster aus ungespaltetem Roggenstroh, aber je mehr man lernte, die Behandlung der Halme zu verbessern, um so mehr hob sich die Strohflechterei. Einen weitern Anstoß zur Ausbreitung und Vervollkommnung der Strohflechterei gab der Rückgang in der Verarbeitung der Floretseide, in der die Schweiz namentlich von England überholt wurde. Den Todesstoß aber versetzte der Floretseidespinnerei die bedeutende Erhöhung der französischen Zölle, denn nach Frankreich ging ein sehr großer Theil der Garne. Damit versiegte eine reichliche Erwerbsquelle für die arme Bevölkerung ganzer Gemeinden und Thäler in den Cantonen Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Unterwalden, Zug, St. Gallen und Aargau. Es ist merkwürdig, wie leicht man in der Schweiz, wenn die Umstände dazu zwingen, von einem Industriezweige zum andern übergeht, und doch hat man hier mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen als in andern Industriestaaten, denn von Schutzzöllen ist hier überhaupt keine Rede und eben so wenig bei der Einbürgerung neuer Industriezweige. Und dabei ist die Schweiz ringsum von Ländern umgeben, in denen noch vor Kurzem nicht allein die Schutzzölle, sondern selbst die Prohibition, also das gänzliche Verbot der Einfuhr, in hoher Blüthe standen. So war z. B. nach Oesterreich jede Einfuhr

verboten, und Frankreich versagte sogar den schweizerischen Strohwaaren den Durchgang gänzlich, während es in den dreißiger Jahren von glatten Strohgeflechten bei der Einfuhr von 100 Francs Werth beinahe 18 Francs Zoll erhob. Diese ungünstigen Umstände wirkten aber gradezu ermuthigend auf die Schweiz. Man suchte eben die Leistungen zu steigern und Neuerungen einzuführen, welche eine weitere Entwicklung begünstigten. Das Freiamt war hierin unermüdlich, seine Energie brach der schweizerischen Strohindustrie in allen Welttheilen Bahn. So wurde hier in den zwanziger Jahren die Strohweberei eingeführt. Am meisten aber zu der großartigen Entwicklung der schweizerischen Strohindustrie hat wohl die Einführung des Manillahanses und der weißen Roßhaare, die man seit 1838 gleichzeitig neben dem Stroh verarbeitete, beigetragen.

So finden wir denn heute 65- bis 70,000 Personen in der Schweiz, meistens Hausarbeiter, die sich auf mehr als die Hälfte des Cantons vertheilen, hauptsächlich nur während der Wintermonate mit der Verarbeitung des Strohes beschäftigt. 1852/53 wurden allein für mehr als 10 Millionen Francs ausgeführt. Seitdem ist der Werth allerdings auf circa 7 Millionen Francs gesunken, aber in den letzten Jahren ist doch wieder eine nicht unerhebliche Steigerung eingetreten. In den 6 Jahren 1851/56 belief sich die Einfuhr durchschnittlich auf 265½ Centner gemeine, und 340 Centner feine Strohgeflechte, die Ausfuhr dagegen auf 4647 Centner. Und doch sind die Zollverhältnisse in den nähern und fernern Staaten heute eben so wenig günstig wie früher. Im Zollvereine müssen die gewöhnlichen Strohgeflechte 10, und Strohhüte ohne Unterschied 50 Thaler pro Centner beim Eingang zahlen. In Frankreich sind die Phantasieartikel ganz verboten und eben so die billigen Strohgewebe, sobald daran nur ein Faden Baumwolle zu entdecken ist. Die Schweiz belastet allerdings auch die feinen Strohhüte als Luxusartikel mit dem höchsten Zoll, den der Tarif kennt, aber dieser beträgt nur 100 Batzen (4 Thaler); feine Strohgeflechte und gewöhnliche Strohhüte zahlen die Hälfte und gemeine Strohwaaren ein Viertel, und dennoch wird die Schweiz nicht von fremden Strohgeflechten überschwemmt. Im Gegentheil beträgt die Einfuhr dem Gewichte nach nur 13 Procent der Ausfuhr; dem Werthe nach stellt sich das Verhältniß noch viel günstiger für die Schweiz, denn grade die weniger werthvollen Geflechte von Freiburg und Tessin leiden am meisten durch die fremde Concurrenz, jene durch die Geflechte aus England und Belgien, die besser, aber auch theurer, und aus Sachsen und dem Schwarzwalde, die weniger schön, aber bedeutend billiger sind, diese durch die Geflechte aus Toscana und Parma. Aargau aber steht mit seinen Phantasieartikeln obenan; es hat keine namhafte Concurrenz zu fürchten. In der That, die Schweiz ist ein wunderbares Land. Vielfach liegt hier der Beweis vor, daß selbst ganz neue Industriezweige ohne Verbote und Schutzzölle zu einer hohen Blüthe gelangen können. Das muß selbst der größte Freund des Schutzzollsystems zugeben, aber dennoch verschließt man hartnäckig Augen und Ohren gegen diese mahnende Stimme.

Die Strohwaaren der Schweiz gehen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Italien, Belgien und Holland, weniger nach Rußland, Schweden, Dänemark und Spanien. Nach dem Orient geht gar nichts. Im Canton Zürich werden besonders außerordentlich billige Hüte gemacht, die in großen Massen nach Amerika ausgeführt werden.

Im Aargau wird zumeist Roggenstroh verwendet, dessen Anbau allein schon reichlichen Gewinn bringt. Man säet denselben auf ganz werthlosen, dürren und steinigen Geländen an der Sonnenseite und befördert durch fleißiges Begießen ein schnelles Treiben. Je höher der Halm aufschießt, um so werthvoller ist er, denn zu den feinen Arbeiten kann man nur das Ende von dem letzten Knoten bis zur Aehre verwenden. Sobald die Milchbildung in den Aehren anfängt, wird der Roggen geschnitten.

Im Canton Freiburg benutzt man fast ausschließlich Weizenstroh und eben so in Tessin, wo man eigens den Florentinischen Weizen eingeführt hat, dessen Stroh sich hauptsächlich durch Biegsamkeit, Elasticität, Weiße und Widerstandsfähigkeit in einem so hohen Grade vor dem aller übrigen Länder auszeichnet.

Bei der Weberei bildet Seide den Zettel, und Stroh, zuweilen mit Bast vermischt, den Einschlag. Seitdem die Seide so sehr im Preise gestiegen ist, verwendet man gewöhn-

lich bei den billigeren Waaren Baumwolle als Zettel. Der Webstuhl ist ganz einfach und leicht gebaut und ähnelt sehr dem ursprünglichsten, der noch heute in Ostindien und China zu Hause ist. Im Canton Aargau sind an 4000 Webstühle im Gange. Besonders werden dort blondenartige Strohgewebe fabricirt, die aneinander gereiht, sehr schöne und leichte Damenhüte geben. Auch Strohtapeten mit Seide fertigt man hier, die besonders nach Amerika ausgeführt werden; doch sind sie zu theuer, als daß ihre Fabrication großartig betrieben werden könnte. Man schätzt die Fabrication des Aargaues allein auf 1⅓ Millionen Thaler.

Die ganz theuren Strohhüte entziehen sich allerdings eben so wie die Shwals aus Indien allen Launen der Mode, jedoch ist die Zahl der Auserwählten, die einen solchen Luxus treiben können, zu geringe, als daß sich darauf eine allgemeine Industrie gründen ließe. Sonst hat die Strohflechterei doch sehr von den Launen der Mode zu leiden; besonders gilt dies von den Herrenstrohhüten. Hier haben in der jüngsten Zeit besonders die Flechtwerke aus tropischen Ländern starke Concurrenz gemacht. Andererseits aber haben die europäischen Industriellen nicht versäumt, aus dem Flechtmaterial, woran die Tropen so reich sind, durch die Verarbeitung desselben beträchtlichen Nutzen zu ziehen. Die letzte Industrieausstellung zu London brachte diesen Reichthum der Tropen, so wie dessen Verwendung zur Anschauung. So brachten z. B. die Bermuden Hüte aus den Blättern einer Palmenart (Chamaerops glabra), die sich durch einen gewissen Geschmack in der Form, so wie durch große Festigkeit auszeichneten. Eben so waren die Flechtarbeiten, Matten und Hüte von Avurastroh, von den Blättern einer Palme, Astrocaryum vulgare, aus dem französischen Guyana von guter Beschaffenheit. Besondere Aufmerksamkeit erregten die sehr schönen Flechtarbeiten aus Pimastroh, von den Blüthenstielen von Faua pinnatifida gewonnen, aus Tahiti. Wegen der ausgezeichneten Biegsamkeit, der schön weißen Farbe ist dieses Material besonders zur Anfertigung von Damenhüten geeignet. Neusüdwales hatte verschiedene Flechtarbeiten aus den Blättern einer Palmenart (Coripha australis) gesendet, die zum Theil sehr solide und schön gearbeitet waren, Ceylon Matten, Körbe und sonstige Flechtarbeiten aus den Blättern der Dattelpalme, Mauritius Flechtarbeiten aus den Blättern der Sagus Rafia und Lodoicea Sechellanea, der Meerescocosnuß, Madagaskar hübsch gearbeitete Matten aus der Faser der Sagopalme, die Negerrepublik Liberia Matten und Hüte aus Bambusblättern, und die Philippinen Flechtwerke verschiedener Art aus den sehr schönen seidenglänzenden Fasern von Musa paradisiaca, die sich durch die ausgezeichnete Qualität des Materials und durch sehr vollendete Arbeit auszeichneten, darunter Cigarrentaschen zu 1⅔ Thaler das Dutzend.

Auch bei uns beschränkt man sich nicht mehr allein auf die Verarbeitung des Strohes; nicht allein, daß man auch bei uns mancherlei Pflanzenstoffe der Tropen, wie z. B. die Fasern der Agave, Cocosnuß, Bananenblätter u. s. w. in den Kreis der Verarbeitung gezogen hat, sondern man hat auch unter unsern Pflanzen selbst mancherlei Flechtmaterial ausfindig gemacht, wie z. B. Binsen, Rohr, Weiden, Pappeln und Lindenholzspäne u. s. w., die in bedeutenden Massen verarbeitet werden. Um sich von den Launen der Mode unabhängig zu machen und der Flechterei stets eine lohnende Arbeit zu sichern, hat man die Fabrication auf mancherlei andere Gegenstände ausgedehnt, wie z. B. Matten, Decken, Teller, Körbchen, Cigarrentaschen u. s. w. Auch die Färberei ist neuerdings ein wichtiger Bundesgenosse der Strohflechterei geworden. So lange indessen unsere Frauen den Strohhüten treuer bleiben als die Männer, ist auch der feineren Strohflechterei ein eben so einträglicher als sicherer und nachhaltiger Erwerb gewiß. Bei uns feiern im Winter noch sehr viele Hände, die dadurch eine lohnende Arbeit finden könnten, und eben so gibt es noch Ländereien genug, die dadurch nutzbar gemacht werden könnten. Ein magerer, leichter und warmer Boden, also kärgliches Sandland, das nur so viel Kraft hat, um die Halme ohne eine frische Düngung, die schädlich wirkt, in's Schossen zu bringen, ist dazu am geeignetsten. Hierauf säet man, und zwar zur gewöhnlichen Zeit, den unbehaarten, glatten und glänzenden Sommerweizen, aber sechsmal dichter als gewöhnlich, da man eben zarte und egale Halme und keine Körner erzielen will. Sobald die spär-

lichen Körner in den verkümmerten Aehren in der Milchreife stehen und die Halme zu bleichen anfangen, werden sie geschnitten und flach zum Trocknen ausgebreitet. Sobald Regen droht, muß man aber das Stroh unter Dach bringen, denn sonst wird die Farbe der Halme verdorben. Auch hier ist wie bei dem Roggenstroh für feinere Flechtarbeiten nur der Theil von dem letzten Knoten bis zur Aehre brauchbar. Dieser Theil wird genau nach der Stärke sortirt und je nach dem Ausfall der Ernte erhält man 5 bis 10 Sorten von verschiedener Feinheit. Jede Sorte breitet man für sich auf Tüchern an der Sonne aus und begießt sie, um sie zu bleichen, mit Wasser, bis das Gelb sich fast in Weiß verwandelt hat. Auch hier hat man sich sorgsam vor Regen zu hüten. Mehr zu empfehlen ist aber wohl die künstliche Bleiche durch Chlor; sie führt schneller zum Ziele und liefert sicherere und bessere Resultate. Wo sich nur irgend Aussicht auf Absatz darbietet, ist die Cultur des Flechtstrohes anzurathen, da solches gut bezahlt wird.

Johann Gilbert Victor Fialin,

Vicomte de Persigny

wie er nach einem in Frankreich geläufigen Gebrauch sich selber geadelt hat oder wie ihn seine Cumpane in den verschiedenen Epochen seines mehr als bewegten Lebens zu nennen pflegten, der Riese, Manuel, Rothkopf und dergleichen, wurde am 11. Januar 1808 zu St. Germain-Lespinasse im Departement Loire geboren. Sein Vater flüchtete sich im Jahre 1812, nachdem er ein nicht unbedeutendes Vermögen durchgebracht hatte, nach Spanien, wo er auch bald darauf umgekommen zu sein scheint, wenigstens bekümmerte er sich nachher nicht im Geringsten um seinen Sohn, so daß dieser ganz und gar einem Onkel zur Last fiel, der ihm schließlich ein Stipendium von der Stadt Paris auswirkte, mit dem er im College zu Limoges gelehrte Studien machen sollte. Aber eine wissenschaftliche Thätigkeit war nicht nach dem Geschmack unsers Fialin, auf Grund eines Schülerstreiches, der ihm hätte Strafe zuziehen können, verließ er daher schon wieder im Jahre 1826 heimlich die Schule und ließ sich in die Cavallerieschule zu Saumur aufnehmen, aus der er zwei Jahre darauf mit dem Charakter eines Marechal-des-Logis in das vierte Husarenregiment versetzt wurde, das damals in der Bretagne in Garnison lag. Die Schwadron, zu der er kam, stand in Pontivy. Der Rittmeister Kersausie war ein alter Republikaner. Auf die Nachricht vom Juliaufstand stellte er sich daher trotz des Widerstandes der übrigen Officiere an die Spitze des Regiments und brach nach Paris auf, um der Bevölkerung zu helfen. Sie kamen aber nur bis Rennes, da trafen sie einen Befehl der neuen Regierung, Halt zu machen. Fialin war auch mitgewesen und wurde daher mit noch mehreren andern Unterofficieren wegen insubordinationsmäßigen Benehmens auf ein Jahr beurlaubt. Als sein Urlaub abgelaufen war, sollte er, da seine Rechnungen als Marechal-des-Logis nicht in Ordnung gewesen waren, mit einem geringeren Grade zu den dritten Husaren kommen; das aber wollte er nicht, er nahm daher seinen Abschied und begab sich, wie alle Abenteurer in Frankreich es thun, die nicht wissen, was anfangen, nach Paris, wo es ihm auch wirklich nach mancherlei Kreuz- und Querfahrten endlich gelang, bei der Redaction des Journals „Temps“ anzukommen. Aber seine Stellung war eine so untergeordnete und so wenig lohnend, daß er sich von Anfang an mit dem Gedanken trug, sich ganz nach Gelegenheit auf eine legitimistische oder Bonapartistische Verschwörung einzulassen, als er zufällig die Bekanntschaft eines gewissen Chauvin Belliard machte, der ihn zum Bonapartisten stempelte und ihm die Mittel verschaffte, die erste und einzige Nummer des „Occident français“ herauszugeben, der die imperialistischen Ansprüche des Neffen Napoleon's verfechten sollte, aber weder Leser noch Abonnenten fand. Jedoch ließ sich unser unglücklicher Redacteur, der sich mittlerweile den Titel Vicomte de Persigny beigelegt hatte, von einem Spaßvogel weiß machen, sein Blatt habe dem Exkönig Josef, der damals in London im Exil lebte, ungemein gefallen. Sofort macht sich Fialin mit geborgtem Gelde auf den Weg nach London, um sich dem Grafen Survillers vorstellen zu lassen, aber dieser hat weder von einem Vicomte de Persigny noch von seinem weltberühmten Blatte je ein Sterbenswörtchen gehört und weist dem Eindringling höflich die Thür. Enttäuscht kommt er nach Paris zurück, aber fest ent-

schlossen, sich jetzt direct an den Prätendenten zu wenden.

Fialin kannte einen Dichter dritten oder vierten Ranges, Belmontet, den Sänger in spe des zweiten Kaiserreichs. Von diesem erhielt er einen Empfehlungsbrief an den Prinzen Louis Bonaparte, der damals mit seiner Mutter, der Königin Hortense, auf Schloß Arenaberg im schweizer Canton Thurgau Hof hielt. Im Monat Mai 1835 traf Fialin auf Arenaberg ein. Der damalige bernische Artilleriehauptmann nahm die Dienste des französischen Ex-Marechal-des-Logis ohne Weiteres an und so begegnen wir von nun an unserm Fialin bald als vornehmen Touristen verkleidet, bald als Commis voyageur, bald als Sergent d'Infanterie; heute in den ersten Hotels am Rheine logirend, morgen in einer französischen Diligence mit Musterschachteln bepackt, übermorgen in den Casernen malcontenten Unterofficieren nachspürend, täglich, fast stündlich, Namen, Aussehen und Paß ändernd.

Den Sommer 1836, während der Prinz in Baden-Baden weilte und von hier aus die Straßburger Garnison für sich zu gewinnen versuchte, brachte Fialin in Nancy bei einer legitimistischen Familie de Gricourt zu und bearbeitete von hier aus gleichzeitig die höheren Elemente der Verschwörung in Paris, die dem Julithron, den sie umzustürzen trachteten, ziemlich nahe standen, und die Subalternofficiere der Straßburger Garnison, die es gleichfalls zu verführen galt. Bekanntlich ist der Bonapartismus nie sehr wählerisch in seinen Mitteln und Werkzeugen gewesen, so ließ er sich denn auch in diesem Falle die Mitwirkung der Legitimisten sehr gern gefallen, und während der junge Gricourt, der unter den Insurgenten in der Vendée gedient hatte, Fialin's Adjutanten spielte und Oberst Vaudrey, Lieutenant Laity und Andere auf die Regimenter in Straßburg wirkten, gab sich ein Herr de Bruc, ein legitimistischer Officier, der entlassen worden war, weil er Ludwig Philipp den Huldigungseid verweigert hatte, zum Haupt der Verschwörung in Paris her.

Als die Intrigue reif zu sein schien, wurde ein allgemeines Rendezvous der namhaftesten Verschworenen auf die letzten Tage des Octobers nach Freiburg im Breisgau ausge[...]ieben. Aber Fialin's Ungeduld ließ es [...]u Stande kommen. Louis Bonaparte hatte drei Tage umsonst gewartet. Einen Tag nach seiner Abreise, am 27. October, traf Herr de Bruc, dem übrigens seine Mission in Paris nur sehr theilweise gelungen war, mit einigen Generalen in Freiburg ein; sehr unzufrieden, Niemand zu treffen, reisten sie am andern Morgen unverrichteter Sache wieder ab. Die Verschwörung hatte dadurch eigentlich die Oberleitung verloren und Herr de Bruc rieth daher auch dem Prätendenten, bis zum März zu warten. Damit war aber Fialin keineswegs gedient, seit zwei Jahren hatte er nun machinirt und intrigirt, seine Phantasie war erschöpft, es drängte ihn daher, sich öffentlich als die rechte Hand des zukünftigen Kaisers zu zeigen und Frankreich mit einem Programme zu beglücken, das man später bei seiner Verhaftung in seiner Rocktasche fand und das auf nichts Anderes hinauslief als die Einsetzung von Kriegsgerichten durch das ganze Land zur Beseitigung der andern politischen Parteien. Nur mit Widerstreben gab Bonaparte seinen eindringlichen Vorstellungen nach und verstand sich dazu, das Unternehmen mit einer viel geringern Zahl von Theilnehmern zu wagen, als ursprünglich beabsichtigt worden war. Er begab sich demnach nach Straßburg, wohin ihm Fialin vorausgeeilt war. In seiner Wohnung versammelten sich die Verschworenen am 29. October und vertheilten die Rollen unter sich. Weil die erwarteten Generale des Herrn de Bruc und namentlich der General Excelmans, auf den man mit Sicherheit gerechnet hatte, ausgeblieben waren, so legte der Bataillonscommandeur Parquin die Uniform eines Marechal-de-Camp an, der Unterofficier Fialin beförderte sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Generalstabscapitän.

Am 30. Morgens 4 Uhr fanden sich die Verschworenen in der Wohnung des Herrn de Gricourt ein, wo Louis Bonaparte die Nacht zugebracht hatte. Sie begaben sich darauf nach der Caserne Austerlitz, wo Oberst Vaudry das vierte Artillerieregiment versammelt hatte und vierzig Franken per Geschütz vertheilen ließ. Nachdem der Oberst und der zukünftige Kaiser die Soldaten angeredet hatten, setzte sich die Colonne nach der Infanteriecaserne auf der Finkmatte in Marsch, während sich der Adjutant Persigny mit zwanzig Artilleristen auf den Weg machte, um ein Unternehmen auszuführen, über das

sich sein früherer Mitarbeiter an dem todtgeborenen „Occident français," der in dem Straßburger Proceß den jungen Gricourt vertheidigte, so ausspricht: „Wer ist denn eigentlich dieser Hauptverschworene, der Alles weiß, der überall ist und der sich schließlich an dem Entscheidungstage den Auftrag geben läßt, den Präfecten des Departements Niederrhein zu verhaften, den ungefährlichsten Menschen, den es auf Gottes Erdboden gibt? Fürwahr, das ist eine seltsame Mission für das Haupt einer Verschwörung, die über so viele tapfere Officiere und über ein ganzes Artillerieregiment verfügen kann!" (Insurrection de Strassbourg, publié par l'Observateur des Tribunaux. Paris, 1837.)

Und in der That beschränkte sich darauf seine ganze Mitwirkung an der Straßburger Affäre, den unschuldigsten aller Präfecten, der nach der Aussage eines Augenzeugen am ganzen Leibe wie Espenlaub zitterte, in höchst eigener Person arretirt und nach der Caserne Austerlitz transportirt zu haben. Hier schloß er ihn eigenhändig zuerst in dem gewöhnlichen Arrestlocal und dann in einer Unterofficierstube ein, Alles Dinge, die der erste beste Corporal eben so gut hätte machen können. Aber während das sogenannte Haupt der Verschwörung sich mit der größtmöglichen Langsamkeit dieses unbedeutenden Auftrags entledigte, nahm die Sache für die andern Betheiligten eine sehr fatale Wendung. Fialin gibt in einer Broschüre, die er 1837 in London zu seiner Rechtfertigung erscheinen ließ, das Mißlingen des Anschlages dem Umstande Schuld, daß sie den Weg verfehlt hätten und durch eine kleine Gasse in die Caserne gekommen wären statt von dem Walle her, der sich längs des Gebäudes hinzieht und von diesem nur durch einen zwanzig bis dreißig Fuß breiten Hof getrennt ist. Wie dem nun auch immer sein mochte, das Resultat war gewesen, daß der Kaiser in spe mit seinem improvisirten Generalstabe hinter seinen Artilleristen versteckt arretirt und in die Casernenküche eingesperrt worden war. Sein Adjutant kam zu spät, um die Gefahren seines Herrn und Kaisers theilen zu können. Dank seiner bescheidenen Hauptmannsuniform war es ihm möglich, ungefährdet nach Hause zu kommen, wo sich auch Madame Gordon bald nachher einfand. Jedenfalls war es von Seiten des Hauptes einer Verschwörung eine schnurrige Idee, nach dem Mißlingen des Unternehmens noch einmal nach Hause zu gehen, aber er soll den Kopf so vollständig verloren gehabt haben, daß es der ganzen Energie der Madame Gordon bedurfte, ihn wieder zur Besinnung zu bringen. Die in Bonapartistischem Interesse geschriebene Biographie des hommes du jour stellt die nächsten Vorgänge so dar: „Nach dem Mißlingen des Unternehmens begab sich Madame Gordon zu Persigny, den sie in Verzweiflung fand, weinend und schluchzend wie ein Kind. Sie versuchte es, ihn wieder aufzurichten, dann steckte sie verschiedene Papiere in den Ofen, um sie zu verbrennen. Inzwischen traten vier Gensdarmen ein, um sie beide zu verhaften. Wenig um sich selber besorgt, wirft sie einen Blick des Bedauerns und der Verzweiflung auf ihren Unglücksgefährten. Da lächelt ihr ein Strahl der Hoffnung und schnell wie der Gedanke ist die Ausführung. „Persigny!" ruft sie, „mein Flacon! Ich kann nicht mehr, ich ersticke!" und sie scheint wirklich jeden Augenblick ihren Geist aufgeben zu wollen. Doch während ihr der junge Mann das Riechfläschchen vorhält, deutet sie mit den Augen auf eine halb offen stehende Thür, hinter der ein Fenster sichtbar wird. Er versteht den Wink, aber er kann nichts machen, ein starker Arm hält ihn fest. Da erhebt sich diese Frau, die eben noch mit dem Tode zu ringen schien, und stürzt sich auf den Gensdarmen, der mit der einen Hand Persigny festhält, während er in der andern ihre Tasche hat. Mit den Worten: „Geben Sie mir meine Tasche wieder! Ich will mein Geld, ich will meine Papiere wieder haben!" entreißt sie sie ihm, und der junge Mann benutzt diesen Augenblick, durch die Thür und durch das Fenster auf den Hof zu entkommen."

Um nicht an dem Thore angehalten zu werden, miethete er ein Zimmer, wo er den Tag über blieb. Am andern Morgen ging er verkleidet über die Brücke nach Kehl. Die badische Polizei war ihm auf den Fersen, in der Nähe von Offenburg wäre er beinahe arretirt worden, aber er ließ seinen Bedienten und seine Pferde im Stich und entwischte wieder durch das Fenster. Mit Hilfe eines falschen Passes gelang es ihm, nach der Schweiz zu entkommen, wo er sich ein Jahr lang in Schloß Arenaberg verborgen hielt und dann den Rhein hinunter nach England ging. In London veröffentlichte er

die schon citirte Broschüre, die einen doppelten Zweck hatte, einmal sollte sie dem Bonapartismus dadurch wieder auf die Beine helfen, daß sie dem Straßburger Unternehmen größere Dimensionen lieh, und zweitens — das fühlte er nur zu gut — mußte er sich selber gegen den Vorwurf der Ungeschicklichkeit, der Feigheit, ja selbst des Verrathes vertheidigen. In derselben entwickelt er eine Theorie des Eides, die für ihn und die ganze Clique zu bezeichnend ist, um nicht hier angeführt zu werden: „Seit etwa vierzig Jahren hat Frankreich mehr als zehn Regierungen erlebt, der Eid ist daher zur bloßen Formel geworden und mit der Leistung des Eides verpfändet man nicht mehr die Ehre.“

Als Louis Bonaparte, der bekanntlich von der Regierung Louis Philipp's zur Auswanderung nach Amerika begnadigt war, wortbrüchig von dort nach London zurückkehrte, traf er hier seinen treuen Achates an, und nun ging das Machiniren und Intrigiren wieder von Neuem los. Einige spärliche Partisane des Bonapartismus aus früherer Zeit, verstärkt durch ein paar Agenten des Herrn Thiers, bildeten den Kern des Expeditionscorps, das durch einige zwanzig Strolche, die Fialin in Paris recrutirte, completirt wurde. Aber der nervus rerum und mithin auch aller Verschwörungen fehlte und der kaiserliche Prätendent kränkelte mehr als je an der Finanznoth Bläße, die durch die Straßburger Affäre und durch die Gründung eines Bonapartistischen Journals „Le Capitole“ gradezu chronisch geworden war, als der Banquier Orsi in den Untiefen der Londoner Börse einen Industrieritter aus Genua, Namens Ropallo, entdeckte, der sich im Besitz einer bedeutenden Summe Banknoten befand, die dem englischen Schatzkammeramt, wie behauptet wurde, entfremdet worden waren. Der zukünftige Kaiser, entzückt über diesen Fund, den ein anderer Prätendent von feinerem Ehrgefühl, der Graf von Montemolin, vor ihm ausgeschlagen hatte, that dem Genuesischen Industrieritter die Ehre an, sein Geld einzustecken und seine Tochter über die Taufe zu halten. Später sank Ropallo in die Misère zurück, aus der er momentan emportaucht. Jedoch gelang es ihm 1849, sich durch den Doctor Conneau Eingang beim Präsidenten Louis Bonaparte zu verschaffen, der ihn aber, wie immer selber knapp am Besten, mit einer magern Abschlagszahlung von 2500 Franken abspeiste, und erst 1852 wurde die unsaubere Schuld mit 25,000 Franken monatlich zurückgezahlt.

Die Bologner Affäre war entschieden viel kläglicher angelegt und endete auch entschieden kläglicher, als das Straßburger Attentat. Trotz der reichen Geldmittel, die es ihm erlaubten, dem General Magnan 100,000 Franken anzubieten und Herrn Montholon und Genossen zu erkaufen, fand er diesmal nur in den niedrigen Regionen der Armee und auch hier nur sehr sporadische Anhänger. In Straßburg war ein Artillerieoberst, der Commandant einer Festung ersten Ranges, zu ihm übergetreten, diesmal gelang es seinen Agenten nur, den einzigen Lieutenant Aladenize zu gewinnen, der vor zwei Jahren in Paris schließlich durch Selbstmord endete. In Straßburg hatte sich ein Regiment um ihn geschaart, diesmal war es eine Handvoll betrunkener Schuster und Schneider, denen man zum Theil ganz wider ihren Willen die Uniform des vierzigsten Linienregiments angezogen hatte, das damals in Dünkirchen in Garnison lag. In Straßburg hatte man der Truppe den Adler des Regiments Labodoyère vorausgetragen, diesmal mußte ein abgerichteter Adler in einem Käfig herhalten, der sich auf den Hut des Zukunftskaisers niederlassen sollte. In Straßburg endlich war man in einer Caserne festgenommen worden, zu Boulogne ließ man sich am Strande fangen, wie ein Fisch in vier Fuß Wasser und Schlamme herumplätschernd, nachdem man querfeldein davongelaufen war.

Bei der Maskirung auf dem Edinburgh Castle hatte Fialin die Uniform eines Feldwebels vom vierzigsten Linienregiment angezogen, er hatte aber auch die Paradeuniform eines Commandeurs der Guiden zu Pferde bei sich, die damals zwar nur erst in seiner Phantasie bestanden, jedoch auf dem Triumphzug nach Paris errichtet werden sollten. Vom Standpunkt kluger Vorsicht aus betrachtet war übrigens gerade die Wahl einer Feldwebeluniform vom vierzigsten Linienregiment gar nicht dumm, unter dieser bescheidenen Hülle hatte er immer Hoffnung, sich in Dünkirchen einzuschmuggeln.

Wie dem nun auch sein mag, das Factum ist, daß am 6. August 1840 der falsche Feldwebel den falschen Kaiser zu der Caserne des vierzigsten Linienregiments begleitete und daß Beide flohen, als Louis Bonaparte

auf den Capitain Col-Puygallier sein Pistol abgefeuert und einen neben ihm stehenden Grenadier getroffen hatte. Sie suchten sich, von den Kugeln der Nationalgarde verfolgt, in einem Badekahne zu retten, wobei der Intendant Faure getödtet, Oberst Voisin verwundet wurde. Fialin sprang, um den Kugeln zu entgehen, in's Wasser, dabei schlug aber der Kahn um und so überlieferte er Cäsar und sein Glück dem ersten besten Strandwächter, der es der Mühe für Werth erachtete, den verunglückten Kaiser aus dem nassen Elemente wieder herauszufischen.

Bei der Voruntersuchung rühmte sich Fialin, den Lieutenant Maussione und den Hauptmann Puygallier, als sie auf den Casernenhof kamen, mit dem Bajonett angegriffen zu haben, und beharrte auch bei dieser Aussage vor dem Gerichtshof der Pairs am 28. September 1840. Ja, er bildete sich nicht wenig auf dieses Heldenstück ein und schloß seine Aussage nach dem Moniteur vom 29. September mit den hochpathetischen Worten: „Ich habe meinen Kopf hierher gebracht, man mag ihn mir nehmen!" Aber schon den Tag darauf scheint er sich eines Besseren besonnen zu haben, er gibt klein bei. „Meine Herren Pairs, am 11. August habe ich in Boulogne eine Erklärung zu Protocoll gegeben bezüglich meines Verhaltens in der Caserne dem Hauptmann Puygallier und dem Lieutenant Maussione gegenüber. Diese Erklärung habe ich freiwillig nach einer reiflichen Ueberlegung von sechs Tagen abgegeben, obgleich Nichts gegen mich vorlag, da mich Niemand damals erkannt hatte. Die Anklage hat diese Erklärung auf ein Gefühl der Eitelkeit zurückführen wollen. Ich überlasse das Urtheil darüber getrost den Herren Pairs. Wie dem nun auch sein möge, ich bin bei dieser Aussage geblieben, fest entschlossen, alle Consequenzen zu tragen. Aber als ich gestern vor dem hohen Gerichtshofe danach gefragt wurde, hat die Aufregung, vor einer so imposanten Versammlung sprechen zu müssen, mich meine Ausdrücke in einem Grade übertreiben lassen, der meinen Antworten einen gehässigen Charakter verleiht, der weder in meinen Gedanken noch in meinem Herzen liegt, der auch nicht der Charakter des Unternehmens des Prinzen ist. Ich bitte daher den hohen Gerichtshof, mir erlauben zu wollen, die Aeußerungen, die ich in dieser Sache gethan, zurückzunehmen, indem ich mich ganz auf meine Erklärung vom 11. August beziehe, obwohl sich dieselbe auf eine nüchterne und farblose Aufzählung der Facta beschränkt, ohne der näheren Umstände und Beweggründe Erwähnung zu thun, die mich in diesem Augenblicke der Verzweiflung fortrissen. Uebrigens, meine Herren Pairs, wenn Sie wüßten, welchen Verläumdungen ich mich beständig ausgesetzt sehe, Sie würden die Gereiztheit meiner Worte begreifen!"

Seine Mitschuldigen beschuldigten ihn nämlich, er habe in der Caserne durchaus nicht die Entschlossenheit und Energie bewiesen, deren er sich später im Verhöre hatte rühmen wollen, er sei vielmehr grade der Erste gewesen, der das Zeichen zur allgemeinen Flucht gegeben hätte, und endlich war es allgemein bekannt, daß der Graf von St. Leu, der Vater des Prinzen Louis Bonaparte, ihn in einem Briefe, der in der Gazette des Tribunaux vom 27. September abgedruckt ist, meinte: „Ueberzeugt, daß mein Sohn, der Einzige, den ich noch habe, das Opfer einer niederträchtigen Intrigue ist, verführt von niedrigen Schmeichlern, falschen Freunden und vielleicht durch hinterlistige Rathschläge, darf ich nicht schweigen, ohne meine Pflicht zu verletzen und mich der bittersten Reue auszusetzen. Ich erkläre daher, daß mein Sohn zum dritten Male in eine fürchterliche Schlinge, in einen schrecklichen Hinterhalt gefallen ist, denn es ist nicht möglich, daß ein Mensch mit gesunden Sinnen sich willentlich und wissentlich in einen solchen Abgrund stürzen würde. Ist er schuldig, so sind es die noch viel mehr, die ihn verführt haben."

Statt sich einfach vor dem Gerichtshofe der Pairs zu vertheidigen oder ganz zu schweigen, was für ihn, der in ihnen nur politische Gegner sehen wollte, die er bekämpft, das einzig richtige gewesen wäre, dachte er diese Gelegenheit zu benutzen, um Frankreich mit dem famosen Manifeste zu beglücken, das er auch schon zu Straßburg in der Rocktasche gehabt hatte. Er fing an, es vorzulesen, aber der Canzler Pasquier, dem diese Lucubration langweilig vorkommen mochte, schnitt ihm das Wort ab; stolz steckte er sein Manuscript in die Tasche, um es bei passender Gelegenheit wieder aufzutischen, und wurde zu zwanzigjähriger Einsperrung verurtheilt. Man wies ihm die Cita-

delle von Doulens zum Gefängniß an. Doch schon 1844 erhielt er vom Minister Duchatel die Erlaubniß, sich in Versailles in einer Privatheilanstalt einzumiethen. Jetzt konnte er gemüthlich in der Stadt herumschlendern und auf der Bibliothek arbeiten, wo ihm durch einen Zufall das große Werk über die Expedition nach Aegypten in die Hände kam. Weil er sich nun einmal darauf steifte, dem Neffen des Onkels, der sich in Ham damit beschäftigte, einen Canal durch den Isthmus von Panama zu graben, in Allem ähnlich zu sein, versetzte er sich mit einem Sprunge an die Ufer des Nils und hatte bald eine Theorie über die muthmaßliche Bestimmung der Pyramiden ausgeheckt. Zwar war er nie in Aegypten gewesen, verstand auch weder arabisch noch koptisch, konnte auch nicht die Hieroglyphen lesen, aber das that Nichts, seine lebhafte Pantasie ersetzte ihm das alles und schon am 14. Juli reichte er der Akademie der Wissenschaften eine Denkschrift ein, in welcher er nachzuweisen versuchte, daß die Pyramiden einzig und allein zu dem Zwecke erbaut worden wären, das Eindringen des Wüstensandes in das Nilthal zu verhindern. Die Arbeit wurde einer Commission zur Berichterstattung überwiesen, aber bis jetzt ist der Bericht nicht erfolgt, wahrscheinlich aus Schonung für den Verfasser. Dadurch aber ließ er sich nicht entmuthigen und veröffentlichte 1845 auf seine Kosten einen dicken Octavband de la distination et de l'utilité permanente des pyramides. Im Jahre 1849 wurde die Geschichte zur Unterstützung seiner Candidatur noch einmal in der Illustration aufgewärmt, hatte aber keinerlei Erfolg, wahrscheinlich sind die Empfänger von Freiexemplaren die einzigen Leser, die das Buch gefunden hat.

Die Februarrevolution gab ihm die Freiheit wieder. Er ging nach London, wo sich auch Louis Bonaparte nach seiner Entweichung aus Ham aufhielt und als Constabler in der Westminster-Parochie Polizeistudien machte oder in dem United Service Magazine den Beweis lieferte, daß die Bonaparte's nicht Franzosen und nicht Corsen, sondern rein italienischen Ursprungs seien. Fialin machte sich sofort wieder an's Wühlen, um die Republik stürzen zu helfen, die ihm so großherzig die Freiheit geschenkt, und es gelang ihm auch wirklich, aus der Hefe des Volkes eine Bonapartistische Partei zu bilden, deren Contingente sich namentlich in den hirnlosen Nationalwerkstätten organisirten, in allen antirepublikanischen Versammlungen massenhaft auftraten und an dem Juniaufstand einen viel größern Antheil haben, als man gewöhnlich denkt.

Bei den Wahlen zur Constituante im April trat Fialin in seinem Heimatsdepartemente als Candidat auf, fiel aber trotz seiner Versicherung des wärmsten Patriotismus und des aufrichtigsten Republicanismus glänzend durch. „Gestern," hatte er die Leute weiß machen wollen, „glaubte ich noch alles Ernstes, daß es zwischen den monarchischen Gewohnheiten von acht Jahrhunderten und der republikanischen Form, dem natürlichen Zielpunkt aller politischen Vollkommenheit, eines Napoleon bedürfe, um ein vollständiges Regime öffentlicher Freiheiten vorzubereiten, aber heute nach den großen Ereignissen im Februar erkläre ich, daß die Republik auf meine vollste Hingebung rechnen kann. In Freiheit gesetzt durch das Volk, bin ich mein Leben dem Dienste des Volkes schuldig. Was mir Gott an Muth, Einsicht und Entschlossenheit verliehen hat, es soll fortan der Befreiung des Volkes von der einzigen Knechtschaft gewidmet sein, die noch auf ihm lastet, der Befreiung von der Knechtschaft des Elends."

Fialin ist heute Herzog, Senator, Mitglied des Conseil privé, er besitzt ein Vermögen von 5 bis 6 Millionen und bezieht außerdem einen Gehalt von 400,000 Franken, aber die Knechtschaft des Elends lastet nach wie vor auf dem Volke.

Nachdem als die erste bittere Frucht des allgemeinen Stimmrechts durch eine blutige Ironie des souverainen Volkes Louis Bonaparte zur Präsidentschaft berufen worden war, wurde auch Fialin eine wichtige Person. Die Burggrafen des Comitees in der Rue de Poitiers waren seines Lobes voll, und dieselben Männer, denen er im Jahre 1840 die stolzen Worte: „Ich habe meinen Kopf hierhergebracht, man mag ihn nehmen" zugeschleudert, setzten jetzt ihre Namen unter dieselben Proclamationen neben dem seinigen.

Der Curiosität wegen citiren wir ein von Thiers, Molé, de Broglie, Remusat, General Piat, Barrot, Montalembert, Fould und Persigny gemeinschaftlich unterzeichnetes Circular vom März 1849: „Ohne Zweifel bedarf es zur Unterdrückung der republikanischen

Propaganda von Seiten der Freunde der Ordnung viel Eifer und ein wenig Geld. Aber die Freunde der Ordnung müßten mit Blindheit geschlagen sein, wenn sie nicht einsehen wollten, daß es sich hierbei um ihre eigene Existenz handelt und daß sie ihre Zeit nicht besser anwenden, ihr Geld nicht sicherer anlegen können, als so." Am 2. December mochten diese Herren wohl kaum noch derselben Ansicht gewesen sein, denn das Comitee in der Rue de Poitiers war, ohne daß sie es gemerkt hatten, Nichts mehr und Nichts weniger gewesen, als die Generalagentur der bonapartistischen Propaganda. In Mazas und Doulens erhielten sie Gelegenheit und Muße genug, sich dies klar zu machen.

Bei den Wahlen im Mai 1849 war es endlich dem Pseudo-Vicomte von Persigny gelungen, im Departemente Loire gewählt zu werden, jedoch protestirte Oberst Charras, wiewohl vergeblich, gegen seine Zulassung als Abgeordneter, da den Wahlacten kein auf diesen Namen lautender Auszug aus dem Civilstandsregister beigelegt war; später will ein gewisser de Marton herausgebracht haben, daß ein Verwandter Fialin's, ein Landgeistlicher, diesen Titel geführt habe, und erhielt dafür zum Lohne eine gut bezahlte Stelle im Ministerium des Innern.

Im December 1849 ging Fialin, der in der Versammlung durch Schweigsamkeit glänzte, als außerordentlicher Gesandter des Präsidenten nach Berlin, der ehemalige Husarenunterofficier, der noch das Jahr vorher lackirte Stiefel, aber keine Strümpfe trug, Gesandter am Hofe der Hohenzollern! Was er dort eigentlich gesollt, ist nie recht bekannt geworden, doch wollen Einige mit aller Bestimmtheit behaupten, er hätte Empire gegen Empire, deutsches Kaiserthum gegen französisches anbieten sollen.

Im Frühjahr 1851 wurde er zurückgerufen und mit der wenig ehrenvollen, aber jedenfalls delicaten Mission betraut, den General Changarnier zu bestechen. Vergebens stellte ihm Fialin das Schwert des Connetable in Aussicht, er machte schimpflich Fiasco und wurde in den royalistischen Blättern dafür auf's Unbarmherzigste mitgenommen. Er wollte sich daher durch folgenden Brief rein brennen, der am 1. Mai in der Patrie erschien: „Ich erkläre, daß der Besuch, den ich die Ehre hatte, dem General Changarnier zu machen, durch mir gemachte Mittheilungen veranlaßt wurde, von denen ich annehmen mußte, sie kämen direct von dem General. Ich füge hinzu, daß ich dazu keinen Auftrag erhalten hatte, ja daß ich sogar nie von meiner Absicht mit dem Präsidenten der Republik gesprochen habe. Endlich halte ich die Behauptung aufrecht, daß die Berichte über unsere Unterhaltung in dem Ordre, in der Independance belge und in andern Blättern durchaus entstellt und unwahr sind."

General Changarnier hielt es nicht der Mühe für werth, ihn selber Lügen zu strafen, jedoch antwortete der Ordre in seinem Namen: „Der General Changarnier, der aus der Unterhaltung, um die man ihn ersucht, kein Geheimniß machen wollte, hatte drei Freunde im Voraus davon benachrichtigt und ihnen gleich nachher alle Einzelheiten mitgetheilt. Von einer Indiscretion konnte um so weniger die Rede sein, als kein Geheimniß vorlag, und so ist der Bericht noch am gleichen Tag in der Independance, in der Opinion publique und andern Blättern veröffentlicht worden."

Schon im Monat September war der Plan zum Staatsstreich fix und fertig, es war auch die höchste Zeit, in fünf Monaten hätte Louis Bonaparte einem andern Präsidenten Platz machen müssen, und dann Adieu Einkommen! Sie wären in das Nichts zurückgesunken, aus dem sie auf Augenblicke emporgetaucht waren. In abergläubischer Abhängigkeit von der Geschichte des Onkels wurde der Jahrestag der Schlacht bei Austerlitz zur Ausführung des Planes festgesetzt. Fialin war die Seele des Ganzen, er holte auch am Abend vorher die 25 Millionen, die die Sache ermöglichen sollten, von der Bank, durch ihn erhielten Magnan und St. Arnaud ihre Million, Oberst Espinasse seine 100,000 Franken, sonst aber wurde ihm kein Antheil an dem Staatsstreich überlassen, sein Benehmen in Straßburg und Boulogne hatte in Louis Bonaparte Zweifel an seinem persönlichen Muthe aufsteigen lassen. Als dagegen der Aufstand in Paris erstickt war, als die Afrikaner die Männer des Rechtes und der Gesetzlichkeit in den Provinzen vernichtet hatten, als die Gerichtshöfe dem Manne, den sie Tags vorher außer dem Gesetze erklärt, den Eid der Treue geschworen und die Geistlichkeit in allen Kirchen den Meineid sanctionirt hatte, da war Fialin's Zeit wiedergekommen, er

ersetzte Morny im Ministerium des Innern und die gemischten Departementscommissionen, die in den Provinzen so wacker aufräumten, die Confiscation der Orleans'schen Güter, die massenhaften Proscriptionen, Deportationen, Expulsionen, Internirungen, die für die Rettung der Gesellschaft unumgänglich nothwendig waren, sind sein Werk. Er betrieb die ersten Wahlen zu der gesetzgebenden Versammlung, er agitirte für die Einführung des Empire und hielt das Schreckensregiment über dem unglücklichen Lande aufrecht vermittelst der 300 Kanonen, „die jeden Augenblick bereit sind, für Louis Bonaparte ihre Stimme abzugeben,“ denn feig und rathlos im Augenblicke persönlicher Gefahr, hat er nie die mindesten Scrupel, wenn es sich nur darum handelt, Gewaltmaßregeln hinter dem grünen Tische zu decretiren.

Im April 1854, beim Ausbruch des Krimkrieges, trat er angeblich aus Gesundheitsrücksichten von seinem Posten zurück und zeigte sich nur noch von Zeit zu Zeit im Senate, zu dessen Mitglied er im December 1852 ernannt worden war. Im Mai 1855, als Walewsky das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, ging er als Gesandter nach London, wo er verweilte, bis ihn der Orsini'sche Proceß dort unmöglich machte. Als die Freundschaft mit England wieder zusammengeflickt war, nahm auch er seinen Posten in London wieder ein. 1860 trat er wieder in's Ministerium des Innern zurück, um bei der „parlamentarischen Reform“ mitzuwirken. Bei seinem Ausscheiden aus dem Ministerium vor einigen Monaten machte ihn der Kaiser für seine dem Lande geleisteten Dienste und für seine treue Hingabe an die Person des Kaisers zum erblichen Herzog, aber die bösen Zungen in Paris behaupten, es sei dies vielmehr seiner Frau wegen geschehen, die allerdings eine entschiedene Vorliebe für den Herzogstitel zu haben scheint.

Die Leipzig-Dresdner-Eisenbahn.

Am 7. und 8. April dieses Jahres feierte die Leipzig-Dresdner-Eisenbahn das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ihrer Eröffnung. Am ersten dieser beiden Tage im Jahre 1839 wurde die Bahn zum ersten Male in ihrer ganzen Länge befahren, und am 9. April dem öffentlichen Verkehr übergeben. Dieses Ereigniß war nicht nur für Sachsen, sondern für ganz Deutschland von unberechenbarer Bedeutung, denn damit begann eine neue Aera in Bezug auf Handel und Verkehr, deren sich immer mehr und mehr steigende kolossale Dimensionen durch die früher gebräuchlichen Communications- und Beförderungsmittel nie zu erreichen gewesen wären. Der Leipzig-Dresdner-Eisenbahn, als der ersten größern Locomotivbahn Deutschlands, gebührt die Ehre, diese neue Aera in's Leben gerufen zu haben, und es wird gewiß für Jeden nicht uninteressant sein, einige Details über ihre Entstehung und weitere Entwicklung zu erfahren. Eine zur oben erwähnten Jubelfeier vom Directorium der Bahn herausgegebene Denkschrift dient uns hierbei zur Grundlage.

Als denjenigen, der zu dem, unter den damaligen Verhältnissen gewagten und großartigen Unternehmen den ersten Impuls gab, müssen wir Friedrich List nennen, einen Mann, der die Forderungen seiner Zeit erkannte, der den Einfluß guter Communicationsmittel auf die sittliche und wirthschaftliche Entwicklung eines Volkes zu würdigen verstand, einen Mann, dem Deutschland und Amerika gleich großen Dank schulden für seine immensen Verdienste um die Volkswirthschaft, speciell um das Eisenbahnwesen, und beziehendlich Deutschland, um den Zollverein.

List, 1780 in Reutlingen geboren, widmete sich nach Beendigung seiner Studien der akademischen Laufbahn und wurde Professor der Staatswissenschaften an der Universität Tübingen, doch genügte seinem mehr auf Thätigkeit gerichteten Geiste das Lehramt nicht, weshalb er 1818 dasselbe niederlegte, um mehr auf den deutschen Handelsverein, der einen Zollverein anstrebte, zu wirken. Eine Schrift, „Die Staatskunde und Staatspraxis Würtembergs,“ zog ihm das Mißfallen der betreffenden Regierung zu und nöthigte ihn, zuerst in die Schweiz und dann nach Amerika zu flüchten. Dort erwarb er sich in Verbindung mit Capitalisten große Verdienste um Anlage neuer Städte und industrieller Unternehmungen, namentlich um den Bau von Eisenbahnen, so daß selbst der Congreß ihm seinen Dank und seine Anerkennung öffentlich aussprach. 1832 kehrte List als nordamerikanischer Consul nach

Hamburg zurück und begann sofort für ein „deutsches Eisenbahnsystem" zu wirken. Da aber in Hamburg seine Pläne keinen großen Anklang fanden und man dieselben für Chimären erklärte, wandte er sich 1833 nach Leipzig, wo er einen geeigneteren Boden für seine Ideen fand, namentlich deshalb, weil man daselbst eine Umgehung der Stadt durch neue zur Elbe führende Canäle fürchtete. Durch eine 1833 erschienene Schrift „Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden," entfaltete er in der Presse seine Thätigkeit und setzte sich zuerst mit W. Seyfferth (Firma Vetter & Comp.), später mit A. Dufour-Feronçe, G. Harkort, K. Lampe, W. Groß und A. Olearius in Vernehmen und lebhaften Verkehr, so wie er auch gleichzeitig eine rege Theilnahme und thätige Unterstützung bei dem damaligen königlichen Regierungscommissar von Leipzig, dem Hof- und Justizrath von Langenn, fand. Die von List verfaßte Schrift, so wie eine Petition an die Ständekammern und an die Regierung bewirkten bei beiden die Bereitwilligkeit zur kräftigen Unterstützung des Unternehmens. Infolge dessen wurde am 17. März 1834 die erste Versammlung der für das Unternehmen sich Interessirenden, die etwa aus 250 Personen bestand, abgehalten, und in derselben ein Comitee gewählt, das die weiteren Maßnahmen zur Verwirklichung des Unternehmens in die Hand nahm. Nach dem in dieser Versammlung durch den Magistrat der Stadt Leipzig festgesetzen Wahlmodus wurden 12 Leipzig angehörende Interessenten als Ausschußmitglieder gewählt, denen aber das Recht eigener Constituirung und Cooptation hiesiger und auswärtiger Mitglieder eingeräumt wurde. Als Interessenten wurden nicht bloß die Unterzeichner der Petition und die in der Versammlung Anwesenden, sondern Jeder betrachtet, der seine Theilnahme an dem Unternehmen durch Abholung von Stimmzetteln erklären werde. Es wurden 388 Stimmzettel abgegeben. Unter den 12 Gewählten befanden sich mit Ausnahme von W. Groß die oben bereits genannten Herren. Die Wahl des Consul List konnte, da er nicht Leipziger Angehöriger war, nach den obigen Bestimmungen nicht anerkannt werden. Noch selbigen Tages constituirte sich das Comitee durch Wahl G. Harkort's als Vorsitzenden, A. Olearius' als Stellvertreter, und cooptirte Dr. Vollsack als Secretär, so wie in der am 4. April stattfindenden zweiten Sitzung Consul List einstimmig als Mitglied des Comitees.

Mit ernstem und rastlosem Eifer begab sich nun das Comitee an die Ausarbeitung der nöthigen Unterlagen, und richtete nach einem von List ausgearbeiteten Programm seine Thätigkeit auf die Wahl der zu veranschlagenden Tracte, auf die Ermittlung des Preises und der Qualität der zu verwendenden Baumaterialien, auf die Untersuchung von Dampfmaschinen und Wagen, auf die Größe der Transporte zwischen Leipzig und Dresden, namentlich der Naturproducte, und auf die im Auslande gemachten Erfindungen und Verbesserungen im Eisenbahnwesen. — An die Regierung stellte man Anträge auf folgende Punkte:

1) Anwendung der beim Chausseebau geltenden gesetzlichen Bestimmungen auf die Erbauung von Eisenbahnen, Erlaß eines Expropriationsgesetzes.

2) Entwerfung und Veröffentlichung einer Situationskarte und eines Profilaufrisses mit Höhen- und Längenangaben über die als passend erscheinende Richtung der anzulegenden Eisenbahn, durch die der Regierung zu Gebote stehenden Kräfte und Hilfsmittel.

3) Bewilligung der Kosten für die erforderlichen Vorarbeiten bis zur Feststellung der Pläne, der Kostenanschläge und Ertragsberechnungen, so wie

4) Autorisation und Veranlassung der sächsischen Consuln in Amerika zu Auskunftsertheilungen über das dortige Eisenbahnwesen.

Nachdem nach anstrengender Arbeit seitens des Comitees die Vorarbeiten soweit gediehen waren, wobei man sich stets der bereitwilligsten Unterstützung seitens der Regierung zu erfreuen hatte, um das Publicum zur Zeichnung des Actiencapitals auffordern zu können, wobei man nicht unterlassen hatte, es von Zeit zu Zeit durch einen öffentlichen Bericht über das Vorschreiten der Vorarbeiten in Kenntniß zu setzen, erließ das Comitee unterm 10. Mai 1835 den letzten und siebenten dieser Berichte, in welchem eine übersichtliche Darstellung der Resultate aller bisherigen Arbeiten gegeben wurde. Indem man wiederholt auf den

Charakter und die Bedeutung der Eisenbahnunternehmungen für die Entwicklung des allgemeinen Wohlstandes, überhaupt auf die Vortheile eines deutschen Eisenbahnsystems und der Priorität hierin aufmerksam machte, hob man die voraussichtlich günstigen Resultate der Eisenbahn auf der Route von Leipzig nach Dresden hervor.

Ferner gab derselbe die Anschläge der beiden in Frage stehenden Tracte, der eine von Wurzen aus, bis wohin beide zusammen liefen, über Mügeln, Lommatzsch, Meissen mit 1,955,926 Thaler, der andere von Wurzen aus über Dahlen, Strehla längs des rechten Elbufers aufwärts mit 1,808,991 Thaler an, wobei auf ein Holzbausystem Rücksicht genommen war. Als Anlagecapital wurden 2 Millionen Thaler in Aussicht genommen. Der am 12. Mai vom Comitee erlassene Prospectus hob unter den wesentlichsten Momenten des Unternehmens mit die Privilegien hervor, welche laut Decret vom 6. Mai 1835 von der Regierung bewilligt worden waren, als das ausschließliche Recht zur Anlegung einer directen Bahn zwischen Leipzig und Dresden, und die Fortführung derselben nach den Landesgrenzen; das Privileg, 500,000 Thaler unverzinsliche Cassenscheine zu creiren; das Recht freier Bestimmung der Frachttaxen, bis zur Höhe der damaligen üblichen Frachtsätze, so wie die Ueberlassung des Transportes der Reisenden zu den bestehenden Posttaxen, jedoch gegen Entschädigung der Post, und zwar für die ersten 3 Jahre nach der Eröffnung der Bahn auf 10,000 Thaler, bei einer Rente von 4½ Procent auf 12,000 Thaler und bei 5 Procent auf 15,000 Thaler jährlich; ferner Ueberlassung des Salztransportes zu den damaligen Frachtpreisen, dessen Ertrag auf 29,700 Thaler veranschlagt war; Zusicherung des Transportes der Poststücke auf Rechnung der Post und Gestattung eigener Ausübung der Bahnpolizei.

Der Bau sollte innerhalb zweier Jahre nach Angriff des Werkes beendigt sein.

Die Zeichnungen und Profile wurden zur allgemeinen Ansicht ausgestellt.

Am 14. Mai 1835 begannen die Zeichnungen für die 15,000 Stück Actien à 100 Thaler und nahmen einen so überraschend schnellen Verlauf, daß bereits Tags darauf alle Actien gezeichnet waren.

Bei der am 5. Juni 1835 stattfindenden ersten Generalversammlung, bei welcher 217 Actionäre mit 7233 Interimsscheinen und 926 Stimmen vertreten waren, wurde den entworfenen und genehmigten Statuten gemäß ein Ausschuß von 20 Mitgliedern gewählt, aus welchen in dessen erster Sitzung am 15. Juni das Directorium, bestehend aus 5 Directoren und eben so vielen Stellvertretern, gewählt wurde, welches wiederum am 16. Juni Herrn Gustav Harkort zu seinem Vorsitzenden erwählte, der diesen Vorsitz bis zum heutigen Tage, bei allen statuarisch aller 5 Jahre erfolgten Neuwahlen, behauptete.

Mit aller Energie ging nun das Directorium, trotzdem ihm wenig Hilfsmittel zu Gebote standen, an die Ausführung seiner Aufgabe. Von den beiden Tracten, von denen derjenige über Meißen vom Kammerrath von Schlieben, und derjenige über Strehla vom Hauptmann Kunz entworfen war, wurde unter Zuziehung des englischen Ingenieurs Walker der Letztere gewählt, und als Uebergangspunkt über die Elbe Riesa bestimmt.

Eingetretene Schwierigkeiten bei der Expropriation des Grund und Bodens, wobei die widersinnigsten Einwürfe und Anforderungen seitens der Grundeigenthümer zum Vorschein kamen, verzögerten den Beginn der Erdarbeiten bis zum 1. Mai 1836, wo man mit denselben beim Machern'schen Einschnitt begann. Die Neuheit der Sache, Mangel an eingerichteten Beamten, Wahl und Beschaffung des nöthigen Materials, der Schienen, Maschinen ꝛc. bereiteten dem Directorium unzählige Verdrießlichkeiten, welche nur durch die großartige Energie und den unermüdlichen Eifer desselben glücklich beseitigt werden konnten. Die oberste Leitung über die gesammten Erd- und Wasserbauten übertrug man dem Ingenieur Hauptmann Kunz aus Dresden gegen ein festgesetztes Honorar von 10,000 Thaler, der das in ihn gesetzte Vertrauen im vollsten Maße rechtfertigte. In der zweiten Generalversammlung am 15. Juni 1836 wurden, nachdem einige Abänderungen der Statuten berathen waren, gestützt auf das Commissionsdecret vom 5. Mai 1835, nicht weniger als 6 Projecte wegen Verlängerung der Bahn bis zu den Landesgrenzen zur Sprache gebracht; die Linie von Dresden durch die Lausitz nach Schlesien; von Leipzig nach Hof; von Dresden nach Böhmen; von

Leipzig nach Magdeburg zu (bis zur Landesgrenze); von Riesa in der Richtung nach Berlin, und eine Zweigbahn nach Meißen. Von diesen Projecten sind nur die drei letzten, und theils in viel späterer Zeit, von der Leipzig-Dresdner Eisenbahn hergestellt worden.

Da in der damaligen Zeit Deutschlands Eisen- und Maschinenbauindustrie noch sehr in der Kindheit lagen und die nöthigen Schienen und Locomotiven zu liefern nicht im Stande waren, sah man sich genöthigt, dieselben aus England zu beziehen, wodurch die Kosten dafür, da eine Zollermäßigung nicht zu erlangen war, bedeutend gesteigert und die prompte Ablieferung sehr verzögert wurde. Die gewalzten Kantenschienen kamen z. B. franco Halle oder Strehla 6 Thaler 20 Groschen pro Centner zu stehen, und für die erste vierrädrige Locomotive, „Komet" benannt, von Rothwell & Comp., welche Ende November 1836 in Leipzig eintraf, wurden 1383 Pfd. St. gezahlt. Der dazu engagirte englische Locomotivführer bekam einen wöchentlichen Lohn von 3 Pfd. St. Eine zweite Locomotive „Blitz" traf im Frühjahr 1837 ein. Eine in Amerika gebaute Locomotive entsprach den Erwartungen nicht, ebenso mußte ein von dort bezogener Personenwagen umgebaut werden.

In Betreff des Oberbaues hatte man sich für die erste Bahnstrecke von Leipzig bis Wurzen dahin entschieden, daß ungefähr ⅓ der Strecke sogenannter massiver Bau, ⅔ Holzbahn gelegt werden solle, namentlich um daran die nöthigen Erfahrungen machen zu können. Letztere Art des Oberbaues wurde bald nach Befahrung der Strecke als ungenügend erkannt und später umgebaut. Auf eben genannter Strecke bereitete namentlich der Durchstich bei Machern große Schwierigkeiten, trotzdem wurde die Herstellung des übrigen Theils derselben so kräftig wie möglich betrieben, um sobald als möglich einen Theil befahren zu können. Oft waren mehrere Tausende von Arbeitern auf der Strecke beschäftigt, der Tagelohn betrug durchschnittlich 6—8 Groschen, während Accordarbeiter 10—14 Groschen verdienten. Nachdem der Ober- und Unterbau von Leipzig bis Althen, eine Strecke von 16,200 Ellen, so wie die Fertigstellung der Transportmittel beendigt waren, konnte endlich am 24. April 1837 die erste Strecke mit einem Park von acht Wagen eröffnet werden. Der Zudrang des Publicums war natürlich ein ungeheurer, und ergab der Erlös der Fahrkarten für den ersten Tag die Summe von 268 Thaler 8 Groschen.

Die Muldebrücke bei Wurzen, bereits im Herbst 1835 begonnen, war von dem Landbaumeister Königsdörfer für 125,000 Thaler in Accord genommen worden. Ebenso die im Laufe des Jahres 1836 in Angriff genommene Elbbrücke bei Riesa für 270,000 Thaler. Bei beiden Brücken ruhte der hölzerne Oberbau auf steinernen Pfeilern. Die letztere hatte deren 11 auf einer Achsenlänge von 604 Ellen.

Mit Ausnahme dieser Brücken hatte im Laufe des Jahres 1836 auf der ganzen Strecke von Wurzen bis Dresden kein Spatenstich geschehen können, da erst im April gedachten Jahres die allerhöchste Genehmigung zu dem gewählten Tracte eingegangen war, und erst die Nivellirungen und Detailvermessungen auf dieser Strecke vorgenommen werden mußten. Dabei stieß man namentlich auf Schwierigkeiten bei den Straßenbaubehörden, woraus für alle weiteren Eisenbahnbauten der Grundsatz hervorging, daß Chausseekreuzungen nie im Niveau der Bahn liegen dürften. Erst mit Beginn des Frühjahres 1837 konnten daher die Erdarbeiten auf der ganzen Bahnstrecke beginnen, was mit aller Energie geschah.

In der am 15. Juni 1837 abgehaltenen Generalversammlung konnte mitgetheilt werden, daß die Compagnie nunmehr im Besitz des ganzen nöthigen Landes, etwa 500 Acker in 3920 Parcellen liegend und von 1207 Eigenthümern erworben, gekommen sei. Späterhin erforderliche Acquisitionen ergaben bei der Eröffnung der Bahn einen Arealbesitz von etwa 700 Ackern, wobei für die Anlage der Bahnhöfe an den Endstationen Leipzig und Dresden die nöthige Berücksichtigung genommen worden war. Hierbei ist gleich zu bemerken, daß man die nöthigen Bahnhofsbaulichkeiten alle in provisorischer Weise herstellte, um erst in späteren Zeiten den gemachten Erfahrungen gehörig Rechnung tragen zu können. Erst nach und nach haben die betreffenden Gebäude massiven und großartigen Bauten Platz gemacht, und erst jetzt sind die letzten derselben in Begriff zu verschwinden. (Der Bahnhof in Leipzig.)

Neben den beiden schon erwähnten Brücken

waren noch besonders hervorzuhebende Bauwerke die Viaducte bei Zschöllau und Röderau und der Tunnel bei Oberau.

Schon seit einiger Zeit hatte man die Ueberzeugung gewonnen, daß das Actiencapital von 1½ Million, worauf bis Ende Mai 1837 bereits 70 Procent eingezahlt waren, nicht ausreichen werde, daß jedoch die, nach beendigter Detailvermessung, am 29. Mai 1837 eingereichten Kostenanschläge die Höhe von 4,385,970 Thaler erreichen würden, darauf war man nicht gefaßt gewesen; doch war man im Directorium der übereinstimmenden Ansicht, das Actiencapital auf die dreifache ursprüngliche Höhe, also 4½ Million Thaler zu bringen. Bei der Motivirung des deßfalsigen Antrags an das Ministerium und den Gesellschaftsausschuß wurden namentlich folgende Momente hervorgehoben:

Das Steigungsverhältniß von 1 : 100 hätte auf 1 : 200 reducirt werden müssen; und nach den auf der Strecke von Leipzig nach Wurzen gemachten Erfahrungen wäre eine Erhöhung der früheren Anschläge für Brückenbauten und den ganzen Oberbau von 824,125 Thaler auf 2,188,392 Thaler unbedingt erforderlich, da sich die mit 2½ Zoll breiten, und ⅝ Zoll starken Schienen belegten Langschwellen als ungenügend herausgestellt hätten und man dafür das System der Querschwellen, mit den jetzt allgemein üblichen Kopfschienen, anwenden müsse. Der Kostenanschlag für die Schienen stieg von 488,719 Thaler auf 1,052,577 Thaler. In gleichem Verhältnisse hatten sich auch die Anschläge für die Gebäude und die Kosten der Expropriation vermehrt.

Die nächste Generalversammlung, am 15. Juni 1837, war natürlich reich an heftigen Debatten und namentlich griff Consul List die Vermehrung des Actiencapitals heftig an und verlangte überall bedeutende Reducirungen. Auf einen von ihm gestellten Antrag, wegen Entschädigung für seine Bemühungen und Verdienste um das Unternehmen, wurden ihm 2000 Thaler bewilligt.

Die Creirung von 30,000 Stück neuer Actien à 100 Thaler wurde endlich auch bewilligt.

Zwischen Consul List und dem Directorium waren im Laufe der Zeit Mißhelligkeiten eingetreten, die lediglich darin ihren Grund hatten, daß das Directorium auf die weit ausgehenden Pläne List's nicht einzugehen vermochte, andern Theils auch, daß List sich zurückgesetzt und gekränkt fühlte, daß ihm der Eintritt, wenn nicht gar der Vorsitz, in's Directorium versagt war. In Folge dessen trat er aus dem Ausschuß aus und verließ Leipzig.

Für die Strecke von Wurzen bis Dresden war der Bedarf an Oberbaumaterial auf etwa 100,000 Centner gewalzte Schienen, 50,000 Stück Verbindungsplatten, 850,000 Stück Hakennägel und 179,060 Stück kieferne oder harthölzerne Querschwellen berechnet worden. Bis auf die Schienen wurde wegen dieser Materialien in Deutschland abgeschlossen und ein Theil der Schwellen namentlich aus Böhmen bezogen. Der Preis für dieselben stellte sich auf 72 Thaler für 100 Stück der starken, und 62 Thaler für 100 Stück der schwächern kiefernen Schwellen, frei bis an die Elbe. — Wegen Beschaffung der Schienen ging der Consul Hirzel, damals stellvertretendes Mitglied des Directoriums, nach England und contrahirte mit einigen dortigen Werken zum Preise von 10¼ bis 10½ Pfd. St. per Ton = 3⅕ bis 3½ Thaler pro Centner frei in's Schiff. Rechnet man dazu die Fracht und den damaligen Eingangszoll von 1 Thaler pro Centner Schienen, für Maschinen und Wagentheile 6 Thaler pro Centner, so sieht man, mit welchen Geldopfern damals gebaut wurde, im Verhältnisse zu jetzt, wo der Centner Schienen franco Leipzig 3⅔ Thaler zu stehen kommt.

Bis Ende 1837 waren im Ganzen 9¾ Meilen Planie fertig geworden. Ueber den Fortschritt der Arbeiten gab man monatlich gedruckte Berichte aus. — In Leipzig war eine Wagenbauanstalt unter Leitung eines englischen Wagenbauers, Namens Thomas Worsdell, errichtet und erweitert worden, die im Jahre 1837 drei Wagen II., neun Wagen III. Classe, und einen Lowry, im Jahre 1838 je neun Wagen I. und II., fünf Wagen III. Classe, drei Güter- und einen Wagen für Pferde lieferte. Diese Anstalt hat in späteren Jahren neben dem eigenen, auch den Bedarf einer Menge anderer deutscher Eisenbahnen gedeckt. Auch ein Maschinenhaus wurde eingerichtet und mit den zur Reparatur der Locomotiven rc. nöthigen Hilfsmaschinen versehen. Zwei neue Locomotiven erhöhten den Stand derselben auf vier. Durch die inzwischen

herangebildeten deutschen Locomotivführerlehrlinge war man in den Stand gesetzt, sich von den englischen, höchst kostspieligen und arroganten Locomotivführern baldigst zu emancipiren.

Nach dem plötzlichen Austritt des Bevollmächtigten Tenner im October 1837, wodurch der Gesellschaft übrigens kein materieller Verlust erwuchs, übernahm bis zur Neuwahl Herr Dufour-Feronçe einstweilen die Vertretung des Bevollmächtigten. Die Neuwahl fiel auf Friedrich Busse aus Braunschweig, einen Mann, der sich in der Folge um die Organisation des Betriebs die größten Verdienste erworben hat und dessen herausgegebene Instructionen für die verschiedenen Betriebs- und Verkehrsbranchen die Grundlagen zu den Reglements der meisten deutschen Eisenbahnen wurden. —

Die durch den fortschreitenden Bau in kurzer Aufeinanderfolge ausgeschriebenen Einzahlungen wirkten natürlich nachtheilig auf den Cours der Actien und bewirkten ein bedeutendes Heruntergehen derselben. Der Cours war zu Anfange des Jahres 1837 144½ Procent gewesen und war dann bis auf 98¼ Procent heruntergegangen. Das Directorium deswegen von allen Seiten bestürmt, erwartete nur von einer beschleunigten Vollendung des Baues eine wirkliche Hilfe, mußte aber schließlich doch auf einen desfallsigen Antrag des Gesellschaftsausschusses eingehen, der eine Verzinsung der bereits gemachten Einzahlungen und die Gestattung von Volleinzahlungen verlangte; bei der nächsten Generalversammlung, den 10 April 1838, kam dieser Antrag zur Abstimmung und ging mit 902 gegen 372 Stimmen durch. Die Regierung genehmigte aber bloß die Verzinsung der gemachten Einzahlungen. Dieselbe erfolgte von 1. Juni 1838 ab. Diese Maßregel scheint aber den gehegten Erwartungen nicht entsprochen zu haben, denn der Curs schwankte im Jahre 1838 zwischen 100¾ und 89¾ Procent und 1839 zwischen 96 und 86¾ Procent. Die während der Bauzeit bezahlten Zinsen, im Betrag von 144,291 Thaler 6 Groschen, wurden erst nach der Jahresrechnung von 1841 dem Baucapital eingerechnet.

Im Laufe des Jahres 1838 wurden die Fahrten von Strecke zu Strecke ausgedehnt, so daß den 21. November die Bahn von Leipzig bis Riesa und von Dresden bis Oberau befahren werden konnte. Auf der dazwischen liegenden Strecke wurde eine Omnibuslinie errichtet.

Für die eröffneten Bahnstrecken waren die Taxen in folgender Weise normirt.

1) für Passagiere I. Classe 6 Groschen per Meile, für Passagiere II. Classe 4 Groschen per Meile, für Passagiere III. Classe 2 Groschen per Meile, bei 40 Pfund Freigepäck.

2) Für Thiere per Meile: Hund 1 Groschen, Pferd 8 Groschen, ein Stück Rindvieh 7 Groschen, ein Schwein 2 Groschen, ein Kalb 1½ Groschen, ein Stück Schafvieh 1 Groschen.

3) für emballirte Frachtgüter pro 100 Pfund und Meile 1 Groschen, bei langsam gehender Güterfracht 6 Pfennige, welcher ermäßigte Satz auch auf Holz und Kohlen in Anwendung kam.

4) Für Equipagen 16, 18 und 24 Groschen, je nach der Größe.

Im Winter und Frühjahr 1839 wurden die Elbbrücke, der Röderauer Viaduct und der Tunnel soweit beendigt, daß am 1. April 1839 der Oberingenieur erklärte: „Die Bahn könne in ihrer ganzen Strecke durch Locomotiven befahren werden." Somit war in dem kurzen Zeitraum von 2 Jahren die 12 Meilen lange Strecke von Wurzen bis Dresden mit ihren Brücken, Viaducten und dem Tunnel hergestellt worden. Ein mit Rücksicht auf die damals zu Gebote stehenden Hilfsmittel schöner Erfolg kräftiger und energischer That.

Wie Eingangs schon erwähnt, wurde die Bahn am 7. April feierlich eingeweiht und am 9. April dem öffentlichen Verkehr übergeben. Es galt nun für die Hauptaufgabe des Directoriums, die daraus sich entwickelnden neuen Verhältnisse zu regeln und gehörig nutzbringend zu machen. Bevor wir zu dieser zweiten Periode übergehen, müssen wir einen kurzen Blick auf die Organisation der Gesellschaft, die Administration und die damalige Beschaffenheit der Bahn und ihrer Betriebsmittel werfen.

An der Spitze der Compagnie und der Verwaltung steht das aus fünf Mitgliedern und eben so vielen Stellvertretern bestehende Directorium, auf fünf Jahre vom Gesellschaftsausschuß gewählt, mit der Verpflichtung, während der Amtsdauer 10 Actien der Compagnie bei der Hauptcasse zu deponiren.

Der Sitz des Directoriums ist in Leipzig und es wählt aus seiner Mitte jährlich einen Vorsitzenden und einen Stellvertreter desselben. Die stellvertretenden Mitglieder, wenn sie nicht für ein ordentliches Mitglied einberufen sind, haben kein Stimmrecht, sind aber berechtigt, allen regelmäßigen Sitzungen beizuwohnen. Die Directoren beziehen, nach dem Beschluß der Generalversammlung vom 30. März 1842, einen vom Ausschuß zu bestimmenden jährlichen Gehalt.

Als Organ des Directoriums, sowie als oberster Beamter, fungirt der vom Directorium gewählte Bevollmächtigte. Er hat im Verein mit dem Vorsitzenden alle für die Compagnie verbindlichen Schriften zu zeichnen und erhält einen festen Gehalt, so wie eine vom Directorium, unter Zustimmung des Ausschusses, jährlich vom Reingewinn festzusetzende Tantième.

Der Ausschuß, dem die Vertretung der Compagnie im Verhältniß zum Directorium obliegt, besteht aus 30 Actionären, zu zwei Drittheilen durch die Generalversammlung, zu einem Drittheil durch Cooptation auf 5 Jahre gewählt. — Die Generalversammlung der Actionäre hat jährlich spätestens 3 Monate nach Ablauf des Rechnungsjahres, d. h. des Kalenderjahres, stattzufinden, und hat über den Geschäftsbericht des Directoriums, die Jahresrechnungen, die Wahl neuer Ausschußmitglieder, Aenderung der Statuten und sonstige ihr vorgelegte Anträge Beschluß zu fassen. Das Actiencapital betrug bei Eröffnung der Bahn 4½ Million Thaler ausschließlich der 500,000 Thaler unverzinslicher Cassenscheine. Am 31. December 1838 schloß die Bilanz mit 4,815,663 Thaler, 1839 mit 6,064,995 Thaler, wovon 5,055,798 Thaler auf die Bahnanlage, incl. 124,792 Thaler für die Magdeburger Zweigbahn verwendet worden waren. Nach Legung des zweiten Gleises und Vollendung der Magdeburg-Leipziger Bahn am Schlusse des Jahres 1842, betrugen die auf den Bahnbau, die Gebäude und die Transportmittel, sowie auf die Verzinsung während der Bauzeit verwendeten Summen 6,216,665 Thaler.

Die ganze Länge der Bahn ist 202,297 Ellen = 15½ geographische Meilen, davon sind 64,444 Ellen horizontal, 72,580 Ellen steigend, 65,923 Ellen fallend, mit einem Maximum von 1: 200, ferner 3173 Ellen freie Brück[illegible] der Röderauer Viaduc 1150 Ellen mit 64 Pfeilern. 27,198 Ellen Planie im Niveau, 116,207 Ellen Dämme von 1 Elle — 19⅓ Elle Höhe, 56,369 Ellen Einschnitte von 1 Elle — 28¹/₁₀ Elle Tiefe. Der höchste Punkt der Bahn, bei Kühren, 84 Ellen über, der niedrigste, zwischen Röderau und Langenberg, 15 Ellen unter dem Nullpunkt am Dresdner Elbpegel. Der Bahnhof Leipzig liegt 1⅓ Elle unter, der Bahnhof Dresden 12½ Elle über diesem Nullpunkt. Die Bahn kreuzt auf 11 Punkten Staatschausseen, 4 im Niveau, eine über und 6 unter der Bahn liegend, und durchschneidet 167 Communications-, Vicinal- und Feldwege. Das Hauptbauwerk, der Tunnel, hat eine Länge von 904 Ellen, die größte Höhe beträgt 10 Ellen 20 Zoll, das darüber liegende Gebirge in seiner größten Dicke etwa 28 Ellen, die lichte Weite an der Sohle 12 Ellen, 4 Ellen darüber 13 Ellen 4 Zoll. Die Masse der Ausmauerung enthält 49,000 Cubikellen, und hat eine Mauer- und Wölbungsfläche von 28,000 □Ellen. Die Baukosten desselben betrugen 347,828 Thaler.

Der Wagenpark bestand damals aus 16 vier- und sechsrädrigen Locomotiven, 87 Personen- und 47 Transportwagen und wurde bis Ende 1839 bis auf 104 Personen-, 2 Post- und 129 Transportwagen vermehrt.

Bis zur Eröffnung der ganzen Bahn hatten die Streckenfahrten, im Ganzen von 565,766 Personen benutzt, eine Einnahme von 118,106 Thaler 17 Groschen ergeben, welche jedoch größtentheils von den Betriebskosten absorbirt wurde. Die gleichzeitige Eröffnung der Bahn für den Personen- und Gütertransport, was man, der Neuheit der Sache wegen, anfangs theilweise für bedenklich hielt, erheischte die Regelung der Taxen und sonstigen Bestimmungen für den Transport, die Feststellung von Instructionen für das Betriebspersonal und Organisation des ganzen Geschäftsganges. Der Bevollmächtigte F. Busse, der, wie schon erwähnt, hauptsächlich die betreffenden Instructionen entwarf, zeigte darin, wie vollständig er dem ihm anvertrauten Posten gewachsen war. So lange er diesem Posten vorstand, bethätigte sich sein organisatorisches Talent und sein überaus praktischer Sinn.

Die ersten zehn Jahre des vollständigen Betriebs, bis zum Jahre 1848, lieferten im Allgemeinen ein günstiges Resultat, die Einnahmen für Personen- und Güterverkehr waren

in stetem Wachsthum begriffen und das Jahr 1842 brachte, neben der 4procentigen Verzinsung, die erste Extradividende im Betrag von 5/12 Thaler per Actie, welche in den nächsten vier Jahren bis auf 1½ Procent stieg. — Dagegen forderte die Vollendung des zweiten Gleises und die Herstellung der Magdeburg-Leipziger-Verbindungsbahn eine Anleihe, welche unterm 1. December 1839 im Betrag von 1 Million Thaler contrahirt wurde, wofür man 10,000 Stück Partialobligationen à 100 Thaler ausgab und mit 4 Procent verzinste; ½ Procent der Zinsen wurde zur Amortisation zurück behalten und die ausgeloosten Obligationen kommen jährlich mit einer um 1 Procent höher steigenden Prämie zur Auszahlung, so daß die ganze Anleihe in 83 Jahren zurückgezahlt ist und die letzten Obligationen mit 183 Thaler ausgezahlt werden. Dieser Anleihe schloß sich unter gleichen Bedingungen unterm 1. Juni 1841 eine neue im Betrag von 500,000 Thaler an, welche als 2. Serie in 10,000 Obligationen à 50 Thaler den Inhabern alter Obligationen mit einem Agio von ¾ Thalern offerirt wurden.

Eine dritte Finanzoperation dieser Periode war die Emission von 5000 Stück neuer Actien à 100 Thaler und somit Erhöhung des Actiencapitas auf 5 Millionen Thaler, welche mit dem Jahre 1848 eintrat. Die politischen Erschütterungen dieses Jahres, welche während der Vorbereitung zur Ausführung dieser Operationen eintraten, sowie die allgemeine Erschütterung des Credits, drückten die Actien der Leipzig-Dresdner Eisenbahn weit unter pari, bis 86 Procent herunter, und ließen die Realisirung der Operation bis zur Wiederkehr des Vertrauens hinausschieben. Während dessen suchte man den pecuniären Bedürfnissen durch Lombardgeschäfte und Verpfändung von im Besitz der Gesellschaft befindlichen Actien, so wie durch Ausgabe solcher zum Nominalwerth an Zahlungsstatt, abzuhelfen. Die Begebung von 3000 Stück Actien im Laufe des Jahres 1849 gewährte der Compagnie einen Gewinn von 3881 Thaler 25 Groschen. Die andern 2000 Stück wurden als Reserve zurückbehalten. Die bis zum Jahre 1840 vollendete Legung des zweiten Gleises hat ihren Zweck vollkommen erfüllt und den schnellen und ungestörten Betrieb wesentlich gefördert. Leider mangelt diese Maßregel noch bei einer Menge anderer deutschen Bahnen und übt ihre nachtheilige Wirkung auf den allgemeinen Verkehr. — Die Zahl der Locomotiven war bis auf 24 gebracht worden, von denen jedoch bei einer der Kessel explodirt und vier andere dienstunfähig geworden waren. Diese 19 Locomotiven, deren Leistungsfähigkeit theilweise sehr gering war, genügten den immer mehr und mehr steigenden Ansprüchen des Verkehrs nicht mehr, weshalb man die Anschaffung von 10 Stück nach den neuern Constructionen beschloß. Dieselben wurden meist in der Maschinenfabrik von Borsig in Berlin gefertigt. Eine verhältnißmäßige Vermehrung des Wagenparks beschäftigte die Wagenbauanstalt eine Zeit lang fast ausschließlich. Der Umbau und die Vergrößerung des Maschinenhauses in Leipzig machte sich zur dringendsten Nothwendigkeit, auch wurde dem frequenten Verkehr in Riesa durch Herstellung entsprechender Restaurationsräumlichkeiten Rechnung getragen.

Die Eingangs erwähnten Bahnprojecte in den Richtungen nach den Landesgrenzen zu kamen im Laufe dieser Zeit wiederholt in Anregung, namentlich handelte es sich um den Bau der Sächsisch-Böhmischen Bahn, doch konnte eine Einigung über die von der Regierung geforderten Bedingungen nicht erzielt werden und übernahm diese den Bau derselben daher selbst. Von den übrigen Projecten waren nur der Bau der Magdeburg-Leipziger Bahn von Leipzig und der Riesa-Jüterbocker Bahn von Riesa aus bis zur Landesgrenze zur Ausführung gekommen.

Das inzwischen sich mehr und mehr über Deutschland ausbreitende Eisenbahnnetz veranlaßte die verschiedenen Directionen, in Betreff ihrer gemeinsamen Interessen zu einer Vereinigung zusammenzutreten, mit dem Zweck, ihre Bestrebungen durch Einmüthigkeit zu fördern und dadurch ebenso ihr Interesse als das das Publicums zu wahren. Die erste Veranlassung dazu ging 1846 von der Berlin-Stettiner Eisenbahngesellschaft aus und sollte ursprünglich nur die preußischen Eisenbahngesellschaften umfassen. In einer Versammlung 1847 zu Cöln wurde der Antrag, sämmtliche deutsche Eisenbahngesellschaften dazu einzuladen, angenommen und Ende desselben Jahres waren bei einer Conferenz in Hamburg bereits 40 deutsche Eisenbahnverwaltungen, darunter auch die der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, vertreten.

Aus diesen Conferenzen, die in jährlichen Wiederholungen stattfinden, und denen sich nach und nach auch eine Menge außerdeutsche Bahnverwaltungen anschlossen, gingen die giltigen Normalbestimmungen hinsichtlich der Personen-, Gepäck-, Equipagen-, Pferde- und Viehbeförderung, so wie ein gemeinschaftliches Reglement für den Güterverkehr hervor; ferner die Beförderung von Personen und Gütern im directen Verkehr, gleichlautende Formulare für die Frachtbriefe und eine gleichmäßige Gewährleistung bei Beschädigungen und Gewichtsdefecten von Gütern.

Die Pensions- und Unterstützungscasse, welche mit einem durch besondere Zuweisung angesammelten Capital von 5000 Thaler in's Leben trat, gründete ihre weitere Existenz auf regelmäßige Gehaltsbeiträge der Beamten, im Betrag von 1⅔ Procent des Gehaltes bis zu 300 Thaler. Der Anspruch bei eintretender Invalidität belief sich höchstens auf ⅓ des versteuerten Gehaltes.

In der 10. Generalversammlung wurde die Anlegung eines Reservefonds genehmigt. Nach den glücklich überstandenen Calamitäten des Jahres 1848 begann für die Leipzig-Dresdner Eisenbahn die Zeit, in der sich die bei Anlegung der Bahn gehegten Hoffnungen nicht nur zu erfüllen begannen, sondern sich bis zu einem Grade steigerten, der die kühnsten Erwartungen überstieg. Die heilsamen Wirkungen und Folgen der Priorität des Unternehmens traten mit jedem Jahre mehr und mehr hervor, indem die Leipzig-Dresdner Eisenbahn als fertiges und bereits im Innern ausgebildetes Glied in nach und nach sich bildende neue Eisenbahnlinien eintrat, die den Verkehr zwischen dem Osten und Westen, zwischen dem Süden und Norden Deutschlands vermitteln und auf denen Transporte sich bewegen, von deren Bedeutung und Massenhaftigkeit man vorher kaum eine Ahnung gehabt hatte. Die günstige Lage der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, ihre Verbindung mit anderen Bahnen sichern ihr hierbei einen großen Antheil und führen ihr manchen Verkehr zu, der ebenso gut eine andere Route hätte nehmen können.

Außer den allgemeinen deutschen Eisenbahnconferenzen hatten sich noch besondere Verbände, wie der Norddeutsche und Mitteldeutsche Eisenbahnverband gebildet, welchen beiden die Leipzig-Dresdner Eisenbahn beitrat, und namentlich war der erstere derselben, so lange die westlichen Eisenbahnlinien, von Prag und Wien ab, noch nicht hergestellt waren, von sehr großer Bedeutung, und ist der rasche Aufschwung des Verkehrs von 1854 ab zum Theil dieser Verbindung zuzuschreiben. Der Tarif dieses Verkehrs, der bereits mehrfach herabgesetzt worden, bewegt sich zur Zeit zwischen 10 Pfennige für Eilgut und 1½ Pfennige für Classe F per Centner und Meile.

Neben diesen Verbänden wurden noch Vereinbarungen und Abschlüsse zu directer Güterbeförderung mit einer Menge anderer Bahnen, namentlich mit den sächsischen Staatsbahnen und den schlesischen Bahnen, getroffen, welche den Zweck haben, den Concurrenzbahnen die Wage halten zu können.

Das Abrechnungswesen und die Controle haben in Folge dieser verschiedenen Verkehre eine Ausdehnung erhalten, die gegenüber den einfachen Verhältnissen der ersten Betriebsjahre einen Vergleich kaum zuläßt. Um Einrichtung dieser Geschäftsbranche hat sich namentlich der gegenwärtige Bevollmächtigte, Herr Geßler, wesentliche Verdienste erworben. Zur Controlirung bei Benutzung der Wagen fremder Bahnen und der eignen auf fremden Bahnen wurde 1851 eine Wagencontrole eingerichtet, deren Abrechnungsverhältnisse immer schwieriger und schwieriger werden, denn statt wie zu Anfang die Zahl der auf die diesseitige Bahn übergehenden Wagengattungen nur 21 betrug, beträgt dieselbe gegenwärtig 68. Beispielsweise betrug die Billanz der Wagenmietheabrechnung der Leipzig-Dresdner-Eisenbahn im Jahre 1863 148,376 Thaler 27 Groschen 2 Pfennige, mit einem Saldo von 7796 Thaler 16 Groschen 6 Pfennige zu Lasten derselben, indem diesseitige Wagen 2,644,902 Achsenmeilen auf fremden Bahnen zurücklegten, während fremde Wagen 2,853,328 Achsenmeilen auf der Leipzig-Dresdner-Eisenbahn durchliefen. Die Achsenmiethe wird je nach Beschaffenheit der Wagen von ½ — 2 Groschen pro Achse und Meile berechnet. Die weitesten Entfernungen, bis wohin bis jetzt Wagen der Leipzig-Dresdner Eisenbahn gelangten, sind Paris, Weißkirchen, Triest, Lemberg, Eydtkuhnen, Warschau. —

In Bezug der Classification und Tarifirung der Güter traten auch für den Localverkehr verschiedene Modificationen ein. Der zuletzt 1860 erschienene Gütertarif theilt die Güter

in 5 Classen, A. B. C. D. E., mit den Frachtsätzen 16 Groschen, 10 Groschen, 6 Groschen, 39 Pfennige und 25 Pfennige pro Centner auf der Strecke von Leipzig bis Dresden, die beiden letzten Classen nur bei ganzen Wagenladungen. Beim Personenverkehr traten auch, neben den schon lange bestehenden Extrafahrten an Sonn- und Festtagen zu halben Preisen, Ermäßigungen ein, namentlich durch Einführung von Tagesbillets.

Bedeutende nothwendige Ausgaben, wie eine Vermehrung der Betriebsmittel durch 15 neue Locomotiven, die Umlegung und der nach und nach stattfindende Umtausch der Schienen durch solche von höherem Profil, welche sämmtlich jetzt aus deutschen Hüttenwerken bezogen werden, die Erweiterung der Bahnhöfe und namentlich der vollständige Umbau der Dresdner Bahnhofsgebäude, so wie eine bedeutende Reparatur an der Riesaer Brücke, veranlaßten im Jahre 1854 die Aufnahme einer Anleihe von 1½ Mill. Thaler, die unterm 1. December 1854 in 300 Serien zu je 50 Schuldscheinen à 100 Thaler mit 4 Procent Zinsen ausgegeben wurde und deren Tilgung auf 28 Jahre berechnet ist. Die Anlegung der Coswig-Meißner Zweigbahn und der Um- und Neubau des Leipziger Bahnhofs führte im Jahre 1860 eine Erweiterung dieser Anleihe um 500,000 Thaler und unter gleichen Bedingungen herbei. Der Cours der Obligationen von 1854 und 1860 hat bis jetzt zwischen 98 und 102½ Procent geschwankt.

In Folge von Abänderungen des Statuts über den Pensions- und Unterstützungsfond, wonach die Beiträge der Beamten auf 3⅓ Procent ihres Gehaltes bis zu 600 Thaler erhöht wurden, und durch wiederholte Zuweisungen aus den Betriebsüberschüssen (in den letzteren Jahren regelmäßig 5000 Thaler) hatte jener Fond Ende 1863 die Höhe von 130,260 Thaler erreicht; die in diesem Jahre an 17 Invaliden, 111 Wittwen und 24 Waisen gezahlten Pensionen betrugen 7607 Thaler.

Der im Juli 1860 begonnene Bau der Zweigbahn nach Meißen wurde im November beendet und dieselbe am 1. December 1860 dem Verkehr übergeben. Die Baukosten betrugen 192,089 Thaler.

In Bezug der Locomotivenheizung hatte man, nachdem man sich schon in früheren Jahren von den englischen Kohlen und Coaks emancipirt hatte und sich letztere aus einheimischen Kohlen selbst bereitete, schon wesentliche Ersparnisse erzielt, welche sich noch bedeutend vergrößerten, als man durch eine einfache Vorrichtung zur Rauchverbrennung sich in den Stand gesetzt sah, bloß Zwickauer Kohlen brennen zu können. So betrug der Aufwand für Locomotivenheizung im Jahre 1857 bei 141,667 Locomotivenmeilen 112,972 Thaler, während er 1863 bei 149,085 Locomotivenmeilen nur 58,011 Thaler betrug.

Ende des Jahres 1861 trat der Bevollmächtigte Friedrich Busse wegen Kränklichkeit von seinem Posten zurück, begleitet von den ehrendsten Anerkennungen für seine langjährigen Verdienste um die Leipzig-Dresdner-Eisenbahn speciell, und allgemein für das deutsche Eisenbahnwesen. Der Ausschuß bewilligte ihm eine Pension von 3000 Thaler jährlich. Zu seinem Nachfolger wurde der bisherige Controlvorstand Karl August Geßler ernannt, ein Mann, der schon bei den ersten Einleitungen zur Unternehmung der Leipzig-Dresdner-Eisenbahn sich durch die anerkennenswertheste Thätigkeit und Umsicht ausgezeichnet hatte und der seither mit unermüdlichem Eifer für dieselbe wirkte und in der langen Reihe von Jahren sich eine vollständige Kenntniß aller einschlagenden Verhältnisse erworben hatte.

Am 29. December 1863 starb der Erbauer der Bahn, der Geheime Baurath Major Kunze. Sein Verdienst um den Bau der ersten größern deutschen Eisenbahn, seine Thätigkeit, Energie und Uneigennützigkeit, werden stets eine bleibende Anerkennung finden. Der Wittwe desselben gewährte der Ausschuß eine Pension von 200 Thaler jährlich.

Zum Schluß entnehmen wir dem Rechnungsabschlusse und Geschäftsberichte des Jahres 1863 noch einige Daten über die gegenwärtige Lage des Unternehmens. Die Bilanz schließt mit einer Summe von 10,619,751 Thaler 21 Groschen ab, gegen die Summe von 6,064,495 Thaler 14 Groschen vom Jahre 1839. Das Anlagecapital beträgt 9 Millionen Thaler, und zwar 5 Millionen Actien, 500,000 Thaler Cassenscheine und 3½ Million Thaler Anleihen. Von letzteren sind bis jetzt 548,700 Thaler getilgt. Für den Bahnbau, incl. der drei Zweigbahnen 17,5 Meilen, sind im Ganzen 6,395,866 Thaler, für Gebäude, Transportmittel und

Inventarium sind 2,580,162 Thaler in Rechnung gestellt. An Transportmitteln waren Ende 1863 vorhanden 46 Locomotiven, 45 Tender, 130 Personenwagen mit 4962 Plätzen, 883 Güterwagen mit 2149 Achsen und 115,240 Centner Tragfähigkeit, 4 Packmeister-, 7 Postbureau- und 2 Postgepäckwagen.

Die Locomotiven haben 149,085⁷/₁₀ Meilen, gegen 46,868½ im Jahre 1840, durchlaufen und die Kosten der Zugkraft haben sich dafür auf 1 Thaler 2 Groschen 2 Pfennige gegen 2½ Thaler im Jahre 1840 pro Locomotivmeile herausgestellt. Befördert wurden seit der ersten Fahrt im Ganzen 16,465,852 Personen, wobei zu bemerken, daß kein Passagier durch Schuld der Bahn getödtet wurde, und seit 1839 an Gütern 1,214,061,063 Meilencentner. Die Gesammteinnahme dafür betrug 28,697,894 Thaler.

Der Etat der Besoldungen für die festangestellten Beamten belief sich Ende 1863 auf 167,677 Thaler. — Der höchste Cours der Actien war 1857 318, der niedrigste 1848 86 Thaler, die höchste Dividende 1857 17, 1863 16 Procent; im Ganzen seit 1842 152⅔ Thaler pro Actie, diese auf 25 Jahre vertheilt, gibt eine Durchschnittsdividende von 6⁸/₇₅ Procent, hierzu 4 Procent Zinsen, macht 10⁸/₇₅ Procent. — Die größten Coursschwankungen fanden 1856 statt, von 307 auf 214 = 93 Procent. — Der stärkste Güterverkehr war 1857 122,437,565 Centner, der stärkste Personenverkehr 1862 1,312,807 Personen.

Karl Friedrich Philipp v. Martius.

Am 20. März, ihrem 105. Stiftungstage, feierte die königlich baierische Akademie der Wissenschaften zugleich das Jubiläum eines ihrer hervorragendsten Mitglieder, des Geheimrathes und Professors der Botanik an der Universität München Dr. Karl Friedrich Philipp von Martius, der an eben diesem Tage vor fünfzig Jahren, in einem Alter von noch nicht zwanzig Jahren, die medicinische Doctorwürde erworben hatte. Der Vorsitzende der Akademie, Freiherr von Liebig, überreichte dem Gefeierten, unter Hervorhebung seiner großen Verdienste um die Botanik, eine im Auftrage dieser gelehrten Körperschaft von A. Stanger trefflich ausgeführte goldene Denkmünze. Eine zweite Denkmünze hatten die Freunde und Verehrer des berühmten Botanikers in hundert Städten von Europa, Amerika und Australien prägen lassen. Dieser Umstand, sowie die von vielen Seiten zahlreich eingegangenen Ehrengaben, Glückwünsche und Telegramme beweisen deutlich, daß die großen wissenschaftlichen Leistungen des Gefeierten weit und breit Anerkennung gefunden haben, und deshalb ist eine kurze Schilderung seines Lebenslaufes hier wohl am Orte.

Die Familie Martius stammt ursprünglich aus Umbrien. Als Gründer des deutschen Zweiges wird Galeottus Martius, aus Narni gebürtig, ein Schulmann, Philosoph, Astrolog und Bibliothekar des Königs Matthias Corvinus von Ungarn, angesehen. Seine Nachkommen siedelten sich in Böhmen an und verbreiteten sich von hier, nach dem alten Spruch „Seid fruchtbar und mehret Euch," namentlich in Franken und Sachsen. Vorwaltend ergriffen die Mitglieder dieser Familie den geistlichen Stand, aber auch Kriegs- und Kaufleute, Aerzte, Staatsbeamte und Handwerker kommen darin vor. Der Vater unseres Jubilars, Ernst Wilhelm, war der Erste, der sich der edlen Apothekerkunst widmete. Seit 1791 lebte er als Hof- und Universitätsapotheker in Erlangen und hier wurde ihm am 17. April 1794 Karl Friedrich Philipp geboren. Den ersten Unterricht empfing der Letztere in der Schule des ehrwürdigen Dr. Pöhlmann, der sich einen guten Namen unter den Pädagogen nach Pestalozzi'scher Methode erworben hat. Dann besuchte der Knabe das Gymnasium seiner Vaterstadt. Von großem Einfluß auf ihn war sein Privatlehrer, der Subconrector Dr. Lorenz Richter, ein trefflicher Lateiner, dem Martius zumeist seine hervorragende Kenntniß und elegante Behandlung der lateinischen Sprache verdankt. Der Vater war selbst den Wissenschaften eifrig zugethan; er stand in lebhaftem Verkehr mit den Gelehrten an der Universität und außerdem lebten in seinem Hause stets einige Studirende, gleichsam als Mitglieder seiner Familie. Dieser Umgang mit so verschiedenartigen, aber tüchtigen Männern mußte auf den heranwachsenden Sohn einen günstigen Einfluß ausüben und ihn

schon früh in das Gebiet des Wissens einführen. Er zeigte besonders eine große Vorliebe für die Naturgeschichte.

1810 bezog Martius die Universität seiner Vaterstadt. Nachdem er 1814 sich die medicinische Doctorwürde erworben hatte, wurde er in die Akademie der Wissenschaften nach München berufen und dem bereits alternden berühmten Naturforscher von Schrenk als Eleve beigegeben. Zwei Jahre später wurde er zum Adjuncten ernannt und mit der Leitung des botanischen Gartens betraut. Hier wurde der König Max Josef auf ihn aufmerksam und diesem Umstande hatte Martius zu danken, daß er mit dem Akademiker Spix der wissenschaftlichen Expedition, die Oesterreich 1817 nach Brasilien ausrüstete, beigegeben wurde. Jedem Mitgliede der Expedition war es zur Pflicht gemacht, einen möglichst großen Theil des Landes zu durchforschen. Diesem Gebote ist Martius mehr nachgekommen als irgend einer seiner Gefährten. Nachdem er die Provinzen Rio und Sanct Paul durchforscht hatte, wendete er sich gegen Rio San Francisco dem Innern des Landes zu, besuchte Fernambuco, Bahia und Ilheo und auf dem Rückwege Pianky und Maranhon. Dann zog er den Amazonenfluß entlang bis an die fernen Grenzen Peru's, so daß über Jahr und Tag keine Nachricht von ihm nach München gelangte, wodurch namentlich die Mutter in große Angst versetzt wurde.

Endlich Anfang December 1820 langte Martius, nachdem er 1300 bis 1400 Meilen in durchaus unwirthbaren Gegenden zurückgelegt hatte, wohlbehalten in München an. Als Ausbeute seiner Reise brachte er eine sehr bedeutende Zahl von Pflanzen und Thieren mit. Der König sprach seine Zufriedenheit über die Leistungen der beiden Reisenden aus und stellte ihnen die Mittel zur Herausgabe ihres bekannten großen Reisewerkes (3 Bände in Quart nebst Atlas, München 1824 bis 1831), dessen Sprache Goethe als Muster empfahl, zur Verfügung. Der größte Theil dieses Werkes rührt von Martius her.

Bei seiner Rückkehr aus Brasilien wurde Martius zum ordentlichen Mitgliede der baierischen Akademie der Wissenschaften und später auch zum Secretär derselben ernannt.

Noch lange gab das, was Martius in Brasilien gesehen und gesammelt hatte, ihm reichlichen Stoff zu trefflichen wissenschaftlichen Arbeiten. Dahin gehören vorzugsweise das große Werk: „Nova genera et species plantarum Brasiliensium“ mit Abbildungen von 400 bisher unbekannten Pflanzen, dann die „Genera et species palmarum“ mit mehr als 200 ganz vortrefflichen Abbildungen, ein wahrhaft classisches Werk, das im ersten Bande die Palmen überhaupt, im zweiten die brasilianischen im Besondern und im dritten die ganze Familie nach Charakter, gleichartiger Bezeichnung, Heimath und Eigenthümlichkeiten jeder Species oder Abtheilung behandelt, — und „Die Pflanzen und Thiere des tropischen Amerika“ (1831), das eine anziehende Schilderung Brasiliens und seiner Bewohner enthält.

Diese Werke bekunden handgreiflich, daß Martius unter den Gelehrten, die sich seit Humboldt, Schouw und Wahlenberg mit der Pflanzengeographie beschäftigt haben, durch Scharfsinn, geistreiche Combination und umfassende Belesenheit ganz besonders hervorragt. Nur eine lebhafte Phantasie ist im Stande, die beobachteten Einzelheiten zusammenzufassen, unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen und daraus Analogien und Gesetze abzuleiten. Diese Gabe besitzt Martius in einem seltenen Grade; ja er ist sogar geradezu eine dichterische Natur zu nennen und als solche auch selbst von unserm großen Meister Goethe, der übrigens mit der Familie befreundet war, anerkannt. So schreibt dieser z. B. an Reinhard: „Sodann gedenke ich sehr gern der kurzen Gegenwart des Herrn Ritters von Martius aus München. Der hohe Werth seines innern Vermögens hat sich durch eigenthümliche Aufnahme der Außenwelt auf einen solchen Grad gesteigert, daß man sich zusammennehmen muß, um würdig zu schätzen, was man mit Bewunderung anerkennt.“

Aber auch als Botaniker im gewöhnlichen Sinne des Wortes, dessen Hauptaufgabe nach dem jüngern de Candolle das richtige Bestimmen der Pflanzen ist, nimmt Martius mit die erste Stelle ein. Das hat er besonders durch seine Flora brasiliensis bewiesen, an der allerdings verschiedene andere Gelehrte mitwirkten, aber im Wesentlichen ist dieses Werk doch das Verdienst von Martius. Er hat nicht allein das reichste Material dazu geliefert, sondern auch alle Herbarien, die in Deutschland vorhanden sind, für die Bearbeitung zugänglich gemacht. Das Werk ist

aber in so riesigen Dimensionen angelegt, daß es bis jetzt noch nicht vollendet ist, obgleich bereits seit 1840 daran mit großem Eifer gearbeitet wird.

Bezeichnend für Martius' wissenschaftliche Leistungen ist noch die herzlichste Freundschaft, die ihm Robert Brown, den Humboldt als den ersten Botaniker unserer Zeit ansieht, schenkte. Ueberhaupt hat es ihm während seines Lebens nicht an Ehrenbezeugungen, wie sie die Wissenschaft zu bieten vermag, gefehlt.

Trotzdem Martius als echter deutscher Gelehrter vorwiegend der idealen Richtung zuneigt, hat er doch nie das Praktische ganz aus den Augen verloren. So schrieb er z. B. 1842 eine Schrift über die Kartoffelkrankheit und dann ist er auch als das belebende Element des Gartenbauvereins in München, dessen Vorstand er eine Reihe von Jahren ist, anzusehen.

Obgleich bereits in einem hohen Alter stehend, hat sich dennoch Martius seine ganze geistige Frische gewahrt und noch mit großer Kraft liegt er den Arbeiten seines Berufes ob.

Staatsunterstützung oder Selbsthilfe.

Staats-Zinsengarantien. Staats-Associationen. Lohnverhältnisse.

In dem großen Streite zwischen Lassalle und seinen Gegnern über die Mittel und Wege, wie das sociale Problem am besten gelöst, wie den arbeitenden Classen am raschesten geholfen werden könne, von den niedrigsten Löhnen und beziehendlich Erwerbsverhältnissen sich emporzuhelfen zu einem befriedigendern Einkommen oder bessern Gewerbebetriebe, in diesem bis zur äußersten Erbitterung gelangten Streit ist namentlich darauf hingewiesen worden, wie der Staat z. B. durch die Zinsgarantien direct den Transportgewerben zu Hilfe komme, weshalb gar nicht abzusehen sei, warum er nicht ebenso den arbeitenden Classen durch Vorstreckung der zur Bildung von Associationen nöthigen Capitalien helfen solle. Lassalle hält die Zinsgarantie zugleich und in der Hauptsache für eine Unterstützung der Capitalisten.

Eine zweite Streitfrage ist die der Lohnverhältnisse, welche Lassalle als abhängig angibt vom Minimum der zur Lebensfristung des Arbeiters nothwendigen Bedürfnisse, über welches Minimum sie sich nur wenig erhöben, während die Gegner die Höhe des Arbeitslohnes abhängig behaupten von Angebot und Nachfrage. Sei das Angebot von Arbeit groß, die Nachfrage gering, so sinke der Arbeitslohn, sei die Nachfrage groß, das Angebot aber gering, so steige derselbe.

Wir werden uns ganz objectiv in der Mitte zu halten suchen, mit dem alleinigen Zweck, den Lesern genügende Materialien zur freien eigenen Beurtheilung der Fragen hier an die Hand zu geben, Materialien, die mit vollständigster Unparteilichkeit zusammengestellt sind.

Wir unsern Theils glauben, daß sich der Streit im Laufe der Zeit klären und ruhig entscheiden wird. Wir wollen das Unsere hierzu beitragen.

Die erste Frage des Lesers wird vielleicht die sein, in welchem Umfange der Staat Zinsgarantien gewährt habe, und wir geben deshalb folgende Uebersicht.

Es sind also garantirt resp. Zuschüsse gegeben zur Anlage folgender Eisenbahnen:

	Thaler	m. Procent
Aachen-Düsseldorfer	4,000,000	3½
Staatszuschuß 1861	42,141	
Ruhrort-Crefelder .	1,500,000	3½
Kein Zuschuß erforderlich gewesen.		
Bergisch-Märkische . .	12,250,000	3¼
Cöthen-Bernburger .	500,000	2½
Zittau-Reichenberger .	3,750,000	4
Oberschlesische . . .	12,250,000	3½
Stargard-Posener . .	5,000,000	3½
Rhein-Nahe	8,265,000	4½
Staatszuschuß 1861	131,594	
Baierische Staatsbahn.	34,285,714	4½
Stargard-Cöslin-Colbg. und außerdem a. d. Ueberschüssen d. Berlin-Stettiner ½%.	11,500,000	3½
Galizische-Karl-Ludwigsb.	(?)	5,2
Kaiserin-Elisabeth-B. .		5,2
Cöln-Mindener . . .	13,000,000	3½
Niederländ.-Rheinische	5,142,857	4½
Oesterr. Staatseisenb.	10,400,000	5,2
„ Südbahn . .		5,2
Pfälzische Ludwigsb. .	6,662,286	4
„ Maximiliansb.	2,514,286	4½
Rheinische	1,250,000	3½

	Thaler	m. Procent
Südnordd. Verbindgsb.	10,500,000	5,2
Staatszuschuß 1861	430,226	
Theißbahn		5,2
Zuschuß 1861 . .	360,000	
Werrabahn	8,000,000	4
Zuschuß 1861 . .	180,252	

Von den betreffenden Staaten wurden somit im Betriebsjahre 1861 im Ganzen 1,149,359 Thaler auf Grund der von ihnen geleisteten Zinsengarantien ausbezahlt.

Der Vorwurf der Lassalle'schen Partei gegen die bisherige Staatswirthschaft geht nun nicht sowohl dahin, daß diese Subventionen überhaupt geleistet werden, sondern, daß andere Subventionen, namentlich an die arbeitenden Classen, nicht geleistet werden.

Lassalle sagt: „Als die Eisenbahnen bei uns gebaut werden sollten, da mußte in allen deutschen und ebenso in den meisten auswärtigen Ländern, ausgenommen bei einigen ganz kleinen und vereinzelten Linien, der Staat in der einen oder andern Weise interveniren, meistens in der Weise, daß er mindestens die Zinsgarantie für die Actien, in vielen Ländern noch weit größere Leistungen übernahm. Die Zinsgarantie stellte noch dazu folgenden Löwencontract der Unternehmer — der reichen Actionäre — mit dem Staate dar: Sind die neuern Unternehmungen unvortheilhaft, so soll der Nachtheil auf den Staat fallen, folglich auf alle Steuerzahler, folglich ganz besonders auf Sie, meine Herren, auf die große Classe der Unbemittelten! Sind die Unternehmungen dagegen vortheilhaft, so soll der Vortheil, die starken Dividenden, uns, den reichen Actionären, zukommen. Dies wird auch nicht dadurch beseitigt, daß in manchen Ländern, wie z. B. in Preußen, dafür dem Staat in sehr ferner Zukunft damals noch ganz ungewisse Vortheile ausbedungen wurden, Vortheile, deren sich aus der Association des Arbeiterstandes weit schnellere und größere für ihn ergeben werden.“

„Ohne diese Intervention des Staates, von welcher, wie gesagt, die Zinsgarantie noch die schwächste Form war, hätten wir vielleicht noch heute auf dem ganzen Continent keine Eisenbahnen! Jedenfalls steht die Thatsache fest, daß der Staat hierzu schreiten mußte, daß auch die Zinsgarantie eine und zwar äußerst starke Intervention des Staates war, daß diese Interventionen noch dazu der reichen und begüterten Classe gewährt wurden, die ohnehin über alles Capital und allen Credit verfügt und die sich daher der Staatsintervention weit leichter hätte begeben können als Sie, und daß diese Intervention von der gesammten Bourgeoisie gefordert wurde.“ Und doch habe Niemand dies als gegen die oft geforderte „sociale Selbsthilfe“ streitend, Niemand dies als „Communismus und Socialismus“ denuncirt.“

„Freilich,“ fährt Lassalle fort, „jene Intervention des Staates fand im Interesse der reichen und begüterten Classen der Gesellschaft statt und da ist sie freilich ganz zulässig und immer zulässig gewesen; nur wo es sich um eine Intervention zu Gunsten der nothleidenden Classen, zu Gunsten der unendlichen Mehrheit handelt, ist sie reiner Socialismus und Communismus.“ So Lassalle.

In welcher Weise nun und in welchem Umfange der Staat die Subvention hat eintreten lassen, ist oben statistisch dargelegt worden. Lassalle, einer der ehrgeizigsten politischen Agitatoren, der in der Wahl der Mittel zur Aufregung der Arbeiterbevölkerung gegen die besitzenden Classen nichts weniger als scrupulös ist, gibt dies lediglich als eine Subvention der Capitalisten aus, sicher gegen besseres Wissen und gegen seine innerste Ueberzeugung, denn seine verschiedenen Schriften zeigen uns in ihm — das werden seine directesten Gegner nicht ableugnen — einen scharfen Kopf, der gleichzeitig mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet ist. Lassalle weiß also recht wohl die einfache ökonomische Sachlage. Eine Staatssubvention darf nie einer einzelnen Corporation, einer einzelnen Classe zu Hilfe und Gute kommen, sondern nur der größtmöglichen Allgemeinheit. Wo diese Sätze nicht Platz greifen, wird gefehlt und beziehendlich ungerecht gegen die Allgemeinheit verfahren. Das Eisenbahnwesen ist schon von vornherein eine die große Allgemeinheit, wenn nicht die ganze Menschheit angehende Sache. Gewisse Eisenbahnlinien würden nie gebaut werden, die Capitalisten würden ihr Geld nicht dazu hergeben, weil der Ertrag vieler Linien ein sehr unsicherer erscheint, wenn eben der Staat nicht die Zinsen garantirt. Wir brauchen aber hier gar nicht auf den unermeßlichen Segen der Eisenbahnen für ein Land aufmerksam zu machen, wir brauchen kaum zu sagen, daß heutzutage eine nicht

von einer Eisenbahn durchschnittene Provinz wie vom Weltverkehr abgeschnitten liegt, daß sie die Rohstoffe theuerer bezieht, die Fabricate theurer an den Markt bringt, daß sie um deswillen nur schwer concurriren kann, daß deshalb immer tiefer gedrückte Löhne die Folge hiervon sind, daß Grund und Boden geringern Werth haben, Gewerbe und Handel, wenn sie vielleicht früher vor Einführung der Eisenbahnen überhaupt in der Gegend blühten, allmälig zurückgehen, und daß es umgekehrt, wenn eine Eisenbahn durch die Gegend geht, kaum irgend einen Menschen gibt, arm oder reich, hoch oder niedrig, der nicht direct oder indirect von den Segnungen der Eisenbahnen berührt würde. Und nicht bloß die Bewohner der Gegend selbst, auch die entfernteren Provinzen des Landes haben Theil an der Aufschließung des wirthschaftlichen Reichthums des Bodens und der Landwirthschaft, sowie der Fähigkeiten und Arbeitskräfte der Bevölkerung und selbst fremde Länder participiren darin meist mit. So wäre die Erschließung des ehemals in seinem Reichthum von Bodenproducten fast erstickenden Ungarns, welches jetzt ungeheure Quantitäten von Getreide nach Frankreich und England, Vieh bis in die Schweiz schickt, ohne Regierungssubvention vielleicht bis auf den heutigen Tag noch nicht erfolgt. Und wie hat Ungarn sich nach allen Seiten gehoben! Alles Capital sucht mindestens eine landesübliche Verzinsung und würde bestimmt andere Richtungen, sei es in der Landwirthschaft oder Industrie aufsuchen, anstatt sich in die Gefahr des Verlustes für Eisenbahnprojecte zu geben, deren Rentabilität sehr unsicher ist. Und wie häufig betheiligt sich das ausländische Capital an solchen Unternehmungen, und allein unter der Bedingung der Zinsengarantie. Lassalle, der die Segnungen der Eisenbahnen für die specielle Gegend ebensowenig wie für das große Ganze anerkennen will, der in dieser Subvention des Staates nur eine Subvention zu Gunsten der Begüterten erblickt oder richtiger, vorgibt, der Begüterten, die ohnehin „über alles Capital und Credit verfügen," Lassalle sieht einen Löwencontract in der Zinsengarantie, als ob er nicht recht wohl wüßte, daß bei schlechter Verzinsung der Staat zwar zuschießen muß, bei hoher Verzinsung der garantirten Bahn aber in der Regel das Procent festgesetzt ist, zu welchem der Staat ebenfalls mit am Gewinne Theil hat, abgesehen davon, daß die Bahn contractlich nach Ablauf von einer Anzahl Jahrzehnten fast überall in den Besitz des Staates überzugehen bestimmt ist; als ob er endlich nicht wüßte, daß die Steuerkraft des Staates mit der Hebung der Provinzen wächst. Ob dem Staate größere Vortheile aus von ihm subventionirten Associationen erwachsen werden, dabei liegen freilich schon genügend traurige Beispiele vor, denn der französische Staat verlor in den auf 1848 folgenden Jahren mehrere Millionen durch Genossenschaften, welche mit Hilfe von Staatsmitteln begründet worden waren und von denen die meisten rasch wieder zu Grunde gingen.

Es kommt Lassalle durchaus nicht auf den ökonomischen Zweck an, sondern auf die stärksten Hebel, mit denen die unwissendere Masse zu bewegen und aufzuregen ist.

Und nun zur Lohnfrage. Lassalle stellt als sogenanntes Naturgesetz den Satz auf: „Der durchschnittliche Arbeitslohn bleibt immer auf den nothwendigen Lebensunterhalt reducirt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist." „Dies ist der Punkt, um welchen der wirkliche Tageslohn in Pendelschwingungen jeder Zeit herum gravitirt, ohne sich jemals lange weder über denselben zu erheben, noch unter denselben hinunterfallen zu können. Er kann sich nicht dauernd über diesen Durchschnitt erheben, denn sonst entstände durch die leichtere, bessere Lage der Arbeiter eine Vermehrung der Arbeiterehen und der Arbeiterfortpflanzung, eine Vermehrung der Arbeiterbevölkerung und somit des Angebots von Händen, welche den Arbeitslohn wieder auf und unter seinen frühern Stand herabdrücken würde.

Dieses eherne ökonomische Gesetz müssen Sie (die Arbeiter) vor Allem tief in die Seele sich prägen und bei allem Ihren Denken davon ausgehen. Jedem, der Ihnen von der Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes spricht, müssen Sie vor Allem die Frage vorlegen: ob er dieses Gesetz anerkennt oder nicht. Erkennt er es nicht an, so müssen Sie sich von vornherein sagen, daß dieser Mann etweder Sie täuschen will, oder aber von der kläglichsten Unerfahrenheit in der nationalökonomischen Wissenschaft ist."

Lassalle setzt also Jedem, der ihm gegen-

übertritt, gleich das Messer an die Kehle mit der Drohung: Schwöre auf meinen Glauben, wenn nicht, bist Du ein Schuft oder ein Dummkopf. Wir denken und sehen, es sind Tausende, die Verstand und Gewissen abhält, in die Lassalle'sche Partei einzutretreten, ohne Gewicht darauf zu legen, ob der Demagog sie für das Eine oder Andere hält.

Der Lassalle'sche Satz: Das sogenannte eherne Naturgesetz beschränkt den Arbeitslohn auf die zur Existenz und zur Fortpflanzung erforderliche Lebensnothdurft, ist ein alter Satz des Engländers Ricardo, von vielen Lehrern der Volkswirthschaft gedankenlos nachgebetet. Er ist aber demohngeachtet unwahr.

Jeder Preis von Waaren richtet sich nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Also muß sich auch der Lohn für die Arbeit, mit welcher jene Waaren gefertigt werden, nach Angebot und Nachfrage richten.

Sehen wir diesen Satz gleichzeitig auch etwas in den Bewahrheitungen des praktischen Lebens an.

So pflegt nach großen Pesten und starken Auswanderungen der Lohn zu steigen, weil die Menschenzahl abgenommen hat, so in Italien nach der Pest von 1748, ebenso in England und zwar hier um das Vierfache. Die Schriftsteller jener Zeit klagen über großen Luxus der Arbeiter. Aehnliche Wirkung hatte das große Erdbeben von 1783 in Calabrien. Während der Erntezeit pflegt der Arbeitslohn gewöhnlich bedeutend zu steigen, im Winter zu fallen. In der Umgegend von New-York steigt der Lohn auf die für unsere deutschen bescheidenen Verhältnisse wunderbare Höhe von 3 Thaler per Tag, sodaß, nach einem Bericht des Consuls Kühn in New-York, ein Arbeiter in einigen Jahren ein Bauergut im Westen verdienen kann. Um Leipzig herum beträgt der ländliche Tagelohn im Sommer durchschnittlich 8 Sgr., während der Ernte 10 Sgr. Auch die Kost ist in der Ernte besser. In England steigert die Ernte den Lohn um's Doppelte; in Ostfriesland von 8 bis 10 Ggr. oft auf 2 Thlr., in der südrussischen Steppe von 12 bis 15 Kopeken auf 40 bis 50 Kop.

Auch außerordentliche Ereignisse steigern den Lohn; so hob sich derselbe während des letzten Seekrieges mit Napoleon von 40 bis 50 Schilling, pro Monat auf 100 bis 120 Schilling. Wo Kinder mitarbeiten, da vermindert sich gewöhnlich der Arbeitslohn der Erwachsenen; sonst steckt in deren Arbeitslohn auch der Lebensunterhalt für die Kinder.

In Deutschland erwirbt die Frau 1/3 bis 1/4 so viel, als der Mann verdient. In Brandenburg kommt auf den Mann jährlich 75 Thlr., auf die Frau 25 Thlr., der durchschnittliche Tagelohn ist 7½ Sgr.

Die Spinnereien zu Manchester zahlten 1834 den Kindern von 9 bis 10 Jahren wöchentlich 2 Schill. 9 bis 10 D., von 10 bis 12 Jahren 3 Schill. 6 bis 7 D., von 12 bis 14 Jahren 5 Schill. 8 bis 9 D., von 14 bis 16 Jahren 7 Schill. 5 bis 6 D.

Adam Smith, der größte Nationalökonom Englands, nennt als Kennzeichen davon, daß der Arbeitslohn höher steht als das unentbehrliche Minimum zur Lebensfristung, wenn: 1. der Sommerlohn größer ist als der Winterlohn, da man doch selten darauf rechnen könne, daß vom Sommer auf den Winter gespart werde; 2. wenn der Lohn von Jahr zu Jahr minder, von Ort zu Ort aber mehr schwankt als der Preis der Lebensmittel; 3. wenn er wohl gar da am höchsten steht, wo die Lebensmittel am wohlfeilsten sind.

Daß der Lohn nicht auch unter das Niveau des nothwendigen Lebensunterhaltes fallen könne, leugnet auch Adam Smith nicht.

In heißen Gegenden sind die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, sowohl Kleidung, Nahrung als Wohnung geringer, und diese wärmern Länder sind nicht selten auch noch durch den Reichthum der Natur und die billigen Lebensmittel, wie Reis, Weizen, Bananen begünstigt. Wir in unserm kältern Klima müssen natürlich einen großen Theil unsers Arbeitslohnes auf warme Kleidung, Wohnung und Nahrung verwenden. Bekanntlich essen wir auch mehr als die Südländer. In wärmern Klimaten könnte also der Lohn an sich tiefer stehen, indessen wirkt die Hitze wieder entgegen, die Natur macht den Körper träge, es bedarf deshalb schon eines stärkern Anreizes, um überhaupt Arbeiter zu erhalten. Der Süden ist das Eldorado des Bettels, da es hier dem Menschen sehr leicht wird, sein Leben durchzubringen. Im Süden ist auch die Mäßigkeit und Anspruchslosigkeit des gewöhnlichen Mannes ungemein groß, einige Südfrüchte, eine Semmel und ein Glas Wein sind ein Mittagsbrot, bei dem er vollständig befriedigt ist. Schon in Frankreich leben nach Dupin zwei Drittel der Bevöl-

kerung fast ohne animalische Nahrung, von Kastanien, Mais und Kartoffeln, während nach Carey in England zu den unabweislichen Bedürfnissen des Arbeiters Bier, Branntewein, Fleisch, Thee, Kaffee, Taback, Seife und Zeitungen gehören. Der englische Arbeiter fordert auch einen Tuchrock und Lederstiefeln als zum Anstand gehörig, während der Pariser der Blouse sich nirgends schämt, der Arbeiter der Provinz schon mit Holzschuhen als Fußbekleidung zufrieden ist und in Unteritalien alle Arbeiter barfuß laufen.

In Mexico stehen die Löhne in den gemäßigtern (höhergelegenen) Gegenden auf 26 Sous pro Tag, in den heißern auf 32 S.

Im nördlichen Frankreich verdient ein Feldarbeiter mit seiner Frau jährlich 508 Franken, im Süden 441 Fr., durchschnittlich also 474 Fr., eine Mühlhausener Fabrikarbeiterfamilie mit 6 Köpfen 610 Fr.

Die Arbeiter haben indirect die Macht, auf eine angemessene Höhe der Löhne einzuwirken, nämlich durch Enthaltsamkeit in der Kindererzeugung. Das Wort „Proletarier“ kommt von dem lateinischen „proles,“ Nachkomme, Kinder, sie haben also hiervon ihren Namen. Bessern sich durch irgend welche Mittel oder Vorgänge die Lohnverhältnisse, so nimmt die Kindererzeugung rasch zu und der Arbeiter schafft, ohne die hohe Verantwortlichkeit der Erzeugung eines Kindes zu überlegen, für dessen Schicksal er sorgen soll, sich selbst Concurrenten in der erhöhten Arbeiterzahl.

Dieser Proceß läßt sich geschichtlich überall verfolgen, und es ist grade die leichtsinnige, ja oft gewissenlose Eheschließung und noch leichtsinnigere und noch gewissenlosere Kinderzeugung, um welche sich die ganze sociale Frage dreht und die sicher nicht gelöst werden wird, ehe nicht Volksfreunde unsere Arbeiter hierüber überzeugend belehren und mahnend zu einer größern geschlechtlichen Enthaltsamkeit bewegen. Diese Mäßigkeit befolgt schon der Bürgerstand und in höherm Grade die höhern Stände.

Die englischen Arbeiter sind den deutschen hier mit nachahmungswerthem Beispiele seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts vorangegangen und später die schottischen Arbeiter. Die leichtsinnigen irländischen dagegen benutzten die sich bessernden Nahrungsverhältnisse allein zur thierischen Befriedigung des Geschlechtstriebes. Die Bevölkerung Englands und Schottlands vermehrte sich von 1720 — 1820 um wenig mehr als das Doppelte, die irische von 2 auf beinahe 7 Millionen. Und wie sah es um die Löhne aus? Der mittlere Tagelohn stand in England 20 bis 24, in Irland nur 5 Pence. Zur Ehre der Wahrheit müssen wir hinzufügen, daß Irland social, kirchlich und politisch von England unterdrückt worden ist. Nur der Freie aber wird selbständig, ist enthaltsam und sorgt für seine Zukunft. Wird in Deutschland die politische, religiöse und wirthschaftliche Freiheit einst größer, werden wir ein einiges, mächtiges Deutschland erobert haben, dann wird auch gleichzeitig mit der überhand nehmenden Bildung das Selbstgefühl der Arbeiter wachsen und der geschlechtliche Leichtsinn allmälig aufhören. Gewöhnlich denkt jeder Arbeiter, seine 4 bis 6 Kinder trügen wenig für das Ganze aus, und doch drückt endlich die heranwachsende Ueberzahl der Kinder aller Arbeiter die Löhne der Väter mit herab. Auch die Einführung der Kartoffeln hat in Irland ungemein zur allzugroßen Volksvermehrung beigetragen, ebenso die Reihen ausgezeichneter Ernten zum ungemeinen Anwachsen der Ehen und Geburten in England und Wales. So kamen vor alljährlich von

1843 bis 1847	136,200	Eheschließungen,
1853 „ 1857	159,000	„
1843 „ 1847	544,800	Geburten,
1853 „ 1857	640,400	„

Ist der Arbeitslohn nur so hoch, um grade die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse befriedigen zu können, und es fällt der Preis derselben, so fallen gewöhnlich auch die Löhne; steigen dagegen die Lebensmittelpreise, so steigen allmälig auch, oft aber unter großer Bedrängniß und Noth, die Löhne. Eine höchst interessante Tabelle über das Steigen der Lebensmittelpreise und Löhne hat der Engländer Eden in seinem Werke, welches diesen Gegenstand behandelt, aufgestellt, die wir hier wiedergeben wollen:

Es stand im Jahre

	der Quarter Weizen		der Taglohn
	Schill.	Pence	Pence
1270 bis 1272	6	8	1½
1293	8	—	1 — 1¾
1390	8	6	3
1466	5	8	4 — 8
1505	6	8	4
1575	20	—	8
1590	21	—	3 — 6
1601	—	—	10

Es stieg also der Preis des Weizens vom dreizehnten bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts mehr als das Dreifache, der der Arbeit um das Siebenfache.

Die Verschiedenheit der Lohnhöhe in den verschiedenen Arbeitszweigen beruht nun hauptsächlich auf drei verschiedenen Ursachen:

Auf persönlichen Talenten, Fertigkeiten, oder Treue und Zuverlässigkeit. Man denke an den Lohn eines Schreibers und eines Ministers, an den eines gewöhnlichen Anstreichers und den eines Malers. In den Pariser Modegeschäften erhalten die ersten Modistinnen jährlich oft 1800 Fr., die Appreteuses dagegen täglich nur 15 bis 20 Sous. Man denke an den Lohn eines Fleischergesellen und eines Arztes. Louis Blanc schlug vor, alle Löhne gleich zu machen, den Faulen und Ungeschickten also ebenso zu lohnen wie den Fleißigen und Geschickten; er machte aber alsbald in der von ihm selbst begründeten Schneiderassociation so schlimme Erfahrungen, daß er eiligst wieder zum Stücklohn überging.

Gewöhnlich steht der ländliche Tagelohn niedriger als der städtische. In Kurhessen erhalten die Männer auf dem Lande jährlich 69 Thlr. 23 Sgr., die Weiber 55 Thlr. 9 Sgr., in den Städten dagegen die Männer 88 Thlr. 23 Sgr. und die Weiber 61 Thlr. 28 Sgr., die englischen Feldarbeiter durchschnittlich 31 Pfd. Sterl. Jahreslohn, die Fabrikarbeiter 55 Pfd. Das theurere Leben in der Stadt ist der hauptsächlichste Grund davon.

In Paris ist der Jahreslohn einer Arbeiterin 375 Fr., während der Bedarf beinahe 500 Fr. sein soll. Man fragt sich hier unwillkürlich, ob nicht die verbreitete Unsittlichkeit der Mädchen in dieser Stadt mit der Niedrigkeit der Löhne zusammenhängt. Der Lohn der weiblichen Dienstboten steht um und in großen Städten gewöhnlich hoch, besonders hoch in England. Hier dient ein Mädchen gewöhnlich vom fünfzehnten bis fünfundzwanzigsten Jahre und spart zur Verheirathung ein kleines Capital.

Die Löhne für diejenigen Arbeiten, welche neben andern Hauptarbeiten nebenbei gefertigt werden, stehen besonders tief, weil sich hier die Arbeiter nicht recht den Zeitaufwand berechnen und, da sie den eigentlichen Lebenserwerb wo anders haben, ihre Arbeit unterschätzen. Dahin gehören die Strumpfstrickereien in den norddeutschen Haidegegenden, ebenso in Hochschottland, die Flachsgespinnste und Leinwanden in Westfalen und Irland. Ein großer Theil dieser Arbeiten wird von Bauern im Winter, oder von Dienstboten, Hausfrauen und Töchtern in den Mußestunden geliefert. Auch muß man an die billigen Arbeiten in den Klöstern und Gefängnissen denken. Durch alle diese Arbeiten werden diejenigen Arbeiter, welche gewerbsmäßig von denselben ausschließlich leben sollen, vielfach bedrückt und können nur schwer mit ihnen concurriren.

Mancher Arbeitslohn erscheint höher als er wirklich ist. So muß der Maurer, da er im Winter einige Zeit zu feiern hat, die übrigen wetterguten Monate des Jahres natürlich einen höhern Lohn fordern. Berechnet man den verdienten Lohn für das ganze Jahr, so kommt schon ein weit niedrigerer heraus. Die Maurergesellen in Leipzig erhalten 18 Sgr., gewöhnlich aber für die Stunde 12 Pf., also lange Tage langer Lohn. Dachdecker haben besonders wegen der Gefährlichkeit einen höhern Lohn, bis 1 Thlr. pro Tag, während Schneider und Schuster gewöhnlich nicht über 12½ Sgr. kommen, Tagelöhner ebenso 10 bis 12 Sgr. haben.

Einer Menge Arbeitsleuten muß man die Wartestunden mitbezahlen, woran vom Publicum viel zu wenig gedacht wird, so dem Arzt, Fiaker, Packträger. Ein einzelner Dienst ist natürlich theuerer, als wenn man längere Dienstzeit beansprucht. Ein Hausarzt erhält in Leipzig durchschnittlich 50 Thlr., während die Arztgebühren häufig schon für eine einzelne Krankheit so viel betragen können.

Besonders tief steht der Lohn für die eigentlichen gelehrten Arbeiten, die nur von einem sehr kleinen Consumentenkreis gesucht werden. Besonders gut dagegen wird die Arbeit derjenigen Erwerbsbranchen bezahlt, welche unangenehmerer Natur sind, wie z. B. die der Schornsteinfeger, Köhler, Grubenräumer; oder die Arbeit, welche gefährlich ist; so erhalten, wie erwähnt, die Dachdecker 25 bis über 30 Sgr. Taglohn, Locomotivführer bis 500 Thaler Jahreslohn und können es dieselben auf der Leipzig-Dresdner Bahn bis auf 900 Thlr. bringen; sehr hohen Lohn erhalten auch die Matrosen beim Walfischfang oder beim Sclavenhandel. Oft ist die Uebervölkerung Schuld daran, daß auch die widrigsten oder gefährlichsten Arbeiten nicht höher bezahlt werden als die gewöhnlichen, so die Arbeiter, welche es mit Quecksilber, Arsenik,

Blei 2c. zu thun haben, ebenso die der Steinhauer in der baierischen Pfalz, obwohl sie gewöhnlich nur das fünfundvierzigste Lebensjahr erreichen!

Die Niedrigkeit der Löhne für Frauenarbeit beruhte bisher hauptsächlich darauf, daß den Frauen fast die meisten Erwerbszweige häufig ganz ohne Grund verschlossen geblieben sind, was sich im Laufe der Zeit ändern wird. Die ganze Zeitströmung geht dahin, den Frauen das ganz widerrechtlich eingeengte Arbeitsgebiet nach allen Seiten hin zu erweitern.

Ebenso beruhte das häufig faule Wohlleben der frühern Handwerksmeister auf dem Zunftwesen, welches Hunderte, ja Tausende von geschickten Gesellen während ihres ganzen Lebens zu unselbständigen Lohnarbeitern verdammte. Die Meister lebten natürlich auf Kosten der Gesellen und Lehrjungen und, nicht zu vergessen, auf Kosten des Publicums, welches gewöhnlich schlechte und zugleich theure Arbeit erhielt.

Ein trübes Capitel sind die Lohnverhältnisse unserer deutschen Leinweber, namentlich in Schlesien und der sächsischen Lausitz! Es ist hier, wenigstens bei den weißen Leinen, die leichte Erlernung und die Annehmlichkeit, eine reinliche, nicht sehr strapezierende Arbeit im Hause selbst verrichten zu können, die Hauptursache zur Festhaltung an dem wohl mehr als dreihundertjährigen Arbeitszweige. Es verdient hier bei großem Fleiß:

Ein Spuler täglich 20 bis 25 Pf.

Ein Weber für sich und Familie wöchentlich 1 Thlr. 10 bis 15 Sgr.,' in seinen Weben 2 bis 3 Thlr.

Die Schuld daran tragen hauptsächlich die Garnzölle und resp. das Schutzzollsystem, dessen traurige Herrschaft erst mit der Constituirung und Wirksamkeit einer deutschen Reichsversammlung enden wird. Die deutsche Leinenindustrie ist im Rückgange und die Weber haben sehr harte Zeiten durchgemacht. An Stelle der Leinenstühle gehen jetzt meist Baumwollenstühle für Frauenkleider und Hosenzeuge und hier sind die Lohnverhältnisse bedeutend besser geworden, weil aber die Arbeit selbst — ein solcher Stuhl hat oft 14 Trittschemel — mühevoller und schwerer zu erlernen ist, so vermochte erst die Noth, die an den alten bequemen Schlendrian gewöhnten Weißleinenweber zu zwingen, zu dem besserlohnenden Zweige der Weberei überzugehen. Schon hat sich der Proceß ziemlich vollständig vollzogen und die jüngere Generation befindet sich durchweg besser. Es verdient ein fleißiger Baumwollweber heut wöchentlich 3 bis 5 Thlr.

Werden erst alle Fesseln der Arbeit, des Gewerbes und Handels, der Ansiedlung entfernt, wird unsere Handels- und Zollpolitik von dem einzig berechtigten Organe, von einem Reichsparlament und Ministerium in die Hand genommen, werden erst unsere Arbeiterclassen von Volksfreunden mehr in ihrer Bildung gehoben, zur Gewissenhaftigkeit bei Eheschließungen, zur Enthaltsamkeit in der Kindererzeugung eindringlich gemahnt, alsdann werden auch unsere Lohnverhältnisse besser werden!

Unsere Mittheilungen sind nur kurze Andeutungen. Der denkende Leser muß selbst zu folgern und sich aus ihnen die richtige Ansicht zu verschaffen und zu begründen suchen.

Wollten wir Alles, was sich hier folgern und sagen läßt, ausführlich und gründlich erörtern, so würden wir leicht ein ganzes Buch zusammenschreiben. Das liegt nicht in dem Plane dieser Zeitschrift.

Rundschau.

Das Cardinalscollegium. Das vor Kurzem erschienene Annuario pontificio für 1864 bringt interessante Notizen über die zweithöchste Stufe der römischen Hierarchie. Die volle Zahl der Cardinäle soll siebenzig betragen, aber gegenwärtig gibt es bloß vierundsechzig. Siebenzehn derselben wurden vom Papst Gregor XVI. ernannt, alle andern stammen aus der Zeit Pius' IX., der seit 1846 auf dem päpstlichen Stuhle sitzt. In dieser achtzehnjährigen Regierungszeit sind also alle von Päpsten vor Gregor XVI. gemachten Cardinäle vom Tode abgefordert worden. 1855 starb der letzte Cardinal aus der Zeit Pius' VII., C. Appigoni, ein sechsundachtzigjähriger Greis und seit 1804 mit dem Purpur bekleidet. Im vorigen Jahre starb Benedetto Barberini, der letzte Cardinal aus Leo's XII. Zeit. Seit 1846 sind 65 Cardinäle gestorben, die sich auf die letzten Päpste so vertheilten. Ernannt von

Pius VII. . . .	2
Leo XII. . . .	7
Gregor XVI. . .	34
Pius IX. . . .	22
	65

Der älteste aller gegenwärtigen Cardinäle an Jahren ist Antonio Tosti, der achtundachtzig Jahre zählt. Am längsten Cardinal ist Mario Mattai, seit 1832 Cardinal. Vier Cardinäle zählen über achtzig Jahre, zwölf über siebenzig und nur zwei unter fünfzig. Nach der Nationalität sind:

Italiener . . .	43
Franzosen . . .	8
Deutsche od. Ungarn	6
Spanier	4
Portugiesen . . .	1
Engländer . . .	1
Belgier	1

Die Zahl der Nichtitaliener verhält sich also zu der der Italiener wie 1 : 2. Die Italiener stammen fast alle aus der Mitte oder dem Süden des Landes; außer dem Kirchenstaat in dessen alten Grenzen und dem ehemaligen Königreich Neapel haben bloß Pisa und Venedig Cardinäle. Die deutschen und ungarischen Cardinäle sind Graf Reisach und die Erzbischöfe von Prag, Köln, Gran, Wien und Agram, die französischen die Erzbischöfe von Lyon, Besancon, Reims, Bordeaux, Chamberi und Rouen, der Benedictiner Pitra und Villecourt, ehemals Bischof von St. Malo, die spanischen die Erzbischöfe von Toledo, Compostella, Burgos und Sevilla, der Portugiese ist der Patriarch von Lissabon, der Engländer der Erzbischof von Westminster, der Belgier der Erzbischof von Mecheln. Im alten Kirchenstaat gibt es acht Cardinal-Bischöfe, die von Fermo, Ferrara, Benevent, Ravenna, Bologna, Imola, Sinigallia, Jesi, Perugia, Ancona und Viterbo. Die zehn Cardinal-Diakonen, unter ihnen der Staatssecretär Antonelli, sind alle Römer. Vier der römischen Cardinäle gehören zu geistlichen Orden, einer, Altieri, ist ein Fürst. Nuntien sind acht Cardinäle gewesen, etwa eben so viele haben Jura studirt, die übrigen sind Theologen.

Kettenschifffahrt auf dem Rhein. Wie bekannt wird die Arbeitsleistung unserer Dampfmaschinen durch verschiedenartige Ursachen wesentlich beeinträchtigt. So geht z. B. bei den Dampfschiffen die Kraft, welche die Wassertheilchen rückwärts treibt, ganz nutzlos verloren, denn die Aufgabe der Dampfmaschine ist ja die Vorwärtsbewegung des Schiffes. Es liegt daher auf der Hand, daß die Kraft einer Dampfmaschine ungleich vortheilhafter wirkt, wenn sie einen festen Körper angreift, als wenn sie, wie es bei den Schaufelrädern und archimedischen Schrauben geschieht, auf die leicht beweglichen Wassertheilchen wirkt. Zu dieser Einsicht war man schon sehr früh gelangt. Schon in der ersten Zeit der Dampfschifffahrt, ja selbst schon bei den ersten Versuchen, wo man noch unsicher umhertastete, hatte man den Gedanken, die Maschine des Schiffes auf eine Art von Fährstange wirken zu lassen und mit Hilfe derselben das Schiff fortzustoßen. In der Ausführung aber scheiterte dieser Plan. Schließlich mußte man sich mit den Schleppdampfern begnügen und diesen riesige Dimensionen geben. Vortheilhafter wäre es freilich gewesen, wenn man die Pferde, denen es sonst oblag, die Schiffe den Leinpfad entlang zu schleppen, durch ein Dampfroß, welches anstatt des Hafers nur Kohlen frißt und deshalb auch nie müde wird, hätte ersetzen können. Indessen gab man doch die Versuche nicht auf, auch für die Dampfschiffe den starren Haltpunkt zu suchen, da dieser so wesentliche Vortheile für die Schifffahrt darbot. Endlich ist es gelungen, dieses Problem zu lösen und zwar durch das System der Kettenfahrt. Man versenkt nämlich in der Mitte des Fahrwassers eine Kette und an diese hängt sich das Schiff an. Hierbei wird die Kette vom Boden des Flußbettes aufgenommen und so über das Schiff gebracht, daß sie von zwei Rollen erfaßt wird. Durch die Umdrehung der Rollen zieht sich das Schiff an der Kette vorwärts. Die versenkte Kette wird hierbei vor dem Schiffe beständig aufgenommen, läuft über das Schiff hin und zwischen den Rollen hindurch, um sich hinter dem Schiffe durch die eigene Schwere wieder zu versenken. Auf der Seine, sowie auf einigen Strecken der französischen Canäle ist die Kettenfahrt bereits zur Ausführung gekommen. In England dagegen, sowie an andern Orten, z. B. auf dem Nil, hat man nach diesem System Trajectanstalten eingerichtet, indem man die Kette quer durch den Fluß gelegt hat. Eine solche Trajectanstalt ist auch von der Direction der rheinischen Eisenbahn bei Emmerich angelegt worden, und obgleich dieser erste Versuch nicht be-

friedigend ausgefallen ist, geht man damit um, die Kettenfahrt auf dem Rhein zwischen Coblenz und Ruhrort zur Ausführung zu bringen. Die preußische Regierung hat das Project eingehend geprüft und wie man hört, hat dasselbe ihre Billigung erhalten, so daß die Concession für die Gesellschaft der auswärtigen Capitalisten, die sich behufs dieses Unternehmens gebildet hat, in naher Aussicht steht. Gelingt das Unternehmen, so steht der Rheinschifffahrt, die unter den Zöllen und durch die Concurrenz der Eisenbahn sehr zu leiden hat und von Jahr zu Jahr immer mehr rückwärts geht, sicher ein neuer Aufschwung bevor. Für heute lassen sich die Folgen noch gar nicht übersehen, aber so viel steht wohl fest, daß diese Neuerung einen sehr wesentlichen und vortheilhaften Einfluß auf die Versendung der Steinkohlen ausüben wird, zumal jüngst in Holland die äußerst drückende Besteuerung, die auf den Brennmaterialien lastete, aufgehoben worden ist.

Italienische Baumwolle. Schon durch die Phönizier wurde die Cultur der Baumwollenpflanze auf Malta eingeführt und unter der Herrschaft der Karthager blühten hier die Baumwollenmanufacturen der Art, daß die Gewebe, die sich durch Feinheit und Weichheit auszeichneten, eine wichtige Waare für den Handel mit den afrikanischen Völkerschaften abgaben. Im Mittelalter waren es die Araber, welche die Cultur der Baumwollenpflanze zuerst nach Spanien und dann nach Sicilien verpflanzten. Auf Malta und Sicilien hat sich diese Cultur seit jener Zeit her erhalten. Unter der französischen Regierung wurden auf dem Festlande von Neapel bei Teramo und Civita di Penna, längs der Küste des Adriatischen Meeres, große Baumwollenpflanzungen angelegt, und ebenso wurde diese Cultur gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in den Provinzen Terra di Bari, Terra d'Otronto und Basilicata in einem ziemlich bedeutenden Maßstabe betrieben. 1805 versuchte man auch, und zwar mit dem glücklichsten Erfolge, den Anbau der Baumwollenpflanze in den römischen Staaten. In Folge des großartigen Aufschwunges aber, den die Baumwollenplantagen in den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union nach dem wiederhergestellten Frieden zu Anfang unsers Jahrhunderts nahmen, gerieth Italien mit seinem Baumwollenbau sehr in's Gedränge. Ganz erlosch die Cultur zwar nicht, aber für die Gesammtindustrie hatte sie so gut wie gar keine Bedeutung. Indessen ist doch selbst in der neuesten Zeit die Baumwollenproduction in Neapel, Sicilien und Malta viel größer gewesen, als man gewöhnlich glaubte. Noch im Jahre 1801 soll Malta für 3 Millionen Thaler Baumwolle ausgeführt haben; 1830 war jedoch der Werth der ausgeführten Baumwolle auf die Hälfte gesunken. 1860 gab man die Baumwollenproduction Italiens mit Malta auf 402,600 Centner im Werthe von 2,288,243 Thaler an und davon kamen auf Neapel 35,89, auf Sicilien 32,63 und auf Malta 31,48 Procent. Diese Angaben scheinen jedoch sehr hoch gegriffen zu sein, wenigstens gibt Clegg an, daß 1856 die Baumwollenproduction in Italien kaum halb so groß gewesen sei. Wie so oft liegt auch hier wohl die Wahrheit in der Mitte.

Seitdem nun aber in Folge der Wirren in der nordamerikanischen Union in Europa der Baumwollenhunger ausgebrochen ist, macht man in Italien große Anstrengungen, den Baumwollenbau weiter auszudehnen. Von der Ernte des vorigen Jahres sind bereits Proben von sogenannter Biancavilla-Baumwolle aus dem Innern Siciliens nach Schlesien gelangt, deren Verarbeitung ein günstiges Resultat gegeben hat. Zehn Ballen, im Gewichte von 3484,25 Pfund, lieferten 2677,41 Pfund Garn, wobei noch 144,59 Pfund gute Baumwolle übrig blieben. Aus dem Abgange erhielt man noch 280 Pfund Baumwolle, so daß der ganz werthlose Abgang sich auf 382,25 Pfund oder 10,97 Procent belief. Dieser Verlust ist allerdings bedeutend, jedoch kommen unter den nordamerikanischen Mittelsorten viele vor, bei denen dieser Abgang 10 Procent und darüber beträgt. Als eine Eigenthümlichkeit dieser Baumwolle, die vielleicht allen italienischen Sorten zukommt, ist zu erwähnen, daß, während der Rohstoff blendend weiß aussah, das fertige Garn dagegen grau erschien.

Die Fracht über Triest bis Breslau und die übrigen Spesen stellten sich ziemlich genau so hoch wie für Baumwolle von Liverpool bezogen, so daß die Baumwolle aus Italien in Süddeutschland und namentlich in Oesterreich einen Markt finden würde, abgesehen davon, daß Italien selbst vor der Krisis jährlich 415,600 Centner Baumwolle aus Nordamerika, Brasilien, West- und Ostindien und

Aegypten bezog. Es fragt sich nur, welche Zukunft der Baumwollenbau in Italien haben kann. Daß diese Cultur keine Treibhauspflanze, also nicht durch die jetzigen enormen Baumwollenpreise hervorgerufen worden ist, lehrt schon das Jahrhunderte lange Bestehen des Baumwollenbaues in Italien. Der Landmann in Süditalien ist keineswegs, wie man so oft bei uns sagen hört, faul und träge, sondern im Gegentheil meistens sehr fleißig. Nur zu oft sieht man die Landleute im Sommer die Nächte hindurch arbeiten und selbst in der furchtbarsten Sonnengluth trifft man sie beim Schneiden des Getreides, bei der Bearbeitung der Weinberge oder bei der Bewässerung der Felder. In den niedrig gelegenen Gegenden und auf Sicilien selbst bis zu einer Höhe von 1200 Fuß kommt die Baumwollenstaude vortrefflich fort, aber leider liegen hier die landwirthschaftlichen Verhältnisse sehr im Argen. Eine ländliche Bevölkerung, die sich, wie bei uns, in Dörfern von halber zu halber Meile angesiedelt hat, ist in Süditalien fast ganz unbekannt, da sich wenigstens zwei Drittel des Bodens seit Jahrhunderten in den Händen der Geistlichkeit und des Adels befinden, — ein Umstand, der die Entwicklung eines Bauernstandes, wie Deutschland ihn aufzuweisen hat, durchaus verhindern mußte.

Allerdings ist Italien in der jüngsten Zeit zu einem neuen Leben erwacht. Die alten Institutionen, die mehr als einem Jahrtausend getrotzt und dadurch den Ruin dieses von der Natur so reich gesegneten Landes herbeigeführt haben, drohen gleich morschen, unternagten Felsen zusammenzustürzen, so daß es ganz den Anschein hat, als werde ein neuer Morgen auf den Gräbern der großen Griechencultur und den Trümmern des Mittelalters erwachen. Das Kirchen- und Klostergut, das von den Bourbonen auf das Sorgsamste behütet wurde, hat in dem neuen Könige von Italien keinen so eifrigen Beschützer gefunden; im Gegentheil ist alle Aussicht vorhanden, daß von diesem ungeheuern Besitzthum der todten Hand endlich der Fluch genommen werde, der Jahrhunderte darauf gelastet hat, und ist dies große Werk geschehen, dann werden die gesammten landwirthschaftlichen Verhältnisse in Süditalien eine ganz andere Gestalt annehmen und endlich aus ihrer Verwahrlosung heraustreten. Welchen Einfluß diese totale Aenderung auf die Baumwollencultur ausüben wird, läßt sich jetzt noch nicht entscheiden. Allerdings sind die natürlichen Verhältnisse dieser Cultur günstig, doch darf man die Erwartungen nicht zu hoch spannen, da sich diesem glücklichen Lande mancherlei andere und lohnendere Erwerbsquellen darbieten. Kenner der sicilianischen Landwirthschaft bezweifeln nämlich, daß ein Baumwollenfeld jemals den Ertrag liefern könne, den ein Weinberg oder ein Orangengarten von gleicher Größe bietet.

Glycerin. Die schätzenswerthen Eigenschaften dieses jetzt vielfach in der Industrie verwendeten Stoffes haben, seitdem wir darüber in Bd. II. S. 683 berichteten, mancherlei Bereicherungen erfahren, die wir in Folgendem nachtragen wollen. — Für die Verwendung des Glycerin in der Heilkunde ist der Umstand von großer Bedeutung, daß es die Fällbarkeit der Metalle aus ihren Lösungen durch Alkalien verhindert. Bei der Art und Weise, wie gewisse Metalle bis jetzt meistens verordnet wurden, konnten sie gar nicht zur Wirksamkeit kommen, da die Lösungen nicht unzersetzt in das Blut gelangten. Letzteres reagirt nämlich alkalisch und scheidet daher eine große Zahl von Metallen als unlöslich aus den Lösungen ab. Die angegebene Eigenschaft des Glycerin ist auch für die Industrie sehr wichtig. Manche Farben werden nämlich von der Baumwolle und Flachsfaser nur sehr schwierig aufgenommen. Um die Pflanzenfasern aufzuschließen, d. h. für die Aufnahme des Farbestoffes geneigter zu machen, muß man dieselben mit concentrirter Lauge behandeln und dann beizen. Beides kann man, wie Prof. Kletzinsky in Wien gefunden hat, durch eine Operation erzielen, wenn man die Beizsalze in Glycerin auflöst und dann Lauge hinzusetzt. Ueberhaupt scheint das Glycerin berufen zu sein, in Zukunft eine große Rolle in der Färberei zu spielen. Der Auszug des Krapp mit Glycerin liefert z. B. weit reinere und haltbarere Farben als ein anderer der jetzt gebräuchlichen. Dasselbe gilt sicher auch für viele andere Farbstoffe. Da das Glycerin an sich durchaus unschädlich ist, so kann man diese Lösungen auch zum Färben des Liqueurs verwenden, zumal man dadurch zugleich einen Theil des Zuckers ersetzen kann. Uebrigens eignet sich das Glycerin sehr wohl zum Stellvertreter des Zuckers in der Liqueurfabrication. Ist der Liqueur sehr stark an Alkohol, so

krystallisirt mit der Zeit ein Theil des Zuckers heraus, ist aber der Alkoholgehalt ein geringer, so kann Gährung eintreten. Beide Uebelstände vermeidet man, wenn man statt des Zuckers Glycerin verwendet, freilich nur zum Theil, weil letzteres weniger süßt.

Als äußerliches Mittel läßt das Glycerin mancherlei Anwendungen zu. Bei Brandschäden aufgepinselt, lindert es augenblicklich den Schmerz. Mit Salzsäure gemischt, ist es ein vortreffliches Mittel gegen den Frost. Ebenso verhindert es bei Hautkrankheiten die Verletzung der Haut durch die angewendeten Mittel. Für Ohrenkrankheiten ist die Eigenschaft des Glycerin, verhärtete Fettmassen leicht zu erweichen und aufzulösen, wichtig.

Der Parfümerie leistet das Glycerin dadurch weitere Dienste, daß es leicht Gerüche annimmt. Von verschiedenen Pflanzentheilen, wie z. B. Jasmin, Veilchen 2c. lassen sich die Gerüche nicht durch Destillation gewinnen. Bisjetzt hat man in diesen Fällen das Aroma mittelst eines fetten Oeles ausgezogen, da aber dieses leicht ranzig wird, so ist das Glycerin mehr zu empfehlen, zumal es auch manche Gerüche, wie z. B. den Moschus, viel leichter aufnimmt als das Oel. — Ueberhaupt ist das Glycerin zum Ausziehen mancherlei anderer Stoffe zu verwenden. So nimmt es z. B., wie Kletzinsky anführt, aus dem Hopfen alle Bestandtheile auf, die im Biere zur Wirksamkeit kommen. Setzt man diesen Auszug der Maische zu, so ist die Wirkung ganz dieselbe wie bei einem Zusatz von Hopfen. Dieser Umstand ist von großer technischer Bedeutung. Die Hopfenernte unterliegt nämlich großen Schwankungen und diese üben einen so gewaltigen Einfluß auf die Preise aus, wie es fast bei keiner andern Waare der Fall ist. Der Ueberfluß an Getreide, den das eine Jahr liefert, leistet in spätern Jahren des Mangels gute Dienste. Aber bei dem Hopfen ist dies nicht der Fall. Man kann ihn nicht aufspeichern wie das Getreide, weil er durch die Einwirkung der Luft eine Veränderung erleidet und in kurzer Zeit ganz werthlos wird. Dem wäre nun mit Hilfe des Glycerin vorzubeugen.

Wie schon erwähnt, eignet sich das Glycerin trefflich zur Erhaltung organischer Substanzen. Besonders ist es zum Aufbewahren der Früchte zu empfehlen. Kletzinsky hat Früchte ein volles Jahr in demselben Glycerin aufbewahrt, ohne dasselbe zu erneuern; sie waren nur ein wenig verschrumpft. In die Früchte selbst dringt das Glycerin nicht ein. Will man die Früchte genießen, so darf man sie nur mit Wasser abwaschen.

Weiter findet das Glycerin Verwendung bei der Fabrication der Copirtinten. Ein Zusatz von Glycerin gibt der Tinte die Fähigkeit, bei nachfolgender Befeuchtung der Schriftzüge sich zu copiren. Ebenso wird dadurch das so unangenehme Verharzen der Farben, deren man sich beim Stempeln bedient, verhindert.

Sicher wird dermaleinst das Glycerin noch eine große Rolle in der Weinbereitung spielen. Der Wein ist nicht, wie man so oft sagen hört, ein Product der Natur, sondern der Kunst. Die Trauben liefern uns keinen Wein, sondern dieser wird erst durch den Menschen aus dem Saft der Trauben bereitet, und somit sind wir vollkommen berechtigt, in den weniger guten Jahren, wo die natürlichen Bedingungen nicht zur vollen Wirksamkeit gelangt sind, die bessernde Hand anzulegen, nur dürfen wir bei dieser Verbesserung der natürlichen Gebrechen nicht gegen die Natur selbst sündigen, d. h. nichts Schädliches dem Stoffgemisch hinzufügen. Glycerin kommt von Natur in dem Weine vor; wie der französische Chemiker Pasteur unzweifelhaft nachgewiesen hat, sind das Glycerin und die Bernsteinsäure wesentliche Producte der geistigen Gährung, die jedesmal entstehen, wenn Zucker durch die Gährung in Alkohol umgewandelt wird. Und dies ist ja beim Wein der Fall.

Der Geschmack des Weines ist eng an ein bestimmtes Wechselverhältniß zwischen dem Extract- und Alkoholgehalt gebunden. Die natürlichen Bedingungen, für Erzeugung der Extractivstoffe und des Zuckers, aus dem der Alkohol gebildet wird, sind nie in dem einen Jahre genau dieselben wie in dem andern und deshalb der Gehalt beider ein sehr schwankender, so daß oft die Güte der Weine dadurch beeinträchtigt wird. Daher ist es schon ein sehr alter Gebrauch, den Wein einfach zu versüßen. Der Zuckerzusatz allein ist nicht naturgemäß und dann hat er häufig auch große Uebelstände im Gefolge. Auf der einen Seite wird dadurch zu neuen Gährungen des Weines im Frühjahr Veranlassung gegeben und dadurch wieder das Verhältniß zwischen dem Extract- und Alkoholgehalte gestört. Diese Gährungen kann man allerdings durch Schwe-

feln und besondere Sorgfalt bei der Kellerung vermeiden, aber viel schwieriger läßt sich solcher Wein vor dem Zähewerden bewahren. Diese Unfälle hat man bei einem Zusatz von Glycerin nicht zu besorgen. Allerdings muß man auch hier das von der Natur gebotene Maß genau innehalten.

Nach den neuesten Untersuchungen spielt das Glycerin, sowie gewisse organische Säuren, bei der Entstehung der Weinblume eine große Rolle. Hiermit ist ein weites Feld für die Nachbildung der Bouquets eröffnet. Zunächst sind dies allerdings nur Andeutungen, die erst durch sorgfältige Untersuchungen zur Reife gelangen können, aber daß sie in Zukunft Anwendung in der Praxis finden werden, ist keinem Zweifel unterworfen. Viele sehen allerdings die Vorschriften, welche in der neuesten Zeit die Chemie für eine rationelle Behandlung der Weine gegeben hat, für eitel Gotteslästerung an, und der bloße Gedanke, statt eines reinen Naturproductes, was übrigens der Wein nie ist, ein Gebräu aus der Hexenküche des sich in Alles mengenden Chemikers vor sich zu haben, verleidet ihnen den Geschmack der edlen Gottesgabe. Daß die Fälschung und Schmiererei nirgends großartiger getrieben wird als grade in den Weinkellern, dafür hat man kein Gedächtniß. Grade Diejenigen, welche das große Geheimniß besitzen, aus jeder sauren Brühe die edelsten Weine zu fabriciren und, wie die Taschenspieler oder Professoren der höhern Magie, aus einem einzigen Fasse alle nur denkbaren Weinsorten fließen zu lassen, sind die ärgsten Schreier gegen die gerechten Anforderungen der Wissenschaft. Man ist erbost darüber, daß man ihnen in die Karten geschaut hat und daß fortan die reichen Quellen, die nur dem Eingeweihten flossen, für Jedermann zugänglich sind. Aber die Wissenschaft läßt sich nicht verspotten; sie läßt sich durch die Ausbrüche der Wuth und die Beschuldigungen der Unverständigen in ihrem Siegesgange nicht beirren.

Folgen des Handelsvertrages zwischen Frankreich und England. Wie oft auch die Erfahrung das Gegentheil bewiesen hat, so treten doch jedesmal bei Neuerungen eine Unzahl von Gegnern auf, die das größte Unheil vorhersagen. So war denn auch in Frankreich die Partei nicht klein, die, als der Kaiser die althergebrachte, weit über die Schutzzölle hinausgehende Handelspolitik plötzlich aufgab und durch den Abschluß eines Handelsvertrages mit England sich mehr auf die Seite des Freihandels stellte, weil sie ihre eignen Interessen bedroht glaubten, überlaut erklärten, daß die gesammte Industrie Frankreichs auf das Aeußerste gefährdet sei. Wenige Jahre haben jedoch hingereicht, um diese Prophezeiung Lügen zu strafen. Der für die Jahre 1861/63 von der französischen Regierung veröffentlichte Handelsausweis bringt so überzeugende Beweise gegen jene Schreier, daß wir am besten die Zahlen selbst reden lassen.

Es betrug nämlich:

	1861 Mill. Fr.	1862 Mill. Fr.	1863 Mill. Fr.
Der gesammte Handelsverkehr . .	4368	4442	4989
Die Einfuhr . .	2442	2192	2367
Die Ausfuhr . .	1926	2243	2622

Schon diese Uebersicht deutet an, daß Frankreich keineswegs durch jenen Handelsvertrag gelitten hat. Der Gesammthandelsverkehr steigerte sich 1862 zwar nur um 1,69 Procent und 1863 um weitere 12,32 Procent, so daß die Gesammtzunahme gegen 1861 14,22 Procent betrug. Dagegen ist die mit so großer Zuversicht verkündete Ueberschwemmung mit englischen Fabricaten, ein Schreckgespenst, das in den Redensarten sämmtlicher Industriellen, nicht allein der französischen, eine sehr große Rolle spielt, keineswegs eingetreten, da sich die Einfuhr gegen 1861 um 75 Millionen Franken oder 3,07 Procent vermindert hat, während die Ausfuhr um 696 Millionen Franken oder 30,94 Procent, also fast um ein Drittel, gestiegen ist. Ein solches Resultat wird sicherlich Niemand als einen Ruin der französischen Industrie anerkennen.

Noch deutlicher treten die Vortheile, welche der Handelsvertrag der französischen Industrie gebracht hat, hervor, wenn wir uns näher ansehen, was eigentlich eingeführt worden ist. Unter den Rohstoffen finden wir:

	1862	1863	
Wolle . . .	185	240	Mill. Fr.
Seide . . .	236	311	"
Baumwolle .	126	177	"
Flachs . . .	36	42	"
Rohe Felle .	69	110	"
Kupfer . . .	35	41	"
Indigo . . .	25	26	"
Vieh . . .	70	75	"
Fleisch . . .	9	17	"
Federn u. Haare	9	17	"

	1862	1863	
Fette . . .	40	47	Mill. Fr.
Guano . . .	17	24	„
Rohzucker . .	131	146	„
Schwefel . .	7	9	„
Erze . . .	22	23	„
	1023	1305	Mill. Fr.

Während im Allgemeinen also die Einfuhr abgenommen hat, finden wir grade bei den Rohproducten, von denen die meisten der französischen Industrie zu Gute kommen, ein Mehr von 282 Millionen Franken. Schon daraus läßt sich kein Ruin der französischen Industrie folgern. Noch günstiger aber sind die Verhältnisse, wenn wir die Einfuhr der Fabricate näher in's Auge fassen.

Eingeführt wurden:

	1862	1863	
Baumwollgewebe	14,3	7,7	Mill. Fr.
Wollgewebe . .	41,0	33,1	„
Leinengewebe .	13,5	11,1	„
Baumwoll-, Woll- u. Leinengarne	26,0	20,1	„
Guß- u. Schmiedeeisen, Stahl	60,0	25,1	„
	154,8	97,1	Mill. Fr.

Die vorstehenden Fabricate gehören mit zu den wichtigsten, die in Frankreich überhaupt verfertigt werden, und hier finden wir eine Abnahme der Einfuhr um 57,7 Millionen Franken. Wie wenig die Besorgniß der Schutzzöllner gerechtfertigt war, lehrt am besten die letzte Angabe. Unter allen Industriellen waren wohl die Hüttenbesitzer am festesten von dem gänzlichen Ruin der französischen Eisenwerke überzeugt — und allerdings hatte man dazu einigen Grund, wenn man in dem alten Schlendrian beharren wollte, — und grade hier finden wir den größten Rückgang in der Einfuhr.

Selbst nicht einmal von seinen Steinkohlen hat England großen Nutzen gezogen. Die Einfuhr derselben belief sich 1862 auf 102 Millionen Franken und 1863 nur auf 99 Millionen Franken. Von den 5,334,260 metrischen Tonnen kommen aber nur 22,7 Procent auf Frankreich, der Rest dagegen auf Belgien und Preußen.

Unter den 82 namentlich aufgeführten Artikeln der Ausfuhr sind allerdings 16 vorhanden, die eine Abnahme zeigen, aber diese beträgt nur circa 31 Millionen Franken. Es sind dies Juwelierwaaren, Maschinen, Waffen, fertige Wäsche, Taback, Krapp, Blattgold, eingemachte Früchte, Oelkuchen, Chemikalien, Flachs, Papier, Wolle, Maulthiere und mehlartige Nahrungsmittel. Dagegen ergaben die Gewebe und Garne, für die man mit am meisten fürchtete, ein sehr erfreuliches Resultat, nämlich ein Mehr von 95 Millionen Franken.

Es wurden nämlich ausgeführt:

	1862	1863	
Seidenwaaren .	363	376	Mill. Fr.
Wolle	222	263	„
Baumwolle . .	63	69	„
Leinen . . .	14	19	„
Garne . . .	27	37	„
	689	784	Mill. Fr.

Von diesen 784 Millionen sind allein 297 Millionen nach England gegangen, während von dort nach Frankreich von den gleichen Waaren nur für 60,6 Millionen eingeführt worden sind. Die Ausfuhr überwog also die Einfuhr fast um das Fünffache, — ein Resultat, wie es die französischen Industriellen sich nicht hatten träumen lassen.

Niemand kann bezweifeln, daß die vorstehenden Resultate ein großer Triumph für den Freihandel sind. Eben so aber legen sie auch ein ehrenvolles Zeugniß ab für die Thätigkeit der französischen Industriellen und ihre Anstrengungen, um der gewaltigen Concurrenz Englands wohl gerüstet entgegenzutreten. Im Allgemeinen ist dieser Ausgang ein sehr erfreulicher; er bekundet auf das Schlagendste, daß die so gefürchtete Ueberlegenheit der englischen Industrie mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit besteht. Man sollte meinen, daß diese Ergebnisse im Stande wären, wenigstens den Widerstand unserer Industriellen gegen den von Preußen mit Frankreich abgeschlossenen Handelsvertrag abzuschwächen. Aber dem scheint nicht so zu sein. Die industriellen Zeitschriften berichten zwar die Erfolge des zwischen Frankreich und England abgeschlossenen Handelsvertrages, aber man sucht jene doch dadurch abzuschwächen, daß man vor der Weisheit des erhabenen Herrschers an der Seine das Weihrauchgefäß schwingt. Sie heben ganz besonders die Sorgsamkeit hervor, mit der die französische Regierung vor dem Abschluß des Handelsvertrages die Lage der einzelnen Industriezweige studirt hat, und diese Sorgsamkeit wird andern Staaten in ähnlicher Lage als ein der Nachahmung würdiges Beispiel vorgehalten. Das ist deutlich genug gesprochen.

Der deutsch-dänische Krieg 1864.

Eine kriegsgeschichtliche Skizze.

Zweiter Artikel.

Achtzehn Tage hatten hingereicht, die dänische Armee zum Verlassen des Festlandes von Schleswig zu nöthigen, denn am 1. Februar hatten die alliirten Preußen und Oesterreicher die Grenze dieses Herzogthums überschritten und am 18. desselben Monats verließen die letzten Dänen bei Kolding den deutschen Boden. Von schleswig'schem Territorium hatten die Dänen nur noch die Insel Alsen, sowie die davor gelegene Brückenkopfstellung bei Düppel auf der Halbinsel Sundewitt im Besitz behalten; es war in der politischen Anlage des ganzen Feldzuges daher begründet, daß die Operationen der deutschen Armeen sich jetzt gegen diesen Punkt richten mußten, der nebenbei eine bedeutende strategische Wichtigkeit hatte. In letzterer Beziehung mußte sich das Augenmerk der Deutschen aber auch auf die Festung Fridericia lenken, die, nur einen Tagemarsch von der Grenze Jütlands entfernt, den Stützpunkt dieser Provinz abgibt und gleich der Düppelstellung an der Ostseeküste, der natürlichen Operationsbasis der Dänen, gelegen ist. Beide befestigte Punkte sind nicht allein die natürlichen Verbindungspunkte mit den dahinter gelegenen Inseln Alsen und Fühnen, sondern auch die Pforten, aus denen die Dänen den gegen Norden vordringenden Verbündeten in ihre rechte Flanke fallen konnten, zumal die Hauptstraße Flensburg-Kolding-Aarhus nahe der Ostseeküste hinläuft. Beide Plätze stehen überdies in einer Art Wechselverbindung. Die Entfernung der Nordspitze Alsens von Fridericia beträgt etwa 8 deutsche Meilen. Mit Hilfe ihrer Marine, der die Deutschen in den dortigen Gewässern nichts entgegensetzen konnten, waren die Dänen im Stande, schnell und unvermerkt einen Theil ihrer Streitkräfte, wie 1850 geschah, von einem Punkt auf den andern zu werfen und dann eine überlegene Offensive zu ergreifen. Wollten daher die Deutschen ihre Angriffsbewegung bis nach Jütland hinein fortsetzen, so blieb ihnen nichts übrig, als jeden der genannten beiden dänischen Plätze mit einer Streitmacht in Schach zu halten, die der däschen Macht so lange gewachsen war, bis man sich gegenseitig unterstützen konnte. Aus diesem Gesichtspunkte war schon am 12. Februar der Feldmarschalllieutenant von Gablenz mit dem österreichischen Corps und der preußischen Gardedivision (etwa 30,000 Mann) gegen die Grenze von Jütland, eventuell Fridericia, dirigirt worden, während das combinirte preußische Armeecorps des Prinzen Friedrich Karl (etwa 25,000 Mann stark) die Einschließung der Düppelstellung überwiesen erhielt. Der Fortgang des Kriegs spielt daher auf zwei getrennten Operationsfeldern, die des Zusammenhangs wegen, zumal sie ohne gegenseitigen Bezug standen, getrennt von einander betrachtet werden sollen.

Die Operationen in Jütland.

Wie früher erwähnt wurde, hatten die alliirten Truppen beim Beginn des Krieges nicht die Absicht, ihre Operationen bis nach Jütland hinein auszudehnen. Als daher am 18. Februar die Dänen die Königsau, den Grenzfluß zwischen Schleswig und Jütland, überschritten hatten, folgte das combinirte Corps des Feldmarschalllieutenants von Gablenz nicht über diese Grenze, sondern bezog rückwärts längs der Straße Apenrade-Hadersleben-Christiansfeld Cantonnirungsquartiere, und ließ in Kolding, der Grenzstadt Jütlands, aus strategischen Gründen eine Avantgarde (die preußische Gardebrigade des Obersten von Bentheim) vorgeschoben. Längs des Grenzflusses cantonnirte die preußische Reserve-Cavallerie-Brigade des Obersten Fließ (6. Kürassier- und 8. Husarenregiment), welche gelegentlich Streifzüge nach Jütland unternahm, dabei aber zuweilen den Kürzern zog, wie am 29. Februar die 8. Husaren bei Bække. Dänischerseits stand in Jütland die 3. Infanteriedivision (Generalmajor Wilster), sowie die Masse der 4. (Cavallerie-) Division, zusammen etwa der dritte Theil der ganzen Armee, d. h. 12,000 Mann, unter Generallieutenant von Hegermann-Lindencrone. Hiervon war eine Avantgarde unter Oberst Müller bis gegen Kolding vorgeschoben, der Rest stand in Fridericia.

Gegen Ende des Monats Februar scheinen die Vorstellungen des Feldmarschalls Wrangel, die Operationen aus strategischen Rücksichten

nach Jütland auszudehnen, beim Berliner Cabinet Eingang gefunden zu haben, worauf dasselbe nach einigen Verhandlungen auch die Zustimmung des österreichischen Cabinets erwirkte. Den fremden Mächten, besonders England gegenüber, machte man als Grund geltend, daß man durch die Besitzergreifung eines Theils von Jütland ein Entschädigungsobject für die von den Dänen widerrechtlich aufgebrachten deutschen Schiffe in die Hände bekommen wolle.

Feldmarschallieutenant von Gablenz erhielt den Befehl, am 7. März seine Truppen an der Königsau wieder zu concentriren und den 8. März den Einmarsch nach Jütland definitiv vorzunehmen. Die Disposition des österreichischen Feldherrn ging dahin, mit der preußischen Gardedivision Fridericia einzuschließen, wogegen das österreichische Corps auf der großen Heerstraße über Veile und Horsens nach Norden, auf der Linken von der Reiterei begleitet, vordringen sollte.

Am 8. März früh 3 Uhr setzte sich die preußische Division (10 Bataillone, 3 Schwadronen, 4 gezogene 4pfd. Batterien) unter Generallieutenant v. d. Mülbe von Kolding aus in Marsch, verfolgte bis Alminde (eine deutsche Meile weit) die große Straße nach Norden und wendete sich von hier rechts ab nach Fridericia, den Weg über Hörup einschlagend. Ein Detachement von 1 Bataillon, 1 Schwadron und 2 Geschützen wandte sich früh 6 Uhr auf dem directen Weg von Kolding über Gudsoe nach Fridericia. — Beide Colonnen sollten früh ½9 Uhr gleichzeitig die Defileen des Randsaa-Flüßchens überschreiten. Dies gelang ohne Schwierigkeit, da die dänischen Vortruppen überall zurückgingen. Erst bei dem Punkte Heise Krug, 1 Stunde von Fridericia, stieß die nördliche Hauptcolonne auf stärkern Widerstand der Dänen (das 20. Regiment), überwältigte diese schnell und veranlaßte sie, über Stoustrup in die Festung zurückzuweichen. Eine dänische Compagnie ward dabei am Defilee von Gudsoe abgeschnitten und gefangen genommen, außerdem noch 30 Mann (zusammen 188 Mann). Die Preußen hatten nur 2 Mann todt, 20 verwundet, die Dänen 18 Todte und Verwundete, unter den letzteren den General-Major Wilster. Den Oberbefehl der 3. Division übernahm Oberst Neergardt unter Generalmajor Lunding, dem Commandanten der Festung, der in derselben die 8. und 9. Brigade (Regimenter Nr. 9, 20, 19 und 21), oder circa 6500 Mann zur Verfügung hatte.

Nachdem die preußische Hauptcolonne die Straße von Kolding freigemacht hatte, setzten sich am selben Tage einige Stunden später (früh 8 Uhr) 2 Brigaden der Oesterreicher (Nostitz und Gondrecourt) auf derselben in Bewegung, von Alminde aus aber die Straße nach Veile verfolgend. Die 2 anderen Brigaden sollten früh bei Eistrup, 2 Stunden westlich von Kolding, die Königsau überschreiten und parallel mit der vorigen Colonne vorgehen. Da indessen eine Hochfluth des Wassers die Brücke in der Nacht vorher zerstört hatte, mußte sich diese 2. Colonne ebenfalls nach Kolding wenden, wodurch sie statt neben die erste Colonne hinter dieselbe gelangte und für diesen Tag nicht zur Mitwirkung gelangen konnte.

Es war 11 Uhr, als die Reiterspitzen der Oesterreicher (Windischgrätz-Dragoner) ¾ Meilen südlich von Veile auf die dänische Reiterei stießen, die hier das weitere Vorgehen der Oesterreicher aufhielt. Erst als ¾1 Uhr die österreichische Infanterie ankam, wich der Feind langsam bis Veile zurück, woselbst sich von ½3 Uhr an ein heftiges Gefecht entspann. Die Dänen, unter Oberst Müller, hatten hier die 7. Brigade (1. und 11. Regiment, 3 Schwadronen und 2 Batterien) in vortheilhafter Stellung theils in der Stadt, die verbarricadirt war, theils auf den dahinter gelegenen steilen Höhen längs der Veile Aa postirt. Die Stärken mochten sich ungefähr gleich sein, etwa 4000—5000 Mann. Feldmarschallieutenant von Gablenz, der das Gefecht persönlich leitete, beschloß, obwohl er heute nicht mehr auf die 2. Colonne rechnen konnte, dennoch den Angriff. Die Brigade Nostitz, die hier ihren frühern Gegnern von Oeversee wieder gegenüber focht, nahm mit großer Bravour die Stadt Veile durch einen Bajonnetangriff, worauf die österreichischen Reservebatterien hervorgeholt wurden, um die Artillerie der Dänen zu beschäftigen. Die Brigade Gondrecourt war mittlerweile nach Veile hereingezogen worden. Da eine Umgehung nicht ausführbar war, dirigirte der österreichische Feldherr die Brigade Nostiz zum Frontalangriff gegen die dänische Stellung, der von einer Bewegung gegen die rechte Flanke des Feindes durch das 9. und 18. Jäger-Bataillon unterstützt ward. Die Dänen warteten das mit großer Tapferkeit und Um-

sicht eingeleitete Manöver der Oesterreicher nicht vollständig ab, sondern zogen sich Abends 1/27 Uhr bei einbrechender Dunkelheit auf der Straße nach Horsens ab, 134 Gefangene in den Händen der Sieger lassend. Diese hatten einen Verlust von 108 Mann an Todten und Verwundeten; die Dänen einen solchen von 190 Mann.

Am folgenden Tage, den 9. März, ward von der preußischen Gardedivision von der Mülbe die Festung Fridericia auf der Linie Stoustrup, Vogeltswald, Erritsö, Sandalhaus, mithin derartig eingeschlossen, daß dem Platz nur noch der Verkehr zur See übrig blieb. Am selben Tage setzten die Oesterreicher die Verfolgung der Dänen auf der Straße nach Horsens u. s. w. fort, doch, wie es scheint, ohne den erforderlichen Nachdruck, insbesondere ohne von ihrer zahreichen Reiterei den gehörigen Gebrauch zu machen.

Ihre Vorhut erreichte den 10. Horsens, am 12. Skanderborg, die preußische Reserve-Reiterei am 12. Aarhus. Doch muß man schlecht mit Nachrichten versehen gewesen sein, daß man vermuthete, der Feind habe sich hier eingeschifft und nach der Insel Alsen begeben. In Wirklichkeit hatte sich die dänische Brigade, in athemloser Eile und völlig demoralisirt, in nordwestlicher Richtung nach Viborg und von da nach dem Jütland quer durchschneidenden Meeresarm des Lymfjords dirigirt, woselbst des widrigen Windes wegen 3 Tage vergingen, ehe die Dänen, immer die Ankunft des Feindes fürchtend, nach der im Lymfjord gelegenen Insel Mörs übersetzen konnten. Erst hier hielten sie sich für geborgen. Die dänische Infanterie dieses Corps kam später in Südjütland nicht wieder zum Vorschein, sondern blieb hinter dem schützenden Lymfjord in Sicherheit.

Oesterreichischerseits hatte man schon am 13. in Folge höherer Befehle die Aufsuchung des Feindes aufgegeben. Feldmarschall von Wrangel hielt den Zeitpunkt für günstig, jetzt eine Unternehmung gegen Fridericia vornehmen zu können, wahrscheinlich mit zu dem Zweck, die dänischen Streitkräfte hier festzuhalten und von Düppel abzulenken, wo man eben die Belagerungsarbeiten eingeleitet hatte. Am 14. und 15. sammelte Feldmarschall-lieutenant von Gablenz, die Reiterei vorwärts Horsens stehen lassend, seine Infanteriebrigaden wieder rückwärts um Veile und sendete die Brigaden Thomas und Nostitz sammt der Geschützreserve zu der preußischen Division vor Fridericia, woselbst nun zusammen 21 Bataillone und 8 Feldbatterien vereinigt waren.

Die Festung Fridericia liegt auf einem halbinselartigen Vorsprung an der Ostküste Jütlands, nur durch einen schmalen Meeresarm von 2-—3000 Schritt Minimalbreite von der Insel Fühnen getrennt. Der Hafen hat nur 12 Fuß Wassertiefe, ist also Kriegsschiffen unzugänglich. Die Befestigung selbst bildet nach der Landseite hin einen Bogen von etwa 1/2 Stunde Länge und besteht hier aus 9 Bastionen, vor denen 3 Halbmonde liegen. Die hierdurch gebildeten 8 Fronten haben 2 starke hinter einander liegende Erdwälle. Gegen die Seeseite vereinigen sich an der Spitze der Halbinsel (woselbst auch die Citadelle liegt) die beiden Wasserfronten, jede 1/4 Stunde lang. Rings um die Landseite der Festung zieht sich ein sumpfiges Wiesenterrain, von vielen kleinen Wasseradern durchzogen. Durch Anstauung derselben ist das Terrain vor dem linken Flügel (der Westseite) der Festung ungefähr 1000 Schritt weit von derselben, auf eine Länge von 3000 Schritt unpassirbar gemacht. Den einzigen wohl verschanzten Zugang bilden hier die zwei Dammwege von Sönderbygaard und Erritsö, beide auf Kolding führend. Günstiger ist die Möglichkeit einer Annäherung von der Nordseite her. Hier ist das Terrain fast ganz offen und bildet ein weites Plateau, auf dem die Dänen seit 1849 ein aus vielen detachirten Schanzen bestehendes verschanztes Lager errichtet haben. 20,000 Mann können hier bequem lagern. Das Lager schützt das Platau, wie auch besonders den Strand, dem es den Rücken zukehrt.

Am 19. März war die Concentrirung der Berennungstruppen soweit vollendet, daß die Operationen gegen die Festung beginnen konnten. Sie erstreckten sich an diesem Tage auf eine möglichst große Annäherung. Die österreichische Brigade Thomas nahm Stellung längs der Ueberschwemmung auf der Westseite, während die Preußen sich der Nordseite und dem verschanzten Lager von Kjaarsgard und Christinenberg her näherten. Die Brigade Nostitz stellte sich als Reserve in Bredstrup auf. Noch am selben Tage brachten die Oesterreicher ihre beiden gezogenen 8pf. Batterien bei Erritsö und Fuglesand in Position, von wo sie die Ueberfahrt nach Middelfahrt

auf Fühnen zugleich unter Feuer nehmen konnten. Die preußischen Batterien placirten sich circa 4500 Schritt weit von der Nordseite der Festung.

Am 20. und 21. März unterhielten nun sämmtliche Batterien ein heftiges Feuer gegen die Festung, welches deren Erdwällen wenig Schaden that, dagegen in der Stadt eine Feuersbrunst hervorrief. Die dänischen Festungsgeschütze antworteten lebhaft, doch ohne großen Erfolg; die Infanteriebesatzung verhielt sich passiv.

Es stellte sich bald heraus, daß ein Artillerieangriff mit so unzureichender Artillerie kein Resultat liefern könne; ein Antrag auf Capitulation, am 21. gestellt, ward von dem dänischen Festungscommandanten abgelehnt; das Unternehmen der Alliirten mußte also als gescheitert angesehen werden. Daher wurde am 22. Nachmittags die Beschießung eingestellt und die frühere Beobachtungsstellung wieder eingenommen, um von da an nicht wieder geändert zu werden. Das deutsche Obercommando beschloß, den methodischen Angriff bis nach dem Fall der Düppelstellung zu verschieben. Letztere Operation trat jetzt entschieden in den Vordergrund. Um sie besser betreiben zu können, wurden am 26. von dem jütländischen Corps 9 Bataillone und 3 Batterien der preußischen Gardedivision nach dem Sundewitt gezogen, was in zwei starken Märschen von Veile nach Apenrade — 10. d. M. — am 26. und 27 März ausgeführt ward. — Den Oesterreichern blieb die Bewachung von Jütland und Einschließung Friberia's überlassen, die hierzu die Brigade Dormus, später Gondrecourt, mit 2 Batterien bestimmten. Letztere stellte sich mit den 3 zurückgeblieben preußischen Bataillonen in Veile auf, die 2 andern Brigaden blieben als Reserve für beide Richtungen um Alminde und Kolding stehen, woselbst Feldmarschalllieutenant von Gablenz sein Hauptquartier hatte. Die preußische Reservereiterei, zu Ende März in ihrem vollen Bestande — 4 Regimenter — in Jütland anwesend, übernahm unter Generalmajor Graf Münster als Vorposten die Beobachtung des Feindes nördlich von Veile, da seit dem 28. März die dänische Reiterei wieder in Horsens erschienen war. Mit gelegentlichen Streifzügen verging der Monat April, in dessen letzter Woche nach dem Falle von Düppel die Operationen in Jütland, wie wir später sehen werden, wieder energisch aufgenommen wurden. Die Zeitperiode bis dahin trägt auf dem jütländischen Kriegstheater lediglich den Charakter einer reinen Occupation.

Die Operationen gegen Düppel.

Die Bedeutung der Insel Alsen für eine hierher retirirte dänische Armee gewinnt ihren eigentlichen Werth erst durch den Zusammenhang mit der Brückenkopfstellung auf dem schleswig'schen Festlande, die man gewöhnlich die Position von Düppel nennt. Wir bitten unsere Leser, eine Kriegskarte zur Hand zu nehmen und unserer Beschreibung des Terrains zu folgen.

Die Insel Alsen ist in ihren größten Dimensionen 4 deutsche Meilen lang und (bei Sonderburg) 2 deutsche Meilen breit. Die Wasserstraße, welche sie vom Festlande trennt, führt im nördlichen Theile den Namen der Alsener Föhrde, die durchschnittlich die Breite einer Stunde hat, im mittlern und zugleich engsten Theile den Namen des Alsensundes. Dieser ist nur drei Stunden lang, circa 6—800 Schritt breit, jedoch wie die ganze Wasserstraße 70—80 Fuß tief, also den schwersten Kriegsschiffen zugänglich. Am südlichen Ende des Alsensundes, bei der Stadt Sonderburg, erweitert sich derselbe plötzlich und zwar östlich zu dem tief in die Insel Alsen einschneidenden Hörup-Haff, dem Ankerplatz der dänischen Schiffe, westlich in das schleswig'sche Festland hinein zu der Bucht des sogenannten Wenningbund. Diese Meeresbucht von ungefähr 3000 Schritt Breite und 6000 Schritt Länge bespült auf der obern, nördlichen Seite die sogenannte Düppeler Landspitze (Sonderburg gegenüber), auf der untern Seite die Halbinsel Broacker, ein Anhängsel der größern Halbinsel Sundewitt, auf deren Südseite gelegen.

An der schmalsten, nur 360 Schritt breiten Stelle des Alsensundes bei der Stadt Sonderburg hatten die Dänen 2 Schiffbrücken errichtet, nach deren Ueberschreitung man von Alsen her die über Gravenstein nach Flensburg führende Straße betritt. Folgt man dieser sanft ansteigenden Straße 2000 Schritt weit, so erreicht man deren höchsten Punkt, den sogenannten Düppler Berg, 250 Pariser Fuß hoch über dem Meeresspiegel gelegen. Hier steht das Wahrzeichen der Umgegend, die historisch gewordene Windmühle. Diese Höhe ist indessen keine ver-

einzelte Erhebung, sondern das Glied eines ziemlich breiten Höhenrückens, die sich südlich bis zum Wenningbund, nördlich bis zum Dorfe Surlükke an den Alsensund erstreckt. Seine ganze Länge ist 3000 Schritt. Man kann ihn als Riegel bezeichnen, der von Wasser zu Wasser reicht und hinter sich eine Lagerfläche für wenigstens 20,000 Mann abschließt. Vorwärts, nach Westen, blickt man von den Höhen weit in's schleswig'sche Festland hinein, das sich hier in niedrigern Terrainwellen und vielen kleinen Waldparcellen kennzeichnet. Die freien Stellen tragen wie ganz Holstein den Charakter des Knicklandes.

Diesem Höhenzug angeschmiegt befand sich die Linie der dänischen Verschanzungen. Dieselben bestanden aus 10 einzelnen Werken, die durch einen Laufgraben miteinander in Verbindung gebracht waren.

Schanze Nr. 1 bis 5 lagen zwischen dem Wenningbund und der Gravensteiner Chaussee und bildeten den 1000 Schritt langen linken Flügel der Position, Schanze 5 bis 10 zwischen jener Straße und dem Alsensunde machten den rechten doppelt so langen Flügel aus.

Gegen den linken Flügel, der sich vom Rande des Wenningbundes sanft und stetig ansteigend erhebt, wurden die Angriffsarbeiten der Preußen gerichtet. Zunächst dem Wasser lag

Schanze Nr. 1; die niedrigste, als fünfseitige Redoute erbaut; rechts neben derselben eine kleine Flesche, zur Aufnahme einer Feldbatterie eingerichtet; beide hatten die Vertheidigung des Strandes zu tragen.

Schanze Nr. 2; ziemlich auf der Mitte des Hanges 200 Schritt von der vorigen gelegen, war ebenfalls als geschlossene fünfseitige Redoute erbaut. Hundert Schritt rechts neben ihr befand sich in dem Laufgraben ein Emplacement für eine Feldbatterie.

Schanze Nr. 3; wiederum 200 Schritt weiter, hatte die Gestalt einer hinten offenen Lünette. Nr. 2 und 3 waren bestimmt, die Vertheidigung des Hanges zu übernehmen.

Schanze Nr. 4; ein besonders starkes Werk, fünfseitige Redoute, lag ohnweit der Chaussee, und hatte zur Unterstützung ein Geschützemplacement zu ihrer Rechten, unmittelbar jenseits der Straße.

Schanze Nr. 5; eine offene Lünette, etwas weiter vorwärts und 400 Schritt von Nr. 4 gelegen, sowie

Schanze Nr. 6; eine sechsseitige Redoute, 200 Schritt rechts der Chaussee, die stärkste und höchstgelegenste von allen, halten die Chaussee unter Feuer. — Nr. 4, 5 und 6 bildeten somit eigentlich den Kern oder Schlüssel der Stellung. Speciell zur Vertheidigung des rechten Flügels dienten

Schanze Nr. 8; 500 Schritt von der vorigen, ebenfalls eine fünfseitige Redoute. Etwa hinter der Mitte zwischen 6 und 8 stand

Schanze Nr. 7, gleichsam in zweiter Linie, als selbständiges Werk anzusehen, eine offnen Lünette wie Nr. 3 und 5.

An Nr. 8 schloß sich mit 800 Schritt Abstand

Schanze Nr. 9; ein starkes Werk, sechsseitige Redoute, bestimmt, die rechts neben ihr durch die Schanzenlinie führende Straße von Sonderburg nach Apenrade zu bestreichen. Zwischen Nr. 8 und 9 waren außerdem 2 Batterie-Emplacements errichtet. Den äußersten rechten Flügel bildete

Schanze Nr. 10, zwischen obiger Straße und dem Alsensunde, nahe dem letzteren, eine fünfseitige Redoute. Sie bestrich den Strand, wie das 600 Schritt von ihr gelegene Dorf Surlükke.

Die fortlaufende Linie der gesammten Verschanzungen kam einer Entwicklung von 3500 Schritten gleich. Die Schanzen selbst waren rein aus Erde erbaut, hatten durchschnittlich 12 Fuß Brustwehrhöhe, 15 Fuß Grabentiefe, 30 Fuß Grabenbreite. Die Brustwehrstärke war mit 15 Fuß gegen schweres Geschützfeuer berechnet. In den Gräben sowie zum Schluß der Kehlen (hintern Oeffnungen) befanden sich Pallisadenreihen, zur Erschwerung der feindlichen Annäherung vor dem äußern Grabenrande dienten Eggen, Wolfsgruben, Drahtgitter (ähnlich den Weinspalieren), welche letztere sich um die gesammte Befestigung gezogen befanden. Jede einzelne Schanze war mit 6—8 Geschützen bewaffnet und auf 2 Compagnien Besatzung eingerichtet, für die im Innern ein solides Blockhaus aus Balken, so wie Zufluchtslöcher in den Traversen und Brustwehren erbaut waren. Die massiv gemauerten Pulvermagazine der Schanzen zeichneten sich durch besonders gute Anlage aus. Trotz aller dieser Vorzüge zeigte es sich aber deutlich, daß die Düppeler Schanzen wie die Dannewirkschanzen nicht vollständig beendigt waren, als die Preußen vor ihnen erschienen, denn es fehlten selbst in den Hauptwerken bedeckte Ge-

schützstände, eine directe Vertheidigung der Gräben durch Caponnièren, ferner Flatterminen u. s. w. Auch die Annäherungshindernisse zeigten sich in mangelhafter Güte und Ausdehnung. Die Artillerieausrüstung machte wegen der vielerlei und veralteten Caliber den Eindruck des Zusammengesuchten; namentlich fehlte es auch an gezogenen schweren Geschützen.

Immerhin bildete die Schanzenreihe sammt den Laufgräben eine ansehnliche Vertheidigungslinie, namentlich da man auf die Mitwirkung einer starken im Innern des Lagerraums bereitstehenden Truppenmasse rechnen durfte, für welche daselbst ein Barackenlager errichtet war. Eine andere Unterstützung erhielt die Position ferner noch durch die Batterien, welche auf den steilen und beherrschenden Uferhöhen der Insel Alsen sowohl zu beiden Seiten von Sonderburg als dem Dorfe Surlükke gegenüber errichtet worden waren. Als innere Vertheidigungslinie hatten die Dänen in der letzten Zeit noch eine zweite Reihe von Erdwerken anzulegen begonnen, die hinter Nr. 7 beginnend sich von der Windmühle links nach dem Wenningbundufer hinabsenkte, aber nicht vollendet wurde. Unmittelbar vor den beiden Schiffbrücken befand sich eine doppelte Brückenkopfschanze, wovon die nördliche größere die Gestalt eines Kronenwerkes in den oben angeführten Dimensionen hatte.

Eine wesentliche Beihilfe in der Vertheidigung der Position versprachen sich die Dänen endlich von ihrer Kriegsmarine, die sowohl vom Wenningbund als Alsensunde her die Flanken der Schanzenlinie bestreichen konnte. Insbesondere setzte man hierbei seine Hoffnung auf das mit 4½zölligen Stahlplatten bekleidete Thurm-Panzerschiff Rolf Krake, welches mit mehreren Kanonenboten im Alsensunde kreuzte.

Beurtheilt man die Düppelstellung im Ganzen, so machen sich neben den genannten Vortheilen doch auch einige wesentliche Uebelstände bemerkbar. Einmal besaß die Schanzenreihe keine solide zweite Vertheidigungslinie, in der man sich nach dem Verlust der ersteren hätte festsetzen und eine Wiedereroberung versuchen können, denn der Brückenkopf war zu diesem Zweck zu klein, entfernt und eingesehen. Hatten die Angreifer einmal den dominirenden Höhenrand mit den Schanzen eingenommen, war für die Dänen an ein Halten des nach den Brücken abfallenden Osthanges nicht mehr zu denken. Ein zweiter Nachtheil war das Defilee der Brücken im Rücken der Stellung, welches sowohl einen Rückzug als ein Vorbrechen von Offensivtruppen von der Insel Alsen her zu einer höchst aufhältlichen Sache machte. Verluste durch Abgeschnittenwerden waren bei einem Rückzug aus dem Brückenkopf über die Brücken fast unvermeidlich, wollte man letztere rechtzeitig abbrechen.

Endlich zeigte es sich auch, worauf die Dänen gar nicht gerechnet hatten, daß in Folge der großen Tragweite der preußischen gezogenen Festungsgeschütze das Innere der Stellung nicht gesichert war. Von der Halbinsel Broacker aus konnte ein großer Theil des Lagerraums, ferner die eine Schiffbrücke, somit die einzige Rückzugslinie der Vertheidiger — endlich sogar die Stadt Sonderburg beschossen werden. Auch die Mitwirkung der Marine erwies sich durch die Ueberlegenheit der Angriffsartillerie als illusorisch, wodurch den Flanken der Stellung eine wesentliche Unterstützung verloren ging.

Zur Vertheidigung der Düppelstellung war nach dem Rückzuge der dänischen Armee aus der Danewirkstellung die 1. und 2. Infanteriedivision bestimmt, d. h. 24 Bataillone. Später kamen noch 7 Bataillone zur Verstärkung, wonach im Ganzen 31 Bataillone oder circa 24,000 Mann disponibel waren. Von dieser Zahl standen 8 Bataillone in der ersten Schanzenreihe, 4 im Barackenlager und 4 im Brückenkopf, während der Rest auf Alsen einquartiert war. Obercommandant war an Stelle des der Volksgunst zum Opfer gebrachten Generals de Meza seit Ende Februar Generallieutenant Gerlach, an dessen Stelle Generalmajor Voigt das Commando der 1. Division erhielt; die 2. befehligte Generallieutenant du Plat; die Artillerie in der Position Oberst Bahl, dem das Hauptverdienst der technischen Leitung der Vertheidigung zuerkannt werden muß.

Preußischerseits bestand das Angriffscorps anfänglich nur aus dem combinirten Armeecorps des Prinzen Friedrich Karl (6. und 13. Infanteriedivision), nach Abzug der Küstenbewachung und der Garnisonen für Flensburg, Apenrade 2c., sowie der nach Jütland entsendeten Reservecavallerie noch 23 Bataillone und 4 Schwadronen, oder circa 18,000 Mann stark. Doch wurde bereits von Mitte Februar an allmälig die

5. Infanteriedivision, Generallieutenant von Tümpling, bestehend aus der 9. Infanteriebrigade (Generalmajor von Schlegell), 1. brandenburgisches Grenadierregiment Nr. 8 (Leibregiment), 5. brandenburgisches Infanterieregiment Nr. 48, und der 10. Infanteriebrigade (Generalmajor von Raven), 1. posen'sches Infanterieregiment Nr 18, 6. brandenburgisches Infanterieregiment Nr. 52, mobil gemacht und nachgeschoben; für's Erste als Etappenbesatzung und Reserve in Holstein und Südschleswig.

Wie schon im ersten Artikel erwähnt wurde, hatte das Corps des Prinzen Friedrich Karl seit dem 12. Februar Cantonnirungen auf der Halbinsel Sundewitt bezogen, das Hauptquartier in Gravenstein. Die am weitesten gegen die Düppelstellung vorgeschobenen Truppen besetzten die Dörfer Blans, Ulderup, Auenbüll und Atzbüll, ungefähr eine Stunde vor den Schanzen. Hoher Schnee und sehr nebliges Wetter erschwerten in der nächsten Zeit die Recognoscirungen und somit die Möglichkeit, einen Angriffsplan zu entwerfen. Nachdem bei Eckensund eine Brücke geschlagen, wurde am 18. die Halbinsel Broacker in Besitz genommen und gleichzeitig der Feind über Rübel bis hinter das Gehölz „Büffelkoppel" zurückgedrängt, wobei zum ersten Male das Panzerkuppelschiff Rolf Krake eingriff. Abends nahmen die Vorposten ihre frühere Stellung ein, doch behielten die Preußen Broacker besetzt. Die dänische Vorpostenlinie begann bei der Büffelkoppel, wo sich ihr linker Flügel an den Wenningbund lehnte, und ging über die Stenderuper Gehölze, Dorf Stenderup, Rackebüll, Stabegaard bis Ravenskoppel, wo sie am Alsensunde endigte.

Am 22. Februar wurde von den Preußen die erste größere Recognoscirung beabsichtigt, die aber des Nebels wegen sich auf ein Rencontre am Gehölz Büffelkoppel beschränkte und schon früh 9 Uhr endigte. Die Preußen brachten dabei das 35. Infanterieregiment und 3. Jägerbataillon in's Gefecht und warfen die Dänen, welche 2 Regimenter vorführten, definitiv aus dem Gehölz, welches als Schlüssel zur Halbinsel Broacker eine gewisse Wichtigkeit hatte. Der preußische Verlust belief sich auf 6 Todte, 4 Officiere und 21 Mann Verwundete, zusammen 31 Mann, während die Dänen nach ihren eigenen Angaben 7 Officiere 431 Mann (darunter 260 Mann an Gefangenen) verloren. Dieses große Mißverhältniß, das sich in allen spätern Gefechten mehr oder weniger wiederholte, zeigte deutlich die große Ueberlegenheit der Preußen in Bezug auf Bewaffnung, obere Leitung und Gewandtheit in der zerstreuten Fechtordnung. Die Dänen fochten zwar tapfer, mußten aber mit ihren ungeschulten, weniger intelligenten Soldaten den Kürzern ziehen, während die Preußen schon durch dieses erste Gefecht das Bewußtsein ihres höhern militärischen Werthes, das schließlich den Sieg verbürgt, erlangten.

Kleinere Vorpostengefechte, deren Details zu weit führen würden, fanden noch am 24. und 29. Febr., 1. und 3 März statt, ohne den Stand der Vorpostenlinie sehr zu ändern. Es ist ganz unzweifelhaft, daß während dieser Zeit und zwar bis zum 8. März, an welchem Tag der Einmarsch in Jütland erfolgte, Ereignisse auf dem diplomatischen Gebiete vor sich gingen, denen zu Folge die militärischen Operationen vor Düppel einstweilen schlafen mußten. Die preußischen Truppen hatten während dieser Periode des schlechten und kalten Wetters wegen unter mancherlei Entbehrungen eine schwere Schule des Vorpostendienstes durchzumachen, doch blieb ihre Stimmung immer eine vortreffliche. Nebenbei gab es viel Beschäftigung mit Herstellung der fast grundlosen Wege, sowie mit Anfertigung des Belagerungsmaterials, von Faschinen, Schanzkörben &c. Am 3. März ward bei Eckensund eine zweite Schiffbrücke geschlagen, auch eine Vertheidigungsstellung von der Kirche von Satrup bis an das Nübelnör hergestellt, um einer Offensive der Dänen Widerstand leisten zu können. Diese dachten ihrerseits indessen an nichts weniger als an eine solche und beschränkten sich auf Vollendung und Erweiterung ihrer Erdschanzen, errichteten auch ein Barackenlager und Strandbatterien auf der Insel Alsen bei Rönhof, gegenüber von Sandberg, wo sich den Preußen ein günstiger Uebergang über den Alsensund darzubieten schien.

Kundschafternachrichten und eigene Beobachtung hatten den Preußen endlich die Ueberzeugung verschafft, daß der Weg der methodischen Belagerung jetzt der vortheilhafteste zur Ueberwältigung der Düppelstellung sein werde, nachdem man aus politischen Motiven absichtlich oder durch Unentschlossenheit seitens des Oberbefehls veranlaßt, den günstigen Moment hatte vorübergehen lassen,

den Dänen nach der Räumung der Danewirkstellung auf dem Fuße zu folgen und sogleich einen Sturm auf die Düppeler Stellung zu unternehmen. Eine reguläre Belagerung versprach unter den jetzigen Umständen die geringsten Opfer an Menschen, was bei dem preußischen Heersystem, da sich dasselbe auf allgemeine Dienstpflicht erstreckt, ein mehr als anderwärts zu berücksichtigender Gesichtspunkt ist. Die Infanterie hat bei dieser Angriffsmethode nur unbedeutende Verluste zu erwarten, da der Geschützkampf hier das Meiste zu thun hat. Trotzdem hat es den Anschein, als habe man sich nach gefaßter Entscheidung für die Belagerung nicht sogleich dem Entschlusse eines imposanten Artillerieangriffs zuneigen können: wenigstens litten alle Vorbereitungen zur Belagerung an einer auffälligen Zögerung und Zersplitterung. Das Belagerungsmaterial kam gleichsam nur tropfenweise aus dem Vaterlande auf dem Kriegsschauplatz an, nicht nach dem Maßstabe einer großartigen Auffassung der vorliegenden Verhältnisse. Man scheint sogar geglaubt zu haben, die Dänen lediglich durch eine Beschießung ihrer Position zum Verlassen derselben bewegen zu können.

Der Punkt, den man zur Etablirung der Batterien hierzu auserwählt hatte, war ein sehr günstiger, zumal seine Wahl den Dänen höchst unerwartet kam. Es war die Südseite des Wenningbundes auf der Halbinsel Broacker ohnweit Gammelmark und Dünth.

Hier hatten die Preußen unter größter Anstrengung bei Ueberwindung des aufgeweichten Bodens vier Belagerungsbatterien (Nr. 1—4) in der ersten Hälfte des Monat März zu Stande gebracht, bestimmt für acht Stück gezogene 24-Pfünder und vier Stück gezogene 6-Pfünder, welche über den Wenningbund weg den linken Flügel der Düppeler Schanzenlinien (die Schanzen 1—6) zugleich im Rücken wie der Länge nach beschießen konnten. Der Erfolg entsprach den gehegten Erwartungen.

Als am 15. März früh 11 Uhr die Preußen ihr Feuer mit dem schweren Belagerungsgeschütz begannen, welches wenige Tage vorher angelangt war, zeigte sich die Genauigkeit des Treffens über alle Erwartungen; von der zerstörenden Wirkung konnte man sich erst später überzeugen. Fast alle Geschossen trafen ihre 3-—4000 Schritt entfernten Ziele und veranlaßten die Besatzungen der Schanzen (besonders von 1 und 2), dieselben zu verlassen. Selbst einige versuchsweise abgeschickte Schüsse nach den über 6000 Schritt entfernten Schiffbrücken zerstörten daselbst einige Pontons. Wir anticipiren, daß das Feuer aus den vier Enfilirbatterien bei Gammelmark von nun an fast ohne Unterbrechung bis zum Sturm, auch während der Nacht, fortgesetzt wurde, sobald der Nebel nicht hinderlich war, und daß der Zweck, den linken Flügel der Schanzen in Schach zu halten und den eigenen Angriff, der sich später in der Front gegen dieselben entwickelte, zu unterstützen, vollständig erreicht wurde.

Da noch immer zu dieser Zeit das Mißverhältniß der beiderseitigen Streitkräfte (31 : 23) stattfand, so war zu erwarten, daß die Dänen ihre zur Offensive so günstige Stellung benutzen würden, um einen Ausfall oder doch wenigstens einen Vorstoß zu machen, und sich der ihnen so lästigen Batterien bei Gammelmark zu entledigen. Es wurde deshalb von den Preußen der Abschnitt bei Schmöhl, das ist die Landenge zwischen dem Rübelnör und Wenningbund, zur Vertheidigung eingerichtet, ferner wurden am 15. März die Dörfer Rübel und Stenderup besetzt (durch die Brigade, Röder 24. und 60. Regiment) und die Vorposten bis über die Büffelkoppel hinausgeschoben, wobei aber, da die dänischen Vorposten nicht weiter wichen, als sie gedrängt wurden, zwei Tage lang ein fortwährendes gegenseitiges Beschießen der hinter den Knicks oder in Schützengräben liegenden Mannschaften stattfand. Am 17. März machten die Dänen einen Vorstoß bei Rackebüll gegen die Brigade Göben, woraus sich ein bedeutendes Gefecht, das von Mittag bis Abend 7 Uhr dauerte, entwickelte. Die Brigaden Röder und Canstein, sowie das 3. Jägerbataillon, griffen zur selben Zeit mit Erfolg das Dorf Düppel an. Das Endresultat war, daß trotz des heftigen Feuers aus allen Schanzen die Dörfer Rackebüll und Düppel von den Preußen behauptet und eine neue Vorpostenlinie vom Wenningbund über Frydendal bis nach Lillemölle am Alsensund ausgesetzt werden konnte. Der preußische Verlust betrug bei der Brigade Göben 35 Mann, bei den beiden andern Brigaden 120 Mann an Todten und Verwundeten. Die Dänen hatten, einschließlich über 300 Gefangene, nach officiellen Angaben 679 Mann inclusive 15 Officiere verloren.

Die Preußen hatten durch dieses Gefecht

nunmehr festen Fuß in den am Fuße der Höhen gelegenen Ortschaften gefaßt, welche einen für die Defensive sehr günstigen Abschnitt boten, den sie durch eine zwischen Düppel und Rackebüll angelegte Redoute noch mehr verstärkten. Zwar beschossen die Dänen dieses Werk von jenseits des Alsensunds mit neu angekommenen gezogenen 24-Pfündern, wie diese auch die Gammelmarkbatterien beschäftigten, da aber die Redoute unbesetzt gehalten wurde, so richtete das mehrere Tage dahin gerichtete Feuer der Dänen weiter keinen Schaden an.

In diese Zeitperiode fallen noch einige Ereignisse auf den Nebenkriegstheatern, die einer kurzen Erwähnung bedürfen, ehe zur Beschreibung der nun folgenden Belagerung der Düppelstellung geschritten wird.

Am 15. März ward von drei Compagnien des pr. 48. Infanterieregiments die Insel Fehmarn, welche ohnweit der holsteinischen Ostküste gelegen ist, doch administrativ zum Herzogthum Schleswig gehört, überfallen. Erst am 25. Februar hatte ein dänisches Commando, bestehend aus 4 Officieren 109 Mann, die jetzt insgesammt in Gefangenschaft geriethen, die Insel behufs Requisitionen besetzt.

Vom selben Tage (den 15. März) an wurden auch die preußischen Häfen der Ostseeküste von Stralsund bis Swinemünde seitens der Dänen in Blockadezustand erklärt, ohne daß es ihnen möglich gewesen wäre, die Blockade allenthalben effectiv durchzuführen; sie begnügten sich eigentlich mit einer Beobachtung, machten aber trotzdem die aus einer Blockade hervorgehenden Rechtsansprüche.

Am 17. März fanden die beiden preußischen Dampfschraubencorvetten Nymphe und Arcona das dänische Blockadegeschwader, bestehend aus 7 Schiffen verschiedener Größe, in den Gewässern von Rügen ohnweit Jasmund. Trotz der dänischen Uebermacht, es standen 179 dänische Kanonen gegen 43 preußische, nahmen die preußischen Schiffe unter Capitän Jachmann ein Gefecht an, das zwar mit dem Rückzuge der letzteren endigte, aber doch mit viel Muth und Ausdauer geführt ward und den erfreulichen Beweis lieferte, daß die deutschen Schiffe in Bezug auf Manövrirfähigkeit wie Feuerwirkung sich den dänischen überlegen zeigten und den Vergleich nicht zu scheuen brauchten. Der Verlust der Preußen belief sich auf 14, derjenige der Dänen auf 22 Mann an Todten und Verwundeten. Die später den dänischen Blockadeschiffen angebotenen Gefechte wurden von diesen niemals angenommen; erfüllten sonach die preußischen Schiffe den Zweck des Küstenschutzes, so erlitt doch der preußische Handel durch die Abschneidung der Seeverkehrswege erhebliche Verluste.

Am 22. März erfolgte in Kopenhagen die Schließung des Reichsrathes, dessen der demokratisch-eiderdänischen Partei angehörenden Elemente das Unheil des Kriegs heraufbeschworen hatten. Der König, willenlos unter dem Einflusse dieser Körperschaft stehend, sagte in seiner Schlußrede hartnäckige Fortsetzung des Krieges zu, begab sich auf einige Tage zur Armee auf die Insel Alsen, wohin er auch seine Garde (1 Bataillon von 800 Mann), sowie das 8. Infanterieregiment entsendete; die dänische Armee kam hier somit auf 34 Bataillone. Ingleichem wurden vier neue Regimenter der „Verstärkung“ — ausgediente Reserven — einberufen und mobil gemacht. Alle diese Maßregeln deuteten auf den festen Entschluß Dänemarks, alle Kräfte an die Erhaltung der wichtigen Düppelstellung zu setzen.

In gleicher Weise, wie Dänemark fortfuhr, die Widerstandsmittel zu häufen, wurden von Mitte März an preußischerseits die nöthigen Gegenmaßregeln getroffen, jene zu brechen. Vor Allem mußte durch Erzielung einer numerischen Ueberlegenheit den Dänen die Möglichkeit entzogen werden, von der Düppelstellung aus in die Offensive übergehen zu können. Es wurde daher von der in Holstein und Südschleswig stehenden 5. Division eine combinirte Brigade unter Generalmajor von Raven (3. brandenburg. (Leib-)Infanterieregiment Nr. 8 und das posen'sche Infanterieregiment Nr. 18) = 6 Bataillone nach dem Sundewitt dirigirt, woselbst sie am 22. März eintraf. Ingleichem ward nach dem Aufgeben des Versuchs auf Fridericia der größere Theil der preußischen Infanteriegardedivision, 9 Bataillone und 3 Batterien, befehligt, am 29. März zum Belagerungscorps zu stoßen. Das preußische Corps gelangte dadurch auf die Stärke von 38 Bataillonen, oder circa 30,000 Mann, wodurch es allen Eventualitäten gewachsen schien. Zur Leitung des Artillerieangriffs ward der Generallieutenant von Hindersin, für die Ingenieurarbeiten der Oberst Mertens berufen; ebenso die Herbeiziehung neuer Belagerungsgeschütze angeordnet.

Das Terrain, welches sich die Preußen zum methodischen Angriff auf die Düppeler Position ausgesucht hatten, liegt zwischen dem Wenningbund und der Sonderburg-Gravensteiner Chaussee; der Angriff war somit gegen den linken Flügel der Dänen (speciell die Schanzen 1—6) gerichtet. Der Boden bildet hier eine ebene, ziemlich gleichförmig abfallende etwa 1000 Schritt breite und 4000 Schritt lange Fläche, die nur mit Knicks und einigen schluchtartigen Ravins nahe dem Meere zu durchzogen war. Die Chaussee begünstigte hier sehr das Heranbringen des Belagerungsmaterials sowie der Geschütze; nächstdem konnten die Angriffsarbeiten seitens der Dänen auf diesem Terrain zur Linken gar nicht, zur Rechten nur vom Meere aus eingesehen oder flankirt werden. Falls feindliche Schiffe in den Wenningbund liefen, durfte man hoffen, diese gefährdete Seite und den Zugang zur Bucht durch die Gammelmarkbatterien gesichert zu haben. Noch war es nothwendig, sich durch Infanterie einen Abschnitt quer über das Angriffsterrain (in der Front) zu sichern, nachdem in Folge der trockner gewordenen Witterung den Erdarbeiten kein Hinderniß mehr entgegenstand.

Diese Aufgabe fiel der eben angekommenen Brigade Raven zu, welche den 28. März (am Ostermontag) in der Morgendämmerung einen Anprall gegen die von den Dänen vor den Schanzen aufgestellten Vorposten ausführte. Der Stoß war so heftig, daß die Dänen bis in ihre Schanzen weichen mußten; einzelne Theile der preußischen Truppen gelangten sogar bis an den Grabenrand der Schanzen 2 bis 6. Die Dänen machten indessen einen kräftigen Gegenangriff, unterstützt durch eine aus der Schanze Nr. 4 ausfallende bespannte Feldbatterie, sowie das Feuer des Panzerschiffs Rolf Krake, das in den Wenningbund einfuhr und in der Verlängerung der preußischen Linien anlegte. Die Preußen hatten durch das Kartätschfeuer auf ihre beiden Flanken bedeutend zu leiden, erreichten jedoch ihren Zweck in so weit, daß die dänischen Vorposten um einige hundert Schritt Boden verloren hatten. Früh sechs Uhr war das Gefecht bereits zu Ende, das den Preußen 8 Offiziere und 136 Mann an Todten und Verwundeten, 31 Mann an Gefangenen gekostet hatte. Die Dänen verloren 34 Todte, 113 Verwundete und 61 Gefangene.

In der Nacht vom 29. zum 30. März konnte unter dem Schutze der Vorposten endlich zur Eröffnung der ersten Parallele geschritten werden. Die Arbeit wurde unentdeckt vom Feinde von 2500 Mann der Brigade Canstein ausgeführt, wodurch man, allerdings noch 1200 Schritt von den Schanzen entfernt,*) nun eine feste Basis den letzteren gegenüber erlangte. Die Dänen eröffneten am andern Morgen zwar ein heftiges Geschützfeuer, das aber ohne Wirkung blieb. Die erste Parallele, welche ungefähr in der Höhe der letzten, am weitesten östlich gelegenen Häuser des Dorfes Wester-Düppel gelegen war, wurde nun mit Zickzackgräben zur Communication nach hinten versehen und hinter der Parallele zum Bau der Geschützaufstellungen (Belagerungsbatterien) geschritten. Man errichtete bis zum 2. April 8 solche (Batterien 5 bis 13). Schon am 25. März waren die gezogenen Sechspfünder in den Gammelmarkbatterien Nr. 3 und 4 durch gezogene Zwölfpfünder ersetzt worden, um eine Verstärkung des Flankenfeuers zu erlangen. In Folge des Auftretens des Rolf Krake am 28. ward jetzt eine Strand- und Demontirbatterie (Nr. 5) beim Gehöfte Düppelfeld, ohnfern der Nordwestecke des Wenningbundes erbaut und mit 4 gezogenen Zwölfpfündern bewaffnet, welche auf 3000 Schritt von Schanze Nr. 1 diese letztere sowie den Strand gut beschießen konnten. Die Batterien 6 — 12, sämmtlich hinter der ersten Parallele gelegen, waren zum eigentlichen Frontalkampf mit den Schanzen 1 — 6 bestimmt und zwar wurden gegen die Schanzen 1, 2 und 3 vorzüglich Feldhaubitzen, gegen die Schanzen 4 — 6, welche von den Gammelmarkbatterien wegen ihrer hohen Lage wenig eingesehen waren, gezogene Zwölfpfünder aufgestellt. Eine letzte Batterie, Nr. 13, halbwegs zwischen Wester-Düppel und Rackebüll gelegen und mit 6 Stück gezogenen Sechspfündern bewaffnet, ward bestimmt, das Terrain zwischen den Schanzen 8 und 9 zu beherrschen. Im Ganzen hatten die Preußen jetzt 54 Geschütze zum Angriff in Position gebracht, worunter an gezogenen Calibern 8 Stück Vierundzwanzigpfünder, 20 Stück Zwölfpfünder und 8 Stück Sechspfünder, an glatten 12 Feldhaubitzen und 6 Feldzwölfpfünder.

*) Die hier und später angegebenen Entfernungen sind von Schanze Nr. 5 als der am weitesten vorspringenden gerechnet.

Am 2. April Nachmittags begannen sämmtliche hier genannte preußische Batterien ihr Zerstörungswerk gegen die dänischen Schanzen. Die Treffsicherheit ließ nichts zu wünschen übrig, wenn auch zu erkennen war, daß die numerische Stärke der preußischen Batterien noch nicht ausreichend sei, um neben dem Geschützkampf auch noch die Zerstörung der Erdwerke auszuführen. Die Dänen antworteten lebhaft und aus allen Schanzen mit etwa 100 Geschützen. Die Beschießung ward den ganzen 3. April hindurch, auch in der Nacht, lebhaft fortgesetzt, weniger stark in den folgenden Tagen. Es zeigte sich deutlich, daß die Blockhäuser in den Schanzen bedeutend litten und zwar so, daß die Infanteriebesatzung gewöhnlich die Schanzen verließ; auch im Barackenlager brach mehrmals Feuer aus. Im Laufe jeden Tages wurden die dänischen Geschütze in den Schan- 1—6 gewöhnlich zum Schweigen gebracht, doch nur, um am andern Morgen von Neuem zu antworten; auch die Zerstörungen an den Erdwerken erschienen regelmäßig wieder ausgebessert. Die Artillerievertheidigung der Dänen ward trotz ihrer wenigen gezogenen Geschütze ohne Zweifel gut geleitet, besonders diejenige der von einem Premierlieutenant Anker befehligten Schanze Nr. 2. Im Ganzen blieb die preußische Artillerie indessen entschieden im Uebergewicht. In den folgenden Tagen beschossen die Dänen namentlich Rackebüll mit Geschossen schwersten Calibers, wobei ein Theil dieses Dorfs, wie früher schon ein Theil von Düppel, in Flammen aufging und von den Preußen geräumt werden mußte. (Oster-Düppel, nur wenige Häuser zählend, war schon am 17. März von den Dänen vollständig niedergebrannt worden.) Ueberhaupt ging das Hauptstreben der Dänen dahin, ein Logiren der Preußen nördlich von Düppel zu hindern, was sie auch durch ihre gezogenen Geschosse von jenseits des Alsensunds und vierundachtzigpfündige Bomben aus den Schanzen 8 und 9 erreichten.

Eine besondere Rolle spielten während dieser Beschießung die schon erwähnten Batterien von Gammelmark. Hier waren es die Batterien 1 und 2 (letztere auch „Feldzeugmeisterbatterie“ genannt), welche das Feuer ihrer gezogenen Vierundzwanzigpfünder weniger auf die Schanzen, als auf die ungefähr 6500 Schritt entfernte Stadt Sonderburg richteten. Ein bis zum 4. April früh 6 Uhr — also 40 Stunden — ununterbrochen fortgesetztes Feuer mit Granaten und Brandgeschossen rief in kurzer Zeit eine bedeutende Feuersbrunst hervor, so daß den Dänen der bleibende Aufenthalt in diesem als Zufluchtsort, Stapelplatz, Hauptquartier und Citadelle dienenden Platz unmöglich gemacht wurde. Viele Gebäude brannten nieder und nur mit Mühe konnten endlich die Dänen den Brand in dem für sie so wichtigen Verbindungsgliede ihrer Stellung löschen.

Trotzdem, daß 7 Kriegsschiffe der Dänen zu dieser Zeit im Hörup Haff und Alsensunde lagen, scheinen die Preußen doch die Absicht gehabt zu haben, durch eine Cooperation gegen die Insel Alsen die Belagerungsarbeiten gegen Düppel zu unterstützen. Wenigstens sollen am 2. April Abends alle Anstalten getroffen gewesen sein, mit einem Theile der Armee bei Ballegaard, 1¼ Meile nördlich von Düppel, einen nächtlichen Uebergang über den Alsensund mittelst Pontons und mitgebrachten Fahrzeugen zu wagen. Ein heftiger Nordostwind, der die Wellen sehr aufregte, mag Veranlassung gewesen sein, die Unternehmung aufzugeben. Authentisches ist darüber noch nicht bekannt geworden, doch erzielten solche Gerüchte und Demonstrationen den Zweck, die Dänen zu einer ausgedehnten Küstenbewachung und Schwächung ihrer Kräfte in den Schanzen zu nöthigen.

Nachdem das Feuer der angegriffenen sechs dänischen Schanzen im Wesentlichen gedämpft worden war, machten die Belagerer in der Nacht vom 5. zum 6. April einen weitern Schritt vorwärts, indem sich 2 Bataillone des 4. Gardeinfanterieregiments 250 Schritt vor der ersten Parallele eingruben. Sie verloren dabei nur 18 Mann und machten ebenso viel dänische Gefangene. Nach gewöhnlicher Art wurden die von den einzelnen Vorposten (je 4 Mann) gegrabenen Gruben Tags darauf zu einem zusammenhängenden Laufgraben erweitert, wodurch in der Nacht vom 7. zum 8. April eine neue Parallele auf circa 900 Schritt Entfernung von den Schanzen durch die Brigade Canstein zu Stande kam. Gemäß ihrer geringen Dimensionen in Länge und Breite ward sie nur als sogenannte Halbparallele ausgebaut und zur Aufnahme der inmittelst angekommenen 16 Stück fünfundzwanzigpfündiger Mörser (Batterien 18, 19, 20 und 21) eingerichtet.

Auffallend ist es, daß die Dänen die nächt-

lichen Arbeiten der Preußen weder durch Geschützfeuer, noch durch Infanterieausfälle im größern Stile zu unterbrechen suchten, auch von dem Wurffeuer fast gar keinen Gebrauch machten. Fast gleichzeitig mit der Erbauung der Mörserbatterien waren die Belagerer nach Maßgabe neu eintreffender Geschütze am 7. April zur Beendigung von neuen Batterien gelangt (Batterien 14, 15, 16 und 17). Die wichtigste derselben war Nr. 15, eine Strandbatterie im Winkel des Wenningbundes für 4 Batterien gezogener Vierundzwanzigpfünder, zur Bestreichung des Strandes, sowie gegen Nr. 1 und 2 bestimmt. Nr. 14 war eine nachträglich hinter der ersten Parallele angelegte Demontirbatterie gegen Nr. 4, 16 und 17 nur Emplacements für Feldgeschütze zum Schutz der Halbparallele, vor den Flügeln derselben gelegen. — Am 9. April kam endlich noch Batterie Nr. 22 vorwärts vor Rackebüll an der Apenrader Straße für vier Stück gezogene Sechspfünder, gegen Schanze 8 und 9 gerichtet, zu Stande, so daß die Preußen nun 88 Geschütze in Position hatten.

Am 10. April traten alle bisher genannten Batterien zum ersten Male gemeinschaftlich in Wirksamkeit. Der Totaleffect war ein großartiger, denn schon nach einer Stunde verstummten sämmtliche dänische Schanzen mit ihrem Geschützfeuer, das Zerstörungswerk widerstandslos über sich ergehen lassend. Insbesondere bewarfen die Mörser das Terrain hinter den neuen Retranchements, dem man durch das directe Feuer nicht beikommen konnte und das zugleich als Aufstellungsplatz der dänischen Reserven diente. Die Düppeler Windmühle, das Hauptobservatorium der Belagerten, ward an diesem Tage ebenfalls in Trümmer gelegt. Sonderburg wurde wiederum von den Batterien bei Gammelmark als Ziel genommen und abermals in Brand geschossen.

Unter der Einwirkung des gewaltigen Feuers dieses Tages schritten die Preußen in der Nacht zum 11. April zur Erbauung der eigentlichen zweiten Parallele, die noch 500 Schritt von den Schanzen gelegen war. Das 35. Regiment, welches diese Arbeit ausführte, verlor dabei nur 1 Todten und 2 Verwundete; ein schwacher Ausfallsversuch der Dänen ward ohne Schwierigkeit abgewiesen, wie denn die Passivität der Dänen Ursache ward, daß die preußischen Ingenieure jetzt rascher mit der Anlage neuer Laufgräben vorgingen, als anfänglich beabsichtigt und durch die Regeln der Kunst vorgezeichnet war. In den folgenden Tagen setzten die preußischen Angriffsbatterien meist auch in der Nacht ihr Feuer mit geringen Pausen fort (durchschnittlich 500 Schuß in der Stunde), besonders heftig am 11. und 13. April, wodurch es den Dänen unmöglich wurde, ihre Ausbesserungsarbeiten in der frühern Weise fortzusetzen; die Schanzen nahmen immer mehr das Bild großer Erdhaufen an; das dänische Feuer wurde immer seltener und schwächer; die Geschütze wurden sichtlich versteckt, um nur noch für den Sturm, dessen Vorboten immer deutlicher hervortraten, in Wirksamkeit zu bleiben. Um denselben zu erleichtern und das Feuer der Insel Alsen abzuleiten, erbauten die Preußen eine Anzahl von Strandbatterien (Nr. 23—28), welche sämmtlich am 12. April beendigt waren. Nr. 23 und 24, zusammen mit 8 gezogenen Zwölfpfündern, lagen zwischen Rackebüll und Lillemühle, Nr. 25 und 26, ebenso bewaffnet, bei Sandberg, Nr. 27 für 4 gezogene Vierundzwanzigpfünder bei Schnabeck, endlich Nr. 28 für 6 Stück gezogener Sechspfünder und 8 gezogener Vierpfünder an der Fährstelle bei Blans-Schnaghoi an der Alsener Föhrde. Mit diesen 34 gezogenen Geschützen durfte man hoffen, ebensowohl einen Uebergang über den Alsensund am Tage des Sturms secundiren als auch das Manövriren der dänischen Kriegsschiffe in dieser Meerenge verhindern zu können. Schon am 14. April fanden heftige Beschießungen zwischen den beiderseitigen Strandbatterien (besonders von Nr. 23 und 24) über den Alsensund weg statt, wobei die preußische Artillerie das Uebergewicht behauptete.

Eigentlich hatten die Preußen den Sturm auf die Düppeler Schanzen für den 14. April beabsichtigt, indessen fand man, daß die Entfernung der zweiten Parallele von den Schanzen noch zu groß sei, und daß die Sturmcolonnen beim Vorgehen über das freie Feld zu bedeutende Verluste durch das feindliche Feuer erleiden würden. Deshalb fand am 13. April ein neues Vorgehen statt, wobei die Preußen (das 60. Regiment) die dänischen Vorposten definitiv in ihre Schanzen zurückwarfen und sich ihrerseits etwa 200 Schritt vor denselben eingruben. Der Verlust betrug 28 Mann, gefangen wurden 101 Dänen. Auch gegen den rechten Flügel hatte die Brigade Göben ihre Vorposten an diesem

Tage den Schanzen bis auf 500 Schritt genähert. In der Nacht vom 14. zum 15. April vereinigten die Preußen (das 24. Regiment) die Jägergruben ihrer Vorposten zu einer letzten, der dritten Parallele, die nur noch 250 Schritt vor den Schanzen 2—5 gelegen war, ohne jeglichen Verlust. Unter dem Schutze des fortgesetzt anhaltenden Artilleriefeuers wurde diese Parallele so breit und tief ausgearbeitet, daß die Sturmcolonnen bequem und gesichert in denselben aufgestellt werden konnten. Für jede Sturmcolonne ward eine breite Faschinentreppe anlegt, um schnell und geordnet über die Brustwehr in's Freie gelangen zu können. Ein heftiges Artilleriefeuer, besonders stark am 17., unterstützte diese Arbeiten.

Die Dänen erwarteten schon seit mehreren Tagen stündlich den Sturm. Alle ihre höhern Officiere waren der Ansicht, daß es unmöglich sein werde, denselben abzuschlagen, und daß ein freiwilliger Rückzug das Räthlichste sei. Der tägliche Verlust soll gegen 100 Mann betragen haben, die Brustwehren waren abgekämmt, die Blockhäuser zertrümmert, die Vertheidiger ermüdet und hoffnungslos. Dennoch entschied ein am 15. April in Kopenhagen abgehaltener Staats- und Kriegsrath — bei dem die demokratischen Stimmen den Ausschlag gaben — daß die Düppeler Position bei einem Sturme bis auf's Aeußerste zu halten sei, wobei jedenfalls die politischen Rücksichten stärker in die Wagschale fielen als die militärischen Bedenken. General Gerlach erhielt allerdings die Ermächtigung, für gewisse Fälle die Stellung zu räumen — ließ auch in Folge dessen die meisten gezogenen Geschütze nach der Insel Alsen zurückschaffen, doch spricht der Umstand, daß noch am 16. April die 8. Infanteriebrigade von Fridericia nach Alsen übergeführt wurde, mehr dafür, daß auch der dänische Obergeneral für ein Abwarten des Sturmes war. Nach einigen Nachrichten soll die Räumung der Stellung für den 19. April in der That beabsichtigt gewesen sein; der von den Preußen für den 18. April anberaumte Sturm wäre daher noch zu letzter glücklicher Stunde erfolgt. — Obige Verstärkungen eingerechnet hatten die Dänen am Tage des Sturms 15 Infanterieregimenter, das Garde- und 4 Verstärkungsbataillone eingerechnet, zusammen 35 Bataillone oder etwa 20- bis 22,000 Mann zur Disposition.

Der Sturm auf die Düppeler Schanzen.

Der 18. April war von den Preußen zum Tage des Sturms bestimmt worden und die Kritik muß eingestehen, daß hinsichtlich der Vorbereitungen nichts verabsäumt worden war, den Hauptschlag mit den geringsten Opfern an Menschenleben durchzuführen. Die Kraft der feindlichen Defensivstellung durfte in fortificatorischer wie artilleristischer Beziehung als gebrochen angesehen werden; ein Offensivgegenstoß der Dänen war kaum noch zu erwarten. Unter diesen Vorbedingungen kam Alles auf eine richtige Wahl der Stunde an. Prinz Friedrich Karl entschied sich für den Vormittag, zu welcher Tageszeit die Preußen noch nie eine Unternehmung ausgeführt hatten. Da die Tiefe der Laufgräben das Ansammeln der Sturmcolonnen vollständig verbarg, so geschah es, daß der Sturm, obgleich er von den Dänen schon seit längerer Zeit erwartet wurde, dennoch den Character eines Ueberfalles annahm, was zu seinem Gelingen nicht wenig beitrug. Die sehr gut angelegte Disposition besagte in Kurzem Folgendes:

Von früh 4 Uhr an bis 10 Uhr sollten die gesammten Belagerungsbatterien, unterstützt von einigen Feldbatterien, zusammen 118 Geschütze, ein ununterbrochenes Schnellfeuer gegen sämmtliche feindliche Schanzen, das hinter denselben gelegene Terrain, sowie die Batterien auf Alsen unterhalten. Für die Erstürmung der Schanzen selbst waren, den Werken 1—6 entsprechend, 6 Sturmcolonnen, eine jede aus sechs Colonnen, gebildet; für Schanze 2 waren hingegen 10, für Schanze 6, den Schlüssel der Stellung, sogar 12 Compagnien bestimmt. Diese Compagnien waren den einzelnen Truppentheilen, meistens den Füsilirbataillonen, durch das Loos entnommen. Eine jede Colonne hatte ein Detachement von Artilleristen und Pionieren bei sich. Hiernach wurden für den Sturm unmittelbar verwendet: 46 Compagnien, oder 11½ Bataillon Infanterie = 8000 Mann, 5 Compagnien Pioniere, etwa 1000 Mann, sowie 127 Artilleristen, zusammen in runder Zahl 9000 Mann. Alle diese Truppen standen vor Tagesanbruch in den vordersten Laufgräben.

Als Hauptreserve sollte die 11. Brigade Canstein nebst 4 bespannten Feldbatterien, sowie die combinirte Brigade Raven

dienen, erstere hinter dem Spitzberge beim Kruge Wilhoy, letztere hinter dem Stenderuper Holz, also beide in der Nähe der Chaussee aufgestellt.

Dies ergibt für den Sturm auf die Schanzen zusammen 20 Bataillone, oder 14,000 bis 15,000 Mann.

Als allgemeine Reserve waren aufgestellt: Die 12. Brigade, Röder, nebst zwei reitenden Batterien bei Rübel, der Rest der Gardedivision (6 Bataillone), 1 Schwadron und 3 reitende Batterien bei Satrup. Die 25. Brigade, Schmid, verblieb in der Vorpostenstellung vor dem linken Flügel; drei Schwadronen Husaren standen hinter der Büffelkoppel.

Einen speciellen Auftrag hatte die Brigade Göben, die nebst dem 7. Jägerbataillon, 3 bespannten Feldbatterien und den beiden Pontonparks hinter dem Satruper Holz aufgestellt war. Den Oberbefehl über die Sturmcolonnen führte Generallieutenant von Manstein, den über die gesammte Unternehmung Prinz Friedrich Karl in eigner Person.

Diesen Truppen hatten die Dänen am 18. April folgende Streitkräfte in der Düppeler Position entgegenzusetzen:

Zwei Brigaden Infanterie als unmittelbare Besatzung in den Schanzen und deren Verbindungsgräben, nämlich:

1. Brig. { 22. Rgt. in den Schanzen 1, 2 u. 3.
2. " " " " 4, 5 u. 6.

3. Brig. { 17. " " " " 7 u. 8.
16. " " " " 9 u. 10.

Als erste Reserve diente die 8 Brigade (9. und 20. Regiment), welche im Barackenlager lag und zur Besetzung der neuen Retranchements bestimmt war. Die zweite Reserve, welche im Brückenkopf blieb, ward von der 2. Brigade (dem 3. und 18. Regiment) gebildet; sie hatte ein Bataillon des 3. Regiments hinter die Schanzen 9 und 10 an der Apenrader Chaussee detachirt. — Das Gardebataillon, das in Sonderburg postirt war, hielt von hier aus die Brückenköpfe unter Feuer. — Alles in Allem hatten die Dänen sonach 16 Bataillone, oder circa 10,000 Mann in der Düppelposition, die von 20 preußischen Bataillonen, oder etwa 15,000 Mann, angegriffen wurden. Die numerische Ueberlegenheit der letzteren war daher nicht allzu bedeutend. Die andere Hälfte der Dänen, 18 Bataillone oder ebenfalls etwa 10—12,000 Mann ward durch die Demonstration der Brigade Göben am Alsensunde in Schach gehalten und trat nicht in Mitwirkung. — In der Düppelstellung commandirte an diesem Tage der Generallieutenant du Plat, Commandant der 2. Division.

Schlag 10 Uhr verstummte das Artilleriefeuer der Preußen und brachen die sechs Sturmcolonnen mit lautem Hurrah, jede auf ihr Object loseilend, aus den vordersten Laufgräben hervor. Jeder Colonne ging eine Compagnie, als Plänkler formirt, voraus, bestimmt, sich vor den Schanzen niederzulegen und die Vertheidiger der Brustwehren niederzuschießen; hinter den Plänklern folgten auf 150 Schritt die Pioniere und eine Compagnie Infanteristen als Arbeiter mit Handwerkszeug ausgerüstet, um die Hindernisse vor und im Graben wegzuräumen. 100 Schritt weiter folgten die eigentlichen Sturmcolonnen, je 2 auf Schanze 1, 3, 5 und 6, dagegen 4 auf Schanze 2 und 5 auf Schanze 4, sowie gegen die anstoßenden Verbindungsgräben. Diese Compagnien sollten, ohne einen Schuß zu thun, die Brustwehren erklimmen, dann die Vertheidiger der Schanzen überwinden und schließlich die Werke behaupten. Die Erfolge dieser Colonnen sollten von den ihnen an Zahl gleichen Reservecompagnien, gewissermaßen dem 2. Treffen, beobachtet und unterstützt werden. Nach der Wegnahme der Schanzen sollten diese Reservecompagnien dann die Verfolgung übernehmen.

Der Sturm wurde genau nach diesem Programm ausgeführt. Die Dänen, augenscheinlich überrascht, befanden sich grade großentheils außerhalb der Schanzen in den Laufgräben, kamen meist nicht rechtzeitig und geordnet an die Brustwehren und leisteten daher nur einen kurzen Widerstand; viele Geschütze kamen selbst nicht zum Feuern. Die Preußen erkletterten mit größter Bravour und Schnelligkeit fast gleichzeitig die Brustwehren aller sechs Schanzen und was sich von den Vertheidigern nicht ergeben wollte, wurde niedergemacht. Schanze 5 und 6, als die nächstgelegenen, fielen zuerst, kurz nachher die andern 1 — 4. Nach 20 Minuten weheten die preußischen Banner siegreich von allen sechs Werken.

Wären die Schanzen unter andern Verhältnissen angegriffen, sowie besser vertheidigt worden, so hätte ihr Widerstand dauernder sein müssen. So galt es mehr der Ueber-

wältigung der todten Hindernisse, denn trotzdem die Brustwehren zerstört waren, hatten doch die Gräben wenig gelitten und einen gewissen Grad von Sturmfreiheit behalten.

Während die Sturmcolonnen in so glänzender Weise ihre Aufgabe gelöst hatten, war der Disposition gemäß die Reservebrigade Canstein bis in die 3. Parallele, die Brigade Raven mit den vier Feldbatterien auf der Chaussee bis in die Höhe der 2. Parallele, die Gardedivision bis Kirchdüppel nachgerückt. Kaum wehten die preußischen Siegeszeichen von den Schanzen, als die Brigade Canstein vorbrach, zwischen den eroberten Schanzen 4 und 5 hindurchging und sich gegen die Linie der dänischen Retranchements wendete, die durch den Verlust der Schanze 4 ihren rechten Flügelstützpunkt bereits verloren hatte. Diese zweite Vertheidigungslinie der Dänen ward das Object des nächsten Kampfes. Ein nördlicher noch unvollendeter Laufgraben, von der Schanze 4 nach der seitwärts gelegenen detachirten Schanze 7 sich erstreckend, ward hier schnell durchbrochen und Schanze 7 von hinten genommen, wobei die Reservesturmcolonnen der Garde nach der Wegnahme von Nr. 6 von vorn mitwirkten. Dagegen hielten sich die Dänen (die 8. Brigade), die eben aus dem Barackenlager anlangten, eine Zeit lang — bis nach 11 Uhr — in den südlich der Windmühle gelegenen Retranchements, um ihrem rechten Flügel, den Besatzungen aus den Schanzen 8—10, Zeit zu verschaffen, sich nach dem Brückenkopf abzuziehen, was in der Hauptsache auch gelang.

Auf der Sonderburger Chaussee waren nach dem Falle der Schanzen — ¼ 11 Uhr — auch die vier Feldbatterien vorgeeilt, um sich auf den Düppeler Höhen aufzustellen, als sie bei diesem Vormarsch aus der Schanze 8 mit Artilleriefeuer in der Flanke begrüßt wurden. Die beiden gezogenen Batterien dieser Artillerie fuhren daher östlich des Kruges Freudenthal zu beiden Seiten der Chaussee auf und brachten nach einer halben Stunde das Feuer jener Schanze zum Schweigen. — Brigade Raven, hierdurch eine Weile aufgehalten, marschirte auf der Chaussee weiter, durchschritt die Linie der Schanzen, bog dann links ab und wendete sich nun in 2 Colonnen gleichzeitig von hinten gegen die noch nicht genommenen Schanzen 8 und 9. Letztere fiel zuerst, dann auch Nr. 8, beide ebenso tapfer vertheidigt als angegriffen. Es mochte ¼ 12 Uhr sein, als die Reste der Vertheidiger dieses Flügels (das 16. und 17. dänische Regiment) von dem Reservebataillon an der Apenrader Straße aufgenommen, sich zurückzogen und längs des Strandes nach dem nördlichen Brückenkopf dirigirten. Die Vertheidiger von Nr. 10 wurden dabei abgeschnitten und capitulirten, als von hinten die Brigade Raven, von vorn das 13. Regiment von der Brigade Schmid erschien und sie angriff. General von Raven empfing hier eine schwere Verwundung am Fuße, die am 27. April seinen Tod nach sich zog.

Fast gleichzeitig mit diesen Vorgängen hatte die Brigade Canstein ihre Angriffe auf die dänische 8. Brigade, die sich in den Retranchements und den Knicks zwischen der Windmühle und den Baracken noch immer vertheidigte, siegreich fortgesetzt, unterstützt von sämmtlichen Compagnien der Reservesturmcolonnen. Die Dänen zogen sich concentrisch nach dem Brückenkopf zurück. Jetzt geriethen die Preußen aber, als sie den Ostabhang der Düppeler Höhen hinabdrangen, in ein heftiges Artilleriefeuer, denn 20 schwere Geschütze und 4 Feldbatterien der Dänen, zu beiden Seiten, besonders nördlich, von Sonderburg aufgestellt, übersäeten das Terrain mit Geschossen. Zur selben Zeit — etwa 11 Uhr — erschien auch das dänische Panzerschiff Rolf Krake an der Küste des Wenningbundes und begann, wenn auch mit wenig Erfolg, die über das Retranchement vorgehenden Preußen in der Flanke mit Granatkartätschen zu beschießen.

Dieser Zeitpunkt war der heißeste des Tages für die Preußen, doch währte er nicht allzulange. Auf der Chaussee eilten im Trabe die vier Feldbatterien herbei und marschirten jetzt auf dem Kamme der Düppeler Höhen in einer Linie auf, die sich von der Windmühle bis einige hundert Schritt hinter Schanze Nr. 9 erstreckte. Ebenso erschien die aus den Laufgräben herbeigeholte gezogene vierpfündige Gardebatterie, so daß hier 32 Geschütze, zur Hälfte gezogene, den Kampf mit den Batterien auf Alsen und dem Brückenkopf aufnahmen. Es war gegen zwölf Uhr, als die Dänen ihren Rückzug in den Brückenkopf unter großen Verlusten (es blieb bei dieser Gelegenheit General du Plat und sein Stabschef, Major Rosen) endlich beendigten. Das Panzerschiff Rolf Krake ward von den

Batterien bei Gammelmark, der Strandbatterie Nr. 15 und den umgedrehten Geschützen der Schanze Nr. 1 in ein heftiges Kreuzfeuer genommen und nachdem sein Panzer vielfach durchlöchert worden war, nach ½ Stunde des Kampfes zum Rückzuge nach dem Hörup Haff genöthigt. Die Batterien von Gammelmark und Satrup concentrirten nunmehr ihr Feuer ebenfalls gegen den Brückenkopf und Sonderburg, den retirirenden Dänen schwere Verluste bereitend, als diese nun den Rückzug auf die Insel antraten, das 3. und 18. Regiment in dem Brückenkopf zur Vertheidigung zurücklassend.

Es war etwa ½1 Uhr, als die ersten Preußen vor dem Brückenkopf erschienen, voran das Füsilierbataillon des 35. Infanterieregiments, welches die Spitze der Brigade Canstein hatte. Auch Abtheilungen der Garde und der Brigade Schmid und Raven erschienen; Alles wetteiferte an Tapferkeit. Mit Ungestüm warfen sich die Preußen auf den letzten Haltepunkt der Dänen und nahmen denselben in der zweiten Stunde des Nachmittags nach heftigem Handgemenge. Da die Dänen, ohne den Ausgang des Kampfes abzuwarten, beide Schiffbrücken jetzt abfuhren, theils anzündeten, so fiel die ganze Besatzung des Brückenkopfs den Preußen als Gefangene in die Hände. Gegen 2 Uhr war die Position definitiv für die Dänen verloren, obgleich der Kampf in den Brückenschanzen noch einige Zeit fortging.

Das Geschützfeuer aus den Schanzen auf Alsen gegen den Ostabfall der Düppeler Höhen sowie das Gewehrfeuer aus dem Sonderburger Schlosse dauerte bis Abends 6 Uhr zwar ununterbrochen fort, richtete jedoch nur geringen Schaden an.

In Sonderburg war durch die Gammelmarkbatterien abermals eine Feuersbrunst hervorgerufen worden.

Was die Brigade Göben anlangt, so brach diese um 9 Uhr Vormittags von Satrup auf und wendete sich gegen Sandberg, um hier einen Uebergang über den Alsensund zu versuchen. Da sich jedoch zeigte, daß die Dänen viel Infanterie am jenseitigen Ufer hatten und ein solches Unternehmen voraussahen, so begnügte man sich mit einem Geschützkampf, der auch den Zweck der Demonstration, möglichst viel Kräfte der Dänen hierher zu ziehen, erreichte.

Der Sieg der Preußen war ein vollständiger und wohlverdienter, denn alle Soldaten, vom ersten bis zum letzten, hatten ihre Schuldigkeit in vollstem Umfange gethan. Kann man auch der ersten Einleitung zu den Operationen vor Düppel vielleicht den Vorwurf der Langsamkeit machen, der sich namentlich in der verzögerten Zuführung des Belagerungsmaterials ausspricht, so ist die Schnelligkeit der letzten Operationen doch gebührend zu würdigen; ebenso verdient die Verwendung der Artillerie, sowie die Durchführung der eigentlichen Angriffsarbeiten, die höchste Anerkennung. Vom 30. März, dem Tage der Eröffnung der ersten Parallele, bis zum 18. April, dem Tage des Sturms, waren nur 20 Tage verflossen, eine verhältnißmäßig kurze Zeit, denn die vorausgehende Beschießung vom 15. März an durch die Gammelmarkbatterien muß mehr als einleitende Episode angesehen werden. Das Hauptverdienst des leitenden Ingenieurs, Obersten Mertens, dürfte darin liegen, daß er den Charakter der Vertheidigung, der sich in einem energielosen passiven Abweisen aussprach, sehr bald richtig beurtheilte und hiernach, ohne sich strict an ein theoretisches System zu binden, den Angriff auf Düppel zwar in den äußeren Formen als ceremonielle oder methodische Belagerung ausführte, in der Art und Weise der Ausführung aber die Grundsätze des beschleunigten Angriffs anwendete. Diesem sichern Tacte, der den genialen Ingenieur kennzeichnet, haben die Preußen die Kürze der gebrauchten Zeit und verhältnißmäßige Geringfügigkeit der Opfer an Menschen vorzüglich zu danken. Die Artillerie secundirte in würdigster Weise, namentlich war die Wahl der Enfilirbatterien auf Broacker ein glücklicher Gedanke. Der Sturm selbst zeigt in seiner Disponirung und Wahl der Angriffsstunde ebenso viel kluge Berechnung und Erwägung aller einschlagenden Umstände, als seine Durchführung Energie und Tapferkeit.

Das Verhalten der Dänen während der Belagerung verdient in Bezug der Tapferkeit des einzelnen Mannes zwar alle Anerkennung, die höhere Leitung der Vertheidigung litt aber an beträchtlichen Mängeln, die freilich zum Theil aus der fortificatorischen Anlage der Stellung hervorgingen. Die Dänen können von einer Vernachlässigung des offensiven Elementes nicht freigesprochen werden, wozu die Anlage der Verbindungsgräben zwischen den Schanzen das Haupt-

hinderniß abgab. Auch hier zeigte es sich wie bei der Danewirkstellung, daß der Standpunkt des Ingenieurs zu sehr auf Kosten des Taktikers vorgewaltet hatte. Selbst während der Angriffsarbeiten der Preußen ist keine Störung durch nächtliche Ausfälle, Kartätschenfeuer gegen die Arbeiter u. s. w. wahrzunehmen. Bei der unmittelbaren Vertheidigung der Schanzen bestrafte es sich, daß die Ingenieure für keine bombensichere Unterkunft der Besatzung Sorge getragen hatten und daß die Blockhäuser im Innern zu umfänglich und hervorragend angelegt waren. Sie wurden daher gleich anfänglich zerstört. Auch wurde hierdurch der freie innere Raum so beschränkt, daß eine Offensive im Innern der Schanzen ganz unmöglich wurde. Eine Unterminirung der Schanzen, zu der man vollauf Zeit hatte, wäre endlich wohl angebracht gewesen. Die Vertheidigung der Düppeler Position kann daher in Bezug auf Virtuosität wie Zähigkeit nicht im Entferntesten mit derjenigen von Sebastopol durch die Russen verglichen werden, ja viele der dort gemachten Erfahrungen, z. B. über die Embuscadenkämpfe, scheinen an den Dänen ganz unbeachtet vorübergegangen zu sein.

Die Verluste der Preußen am 18. April betrugen: todt und bis zum 1. Mai an Wunden gestorben: 16 Officiere, 213 Mann; verwundet: 54 Offiziere, 866 Mann; vermißt: 39 Mann, zusammen: 70 Officiere und 1118 Mann oder 1/17 der in's Gefecht Gekommenen.

Dänen: todt: 29 Officiere 580 Mann, verwundet: 18 Officiere, 1380 Mann; gefangen: 19 Officiere, 3145 Mann; zusammen: 106 Officiere, 5108 Mann, nach dänischen Berichten sogar 120 Officiere und circa 6000 Mann.

Diese Zahl entspricht ungefähr der großen Hälfte der von den Dänen ins Gefecht gebrachten Truppen und dem Viertel ihrer gesammten Armee auf Alsen, ist also auch in materieller Beziehung weit schwerer wiegend als bei den Preußen. Rolf Krake, der 95 Schuß gethan hatte, verlor 1 todten Officier und 10 Verwundete, daneben auch die Glorie seiner Unverletzlichkeit. Die Preußen erbeuteten in der Düppelstellung überdies 119 Geschütze, darunter 19 gezogene, 58 Feldgeschütze verschiedenen Calibers, 11 Mörser und der Rest Schiffsgeschütze vom allerschwersten Caliber, dazu noch eine Menge Wallbüchsen, 20 Espignolen und über 4000 Gewehre.

Schwerer als diese materiellen Verluste dürfte die moralische Schädigung angesehen werden, welche die Dänen durch den Verlust der Düppelstellung erlitten. Wie die Russen 1855 an den Namen Sebastopol die Geltung ihrer Staats- und Kriegskunst geknüpft hatten, nachdem die rein militärische Bedeutung dieser Festung längst in den Hintergrund gedrängt war, so erging es den Dänen mit der Düppelstellung. Sie wurde durch die Dauer ihrer Vertheidigung und die daran geknüpften militärischen Anstrengungen gleichbedeutend mit der Aufrechthaltung der dänischen politischen Ansprüche und der dünkelvollen Anmaßung, Deutschland gegenüber dieselbe militärische Bedeutung einnehmen zu wollen. Die Ueberwindung der Düppeler Stellung reducirte beide Anschauungen auf ein richtigeres Maß und gewährte überdies dem deutschen Vaterlande die beruhigende Ueberzeugung von der trotz des langen Friedens ungebrochenen Tüchtigkeit seiner Waffen.

Fortgang der Operationen bis zum Waffenstillstand.

Mit der Eroberung der Düppeler Position hatten die Alliirten nun das ganze Festland des Herzogthums Schleswig in Händen, ein Factum, welches bei den diplomatischen Conferenzen in London, die behufs einer Lösung der dänischen Frage so eben zusammentreten sollten, für den politischen Standpunkt der deutschen Mächte ebenso förderlich sein, als es die Anforderungen der dänischen Staatsmänner herabstimmen mußte. Daher, wie schon erwähnt, das Streben beider kriegführenden Parteien, die Position baldigst zu nehmen, respective möglichst lange zu behaupten. Folgerecht hätte jetzt das Obercommando dem Sturm auf die Düppeler Schanzen die Besitzergreifung der zu Schleswig gehörigen Insel Alsen folgen lassen müssen, um den Vollbesitz der deutschen Herzogthümer in die Wagschale der Friedensunterhandlungen werfen zu können. Daß dies nicht geschah, muß lediglich den militärischen Erwägungen zugeschrieben werden. Die Insel Alsen war durch den langen Aufenthalt der dänischen Armee und die erlittenen Kriegsdrangsale ein ausgesogenes, von Lazarethkrankheiten verheertes Territorium geworden, dessen Besitz der preußischen Armee mehr nachtheilig als

nutzbringend erscheinen mußte. Ueberdies konnte eine gewaltsame Eroberung mittelst eines Uebergangs über den Alsensund noch viel Blut kosten, der feindlichen Kriegsmarine gegenüber vielleicht sogar mißlingen, was den Nimbus der so eben vollbrachten Großthat wesentlich abgeschwächt hätte. Das deutsche Obercommando beschloß daher, die Düppeler Position lediglich als Schlüssel des dänischen Ausfallsthors in Händen zu behalten, die Insel Alsen dagegen vorläufig den Dänen zu belassen, als Aequivalent für das mangelnde Stück Schleswigs dagegen einen möglichst großen Theil Jütlands zu occupiren, wenn möglich, auch Fridericia zu nehmen, ehe noch die diplomatischen Verhandlungen einen Waffenstillstand zu Stande brächten.

Bereits zwei Tage nach dem Düppeler Sturm, am 20. April, wurden daher die 9 Bataillone der Gardedivision, das 18. Infanterieregiment, 7. Jäger- und 7. Pionierbataillon, sowie mehrere schwere gezogene Batterien, vom Sundewitt aus über Apenrade nach Jütland in Marsch gesetzt, um das Corps des Feldmarschallieutenants von Gablenz auf eine achtunggebietende Stärke zu bringen. Aus Preußen war die 21. Infanteriebrigade (das 1. schlesische Grenadierregiment Nr. 10 und das 3. niederschlesische Infanterieregiment Nr. 50), befehligt vom Generalmajor von Bornstedt, bereits am 14. und 15. April aus den Cantonnements bei Küstrin 2c. mittelst Eisenbahn bis hinter Flensburg befördert und von da zu Fuß weiter dirigirt worden, so daß dessen Spitze am 20. April in Veile eintraf. Das preußische Corps in Jütland, vom 1. Mai ab unter die Befehle des Generallieutenants Vogel von Falkenstein gesetzt (dessen Stelle als Generalstabschef im Wrangel'schen Hauptquartier Generallieutenant von Moltke übernahm), zählte somit 21 Bataillone Infanterie, 6 Reiterregimenter und die entsprechende Artillerie, zusammen etwa 18- bis 19,000 Mann. Das österreichische Contingent, speciell unter Feldmarschallieutenant Graf Neipperg gestellt, erhielt die Operationen gegen Fridericia übertragen, wozu ihm ein Theil der gezogenen Belagerungsbatterien der Preußen von Düppel aus zugesendet ward. Feldmarschall von Wrangel verlegte am 26. sein Hauptquartier nach Veile, nachdem er am 23. dem König von Preußen, der sein Heer zu besuchen kam, bei Atzbüll die Sieger von Düppel vorgeführt hatte, die hier wohlverdientes Lob und Ehren von ihrem Kriegsherrn empfingen.

Das Corps des Prinzen Friedrich Karl (jetzt nur noch die 6. und 13. Division) bezog im Sundewitt weitläufige Cantonnirungen zur Erholung und beschränkte sich gegen Alsen auf Beobachtungen. Die Düppeler Schanzen wurden theils eingeebnet, theils fortificatorisch umgewendet, der Brückenkopf von Sonderburg am 3. Mai gesprengt, neue Strandbatterien angelegt. Die Dänen ihrerseits begannen, als sie die preußischen Pläne durchschauten, die Insel Alsen allmählich zu räumen, und concentrirten sich auf der Insel Fühnen, woselbst sie bei Middelfahrt, Fridericia gegenüber, zum Schutze des kleinen Belt Strandbefestigungen anlegten. Generallieutenant von Gerlach nahm in Assens sein Hauptquartier. Auf Alsen verblieb Generalmajor Steinmann mit einer Infanterie-Division. Die Hauptarmee auf Fühnen mag kaum noch 15,000 Mann gezählt haben.

Bereits hatten die Oesterreicher in der letzten Woche des April alle Vorbereitungen getroffen, um zur Belagerung von Fridericia zu schreiten, als sie am 29. April durch die freiwillige Räumung dieses Platzes seitens der Dänen überrascht wurden. Dem Befehl hierzu, am 26. ertheilt, war in der Nacht zum 29. der heimliche Abzug der Dänen nach Fühnen gefolgt. Die Ursachen, welche die Dänen bewogen, auch dieses letzte Bollwerk auf der cymbrischen Halbinsel den Feinden Preis zu geben, darf in den moralischen Nachwirkungen der Düppeler Katastrophe gesucht werden. Man fühlte die Unmöglichkeit, eine zweite Belagerung den feindlichen überlegenen Angriffsmitteln gegenüber mit Erfolg durchführen zu können, scheute wohl auch die Opfer an Geld und Menschen, sowie eine nochmalige Niederlage. Die Befestigungen zeigten in der That, sowohl in der Festung wie im befestigten Lager, bedeutende Lücken, denn die projectirten Erdverstärkungen gegen das gezogene Geschützfeuer waren noch nicht zur Ausführung gelangt. Nach einer andern Lesart war die Stimmung der dänischen Garnison eine so deprimirte, ja selbst meuterische gegen das Kopenhagener Regiment (dem man den Düppeler Unfall besonders zuschrieb), daß man sich scheute, den Truppen neue Kämpfe anzusinnen. Vermuthlich haben auch politische Motive, im Hinblick auf die tagenden Conferenzen, mitgewirkt. Den Oesterreichern fielen

206 Festungsgeschütze, meist vernagelt und von glattem Caliber, doch noch brauchbar, in die Hände. Die Brigade Nostiz, welche die Besatzung übernahm, machte sich sogleich daran, die Befestigungen, mit Ausnahme der Seefronten, in den Haupttheilen zu demoliren.

Unabhängig von der gegen Fridericia eingeleiteten Unternehmung waren die obengenannten preußischen Truppen zur Occupation Jütlands geschritten. Auch diesmal wichen die dänischen Truppen, meist Cavallerie, unter General Hegermann-Lindencrone, widerstandslos vor der preußischen Reservecavalleriedivision des Generals Graf Münster in der Richtung nach dem Lymfjord zurück. Schon am 29. April hatten die Preußen mit ihren Reitervorposten die Linie Mariager, Hebro, Viborg, Holstebro, die nördlichste Querstraßenlinie in Jütland, besetzt; in Viborg die Brigade Bornstedt, in Hebro eine Gardebrigade, den Rest der Garde in Randers und Aarhus in zweiter Linie postirend. Von Kolding bis Hebro sind 20½ deutsche Meile. Die Breite der obigen Linie beträgt 16 deutsche Meilen. Es befanden sich sonach circa 300 Quadratmeilen von Jütland und zwar des fruchtbarsten Theils (der nördliche und westliche ist steppenartig) im deutschen Besitz, den Occupationstruppen reiche Hilfsquellen der Ernährung auf Feindes Unkosten darbietend. Den größeren Städten legte überdies Feldmarschall von Wrangel eine Contribution von 650,000 preußischen Thalern als Entschädigung für die widerrechtlich von den Dänen zur See aufgebrachten deutschen Schiffe auf.

Am 30. April besetzten die Vortruppen der linken preußischen Colonnen Slive, am 5. diejenigen der rechten Aalborg, womit die Ufer des Lymfjords erreicht und die Stellung der Occupationstruppen gesichert war. Starke Replipostes wurden von den Preußen und Oesterreichern in Aarhus und Helgenäs, den einzigen günstigen Ausschiffungsplätzen für größere Truppenmassen an der jütländischen Ostseeküste, aufgestellt, um dänische Landungen abzuwehren.

Am 9. Mai erfolgte endlich zu London der Abschluß eines Waffenstillstandes durch die seit dem 25. April daselbst versammelten Diplomaten der kriegführenden und neutralen Mächte. Derselbe sollte den 12. Mai seinen Anfang nehmen und ward vorläufig auf die Dauer eines Monats mit Zugrundelegung des augenblicklichen Besitzstandes der Kriegführenden, sowie der Einstellung der Feindseligkeiten zu Wasser und zu Lande abgeschlossen. Die Dänen verpflichteten sich zugleich zur Aufhebung der Blockade der deutschen Häfen auf die genannte Zeit.

In letzter Stunde der Kriegsperiode, am 9. Mai, fand bei Helgoland noch ein Seegefecht zwischen einer österreichisch-preußischen Flottille und dem dänischen Blokadegeschwader der Nordsee statt. Am 1. Mai hatte sich nehmlich die Vorhut eines aus dem Adriatischen Meere entsendeten österreichischen Geschwaders, bestehend aus den Fregatten Schwarzenberg (57 Kanonen) und Radetzki (31 Kanonen) unter Capitän Tegetthoff, mit einigen an der englischen Küste stationirt gewesenen Kanonenboten: Basilisk und Blitz (à zwei Kanonen) und dem Aviso Adler (zu 4 Kanonen) im Texel vereinigt. Das österreichische Gros war noch weit (etwa 14 Tagereisen) zurück. Am 4. Mai lief das combinirte Geschwader in die Elbmündung bei Cuxhaven ein, um diese gegen die dänische Blockade zu schützen. Auf die Kunde von der Annäherung der Dänen verließ das Geschwader am 9. Mai früh seinen Ankerplatz und stieß Mittags 12 Uhr westlich von Helgoland auf die dänischen Schiffe: Fregatten Niels Juel (42 Kanonen), Jilland (44 Kanonen) und die Schraubencorvette Heimdal (16 Kanonen) unter Orlogscapitän Suenson. Es kam zu einem 2½ Stunde andauernden sehr heftigen Seekampf, den anfangs die Fregatte Schwarzenberg ganz allein führen mußte, und bei dem beide Theile große Tapferkeit entwickelten. Die dänische Ueberlegenheit (102 Kanonen gegen 91) sowie der Unglücksfall, daß der Schwarzenberg in Brand gerieth, nöthigte zuletzt die deutschen Schiffe, das Gefecht abzubrechen und nach der Elbmündung zurückzukehren; aber auch die dänischen Schiffe mußten schwer beschädigt die Küste von Norwegen aufsuchen und sonach die Blockade aufheben. Der Verlust, der sich deutscherseits nur auf die Oesterreicher beschränkte, betrug bei diesen 37 Todte, 92 Verwundete, der dänische 14 Todte, 54 Verwundete. Dieses Erstlingsgefecht der combinirten deutschen Schiffe liefert indessen den erfreulichen Beweis, daß die Anfänge der deutschen Marine in Bezug auf Tapferkeit der Mannschaft, Tüchtigkeit der Schiffe, See-

taktik und Manövrirfähigkeit den Anspruch auf Gleichberechtigung mit jeder andern Marine erheben können.

Schlußbetrachtung.

Der deutsch-dänische Krieg hat mit dem Waffenstillstand vom 12. Mai seinen ersten Abschluß erhalten und zwar gehören seine Resultate als ein abgeschlossenes Ganzes bereits der Geschichte an, gleichviel ob ein endgiltiger Frieden oder eine Erneuerung der Feindseligkeiten sich an die Verhandlungen der Staatsmänner in London knüpfen werden. Die Kritik hat daher das Recht, so weit sich die Thatsachen nicht der Oeffentlichkeit entziehen, ihren Maßstab schon jetzt anlegen zu dürfen.

Zu Anfang war über die schnellen Erfolge große Freude in ganz Deutschland. Das Bollwerk der Dänen war gefallen und binnen acht Tagen, nach Eröffnung der Feindseligkeiten, hatten die Dänen zwei blutige Treffen, wohl an 1500 Mann und gegen 150 Geschütze verloren, fast ganz Schleswig war frei und mit dem Kriege war es blutiger Ernst geworden. Als aber eine rasche Verfolgung des Sieges ausblieb, erwachten Argwohn, Unzufriedenheit und Zweifel. Man fragte sich: wie war es möglich, daß bei der großen Ueberlegenheit der Deutschen der erste Erfolg nicht noch größer ausfiel und daß die Verfolgung fast ganz ausblieb, um die Frucht der blutigen Saaten in vollem Umfange einzuernten.

Es ist kein Zweifel, daß diese Fragen ihre Berechtigung haben, doch übersieht man gewöhnlich die Grundursache, welche das dem oberflächlich Betrachtenden Nichterklärbare erst deutlich macht. Es ist nämlich sicher, daß sie in der *politischen Anlage* des ganzen Feldzugs zu suchen ist. Auf die lange Unentschlossenheit der beiden deutschen Großmächte erfolgte ihr eiliger Beschluß vom 15. Januar, die Inpfandnahme Schleswigs ohne Zuziehung der deutschen Bundesgenossen durchsetzen zu wollen. Dem folgte die sich ebenso überstürzende Ausführung der ersten militärischen Maßregeln, um einer Einmischung des Auslandes zuvorzukommen. Schon am 1. Februar überschritten zwar an 60,000 Alliirte die Eider, gegen nur 35,000 Dänen, doch ohne daß der deutsche Oberfeldherr Zeit gehabt hätte, das weitschichtige Gebiet der Vorbereitungen und einleitenden Maßregeln *hinreichend vorher* ordnen zu können. Wie die Jahreszeit, das Wetter und die Wege sich einmal gestaltet hatten, so wäre eine stricte und schnelle Operation zur Umgehung der Danewirke, selbst bei der Uebermacht, nur dann möglich gewesen, wenn alle Dispositionen im Voraus genau geregelt waren. Daß dies nicht möglich war, daß die Kriegsmaschine, deren Friction bei alliirten Armeen ohnedies allemal Schwierigkeiten bereitet, noch nicht gehörig ineinandergriff, lag eben in der Macht der Verhältnisse, welche den Dänen Zeit und Entschluß ließen, sich der drohenden Katastrophe zu entziehen.

Im nämlichen Zusammenhange beantwortet sich die zweite Frage: warum die Verfolgung zeitiger stillstand, als sie sollte. Der klare, feste Entschluß des Oberfeldherrn, den wir vermissen, leidet auch hier noch unter den Einwirkungen des Unfertigen und Schwankenden, wie beim Beginn der Operationen. Selbst im Fortgange der letzteren begegnen wir den Nachschwingungen dieser politischen Unklarheit, die sich nicht eingestehen wollte, daß man nun wirklich mitten im Kriege sei. Doch abgesehen von dieser Kritik politischer Natur, scheint der Militär die Frage aufwerfen zu dürfen: ob nach dem Gefecht von Oeversee wirklich die *taktische* Unmöglichkeit vorlag, die Verfolgung der Dänen bis unter die Kanonen der Düppelstellung fortsetzen zu können und ob hier nicht die Unterfeldherren und die Truppen hinter der höchsten Leistungsfähigkeit zurückgeblieben sind. Daran schließt sich die vielfach ventilirte andere Frage: *ob die Düppelstellung nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit der einmal begonnenen Vorwärtsbewegung genommen werden konnte.* Es ist wohl zweifellos, daß, wenn am 9. oder 10. April 40,000 Alliirte vor den feindlichen Schanzen erschienen wären, diese in ihrem unvollendeten Zustande, bei ihrer mangelhaften Ausrüstung und der moralischen und physischen Erschöpfung der Dänen einem frisch unternommenen Sturm unterlegen wären. Wahrscheinlich wären die Opfer nicht größer gewesen, als die spätere lange Einschließung und Belagerung erforderte.

Trotz dieser Unterlassungen beruht aber die allgemeine Genugthuung, welche Deutschland über diesen ersten Theil des Feldzugs empfand, auf einem gesunden Gefühl; man war eben endlich auf dem längst ersehnten Felde der

Thaten angekommen und die öffentliche Meinung hat Recht, wenn sie das erlangte Resultat ebensogut den Preußen dankt, welche die eigentlich entscheidende Bewegung ausgeführt, wie den Oesterreichern, welche den blutigen Theil der Arbeit vollzogen hatten.

Aber der unheilvolle Einfluß der politischen Leitung des Feldzugs auf seine militärische war noch nicht vorüber, was um so bedauerlicher war, als sich das Obercommando seiner Aufgabe nach und nach klar geworden war. Die nächsten drei Wochen (bis Anfang März) vergehen, ohne daß der geringste Fortgang im Kriege wahrzunehmen ist; die Politik beherrscht entschieden die Situation. Vergebens verlangt Feldmarschall Wrangel den Einmarsch in Jütland und Prinz Friedrich Karl Belagerungsgeschütze. Erst die Haltung Deutschlands, Frankreichs und vor Allem die Hartnäckigkeit Dänemarks bringen den Kriegswagen wieder in's richtige Gleis; darauf rücken fast gleichzeitig die Deutschen in Jütland ein und erfolgt der regelmäßige Angriff auf Düppel.

Die Operation nach Jütland unterstützte wesentlich diejenige gegen Düppel, dennoch hinterläßt die erstere keinen befriedigenden Eindruck. Es scheint, als habe man nicht verstanden, von der Ueberlegenheit an Reiterei den richtigen Gebrauch zu machen, sonst hätte das Corps des Generals Hegermann seinen beschwerlichen Rückzug hinter den Lymfjord schwerlich durchführen können. Schon dem Gefecht bei Veile am 8. März, das schön eingeleitet und durchgeführt ist, fehlte durch die mangelnde Verfolgung die Vollendung des Sieges. Auch die Beschießung von Fridericia hatte kein rechtes Ergebniß; ihr Nutzen blieb nur ein indirecter durch Festhalten eines Theils der gegnerischen Streitkräfte in Jütland zu Gunsten der Düppeler Operation. Im Grunde ist von der Uebermacht hier nur ein geringer Gebrauch gemacht worden.

Größeren Erfolg hatte der Angriff auf Düppel, ja, es war der erste Erfolg des Feldzugs, wo die ganze Absicht und Kraft an die vollständige Erreichung des Ziels gesetzt wurde; daher hebt sich die Düppeler Operation als die glänzendste aus dem Gange des Feldzugs hervor. Die Operation wird epochemachend in der Kriegsgeschichte sein, denn, wenn man von der keineswegs erdrückenden Ueberlegenheit der Preußen abstrahirt, so bietet sie die Lösung hochwichtiger Fragen, namentlich über die Verwendung und Wirkung der modernen gezogenen Artillerie, nachdem die Taktik der Infanterie ihre Neugestaltung bereits vollzogen, oder doch angebahnt hat. Diese erste große Ernstprobe wird für die preußische Artillerie immer ein ruhmvolles Denkmal ihrer Tüchtigkeit abgeben; während die Thaten der Infanterie sich den schönsten dieser Art aus der Neuzeit einreihen dürfen. Die geschickte Umfassung des dänischen linken Flügels von Broacker aus zeigte überdies, daß auch die Fortification neue Grundsätze aufstellen müsse, wenn sie ihre Bedeutung dem gezogenen Geschütz gegenüber behaupten will. Für die Panzerschiffe, welche der modernen Küstenartillerie gegenübertreten sollen, gibt die Düppeler Action auch bedenkliche Fingerzeige, wiewohl die Erfahrungen dieser Tage noch zu geringfügig sind, um endgiltig auftreten zu können.

Noch einmal, Ende März, kommt die Operation in ein kurzes Stocken, denn es scheint, daß man die volle Entwicklung eines imposanten Artillerieangriffs mit Zuziehung von Wurfgeschützen anfänglich für entbehrlich hielt. Mit dem Eintreffen des vollen Bedarfs an Zerstörungsmitteln in der ersten Woche des April nimmt die Belagerung aber einen energischen Gang an, der sich ebenso in den eminenten Leistungen der Artillerie wie in der genialen Verbindung der ceremoniellen mit der beschleunigten Angriffsmethode durch den Ingenieur ausspricht. Der Sturm durch die Infanterie, klug angelegt und trefflich durchgeführt, krönt das Werk, indem er durch seine Resultate, Vernichtung eines Viertheils der dänischen Streitkräfte, der Operation den Charakter eines vollständigen Sieges aufdrückt.

Ein Angriff auf Alsen, politisch motivirt, militärisch aber nicht, unterbleibt. Der militärische Gesichtspunkt steht jetzt vollständig im Vordergrund; der Kriegsgott ist zu seinem vollen Einfluß gelangt. Das Kriegstheater gewährt ihm noch anderweiten Spielraum. Im Vollbewußtsein des moralischen Eindrucks des Sieges und der Wichtigkeit der augenblicklichen politischen Constellation wird der Krieg nach Jütland verpflanzt, diesmal energisch und mit strategischer Gewandtheit. Als Frucht der Düppeler Großthat fällt überdies Fridericia, das letzte Bollwerk der Dänen auf dem Festland, den Verbündeten ohne Schwertstreich in den Schooß. Binnen 14 Tagen steht man am Lymfjord und hat zwei Drittel von Jüt-

land in den Händen. Mit Recht dürfen die deutschen Waffen triumphiren: der Feldzug hat ein glänzendes Ende erreicht, als ihm der Waffenstillstand ein vorläufiges Ende macht. Dänemark hat binnen drei Monaten fast sein ganzes festländisches Territorium, alle seine Waffenplätze und Stützpunkte auf demselben, sowie 15,000 Mann und 500 Kanonen verloren, ohne die Hoffnung zu haben, diese schweren Verluste je wieder vollständig einbringen zu können. Im letzten Augenblicke des Feldzugs macht Deutschland endlich noch die freudige Erfahrung, daß seine jungfräuliche Flagge auf dem Meere dem Gegner Achtung abzwingt und ihm ebenbürtig ist.

Deutschlands Heere, so oft angefeindet und verkannt, haben ihren vollen Antheil an der großen vaterländischen Sache des Augenblicks würdig bethätigt und den gehegten Erwartungen entsprochen. Mögen die Staatsmänner die mit Blut erkauften Resultate zum Heile des Vaterlandes verwenden und der Sache der Herzogthümer zu Gute kommen lassen.

Die Steinkohle,

ihre Lager und Production in verschiedenen Ländern.

Die Kohle gehört unstreitig neben der Baumwolle und dem Eisen zu den Fundamenten der ganzen Culturentwicklung der Gegenwart, welche ohne die Kohle nicht mehr zu denken ist. Die ganze gewaltige Maschinenindustrie, für welche sie als die treibende Kraft an Stelle vieler Millionen Menschenkräfte eintritt, würde noch heute auf der niedrigsten Stufe stehen, wäre nicht der unschätzbare Brennstoff da, den die Engländer mit Recht „schwarze Diamanten", „black diamonds" nennen. Die Kohlenbergwerke und zwar die Englands waren zugleich die ersten Stätten, wo die ersten Dampfmaschinen arbeiteten. So ist denn allmälig, je mehr die ganze Großindustrie nach und nach zum Maschinenbetriebe übergegangen ist oder überzugehen die Tendenz zeigt, die ganze höhere Gewerbthätigkeit der Culturnationen von der Kohle abhängig geworden. Wir entnehmen hier einem sehr umfangreichen Berichte in der Deutschen Vierteljahrsschrift von 1863, der mit Beziehung auf die Londoner Industrieausstellung geschrieben war, einige thatsächliche Angaben und werden Hand in Hand mit den sonstigen statistischen Quellen ein gedrängtes Bild von diesem mächtigen Productionszweige zu geben versuchen.

Den Werth der Kohle bestimmt die größere oder geringere Condensität und der dadurch erzielte bituminöse Gehalt des aus ihr erzeugten Coaks. Danach unterscheidet man drei Arten: die Backkohle, welche selbst in geringen Quantitäten beim Erhitzen zusammenbäckt; die Sinterkohle, deren Gasgehalt ziemlich bedeutend ist, die jedoch weniger Brennstoff enthält; und die Sandkohle, welche beim Erhitzen zerbröckelt und deshalb lediglich zum Hausbedarf dient. Schwerer, als gewöhnliche Kohle, ist der Anthracit: er ist fester und steiniger, hat ein glänzendes oft röthliches Aeußere und und ist am wenigsten brüchig.

Im Zollvereine finden sich Kohlenlager weit verbreitet und die Production übersteigt den einheimischen Verbrauch bedeutend. Die schlesischen Gruben sind bedeutend gehindert in der größeren Verwerthung ihrer Producte durch den Mangel an Transportwegen, es sind keine Wasserstraßen hier, wie sie die westphälischen Gruben haben, keine wesentlichen Tarifermäßigungen sind verwilligt worden wie auf den rheinisch-westphälischen Bahnen, das Stromgebiet der Oder, der natürlichen und trefflichen Wasserstraße Schlesiens nach den reichen nördlichen Provinzen Preußens, ist oberhalb Breslaus fast ganz unbenutzbar. Im Jahre 1860 wurden auf dem Klodnitzcanale, welcher den oberschlesischen Bergdistrict mit der Oder verbindet, 11,000 Tonnen verführt, es gelangten jedoch nur 2030 Tonnen auf die Oder und nur 334 Tonnen nach Breslau; im Ganzen wurden aus den oberschlesischen Gruben in diesem Jahre auf der Oder von Maltsch (unterhalb Breslau) bis Frankfurt an der Oder 23,600 Tonnen verführt, während von Stettin nach Freienwalde 133,500 Tonnen Newcastler Kohlen und von diesen 120,000 Tonnen nach Berlin gelangten.

Die reichsten Kohlengruben Preußens liegen im Regierungsbezirke Aachen bei Eschweiler, wo sich in einem Gebiet von circa 3/4 Quadratmeilen ein außerordentlich ergiebiges Kohlenlager findet. Es sind hier Backkohlen mit hohem Brennstoffgehalt. Die im Wormdistricte gefundene ist eine gute Sandkohle. Die Gesammtproduction des Aachener Kohlenbezirks betrug im Jahre 1860: 632,000 Tonnen.

Bei Weitem am wichtigsten für den Koh-

lenbetrieb im Zollvereine ist das Ruhrbecken, welches im Jahre 1857 schon 299 Grubenwerke aufwies. Nicht nur die Lage dieses Districtes ist eine sehr günstige, da die schiffbare Ruhr es durchschneidet, und überdies ein Canal die Ruhr durch die Lippe mit dem Rheine verbindet; auch die Bearbeitung der Kohlen selber ist deshalb eine sehr günstige, weil die Lager nicht sehr tief liegen und ziemlich frei von Wasser sind. Der Gesammtertrag belief sich 1860 auf 4,276,200 Tonnen.

Bei Weitem weniger bedeutend ist die Production im Saarbecken; doch gewinnen hier die Gruben an Wichtigkeit für den Verkehr durch die Nähe von Frankreich, an dessen unmittelbarer Grenze die Kohlenlager sich hinziehen und mit dem der Vertrieb durch die neugegründete Rhein-Nahe-Bahn wesentlich gefördert wurde. Kleinere Antheile an diesen besitzen Baiern in der Rheinpfalz, Oldenburg in Birkenfeld, Hessen-Homburg in Meisenheim und, mit ziemlich unbedeutendem Ertrage, Hessen-Darmstadt. Obgleich sich die Lager auch auf das französische Gebiet erstrecken, so haben hier die Versuche zu ihrer Ausbeutung kein genügendes Resultat gewährt. Der preußische Antheil ist Eigenthum der Regierung. Die Förderung ist hier schwieriger als im Ruhrbezirke, indem die beste Kohle am tiefsten liegt; die oberen Lagen halten Sinter- und Sandkohle, beide freilich in großer Dichtigkeit und deshalb von guter Qualität. Es wurden 1860: 2,019,500 Tonnen erzielt.

Ein viertes Kohlenlager von geringerem Umfange besitzt Preußen am Teutoburger Walde, bei Ibbenbüren im Tecklenburger Kreise (Westphalen). Es erstreckt sich über ungefähr vier bis fünf Quadratmeilen, doch liegen die Gänge ziemlich tief, so daß die Bearbeitung schon schwieriger ist. In den tieferen Schichten liegen vorzügliche Backkohlen, die eine Anthracitart bilden. Die in den oberen Lagern in reicherer Menge gewonnenen Sinterkohlen stehen dagegen den Saarkohlen bei Weitem nach. Im Jahre 1860 wurden 89,800 Tonnen gefördert. Sie werden hauptsächlich auf der Bahn nach Friesland ausgeführt, denn im hannöverschen Theile, wohin diese Adern auslaufen, wird wenig Kohle gefördert.

Ein anderes, nicht sehr bedeutendes Kohlenbecken erstreckt sich an der unteren Saale zwischen Wettin und Löbejün im Regierungsbezirk Merseburg. Es liegt ziemlich offen zu Tage, und ist fast das älteste, in Betrieb befindliche Kohlenlager, indem es schon 1466 entdeckt wurde. Die Kohle ist zwar weich und leicht brüchig, so daß keine großen Stücke gefördert werden, doch ist sie von reiner guter Qualität, so daß sie einen vorzüglichen Coaks liefert. Der Ertrag gab 1860: 54,050 Tonnen.

Zu den reichsten Kohlenfeldern Preußens gehören die schlesischen, welche, wie namentlich die oberschlesischen, nicht hinreichend zur Ausbeute gelangt sind, denn ihr Abbau ist erst im Jahre 1784 begonnen worden und nur der kleinste Theil der Lager bisher zur Ausbeute gelangt. Die Schwierigkeit der Transportmittel steht, wie oben angeführt wurde, ihrem Aufblühen entgegen. Den Vortheil, den Ertrag in unmittelbarer Nähe nutzbar zu machen, bieten die Naturverhältnisse nicht hinreichend, da die Eiseninbustrie eine wenig günstige Grundlage hat und der Zinkbetrieb eine Verwendung der Kohlen in großem Maße nicht erfordert. Dennoch ist bisher der bei Weitem größere Theil der Erzeugnisse in dem Grubenbezirke selbst verbraucht worden. Die Hauptlager in Oberschlesien sind im Regierungsbezirke Oppeln um Ratibor, Rybnick, Pleß, Beuthen und Tost; die Bearbeitung ist eine verhältnißmäßig leichte, da ein großer Theil der Lager offen liegt, andere, von Diluvial- und Muschelkalkschichten bedeckt, nicht tief verborgen sind. Eine vorzügliche Backkohle findet sich freilich nur an wenigen Punkten. Meistens findet sich nur eine gute und gasreiche Art Sinterkohle, die bei Königshütte vorzüglich rein erscheint, während die bei Myslowitz gewonnene Sandkohle überaus stark aschenhaltig ist. Die Gesammtproduction belief sich im Jahre 1860 auf 2,365,000 Tonnen, von denen 1,796,200 Tonnen im Grubenbezirke verbraucht wurden. (Trotzdem die Gewinnung im Ruhrbezirke 4,276,000 Tonnen betrug und hier überdies die Eisenindustrie auf bedeutend höherer Stufe steht, wie in Oberschlesien, betrug die Consumtion im Grubenbezirke 1860 nur 1,349,460 Tonnen. Dieses Verhältniß stellt sich seither noch viel ungünstiger, da durch die Ermäßigung des Frachttarifs der Köln-Mindener Eisenbahn sich die Ausfuhr aus dem Ruhrbecken bedeutend steigerte.)

Unter gegenwärtigen Verhältnissen ist das niederschlesische Kohlenbecken in den östlichen Abhängen des Riesengebirges von ungleich größerer Bedeutung. Durch ein Eisen-

bahnnetz ist es mit den verschiedenen Theilen der Umgebung in Verbindung gesetzt und hat so in dem Regierungsbezirke Liegnitz eine Industrie geschaffen, welche sich täglich mehr und mehr ausbreitet und diese Gegend zu einer der begütertsten des Staates macht. Die Kohlenlager erstrecken sich von der böhmischen Grenze bis Altwasser und bilden, von Porphyr und rothem Sandstein unterbrochen, abgegrenzte Lager, deren hauptsächlichstes zwischen Tannhausen und Ebersdorf liegt. Die hier gewonnene Kohle zählt zu den besten Arten; meist ist es Backkohle und eine vorzügliche Sinterkohle, Sandkohle scheint nur in wenigen Gängen sich aufzufinden. Der Ertrag war 1860: 741,900 Tonnen.

Die Gesammtproduction belief sich demnach in Preußen 1860 auf 10,179,050 Tonnen, von denen 2,560,490 Tonnen ausgeführt wurden; der größte Theil des Exportes richtete sich nach Frankreich (1,125,700 Tonnen), nächstdem nach den süddeutschen Staaten (662,500 Tonnen) und nach Holland (487,050 Tonnen). Dennoch konnte England selbst im Inlande mit den heimischen Producenten concurriren. Von dem Gesammtimporte von 696,440 Tonnen kamen 619,400 Tonnen auf England, das seine Kohlen von Newcastle und Glasgow aus einführte. Das Ausland wird nicht eher mit seinen Kohlen aus unserem Vaterlande hinausgeschlagen werden, ehe nicht der Pfennigtarif überall eingeführt worden ist und endlich einmal dem Canalwesen, welches leider bei uns so gut wie noch gar nicht besteht, eine planmäßige Durchführung wird zu Theil geworden sein. Eine noch neuere Angabe ist folgende: Die Gesammtproduction der mineralischen Brennstoffe im preußischen Staate hat im Jahre 1862: 16$^{9}/_{10}$ Millionen metrische Tonnen betragen, worunter 13$^{1}/_{10}$ Millionen Tonnen Steinkohlen und 3$^{8}/_{10}$ Millionen Tonnen Braunkohlen sich befanden.

Die Consumtion an Stein- und Braunkohlen betrug im Jahre 1862: 14,717,948 Tonnen, in Berlin allein 407,443 metrische Tonnen, Halle consumirte am meisten Braunkohlen, nämlich (1862) 463,547 Tonnen.

Sachsen besitzt im Erzgebirge bei Zwickau reiche Lager, die schon seit 1348 abgebrochen wurden, zu denen jedoch 1841 neue ausgedehnte Gänge gefunden wurden. Ein Theil dieses Lagers steht seit Jahrhunderten in Brand und hat hier Veranlassung zu einer bemerkenswerthen industriellen Fabrikanlage gegeben, indem Dr. Geitner mit ausgezeichnetem Erfolge hier 1837 exotische Pflanzen und Früchte, namentlich Ananas zog. Ein anderes Lager besitzt Sachsen im Plauen'schen Grunde. Erst seit 1853 sind sichere statistische Notizen über die sächsische Production an Steinkohlen gesammelt worden. Die statistische Zeitschrift vom Jahre 1860 gibt Seite 88 eine Tabelle, welche den gewaltigen Aufschwung der sächsischen Kohlenproduction nachweist. Sie betrug

	Ctr.	Werth Thlr.	Werke.
1845:	8,836,322	1,014,541	109
1850:	13,047,474	1,435,222	108
1855:	21,023,482	2,248,567	83
1858:	24,119,625	3,261,331	81

Die Abnahme der Anzahl der Werke ist zu erklären aus dem Eingehen und der Consolidation mehrerer Werke, namentlich der kleinern.

Für die sächsische Steinkohle ist der Zwickauer Bezirk mit seinem von Zwickau bis Chemnitz ausgedehnten Bassin der bedeutendere. Auf diesen Bezirk hat sich vorzugsweise die Speculation geworfen und es ist dort die Zahl der noch nicht bis zum Abbau gelangten Unternehmungen besonders groß. Im Jahre 1858 gab es im Zwickauer Bezirke 51 neue, zum größten Theil in der Gegend zwischen Chemnitz und Zwickau gelegene Unternehmungen. Von diesen waren 22 mit einem Felde von etwa 15,000 Ackern mit 30 Schächten und 31 zur Förderung und Wasserhaltung bestimmten Dampfmaschinen von zusammen 622 Pferdekräften im Niederbringen der Schächte begriffen, 29 aber mit einem Felde von etwa 13,000 Ackern noch im Stadium der Bohrversuche mit 22 Bohrlöchern und 4 Dampfmaschinen von 54 Pferdekräften.

Im Dresdner Bezirke gab es nur 4 im Abteufen von 4 Schächten mit 3 Dampfmaschinen von 117 Pferdekräften begriffene Unternehmungen, von zusammen 2400 Acker Feldgröße und 1 Bohrversuch.

Die einzelnen Kreise verhielten sich im Jahre 1858 folgendermaßen:

	Scheffel.
Dresdner . . .	5,504,777
Leipzig*)	—
Zwickau . . .	7,895,015
Budissin*)	—
zusammen	13,399,792 Scheffel,

*) Die Kreise Leipzig und Budissin haben nur Braunkohle.

wobei der Dresdner Scheffel auf 180 Pfund anzunehmen ist. Das Areal der (1858) betriebenen Werke betrug 12,330 Acker, das der (damals) neuen Unternehmungen 31,000 Acker.

Im Besitz des Staates befand sich nur ein Bergwerk mit 1,750,526 Scheffel Ausbringen. Die Mächtigkeit ist sehr verschieden. Es stellt sich dieselbe im Dresdner Bezirke für 9 Werke auf 135 Lachter, im Zwickauer für 313 auf 348 Lachter Mächtigkeit. Die Zahl der vorhandenen Förderschächte war im Jahre 1859: 186, bei denen 121 Dampfmaschinen mit 3157 Pferdekräften und 214 Dampfkesseln arbeiteten. Die günstigsten Verhältnisse nach allen Seiten hin hat der Zwickauer Bezirk. Die sich fortwährend steigernde Ausfuhr auf den Bahnen und der Elbe nach dem Zollverein, der Schweiz und Oesterreich betrug

1852: 1,058,038 Centner } incl. Braun-
1858: 4,055,964 „ } kohlen.

Eine neuere Angabe setzt die sächsische Steinkohlenproduction auf 32,010,025 Centner an, die Anzahl der Werke auf 86. Kurhessen hat in der Grafschaft Schaumburg mit diesem Lande gemeinsam ein reiches Kohlenwerk in den Gesenken der westfälischen Höhenzüge an der Lippe, das gute Sinterkohlen liefert. Die Production belief sich 1857 auf 153,219 Tonnen. Baiern weist verschiedene Lager auf, sowohl in der Rheinpfalz, namentlich bei St. Ingbert, als in Altbaiern an der Isar; der Ertrag war 1857 auf 45 Gruben 187,454 Tonnen. In Limburg werden in den Ausläufern der Vogesen Kohlen gefördert; das Quantum betrug im Jahre 1857: 26,173 Tonnen. Hannover und Braunschweig endlich tragen jährlich ungefähr 100,000 Tonnen bei (1857: 96,057 Tonnen). So ergeben die außerpreußischen Staaten des Zollvereins jährlich ungefähr 1,600,000 Tonnen größtentheils guter Sinterkohlen. Nach einer neueren statistischen Zusammenstellung stellte sich die Förderung der Steinkohlen aus dem Betriebsjahre 1861 in folgender Weise heraus:

Es wurden, in Doppelcentnern ausgedrückt, im Zollverein gefördert:

	Doppel-Ctr.
in Preußen .	101,238,890
„ Bayern . .	1,757,636
„ Sachsen . .	16,005,013
„ Hannover .	3,216,709
„ Würtemberg	—
„ Baden . .	106,197
in Hessen-Cassel	964,296
„ Thüringen .	189,514
„ Braunschweig }	
„ Nassau }	
„ Anh.-Dessau }	—
„ „ Bernburg }	
„ Luxemburg }	
„ den übr. Staaten	25
im ganz. Zollverein	223,478,280

Am Ursprungsorte betrug der Geldwerth der geförderten Steinkohlen 98,921,996 Franken, die Anzahl der in 677 Steinkohlenbergwerken beschäftigten Personen betrug 83,154 Personen.

In Oesterreich hat sich der Kohlenbetrieb in bemerkenswerthester Weise entwickelt. Neben der allgemeinen Hebung der Industrie, namentlich der Eisenfabrication, trug hierzu vorzüglich die Erweiterung der Verkehrsstraßen und Vermehrung der Transportmittel bei. Die reichen Wasserstraßen, welche die verschiedenen Gegenden der Monarchie verbinden, und ein Eisenbahnnetz, das den Verkehr der hauptsächlichsten Industriebezirke mit den Marktplätzen vermittelt, haben unmittelbar zur Ausbeute der reichen Kohlenlager in Böhmen, Schlesien, Mähren und Ungarn hingeführt. Ursache und Wirkung sind hier im innigsten Zusammenhange: die Erweiterung der Schienenwege und die Ausbreitung der Flußdampfschifffahrt machten eine Erweiterung des Kohlenbetriebs um so mehr nothwendig, als der Holzmangel von Jahr zu Jahr fühlbarer wurde, und diese Erweiterung zog fast unmittelbar eine Ermäßigung der Tarifsätze nach sich, welche den Vertrieb der Kohlen ermöglichte: durchschnittlich beträgt in Oesterreich der Frachtsatz für die Kohlenbeförderung $^{8}/_{10}$ Neukreuzer für Centner und Meile.

Anthracit befindet sich in geringer Quantität in den Flötzgebirgen von Tarrach in Steyermark; Backkohlen werden in Böhmen und in den neu entdeckten Lagern von Fünfkirchen (in Ungarn) in vorzüglicher Qualität gefunden, während Mähren und Schlesien reicher an Sinterkohlen sind. Die zum häuslichen Bedarf verwendbare Sandkohle findet sich verhältnißmäßig seltener, so daß selbst hier vielfach Sinterkohle und Coaks gebraucht werden. Am bedeutendsten sind die Kohlenlager in Böhmen, sie fördern fast die Hälfte der in Oesterreich gewonnenen Kohlen. Hauptsächlich finden sich die Gruben im Besitze

einzelner Grubenbesitzer aus den alten Geschlechtern des Landes, zum Theil sind sie das Eigenthum großer Actiengesellschaften, welche die Förderung mit bedeutenden Mitteln und deshalb mit gutem Erfolge betreiben. Die hauptsächlichsten Lager sind die der Prager Eisenindustriegesellschaft zugehörigen in Kladno, Rappitz, Rakonitz, Willischen, Blattnitz, Dobraken und Steinaugezd, aus welchem Grubencomplexe 1860: 382,069 Tonnen gefördert wurden. Die Gruben von Wiklitz und Karbitz im Besitze des Grafen Westphalen-Fürstenberg liefern vorzügliche Backkohlen; der Ertrag aus einem einzigen Schachte betrug 1860 ungefähr 41,000 Tonnen; in den Gruben von Bormdeisl, der k. k. Staatsbahn-Gesellschaft zugehörig, wurden 96,000 Tonnen gefördert, während auf der Besitzung des Kaisers Ferdinand I., Buschtehrad, 196,000 Tonnen Sinter- und Backkohlen gewonnen wurden. Im Ganzen betrug der Ertrag in Böhmen 1860: 1,074,909 Tonnen.

Mähren und Schlesien besitzen gleichfalls Kohlenlager von vorzüglicher Qualität. Die einzelnen Werke sind von reicherem Ertrage als in Böhmen und noch mehr in größeren Complexen vereint als dort. Am ergiebigsten sind die Gruben von Mährisch- und Polnisch-Ostrau, deren größerer Theil im Besitze des Baron Rothschild ist. Es sind dies 26 Lager, die 1860 einen Ertrag von 170,000 Tonnen ergaben. Der kleinere Theil von 6 Lagern ist der Nordbahn-Gesellschaft zugehörig und lieferte 108,800 Tonnen. Ein dritter Schacht bei Polnisch-Ostrau gehörte der Handelsfirma „S. Zwierzina Erben“ und ergab 43,200 Tonnen. Im Ganzen kann man den Ertrag der mährischen und schlesischen Gruben 1860 auf 719,300 Tonnen veranschlagen.

In Ungarn sind es namentlich die Grubenwerke von Fünfkirchen, welche einen außergewöhnlichen Aufschwung genommen haben; der größere Theil dieser Werke, 25 Lager von 1,109,339 Quadratklafter, ist im Besitze der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft. Der Abbruch ist erst 1853 in Angriff genommen worden, hat aber die glänzendsten Resultate geliefert.

Eine größere Preßkohlen-Fabrik befindet sich in Mohacs. Eine Eisenbahn setzt diese Stadt mit dem Kohlenlager in Verbindung. Bei den Grubenwerken ist übrigens eine vollständige Colonie gegründet worden, die sich in der Art freier Associationen zu einem höchst industriellen Gemeindewesen entwickelt hat. Die Kohlenerzeugung betrug 1859: 102,157 Tonnen, 1860: 116,178 Tonnen, 1861: 129,010 Tonnen. Bei der fortdauernden Erweiterung der Werke kann man den durchschnittlichen Ertrag auf 140,000 Tonnen jährlich veranschlagen. Auch im Banate sind einige bedeutende Kohlenwerke. So besitzt die Staatseisenbahn-Gesellschaft Gruben bei Steyersdorf, welche 1860 gegen 12,000 Tonnen Kohlen hervorbrachten. Im Ganzen dürfen diese Länder jährlich ungefähr 320,000 Tonnen Kohlen liefern.

Von den übrigen Provinzen genügt es, anzuführen, daß das Erzherzogthum Oesterreich ungefähr 125,000 Tonnen, Steyermark 115,000 Tonnen, Galizien 58,000 Tonnen, Kärnthen 38,000 Tonnen, Croatien, Slavonien, Siebenbürgen und die Militärgrenze 11,000 Tonnen, Dalmatien 6- bis 7000 Tonnen jährlichen Ertrages ergeben.

Die freilich nicht eben sehr zuverlässige Statistik Oesterreichs von Freiherr von Czoernig giebt genaue Zahlen aus den einzelnen Provinzen über das Jahr 1859 in folgender Weise:

Oesterreich unter der Ens	2,053,665	Ctr.
„ ober „ . .	802,022	„
Salzburg	—	„
Steyermark	5,516,652	„
Kärnthen	570,400	„
Krain	838,257	„
Görz, Gradisca, Istrien, Triest, . . .	229,592	„
Tyrol und Vorarlberg .	99,276	„
Böhmen	29,229,932	„
Mähren	4,548,186	„
Schlesien	7,677,125	„
Galizien	1,863,948	„
Bukowina	—	
Dalmatien	96,557	„
Lombardei	132,864	„
Ungarn	6,521,647	„
Serbien, Wojwodschaft, Militärgrenze	1,433,693	„
Siebenbürgen	16,048	„
Kroatien, Slavonien . .	7,500	„
zusammen . .	62,637,686	Ctr.

worunter sich aber 16,544 Zoll-Centner steierischer Anthracit und 26,546,719 Centner Braunkohlen befinden.

England besitzt bekanntlich die reichsten und vorzüglichsten Kohlenwerke der Erde.

Die letzte Londoner Ausstellung der verschiedenen Sorten, die wohl den größten Theil der Kohlenwerke vertraten, bewies, daß sowohl an Brennstoffgehalt, wie an Reinheit die englische Kohle alle Erzeugnisse des Continents übertrifft. Die hauptsächlichsten Arten sind die Backkohlen von Newcastle, welche leicht brüchig ist, aber beim Erhitzen sich leicht zu Klumpen verbindet. Die Gruben von Glasgow liefern eine harte Sinterkohle, die gewöhnlich in großen Blöcken gewonnen wird und sich schwer trennen läßt, auch entzündet sie sich langsam, hat aber ein hohes Wärmeerzeugungsvermögen. Dagegen bringt Staffordshire eine weiche Sinterkohle hervor, die ihrer dunkelrothen Flamme wegen gewöhnlich als Kirschkohle bezeichnet wird. Sie ist fast eben so leicht brüchig, als die Backkohle, hat aber bei Weitem nicht so viel bituminösen Gehalt als diese, und ist sehr rein, sodaß sie hauptsächlich bei der Eisenfabrication Anwendung findet. Endlich sind die schottischen Cannel- oder Parrotkohlen eine harte trockene Art von glänzendem, fettem Aussehen, sie empfehlen sich namentlich zur Gasfabrication, da sie großen Gehalt an Wasserstoff haben und wenig Schlacken und Asche zurücklassen. Eine vorzügliche Art Anthracit wird in Südwales gewonnen. Es ist natürlich, daß die von uns bezeichneten Gegenden nur die Hauptlagerstätten dieser Kohlenlager enthalten und daß sie nicht weniger an andern Orten vorkommen; so ist namentlich in Leerworth im September 1857 ein Cannelkohlenlager gefunden worden, das seit dem Januar 1860 gefördert wird und schon jetzt die günstigsten Resultate liefert. Im Ganzen besaß England im Jahre 1860: 3009 Kohlenwerke, die einen Ertrag von 84,042,698 Tonnen ergaben, von denen ungefähr der zwölfte Theil (6,788,060 Tonnen) ausgeführt wurde. Auf die angeführten Punkte vertheilen sich die Erträge des Jahres: in Newcastle (aus Durham und Northumberland) aus 283 Gruben 18,244,708 Tonnen, in Schottland aus 427 Gruben 10,900,500 Tonnen, in Staffordshire aus 568 Gruben 7,648,300 Tonnen, in Monmouthshire und Südwales aus 378 Gruben 6,254,813 Tonnen, von welchen ungefähr 800,000 Tonnen Anthracit waren. Den wesentlichsten Einfluß für die Verwerthung der Kohlenlager hatte auch in England die Ausbreitung des Eisenbahnwesens; es ist kaum ein Punkt auf der ganzen Insel, der nicht in das Eisenbahnnetz hineingezogen wäre. Die Concurrenz zwischen den verschiedenen Linien, die nach einem der hauptsächlichsten Consumtionsplätze führen, drückte den Frachttarif nicht nur auf den niedrigsten Satz herab, sondern hatte sogar die Folge, daß die Frachtsätze für concurrirende Waaren und namentlich für Kohlen nach diesem Punkte niedriger wurden, als nach näheren Punkten, welche der Concurrenz nicht ausgesetzt waren. Welchen allgemeinen volkswirthschaftlichen Einfluß dieser Umstand hat, kann man daraus ersehen, daß die schottischen Kohlen in London billiger geliefert werden können, als in dem näher gelegenen Liverpool und Manchester, und hier wiederum niedriger, als in den noch näheren kleinen Marktplätzen.

Das „Practical Mechanics Journal" vom Februar 1863 theilt Seite 305 über die kolossale englische Kohlenförderung Folgendes mit: Die gesammte Steinkohlenförderung Englands im Jahre 1861 wird zu 83,635,214 Tonnen à 20 englische Centner angegeben. Hiervon kommen auf

	Gruben	Tonnen
Durham und Northumberland	271	19,144,965
Cumberland	28	1,255,644
Yorkshire	397	9,374,600
Derbyshire und Nottinghamshire	180	5,116,319
Leicestershire	11	740,000
Warwickshire	16	647,000
Staffordshire und Worcestershire	580	7,253,750
Lancashire	373	12,195,500
Cheshire	39	801,570
Shropshire	66	829,750
Gloucestershire, Somersetshire u. Devonshire	112	6,514,025
Wales	398	8,561,021
Schottland	424	11,081,000
Irland	46	123,070

Im Jahre 1854 betrug die Förderung erst 64,661,401 Tonnen. Exportirt wurden im Jahre 1861: 7,560,758 Tonnen Kohlen, 286,150 Tonnen Coaks und 79,717 Tonnen Patentkohle. Die stärksten Abnehmer waren: Amerika mit 1,063,756 Tonnen, Frankreich mit 1,436,160 Tonnen (der Betrag hat sich verringert, weil die kaiserliche Marine jetzt französische Kohlen verwendet), Dänemark mit 542,567 Tonnen, Hamburg mit 414,427 Tonnen, Preußen mit 439,096 Tonnen, Italien mit 417,629 Tonnen, Spanien und die

canarischen Inseln mit 403,238 Tonnen, Rußland mit 342,513 Tonnen, Holland mit 262,868 Tonnen, Schweden mit 214,004 Tonnen, Ostindien mit 199,069 Tonnen, Portugal mit 108,794 Tonnen, Hannover mit 100,312 Tonnen. Die übrigen Beträge für andere Länder belaufen sich noch nicht auf 100,000 Tonnen.

Die Kohlenfelder in Frankreich sind weit verstreut, aber nur ein kleiner Theil hat sich für den Abbruch ergiebig erwiesen. Es sind dies die Kohlenlager im Departement des Tarn und der obern Loire (Languedoc und Touraine), wo die Tertiärschichten Kohlenlager aufweisen, und das Nord-Departement, das alte französische Flandern, in welchem reiche Lager in den Vogesen und dem französischen Jura gefunden werden. Beide Gegenden bringen eine gute Backkohle hervor, die im Departement der Loire so brüchig ist, daß sie vorzugsweise zu Preßkohle benutzt wird. Man kann den Kohlenertrag in Frankreich auf 8 Mill. Tonnen veranschlagen (1858: 8,400,000, 1859: 7,758,000, 1860: 7,965,000 Tonnen), so daß es einer bedeutenden Einfuhr bedarf; dieselbe stellt sich auf ungefähr 7,250,000 Tonnen von England, 2,200,000 Tonnen von Belgien und 1,125,000 Tonnen von Preußen.

Man kann hieraus schon ersehen, wie bedeutend die Kohlenproduction in Belgien ist, aber bei Weitem mehr noch fällt die vorzügliche Qualität der belgischen Kohlen in's Gewicht, denn fast die Hälfte des Ertrages bildet anthracitische Backkohle. Hierzu kommt, daß die Kohlenfelder fast ununterbrochen zusammenhängen, so daß der Industrie alle Vortheile der Concentration zu gute kommen. Die Leichtigkeit des Transportes, die Vereinigung der Arbeit, ein gutes Eisenbahnnetz und Canalsystem erleichtern überdies den Absatz. Die Kohlenlager sind im Hennegau, um Lüttich und Namur gelegen und umfaßten 1860: 127,950 Hectaren; es waren 140 Lagerstätten in Abbruch und 355 Grubenwerke in Betrieb, die einen Ertrag von 9,610,895 Tonnen ergaben, von diesen waren Backkohle 4,266,786 Tonnen, bituminöse Sinterkohle 2,063,780 Tonnen, gewöhnliche Sinterkohle 1,804,870 Tonnen, Sandkohle 1,475,459 Tonnen. Den Hauptertrag lieferte hier das Lager von Mons, das im Jahre 1859: 2,968,784 Tonnen ergab. Am besten erschien die Kohle von Frameries (Hennegau, Mons bei) und von Montigny sur Sambre.

Wenn man das Ergebniß der Kohlenförderung in Spanien auf 200,000 Tonnen anschlägt, so kommt jetzt schon mehr als die Hälfte auf Asturien.

Italien bringt nicht mehr als 90,000 Tonnen Kohlen hervor. Bisher wurden Kohlen nur in Calabrien und Sicilien gewonnen, doch scheinen auch Parma und die nördlichen Apenninen eine reiche Kohlenformation zu besitzen.

Rußlands Production beläuft sich auf 120,000 Tonnen. Es besitzt im Ural bedeutendere Lager, ebenso im Kaukasus und in Sibirien, die noch der Ausbeute warten.

Von den außereuropäischen Ländern ist das reichste Kohlengebiet das Ohio-Thal, welches 2 Millionen Tonnen jährlich producirt. In Indien, dessen Kohlengebiete freilich noch wenig bearbeitet sind, wurden bisher nur drei Districte in Bengalen ausgebeutet, das Kohlenfeld von Kurhurbalen, der große Bezirk von Ranjgani (oder, wie er bezeichnet wird: das Burdwan-Feld) und die Hügelkette von Rajinahab. Im Ganzen bestehen hier 21 Lager, die von 7 bis 30 Fuß Mächtigkeit haben. Die hier angelegten Werke sind sämmtlich von sehr jungem Datum, indem erst 1855 mit einem regelmäßigen Abbau von Gruben begonnen wurde. Dennoch ist der Ertrag von einzelnen Werken bereits bedeutend, wie im Ranjgani-Gebiete, in welchem 1860: 8,559,097 Mands (ungefähr 300,000 Tonnen) gefördert wurden. Die Kohlen zeichnen sich durch ihren Gehalt an Kohlenstoff aus, indem keine weniger als 25 Procent, in elf Gängen über 40 Procent, in sechs über 50 Procent, in vier über 60 Procent, die von Kurhurbalen 66 bis 77 Procent Kohlenstoff führt. Da nun allerdings Sowerby darauf hinweist, daß im nördlichen Himalaya sich unerschöpfliche Gruben finden, so dürfte auch Indien schon in nächster Zeit für die Kohlenindustrie eine nicht geringe Bedeutung gewinnen.

Fast dieselbe Erscheinung bietet Australien. Der südliche Theil von Neu-Holland und Tasmania enthält reiche Kohlenlager, die zuweilen offen zu Tage treten, aber noch in keinem Theile gefördert sind. Als alleinige Ausnahme mögen die Lager von Neu-Süd-Wales gelten, die jedoch gleichfalls nur zum kleinsten Theile bearbeitet und nur noch wenig bekannt sind. Zwei Kohlenfelder sind hier in Angriff genommen, das eine am Ausflusse

des Hunter, vierzehn Meilen nördlich von Sidney, das andere acht Meilen südlich von dieser Stadt bei Bellamir. — Man darf annehmen, daß jährlich 1,000,000 Tonnen hier gefördert werden, von denen der größere Theil nach Indien und China verführt wird. Im Ganzen sind elf Grubenwerke im Betrieb, von denen die reichsten der „Australian Agricultural Company" zugehören, die Compagnie fördert schon jetzt 500 Tonnen täglich, aber es ist anzunehmen, daß die Ausbeute bei Erweiterung des Absatzes auf das Doppelte steigen wird. Die Kohlen sind theilweise anthracitische Backkohlen, zum Theil Sinterkohle. Die größten Ausfälle der Compagnie entstehen dadurch, daß sich nicht selten Ablagerungen von haltlosen Anthraciten in den Lagern finden.

Nicht weniger reich sind die Kohlenfelder von Tasmania, die sich fast über die ganze Insel erstrecken, ihre Förderung gehört der jüngsten Zeit an, indem erst etwa vor fünf Jahren ein junger Geologe, Mr. Gould, die Lage untersuchte und ihre Ausdehnung feststellte. Vor dieser Zeit waren nur einige offen liegende Lager, nahe der Hauptstadt der Insel in Betrieb; Gould stellte jedoch bald fest, daß bei Weitem reichere Lager sich in den Höhenzügen von Nicholas und Killymoun finden, von denen einzelne in einer Ausdehnung von zwei bis drei Meilen mehr als sechs Fuß Mächtigkeit haben. Auch ist ihre Lage in unmittelbarster Nähe der Hafenplätze die vortheilhafteste. Schon heut wird nicht weniger als 1 Million Tonnen jährlich gewonnen.

Die Arbeiterstadt zu Mühlhausen im Elsaß.

Unbedingt die bedeutendste Frage, mit deren Lösung sich die Gegenwart auf das Angelegentlichste beschäftigt, ist die Organisation der Arbeit. Die Noth der Arbeiter ist allerdings erst in der neuesten Zeit durch die erstaunliche Entwicklung der Industrie so riesenmäßig gewachsen, aber die Keime dieses Uebels liegen doch in der fernen Vergangenheit begründet, so daß wir es auch hier, wie bei Allem, was heute die Menschheit drückt und beengt, mit einer Krankheit zu thun haben, die sich durch Jahrhunderte fortgeerbt hat. Und eben darum ist die Lösung dieser großen Frage auch nicht leicht. Schon oft und seit langer Zeit hat man eine Heilung versucht, aber man hat gegeben, ohne zu geben zu verstehen, und alle Linderungsmittel, die man zu reichen glaubte, haben nur das Gegentheil bewirkt. Viele Irrthümer sind hier begangen worden, aber endlich ist das Licht der Wahrheit doch durchgedrungen und das Banner, unter dem man heute kämpft, verbürgt in seiner Aufschrift: „Selbsthilfe und Selbstverantwortlichkeit" den endlichen Sieg. Diesen Wahlspruch zur Anerkennung gebracht zu haben, ist das Verdienst unseres Volkes, dessen hervorstechendster Zug ja eben die Entwicklung und Ausprägung der persönlichen Eigenthümlichkeit ist. Die Erfolge, die wir in wenigen Jahren unter diesem Banner auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete errungen haben, sind der Art, daß sie bereits in Frankreich, wo man bisher Alles vom Staate erwartete, und da dieser nicht helfen konnte, wiederholt in wilden Aufruhr ausbrach, die größte Aufmerksamkeit erregt haben. Man fängt hier an zu begreifen, daß der Staat nicht allmächtig ist und daß Deutschland berufen sei, die richtigen Wege zu einer vernunftgemäßen Lösung der socialen Frage anzugeben. Dieser Ausspruch wird dadurch keineswegs beeinträchtigt, daß man auch in Frankreich bereits manches Zweckmäßige zur Abstellung der schreienden Mißstände unter den Fabrikarbeitern gethan hat. Ueber ein solches Muster wollen wir hier eben berichten.

Unter den vielen Nothständen, welche den Arbeiter bedrücken, nimmt die Wohnung eine hervorragende Stelle ein. Jules Simon hat in der zweiten Sitzung des internationalen Vereins zur Förderung der Volkswirthschaft im September vorigen Jahres zu Gent, wo diese Frage zur Verhandlung kam, in einer glänzenden Rede eine ergreifende Schilderung der trostlosen Lage der Arbeiter gegeben. Wohl mag Mancher beim Lesen dieser Rede sich damit getröstet haben, daß es mit unsern deutschen Arbeitern nicht so schlecht bestellt sei, aber wer den Muth hat, der Wahrheit in's Gesicht zu schauen, der kann sich in unsern großen Fabrikdistricten und in unsern großen Städten leicht überzeugen von der elenden Be-

schaffenheit der Arbeiterwohnungen. Der ungemein große Einfluß der Wohnung auf das physische und materielle Wohl der Arbeiter liegt auf der Hand. Hier vor Allem müssen die Hebel angesetzt werden, wenn es uns ernst ist, aus den Arbeitern physisch und moralisch tüchtige Menschen zu machen.

Nicht erst seit heute und gestern hat man sich mit der Lösung dieser Frage beschäftigt. Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden in Augsburg Arbeiterwohnungen gebaut und zwar nach einer allgemeinen Anordnung, welche dort noch heute, wenn auch mit einzelnen Aenderungen, wie sie die Bedürfnisse der Zeit erheischen, Geltung hat. Diese Gebäude bestanden aus einem Erd- und einem Dachgeschosse; jede Wohnung enthielt ein Zimmer von 13 und 19 Fuß im Geviert mit einem Alkoven und außerdem gehörte zu jeder Wohnung ein abgegrenzter Hofraum.

Seit ungefähr 20 Jahren hat man in England dem Bau von Arbeiterwohnungen große Aufmerksamkeit zugewandt. Auch bei uns haben sich mancherlei Actiengesellschaften gebildet, um den Arbeitern gute, gesunde und billige Wohnungen zu schaffen. Ganz abgesehen davon, daß man sich hier noch vielfach darüber streitet, ob man besondere Stadttheile für die Arbeiter bauen soll oder ob die besondern Gebäude in der ganzen Stadt zerstreut liegen sollen, haben diese gemeinnützigen Gesellschaften bei uns, so verdienstvoll die Leistungen einzelner auch sein mögen, im Grunde doch nur wenig geleistet. In den Kreisen unserer Capitalisten ist der Gemeinsinn nicht besonders heimisch und so hat es allen Anschein, daß dem dringenden Bedürfniß nach gesunden und billigen Arbeiterwohnungen die Abhilfe noch lange fehlen wird. Was jedoch der Einzelne, wenn er von dem rechten Eifer beseelt ist, auf diesem Gebiet zu leisten vermag, lehrt am eindringlichsten die Arbeiterstadt in Mühlhausen im Elsaß, die vorzugsweise als das Werk des großen Fabrikanten und Menschenfreundes Jean Dollfus anzusehen ist.

Mühlhausen, an dem Fuße der letzten nördlichen Ausläufer des Jura gelegen, eine freie Stadt des alten deutschen Reiches und seit dem westfälischen Frieden mit der Schweiz in einem politischen Verbande stehend, der 1798 gelöst wurde, indem die Stadt an Frankreich fiel, hat erst in der neuesten Zeit durch den riesigen Aufschwung der Baumwollenindustrie seine große industrielle Bedeutung erlangt. Zu Anfang unseres Jahrhunderts zählte die Stadt kaum 10,000 Einwohner; jetzt aber beträgt deren Zahl mehr denn 50,000. Mühlhausen ist jetzt nicht allein der Mittelpunkt der großartigen industriellen Thätigkeit des Elsasses, sondern eine der größten Fabrikstädte Frankreichs überhaupt, so daß man diese Stadt allgemein das Manchester Frankreichs nennt.

Die eigentliche Erhebung Mühlhausens datirt aus den dreißiger Jahren. Mit der Industrie zugleich zog auch das Proletariat ein, das nun einmal von jener unzertrennlich ist, so lange der Arbeiter eben nur ein Werkzeug der Industriellen ist und so zu sagen wehrlos dem Arbeitgeber gegenübersteht. Wohl hat sich seitdem die Stadt ansehnlich erweitert, um die Schaaren der Zuströmenden aufnehmen zu können, aber man kennt ja die Arbeitercasernen. Der Speculant hat weiter nichts im Auge als den Profit; er baut so billig und schlecht wie möglich, und um sein Schäfchen so rasch wie möglich in's Trockne zu bringen, fordert er den höchst möglichen Zins. Viel kann der Arbeiter überhaupt für die Miethe nicht ausgeben, da sein Budget nur sehr knapp bestellt ist und die Befriedigung des Magens, dessen Ansprüche wegen der angestrengten Arbeit doppelt sind, die erste Stelle einnimmt.

Je mehr sich Mühlhausen entfaltete, um so mehr steigerte sich die Noth und das Elend der Arbeiter. Die Stadt an sich ist zu arm, um wirksam eingreifen zu können. Indessen fanden sich unter den Fabrikanten selbst wohlwollende Menschenfreunde, die sich der Verlassenen und Bedrückten annahmen. Einzelne, wie z. B. das Haus André Köchlin und Comp., sorgten selbst für die Wohnungen ihrer Arbeiter. Aber dadurch wurde dem Uebel im Großen und Ganzen nicht gesteuert.

Da schlug sich Jean Dollfus in's Mittel. Er faßte den Plan, 300 Wohnungen für Arbeiter zu erbauen und dazu waren 900,000 Francs erforderlich. Im Jahre 1853 brachte er mit 11 Gleichgesinnten 300,000 Francs in 60 Actien zu 5000 Francs auf, zum Beginn des Werkes. Seit 1852 hatte der Staat eine gewisse Summe zur Verbesserung der Arbeiterwohnungen in

den großen Fabrikstädten ausgesetzt, und aus diesen Fonds erhielt die Gesellschaft in Mühlhausen 300,000 Francs, ein Drittel der ersten Gesammtausgabe, als Zuschuß mit der Bestimmung, selbigen für öffentliche Zwecke, als da sind Straßen, Trottoirs, Rinnsteine, Umfriedigungen, Brunnen und Baumpflanzungen, zu verwenden. Eine weitere Bedingung war die Anlage einer Bade- und Waschanstalt, einer Restauration und Bäckerei, die täglich 4000 Pfund Brot liefert, und dann mußte sich die Gesellschaft verpflichten, mit einer Verzinsung der Actien zu 4½ Procent zufrieden zu sein, die Miethe nicht höher als 8 Procent anzusetzen und die Häuser ohne Gewinn an die Arbeiter zu verkaufen.

Bis 1857 sind 304 Häuser erbaut und ebenso die Gebäulichkeiten aufgeführt worden, die der Staat ausbedungen hatte. Jetzt beläuft sich die Zahl der Häuser schon auf 616 und davon sind bereits 541 in die Hände von Arbeitern als Eigenthum übergegangen. Die Häuser besitzen eine verschiedene Form; einige bestehen nur aus einem Erdgeschoß, andere haben noch ein Stockwerk darauf. Die letztern bedecken einen Flächenraum von 406 Quadratfuß; die erstern haben eine etwas größere Oberfläche. Jedes Haus ist mit einem Keller versehen. Die übrigen Räumlichkeiten bestehen in jeder gesonderten und mit einem besondern Eingange versehenen Hälfte im Erdgeschoß aus einer Stube und Küche und in dem Stockwerk aus zwei Kammern. Sehr zweckmäßig ist die Beigabe eines 1218 Quadratfuß großen Gartens zu jedem Hause. Für die moralische Hebung des Arbeiters ist das Stückchen Garten von großer Bedeutung. Die Bearbeitung desselben ist keine Anstrengung für den Arbeiter, sondern eine angenehme Zerstreuung, die ihn von dem Wirthshause fern hält, und dann bietet der Ertrag dieser Feierstundenarbeit noch eine nützliche Beihilfe für die Wirthschaft.

Außerdem hat man noch ein großes Gebäude mit 17 möblirten Zimmern für unverheirathete Arbeiter aufgeführt, sowie 6 größere Häuser mit 2 Stockwerken über dem Erdgeschoß, eine Warteschule und ein Local für ärztliche Consultationen und Hilfeleistungen. Die Räume der Warteschule, mit der noch eine Krippe für Säuglinge verbunden ist, sind aber schon lange für das Bedürfniß nicht mehr ausreichend, so daß bereits von der Erbauung einer zweiten die Rede ist.

Will der Arbeiter ein Haus erwerben, so hat er je nach dem Werthe desselben eine Abschlagszahlung von 300 oder 400 Francs zu leisten und den Rest in monatlichen Raten von 15 bis 25 Francs zu zahlen. Dadurch gelangt er in Zeit von höchstens 14 Jahren in den Besitz des Hauses. Die Gesellschaft gewährt dazu übrigens eine Zeit von 15 Jahren; eben so gestattet sie auch, falls der Arbeiter die Summe für die erste Anzahlung noch nicht ganz gespart hat, den Rest in monatlichen Raten abzuzahlen. Mit der ersten Zahlung tritt der Arbeiter gleichsam in den Besitz des Hauses, doch ist er durch gewisse Bedingungen beschränkt. Er darf an dem Aeußern keine Veränderung vornehmen, muß die Einfriedigung stets in gutem Zustande erhalten und namentlich die Linden, die das Trottoir beschatten, schonen. Eine weitere Bedingung ist die Bebauung des Gartens. Vor Ablauf von 10 Jahren darf das Haus nicht an einen Andern verkauft werden, und zur Aufnahme anderer Miether muß die Gesellschaft die Ermächtigung ertheilen.

Im Laufe der Zeit hat der Preis der Häuser bedeutende Schwankungen erlitten. Seitdem der Zuschuß des Staates aufgebraucht ist, müssen natürlich die Kosten jener Anlagen auf die Häuser vertheilt werden, wodurch der Preis für die mit Erdgeschoß auf 2650 und für die mit einem Stockwerk auf 3000 bis 3300 Francs gestiegen ist.

So ist denn in der Nähe der Colmarer Vorstadt, wo sich auch ein großer Theil der Fabriken befindet, eine eigene Arbeiterstadt, die bereits 5000 Einwohner zählt, entstanden. Jedem Fremden, der Mühlhausen berührt, ist der Besuch dieser in Europa wohl einzig dastehenden Schöpfung dringend anzurathen, damit sie allgemeiner bekannt werde und bald recht zahlreiche Nachahmungen finde. Mit den alten Arbeiterquartieren hat diese Anlange nichts gemein, sondern sticht auf das Vortheilhafteste dagegen ab. Dadurch ist, wie Jules Simon sagt, ganz Mühlhausen umgewandelt worden. Es ist dem edeln Jean Dollfus, der jetzt bereits ein 75jähriger Greis ist, gelungen, dem Arbeiter ein Haus und Alles, was das Leben fordert, zu verschaffen, ohne dabei etwas

auszugeben. Er hat aus dem Arbeiter einen Menschen gemacht, der in einem schönen Hause mit einem hübschen Garten lebt, dessen Besitzer er ist.

Hat man, vom Bahnhofe kommend, die krummen und engen Straßen der Stadt hinter sich, und die Vorstadt betreten, so stößt man plötzlich auf den Eingang einer langen Straße, die zu beiden Seiten mit saubern, von Gärten umgebenen Häusern besetzt ist und dadurch einen hier ganz fremdartigen Anblick gewährt. Es ist dies die Napoleonstraße, die Hauptstraße der Arbeiterstadt, die wohl eine Viertelstunde lang ist. Ein Einblick in diese Straße lehrt uns, daß man hier gesund und behaglich wohnen muß. Zu beiden Seiten der Straße liegen bequeme Trottoirs, von wohlgepflegten Lindenalleen beschattet. Die Gärten sind mit Blumen aller Art geschmückt; die Häuser liegen nach allen Seiten frei, so daß die frische Luft überall freien Zutritt hat.

Dieser Einblick reizt zu einer weitern Wanderung an. Bald gelangt man auf einen geräumigen viereckigen Platz, auf dem die Bade- und Waschanstalt, die Bäckerei und Speiseanstalt liegen. Von hier aus kann man jedoch nur einen kleinen Theil dieser großartigen Anlage überblicken, doch lernt man die verschiedenen Systeme kennen, nach denen man die Häuser erbaut hat. Wir sehen hier einfache Reihen von 10 Häusern und doppelte, wo die Häuser mit dem Rücken aneinander stehen. In neuerer Zeit aber hat man meistens Gruppen von 4 Häusern, zu zweien aneinander angelehnt, gebaut, weil dadurch der Zutritt des Lichtes und der frischen Luft erleichtert wird. Jeder Garten ist von den benachbarten durch eine Wand geschieden, wodurch viele Störungen und Unannehmlichkeiten vermieden werden. Die Hauptstraßen haben eine Breite von 35 Fuß, von denen 9½ Fuß auf die beiden Trottoirs kommen. Die Nebenstraßen sind 25½ Fuß breit. Alle Straßen werden durch Gas beleuchtet.

Verfolgt man die Napoleonstraße weiter über den Platz hinaus, so gelangt man an einen breiten Canal, über welchen eine schöne Brücke führt. Der diesseitige Theil der Arbeiterstadt ist der ältere und kleinere; der jenseitige ist wenigstens doppelt so groß. Der ältere Theil hat ein mehr aristokratisches Aussehen, die Häuser sind hier etwas geräumiger und besser gebaut als in dem neueren Theile, jedoch macht auch dieser, mit seinen netten, weißen Häusern mitten im Grünen belegen, einen sehr freundlichen Eindruck.

Bei einer Wanderung durch die Straßen dieser eigenthümlichen Stadt erkennt man sehr leicht aus dem Aeußern des Hauses und dem Zustande des Gartens den Geist, der auf dieser Stätte waltet. Von großem Einfluß ist hier aber auch die Länge der Zeit, seitdem das Haus sich in den Händen des Arbeiters befindet. In der ersten Zeit betrachtet sich der Arbeiter noch nicht als Besitzer des Grundstücks; sein ganzes Trachten geht nur darauf, sich die Erwerbung desselben zu erleichtern, und deshalb nimmt er noch andere Miether auf. Solche sind leicht zu bekommen, da die Arbeiterstadt, so groß sie bereits auch ist, doch noch lange nicht für das Bedürfniß ausreicht. Besonders die Arbeiterfamilien, die von auswärts herkommen und sich hier erst nach Arbeit umsehen wollen, suchen vorzugsweise die Quartiere bei ihren Genossen in der Arbeiterstadt auf, da sie hier vergleichsweise zu einem sehr billigen Preise ein Unterkommen finden.

So lange der Arbeiter nur erst wenig auf das Haus angezahlt hat und deshalb dasselbe noch nicht als sein Eigenthum betrachtet, nimmt er willig Miether auf und sehr oft mehr als billig ist, so daß man auch in einzelnen Theilen der Arbeiterstadt ganz dieselbe Uebervölkerung und alles Elend, das davon unzertrennlich ist, antrifft, wie man es gewöhnlich in den großen Fabrikstädten findet. Um den möglichst größten Gewinn aus dem Hause zu ziehen und sich dadurch die Abzahlungen zu erleichtern, beschränkt man die eigene Familie auf den nothdürftigsten Raum und nimmt oft weit mehr Miether auf, als aus gesundheitlichen Rücksichten wünschenswerth ist. Allerdings wird mit der Erlaubniß, welche die Gesellschaft zum Vermiethen ertheilt, mancher Mißbrauch getrieben, aber man hat sich doch nicht entschließen können, diese Vergünstigung ganz aufzuheben, da sich eine Verbesserung dieses Uebelstandes ganz von selbst einfindet. Je mehr sich nämlich die Zeit herannaht, wo der Arbeiter seine Zahlungen ganz ererfüllt hat, um so mehr begreift er die Nothwendigkeit, das Haus, welches nun bald

sein schuldenfreies Eigenthum ist, in einem guten Zustande zu erhalten. Dann läßt man in der Regel die Miether ziehen. So sind denn gemeinhin auch die ältesten Theile der Arbeiterstadt die wohlhabendsten, saubersten und am wenigsten bevölkerten. Die Bevölkerung eines Hauses steht hier in sehr naher Beziehung zu dem Wohlstande, der darin herrscht; je mehr dieser einzieht, um so mehr nimmt jene ab, da man sehr wohl die Annehmlichkeiten zu schätzen weiß, alleiniger Bewohner eines Hauses zu sein.

Von Jahr zu Jahr vergrößert sich die Arbeiterstadt in Mühlhausen. In dem Jahre 1861/1862 wurden 56 neue Häuser gebaut und 66 verkauft. Der Andrang der Käufer war so groß, daß 22 Häuser schon vor ihrer Vollendung Besitzer gefunden hatten. Zu dem Bau dieser Häuser hatte man eine $4^{1}/_{2}$procentige Anleihe aufgenommen; auch hatte die Creditcasse Vorschüsse gewährt. Eines besondern Zuspruches haben sich die Bäder und das Waschhaus zu erfreuen. In dem Jahre 1861/1862 wurden 7426 Bäder zu 20 Centimen (1,6 Sgr.) genommen, und das Waschhaus benutzten 20,574 Partien. Hier bezahlt man für 2 Stunden 5 Centimen (4,8 Pfg.). Weniger erfreulich hat sich der Verkehr in der Bäckerei und der Restauration gestaltet. Die erstere setzte nur 200,000 Pfund Brot ab, wobei sie einen Rabatt von 2000 Francs gegen die Taxe bewilligte, und die Restauration hatte eine Einnahme von 23,500 Francs. Dieser geringe Umsatz rührt davon her, daß hier Alles gleich baar bezahlt werden muß. Die Einsicht der französischen Arbeiter in die volkswirthschaftlichen Grundsätze der neuesten Zeit geht noch nicht so weit, daß sie die Vortheile dieser Anordnung zu würdigen wissen, und deshalb hegt man gegen diese Bedingung einen großen Widerwillen. Aus demselben Grunde mußte auch ein Bazar sehr bald wieder eingehen, obgleich der Arbeiter hier Alles, was er zu seiner Bekleidung und häuslichen Einrichtung bedurfte, weit billiger erwerben konnte als in den Läden der Stadt. Diese Beschränktheit der französischen Arbeiter ist sehr zu beklagen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß sie von der Regierung begünstigt wird, die sehr gern die Rolle der Vorsehung spielt und dem Grundsatz: „Hilf Dir selbst!“ sehr abhold ist.

Hervorheben wollen wir noch, daß die Arbeiter beim Erwerben der Häuser ihre Verbindlichkeiten so pünktlich erfüllen, daß im Jahre keine 50 Francs verloren gehen.

Dr. Karl Gustav Carus.

Diesen Namen trägt ein als vergleichender Anatom und Physiolog, Arzt und Gynäkolog, philosophischer und ästhetischer Schriftsteller, ja selbst als Maler in Oel, Zeichner und Kupferstecher sehr bedeutender Gelehrter unserer Tage.

Geboren zu Leipzig, den 3. Januar 1789, wo sein Vater eine Färberei besaß, wurde er mit seinem sechsten Jahre unter die Leitung trefflicher Lehrer gestellt. Seine Talente entwickelten sich sehr schnell und namentlich machte er bei Julius Dietz in der Zeichnenkunst die schönsten Fortschritte. Nach dem Besuche der Leipziger Thomasschule ging er 1804 auf die Universität, wo er anfänglich, da er nach dem Willen seines Vaters später dessen Färberei übernehmen sollte, vorzugsweise nur Vorlesungen über Chemie, Physik und Mathematik hörte. Bald zogen ihn jedoch die Anatomie und Arzneiwissenschaft so sehr an, daß er seinen Vater 1806 zu bewegen wußte, ihm die Einwilligung zum medicinischen Studium zu geben. Im Jahre 1809 trat er in die ärztliche Klinik, die nicht lange darauf aus der Hand Reinhold's in die Direction von Clarus überging; dieser letztere namentlich weckte in dem jungen Mediciner einen streng wissenschaftlichen Sinn. 1811 habilitirte sich Carus als magister legens in Leipzig, las über vergleichende Anatomie und erhielt auch in demselben Jahre die medicinische Doctorwürde. Die bereits 1810 übernommene Stellung eines Assistenten des Professors Jörg in dem neuerrichteten Entbindungsinstitute hatte in ihm besonders das Interesse für Entbindungskunst und für Geschichte und Behandlung der Frauenkrankheiten wachgerufen. Daher trieb er jetzt, wo er auch die Function eines Armenarztes übernommen hatte, hauptsächlich zootomische und gynäkologische Studien, während er die Mußestunden dazu anwendete, sich im Zeichnen nach der Natur und im Malen weiter auszubilden.

Im höchsten Grade wurde seine Thätigkeit durch Errichtung und Leitung eines Hospitals in Pfaffendorf bei Leipzig 1813 in Anspruch genommen, welches späterhin bei der Leipziger Schlacht in Brand geschossen wurde; er selbst erkrankte nach der Schlacht am Typhus, von dem er erst nach sechs Monaten genas. Im Herbste des Jahres 1814 folgte er, nachdem er die Resultate seiner vielfachen anatomischen Untersuchungen in dem Buche „Versuch einer Darstellung des Nervensystems und insbesondere des Gehirns" niedergelegt und die Annahme einer Professur in Dorpat abgelehnt hatte, dem an ihn ergangenen Rufe als Professor der Entbindungskunst und Director der geburtshilflichen Klinik an die zu Dresden neu errichtete chirurgisch-medicinische Akademie. In kurzer Zeit kam er hier zu einer ausgebreiteten Praxis und erwarb er sich in der wissenschaftlichen Welt durch seine Schriften: „Lehrbuch über vergleichende Zootomie" (1818), „Lehrbuch der Gynäkologie" (2 Bde. Leipzig, 1820; 3. Aufl., 1838), „Von den äußern Lebensbedingungen der weiß- und kaltblütigen Thiere" (Leipzig, 1824) — eine von der Akademie zu Kopenhagen gekrönte Preisschrift —, „Sammlung kleiner geburtshilflicher Abhandlungen" (2 Bdchn., 1862) und das erste Heft seiner großen „Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie," welchem später noch acht Hefte folgten, einen großen Ruf. 1827 veröffentlichte er seine Entdeckungen „Ueber den Blutkreislauf der Insecten" (Leipzig), die von der französischen Akademie mit der großen goldenen Preismedaille gekrönt wurden, und erhielt er die Ernennung zum Leibarzt des Königs von Sachsen, welche Stellung er unter Enthebung von der dreizehn Jahre hindurch mit großem Erfolg geführten Professur der Geburtshilfe mit dem Range eines Hof- und Medicinalrathes annahm. Obgleich hierdurch auch bei der Verwaltung der öffentlichen medicinischen Angelegenheiten des Königreichs Sachsens betheiligt, fuhr er doch fort, den zahlreichen Hilfesuchenden seinen ärztlichen Rath zu ertheilen und in unausgesetzter Uebung der schweren Pflichten eines praktischen Arztes immer neue Erfahrungen auf dem heilwissenschaftlichen Gebiete zu sammeln. Seinen künstlerischen Neigungen war natürlich der Aufenthalt in Dresden ungemein förderlich, da die weltberühmte Gemäldegalerie und der Verkehr mit bedeutenden hier lebenden Künstlern ihm vielfache Anregung bot.

Eine in dieser Zeit an Carus gelangende eben so ehren- als vortheilhafte Berufung nach Berlin lehnte er wiederum ab. 1828 gab er die in drei Bändchen enthaltenen „Grundzüge zur vergleichenden Anatomie und Physiologie" (Dresden) und 1838 sein großes Werk „Ueber die Ur-Theile des Knochen- und Schalengerüstes" (Leipzig, Fol.), die Frucht von zehnjährigen unermüdlichen Forschungen, heraus. Als eine Sammlung wissenschaftlicher Notizen, die er auf einer Reise mit dem Prinzen Friedrich August nach Italien und der Schweiz niedergeschrieben hatte, haben wir seine „Analekten zur Natur- und Heilkunde" (Dresden, 1829) anzusehen. Dem Wunsche eines zahlreichen Kreises von Staatsmännern, Künstlern und Gelehrten entsprechend, hielt er im Wintersemester 1827 bis 1828 Vorträge über Anthropologie und 1829 über Psychologie, wovon die letztern 1831 durch den Druck publicirt wurden. Außerdem hat er in diesem Zeitraume auch noch verschiedene culturwissenschaftliche Arbeiten theils für die Acta der kaiserlichen Leopoldino-Karolinischen deutschen Akademie, deren Mitglied Carus 1827 geworden und die überhaupt bis auf die neueste Zeit viel ausgezeichnete Abhandlungen von ihm aufzuweisen hat, theils in die von ihm und Andern herausgegebene „Zeitschrift für Natur- und Heilkunde" geliefert.

In der Folgezeit namentlich treibt ihn aber sein fruchtbarer und immer vorwärtsstrebender, sich überall im Reiche des Wissens schnell und leicht heimisch machender Geist, nicht bloß auf dem Gebiete seiner Fachwissenschaft als Schriftsteller thätig zu sein; denn während zu den oben genannten Werken in den Jahren 1838 bis 1840 noch das große „System der Physiologie" (3 Bde., Leipzig; 2. Aufl., Leipzig, 1847 bis 1849) und 1859 „Erfahrungsresultate aus ärztlichen Studien und ärztlichem Wirken während eines halben Jahrhunderts" treten, so haben wir ihm auch so manches vortreffliche Werk über künstlerische, philosophische und naturwissenschaftliche Gegenstände zu verdanken, die er bei einer geistreichen und feinen Combination eben so klar, gefällig und meisterhaft stylisirt zu behandeln weiß,

als er in seinen medicinischen Schriften eine seltene Gründlichkeit methodischer Forschung und echt wissenschaftliche Sichtung und Anordnung des Stoffes zeigt. Wir wollen als Beweise für die große Vielseitigkeit seiner geistigen Thätigkeit hier nur folgende Werke kurz anführen: „Briefe über die Landschaftsmalerei," welche Carus zwar schon in den Jahren 1816 bis 1824 geschrieben, aber erst 1831 in einer ersten und 1835 in einer zweiten Auflage (Leipzig) veröffentlichen ließ; „Grundzüge einer neuen und wissenschaftlichen Kranioskopie" (Stuttgart, 1841), sowie den „Atlas der Kranioskopie" (2 Hefte, Leipzig, 1843 bis 1844), von welchem kürzlichst eine sehr vermehrte Gesammtausgabe mit 30 Tafeln bei Brockhaus erschienen ist — die ersten Ergebnisse seiner Untersuchungen über den Zusammenhang, welcher zwischen dem Aeußern des Menschen und seinem Innern, zwischen der Gestalt und dem Charakter, den seelischen und geistigen Eigenschaften besteht, kurz über die Bedeutumg der menschlichen Form, die er echt philosophisch zu erfassen stets bemüht gewesen ist; „Zwölf Briefe über das Erdleben" (Stuttgart, 1841); „Goethe, zu dessen näherm Verständniß" (Leipzig, 1843); „Ueber Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand" (Stuttgart, 1846); „Psyche. Zur Entwicklungsgeschichte der Seele" (Pforzheim, 1846; 2. Aufl., Stuttgart, 1851); „Physis. Zur Geschichte des leiblichen Lebens" (Stuttgart 1851); die Denkschrift zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Goethe's: „Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitstämme für höhere geistige Entwicklung (Leipzig, 1849); „Mnemosyne, Blätter aus Gedenk- und Tagebüchern" (Pforzheim, 1848); „Ueber Geistesepidemien" (Meißen, 1852); „Organon der Erkenntniß der Natur und des Geistes"*) (Leipzig, 1856); „Natur und Idee, oder das Werdende und sein Gesetz" (Wien, 1861); „Die Lebenskunst nach den Inschriften des Tempels zu Delphi" (Dresden, 1863);**) „Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit. Hierbei 15 kurze, früher gänzlich unbekannte und ungedruckte Parabeln Goethe's aus den ersten siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts" (Dresden, 1863) und einige beschreibende Arbeiten, wie „Paris und die Rheingegenden" (1836) und „England und Schottland" (2 Bde., Berlin, 1846), die Frucht einer im Jahre 1844 im Gefolge des Königs von Sachsen dorthin unternommenen Reise.

Daß sich Carus gern an die Lösung der geheimnißvollsten Räthsel des organischen Lebens gewagt, daß er den Schleier zu lüften sich bemüht hat, welcher auf der sogenannten Nachtseite des Lebens ruht, wobei er indessen stets nach Auffindung wissenschaftlicher Anhaltspunkte gerungen und durch seine ruhige Beherrschung des Stoffes bloß hin und wieder der Phantasie freien Spielraum gelassen hat, — das ersehen wir aus seinem Buche „Ueber Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt" (Leipzig, 1857), in dem er unter Anderm auch von der „Begeistigung des Tannenholzes" spricht, wie Alexander von Humboldt das seiner Zeit auch bei uns so viele Köpfe verdrehende Phänomen des Tischrückens und Geisterklopfens einmal spöttisch genannt hat. Wie Carus dies durch eine unbewußte Muskelthätigkeit erklärt, so bezeichnet er überhaupt Alles, was die Menschen mit dem Namen des Uebernatürlichen, Wunderbaren und Magischen belegen, als ein tief Natürliches und Unbewußtes der Natur- und Seelenwirkungen, das seinen Weg nur in seiner ungewöhnlichen und directer zum Ziele führenden Weise vollendet. Wenn schon hieraus, so ersehen wir namentlich auch aus der letzten Abtheilung der genannten Schrift, wo er zum ersten Male, leider freilich nur zu aphoristisch und skizzenhaft, so etwas wie eine Theorie der „magischen Gewalt" aufzustellen versucht, daß ihn seine philosophische und naturhistorische Anschauungsweise auf den Standpunkt der Spiritualisten stellt. Er bezeichnet Alles, was das

*) Das „Organon" behandelt die naturphilosophische und auch bei Hegel eine große Rolle spielende Analogie zwischen Erkenntniß- und Zeugungstrieb. Nach Carus sind es die Ideen, welche Alles in der Natur hervorbringen.

**) Mit Recht mahnt uns Carus in dieser Schrift hauptsächlich daran, in Allem ein Zuwenig und Zuviel zu vermeiden, und erinnert dabei an das merkwürdige Volk der alten Griechen, hinter denen wir, trotz aller riesenmäßigen Entwicklung in gewissen Richtungen, in Bezug auf die Diätetik des Lebens und auf die Durchdringung desselben in allen seinen Richtungen mit der Idee der Schönheit unendlich weit zurückstehen.

Unbewußte der Natur und unserer Seele betrifft, kurz als „ein Göttliches“ und sucht in der Erkenntniß des Doppelwesens unseres ganzen seelischen Seins, des Bewußten und Unbewußten, den Schlüssel zur Erklärung unzähliger Vorgänge unseres Lebens. Mit seiner Neigung zur Naturphilosophie und Reflexion hängt auch sein schon oben angedeutetes Bestreben zusammen, die Gesetze aufzufinden, nach welchen das Aeußere des Menschen sich als ein Product streitender Kräfte von innen heraus gestaltet, und die Geschichte des Menschen, ähnlich dem Verfahren des Geologen, aus den Spuren seiner Vergangenheit zu enträthseln. Wenn ihn hierbei zuerst die Gliederung des menschlichen wie thierischen Gehirns in drei Hauptabtheilungen und dann das genaue ursprüngliche Entsprechen der drei Schädelwirbel mit diesen drei Hauptmassen zunächst zu ganz neuen Ansichten über die Kranioskopie (das heißt Schädelbetrachtung zur Erkenntniß der Geistesvermögen aus der Schädelbildung) *) führte, welche die phrenologischen Grundsätze Gall's gründlich modificirten, so gewann er darauf auch an Stelle der abergläubigen Chiromantie des sechzehnten Jahrhunderts und der Chirognomie d'Arpentigny's eine durch die neuere Physiologie und vergleichende Anatomie geläuterte Symbolik der Hand („Ueber Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand,“ Stuttgart, 1846) und baute sich nach und nach aus seinem weitern Forschen über das innige Verhältniß zwischen Leib und Seele seine „Symbolik der menschlichen Gestalt. Ein Handbuch zur Menschenkenntniß.“ (Leipzig, 1853, 2. Aufl. 1858) auf, durch welche er der Begründer einer „das mannigfache Aeußere des Menschen gleichsam durchsichtig machenden“ Wissenschaft geworden, deren Aufgabe es ist, „die Besonderheit der Constitution, des Temperaments und der geistigen Anlagen, wie sie in irgend einem Individuum verbunden erscheinen, aus der körperlichen Bildung desselben mit möglichster Bestimmtheit zu erörtern und darzulegen.“ Er sieht in diesen drei Momenten gleichsam „den Aufzug des Gewebes“ der menschlichen Lebensgeschichte, zu denen die täglichen Begebenheiten und Zufälle den „Einschlag“ darstellen. Wir haben die durch Carus begründete menschliche Symbolik eine Wissenschaft genannt, weil er sie selbst in folgenden Worten dazu stempelt: „Der Mensch in seinem Wunderbau ist die erste That der Seele oder vielmehr der Idee, und wir betrachten daher diesen Bau mit Recht als das höchste Zeichen, als das eigenste Symbol dieser Idee. Wir studiren das Ergebniß der bildenden Thaten der Idee, die Organisation und zwar insbesondere die gesammte äußere Erscheinung des Menschen, und das Bild seines innern seelischen Seins, sein Charakter muß uns deutlicher und verständlicher daraus entgegentreten.“ Der berühmte Lavater war nur ein Seher, in dessen Nähe, wie Goethe sagt, „es gewissermaßen bänglich war, denn indem er sich auf physiognomischem Wege unserer Eigenschaften bemächtigte, so war er in der Unterredung Herr unserer Gedanken, die er im Wechsel des Gesprächs mit einigem Scharfsinn gar leicht errathen konnte.“ Er prüfte nur nachträglich Stirn und Nase, Augen und Mund, um sich von dem, was er so klar anschaute, Rechenschaft zu geben. „Anders,“ sagt Carus, „ist das Wirken der Wissenschaft. Sie darf diesen Seherblick, der sie selbst gewissermaßen überflüssig machen würde, nicht voraussetzen, sie muß ausgehen von dem, was Entwicklungsgeschichte, Morphologie und Physiologie über Bedeutung jeglicher einzelnen Bildung des Menschen darzulegen wirklich im Stande sind, sie muß vergleichen und messen, welche Seite der Organisation mehr, welche weniger hervorgehoben ist, und wird Schlüsse daraus ziehen, welche, indem sie sich einem Jeden klar darlegen lassen, zwar weniger das Vergnügen des Errathens, dafür aber die Befriedigung der Ueberzeugung gewähren.“ Der Weg seiner symbolischen Betrachtung des Menschen ist aber ein dreifacher: sie verfährt einmal messend, indem sie die von Natur gegebenen Verhältnisse äußerer Bildung nach Maß und Gewicht so genau als möglich bestimmt, dann beschreibt sie die gesammte Körperoberfläche nach dem Charakter

*) Hier möge eine Anekdote, die Varnhagen von Ense in seinen Tagebüchern erzählt, Platz finden: „Berlin, 1844. 15. Februar. Humboldt bettlägerig. Auf die falsche Nachricht seines Todes hatte Carus in Dresden gleich hierher an den Bildhauer Rauch geschrieben, er möchte sich doch um Humboldt's Schädel bemühen, welchen Brief Rauch dann Humboldt zeigte, der sehr artig erwiederte, für einige Zeit brauche er selber noch seinen Schädel, späterhin stehe er gerne zu Diensten.“

ihrer eigenthümlichen Modellirung und endlich berücksichtigt sie ihrer Bedeutung nach diejenigen Umstimmungen der äußern Form, welche nicht von ursprünglicher Bildung, sondern von der Art der Lebensführung abhängen. Danach unterscheidet Carus eine Organoskopie, eine Physiognomik und eine Pathognomik.

Durch die erstere war er zugleich so glücklich, der bildenden Kunst ein festes Grundmaß für die normale Eintheilung der menschlichen Körperform zu verschaffen, indem er entdeckte, daß, wenn man die Wirbelsäule in drei gleiche Theile theilt, in einem solchen Drittheil ein natürliches Urmaß, das heißt der organische Modulus gegeben und dargestellt sei. Die Auffindung dieses Grundmaßes, dessen Theorie „Die Proportionslehre der menschlichen Gestalt" (1854, Fol.) enthält, ist für die Künstler von einer großen praktischen Bedeutung, wollen sie die räumlichen Verhältnisse des menschlichen Körpers bestimmen.

Nur wenige Gelehrte haben ihren Schriften eine so anziehende Form zu geben gewußt, wie Carus mit seinem philosophisch und künstlerisch durchgebildeten Geiste allen den seinigen. Der Leser findet sich durch dieselben von einem Hauche Goethe'schen Geistes angeweht und muß den großen Gedankenreichthum bewundern, den ihr Verfasser stets an die positiven Thatsachen knüpft. —

1843 zum Geheimen Medicinalrath befördert, und 1861 an seinem Doctorjubiläum vom König zum Geheimen Rath ernannt, wurde Carus am 18. October 1862 mit zwölf von sechzehn Stimmen zum Präsidenten der oben bereits genannten Academia Leopoldino-Carolina Germanica Naturae Curiosorum (gestiftet am 2. Januar 1652 in der kaiserlichen freien Reichsstadt Schweinfurt durch die Aerzte Bausch, Fehr, Metzger und Wohlfahrt), der die größten Geister der Nation stets angehört haben, erwählt. Nach eingeholter allerhöchster Erlaubniß erklärte er sich zur Annahme bereit und bewirkte die Uebersiedlung des Bureaus und der akademischen Attribute, so wie der Bibliothek dieses altehrwürdigen Instituts an seinen Wohnsitz, nach Dresden.

„Das Adjunctencollegium konnte hierbei nicht bloß die Gelehrsamkeit und Vielseitigkeit eines Mannes berücksichtigen, welcher in Deutschland als einer der ersten Forscher die gesammte Medicin in Verbindung von Beobachtung und Speculation befördert hat; es wollte in seiner Wahl auch einen Mann ehren, von dessen Thätigkeit für die Akademie ein immer reicheres Erblühen wohl erwartet werden konnte." —

Carus besitzt einen Sohn, Albert Gustav, der sich bereits auch als Mediciner und Schriftsteller einen Namen gemacht hat und königl. sächsischer Hofrath und gleichfalls Hofarzt ist. —

Die Haftungspflicht
und das
natürliche Monopol der Eisenbahnen.

Nach den Anschauungen der Freihandelspartei.

I.

Die Frage der Haftungspflicht und der Verkehrsmonopolisirung taucht immer und immer wieder von Neuem auf, ein Beweis von der Tragweite, welche das Publicum in diesem Gegenstande erkennt. Wir müssen freilich bei diesem Gegenstande von vornherein von dem denkenden Leser eine schärfere Aufmerksamkeit fordern. Solche Leser, die unter den zahlreichen Arbeiten über den Gegenstand geistvolle, ausführlichere Abhandlungen wünschen, verweisen wir auf die beiden von O. Michaelis. Wir werden ihnen hier mehrfach zu folgen haben. (Die eine Abhandlung ist als besonderes Buch, die andere in der Faucher'schen Vierteljahrsschrift erschienen.)

Mit einer köstlichen Naivetät, mit anerzogenem Glauben an die Allweisheit und Allmacht des Staats schreit das Publicum auf allen Gebieten, auf denen es Entwicklung und Besserung wünscht, nach Abhilfe durch den Staat, durch Gesetz, selbst da, wo nur eigene Anstrengung und entbehrungsreiche Arbeit, vor Allem aber eigene Vorsicht und Wachsamkeit vor den Schäden schützen kann, über die man klagte und die allüberall der „Staat" von dem Einzelnen abwehren oder heilen soll. Die Intervention des Staats, ein Gesetz, eine Controle, meint man, helfe allen Uebeln ab und gewähre die Garantie gegen zukünftige Mißstände.

Dieser charakteristische Zug unserer Zeit,

der in der ausgedehntesten Bevormundung seitens des bureaukratischen Regimes eben so sehr als in dem Mangel an wirthschaftlicher Erfahrung und Erkenntniß seinen Grund hat und eben deshalb an die Leistungen der administrativen und legislatorischen Gewalt des Staats die weitgehendsten und unberechtigtsten Anforderungen macht, dieser Zug macht sich vielleicht nirgends so breit geltend, als auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens. Was wird hier vom Publicum nicht Alles von Gesetzen verlangt und erwartet! Wohlfeile Tarife, gleichmäßige Tarife, rasche Beförderung, sorgfältige Behandlung der Waaren, Aufrechterhaltung ererbter geographischer Vortheile des einen, Correctur überkommener geographischer Benachtheilungen des andern Platzes, Herbeiführung von Concurrenz, Selbstverwaltung und Beaufsichtigung, und neben Allem noch — gute und nachhaltige Dividenden!

Es waltet in diesem chaotischen Durcheinander der Wünsche, die sich nicht selten paralysiren, eine große Unklarheit, und am allerwenigsten überlegt man, ob einer der Zwecke, und sei es der beste, ohne andern größern Schaden erreicht werden kann, und ob nicht ganz andere Factoren in Bewegung zu setzen sind, als die gesetzgeberischen.

So erwartet das Publicum von einer Reform der Eisenbahngesetzgebung die Erfüllung aller seiner Wünsche. Die Eisenbahnen sind etwas ganz Anderes geworden, als die Gesetzgeber voraussetzten, und es ist natürlich, daß die Gesetzgebung sich nachträglich der Natur des Gewordenen anschließen muß. Nun werden zwar manche Uebelstände mit gesetzlicher Reform verschwinden, nur erwarte man nicht Alles von ihr. Eben so nothwendig wie die legislatorische Reform ist sicherlich auch die Reform der herrschenden irrigen Anschauungen im Volke.

Zur Zeit der Abfassung des deutschen Handelsgesetzbuchs drängte die Handelswelt besonders dahin, daß den Eisenbahnen die volle Haftpflicht des Frachtführers für die Güter, namentlich in Betreff deren Conservirung und pünktlicher Einhaltung der Lieferzeit, auferlegt würde, wie dies für den gewöhnlichen Frachtführer gesetzlich oder auf Grund von Privatverträgen statt hatte. Die Concurrenz unter den Frachtführern arbeitet schon von selbst auf Uebernahme dieser Haftpflicht hin. Den Eisenbahnen gegenüber, so klagte man, fehle eben die zwingende Concurrenz, und im Mangel eines „Gesetzes“ der Arm des Gerichts. Die Agitation gegen die Bahnen stützte sich besonders auf folgende Punkte:

„Bei dem Mangel eines Canalnetzes und einer zuverlässigen Flußschifffahrt sind die Frachtfuhrleute die einzigen Concurrenten, und diesen ist die Eisenbahn so weit voraus, daß sie ein „factisches Monopol“ hat. Für diejenigen Verbindungen aber, für welche zwei oder mehrere Eisenbahnen in Concurrenz treten, haben die Stipulationen der Eisenbahnverbände die Wirkungen der Concurrenz in Beziehung auf die Frachtbedingungen, (abgesehen von den Frachtpreisen) vernichtet. Da überdies Parallel- und Concurrenzbahnen entweder gesetzlich oder durch die Concessionspolitik der Regierungen factisch ausgeschlossen sind, so befinden sich die Eisenbahnverwaltungen im Besitze eines theils gesetzlichen, theils factischen Monopols, vermöge dessen sie nicht nur des Wetteifers in der sorgfältigen Bedienung ihrer Kunden überhoben, sondern selbst in den Stand gesetzt sind, dem Publicum die Frachtbedingungen zu dictiren. Diese von ihnen durch das Vereinsgüterreglement dictirten Bedingungen schließen aber die gewöhnliche Haftungspflicht des Frachtführers aus, so daß die Frachtaufgeber nicht nur mangelhaft bedient werden, sondern auch, wenn das Frachtgut durch offenbare Nachlässigkeit Schaden genommen hat, nicht einmal die Entschädigung gerichtlich erzwingen können.“

Mit einer gewissen Hast steuerte nun die Agitation zunächst auf die eine Garantie los, auf das „Gesetz,“ die Frage der Concurrenz zunächst bei Seite lassend, in dem Glauben der Unmöglichkeit, die Concurrenzfreiheit zu erlangen, während mit der Concurrenz, was man nicht überlegt hatte, die andere Garantie von selbst gekommen wäre. Und diese freie Concurrenz ist gar nicht unmöglich, sobald man die verschiedenen jetzt von den Eisenbahnen vereinigten Functionen des Eigenthümers der Fahrstraße, der Zugkraft und Wagenvermiethers und Spediteurs sich getrennt denkt. Schon das preußische Eisenbahngesetz von 1838 hat daran gedacht. Es behielt sich vor,

Transportgesellschaften zu concessioniren, welche neben dem seitens der Eisenbahngesellschaften geführten Betriebe einen selbständigen Betrieb mit eigenen Locomotiven und Wagen gegen Entrichtung eines Bahngeldes übernähmen. Diese Art der Trennung des Betriebes ist nicht praktisch geworden, dagegen ist in England und Frankreich eine andere Trennung in Gebrauch, die nämlich, daß die Eisenbahnverwaltungen die Zugbeförderung leisten, dagegen die Stellung, Befrachtung und Abnahme der Güterwagen der freien Concurrenz des Speditionsgewerbes überlassen. Die Trennung kann auch so bewerkstelligt werden, daß die Wagenachsen oder Wagen selbst Eigenthum der Eisenbahngesellschaften sind und an die Befrachter vermiethet werden. Das Frachtführergeschäft auf den Eisenbahnen wird auf diese Weise freiconcurrirendes Privatgewerbe, in dessen Dienste die Eisenbahnverwaltung lediglich die Fortbewegung der beladenen Wagen besorgt. Jenes Privatgewerbe ist damit dem Publicum gegenüber in ganz gleicher Lage, wie die Frachtführer auf Canälen, Flüssen und Chausseen, und die Concurrenz thut alsdann das Ihre.

Anstatt im Schooße der Nürnberger Handelsrechtscomission diese Trennung der jetzt verbundenen Functionen der Eisenbahnen unter Benutzung der Erfahrungen anderer Länder zu discutiren, wurde — die Protocolle weisen dies aus — einfach die Frage gestellt, ob es zweckmäßig sei, den Eisenbahnverwaltungen die Uebernahme der vollen Haftverbindlichkeit des Frachtführers anzubefehlen oder nicht, und mit zehn gegen eine Stimme entschied man sich für die Zweckmäßigkeit.

Wenn die Gesetzgeber, um das Gute und Vollkommene in die Welt hineinzutragen, nur ganz einfach Gesetze zu geben und der gerichtlichen Gewalt den angemessenen Nachdruck zu überlassen hätten, wenn also nicht erst die Wirkungen im Voraus zu erwägen wären, welche gesetzliche Normen in sittlicher, politischer und wirthschaftlicher Beziehung im Leben des Volkes nach den ihm innewohnenden Naturgesetzen üben, alsdann brauchten Gesetzgeber eben nur Gesetze zu geben und — das Ideal socialer Zustände ist erreicht! Werden aber die Wirkungen in Unkenntniß der Natur der Gesellschaft nicht erwogen, dann richten auch die bestgemeinten Gesetzbestimmungen Unheil an. Es herrschte also in jener Commission für diesen Fall ein gesetzgeberischer Radicalismus, der nur glaubte, befehlen zu dürfen. Es wurde demgemäß bei der ersten Lesung die Bestimmung beantragt:

„Verträge, durch welche die Verbindlichkeit des Frachtführers, für den Schaden zu haften, welcher durch die von ihm oder seinen Leuten oder andern Personen unterlassene Sorgfalt eines ordentlichen Frachtführers verursacht worden ist, beschränkt oder gänzlich aufgehoben wird, sind unverbindlich."

Man begründete diese Bestimmung mit dem Anführen, daß man hierbei die Eisenbahnen im Auge habe, welche im Besitze eines thatsächlichen Monopols nicht eine geringere Haftbarkeit treffen könne, als andere Frachtführer.

Bei der zweiten Lesung machte die Minorität geltend, daß diese Bestimmung polizeilicher, nicht rechtlicher Natur sei. Die Majorität aber behauptete die Durchführbarkeit, und machte nur die Concession, daß die in Rede stehende Bestimmung auf diejenigen Transportanstalten beschränkt werden solle, gegen welche sie gerichtet sei, auf diejenigen nämlich, welche ein factisches Monopol hätten. Aber nun kam die unvorhergesehene Schwierigkeit, das Wort „factisches Monopol" zu definiren, und zwar so scharf, daß auch die an das Wort geknüpften Folgerungen damit gerechtfertigt würden. Bei jedem Definitionsversuch würde man gefunden haben, daß alles Eigenthum an Sachen, die in beschränkter Fülle vorhanden sind, daß namentlich alles Grund- und Bergwerkseigenthum, aller Besitz an Kenntniß und Geschicklichkeit die Eigenschaft an sich trägt, die man bei den Eisenbahnen „factisches oder natürliches Monopol" nennt. Dieselbe Berechtigung zur Beschränkung des Eigenthumrechts, welche man den Eisenbahngesellschaften gegenüber wegen ihres „factischen Monopols" zu haben glaubte, würde — das ist alsdann sich von selbst ergebende Folgerung — auch dem Grundbesitzer, dem Bergwerksbesitzer, dem Fabrikanten, der durch eine neue Methode alle Concurrenten aus dem Felde schlägt, ja dem geschickten Arbeiter

gegenüber bestehen, so daß also die an das „natürliche Monopol“ geknüpfte Berechtigung zur Beschränkung des Eigenthums zuletzt das Eigenthumsrecht selbst negirt. — Man hat die genaue Begriffsbestimmung, welche eben das ganze System in Gefahr brachte, nicht versucht. Um aus der Verlegenheit zu kommen, fügte man hinzu:

„Die Bestimmung hat auf den gewöhnlichen Fuhrmann und die Post keine Anwendung.“

Und Artikel 376 hieß in zweiter Lesung nun so:

„Verträge, durch welche die vorstehenden gesetzlichen Verpflichtungen des Frachtführers zum Schadenersatz (Art. 371 bis 375) beschränkt oder aufgehoben werden sollen, haben keine rechtliche Wirkung. Diese Bestimmung findet jedoch auf gewöhnliche Fuhrleute, gewöhnliche Schiffer und auf die Postanstalten keine Anwendung.“

Der undefinirte Begriff „factisches oder natürliches Monopol,“ richtet sich also gegen die mit größerm Capital wirthschaftenden Frachtführer. Die Postanstalten haben nur ein rechtliches Monopol, und es soll, weil sie nur dieses und kein factisches Monopol haben, bei den Eisenbahnen die Strenge des Gesetzes motivirt werden, während jene von dieser Strenge ausgeschlossen bleiben.

Es blickt durch diese Bestimmung hindurch der Staat als Besitzer des Postregals, und man hat wohl zu wenig den Staat als gleichzeitigen Eisenbahnunternehmer in's Auge gefaßt.

Immerhin war die Fassung der zweiten Lesung noch insofern eine geschickte zu nennen, als sie wenigstens der Eisenbahnverwaltungen nicht ausdrücklich gedachte. Zweigten die Eisenbahnen das Frachtführergeschäft ab und gaben es Unternehmern zur freien Concurrenz, so kamen diese alsdann unter die Bestimmung des genannten Artikels. Sie erhielten alsdann nicht die Freiheit des Frachtvertrags, wie ihn gewöhnliche Fuhrleute und Schiffer genießen. Und doch ist diese Freiheit nothwendig, da es Verfrachtungsgegenstände und Verfrachtungsarten gibt, für welche jene volle Haftung nicht übernommen werden kann. Die Bestimmungen des Artikel 376 schlugen also das Frachtführergeschäft auf den Eisenbahnen auch dann in Fesseln, wenn die Eisenbahnverwaltungen dasselbe der freien Concurrenz überließen.

Gleichwohl entschloß sich der Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen in jener Versammlung vom 12. bis 15. November 1860, den bezeichneten Ausweg zu ergreifen. In dem damals entworfenen Reglement für den Güterverkehr wurden in § 3 für den Gütertransport auf den Eisenbahnen zwei Arten des Verkehrs aufgestellt, der Frachtverkehr mit voller Frachtführerhaftung und der Frachtverkehr, welch' letzterer dahin definirt wurde,

„daß die Eisenbahnverwaltung einen Eisenbahnwagen dem Absender an dem an der Eisenbahn liegenden Absendorte zur Verladung der Güter bereit stellt und nach vollbrachter Beförderung auf der Bahn dem ihr angewiesenen Empfänger an dem an der Eisenbahn liegenden Bestimmungsorte zur Entladung der Güter wiederum bereit stellen läßt.“

Eine Haftungspflicht der Eisenbahnen sollte bekanntlich für das Fahrgut nur eintreten:

1) Sofern der Verlust oder die Beschädigung eine Folge der eingetretenen Beschädigung eines Wagens ist und die Eisenbahnverwaltung nicht beweist, entweder daß die Beschädigung des Wagens durch Anwendung gehöriger Sorgfalt ihrerseits nicht habe vermieden werden können, oder daß sie durch Schuld oder Mitschuld des Bestellers oder solcher Personen, deren er sich bedient hat, veranlaßt ist.

2) Sofern der Eisenbahnverwaltung ein Verschulden nachgewiesen wird, wodurch der Verlust oder die Beschädigung entstanden ist.“

Für die Lieferzeit sollte bei Fracht- wie bei Fahrgütern in gleicher Weise von den Eisenbahnverwaltungen gehaftet werden.

Die Frage trat damit in ein ganz neues Stadium ein, die Eisenbahnen verzichteten auf das Monopol des Frachtgeschäfts und die volle Haftungspflicht traf sie von jetzt ab nur noch in soweit, als sie ausschließlich das Frachtführergeschäft auf den Schienen besorgten.

Dieser bedeutungsvolle Schritt der Eisenbahnverwaltungen wurde unerklärlicher Weise ganz ignorirt, man blieb auch bei der dritten Lesung des Handelsgesetzbuches dabei stehen, den Eisenbahnverwaltungen die Haf-

tungspflicht des Frachtführers absolut aufzuerlegen, ohne daran zu denken, daß man ihnen durch diese Bestimmung auch die Function des Frachtführers als Monopol gewissermaßen octroyirte, **denn es ist natürlich, daß die Bahnverwaltungen, wenn sie die Pflichten des Frachtführers tragen müssen, auch die Functionen des Frachtführers nicht aus den Händen geben können.**

Der Artikel 376 erfuhr allerdings in dritter Lesung wesentliche Abänderungen, indem man ihn unter Aufgabe seiner allgemeinen Fassung ausschließlich auf das Frachtgeschäft der Eisenbahnen anwandte, welchem ein eigener Theil des V. Theils gewidmet wurde. Artikel 422 legte den Bahnen zugleich die Verpflichtung der Annahme aller geeigneten Güter zur Verfrachtung auf, so wie die gleichmäßige Behandlung der Verfrachter ohne persönliche Bevorzugung des einzelnen außer aus Gründen des öffentlichen Interesses oder der Transportverhältnisse.

Die Absicht des Gesetzgebers war, nach allen Seiten hin gerecht zu werden. Den Eisenbahnverwaltungen wünschte man die durch die Natur ihres Geschäfts bedingten Einreden offen zu halten. Die Schwäche des Gesetzes aber liegt in der Ausschließung der Concurrenz. Diese führt allein herbei, was erzwingen zu wollen in der Macht keiner Gesetzgebung liegt, die ja überall Umgehungen möglich macht. Und auch von der Haftungspflicht der Eisenbahnverwaltungen mußte man, wenn nicht Unmögliches verlangt werden sollte, billige Ausnahmen zulassen.

Der Artikel 424 hatte diesen Zweck. Güter in unbedeckten Wagen tragen die mit diesem Transport verbundene Gefahr. Bei unverpackten oder schlecht verpackten Gütern, die gehöriger Verpackung bedürfen, haftet die Eisenbahn für Schäden, die aus der mangelhaften Verpackung hervorgegangen sind, nicht, eben so wenig für solche, die beim Auf- und Abladen entstanden sind, wenn dieses der Absender selbst übernimmt. Diese Ausnahmen sind nicht mehr als recht und billig, und eben so folgt aus ihnen die in demselben Artikel ausgesprochene rechtliche Vermuthung, daß im Fall solcher Stipulationen ein eingetretener Schaden, der aus der übernommenen Gefahr entstehen konnte, auch wirklich aus derselben entstanden sei. Denn der Regirende hat nicht die Beweislast. Aber wie viel bleibt von der ganzen Haftungspflicht der Eisenbahnen jetzt überhaupt übrig? Wie anders wird eine unter der Herrschaft der freien Concurrenz stehende Transportgesellschaft z. B. Getreide in offenen Wagen transportiren, als eine lediglich unter dem Gesetze stehende Eisenbahn. Bei Verpackungen hat diese wiederum einen großen freien Spielraum, sie kann die sie entlastende Erklärung des Versenders leicht erzwingen, und sogar mit Frachtrabatt lohnen. Die freie Concurrenz würde der Indolenz vorbeugen. Genau eben so steht es mit den Verabredungen über die Höhe des Schadenersatzes bei Beschädigung und Verlust oder späterer Lieferung. Man hat durch Artikel 427 die so viel angegriffenen Normalgrundsätze, weil es nicht anders ging, wieder eingeführt. Die Eisenbahnen bleiben zwar verpflichtet, eine höhere Entschädigungspflicht laut Declaration zu übernehmen, es steht ihnen aber frei, dafür eine so hohe Prämie zu nehmen, daß die Frachtführer gern darauf verzichten.

Das Gesetz müht sich also umsonst ab, das zu erreichen, was die freie Concurrenz von selbst erzwingt. Ist ein Gesetz streng, so erschwert es die Freiheit der Bewegung, vertheuert und vermindert die Frachten. Ist es lax, so ist es unnütz und wird umgangen.

Nicht sowohl daß die Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs an dem frühern Zustande nicht viel bessern, ist das Bedauerliche, sondern daß sie es erschweren, wenn nicht unmöglich machen, das Frachtführergeschäft aus den Händen der Bahnverwaltungen in die der freien Concurrenz zu legen. Die Eisenbahnen könnten Letzteres selber anbahnen unter geschickter Benutzung der Ausnahmebestimmungen in Artikel 424, entsprechend dem „Fahrverkehr" des im November 1860 aufgestellten Reglements. Allein sie wären damit keineswegs sicher, der Frachtführerhaftung nun auch vollständig überhoben zu sein. Noch verschiedene unvorhergesehene Haftungspflichten würden alsdann da und dort auftauchen, und bei Processen ihnen aufgebürdet werden. Ein Aufgeben ihres Frachtführermonopols würde sie also in eine höchst ungewisse und unbequeme Lage versetzen, während sie gegenwärtig doch wenigstens wissen, woran sie sich zu halten haben.

Will man, daß sie das Monopol des Frachtführergeschäfts aufgeben, so muß die Befreiung von der Haftungspflicht des Frachtführers die Prämie für diese Entäußerung sein. Das Handelsgesetzbuch hat auf diese Entäußerung keine Prämie gesetzt, sondern dieselbe mit einer neuen Gefahr verbunden, einer Gefahr, die nicht reizt, sondern abschreckt. Die preußische Regierung hat dies bereits erfahren. Sie wollte selbständig mit jener alle gerechten Wünsche befriedigenden Umgestaltung des Gütertransports auf ihren Bahnen vorgehen, die Ausführung der guten Absicht scheiterte indeß an dem Widerspruche der Privateisenbahnverwaltungen, die sich mit Fug und Recht darauf beriefen, daß die Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs es ihnen unmöglich machen, zu dieser so heilsamen Reform die Hand zu bieten.

Das sind die Früchte einer sich überstürzenden, in den Arm der Staatsgewalt sich werfenden Agitation, die sich selbstgefällig eine volkswirthschaftliche nannte, und doch weder gerecht war noch Wissenschaft von den Naturgesetzen des Verkehrs besaß.

II.

Der erste Fehler von vornherein war die staatliche Verleihung des Schutzes gegen Parallelbahnen. Man wollte in den ersten Zeiten der Eisenbahnen das spröde Capital rasch locken und eben so rasche Früchte sehen, wie man heutzutage schon Früchte von der Concurrenz sehen möchte, noch ehe sie existirt. Die Concurrenz der Eisenbahnen entwickelt sich langsam, aber die Entwicklung ist trotzdem da.

Für eine solche Concurrenz bedarf es nicht directer Parallelbahnen. Die Concurrenz entwickelt sich mit dem stetigen Ausbau unseres Schienennetzes, zuerst auf den großen Verkehrsstraßen zwischen den Hauptemporien des Handels an den Küsten und im Binnenlande. So sind Bahnen mit großen Curven, Bahnen von entgegengesetzter Richtung, dennoch wirkliche Concurrenzbahnen, wie die Hamburg-Wiener und Wien-Triester für überseeische Güter, die Berlin-Westfälische und Berlin-Schlesische so wie Berlin-Stettiner. Die weitere Entwicklung des Eisenbahnnetzes wird diese Concurrenz weiter treiben, und es ist nichts schlimmer, als wenn die Gesetzgebung lähmende Schranken zieht, welche die freie Bewegung der Eisenbahnen einengen. Je höhere Gewinne diese machen, desto rascher wird der Unternehmungsgeist das Monopol factisch aufheben. Die Concurrenz zwingt zu technischen Fortschritten, vermehrter Arbeittheilung und gerechter Preisstellung. Diese Vortheile kommen wiederum den Consumenten und Producenten und dem Nationalreichthum überhaupt zu Gute, den Eisenbahnen zuletzt, am meisten durch den vermehrten Güterverkehr.

Die Agitation der Transportinteressenten wandte sich zuerst gegen das gesetzliche Monopol und forderte das künftige Fernbleiben des Staats von der Einmischung in die Verkehrsinteressen. Da nun aber auch selbst, wo kein Staatsschutz vorhanden ist, zwischen zwei Endpunkten nicht leicht Parallelbahnen entstehen, so erfand man den Begriff des „natürlichen Monopols.“ In dem Kampfe gegen diese andere Art Monopol kam man wieder umgekehrt dazu, die staatliche Einmischung in die wirthschaftliche Selbstbewegung zu fordern, um den Mißbrauch des „natürlichen Monopols“ zu verhindern. Man findet gewöhnlich das „natürliche Monopol“ da, wo der Bedarf größer ist als die ursprüngliche Leistungsfähigkeit des einen ersten Unternehmens, und doch auch wiederum der Bedarf sich noch nicht so groß zeigt, um ein zweites Unternehmen zu ernähren. Das „natürliche Monopol“ ist aber nach den Naturgesetzen, welche die Gesellschaft beherrschen, der wirkende Factor des Fortschritts, es ist die Prämie für das von jedem Pionier zu übernehmende Risico, das Merkzeichen des nicht genügend befriedigten Bedürfnisses, wobei Capital und Arbeitskraft lohnend anzulegen sind, es ist keine Ungerechtigkeit, sondern es versieht im Gesellschaftsorganismus das Amt der gleichvertheilenden Gerechtigkeit, welche die Mittel der Gesellschaft den Bedürfnissen der Gesellschaft entsprechend vertheilt. Seine Wirksamkeit durch das Gesetz hindern wollen, heißt die hauptsächlichste organische Triebkraft der Gesellschaft außer Thätigkeit setzen und den wirthschaftlichen Fortschritt hemmen. Solcher natürlicher Monopole gibt es im wirthschaftlichen Leben massenhaft. Sie bilden ein Durchgangsstadium jedes größern technischen Fortschritts und erhalten sich hier um so länger, je langsamer die Capital-

mittel und die Absatzgelegenheit sich bilden, welche die wachsame Concurrenz auf dem neuen Gebiete der Technik ermöglichen. In das Gebiet dieser Classen von natürlichen Monopolen, welche die naturgesetzliche Prämie der ersten Anwendung des technischen Fortschritts bilden, gehört auch das sogenannte natürliche Monopol der Eisenbahnen.

Eine Eisenbahn schließt durch wohlfeilere, raschere und zuverlässigere Leistung für ihre Linie das Frachtfuhrwesen aus, immer noch mit Gewinn, ja vielleicht unter sehr ungenügender Befriedigung des Bedürfnisses, was bei einer vorhandenen Concurrenz nicht der Fall sein würde. Diese Concurrenz schafft aber, wie gesagt, nicht bloß eine Parallelbahn, sondern die wachsende Erweiterung unseres Eisenbahnnetzes. Dieser Ausbau aber wird sich schwer, ja vielleicht gar nicht finden, wenn durch eine die Ausnutzung des natürlichen Monopols beschränkende Gesetzgebung den Eisenbahnunternehmern die Frucht ihrer Thätigkeit, die Prämie ihres Risicos beschnitten, und die umfassendste Verwerthung ihres Eigenthums in Frage gestellt wird. Die staatliche Reglementirung der Ausnutzung des Eigenthums der Eisenbahnunternehmer ist dem fundamentalen Interesse der Gesellschaft, der raschen Entwicklung eines möglichst reichen Angebots von Transportleistungen entgegenwirkend, sie ist somit dem allgemeinen Interesse zuwider, also unvolkswirthschaftlich und verwerflich.

Die Eisenbahnen können bei dem Mangel concurrirender Dienste hinter gerechten Anforderungen der Transportinteressenten in mancherlei Weise zurückbleiben. Allein eine Eisenbahn ist, selbst bei unvollkommenen Dienstleistungen, immer besser als gar keine Eisenbahn. Will man möglichst rasch möglichst viele Eisenbahnen haben, so muß man jene Unzuträglichkeiten mit in den Kauf nehmen. Natürlich darf aber der Staat nicht eine Concessionspolitik treiben, welche der Entstehung neuer Eisenbahnen hinderlich in den Weg tritt.

Die Agitatoren gegen das „natürliche Monopol“ sagen vor Allem: „Die Eisenbahn leistet die Dienste so unzuträglich, unvollkommen und theuer, als sie eben will.“ Das ist nicht wahr. Denn das Anlagecapital auch der Eisenbahnen ohne Concurrenz muß bei Strafe an sich selber möglichst viele Leistungen zu verkaufen suchen, im eigensten Interesse. Leistungsqualität und Preishöhe haben also schon hierdurch ihre Aufgabe und beziehendlich Grenze. Das sehr mächtige Gebot zunächst marktmäßiger Verzinsung des Anlagecapitals, sodann aber die drängende Aufgabe möglichst hoher Verzinsung wirken bei der Qualität der offerirten Leistungen und Preise an sich schon bestimmend. Je größer das rentabel zu machende Capital ist, desto mehr ist die Eisenbahn gezwungen, all ihr Sinnen auf die Auffindung solcher Preise zu richten, welche die höchste Rente geben. Die Preise werden also immer, versteht die Eisenbahn ihr eigenstens Interesse recht, wohlfeil sein, sie können nie unmäßig hoch sein. Es besteht hier geradezu das Gesetz, d a s i n e i n e m b e s t i m m t e n U n t e r n e h m e n a n g e l e g t e m a t e r i e l l e C a p i t a l m a c h t s i c h a l s U r s a c h e d e s n o t h w e n d i g e n u n d m ö g l i c h e n A n g e b o t s v o n L e i s t u n g e n a u f d e m M a r k t e s e l b e r C o n c u r r e n z, e i n e r l e i o b e s i n e i n e r o d e r i n v e r s c h i e d e n e n H ä n d e n i s t. Eine Eisenbahn wird immer das Bestreben haben, nicht nur ihren inneren Betrieb zu vervollkommnen, sondern auch den Wagenpark so zu verstärken, daß sie jeweiligen hohen Conjuncturen gewachsen ist, und ruckweise andringende Frachtmassen bewältigen kann. Sie nimmt wohl auch Anleihen hierzu auf. Das eine Jahr bringt eine Conjunctur für Getreide, das andere für Kohlen und Eisen, das dritte für Baumaterialien. Je mehr sich das Betriebscapital vermehrt, desto größer wird der Zwang, es auszunutzen, auch wenn die Conjunctur vorüber ist, einfach weil sich müßig stehendes Capital nicht verzinst, sondern selbst aufzuzehren beginnt. Die Eisenbahnen erfahren und ersehen recht wohl, daß möglichst niedrige Preise die Rentabilität am meisten unterstützen und den Verkehr steigern. Auf diese Wohlfeilheit wirken die verschiedensten Momente. Jeder leer zurück zu gehen gezwungene Train ist ja eine Schmälerung der Rente, jedes neu zulegende Gleis und der demzufolge vergrößerte Wagenpark vermehrt das Anlagecapital und fordert Verzinsung, also Frachtgüter in erhöhtem Umfange. Die Statistik beweist dies auch mit unwiderleglichen Zahlen. —

Im Jahre 1853 waren von den 401,1

Meilen, welche das preußische Eisenbahnnetz umfaßten, 106,3 Meilen, also 26,6 Procent doppelgleisig, 1861 von den 762,6 Meilen preußischer Bahnen 238,9 Meilen oder 31,4 Procent. Die zusätzliche Leistungsfähigkeit, das heißt das zusätzliche Leistungsangebot, welches im Doppelgleise liegt, war also für jede Meile Eisenbahn im Verhältniß von 26,6 zu 31,4 oder um fast 15 Procent gestiegen, obgleich 361,5 Meilen neuer Eisenbahnen, großentheils eingeleisiger Zweigbahnen, die sich noch in der ersten Entwicklungsperiode befanden, hinzugekommen waren. Im Jahre 1853 kamen auf 100 Meilen Bahnlänge 158 Locomotiven, 1861 dagegen 185, die Zugkräfte hatten sich also in diesen 8 Jahren trotz der vielen hinzugekommenen neuen Bahnen im Verhältniß zur Bahnlänge um 17 Procent vermehrt. Der auf sämmtlichen preußischen Eisenbahnen vorhandene Güterwagenpark repräsentirte eine Tragfähigkeit: 1853 von 2586 Centner pro Meile Bahnlänge, 1861 von 4939 Centner pro Meile Bahnlänge. Kein Industriezweig dürfte sich neben die Eisenbahnen stellen können, welcher im Laufe von 8 Jahren das Angebot verdoppelt hätte. Und doch genossen die Eisenbahnen ein „natürliches Monopol.“ Vor Allem haben die Eisenbahnen ihr Streben noch dahin zu richten, **Rückfrachten für die leer zurückkommenden Fahrzeuge zu gewinnen**. Von den 111,581 Achsenmeilen, welche die Güterwagen auf den preußischen Eisenbahnen 1853 durchliefen, legten sie 50,002 Achsmeilen oder 44,8 **Procent unbeladen** zurück, von den 157,226 Achsmeilen, welche sie 1861 durchliefen, blieben 74,486 oder 47,4 Procent unbeladen, 1860 sogar 49 Procent! Die großen Industriecentren ziehen Massengüter im großen Maßstabe an sich, und versenden von sich aus gewöhnlich meist nur Stückgüter. Hier liegt eine Aufgabe der Zeit. Die Lösung ist bereits gefunden, wenn auch noch nicht übernommen und durchgeführt — sie liegt in der Dünger- und Aschenausfuhr über das weite Land, bekanntlich eine der größten Fragen der Zeit, zuerst von Liebig angeregt. Derselbe findet in dieser Art Rückfracht die einzige und natürlichste Lösung des socialen Problems, welches nach seiner Ansicht droht durch die allmälige Aussaugung der Aecker, deren Erträge die großen Städte massenhaft verzehren, ohne bisher die wiederabgesetzten Stoffe den Aeckern zurückzugeben, so daß bei dem Mangel an Wiederersatz der dem Boden entzogenen Stoffe die Hungersnoth künftiger Geschlechter zu befürchten sei.

Seit Jahrhunderten werden dem Boden fortwährend durch die Ernten Stoffe entzogen, die zu Millionen Centnern in den Düngergruben der Städte liegen oder wohl gar, wie in London und Paris, meist in die Flüsse gehen, also nicht zurückkehren. Wohin soll das, fragt Liebig, endlich führen? Die Düngerfrage ist ein zumeist von den Eisenbahnen zu lösendes Problem. Der Einpfennigtarif, dem viel zu große Wunder zugeschrieben worden sind, thut hier gar nichts.

Ein Hinderniß für die Gewinnung von Rückfrachten liegt in den bestehenden Beschränkungen der freien Tarifirung, Beschränkungen, welche auf das Gleichheitsprincip zurückgehen, und doch ist in der Preisbestimmung nichts ungleicher als die Gleichheit.

Die Transportinteressenten klagen weiter alle Tage, daß die Eisenbahneigenthümer ihr wahres Interesse, welches in der Güte und Wohlfeilheit der Leistungen der Eisenbahnen seine sicherste Wahrung fände, nicht erkennten, und daher auch nicht dafür sorgten, daß die Verwalter der Eisenbahnen das wirkliche Interesse der Eigenthümer verfolgten. Die Klage ist begründet, aber die vorgeschlagene Abhilfe ist falsch.

Während man in den ersten Zeiten der Eisenbahnen auf's Gerathewohl Männer zu Directoren nahm, denen man grade Vertrauen schenkte, Baumeister, Beamte oder Kaufleute, welche die Leitung der Transportunternehmungen wohl gar als Nebensache behandelten und daraus jener vielbeklagte Bureaukratismus entstand, hat sich in neuerer Zeit für das Gewerbe der Eisenbahnleitung eine neue Art technischer Vorbereitung gebildet. Aus dem Beamtenpersonal kommen jetzt viel tüchtige Directoren. Die Erfahrungen haben überall gebildet und die Einsicht geschärft. Und sehr natürlicher Weise behaupteten jenen Klagen gegenüber die Eisenbahnen, diese ihnen abgesprochene Einsicht wohl zu besitzen. Nur wäre es gut und das Richtige, wenn die Agitatoren Erkenntniß der wahren Interessen unter den Eisenbahneigenthümern, den Actionären, zu verbreiten sich bemühten. Statt

dessen aber schlagen sie vor: das Gesetz oder die Bureaukratie solle die mangelhafte Einsicht die Eisenbahneigenthümer ersetzen und das schlagen — Kaufleute vor, welche gelernt haben sollten, daß staatliche Reglementirerei mehr Uebel anrichtet als verhindert, und am wenigsten Das herbeiführt, was die Einsicht der Actionäre, wenn sie ihr Interesse lebhaft verfolgen, und was die Concurrenz allein herbeiführt.

Selbstverständlich können die natürlichen Monopole eben so ausgenutzt werden als die künstlich geschaffenen, entweder monopolistisch mit hohen Preisen, langsamem Umsatz und kleinem bequemen Betriebe, oder wirthschaftlich mit niedrigen Preisen, raschem Umsatz und umfangreichem Betriebe, je nach der volkswirthschaftlichen Einsicht der Direction und dem wirthschaftlichen Bildungsgrade des Volkes.

Im erstern Falle ist es eine Verkennung oder Unkenntniß der Harmonie der Interessen, denn wenn die Eisenbahnen ihre Interessen wohl erkennen, so wird die durch ihre Interessen dictirte Gestaltung des Betriebes und der Transportpreise jederzeit die Bedürfnisse des Publicums auf das Beste und Reichlichste zu befriedigen suchen.

Herrscht eine richtige Erkenntniß des Wesens der Actiengesellschaften, so wird das „bureaukratische Wesen," gegen welches das Publicum hauptsächlich Klage erhebt, sich nicht breitmachen können.

Die beschränkte Haftbarkeit der Actionäre — mit unbeschränkter Haftbarkeit würden die meisten Eisenbahnprojecte gar nicht zur Ausführung gelangen — macht, daß diese großen Unternehmungen mit großem festgelegten Capital durch ein verhältnißmäßig kleines Betriebscapital nutzbar gemacht werden sollen. Die beauftragten Verwalter entbehren, da sie zunächst fremdes Eigenthum unter Verwaltung haben, jenes wirthschaftlichen Lebenselementes des Selbstinteresses und der Selbstverantwortlichkeit des Eigenthümers. Sie ergehen sich deshalb nicht in speculativem Wagen, sie folgen nicht so rasch der geschäftlichen Bewegung, denn dies ist eben nur dem Eigenthümer eigen. Es ist dies nicht anders möglich, sie verfahren nach der Natur der Sache, nach einfachen Principien und schematischen Formen. In dieser Stetigkeit wird die Verwaltung dem Eigenthümer auch nicht nachtheilig. Der Umfang der Thätigkeit ist geringer, die Principien unwandelbar und einfach. Und nur einer einfachen in festen Formen sich bewegenden stetigen Thätigkeit ist die Verwaltung fremden Eigenthums gewachsen. Sie würde dem Publicum und dem Eigenthümer Mangelhaftes leisten, wollte sie sich auf Gebiete wagen, wo Alles auf rührige Thätigkeit, speculatives Benehmen und kühnes Wagen ankäme. Es liegt also gar nicht im Interesse der Eisenbahnactionäre, daß ihre Verwaltungen über das Gebiet der Fortbewegung der Güter hinausgreifen und die Functionen des Frachtführers monopolisch in die Hand nehmen. Die complicirte Verwaltungsmaschine mit ihren Beamten schließt die nothwendige Voraussetzung für die Uebernahme der Frachtführerhaftung aus, sie kann nicht so entgegenkommend gegen das Publicum, nicht so speculativ, propagandistisch in der Tarifpolitik der Einzelfrachten sein, daß sich das Frachtführergeschäft so weit ausdehnte, um durch dasselbe eine volle gleichmäßige und möglichst gewinnreiche Ausnutzung des Eigenthums der Actionäre der Bahn mit sammt ihres Wagenparks herbeizuführen. Das muß man festhalten.

Für den Eigenthümer der Eisenbahn ist das Frachtführergeschäft zehnmal wichtiger, als Mittel gewinnreicher Ausnutzung seines Eigenthums, denn als unmittelbarer gewinnbringender Erwerbszweig. Für seinen Vortheil ist daher um so besser gesorgt, in je geschickteren Händen sich das Frachtführergeschäft befindet. Je freier und umfangreicher die Concurrenz unter den Frachtführern ist — die seine Käufer und Consumenten, nicht seine Concurrenten sind — um so besser befindet sich der Verkäufer (von Leistungen, die Bahn). Nicht die Ausdehnung der Thätigkeit der Verwaltung auf möglichst viele Geschäftszweige, um an jedem etwas zu verdienen, sondern die möglichste Rentabilität des fest angelegten Capitals durch die schwunghafteste, regelmäßigste und vollste Ausnutzung der im Eigenthum der Gesellschaft befindlichen Mittel des Gütertransports liegt im Interesse der Actionäre. Und in der Hand dieser liegt es nun, das Frachtführergeschäft ganz frei zu geben auf ihren Gleisen, anstatt es in der monopolischen Gewalt der Verwaltung zu belassen, und so also die Reform durchzusetzen. Und

diese wirthschaftliche Reform des Güterbetriebs, welche die Thätigkeit der Eisenbahnverwaltungen auf ein möglichst enges Maß beschränkt, und nunmehr statt dessen das freie Privatgewerbe dafür eintreten läßt, entspricht auch in Wahrheit dem eigensten Interesse der Actionäre. Für die Transportinteressenten ist also der richtige Weg zu ihrem Ziele der, sich an die Wissenschaft und sodann an die Erkenntniß der Actionäre und Bahnen zu wenden, und alsdann werden die Gegner, die dies aus Mißverständniß sind, zu mächtigen Verbündeten sich umwandeln. Mit der Frage der Haftungspflicht werden auch eine ganze Menge Fragen, welche die wirthschaftlichste Einrichtung der Frachttarife betreffen, einfach und für alle Interessenten zufriedenstellend gelöst werden, da mit dem Frachtführergeschäft auch die Bestimmung des Preises für den Transport jeder einzelnen Waare in die Hände des frei concurrirenden Privatgewerbes kommt. Hierin liegt die Aufgabe der Zukunft.

Marschall Pelissier,

Herzog von Malakoff.

Am 22. Mai dieses Jahres hat der Tod den Marschall Pelissier, eine der berühmtesten Persönlichkeiten der französischen Armee, wie ihn der Präsident des Senats in einem ihm gewidmeten Nachruf bezeichnet hat, von seinem Gouvernementsposten in dem noch immer nicht colonisirten Algier abgerufen.

Aimable Jean Jacques Pelissier war zu Maromme im Departement der Seine Inférieure am 6. November des Jahres 1794 geboren. 1814 trat er in die Artillerieschule Prytaneum zu La Flèche ein, ging von da nach Verlauf von zwei Monaten in die berühmte Militärschule von St. Cyr über und wurde bereits den 15. Mai 1815, zwei Tage nach dem Einzuge des von der Insel Elba zurückkehrenden Kaisers in Frankreichs Hauptstadt, zu einem Unterlieutenant in der Artillerie der königlichen Garde ernannt. Kurz darauf zu dem 57. Linienregimente versetzt, wurde er dem am Rheine aufgestellten Observationscorps zugetheilt, ohne jedoch mit in's Feuer zu kommen. Als die Bourbons zurückgekehrt waren, wurde Pelissier zwar anfangs zur Disposition gestellt, später indessen wieder in die Armee aufgenommen, um nach einer glänzend absolvirten Prüfung 1819 dem vom Marschall Gouvion de St. Cyr gegründeten Generalstab beigegeben und nach wenig Monaten als Aide-Major (Regimentsadjutant) in das Regiment der Meurthe-Husaren versetzt zu werden, bei dem er bis zum Jahre 1823 diente. In diesem Jahre dem Generalstabe der Pyrenäenarmee zugetheilt, erhielt er als Adjutant des Generals Grundler im spanischen Feldzuge die Feuertaufe, that 1827 bei einem Gardeinfanterieregimente Dienste und wurde 1828 als Capitän wiederum dem Generalstabe unter dem General Durvieu überwiesen, als dessen Adjutant er 1828 bis 1829 den Feldzug in Griechenland mitmachte, wo er sich namentlich bei der Belagerung des Schlosses Morea auszeichnete. 1830 betheiligte er sich als Schwadronschef an der Eroberung Algiers und ward daselbst 1831 Adjutant des Generals Clement de la Romière; 1832 war er Adjutant des Generals Pelet während der Antwerpener Expedition, kam 1833 zum Kriegsdepot in Paris und diente von 1836 bis 1839 unter dem Range eines Majors als Adjutant des Generals und Präsidenten des Infanterie- und Cavalleriecomitees Reille im Generalstabe. Mit dem Anfange des Jahres 1839 zum Stabschef einer Cürassierdivision an der Nordgrenze ernannt, erhielt er bald den Grad eines Obristlieutenants und wurde Ende desselben Jahres vom General Schramm zu dessen Stabschef in Algerien erwählt. Hier betheiligte sich Pelissier, 1842 als Oberst zum zweiten Stabschef der algerischen Armee befördert, an den fast alljährlich stattfindenden Zügen und Kämpfen, besonders 1844 an der Schlacht am Isly, und räucherte 1845 in der Dahra durch die Erstickung des ganzen Stammes der Beni Ramah, der sich mit seinen Weibern, Kindern und Thieren in die Grotten von Freschieh geflüchtet hatte, seinem Namen eine Schmach an, die sich „mit allen Wohlgerüchen Arabiens" so wenig vertreiben läßt, als die Blutflecken von den Händen der Lady Macbeth. Mit diesem entsetzenerregenden Vorgange, von dem der Freiherr von Maltzan in seinem „Drei Jahre im Nordwesten von Afrika*)" eine ausführliche und von dem tiefsten Mit-

*) Reise in Algerien und Marokko. 4 Bände. Lpz. 1863.

gefühl dictirte Schilderung gibt, hallte auch Pelissier's Name zuerst durch ganz Europa.

Sein unmenschliches, unerhört grausames Verfahren, das den Kriegsgebräuchen einer civilisirten Nation vollständig zuwider war, rief in Frankreich, wie in der ganzen gebildeten Welt, Kundgebungen des größten und gerechtesten Unwillens hervor. Ueberall wurden Stimmen der Mißbilligung laut, ja, die französischen Kammern machten es sogar zum Gegenstand einer Interpellation und der damalige Kriegsminister, Marschall Soult, fühlte sich gleichfalls gedrungen, sein Bedauern über das schreckliche Ereigniß und seinen Tadel über dessen Urheber in den entschiedensten Worten auszusprechen. Der Marschall Bugeaud erklärte jedoch, sein Untergebener habe lediglich seinem ausdrücklichen Befehle gemäß gehandelt, und deckte ihn mit seiner eigenen Verantwortlichkeit. In dem darauf folgenden Jahre avancirte auch Pelissier ohngeachtet alles Lärmens zum Generalmajor (Maréchal de camp), erhielt 1848 das Divisionscommando zu Oran und stieg im April des Jahres 1850 zum Divisionsgeneral auf. Seit 1848 bis 1854 war er, mit Unterbrechung des Jahres 1851, Generalinspector der algerischen Infanteriearrondissements Nr. 17, 18, 20 und 24, und dreimal (1850, 1851 und 1854) interimistischer Generalgouverneur von Algerien. Als er die Nachricht vom Staatsstreich (am 2. December 1851) erhielt, proclamirte er den Belagerungszustand über die Colonie und erklärte, „daß er entschlossen sei, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Ordnung im Innern und nach außen aufrecht zu erhalten.“ Im Jahre 1852 wurde ihm der Auftrag, die erste Expedition gegen die Kabylen zu leiten, und bei dieser Gelegenheit zeigte sich sein bedeutendes Feldherrntalent und seine große Unerschrockenheit und Tapferkeit in dem glänzendsten Lichte. Die Erstürmung der am Rande der algerischen Wüste gelegenen Stadt Laghuat, wo ein aus dem Tell verjagter Marabut den heiligen Krieg predigte, mit seinem aus nur 6000 Mann bestehenden Corps, lenkte die Aufmerksamkeit des Kaisers Louis Napoleon auf ihn und bahnte ihm den Weg nach der taurischen Halbinsel, wo er Anfangs nur das Commando über das erste Armeecorps, am 19. Mai 1855 aber den bis dahin von Canrobert geführten und freiwillig niedergelegten Oberbefehl über die gesammte Belagerungsarmee von Sebastopol erhielt. Schon am 7. Juni erstürmte Pelissier zwei Redouten und wagte am 18. Juni den ersten Sturm auf den Malakoffthurm, wurde jedoch diesmal von den Russen mit großem Verlust zurückgeschlagen. Nun ließ er Sebastopol Tag und Nacht mit einem Hagel von Kugeln überschütten, wie er so dicht und schwer noch niemals auf Erden gefallen war, und dies zwar bis zum 8. September. An diesem Tage, Schlag 12 Uhr, schwieg endlich der wochenlange Donner der Kanonen und in diesem Augenblicke begann der Sturm von Neuem. Den Hauptangriff richteten die Franzosen wieder gegen den Malakoffthurm, den zweiten die Engländer gegen den sogenannten Redan. Pelissier hatte die Eroberung des Malakoff dem tapfern General Bosquet anvertraut und unter dessen Führung erkletterten Mac Mahon's Leute binnen wenigen Minuten den Thurm, in dessen Innerem die in einem Labyrinth von bedeckten Gängen versteckten Russen einen verzweifelten Widerstand leisteten. Um 5 Uhr erschütterte eine furchtbare Explosion die Erde. Alles war mit Staub und Rauch bedeckt. Eine Mine war gesprungen und hatte Hunderte von stürmenden Franzosen mit ihrem General Matterouge begraben. Aber der Malakoff selbst war gerettet und blieb in den Händen der Franzosen, während die Engländer vom Redan weichen mußten. Da der hochgelegene Malakoff die ganze Stadt beherrschte, so konnten die Russen sich nicht länger halten und Gortschakoff ließ mit Einbruch der Nacht die Truppen abziehen, den Redan, die stolzen Bastionen, durch Minen in die Luft sprengen und die ganze russische Flotte, ein einziges Dampfschiff ausgenommen, in das Meer versenken. Pelissier störte seinen Rückzug nicht, um nicht in das gefährliche Gebiet der Minen zu gerathen.

So war denn die seit dem 9. October 1854 von den Westmächten zu Wasser und zu Lande belagerte starke Seefestung durch die von Pelissier unternommene Erstürmung des Malakoffthurmes gefallen. In Folge dessen ward Pelissier vier Tage später zum Marschall erhoben und erhielt, im Sommer des Jahres 1856 nach Frankreich zurückgekehrt, vom Kaiser den Titel eines Herzogs von Malakoff mit einer jährlichen Rente von 100,000 Frs.

Trotz seines bereits sehr vorgerückten Alters

vermählte sich jetzt noch Pelissier mit einer Freundin der Kaiserin, dem schönen und aus einem vornehmen Hause Spaniens stammenden Fräulein Sophia von Paniega. 1858 (nach dem Attentat Orsini's gegen den Kaiser) ging er zwar als Gesandter nach London, kam da indessen, wie es in dem sehr kühl gehaltenen Nekrologe eines englischen Blattes heißt, nur mit einem kleinen Bruchtheil des englischen Volkes in Berührung und blieb den socialen und politischen Institutionen des Landes gleich fremd, wie er es namentlich auch nicht, à la Persigny, seinem Vorgänger, verstand, bei öffentlichen Festmahlzeiten einer diplomatischen Bewunderung der „britischen Freiheit“ Ausdruck zu verleihen. Der Herzog von Malakoff war eben nichts weniger als ein Staatsmann oder Diplomat, sondern ausschließlich und durch und durch ein echter Soldat; er war ungefähr dasselbe unter dem zweiten Kaiserreich, was ein Davoust, Ney, Massena u. s. w., welche Gutzkow so richtig und treffend als „nobilitirte Corporäle“ Napoleon's bezeichnet hat, unter dem ersten Empire gewesen. Auf dem Felde der Kriegsehre, der „Gloire,“ von einer Bravour, die an Tollkühnheit grenzte, und von der größten Rücksichtslosigkeit, wo es sich um die Erreichung des einmal gestellten Zieles handelte, war es ihm auf dem schlüpfrigen Boden des Hoflebens unbehaglich und konnte sich seine oftmals in Grobheit ausartende Aufrichtigkeit nicht heimisch fühlen. „Schon in seiner frühesten Jugend,“ erzählt ein Correspondent der Kölner Zeitung, „als der spätere Marschall (es war noch unter dem ersten Kaiserreich) ein Gymnasium in Belgien besuchte, zeichnete er sich durch sein abgeschlossenes, rauhes und barsches Wesen aus. Wie auch heute, so hatte er schon damals keinen Freund, wenn er auch die, welche er früher gekannt, nie vergaß und, man muß ihm dies lassen, selten oder nie in späteren Jahren einer seiner ehemaligen Kameraden eine Fehlbitte bei ihm that. Mit seiner Umgebung ging der Marschall auf fürchterliche Weise um. Die Anekdoten, die man darüber erzählt, sind zahllos, aber die, welche die Geduld verloren und ihm die Zähne wiesen, traf nur selten sein Zorn, niemals seine Rache. Wenn man ihm entgegenzutreten wußte, ihm die Münze zurückgab, mit der er freigebig um sich warf, so lenkte er ein und gab klein bei, und es war, als wenn der Mann, der so oft dem Tod in's Auge gesehen, zufrieden war, daß man ihm trotzte und die Stirn bot. Es ist natürlich, daß sich sein Charakter mit den Jahren verschlimmerte, sein barsches Wesen eher zu- als abnahm, und er sowohl in London, wo er Botschafter war, als auch später, wo er sich über Spanien nach Algerien begab, sich Extravaganzen hingab, deren Folgen sehr ernst hätten werden können.“

Pelissier wurde denn auch bald wieder aus London abberufen, um mit der bei Nancy zusammengezogenen Ostarmee den Rhein zu decken. Durch eine Ordonnanz vom 22. April 1859 in den Generalstab Louis Napoleon's während des italienischen Krieges gerufen, bekleidete er nach dem Frieden von Villafranca (am 8. Juli 1859) eine kurze Zeit den Posten eines Großcanzlers der Ehrenlegion. Als Cialdini die Unverschämtheit hatte, sich seines Sieges über den berühmten französischen General Lamoricière (der als treuer Katholik dem Papste seinen Degen angeboten und an der Spitze einer kleinen, aus Freiwilligen aller Länder gemischten Armee eine Stellung bei Ancona genommen hatte, um das weitere Vordringen der Insurgenten im Kirchenstaate zu verhindern, von einer sardischen Armee unter Cialdini aber bei Castelfidardo verrätherisch überfallen worden war) als eines Sieges der Italiener über Franzosen zu rühmen, schrieb ihm Marschall Pelissier einen offenen Brief, worin er ihm sagte, er sei bereit, ihm das Certificat der Ehrenhaftigkeit mit dem Stiefelabsatze zu geben.

Im Jahre 1860 wurde der Herzog von Malakoff zum Generalgouverneur über Algerien ernannt, wo, wie bereits gesagt, der Tod am 22. Mai seinem thatenreichen Leben ein Ziel setzte. Seine sterblichen Ueberreste sind durch eine Deputation auf dem „Christoph Colomb“ nach Frankreich gebracht worden.

Da Pelissier außer einer Tochter keine weiteren directen Erben hinterlassen, so ist sein Titel wie die daran geknüpfte Dotation von 100,000 Frcs. Renten erloschen.

Das Telegraphennetz in Australien.

Obgleich derjenige Erdtheil, der von der Natur hinsichtlich des Thier- und Pflanzenreichs am stiefmütterlichsten bedacht worden ist, hat Australien doch die Geschenke

aller Erdtheile auf das Dankbarste aufgenommen, so daß der wahrhaft wunderbare Aufschwung der australischen Colonien zu den interessantesten Thatsachen der neuesten Geschichte gezählt werden muß. Obgleich am Ende der Welt liegend, findet man hier doch alle Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens, das in Folge der großartigen Erfindungen der Neuzeit wunderbar rasch aufgeblüht ist. So besitzen denn auch die australischen Colonien ein ausgedehntes Telegraphennetz, das sich über einen Raum von mehr als 530 Meilen längs der besiedelten Süd- und Ostküste erstreckt bis zu den nördlichsten Ansiedlungen in Queensland.

Die Anlegung der Telegraphen ist von den Regierungen der verschiedenen Provinzen besorgt worden; diesen kommen daher auch die Einnahmen zu gut. Südaustralien hatte im Mai 1863 30 Stationen mit fast 200 geographischen Meilen Linien, Victoria 62 Stationen mit 572 Meilen Linien, Neusüdwales 46 Stationen mit 624 Meilen Linien und Queensland 9 Stationen mit 32 Meilen Linien. In der letzteren Provinz geht man mit einer bedeutenden Erweiterung der Telegraphenlinien um. Das Colonialparlament hat eine Summe von mehr als einer Million Thaler bewilligt für die Ausdehnung der Telegraphenleitung bis zum Albert River im Golf von Carpentaria und von hier will man ein Cabel bis zu den holländischen Colonien auf den Sundainseln legen, also Ostindien mit Australien verbinden.

Die Zahl der Depeschen, die im Laufe eines Jahres auf den australischen Linien befördert werden, beträgt 400,000 und die Einnahme 530,000 Thlr.

Man kann sich denken, welche große Schwierigkeiten man bei der Anlage der Telegraphenleitungen zu überwinden hatte, da die Ansiedlungen so weit auseinanderliegen. Sie steigerten sich um so mehr, je mehr man sich den Grenzen der einzelnen Colonien näherte, und vorzugsweise in der Sandwüste Coorong, die Südaustralien von Neusüdwales trennt. Die jüngsten Ansiedlungen in Westaustralien, in der südwestlichen Ecke des Continents, genießen noch nicht die Vortheile der telegraphischen Verbindung mit den übrigen Provinzen und werden dieselben wohl auch noch lange entbehren müssen, da sie im Osten durch eine als fast unpassirbar erscheinende Wüste, das Nuytsland, begrenzt sind. Bei einer dieser Siedlungen an der Georgsenge läuft jedoch die englische Post, die monatlich von Pointe de Galle nach Melbourne abgeht, an. In diesem Hafen liegt ein Dampfschiff der Colonie bereit, um sofort die für Australien bestimmten Briefschaften aufzunehmen und nach Adelaide abzugehen. Adelaide ist daher die erste Stadt, welche die Nachrichten aus Europa erhält. Von hier werden die wichtigen Nachrichten sofort durch den Telegraphen nach Melbourne, Sidney und den andern Hauptplätzen übermittelt.

In Tasmanien verbindet eine Telegraphenlinie die beiden Hauptorte Launceston und Hobarttown, sowie die dazwischenliegenden Ortschaften; sie erstreckt sich gegen Norden bis Georgetown am Tasmar River. Früher verband ein untermeerisches Cabel Tasmanien mit Victoria, doch wurde das Cabel bald unbrauchbar und ist nicht wieder ausgebessert worden, weil die Beschaffenheit des Meeresbodens doch keinen langen Bestand versprach. An einer andern Stelle aber wäre diese Verbindung leichter herzustellen und zu unterhalten. Die geringste Breite der Baßstraße beträgt kaum mehr als sechsundzwanzig Meilen und dabei sind noch verschiedene Inseln zu benutzen. Eben so günstig ist die Tiefe des Meeres, die wenig über 300 Fuß hinausgeht.

Die Entfernung zwischen Suez und Adelaide, den Endpunkten der Telegraphennetze der beiden Antipoden, wird von den Dampfschiffen in 30 bis 35 Tagen zurückgelegt. Nach der Eröffnung der telegraphischen Verbindung zwischen England und Ostindien wird sich diese Zeit auf die Hälfte oder wenigstens auf 20 Tage verringern, aber bei den so überaus wichtigen Handelsbeziehungen, die zwischen den australischen Colonien und dem Mutterlande herrschen, wird selbst diese sehr bedeutend abgekürzte Verzögerung des brieflichen Verkehrs noch sehr schmerzlich empfunden werden.

Schon 1859 dachte man an eine telegraphische Verbindung zwischen Australien und Ostindien. Als Ausgangspunkt hatte man die Ostküste von Java gewählt und ebenso sollte das Cabel auf der Ostküste von Australien bei Brisbane an der Mortonbai, der nördlichsten Stadt von Queensland, landen. Die Länge des Cabels veranschlagte man auf 745 Meilen, doch konnte das Tau wegen der dazwischenliegenden Inseln in fünf Strecken

von fast gleicher Länge gelegt werden. Dieses Project war aber verfrüht, da zu jener Zeit erst die Besiedlung des ungeheuern Gebietes von Queensland ihren Anfang nahm. Außerdem stellten sich der Ausführung gewaltige natürliche Schwierigkeiten entgegen. Die Ostküste Australiens ist nämlich von gefährlichen Riffen umgeben, der Meeresboden ist überall felsig und das Meer ist nicht tief genug. Hier wie in der Nachbarschaft der Sundainseln und Philippinen werfen die Schiffe allabendlich die Anker aus, um den Gefahren, welche die Nacht der Untiefen und Felsenriffe wegen bringen würde, zu entgehen. Beim Lichten der Anker wäre eine häufige Beschädigung der Cabel unausbleiblich gewesen und deshalb mußte man den ganzen Plan aufgeben, und doch schien dies, nach den Ansichten, die man damals über das Innere des australischen Continentes hatte, der einzige Weg zu sein, der eine Verbindung mit der übrigen Welt erlaubte.

Unterdessen haben sich aber die Zeiten in Australien bedeutend geändert. Die ungemein zahlreiche Vermehrung der Heerden forderte gebieterisch die Besitzergreifung neuer Weidegründe. Um solche ausfindig zu machen, streckte man nach allen Seiten die Fühlhörner vorsichtig aus. Eben so lebhaft aber machte sich das Bedürfniß eines schnelleren Verkehrs mit Indien geltend und das war ein zweiter Grund für die ruhmvollen Unternehmungen, durch welche in den letzten Jahren ein großer Theil des Inneren von Australien aufgeschlossen worden ist. Früher glaubte man hier nur Moräste oder für einen Anbau unfähiges Land zu finden. Man hielt eine Reise von der Südküste nach der Nordküste quer durch den Continent für unmöglich und ebenso auch eine telegraphische Verbindung auf diesem Wege.

Die neuesten Forschungsreisen haben aber das Gegentheil ergeben. Man hat die Möglichkeit eines Verkehres zu Lande zwischen beiden Küsten überzeugend nachgewiesen und dadurch ist auch die Angelegenheit des telegraphischen Verkehrs mit Indien in ein anderes Stadium getreten. Da man nämlich auf dem Wege nach Norden Weidegründe von großer Ausdehnung, deren Besiedlung nicht lange auf sich warten lassen wird, gefunden hat, so ist man auf den Gedanken gekommen, die Telegraphenlinie quer durch den Continent bis zur Nordküste fortzuführen und diese als Ausgangspunkt für die untermeerische Verbindung mit Indien zu wählen. Außer daß die Anlage eines Telegraphen auf dem Lande an sich schon viel weniger schwierig ist, wird hierdurch auch die Länge der gesammten Leitung um etwa zwei Fünftel abgekürzt, sei es, daß man von der Carpentariabucht ausgeht und diese mit den nördlichsten Colonien in Queensland in Verbindung setzt, oder daß man das untermeerische Cabel am Victoria River, fast in grader nördlicher Richtung von Adelaide, landet. Auf dem letzteren Wege sind nur zwei Cabel erforderlich: das eine, ungefähr 140 Meilen lang, zwischen Java und der portugiesischen Colonie Timor, und das andere, noch nicht 88 Meilen lang, zwischen Timor und Australien. Die Leitung auf dem Lande würde ungefähr 266 Meilen lang sein, so daß die Gesammtlänge nur 494 Meilen betragen würde. Die Anlagekosten würden sich auf 1,6 Million Thaler belaufen, eine Summe, die weder für die Hilfsquellen der Colonie, noch in Aussicht auf die Vortheile, die diese Verbindung gewähren wird, zu groß ist.

So große Vortheile dieser Weg auch zu bieten scheint, so stehen seiner Ausführung doch große Schwierigkeiten entgegen, da im Innern des australischen Continentes kein Holz vorhanden zu sein scheint. Man müßte daher mit der Anlage des Telegraphen wenigstens so lange warten, bis sich auf dem Wege die Squatters mit ihren Heerden angesiedelt hätten, um den Transport des Materials zu erleichtern. Bei der Energie und dem Eifer, die sich überall in Australien bekunden, ist nicht zu bezweifeln, daß sich die Besiedlung der neuentdeckten Weidegründe gegen Norden hin in unglaublich kurzer Zeit vollziehen wird. Da sich Südaustralien um die Erforschung des Weges nach der Nordküste große Verdienste erworben hat, so ist dieser Colonie von der Regierung des Mutterlandes die Verwaltung des ganzen weiten Gebietes nördlich von ihrer bisherigen Grenze bis zum Meere und zwischen den Meridianen 129 Grad und 138 Grad östlich von Greenwich anvertraut worden, und ohne Säumen gedenkt man hier vorzugehen. Am 9. September 1863 wurde der Entschluß des englischen Ministeriums im Parlament von Adelaide verlesen und bereits am 29. desselben Monats legte die Colonialregierung ihre Entwürfe in Bezug auf die Besiedlung des neuen

Gebietes vor. Und ebenso sind bereits zahlreiche Nachfragen nach Ländereien eingegangen.

Aber trotz alledem will man, wie wir bereits im Eingange gesehen haben, mit dem indischen Telegraphen selbst nicht einmal so lange warten. In der That scheint auch die Ausführung der Leitung bis zur Carpentariabucht leichter zu sein, zumal bereits 1862 unternehmende Buschleute mit zahlreichen Viehheerden von Queensland gegen Norden aufgebrochen sind, um sich dort bleibend anzusiedeln. Das untermeerische Cabel wird hier nur um ein Geringes länger sein müssen. So viel bekannt, fehlen auf diesem Wege die 6- bis 9000 Fuß tiefen Abgründe auf dem Boden des Meeres, welche in dem Mittelländischen Meere für die Telegraphie so unheilvoll gewesen sind. Die Schifffahrt ist in dieser Gegend wenig belebt, und so droht auch dem Cabel von dieser Seite keine Gefahr.

Sicher wird die Ausführung dieses großartigen Unternehmens nicht lange auf sich warten lassen. Es ist wohl anzunehmen, daß noch vor Ablauf unseres Jahrzehnts die Elektricität ihren Weg um unsere Erde vollenden wird. Rüstet man sich ja doch mit Macht zu einem neuen Versuch, die telegraphische Verbindung zwischen der alten und neuen Welt quer durch den Atlantischen Ocean herzustellen. Desgleichen ist wiederum von der Telegraphenlinie, welche Nordamerika auf dem Wege durch Asien erreichen soll, ein großes Stück — von Omsk bis Irkutzk — fertig geworden.

Rundschau.

Theodor, König von Abyssinien. Das Hochland im Osten des Nils ist das einzige afrikanische Gebiet, in dem sich von alten Zeiten her eine christliche Bevölkerung als herrschend erhalten hat. Selbst in den Zeiten der größten Bedrängniß ist hier eine christliche Kirche geblieben und ein fremdes Joch glücklich abgewehrt worden. Die kriegerischen Stämme der Gallas haben einzelne Gebiete erobert, der Kern des Landes hat seine Unabhängigkeit behauptet. Von Macht hat freilich seit Jahrhunderten nicht mehr die Rede sein können. Zuerst durch religiöse Wirren geschwächt, welche jesuitische Glaubensboten anzettelten, ist Abyssinien später auch durch politische Parteiungen zerrissen worden, und in verschiedene Provinzen auseinander gefallen, über deren Statthalter der in Gondar residirende König gar keine Macht gehabt hat. Acht solcher Provinzen haben sich eine feste Sonderexistenz errungen: Tigre, Amhara, Schoa, Gurague, Kambwat, Inarea, Wollamo und Kaffa. In der neuesten Zeit ist aber ein glücklicher Krieger auferstanden und der Wiederhersteller des alten abyssinischen Reichs geworden.

Theodoros, in seinem früheren Leben Kasai genannt, ist vor etwa fünfzig Jahren geboren worden. Seine Mutter war ein armes Mädchen, das auf dem Markte von Gondar Gemüse feilbot. Sie gefiel einem Diener des Negus (Königs), wurde dessen Frau und gebar ihm diesen Sohn. Zum Krieger ausgebildet, zeichnete sich Kasai im Kriege gegen die Aegypter aus und erhielt zum Lohne dafür eine Tochter des Herrschers von Amhara zur Frau. Zwistigkeiten mit seiner herrschsüchtigen Schwiegermutter zwangen ihn zur Flucht, aber er fand eine Partei und konnte sich zum Statthalter der Provinz Dembea am Tzanasee aufwerfen. Im Jahre 1852, als sein Schwiegervater ein Heer gegen ihn ausschickte, erfocht Kasai seinen ersten Sieg. Im nächsten Jahre wurde ihm ein noch größerer Erfolg zu Theil, da ein zweites Heer seines Schwiegervaters Ras Ali, obgleich Hilfstruppen aus Tigre sich mit ihm verbündet hatten, seinem Schwerte erlag. Kasai war nun der Herr des ganzen mittleren Theils von Abyssinien. Sein wachsender Ehrgeiz gab ihm den Gedanken ein, eine alte abyssinische Sage für sich zu benutzen, nach der ein König Theodoros den alten Glanz des Reiches auffrischen, die gesammelten Kräfte desselben gegen die Mohamedaner führen und Mekka und Medina erobern wird.

Um zu seinem Ziel der Alleinherrschaft über Abyssinien zu gelangen, gewann er die einheimische Geistlichkeit für sich. Seit 1830 waren fremde Glaubensboten im Lande erschienen, protestantische und katholische. Die Protestanten gaben keinen Anstoß, aber die Katholiken begannen gleich wieder das alte Spiel und suchten die unabhängige abyssinische Kirche in den großen katholischen Verband hineinzuziehen. In Tigre faßten die Letzteren

festen Fuß und auf ihr Anstiften wurden die Protestanten von dort verjagt und die einheimischen Priester rücksichtslos behandelt. Kasai, der sich von dieser Zeit an Theodoros zu nennen anfing, lud den abyssinischen Patriarchen zu sich nach Gondar ein und machte dem beleidigten Würdenträger den Aufenthalt dadurch angenehmer, daß er die katholischen Sendboten verjagte. Der Patriarch verband sich nun mit dem König zur Wiederherstellung der alten Kirche und des alten Reichs. Durch dieses Bündniß aufgemuntert, forderte Theodoros von Tigre Tribut und überzog das Land mit Krieg, als er eine abschlägige Antwort erhielt. Eine einzige Schlacht bei Debreski machte ihn 1855 zum Herrscher von Tigre und im nächsten Jahre eroberte er auch Schoa. Diese drei Gebiete, Amhara, Tigre und Schoa, hielt er sicher in der Hand. Seine Kämpfe mit den Gallas sind bis jetzt nicht entscheidend gewesen, wie er auch den Aegyptern die Grenzprovinz Takka noch nicht hat abnehmen können. Die Franzosen haben ihm 1860 und 1861 durch Aufstellung eines Gegenkönigs Agmu Negussi zu schaffen gemacht. 1860 hat Theodoros diesen Gegner in einer Schlacht überwunden, 1861 gefangen und getödtet. Er hat den Sclavenhandel abgeschafft, ermuntert den Erwerbsfleiß und sucht Handelsverbindungen mit dem Sudan und den Europäern anzuknüpfen. Er ist nach Krupf's Schilderung von mittlerer Größe, und hat eine schwarzbraune Farbe und einen scharfen Blick. Freundlich und herablassend gegen seine Untergebenen, ist er ein gerechter Richter, ein Wohlthäter der Armen, und ein Freund der Europäer.

Der Handel von und nach Indien. Nach den neuesten officiellen Angaben über den Schifffahrts- und Handelsverkehr der beiden Präsidentschaften Madras und Bombay für das Jahr 1862/63 kommen für den alten Verkehrsweg zwischen dem Orient und Occident, den persischen Golf und Euphrat, auf Madras eine Ein- und Ausfuhr von 321,419 Thaler und auf Bombay eine solche von 7,691,607 Thaler, im Ganzen also ein Werth von 8,013,026 Thaler, oder ungefähr der hundertste Theil des gegenwärtigen Handels zwischen dem Orient und Occident. Wahrlich, wenn im Alterthum der Handel auf dieser Straße nicht in Vielem bedeutender gewesen wäre, so hätte das alte Asien nicht seine großen Städte, deren Ueppigkeit — eben ein Ausfluß des lebhaften Handelsverkehrs — uns noch heute in Erstaunen setzt, aufzuweisen.

Auf diesem Wege brachten die serischen Kaufleute, die Seidenhändler der alten Welt, die kostbaren Seidenstoffe des Morgenlandes auf die Märkte von Babylon und Nisibis in Mesopotamien, und hier fanden sich die Haupthandelsleute der alten Welt, die Phönizier, ein, um die Luxuswaaren des Orients über die Häfen des Mittelmeeres im vorderen Asien nach dem Osten Europa's zu führen. Aber grade diese Luxuswaaren, die viele Jahrhunderte hindurch dem Handel auf dieser Straße, auf der die Karawanen 243 Tage brauchten, um an die syrische Küste zu gelangen, seinen Glanz und seine große Bedeutung verliehen, sind heute fast ganz aus dem Handel verschwunden. Sollte man glauben, daß Indien auf diesem Wege in dem angegebenen Jahre nur für 16,000 Thaler Seidenwaaren und für 151,220 Thaler der kostbaren Gewebe von Kaschmir, die man zwar heute bei uns, was die Schönheit der Farben und Eigenthümlichkeit der Muster anbetrifft, in schöneren und geschmackvolleren Zeichnungen anfertigt, ohne aber die Feinheit, das Milde und Behagliche der echten Stoffe zu erreichen, ausgeführt hat. Jede Modewaarenhandlung von nur einiger Bedeutung in London und Paris würde erröthen, wenn sie im Jahre nicht mehr von diesen Luxuswaaren, die heute keinesweges nur ein Privilegium der Reichen, sondern ein unentbehrliches Bedürfniß für die mittlern Classen sind, verkaufen sollte, als diese bescheidene Summe.

An Stelle dieser berühmten Erzeugnisse der alten indischen Industrie sind heute die englischen Eisen- und Stahlwaaren und ganz besonders die baumwollenen Gewebe von Manchester und Glasgow die Haupthandelsartikel geworden. Schon 500 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung wurde die Baumwolle in Ostindien zu häuslichen Zwecken verarbeitet und zwar lieferte man mit kunstlosen und einfachen Geräthen die schönsten und feinsten Gewebe, die viele Jahrhunderte lang in großer Menge den umliegenden Ländern zugeführt wurden, und selbst noch in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts in vielen europäischen Ländern heftige Klagen hervorriefen, daß sie den Ab-

satz der einheimischen seidenen und wollenen Fabricate behinderten. Während wir in Ostindien den Ursprung der Baumwollenindustrie zu suchen haben und von hier aus Jahrhunderte lang die gesammte Welt mit diesen Waaren versorgt wurde, ist es heute der Hauptabnehmer der englischen Baumwollenwaaren. Im Jahre 1856 wurden für 36,690,273 Thaler Baumwollenwaaren nach den englischen Besitzungen in Ostindien ausgeführt; dazu kommen noch für 7,830,928 Thaler Garne, in Summa also für mehr als 44½ Millionen Thaler, oder 17,48 Procent der gesammten Ausfuhr der britischen Baumwollenindustrie.

Das klingt wie ein Märchen aus tausend und einer Nacht. England liegt von Ostindien 2800 Meilen entfernt, und doch holt es hier das Rohmaterial, und obgleich die Fabricate denselben weiten Weg zum zweiten Male zurücklegen, sind sie doch wohlfeiler als die, welche in der Gegend, wo die Baumwolle gewachsen, angefertigt werden. Das ist einer der interessantesten Siege, welche die moderne Industrie durch die kolossalen Kräfte, die der Mensch durch die Benutzung des Dampfes in Thätigkeit gesetzt, errungen hat. Noch heute ist Ostindien im Besitz aller der Vortheile, die seiner Baumwollenindustrie in früherer Zeit eine so große Ueberlegenheit verliehen, aber gegen den mächtigen Hebel der modernen Industrie, den Dampf, können sie ihre alte Bedeutung nicht mehr behaupten. Aus ähnlichen Gründen kann England auch seine übrigen Waaren, trotz der bedeutenden Entfernung, die sie zurückzulegen haben, zu so billigen Preisen liefern, daß sie selbst bei den verarmten Völkern, welche die Ufer des persischen Meerbusens, des Euphrat und Tigris bewohnen, Käufer finden.

Der zweite Handelsweg nach Ostindien führt durch den arabischen Meerbusen und das Rothe Meer. Diese Straße, deren Verkehr im Alterthum einen vorher nie gesehenen Wohlstand über ganz Aegypten verbreitete, ist heute weit verödeter als die zuerst genannte. Die Ein- und Ausfuhr auf diesem Wege belief sich für Madras auf 454,520 Thaler und für Bombay auf 1,674,630 Thaler, in Summa also auf 2,129,150 Thaler, oder ein wenig mehr als ein Viertel des Handels auf dem Wege durch den persischen Meerbusen. Aus diesem Handel sind die alten Luxuswaaren Ostindiens fast ganz verschwunden und auch hier nehmen die Stahl-, Eisen- und Baumwollenwaaren Englands die erste Stelle ein. Noch unbedeutender ist der Werth der Waaren, die ihren Weg über die Landenge von Suez nach dem Mittelländischen Meere und weiter, so wie umgekehrt machen. Auf Bombay kommen 872,205 Thaler, und auf Madras gar nur 8078 Thaler oder im Summa 880,283 Thaler, das sind noch nicht ½ Procent des gesammten Handels von und nach Indien.

Der Hauptverkehr mit Indien findet auf dem Seewege um das Cap der guten Hoffnung statt, obgleich dieser Weg der weiteste und gefährlichste ist. Die Entfernung zwischen England und den Küsten von Coromandel und Malabar beträgt circa 2000 Meilen, und doch wurden auf diesem Wege im Jahre 1862/63 nach und von Indien für 182,114,877 Thaler Waaren befördert und davon kommen auf Madras 17,53 und auf Bombay 82,47 Procent.

Der Weg über die Landenge von Suez ist um 1200 Meilen kürzer als der Seeweg nach Ostindien, und doch werden auf dem letztern 206mal mehr Waaren befördert als auf dem erstern, trotzdem die Eisenbahn von Alexandrien nach Suez schon längst im Betriebe ist. Der Gewinn an Zeit, welchen der kürzere Weg über die Landenge von Suez bietet, lockt den Kaufmann nicht, da in seinen Augen das zweimalige Umladen der Waaren, das auf diesem Wege unbedingt nothwendig wird, ein viel größerer Uebelstand ist. Weiter fällt hierbei der Umstand sehr in's Gewicht, daß ein Schadenersatz für eine Beschädigung der Waaren, die so leicht durch das Umladen herbeigeführt wird, nur sehr schwer, meistens gar nicht zu erlangen ist, da die Waaren durch mehrere Hände gehen und man nicht weiß, wen man verantwortlich machen soll. Wenn auch der Transport zwischen dem Mittelländischen und Rothen Meere durch die Eisenbahn von Alexandrien nach Suez bedeutend beschleunigt und erleichtert worden ist, so ist dadurch doch keine bedeutende Belebung dieser alten Handelsstraße herbeigeführt worden, da dadurch nicht gänzlich die besprochenen Uebelstände beseitigt worden sind. Darum setzt man so große Hoffnung auf den vielbesprochenen Canal; nach seiner Eröffnung würde erst die bedeutende Abkürzung des Weges sich gel-

tend machen, da dann ein und dasselbe Schiff, ebenso wie auf dem weiten Seewege um das Cap der guten Hoffnung, die Waaren direct an den Ort ihrer Bestimmung bringen würde. Die Eisenbahn zwischen Alexandrien und Suez würde dem Weltverkehr auf dem Canal keinen Abbruch thun, sondern nur den Verkehr Aegyptens vermitteln. Wenn auch der Weg zwischen Suez und Alexandrien durch die Locomotive in 6 Stunden zurückgelegt wird, während die gewöhnlichen Schiffe auf dem Canal 20 und wohl auch 30 Stunden gebrauchen werden, so wird man doch den letztern Weg vorziehen, weil dadurch das Umladen der Waaren vermieden wird. Selbst die Reisenden und die kostbaren Waaren werden diesen Weg einschlagen, denn in einem Dampfschiffe kann er wohl in 8 Stunden zurückgelegt werden. Der Gewinn von 2 Stunden, den die Eisenbahn bietet, kommt bei der großen Länge des Gesammtweges gar nicht in Betracht, und ist viel zu unbedeutend, um die Unbequemlichkeiten der zweimaligen Aus- und Einschiffung aufzuwiegen.

Der Gesammthandelsverkehr nach und von Indien belief sich im Jahre 1862/63 auf 193,137,337 Thaler, und davon kommen auf Madras 16,93 und auf Bombay 83,07 Procent.

Die polnische Bauernemancipation. Die Ukase vom 2. März 1864 haben die Bauernfrage im russischen Polen auf eine Weise entschieden, die über alle Erwartungen hinausgeht. Unsere politischen Zeitungen haben jene Gesetze nur höchst unvollständig gebracht und wir wollen sie deshalb ausführlicher mittheilen. Einige geschichtliche Vorbemerkungen werden genügen. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte sich zwischen Edelleuten und Bauern das Verhältniß gebildet, das bis vor Kurzem in Geltung geblieben ist. Der Grundherr ließ den dritten Theil oder die Hälfte des Grundes und Bodens für seine Rechnung bewirthschaften und gewährte den Bauern von dem Rest die Nutznießung, wofür ihm gewisse Naturalabgaben und Frohnden geleistet werden mußten. Diese Gegenleistungen des Bauern, für die er durch Hutungsrechte auf dem Gebiet des Grundherrn eine gewisse Entschädigung erhielt, waren in ein Inventarium einzutragen. In einzelnen Gebietstheilen, wie in Podolien und der Ukraine, wo die Bevölkerung dünn und der Boden fruchtbar ist, befand sich der Bauer ziemlich wohl, aber in den meisten Provinzen wurde er sehr gedrückt. Die Beamten des Gutsherrn, immer Mitglieder des armen Kleinadels, schroben alle Leistungen in die Höhe, damit für sie selbst möglichst viel abfalle, und wußte der rohe, absichtlich in Unwissenheit erhaltene Bauer vielleicht auch, wo er sein Recht zu suchen habe, so mußte er sich an Behörden wenden, die für seinen Herrn viel zugänglicher waren als für ihn selbst.

In diesem Zustande änderte sich gesetzlich weiter nichts, als daß Kaiser Nikolaus nach der Niederwerfung des Aufstandes von 1831 die Frohnden auf den Domänen und den confiscirten Gütern aufhob und den Grundherren verbot, Bauern, welche mehr als drei Morgen hatten, zu verjagen und ihre Ländereien mit ihrem eigenen Gut zu verbinden. 1858 eröffnete der jetzige Kaiser seine Emancipationsmaßregeln für Polen damit, daß er die Umwandlung der Frohnden in Geldabgaben als Grundsatz aufstellte, und den Adel aufforderte, Vorschläge zu machen, wie dies den Verhältnissen am besten entsprechend ausgeführt werden könne. Die landwirthschaftliche Gesellschaft in Warschau stellte nun statistische Erhebungen an, aus denen hervorging, daß der Bauer durchschnittlich zwei bis drei Tage in der Woche frohnden müsse. Der Verein schlug vor, die Frohnden und ebenso die Naturalabgaben in Geldleistungen zu verwandeln, die der Bauer achtundzwanzig Jahre lang zu zahlen habe, worauf er aller seiner Verbindungen ledig und freier Eigenthümer werde. Der Grundherr sollte diese Geldzahlungen nicht erhalten, sondern die Regierung, und diese ihm den Capitalswerth derselben in vierprocentigen Obligationen auszahlen. Auf denselben Grundsätzen basiren unsere deutschen Landrentenbanken. Der Ausbruch des jetzigen Aufstandes verhinderte die Ausführung dieses Planes. Die sogenannte Nationalregierung erklärte in einem Decret vom 22. Januar 1863 alle Bauern für freie Eigenthümer, befreite sie von jeder Ablösungsverbindlichkeit und legte dem Staate die Pflicht auf, die Grundherren zu entschädigen. Dieses Decret hat die russische Regierung gezwungen, weiter zu gehen, als es ursprünglich ihre Absicht gewesen war, weil sie sonst die Bauern nicht zufriedengestellt haben würde.

Der Ukase sind vier. Der erste erklärt alle Ländereien, deren Nutznießung die Bauern gegenwärtig haben, für deren freies Eigenthum und hebt alle bisherigen Frohnden, Geldleistungen, Getreidelieferungen u. s. w. auf. Die Processe, die über diese Leistungen schweben, werden niedergeschlagen und dürfen nicht wieder aufgenommen werden. Wo es wüste Ländereien gibt, sollen sie unter die Bauern vertheilt werden, die sich zur Urbarmachung melden, und diejenigen den Vorzug erhalten, die sich durch Nüchternheit, Fleiß und Ordnungsliebe auszeichnen. Für die Entschädigung der Gutsherrn gelten folgende Regeln, die der dritte Ukas aufstellt. Der Tag Frohnde wird nach der Verschiedenheit des Arbeitswerths in den einzelnen Gegenden abgeschätzt auf 7½ bis 12 Kopeken, der Morgen Land auf 90 Kopeken bis 1 Rubel 20 Kopeken Jahresertrag. Von der Summe, welche dieser Tarif ergibt, wird bei Frohnden zu Gunsten des Bauern ein Drittheil, bei Getreidelieferungen ein Fünftheil abgezogen, der Rest im Verhältniß von 6 : 100 capitalisirt und dem Grundherrn in vierprocentigen Pfandscheinen ausgezahlt. Der Staat erhält sein Geld von den Bauern in Jahreszahlungen wieder. Die Hutungsrechte, die der Bauer ausgeübt hat, behält er, bis der Grundherr sie ablöst.

Von besonderer Wichtigkeit ist der zweite Ukas, der den Bauern eine Verfassung und Selbständigkeit verleiht. Bisher war der Grundherr der geborene Polizeimeister der Gemeinde und alle Richter und Verwaltungsbeamten der Bauern wurden vom Mittelabel dem Kreise des von ihm abhängigen Kleinadels entnommen. Der Ukas schafft Gemeinden und Beamte, die unter ausdrücklicher Ausschließung des Adels und der Geistlichkeit, unter Aufsicht der Regierung in Function treten. Das Dorf hat seine Gromada, Gemeindeversammlung, das Kirchspiel seine Gaina, seine Soltys und seinen Woyt. Alle diese Namen sind alt und deutschen Ursprungs, wie die Dorfverfassung selbst mit deutschen Städterechten ziemlich früh im Mittelalter nach Polen gekommen ist. In Gaina erkennt man unschwer unsere Gemeinde, in Soltys unsern Schultheiß, in Woyt unsern Vogt. Die Gaina besteht aus allen volljährigen Bauern, die mindestens drei Morgen Land besitzen, verwaltet das Gemeindevermögen, die Schulen, die Armenanstalten und vertheilt die Gemeindeabgaben, wie sie ferner alle Gemeindebeamten erwählt. Der Woyt übt die Polizeigewalt und die niedere Justiz aus. Er kann zu fünf Tagen Gefängniß und drei Rubeln Geldstrafe verurtheilen und entscheidet in den Processen, deren Object nicht mehr als dreißig Rubel Werth hat. Die Schultheißen sind seine Beisitzer. Wie man sieht, hebt diese Verfassung jede Verbindung zwischen den Bauern und dem Adel auf. Die Regierung tritt an die Stelle des Grundherrn, darin liegt die politische Bedeutung der vier Ukase, die in landwirthschaftlicher Beziehung sich als Ermöglichung einer rationellen Wirthschaft kennzeichnen.

Die Münzveränderung in Frankreich. Dem gesetzgebenden Körper liegt in diesem Augenblicke ein Gesetzentwurf vor, der die Genehmigung des Staatsraths bereits erhalten hat und auch die Stimmen der Abgeordneten für sich gewinnen wird. Die Noth treibt gebieterisch dazu. Das bestehende Münzgesetz ist noch das alte von 1803. Der Frank bildet die Münzeinheit, und zwar sowohl für Gold als für Silber. Bei beiden Metallen soll der Gehalt an Echtmetall oder die Feinheit $^9/_{10}$, die Legirung also $^1/_{10}$ betragen. Als Werthverhältniß des Goldes zum Silber ist 1 : 15½ angenommen worden. Dieses Verhältniß wurde nun durch die Entdeckung der australischen und californischen Goldfelder zu Gunsten des Silbers verändert. Zwanzig Franken in vollwichtigen silbernen Fünffrankenstücken waren mehr werth als ein goldenes Zwanzigfrankenstück. Es lohnt jetzt, Fünffrankenthaler einzuschmelzen und als Silberbarren zu versenden. Man rechnet, daß auf diese Weise dreitausend Millionen Franken in Silber dem Verkehr entzogen und nach Indien und China geschickt worden sind. Die steigenden Silberpreise ließen auch die kleineren Stücke von zwei und einem Franken in den Tiegel wandern, ohne daß das alte Verbot des Einschmelzens von Silbermünzen dagegen zu schützen vermochte. Die Goldmünzen wurden immer mehr zum Verkehrsmedium; von 1851 bis 1863 hat die Pariser Münze fünftausend Millionen Franken in Gold ausgeprägt. Von Silbermünzen erhielten sich fast nur die abgenutzten im Verkehr, wodurch der Kleinhandel in empfindlicher Weise benachtheiligt wurde. Neue Ausprägungen von Silbermünzen im Werthverhältniß von 1 : 15½ würden zu nichts geführt

haben: grade dieser noch nicht abgenutzten Stücke hatte die Speculation mit Eifer sich bemächtigt.

Abhilfen gegen diese zunehmende Verlegenheit wurden mehrere der Regierung empfohlen. Die Rathschläge gingen dahin, die Doppelwährung, nach der sowohl Gold als Silber ein gleichberechtigtes Zahlungsmittel ist, abzuschaffen. Man konnte in diesem Falle entweder die einfache Goldwährung oder die einfache Silberwährung wählen. Die Goldwährung besteht in England, wo Goldmünzen das gesetzliche Zahlungsmittel bilden und Silbermünzen bloß die Geltung einer Scheidemünze haben. Zur Silberwährung ist Holland aus Besorgniß vor einer zunehmenden Entwerthung des Goldes übergegangen; die holländischen Goldmünzen sind eine Handelswaare und der Staat, der sie prägt, überläßt dem Verkehr die Festsetzung ihres Werthes. In anderer Weise, nämlich durch Herabsetzung des Feingehalts der Silbermünzen, haben die Schweiz und Italien sich geholfen. Statt wie früher diesen Feingehalt auf $^9/_{10}$ zu normiren, ist die Schweiz auf $^8/_{10}$ und Italien auf $^{835}/_{1000}$ herabgegangen. Das neue französische Gesetz nimmt denselben Silberfeingehalt wie Italien an und bestimmt eben so auch, daß bei Zahlungen Niemand gezwungen werden kann, mehr als einen gewissen Betrag dieses schlechteren Silbergeldes anzunehmen. Das Einschmelzen der Silbermünzen wird dadurch erschwert. Es wird erst dann vortheilhaft, wenn in London, dem Abzugsorte des Silbers nach Indien und China, der Silberpreis für die Unze Standardsilber auf 65½ Pence steigt. Schweizer Münzen lassen sich erst dann mit Vortheil einschmelzen, wenn dieser Preis auf 68¼ Pence steigt.

Die Mansfelder Kupferschiefer bauende Gewerkschaft. Auf sämmtlichen Mansfeldischen und Sangershäuser Kupferschiefer-Revieren wurden im Laufe des Jahres 1863 1,459,005 Centner Erze, darunter 245 Centner Nickelerze, mit einem Aufwande von 673,874 Thlr. (pro Centner 13,83 Ngr.) gefördert. Davon kamen 1,364,272 Centner zum Verschmelzen. Das Endresultat der Verarbeitung waren 20,352 Centner Garkupfer und 16,563 Centner Raffinad, zusammen also 36,915 Centner Kupfer. Außerdem wurden gewonnen auf der Entsilberungsanstalt der Gottesbelohnungshütte 18,924 Pfund Feinsilber (1278 Pfund mehr als 1862), auf der Eckardthütte und der Kupferkammerhütte 10,165 Centner Schwefelsäure und in der Nickelscheideanstalt der Gottesbelohnungshütte 35 Centner Kupfer- und 25 Centner Nickelvitriol. Aus den alten von der Saigerarbeit früherer Zeit herrührenden Haldenschlacken wurden dargestellt 39½ Centner Kupfer und 127¾ Centner Blei. Die speciellen Gruben- und Hüttenkosten, mit Ausschluß der Generalkosten, Abgaben &c. betrugen 1,141,966 Thaler. Die Geldwerthe der am Ende des Jahres 1863 vorhandenen Naturalien, Materialien und Productenbestände berechneten sich bei sämmtlichen Rohhütten, der Entsilberungsanstalt und der Garhütte, den Revieren, Magazinen und bei der Factorei auf 1,240,730 Thaler und bei der Metallhandlung auf 156,863 Thaler, zusammen also auf 1,397,593 Thaler. Verkauft wurden im Laufe des Jahres 1863 35,403½ Centner Kupfer à 32,1 Thaler, 16,622 Pfund Feinsilber à 29,83 Thaler, 123 Centner Blei à 5,56 Thaler, 295½ Centner Nickelvitriol à 12,34 Thaler, 143 Centner Kupfervitriol à 9,26 Thaler, 10,020¼ Centner Schwefelsäure à 1,47 Thaler. Mit Einschluß einiger Nebenproducte wurde bei diesem Verkauf eingenommen 1,669,400 Thaler. Auf der Flußspathgrube bei Rottleberode wurden 63,659 Centner Flußspath für den Gebrauch der Hütten gefördert und auf der Rienstadt-Emseloher Braunkohlengrube 408,939 Tonnen Braunkohlen, von denen die gewerkschaftlichen Hütten und Gruben 27,6 Proc. verbrauchten, während der Rest anderweit verkauft wurde. Auf dem Rothenburger Kupferhammer bestand die Production in 6876¾ Centner Blech, 633¼ Centner Schalen, 917¾ Centner flache und 503¼ Centner tiefe Böden und 73¼ Centner Nagelkupfer. Von diesen 9004½ Centnern wurden 8776½ Centner verkauft, also 97,47 Proc., im Werthe von 348,615 Thaler. Auf sämmtlichen Werken waren 4769 Arbeiter (mit 9160 Angehörigen) beschäftigt. Diesen zahlte die Gesellschaft an Zuschuß für den Ankauf von Roggen und Mehl 52,939½ Thaler. Die Knappschaft hatte eine Einnahme von 70,129½ Thaler. Sie zahlte an 1325 Personen 28,401⅔ Thaler laufende Unterstützungen, und 18,083⅔ Thaler an Krankenlöhnen und Curkosten. An Bergwerkssteuern entrichtete die Gesellschaft 47,292 Thaler und an Ausbeute an die Gewerken 405,504 Thaler, so daß auf jeden der 768 jetzt bestehenden Kure 528 Thaler entfielen, eine Ausbeute, wie sie wohl wenig Bergwerke haben.

Schluß des fünften Bandes.



